image
not
available

Columbia University
in the City of New York
LIBRARY

GIFT OF
Mrs. Henry L. Pratt

Digitized by Google

Geographische
Charakterbilder

in abgerundeten Gemälden

aus der

Länder- und Völkerkunde.

Nach

Musterdarstellungen der deutschen und ausländischen Literatur

für die

obere Stufe des geographischen Unterrichts in Schulen, so wie zu einer bildenden Lektüre für Freunde der Erdkunde überhaupt

bearbeitet

von

A. W. Grube.

Dritter Theil.

Fünfte Auflage.

Leipzig:
Friedrich Brandstetter.
1864.

Digitized by Google

Henry G Buck

Digitized by Google

Digitized by Google

Henry L. Buel

Geographische
Charakterbilder

in abgerundeten Gemälden

aus der

Länder- und Völkerkunde.

Nach

Musterdarstellungen der deutschen und ausländischen Literatur

für die

obere Stufe des geographischen Unterrichts in Schulen, so wie zu einer bildenden Lektüre für Freunde der Erdkunde überhaupt

bearbeitet

von

A. W. Grube.

Neunte vermehrte und verbesserte Auflage.

Erster Theil.

Leipzig:
Friedrich Brandstetter.
1864.

Digitized by Google

910
G921

Seinem

verehrten Lehrer und Freunde

Herrn Chr. Fr. Keßlin

emerit. Oberlehrer am Lyceum zu Wernigerode

gewidmet.

Digitized by Google

Vorwort zur ersten Auflage.

Wie der eigentliche Werth und die Bedeutung der als Wissenschaft wiedergeborenen Geographie darin besteht, daß sie die Erde als ein Organ des Menschenlebens kennen lehrt, das die menschliche Wirksamkeit eben so bedingt, wie es von dieser bedingt wird, so besteht der eigentliche geistige Gewinn, den unsere Schüler aus dem geographischen Unterrichte ziehen sollen, darin, daß sie einen Blick bekommen für die Wechselwirkung des Erd- und Menschenlebens und in dieser Anschauung ihr eigenes Weltbewußtsein entwickeln. Dieses Ziel kann aber nur dann erreicht werden, wenn wir die Fundamente des geographischen Lehrganges so anlegen, daß sie alle auf ihre gemeinsame Spitze, die Kulturgeographie, die Richtung bekommen, daß die einzelnen Theile des geographischen Lehrstoffes hierin ihren Mittelpunkt, ihre vereinende und belebende Seele finden. Dies ist nun freilich leicht gesagt, doch schwer zu machen. Die Volksschule und das Jugendalter bis zum 14. Jahre überhaupt bewegt sich auf der psychologischen Stufe der Anschauung, und da ist es unmöglich, die Gesetze der Wechselbeziehung zwischen Natur und Mensch in wissenschaftlicher Allgemeinheit als solche — etwa wie sie Kohl in seinem Buche „Ueber den Verkehr und die Ansiedelungen der Menschen" zusammengestellt hat — zum Bewußtsein zu bringen, so gründlich auch

Digitized by Google

zuvor die mathematiſche, phyſikaliſche und was man politiſche Geographie nennt, die Hilfswiſſenſchaften der Geſchichte, Naturkunde u. ſ. w. abſolvirt ſein mögen. Wir werden ſo lange vergebens danach ringen, jene oberſte Spitze des geographiſchen Lehrgebäudes zu erreichen, als es an geographiſchen Charakterbildern fehlt, welche das Menſchenleben mit ſeiner Sitte, Geſelligkeit, Religion, Staatsverfaſſung im Reflex des Grund und Bodens, worauf es erwachſen, des Klimas, worin es ſich bewegt, der Thier- und Pflanzenwelt, die es umgiebt, vor die Anſchauung ſtellen, und auf konkretem Wege das geographiſche Geſetz zur Darſtellung bringen. Dieſe „Charakterbilder" müſſen einerſeits ganz individuelle, für ſich abgerundete Einzelbilder ſein, kleine Monographien, und andererſeits in einem inneren Zuſammenhange zu dem Lehrgange ſtehen, indem ſie die geographiſchen Hauptexiſtenzen zum Vorwurf nehmen, typiſch in dem Beſondern das Allgemeine darſtellen, alſo Gattungsbilder ſind. Die menſchliche Kultur in der Polar- wie in der tropiſchen Zone, in ihrem Embryo bei dem Auſtralneger wie auf ihrem Gipfel europäiſcher Ziviliſation, in der nordamerikaniſchen Anſiedelung und in der engliſchen Weltſtadt u. ſ. w. prägnant und lebendig zu ſchildern, das iſt ihr Zweck, und ſie unterſcheiden ſich dadurch von den bloßen „Landſchaftsbildern"*), die ſchon in früheren Kurſen (bei der ſogenannten phyſikaliſchen Geographie) herangezogen werden können, daß ſie auf jedes Landſchaftsbild den Menſchen ſtellen, der im Vordergrund ſtehend den Hintergrund erklärt und verſtändlich macht und zugleich von demſelben die Beleuchtung und das Relief empfängt. Eben darum aber, weil ſie den Menſchen und die Natur in ihrer Einheit auffaſſen, muß Naturkunde und Naturlehre, welche überwiegend auf das Phyſiſche den Ton legen und als Elemente der phyſikaliſchen Geographie behandelt werden müſſen, ſowie die Geſchichte, welche die Kulturſtufen der Menſchheit im Nacheinander der Zeit anſchaulich macht und überwiegend auf das Ethiſche den Ton legt, vorhergegangen ſein — ſie bilden die einzelnen Momente, welche die Kulturgeographie als der letzte Kurs in Eins zuſammenfaßt. Darum haben die Kulturbilder auch eine tüchtige

*) Nur einige wenige ſind — zur beſſern Beleuchtung ihrer Umgebung — davon mitgetheilt.

Digitized by Google

Vaterlandskunde zur Voraussetzung, und die Zeit wird hoffentlich nicht mehr fern sein, wo ein vaterländisches Lesebuch, wie das von Curtman, in keiner Volksschule fehlen wird.

Da meine „Charakterbilder" einen gründlichen geographischen Unterricht fordern und methodisch gewandte Lehrer voraussetzen, so brauche ich wohl kaum bemerklich zu machen, daß nicht mit den komplizirten Kulturverhältnissen Europas der Anfang gemacht werden darf, sondern mit den einfachsten einer Polarszene, einer Wüstennatur, einer Steppe, wo das Wechselverhältniß zwischen Boden, Pflanze, Thier und Mensch leicht in die Augen springt. Wenn ich Verwandtes zusammenstellend doch im Allgemeinen den Rahmen der Erdtheile beibehalten habe, so mag man das entschuldigen, da diese Anordnung das Aufsuchen des jedesmal Nothwendigen nicht eben erschweren wird. Indem ich viel entschiedener die ästhetische Rücksicht verfolgt habe, als es bisher in ähnlichen Werken geschehen, so habe ich auch überall ein in sich vollendetes abgeschlossenes Gemälde — nicht bloße Exzerpte — aufgestellt. Dabei habe ich aber so viel als möglich die lebendige Schilderung des Reisenden unverändert gelassen, da jede Darstellung um so eingreifender wirkt, als sie von der lebendigen Persönlichkeit getragen wird. Daß ich überall bedeutende Persönlichkeiten herangezogen, solche, die mit wahrhaft historisch-geographischem Sinne geschrieben, und daß ich nur klassische Darstellungen ausgewählt habe, das hielt ich für eine der Hauptrücksichten, die ich bei Entwurf der Arbeit nehmen mußte. Daß ich auch aus der fremden Literatur Werthvolles benutzt habe, namentlich aus der englischen und französischen, die an charakteristischen gelungenen Reiseskizzen sehr reich sind, wird man gewiß billigen. Wo mir die Uebersetzung nicht genügte, habe ich mit besonderer Rücksicht auf die ästhetische Abrundung von Neuem übersetzt, zugesetzt, weggelassen, anders gruppirt, wie es der Zweck des Buches erheischte. Je weniger dabei meine Arbeit auffällt, desto lieber soll mir es sein.

Man wird vielleicht schon nach zwei Dezennien wunderbar finden, wie es „einst" möglich war, daß vierzehnjährige Schüler wohl die Namen russischer Flüsse und Provinzen aufzuzählen wußten, aber von der russischen Kirche und dem griechischen Kultus kein Wort gehört hatten,

Digitized by Google

und wie der geographiſche Unterricht wohl die Namen ſämmtlicher Reſidenzſtädte auf dem weiten Erdenrund dem Gedächtniß einprägte, aber das Weſen und die Bedeutung auch nicht einer zur Anſchauung brachte. Es iſt indeß hohe Zeit, daß die Errungenſchaften, welche die Wiſſenſchaft durch den Genius Karl Ritter's gewonnen, auch den niedern Schulkreiſen zu Gute kommen. Dies wird mit Erfolg aber erſt dann geſchehen, wenn wir, über die abſtrakte Scheidung des geographiſchen Lehrſtoffes in topiſche, phyſikaliſche und politiſche Geographie hinausgehend, die lebendige Einheit der Kulturgeographie zu gewinnen trachten.

In der Hoffnung, mit dieſer Arbeit einen nicht unwichtigen Beitrag zu der Methodik des weltkundlichen Unterrichts geliefert zu haben, und im Bewußtſein von der Schwierigkeit einer Aufgabe, die auf einem noch wenig betretenen Felde gelöſt werden mußte, empfehle ich meine „Charakterbilder" den Freunden der Geographie zur gütigen Aufnahme, wie den ſachverſtändigen Methodikern zur nachſichtsvollen Beurtheilung.

Hard bei Bregenz, im Januar 1850.

A. W. Grube.

Digitized by Google

Vorwort zur siebenten Auflage.

Daß trotz so vieler Nachahmungen und Nachfolger eine siebente Auflage dieses Werkes nöthig wurde, mußte für mich eine Aufforderung sein, dasselbe in seiner neuen Ausgabe tüchtig fortzubilden, es abermals mit neuen werthvollen Ergänzungen zu bereichern und dagegen manches Entbehrlichgewordene zu streichen. Solche in ihrer Art unübertreffliche Schilderungen, wie die von J. G. Kohl über Petersburg, sind jedoch fast unangetastet geblieben. Gern hätte ich auf den Wunsch mancher Lehrer Rücksicht genommen, die einzelnen Abschnitte durchweg zu kürzen; aber ich konnte und mochte meinem ursprünglichen Plane nicht untreu werden, der eine vollständig ausgeführte Schilderung, eine allseitige und tiefer eindringende Darstellung des resp. Gegenstandes verlangte, welche mit den beliebten kurzen Stücklein in Lesebuchsmanier sich nicht wohl vereinigen läßt. Ein gewandter Lehrer wird nach wie vor diese Charakterbilder für seinen Unterricht praktisch auszubeuten wissen; ich meinerseits mußte neben dem Bedürfniß des Lehrers auch die Erfordernisse einer geistbildenden Lektüre für Bildungslustige überhaupt und für die reifere Jugend insbesondere im Auge behalten. Leicht hätte ich noch mehr „berühmte" Orte und Völker zur Besprechung heranziehen können; mir kam es aber nicht sowohl darauf an, Alles und Jedes, Otahaiti und Honolulu u. s. w. im Register zu

Digitized by Google

haben, als: das eine und gleiche Objekt, sei es die Polar- oder Tropenwelt, Nordamerika oder China, eindringend und allseitig zur Anschauung zu bringen — in dieser Hinsicht habe ich die Ausstattung so reich als möglich gemacht, und ich denke, meine Leser werden mir es Dank wissen.

Schließlich möchte ich namentlich meine jüngeren Leser noch bitten, durch den Reiz der lebendigen Schilderung sich nicht abhalten zu lassen, den Atlas recht fleißig bei der Hand zu haben; die rühmlichst bekannten Schulatlanten von Sydow, Stieler und Dan. Völter möchte ich besonders zum Gebrauch empfehlen.

Hard bei Bregenz am Bodensee, am 7. August 1857.

A. W. Grube.

Digitized by Google

Vorwort zur neunten Auflage.

Die vielen und interessanten Entdeckungen, welche in den letzten Jahren gemacht wurden und die Länder- und Völkerkunde bereichert haben, durften in dieser neuen Auflage nicht unberücksichtigt bleiben. Indem ältere Angaben berichtigt, neue Berichte, Schilderungen und Skizzen aufgenommen wurden, darf sich diese neue Auflage wohl eine sehr vermehrte und verbesserte nennen. Eine wesentliche Unterstützung ist dem Unterzeichneten durch Herrn G. Hirth in Leipzig zu Theil geworden, der nicht nur mit großer Sorgfalt die zweite Korrektur gelesen, sondern sich auch an der Mittheilung neuer passender Artikel betheiligt hat, wofür ich ihm hier meinen besten Dank abzustatten als eine angenehme Pflicht betrachte.

Hard bei Bregenz im Sommer 1863.

A. W. Grube.

Digitized by Google

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Vorwort V

Erster Abschnitt.

1. Bilder aus Norwegen 1
   - Der Sognefjord . . . . . —
   - Flüsse und Wasserfälle 3
   - Die „Gårds“ 4
   - Heu- und Kornernte in Norwegen 5
2. Hammerfest, die letzte Stadt im europäischen Norden 7
3. Der Lappe und das Rennthier 11
4. Die Schönheit des Polarwinters 26
5. Die Samojeden 29
6. Die Ostjaken von Obdorsk 37

Zweiter Abschnitt.

1. Petersburg 42
   - Ein Blick auf die Stadt und ihre Bewohner . . . . . —
   - Der Petersburger Winter 56
   - Die Newa 61
2. Charakter der Russen 68
3. Der griechische Kultus 80
   - Russische Gotteshäuser . . . . . —
   - Die griechische Messe 85
4. Ein Blick vom Kreml auf das kirchen- und kuppelnreiche Moskau . 90

Dritter Abschnitt.

1. Bilder aus Ungarn 92
   - Die Pußta . . . . . —
   - Die Csarda 94
   - Heerden und Hirten 95
   - Eigenthümlichkeiten des Magyaren 97

Digitized by Google

Seite

2. Erinnerungen an Ungarn und Siebenbürgen 103
   Land und Volk . . . . . —
3. Polnische Dörfer 107
4. Besuch bei österreichischen Bauern 121
5. Böhmisches Land und Volk 126
6. Freiberg im Erzgebirge 135

Vierter Abschnitt.

1. Höhenbilder und Profile aus dem Alpengebirge 140
   Physiognomie der Alpen . . . . . —
   Das rhätische Alpengebirge (Lage, Aufbau und vergleichende Uebersicht) 144
   Das Thal Engadin in Graubündten 146
2. Der Kanton Appenzell und die appenzeller Landesgemeinde . . 158
3. Sitten und Sagen im Kanton Glarus 167
4. Der Genfersee 170
5. Der Bregenzer Wald 175
6. Ein Bild aus Tyrol 181
   Die Gletscher in Tyrol 184
7. Zum Splügen nach Chiavenna 185
   (Charakteristik eines Gebirgspasses) . . . . . —
   Chiavenna 190
8. Der Kaukasus 194
   (Eine Parallele mit dem Schweizer-Alpengebirge) . . . . —
9. Die Tscherkessen 197
   (Charakterbild eines kriegerischen Bergvolkes) . . . . . —

Fünfter Abschnitt.

(Charakterbilder von der germanischen Tiefebene.)

1. Auf der Schelde zum Rhein 202
2. Vergleich der Niederlande am Rhein und an der Schelde mit denen an der Weser und Elbe 213
3. Der Holländer 220
4. Bremerhaven, Bremen und die Bremer 224
5. Hamburg 227

Sechster Abschnitt.

1. Von Gravesend bis London 233
2. Englische Bauten 235
   Die Brücken in London . . . . . —

Digitized by Google

		Seite
	Die Docks	236
	Der Tunnel	238
	Häuser- und Straßenbau	240
3.	Die englischen Parks und Villa's	247
4.	London	251
	Ein Gang durch die Straßen von London	—
	Wohnungen in London	254
	Lebensweise	255
	Ein Wochentag in London	256
	Der Sonntag	266
	Zeit ist Geld	268
5.	Greenwich	270
6.	Ausflug nach Edinburgh	272
	Pferderennen	276
7. a.	Manchester und seine Baumwollenspinnerei	279
7. b.	Ein Abend des Sonnabends in Manchester	289
8.	Die schwarzen Diamanten Englands	296
9.	Die Volkscharaktere	304
10.	Eigenthümlichkeit des englischen Volks	308
11.	Engländer und Franzosen nach ihrer Häuslichkeit	311
12.	Die Engländer als Handelsvolk	317

Siebenter Abschnitt.

1.	Frankreich	321
2.	Weibliche Erziehung in Frankreich	326
3.	Bilder aus Paris	327
	Zur Physiognomie der Pariser Straßen	—
	Umwandlungen	331
	Ein Abend im Palais Royal	332
	Volksbelustigungen in den elysäischen Feldern	335
	Pariser Arbeiter (ouvriers)	337
	Die Frau des Arbeiters	339
	Paris und die Blague	340
4.	Charakter und Organismus des Stadtlebens überhaupt	344
5.	Marseille	354
	Charakterbild einer Handelsstadt	—
	Die Bastiden	362
	Das Leben in Marseille	365
6.	Marseille	369
	Griechisches Leben in Südfrankreich	—

Seite

7. Das Thal der Rhone 380
8. Blicke auf und von Lyon 381

Achter Abschnitt.

1. Physiognomie des heutigen Rom 385
2. Die römische Kampagna 387
3. Der römische Karneval 389
4. Die heilige Charwoche in Rom 397

Neunter Abschnitt.

1. Die alten Hellenen und die Neugriechen 408
2. Athen 419
   - Die Ankunft . . . . . —
   - Die Stadt 421
   - Die Akropolis (Burg) 423

Zehnter Abschnitt.

1. Spanien und die Spanier 425
   - Reise an die spanische Grenze im Jahre 1820 . . . . —
2. Spanisches Land und Volk 437
3. Spaniens Wiedergeburt 441
4. Die Einwohner von Madrid 447
   - Eigenthümlichkeiten Madrids und der Madrider 448
5. Das Wohnhaus des Spaniers 452
6. Das Eskurial 456

Digitized by Google

Erſter Abſchnitt.

1. Bilder aus Norwegen. Der Sognefjord. Flüſſe und Waſſerfälle. Die Gårds. Heu- und Kornernte. — 2. Hammerfeſt, die letzte Stadt im europäiſchen Norden. — 3. Der Lappe und das Rennthier. — 4. Die Schönheit des Polarwinters. — 5. Die Samojeden. — 6. Die Oſtjaken von Obdorsk.

1. Bilder aus Norwegen.*)

1.

Der Sognefjord.**)

Wir befanden uns auf der Hochſtraße von Bergen nach Chriſtiania. Die Fahrt von Voſſevangen nach Vinje war ausnehmend ſchön. Zuerſt folgten wir dem Fuße der äußerſt nackten ſchwarzen Hügel, einem Theile der Gebirgskette zwiſchen Voſſevangen und Bergen, auf der zu Anfang Auguſt in umfangreichen Stellen Schnee lag. Bei Tvinde, der erſten Station, ſieht man einen ſehr ſchönen Waſſerfall, und von dort bis Vinje iſt die Gegend wahrhaft entzückend — die größte Abwechslung von Grün, Wald, Flüſſen, hier und da kultivirtem Lande, im Hintergrunde Berge von überraſchenden Formen. Ich wurde an die reizendſten Gegenden von Cumberland und Weſtmoreland erinnert. Als wir Vinje erreichten, war es unglücklicherweiſe ſchon dunkel.

Wir ſchliefen vortrefflich und ſetzten am nächſten Morgen die Reiſe nach Gudvangen fort. Wir erreichten die Ufer eines kleinen Sees und gelangten auf einen neuen, ſchön gebauten Weg, der uns an einem Abhange durch Wald und Schluchten führte und reich war an höchſt maleriſchen Ausſichten. Für das Auge des Geologen wurden dieſe noch intereſſanter durch das Vorkommen kryſtalliniſcher Geſteine von außerordentlicher Schönheit, durch welche der Weg ſeine Durchſchnitte machte. Dieſelben

*) Norwegen und ſeine Gletſcher von James de Forbes (deutſch von Ernſt A. Zuchold, Leipzig, 1855).

**) Fjord = Buſen, Bai; Fjeld = Hochfläche.

Digitized by Google

gehören zu der von Esmark sogenannten Neritformation, welche dem Gneiß augenscheinlich untergeordnet ist, während der Feldspath darin rein weiß mit Quarz und schöner grüner Hornblende vermischt vorkommt, auch Granatkrystalle von prächtiger Orangefarbe sich beigemengt finden, eine höchst auffallende Verbindung.

Bei Stalheim wird die Szenerie wilder. Wir befinden uns in dem obersten Theile des Näroedal, einer jener sonderbaren in Norwegen so gewöhnlichen Schluchten, auf beiden Seiten von senkrechten Felswänden in einer Höhe von vielleicht 1500, ja selbst 2000 Fuß eingeschlossen, mit ebenem Thalgrunde aus Alluvialboden und an der Spitze plötzlich durch einen steilen, wenn auch nicht gerade abfallenden Abhang geschlossen. An diesem Abhange hinab ist der Weg in einer Reihe Zickzacks oder Windungen auf eine meisterhafte Weise in einer Entfernung von 800 Fuß senkrechter Höhe angelegt. Auf beiden Seiten stürzen sich Wasserfälle hinab und tragen dazu bei, daß die Aussicht auf der entgegengesetzten Seite einen Anblick von wunderbarer Größe gewährt. Von dem Fuße des Abhanges bei Gudvangen aus an den Ufern des Näroe-Fjords ist der Weg fast ganz eben; denn die ganze Steigung beträgt auf einer Entfernung von einigen Meilen wenig mehr als 300 Fuß. Die Gebirge erheben sich jedoch zu beiden Seiten in unveränderter Höhe; die Felsmassen zur Rechten steigen bis zu einer Höhe von 5000—6000 Fuß an, während sich ein Wasserstrahl, der Keelfoß, von einer 2000 Fuß hohen Felswand herunterstürzt.

Bei der Ankunft in Gudvangen ist man sehr überrascht. Die Wände des Thales setzen sich ununterbrochen fort, aber die Alluvialebene macht dem von keiner Welle gekräuselten, fast süßen Wasser der Meeresbucht Platz, so daß der Wassersaum bis zur Thür des Gasthauses heranreicht. Nachdem wir das Mittagessen eingenommen, bestiegen wir ein Boot mit drei tüchtigen Ruderern, und setzten die Fahrt im ausgedehnten Sogne-Fjord fort, von welchem der Näroe-Fjord eine der verwickeltsten Ausbuchtungen bildet. Das Wetter, welches glücklicherweise eine Zeit lang schön gewesen war, fing wieder an zu drohen, und als wir das Boot bestiegen, fiel ein kleiner Regen. Dabei zogen ununterbrochen Wolken am Himmel herauf und setzten sich zuletzt an den Gipfeln der Felsen fest, welche meilenweit diese öde, ja schreckenerregende Gegend einschließen. Ich weiß nicht, welche Nebenumstände zu diesem Eindrucke beigetragen haben; doch hat sich meiner selten das Gefühl der Einsamkeit und Verlassenheit so sehr bemächtigt als hier. Mein Begleiter war in tiefen Schlaf versunken; die feuchte Luft ruhte still über dem Wasser, die Ruder schlugen in trägem Takte in die rabenschwarze, unergründliche Tiefe, während dieselbe auf beiden Seiten von senkrechten Felswänden eingeschlossen war, ohne den geringsten Abhang oder Raum am Fuße derselben, so daß auch nicht einmal eine Ziege daneben hätte klettern können. Die Gipfel, so hoch sie an sich waren, erschienen noch höher, da sie in den Wolken verborgen blieben, welche gleichsam ein nasses Dach über uns, mit dem Wasserspiegel

Digitized by Google

unter uns korrespondirend, bildeten. So oben, unten und von beiden Seiten eingeschlossen, ruderten wir in der zunehmenden Dunkelheit und dem dichten Regen weiter, bis wir einige Befreiung erhielten, als wir in den weitern, obgleich auch noch finstern Aurlands-Fjord einfuhren, in welchem die See ein natürlicheres und bewegteres Ansehen annimmt. Man kann kaum begreifen, daß eine solche Fahrt einen Theil der regelmäßigen Reise zwischen Bergen und Christiania ausmacht.

Wir übernachteten in Lekanger, einem Landungsplatz auf der Nordseite des Sogne-Fjord an einer Stelle, wo er Sy-Strand genannt wird. Welche Ueberraschung am andern Morgen, als sich das Wetter etwas aufgeklärt hatte! In einer Entfernung von zwei englischen Meilen zwischen der Kirche von Lekanger und dem Gasthause kamen wir an eine Reihe hübscher Wohnungen, mit prächtigen Obstgärten abwechselnd, vorüber. In dem Garten, welcher zur Predigerwohnung gehörte, standen Eichen und Wallnußbäume von ausgezeichneter Schönheit. Nicht weit von Lekanger sahen wir völlig gelbe und anscheinend ganz reife Kornfelder, welche gegen das unreife Grün jener bei Bergen und Vost einen gewaltigen Kontrast bildeten. Es ist auffallend, daß das Innere des Sogne-Fjord, in der unmittelbaren Nachbarschaft der bedeutendsten Erhebungen Norwegens und seiner ausgedehntesten Schneefelder, hinsichtlich des Klima's weit schöner zu nennen ist, als die Küste mit ihren unaufhörlichen Regengüssen.

2.

Flüsse und Wasserfälle.

Von allen Gegensätzen, welche Norwegen zu andern Gebirgsgegenden darbietet, ist wohl die Häufigkeit fließender Gewässer das Ueberraschendste. Flüsse von hellem und funkelndem Grün brausen in den Thälern nach allen Seiten hin. Das Wasser stürzt über Felsklippen häufig in einem einzigen Strahl hinab, zuweilen und dann noch mehr Wirkung hervorbringend, hüpft es in einer Reihe einzelner Fälle, während es sich mehr und mehr ausbreitet, je tiefer es kommt, indem es für lange Zeit die Einbildungskraft fesselt, welche versucht, den sich mehr und mehr verästelnden und theilenden Wasserstrahlen zu folgen. Der dadurch verursachte Ton ist weniger ein Murmeln als ein Rauschen und Brausen, so zertheilt sind die Ströme und so zahlreich die mit Schaum bespritzten Felsabhänge, von einer üppigen Vegetation von Erlen und Birken überwölbt, welche keineswegs durch den heftigen Luftzug zurückgedrängt wird, der höhere Wasserfälle stets begleitet. Es spannen sich auch wohl einzelne Fäden schneeweißen Wassers an einem jähen Abhang von 2000 Fuß Höhe vom Fjelde bis zum tiefen Thale. Sie sehen so dünn aus, daß man sich wundert, wie sie in dem weiten Raume die Gleichförmigkeit und reine Weiße behalten können. Das Wasser zertheilt sich eben so wenig in der Luft, als es unter Felstrümmern verschwindet. Naht man sich aber diesen scheinbaren Fäden, so erstaunt

Digitized by Google

man über ihren Umfang und ihre Masse, welche gewöhnlich so bedeutend ist, daß man unterhalb des Wasserfalles nicht von einem Ufer zum andern gelangen kann.

Der Ursprung solcher Wassermenge erklärt sich aus der eigenthümlichen Bildung der Oberfläche des norwegischen Gebirgslandes. Die Berge bilden weite, flache Plateaux; die Thäler sind tief und entfernt von einander gelegen. Die Oberfläche der ersteren nimmt den Regen auf und sammelt ihn, worauf er in den schmalen Kanälen der letzteren abfließt. Da sich die Thäler selten in Zweige theilen, sondern gewöhnlich Einer Richtung folgen, und da sie ferner von den Fjelden gänzlich durch steile und jähe Felswände getrennt sind, so folgt daraus, daß der einzige Fluß, welcher durch solche Thäler strömt, das Wasser weiter Flächen in sich sammelt und hauptsächlich von Bächen genährt wird, welche einen langen Lauf über die Fjelde machen und sich zuletzt in Form von Wasserfällen zu jenem in das tiefe Thal hinabstürzen. Das System läßt sich in einfacher Weise vergleichen mit dem Dach der Häuser einer altmodischen Stadt, welches das Regenwasser in Rinnen sammelt, woraus es durch eine lange nach der Straße hin vorstehende Röhre auf diese hinabstürzt.

Doch ist noch ein anderer Grund der überraschenden Wassermenge zu beachten. Der Regenfall ist über einen großen Flächenraum Norwegens bedeutend, wenn nicht geradezu übermäßig zu nennen. Auch ist er ohne Zweifel auf den Fjelden noch stärker, als in den Thälern des Innern. Die Oberfläche der Hochebenen ist während zwei Drittel des Jahres mehr oder weniger mit Schnee bedeckt. Während dieses Zeitraums sind die Flüsse in vielen Fällen fast trocken, die Wasserfälle verschwunden. Die bedeutenden Schneeanhäufungen des Herbstes, Winters und Frühjahres werden durch die anhaltende Wärme der langen Sommertage gethaut. Nur zu dieser Zeit werden die inneren Theile Norwegens besucht und wir haben dann die großen Wassermassen gerade in dieser kurzen Zeit vor Augen. Ohne Zweifel sind in den Alpen ähnliche Ursachen wirksam, jedoch die verhältnißmäßige Seltenheit von Wasserfällen erklärt sich dort durch den vollständigen Mangel an Hochebenen und den Charakter der Thäler, welche bis ins Unendliche verzweigt sind. In den Pyrenäen, welche mehr durch Gebirgsrücken oder Ketten charakterisirt sind, kommen Wasserfälle zwar zahlreicher vor, jedoch sind sie weit weniger imposant als in Norwegen.

3.

Die „Gårds."

Da die Oberfläche des Landes fast aus lauter unfruchtbaren Hochebenen besteht, und die Thalgehänge außerordentlich steil, zuweilen senkrecht abfallen, können sich keine Dörfer ausbreiten. Mit Ausnahme von Lillesammer am Mjösen-See sind wir keinem Platze begegnet, der verdient hätte, ein Dorf genannt zu werden, seitdem wir Christiania verlassen. Dagegen

Digitized by Google

trafen wir auf einzelne Häuser, höchstens zu zwei bis drei vereinigt, von mehreren Familien bewohnt. Dieß macht einen „Gärd" (sprich Goard) aus, und ist gewöhnlich als Grundeigenthum einem Bauer gehörig, der sich auch wohl nach dem von ihm besessenen oder bewohnten Gard selber nennt, wie dieß in den schottischen Hochlanden gleichfalls Gebrauch ist. *) Der Gärdbesitzer fühlt sich als Edelmann und verachtet den „Huusmann," den bloßen Häusler; Ehen zwischen den Kindern beider gelten für Mißheirathen. Unser Wirth im Tofte behauptete mit stolzem Selbstgefühl, ein Nachkomme Harad Harfagers, eines der ältesten kleinen Könige Norwegens zu sein.

Die Häuser der Gärds sind meist blockhausähnlich von Holzstämmen aufgeführt; die Mehrzahl derselben ist niedrig, von Rauch geschwärzt, mit Rasen gedeckt, ohne Oefen, welche Kamine ersetzen. Die reichern Bauern haben Häuser, welche den Wirthshäusern gleichen, die von wohlhabenden Schweizerbauern in jenen Dörfern unterhalten werden, die nicht auf der Touristenstraße liegen. Auf Porträts und Erbstücke der früheren Generationen wird viel gehalten.

Getrennt von der übrigen Welt pflanzt sich bei ihnen alte Sitte unverändert fort. Seit vielen Jahrhunderten ist die Ruhe in diesen Thälern selten und nur vorübergehend gestört. Das abgeschlossene Dasein hat selbst den Stamm in seltener Reinheit erhalten. Diese einsamen Wohnplätze enthalten Weniges, was die Raubgier herrschsüchtiger Großen reizen könnte, daher ist das Feudalsystem niemals in Norwegen aufgekommen. Schweden hat einen uralten mächtigen Adel, Dänemark einen zurückgedrängten, Norwegen gar keinen. **)

4.

Heu- und Kornernte in Norwegen. ***)

In einem Lande, wie Norwegen, welches eigentlich nur zwei Jahreszeiten, Sommer und Winter, besitzt, muß man „Heu machen, während die Sonne scheint." Der Frost bleibt gewöhnlich vom Oktober bis zum Mai oder bis zum Anfang Junius in der Erde, und kein vorübergehendes Thauwetter vermag die Oberfläche des Bodens zu durchdringen, wenn dieselbe einmal festgefroren ist. Häufig tritt der Winter so schnell ein, daß die Früchte nur mit genauer Noth eingeerntet werden können und keine Zeit zum Pflügen übrig bleibt. Hat die Sonne aber im Frühling ein-

*) Gärd (englisch garden) bedeutet eine Umzäunung, eine Einfriedigung, einen Landsitz. Nicht zu verkennen ist der Zusammenhang mit dem Griechischen χόρτος, dem Germanischen Garten, dem Gothischen Gards (nach Jac. Grimm von gairdan, cingere — gürten), eben so wenig als die Verwandtschaft mit dem Slavischen grad, grod und dem Persischen gerd, gird, Umkreis, Kreis; dann auch fürstlicher Landsitz, Schloß oder Stadt. Alex. v. Humboldt, Kosmos I. S. 387 u. 388.

**) Steffens, die gegenwärtige Zeit. II., S. 419 ff.

***) Nach dem Englischen von Dr. Ed. Zill.

Digitized by Google

mal das Eis geſprengt, ſo iſt ſie durchaus nicht blöde und ruft mit lauter Stimme die Kräuter und Pflanzen hervor. Ein zweifelhafter Sommer bringt dem Landmann ſichern Verluſt, denn die ſchöne Jahreszeit iſt ſo kurz, daß jeder verlorene Tag nicht zu erſetzen iſt. Selbſt in gewöhnlichen Jahren wendet der Ackerbauer manche kleine Kunſtgriffe an, welche in mehr begünſtigten Ländern nicht allein unbekannt, ſondern auch unnöthig ſind.

Die Heuernte dauert vom Ende des Julius bis zum Ende des Auguſt oder Anfang des Septembers; alle arbeitsfähigen Hände ſind dann in Anſpruch genommen, und das Pferd, welches der Poſtreiſende verlangt, wird nur mit Murren und Grollen hergegeben. Die Wieſen gleichen den engliſchen nicht; das niedrige Gras iſt dick mit Unkraut und wilden Blumen durchwachſen. Weiber ſowohl als Männer ſind mit Mähen beſchäftigt; das geſchnittene Gras wird gemeiniglich auf beſondere Gerüſte im Felde gelegt, damit es von jedem Sonnenſtrahl und Lüftchen Vortheil ziehe. Sobald daſſelbe trocken genug iſt, wird es auf Heuſchleifen eingefahren — Karren, welche einer auf hölzernen Schlittſchuhen ruhenden Krippe gleichen und hinten zwei kleine Räder von der Größe eines Tellers haben. Dieſe vermögen nur eine ſehr geringe Ladung fortzuſchaffen und kontraſtiren ſehr mit den großen engliſchen Heuwagen.

Das Heu wird nicht in Schobern aufgeſtapelt, ſondern es wird auf den Boden der großen Scheune gebracht, welche einen Theil jeder Hausſtätte bildet. Man ſchafft es vermittelſt einer geneigten Ebene hinauf, die gewöhnlich von kreuzweiſe gelegten Stämmen gemacht und ſo ſtark iſt, daß Pferde und Karren dieſelben paſſiren können. Auf der Höhe angelangt, wird das Heu abgeladen und auf dem Boden über dem Stall niedergelegt. Zur Ernährung des Viehes während des langen Winters heimſet man nicht allein Heu und Stroh ein, ſondern auch noch die Blätter verſchiedener Bäume, z. B. die der Erlen und Pappeln, welche zur Ergänzung der übrigen Vorräthe dienen. Wenn der Herbſt herannaht, ſieht man Weiber und Kinder überall beſchäftigt, die Blätter von jenen Bäumen abzuſtreifen und in Bündeln auf dem Kopfe heimzutragen. Für die Erlaubniß, auf dieſe Weiſe ihre Wintervorräthe zu vermehren, bezahlen manche Leute den Eigenthümern ſogar einen gewiſſen Zins!

Unmittelbar auf die Heuernte folgt die Kornernte. Weizen wird wenig gebaut; nur hier und da erblickt man kleine Felder mit dieſer Getreideart, die aber meiſt ſehr dünn und ärmlich wächſt, ſo daß die Koſten des Beſtellens kaum gedeckt werden.*) Gerſte, Roggen und Hafer ſind die Feldfrüchte, die am meiſten gebaut werden. Beim Mähen entwickeln die Frauen faſt eine eben ſo große Thätigkeit als die Männer. Um ſo viel Stroh als möglich zu gewinnen, ſchneidet man die Halme unmittelbar über der Erde ab. Nachdem die Schwaden einige Tage gelegen haben, werden ſie zum

*) Die äußerſte Nordgrenze des Weizens iſt 57 °.

Digitized by Google

Trocknen und Nachreifen aufgestapelt, jedoch nicht ganz in derselben Weise wie das Heu. Das ganze Feld ist in regelmäßigen Zwischenräumen mit starken, 10—12 Fuß hohen Pfählen besetzt; diese werden von oben bis unten mit Garben bebunden, und zwar so, daß die Spitzen derselben sich sämmtlich nach Süden der Sonne zuneigen. Diese Einrichtung verleiht einem Kornfelde ein höchst seltsames Aussehen, namentlich gegen Abend, wenn die Sonne sich dem westlichen Horizonte nähert und die Pfähle nun lange Schatten werfen; es ist, als ob auf den Feldern Riesen Wacht hielten. Mitunter muß das Getreide noch ganz grün abgemäht werden. Man hängt es wohl auch auf horizontal gelegte Balken, welche durch ein Dach theilweise vor der Kälte geschützt sind, während der Wind frei durch das Gebäude streichen kann. Nicht selten schlagen alle diese Mittel fehl, wie im Herbst des Jahres 1851, wo der Roggen sehr feucht und grün blieb, und der Genuß dieses unreifen Korns manche Krankheiten verursachte.

Den Hafer benutzt man vielfach zur Bereitung von Fladbrod (Fladenbrod), welches viel Aehnlichkeit mit dem schottischen Haferkuchen (Bannodi) hat. Man rollt einen Teig aus Hafermehl so dünn als möglich aus, legt die einzelnen Fladen auf eine runde eiserne Platte und röstet sie etwa fünf Minuten lang auf einem hellen Holzfeuer. Nur die Reicheren essen Roggenbrod; Hafer- und Gerstenbrod sind verbreiteter, in Hungerjahren muß auch Rindenbrod aushelfen.

2. Hammerfest, die letzte Stadt im europäischen Norden.*)

In einer Bucht von Qualöe (Wallfischinsel) auf der rechten Seite, wenn man aus dem offenen Meere kommt, bemerkt man fünf bis sechs Häuser an die Felsenwand gebaut, überragt von einem hölzernen Kirchthurme und durch zwei friedliche Kanonen, in denen die Vögel nisten, vertheidigt. Dieß ist Hammerfest, die letzte Stadt des Nordens. Sie ist größer, als man auf den ersten Anblick glauben sollte, mehr als die Hälfte ihrer Wohnungen liegt in einem Thale versteckt, und wenn man an einem Sommermorgen den felsigen Berg besteigt, der sie beherrscht, so öffnet sich den Blicken ein großartiger Anblick. Am Fuße des Berges liegt die Stadt mit ihren hübschen Kaufmannshäusern, ihren rothen Magazinen und ihren Fischerhütten, die sich wie ein Gürtel am Rande des Wassers hinziehen, mit ihrem Hafen, der in einen Kreis von Hügeln eingeschnitten und mit Barken und Handelsfahrzeugen bedeckt ist; — weiterhin auf der andern Seite der Bucht von Fuglenäs, einer schmalen Landzunge, auf welcher sich ebenfalls einige Wohnungen erheben, erblickt man das Meer, auf dem die

*) Aus Marmier's „Lettres sur le Nord."

Digitized by Google

große karrirte Flagge des norwegiſchen Schiffes weht, und in der Ferne die Gebirge von Sarö mit ihren ausgezackten und ewig beeisten Gipfeln.

Seit dem Anfange des Mittelalters erſcheint der Name Hammerfeſt in den Handelsannalen der Finnmark. Es war damals nur eine Gruppe von Hütten; aber der ſichere und bequeme Hafen war den Kaufleuten von Bergen ſchon bekannt, und ebenſo den ruſſiſchen Fiſchern, welche bald ſich damit begnügten, hier ihre Netze ins Meer zu werfen, bald an den Küſten das Handwerk von Piloten übten. Der während eines Jahrhunderts monopoliſirte Handel von Finnmark brachte die Bevölkerung jener Gegend in eine Art Sklaverei herunter und ſtürzte ſie in das tiefſte Elend. Im Jahre 1789 begriff die däniſche Regierung endlich die traurigen Folgen des Vertrags, welchen ſie mit einer habgierigen und grauſamen Geſellſchaft geſchloſſen hatte. Der Handel wurde wieder frei, und Hammerfeſt empfing zu gleicher Zeit die Privilegien einer Kaufmannſchaft. Nach der Meinung Derer, welche dieſen Regierungsbefehl von 1789 ausſtellten, ſollte die Stadt einen reißenden Aufſchwung nehmen. Man glaubte ſie beſtimmt, der Mittelpunkt des Handels im Norden, deſſen Niederlage zwiſchen Finnmark und Archangel zu werden; aber dieſe Hoffnungen verwirklichten ſich nicht; Hammerfeſt blieb lange Zeit nur ein Anlegeort und nichts mehr. Leopold von Buch, welcher es im Jahre 1810 ſah, entwirft davon ein trauriges Gemälde; die ganze Stadt — ſagt er — beſteht aus neun Wohnungen und hat nicht mehr als 44 Einwohner, worunter der Pfarrer, vier Kaufleute, ein Schullehrer und ein Schuhmacher. Man findet da keine Lebensmittel, nicht einmal Brennholz.

Binnen dreißig Jahren war aber der Ort ſchon ſo emporgekommen, daß er 80 Häuſer mit 400 Einwohnern zählte, und gegenwärtig hat er 1200 Einwohner, mehrere große Magazine, zwei Wirthshäuſer, die den Namen Hôtel tragen, Handwerker und Fabriken, ja ſelbſt ein Billard. Dieſer Fortſchritt iſt durch die Betriebſamkeit der Kaufleute geſchehen, und Kaufleute bilden die ganze Ariſtokratie dieſer Gegenden. Diejenigen unter ihnen, welche das Glück haben, Konſularagenten eines fremden Landes zu heißen, genießen eines unermeßlichen Privilegiums. Man giebt ihnen den Titel „Konſul," und ihre Gattin, anſtatt ſich bloß einfach „Madame" rufen zu laſſen, wird „Frue" genannt. Im Alltagsleben iſt die Auszeichnung des Konſuls eine Stickerei; bei wichtigen Gelegenheiten hat er den Vorrang vor allen übrigen Kaufleuten. Der Prediger iſt zu beſcheiden, um einer ſo vornehmen Würde nicht zu weichen. Der Zollaufſeher allein mit ſeinen goldgeſtreiften Pantalons und mit ſeiner ſtets durch eine anſpruchsvolle Treſſe gezierten Mütze könnte den Rang ſtreitig machen.

Im Sommer bietet die kleine Stadt Hammerfeſt ein heiteres und belebtes Gemälde dar; ſie ſieht im Verlauf einiger Monate faſt 200 Fahrzeuge, theils norwegiſche, theils fremde, ankommen. Die einen freilich fahren nur durch den Fjord, um ſich nach Archangel oder Tromſö zu wenden; andere gehen von Inſel zu Inſel, ihre Ladung voll zu machen,

Digitized by Google

aber eine große Anzahl bleibt hier. Sie bringen Mehl, Hanf u. ſ. w. und nehmen als Austauſch Fiſche, Thran, Rennthierhäute, Eiderdunen, Füchſe und Erz mit fort. Hammerfeſt iſt die Hauptſtadt von ganz Weſtfinnmark. Sie zieht den größten Theil der Produkte des Landes, von der Jagd nämlich und vom Fiſchfange, an ſich, und verbreitet im Einzelnen die fremden Bedürfniſſe, welche ſie empfangen hat, in die verſchiedenen Kauforte des Diſtrikts.

Die Ruſſen kommen in großer Anzahl in die Stadt. Kaum ſieht man jährlich zwei oder drei ſchwediſche, däniſche oder deutſche Briggs; aber jeden Tag führt der günſtige Wind mehrere Bodjes heran. Dieß ſind kurze Fahrzeuge von drei Maſten, die Mehrzahl ſo abgenutzt und alt, daß man ſie kaum für fähig hält, einem Sturme zu widerſtehen. Die kleinſten davon haben nicht einmal Nägel; von vorn bis hinten ſind die Planken mit Hanf zuſammengebunden. Man erzählt, daß, als einſt der Kaiſer von Rußland eines von dieſen Schiffen in den Hafen von St. Petersburg kommen ſah, ihm daſſelbe ſo auffiel, daß er es für die Folge von jedem Zoll befreite. Mit dieſen gebrechlichen Fahrzeugen, welche einen Matroſen von Portsmouth erſchrecken würden, umſchiffen die Ruſſen das Nordkap und dringen in alle Buchten des Eismeers. Während die Einen den Handel mit den Finnmarken ausbeuten, begeben ſich die Andern auf die Fiſchereibänke. Geſchickter und thätiger als die Norweger, haben ſie oft ein mit Fiſchen reich beladenes Boot, wo ihre Konkurrenten oft nur ein halbleeres Netz herausziehen. Es iſt ihnen zwar verboten, auf eine Meile von der Küſte zu fiſchen, aber ſie überſchreiten täglich die Grenzen, welche ihnen gezogen ſind. Durch Beharrlichkeit ermüden ſie die Aufmerkſamkeit Derer, welche ſie überwachen ſollen. Im Oſten, im Weſten, im Norden, von allen Seiten umringen ſie die Küſte von Finnmark; ohne Aufhören kehren ſie wieder.

Neben den ruſſiſchen Fahrzeugen erſcheint die ärmliche Barke des Finnen, welcher dem Kaufmann die Fiſche bringt, die er mühſam in mehreren Monaten gefangen hat, um einen Theil ſeiner Schulden in Ordnung zu bringen. Auf dem aus Holz gebauten Umgang, welcher die Magazine umgiebt, bemerkt man alle Arten von Trachten, ſowie man alle Sprachen des Nordens hier ſprechen hört. Der Kaufmann iſt daſelbſt immer auf dem Platze und beſchäftigt, die Mütze von Fiſchotter auf dem Kopf, die Feder hinter dem Ohre, von ſeinem Komptoir zur Niederlage und von da wieder zurücklaufend. Jetzt iſt die Zeit der Arbeit. Von dieſen drei oder vier Monaten ſeiner Berechnungen und Schreibereien hängt der Erfolg des ganzen Jahres ab. Da fertigt er Fahrzeuge nach Spitzbergen und Fiſchladungen nach Spanien und Portugal ab. Der ganze Tag vergeht in einer ununterbrochenen Kette von Geſchäften; nur Abends bei der Punſchbowle wird geplaudert. Dann überlaſſen ſich dieſe braven Kaufleute mit Luſt ihren Herzensergießungen, ihren gaſtfreundſchaftlichen Gewohnheiten, und

Digitized by Google

wenn ein Fremder unter ihnen ist, so haben sie für ihn eine Güte und Zuvorkommenheit ohne Gleichen.

Wenn man durch die wogenden Nebel und die dichten Wolken, welche gewöhnlich den Himmel von Hammerfest verschleiern, plötzlich einen schönen Sonnenstrahl dringen sieht, wenn die Gebirge der Inseln mit ihren bläulichen Rändern und ihren schimmernden Gipfeln in der Ferne erscheinen, wenn das Meer, welches kein Wind in Bewegung setzt, wie ein silberner See sich zwischen der Stadt und den Felsen ausbreitet, o! das ist ein schönes, poetisches Schauspiel. Eines Abends im Monate August habe ich von der Höhe dieses wie eine Thurmspitze aufsteigenden Piks die Sonne, im ersten Augenblick durch eine leichte Wolke verhüllt, um Mitternacht in all' ihrer Pracht sich erheben sehen. Das ganze Meer erglänzte im Lichte; die Gebirge hatten eine Färbung von Azur, gleich den fernen Horizonten der südlichen Gegenden, und die Sonne, zwischen den Hügelwänden in ihrem Bette von Granit wie eingeschlafen, glich einer krystallenen Schaale. Sobald diese schönen Tage erscheinen, entsteht in der ganzen Stadt eine große Bewegung. Jeder will das so seltene, so eilig fliehende Schauspiel genießen. Aber diese Tage der Erheiterung sind nur spärlich; ein dunkler Nebel verhüllt das Blau des Himmels; der Frost beginnt mitten im schönsten Sommer, bald verschwinden die fremden Schiffe eines nach dem andern, die Waarenhäuser werden geschlossen, die Geschäfte hören auf, Alles wird still.

Der Winter ist da. Und welch' ein Winter! Nächte ohne Ende, ein schwarzer Himmel, ein gefrorener Erdboden. Zwölf Uhr des Mittags muß man im Monat December sich ganz nahe ans Fenster stellen, um einige Zeilen zu lesen. Vom Morgen bis zum Abend ist die Lampe in allen Häusern angezündet, und keine Freude giebt es mehr, kein Leben, keine Neuigkeiten. Die Post, die dreimal monatlich ankommen soll, erscheint nur noch zu unbestimmten Zeitpunkten. Die, welche die schwedischen Gebirge passirt, ist oft durch die Nacht und die schlechten Wege aufgehalten; die von Drontheim übers Meer stößt auf noch größere Hindernisse. Die Stadt ist jetzt, wie eine Welt für sich, vom ganzen Erdboden getrennt. Die armen Menschen, welche sie bewohnen, suchen dann alle möglichen Mittel hervor, um sich zu zerstreuen. Sie haben einen Verein gebildet, um sich dänische und deutsche Bücher zu verschaffen. Sie versammeln sich des Abends bald bei dem Einen, bald bei dem Andern, wenn die Schneewirbel sie nicht verhindern, auszugehen. Sie trinken Punsch, sie rauchen, sie spielen Karten. Selbst die wissenschaftlichsten unter ihnen müssen sich auf jene Zeitvertreibe beschränken; denn anhaltend beim Lampenschein zu lesen oder zu schreiben ist unmöglich. Eines ihrer größten Vergnügen ist, wenn bisweilen der Himmel sich aufklärt, die langen norwegischen Schneeschuhe von Holz anzuschnallen und über die Felsen und Gebirge zu laufen, an denen die Schneemassen alle Unebenheiten ausgeglichen haben.

Gegen Ende des Januars beginnen sie am Horizont die ersten Lichtblicke der Sonne zu suchen, welche sie so lange geflohen hat. Anfangs

Digitized by Google

unterſcheidet man in dem düſteren Gewölk nur einen röthlichen Schein, aber dieß iſt das wohlbekannte Zeichen, das Alle freudig begrüßen: es iſt der Vorbote der Sonne, welche im Begriff ſteht, Erde und Menſchen wieder zu beleben. Der Erſte, welcher das frohe Zeichen erblickt, verkündet es mit lauter Stimme, und Jedermann läuft auf den Hügel. Dieſer Tag iſt ein Feſttag in allen Familien. Nach und nach vergrößert ſich der rothe Schein; die unbeſtimmte Linie wird zu einer breiten Scheibe, welche die Wolken durchzieht, und Woche zu Woche ſich mehr über den Horizont erhebt, und da verweilt, bis ſie drei Monate hintereinander den Nordmenſchen leuchtet.

3. Der Lappe und das Rennthier.*)

Die Lappen der Finnmark**) können als die echteſten Proben von dieſer beſonderen Menſchenart angeſehen werden. Die Fortſchritte der Geſittung, die Ausdehnung des Ackerbaues und andere Gewerbe beeinträchtigen weſentlich die Rechte und beſchränken die Freiheit eines Volkes, welches noch in dem urſprünglichen Zuſtande des Hirtenlebens verharrt. Vor Zeiten zogen die Lappen in einem großen Theil der ſkandinaviſchen Halbinſel ungehindert umher, jetzt verengert jeder Tag ihre Grenzen und bringt ſie den übrigen Einwohnern näher. Der Lappe, welcher unter dem fortſchreitenden Einfluſſe der Urbarmachung lebt, kann alſo als eine Art Miſchling betrachtet werden, deſſen ganzes Weſen durch den Verkehr mit den Anſiedlern in hohem Grade verändert wurde. Dieß iſt mit den Lappen der Finnmark nicht der Fall. Die natürliche Unfruchtbarkeit ihrer Felder wird ſie immer gegen ähnliche Angriffe auf ihre Freiheit ſchützen; ihre kahlen Gebirge bieten keine Verſuchungen, keine Hoffnungen dar, daß der Ackerbau ſich bis dahin erſtrecke; nach Verlauf von Jahrhunderten werden ſie wahrſcheinlich noch Daſſelbe ſein, was ſie jetzt ſind: rohe, ungebildete Menſchen mit einem natürlichen Widerwillen gegen das civiliſirte Leben und heftiger Liebe zur Freiheit, welche ihnen die wilden Gebirge von Kindesgebeinen an geben.

In allen Theilen des ſchwediſchen und ruſſiſchen Lapplands giebt es eine Anzahl armer Lappen, Skogslappar — Waldlappen — genannt, welche meiſt in den Waldgegenden wohnen, und deren Rennthierheerden zu klein ſind, um ſie in den Stand zu ſetzen, auf den Gebirgen zu leben

*) Ein Winter in Lappland und Schweden. Von Arthur de Capell Brooke. (Aus dem Engliſchen überſetzt.)

**) Die Finnmark, welche den nördlichſten Theil der wilden und weiten Gegenden bildet, die den Schweden und Norwegern unter dem Namen Lappmark, und ſüdlicheren Nationen unter dem allgemeineren Namen Lappland bekannt ſind, bildet das äußerſte Ende von Norwegen, wozu ſie gehört.

Digitized by Google

und von ihren Thieren allein ihren Unterhalt zu ziehen. Während des Sommers leben sie unter Zelten; allein bei Annäherung des Winters errichten sie sich eine dauerhaftere Wohnung von Rasen und Erdschollen. In letzterer Zeit bleiben sie an demselben Ort und leben theils von ihren Heerden, theils von der Jagd auf Wildpret, wovon es einen Ueberfluß giebt, und dessen beständige Verfolgung sie zu sehr geübten Bogenschützen macht.

Lappländer dieser Art sind in dem norwegischen Lappland unbekannt, da das Land viel Gebirge, aber wenig Wälder hat. Die Lappen in der Finnmark können in zwei Klassen getheilt werden: die Fischer- oder Uferlappen und die Rennthier- oder Berglappen, welche Sommer und Winter herumziehen, keine andere Wohnung als ihre Zelte haben und in ihrem ganzen Wesen das Bild nordischer Nomaden bieten. Von diesen sollen einige charakteristische Züge hier mitgetheilt werden.

Die Lebensweise des nomadischen Lappländers im Sommer weicht gänzlich von der im Winter ab. Die Ursachen, welche diese Menschen bewegen oder vielmehr zwingen, ihre weiten und alljährlichen Wanderungen aus den inneren Theilen Lapplands nach der Küste zu unternehmen, sind dringend genug, wie sonderbar sie auch scheinen mögen. Im Sommer sind die inneren Theile von Lappland, namentlich dessen grenzenlose Wälder, von verschiedenen Arten Mücken und anderen Insektenarten so heimgesucht, daß kein Thier ihren unaufhörlichen Verfolgungen entgehen kann. Große Feuer werden angezündet, in deren Rauch das Vieh die Köpfe hält, um den Angriffen seiner Feinde zu entgehen. Die Eingebornen selbst sind genöthigt, ihre Gesichter mit Theer zu beschmieren, als das einzige Schutzmittel gegen das Stechen und Beißen derselben. Kein Thier leidet indessen mehr als das Rennthier von den größeren Arten der Insekten (Oestrus tarandi), da sie es nicht allein durch ihr Stechen unaufhörlich plagen, sondern auch ihre Eier in der Wunde, die sie auf der Haut machen, niederlegen. Wollte sich der Lappländer in den Monaten Juni, Juli und August in den Wäldern aufhalten, so liefe er Gefahr, den größten Theil seiner Heerde zu verlieren; die Thiere würden auch von selbst auf die Gebirge entfliehen, um nicht von der großen Wespe gestochen zu werden.

Aber noch andere Gründe treiben den Lappländer an, nach den Gebirgen, die über die Küsten von Norwegen und Lappland hervorragen, zu ziehen. Während des Winters hat er von den Rennthieren, die er zu seinem und seiner Familie Unterhalt geschlachtet, eine große Anzahl Häute und Geweihe aufgehäuft; vielleicht hat er auch Gelegenheit gefunden, einige Bären zu erlegen; auch mag er einige Fuchs-, Vielfraß- und Marderfelle gesammelt haben. Die Federn von den Berghühnern, die er schießt oder in Schlingen fängt, werden ebenfalls aufbewahrt. Alle diese Dinge sind für ihn wichtige Handelsartikel, und indem er dieselben an die Kaufleute der Küsten vertauscht, wird er in den Stand gesetzt, sich andere Waaren

Digitized by Google

zu verſchaffen, die er im Winter braucht, als: grobes Tuch, Mehl, Pulver und Tabak.

Was den Lappen ferner an die Küſten treibt, iſt das Salzwaſſer der See, das ſeine Rennthiere nothwendig ein Mal des Jahres trinken müſſen. Sobald die Rennthiere das Meer zu Geſicht bekommen, eilen ſie in vollem Lauf ſammt und ſonders auf daſſelbe zu und ſchlürfen das Waſſer wie einen Labetrunk, obwohl man ſie ſpäter nicht mehr davon trinken ſieht. Man erzählte mir, dieſes Trinken ſei ſehr wirkſam zur Vernichtung der Larven der großen Weſpe, welche ihre Eier in die Haut des Thieres legt, bevor es die Wälder verläßt. Der Inſtinkt treibt es zu dieſem Heilmittel hin.

Mit dem Anfange des Juni fängt der Lappländer ſeine Wanderung an. Der Boden iſt um dieſe Zeit gewöhnlich vom Schnee befreit, folglich fährt er nicht länger auf Schlitten. Er läßt daher dieſe ſammt allen ſeinen Wintergeräthſchaften zurück, als eine zu große Laſt auf ſeinem Sommerzuge, und verwahrt ſie in dem Vorrathshauſe, das faſt jeder Lappe in der Nähe der Kirche beſitzt, die im Winter den Mittelpunkt ihres Aufenthaltes bildet.

Der Weg, den er zurücklegen muß, wechſelt von 2—300 (engl.) Meilen, je nach der Lage der Küſte, die er aufſucht. Die Geſundheit und Sicherheit der Heerde iſt der Geſichtspunkt, nach welchem die Gegend ausgewählt wird; die Bequemlichkeit des Menſchen kommt hierbei nicht in Betracht, da dieſer ganz von ſeinen Rennthieren abhängt. Die vielen Inſeln an der weſtlichen Küſte von Norwegen und Lappland werden als Sommeraufenthalt vorgezogen, ſowohl wegen der friſcheren Luft, als der größeren Sicherheit, die ſie gegen Wölfe und Bären gewähren. Wenn dieſe Raubthiere auch, durch den Geruch der Rennthiere angezogen, gelegentlich hinüberſchwimmen, ſo werden ſie doch alsbald von den wachſamen Lappen bemerkt und zurückgeſcheucht, was um ſo leichter wird, da kein Wald vorhanden iſt, in welchem ſie ſich verbergen könnten. Um die Inſeln zu erreichen, muß die Heerde oft einige (engl.) Meilen von dem feſten Lande aus ſchwimmen, was ohne Gefahr abläuft.

Die Inſeln bieten zugleich dem Lappländer viele Vortheile, denn hier ſind bequeme Stationen für den Fiſchfang und gute Häfen; die Fiſche kommen am zahlreichſten in die vielen Buchten und engen Kanäle zwiſchen denſelben, und das ladet natürlich die Kaufleute ein, ſich daſelbſt anzuſiedeln.

Der Lappländer begiebt ſich dann nach der Fiſchereiſtation des Kaufmanns; und wenn ein Trunk Salzwaſſer der Geſundheit ſeiner Heerde nothwendig iſt, ſo ſcheint er einen Schluck Branntwein als unentbehrlich für die ſeinige zu halten. In der Bude des Kaufmanns findet man ihn bei jeder ſich darbietenden Gelegenheit, und ſeine Begierde nach geiſtigen Getränken geht ſo weit, daß der ganze Betrag für ſeine Thierfelle, Pelze und andere Handelsartikel oft für Branntwein vertauſcht wird, ſo daß er, im Begriff nach ſeinen Winterquartieren zurückzukehren, nicht ſelten, obwohl mit großem Widerwillen, genöthigt iſt, einen Theil ſeiner Heerde zu verkaufen, um ſich mit den unentbehrlichſten Dingen verſehen zu können.

Digitized by Google

Die häusliche Einrichtung und Wirthschaft des Berglappen ist äußerst einfach. Er wählt für sein Gezelt eine bequeme Lage an den Ufern eines See's, wo nicht allein Wasser leicht zu haben ist, sondern auch Schutz vor den gewaltigen Winden, die leicht die winzige Wohnung wegraffen würden.

Das Zelt selbst (Lawo) ist buchstäblich wenig mehr als ein Lumpen von einer Art groben Tuchs, im Norden unter dem Namen „Wadmal" bekannt, welches hauptsächlich in Schweden und Norwegen gemacht wird und einen Hauptartikel des Handels mit den Lappländern bildet. Viel von diesem Tuche wird auch von den Küstenlappländern gewoben, die es gegen Rennthierfelle an den Gebirgslappen vertauschen, um aus den Fellen ihre Winterkleider und Betten zu machen. Dieses von ästigen Birkenstämmen unterstützte Zelt bildet seine einzige Wohnung, und unter diesem schwachen Gedeck hält der Gebirgs- und Lappländer der Finnmark die lange dauernde strenge Kälte der Wintermonate in den inneren Gegenden aus. Die Höhe des Zeltes ist ungefähr 6 Fuß, und der ganze Umfang des Innern übersteigt selten 15—18 Fuß. In diesen engen Raum drängen sich der Lappländer, sein Weib und seine Kinder und sehr oft eine zweite Familie, die dem Mitbesitzer der Heerde gehört, zusammen, und lassen noch Ecken für ihr einfaches Hausgeräth, als Näpfe, eiserne Töpfe, Löffel, hölzerne Kästchen u. s. w. übrig. Dabei bleibt noch immer ein Plätzchen für die Hunde, die treuen Wächter der Heerde, welche ich zu zwanzigen als Genossen eines Zeltes gesehen habe, wovon freilich viele auf den Leibern ihrer Herren eine bequeme Ruhestätte fanden. In der Mitte ist das Feuer, von einigen großen Steinen eingeschlossen; ein Theil des Rauches geht oben durch die Oeffnung des Zeltes, der übrige erfüllt den unteren Raum fast immer mit einer dicken Wolke, hüllt die Bewohner gänzlich ein, so daß der Eintretende sie kaum erkennt, und fällt dem Fremden beißend in die Augen. Mir war der höchste Grad von Kälte noch erträglicher vorgekommen, als eine Stunde in einem lappischen Zelte. Der Lappländer gewöhnt sich früh an alle Unbequemlichkeiten, und eben das dichte Zusammengedrängtsein ist für ihn eine Hauptquelle von Wärme und Behaglichkeit, die ihm die strenge Winterkälte besiegen hilft, und zugleich vorbereitet, die für jeden Anderen unerträgliche Hitze im Sommer, die aus den nämlichen Ursachen entsteht, da das Zelt unverändert bleibt, zu ertragen.

Oben an der Spitze des Zeltes, dicht an der Oeffnung für den Rauch, ist eine Art Reck aufgehangen, worauf die Käse gelegt werden, um schneller zu trocknen. Das Innere des Zeltes ist gewöhnlich mit Birkenzweigen, an welchen das Laub gelassen ist, bestreut, und darauf eine Decke von Rennthierfellen gelegt, welche dem Lappländer in allen Jahreszeiten zum Bette dient. Der einzige Eingang zum Zelt ist durch eine schmale Oeffnung oder einen Schlitz an der einen Seite, vor welcher ein Lappen hängt, welcher, in die Höhe gehoben, von selbst wieder in seine vorige Lage zurückfällt und die äußere Luft abhält. Die Gebirgszelte, welche ich in Lappland antraf, waren nie ohne eine Art Speisekammer in ihrer Nähe. Die

Digitized by Google

Errichtung derſelben iſt eben ſo einfach, wie die des Zeltes: ein paar Zweige in Form eines Dreiecks in die Erde geſteckt und grobes Tuch darüber geſpannt. Beſonders dienen dieſe kleineren Hütten zur Aufbewahrung der Käſe.

Die Gebirgslappen der Finnmark ſind meiſtentheils wild und roh von Anſehen, Kleidung und Manieren. Man bemerkt an ihnen einen Grad von Trotz und ſtolzer Unabhängigkeit des Geiſtes, die man bei den Bewohnern der Ebenen des ruſſiſchen Lapplandes nicht wahrnimmt. Ihre Gemüthsart iſt finſter und verdrießlich, durch ein Geſchenk aber leicht gemildert. Die Gaſtfreiheit, welche die meiſten halb- und nicht civiliſirten Völker auszeichnet, iſt bei ihnen nicht zu bemerken und wird durch ihren Hang zum Mißtrauen verdunkelt. Ein Fremder, der ohne Begleitung eines ſeine Lage und Wünſche erklärenden Dolmetſchers oder ohne ein beſänftigendes Geſchenk plötzlich vor einem dieſer Lappen erſchiene, würde nicht bloß keine Gaſtfreundſchaft finden, ſondern ſich auch einiger Gefahr ausſetzen. Entferne indeß ſein natürliches Mißtrauen, überzeuge ihn, daß er keine Urſache hat, Furcht vor dir zu hegen, erkläre ihm, was dich bewegt, ſeine Wüſte zu beſuchen, und unterſtütze deine Rede mit einem Glaſe Branntwein oder einem Päckchen Tabak: ſo wirſt du ihn ganz umgewandelt, zu jedem Dienſt bereit finden. Aber das Edle des Arabers bekommt er nie. Wo die Pechtannen und die Birken nicht wohl mehr gedeihen und wachſen können, da ſcheint auch die menſchliche Natur mangelhaft bleiben zu müſſen. Sie ſinkt im Kampfe mit der Noth und dem Klima. Die feineren Gefühle des Lappländers müſſen durch Branntwein hervorgelockt werden, und wie im Morgenlande ein Beſuch durch Geſchenke angekündigt wird, ſo mildert auch nur das Glas ihre feindſelige Geſinnung.

Die Kleidung der Fjeld-Finner (Gebirgs-Lappen) unterſcheidet ſich nicht ſehr von der Tracht der übrigen herumziehenden Stämme in den anderen Gegenden von Lappland. Im Winter ſind ſie ganz mit Rennthierfell bekleidet. Während der Monate Juli, Auguſt und September, von denen nur die zwei erſteren nicht zu dem „Winter" gehören, zwingt ſie indeſſen die heiße Witterung, ſtatt des Pelzes einen Rock von dem Wadmal anzuziehen, der mit einem breiten ledernen Gürtel, woran ein Meſſer hängt, um den Leib feſtgebunden wird. Dieſe Gappe (Sommerrock) reicht gerade bis unter die Kniee; unter dem Rock werden lange Beinkleider getragen, welche aus dünnem Leder junger Rennthiere verfertigt werden. Auf den Knöcheln kommen ſie mit den Komagers, einer Art lederner Socken, zuſammen. Auf dem Kopfe wird eine kleine niedrige Kappe von Tuch (Gappie), an allen Seiten mit Pelzwerk von Rennthier eingefaßt, getragen. Doch trifft man auch mitten im Sommer Gebirgslappen beiderlei Geſchlechts, die ganz in Fellen ſtecken. Die Hitze dieſer Kleider, namentlich auch der von dem dicken und feſt gewebten Wadmal, würde unerträglich ſein, wenn der Rock nicht ſehr weit gemacht und vorn theilweis offen wäre. Kein Hemd wird darunter getragen, da Leinwand ein Artikel

Digitized by Google

iſt, womit die Lappländer faſt ganz unbekannt ſind, ſo wie ſie auch die Strümpfe nicht kennen, indem ſie ihre bloßen Füße in die Komagers ſtecken, welche mit weichem, trockenem Gras, Sena genannt, ausgeſtopft werden. Die Kleidung der Frauen iſt ganz wie die der Männer.

Wenn von den Lappländern im Allgemeinen die Rede iſt, ſo muß man geſtehen, daß ſie eine kleine Race ſind, wie alle nördlichen Völkerſchaften, die wahrſcheinlich von einem Stamme ſind. Es iſt jedoch bemerkenswerth, daß die Lappen der Finnmark nicht ſo klein ſind, als die in den übrigen Theilen von Lappland, wenn ſie auch einige Grade ſüdlicher liegen. Ich ſchreibe die überwiegende Größe der norwegiſchen Lappländer der freieren und reineren Gebirgsluft zu, welche ſie größer, rüſtiger und muthvoller macht. Darum ſind ſie auch größer als die, welche an der Küſte leben, um ihren Unterhalt durch Fiſchfang zu gewinnen, indem letztere beſtändig den Nebel des Meeres einathmen. Die gewöhnliche Größe der Gebirgslappen iſt fünf Fuß und fünf Fuß zwei Zoll. Leute von fünf Fuß fünf Zoll ſind eine Seltenheit.

Die auszeichnenden Züge der Race ſind kleine, längliche Augen, hohe Backenknochen, ein breiter Mund und ein ſpitziges Kinn mit wenig oder gar keinem Bart. Ihr Haar iſt gewöhnlich braun oder von dunkler Farbe, während die Küſtenlappen meiſt helles Haar haben. Ihre Hände und Füße ſind, wie bei den Eskimos, klein; aber der ganze Bau iſt knochig und muskelſtark. Die Stimme iſt ſchwach und klingt dem Ohr des Fremden etwas quiekend.

Was die Farbe der Haut anbetrifft, ſo fand ich dieſelbe nicht dunkelbraun, wie ſie oft beſchrieben wird, ſondern von Natur weiß, und nur durch den Rauch in der Hütte und das Leben im Freien gebräunt. Hatte ich doch ſelbſt während meines Aufenthalts unter dieſen Menſchen eine braune Farbe bekommen, die ſich erſt in Stockholm wieder verlor. Eine ſehr ſtrenge Kälte bringt in vielen Fällen dieſelben Wirkungen hervor, als ſehr große Hitze.

Der Lappländer iſt ſowohl von Natur als aus Noth ein Nomade. Da ſein Unterhalt völlig von ſeinen Rennthieren abhängt, welche ganz frei und ſich ſelbſt überlaſſen ſind, ſo kann man ſagen, daß ſeine Bewegungen durch ſie geleitet werden, und daß ſeine ganze Lebensweiſe durch ſie beſtimmt wird. Die Anzahl der Rennthiere, die zu einer Heerde gehören, iſt von 300—500; mit einer ſolchen Heerde kann ein Lappe ſich wohl befinden und leidlich leben. Er kann im Sommer eine hinreichende Menge Käſe machen für das Bedürfniß des Jahres; und im Winter kann er ſo viele Rennthiere ſchlachten, daß er und ſeine Familie faſt beſtändig Fleiſch eſſen können. Mit 200 Rennthieren kann ein Mann mit kleiner Familie ſich ſo einrichten, daß er auskommt. Hat er nur 100, ſo iſt ſein Auskommen ſehr unſicher; bei 50 iſt er nicht mehr ſein eigener Herr, kann nicht mehr eine eigene Wirthſchaft führen, muß vielmehr ſeine kleine Heerde mit der eines reicheren Lappen vereinigen und verrichtet nun die Dienſte

Digitized by Google

eines Knechtes, indem er die Heerde begleitet und hütet, nach Hause zum Melken bringt u. s. w. Es geschieht auch häufig, daß, wenn die Heerde eines Lappländers durch Krankheit oder Unglück bis auf diese Zahl herunter kommt, er den Ueberrest einem Andern verkauft und sich selbst nach der Seeküste begiebt. Da sucht er entweder Arbeit bei den norwegischen Ansiedlern, oder, was noch häufiger der Fall ist, er läßt sich an den Ufern einer der benachbarten Meerbuchten auf der Küste nieder, treibt den Fischfang zu seinem Unterhalt und wird aus einem Gebirgslappen ein Küstenlappe. Aber die Sehnsucht nach dem freien Nomadenleben verläßt ihn nicht, und zuweilen gelingt es ihm, die frühere Lebensart wieder zu beginnen.

Ein Lappländer, der Herr einer Heerde von 1000 Rennthieren ist, wird als ein reicher Mann angesehen, obgleich die Beispiele nicht selten sind, daß einige 1500, ja 2000 haben.

Das Leben dieser Menschen ist einer beständigen Veränderung unterworfen und wechselt zwischen größter Unthätigkeit und größter körperlicher Anstrengung, zwischen höchstem Ueberfluß und Mangel, zwischen höchster Kälte und Hitze. Wenn der Lappe hungrig ist und seine Eßlust ungehindert befriedigen kann, so ist er ganz gefräßig; die Masse, welche er verschlingt, ist ganz erstaunlich, und wie die wilden Thiere des Waldes ißt er so viel, um auf einige Tage satt zu sein, falls er einem unvermutheten Mangel ausgesetzt werden sollte. Während der Wanderzeit im Sommer ist indeß die Nahrung des Lappländers außerordentlich einfach und spärlich. Da genießt er nicht mehr seine Lieblingsspeise, das Rennthierfleisch: dieß ist die leckere Winterkost. Im Sommer ist er nur darauf bedacht, seine Heerde zu vermehren. Er begnügt sich mit der Milch seiner Thiere und den Ueberbleibseln von Lab und Molken nach der Bereitung der Käse. Von der Milch genießt er sparsam und ist geizig damit, denn ein Rennthier giebt nicht viel Milch, und sie muß für den Käse verwendet werden, der auch für den Winter vorhält. Da die Heerde nur des Sommers gemolken wird, so setzt er, wenn dieser zu Ende geht, etwas Milch bei Seite, um diese gefrieren zu lassen, die ihm dann nicht bloß zum eigenen Genuß während des Winters, sondern auch zu einem Handelsartikel dient, der wegen des großen Wohlgeschmacks sehr gesucht wird.

Als die Lappen in der Nähe von Fuglenäs verweilten, hatte ich das Glück, zuweilen etwas Rennthiermilch zu meinem Frühstück abzubekommen (was sehr schwer hält), und ich fand den Geschmack so köstlich, daß ich meine, ein mit Muße gesegneter Feinschmecker würde seine Zeit nicht verschwenden, wenn er einen Abstecher nach der Finnmark auf seinen Reisen machte. An Farbe und Dicke gleicht die Milch einem fetten Rahm; ihrer Fettigkeit willen kann man nur wenig genießen, obschon der Geschmack höchst lieblich und gewürzhaft ist, letzteres wegen der mancherlei Bergkräuter, die das Thier im Sommer frißt.

Sonderbar ist es, daß der Käse von dieser schönen Milch hart, weiß

Digitized by Google

von Farbe, unangenehm ſchmeckend und nur dem Lappländer genießbar iſt. Die Zubereitung iſt ſehr einfach, indem man die Milch in einem großen eiſernen Topfe über das Feuer ſtellt, wo ſie mit Hülfe des Labs aus dem Magen des Rennthiers ſchnell gerinnt, dann gepreßt und, nachdem die Molken davon getrennt ſind, in kleine Formen von geringer Tiefe gebracht wird.

Die gewöhnliche Größe des Käſes iſt die eines kleinen Tellers, und er iſt nicht viel dicker als einen halben Zoll. Es iſt möglich, daß dieſe Dünne auf ſeine Güte Einfluß hat, da, indem er geſchnitten wird, die harte Rinde den größten Theil des Käſes bildet. Schlecht, wie er iſt, wird er von den Lappen, die ihn ſowohl roh als geröſtet eſſen, ſehr geſchätzt; in letzterem Zuſtande erſcheint er auf den Tiſchen der Kaufleute und iſt dann etwas ſchmackhafter. Seiner ſcheinbaren Härte und Trockenheit ungeachtet tröpfelt von ihm, wenn er auf das Feuer gelegt wird, ein fettes, reines Oel, das man ſehr wirkſam findet gegen die Wirkungen des Froſtes; denn auf den erfrorenen Theil gelegt, verhindert es den kalten Brand, der leicht dazu kommt, wenn man das Reiben mit Schnee verſäumt hat.

Da der Käſe eine viel größere Nutzbarkeit hat, als die Butter, zu der Brod erfordert würde, das die Lappen nicht kennen, ſo wird aus der Rennthiermilch faſt nie Butter gemacht. Dieſe iſt immer ganz weiß.

Der Lappländer bringt zuweilen eine Veränderung in ſeinen Speiſen hervor, dadurch, daß er Heidelbeeren, Zwergmaulbeeren und ähnliche Früchte ſeiner Gegend in die Molken miſcht, nachdem er ſie vorher zu einem dicken Safte eingekocht hat. Nicht weniger gern eſſen ſie auch die Angelikawurzel, die gut gegen den Skorbut ſein ſoll. Darum mögen ſie auch für das Blut des Rennthiers ſo große Vorliebe haben; beim Schlachten des Thieres wird es ſorgfältig geſammelt und aufbewahrt und in verſchiedenen Gerichten zubereitet. Warm genoſſen, ſoll das Blut ein ſicheres Mittel gegen den Scharbock ſein.

Die geringe Entfernung, in welcher die Heerden von Fuglenäs waren, ſetzte mich in den Stand, ihr Leben und Treiben faſt jeden Tag zu ſehen. Beſonders maleriſch und für Lappland charakteriſtiſch war der Anblick des Abends zur Melkzeit, wenn ſich die Heerde um die Gamme (das Zelt) verſammelte. Auf allen Höhen rund umher wird Alles in einem Nu voller Bewegung und Leben. Die geſchäftigen Hunde bellen überall, und treiben die Heerden immer näher; die Rennthiere ſpringen und rennen, ſtehen ſtill und ſpringen wieder in einer unbeſchreiblichen Mannigfaltigkeit von Bewegungen. Welch ſchönen und majeſtätiſchen Anblick gewährt es, wenn das weidende Thier, von dem Hunde geſchreckt, ſein Haupt erhebt und ſeine breiten und mächtigen Augſproſſen zeigt! Und wenn es läuft, wie flink und leicht iſt ſein Schritt! Nie hören wir ſeinen Fußtritt auf der Erde, und nur das beſtändige Knarren ſeiner Kniegelenke, als wäre es durch die Wiederholung elektriſcher Schläge hervorgebracht; ein ſonderbares

Digitized by Google

Geräuſch, das wegen der Menge von Rennthieren, die es hervorbringen, in großer Ferne gehört wird. Hat endlich die ganze Heerde die Gamme erreicht, ſo ſtehen die Thiere ſtill, ruhen aus oder ſpringen zutraulich herum, ſpielen mit ihren Geweihen gegen einander, oder umringen gruppenweis einen Mooſsſtock, um ihn abzuweiden. Während die Mädchen von einem Thiere zum andern mit ihren Milchgefäßen herumlaufen, wirft der Bruder oder der Knecht einen Strick von Baſt um die Augſproſſen des Thieres, das ihm die Mädchen bezeichnen, um es heranzuziehen. Das Thier ſträubt ſich gewöhnlich und will der Halfter nicht folgen; und das Mädchen lacht und freut ſich über die Mühe, welche dieß verurſacht. Auch läßt es zuweilen aus Muthwillen ein Rennthier wieder los, damit es noch einmal für ſie eingefangen werde. Unterdeſſen hört man den Vater oder die Mutter ſchelten wegen des Muthwillens, der oft die Wirkung hat, die ganze Heerde ſcheu zu machen. Wer würde bei dieſem Schauſpiele nicht an Laban und Lea, Jakob und Rahel denken? Wenn die Heerde ſich zuletzt hinſtreckt, ſo viele hundert Thiere auf einmal rund um die Gamme, ſo bilden wir uns ein, ein ganzes Lager zu ſehen, den Befehlshaber des Ganzen in der Mitte.

Wir müſſen die Vorſehung bewundern, welche ein Thier geſchaffen hat, das dem Menſchen es möglich macht, unter dem Schnee und Eis der Polarzone auszudauern, und ihm das ganze übrige in Kälte erſtarrte Naturleben erſetzt.

So anmuthig und zierlich in ſeinem Aeußern, als etwa das Pferd und der Hirſch, iſt freilich das Rennthier nicht; denn es hat einen kurzen, dicken Hals, welcher macht, daß das Thier, ſtatt den Kopf in die Höhe zu halten, ihn in einer gebückten Stellung trägt, die faſt eine gerade Linie mit dem Rücken bildet. Die eigenthümliche Bildung und Stärke des Halſes, der Schultern und des Vorderbuges deuten ſchon darauf hin, daß das Thier zum Ziehen beſtimmt ſei; die Muskelkraft der Lenden und die Dicke der Knochen beſtätigen dieß. Die Hufe ſind dem Lande wohl angepaßt; ſtatt ſchmal und ſpitzig zu ſein, wie die Hufe der Rehböcke und Damhirſche, ſind ſie ſehr breit, platt und weit; auch hat das Rennthier es in ſeiner Gewalt, beim Niederſetzen den Huf auszubreiten oder zuſammenzuziehen, je nach der Beſchaffenheit der Oberfläche, auf der es ſich bewegt. Wenn der Schnee auf dem Boden liegt, ſo giebt ihm die Breite ſeiner Hufe, die es dann ſo weit macht, daß ſie einem Pferdehuf gleichkommen, eine feſte Haltung auf dem Schnee, und hindert es, ſo tief hineinzuſinken, als es ſonſt geſchehen würde, beſonders nach friſchem Schnee, deſſen Oberfläche noch nicht gefroren iſt.

Die Augſproſſen (Hörner) des Thieres ſind breit und ſehr zierlich, auch während des vornehmſten Theiles vom Jahre mit einem weichen, dunkeln, ſammtartigen Flaum bedeckt, der bis zum Winter bleibt. Die Hörner beginnen im Mai aufzuſchießen und in einem Zeitraume von ſieben bis acht Wochen erreichen ſie ihre völlige Ausbildung; die Böcke bekommen

Digitized by Google

die ihrigen zuerſt, die Kühe zuletzt, werfen aber die ihrigen nicht vor dem Frühlinge ab. Weil dieſe Thiere das Geweih ſo nothwendig brauchen (zum Aufſcharren des Schnee's), ſo gab die Natur auch dem Weibchen Hörner.

Das ſchnatternde und klappernde Getöſe, welches gehört wird, wenn das Thier geht, kommt von dem Zuſammenziehen der Hufe beim Aufheben von dem Boden und von dem daraus folgenden Schlagen der inneren Theile im Hufe gegen einander. Dieſes Geräuſch iſt von keinem unbeträchtlichen Vortheil, da es die zerſtreute Heerde ſammelt. Die Rennthiere mit ihrem feinen Gehör können es in bedeutender Ferne hören.

Kaum hat wohl irgend ein anderes Geſchöpf ein ſo dickes Fell als das Rennthier, das ſich ſelbſt, wie die Menſchen, damit gegen die Strenge des Klimas ſchützt. Von allen Kleidern, welche die Bewohner der Polargegenden tragen, kann keins mit den von Rennthierfellen gemachten verglichen werden in Bezug auf die Wärme. Darum beſteht die Winterkleidung des Lappen ganz aus Rennthierfellen. Die Haare darauf ſtehen ſo dick und dicht, daß, wenn man ſie auf irgend eine Weiſe trennen wollte, um die bloße Haut zu decken, dieß gar nicht möglich iſt. An dem niedern Theile des Halſes verſtärkt noch ein Haarbüſchel den natürlichen Schutz des Thieres gegen die Kälte.

Die Farbe iſt während des Sommers viel dunkler als im Winter. Im Anfang des Sommers, wo das Thier eine neue Behaarung erhält, iſt das Haar dünn, nimmt aber gegen den Winter hin außerordentlich an Dicke zu, bekommt eine graubraune Farbe, und die Seiten, Bruſt und Unterleib ſind dann grauweiß. In mancher Heerde trifft man auch ein Paar ganz weiße Rennthiere an.

Die Rennthierkuh wirft gegen Ende Mai ein Junges, während es noch Winter iſt, und der Schnee die Erde bedeckt. Zögert der Sommer mit ſeiner Ankunft, ſo tritt oft großer Mangel an Milch ein. Das gewöhnliche Alter des Rennthiers iſt neun oder zehn Jahre; ſeltener bis funfzehn Jahre, noch ſeltener ſechzehn.

Im Sommer lebt das Rennthier nicht bloß von Moos, ſondern ſtreift die Blätter von der Birke, Weide und Espe, beſonders der erſteren, begierig ab, frißt auch das junge Gras und die zarten Sproſſen der Sträuche auf den Bergen und mancherlei duftiges Kraut, das der warme Sonnenſtrahl ſchnell hervorlockt. Im Winter iſt aber, außer einigen Leberkräutern, das Rennthiermoos ſeine einzige Nahrung. Dieſes Gewächs, das die Vorſehung ſo reichlich über ein Land verbreitet hat, wo die größte Pflanzenarmuth herrſcht, iſt äußerſt nahrhaft, und ſelbſt die Kühe, wenn ſie davon freſſen, geben mehr Milch, als von jedem andern Kraute.

Kein Geſchöpf wird mehr von der Hitze angegriffen, als das Rennthier; darum findet man ſie, wenn die Witterung am heißeſten iſt, und das Thermometer von Fahrenheit bis auf 90 Grad ſteigt, ſogar am Nordkap ſelbſt, immer auf der Spitze der Gebirge, die Stellen aufſuchend, wo noch Schnee liegt; und wenn ein Windhauch entſteht, ſo kehren ſie ſich

Digitized by Google

nach der Seite hin, wo er herkommt, und ziehen auf dieſe Weiſe mehrere Meilen von dem Orte weg, wo ſie geweidet haben. Echte Geſchöpfe der Polarwelt! Selbſt ihre Größe und Kräftigkeit nimmt nicht wie bei den Pflanzen und meiſten anderen Thieren ab, je weiter ſie nach Norden vorrücken, ſondern zu. Die lappländiſchen Thiere der Gebirgsfinnen ſind im Stande, eine Laſt von circa 300 Liespfund (à 20 Pfund) zu ziehen, obwohl man ihnen nur 240 Liespfund zutheilt. Der Schlitten (Pulk) kann nach ſeiner Einrichtung nur von einem Rennthiere gezogen werden. In Sibirien und Kamtſchatka gebraucht man das Thier auch zum Reiten, wozu es die Lappländer nicht verwenden. Die Schnelligkeit, mit der es die größten Laſten zieht, iſt außerordentlich, denn ſie beträgt im Durchſchnitt acht Meilen in der Stunde, wohl zu merken, auf gebirgigem Terrain.

Der Gebirgslappe bricht mit ſeinen Heerden auf, ſobald das Laub von den Bäumen fällt, und zieht ſich von der Küſte zurück. Dieſelben Umſtände, die ihn nöthigen, jetzt zurückzukehren, ſind eben ſo dringend, als die ihn zu Anfang des Sommers vermögen, die Küſte aufzuſuchen. Der dringendſte Grund iſt ohne Zweifel die Seltenheit deſſen, was der Heerde am nothwendigſten iſt, nämlich des Rennthiermooſes, das an der Küſte von Finnmark und auf den Inſeln faſt gar nicht zu finden iſt, aber je weiter in das Feſtland und in die Wälder hinein immer reichlicher wächſt, namentlich auf niedrigem Moorboden. Darum hat auch die Finnmark nicht jenen Ueberfluß, den die Ebenen und Moräſte des ruſſiſchen Lapplandes darbieten. Da ſind oft unermeßliche Strecken mit dem Mooſe bedeckt, deſſen weißliche Farbe ihnen das Anſehen einer beſchneiten Fläche giebt.

Ferner iſt aber auch der Schutz, den zur Winterszeit das Innere der Wälder vor den heftigen Stürmen verleiht, ein wichtiger Grund, die Winterquartiere hier aufzuſchlagen; ſodann auch der reiche Vorrath an Brennholz, woran es der Küſte fehlt — und endlich das jagdbare Wild, das er im Walde findet.

Die Abreiſe geht alſo von Statten. Nachdem der Lappe ſein Zelt abgeſchlagen hat, ſo wird es mit den Stangen, die es aufrecht erhielten, auf den Rücken eines Rennthieres gepackt. Seine Käſe und andere Eßwaaren, die er für den Winter angekauft hat, desgleichen die wenigen Hausgeräthe, werden in eine Art Korb von Zweigen und Baſt verpackt, oben mit Fellen und Birkenrinde zugedeckt und dann zugeſchnürt. Ein ſolcher Korb hängt an jeder Seite des Thiers; zuweilen bloß einer, wenn auf der andern Seite die Wiege mit dem Kinde hängt. Dieſe Wiege iſt in der Form eines Schlittens aus Holz gemacht, offen, aber mit einer Lederdecke über dem Kopfe des Kindes, wie auch mit Rennthiermoos und einem jungen Rennthierfell gepolſtert *). Sind zwei kleine Kinder da, ſo werden

*) Dieſe Wiege wird an die Bäume gehängt, wenn Mutter und Mädchen mit der Heerde beſchäftigt ſind, ſo hoch, daß das Kind vor Raubthieren ſicher iſt. Durch

Digitized by Google

zwei Wiegen auf jede Seite des Thieres gehängt, gerade wie die Körbe. Die Familie ſelbſt geht zu Fuß; ein Theil derſelben zieht an der Spitze und giebt Acht auf die Laſtthiere. Dann folgt die Heerde; die Nachhut wird von den übrigen Lappländern und den Hunden gebildet.

Der Sorgfalt des Lappländers ungeachtet trifft es ſich zuweilen, daß ein oder zwei Rennthiere zurückbleiben, die ſich vorher von der Heerde verirrt haben. Dieſe findet er gewöhnlich wieder, wenn er den folgenden Sommer zurückkommt; wenn nicht, ſo werden ſie bald wild.

Die Lappländer, welche die Walfiſchinſel (Qualöe) und umliegenden Eilande beſuchen, ſind, wie wir bereits angedeutet, in die Nothwendigkeit verſetzt, ihre Rennthiere quer über den Sund oder die Meerenge, die ſie vom feſten Lande trennt, ſchwimmen zu laſſen. Dieß iſt dem Fremden ein neuer und intereſſanter Anblick, beſonders wenn die Heerde groß iſt und vielleicht aus 1000 Stück beſteht. Sobald der Lappländer auf der Stelle ankommt, wo er überſetzen muß, miethet er mehrere Böte entweder von den Anſiedlern oder den Uferlappen. Da hinein ſtellt er die jungen Kälber, und hinter denſelben werden die Thiere, welche ſchwach ſind und Hülfe bei der Ueberfahrt nöthig haben, gezogen. Da die ganze Heerde dieſes Ueberſetzen ſieht, während ſie zugleich von den Hunden und dem Geſchrei der Lappländer im Rücken angegriffen wird, ſo geht ſie ins Waſſer. Kein vierfüßiges Thier ſchwimmt ſo leicht, wie das Rennthier, das den Kopf und die Schultern über das Waſſer hebt; es iſt im Stande, mehrere Meilen zu ſchwimmen, ſelbſt wenn die See unruhig iſt.

Sobald der Lappländer das feſte Land erreicht, ſetzt er ſeinen Weg in langſamen und bequemen Tagereiſen fort, indem er ſelten über ſechs oder ſieben (engl.) Meilen des Tages geht, und gelegentlich einen Halt von zwei oder drei Tagen macht, wenn er eine Stelle findet, die ihm gefällt. So erreicht er endlich die Gegend, wo er zu überwintern gedenkt.

Das Winterzelt wird wieder in derſelben Weiſe wie das Sommerzelt errichtet, die Heerde weidet nach wie vor im Freien, und die Hirten müſſen den Stürmen und Schneeſtürmen Trotz bieten. Die Winterkleidung des Menſchen beſteht nun ganz aus der Haut ſeines treuen Lebensgefährten. Der Pelz wird von der ganzen Haut des im Winter geſchlachteten Thieres gemacht; die Gamaſchen und Handſchuhe werden von der Haut, welche die Beine und Schenkel des Thieres umgiebt, die Schuhe von dem Theile

---

die Bewegung des Windes wird die Wiege von ſelbſt geſchaukelt und das Kind in Schlaf gelullt. Sollte es aufwachen, ſo zieht der Anblick der über ſeinem Kopfe hängenden Knöpfchen, die von der Luft an einander ſchlagen, ſeine Aufmerkſamkeit an und unterhält es, bis es wieder einſchläft. — Will die Mutter das Kind auf einem Zuge mitnehmen, ſo wird die Wiege auf ihrem Rücken befeſtigt, ſo daß der Kopf des Kindes über ihren Schultern erſcheint. Da das Ganze wenig wiegt, und die Mutter ihre Hände frei hat, ſo kann ſie ungehindert ihre Geſchäfte verrichten. Gegen die Sonne und die Mücken iſt oben an der Wiege ein Stück Tuch befeſtigt, das die Trägerin nach Gefallen herabläßt.

Digitized by Google

des Felles, welcher zwiſchen den Hörnern iſt und den oberen Theil des Kopfes bedeckt, verfertigt. Die Haare ſind nach Außen gekehrt, und wegen der beſondern Feſtigkeit und Dichtigkeit ihres Gewebes iſt es unmöglich, daß die Kälte durchdringe. Um die innere Wärme des Körpers zu unterhalten und den freien Umlauf des Blutes zu befördern, iſt jeder Theil weit und bequem gemacht; insbeſondere ſind die Aermel des Pelzes ſo weit, daß die Arme mit Leichtigkeit ausgezogen und wieder eingeſteckt werden können, ohne daß man nöthig hat, ihn auszuziehen. Wenn bei großer Kälte der Lappe genöthigt iſt, auf dem Schnee zu ſchlafen, und ihm ein Arm vor Froſt erſtarrt, ſo kann er denſelben leicht aus dem Aermel ziehen und an ſeinem Leibe wieder erwärmen. Eben ſo ſind auch die Handſchuhe weit und ohne Finger.

In ihrer Winterkapuze, welche Kopf und Schultern ganz bedeckt, und nur ein Loch für das Auge hat, laufen die Lappen zu jeder Stunde und bei jedem Wetter in ihren Schneeſchlittſchuhen hinaus, um nach ihren Rennthieren zu ſehen und ſie gegen die Angriffe der Wölfe zu ſchützen. In dieſem ſchwierigen Geſchäft ſtehen ihnen die Weiber bei, die, ſobald die Reihe an ſie kommt, auch die Heerde hüten, und jede Arbeit mit den Männern theilen.

Im Winter lebt der Lappe in einer Art von Ueberfluß. Bei einer mäßigen Heerde von 500 Stück Rennthieren wird wöchentlich eins geſchlachtet; iſt die Heerde größer, zwei, ja zuweilen bei ſtarker Familie drei. Das Rennthierfleiſch iſt faſt die ausſchließliche Nahrung, auf die ſich die Leute ſchon im Sommer freuen. Die einzige Weiſe, in der ſie ihr Fleiſch zubereiten, beſteht im Kochen. Dadurch erhalten ſie eine koſtbare und nahrhafte Brühe, welche ſie außerordentlich gern eſſen. Ehe ſie das Fleiſch in den Topf thun, wird es in lauter kleine Stücke zerſchnitten, um den Saft beſſer herauszubekommen. Iſt es hinreichend gar, ſo bekommt Jeder einen Napf aus Birkenholz mit einer guten Quantität Brühe und einem Stück Fleiſch, das er mit den Händen herausholt und verzehrt.

Der Kreis ſeiner Wanderungen iſt auf den nächſten Kreis um die Kirche beſchränkt, und geht ſelten über 10—20 Meilen, wenn die Heerde einigermaßen Nahrung findet. In der Nähe der Kirche ſtehen auch die hölzernen Vorrathshäuſer, von denen jeder Familienvater eins beſitzt. Sie ſind von Tannendielen gebaut, nur einige Fuß hoch, mit einer Oeffnung an der vorderen Seite, durch welche der Beſitzer kaum hineinkriechen kann, und welche mit einer Thür verſchloſſen iſt. In dieſem Hauſe bewahrt er Alles auf, was er nicht nöthig hat, auf ſeinen Sommerwanderungen nach der Küſte mitzunehmen; zugleich iſt es die allgemeine Lagerſtätte für die Einkäufe, die gelegentlich von den Kaufleuten herübergebracht ſind.

Der Rennthierlappe hat verſchiedene Arten von Schlitten, ſowohl für ſeine eigenen Fahrten, als für ſeine Sachen. Zuerſt der Pulk, welcher hauptſächlich zum Gebrauch der Kaufleute oder anderer Reiſenden beſtimmt iſt. Der Form nach iſt er einem Boote ähnlich, 7 Fuß lang, ungefähr

Digitized by Google

16 Zoll breit, und 8 Zoll tief, der Hintertheil aber um das Doppelte erhöht. Das vordere Ende ist spitz, wie ein Kahn, das hintere breit, und der Boden oder Kiel ausgehöhlt (konkav). Ueber den Sitz wölbt sich das Fell von einem Seekalb als Decke. Der Lappländer bedient sich selten dieses bedeckten Schlittens. Die Nothwendigkeit, in der er sich häufig befindet, auszusteigen, entweder um denen zu helfen, deren Thiere störrisch geworden sind, oder sein eigenes Thier zu erleichtern, wenn die große Tiefe des Schnee's ihn nöthigt, zu Fuß zu gehen, oder die Dunkelheit des Wetters ihn zwingt, den Weg zu suchen, nachdem er die rechte Richtung verloren hat — das Alles veranlaßt ihn, sich des offenen Schlittens (Kjöre Achian) zu bedienen, welcher im Uebrigen dem Pulk sehr ähnlich ist, und gleichfalls aus Birkenholz gemacht wird. Die dritte Art ist der Packschlitten (Raid Achian), gleichfalls offen und in Kahnform, aber viel größer, 8 bis 9 Fuß lang, und verhältnißmäßig breiter. In diesem werden Handelssachen und andere Packwaaren verfahren.

Vor jeden Schlitten wird nur Ein Rennthier gespannt; da aber die vor die Packschlitten gespannten Thiere natürlich gehindert werden, mit den vordersten leichteren Schlitten gleichen Schritt zu halten, so bekommen sie eigene Aufseher, welche voranfahren in leichten, offenen Schlitten, indem jedes der nachfolgenden Thiere an den vorhergehenden Schlitten befestigt wird. Ein Zug von fünf so an einander befestigten Schlitten heißt Raid (Reihe).

Die Rennthiere werden schon im zweiten Jahre gewöhnt, den Schlitten zu ziehen, sind aber keineswegs die ruhigen, gelehrigen Thiere, die man sich vorstellt. Der Lappländer aber weiß sie zu behandeln. Wird das Thier widerspenstig, so fährt er von dem gebahnten Wege ab, mitten in den Schnee hinein, und macht es bald müde und zahm, so daß es sehr gehorsam auf die bequeme Straße zurückkehrt.

Das Geschirr der Rennthiere besteht aus einer Halfter von Rennthierfell, welche rund um den Hals geht; unten an demselben sind zwei Stück ausgestopften Leders von eirunder Form, welche zwischen den Beinen des Thieres hängen, und an welche der Zugriemen befestigt ist, dessen Ende sich um die Beine schlingt, unter dem Leibe hindurch geht, und durch ein kleines Querholz in einem eisernen Ring an den Vordertheil des Schlittens befestigt wird. Rund um den Leib des Thieres ist ein breiter Bauchgurt von gefärbtem Tuch, durch welchen der Zugriemen gezogen ist, damit er sich nicht in den Beinen des Thieres verwickelt. Um den Hals ist eine Art Halsbinde von weißem Tuch geschlungen, woran eine Glocke hängt, deren Klang die Partie zusammenhält. Das Kopfende des Zügels ist ein Stück Seekalbsfell, der Halfter ähnlich, wird nicht in den Mund gelegt, sondern nur um den Kopf gewunden. Das ganze Riemenzeug ist einfach, aber stark.

Sobald der Lappländer sich in seinen Schlitten gesetzt hat, läuft das Thier aus allen Kräften, aber immer von der geschickten Hand seines Herrn gezügelt und zu den kühnsten Wendungen gewöhnt. Am größten ist die

Digitized by Google

Schwierigkeit, das Gleichgewicht des Schlittens zu erhalten, was in einzelnen Fällen beinahe unmöglich ist, wenn die Oberfläche des Bodens aus lauter glatten, steilen Abhängen besteht, der Schnee sich in Eis verwandelt hat, und der Schlitten wie im Fluge dahin saust. Ein Fremder würde in diesem Falle jeden Augenblick umgeworfen werden, obwohl wegen der Niedrigkeit des Fuhrwerks ohne üble Folgen. Man kann sich eine richtige Vorstellung von dem Gleichgewichte, das gehalten werden muß, machen, wenn man den Schlitten mit einem wirklichen Boote vergleicht, welches, auf das Land gezogen, immer auf eine Seite fällt, wegen des schmalen, scharfen Kiels. So ist es auch mit den hohlen Schlitten, und es liegt dem Fahrenden ob, so mit seinem Körper zu balanciren, daß das Gleichgewicht erhalten wird, auch bei dem schnellsten Lauf des Thieres. Wäre der Boden des Schlittens breiter, so würden die Unebenheiten des Grundes, den es passiren muß, die Tiefe des Schnee's, die Steilheit der Gebirge und viele andere Umstände es dem Thiere unmöglich machen, ihn zu ziehen. So aber gleitet das kleine Fahrzeug über alle Hindernisse fort, ohne zu große Unbequemlichkeit für das Rennthier, noch Mühe für den Lappen, der ein Meister ist im Fahren und Balanciren.

Die vornehmlichsten Unfälle, die den Eingebornen auf seinen Fahrten treffen, sind eine Folge der Dunkelheit, in der er seinen Weg verliert, oder der Windwehen, die ihn überfallen, namentlich bei trüber Nebelluft. In diesem Falle sichert er seinen Lauf durch scharfe Beobachtungen der Form und Richtung des Gebirges, auf dem er fährt, und von dem er aus langer Erfahrung weiß, daß es in seinen Zügen sich nach den verschiedenen Punkten des Kompasses richtet, und das ihm so statt des nützlichen Instrumentes dient, das er nicht kennt. Außerdem verläßt er sich in einem hohen Maaße auf sein Rennthier, wenn er die Richtung ganz verloren hat; ist das Thier schon einmal den Weg gekommen, oder stößt es auf Spuren von anderen Rennthieren, so bringt es ihn gewöhnlich wohlbehalten nach bekannten Gegenden und Pässen. Kommt plötzlich ein Schneesturm, der die Weiterfahrt unmöglich macht, so hat der Lappe für diesen Nothfall sein Zelt bei sich, das er an irgend einem geschützten Orte aufschlägt, und in dem er abwartet, bis das Unwetter vorüber ist. Nicht selten wird er auf diese Weise mehrere Tage aufgehalten. Indessen ist es in der Regel mit dem Mangel des Sonnenlichtes nicht so gefährlich. Ist der Himmel klar, so giebt der Mond, welcher mehrere Tage hinter einander fortscheint, ohne unterzugehen, ein Licht, das nur dem der Sonne nachsteht. Ist der Mond untergegangen, so verbreitet das Nordlicht und der außerordentlich helle Schimmer der Sterne einen solchen Lichtglanz, daß der Mensch sicher seine Schritte durch die pfadlose Wüste des Schnee's findet. Weil seine Augen während der Reise beständig auf die Himmelskörper Acht geben, so erwirbt er sich ganz von selbst, wie der Hirt, eine für ihn ausreichende Kenntniß der Astronomie, die sich auf eine kleine Zahl von Sternbildern, wie des großen und kleinen Bären, des Orion u. s. w. beschränkt. Diese Sterngruppen

Digitized by Google

unterſcheidet er durch Namen, die er ihnen ſelbſt giebt, und ſie erſetzen ihm die Magnetnadel, wenn das Wetter nicht ungünſtig iſt. So ſchlägt er ſich muthig durch alle Gefahren und Hinderniſſe ſeines Klima's hindurch, und die größten Beſchwerden dünken ihm leichte Unfälle, die nothwendig zu ſeinem Leben gehören. Der ganze Verlauf ſeines Lebens zeigt uns, daß Glück und Unglück, Wohlſein und Genuß, Entbehrung und Ueberfluß mehr von Vorſtellungen und Einbildungen als vom Körper abhängen. Sitten und Gewohnheiten verſöhnen uns mit allen Dingen, bilden unſern Charakter und machen mit Einem Worte den Menſchen zu dem, was er iſt.

4. Die Schönheit des Polarwinters.*)

Es war um die Mitte Novembers. Das Wetter war angenehm und hatte jene Ruhe und jenes beſtimmte Anſehen gewonnen, wie es im Durchſchnitt der ganze Winter beibehält. Es iſt wahr, die Sonne hat uns verlaſſen, aber wie konnte ich ihre Abweſenheit bedauern, wenn ich die wunderbare Schönheit des Schauſpieles betrachtete, welches ihr Verſchwinden hervorbrachte! Die Sonne ſchien ſich nur deshalb unter dem Horizonte zu verbergen, um allen Dingen einen Schein von Ruhe und Feierlichkeit, einen magiſchen Glanz durch die üppige Gluth, die ſie über den ganzen Himmel unſichtbar verbreitete, zu ertheilen.

Wie in der Natur, ward auch in meinem Gemüthe Alles ruhiger und ſtiller; die Sonne hatte alle Leidenſchaften mit ſich hinweggenommen. Die ſchwächſten Töne waren in anſehnlicher Ferne hörbar, und ich pflegte auf dem gegenüber liegenden Ufer von Fuglenäs Alles zu hören, während im Sommer kein Laut von demſelben zu mir herüber drang. Das Schauſpiel eines Himmels ohne Sonne war ſo ergreifend und eigenthümlich, daß ich auf meinen Jagdſtreifereien die Erde unter mir ganz vergaß und nur immer nach oben und zu dem Horizonte aufſchaute. Der Tag glich einer hellen Dämmerung, und wir waren im Stande, unſer Mittagsmahl zu verzehren, ohne Licht anzuzünden, obgleich dieß nothwendig war, wenn man leſen oder ſchreiben wollte.

Sobald der Abend kam, ſpielten tauſend tanzende Lichter geheimnißvoll durch die Luft, als wären ſie von der Vorſehung beſtimmt, durch ihre milden und ſchönen Strahlen die Stunden der Dunkelheit zu erheitern. Bisweilen bildet das Nordlicht, quer über den Himmel, einen glänzenden Bogen von einer blaſſen ſpielenden Flamme, die ſich mit unbegreiflicher Schnelligkeit in Schlangenlinien fortbewegt. Dann verſchwindet es plötzlich, und die Nacht hüllt Alles in ihren ſchwarzen Schleier; aber gleich darauf wird

*) Nach dem angeführten Werke.

Digitized by Google

der unermeßliche Raum des Aethers ſo ſchnell wie das Blinken eines Sterns mit einem Feuer überdeckt, welches eine ganz neue Geſtalt annimmt und den Himmel mit einem ſchwachen Silberlichte übergießt, das in Wellen oder vielmehr in Wolken, die von dem Winde getrieben werden, dahin ſchwimmt. Bisweilen ſchießen ſchmale Flammenſtreifen mit unbegreiflicher Schnelligkeit hervor, durcheilen in wenig Minuten den ganzen Bogen des Himmelsgewölbes und verſchwinden unter dem ſüdlichen Horizont. Von Zeit zu Zeit ſieht man plötzlich über dem Scheitel eine breite Lichtmaſſe, die in Form eines ſchönen Strahlenkranzes gegen die Erde herunterſteigt und dann in einem Nu verſchwindet.

Das Nordlicht zeigt ſich am häufigſten bei ſtillem Wetter; jedoch ſah ich es nie lebendiger als bei einem friſchen Südoſtwinde, welcher, obgleich er dem Nordlichte, das mit der größten Schnelligkeit von der entgegengeſetzten Seite kam, gerade begegnete, die Bewegung deſſelben nicht im Geringſten ſtörte, denn dieſes ſetzte in einem ſchmalen, ſtetigen Lichtſtrome ſeinen Weg fort. Ich bemerkte immer, daß es von Nordweſt herkam und in Südoſt verſchwand. Anfangs zeigten ſich gewöhnlich ſchwache, unregelmäßige Lichtſtrahlen, welche hinter den Gebirgen in die Höhe ſtiegen und große Aehnlichkeit mit dem Widerſchein eines entfernten Feuers hatten. Sie blieben aber nicht lange am Horizont, ſondern ſtiegen bis zum Zenith und nahmen eine große Mannigfaltigkeit der Form und Verſchiedenheit der Bewegung an, daß eine bloße Beſchreibung keinen entſprechenden Begriff zu geben vermag.

Die Erſcheinung des Nordlichts war nicht immer auf einen wolkenloſen Himmel beſchränkt; denn bisweilen bemerkte ich es auch bei theilweis trübem Himmel. Einmal zeigte ſich auch eine dunkelgelbe Flamme, welche hinter einer ſchwarzen Wolke unten im Nordweſten langſam emporzukommen, und eine oder zwei Minuten ſtill zu ſtehen ſchien, als wenn ſie von einem größeren Lichte ein Widerſchein wäre. Als ich nach dem Zenith aufſchaute, nahm ich einen kleinen matten, kaum bemerkbaren Lichtpunkt wahr, und im Augenblick nachher war die ganze Fläche des Himmels erleuchtet, gerade ſo, als ob die Sonne mit Einem Male aus einer dichten Wolke hervorträte. Am folgenden Tage war das Wetter trübe und drohte mit Schnee. Gegen Ende des Novembers ward die Kälte heftiger, der Himmel klarer, und das von der nordiſchen Morgenröthe (aurora borealis) herkommende Licht bisweilen ſo ſtark, daß ich bei demſelben im Stande war, etwas groß Gedrucktes zu leſen und eine Nadel zu finden, falls ich ſie verloren hätte.

Es iſt ſchwer, einen beſtimmten Grund jener Erſcheinung, die wir Nordlicht nennen, anzugeben. Der Umſtand, daß es bei hellem und kaltem Wetter am glänzendſten iſt, führt allerdings zu der Vermuthung, welche die allgemeinſte zu ſein ſcheint, daß es auf elektriſchen Urſachen beruhe. Eine Meinung, die unter dem ganzen finnländiſchen Volke verbreitet iſt, hat etwas ganz Eigenes und Sonderbares. Dieſe Leute nehmen an, das

Digitized by Google

Nordlicht werde von den unermeßlichen Haufen von Heringen in dem Polarmeer verurſacht, welche, ſobald ſie von großen Fiſchen verfolgt werden, eine plötzliche Wendung machen. Sie meinen, die Bewegung des Waſſers und der Heringe rufe das (phosphoriſche) Licht hervor, das bloß vom Himmel widerſcheine.

Die Lappländer, welche ſehr abergläubiſch ſind, bilden ſich ein, es ſeien die Geiſter ihrer abgeſchiedenen Verwandten, die heruntanzen; und da das Nordlicht unaufhörlich ſeine Geſtalt verändert, ſo rufen ſie öfters aus: Da iſt mein Vater, da meine Mutter! u. ſ. w., je nachdem ihnen die Phantaſie eine Aehnlichkeit in dem flatternden Lichte zeigt. Bei anderen Gelegenheiten glauben ſie auch darin den Teufel mit der Sippſchaft ſeiner böſen Geiſter zu ſehen. Es iſt ſonderbar, daß die amerikaniſchen Indianer denſelben Glauben haben. Dieſe erblicken in den Lichtwellen die Geiſter ihrer verſtorbenen Freunde; wenn das Nordlicht aber beſonders glänzend iſt, zu welcher Zeit es an Farbe, Form und Lage am meiſten wechſelt, ſo ſagen ſie, unſere abgeſchiedenen Freunde ſind ſehr fröhlich!

Außer dem glänzenden Lichte, welches das Nordlicht gewährt, hat es keinen geringen Nutzen für die Einwohner, indem es ſie in den Stand ſetzt, den Wind und das Wetter aus ſeiner Erſcheinung voraus zu beſtimmen. Die Erfahrung beſtätigt meiſtentheils die Richtigkeit ihres Urtheils. Iſt das Nordlicht gleichmäßig über den Himmel verbreitet, ohne ſich lange am Horizont zu zeigen, iſt ſeine Farbe blaß und ſeine Bewegung nicht geſchwind, während das Wetter zu gleicher Zeit hell und ſchön iſt, ſo wird dieſes noch ferner ſo bleiben. Wird das Nordlicht niedrig in den nördlichen Gegenden des Himmels geſehen, nimmt es eine beſtimmte Form an, fährt und fliegt es mit großer Schnelligkeit dahin, oder bildet es einen ſchmalen Strom, oder zieht die Flamme einen Bogen quer über den Himmel, ſo hat man wildes und ſtürmiſches Wetter zu erwarten; daſſelbe iſt der Fall, wenn das Nordlicht mannichfaltig wechſelnde Farben annimmt. Wenn es auf die ſüdliche und ſüdöſtliche Himmelsgegend beſchränkt iſt, ſo pflegen die Einwohner einen Landwind, d. h. einen ſolchen, der über das ſüdliche Feſtland weht, zu erwarten.

Wir waren jetzt genöthigt, um Ein Uhr, während der Zeit unſeres Mittagseſſens, Licht anzuſtecken, und um zeichnen und ſchreiben zu können, mußte ich den ganzen Tag Licht brennen. Unſer Zwielicht, welches ungefähr eine und eine halbe Stunde währte, war dennoch hinreichend ſtark, um vor dem Hauſe im Freien Gedrucktes leſen zu können. Für das Jagen, Rudern und andere körperliche Uebungen (auf die ſich die Thätigkeit der Eingebornen und Kaufleute beſchränkt) reicht es völlig hin. Der Schnee auf den Gebirgen war nun hart und feſt, ſo daß man über die tiefſten Abgründe gehen konnte, ohne einzuſinken. Nun ward auch unſere Abreiſe von Hammerfeſt*) beſchloſſen, und weil das Wetter günſtig war, ſollte

*) Eine Handelsniederlaſſung an der Nordküſte der Finnmark (des norwegiſchen Lapplands).

Digitized by Google

auch die Schlittenkaravane die Nacht hindurch fahren. Ich freute mich darauf.

Der Abend näherte ſich mit ungewöhnlichem Glanze; das mit Sternen beſäete Himmelsgewölbe glänzte mit verdoppeltem Schimmer, und das Schauſpiel war im höchſten Grade herrlich und prachtvoll. Der Froſt war ſcharf; es blitzerte und blinkte am Himmel und auf der Erde.

Es iſt ſchwer, das außerordentlich lebhafte Funkeln der vielen Himmelskörper zu beſchreiben, denn ſie wechſelten von der Feuerfarbe, dem Pomeranzengelb, bis zu der Farbe des Hochroths, und jeder Strahl von ihnen drang durch den reinen Aether in's Auge. Das Nordlicht begann um uns und über uns zu ſpielen. Ein blaſſer Flammenguß ſtrömte zuerſt von dem Scheitelpunkte, dann ſchoſſen zitternde Feuer ſchnell längs dem Himmel hin und bewegten den blauen Luftozean, während der Planet der Nacht hoch am Firmamente ſeine Bahn verfolgte und mild und ſchwermüthig auf uns niederſchaute. Es flimmerte jeder Zweig und Sproß, als wenn er mit zahlloſen Edelſteinen behangen wäre; und das heitere Funkeln der tauſend und aber tauſend Kryſtalle erinnerte an die Mährchen der Feenländer — die Tannen und Birken waren Bäume aus einer ſchöneren Welt. Wir zogen durch einen bezauberten Wald, wo die Natur ihre magiſchen Wunder entwickelte, um uns die Stunden der Nacht zu verkürzen. Mit unſern abenteuerlichen Pelzgeſtalten, von Froſt und Reif dick überzogen, und ſtillſchweigend dahinjagend, von den zackig-behörnten Schneeroſſen gezogen, hatten wir weniger das Anſehen von Menſchen als von einer Bande unterirdiſcher Weſen, die den öden Raum durchſtrichen, um mit den lappländiſchen Hexen zu tanzen und ein Feſt der Mitternacht zu feiern.

5. Die Samojeden.*)

Noch roher, unwiſſender und in tiefere Barbarei verſunken als der Lappe iſt ſein Vetter und Nachbar, der Samojede; und dieſes erklärt ſich leicht, wenn man bedenkt, daß er in noch tiefere Einöden ſich vergräbt und noch ſeltener mit gebildeten Völkern in Berührung kommt.

Seine Wohnſitze ſind die wildeſten und unzugänglichſten Tundra's (Mooſsſteppen) und Wälder Nord-Europa's und Weſt-Sibiriens. Er durchwandert mit ſeinen Rennthieren die baumleeren Wüſten von der Oſtküſte des weißen Meeres bis zu den Ufern der Chatanga, oder jagt in den unermeßlichen Wäldern, die ſich zwiſchen dem Ob und Jeniſei erſtrecken. Ein einſamer Nomade berührt er faſt nie die Wohnſitze der Men-

*) Der hohe Norden von Dr. Hartwig (Wiesbaden 1858). M. Alex. Caſtrén's Reiſen im Norden. Aus dem Schwediſchen von H. Holms (Leipzig 1853).

Digitized by Google

ſchen und lernt ſie auch dann nur von der ſchlimmſten Seite kennen — da er auf den Jahrmärkten ſolcher elenden Oerter, wie Obdorsk und Puſtoſersk, nur zu häufig das Opfer ihres betrügeriſchen Sinnes wird. Wie ſollte es ihm da möglich werden, ſich aus den Banden der Finſterniß und Wildheit zu befreien?

Zu dem Lappen ſind edle Männer gedrungen, ihm die Segnungen des Chriſtenthums mitzutheilen. In ſeinem Lande ſind, wenn auch durch weite Strecken von einander getrennt, doch überall Prediger angeſiedelt, die durch Wort und Beiſpiel auf ihn wirken und ihn mit menſchenfreundlicher Aufopferung in ſeinen Wildniſſen aufſuchen, um ihn zu belehren und zu tröſten — der Samojede iſt nicht ſo glücklich, er hängt großentheils noch an ſeinem alten Heidenthum und ſeinen falſchen Propheten, den Schamanen, ſchenkt er blinden Glauben.

Dieſe Zauberkünſtler ſind über den ganzen hohen Norden der Alten und Neuen Welt verbreitet; der Schamane erſetzt dort den Prieſter. — Die Samojeden glauben zwar an die Exiſtenz eines höchſten Weſens, den Num oder Jilibeambärtje, d. i. Hüter des Viehſtandes, der in der Luft wohnt und von dort aus Donner und Blitz, Regen und Schnee, Wind und Wetter ſendet. Sie nennen auch wohl den ſichtbaren Himmel „Num," und die Sterne ſind nur Glieder des Gottes, gleichwie ſie ſehr poetiſch den Regenbogen den Saum ſeines Mantels nennen. Doch dieſer Allgott ſteht ihnen zu fern und ſie wenden ſich lieber an ihre Fetiſche, die ſogenannten „Hahe," die von Jedermann zu Rathe gezogen werden können, während die „Geiſter" oder „Tadebtſios" ſich nur den Zauberern oder Schamanen offenbaren. Dieſe zwingen die launenhaften Geiſter durch Zauberformeln und machen ſie ihren Wünſchen gehorſam.

Die meiſten ſamojediſchen Idole ſind auf der Inſel Waigaz zu finden. Das vornehmſte Götzenbild iſt ein großer Steinblock von menſchenähnlicher Form mit ſpitzzulaufendem Kopf. Niemand weiß, wie dieſer Stein dorthin gekommen; nach ſeinem Muſter haben die Samojeden große und kleine Götterbilder aus Stein oder Holz geformt, die ſie „Sjadäi" nennen, d. h. mit menſchlichem Antlitz begabt. Sie kleiden dieſe Götzenbilder in Rennthierfelle und putzen ſie auch wohl mit allerlei Flitter heraus. Doch es bedarf keineswegs immer der menſchlichen Form, um einen Stein oder ein Holzſtück zur Ehre des Fetiſches zu erheben; es genügt oft ſchon die ſeltſame Form. Auf ihren Wanderungen führen die Samojeden ihre Hausgötter in einem beſonderen Schlitten mit ſich, damit ſie, je nach Bedürfniß, ihnen Schutz im neu aufgeſchlagenen Zelte, auf der Rennthierweide, bei Jagd und Fiſchfang verleihen.

Die Zauberer, welche mit den neckiſchen, böſen Luftgeiſtern, den Tadebtſios, verkehren, heißen Tadiben; ihre Kunſt iſt in gewiſſen Familien erblich. Verlangt man ihren Dienſt, ſo legen ſie ihre höchſt auffallende Kleidung an: ein Hemde von Sämiſchleder, Samburtsja genannt, mit einem Saum von rothem Tuch; auch die Nähte ſind mit rothem Tuch

Digitized by Google

geziert und rothe Epaulets ſchmücken die Schultern. Ueber die Augen und das ganze Geſicht hängt ein Tuchlappen herab; denn nicht mit dem Auge, ſondern mit dem inneren Blick dringt der Tadibe in die Geheimniſſe der Geiſterwelt. Der Kopf bleibt unbedeckt; nur der als Schleier dienende Tuchlappen wird durch zwei ſchmale, rothe Tuchſtreifen feſtgehalten, von denen der eine über den Scheitel, der andere um den Nacken geht. Ueber der Bruſt trägt der Tadibe eine Eiſenplatte. Der Haupttadibe nimmt die Trommel, die mit Meſſingringen, Zinnplättchen und Thierſchwänzen herausgeputzt iſt, zur Hand; mit ihren Tönen weckt er die Geiſter aus ihrem Schlaf und holt ſie aus ihrer Verborgenheit. Dann ſingt er einige einladende Worte*) in einer myſtiſchen, ſchrecklichen Melodie. Sein Gehülfe ſtimmt ein und beide wiederholen ſingend dieſelben Worte, jede Sylbe lang dehnend. Der Meiſter, welcher anfangs die Trommel mit Heftigkeit geſchlagen, läßt plötzlich nach, um den Worten der ſchon herbeifliegenden Tadebtſios zu lauſchen; ſein Jünger ſingt aber immerfort, was der Meiſter zuletzt geſagt hatte. Nachdem dieſer ſein ſtummes Geſpräch mit den Geiſtern geendet hat, brechen beide Tadiben aus in ein wildes Geheul, die Trommelſchläge erſchallen im forte und der Orakelſpruch ertönt.

Wenn ein Kranker die Hülfe des Tadiben in Anſpruch nimmt, ſo beginnt dieſer — mag die Krankheit auch noch ſo gefährlich ſein — die Kur keineswegs ſogleich, ſondern er wartet bis zur „erſten Morgenröthe.“ Iſt alsdann noch keine Beſſerung eingetreten, ſo erklärt der Tadibe, klug genug, dem Kranken ſei nicht zu helfen, und macht gar keine Verſuche zur Heilung. Sollte ſich aber der Kranke in der verfloſſenen Zeit wirklich

---

*) Iſt ein Rennthier verloren gegangen, ſo iſt das Geſpräch etwa folgendes:

Kommet, kommet,
Zaubergeiſter!
Wenn Ihr nicht kommet,
Komme ich zu Euch.
Wachet, wachet,
Zaubergeiſter!
Ich bin gekommen,
Erwacht aus dem Schlaf!

Der Tadebtſio antwortet:

Sag' an, welchen Auftrag haſt Du?
Weshalb kamſt Du, die Ruh' uns zu ſtören?

Der Tadibe:

Zu mir eben
Kam ein Njenets (Samojede),
Heftig dieſer
Menſch mich plaget;
Fort iſt ihm ſein Rennthier,
Deshalb bin ich
Zu Euch gekommen.

Digitized by Google

gebeſſert haben, ſo ſtellt der Tadibe mit ihm ein Examen an; er fragt ihn zuerſt, ob er nicht wiſſe, wer ihm die Krankheit angethan habe, ob er nicht mit Dieſem und Jenem Zank und Schlägerei gehabt u. dergl. Kann der Kranke keine Auskunft geben, ſo werden die Tadebtſios gefragt und dieſe allenfalls durch Trommeln und Geheul gezwungen, für die Heilung Sorge zu tragen und der Perſon, welche an der Erkrankung Schuld iſt, das gleiche Uebel anzuthun. Iſt aber der allmächtige Jilibeambärtje ſelber die veranlaſſende Urſache der Krankheit, ſo kann Niemand gegen deſſen Willen etwas unternehmen. Von eigentlichen Heilmitteln iſt keine Rede, und nur die „Brennkur" iſt auch bei den Samojeden beliebt. Sie trocknen ein Stück Birkenſchwamm, ſchneiden aus dieſem kleinere Stücke heraus, zünden ſie an und legen ſie auf die ſchmerzhafte Stelle. Wenn der brennende Schwamm vom Körper hinwegſpringt, nennen ſie es ein gutes Zeichen; die Schmerzen ſind dann zugleich mit fortgeſprungen.

Wer Tadibe werden will, muß einen ſtarken Körper und auch ein Talent dazu haben; die künſtliche Aufregung, in welche ſich der Zauberer hineinarbeitet, ſtrengt die Nerven an und es erfolgt dann eine große Abſpannung. Zu berühmten Schamanen begeben ſich junge Leute in die Lehre; ſie müſſen durch Faſten und Einſamkeit ſich vorbereiten und werden dann von ihren Meiſtern ſo lange bearbeitet, bis ihnen die Tadebtſios erſcheinen. Wie alle Geiſterſeher ſind ſie halb Betrüger, halb Betrogene, die an ihre eigenen Phantaſiebilder zuletzt glauben.

Ein chriſtlicher Samojede machte dem Reiſenden Caſtrén die vertrauliche Mittheilung, er ſei in ſeinem 15. Jahre zu Tadiben in die Lehre gegeben worden und zwar weil mehrere ausgezeichnete Schamanen in ſeiner Familie geweſen waren. Zwei Tadiben ſollten ſeine Lehrmeiſter ſein. Sie banden ihm ein Tuch vor die Augen, gaben ihm eine Trommel in die Hand und ließen ihn darauf los ſchlagen. Zugleich ſchlug ihm einer der Tadiben mit der Hand oben auf den Kopf und der andere auf den Rücken. Dieß ward eine Weile fortgeſetzt und ſieh! nun ward es Licht vor den Augen des Lehrlings. Eine zahlreiche Schaar von Tadebtſios zeigte ſich dem Knaben, es war ihm, als tanzten ſie auf ſeinen Händen und Füßen umher. Der Lehrling erſchrak, lief davon und ließ ſich ſofort vom Prieſter taufen. Darauf, behauptete er, habe er keine Tadebtſios mehr geſehen.

Die Samojeden haben, gleich den Oſtjaken und anderen ſibiriſchen Völkerſchaften, die Sitte, das Andenken an ihre Verſtorbenen durch Opfer und andere Ceremonien zu ehren. Sie glauben nämlich, daß der Hingeſchiedene, wenn auch gehörig beſtattet, noch dieſelben Bedürfniſſe habe und denſelben Beſchäftigungen obliege wie bei Lebzeiten. Deßhalb legt man theils in, theils neben ſein Grab einen Schlitten, einen Speer, errichtet einen Heerd, ſtellt einen Kochtopf, Meſſer, Beil, Feuerzeug und andere Geräthſchaften auf, damit er ſich Nahrung verſchaffen und ſeine Mahlzeit ſich bereiten möge. Sowohl bei dem Leichenbegängniß, als auch einige

Digitized by Google

Jahre nachher werden an seinem Grabe von den Verwandten Rennthiere geopfert. Stirbt eine höher geachtete Person, ein Starschina, der Besitzer von großen Rennthierheerden, so verfertigen seine nächsten Anverwandten ein Bild, welches im Zelte des Verstorbenen aufbewahrt wird und dieselbe Ehre genießt, die man dem Manne bei seinen Lebzeiten erwies. Bei jeder Mahlzeit wird das Bild hervorgeholt, jeden Abend wird es ausgezogen und zu Bett gebracht, jeden Morgen wieder angezogen und auf den Platz des Verstorbenen gestellt. Drei Jahre lang verehrt man das Bild in solcher Weise, dann senkt man es in's Grab. Man glaubt, daß unterdessen auch der Leib vermodert sei und damit hätte auch die Unsterblichkeit ein Ende. Nur die Schamanen und die eines gewaltsamen Todes Gestorbenen genießen das Vorrecht, nach dem Tode als unvergängliche Geister in der Luft zu schweben. Trotzdem und trotz der reichlichen Bissen, die ihnen bei jedem Opferschmaus zu Theil werden, sind die Schamanen doch höchst unglückliche Leute; der aufgeregte Zustand, in den sie sich häufig versetzen, zerrüttet ihre Nerven und umdüstert ihre Seele. Ihr blasses Antlitz, ihre matten Augen, ihr scheuer Blick, ihr unsicherer Gang zeugen von den Dämonen, welche ihr Inneres zerreißen.

Als eine Handlung von der höchsten religiösen Bedeutung betrachten die Samojeden wie auch die Ostjaken den Eid. Ist gegen einen Samojeden im Geheimen ein Verbrechen verübt worden und hat dieser Jemand im Verdacht, so kann er ihn zum Eid fordern. Ist kein hölzerner oder steinerner „Habe" (Long bei den Ostjaken) bei der Hand, so formt er sich einen aus Erde oder Schnee, führt seinen Widersacher an das Bild, schlachtet einen Hund, zerstört das Bild und redet den Verdächtigen mit folgenden schrecklichen Worten an: „Hast du den Diebstahl begangen, so mußt du verrecken wie dieser Hund!" Die Eidesleistung soll bei den Samojeden so gefürchtet sein, daß der wirkliche Verbrecher es fast niemals zum Schlachten des Hundes kommen läßt, sondern lieber das Verbrechen gleich gesteht.

Der fürchterlichste Eid jedoch wird auf die Schnauze eines Bären geleistet, den alle sibirischen Völkerschaften von den Kamtschadalen bis zu den Samojeden als einen mächtigen Gott verehren.

Der Bär ist im Grunde kein Thier, sondern verbirgt unter seiner zottigen Kleidung eine menschliche Gestalt sammt göttlicher Kraft und Weisheit. Der Ostjak macht ihn außerdem noch zum Wächter der gesammten niederen Geisterwelt. Vom Bären wird natürlich immer nur mit heiliger Verehrung gesprochen; man nennt ihn nicht anders als das „schöne Thier", „den Nagelgreis", „den Pelzvater", und wenn man ihn auch bei Gelegenheit mit einem Pfeil oder einer Büchsenkugel begrüßt, so werden ihm dabei so viele Komplimente gemacht, daß er es unmöglich übel nehmen kann.

Wild und finster wie die Tundra und der Urwald, in dem er mit seinen Rennthieren umherschweift, ist auch das Aeußere des Samojeden. Er ist klein von Statur, sein Kopf hat breite Wangen, dicke Lippen, kleine

Digitized by Google

Augen, eine niedrige Stirn, platte Nase mit großen Nasenflügeln, schwarzes borstiges Haar; sein Gesicht hat dunkle Farbe, der Bart ist dünn. Von seinem Rennthierpelz, in welchem er schwerfällig einhergeht, verlangt er nur Schutz gegen Kälte und Regen, um den Schnitt kümmert er sich nicht, und nur einzelne Aristokraten, wie es deren auch unter den Samojeden giebt, tragen mit Tuch überzogene und bunt verbrämte Pelze. Das schöne Geschlecht, so lange es noch nicht unter das Joch der Ehe gerathen, weiß freilich auch hier sein Aeußeres durch Putz zu heben. Die kurze Jacke von Rennthierfell schließt eng an den Oberkörper, erweitert sich aber unten und endigt an den Knieen mit einer Verbrämung aus Hundefell. Die Strümpfe von Rennthierhaut sind bunt. Die doppelten, mit Band zusammengeflochtenen und mit Flitter bedeckten Haarflechten reichen zuweilen bis an die Ferſen. Denkt man sich zu diesem Staat ein kleines rundes Gesicht, volle rosenrothe Wangen, eine weiße Stirn, schwarze Locken und kleine muntere Augen, so hat man das Bild einer geputzten samojedischen Schönheit, wie ein feuriger Anbeter sie gern mit einer ganzen Heerde von Rennthieren bezahlt. Bei den Samojeden denkt nämlich kein Vater daran, seiner Tochter eine Aussteuer mitzugeben; er erwartet vielmehr von ihrem Freier einen Ersatz für das Mädchen, eine Entschädigung für die Dienste, die er nun verlieren soll.

Wenn ein Samojede sich verheirathen will, so sucht er zuerst einen Fürsprecher aufzufinden und begiebt sich mit diesem nach der Wohnung der Aeltern seiner Auserkorenen. Er geht aber nicht hinein, sondern verweilt vor der Hütte, an seinem Schlitten, bis der Fürsprecher seinen Auftrag ausgerichtet hat. Bringt dieser verneinende Antwort, so kehrt man sofort zurück; im anderen Falle wird weiter über den Preis der Braut verhandelt, und hat man sich geeinigt, dann betritt auch der Bräutigam das Zelt, besucht jedoch nach der Verlobung seine Braut nicht weiter. Kurz vor der Hochzeit begeben sich die Anverwandten der Braut zum Bräutigam, der sie gut bewirthet; dann schirrt der Fürsprecher vier Rennthiere hinter einander an, hängt ein Glöckchen an ihren Hals, bedeckt die zwei Vorderſten mit einem rothen Tuche und fährt mit ihnen drei Mal um das Zelt des Bräutigams. Deßgleichen wird auch das Zelt der Braut drei Mal umfahren und auch dort ein Schmaus gehalten, nach dessen Beendigung erst der Bräutigam eintreten darf. Es wird nun tüchtig Branntwein getrunken, gekochtes Rennthierfleisch herumgereicht und dem Bräutigam das Herz des Thieres gegeben. Dann hört jede Ceremonie auf; jeder trinkt so viel Branntwein, als er vermag, und die Betrunkenen taumeln nicht selten im Schnee umher und erfrieren. Der Bräutigam bleibt bis zum nächsten Morgen im Hochzeitszelt; sodann besteigt die Braut den Schlitten und ihre Rennthiere werden von der Mutter des Bräutigams gelenkt, welche drei Mal um dessen Zelt herumfährt. Dort wird abermals geschmauſt, man singt, zankt und schlägt sich.

Castrén wohnte einer samojedischen Hochzeit bei und berichtet darüber:

Digitized by Google

„Bei unſerer Ankunft im Hochzeitszelte lagen einige von den Hochzeitsgäſten ſchon ohnmächtig auf dem Felde. Sie lagen dort mit entblößtem Haupte, die Köpfe tief in den Schnee gedrückt und die Geſichter vom Winde mit Schnee bedeckt. Doch ſieh'! dort kommt ein Ehemann, tappt von einer Leiche zur andern, erkennt endlich ſeine Frau, ergreift ſie an dem Kopfe, wendet ſie mit dem Rücken gegen den Wind und wirft ſich endlich neben ſie hin. Dort läuft ein anderer mit der Kaffeekanne umher, ſucht ſeine Geliebte, findet ſie und gießt ihr etwas Branntwein in den Hals. Hier ſtößt Jemand auf ſeinen Feind, verſetzt ihm einige hinterliſtige Schläge und entfernt ſich. — Wir traten in's Zelt, wo nebeneinander Männer, Weiber, Kinder, Greiſe und junge Mädchen lagen und ſaßen. Unter den ganz Berauſchten war auch der Bräutigam. Ich nahm Platz und trank nun mit dem Wirth und dem Fürſprecher Thee. Nur mit vieler Mühe gelang es mir, den Wirth zu bewegen, daß er auch meine Begleiterin, die Frau Paſtorin, einlud, in unſern Kreis zu treten.

„Nach dem Thee befahl der Wirth, ein Rennthier zu ſchlachten. Ein leiſer Schlag mit dem Beil gegen die Stirn warf das Thier zu Boden. Hierauf ſtach man ihm ein Meſſer in's Herz und nahm die Luftröhre heraus. Um dieſe entſtand aber ein gewaltiger Kampf unter den Anweſenden, der endlich dahin geſchlichtet wurde, daß die nächſten Anverwandten des Brautpaars ſie unter ſich theilen und auf der Stelle verzehren ſollten. Dem Rennthier wurde die Haut abgezogen, der Bauch aufgeſchnitten, das Ungenießbare weggeworfen und das Thier auf den Rücken gelegt. Es bot den Anblick eines großen ovalen Gefäßes dar, in welchem die Lunge, Leber und andere Leckerbiſſen in einer anſehnlichen Blutmaſſe umherſchwammen. Der Wirth ergriff meine Hand, führte mich an das Rennthier heran und bat mich, die Mahlzeit zu beginnen. So deutlich er dieſen Wunſch ausſprach, ſo war ich doch einfältig genug, ihn nicht zu begreifen, und blieb ſomit ganz und gar unthätig vor dem Schlachtopfer ſtehen. Unterdeſſen verſammelten ſich die Hochzeitsgäſte um das Thier, zogen ihre langen Meſſer hervor und ſchnitten ſich Stücke des warmen rauchenden Fleiſches ab, tauchten ſie dann in's Blut, führten ſie mit der einen Hand an den Mund, kaueten, indem ſie das Geſicht nach oben kehrten, und ſchnitten während des Kauens einen Theil des Fleiſchſtückes ab. Das abgeſchnittene Stück wurde wieder in Blut getaucht und in den Mund geſteckt. Das Blut lief an den Mundwinkeln und am Halſe herab! Lunge und Leber wurden als Nachkoſt verſpeiſt. Während dieſer widrigen Mahlzeit ſangen die Mädchen ſamojediſche Lieder, ihrem Inhalt nach ſchön, aber zu einer Melodie, die faſt dem Quaken der Fröſche glich. Der Geſang und das Mahl wurden durch einen tragiſchen Auftritt unterbrochen. Ein Samojede mit einem ſehr ſpitzigen Geſicht guckte durch die Thür des Zeltes herein und bat mit kreiſchender Stimme, an der Hochzeitsfreude Theil nehmen zu dürfen. Einige der Gäſte hießen ihn eintreten und er kam ſogleich der Aufforderung nach. Dieß geſchah jedoch

Digitized by Google

ohne Wiſſen des Wirthes. Als dieſer den ungebetenen Gaſt gewahrte, befahl er, ihn herauszuwerfen. Mehrere bereitwillige Hände beeilten ſich, dem Befehle zu gehorchen, andere wiederum erhoben ſich, den Gaſt zu vertheidigen. Der Wirth und der Fürſprecher packten einander an, und ich wurde jämmerlich zwiſchen ihnen eingezwängt. Im Zelte entſtand ein großer Tumult, man ſchrie, fluchte und ſchlug um ſich; Keſſel, Kaffeekannen, Fleiſchtöpfe und andere Gefäße wurden umgeworfen und flogen hin und her. Die Geſchichte endete damit, daß der Samojede hinausgeworfen wurde — Gegen Abend nahm die Kampfluſt zu. Wohin man ſchauete, ſah man Menſchen, die einander zu Leibe gingen. Das ſtruppige ſchwarze Kopfhaar war gewöhnlich dem erſten Angriff ausgeſetzt, hernach ſchlug man ſich mit den Fäuſten, und nicht ſelten griff man zu einem Knochen oder anderen Ueberbleibſeln der Mahlzeit. Der Kampf begann ohne alle Veranlaſſung. Wenn zwei Perſonen ſich begegneten, lagen ſie ſich auch ſofort in den Haaren, ohne Rückſicht auf Alter und Geſchlecht. Hier wurde Pardon weder verlangt, noch gegeben, Jeder ſchlug um ſich und wehrte ſich nach Kräften. Der Beſiegte blieb gewöhnlich auf dem Schnee liegen und der Sieger ſchritt weiter, um neue Heldenthaten zu vollbringen. — Dieſes Schauſpiels überdrüſſig, begaben wir uns beim Einbruch der Finſterniß auf die Rückfahrt."

Durch ſolche Szenen könnte man ſich leicht veranlaßt fühlen, den Samojeden für einen viel wilderen, unbändigeren Geſellen zu halten, als er wirklich iſt. Gutmüthigkeit, Melancholie, Phlegma bilden den Grundton ſeines Charakters. Er hat zwar wenig Begriffe von Recht und Unrecht, Gut und Böſe, dagegen iſt er bereit, den letzten Biſſen mit ſeinem Freunde zu theilen, und ſein hülfreicher Sinn offenbart ſich unter Anderem auch darin, daß er, wie der Lappe, ſeine armen Anverwandten aufnimmt und pflegt. Grauſamkeit, Rachſucht, Mordluſt, die dunkleren Laſter, die ſo manches Volk der tropiſchen Zone beflecken, bleiben ihm fremd. In ſtetem Kampfe mit einem fürchterlichen Klima, ein Opfer der Unwiſſenheit und der Armuth muß er zwar auf viele uns unentbehrliche Genüſſe verzichten. Dagegen beſitzt er den Vortheil, die meiſten Dinge des Lebens mit der vollſtändigſten Gleichgültigkeit betrachten zu können. Eine gute Mahlzeit geht ihm natürlich über Alles, doch wenn ſeine Bequemlichkeit in's Spiel kommt, kann er auch der Ruhe zu lieb hungern und durſten. Nur ſelten flammt ſein Gemüth in wilder Leidenſchaft auf und erinnert an die Gluthen der ſüdlicheren Sonne, die einſt ſeine Vorväter beſchien.

Ein gemeinſamer Zug im Charakter aller Samojeden iſt eine finſtere Anſchauung des Lebens und ſeiner Verhältniſſe. Ganz wie die Außenwelt trägt auch ihre Innenwelt die Farbe der Nacht. Wahre Eis- und Schneemenſchen leben ſie in negativer Ruhe dahin und verlaſſen ohne Ueberwindung und Reue ein Leben, das ſie kaum lieben können, da es ihnen der Entbehrungen viele, der Genüſſe und Freuden nur wenige dar-

Digitized by Google

bot. Sie ſind mißtrauiſch und verſchloſſen wie alle Völker, die von weltklügeren und thatkräftigeren Nachbarn viel zu leiden haben. Ihren alten Gewohnheiten hartnäckig ergeben, ſträuben ſie ſich gegen alle Neuerungen, wodurch ihr Loos verbeſſert werden könnte, und nur die große Lehrmeiſterin, die Noth, vermag ſie zum Beſſeren zu wenden.

So z. B. raſte auf der Timanſchen Tundra während der Jahre 1831 und 1833 eine Seuche, die ungefähr 20,000 Rennthiere tödtete und die Bewohner in Armuth ſtürzte. Der größte Theil der dortigen Samojeden ſelbſt kam durch die Seuche um, weil ſie das Fleiſch der hingerafften Rennthiere verzehrten. Nach dieſer Prüfung ſind die Samojeden der Timan'ſchen Tundra ein frommes und ſanftmüthiges Volk geworden und haben ſich in großer Anzahl dem Chriſtenthum zugewendet. Zwar ſchauen auch ſie das Leben in finſtrer Färbung an, aber die wilde Leidenſchaft hat aufgehört. Ihr Herz iſt weich, ihr Gemüth ſanft, der Kummer wohnt in der Tiefe.

Nach Köppen beträgt die Zahl der Samojeden in Europa 4500 Individuen beiderlei Geſchlechts, und im Gouvernement Tobolsk 5054. Bulgarin ſchätzt die aſiatiſchen Samojeden auf 70,000; da aber Köppen für ganz Weſtſibirien nur 66,684 Eingeborne beiderlei Geſchlechts rechnet, von welchen die Oſtjaken wenigſtens die Hälfte ausmachen, ſo iſt die Angabe Bulgarin's jedenfalls viel zu hoch.

6. Die Oſtjaken von Obdorsk.*)

Ganz wie die Samojeden zerfallen auch die Oſtjaken in eine Menge Stämme und Geſchlechter, oder richtiger Gemeinden, die familienweis zuſammenhalten. Die Oſtjaken, welche in dem Marktflecken Obdorsk zuſammenkommen, zeigen eine entſchiedene Verwandtſchaft mit Finnen und Magyaren; ſie haben bisher dem Bekehrungseifer der ruſſiſchen Prieſterſchaft hartnäckig widerſtanden und erhalten ihre alte patriarchaliſche Verfaſſung aufrecht. Jedes Geſchlecht beſteht aus einer Anzahl Familien, die ſich als näher oder ferner verwandt betrachten. Gewöhnlich halten alle zu Einem Geſchlecht gehörigen Familien, ſelbſt während des Nomadiſirens, eng aneinander, und es iſt hergebrachte Sitte, daß in einer ſolchen Gemeinde der Reichere mit dem Armen ſeine Glücksgüter theilt. Da aber die Oſtjaken im Ganzen ein armes Volk ſind, das von der Hand in den Mund lebt, ſo beſteht die Hülfe, welche einer dem anderen gewähren kann, nur darin, daß er die Beute des Tages brüderlich mit ihm theilt.

Die Oſtjaken von Obdorsk theilen ſich in Fiſcher und Rennthierjäger. Die erſteren halten ſich an den Flüſſen, namentlich am Ob und Nadim

*) A. a. O.

Digitized by Google

auf; die letzteren nomadiſiren einen Theil des Jahres auf den Tundras und leben in ſtetem Verkehr mit den Samojeden. Die Zahl derjenigen Oſtjaken, die ſich ausſchließlich mit der Rennthierzucht beſchäftigen, iſt ſehr gering. Der größte Theil ernährt ſich vom Fiſchfang, und hält nebenbei ſich einige Rennthiere. Die, welche ſich des Beſitzes dieſes unſchätzbaren Thieres erfreuen, richten im Sommer zwei Wirthſchaften ein, von denen die eine ſich bei der Fiſcherei aufhält, die andere aber den Rennthieren auf ihren Irrfahrten folgt. Es liegt in der Natur des Rennthieres, daß es ſich während der wärmeren Jahreszeit nach den Meeresgegenden hinzieht, weil es mit ſeinem dicken Pelze einer kühleren Atmoſphäre bedarf und außerdem dort weniger von den Mücken geplagt wird, welche gerade in der Zeit, wo die Haare wechſeln, für das Thier eine große Qual ſind. Die Oſtjaken treiben, wie die Samojeden, an der Meeresküſte Fiſchfang, tödten Seehunde, Wallroſſe, weiße Bären. Doch gehen die wenigſten bis an's Eismeer; die andern bleiben auf den nördlichſten Tundren. Die letzteren ziehen ſich, ſobald die Luft kühler wird und die Mücken verſchwinden, nach den Waldgegenden am öſtlichen Ural, wo ſie Füchſe jagen. Mit der erſten Spur des Winters brechen auch die am Meer nomadiſirenden Oſtjaken und Samojeden nach den Waldgegenden auf, hauptſächlich um Schutz gegen die entſetzlichen Stürme zu ſuchen. Die Reiſe geht in kurzen Tagereiſen vor ſich, man macht oft Halt, um zu jagen Jedes Geſchlecht hält ſich zuſammen und zieht mit ſeinem Fürſten oder Aelteſten an der Spitze weiter. Gegen Ende des Dezembers treffen alle dieſe nomadiſirenden Schaaren auf dem Markte zu Obdorsk ein. Von Amtswegen müſſen ſämmtliche Fürſten und Aelteſten dort anweſend ſein, weil es ihnen obliegt, jeder in ſeinem Geſchlecht die Steuern einzutreiben und Sorge zu tragen, daß alle die Arten von Thierfellen, welche man als Steuer feſtgeſetzt hat, in voller Anzahl eingehen. Die Steuer beſteht in zwei grauen Felſenfuchsfellen für jede Mannsperſon, doch kann ſtatt deſſen auch anderes Pelzwerk geliefert werden.

Mit der Ankunft der Oſtjaken beginnt ein neues Leben in der kleinen Stadt Obdorsk. Täglich ſtrömen neue Schaaren dieſer ſchwerbepelzten Söhne und Töchter der Tundra in den Ort, ſchreiten langſam durch die Straßen und ſchauen die hohen Häuſer an. Man ſieht es ihnen gar nicht an, daß ſie gekommen ſind, um zu kaufen und zu verkaufen, denn ſie bringen ihre Waare nicht auf den Markt. Aber unter ihren weiten Pelzen haben ſie die ſchwarzen und blauen Fuchsfelle und andere Pelzkoſtbarkeiten verborgen. Die Käufer ſchleichen ſich mit ihnen zu irgend einem guten Freunde, laſſen ſie von dieſem gut bewirthen und ſchließen dann in aller Stille den Handel ab. Der Wilde ſieht wohl ein, daß er durch dieſe geheimnißvolle Art des Handels verliert, aber ſein zaghaftes Gemüth ſcheut die öffentliche Verſteigerung, und dann ſteht es ſelten in ſeinem freien Willen, ſeine Waare an den Meiſtbietenden zu verkaufen. Unter den Tauſenden von Eingebornen, die ſich jährlich aus weit entlegenen Ge-

Digitized by Google

genden auf dem Markte von Obdorsk einfinden, sind nur Wenige, die nicht bei den Bürgern, Kaufleuten oder Kosaken mit größeren Summen verbucht ständen, als sie besitzen. Sollten sie sich nun erdreisten, sich mit ihren Waaren an einen Andern als an ihren Gläubiger zu wenden, so würde dieser sich nicht scheuen, Besitz von dem ganzen Eigenthum des Wilden zu nehmen und ihn selbst obendrein zu seinem Sklaven zu machen.

In noch schlimmerer Lage sind die armen ostjakischen Fischer am Ob. Den Stör und die verschiedenen Lachsarten wagen sie nicht zu genießen, denn diese bilden die Handelsartikel; dagegen verzehren sie sammt ihren Hunden den Hecht, Barsch, Kaulbarsch, die Plötze — Fische, die nicht wandern. Nicht selten fühlt der Barsch, wenn er kaum aus dem Wasser gezogen ist, schon die Zähne seines Fängers. Denn für einen hungrigen ostjakischen Magen würde das Kochen noch zu lange dauern.

Im Frühjahr, wenn der Ob und seine Nebenflüsse ihre Eisbanden sprengen und die Ufer weit überfluthen, ist zunächst noch gar nicht an's Fischen zu denken. Ist das Wasser ungewöhnlich hoch, so sehen sich viele Familien gezwungen, ihre Wohnstätte zu verlassen und in öde Wälder zu flüchten, wo nur wenige Hasen ihnen eine spärliche Nahrung gewähren — und während dieser ganzen Hungerzeit wimmeln die Gewässer von Fischen.

Endlich erheben sich die niedrigen Sandufer über die Wasserfläche, und nun errichtet der Ostjake seine Sommer-Jurte in der Nähe des in sein Bett zurückgezogenen Flusses. Sie hat gewöhnlich eine viereckige Form, niedrige Wände und ein hohes, spitziges Dach, dessen Gerippe aus Weidenstämmen besteht, über welches mit biegsamen Weidenreisern Borkenscheiben angebunden sind. Diese werden erst durch Kochen erweicht und in die Form gewöhnlicher Teppiche zusammengenäht, so daß man sie leicht zusammenrollen und transportiren kann. Die Feuerstätte, eine mit Steinen umgebene Grube, liegt in der Mitte, und der Rauch geht durch ein Loch im Dach. Um die meisten Jurten trifft man außerdem noch kleine Verwahrungshäuser von Balken gezimmert und auf hohen Pfählen aufgestellt, wie in Lappland; denn es gilt, die Vorräthe gegen den Vielfraß, den Wolf und die eigenen Hunde zu sichern.

Obgleich der Ob und seine Nebenflüsse — der Irtysch, der Wach, der Wasjugan — den Ostjaken ihre Gaben in reichlichem Maße spenden, so sind doch diejenigen unter ihnen, welche bloß vom Fischfang leben, in die größte Armuth versunken, die meist mit Faulheit, Trunksucht und sittlicher Verderbniß vereinigt ist. Die pfiffigen, russischen Kolonisten haben sie ganz in ihre Gewalt bekommen, indem sie ihnen die unentbehrlichsten Lebensbedürfnisse auf Credit geben und somit ihre Schuldenlast von Jahr zu Jahr steigern, da die Arbeitskraft der Verschuldeten durchaus nicht zunimmt. Für ein Quantum Roggenmehl verpflichtet sich der Ostjake dem russischen Kaufmann, im folgenden Jahre so und so viel Fische zu liefern. Den ganzen Sommer treiben sich diese russischen Spekulanten aus Obdorsk, Beresow und Tobolsk in ihren Lodjen auf dem Ob umher,

Digitized by Google

eignen ſich den Fang der Oſtjaken zu und ſalzen ſelbſt die erhaltenen Störe und Lachſe ein, welche ſie bis auf Weiteres in ihren, an den Ufern des Fluſſes erbauten Magazinen aufbewahren. Bei Eintritt des Herbſtes kehren ſie, nachdem ſie das mitgebrachte Mehl mit großem Nutzen verkauft haben, reich mit Fiſchen beladen wieder heim. Andere treiben ſelbſt Fiſchfang im Ob, und zwar mit beſſerem Erfolg als die Oſtjaken, weil ſie über weit größere Geräthſchaften und mehr Leute verfügen können. Den Oſtjaken iſt zwar von der Regierung alles Land am untern Ob und Irtyſch zuerkannt worden, aber die Ruſſen wiſſen ihnen doch die beſten Stellen abzupachten; hier wie überall zieht Unwiſſenheit und Dummheit den Kürzeren.

Nachdem die Ruſſen den Ob verlaſſen, fahren die Oſtjaken noch mit ihrem Sommerfiſchfang fort. Einen Theil der erbeuteten Fiſche ſetzen ſie in Landſeen oder Teiche, von wo ſie ſpäter mit Netzen herausgeholt und dem Froſt ausgeſetzt werden. Bei der Ankunft des Winters ſtellen ſich wiederum Ruſſen ein, um die gefrorenen Fiſche einzukaufen, von welchen jedoch auch ein Theil von den Oſtjaken ſelbſt auf den Markt zu Obdorsk gebracht wird.

Ehe der kalte Froſt am Ob entſchieden die Oberhand gewinnt, iſt Wetter und Gegend fürchterlich. Der Regen gießt in Strömen, die Winde des Eismeers heulen mit dem Wolf um die Wette, nächtliche Nebel umhüllen die Luft, Regenbäche brauſen auf dem erweichten Boden. Dann giebt es Nächte, von welchen die ſibiriſchen Wilden erzählen, daß die Verſtorbenen in ihren Gräbern keine Ruhe finden, und wo die blutdürſtigen Geiſter der Schamanen um die Lager der Menſchen ſchweben, Verderben ſinnend.

Der Oſtjake muß ſeine luftige Sommerwohnung verlaſſen, er zieht ſich in die Wälder zurück, wo zugleich die Jagd der Pelzthiere anlockt. Doch er braucht auch im Winter Nahrung, und von Zobeln und Eichhörnchen kann er keine Mahlzeiten halten. Darum wählt er zu ſeinem Wohnſitz gewöhnlich einen höheren, vor Ueberſchwemmungen geſchützten Ort in der Nähe eines kleinen Nebenfluſſes, wo er unter dem Eiſe mit Reuſen, Netzen und Angelhaken ſeine dürftige Nahrung erbeutet.

Die Winterjurte iſt von einer etwas feſteren Bauart, als die Sommerwohnung, da ſie nicht wie dieſe mit jedem Jahre neu entſteht und vergeht; doch iſt ſie immer noch elend genug. Man denke ſich eine kleine, ſehr niedrige Erdhütte mit einem offenen, aus Lehm gemachten Heerd im Winkel. Als Fenſter dient ein Loch in der Wand oder im Dache, das mit einem Eisſtück den Winter über geſchloſſen wird. In den beſſeren Jurten iſt der Raum längs einer oder mehrerer Wände mit geflochtenen Rohrmatten behangen und dort iſt die Schlafſtätte. Zuweilen findet man vor dem Eingange in die Jurte eine kleine Vorhalle, die zur Aufbewahrung von Kleidungsſtücken und Hausgeräth dient.

Digitized by Google

Jedes Geſchlecht beſitzt ſeit uralten Zeiten ſeine eigenen Götterbilder, die oft in einer beſonderen Jurte aufbewahrt werden und von ſämmtlichen, zu dem Geſchlecht gehörenden Gliedern durch Opfer und andere Ceremonien verehrt werden. Dieſe Götter-Jurten ſtehen unter der Aufſicht eines Schamanen, der ein hohes Anſehen genießt. Außerdem hat mancher Oſtjake noch ſeine beſonderen Schutzgötter, deren Bilder ihn auf ſeinen Wanderungen begleiten. Sie werden, wie bei den Samojeden, in beſonderen Schlitten verwahrt und ſind mit Oſtjakenanzügen bekleidet, mit rothen Bändern und anderem Schmuck geziert. Will man ſie günſtig ſtimmen, ſo bedenkt man ſie mit einem Opfer; dieß beſteht darin, daß man ihre Lippen mit Fiſchthran oder dem Blut des zu ihrer Ehre geſchlachteten Thieres beſtreicht und ihnen eine Schüſſel mit Fiſchen oder Fleiſch vorſetzt.

Digitized by Google

Zweiter Abschnitt.

1. Petersburg. Ein Blick auf die Stadt und ihre Bewohner. Der Petersburger Winter. Die Newa. — 2. Charakter der Russen. — 3. Der griechische Kultus. Russische Gotteshäuser. Die griechische Messe. — 4. Ein Blick vom Kreml auf das kirchen- und kuppelnreiche Moskau.

1. Petersburg.*)

Ein Blick auf die Stadt und ihre Bewohner.

Wenn unsere im grauen Alterthume gebildeten und im wüsten Mittelalter krystallisirten Städte mit ihren engen Straßen und winkeligen Häusern, von den bizarresten Formen und mit tausend von Jahrhundert zu Jahrhundert fortgeerbten Unbequemlichkeiten im Bauplane oft wahren verwachsenen Steinmassen und ausgehöhlten Felsennestern gleichen, in denen planloser Zufall die Wohnungen auf einander setzte, oder Furcht und Noth die Mauern ballte, die Gebäude zu Thürmen auftrieb und die Menschen wie in Bienenzellen häufte: so wurde dagegen in Petersburg, dem Kinde unserer aufgeklärten Tage, Alles bequem, verständig und genießbar, die Straßen weit, die Plätze regelmäßig, die Gehöfte groß, die Häuser geräumig. Bei uns taxirt und mißt man die Bauplätze mit dem Zollstabe. Die 50 Quadratwerst**), welche Petersburg für sich nahm, erlaubten freigebiger zu verfahren, und wenn in Wien oder Dresden selbst die Königspaläste so sehr mit den übrigen Gebäudemassen verschmelzen, daß sie kaum als selbstständige Ganze zu erkennen sind, so nimmt dagegen in Petersburg jedes Haus mit seinen Höfen ein Stück Boden ein, das hinreichend groß ist, um sich ganz bequem ausbreiten zu können, und jeder Baum im großen Häuserwalde tritt selbstständig hervor, sich malerisch präsentirend.

*) Petersburg in Bildern und Skizzen v. J. G. Kohl. Leipzig u. Dresden.

**) Gleich einer Quadratmeile. Auf unsere deutsche Meile, mit der die geographische übereinkommt, gehen sieben Werst.

Digitized by Google

Aber eben deßhalb, weil das Einzelne ſich breit macht, verliert das Ganze an Einheit, iſt Petersburg nichts weniger als eine *maleriſche* Stadt. Alles iſt ſo luftig und licht, es fehlt in den Straßen ſo ſehr an kräftigen Schatten, an hell durchbrechenden Strahlen, an der *Mannichfaltigkeit des Lichts*, es iſt Alles ſo bequem, verſtändig, ſo neu, ja ſo ſchön, daß es ſchwer hält, auch nur Eine poetiſche Anſicht zu gewinnen, wie man ſie in unſern an Kontraſten, Erinnerungen und buntem Leben ſo reichen Städten unſchwer findet. Dazu kommt, daß das Terrain der Stadt ſo eben iſt, daß ſich kein Theil über den andern erhebt. Nichts hebt ſich, nichts gruppirt ſich, Alles zerfällt und verſchwindet, und die Augen finden keine Anhaltepunkte in dieſem gewaltigen Meere auf- und niederwogender Paläſte.

Namentlich macht ſich dieſe Eigenthümlichkeit Petersburgs im Winter bemerklich, wo Alles, der Boden, die Dächer, die Newaarme, mit einer und derſelben Farbe, dem einförmigen Weiß des Schnee's, überzogen ſind. Die weißen Wände der Häuſer heben ſich nicht vom Boden ab und ſcheinen kaum auf feſtem Grunde zu wurzeln; die beſchneiten Dächer zerfließen mit den graulichen Tinten des Himmels, ohne die Häuſer deckend abzuſchließen, und die *nordiſche Palmyra* gleicht dann vielleicht einem Nebelgebilde, einer Schattenſtadt, in der alle Linien verſchwinden, alle Ecken fehlen, als hätten die Häuſer keine Feſtigkeit, und als wäre alles Gemäuer nur locker und luftig.

Kein Ort erleidet aber auch eine ſo intereſſante Verwandlung als die *Newatochter* im Frühling, wenn ihr Himmel ſich abklärt, und die Sonne das bleiche Leichentuch des Winters von den Dächern und Flüſſen hebt. Es iſt, als wenn dann die Stadt erſt wahre Exiſtenz bekäme und ſich in wenigen Tagen von Neuem vor den Augen des Zuſchauers aufbaute. Die Häuſer faſſen nun auf dem dunkeln Grunde feſten Fuß, die lebhaften Farben der grün angeſtrichenen Dächer und der auf blauem Grunde mit goldenen Sternen beſchneiten Kirchenkuppeln, die vergoldeten Spitzen der Thürme, die ſich aus der Eiskruſte hervorſchälen — erfreuen nun das ſo lange Zeit aller erquickenden Farbenſpeiſe entbehrende Auge mit friſchem Reize, und die klaren Flußnymphen, die ihren Eispelz abgeworfen haben, werfen aus tauſend Spiegeln das Bild der ſchmucken Paläſte zurück.

Keine unſerer heutigen Städte kann ſich rühmen, ſo ganz aus Paläſten und Rieſengebäuden zuſammengeſetzt zu ſein, wie Petersburg, wo ſelbſt die Hütten der Armuth einen Anſtrich von Großartigkeit haben. Es giebt z. B. drei Gebäude in Petersburg, die nur durch einen Flußarm von einander getrennt ſind, *die Admiralität*, *das kaiſerliche Schloß* und *das erſte Cadettenhaus*. Um auf dem geradeſten Wege von dem einen Ende dieſer drei Häuſer zum andern zu gelangen, muß ein fleißig daherſchreitender Fußgänger 25 Minuten wandern, denn die Entfernung beträgt etwas mehr als eine engliſche Meile. Es giebt

Digitized by Google

viele Häuſer in Petersburg, in denen mehrere tauſend Menſchen wohnen, z. B. im Winterpalais 6000, im Hoſpital der Landtruppen 4000 (d. h. Betten für eine gleiche Anzahl von Kranken), im Findelhauſe 7000 (Kinder), im großen Cadettenhaus mehrere tauſend junge Leute. Von manchen Häuſern haben die Beſitzer eine Einnahme, wie ſie manche Grafſchaft nicht trägt, denn einige bringen jährlich an 100,000 Rubel ein. Selbſt unter den Privathäuſern ſind viele, welche an Zahl und Weitläufigkeit der Gebäude, an Größe der einzelnen Flügel u. ſ. w. der Burg in Wien wenig nachgeben. Ein Haus z. B., das ich öfters beſuchte, bildet in ſeinem Erdgeſchoß einen Bazar, in dem Kaufleute alle tauſend Bedürfniſſe dieſes irdiſchen Lebens feilbieten, während auf der andern Seite eine Reihe deutſcher, franzöſiſcher und engliſcher Künſtler und Handwerker ihre Schilder aushängen haben. In der Bel-Etage wohnen zwei Senatoren und die Familien mehrerer reichen Partikuliers. In dem zweiten Stock befindet ſich eine berühmte pädagogiſche Anſtalt und eine ziemliche Anzahl von Akademikern, Lehrern und Profeſſoren, und in verſchiedenen Hintergebäuden hauſen unter vielem obſcurem Volke mehrere Majore, Oberſten, einige abgedankte Generale, ein armeniſcher Prieſter und ein deutſcher Prediger.

Die meiſten Häuſer in Petersburg ſind bis jetzt nur zweiſtöckig, und nur in den innerſten Stadttheilen findet man drei- und vierſtöckige. Die Mehrzahl iſt hölzern, denn die Ruſſen haben eine gleiche Vorliebe für niedrige und hölzerne Häuſer, die auch in der That viele Vortheile gewähren, namentlich in Hinſicht der Wärme. Die Regierung ſucht aber die hölzernen Häuſer mehr und mehr zu verbannen, und in einigen Stadttheilen ſind ſie ganz und gar verboten.

Das Bauen der Häuſer iſt in Petersburg koſtſpieliger als in jeder andern Stadt des Reiches, weil die Nahrungsmittel und daher der Tagelohn theurer ſind als irgendwo, dann auch der Fundamentirung wegen. Der ſchwammige und moraſtige Boden der Stadt macht es durchaus nöthig, daß man zuvor ein ganzes Gerüſt *unter* die Erde verſenke, ehe es möglich iſt, daß eins *über* derſelben erſcheint. Alle größeren Gebäude der Stadt ruhen auf Roſten von außerordentlich langen Bäumen, die unten in feſteren Schichten der Inſel wurzeln.

Als Material bei den hölzernen Häuſern bedient man ſich natürlich der Fichtenſtämme, die nach der gewöhnlichen nordiſchen Weiſe über einander gelegt werden; bei den ſteinernen aber der gebrannten Ziegel und des finnländiſchen Granits. Die Mauern, die man aus Ziegeln baut, ſind gewöhnlich von ungemeiner Dicke, und während man bei uns darüber erſtaunen muß, wie man hohe Gebäude mit ſo äußerſt dünnen Mauern aufzuführen wagt, hat man hier Gelegenheit, ſich über die 5—6 Fuß dicken Mauern der niedrigen Gebäude zu wundern. Alles wird mit unglaublicher Schnelligkeit gebaut. Theils treibt die Kürze der für den Bau günſtigen Jahreszeit dazu, theils die Ungeduld der Ruſſen, das Angefangene fertig zu ſehen. Dafür giebt es denn freilich auch eine Menge von Häu-

Digitized by Google

ſern, die frühzeitig an Altersſchwäche leiden. Der jetzt wieder fertig gewordene Winterpalaſt iſt das frappanteſte Beiſpiel davon. Es wurden binnen Jahresfriſt nicht weniger als 20 Millionen Rubel darin verbaut! Man ſetzte den Bau im Winter fort, indem man das ganze Gebäude beſtändig heizte, um die Materialien flüſſig zu erhalten und die Wände ſchnell trocknen zu laſſen. Mit den meiſten Privatgebäuden der Großen iſt es ein ähnlicher Fall. Alles wird ſo ſchnell zuſammengenagelt, wie Theaterdekorationen.

Bei der Leichtigkeit, mit der die Ruſſen ſich zu Veränderungen entſchließen, wird man es natürlich finden, daß in Petersburg viel gebaut und umgebaut wird. Es iſt faſt nie ein Haus völlig fertig, und beſtändig wird an ihm bald hier, bald da etwas geflickt und geändert. Ein einziges Feſt, ein Ball, ein Diner bringt oft nicht unbedeutende Veränderungen im Innern eines Hauſes zuwege. Findet man die Suite der Zimmer zu klein, ſo bricht man eine Mauer durch, zieht das folgende Zimmer hinzu und läßt Thüren für den Abend einſetzen. Säulen und Baluſtraden werden zur Ausſchmückung und für die Muſiker errichtet, Lauben, Stubengärten, Buffets arrangirt, Zimmer für den Augenblick mit Tapeten behangen und mit Teppichen belegt, ja oft, um noch Zimmerraum zu gewinnen, wird ein vorläufiges hölzernes Zimmer über den Balkon hingebaut, der als hübſch ausgeſchmücktes Kabinet oder als Sitz der Muſiker mit zum Tanzſaal gezogen wird. Es giebt gewiß kein einem Ruſſen gehörendes Haus, das vierzehn Tage hindurch in demſelben Zuſtande verbliebe. Die furchtbare Langeweile, die innere Unruhe und Launenhaftigkeit laſſen die vornehmen Leute nicht vierzehn Nächte hinter einander in derſelben Kammer ſchlafen. Bald iſt dieſe, bald jene Stube der Herrin Schlafzimmer, bald empfängt ſie in dieſem, bald in jenem Salon, bald wird ihr Schlafzimmer das der Kinder, bald macht man die Schulſtube zum Ballſaal. Das Nomadiſiren ſteckt ſo tief in der Natur der Ruſſen, daß ſie im Laufe des Jahres nicht nur von einem Ende zum andern wandern, ſondern auch noch im Verlauf einer Jahreszeit, wenigſtens in den verſchiedenen Etagen ihres Hauſes, auf und ab nomadiſiren. Auch die Polizei flickt mit großer Veränderlichkeit an den Häuſern. Bald verbietet ſie dieſe oder jene Fenſterform, bald gebietet ſie, alle Thüren ſollen von Eichenholz ſein, bald erlaubt ſie es, daß hier und da Erker und Vorbauten aus den Souterrains hervortauchen, bald läßt ſie dieſelben mit einem Male raſiren.

Das Straßenpflaſter iſt in Petersburg, wie man aus dem über die Sumpfigkeit des Bodens Geſagten ſchon ſchließen kann, eines der theuerſten, denn es bedarf beſtändiger Reparaturen, und doch dringt die Feuchtigkeit überall durch. Auch verſtehen ſich die Ruſſen auf das Pflaſtern ſchlecht, und man hat für die beſſeren Straßen deutſche Pflaſterer aus den Hanſeſtädten berufen, die hier immer genug zu thun finden. Neben dem ſchlechteſten hat man aber auch das ſchönſte Straßenpflaſter, die herrlichſten

Digitized by Google

Holzblockwege, auf denen die Wagen so glatt und geräuschlos rollen, wie die Elfenbeinkugeln auf dem Billard. Diese Wege, die jedoch bloß als schmale Streifen durch die große Newa-Perspektive und einige andere Straßen führen, bestehen aus sechseckigen Holzblöcken, die wie Bienenzellen zusammengefügt sind. Da das Holz bei dem unaufhörlichen Fahren und bei dem feuchten Boden sich schnell verbraucht, so sind diese Wege ungemein kostbar und werden wohl mit der Zeit eingehen. Uebrigens wendet man in Petersburg schon deßhalb weniger Sorgfalt auf ein gutes Pflaster, weil es sechs Monate hindurch völlig gleichgiltig ist, was für ein menschliches Pflaster vorhanden, da die Natur mit Schnee und Eis dann selber pflastert.

Die Zu- und Abgänge der Häuser von allen Seiten her sind bequem und weit. Die meisten Häuser der Großen haben ihre Vorhöfe zum An- und Abfahren der Equipagen, wie bei uns nur die Theater oder Königspaläste. Auch das Innere ist durchweg geräumiger, als in irgend einer unserer Städte, und wer bei uns mit ein paar Zimmern sich begnügt, hält in Petersburg gewiß auf eine Suite von einem halben Dutzend. Die Vorhäuser sind groß, die Treppen winden sich in doppeltem Zuge zu beiden Seiten zur Bel-Etage hinauf. Die Tanz-, Speise- und Gesellschaftszimmer sind hoch und weit. In vielen Palästen findet man eigene Zimmerräume, die zu Wintergärten bestimmt sind. Die größten solcher Wintergärten, die in Petersburg mehr als sonst in irgend einer Stadt Mode sind, befinden sich natürlich in dem kaiserlichen Palais, doch werden oft bei großen Tanzfesten auch nur temporäre Wintergärten mit Lauben, Blumenbeeten, Springbrunnen u. s. w. arrangirt, in deren Mitte dann die Tänzer unter duftenden Gebüschen ausruhen, wie in den Blumengehegen des Paradieses.

Eine der kostbarsten Zierden der Petersburger Häuser entsteht durch den Luxus, der mit den großen Fensterscheiben getrieben wird. Mit Recht hat man gefunden, daß die fatalen Fensterstäbe, welche die Scheiben zusammenhalten, die Aussicht sehr stören. Man läßt sie daher ganz weg und füllt die Oeffnung mit einer einzigen großen Spiegelscheibe aus. In den meisten Salons befindet sich gewöhnlich nur Ein so kostbar beglastes Fenster. Dasselbe vertritt dann die Stelle der bei uns gewöhnlichen Guckfenster und Erker, und die Damen arrangiren ihre Arbeitstische und Divans diesem Fenster gegenüber, vor dem sich alle Tableaux des Straßenlebens wie hinter einer Laterna magica vorüber bewegen. Die Häuser der Reichen sind von oben bis unten mit solchen kostbaren Scheiben versehen.

Die Großartigkeit des Planes der Stadt und seine kolossalen Verhältnisse offenbaren, daß man bei ihr auf eine lange Zukunft rechnete. Jetzt reicht die Bevölkerung, so mächtig und schnell sie auch anschwillt, noch immer nicht hin, die großen Räume mit dem Leben zu füllen, das man in einer großen Residenzstadt billig erwartet. Wenn auch sämmtliche 520,000 Menschen mit Weib und Kind, mit Sack und Pack auf den

Digitized by Google

Straßen beſtändig verkehrten, ſo bliebe doch für Jeden noch immer ein Raum von 400 Fuß, und man würde etwa alle zehn Schritte einen Menſchen treffen. Darum fällt jedem Fremden die große Oede und Leere in den Straßen auf. Er findet hier große wüſte Plätze, auf denen zuweilen nichts weiter zu erblicken iſt, als eine einſame, ihren weiten Weg trabende Droſchke, wie ein Boot auf weitem Meere verloren, — Straßen, an denen Reihen ſtummer Paläſte liegen, nur hie und da von einigen Fußgängern umflattert, wie die Felſen einſamer Gebirge.

Die Bevölkerung von Petersburg iſt wohl ohne Zweifel eine der bunteſten und mannichfaltigſten, die man ſich wünſchen kann. Namentlich gehen jetzt die Verbindungen Petersburgs zu Lande ſo weit, wie in keiner zweiten Stadt der Welt, und bringen dieſe Reſidenz in Berührung mit ſo vielen Völkerſchaften des Erdballs, daß es eben ſo ſchwer ſein möchte, die aufzufinden, die hier nicht durch mehr oder weniger Individuen repräſentirt wäre, als alle vorhandenen aufzuzählen. Wie vielfach ſind nicht ſchon die Volksſtämme, die ſich hier auf heimiſchem Boden fühlen, welche Petersburg als ihre Hauptſtadt anſehen! Man betrachte nur das Militair. Da giebt es ein eigenes Garde du Corps für die kaukaſiſchen Völker, eine eigene Abtheilung für die Tataren, wieder eine für die Finnen, mehrere für die Koſaken u. ſ. w., von welchen Völkern immer Auserwählte als Geißeln der Treue ihrer Brüder in der Reſidenz zu weilen gezwungen ſind. Man ſieht den Koſaken, der ſein Roß tummelt, mit eingelegter Lanze, als wären Franzoſen zu verfolgen, über den Platz traben; den Tſcherkeſſen in ſeiner reichen Tracht und in voller Rüſtung, auf jedem Zoll ſeines Leibes bewaffnet und bepanzert, der auf den öffentlichen Plätzen ſeine kriegeriſchen Uebungen anſtellt; den Taurier*), der ſeiner Steppen und ſeines Allah eingedenk gravitätiſch durch das Getümmel ſchreitet; die ruſſiſchen Soldaten, die geſchult und geübt in langen Kolonnen durch die Straßen der Stadt defiliren, — alle die verſchiedenen Montirungen und Uniformen der ruſſiſchen Armee, von denen allen eine Probe in der Reſidenz ſein muß, die Garderegimenter, die Huſaren, Jäger, Ulanen, Dragoner, Küraſſiere und Grenadiere, die Sapeurs, Ingenieurs und Kanoniere, die beſtändig zu Pferde und zu Fuß, ihre Wachen wechſelnd, Kaſernen beziehend, zur Parade eilend, durch die Straßen hin- und herziehen.

Oder man erwäge die Kaufmannſchaft und den bürgerlichen Verkehr. Da fehlt kein Volk von Europa und faſt keins von Aſien, nicht der Spanier und Italiener, nicht die Einwohner der grünen britiſchen Eilande, nicht der Normann aus dem entfernten Thule**), nicht die von Seidengeſpinnſt umrauſchten Bucharen und Perſer, ſogar nicht die Indier aus Taprobane, weder der Schopf des Chineſen, noch die weißen Zähne des Arabers.

*) Aus der Krimm oder Taurien.
**) Island.

Digitized by Google

Oder man betrachte das niedere Volk. Da ſchlendern die deutſchen Bauern zwiſchen dem Getümmel der lärmenden Bartruſſen, die ſchlanken Polen neben den unterſetzten Finnen und Eſthen, die Letten mit den Juden, die amerikaniſchen Matroſen und ihre Antipoden, die Kamtſchadalen und Tſcheremiſſen, Muhamedaner, Heiden und Chriſten, weiße Kaukaſier, ſchwarze Mohren, gelbe Mongolen.

Entſchieden am intereſſanteſten und ſchönſten entwickelt ſich das Petersburger Straßenleben auf der herrlichen Newsky-Perſpektive. Dieſe prachtvolle Straße führt vom Alexander-Newsky-Kloſter auf die Admiralität in einer Länge von vier Werſt. Gegen das Ende hin macht ſie einen kleinen Winkel. Sie durchſchneidet alle verſchiedenen Ringe der Stadt, das Quartier der armen Vorſtädter wie die Gegenden des Reichthums und Luxus im Centrum. Sie iſt daher von ſehr verſchiedenem Werthe, und eine Reiſe auf ihrer ganzen Ausdehnung iſt entſchieden die intereſſanteſte, die man auf dem Terrain von Petersburg machen kann. An ihrem äußerſten Ende ſind auf der einen Seite ein Kloſter, ein Kirchhof: Tod und Einſamkeit. Alsdann kommen kleine niedrige Häuſer von Holz, Viehmärkte und Branntweinſchenken, von ſingenden ruſſiſchen Bauern umſchwärmt, Dorfleben und Vorſtadttreiben. Weiterhin hier und da zweiſtöckige und ſteinerne Gebäude, beſſere Wirthſchaften, Magazine und Läden, wie man ſie in ruſſiſchen Provinzſtädten vergeblich ſucht. Märkte und Magazine mit einer Menge alter Möbeln, Kleider und Sachen, welche das Centrum der Stadt abnutzte und hier den Vorſtädten feilbietet. Die Farben der Häuſer, nach alter ruſſiſcher Weiſe gelb und roth angeſtrichen, und die Menſchen ſämmtlich mit langen Bärten und noch längeren Kaftans. Etwas weiter hin erſcheinen ſchon Iswoſchtſchiks (Droſchkenkutſcher), die ſich aus den inneren Kreiſen hierher verirrten, raſirte Kinne, franzöſiſche Fracks und einzelne prächtige Häuſer. Wenn man um die Ecke des Winkels biegt, den die Straße macht, ſo zeigt ſich in der Ferne, wie über dem niedrigen Straßennebel ſchwebend, die goldene Rieſennadel des ſchlanken Admiralitätsthurmes, den alle Hauptſtraßen der Stadt zum Point de vue haben. Man ſetzt über ein paar Brücken, und es offenbart ſich allmälig der Kern der Reſidenz. Die Paläſte ſchwellen drei- bis vierſtöckig empor, die Inſchriften an den Häuſern mehren und vergrößern ſich bis zum Schneider „Bouton," der ſeinen Namen mit ellenlangen Buchſtaben an ſeinem Hauſe ſtehen hat. Die Vierſpänner werden häufiger, und es ſchlüpft hier und da ein eleganter Federbuſch vorüber. Endlich gelangt man zur Fontanka*) und der Annitſchkow'ſchen Brücke, und hiermit beginnt die eigentliche Reſidenz ſelbſt, was gleich das große Palais des Grafen B. ankündigt. Von dieſer Brücke bis zum Ende iſt das eigentliche elegante und faſhionable Stück der Perſpektive. Von hier an ſteigt das Leben ſchwindelnd. Vierſpänner auf jedem Tritte, Generale und Fürſten unter dem Getümmel, die ausländiſchen

*) Ein Arm der Newa, mit beſonders ſchönen Paläſten an den Ufern.

Digitized by Google

Magazine, die Silberbuden, die kaiſerlichen Palais, die Kathedralen und Hauptkirchen aller Petersburger Religionen.

Von der Anitſchkow-Brücke bis zur Admiralität hin und her zu ſpazieren, iſt eins der anmuthigſten Amuſements, die ein Stadtleben zu bieten vermag. Auch nimmt jeder Petersburger Elegant ein Mal des Tages ſeinen Freund an den Arm und macht dieſe Promenade ein paar Mal auf und ab. Die beliebteſte Seite der Straße iſt die nördliche, weil ſie die Sonnenſeite iſt, die hier Jeder ſucht. In Genua würde es die ſüdliche ſein, weil dort Alles nach Schatten ſchmachtet. Die nördliche Seite iſt daher auch mit weit brillanteren Läden und Magazinen beſetzt und giebt einen höheren Miethzins, als die ſüdliche. Vor hundert Jahren hätte man das vorher berechnen können, denn es beruht auf Naturnothwendigkeit.

Da von der Einwohnerſchaft Petersburgs allein 60,000 im Dienſte des Mars ſtehen, ſo iſt der neunte Mann, der Einem in den Straßen begegnet, ein Soldat; und da weder Gemeine noch Offiziere ſich von je ihren Epauletten und Waffen trennen, und auf jedem Spaziergange eben ſo bis an die Zähne aufgezäumt, wie auf der Parade, erſcheinen müſſen, ſo ſieht man denn auch auf den Spaziergängen nichts häufiger als die Federbüſche und die blinkenden Rüſtungen dieſer Herren. — Unter ihnen erregen beſonders die Phantaſie des Fremden die wilden Kaukaſier, die Tſcherkeſſen, die hier in ſilberne Panzer und ſtählerne Netze gekleidet, mit dem civiliſirten ruſſiſchen Offizier ſcherzen und plaudern. Doch thut man ſelbſt in Petersburg beſſer, dieſen Leuten aus dem Wege zu gehen. Denn ihre Dolche ſind beſtändig geſchliffen, und ihre Gewehre tragen ſie nicht anders als ſchußfertig. Sogar auf den Bällen erſcheinen ſie nicht anders und tanzen mit unſern Damen die Polonaiſe mit ſcharfgeladenen Piſtolen. Vor einigen Jahren ſah man oft einen von ihnen, einen Fürſten Ali, dem man ſeiner ausgezeichneten Schönheit und Liebenswürdigkeit willen Vieles durch die Finger ſah, in den Straßen von Petersburg im launigen Uebermuthe ſein Piſtol gegen die Sonne oder ſonſt auf einen Gegenſtand abfeuern. Wenn die Polizei ihn haſchen wollte, ſo ſprang er raſch auf ſein Pferd, das treu wie ein Hund hinter ihm hertrabte, und war wie ein Spukgeiſt verſchwunden. Meiſtens ſchoß er nur auf die Sonne, die Laternen und Laternenpfähle, ſeltener auf Menſchen. Doch kam dieß auch vor; ſo einmal auf einen ruſſiſchen Offizier, an dem er Aergerniß genommen, weil jener im Geſpräche ſich unehrerbietiger Ausdrücke gegen ſeine Mutter im Kaukaſus bedient hatte. Glücklicherweiſe verfehlte er ihn, nicht weil er ſchlecht gezielt hatte, ſondern weil ein anderer ruſſiſcher Offizier noch zur rechten Zeit ſeinem Piſtol durch einen heftigen Schlag eine andere Richtung gab. Die wilde Natur ſteckt dieſen Herren ſo tief im Geblüt, als den Katzen, ſo daß es den Ruſſen ſchwer wird, ſie zu humaniſiren, obgleich man ſie ſchon als kleine Knaben in das Kadettencorps aufnimmt und lange Jahre an ihnen ſchult.

Digitized by Google

Es ist nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, halb Petersburg stecke in der Uniform. Denn außer den 60,000 Militärs mögen auch ungefähr eben so viele Civil- und Privatuniformen tragen, die Beamten, Polizisten, Lakaien, Bedienten u. s. w, weshalb denn fast das ganze Publikum bordirt, belitzt, besternt, verbrämt und eingekantet erscheint. Nichts destoweniger ist es falsch, wenn einige Reisende behaupten, daß der Frack und der einfache Ueberrock hier nichts gelten. Das ganze große, zahlreiche Corps der Kaufmannschaft, die ganze englische Faktorei, alle die deutschen Barone aus den Ostseeprovinzen, viele müßige junge Leute, alle die Petit-Maitres und Galant-Hommes, viele reiche russische Gutsbesitzer, Fürsten und Herren, die meisten Ausländer, insbesondere die zahlreichen Privatlehrer u. s. w. stecken im Frack, der freilich der Uniform weichen muß bei allen Militär- und Civilbeamten, auch bei den Lehrern aller öffentlichen Schulen, bei den Professoren wie bei den Gymnasiasten und den Zöglingen öffentlicher Anstalten, die ebenfalls als angehende Staatsbeamte uniformirt erscheinen und wie die Schmetterlinge in allerlei bunten Farben glänzen.

Wie in der Natur anderes Wetter immer andere Thiere zum Vorschein bringt, wie im Regen die Enten, im Sonnenschein die Schmetterlinge sich freuen, wie im Abendnebel die Phalänen, am Mittage die Sonnenfalter streichen und das Wild im Winter einen andern Rock anzieht als im Sommer, so auch bei den Menschen; anderes Wetter bringt andere Menschen auf die Straße. Da nun das Wetter des Petersburger Himmels erstaunlich wankelmüthig ist, so verändert sich der Anblick des Petersburger Straßenpublikums ungemein häufig. Im Winter die dicken Pelze, im Sommer die leichten Flore und Seidenstoffe. Am Abend Alles in Mänteln und Kapots, am Tage Alles lustig und bloß. Im Sonnenschein die flatternden Elegants und Modedamen, im Regen alles Elegante verschwunden und nichts als schwarzes Volk. Heute auf dem Schnee Alles Schlitten und Schleife, morgen auf den Steinen Alles Wagen und klapperndes Rad.

Noch mehr als die Verschiedenheit des Wetters ändert die Verschiedenheit der Religionen den Anblick des Publikums. Freitags, am heiligen Tage der Muhamedaner, paradiren die Turbans, die schwarzen Bärte der Perser und die geschorenen Köpfe der Tataren auf den Straßen. Am Sabbath erscheinen die schwarzseidenen Kaftans der Juden und am Sonntage jubeln die Schaaren der Christen hinaus. Dazu die Verschiedenheit der christlichen Sekten. Heute läuten die Lutheraner zum Bußtage und man sieht die deutschen Bürger, Vater, Mutter und Tochter, schwarze Gesangbücher unter dem Arme, nach der Kirche pilgern — morgen rufen die Katholiken zu einem Feste der unbefleckten Jungfrau, und Polen, Litthauer, französische und österreichische Unterthanen wallen zu den Tempeln. — Uebermorgen aber rufen die tausend Glocken der griechischen Kolokolniks, und nun summt und flattert es auf allen Straßen von den grasgrünen, blutrothen, schwefelgelben, veilchenblauen Töchtern und Frauen der russischen

Digitized by Google

Kaufleute. An großen Staatsfesten aber, den sogenannten „Kaiserlichen Tagen," erscheinen dann alle Trachten, alle Farben und alle Moden, die von Paris bis Peking gäng und gebe sind. Es ist, als wenn Noah's Arche an der Newa gestrandet wäre und ihres sämmtlichen bunten Gefieders sich entledigte.

Petersburg ist eine Stadt der Männer Der Frauen sind hier 100,000 weniger als der Männer, weshalb diese keine große Auswahl haben. Dabei scheint den zarten Blumen das Petersburger Klima nicht günstig zu sein, denn sie verblühen in demselben bald, und überhaupt gilt es ganz allgemein von den Russen, daß die Frauen durchweg weniger schön sind als die Männer. Endlich werden sie auch, je weniger zahlreich sie sind, um so mehr in Gesellschaften und Vergnügungen, wo sie unentbehrlich sind, abgemattet. Selten sieht man ein hübsches, frisches Mädchenangesicht, bleich ist ihre allgemeine Farbe, und man merkt es ihnen an, wie viel Grazie, Frische und Anmuth die Residenz konsumirt. Die deutschen Damen machen davon eine Ausnahme, mit denen sich Petersburg fortwährend aus den Ostseeprovinzen, wo sie auf dem Lande, in der gesunden Luft der Gärten und Wälder aufwachsen, rekrutirt. Aus Finn-, Esth-, Lief- und Kurland kommt der Stadt viel Schönes zu, und Alles, was hier in der Gesellschaft glänzt, ist fast immer von dort. Daher haben denn auch die Russen so hohe Begriffe von der deutschen Schönheit, daß sie einer „Njemka" (Deutschen) fast nie das Beiwort „krasiwaja" (schön) versagen.

Die vorzüglichste Zeit für den Spaziergang auf der Perspektive sind die Stunden nach dem Frühstück von 12—2 Uhr, wo auch die vornehmsten Frauen hier in die Magazine zu ihren täglichen Einkäufen fahren. Gegen 2 und 3 Uhr, wo diese Einkäufe, die Wachtparade, die Börse und die Handelsgeschäfte beendigt sind, wendet sich die promenirende Gesellschaft dem englischen Quai zu, wo dann die eigentliche Promenade, die nur Promenade ist, beginnt, und wo sich dann auch die kaiserliche Familie einfindet. Der verstorbene Kaiser hat den englischen Quai in Aufnahme gebracht. Er bildet einen nicht minder prächtigen Spaziergang, als die Perspektive. Dieser herrliche Quai, der wie alle anderen in Petersburg, aus Granitblöcken aufgeführt ist, geht am Ufer der Newa zwischen der Neuen und Alten Admiralität hin. Sein Bau ist ein Riesenwerk aus der Zeit Katharina's, die ungefähr 24 englische Meilen Flußufer mit Granit einfassen ließ. Wie bei allen Wasserbauten, ist das Riesenmäßige an der Arbeit äußerlich wenig sichtbar. Der gewaltige Rost, auf dem die Quais ruhen, steckt tief im Sumpfe, und ebenso die ganzen Unterbauten, mit denen nur die obere schmale Kante, die der Spaziergänger genießt, mit der Einfassung eines zierlichen Eisengeländers ruht. Für die Fußgänger führen überall elegante Treppen, und für die Wagen breite, schöne Abfahrten, deren Seiten im Winter gewöhnlich noch mit allerlei aus Eis gemeißelten und gedrechselten Säulen und Geländern verziert werden, zum Wasser hinab. Auf der einen Seite des englischen Quais zieht sich eine lange Reihe schöner Palais

hin, die meistentheils von Engländern erbaut worden, aber jetzt größtentheils im Besitz russischer Großen sind; auf der andern Seite hat man die Aussicht auf den breiten Newaspiegel mit allen den Schiffen, Booten, Gondeln, die auf ihm schaukeln, und gegenüber die prächtigsten Gebäude von Wasili-Ostrow, die Akademie der Künste, das Kadettencorps u. s. w. Der englische Quai stellt in Petersburg ungefähr Dasselbe vor, was in Frankfurt die „Mainstraße," in Hamburg der „Jungfernstieg" ist. Nur müßte man hier „Fürstenstieg" sagen. Denn da hier Tag für Tag nur die höchste und vornehmste Gesellschaft wandert, Kaiser, Großfürsten, Kleinfürsten, so ist Alles, was hier an Steinen abgenutzt wurde, nur durch noble Fürstenfüße abgetreten worden.

Noch eine sehr besuchte Promenade ist der Sommergarten Alle übrigen Gärten der Stadt, der des Taurischen Palais, der des Michailow'schen Palais, werden wenig oder gar nicht besucht. Nur die deutschen Handwerker haben noch einen Garten in Beschlag genommen, in welchem sie Concerte, Bälle, Illuminationen und andere Vergnügungen geben, an denen auch viele Russen Theil nehmen.

Der Sommergarten ist insbesondere der Tummelplatz der Petersburger Jugend, die sich unter den schönen hohen Lindenbäumen vergnügt. Hierher kommen die jungen Damen mit ihren Gouvernannten, die Lehrer mit ihren Zöglingen, die Ammen mit ihren Säuglingen, und es bietet sich hier die beste Gelegenheit, die Jugend der Stadt zu studiren. Man kann nichts Reizenderes sehen als eine tändelnde Versammlung dieser kleinen hübschen Kosaken, Tscherkessen und Muschiks; denn es ist bei den Russen aller Stände Mode, ihre Kinder bis in das siebente, achte Jahr „à la Moujik" zu kleiden. Die Haare rund herum abgeschnitten, wie bei den Bauern, kleine zierliche Kaftans, von einem hübschen Gürtel zusammengehalten, und hohe tatarische Mützen, wie bei den Kutschern. In neuerer Zeit ist die tscherkessische Kleidung bei der Petersburger Jugend sehr beliebt geworden, die ihr wegen der vielen Silberbordirung und Pelzverbrämung noch hübscher steht und noch mehr gefällt. Erst im neunten oder zehnten Jahre fangen die Kinder an, sich europäisch zu tragen. Auffallend ist es aber, daß dieß nur von den Knaben gilt; die Mädchen bedienen sich gleich anfangs der französischen Toilette.

Da die Kinder russische Bedienten haben, englische und französische Bonnen und deutsche Lehrer, so lernen sie die Sprachen aller dieser Nationen auf ein Mal, und nehmen in ihre ganz eigenthümliche Kindersprache aus allen Idiomen solche Worte auf, die ihnen eben bequem sind. Es entsteht so ein höchst merkwürdiges, eigenthümliches Sprachragout, dessen sich die Petersburger Kinder bedienen, und welches — da die Sprache mit den Vorstellungen und Begriffen des Geistes so genau zusammenhängt — eine ganz eigene Begriffsverwirrung und sonderbare Unklarheit in ihr Denken und Fühlen bringen muß. Einmal hörte ich im Sommergarten folgen-

Digitized by Google

des Geſpräch zwiſchen einem reizenden kleinen Jungen und ſeiner franzöſiſchen Bonne:

Bonne: Nikola, biſt Du artig geweſen?

Nikola: Da, Nana! (Ruſſiſch: Ja, Nana.)

Bonne: Biſt Du gewiß nicht unartig geweſen?

Nikola: No, no! (Engliſch: Nein, nein!) Koko sa, Koko mi. (Koko, ruſſiſche Abkürzung für Nikola; sa, franzöſiſch für sage, artig; mi, ruſſiſch für mihloi, gut.)

Bonne: Iſt Dein Bruder Iwan auch artig geweſen?

Nikola: Wawa na! (Wawa, ruſſiſche Abkürzung für Iwan; na, engliſch für naughty, unartig.)

Bonne: Was hat er denn gemacht?

Nikola: Bibi koko. (Engliſch: he has beaten Nikola, er hat Nikola geſchlagen) u. ſ. w.

Die Erwachſenen ſprechen oft in noch mehr Sprachen durcheinander, obgleich viel vollkommener als die Kleinen. Dabei iſt es aber merkwürdig, daß die Schmeichel- und Liebesworte alle in der Mutterſprache bleiben. Es iſt kaum eine Sprache ſo reich an zärtlichen Ausdrücken, koſenden und ſchmeichelnden Diminutiven wie die ruſſiſche. „Lubesnoi," „mein Lieber;" — „Milinkoi," „mein Liebchen;" — „Däduschka," „Großväterchen;" — „Matuschka," „Mütterchen;" — „Druschka," „Freundchen;" — „Golubtschik," „Täubchen;" — „Duschinka," „mein Seelchen" — ſind Ausdrücke, die ſelbſt von dem Fremden angenommen werden; die franzöſiſchen Bonnen ſprechen mit ihren Kindern „Duschinka, Druschka," u. ſ. w., und die Deutſchen geben ſich untereinander dieſe Titel.

Auf der einen Seite ſtößt an den Sommergarten die ſogenannte „Zaarenwieſe," von den Deutſchen auch „das Marsfeld" genannt. Dieß iſt der am meiſten benutzte Paradeplatz für die einzuübenden Rekruten; die gewöhnliche tägliche große Wachtparade wird aber nicht hier, ſondern auf dem Admiralitätsplatze in der Nähe des Schloſſes abgehalten. Auch dieſes Schauſpiel gehört bei vielen Einwohnern Petersburgs zu den täglichen Genüſſen.

Die Admiralität iſt von einem Boulevard und einer doppelten Allee von Bäumen umgeben. Unter dieſen Bäumen pflegt das Publikum während der Parade zu ſpazieren. Der Kaiſer kommandirt hier gewöhnlich ſelbſt, und da immer ein paar tauſend Mann und ſo und ſo viele Generale und Oberoffiziere dabei zugegen ſind, ſo iſt dieſe einfache Parade jedesmal ein brillantes Schauſpiel und wie eine kleine Revue. Schon das iſt allein ein merkwürdiger Anblick, den Kaiſer in der Mitte ſeines zahlreichen Stabes vorüberreiten zu ſehen, hinter und neben ihm eine Wolke von galoppirenden Reitern, von denen keiner geringer als eines Fürſten Sohn und von dem Range eines Generalmajors iſt. Vom aufgeregten Staube umhüllt, brauſt das Ganze wie eine Wetterwolke heran, aus der die Blitze der Waffen und Ordensſterne hervorſchießen. Die

Digitized

Soldaten ſtehen in Reih' und Glied und präſentiren das Gewehr, während die Zuſchauer bei dem Herannahen der Majeſtät alle das Haupt entblößen. Den Soldaten ruft der Kaiſer: „Guten Tag, ihr Kinder!“ zu. „Wir danken Eurer Majeſtät!“ donnert's aus tauſend Kehlen in Einem Tempo zurück.

Die Parade dauert oft mehrere Stunden lang, und wer ſie mit angeſehen, die engliſchen Quais, die Perſpektive und den Sommergarten beſucht hat, der hat vom Fache der Promenaden nichts in der Stadt verſäumt.

Uebrigens hat man gar nicht nöthig, um den Kaiſer zu ſehen, ſich auf die Wachtparade zu verfügen. Er zeigt ſich zu Fuß, zu Pferde, auf der Droſchke, im einſpännigen Schlitten ſo oft in den Petersburger Straßen, daß man ihn geradezu diejenige Perſon nennen kann, die Einem am oftesten begegnet. Es iſt kein Monarch in der Welt, den ſo viele Geſchäfte in die Straßen führen, als den Nachfolger Peters des Großen, wie denn auch keinen eine ſo ungeheure Menge von Geſchäften drängen, tägliche Inſpectionen der hundert Anſtalten ſeiner Reſidenz, Beſuche in den verſchiedenen Miniſterien, Revuen, herkömmliche Theilnahme an öffentlichen Volksvergnügungen, perſönliche Anordnungen neu zu gründender Staatsbauten, Viſiten bei vornehmen Männern und mächtigen Günſtlingen, ja ſogar bei kranken alten Damen, und hundert andere Angelegenheiten.

Dabei iſt es eine höchſt merkwürdige Erſcheinung, daß der Kaiſer überall da, wo er bei gewöhnlichen Gelegenheiten öffentlich auftritt, es in der einfachſten und anſpruchsloſeſten Weiſe von der Welt thut.*) Die Orientalen und Occidentalen ſehen das Wunder mit Staunen, wie viel Hoheit, Macht und Majeſtät auf der Straße von einem kleinen Pferdchen in einem kleinen Schlitten ſich herumſchleifen läßt. Auf ſeinen Reiſen im Innern des Reiches erblickt man den Kaiſer oft auf einfacher, roh gearbeiteter Telege, wie ſie die Leibeigenen nicht beſſer haben, und man begreift es kaum, wie die Majeſtät nicht fürchtet, in den Augen des Volkes an Anſehen zu verlieren, wenn ſie ſich ſo alles Glanzes baar zur Schau ſtellt. Man weiß dieß um ſo weniger zu reimen, da doch ſonſt der ruſſiſche Hof ſich prächtiger und glänzender zeigt als irgend einer. Es iſt dieß überhaupt Sitte der ruſſiſchen Kaiſer; Peter der Große war eben ſo, Paul auch nicht anders, und über Alexander I. einfaches Auftreten wunderten ſich ſogar im Jahre 1818 die Unterthanen des engliſchen Königs, die von dem mächtigſten Gebieter der Welt Lehren über die unnöthige Pracht erhielten. Ich bin überzeugt, daß ſelbſt der kleinſte Fürſt in Deutſchland glauben würde, „billigen Anſtand“ nehmen zu müſſen, wenn er ſo eine kleine niedrige Droſchke beſteigen ſollte, wie ſie der Kaiſer von Rußland täglich gebraucht. Es iſt überhaupt eine Eigenthümlichkeit der Ruſſen, daß ſie im gewöhnlichen Sein und Leben ſo einfach als möglich ſich zeigen, während ſie doch

*) Es iſt hier die Rede vom verſtorbenen Kaiſer Nikolaus I. Pawlowitſch, dem ſein Sohn Alexander II. Nikolajewitſch unterm 2. März 1855 in der Regierung nachfolgte.

Digitized by Google

im Ganzen ſo äußerſt prunkliebend und luxuriös ſind. Die größten Magnaten laſſen gerade heraus und offen mit ſich reden, und man braucht bei ihnen weniger Umſtände zu machen, als bei dem kleinſten Bürgermeiſter unter uns. „Ohne Umſtände!“ iſt aber auch eine Redensart, die der Ruſſe immer im Munde führt, beſonders wenn er mit umſtändlichen, rückſichtsvollen Deutſchen zu thun hat, „die ſich oft nicht anders bewegen, als hätten ſie ellenlange, ſteife Manſchetten an den Händen und Stelzen unter den Füßen.“ So ſprach ein Ruſſe zu mir über die Deutſchen.

Die Aufſicht über das Petersburger Straßenpublikum iſt einer Klaſſe von Menſchen anvertraut, die man „Butſchniks“ nennt, und die Nacht und Tag auf den Straßen in kleinen „Butken“ (Buden) campiren. Dieſe kleinen hölzernen Buden ſtehen an jeder Ecke und auf jedem Kreuzwege. Drei Butſchniks ſind immer auf eine Bude angewieſen, in der ſie ihre Betten, ihre Küche und ihre ganze kleine Wirthſchaft haben. Einer, in einen grauen mit Roth beſetzten Mantel gehüllt und mit einer Hellebarde bewaffnet, ſteht zur Zeit als Wache aus, der zweite bringt die Gefangenen in die Polizeihäuſer, deren es in jedem Quartier eins giebt, überbringt auch die Polizeibefehle zu den übrigen oder zu den Bewohnern der benachbarten Häuſer, und der dritte beſorgt die kleinen häuslichen Geſchäfte der Geſellſchaft. Der Wachthabende ſteht Tag und Nacht in Parade auf ſeinem Poſten und überſieht von hier aus das ihm zugetheilte Stadtviertel, arretirt die Betrunkenen, ſchlichtet die Streitigkeiten der Kutſcher, bringt die Lärmenden zur Ruhe und unvorſichtige Iwoſchtſchiks, die einen Fußgänger verletzten, zur Haft. Die Butſchniks haben kleine Pfeifen, mit denen ſich die benachbarten Poſten unter einander Zeichen geben, wenn ein Flüchtling zu haſchen iſt; und da ſie ſelbſt wieder ſtets von den die Runde machenden Polizeimeiſtern in Aufſicht gehalten werden, ſo iſt die Ordnung in den Petersburger Straßen im Ganzen eine ſehr gute. Daſſelbe gilt von allen übrigen Städten des Reichs, wo überall dieſelben polizeilichen Maaßregeln ergriffen werden. Es mögen wohl ein paar tauſend Mann mit beſtändiger Regulirung und Beaufſichtigung des Petersburger Straßenverkehrs beſchäftigt ſein.

Die einzigen Bewohner Petersburgs, die von dieſer Inſpection ausgenommen ſind, ſind die Raben und die Tauben, von welchen beiden Vogelgattungen die Reſidenz ſo erſtaunlichen Ueberfluß hat, wie vielleicht keine andere Stadt. Sie fliegen frei aus und ein, ſetzen ſich auf den Kopf Peters des Großen, bald auf das Kreuz des Engels der Alexanderſäule; ſie krächzen auf den Kirchenkuppeln wie auf dem Dache des Kaiſerpalaſtes. Die Raben haben ihre Hauptverſammlung auf dem Anitſchkow'ſchen Palaſte in der Perſpektive, wo ſie in Geſellſchaft vieler Tauſende ihre Abendconverſation halten. Sie ſitzen am liebſten auf den grün angeſtrichenen Dächern. Die Tauben werden bei den Ruſſen heilig gehalten, weshalb ſie auch, weil ihnen Niemand etwas zu Leide thut, ſo dreiſt ſind, daß ſie

Digitized by Google

auf allen Straßen mitten im Menschengewühle ihre Nahrung suchen und dem Vorübergehenden kaum ausweichen.

Der Petersburger Winter.

Im Jahre 1836 im Monate Dezember warf Jemand in Moskau eine Aepfelschale zu einem kleinen Luftfenster hinaus. Dieselbe langte nicht auf der Straße an, sondern blieb zufällig auf dem Rande der Fensterbrüstung hängen und fror hier sogleich fest an. Sechs Wochen hindurch sah man diese Aepfelschale steif gefroren über dem Abgrunde schweben, ohne daß auch nur ein einziges Mal eine warme Witterung sie erweicht hätte. Endlich, am Anfange Februars, sechs Wochen und drei Tage, nachdem sie zum Fenster hinausgestürzt war, thaute sie beim warmen Sonnenschein auf und fiel, ihren vor sechs Wochen begonnenen Sturz vollendend, auf die Straße hinab. — Gewiß ein ansehnlicher Beweis von der eigensinnigen Ausdauer des moskowitischen Klimas im Bösen!

In Petersburg kann Aehnliches sich nicht ereignen, denn in dem sumpfigen Newa-Delta hat das Klima nicht die Unveränderlichkeit des mittlern Rußlands. Die mildernden Einflüsse der Ostsee stellen sich hier noch oft den eisigen Winden entgegen, welche Sibirien schickt. Regnichte Westwinde, kalte Nordostwinde, dichte Nebel und heitere Frosttage wechseln eigentlich während dieser Jahreszeit beständig und ringen miteinander die ganzen sechs Monate hindurch, so daß man weder im Januar vor Regen und Schmutz ganz sicher ist, noch auch im Frühlingsmonat vor Eis und Schnee; ganz anders, als in Moskau, wo der Dezember sich noch nie zu einer Wasserthräne erweichte, und im Januar ein Mann sich noch nie die Stiefeln auf der Straße beschmutzte.

Dennoch aber fällt das Thermometer in Petersburg häufiger auf niedrigere Grade herab, als in Moskau, und eben so zeigt die Durchschnittszahl des ganzen Winters eine niedrigere Temperatur an, als die des mittleren Rußlands ist. Petersburgs Klima schwankt beständig zwischen Extremen. Im Sommer steigt die Hitze bis auf 30 Grad und im Winter der Frost bis auf 30 Grad. Es giebt dieß eine Entfernung der äußersten Punkte von mehr als 60 Grad. Bei keiner andern Stadt in Europa sind die Differenzen der Extreme so groß. Dazu kommt, daß, so wie Wärme und Kälte im Laufe des ganzen Jahres schlecht vertheilt sind, sie auch eben so disharmonisch in den einzelnen Theilen des Jahres unter einander sich mischen. Im Sommer nach einem überheißen Morgen fällt oft Nachmittags ein rauher Wind ein, der das Thermometer und Blut auf der Wärmeskala um 12 Grad hinabwirft, gleichsam als ob die Stadt wie ein Ball bald zum Aequator, bald zum Nordpole schwankte. Auch im Winter betragen die Differenzen von einem Tage zum andern nicht selten 12—18 Grad. Es wäre natürlich unmöglich, in einem solchen Klima zu existiren, wenn nicht der Mensch gegen die wechselvolle Unbeständigkeit der Natur, deren

Digitized by Google

Launen er durchaus nicht beherrſchen kann, ſein Leben durch Beſtändigkeit ſchützte und erhielte. Bei uns, wo die Uebergänge nicht ſo ſchroff und die Gegenſätze der Temperatur nicht ſo ſchreiend ſind, iſt es eher möglich, den Veränderungen des Wetters zu folgen, und bald den Ueberrock abzulegen, bald zum Mantel oder Pelze zu greifen, bald etwas Holz mehr in den Ofen zu werfen, bald etwas weniger. In Petersburg iſt man aber nicht ſo beweglich. Es wird angenommen, der Winter beginnt im October und endet nach ſiebenmonatlicher Dauer im Mai. Demgemäß hüllt man ſich zu Anfang Octobers in Pelze, die gleich auf alle möglichen Kältegrade berechnet ſind, und legt dieſelben erſt wieder ab, wenn alle Stürme ausgetobt haben. Eben ſo unbeweglich, wie in der Kleidung, iſt man in der Warmhaltung der Zimmer, die immer gleich ſtark geheizt werden, damit das Haus ſich nie auskühle; ganz eben ſo, wie man ein für alle Mal angenommen hat, die Schlittenbahn daure fünf Monate, demzufolge man die Wagen im October in Ruheſtand verſetzt und ununterbrochen in Schlitten fährt, es mag nun der Schnee fallen oder ſchmelzen. Nur leichtſinnige Ausländer verſuchen es wohl, den Bewegungen des Wetters zu folgen, büßen aber, da ſie zu ungeſchickt darin ſind, ihren Vorwitz mit Krankheit, zuweilen mit dem Tode.

Gewöhnlich alſo geht das Leben im Winter, es mag nun regnen oder ſchneien, frieren oder thauen, ſeinen alten gewohnten Gang. Tag für Tag kniſtern die Birkenbäume im Ofen, einen Tag um den andern rutſchen die Schlitten in den Straßen herum, beſtändig werden die öffentlichen Wärmeſtuben für die armen Leute geheizt, und regelmäßig die öffentlichen Feuer auf der Straße, in der Nähe der Theater, für die Kutſcher u. ſ. w. unterhalten. Nur wenn die Kälte ausnahmsweiſe zu außerordentlicher Höhe ſteigt, treten bedeutende Veränderungen in der Bewegung auf den Straßen ein und im Anblick des Ganzen. Wenn es heißt: „das Thermometer iſt auf 20 Grad herabgeſunken," dann ſpitzt man die Ohren, beobachtet den Wärmemeſſer und zählt die Grade. Bei 23—24 Grad wird die Polizei wach, die Offiziere machen Tag und Nacht die Runde, um die Schildwachen und Butſchniks wach zu halten, und die im Schlafe Ueberraſchten auf der Stelle tüchtig ſtrafen zu laſſen, denn der Schlaf iſt in dieſem Falle das ſicherſte Mittel zu einem ſanften Hinübergleiten aus dieſer Welt in jene. Mit 25 Grad hören die Theater auf, weil nicht mehr die nöthigen Sicherheitsmittel für die Schauſpieler und für die Kutſcher getroffen werden können. Die Fußgänger, die ſonſt in Petersburg einen ziemlich bedächtigen Schritt haben, laufen alsdann ſo eilig, als hätten ſie die wichtigſten Geſchäfte, und die Schlitten, die ſchon vorher ziemlich flink ſich bewegten, fliegen nun im Galopp über den ſchreienden Schnee. Ich weiß nicht, woher es kommt, aber gewiß iſt, daß 20 Grad Kälte in Petersburg unendlich mehr bedeuten und weit ſchädlicher wirken, als bei uns. Geſichter bekommt man dann gar nicht mehr auf den Straßen zu ſehen; denn Alles hat ſich die Pelze über Kopf und Hut gezogen. Die Furcht, Augen, Ohren und Naſe

Digitized by Google

durch den Froſt zu verlieren, beängſtigt Jeden, und da ſich das Abfrieren durch kein unangenehmes Gefühl vorher ankündigt, ſo hat man genug zu denken, daß man nicht eine der verſchiedenen Extremitäten des Körpers vergeſſe, ſondern zu Zeiten etwas reibe. „Väterchen, Deine Naſe!“ erinnert der Vorübergehende den Entgegenkommenden und reibt ihm ohne Umſtände ſeine kreideweiſe Naſe mit Schnee ein. Mit den Augen hat man ebenfalls viel zu thun, weil ſie alle Augenblicke zuſammenfrieren. Man tappt dann in die erſte beſte Hausthür hinein und bittet die Leute auf ein paar Augenblicke um ein Plätzchen am Ofen, indem man dann hinterher eine zerthaute Thräne des Dankes dafür vergißt.

Die Kälte Petersburgs iſt allerdings viel empfindlicher als die unſerige, aber die Petersburger, wie alle Nordländer überhaupt, ſind auch viel empfindlicher für die Kälte. Alle Ausländer, ſelbſt Italiener, Spanier und Franzoſen, ſind bei Weitem kühner und weniger zärtlich. Handſchuhe, bei uns ein Luxusartikel, ſind in Rußland ein für Jedermann unentbehrliches Kleidungsſtück, und ſelbſt die Bauern arbeiten nie ohne Handſchuhe hinter ihrem Pfluge. Man ſieht Verhüllungen von Perſonen mit Gürteln, Pelzen, Tüchern, Kapots, Kopf- und Ohrennetzen, wie ſie bei uns gar nicht vorkommen, und die der Fremde anfangs verſchmäht, allmählig aber auch anlegt.

Die ruſſiſchen Oefen ſind in ihrer Art das Vollkommenſte, was Menſchen erdacht haben. Sie ſind aus Kacheln gebaut, und der Feuerzug windet ſich in ihnen ſo vielfach auf und ab, daß die Hitze oft einen Weg von 100 Fuß Länge und mehr darin machen muß, ehe ſie in den Schornſtein entlaſſen wird. Die große Steinmaſſe des ruſſiſchen Ofens erwärmt ſich nur ſehr langſam, während unſere eiſernen Oefen gleich in wenig Minuten glühen; ſie hält aber die Hitze deſto länger in ſich und wärmt, einmal geheizt, den ganzen Tag über. Man heizt faſt durchgängig in Petersburg mit Birkenholz, das am billigſten in der Umgegend zu haben iſt und dabei viel dauerhaftere Kohlen giebt, als das Holz der Nadelbäume. Und eben auf reichliche Kohlenbildung kommt es bei der ruſſiſchen Heizungsweiſe hauptſächlich an. Denn während bei uns eigentlich nur die Flamme heizt, läßt man in Rußland dieſelbe erſt ausbrennen, und ſo viele Birkenſtämme auch im Ofen verkniſtern, ſo wird doch ſein Inneres kaum davon durchwärmt. Erſt wenn die „Juſchka“ (eine eiſerne Platte und darüber gelegte Kapſel), die den Ofengang doppelt verriegelt, geſchloſſen iſt, fängt die Wärme an, etwas im Zimmer durchzuwirken. Die ruſſiſchen Ofenheizer ſind ſehr geſchickt in allen bei dieſer Heizart nothwendigen Verrichtungen. Zangen und Schaufeln kennen ſie nicht; ſie haben kein anderes Inſtrument, als einen langen, eiſernen Feuerhaken, mit dem ſie beſtändig den Kohlenbrei in dem Ofen umrühren und bearbeiten, die Kohlen zerſchlagen und die noch nicht ganz ausgebrannten nach vorn bringen und dem Zuge mehr ausſetzen. In jedem großen Hauſe giebt es einen oder ein paar Ofenheizer, die den ganzen Tag weiter nichts zu thun haben, als die Oefen zu ver-

Digitized by Google

ſehen, das Holz herbeizuſchleppen und vorzubereiten. Damit die Herren des Morgens beim Kaffee das Zimmer warm finden, müſſen jene guten alten dienenden Geiſter ihre Arbeit bereits in der Nacht beginnen. Gewöhnlich bauen ſie ſchon am Abend vorher recht künſtlich ihren Holzmeiler im Ofen auf, damit die Birken noch ein Bischen nachtrocknen, und zünden dann früh am Morgen mit Kien und Fichtenholz das Ganze an. Die Ein- und Ausgänge ſind gewöhnlich in den langen Corridors der Häuſer, welche dadurch, wie das Vorhaus, das aber in der Regel noch mit einigen Oefen verſehen iſt, gänzlich mit geheizt werden.

Man kann ſich denken, welche wichtige Rolle der Ofen auch in den Häuſern der gemeinen Ruſſen ſpielt. Er iſt hier eine zu einer außerordentlichen Größe gediehene Maſchine, die zugleich als Koch-, Heiz- und Backapparat dient. Rund umher laufen Bänke zum Genießen der Wärme, denn dieſen Nordmenſchen iſt das Wärmeeinſaugen und Alles, was damit zuſammenhängt, das Schwitzen, Sonnen u. ſ. w. ein eben ſolcher Genuß, wie das Ausruhen und Schlafen. Es ſind viele kleine Vertiefungen und Löcher in dem Ofen angebracht, um tauſenderlei Dinge darin zu trocknen, und naſſe Strümpfe und Kleider hängen immer daran herum. Auf der Plattform des Ofens liegen Betten, in denen ſie, noch in Schafspelze gehüllt, des Nichtsthuns und der Wärme ſich freuen.

Nicht wenig zum Zuſammenhalten der Zimmerwärme tragen die doppelten Fenſter bei, die in Petersburg wie in ganz Rußland üblich ſind. Kaum tritt im Oktober der erſte ſtarke Froſt ein, ſo rüſtet man das ganze Haus zu, verpicht alle kleinſten Oeffnungen und ſetzt überall doppelte Fenſter ein, deren Fugen mit Papier überklebt werden. Faſt jeder Bauer hat Doppelfenſter. Kaum wird hier und da ein Luftfenſterchen gelaſſen, und man kann ſich denken, welche Freude, welche Heiterkeit und Friſche in die Zimmer zieht, wenn endlich, endlich im Mai dieſe beengenden Verhüllungen wieder abgenommen werden und die Fenſter zum erſten Male wieder ſich öffnen können, hinter deren Verſchluß man ſaß, wie Noah in ſeiner Arche. In der Höhlung zwiſchen den doppelten Fenſtern pflegt man Salz oder Sand auszubreiten, welche Subſtanzen die ſich ſammelnde Feuchtigkeit anziehen ſollen. Das Salz häuft man in allerlei zierlichen Formen auf, die unberührt bis zum Frühlinge liegen, und das Sandbeet bepflanzt man mit hübſchen Kunſtblumen, die dann eben ſo lange in dieſem Käfige blühen. Jedes Haus hat darin ſeine eigenen Einfälle und ſeine beſondere Weiſe, und man geht wohl an einem hellen Wintertage gern durch die Straßen, um den Schmuck der Doppelfenſter zu betrachten.

Die Thüren bleiben nicht hinter den Fenſtern zurück. Man findet nicht nur doppelte, ſondern zuweilen ſelbſt drei- und vierfache. Die kleinruſſiſchen Bauern haben bei ihren Erdwohnungen einen verdeckten Gang, durch den man über einige Stufen zu der Thür des Hauſes hinabgeht; an den Petersburger Häuſern iſt ein ähnlicher, nur daß man einige Stufen

Digitized by Google

zur Hausthür aufwärts geht, und dann noch eine Thür zu passiren hat, bevor man in das geheizte Vorhaus gelangt.

Bei uns leiden die Armen in kalten Wintern erstaunliche Noth. Es ist kein Zweifel, daß sie in Petersburg viel ansehnlichere Mittel haben, sich vor Kälte zu schützen. Die öffentlichen Anstalten, die man für sie getroffen hat, die Wärmestuben, die in verschiedenen Stadttheilen sich finden, und die in eisernen Häuschen bei den Theatern brennenden Feuer, woran die Kutscher sich wärmen, sind noch das Wenigste. Aber die dicken Pelze und Kleider, in deren Besitz auch die Bettler sind, die dichten Wohnungen, die alle, selbst die Hütten nicht ausgenommen, luft- und wasserdicht sind, bieten treffliche Schutzmittel. Bei 25 Grad erhalten alle Schildwachen in Petersburg Pelze. Nichtsdestoweniger ist es natürlich, daß bei den barbarischen Kältegraden manches warme Menschenleben zu Grunde geht. Doch sind die Sitten der Bewohner weit mehr Schuld daran, als die Dürftigkeit ihrer Schutzmittel, und zwar vor Allem drei Dinge: die Trägheit des Volks — das Branntweintrinken — und die Rücksichtslosigkeit der Reichen.

Die Russen, so lebhaft sonst ihr Humor ist, lieben doch durchaus keinerlei Art von Anstrengung, und geistige wie körperliche Gymnastik ist ihnen verhaßt. Sie ziehen es daher in der Kälte vor, sich hinter den Ofen oder in Pelze zu verkriechen und still auszuhalten, anstatt, wie jeder Nichtrusse thun würde, mit Hand und Fuß sich gegen die Kälte zu wehren. Das unmäßige Branntweintrinken vergrößert die Gefahr, denn Trunkenheit und Schlaf sind beim Frost das Allergefährlichste. Da nun jeder plötzlich eintretende Frost eine Menge Trunkener und Schlafender auf den Straßen findet, so kann man sich denken, daß der Opfer nicht wenige sind. Die Zahl derselben wird durch die Rücksichtslosigkeit der Vornehmen vermehrt. Es ist unglaublich, was man den armen Vorreitern, Dienern und Kutschern zumuthet. Bei Besuchen läßt man sie, sei es auch das härteste Wetter, Stunden lang auf der Straße warten, um sie jeden Augenblick bereit zu haben. Die Kutscher schlafen dann auf ihren Böcken ein, und die kleinen zwölfjährigen Vorreiter, die noch nicht bis Mitternacht wachen gelernt haben, hängen schlummernd auf ihren Pferden, oder legen sich, den Zügel an den Arm gebunden, auf den gefrorenen Schnee des Straßenpflasters hin. Wie manchem armen Kutscher froren so Nase, Hände und Füße ab, während seine Herrschaften sich der ausgezeichnetsten Ohren- und Gaumengenüsse erfreuten.

Die höchsten Kältegrade fallen gewöhnlich nur bei heiterm ruhigen Wetter ein, und das prachtvolle Petersburg hat daher in der Regel bei 30 Grad Kälte seinen „schönsten, heitersten" Tag. Der Himmel ist hell, die Sonne leuchtet brillant, und zwar um so brillanter, da ihre Strahlen durch Millionen kleiner blinkender Eiskrystalle hindurchschießen, mit denen die Luft gleich einem Diamantstaub erfüllt ist. Aus allen Häusern und selbst aus den geheizten Kirchen wirbeln dicke Rauchsäulen, die in der ätherklaren Luft so dicht erscheinen, als ob in jedem Hause eine Dampfmaschine

Digitized by Google

ſtände, und dabei in allerlei Farben ſpielen. Schnee und Eis auf den Straßen und der Newa ſind weiß und reinlich, als wäre Alles aus Zucker gebacken. Die ganze Stadt hat das zierlichſte Gewand von der Farbe der Unſchuld, und ſämmtliche Dächer blitzen von einer gleichmäßigen Lage ſchimmernden Kryſtallſtaubes. Alles Waſſer gefriert, wie man es ausgießt, und die Brunnen, die Pferdetränken, die Schöpfanſtalten, die Waſſerfuhrleute und ihre Wagen, die Wäſcherinnen an den Kanälen — Alles erſcheint weiß mit Eis inkruſtirt. In den Straßen zeigt Alles, um dem Tode zu entgehen, das regſte Leben. Alles rennt und jagt ſo haſtig, weil Jedem der Senſenmann buchſtäblich auf den Ferſen ſitzt. Der getretene Schnee kniſtert und heult die ſonderbarſten Melodien, und ſelbſt alle andern Klänge und Laute nehmen in dieſer kalten Atmoſphäre andere Klänge an. Es liegt Wahrheit in der Redensart: „Es friert, daß es brummt" — denn beſtändig zieht ein leiſes Rauſchen oder ein ſäuſelndes Brummen durch die Luft, das von all' dem erklingenden Schnee und Eiſe kommt.

Die Newa.

Die Newa iſt der Abfluß des Ladogaſee's*), und ihre Gewäſſer, die in jenem 100 Quadratmeilen großen Becken die letzte Spur des Bergſtaubes abſetzten, kommen lauter und kryſtallrein bei Petersburg an. Es iſt ein Strom von wenig Meilen Länge, der ſich eine Meile vor ſeiner Mündung in vier Haupt- und mehrere Nebenarme theilt, wodurch er einen Archipelagus von Inſeln bildet, auf denen das ſchöne Panorama von Petersburg ſich entfaltet.

In ſo vielen Beziehungen ein Fluß einer Stadt nur nützen kann, nützt die Newa der an ihren Ufern ruhenden Reſidenz. Sie führt aus dem Innern des Landes den Ueberfluß der Provinzen heran und trägt Speiſe, Futter und Kleidung zu. Sie empfängt an ihrer Mündung die ſchönſten Produkte ausländiſcher Induſtrie und ſchafft ſie zu Paläſten hin. Sie füllt den Petersburgern, die nur dieſen einen ſchönen Brunnen und außer ihm keine klare Quelle haben, ihre Becher mit friſchem Labetrunke. Sie kocht ihre Speiſe, braut ihnen den Thee und Kaffee. Sie füttert die Fiſche für ihre Tafeln. Ja, ſie verrichtet ihnen die gemeinſte Sklavenarbeit, putzt ihre Wäſche und reinigt, ſich in vielen Kanälen durch die Straßen ſchüttend, ihre Kloaken. Man darf ſich daher nicht wundern, daß das Newawaſſer das Tagesgeſpräch der Petersburger iſt, und ſeine Kritik und ſein Lob dort eben ſo die Gedanken und Zungen beſchäftigt, wie die des Meerwaſſers bei den in ihm lebenden und webenden Schiffern, oder die des Nilwaſſers bei den Egyptern. Es iſt nicht immer ihre Freude, ſondern zuweilen auch ihre Noth und ihr Kummer, wenn es ihre Gärten verdirbt,

*) „Des Eisſee's."

Digitized by Google

ihre Häuſer beſchädigt, ja ſogar ihre ganze Exiſtenz bedroht, was freilich nicht allein die Schuld der Newa iſt.

Der harte nordiſche Winter ſchlägt leider faſt die Hälfte des Jahres die Newanymphe in eiſige Banden, ſo daß ſie nur ſechs Monate hindurch ihre Wohlthaten in vollem Maße ſpenden kann. Erſt im Anfange des April, ſelten am Ende des März, ſind die Gewäſſer warm und kräftig genug, um den ſie drückenden Eismantel zu ſprengen. Dieſer Augenblick wird mit Sehnſucht erwartet, und kaum ſchieben ſich die ſchmutzigen Eisſchollen ſo weit vor, daß ſie den glatten Spiegel auf eine Bootsbreite enthüllen, ſo erdonnern die Kanonen von der Feſtung, um den erwünſchten Moment den Bewohnern zu verkünden. Zur ſelben Zeit, ſei es Nacht oder Tag, ſteigt der Kommandant der Feſtung, mit allen Zeichen ſeines Ranges angethan und von ſeinen Offizieren begleitet, in eine prächtig geſchmückte Gondel, um zum gegenüberliegenden Palaſte des Kaiſers zu fahren. In einem großen, ſchönen Kryſtallbecher ſchöpft er das klare Newawaſſer, um es als die erſte und ſchönſte Gabe des Fluſſes dem Kaiſer im Namen des Frühlings darzubringen. Er meldet ſeinem Herrn, daß die Macht des Winters gebrochen ſei, daß eine fröhliche Schifffahrt gehofft werden könne, zeigt ihm als den erſten Waſſerſchwan ſeine Gondel am Ufer, die er glücklich herübergebracht, und überreicht ihm den Newabecher, den der Fürſt auf die Geſundheit ſeiner Reſidenz leert. Es iſt das am beſten bezahlte Glas Waſſer, das irgendwo auf dem Erdrunde getrunken wird, denn der Sitte gemäß giebt der Kaiſer es dem Kommandanten mit Gold gefüllt zurück. Früher bekam er es geſtrichen voll Dukaten. Da aber mit der Zeit die Becher immer an Größe zunahmen, ſo daß die Kaiſer immer mehr und mehr Waſſer trinken und immer mehr und mehr Gold bezahlen mußten, ſo wurde endlich die Summe von 200 Dukaten feſtgeſetzt, die dem Kommandanten zugezählt werden. Gewiß noch immer für einen Trunk Waſſer ein kaiſerlicher Lohn.

Alles iſt aber auch auf die Enthüllung der Newa geſpannt, da Alles dabei intereſſirt iſt; die Kaufleute erwarten dieſen Augenblick mit Sehnſucht, weil das Gelingen mancher Spekulation von ſeinem frühern oder ſpätern Eintritt abhängt; die Arbeiter und Zimmerleute, weil er ihnen beim Brückenbau zu verdienen giebt; die kranken Einheimiſchen und an Heimweh leidenden Fremden, weil nun die Bahn zu den Bädern und Europa wieder offen ſteht. Man hat in dieſer Zeit nur das eine Geſpräch in Petersburg, „ob die Newa zum Oſterſonntage oder zum Oſtermontage aufgehen werde", und es werden die größten Wetten für dieſen oder jenen Fall eingegangen.

Die Schiffe, welche im Sunde beigelegt haben oder auf der Oſtſee kreuzen, warten auch mit Ungeduld auf den wichtigen Moment. Das erſte Segel, das auf der Newa anlangt, wird mit außerordentlichem Jubel begrüßt, hat ſich der größten Prämien und eines hohen Gewinnes zu erfreuen. Meiſtens iſt es mit Orangen, Modeartikeln, Manufakturwaaren und andern Dingen beladen, nach denen ſich das eitle Petersburg am

Digitized by Google

meiſten ſehnt. Man zahlt für ſie das Doppelte und Dreifache des Preiſes. Iſt einmal mit dem erſten Schiffe der Anfang gemacht, ſo zaudern dann auch die übrigen nicht lange, und es folgen ihm bald die geflügelten Flotten der Schweden, der Engländer, Hanſeaten und Amerikaner. Alles geht plötzlich und raſch in dieſem Lande der plötzlichſten Uebergänge, der zauberiſchſten Umwandlungen. Auf die ödeſte Todesſtille folgt das regſte Leben. Die hundert Nationen Europa's auf hoch bewimpelten Seeſchiffen kommen meerwärts hereingezogen, und flußwärts auf gebrechlichen Flößen und grob gezimmerten Barken die Völker und Waaren des Innern. Die bisher in den Magazinen ſtockenden Produkte des Landes gerathen nun in Fluß und fließen aus in alle Lande. Die Kriegsflotte, die ſchon lange rüſtete, läuft aus zu friedlichen Expeditionen und Manövern auf die Baltiſche See, und Dampfſchiffe ſchnauben, Botſchaften bringend und fördernd, ſchwarzen Athem aushauchend, die ſchöne Strombahn auf und ab, wo noch vor Kurzem ein Seehund kaum Raum genug fand, ein wenig Luft zu ſchöpfen. Jeder Tag, jede Stunde bringt nun etwas Neues und Schönes, und die Entzauberung des todten Eispalaſtes iſt vollendet.

Die Ruſſen haben ſich daran gewöhnt, eine ungeheure Menge von Eis in ihren Haushaltungen zu verbrauchen. Sie kühlen alle ihre Getränke gern mit Eis, genießen gefrorene Säfte, die den ganzen Sommer über auf den Straßen ihrer Städte feil geboten werden, in Menge, und trinken nicht nur Eiswaſſer, Eiswein, Eisbier, ſondern ſogar auch Eisthee, indem ſie ſtatt des Zuckers Eisſtückchen in die Taſſe werfen. Ihr kurzer, aber erſtaunlich heißer Sommer würde alle ihre Viktualien in Gefahr ſetzen zu verderben, wenn ihnen nicht der Winter das Mittel gewährte, die von der Wärme beſchleunigte Auflöſung zu hemmen. Eiskeller ſind daher in ganz Rußland eine Unentbehrlichkeit in jeder Wirthſchaft, und nicht bloß bei den Bürgern der Städte, ſondern auch auf dem Lande bei den Bauern findet man ſie allgemein verbreitet. In Petersburg laſſen ſich nahe an 10,000 Eiskeller zählen. Jeder Keller hat mindeſtens 50 Schlittenladungen zu ſeiner Füllung nöthig. Die Fiſchhändler, Fleiſch- und Kwasverkäufer u. ſ. w. haben oft ſo große Keller, daß mehrere hundert Fuhren für ſie nicht ausreichen. Die Bierbrauereien und Branntweinbrennereien verbrauchen ganz enorme Maſſen von Eis, ſo daß man mindeſtens 500,000 Ladungen rechnen kann, die alle Jahre aus der Newa herausgeholt werden.

Das Newaeis wird gewöhnlich 1½—2 Ellen dick und in regelmäßigen Würfeln herausgearbeitet. Wenn es auf dem Schnee liegt, ſieht es ſmaragdgrün aus, iſt dabei feſt, ohne Blaſen und Riſſe. In langen Reihen werden die Vorräthe der Eisſpiegel um den Bruch herumgeſtellt und an die Schlittenführer verabfolgt, die dann ein paar davon auf ihren Schlitten laden und, ſich ſelber auf dieſen kalten Thron ſetzend, ſingend damit in die Stadt hineinjagen. Es gewährt nicht geringe Unterhaltung, die verſchiedenen unzähligen Eisbrüche auf der Newa zu beſuchen, und die Ruſſen hier wie in einem Silberbergwerke ſchalten und walten zu ſehen.

Digitized by Google

In den Kellern werden die Eisspiegel regelmäßig über einander gelegt, und zu beiden Seiten große Mauern davon aufgeführt. In diese Mauern haut man alsdann allerlei Bänke und Nischen aus, um Milch, Fleisch u. s. w. in diese kühlen Höhlungen bequem einstellen zu können. So ist es in den ordentlich gehaltenen Kellern. National-russisches Verfahren ist es aber, die Schollen bloß in den Keller hineinzuwerfen, sie mit dem Beile zu zertrümmern und in allen Ecken fest einzukeilen. Durch diese Zertrümmerung wird die Festigkeit des Eises noch vermehrt, denn die Stückchen frieren bald von Neuem in eine Masse zusammen.

Die Inseln des Newa-Deltas, auf denen Petersburgs Paläste wurzeln, sind äußerst flach und niedrig. Mit ihren seewärts gekehrten unbewohnten Enden verlieren sie sich allmählig bis zum Wasserniveau und unter dasselbe hinab, ja selbst die entlegensten und höchsten, mit Häusern am meisten besetzten Theile der Stadt liegen nur 12—14 Fuß über dem gewöhnlichen Stande des Meeres erhaben. Ein Steigen des Wassers von 15 Fuß reicht also hin, ganz Petersburg unter Wasser zu setzen, und ein Steigen von 30—40 Fuß, um die ganze Stadt zu ertränken. Man erwäge: Der Finnische Meerbusen erstreckt sich mit seiner größten Länge in gerader Richtung von Petersburg aus nach Westen, aus welcher Gegend die stärksten Stürme wehen. Diese treiben daher natürlich die Wassermassen des Meeres gerade auf die Stadt zu. Wäre nun in der Nähe derselben der Meerbusen weit und zu beiden Seiten ausgebreitet, so würde sie wenig davon empfinden. Unglücklicher Weise spitzt sich aber der Finnische Meerbusen nach Petersburg, das in seiner innersten Spitze liegt, und in dessen Nähe die Fluthen in einen engen Sack, den Kronstädter Busen, gefangen und zusammengedrängt werden, immer mehr zu. Dazu kommt, daß die Newa sich gerade hier, von Osten nach Westen gehend, ins Meer mündet, und ihre Gewässer jenen von Westen kommenden Wogen direkt entgegenwirft. Wenn nun einmal ein heftiger Westwind im Frühling mit dem höchsten Wasserstande und Eisgange zusammenträfe, so würden die Eis- und Wassermassen des Meeres landeinwärts dringen, und der Fluß mit seinen Schollen ihnen entgegen treten. Im Titanenkampfe dieser Naturgewalten würden sämmtliche Schlösser und Festen der Wunderstadt zertrümmert und die 520,000 Menschen in den Fluthen umkommen, wie Pharao im Rothen Meer. Kaum darf man so leichtsinnig davon sprechen, denn die Gefahr liegt zu nahe, und in der That pocht manchem Petersburger bei dem Gedanken daran das Herz.

Das Elend und die Noth, die eine Wasserfluth in Petersburg herbeiführt, ist unbeschreiblich. Aller Mund ist noch voll von den Trauerscenen, welche die große Wassersnoth vom 17. November 1824 mit sich brachte. Sie ist die höchste, welche die Stadt bis jetzt erlebte, und in allen Straßen ist ihre Höhe bezeichnet durch Striche an den Häusern. Vom heftigsten Westwinde gepeitscht, hob sich das Wasser immer mächtiger und schoß endlich eilenden Laufes durch die Straßen, hob Alles, was es an Equipagen

Digitized by Google

und Wagen auf ihnen fand, in die Höhe, ergoß ſich durch die Fenſter in die Souterrains und Parterres der Häuſer, und ſtürzte in mächtigen Säulen aus den Oeffnungen der unterirdiſchen Kloaken hervor. Am meiſten litten Noth die „Baſilius-Inſel“ und die „Petersburger-Seite,“ auf welcher letztern Inſel viele kleine Leute in wenig ſoliden Häuſern wohnen. Manche hölzerne Gebäude wurden vom Waſſer ganz unverſehrt und leiſe vom Boden gehoben und ſchwammen mit ihren Einwohnern in den Straßen umher. Die Equipagen, deren Paſſagiere und Kutſcher trockene Höhen erklommen hatten, und an denen die armen Pferde, die ſich nicht frei bewegen konnten, meiſt elend umkamen, ſammelten ſich zu Dutzenden in den Gehöften. Alle Bäume der öffentlichen Plätze ſaßen ſo voll von Menſchen, wie ſonſt von Sperlingen. Das Waſſer ſtieg gegen Abend ſo hoch, und der Wind wurde ſo ſtark, daß man alle Augenblicke fürchtete, die Kriegsſchiffe möchten ſich losreißen und in die Häuſerreihen einbrechen. Das Uebel war um ſo verderblicher, als es von Niemandem für ſo ſchlimm gehalten wurde, da das Waſſer ohne Brauſen und Toben mit ganz freundlicher Phyſiognomie die Stadt beſchlich. Sehr viele Häuſer ſtürzten erſt am folgenden Tage ein, als das Waſſer ſchon wieder die Stadt verlaſſen hatte. Aus den meiſten Wohnungen war die eingedrungene Feuchtigkeit nicht wieder zu verbannen, die Einwohner ſanken aufs Krankenlager, und tödtliche Seuchen herrſchten noch viele Wochen nachher.

Das Newawaſſer iſt bei der Mündung des Fluſſes noch ſo klar, wie an ſeiner Quelle. Es iſt bekannt, daß ſein Genuß anfangs ganz eigenthümliche Wirkungen hat, weshalb die Neulinge es nur mit Wein oder Rum vermiſcht trinken. Aber man gewöhnt ſich leicht daran und findet in ihm dann ein ſo herrliches Getränk, daß man es allem andern Waſſer vorzieht. Die Petersburger gratuliren ſich immer, wenn ſie von Reiſen zurückkommen, daß ſie wieder Newawaſſer trinken können. Wie man erzählt, ließ ſich der Kaiſer Alexander auf ſeinen Reiſen das Newawaſſer, auf Flaſchen gefüllt, nachkommen. Zum Waſchen iſt es gleichfalls ausgezeichnet, und die hieſigen Engländer haben ihre große Freude über die guten Eigenſchaften, die es ihrer Wäſche mittheilt.

Leider hat die Stadt nicht eine einzige Waſſerkunſt, keine brauchbare Quelle, ja nicht einen einzigen Brunnen, auch nicht einmal Röhren, welche das Newawaſſer zu den Häuſern führen, und mancher Stadttheil würde gewiß gern einen ganzen unbequemen Newaarm weggeben für einige bequem gelegte Brunnen. Die Quellen, welche auf dem Gebiete der Stadt zu Tage kommen, haben ein ganz ungenießbares Waſſer, und ſind ſogenannte „Schwarzbäche,“ aus dem unreinen Moorgrunde hervorbrechend.

Alles Waſſer, was die Stadt braucht, muß daher unmittelbar aus der Newa geſchöpft werden. Es befindet ſich zu dieſem Behufe in jeder Haushaltung ein Waſſerfaß, das von einem eigens dazu angeſtellten Waſſerſchöpfer bedient wird. Dieſer und ſein kleiner Einſpänner haben meiſt den ganzen Tag vollauf zu thun mit Waſſerſchöpfen. Die Armen ſchicken

Digitized by Google

ihre Leute einfach an's Ufer der Newa, wo sie mit Eimern, die an langen Stäben befestigt sind, das Wasser etwas fern vom Ufer aus dem Flusse schöpfen. Für die Wohlhabenden giebt es Schöpfanstalten, wo man in kleinen Häusern das Wasser aus dem Flusse hervorpumpt. Im Frühlinge, wenn bei dem Schneeschmelzen aus allen Straßen schmutzige Bäche nach dem Flusse laufen, ist indeß in vielen Haushaltungen große Noth, weil die Schläuche der Pumpen zu nahe am Ufer liegen und dann nicht eben das reinste Wasser heraufbringen. Im Winter werden viele Schöpflöcher in die Eisdecke gehauen, und in deren Nähe auch Tröge zum Tränken der Pferde aus Eis gezimmert. Die einspännigen Wasserschöpfer mit ihren triefenden und spritzenden Fässern gehören daher zu den stehenden Straßenfiguren Petersburgs. Man sieht sie beständig in langen Reihen bei den Schöpfbrunnen auffahren. Ein Kaiser könnte sich durch Errichtung einer Wasserkunst, welche die ganze Stadt versorgte, ein großes Verdienst erwerben.

Das Waschen ist in unsern Städten ein Geschäft, das man nur im Innern der Häuser und Gehöfte verrichtet, und allenfalls auf einem idyllischen Gemälde sehen wir die Frauen unmittelbar am Flusse im Freien mit der Wäsche beschäftigt. In Rußland aber kennt man fast keine andere als die Flußwäsche, und selbst in der Residenz kommen überall die Weiber wie die Prinzessin Nausikaa mit ihrem Gefolge und dem schönen Flachsgewebe zur Wohnung der Nymphen gefahren, um von ihnen neuen Glanz und neue Frische zu borgen. Auf allen Kanälen der Stadt und an den Ufern der Flußarme sind zu diesem Behufe Flöße errichtet. In der Mitte derselben befinden sich Oeffnungen, in welche man die Wäsche wirft, und ringsum Korridors zur Kommunikation. Die ganze Operation der Wäscherinnen besteht darin, daß sie die Gewänder häufig benetzen und mit einem glatten Holze schlagen. Man sieht diese Waschweise bei allen slavischen Völkern von Petersburg bis Macedonien. Selbst im Winter, wo sie die Oeffnungen der Flöße vom Eise rein halten, haben diese abgehärteten Frauen keinen andern Waschapparat, und man bemerkt nicht, daß irgend ein Kältegrad ihr Geschäft unterbräche. Unermüdlich mit ihrer Arbeit beschäftigt, obgleich von unten bis oben mit Eis inkrustirt, fällt es ihnen nicht ein, auch nur einen Seufzer über die Kälte des Unwetters laut werden zu lassen. Natürlich begnügen sich nicht die luxuriösen Petersburger mit dieser einfachen Waschweise; ja manche von ihnen treiben sogar die Delikatesse in diesem Punkte so weit, daß sie behaupten, in ganz Petersburg könnte kein Weib ein Hemd weiß waschen, weßhalb sie ihre schmutzige Wäsche alle 14 Tage regelmäßig nach London spediren, um sie von dort alle Sonnabende gebleicht und gereinigt zurück zu empfangen.

Noch mehr als die von Waschweibern wimmelnden Flöße interessiren den Fremden auf den Kanälen und Flußarmen der Stadt die schwimmenden Fischbuden, die sogenannten Sſadocks. Alles, was den Fang, die Aufbewahrung und den Verkauf der Fische betrifft, ist bei den Russen aufs Beste eingerichtet, und so sind es auch diese überall vertheilten Sſadocks.

Digitized by Google

Es sind recht niedliche, hübsch bemalte und zierlich gestaltete Holzhäuschen, fast den Hamburger Elb- und Alsterpavillons ähnlich. Sie schwimmen auf Flößen, liegen am Ufer vor Anker, und eine Brücke führt von da aus zu ihnen hin. Im Innern ist ein Raum, worin die geräucherten und gesalzenen Fische aufgehängt sind, wie die Schinken und Würste in den Häusern der westphälischen Bauern. Mitten in ihnen befinden sich zur Beschützung des Etablissements ein paar große Heiligenbilder mit brennenden Lampen. — Außer dem Räuchern und Einsalzen haben die Russen noch eine Art, die Fische zu konserviren — das Einfrierenlassen. Im Winter stehen große Kästen umher, die mit gefrorenen Fischen angefüllt sind. Zu beiden Seiten des Raumes sind ein paar saubere Zimmer, eins für die Mannschaft des Sſadocks, und eins für die Gäste, die hier frischen Kaviar zu essen lieben. Hinter dem Hause unter dem Wasser sind die großen Behälter für die lebenden Fische, deren immer eine außerordentliche Zahl vorhanden ist, da die Russen in Bezug auf Fische große Feinschmecker sind und sie gern lebendig in den Topf bringen.

Die Newa ist mitten in der Stadt eine Werst breit und die großen Krümmungen ungerechnet, über drei deutsche Meilen lang. Man kann sich daher denken, welche Wüsteneien ihre Oberfläche im Winter bei so unregelmäßigem Anfrieren der Eisschollen, wie es gewöhnlich hier statt hat, darstellt. Man kann alsdann hier bei Nacht mitten in der Stadt Reisen machen, wo man sich so verlassen glaubt, wie auf den See-Einsamkeiten Finnlands. Die Lichter der Häuser dämmern nur aus der Ferne. Mond- und Nordlicht dienen zur Erleuchtung, und man steuert seinen Lauf nach dem Kompaß und den Sternen. So verrufen auch diese Nachtfahrten auf dem Wintereise sind — Diebstahl und Mord passiren hier am häufigsten — und so gern man sie meidet, so ändert sich das Alles im Sommer, wo die Newaschifffahrten das beliebteste und reizendste Vergnügen sind. Der blinkende Fluß, dessen Oberfläche im Winter verbleichte, umgiebt dann die schönen Stadttheile wie mit herrlicher Silbereinfassung. Die Nächte sind gelind und wunderbar hell, und die Petersburger, die sich aus pomphaften Schlittenfahrten weniger machen, als wir, weil der Schlitten bei ihnen mehr ein nothwendiges Hausmöbel ist, als ein Luxusartikel, wie bei uns, schwelgen dann in der Luft des Gondelfahrens um so mehr, da sie ihnen nur kurze Zeit vergönnt ist. In den schönen warmen Monaten Juni und Juli sind die Newaarme Tag und Nacht mit segelnden und rudernden, großen und kleinen Schiffen und Gondeln übersäet, die nicht rasten, beständig die reizendsten Gemälde dem Auge darzustellen, und Alles, was Venedigs Kanäle mit ihren Gondeln Zauberisches haben mögen, ist unbedeutend im Vergleich mit dem malerischen Leben, das sich hier in dem jetzt so gelinden Norden entfaltet. Man denke sich eine Atmosphäre, von den schmeichlerischsten Zephyren durchsäuselt, warm und mild, ohne daß die Pfeile des Apollo lästig fallen, als wenn die Wärme von den entfernten Sternen käme, zauberisch klar und hell, ohne daß doch die Quelle

Digitized by Google

alles Lichtes über dem Horizonte sichtbar; eine Nacht, in der sich Nichts verbirgt, und Nichts schlummert, weder die zwitschernden Vögel, noch die wachenden Menschen, noch die sichtbaren Pflanzen, deren Farben nicht verbleichen; kurz, eine Nacht mit allen Reizen der Nächte und doch mit aller Bequemlichkeit des Tages, als strahlte überall der helle frische Tag hinter dem übergehangenen prächtigen Gewande der Nacht hervor; einen Strom, der sich spielend in eine Menge von Armen theilt und wieder zu großen Massen vereint, der sanft, klar und majestätisch fließt; dabei einen Archipelagus von Inseln, dessen eine Hälfte mit prachtvollen Palästen besternt, und die andere mit wundervollen Gärten, geschmackvollen Pavillons und luxuriösen Einsiedeleien geschmückt ist; dann das große Meer vor den Thoren der Stadt und dicht bei jeder der sechs Mündungen der Flüsse. Dieses Alles denke man sich von Tausenden von Gondeln belebt und mit Schiffen durchwebt — segelkundige Engländer, die sich auch in Leitung ihrer kleinen, zierlichen Barken ihres Uebergewichts über alles andere auf dem feuchten Elemente Schwimmende erfreuen; deutsche Bürger, die sich mit ihren Familien in der Nacht der Freude überlassen, um die Sorgen des Tages zu vergessen; russisches Volk, das seine harmoniereichen Lieder über das Wasser hinmurmeln läßt; die Reichen und Großen des Reichs, von den Chören ihrer Sklaven begleitet, die jene zauberische Hornmusik ertönen lassen; Matrosen und Schiffsvolk von allen seefahrenden Nationen, das Wunder der hellen Nächte anstaunend — man denke sich dieses Alles lebhaft, oder man setze sich in eine der hübschen Gondeln, umkreise mit ihr die Inseln und Inselchen, und man wird vergebens eine Stadt auf dem Erdenrunde suchen, die Etwas gewähren könnte, das sich mit den Reizen dieser Sommernacht-Gondelfahrten Petersburgs vergleichen ließe.

2. Charakter der Russen.*)

Die merkwürdige, weltgeschichtliche Nation der Russen, der Hauptbewohner des unermeßlichen russischen Reiches, ursprünglich ein slavischer Volksstamm, theilt sich in drei Hauptzweige, in Großrussen, Kleinrussen und Weißrussen, — Großrußland im Innern, Weißrußland im Westen (Jahrhunderte lang den Polen gehörig), Kleinrußland im Süden mit den fruchtbaren Ukrainen am Dniepr und Donetz.

Das russische Reich umfaßt den ganzen Osten Europa's, den Norden Asiens**) und Theile der Nordwestküste Amerika's, zusammen über 370,000

*) Nach J. C. Petri.

**) Außer dem eigentlichen Sibirien die Länder des Kaukasus (mit den im J. 1859 unterjochten Gebieten 8034 □Meilen); ferner die Gebiete Transbaikalien, Jakutsk, das Amurgebiet, das ostsibirische Küstengebiet, die Gebiete der sibirischen und orenburgischen Kirghisen, Semipalatinsk ꝛc. — zusammen 262,746 □Meilen.

Digitized by Google

Quadratmeilen, also den neunten Theil des festen Landes der Erdkugel. Doch beträgt die Menschenzahl nur etwas über 74 Millionen.*)

Rußland ist nicht bloß eine europäische Großmacht, es ist schon jetzt ein Weltreich. In dieser Hinsicht steht ihm unter allen Mächten Großbritannien allein gegenüber. Aber zwischen beiden Weltmächten findet ein großer Unterschied statt. Rußland ist eine Kontinentalmacht, England eine Seemacht. Jenes beherrscht von einem Mittelpunkt aus halb Europa und ein Drittel von Asien; dieses beherrscht von mehreren weit entfernten Punkten aus die Meere und den Ozean. Jenes hat durch seine Landkriege die gerade Richtung nach den Küsten und Strommündungen genommen; die Levante ist trotz der Dardanellen seinem Handel und seinen Kriegsschiffen geöffnet, und von Persien aus weist ihm der Euphrat den Weg nach Indien; dieses kann nicht mit gleichem Vortheil von den Küsten aus, die es sperrt, in das Land eindringen und Gesetze vorschreiben. Seine indische Landmacht ist nach so vielen Eroberungen mehr die unsichere Besatzung eines eroberten Landes, als ein tauzliches Werkzeug für Vertheidigung und Angriff. Die Politik des Kabinets von St. James muß Alles umspannen, was in den Bereich seiner Macht gehört: von Singapur bis zum Kap, von Korfu und Malta bis Jamaika und zum Niagara; sie muß mit gleicher Wachsamkeit Hamburg, Antwerpen, Porto, Lissabon, Konstantinopel, Alexandrien und Kanton, wie Rio de Janeiro, Valparaiso und La Guayra beobachten. Dadurch wird Englands Kraft zersplittert; und hat es gleich den Welthandel in seiner Gewalt, so kann es doch nicht die übrigen Seemächte von dem Markte ausschließen, ohne sich selbst den größten Schaden zuzufügen. Noch wichtiger ist ein anderer Unterschied zwischen den beiden politischen Kolossen. Rußland befindet sich auf den ersten Stadien der allseitigsten Entwickelung seiner ungeheuern Natur- und Volkskraft; es kann rasch und ungehindert auf dieser Bahn vorwärts schreiten; die Einheit und Stärke seiner Centralregierung, die Menge von Talenten, welche der Thron um sich versammelt, und über die er frei verfügt, der unbedingte Gehorsam von 70 Millionen Menschen, die großentheils nur wenig über die ersten Stufen der Bildung sich erhoben haben: alles Dieses sichert dem aufgeklärten, über seinem Volke stehenden Selbstherrscher, sobald er nur weiß, was er will, was er kann und soll, den Erfolg. Er erblickt in der Zukunft seines Reiches mehr Hoffnungen, als Gefahren. Die künftige Geschichte Europa's wird zum großen Theil durch Rußland ihre Gestalt bekommen.

Was zu der Macht dieser in strenger Einheit geschlossenen Nation

*) Nach der Zählung v. J. 1858 betrug die Bevölkerung im

	Einwohner:	Einw. auf 1 □M.:
Europäischen Rußland . . .	59,330,752 . . .	687
Kaukasischen „ . . .	4,257,704 . . .	532
Asiatischen „ . . .	4,570,938 . . .	15
Königreich Polen	4,800,000 . . .	2126
Großfürstenthum Finnland .	1,680,000 . . .	240.

Digitized by Google

sehr viel beiträgt, ist die Uebereinstimmung des kirchlichen Glaubens. Die Russen sind alle ohne Unterschied der orthodox- (rechtgläubig-) griechischen Religion zugethan. In der griechischen Kirche ruht eine der stärksten Wurzeln der Nationalität; in ihr fühlen sich die Tausende von Meilen entfernt wohnenden Stämme als Glieder Eines Leibes, dessen Haupt der Czaar, der sichtbare Stellvertreter Gottes, zugleich Kaiser und Oberpriester, ist.

Auch in der Sprache herrscht kein bedeutender Unterschied. Das Russische zerfällt in zwei Hauptdialekte: in das Groß- und Kleinrussische. Jenes sprechen die Großrussen, die donischen und alle andern Kosaken großrussischen Ursprungs, so wie die Westrussen in den ehemaligen polnischen Provinzen; — dieses alle Kleinrussen, nicht nur in dem eigentlichen Kleinrußland, sondern auch in Podolien und in der früher sogenannten polnischen Ukraine, die Kosaken des Schwarzen Meeres, so wie alle übrigen von Kleinrussen abstammenden Kosaken. Alle Kosaken sind wahre und echte Russen, in Abstammung, Sprache, Religion und Sitte, und alle Russen sind Eins durch ihre Sprache. Das Groß- und Kleinrussische ist bei Weitem nicht so verschieden, als z. B. das Ober- und Niederdeutsche.

Die große Einheit und Einförmigkeit des Volkes wird aber mächtig getragen und zusammengehalten von der Einförmigkeit des Landes, von der weit ausgedehnten unterschiedslosen Fläche, auf welcher kein Theil sich absondern kann, und Alles — Mensch und Pflanze, Thier und Boden, Wind und Wetter — eine und dieselbe Uniform trägt. Die russische Weltmonarchie konnte sich nur entwickeln auf russischem Boden. Der ganze europäische Theil Rußlands, vom Weißen bis zum Schwarzen Meere und vom Kaspischen bis zur Ostsee, stellt eine weite Ebene, einen ausgetrockneten, von Bergformen entblößten Meeresboden dar; denn die Berge scheiden die Völker, geben ihnen eine besondere Gestaltung und bedingen durch diese verschiedene Gestaltung auch verschiedene, entgegengesetzte und in Folge dessen einander feindselige Nationalitäten. Es ist bekannt, daß nirgends die Nationalitäten sich weniger zersetzen, als in den Gebirgen, und eine besondere Nationalität sich auch nirgends länger hält. Eine ganz andere Erscheinung bieten uns die Ebenen dar: bei der Offenheit des Landes, der Leichtigkeit der Verbindungen und Annäherungen streben verschiedene Nationalitäten bei ihrem Aufeinanderstoßen ganz natürlich zur Ausgleichung und Verschmelzung hin; scharfe nationale Eigenthümlichkeiten glätten sich aus, und bald bietet die ganze Ebene Ein Volk, mit Einem Glauben, Einer Sprache, einerlei Sitten und bürgerlichen Einrichtungen dar. So sind auf dem Boden Rußlands, in der weiten Mittelebene zwischen Europa und Asien, auf dieser Verkehrsstraße der Völker, viele verschiedene Stämme auf einander gestoßen, jeder Stamm lebte für sich und feindete die übrigen an; aber diese Absonderung und Feindschaft konnte sich nicht lange auf der Ebene erhalten: mit staunenswerther Schnelligkeit verschmolzen diese Stämme unter einander, sie fanden einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt, das Christenthum verstärkte ihre Einheit, und in der Folge, als

Digitized by Google

bei der Schwächung des Stammlebens einzelne Fürstenthümer hervortraten, konnten auch diese nicht lange sich abgesondert behaupten. Der Mangel an Provinzialfeindschaft und provinzialen Unterschieden bedingte eine rasche Vereinigung aller Fürstenthümer um Moskau her, und jetzt sind die Provinzialunterschiede in Rußland trotz seiner ungeheuern Ausdehnung unbedeutend. In Folge historischer Ereignisse waren viele russische Provinzen unter fremde Herrschaft gerathen, aber die Natur selbst war dieser gewaltsamen Lostrennung entgegen, und Polen konnte das südwestliche Rußland nicht von dem nordöstlichen abreißen.

Indeß kann die ebene Beschaffenheit eines Landes allein nicht die Einheit des Reichsgebietes bedingen: zu einer raschen Verbindung und Ausgleichung der Stämme sind auch noch leichte Verbindungswege, schiffbare Flüsse nöthig, und in dieser Beziehung hat die Natur Rußland auffallend begünstigt. Der Größe des Landes entsprechen riesenhafte Stromsysteme, und diese Stromsysteme verflechten sich fest unter einander und bilden im ganzen Lande ein Wassernetz, aus welchem heraus die Bevölkerung unmöglich zu einem abgesonderten Leben sich verirren konnte. Die Flußsysteme spielen in der russischen Geschichte eine bedeutende Rolle: sie dienten der ersten Bevölkerung als Führer, an ihnen ließen sich die Stämme nieder, an ihnen erschienen die ersten Städte; sie sonderten anfangs die einzelnen Völkerschaften in vier Hauptgruppen, aber — wie sie Einem Quellgebiete angehören — war in dieser Sonderung bereits die Einheit des Reiches angelegt und entwickelte sich daraus.

Werfen wir einen nähern Blick in die slavische Menschenrace, welche das Russenvolk bildet, so wird uns die Anschauung einer gewaltigen Lebenskraft, einer unverwüstlichen Zähigkeit des Charakters, verbunden mit mancherlei Anlagen des Verstandes, deren Entwickelung eine große Zukunft verspricht.

Man muß den Russen einen wohlproportionirten Körperbau zugestehen; indessen ist der Wuchs in den verschiedenen Gegenden des großen Landes sehr verschieden, meistentheils aber eher groß, als klein und mittelmäßig. Beide Geschlechter sind im Ganzen wohlgebildet und zum Theil schön; im Durchschnitt mehr bräunlich als blond. Von Natur verunstaltete Menschen trifft man höchst selten unter ihnen. In ihrem zwar rauhen, aber gesunden Klima werden sie abgehärtet und besitzen daher eine ungewöhnliche Ausdauer, obgleich vielleicht im Verhältniß zu andern Nationen weniger Stärke. Sie sind auch im Allgemeinen nur wenigen Krankheiten unterworfen und erleben gewöhnlich ein heiteres, gesundes, oft sehr hohes Alter. Greise von 100, 110, ja 120 Jahren sind gar nicht so selten, und noch zu Anfang dieses Jahrhunderts lebte einer, der unter Gustav Adolph den dreißigjährigen Krieg mitgemacht hatte. Er hatte unter elf Regenten sein Vaterland blühen und steigen sehen, im 104. Jahre zum dritten Male geheirathet und noch Kinder bekommen.

Die Hauptgrundzüge der russischen Nationalgesichtsbildung mögen ungefähr, so weit sich Allgemeines derart überhaupt feststellen läßt, folgende

Digitized by

ſein: Kleine durchdringende Augen, eine niedrige, freie und offene Stirn, ein nicht ſehr großer Mund, dünne Lippen, weiße Zähne, eine meiſt kleine und auswärts gebogene oder aufgeſtülpte Naſe, ein gewöhnlich ſehr ſtarker Bart, ein dickes Haupthaar von verſchiedenen Schattirungen, von der dunkelbraunen bis zur rothen Farbe, ſelten aber ganz ſchwarz. Der allgemeine Charakter des Ausdrucks der Phyſiognomie iſt Ernſt und Gutmüthigkeit, auch wohl Schlauheit und Verſchlagenheit; ſehr ausdrucksvolle Geſichtszüge ſind jedoch ſelten. Gehör und Geſicht ſind meiſt ſehr ſcharf; die übrigen Sinne jedoch durch Lebensart und Klima mehr oder weniger abgeſtumpft. Der Gang und die Bewegungen des Körpers bei den Ruſſen haben eine charakteriſtiſche Schnelligkeit und Heftigkeit, oft eine leidenſchaftliche Lebhaftigkeit. Dabei ſind ſie gewandt an Geiſt und Körper, immer guten Muthes, fröhlich, thätig — aber ſelten bis zu einer beharrlichen Anſtrengung des Leibes oder Geiſtes; Freunde des Geſanges und der Muſik, gutmüthig aus Temperament; aber aufbrauſend, heftig, und bis zur Grauſamkeit wüthend, wenn ſie beleidigt oder ſonſt gereizt werden — die nordiſchen Franzoſen! Sie ſind äußerſt betriebſam, erfinderiſch und ſchlau in ihrem Gewerbe, aber auch betrügeriſch und hinterliſtig, zum Wucher und Schacher geeignet, dienſtfertig, gaſtfrei, geſellig und geſprächig. Selbſt der gemeine Mann beſitzt viel natürliche Beredtſamkeit und eine gewiſſe natürliche Höflichkeit, — ähnlich dem Franzoſen.

Faſt dieſelben Grundzüge findet man auch bei dem weiblichen Geſchlecht; nur daß hier Alles mehr verſchönert und oft veredelt iſt. Die Mädchen werden früher reif, als man in einem ſo kalten Klima vermuthen ſollte, und es iſt gar nichts Seltenes, daß der Bräutigam erſt 16—17 Jahre, die Braut 13—14 Jahre zählt. Es iſt Volksſitte, früh zu heirathen: Erziehung, Lebensart, namentlich der häufige Genuß des Branntweins und die reichliche, kräftige Nahrung, nebſt dem öftern Gebrauch der warmen Bäder, tragen zur ſchnellen geſchlechtlichen Entwickelung viel bei. Eine Folge iſt aber auch, daß die Blüthe und Schönheit der Frauenzimmer früh verwelkt. Der Umgang beider Geſchlechter iſt ziemlich frei und ungebunden, namentlich auf dem Lande, wo man eng beiſammen wohnt. Das Betragen der Männer gegen ihre Frauen iſt ziemlich barſch, rauh und grob, nicht ſelten hart; dieſe ſind auch von Jugend auf zur Arbeit und Unterwürfigkeit gewöhnt. Doch genießen ſie ſchon häufig die Vorrechte, welche gebildete Nationen dem ſchönen Geſchlechte geſtatten, und würden ſich wundern, wenn der Herr Gemahl, wie es bei den Vorfahren Sitte war, ſeine Liebe durch den Stock beweiſen wollte.

Wenn man den Charakter eines Volkes genau kennen lernen will, ſo muß man die einzelnen Züge des Gemäldes nicht in den höheren Klaſſen der Einwohner aufſuchen, ſondern bei den mittleren und niederen Ständen ſtehen bleiben. So auch bei der ruſſiſchen Nation. Die oberen Klaſſen ſind hier, wie überall, von der urſprünglichen alten Lebensart zu weit abgegangen und gleichen ſchon ihren weſteuropäiſchen Standesgenoſ-

Digitized by Google

ſen zu ſehr, als daß man in ihnen die wahren und echten Ruſſen erkennen könnte. Anders bei dem Bürger und Bauer. Dieſer zeigt noch, trotz der harten Leibeigenſchaft, wie vor Alters, Frohſinn, Luſtigkeit, Sorgloſigkeit, Genügſamkeit, Zufriedenheit; aber auch Trunkſucht, Härte, Sklavenſinn und Sklaventücke, Jähzorn, Gefräßigkeit, wenn es auf Koſten Anderer geht, Hang zum Stehlen, zum Aberglauben und zur Bigotterie.

Der ruſſiſche Handwerker iſt talentvoll und geſchickt, aber es fehlt ihm das Solide, Ausdauernde des Deutſchen oder Engländers; er iſt oberflächlich und leichtſinnig. Der Kaufmann und Krämer nimmt mit einem geringen Verdienſte fürlieb, eben weil ihm, außer der Befriedigung ſeiner Trunkſucht, der Ueberfluß wenig darbieten kann. Aber gerade dieſe Zufriedenheit mit mäßigem Gewinne und dürftigem Auskommen, ſo wie der ſorgenloſe Blick in die Zukunft, erzeugen oft einen Müſſiggang, der um ſo ſchädlicher iſt, je ſeltener ſich die unteren Stände zu ungewohnten Geſchäften entſchließen, wenn ſie nicht durch beſondere Aufmunterung, durch Beiſpiele, oder ſichtbare, leicht zu erreichende Vortheile dazu angeſpornt werden. Der Handwerker hält daher gern blauen Montag, und treibt ſich, wenn er kann, mehrere Tage lang in den Kabaken (Schenken) herum. Um nicht auszuarten, muß er unabläſſig beſchäftigt werden und mit Noth und Mangel zu kämpfen haben.

Zu den Hauptvergnügungen des Ruſſen gehören Geſang und Muſik. Die Liebhaberei für den erſteren iſt ſo allgemein und tiefliegend, daß man wohl ſagen kann: „Der Ruſſe lebt nicht ohne Geſang.“ Der Geſang begleitet ihn bei allen Beſchäftigungen, bei der Arbeit, wie auf der Reiſe. Der Ackermann ſingt hinter dem Pfluge, der Fuhrmann bei ſeinem Fuhrwerke, der Hirt bei der Heerde, der Handwerker bei ſeiner Arbeit, der Soldat auf dem Marſche, ſelbſt wenn er zur Schlacht zieht. Die Ruderer auf den Booten ſingen vollſtimmige Lieder, wenn es nicht gegen den Strom geht und zu ſcharf gerudert wird. Am Sonntage und an Feſttagen findet man bei gutem Wetter an allen Orten und in jedem kleinſten Dorfe Tanz und Geſang, begleitet von ländlicher Muſik, der Gusli oder liegenden Harfe, und der Balalaika, einem mit zwei Darmſaiten bezogenen Inſtrumente von Tannenholz, faſt wie eine Zither geſtaltet. Sogar im ſtrengſten Winter, beſonders um die Weihnachtszeit, ſieht man die Dorfjugend bis ſpät in die Nacht ſingend und ſpielend auf den Straßen herumlaufen.

Die Lebensart der gemeinen Ruſſen iſt äußerſt einfach. Ihre Wohnungen ſind meiſtentheils einſtöckige Rauchſtuben, hier und da auch, beſonders an den Poſtſtraßen, gut gebaute Häuſer mit Schornſteinen. Die Bauart iſt die im ganzen Norden gebräuchliche: über einander gelegte und an den vier Ecken in einander gefügte Balken, deren Zwiſchenräume mit Moos verſtopft werden, mit Stroh oder großen bretterähnlichen Schindeln gedeckte Häuſer, die ein warmes Ausſehen haben und wirklich warm ſind. Es giebt aber auch Dörfer, die an Größe und Bauart manche kleine Kreisſtadt übertreffen, wo die Gebäude ſehr feſt, geräumig, bequem, ja

Digitized by Google

mitunter zierlich bemalt sind. Indessen gewährt auch das schlechteste russische Dorf dem genügsamen Reisenden einen erfreulichen Anblick. Man sieht überall thätige, geschäftige und trotz dem Erbherrndruck immer frohe Menschen. An schönen Sommerabenden versammeln sich nach beendigter Tagesarbeit die jungen Burschen und Mädchen in den Dörfern auf freien Plätzen, singen und springen, schaukeln und belustigen sich durch allerlei Volksspiele. Selbst bei dem Adel gehört es mit zu den ländlichen Abendverkürzungen im Winter, daß ein Chor junger Bäuerinnen, die hierzu abgerichtet und sauber, oft sogar schön gekleidet sind, die Gesellschaft durch Gesang und Tanz ergötzt.

In seiner Heimath und unter seinem Dache ist der Russe sehr genügsam, und nimmt mit der geringsten Kost fürlieb. Schwarzes Brod von ungebeuteltem Mehl, oft schlechter als Kommißbrod, frischer oder saurer Kohl, Rüben, Erbsen und Bohnen, am liebsten aber Grütze und Salzfische, Zwiebeln, Knoblauch und Gurken, selten Kartoffeln, sind seine gewöhnlichen Speisen, Fleisch, meistens geräuchertes, wird nur an Sonn- und Feiertagen in die Kohlsuppe gethan. Schwämme, Fleischpastetchen (Piroguen), Fische mit Kohl und Wurzelwerk, Eier und Pfannkuchen gelten schon für Leckerbissen. Frisches Obst, allerlei wilde Beeren und Haselnüsse werden zum Nachtische aufgetragen. Saure rothe Rüben oder Kohl, mit Grütze und Pfeffer gewürzt, sind ein Lieblingsgericht in der Ukraine; auch ist ein Gemisch von Fleisch, Grütze, Mehlbrei, mit Zwiebeln und Knoblauch gewürzt, sehr beliebt. Das allgemeine Nationalgetränk ist Kwaß, der von Roggenmehl, Brod, auch bisweilen aus Malz, durch Gährung und Säuerung bereitet wird, unserm Kofend ähnlich ist und eine angenehme Erfrischung gewährt.

Den Ackerbau liebt der Russe im Ganzen genommen weniger als Handel und Gewerbe. Er scheint wie der Jude zum Schacher geboren, daher auch Peter I. einst unter die Bittschrift mehrerer polnischer Juden, welche um Handelsfreiheit in seinem Reiche nachsuchten, schrieb: „Nichts von Juden hier; ich kenne meine Russen, sie verstehen den Kram besser als ihr!“ Dieser Hang und diese natürliche Anlage zum Handel und Schacher ist ein Hauptzug in dem Charakter der russischen Nation. Man lasse dem Russen nur Freiheit zum Handel; er braucht keine andere Unterstützung, keine andere Aufmunterung: er hat sein Kapital bei sich und weiß die Prozente davon zu gewinnen. Sein Kopf ist erfinderisch, seine Augen sind wachsam, seine Hände flink, seine Füße schnell, sein Magen genügsam. „Man setze ihn“, sagt ein russisches Sprüchwort, „mit einem Geldbeutel auf einen Stein, und er wird sich nähren.“ Die der ganzen Nation eigene Industrie ließ auch die Leibeigenschaft, deren gänzliche Abschaffung seit dem Regierungsantritt des volksfreundlichen Kaisers Alexander II. angebahnt worden ist und, wie es scheint, trotz dem Widerstreben des russischen Adels und theilweise selbst der emanzipirten Bauern durchgesetzt werden wird, weniger empfinden, da die Hörigen nicht, wie ehemals

Digitized by Google

noch die Esthen und Letten, an ihren Erbacker gebunden waren. Dem russischen Erbherrn war es gleichviel, wo sein Leibeigener sich aufhielt, wenn er nur seine Obrok (Geldabgabe) bezahlte, und mit einem Passe oder Erlaubnißscheine versehen war. Hierzu kommt, daß der Russe sein Ich, sein Vaterland, seine Nation, seine väterliche Religion über Alles liebt und ehrt, wodurch er sich mit andern Nationen unvermischt hält. Nur selten und nicht ohne Noth wird er das Vaterland des Gewinnes halber verlassen, und wenn er es ja thut, kehrt er gewiß bald wieder in seine Heimath zurück. Er geht wohl in eine andere Provinz, aber nie in ein ganz fremdes Reich. Deswegen ist auch das Davonlaufen der Soldaten nach Schweden oder Preußen nur ein selten vorkommender Fall.

Vornehme und geringe, arme und reiche Russen sind alle Freunde der Jagd. Die Vornehmen lieben vorzugsweise die Hetzjagd, bei welcher Hasen und Füchse, bisweilen auch Bären und Wölfe, mit Windhunden, letztere mit Packern (Bärenhunden) gehetzt werden, nachdem sie durch Jagdhunde aus dem Gebüsch in's Freie getrieben sind. — Im Winter findet man in den Dörfern oft wenig Männer zu Hause. Sie sind in dieser Jahreszeit meistens als Fuhrleute (Jämtschiks) abwesend, um für billige Fracht Produkte und Waaren nach allen Häfen, Stapelorten und Handelsplätzen des Reiches zu verführen. Andere beschäftigen sich mit allerlei Handarbeiten, Schlittenmachen, Verfertigen hölzerner Geräthe, Töpferwaren, Korb-, Matten- und Bastschuhflechten. Andere stricken Netze und verarbeiten Bast und Hanf zu Stricken, Leder zu Pferdegeschirr, drechseln Löffel und Schalen u. s. w. Wenn der russische Bauer nur einigermaßen wohlhabend ist, so sieht er in seinem Hause wie an seiner Person sehr auf Reinlichkeit und Ordnung. Nicht nur er selbst und die Seinigen gehen wenigstens alle Wochen ein Mal (gewöhnlich am Sonnabend) in die heiße Badestube, sondern auch die Stuben und Kammern werden fleißig gewaschen und gereinigt.

Der gemeine Russe läßt noch immer wie vor Jahrhunderten seinen Bart wachsen und trägt ein kurzes, rund um den Kopf abgeschnittenes Haupthaar. Die Kleidung der Männer ist in allen Provinzen so ziemlich dieselbe; bloß in der Ukraine hat sie den polnischen Zuschnitt. Sie besteht im Sommer aus langen, weiten leinenen Pantalons, einem mit kurzen Aermeln versehenen und um den Leib mit einem ledernen Gurt befestigten Hemde, über welches, wenn es kälter wird, ein langer Rock von grauem Landtuche mit sehr langen Schößen angezogen wird. Dieser Rock wird mit einer Art farbiger, wollener oder leinener Schärpe umgürtet. Im Winter trägt Jeder einen Schafpelz, der Aermere ohne Ueberzug, der Reichere mit Tuch oder Zeug überzogen. Die Kopfbedeckung der Männer besteht im Sommer aus einem runden Hute mit schmaler Krämpe, im Winter aber aus einer mit Tuch oder Plüsch überzogenen Pelzmütze. Statt der Strümpfe werden bei den Aermeren die Füße mit langen Binden von Linnen oder grobem wollenen Tuche umwickelt, und die Schuhe

Digitized by Google

ſind von Lindenbaſt geflochtene Socken, oder auch Sandalen von rothem Leder, die über dem Fuße zugeſchnürt werden. Wohlhabendere tragen ordentliche Schuhe oder Stiefeln und Strümpfe.

Die Hochzeiten der Dorfbewohner werden mit großem Jubel und Lärm gefeiert. Acht Tage vor der Trauung verlobt ſich das junge Ehepaar durch die Hand des Popen, und dieſe Verlobung iſt unauflöslich. Bei der Trauung wird in der Kirche vor den Brautleuten ein heiliges Bild hergetragen, es wird ihnen dann ein Kränzchen aufgeſetzt, und ſie wechſeln, wie bei uns, vor dem Altar die Ringe, worauf ſie mit vielem Kreuzmachen vom Geiſtlichen eingeſegnet werden, nachdem ſie zuvor aus Einem Becher getrunken haben. Nach Hauſe zurückgekehrt, reicht ihnen der Brautvater ein Brod mit etwas Salz, mit dem Wunſche, daß es ihnen nie an beiden fehlen möge. Nun wird geſchmauſt, gezecht, getanzt — oft mehrere Tage lang.

In den Gebräuchen der Religion ſind die Ruſſen ſehr eifrig. Man findet in jeder Stube, der Thür gegenüber, an der Wand eine Kapſel oder ein Schränkchen, worin ſich das Bildniß desjenigen Heiligen befindet, den der Hausherr zu ſeinem Schutzpatron erwählt hat. Gewöhnlich iſt dieß der Ritter St. Georg, welcher den Lindwurm erlegt. Vor dieſem Heiligenbilde, das zwei kleine Vorhänge bedecken, macht jeder Eintretende, noch vor der Begrüßung der Hausgenoſſen, ſeine Verbeugung und ein paar Kreuze mit den drei erſten Fingern der rechten Hand, begleitet von dem gewöhnlichen, in allen Kirchen unzählige Mal ertönenden Gospodi pomilui (Kyrie-Eleiſon). Die Männer entblößen dabei ihr Haupt, laſſen es auch oft aus Hochachtung — nicht vor den Anweſenden, ſondern vor dem Heiligen — unbedeckt bis zum Weggehen. Jene Verehrung empfängt der Heilige von allen Bewohnern des Hauſes jeden Morgen und Abend, vor dem Eſſen, ja vor jedem Trunke. Bei wirklichen Zechgelagen machen ſie ſich aber von den Ceremonien frei, ziehen auch wohl die Vorhänge des Heiligenſchreins zu, damit der Heilige nicht ſehe, daß ſie betrunken ſind. Ueberhaupt wird jedes Heiligenbild, ſei es in einer Mauerniſche, oder auf einer Prozeſſion u. ſ. w., mit Bücklingen und Kreuzen begrüßt. Auch trägt jeder Ruſſe und jede Ruſſin ein kleines gemaltes Heiligenbild oder metallenes Kreuz, welches ihnen bei der Taufe umgehängt wird, bis an den Tod auf der Bruſt, und orthodoxe Geiſtliche tragen Bedenken, einem Verſtorbenen, bei welchem dieſes Symbol ſeines Chriſtenthums ſich nicht findet, ein ehrliches Begräbniß zu geſtatten. Vor dieſem Heiligthum hat jeder Ruſſe eine tiefe Verehrung, läßt ſich aber dadurch nicht abhalten, nach ſeinem Gelüſt zu handeln. Er braucht indeſſen die Vorſicht, das Kreuz oder das Heiligenbild jedes Mal, wenn er im Begriff ſteht, eine ſündliche Handlung zu begehen, vorher abzulegen, ſo wie er den Stubenheiligen zudeckt, damit dieſer nicht Zeuge ſeiner böſen Thaten ſei. Nach vollbrachter That wird das Bild wieder umgehängt und der Vorhang wieder aufgezogen. Diejenigen Ruſſen, welche an Sonn-

Digitized by Google

und Festtagen die Kirche nicht besuchen, unterlassen doch nie, ihre Hausandacht zu halten. Der Herr des Hauses tritt mit sämmtlichen Hausgenossen vor das Heiligenbild, vor welchem Lichter brennen. Man bückt und bekreuzet sich, ruft mehrere Male Gospodi pomilui; die Andächtigsten knieen auch wohl nieder, stemmen die Hände auf die Diele und berühren dieselbe mit der Stirn. Dieß Alles geschieht noch weit öfter in der Kirche, wo auch die Gebildeten und Vornehmen die Ceremonie nicht unterlassen.

Wenn man sagt, der Russe müßte durch Strenge und harte Strafen zum Arbeiten gezwungen werden, so ist das nicht durchaus wahr. Billige Vorgesetzte und gerechte Herren haben das nicht nöthig, und es galt nur von solchen Leibeigenen, die durch lange Knechtschaft an das Prügeln und Knuten gewöhnt waren. Leider sind Billigkeit, Gerechtigkeit und Menschlichkeit nicht eben die Tugenden der russischen Großen und Erbherren, und diese haben allerdings ihre Untergebenen harthäutig gemacht. Sie prügeln die Postknechte, wenn diese nicht schnell genug fahren; Deutsche, Engländer oder Franzosen, die in Rußland reisen, haben das aber nicht nöthig und kommen mit einem kleinen Geschenke an Geld oder einem Glase Branntwein eben so weit.

Es ist unglaublich, was diese Menschen aushalten können und wie weit ihre Abhärtung, Stärke und Festigkeit geht. Manche halten 30, 60 ja 100 Knutenhiebe*) aus. Manche bekommen mit Batoggen, d. h. kleinen hölzernen Stäben (liegend, wobei zwei Männer Arme und Füße festhalten), 400 - 500 Hiebe, wodurch der ganze Rücken zerfleischt wird, und stehen dann wieder auf, ohne gehalten oder geführt zu werden. Die Ausdauer und Unverwüstlichkeit ist eine Folge theils des rauhen Klima's, theils der harten Erziehung.

Es geschieht oft, daß Eltern ihre Kinder erst in heißem Wasser baden

*) Die Knute ist eine fürchterliche, höchst schmerzhafte Strafe, welche bei groben Verbrechen die Stelle der Todesstrafe vertritt. Eigentliche Hinrichtungen finden nur höchst selten (z. B. im Falle des Hochverraths) statt. Die Knute ist eine etwa fünf Fuß lange und ¼ Pfund schwere Peitsche, und besteht aus einem zwei Schuh langen Riemen von Juchtenleder von der Dicke eines Thalers, am Stiele acht, an der Spitze drei Linien breit. Um diesen Riemen recht hart und einschneidend zu machen, wird er in Milch geweicht und dann an der Sonne getrocknet, wodurch er recht elastisch wie Horn und Pergament wird. Vermittelst einer eisernen Zwinge ist er an einem starken Stiele befestigt. In der Hand eines geschickten und grausamen Knutenmeisters kann der Missethäter mit sechs bis acht Hieben zu Tode gepeitscht werden, wenn die Schläge längs dem Rückgrate stark auffallen; durch schwächeres Zuhauen kann der Mensch mit 150—200 Hieben zu Tode gemartert werden. Bei der Exekution tritt der Nachrichter drei Schritte hinter den Delinquenten, der mit entblößtem Rücken an einen schräg stehenden Pfahl gebunden ist, und haut jedes Mal im Sprunge, um dem Streiche desto stärkeren Nachdruck zu geben, weßhalb er auch vor jedem Hiebe einige Schritte zurücktritt. Der Knutpfahl selbst besteht aus einem dicken und breiten Blocke oder einer dergleichen Bohle und hat oben einen halbrunden, auf beiden Seiten aber vier solcher Einschnitte, in welche der Kopf, die Arme und Beine mit Riemen oder Stricken eingeschnürt werden, wodurch alle Muskeln des Rückens ihre stärkste Ausdehnung erhalten.

Digitized by Google

und dann nackt in den Schnee ſtecken, daß ſie ſo roth werden wie geſottene Krebſe. Die meiſten halten es aus, weil ſie einen geſunden Körper auf die Welt bringen. Die Kinder werden auch ſehr früh an die härteſten Arbeiten gewöhnt, ſie bekommen wenige und nur harte Koſt zu eſſen und werden bei kleinen Vergehen nachdrücklich geſtraft, obwohl die Ruſſen große Kinderfreunde ſind. Dieſe Strenge bewahrt ſie frühzeitig vor Entnervung und Weichlichkeit; ſie bildet Kernmenſchen, die ſich in der Folge in alle Umſtände ſchicken, keine Gefahr noch Schwierigkeit ſcheuen, alle Strapatzen ertragen, Alles aushalten, Alles unternehmen, jeder Mühſeligkeit trotzen. Daher ihr Muth, ihre Kühnheit, Unerſchrockenheit, Unverdroſſenheit, Beharrlichkeit, Ausdauer bei Froſt und Hitze, bei Hunger und Durſt, im Felde, auf dem Meere, in der Wüſte, bei jeder Witterung. Ihr ganzes Ausſehen zeigt von Kraft, Muth und Stärke. Sie haben große Luſt zu Leibesübungen, und dieſe ſind alle von ſolcher Art, daß man die Härte ihrer Körper mit in Betracht ziehen muß, um ein Vergnügen darin zu entdecken. Man ſieht ſie faſt täglich ringen, ſich balgen, ſchlagen, werfen, mit Fäuſten ſtoßen, ſich einander ein Bein ſtellen, zu Boden ſtrecken, und ſonſt noch ihre Stärke verſuchen. Ihr größtes Vergnügen iſt das Schaukeln und Herumdrehen auf den bekannten, den Windmühlen ähnlichen ruſſiſchen Schaukeln, das Glitſchen auf dem Eiſe und das pfeilſchnelle Herabfahren auf kleinen Schlitten von künſtlich gemachten Eisbergen. Das ſchnelle Fahren überhaupt, im Winter wie im Sommer, lieben alle Ruſſen.

Ohne Bad kann kein Ruſſe leben, und er muß wenigſtens jede Woche eins haben; doch lieben Alle die heißen Bäder mehr als die kalten. Wenn es ihnen im Leibe nicht recht iſt, trinken ſie ein oder zwei Glas Branntwein, eſſen Schießpulver, kauen Tabak und gehen darauf in's Schwitzbad. Eine ſolche Badeſtube iſt in vielen Häuſern, und jedes Dorf hat deren wenigſtens zwei bis drei. Sie ſind ſo gebaut, daß ſie bis zu einem hohen Grad erhitzt werden können, und wo es angeht, legt man ſie gern an einem Fluſſe an, damit man nach dem Dampfbade ſich gleich wieder abkühlen kann. In dieſem Dampfbade waſchen und reiben ſie vermittelſt grüner und dürrer Birkenbüſchel nicht nur den ganzen Körper mit heißem Waſſer, ſondern ſie reinigen auch ihre Kleider und Hemden von allerlei kleiner Einquartierung, indem ſie ſelbige über das Feuer ausſchütteln oder an den heißen Ofen hängen, da dann die Hitze Alles, was lebt, tödtet. Viele machen ſich hinterher noch das Vergnügen, daß ſie mit dem hochroth aufgedunſenen Leibe aus der heißen Badeſtube nackend herauslaufen, in den nah gelegenen Fluß ſpringen oder ſich im Schnee herumwätzen, darauf wieder in die heiße Stube zurückkehren und es ſo lange wiederholen, bis ſie es ſatt haben. Nach der Verſicherung Vieler ſoll dieſe Kur ſehr angenehme Empfindungen erregen. Die Weiber und Mädchen der gemeinen Klaſſen machen es wie die Männer und ſchämen ſich ihrer Nacktheit nicht im Geringſten. Die vornehmen und reichen Ruſſen haben ihre Badeſtuben durchgehends in den Landhäuſern und bedienen ſich derſelben eben ſo gern

Digitized by Google

als der gemeine Mann. Sie ſind aber viel größer und bequemer und oft mit ausgeſuchter Ueppigkeit eingerichtet.

Mit Recht hat man dieſer Gewohnheit der Ruſſen, die ſtärkſte Hitze eines Dampfbades mit der größten Kälte abwechſeln zu laſſen, der Stärke, Abhärtung und Dauerhaftigkeit ihrer Natur zugeſchrieben, da ſie von früheſter Jugend dazu gewöhnt werden.

Wenn man von ihrer Trunkenheit ſpricht, ſo muß man nicht glauben, daß ſie dieſelbe zur Gewohnheit machen, ſondern derſelbe Menſch, der heute betrunken ſich auf der Straße wälzt, iſt nicht bloß morgen, ſondern mehrere Wochen nachher wieder der nüchternſte, mäßigſte und arbeitſamſte Burſche und löſcht ſeinen Durſt mit Waſſer, ohne nach Branntwein zu gelüſten. Er fordert auch zu Hauſe nie barſch, ſondern faſt immer bittend, und iſt dankbar, wenn man ihm Etwas über ſeinen kärglichen Lohn giebt. Will er ſich einmal Etwas zu Gute thun, d. h. ſich berauſchen, ſo bittet er ganz naiv um Erlaubniß dazu und ſagt: „Väterchen, ich kann es nicht länger mehr aushalten, ich muß mich einmal beſaufen! Morgen früh bin ich wieder nüchtern und mache Alles gut und ordentlich.“ — Man thut nicht wohl, wenn man ihm das abſchlägt oder ihn in ſeinem löblichen Vorſatze ſtört, denn er läßt es doch nicht und wird von dem Augenblicke an mißtrauiſch. Man gönne ihm immerhin einmal das Vergnügen, einen halben Tag lang wahnſinnig zu ſein; er verrichtet nachher ſeine Geſchäfte noch einmal ſo willig.

In ähnlicher Weiſe iſt es auch mit dem Eſſen. So ſtarke Mahlzeiten der Ruſſe zu ſich nehmen kann, wo ſie ihm nichts koſten, ſo lebt er doch im Allgemeinen mit ſeiner Familie ſehr frugal; die Genügſamkeit iſt ein Hauptzug im Charakter des Ruſſen, der luſtig und heiter bleibt auch in der größten Entbehrung.

Die alte Gaſtfreundſchaft des Nordländers iſt noch jetzt eine ruſſiſche Nationaltugend. Vom Bauer bis zum Fürſten nimmt Jeder ſeinen Gaſt, ſollte er auch ein ganz Fremder ſein, freundlich auf und ſetzt ihm das Beſte vor. Auffallend iſt die Art, wie der Mann mittlern und niedern Standes ſeinen Freund bewirthet. Nach dem Frühſtück, welches meiſtens aus harten und geräucherten Fleiſchſpeiſen oder getrockneten und geſalzenen Fiſchen beſteht, bietet der Hausvater ein Schälchen (Glas Branntwein); eben dieß thut die Frau, dann kommen die Söhne, und endlich die Töchter, je mit einem Gläschen Schnaps, welches abzuſchlagen die größte Unhöflichkeit ſein würde. Beim Mittagseſſen wird Kwaß, Bier, ſelten Wein getrunken; nach Tiſche Thee mit Kirſchbranntwein oder dergleichen; um vier Uhr auch wohl Punſch (mit Branntwein ſtatt Arak), dann wieder Bier, Schälchen, und ſo auch bei dem Abendeſſen. Wer alsdann noch bei Verſtande iſt, geht nach Hauſe oder legt ſich ſchlafen. Der rohe echte Ruſſe aber ſingt und lärmt fort, tanzt und macht allerlei tolle Späße, je wilder deſto beſſer. Ohne das geht es nicht hoch her, und ſo darf namentlich bei der Hochzeit der „Hanswurſt“ nicht fehlen, welcher auf dem Zuge nach der Kirche und aus der Kirche zurück ſeine Späße macht und die Hochzeitsgäſte zum Lachen bringt.

Digitized by Google

3. Der griechische Cultus.*)

Russische Gotteshäuser.

Wie die christliche Religion, so wurde auch der Baustyl der ihr dienenden Gotteshäuser von Konstantinopel nach Rußland übertragen. Beide wurden natürlich auf dem fremden Boden und bei der verschiedenen Nationalität sehr modifizirt, und es entstand daher die griechisch-russische Kirche und ein ihr eigenthümlicher byzantinisch-russischer Baustyl.

Kein Land in Europa hat aber so wenig alte Kirchen als Rußland, weil man früher dort Alles von Holz baute, das leicht ein Raub der Flammen und Fäulniß wurde. Die wenigen steinernen Kirchen, wie sie jetzt noch existiren, wurden erst gegen Ende des Mittelalters gebaut und finden sich vorzugsweise in Kiew und auf dem Moskauischen Kreml. Sie wurden nach dem Muster der Sophienkirche in Konstantinopel aufgeführt, aber äußerst klein, mit dicken Mauern umgeben und unglaublich finster. Ihr Dach erhebt sich in fünf winzigen Kuppeln, wovon die größere in der Mitte steht, die vier anderen im Quadrat regelmäßig um sie herum liegen. Jede Kuppel endet in einem hohen vergoldeten Kreuze, das auf einem Halbmonde steht, mit allerlei Ketten umhangen ist und durch sie an die Kuppel selbst befestigt wird. Von außen sind die Kuppeln mit den grellsten Farben angestrichen, schreiend-roth, grasgrün oder auch wohl über und über vergoldet oder versilbert, was zu dem Charakter dieser kleinen Gebäude dann sehr gut paßt. In das Innere der Kirchen lassen die Kuppeln immer von ihrem Plafond (Decke) ein gigantisches Bild herabblicken, dessen großartige Häßlichkeit aber mehr erschreckt, als zur Anbetung reizt. Gewöhnlich ist es das Brustbild des Erlösers, der Maria oder des Johannes, und in der mittlern Kuppel das Bild eines alten, greisen Mannes, unter dem man Gott den Vater vorstellen wollte. Die Wände sind gewöhnlich eben so von oben bis unten mit grotesken Heiligen- und Engelsfiguren bemalt, die alle ungefähr in dem Style der 15 Ellen hohen hölzernen Maria in der Kirche zu Marienburg in Preußen ausgeführt sind, in welcher Manier auch die Bildhauer zu Bremen ihren Markt-Roland meißelten. Jetzt sind sie indeß schon ziemlich verblichen, und schwerlich wird man sie wieder herstellen lassen.

So wenig alte Kirchen Rußland aufzuweisen hat, so zahlreich drängen sich die neueren Kirchen in den Städten dieses Reiches, und ohne Zweifel werden wohl in diesem Augenblicke in keinem Lande der Welt so unendlich viele neue Kirchen gebaut als in Rußland, theils weil der Zuwachs der Bevölkerung so ungeheuer ist, und die Städte sich schwindelnd rasch entwickeln, theils weil an die Stelle der alten gebrechlichen meist neue, geschmackvolle, steinerne treten. Es ist jetzt keine Stadt in Rußland, die

*) „Reisen im Innern von Rußland und Polen. Erster Theil: „Moskau." Von J. G. Kohl.

Digitized by Google

nicht, aus der Ferne betrachtet, mit ihren vielen weißschimmernden Kirchen, unzähligen Kuppeln und Thürmen wie ein kleines Konstantinopel oder wie das hunderttempelige Fez aussähe. Ja, Ortschaften, die, in der Nähe betrachtet, kaum für Flecken gelten würden, ihrer Holz- und Lehmhäuser wegen, machen in weite Ferne hinaus für's Auge so viel Lärm, daß man eine Residenz vermuthet; Alles bloß durch ihre zahlreichen neuen Kirchen.

Diese werden nun durchweg in einem eigenen neuruſſiſch-byzantiniſchen Style gebaut, der ſich wie der alte auf eine quadratiſche Kirche mit einer großen Kuppel in der Mitte und vier kleinen auf der Seite reducirt. Dazu kommt dann aber als hauptſächlichſte Neuerung eine Menge von Säulen, gewöhnlich der reichen korinthiſchen Ordnung, nebſt einer bedeutenden Vermehrung der Fenſter und Vergrößerung der Räume. Jetzt haben die Kirchen einer kleinen ruſſiſchen Kreisſtadt für mehr Gläubige Platz, als die alten Kathedralen der großmächtigen Republik Nowgorod. Die fünf Kuppeln der Kirche ſind auch größer und gewölbter, und die Gemälde darin fallen weg, oder werden durch Stuccaturzierrathen*) erſetzt. Die Wände ſind weiß, das Aeußere iſt überkalkt, und zu deſſen Weiß ſteht das Grün der Kuppeln recht hübſch. Faſt in ganz Rußland ſind dieſe Kuppeln, wo nicht mit Kupfer-, ſo doch mit Eiſenblech gedeckt und grün angeſtrichen. Manche Klöſter haben freilich noch vergoldete und verſilberte Kuppeln. Am feinſten und nach orientaliſchem Geſchmack äußerſt ſchön und wohlgefällig ſehen die himmelblau angemalten und mit goldenen Sternen geſchmückten Kuppeln aus, dergleichen man in Petersburg und Moskau bei mehreren Kirchen ſieht.

Säulen finden ſich jetzt ſelbſt bei den unbedeutendſten Dorfkirchen in Fülle. Gewöhnlich läuft eine Säulenreihe um jede Kuppel; dann tritt eine Säulenhalle vor dem Haupteingange hervor, das Frontiſpice**) tragend. Ja zuweilen führt um die ganze Kirche ein Säulengang herum.

Auf jeder der fünf Kuppeln ſteht ein großes vergoldetes Kreuz, jetzt meiſt ohne Halbmond und Kettenſchmuck. Die Kuppeln und Thürmchen ſind bloßer Zierrath und dienen nicht, wie unſere Kirchthürme, zu andern Zwecken. Die Sitte, die Uhren in den Thürmen zu haben, iſt in Rußland völlig unbekannt; auch hängt man keine Glocken in ihnen auf. Dazu hat man bei allen Kirchen ein eigenes Gebäude, den ſogenannten „Kolokolnik," d. h. den Glockenträger. Dieſer Kolokolnik iſt bei den ländlichen Kirchen in baumreichen Gegenden gewöhnlich eine alte Eiche, die in ihren Aeſten das ganze bunte Geläute der Kirchen trägt, als wären die Glocken große Baumfrüchte. In den Gegenden der Fichtenbäume hängen die Glocken der Reihe nach bloß an einem dicken Balken, den zwei andere in der Erde ſteckende in der Höhe tragen. Der elegantere Bauſtyl hat nun dieſen rohen hölzernen Glockenträger theils in einen aus Steinen aufgeführten Bogen verwandelt, der einer Triumphpforte nicht unähnlich ſieht, unter

*) Man bezeichnet mit dieſem Namen die aus einer weichen Maſſe von Gyps und Kalk an Decken, Wänden und Geſimſen angebrachten Verzierungen.

**) So nennt man den mittleren Vorſprung eines Gebäudes — die Giebelſeite.

Digitized by Google

der die Glocken hängen, theils aber an seine Stelle einen Thurm gesetzt, welcher von der Kirche ganz abgesondert und für sich in einiger Entfernung von ihr aufgebaut ist.

Gewöhnlich hängen diese Thürme voll Glocken, wie die Palmbäume voll Cocosnüsse, voll kleiner, mittelgroßer, riesengroßer, brummender, brüllender, klingender, schreiender und schellender Glocken. Wenn sich so ein russischer Kolokolnik dann an einem Festtage in Arbeit setzt, aus allen seinen Luftlöchern feuert und mit allen seinen Lungen leiert und schreit, oder wenn in einer Hauptstadt deren zwanzig bis dreißig auf einmal ihr Concert beginnen, dann Gnade Gott allen Ohren, deren Nerven einigermaßen tongerecht gestimmt sind. Die Russen finden indeß ihr Geläute nicht so unleidlich, wie wir Fremden. Denn gerade an Feiertagen sind die Kolokolniks immer sehr besucht und gewöhnlich von oben bis unten mit Menschen garnirt, die sich in ihrem Sonntagsschmuck unter dem Glockengeläute hinsetzen und in die Welt hinausschauen.

Einen russischen Küster läuten zu sehen, gewährt einen besonderen Anblick. Er selbst setzt die Glocken nicht in Bewegung, diese hängen vielmehr fest, haben auch keinen Klöppel. Bei jeder Glocke ist ein Hammer beweglich angebunden. Von diesen Hämmern führen nun auf allen Seiten Stricke zu dem Küster, der entweder, wenn er nur mit ein paar Glocken läutet, auf einem Stuhle in der Mitte sitzt und abwechselnd bald an diesem, bald an jenem Stricke zieht, oder, wenn er viele Glocken zu bearbeiten hat, dabei steht. Alsdann hält er ein paar Stricke in den Fingern jeder Hand, einen andern hat er sich über den Rücken gebunden, und noch ein paar dirigirt er mit den Beinen. Die Bewegungen, die er nun rückwärts, vorwärts, bald zur Rechten, bald zur Linken macht, sind oft sehr komisch, und ein russischer Czar soll die Sache so vergnüglich gefunden haben, daß er bei seiner Hofkirche gewöhnlich selbst den Küster spielte.

Von den Stadtkirchen weichen aber die Dorfkirchen sehr ab. In Großrußland sind die meisten Dorfkirchen nur einfache, hohe, hölzerne Häuser mit einem großen Kreuze auf dem Dache, ohne Thurm und anderweitige Auszeichnung; nur befindet sich der meist schiefe und halbzerfallene Kolokolnik zur Seite. Die kleinrussischen Kirchen aber sind also gebaut: ein längliches Haus, ein hoher Thurm auf dem einen Ende und ihm zur Seite zwei kleinere (auf die heilige Dreieinigkeit hindeutend), alsdann ein Glockenthurm, der aber mit der Kirche durch einen langen Gang in Verbindung steht.

Im Norden hat auch die Härte des Klimas einen Unterschied zwischen Sommer- und Winterkirchen eingeführt. Gewöhnlich sind beide in einem Gebäude der Art mit einander verbunden, daß die Sommerkirche über die Winterkirche gesetzt ist. Jene ist dann ein hoher, luftiger, heller Raum im zweiten Stockwerk des Gebäudes, diese ein niedriges, dunkles Gewölbe, in das nur spärlich Licht und Luft eindringt. Solcher doppelten Kirchen findet man selbst in Petersburg einige, und in Moskau noch viele. Da

Digitized by Google

aber auf dieſe Weiſe weder die eine, noch die andere ſich architektoniſch entwickeln kann, ſo ſetzt man jetzt in die neueren Kirchen viele große Oefen, die beſtändig geheizt werden, und verſieht den Eingang mit doppelten Thüren. Dieſe Kirchen mit den Oefen und der angenehmen warmen Luft, gleichen, beſonders wenn man noch eine gewöhnliche Hausuhr darin picken hört, unſern Wohnzimmern.

Was das Innere betrifft, ſo zerfällt dieſes weſentlich nur in zwei Theile, nämlich in den großen, für die Gemeinde beſtimmten Raum und in das davon getrennte Allerheiligſte, in welchem der Altar ſteht. Beide Theile werden durch eine Art von ſpaniſcher Wand, die gewöhnlich aus Holz gezimmert iſt, von einander geſchieden. Dieſe Wand heißt „Ikonoſtas," d. h. Bildergerüſt, weil ſie auf der nach der Kirche zugewandten Seite von oben bis unten mit Heiligenbildern bedeckt iſt. Vor dieſer Wand her läuft noch eine niedrige Gallerie, welche einen etwas erhöhten Raum, zu dem man auf einigen Stufen hinanſteigt, abſchließt. Dieſer Raum ſtellt eine Art von Vorhof oder Vorbühne des Allerheiligſten vor.

In der Mitte des Allerheiligſten ſteht zunächſt der Altar mit Teppichen und anderen Sachen geſchmückt. Die Dinge, welche immer auf ihm liegen, ſind ein großes Evangelium, häufig mit Gold und Edelſteinen bedeckt, alsdann ein Kreuz von Silber, in dem aber, weil die griechiſche Kirche keine Sculpturen und erhabene Arbeit duldet, der Heiland gewöhnlich nicht vorgeſtellt iſt, ſondern in das nur Engelsköpfe und andere Verzierungen eingeritzt ſind. Dieſes Kreuz liegt gleichfalls platt auf dem Tiſche. Stehende Kreuze ſieht man überhaupt gar nicht in den ruſſiſchen Kirchen. Alsdann befindet ſich in der Mitte des Altars zwiſchen dem Evangelium und dem Kreuze die Hoſtie, welche nicht wie bei den Katholiken in einer Monſtranz aufbewahrt wird. Zuweilen ſtellt man ſie in ein kleines Schränkchen oder in einen aus Metall gebildeten Berg, der über und über mit Engeln beſetzt iſt, und worin in einer Höhle ein kleiner ſilberner Sarg ſteht, in dem die Hoſtie liegt.

Da das Allerheiligſte in der ganzen Kirche, der Altar aber im Allerheiligſten und dieſes Schränkchen mit der Hoſtie auf dem Altare das Wichtigſte iſt, ſo iſt letzteres eigentlich als der Centralpunkt der ganzen Kirche zu betrachten, auf welchem ſich alle Blicke konzentriren, und um den ſich eigentlich das ganze Leben der Kirche dreht, weshalb man denn auch alles Mögliche angewandt hat, dieſes Hauptſtück aller Kirchengeräthſchaften recht glänzend zu machen. Sehr häufig iſt jener ganze Berg von maſſivem Silber, ja in der Uspenki-Kathedrale in Moskau iſt er ſogar von reinem Dukatengolde, drei Fuß hoch mit allen ſeinen Figuren, Höhen und Gipfeln.

Weiter ſtehen noch auf dem Altare ein Becher und ſilberne Teller für's Abendmahl, bedeckt mit den ſchön geſtickten „Wosduchi." Das ſind bunte Tücher, mit welchen die Becher in dem Augenblicke bedeckt werden, wo die Verwandlung des Weines vor ſich geht. Die ruſſiſchen Frauen betrachten es als ein Werk der Frömmigkeit, dann und wann ſolche Tücher für die Kirche zu ſticken.

Digitized by Google

In der einen Ecke des Allerheiligſten iſt noch ein Tiſch, auf dem der Wein und das Brot in Tellern und Bechern zubereitet werden, ehe die Prieſter ſie in feierlicher Prozeſſion zur „Verwandlung in den Leib und das Blut Chriſti“ (Transſubſtantiation) auf den Altar tragen. In der andern Ecke hängen ein Kamm, Spiegel und andere Toilettengeräthſchaften für die Prieſter. Doch haben dieſe gewöhnlich noch ein eigenes Zimmer für Anlegung und Aufbewahrung der Kleider, Mützen (Mitren), Biſchofsſtäbe u. ſ. w.

Was dem in eine ruſſiſche Kirche Eintretenden zuerſt und am meiſten in die Augen fällt, iſt jene große, buntgeſchmückte ſpaniſche Wand, der Ikonoſtas. Sie iſt von drei Thüren durchbrochen, durch welche das Allerheiligſte mit dem übrigen Raume der Kirche kommunizirt. Die mittlere dieſer Thüren heißt die „königliche“ oder „czariſche Pforte,“ weil durch dieſelbe außer dem Oberprieſter — welcher dieſelbe nur bei den feierlichen Handlungen des Gottesdienſtes, z. B. beim Hineintragen des Brotes und Weines, paſſirt — nur noch der Kaiſer, und auch der nur beim Genuſſe des heiligen Abendmahls, eintreten darf. Dieſe Thüren ſind daher gewöhnlich verſchloſſen und öffnen ſich während des Gottesdienſtes nur ſelten, die Oſterwoche allein ausgenommen, wo ſie ſieben Tage und ſieben Nächte lang offen ſtehen. Die beiden Seitenthüren dagegen ſind immer geöffnet, und die Prieſter gehen durch ſie aus und ein. Auch iſt ſonſt jedem Manne, von welcher Religion er auch ſei, der Durchgang verſtattet, ſo wie der Eintritt in das Allerheiligſte; aber Beides iſt den Frauen auf das Strengſte unterſagt, mit Ausnahme der Nonnen.

Die beiden Seitenthüren haben nichts Beſonderes, deſto mehr Induſtrie wird aber auf die prächtige Ausſchmückung der königlichen Pforte verwendet. Das, was hinter ihnen beim Gottesdienſte am Altare geſchieht, ſoll allerdings dem Zuſchauer in einigem Dunkel erhalten werden. Dennoch aber muß, damit dem Geheimniſſe nicht ſein Reiz genommen, und die Spannung erhöht werde, ihm etwas von dem innern Getriebe im Allerheiligſten wahrnehmbar ſein, das Ganze aber deßhalb in einem gewiſſen Helldunkel erhalten werden. Zu dieſem Ende ſind daher die königlichen Pforten immer von durchbrochener Arbeit, ſo daß große Zwiſchenräume zum Durchblicken bleiben, und hinter ihnen hängt allemal ein halbdurchſichtiger Vorhang, gewöhnlich von rothſchimmerndem Seidenſtoffe. Hinter dieſem Vorhange agiren denn die Prieſter wie hinter einem Schleier.

Die königlichen Thüren ſelbſt, die immer in vergoldeten Stoffen gearbeitet ſind, ſtellen in halb erhabener Arbeit ſehr Verſchiedenes dar. Zuweilen ſind ſie nur ein buntes Gitterwerk mit goldenen Frucht- und Blumenguirlanden. Zuweilen iſt es eine große goldene Sonne mit tauſend Strahlen, die ſich dann während des Gottesdienſtes auf einmal auseinander thut und den Altar zeigt. Zuweilen iſt es der Berg Zion, von oben bis unten mit Zinnen und Tempeln beſetzt, der ſich dann plötzlich in zwei Theile ſpaltet und der Welt den Altar zeigt.

Digitized by Google

Der Ikonostas selbst ist von oben bis unten mit Bildern bedeckt, ganz auf die Weise, wie die Wände in Gemäldegallerien. Aber die Bilder sind nur zur Hälfte Oelgemälde und größtentheils mit Silberblech überzogen. Es ist nämlich in der griechischen Kirche Sitte, nur Gesicht und Hände eines heiligen Gemäldes unbedeckt zu zeigen, alles Andere aber mit einem Silberblechpanzer zu überziehen, in welchem dann das Verdeckte durch halb erhabene Arbeit dargestellt wird — Häuser, Bäume, Mäntel, Mützen, Schwerter, Kreuze u. s. w.; dieses Alles ist von Silber, und durch die gelassenen Oeffnungen küssen dann die Gläubigen die Stirn, Füße und Hände.

Der Raum zwischen den Bildern ist mit reichen Gewinden vergoldeter Blumen, mit Blättern, Aehren und Früchten geschmückt, namentlich mit Weintrauben, denn „die Traube ist die reichste Frucht und besonders dazu geeignet, die Fülle der Gnade, an der die Kirche so reich ist, vorzubilden."

Auf der kleinen Vorbühne vor dem Ikonostas stehen viele mächtige Leuchter mit vergoldeten, dicken Wachskerzen zur Beleuchtung desselben, wozu auch die vielen aufgehängten Lampen dienen, die statt der Oelflammen gewöhnlich Wachskerzen tragen. Vor der königlichen Thür auf der Vorbühne liegt ein Teppich, auf dem bei den meisten Verrichtungen der Oberpriester steht. Auf diesem Teppiche erblickt man Wolken gestickt, und in der Mitte den heiligen Geist in Gestalt einer Taube, die aber zuweilen so groß ist wie ein Adler.

Diese Vorbühne ist dann auch für den Sängerchor bestimmt, welcher immer zur Seite in einer der Ecken aufgestellt ist. Orgeln fehlen, so wie auch keine Blas- und Streichinstrumente angewandt werden dürfen.

In dem übrigen Raume ist dann Alles ziemlich leer, und an den Pfeilern und Wänden hängen noch Heiligenbilder mit brennenden Kerzen oder Kriegstrophäen, Fahnen, Schlüssel eroberter Festungen u. dergl.; sonst aber sieht man gar keine Sitze für die Versammlung. Das stete Knieen, Bekreuzen und Stirnschlagen verbietet das Sitzen. Auch giebt es keine besonderen Abtheilungen für den Magistrat, für höhere und höchste Personen; Alles drängt sich hier republikanisch durcheinander, ohne Unterschied des Geschlechtes, Ranges und Alters. Selbst die kaiserliche Familie zieht sich nicht in separirte Logen zurück. Vielmehr ist für den Kaiser und sein Haus nur ein um einige Stufen erhöhter, mit Sammet überzogener und mit einem Baldachin überdeckter Platz errichtet, zu dem ein paar Stufen hinaufführen, und wo der Kaiser, wenn er einmal auf Reisen in einen solchen Ort kommt, dann mitten unter seinen Unterthanen und wie sie stehend dem Gottesdienste beiwohnt.

Die griechische Messe.

Eines der allermerkwürdigsten Schauspiele, welche die russische Kirche bietet, ist der sonntägige und auch sonst an allen Feiertagen dem besondern Gottesdienste des Tages vorausgehende allgemeine Gottesdienst, die gewöhnliche Messe, mit der Ertheilung des heiligen Abendmahls verbunden.

Digitized by Google

Kein Fremder, der sich vom Geiste dieses Volkes anwehen lassen will, darf es versäumen, die Messe öfter zu besuchen. Da sie das Hauptstück des ganzen Gottesdienstes von über 50 Millionen Menschen ausmacht, und da sie so äußerst viel Charakteristisches für diese Menschen enthält, so wollen wir es versuchen, von ihr eine getreue Darstellung zu geben.

Vorschriftsmäßig zerfällt die Liturgie der russischen Messe in drei Theile, nämlich in die Vorbereitung durch Gebet und Bibellesung nebst der Zubereitung des Brotes und Weines, in die Verwandlung des Brotes und Weines, und in die Vertheilung desselben nebst dem Schlußgebete. Aus diesem Einfachen haben aber die Priester ein sehr Zusammengesetztes gemacht, so daß eine vollständige Messe, wie sie indeß nur in den Klöstern von den müssigen Mönchen abgehalten wird, drei bis vier Stunden dauert. In den gewöhnlichen Kirchen, wo Manches abgekürzt wird, dauert sie aber auch noch lange genug.

Wenn die Gemeinde vor der Gallerie des Allerheiligsten versammelt steht und die Stunde des Anfangs gekommen ist, so tritt zunächst ein Diakon aus einer der beiden Seitenthüren des Ikonostas hervor, stellt sich mitten vor die verschlossenen königlichen Pforten desselben, das Gesicht gegen die Zuschauer gewendet, und mit der linken Hand ein langes, breites, goldgesticktes Band, das ihm über die Schultern herabhängt, an dem einen Zipfel ergreifend und hoch emporhaltend, ruft er aus, „daß im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes der Gottesdienst beginne.“ Man nimmt immer einen in Figur und Stimme vollendeten Herold zu dieser Ausrufung, wo möglich einen Riesen mit einem erschütternden Basse, der die Ankündigung überlaut in die Kirche hineinruft. Gleich nach der Eröffnung fährt derselbe Diakon mit seiner Ankündigung fort, die gleiche malerische Stellung beibehaltend, im Namen welcher Personen man jetzt das Brot zur Begehung der heiligen Handlung schneide. Er spricht mit mächtiger Stimme: „Im Namen unsers Herrn und allergnädigsten Kaisers Alexander Nikolajewitsch! Im Namen unserer Kaiserin Maria Alexandrowna! Im Namen des ganzen kaiserlichen Hauses, des Staats, des Militairs, des Civils! Im Namen aller rechtgläubigen Russen und unserer ganzen christlichen Brüderschaft!“ Während dessen gießt der Priester, aber unsichtbar hinter der Bilderwand — auf einem kleinen, zur Seite des Altars stehenden Tische den Wein in den Becher, zerschneidet das Brot in kleine Stückchen und schüttet es auf einen silbernen Teller.

Darauf nun wird das Evangelium hervorgetragen, ebenfalls aus einer der Nebenthüren. Der Diakon, von einigen Dijatschefs (Kirchendienern) gefolgt, hält es hoch empor, indem er es nur an der untern Kante mit der Stirn berührt. Er küßt es und legt es auf ein Pult nieder, das in der Kirche mitten vor den königlichen Thüren steht. Diese Prozedur ist keine leichte Arbeit, da die Bibeln der russischen Kirchen immer ungemein groß und schwer sind. Auf dem Kreml in Moskau giebt es Bibeln, die der Art mit Edelsteinen, Silber- und Goldschmuck versehen sind, daß zwei Priester oft

Digitized by Google

nicht hinreichen, sie zu tragen. Kraftvolle Diakonen setzen dann etwas darin, sie doch allein zu übernehmen und fortzutragen.

Nun liest einer der Geistlichen aus dem Evangelium einen sehr langen Abschnitt vor, so rasch, daß kein Mensch ein Wort davon versteht. Ich fragte einen Priester, warum man so rasend schnell lese. „Ach, Väterchen," antwortete er, „wir müssen wohl eilen. Es ist so viel zu thun. Wir würden sonst in einem halben Tage nicht fertig werden." Der Leser wird häufig von dem Sängerchor mit den oft wiederholten Worten: „Herr, erbarme dich unser!" (Gospodi pomilui) unterbrochen.

Während dieser Zeit sieht man durch die durchbrochene Arbeit der königlichen Thüren hindurch den Oberpriester vor dem Altar mit allerlei Zurüstungen beschäftigt, die sich auf die „Verwandlung" beziehen.

Wie die Vorbereitung mit einer kraftvoll gesprochenen Ankündigung, so fängt die Verwandlung mit einem herrlich gesungenen Psalme an, den anzuhören in allen russischen Kirchen angenehm, in den Kathedralen der Hauptstädte aber ein großer Genuß ist. Die königlichen Thüren öffnen sich, und es zeigt sich auf einmal dem Volke der geschmückte Altar und das glänzende Innere des Allerheiligsten. In demselben Augenblicke öffnen sich auch die Seitenthüren, und aus einer von ihnen tritt die ganze Priesterschaft der Kirche in Prozession, Brot und Wein bringend, hervor. Voran schreitet ein Dijatschek mit brennender Kerze. Dann kommt der Oberpriester mit dem silbernen Weinbecher in der Hand, und ihm folgt auf dem Fuß ein anderer mit dem silbernen Brotteller hoch auf dem Kopfe, hintennach noch viele andere Priester. Sie stellen sich einen Augenblick vor den königlichen Thüren in dieser Haltung auf, und der Diakon spricht laut ein Gebet für den Kaiser und seine Familie. Alsdann treten sie durch die königlichen Thüren ins Allerheiligste zurück und setzen unter einem Gesange Brot und Wein feierlichst auf den Altar nieder, wo nun die Verwandlung vor sich gehen soll. Der Oberpriester kniet beim Altar nieder und liest viele Gebete für sich, um sich noch besonders zur Einweihung des Brotes und Weines zu heiligen und um Gottes Beistand zu flehen.

Indem dieß ein Priester drinnen nicht hörbar, aber sichtbar verrichtet, tritt wiederum der Diakon in seiner frühern Stellung als Herold hervor und ruft oder singt mit einer gewaltigen Stimme die Worte in die Kirche hinaus: „Geht hinaus, ihr Ungläubigen, so daß kein Ungläubiger in der Kirche weile. Wir gläubigen Gesichter*) wollen abermals und abermals den Herrn um seinen Frieden bitten."

Diese Ceremonie mag sich aus den ältesten Zeiten des Christenthums, wo Heiden und Christen in den Städten Griechenlands noch gemischt waren, herübergeerbt haben. Doch auch jetzt noch müssen die Juden und Muhamedaner, die etwa in der Kirche sein sollten, hinausgehen, weil sie bei dem bevorstehenden heiligen Momente der Verwandlung nicht zugegen sein dürfen.

*) Wörtlich übersetzt.

Digitized by Google

Gleich darauf beginnt der Diakon das lange, eigenthümliche Gebet: „Wir bitten dich, Herr, um das Heil unsrer Seelen! Um die Reinheit der Lüfte! Um die Mehrung der Früchte! Um die Befreiung der Gefangenen! Um das Glück der Reisenden! Um die Genesung der Kranken! Wir bitten dich für unsere Eltern, unsere Brüder, unsere Kinder! Für die hier versammelte Gemeinde und für die, welche sich nicht in der Kirche befinden! Herr, wir bitten dich!" An dieses allgemeine Gebet schließt sich dann sogleich wieder das besondere Gebet für den Kaiser, seine Familie und den Staat; es beginnt mit den Worten: „Für Se. kaiserliche Großheit, unsern großen Herrn, Herrn Alexander, Nikolaus' Sohn, Selbstherrscher aller Reußen, Gott, wir bitten dich! und für seine Gemahlin, unsere Kaiserin Maria, Ludwig's*) Tochter, Herr, wir bitten dich!" — und so geht man das ganze kaiserliche Haus durch, indem alle Mitglieder desselben besonders namhaft gemacht werden.

Sind nun des Diakons laute und des Oberpriesters leise Gebete beendigt, so tritt jener unter einem einfallenden Psalme des Sängerchors zu diesem heran und spricht langsam und feierlich, auf den Kelch mit dem Weine weisend, die Worte: „Segne, Wladyka**), diesen Becher!" Hat der Priester den Wein gesegnet, so fordert der Diakon dasselbe für das Brot mit den Worten: „Segne, Wladyka, dieses Brot!" Alsdann wird das Brot zum Wein in den Becher geschüttet und es heißt: „Segne beide!" Der Moment dieses Segens ist der Augenblick der Verwandlung des Brotes und Weines. Jetzt fallen die Priester platt am Altar zu Boden, die Gemeinde bekreuzt sich in endloser Bewegung und küßt wiederholt den Boden, und die Glocken der Kirche brechen auf einmal alle los, damit auch außer der Kirche dieser Vorgang durch ein Gebet gefeiert werde. Von dem schönen Psalme, der nun vom Sängerchor angestimmt wird, bekommt man wegen des unaufhörlichen Geläutes wenig zu hören. Hierauf öffnen sich die königlichen Pforten des Ikonostas von neuem — denn die letzten feierlichen Handlungen schimmern nur durch den durchsichtigen Vorhang — und es beginnt der Schlußakt, die Vertheilung des heiligen Abendmahls selbst.

„Tretet herzu mit Gottesfurcht und Glauben," spricht der Oberpriester zu Denen, die das heilige Abendmahl empfangen wollen, und dann betet er über sie: „O Gott, gieb, daß wir eine gute Beichte gemacht haben. Vergieb uns alle Sünden, die wir mit oder ohne unser Wissen begangen haben. Gieb, daß wir nicht uns zum Unglück, sondern zur Rettung das Abendmahl nehmen, und daß wir dich nicht wie Judas, sondern wie der Räuber küssen und sprechen: „„Ich hoffe mit dir in der andern Welt im Paradiese zu sein!"" Alsdann treten die Kommunikanten, einer nach dem andern, herzu, fallen zuvor dreimal auf die Kniee und empfangen nun das

*) Die jetzige Kaiserin von Rußland ist eine Tochter des Großherzogs Ludwig II. von Hessen.

**) Meister, Herr.

Digitized by Google

heilige Abendmahl, indem ſie die Hände kreuzweis auf die Bruſt legen. Es wird ihnen daſſelbe — ein Stückchen Brot mit etwas Wein vermiſcht — in einem kleinen ſilbernen Löffel gereicht. Darauf küſſen ſie den Becher, in deſſen Metall ſich meiſt verſchiedene Heiligenbilder eingegraben finden, fallen noch einmal auf die Kniee und treten ab.

Den Beſchluß machen viele lange Gebete für den Staat, für die Reinheit der Lüfte u. ſ. w., wie oben, die theils geſungen, theils geſprochen werden, und endlich kommen die Vorleſungen aus der Bibel.

So nähert man ſich dem Abſchiedsſegen, den der Oberprieſter, gewöhnlich ein alter Mann, mit ſchwacher Stimme auf die Gemeinde herabbittet: „Von Gott dem Vater, dem Sohne und dem heiligen Geiſte! Von Johannes dem Täufer, von Joſeph und Anna! Von der Gottesmutter! Vom Heiligen des Tages! Vom heiligen Antonius! Von Michael und Nikolai! Und von allen übrigen wunderthuenden Höhlenbewohnern (Einſiedlern)!"

Es ſchließen ſich nun die königlichen Pforten, die Sänger ſtimmen einen Pſalm an, und es entfernt ſich die kreuzſchlagende Gemeinde. Bis nun aber der Oberprieſter und ſeine Gehülfen zum Hinausgehen kommen, dauert es wenigſtens noch eine halbe Stunde, beſonders wenn ein Biſchof oder Metropolit fungirte, wo die Ceremonien des Aus- und Ankleidens, des gegenſeitigen Küſſens und Bedienens, des Segenſpendens und Begrüßens, des Kniebeugens und Bekreuzens kein Ende nehmen. Selbſt wenn der Biſchof ſich ſchon völlig in ſeine Alltagskleider geworfen hat und bis zur Kirchenthür gelangt iſt, wo ſein Vierſpänner ſchon lange vorgefahren, liegt ihm dort noch ein Teppich mit umſtellten Chorknaben und Wachskerzen bereit, auf dem er das Thürgebet verrichtet. Das Einzige, was die Gemeinde während der ganzen dreiſtündigen Ceremonie thut, iſt ein häufig wiederholtes Bekreuzen und ein Berühren des Bodens mit der Stirn, das Niemand, ſelbſt nicht die vornehmſte Dame, unterläßt.

Die Verſammelten haben durchaus gar kein Buch in der Hand, weder zum Nachleſen, noch zum Mitſingen; ſie ſind bloße Zuſchauer, und das Ganze iſt ein Schaugepränge. Nichts erleuchtet den Geiſt, nichts fördert die Erkenntniß, nichts erbaut das Herz, nichts ſucht die ſchlummernden Keime des Gewiſſens zu wecken. Eigen aber iſt es, daß die Leute dieſes Schauſpiels nie überdrüſſig werden, daß man nie einen auch nur Unachtſamen findet, geſchweige gar einen Schlafenden, wie doch häufig in unſern proteſtantiſchen Kirchen, und daß ſie alle Feiertage mit demſelben Eifer auf dieſelbe Weiſe daſſelbe hören und ſehen. Dieß iſt noch die erfreulichſte Bemerkung, welche beweiſt, daß die Zuſchauer noch höhere Ideen mit dem verbinden, was die Prieſter nur zu einem Schauſpiele machen. Man verſuche es, dem ruſſiſchen Publikum Jahr aus Jahr ein daſſelbe Schauſpiel ohne tiefere Bedeutung zu geben; wie bald würde es deſſen überdrüſſig werden!

Digitized by Google

4. Ein Blick vom Kreml auf das kirchen- und kuppelnreiche Moskau.*)

In der Kirche des Kreml wird der Czar gekrönt, dort ist der nationale und kirchliche Mittelpunkt des ganzen Reichs. Vom alten Kreml überblicken wir am besten das alte Moskau, dessen größerer Theil jetzt gerade vierzig Jahre alt ist. Von der Terrasse unterhalb des Czarenpalastes gewinnt man in der That einen überraschenden Einblick in die Macht und Lebensfähigkeit des nationalen Glaubens durch das Schauspiel, das sich vor uns entfaltet. Die einzige andere Stadt, welche eine entfernte Aehnlichkeit mit Moskau besitzt, ist Konstantinopel; da es bei Moskau weder ein Meer, noch steile Hügel giebt, so muß die Ideen-Vergesellschaftung, wenn man auf der Esplanade des Kreml steht, zunächst in den unabsehbaren minaretähnlichen Thürmen gesucht werden. Der auffallendste Charakterzug an der Stadt ist in der That die Menge und die eigenthümliche Gestalt der Kuppeln, die auf Thürmen oder Pfeilern stehen, schlank und hoch gleich Minarets emporragend von den Seiten oder Haupttheilen der Kirchen. Sie haben die Form einer Zwiebel, das breite Ende abwärts, und auf der Spitze erhebt sich stets ein vergoldetes oder plattirtes Kreuz. Diese Kreuze stehen oftmals in den Sicheln großer Halbmonde, welche die Tataren bei ihren siegreichen Einfällen in Rußland auf die Spitzen der Kreuze gestellt, die Russen aber, nach der Niederlage der Tataren, umgekehrt haben sollen. Diese auf den Kuppeln stehenden Cylinder sind wohl ohne allen Zweifel morgenländischen Ursprungs, wie ja auch die Kirchen den byzantinischen nachgebildet sind, nur modificirt durch die Phantasie der italienischen und deutschen Baumeister des Mittelalters. Die Kirchen sind meistentheils sehr klein und fassen nur einige Hundert Menschen — ein Umstand, der sich aus der Kälte des Klima's erklärt, das dem russischen Baumeister, welcher seine Kirche warm und behaglich zu halten wünscht, große Schwierigkeit macht. Aus der Kleinheit ergiebt sich die Menge der Kirchen und — Priester.

Viele dieser Kirchen sind auf dem Giebel mit pfeilerähnlichen Thürmen umringt, auf deren jedem eine birnartige Kuppel angebracht ist, mit einem das Kreuz tragenden Halbmond darauf; von der Mitte dieser Thürme erhebt sich ein großes Helmdach, auf dessen Gipfel wieder ein größerer oder kleinerer Thurm mit Kuppel, Halbmond und Kreuz auf seiner Spitze angebracht ist. Häufig sind den Kirchen noch besondere Glockenthürme beigegeben, deren einige die Kegelform haben, in kleinen Kuppeln und Kreuzen endigend, andere vielseitige, reich verzierte Pyramiden sind. Der Blick verwirrt sich in der unendlichen Mannigfaltigkeit dieser Glockenthürme, Minarets, Dome, Kuppeln und Thürme. Die ungeheuren Kreuze und Halbmonde sind durchaus reich vergoldet und plattirt und die Dome und Kuppeln ebenso kostspielig geschmückt. Einige der Kreuze sind mit vergoldeten Ketten

*) Vgl. Korrespondenz der Times (A. A. Z. 280).

Digitized by Google

an die Kuppeln befeſtigt, die Dome anſtatt der Vergoldung hier und da grün, ultramarin oder tiefpurpurroth bemalt, ſo daß im Sonnenlicht die verſchiedenſten Farben zurückgeworfen werden.

Der Mittelpunkt dieſes Meeres grüner, mit Domen und Thürmen erglänzender Dächer iſt der Kreml — die eigenthümlichſte Anhäufung von Kirchen, Paläſten, Glockenthürmen, Zeughäuſern, Schatzkammern, Curioſitätenſammlungen, Gallerien, Baracken und Paradeplätzen in der Welt. In früheren Zeiten lag ganz Moskau innerhalb der Mauern des Kreml, jetzt aber iſt er für die kaiſerliche Reſidenz und den Hof, ſowie für die Leibwache des Kaiſers vorbehalten. Die Mauern, welche je nach den Wellungen des Bodens von einander an Höhe verſchieden ſind, beſchreiben ein unregelmäßiges Vieleck, deſſen Winkel durch Thürme bezeichnet ſind. Die Spitze der Mauern iſt krenelirt, doch haben dieſe kein alterthümliches Anſehen, da ſie aus Backſteinen erbaut ſind; der weiße Anſtrich iſt an vielen Stellen geſchwunden und zeigt dem Auge den rothen Stein. Die Häuſer in Moskau ſind theils von Backſtein, theils von Holz erbaut. Der Backſtein wird ſtets mit Stuck bedeckt, welcher hart, weiß, limonen- und roſenfarbig angeſtrichen iſt, was der Stadt ein reinliches, helles Anſehen giebt.

Im Jahr 1812 während der Beſetzung der Franzoſen und des allgemeinen Brandes hat der Kreml am wenigſten gelitten; erſt bei ihrem Abzuge machten die Franzoſen einen Verſuch der Sprengung in der Nähe des Iwan Welikoi, um, wie man behauptete, jenen höchſten Thurm unter den zahlreichen Zinnen des ehrwürdigen Kreml zum Sturz zu bringen, was aber durchaus mißlang.

Digitized by

Dritter Abschnitt.

1. Bilder aus Ungarn. Die Pußta. Die Csarda. Heerden und Hirten. Eigenthümlichkeiten des Magyaren. — 2. Erinnerungen an Ungarn und Siebenbürgen. Land und Volk. — 3. Polnische Dörfer. — 4. Besuch bei österreichischen Bauern. — 5. Böhmisches Land und Volk. — 6. Freiberg im Erzgebirge.

1. Bilder aus Ungarn.

1.

Die Pußta.

Aus der Stromenge oberhalb Waizen tritt die Donau in die 1700 □Meilen große ungarische Tiefebene, die man etwa durch vier Punkte, Pesth im Westen, Großwardein im Osten, Tokay im Norden und Panczowa im Süden abgrenzen könnte. Dieses ganz den Charakter des westasiatischen Steppenlandes tragende Gebiet zeigt Sandflächen, wie die 200 □Meilen große Strecke zwischen der Donau und Theiß von Pesth bis Theresienstadt und Zombor hinab, die, ohne Fluß, Wald, Obstbäume, nur stellenweis von grünen Grasebenen und wallenden Kornfeldern unterbrochen ist, welche gleich den Oasen in der Sahara das Auge erfreuen. Zwischen der Theiß und dem siebenbürgischen Hochlande rechnet man nicht weniger als 120 □Meilen auf Sumpf, und wo dieser aufhört, beginnt wieder der Flugsand sein Regiment. Doch fehlt es auch hier nicht an ausgedehnten Weidestrecken und fruchtbarem Ackerland. Das fruchtbare und sehr ergiebige Ackerland bildet sogar den überwiegenden Theil, denn man rechnet auf dasselbe im Ganzen 1000 □Meilen. Aber im Herbst, wenn die Mais- und Weizenfelder abgeerntet sind, verschwimmen die leeren Felder gleichsam mit der Steppe, und da die zwar großen, aber dünn gesäeten Ortschaften weit auseinander liegen, so kann man ganze Tagereisen machen, ohne ein Dorf zu berühren, ja ohne nur ein Haus zu erblicken. Die gebahnten Wege und Straßen scheinen verschwunden zu sein, nur einzelne Wagenspuren zeigen, wo am meisten gefahren wird. Endlos

Digitized by Google

wölbt ſich über deinem Haupt der blaugraue Steppenhimmel, deſſen Wolkengebilde dir den Anblick der Berge erſetzen und deſſen Luftſpiegelung deiner Phantaſie See'n und Flüſſe vorzaubert.

Die „Pußta" iſt die von Pferde- und Rinderheerden beweidete, zu Ackerbau und Viehzucht in Anſpruch genommene Steppe, der von Stadt und Dorf oder dem einzelnen Herrenſitz (Dominium) mehr oder weniger entfernte Vorpoſten, — „das Vorwerk" — mit den nöthigen Wirthſchaftsgebäuden, das ſich allmählig immer mehr bevölkert und weiter ausdehnt und ſo zu einem Dorfe ſich geſtaltet. Die Pußta hat aber weder Schule noch Kirche, und da die Dörfer meiſt ſehr weit entfernt ſind, wachſen ihre Bewohner meiſt ohne allen Unterricht auf.

Da die aus Aſien als Nomaden herübergekommenen Magyaren (ſpr. Madjaren) erſt in ihrem europäiſchen Wohnſitz den Ackerbau erlernten, ſo iſt es erklärlich, daß ſie die Namen der Ackergeräthe und manche auf die Feldwirthſchaft ſich beziehenden Benennungen von den ſlaviſchen Nachbarn entlehnten, und ſo iſt auch das namentlich in den ſüdungariſchen Ebenen eingebürgerte Wort puszta von dem ſlaviſchen pusty (öde, leer) höchſt wahrſcheinlich entlehnt. Die Ungarn bezeichnen mit dem Worte Wüſten und Steppen überhaupt, und ſprechen von der Pußta Sahara, wie von der geſegneten in den ungariſchen Volksliedern gefeierten Pußta Hortabagy, im weiteren und engeren Sinne des Wortes.

Die Häuſer der Pußta ſind gewöhnlich von geſtampfter Erde aufgeführt und mit Rohr gedeckt, welches in den ungeheueren Sumpfniederungen der Donau und Theiß in ſo großer Menge wächſt, daß man es in dieſen holzarmen Gegenden zum Heizen der Stuben und Backöfen verwendet. Weiter ab von den Strömen wird auch getrockneter, mit Stroh vermiſchter Kuhdünger als Feuerungsſtoff gebraucht.

Den meiſten Pußten fehlen nicht nur die Waldbäume, ſondern auch die gewöhnlichſten Obſtbäume, die ſonſt ſo häufig eine Zierde der Dörfer ſind. Auch bis zum Gemüſebau hat ſich die Kultur der Pußtenbewohner noch nicht verſtiegen; einzelne Arten von Gemüſe, wie z. B. der Spinat, werden ſogar von den Magyaren gehaßt.

Wo es keine oder wenig Bäume gibt, da fehlen auch die Singvögel; nur die Haidelerche erhebt ſich trillernd von der Grasfläche oder Ackerfurche. Hier und da ſitzen vereinzelt die Aasgeyer auf ihrem Funde, oder durchziehen Schaaren von Krähen die Gegend. Sind, was häufig der Fall, Sümpfe in der Nähe, ſo hat man das tauſendſtimmige Gequak der Fröſche, aber auch einen Reichthum von Waſſervögeln, die ſelten mit der Flinte verfolgt werden, mit Ausnahme des großen Reihers, deſſen ſchöne Hinterkopffedern der Magyar gern auf den runden Hut oder die hohe Filzmütze ſteckt.

Digitized by Google

2.

Die Csarda.*)

Csarda (spr. Tscharda) heißt das an der Straße in der weiten, unbewohnten Ebene einsam gelegene Wirthshaus, die „Haideschenke", schon von Weitem dem Reisenden entgegenschimmernd mit ihren weißgetünchten Wänden und dem hochragenden Brunnenschwengel. Das Pferd des Magyaren verdoppelt seine Schritte, sobald es diesen erblickt, denn es ist vom langen Ritt oder von der langen Fahrt nicht minder durstig geworden, als sein Herr. Im Hofe der Csarda stehen zur Seite die Stallungen und Schuppen für Pferde und Wagen; doch werden sie selten benutzt, denn der im Sommer wie im Winter mit seiner Bunda versehene Bauer zieht es vor, mit seinen Thieren im Freien zu übernachten und sich in seine Bunda zu hüllen, wenn das Wetter nicht zu rauh oder naß ist. Manchmal, aber nicht immer, befindet sich hinter der Csarda auch ein Gärtchen, in welchem aber gewiß kein Spinat oder der fast ebenso verachtete Kohlrabi zu finden ist, sondern nur Kürbisse, Melonen, Bohnen, Zwiebeln und Knoblauch. Die beliebte Paprika (Capsicum annuum), die Erdbirne (Helianthus tuberosus), deren Knollen von den Ungarn roh gegessen worden, auch das Maiskorn fehlen fast nie in den Gärten der Landleute. Auch Blumen findet man — vielleicht dieselben Arten, welche schon unter Bela die dunkeln Magyarenaugen erfreuten. Historisch verbürgt ist, daß schon unter Bela IV. in Ungarn Gärten vorhanden waren, in welchen italienische Reisende Zwiebeln und Knoblauch vorfanden.

Das Innere einer Csarda ist überall sehr einfach. In der von hundert bunt bemalten Tellern behangenen Küche befindet sich seitwärts von dem Ofenloche der ganz niedere Herd. In der Mitte der Küche sitzt das Gesinde des Wirths zur Mahlzeit auf ebener Erde nach alt-magyarischer Sitte und verzehrt mit hölzernem Löffel seine Lieblingsspeisen. Die geräumige Gaststube ist ungedielt, der kolossale Ofen dient innerlich zum Brotbacken und äußerlich während des Winters als Lagerstätte. Man heizt ihn auch zum Brodbacken gewöhnlich nur mit Stroh, wozu jedoch eine eigene Geschicklichkeit gehört.

An den Wänden der Stube hängen Heiligenbilder, berüchtigte Räuber und Szenen aus dem Leben derselben bunt durcheinander. Auf langen Bänken sitzen um den großen Tisch herum Bauern mit der unentbehrlichen kurzen Thonpfeife im Munde; sie plaudern über die Preise des Korns, Arbeitslöhne, Pferdekäufe, Räuber- und Diebsgeschichten, Schatzgräbereien, Gespenstergeschichten. Es gesellen sich Csikasen und andere Hirten zu ihnen, die in der Csarda vorsprechen, um sich einen guten Tag zu machen. Dem jungen rothen Landweine, der in hochhalsigen Flaschen auf dem Tische

*) Nach A. Leist.

Digitized by Google

ſteht, wird tapfer zugeſprochen. Das Geſpräch erhitzt ſich, Bauern und Hirten gerathen aneinander, Knüttel und Fokoſen ſauſen durch die Luft und machen blutige Köpfe, bis etwa der entſchloſſene Wirth mit ſeiner Flinte mitten in den Knäuel hineinſpringt und mit Donnerſtimme ein „Halt" gebietet.

Die Cſarda-Wirthe haben einen ſchweren Stand, da ihr Haus gern von Räubern oder Raubmördern zum Schlupfwinkel benutzt wird, und Falls ſie dieſe zurückweiſen wollten, ein Ueberfall oder eine Brandlegung ihnen ſicher bevorſteht. Andererſeits hat ſchon manche Cſarda auf obrigkeitlichen Befehl niedergeriſſen werden müſſen, weil man nur ſo das Räubernest zerſtören konnte.

Kehren in der Cſarda Zigeuner ein, ſo iſt dieß ein Feſt für die Gäſte, denn die Zigeuner ſind die Nationalmuſikanten, ſie ſpielen, wie es der Magyar gern hat, allmählig immer ſchneller und feuriger und im Tempo genau nach den Tänzern ſich richtend. Ein nationaler Tanz mit ſehr raſchem Tempo iſt auch in andern Ländern bekannt und beliebt geworden und ſein Name „Cſardas" von den in der Cſarda tanzenden Hirten entſtanden.

3.

Heerden und Hirten.

Die Pferdeheerden, welche die Steppen bevölkern, leben ausſchließlich in der freien Luft; ſie werden von dem Cſikos (Tſchikoſch) gehütet, d. h. von dem kühnſten Reiter. Die Thiere verbleiben mehrere Jahre lang in ihrem halbwilden Zuſtande bis auf den Tag, wo die Zähmung feſtgeſetzt wird. Eines Morgens ſucht ſich der Cſikos ein Pferd aus, das ihm gefällt; freundlich zu ihm ſprechend, geht er ihm immer näher, die eine Hand ausſtreckend, als wollte er es liebkoſen. Das Thier blickt den Menſchen von der Seite an, als ahnte es die Gefahr für ſeine Freiheit; es dehnt ſeine Naſenlöcher aus und ſträubt ſeine Mähne, ſobald es die Hand auf ſeinem Nacken fühlt, es iſt im Begriff die Flucht zu ergreifen.... aber der Cſikos hat ſeine Mütze in's Geſicht gedrückt, die Zähne zuſammengebiſſen und ſitzt ſchon auf dem Rücken des Pferdes, ehe noch daſſelbe ſich in Bewegung geſetzt hat. Nun beginnt zwiſchen dem Thiere und ſeinem Reiter ein furchtbarer Kampf. Ueberraſcht und beſtürzt macht das Thier verzweifelte Verſuche, die ungewohnte Laſt abzuſchütteln: es bäumt ſich, ſpringt ſeitwärts und rückwärts — Alles vergeblich, der Cſikos ſtößt in regelmäßigen Zwiſchenräumen ſeinen Mund voll Tabaksrauch aus in geduldiger Erwartung, bis es dem Thiere gefällig iſt, ein Ende zu machen. Es wirft ſich endlich auf die Erde, aber in dem Augenblicke, wo es ſich bückt, zieht der Reiter ſeine Beine empor, bleibt dabei immer im Gleichgewicht, und wenn das Pferd wieder aufſpringt, trägt es den Mann nach

Digitized by Google

wie vor auf seinem Rücken. Nun schießt es wie ein Pfeil vorwärts, es will der unerträglichen Last entfliehen und bietet seine letzten Kräfte auf, um zu entkommen. Das hatte der Csikos eben erwartet. Er schaut nach der Sonne, merkt sich die Richtung, in welcher sein Renner die nackte Steppe durcheilt, und läßt ihn laufen. Ist das Pferd erschöpft, so fällt es nieder; dann legt ihm der Reiter das Gebiß ein, läßt es sich wieder erholen und führt es zahm und geduldig zurück.

Es ist ganz charakteristisch für den ursprünglich nomadischen Magyaren, daß er einen so großen Reichthum von Worten für die Viehzucht hat. Während der Kuhhirt eines Dorfes schlechtweg Csordas genannt wird (von Csorda, die Heerde), heißt der, welcher die Rinderheerden der Pußten, vornehmlich die zur Mast bestimmten Ochsen hütet, der Gulyas (Guljahsch), von Gulya, die Rinderheerde. Die Gulyasen sind starke, stämmige Burschen, die auch den Kampf mit dem wüthendsten Stiere nicht scheuen. Die ungarischen Rinder sind hoch und schlank gebaut, aus ihren Augen leuchtet ein lebhaftes Temperament; werden sie in der Hitze von Insekten geplagt, so rennen sie wohl im schnellsten Lauf wild nach allen Richtungen. Aber der Gulyas macht sich aus der nächsten besten Pferdeheerde beritten und rennt ihnen nach, und mit Hülfe der drei Klafter langen Peitsche und der nie fehlenden Hunde sind die Flüchtigen bald wieder vereinigt. Man sieht diese Gulyasen auch wohl in eine Rinderheerde hineinreiten, ein schweres einjähriges Kalb beim Schwanze packen und es mit einem Ruck in den Sattel heben.

Die Lieblingsspeise dieser Hirten, das Gulyasfleisch, ist zugleich eine ungarische Nationalspeise und wird aus klein geschnittenen Stücken Rindfleisch (auch wohl Schöpsenfleisch) mit Speckwürfeln gemischt, was man zusammenschmoren läßt, bereitet. Als Gewürz dient der rothschotige spanische Pfeffer Paprika (Capsicum annuum), der in so reichem Maaße hinzugethan wird, daß es dem ungewohnten Gaumen wie Feuer dünkt.

Der Schafhirt der Pußta heißt Juhasz (Juhahß) von Juh, das Schaf. Die Juhaszen sind unter allen ungarischen Hirten die gutmüthigsten und vergnügtesten; sie spielen vorzüglich den in Ungarn so beliebten Dudelsack oder eine Art Pfeife, welche Furolya genannt wird. Der langsamen Gangart ihres Wollenviehes entsprechend reiten sie auf einem Esel, der bei gutem Wetter auch die zottige Bunda trägt, welche zugleich Mantel, Matratze und Deckbett ist. Stundenlang schauet der Juhasz auf seinen Stock gelehnt der weidenden Heerde zu, schnitzt auch wohl zum Zeitvertreib Löffel oder strickt Strümpfe. Die Pfeife darf ihm aber nicht ausgehen, und er spricht auch wohl den vorüberziehenden Wanderer um Feuer oder eine Pfeife Tabak an. Seine treuen Begleiter sind die großen, langhaarigen, weißen Schäferhunde, vor denen die Wölfe mit Recht so großen Respekt haben. Man glaubt, daß die Magyaren diese Hunderace aus dem nördlichen Asien mitgebracht haben, da sie große Aehnlichkeit mit den sibirischen Hunden zeigt.

Digitized by Google

Auf 80 bis 100 Schafe kommt ein Schäfer; da man nun im Ganzen wohl 17 Millionen Schafe in Ungarn zählt, so ist die Zahl der Juhaszen nicht gering.

Etwas verrufen sind die Kanaszen*) oder Schweinehirten, wilde Gesellen, die einen weißen, aus Kotzentuch verfertigten Mantel tragen, der mit rothem Tuch gefüttert ist und „Szur" genannt wird. Von ihren Schläfen hängen die schwarzen Haarzöpfe herab, auf die sie täglich viel Sorgfalt und Schweinefett verwenden. Als beständige Handwaffe dient ihnen die „Balta," ein kurzstieliges Beil, das sie mit großer Sicherheit werfen, und womit sie im Bakony-Walde früher auch wohl manchen Reisenden umgebracht haben mögen. Wollen sie ein Schwein aus einer Heerde rauben, so saust die Balta dem ausersehenen Opfer in's Genick. Wegen der Eichelmast sind die Schweineheerden im Bakony-Walde besonders zahlreich, doch werden sie auch in die slavonischen Wälder aus den angrenzenden Komitaten Ungarns getrieben.

Unter den Kanaszen ist der Kastengeist besonders ausgebildet, und sie halten eine Art Vehmgericht über diejenigen, welche nicht in Allem fest an ihren Gebräuchen und Gerechtsamen halten. Auch haben sie bestimmte Plätze im Lande, wo sie zusammenkommen, um sich über ihre Angelegenheiten zu berathen und mit denen einen Kontrakt zu schließen, die ihrer bedürfen.

4.

Eigenthümlichkeiten des Magyaren.**)

Die eigenthümliche Nomadennatur des Magyaren hat sich trotz aller Berührung mit europäischer Civilisation und aller Bildung, zu welcher das magyarische Volk selbst gelangt ist, nicht verwischen lassen. Diese treuen Gefährten Arpad's***) — seit einem Jahrtausend sind sie immer noch dieselben geblieben. Gleich ihren Vätern tragen sie immer noch denselben Schnurrbart, dieselben bespornten Stiefel; der friedsame Bauer zeigt Dir noch immer dasselbe kriegerisch-männliche Gesicht und denselben kriegerisch-trotzigen Gang. Auf dem Boden, den er als Soldat erobert hat, ist der Ungar Soldat geblieben; er lebt mit seinem Pferde noch immer wie ein Reitersmann. Schon der erste Anblick eines Dorfes zeigt Dir die Herkunft seiner Bewohner; man merkt, daß es ein kriegerisches Nomadenvolk war, welches sich da festgesetzt hat; — eine lange und breite Straße, durch

*) Kan — das männliche Schwein.

**) A. de Gerando: Voyage en Transylvanie.

***) Die Magyaren oder Ugren, eine trefflich berittene Räuberbande, vielleicht Nachkommen der Hunnen, waren zuerst aus Asien in das südliche Rußland gekommen, drangen dann weiter unter Almus bis nach Pannonien an die Ufer der Donau und Theiß vor und setzten sich hier, nachdem sie den Mährenfürst Swatobluk geschlagen hatten, unter Arpad, dem Sohne Almus, fest. (888 n. Chr.)

Digitized by Google

eine Häuserreihe gebildet, deren Linie überall von gleicher Höhe, von gleichen Zwischenräumen durchbrochen ist, giebt dem Ganzen das Ansehen eines Lagers. Es sieht gerade so aus, als sollten beim ersten Signal die Zelte abgebrochen werden und als wollten die Einwohner ihre Pferde besteigen, um ein anderes besseres Land zu suchen und zu erobern. Die Kirche in der Mitte des Dorfes bezeichnet die Stelle, wo früher das Hauptzelt des Anführers stand.

Vergebens suchst Du in diesen Dörfern und Flecken nach Schatten; es scheint, als hätten die Ungarn aus ihrer asiatischen Heimath den erblichen Haß der Morgenländer gegen die Bäume auch in Europa nicht vergessen.

Wie bei den Städten des Orients befindet sich hier am Eingange jedes Dorfes der Gottesacker, aber ohne Zaun noch Mauer. Auf den Gräbern stehen geneigte Pfähle, und die Todten haben alle ihr Gesicht nach Osten gekehrt.

Es sind alle diese Flecken bloße Stationen, wo im Momente der Eroberung einzelne Theile des großen Heeres Halt machten. Wenn man Ofen, die Hauptstadt des Adels, und Pesth, die prächtige Handelsstadt, nebst ein paar neuangelegten Städten ausnimmt, so sind alle diese Häuserhaufen von 10,000, 20,000 und noch mehr Einwohnern trotz ihrer Größe doch bloße Dörfer mit breiten sandigen Straßen, in denen Hunderte von Pferden mit Bequemlichkeit galoppiren könnten. Nur die Zahl der Straßen ist vervielfacht.

Die Kleidung der Ungarn ist noch höchst eigenthümlich. Die Bauern tragen ein Hemd mit weiten Aermeln, das nur bis auf die Hüften reicht, und wenn es von dem Winde aufgehoben wird, den von der Sonne gebräunten Rücken sehen läßt. Von den Hüften an beginnt das weite Beinkleid von Leinwand, gagya genannt, das in die Stiefeln geht. Die gagya wird vermittelst eines Riemens oder eines Tuches an den Leib befestigt, so daß der Bauch zurück und die Brust rund gewölbt hervortritt. Ueber die Schultern werfen sie die bunda, einen Pelz von Schaffellen. Ihr Kopf ist mit einer Mütze in der Gestalt eines tschako bedeckt, oder auch von einem Hute mit breiten Rändern. Die reichen Bauern und kleinen Edelleute tragen über die gagya noch eine engere Hose von Tuch, die mit Tressen besetzt ist und gleichfalls in die Stiefeln geht; ganz husarenmäßig ziehen sie den Dolman an und lassen den Pelz darüber hängen. Dieser Anzug hat eigentlich erst die Husarenuniform hervorgerufen. Der Riemen um den Leib hat sich in den reichen Gürtel umgestaltet und die Bunda in den kurzen goldgestickten Pelz.

Nach der Erzählung der alten Geschichtsschreiber trugen die Magyaren ursprünglich geflochtene, mit Bändern verzierte Haare; die sarmatische Sitte, den Kopf zu scheeren, ward unter den polnischen Königen eingeführt, hörte aber mit Eintritt der österreichischen Herrschaft auf; dann flochten die Ungarn abermals ihre Haare und ließen sie in langen Flechten herabhängen, eine Gewohnheit, welche die nach Frankreich von Ludwig XIV. berufenen

Digitized by Google

Husaren noch beibehielten, als sie schon in ihrem Vaterlande abgekommen war. Heutzutage tragen Einige das Haar rund um den Hals abgeschnitten, Andere lassen es auf die Schultern herabhängen.

Die Frauen tragen ganz so wie die Männer schwarze oder rothe Stiefeln. Sie gehen in einem kurzen Unterrock, einem farbigen Leibchen und des Winters in einem Schafpelz; ihre Haare, die sie in Einer Flechte auf den Rücken fallen lassen, so lange sie Jungfrauen sind, knüpfen sie als verheirathete Frauen auf der Spitze des Kopfes zusammen.

Der magyarische Bauer übt in seinem Hause eine unbestrittene Gewalt aus. Er nennt seine Hütte und den Raum, der sie umgiebt, wäre er auch bloß fünf Fuß breit, stolz „mein Gut," seine Frau und Kinder „meine Leute." Ihrerseits spricht die Frau von ihm und zu ihm nie anders als „mein Herr" und duzt ihn niemals.

Das Haus des magyarischen Bauers wird mehrere Male im Jahre geweißt. Ganz nach morgenländischer Art ist es selten, daß ein kleines Fenster auf die Straße hinausgeht. Die Stühle sind von Holz und sehr hoch; zwei, höchstens drei bereits gestiefelte und gespornte Kinder spielen am Heerde. Der Ungar hält es für unwürdig, sein Haus mit den „Schreihälsen" anzufüllen.

Vier Jahr alt wird der Kleine schon auf ein Pferd gesetzt; er klammert sich mit seinen beiden kleinen Händen an die Mähne des Pferdes fest, und sobald er merkt, daß er festsitzt, bedenkt er sich nicht lange, das Pferd mit seiner Stimme anzuregen. An dem Tage, wo er galoppirt, ohne herunter zu fallen, spricht der Vater mit ernster Wichtigkeit zu ihm: „Ember vagy" „Du bist ein Mann." Das stolze, edle Selbstgefühl, welches einst seine Vorfahren belebte, ist noch vorhanden; das Wort „Ehre" — „bestüllet" kehrt oft in seiner Rede wieder; Alles, was er thut, ist bestüllet, eines Mannes von Ehre würdig. Wenn er Dich im Galopp eine ganze lange Poststation gefahren hat, spannt er seine Pferde aus, grüßt und wünscht Dir eine glückliche Reise. Du mußt ihn daran erinnern, ob er denn nicht ein Trinkgeld nehmen wolle, und wenn er es empfangen hat, ist er damit zufrieden, es mag wenig sein oder viel; er wird nie ein Mehreres fordern, denn das wäre nicht bestületes. Des Abends, wenn er sein Tagewerk vollbracht hat, raucht er, vor seiner Thür sitzend und den Schnurrbart streichend.

Wenn er auch der unumschränkte Gebieter in seiner Behausung ist, so behandelt er doch die, welche er „seine Leute" nennt, mit vieler Güte; er ist wie alle Starke sanftmüthig. Nie mißhandelt er seine Frau, niemals zwingt er sie zu überschweren Arbeiten; sie weiß, daß sie an ihm einen Freund, eine Stütze, einen Beschützer hat, empfängt auch von ihm die zärtlichsten Namen „meine Rose, mein Stern" u. s. f. Die magyarische Sprache ist gleich allen asiatischen mit Metaphern angefüllt, sehr bilderreich und anschaulich. Sie enthält eine Menge von Höflichkeitsformeln, die man an seine Nachbarn, seine Freunde, seine Gäste richtet. Wenn Du in

Digitized by Google

irgend einem Dorfe Halt machst, so wirst Du aus dem Hause, vor welchem Du still hältst, alsbald den Bewohner desselben treten sehen, wie er seinen Hut abnimmt und Dir seine Gastfreundschaft anbietet. Wenn Du von ihm scheidest, wird er eine förmliche Dankrede an Dich halten und die Segnungen des Himmels auf Dich herabflehen; das Alles mit einer wunderbaren Leichtigkeit, Gefälligkeit und Würde, wie solche nur den Orientalen eigen ist.

Der Magyare ist gern Soldat, denn er folgt da nur seinem eigenen kriegerischen Naturtriebe; unter dem Feuer unerschrocken, wie der Franzose, ist er wie dieser geschickter zum Angriff als zur Vertheidigung. Am liebsten kämpft er zu Pferde, denn „lora termet a' magyar" — „der Ungar wird zu Pferde geboren," sagt ein altes Sprüchwort. Man kann auch wirklich sagen, daß diese Nation ihr Leben auf dem Pferde zubringt; sie hält den Mann für keinen Mann, der kein Reiter ist. Ihre Pferde, von der tatarischen Race, sind klein und mager; sie scheinen aus lauter Athem zusammengesetzt zu sein, denn sie laufen mit unglaublicher Ausdauer und Behendigkeit, ohne Eisen, oft ohne Gebiß, ohne anderes Geschirr als einen einfachen Strick, der einmal um ihre Brust gewunden ist. Sie stampfen ungeduldig mit ihren Hufen den Boden, bis sie das Wort „ne" ihres Reiters vernehmen, um wie der Wind davon zu brausen. Jedesmal, wenn ihr Herr zu ihnen spricht, heben sie den Kopf in die Höhe und bewegen die Ohren; nur sehr selten kommt er in den Fall, sie zu schlagen; er begnügt sich, mit der Peitsche einen Kreis um ihren Kopf zu beschreiben.

* * *

Diesen noch heute zutreffenden Bemerkungen des Herrn v. Gerando lassen wir folgende des Professors Dr. Wutzer*) folgen.

„Die Magyaren zeigen eine nicht gewöhnliche physische Kraft; sie sind sich des Uebergewichtes, welches sie in dieser Hinsicht über manche Völker besitzen, so bewußt, daß sie dieselben als Schwächlinge und verzärtelte Menschen verachten. Es ist eine jedem Arzte auffallende Erscheinung, wie die Umwohner der Sümpfe und Moräste Ungarns oft Jahre lang den Wechselfiebern zu trotzen vermögen, an denen Fremde mit Ausnahme der kalten Jahreszeit fast ununterbrochen leiden.

Die nachhaltige Ausdauer der Magyaren unter den Strapatzen des Krieges ist bewundernswerth und ihre Haltung trägt schon im Frieden etwas Martialisches an sich.

Die Schädelbildung zeigt sich jetzt als eine edle Varietät der kaukasischen Race; doch ist sie in beiden Schläfegegenden etwas abgeflacht. Die Stirn ist hoch und die oberen Augenhöhlen-Ränder überragen die Augenhöhlen selbst ziemlich auffallend. Daher liegen die Augen tief und ihr Ausdruck erhält dadurch um so eher etwas Finsteres und Herrisches. Die Augenlidspalte ist bei den Bewohnern der Ebene eng, weil sie, dem grellen

*) Reise in den Orient Europa's (Elberfeld 1860) I.

Digitized by Google

Licht ausgesetzt, jene nur wenig öffnen. So scheinen die glänzenden feurigen Augen viel kleiner, als sie wirklich sind. Bei den niederen Klassen ist die Kinnlade hervorragend breit und stark, die Muskeln, welche die Schläfegruben füllen, treten merklich hervor. Dasselbe ist mit der Nase der Fall; man sieht in der Regel gerade starke, indessen auch nicht selten Adlernasen. Die Gesichtsfarbe ist nur bei den Frauen der höheren Stände rein weiß, bei den Männern gewöhnlich gebräunt, meistens dunkel, ebenso die Farbe der Haut, des Halses und der Brust. Das Roth der Wangen tritt mühsam und dunkel hervor. Das dunkelschwarze Haar hängt über dem Nacken und den Ohren lang herunter; es wird häufig mit Fett getränkt und durch ein Band zurückgebunden. Im Allgemeinen sind die Körperverhältnisse regelmäßig; die Statur der Männer hoch, die Brust breit."

Schon in frühesten Zeiten hat ihnen fester Muth und Entschlossenheit die Kraft verliehen, die an Zahl weit überlegenen slavischen Völkerstämme aus den fruchtbaren Ebenen, dem Centrum von Ungarn, gegen die Gebirge hin zurückzudrängen; jene entsprechen vielmehr ihrem nomadisirenden Hirtenleben und der Bequemlichkeit des Ackerbaues.

Die Gastfreundschaft ist den Magyaren von ihren Vorfahren her geblieben — doch hat sie in neuester Zeit durch die Magyaromanie, d. h. die Sucht, allen andern Nationen gegenüber nur das Magyarische gelten zu lassen, einen argen Stoß erlitten.

Von jeher war der Magyare geneigt, seine Vorzüge zu überschätzen und den Slaven gegenüber fühlte er so seine Ueberlegenheit, daß sich das echt-magyarische Sprüchwort bilden konnte: „Der Slave ist kein Mensch und die Hirse keine Speise." —

* * *

Wir fügen noch hinzu, daß der Magyare auch die geistige und sittliche Ueberlegenheit der Deutschen nicht anerkennen mag. Gewerbe und Handel, Betriebsamkeit und Gelehrsamkeit sind nicht seine Sachen. Wie sollte er aber auch vor der germanischen Nationalität Respekt bekommen, da sich nicht bloß deutsche Handwerker und Künstler, sondern auch Grundbesitzer und Edelleute magyarisirten, ihren Namen übersetzten und verleugneten? Ist doch die deutsche Nation ein zersplittertes Ding und hat doch das österreichische System der Unfreiheit und Unterdrückung die Achtung vor den Schwaben, wie der Magyar alle Deutschen nennt, nicht erhöhen können! Die freie Verfassung aber, welche Kaiser Franz Joseph am 28. Februar 1861 seinem ganzen Reiche schenkte, ist das Zeichen, in welchem das Haus der Habsburger siegen und auch die widerstrebenden Czechen und Magyaren bändigen wird. Durch diese Verfassung ist das deutsche Volkselement wieder kräftig geworden und allen Sonderbestrebungen, wie der Czechen in Böhmen so der Magyaren in Ungarn, ein kräftiger Damm entgegengesetzt. Der Magyare wird, bei aller Rücksicht, die man seinen nationalen Rechten schenkt, sich doch wohl oder übel in den

Digitized by Google

großen Kaiserstaat einfügen müssen. Die leibliche Kraft und Gesundheit, das Ritterliche und Edle des magyarischen Volksstammes wird von den Deutschen stets bereitwillig anerkannt und nach Verdienst geschätzt werden, aber auch der auf seine Vorrechte bisher pochende magyarische Edelmann wird sich entschließen müssen, die bürgerliche Freiheit, welche von den Deutschen vorzugsweise gefördert wird und ohne die kein Land und Volk gedeihen kann, als eine Macht anzuerkennen, der er sich zu fügen hat. Der Hochmuth und die Brutalität, mit welcher der Magyar sowohl Slaven als deutsche behandelt hat, ist für beide Nationalitäten ein heilsamer Weckerruf geworden.

Die beiden letzten Revolutionen mit den tief aufwühlenden Kämpfen, die sie herbeiführten, und die Umkehr aller geordneten Verhältnisse haben viel Zuchtlosigkeit nicht bloß unter das gemeine Volk, sondern auch unter den Adel gebracht. Die aufgelöste Revolutionsarmee hat wieder manches Kontingent von Räubern und Mördern geliefert und das neugegründete Polizeiinstitut der Gensd'armerie hat einen harten Stand, so daß es zwischen den Hütern des Gesetzes und den kühnen, verwegenen Uebertretern desselben oft zu blutigen Gefechten kommt. Indessen wird die österreichische Regierung mit aller Entschiedenheit allmählig einen besseren geordneten Zustand der Dinge herbeiführen, in welchem Person und Eigenthum wieder sicher gestellt sein wird.

Durch Aufhebung der Feudalrechte des Adels ist der Bauer zwar frei geworden, aber diese Freiheit hat zunächst seiner Trägheit Vorschub geleistet, und der Tagelöhner fordert unmäßige Preise für seine Arbeit. An einer rationellen Bewirthschaftung des Bodens ist großer Mangel. Viele Edelleute außer Landes sind durch Aufhebung des Moratoriums*) veranlaßt worden, ihre Grundstücke zu veräußern. Die Reformen der Regierung werden noch keineswegs in ihren wohlthätigen Folgen, sondern überwiegend in den Opfern, die sie dem Einzelnen auflegen, empfunden. Die Eisenbahnen, welche den Verkehr mit dem übrigen Europa unendlich erleichtern und den Ackerbau wegen des leichtern Absatzes der Früchte mächtig heben werden, müssen erst ihre Wirkung äußern. Dennoch erleidet es keinen Zweifel, daß aus dem Chaos des alten Ungarn sich ein neues, besseres und herrlicheres Ungarn herausbilden werde, das den Schwerpunkt Oesterreichs bildet, nicht bloß weil es muß, sondern weil es will, und im treuen Festhalten am österreichischen Kaiserhause sein eigenstes Beste erkennt. Der Ungar ist zwar hochmüthig, aber er ist auch edelmüthig, nicht so hinterlistig und wankelmüthig wie der Italiener, und auch in religiöser Beziehung nicht so blasirt, wie dieser. Im Lande wie im Volke Ungarns steckt noch viel natürliche Frische mit mancherlei Entwickelungskeimen für die Zukunft, die allerdings nur durch den befruchtenden deutschen Geist zum Wachsthum gelangen können.

*) Das Moratorium ist eine Frist, welche den Schuldnern während des Krieges und nach demselben gegeben wurde, innerhalb deren sie von ihren Gläubigern nicht gedrängt werden durften.

Digitized by Google

2. Erinnerungen an Ungarn und Siebenbürgen.*)

Land und Volk.

In Ungarn ist beides, Armuth und üppiger Reichthum, vereint, wie denn überhaupt die entlegensten Gegensätze sich in diesem Lande begegnen. Im Süden, an der untern Donau, hat dasselbe ein fast italienisches Klima, im Norden an den Karpathen fast ein sibirisches, so daß es keine Seltenheit ist, daß, wenn dort die Ernte beinahe reift, hier die Frucht erst aufgeht; daß, wenn man dort mit Bequemlichkeit zwei Ernten in einem Jahr gewinnen kann, man hier oft genug die eine nicht einbringt. Im Süden kommen zwar auch zuweilen strenge Winter vor, aber sie gehen rasch vorüber, und die Vegetation tritt mit einer Kraft und Ueppigkeit hervor, wie man es sich kaum vorstellt. Im Norden dauert der Sommer nur wenige Monden, ist auch, außer in geschützten Thälern, meist feucht und kühl, und die Vegetation entwickelt sich in dem Gebirgslande langsam. Hier versagt die Natur fast Alles, während sie dort ihr volles Füllhorn ausgeschüttet hat. Wenn man die Menschen und Thiere beider Endistrikte neben einander stellte, so würde man sie nicht für Bewohner eines und desselben Vaterlandes ansehen. In den reichen Marschländereien der Donau- und Theißniederungen herrscht, mit seltenen Ausnahmen, fast dauernd ein Ueberfluß, mit dem man die größte Verschwendung treibt; dagegen leiden die Ein- und Umwohner der Karpathen nicht selten den drückendsten Mangel, erliegen wohl gar der Hungersnoth. Der Mangel an gebauten Straßen und an Kommunikationsmitteln überhaupt sperrt die Gegenden von einander ab, so daß für die einen der Ueberfluß ebenso ein Uebel wird, wie für die andern der Mangel.

Der ungarische Bauer hat in seinem oft sehr geräumigen Gehöfte keine Scheuern, weil er sich nicht die Mühe nimmt, sein Getreide einzufahren, sondern es gleich im Freien in Haufen, „Triften" genannt, aufstellt. Hier läßt er es von seinen Pferden austreten. Wie viel dabei oft verwüstet wird, läßt sich denken.

Auch in den Städten zeigen sich die größten Kontraste. Pesth ist eine fast aus lauter Palästen zusammengesetzte Stadt, eine der schönsten in ganz Europa, obwohl echt orientalisch in ihr Pracht und Armseligkeit, Schmutz und Staub eng verbunden sind und selbst auf den schönsten Promenaden die Pußte mit ihrem Vieh zum Vorschein kommt. Welch' eine Kluft aber zwischen ihr und den kleinen Landstädten! Ich will eine von den letzteren, deren es in großer Menge giebt, nur mit wenigen Umrissen zeichnen. Drei Meilen von Arad liegt das Städtchen Symany (Schimani). Wenn man dasselbe betritt, so hat man auf einem von Koth zusammengeworfenen Damme, der zugleich als Straße gilt, sehr aufmerksam zu balanciren, damit man nicht in die neben demselben sich hinziehenden Lachen und

*) Nach J. G. Kohl.

Digitized by Google

Sümpfe geräth, wo man in flüssigen Koth versinken und Gefahr laufen würde, zu ersticken. Zur Rechten und Linken stehen einzelne Hütten, von denen eine immer noch erbärmlicher ist als die andere. Häuschen mit Erdgeschoß, deren Wände von gestampfter Erde und etwas mit Kalk übertüncht sind, erscheinen hier als Paläste, zumal wenn sie noch grüne Jalousien vor den Fenstern haben. Auf dem Platze (Markte) sieht man mehrere Schlammgruben, in denen an den Markttagen die Schweine sich gütlich thun. Neben einer derselben ist das Rathhaus, ähnlich einer Hirtenwohnung in einem deutschen Dorfe. Die ganze Stadt besteht aus zwei Gassen, die sich auf dem Markte durchkreuzen und in der Bodenlosigkeit des Weges wetteifern. Bei nasser Witterung schleift der Wagen auf den Achsen fort, weil die Räder keinen Grund finden, auf dem sie eingreifen und sich umdrehen könnten. — Wie aber, fragt man, kommen da die Fußgänger fort? Wer nicht stark und kräftig ist, der wagt sich nicht heraus, und es tragen Männer und Frauen große juchtene Kothstiefeln, in welchen sie den Feind überwinden. Gewohnheit macht übrigens die Sache erträglich.

Wer aber glauben möchte, ich hätte übertrieben, der komme nur in eine solche Stadt, und er wird noch Manches hinzuzusetzen finden.

Reist man von Pesth weiter nach Osten, so kommen schon Szenen, die gar nicht mehr europäisch sind und den sonderbarsten Eindruck machen. Da sieht man z. B. Karavanen von Fuhrwerk, das von lauter Wallachen besetzt ist. Der Habitus dieser Menschen ist so eigenthümlich und hat so viel Aehnlichkeit mit dem, wie man sich die Wilden in Amerika denkt, daß man im Anfang ganz in ihren Anblick sich vertieft. Man tritt zu diesen Menschen voller Furcht und Mißtrauen heran, findet aber bald, daß sie viel Gutmüthigkeit besitzen, ja noch ehrlicher sind, als viele sehr civilisirte Leute.

Ist man auf einer und derselben Ebene zwei Tage lang im vollsten Galopp gefahren, dann empfindet man ein wahrhaftes Wonnegefühl, einmal wieder Berge zu erblicken. Sobald man den ersten Gebirgskranz überschritten hat, tritt man in ein neues, von Ungarn gänzlich verschiedenes Land — Siebenbürgen. Enge Pässe führen in dies romantische Bergland, wo noch Bären und Wölfe hausen, wo die Bergeshäupter noch im Schnee erglänzen, wenn auf der Ebene schon die Ernte naht, wo man Zuflucht findet vor dem Staube und der Hitze der Pußten und das Auge sich wieder erquickt an dem saftigen Grün der Bergwiesen und an einer frischblühenden mannichfaltigen Flora.

Das Volk ist arm, aber fröhlich und heiter. Sorgloser können selbst die Wilden nicht sein, als die Wallachen. Wird ihm eine reichliche Ernte zu Theil, so sieht der Wallache das als eine Fügung des Himmels an, der Ruhe und dem Müssiggange sich zu überlassen. Da darf man sich nicht wundern, wenn die Dörfer nur nothdürftige Hütten sind und allenthalben die bitterste Armuth sichtbar ist. Uebrigens hat dieser Volksstamm außerordentlich wenig Bedürfnisse, und solche, die leicht zu befriedigen sind. Was mir an den Ortschaften der Wallachen gefiel, und was sie vor denen der

Digitized by Google

Magyaren ausgezeichnet, das ſind die Obſtgärten. Ueberall, auch um die elendeſten Hütten, zieht ſich ein Gärtchen mit Obſtbäumen, wo bei den Ungarn Alles kahl und öde iſt. Die Pflaumen (Zwetſchen) pflegt man vorzüglich, denn ſie geben den Stoff zu dem beliebten Slibowitz (Zwetſchenbranntwein), den man in jeder Haushaltung ſelbſt zubereitet. Daher iſt auch die Trunkenheit — ohnedies eine Leidenſchaft der Wallachen — in den Jahren am größten, wo die Zwetſchen gut gerathen.

In einem Dorfe an der Maroſch in Siebenbürgen, einem Grafen gehörig, wurden Schafe gewaſchen; die dabei angeſtellten Wallachen und Zigeuner waren alle ſehr munter und betrachteten die Sache als ein Feſt. Da die Schafe Thiere von edlem Blute waren, ſo mußte große Sorfalt auf ſie verwendet werden, welche die Leute aber, da ſie bereits anfingen von dem geſpendeten Branntwein berauſcht zu werden, mitunter aus den Augen ſetzten. So kam es denn, daß ein edler Widder aus der Reihe ging und in den Strom gerieth, von welchem er fortgetrieben wurde. Kaum ſah ich dies, als ich einem dabei befindlichen deutſchen Schäfer zurief, ihm nachzugehen; er getraute ſich aber nicht, weil er des Schwimmens unkundig war. Da wandte ich mich raſch an einen alten, nicht weit von mir im Waſſer ſtehenden Zigeuner, zeigte ihm einen Zwanziger als Prämie, und im Nu ſtürzte er ſich in den Strom, kam dem Widder nach, erfaßte ihn bei den Hörnern und brachte ihn im Triumph heraus. Der Jubel ſeiner Kameraden war groß, aber alle beneideten ihn um den erhaltenen Preis, und man ſah es ihnen an, daß, hätten ſie anders gekonnt, ſie noch mehrere der edeln Thiere hätten in den Strom treiben laſſen, um eine gleiche Prämie zu gewinnen. Nach vollendeter Wäſche beluſtigten ſie ſich damit, einander in's Waſſer zu werfen. Da mehr Wallachen als Zigeuner waren, und dieſe von jenen geringſchätzig behandelt werden, ſo wurden von ihnen mehrere an Händen und Füßen gefaßt und platt in's Waſſer geworfen, ſo daß ſie tief untertauchten und oftmals weite Strecken mit dem Strome trieben. Dennoch gerieth keiner in Gefahr zu ertrinken. Indeß mußte auch mancher Wallach das kalte Bad nehmen, wenn ihn die Zigeuner unerwartet angriffen und über Hals und Kopf in den Fluß warfen. Sieht man dieſe Menſchen in ihrer äußern Erſcheinung, ſo hält man ſie für elend und bedauernswerth; beobachtet man ſie aber in ihrem Leben und Treiben und ſieht den überall herrſchenden Humor, ſo möchte man ſie faſt beneiden.

In den Dörfern ſelbſt duldet man die Zigeuner nicht, ſondern geſtattet ihnen nur, ſich außerhalb in der Nähe derſelben anzuſiedeln, wo ſie ſich Erdhütten bauen, die ſie oben mit Baumzweigen, Maisſtroh und Erde bedecken. Sie wählen dazu gern Hügel und lehnen ſich an dieſelben, indem ſie ſich gleich Hamſtern hineinarbeiten. Dieſe Hütten ſind immer ſehr zahlreich bewohnt, und es hauſt darin Alles durcheinander, Jung und Alt, Menſch und Vieh.

Die größeren Städte dieſes Landes fand ich, wenn auch nicht eben ſchön gebaut, doch ſchön gelegen. Die Hauptſtadt Klauſenburg, am Fuße

Digitized by

des Gebirges in einem reizenden Thale gelegen, mit dem ganz malerisch auf einem Felsen thronenden Schlosse, fand ich sehr belebt, und ich hatte anfangs Mühe, ein Unterkommen in einem Wirthshause zu finden. Endlich führte mich mein guter Stern vor das Thor, und da fand ich denn eine ganz komfortable Herberge, gute Küche, ein reinliches Zimmer und eine hochgewachsene hübsche Wallachin als Stubenmädchen. Ich hatte von dem Wohlklange wallachischer Lieder gehört, und bat daher meine Kellnerin, mir eins zu singen. Ohne sich zu zieren, bemerkte sie blos, es werde sehr schlecht ausfallen; sie sang aber mit einer klaren und vollen Stimme so anmuthig, daß ich ihr Stunden lang hätte zuhören können. Die Aehnlichkeit der wallachischen Sprache mit der italienischen macht auch den Gesang in ihr für das Ohr sehr wohlklingend.

Sehr romantisch liegt Thorda (Thorenburg), und es nimmt sich diese Stadt in der Ferne besonders schön aus, so häßlich und schmutzig sie auch in ihrem Innern ist. Viel kleiner als Klausenburg, ist sie auch weit weniger belebt, und gleicht, namentlich wegen der großen Viehheerden, denen man zur Zeit des Austreibens begegnet, mehr einem Dorfe als einer Stadt. Zu den Zeiten der Römer war sie aber ein wichtiger Platz, und man stößt in ihr allenthalben auf römische Alterthümer.*) Reist man weiter gegen Süden, so kommt man bei Karlsburg in die Nähe der reichen Gold- und Silberbergwerke, in denen noch unermeßliche Schätze verborgen liegen, welche zwar angesprochen, aber bei weitem nicht in dem Grade ausgebeutet werden, als sie es verdienen. Der Bergbau ist hier noch in seiner Kindheit. Oft sind schon große Stücke von gediegenem Gold und Silber hier gefunden worden. Die österreichische Monarchie ist bis zu ihren äußersten Enden mit Schätzen gesegnet, welche, da man erst anfängt, sie zu benutzen, noch für eine späte Zukunft ausreichen und sich nützlich machen werden. Im Osten von Thorda giebt es Salzberge, die wie abgespülte Felsen zu Tage stehen und Millionen von Zentnern Salz enthalten. Die reichfließende Sole wird aber von einer Regierungswache in Beschlag genommen und die Umwohner dürfen nur an gewissen Tagen ihre Krüge füllen, um ihren nothwendigen Bedarf zu decken.

In den Thälern und an den Bergabhängen machen die überall zerstreuten kleinen Häuschen einen sehr freundlichen Eindruck. Sie werden von den Feldhütern bewohnt, die zugleich Bienenwirthe sind. Denn es ist die Bienenzucht sehr einträglich, und könnte es im Großfürstenthum noch mehr sein, wenn sie besser betrieben würde.

Kommt man in's Land des echten Husarenvolkes der Szekler, die vielleicht die Ureinwohner des Landes sind, so erstaunt man über die Ordnung und Reinlichkeit, die man allenthalben findet; auch wird man überrascht von den vielen mineralischen Quellen, die meistentheils sehr stark

*) Die weltbeherrschenden Römer hatten auch in diesem fernen Lande, von ihnen Dacia genannt, ihre siegreichen Adler aufgepflanzt. Die Provinz Ungarn hieß Pannonia.

Digitized by Google

sind. Man fühlt eine besondere Genugthuung, wenn man diesen kräftigen, kernigen magyarischen Volksstamm, der wie zum Soldaten geschaffen ist, aus eigener Anschauung kennen lernt.

Aber vor Allem wohlthuend ist der Eindruck, den das Land der Sachsen auf den deutschen Reisenden macht. Ist auch der Boden nicht gerade der fruchtbarste, so bringt ihn doch Fleiß und Mühe zu einem guten Ertrage. Ueberall bemerkt man Wohlhabenheit und Behaglichkeit, was neben dem so eben gerühmten Fleiße von der persönlichen Freiheit abzuleiten ist, die hier ein Jeder genießt. Es sind aber die hiesigen Deutschen weniger den Sachsen als den Württembergern und Baiern an Sprache und Sitte ähnlich, stammen auch wohl ursprünglich zum großen Theil aus beiden Staaten und heißen nur deßhalb Sachsen, weil man in Siebenbürgen alle Deutschen mit diesem Namen beehrt, wie man sie in Ungarn ohne Ausnahme Schwaben nennt. In Hermannstadt fühlt man sich ganz nach Deutschland versetzt, und zwar in seine besten Gegenden. Die Stadt ist gerade nicht prachtvoll gebaut, sie hat das Ansehen einer alten deutschen Mittelstadt, spricht aber sehr durch die Gemüthlichkeit seiner Bewohner an, die in den gebildeten Klassen fast alle aus Deutschen bestehen. In den untern Klassen findet man viele Wallachen, auch Zigeuner fehlen nicht. An Sonn- und Festtagen herrscht hier ein Leben, wie in den volkreichsten Gegenden Deutschlands, und es fehlt nicht an Vergnügungen aller Art, wozu unter Anderm auch Gesellschaftsgärten, in denen im Sommer Konzerte gegeben werden, gehören. Man vergißt hier völlig, daß man an der Grenze des civilisirten Europa ist.

3. Polnische Dörfer.*)

1.

„In einer Quadratmeile hat man das ganze polnische Reich gesehen." Diese bekannte Redensart hat insofern Recht, als in der ganzen Welt kein Land gleichfarbiger und einförmiger in Sitte, Dialekt und Lebensweise seiner Bewohner wie in Bodenbildung, Kultur und Fruchtbarkeit ist, als Polen. Die Bürger von Slupce gleichen denen von Terespol dergestalt, daß man die Terespoler nach Slupce und die Slupcer nach Terespol setzen könnte, ohne irgend eine Veränderung zu bemerken. Noch auffallender ist die Einförmigkeit des Bauernstandes: wie es dem Einen im Glück, Unglück, in Arbeit und Genuß, in Besitzthum und Verpflichtung geht, so geht es Allen — leider aber Allen schlecht.

Sobald man von deutscher Erde, also nicht durch das Großherzogthum Posen oder Galizien, den Fuß über die deutsche Grenze setzt, sieht man augenblicklich, daß man in eine andere Welt gerathen ist. Feld, Wald und Wiese, Alles hat ein anderes Aussehen.

*) Grenzboten II. 1851.

Digitized by Google

In der Wildniß des Waldes sind die durchführenden Fahrstraßen unbestimmt, d. h. so breit, daß ein Regiment Soldaten in Front marschiren könnte, wenn nicht allenthalben noch einzelne Baumstümpfe und Büsche ständen, denn die Wege werden nie künstlich gebahnt und sind nicht mehr als die sichtbare Spur von Wagenrädern und Stiefel- und Fußsohlen. Daher macht jeder Wagen und jeder Fuß nach Laune sein eigenes Geleis nach rechts und links, Büsche und junge Bäumchen niederfahrend, und jeder Weg wird zu einer Menge von Pfaden, in deren Terrain, das oft sehr groß ist, weder Busch noch Baum emporkommen kann. Dadurch entstehen weite wüste Bodenflächen, welche zum Walde gezählt werden und doch kaum ein Büschchen hervorbringen. Diese Flächen sehen aus wie Plätze der alten Gespensterromane, auf welche ein Fluch geschleudert worden. Von einer Anpflanzung ist nirgends etwas zu sehen. Wer sollte den Wald anpflanzen? der Edelmann? wozu? der Herr hat ja für sein Kamin immer noch Holz genug! Oder der Bauer? der arme Teufel wäre toll, da der Nutzen doch nur dem Edelmann zu Theil wird! Und was würde aus der Pflanzung werden? Der herrschaftliche Hirt soll doch sein Vieh nicht etwa von den jungen Pflanzen zurückhalten? das wäre dem Burschen viel zu unbequem! Und die Bauernkinder, deren eins seines Vaters drei Schafe, zwei Schweine und fünf Gänse, das andere eine Kuh, ein Pferd, eine Ziege und drei Zinskapaunen zur Waldweide getrieben bringt? Die Lust, dem Herrn Edelmann, der ihre Eltern peinigt, Schaden zuzufügen, steckt in ihnen als ein Blutsvermächtniß. Es müßte ein Wächter angestellt werden. Aber einen Wächter um eines Nutzens willen, der erst den Kindeskindern zu Theil wird — das würde jeder polnische Grundherr für eine unverantwortliche Tollheit halten. Die Wüsten bleiben demnach, und es ist am besten so. So will es das alte Herkommen und die Einsicht, die in der neuesten Zeit immer noch die alte ist.

Tretet aus dem Wald auf die nächste Wiese. Auch diese Wiese gleicht durchaus nicht einer deutschen. Sie ist ganz voll Schilf, sehr versumpft, und nirgends ist ein Graben, der merken ließe, daß der Mensch hier wenigstens die Absicht gehabt habe, den Sumpf weg zu schaffen und einen gesunden Graswuchs zu erschaffen. Wozu eine solche Idee? Frißt das Vieh nicht auch Schilf, und ist es nicht zufrieden, wenn es satt ist? — philosophirt der hochbetitelte, „erleuchtete, vielvermögende" Grundherr. Was kommt darauf an, ob es ein wenig mehr oder weniger gesund ist, ob es ein wenig mehr oder weniger Milch giebt, ob ihm statt der Wolle Borsten auf der Haut wachsen, ob die borstige Wolle so weitläufig ist, daß sechzehn und siebzehn Pelze zu einem Stein gehören, ob zur Schurzeit bisweilen auf den Büschen der Trift mehr Wolle zu finden ist, als auf den Häuten der Thiere? Giebt dann nicht die Heerde Milch genug für die Herrschaft und das Gesinde, und schlägt man denn nicht trotz alledem so viel Geld aus dem Schafvieh, als der Herr auf Ungarwein braucht? — Nein, Gräben werden nicht gezogen. Bleibt man auch im Winter ein Mal mit dem Reit-

Digitized by Google

pferd im Sumpfe ſtecken, es ſchadet nichts; man ſteigt ab und watet heraus, das Pferd findet endlich auch ſeinen Ausweg, ſo gut wie die Kühe und Ochſen, die ja nach der Heuernte täglich dieſe Tour tanzen müſſen. Es kommt zuletzt auch nicht auf einen Beinbruch an, denn er thut nur höchſtens einem Stück Vieh weh; und daß die Raſendecke total zertreten wird, ſchadet auch nicht, denn aus den tauſend fußtiefen Löchern, welche durch die Heerde getreten werden, kommen nächſtes Jahr ebenſo viele Tauſend Schilfhalme hervor, und dieſe ſind gut, denn das Vieh frißt ſie. Kurz, die Sache iſt in der Ordnung, wir ſind in Polen, und hier hält man nichts von deutſcher Philoſophie.

Das Feld jenſeits der Wieſe hat aber auch ſeine Merkwürdigkeiten, und dieſe harmoniren mit dem Uebrigen. Zuletzt zahlloſe Steinblöcke und Baumſtümpfe. Wo dieſe Steine hergekommen ſind, ob als erratiſche Blöcke aus dem hohen Norden, oder als Alluvialtrümmer aus den Felſengebirgen im Krakauer Gubernium und den Karpathen, iſt mir unbekannt. Es ſind Granitblöcke oft von einer Höhe von drei Ellen über der Erde und einem verhältnißmäßigen Durchmeſſer; ihre Anzahl iſt auf manchem Feldſtücke ungeheuer; auf keinem fehlen ſie ganz. Der Pflug muß ſich natürlich bequemen, den ſteinernen Klumpen höflich auszuweichen, und zieht daher ſeine Furchen in Linien, welche den Windungen eines Fluſſes nicht nachſtehen. Viele dieſer Steinblöcke ſind aber nicht größer als die Prellſteine an den Häuſern unſerer Städte, und wären ſehr leicht weg zu ſchaffen. Manche Feldfläche könnte durch zwei bis drei Handarbeiter und einige Fuhrgeſchirre in wenigen Tagen völlig von den Blöcken gereinigt werden. Aber wozu das wieder? Die Blöcke thun ja keinem Menſchen etwas, und die fröhnenden Bauern werden ſich ſchon mit dem Pfluge durch ſie hinzuwinden wiſſen; und bleibt auch hier und da ein Streifen Land ungepflügt, ſo kommen die Gräſer, die darauf ſproſſen, nach der Ernte doch dem weidenden Vieh zu Nutzen; auf den Flächenraum aber, welchen die Blöcke an ſich wegnehmen, iſt auch nichts zu geben, denn auf dem übrigen Raum wächſt immer noch Getreide genug! Sie ſehen, die Philoſophie des polniſchen Grundherrn, der faſt durchweg ſeine Güter bewirthſchaftet, bleibt konſequent.

Die Baumſtümpfe ferner, welche man zahlreich auf dem Ackerland erblickt, kommen von der Gewohnheit, von Zeit zu Zeit das Feld mit dem Wald zu vertauſchen. Man läßt dann eben ſo viel Feld bewalden, als man Wald zu Feld machen will. Letzteres könnte leicht dergeſtalt geſchehen, daß kein Baumſtumpf ſtehen bliebe. Allein die Bäume mit der Wurzel auszuheben, iſt hier zu Lande zu mühſelig, die Klötze auszuroden, iſt noch viel mühſeliger. Es bleibt alſo weiter nichts übrig, als die Stümpfe der Verweſung zu überlaſſen. Dieſe aber erfordert bei kienigem Holz eine ſehr lange Zeit, und oft ſind die Stümpfe kaum von der Fäulniß angegriffen, wenn die Zeit da iſt, das Feldſtück auf's Neue zu bewalden. Bisweilen kommen die Bauern der Fäulniß zu Hilfe, indem ſie Feuer an die Stümpfe

Digitized by Google

legen. Sie richten zwar damit nicht viel aus, ein Sturz bleibt doch übrig, und der Klotz in der Erde; dieſe Thätigkeit aber macht ihnen eine kleine Freude und Aufregung.

Noch mehr fallen dem Fremdling auf den polniſchen Feldern die Schlehengebüſche und wilden Aepfel- und Birnbäume auf. Oft findet man ſie in großen Gruppen ſtehen und ſo zahlreich, daß das Feld einem weitläufig bepflanzten Obſtgarten nicht unähnlich ſieht. Wer den erſten Tritt auf den Boden des Polenreichs thut, begreift dieſe wilden Obſtbäume im Fruchtfelde durchaus nicht, da er nicht ihren Nutzen, ſondern nur den Schaden kennt. Unter dem Schatten eines Baumes wächſt bekanntlich nie ein kräftiges Getreide, der Halm wird dünner und die Aehre kümmerlich und meiſt taub. Der Sonnenſtrahl iſt die ſegenſpendende Göttin aller Früchte. Warum verhüllt der Pole ſeine Früchte vor dem Antlitz der Göttin?

Man muß wiſſen, daß dies Buſchwerk die Obſtpflanzung des polniſchen Bauers iſt, er kennt ja keinen andern Apfel als den Holzapfel, und keine andere Pflaume als die Schlehe, denn ein edler Stamm kommt nicht in ſein Bereich; der iſt ein Vorrecht des edelmänniſchen Gartens. Aber ſelbſt viele Edelleute können keine edlen Obſtbäume in ihrem Garten aufweiſen und erfreuen ſich an dieſem heilloſen Obſt, das in Deutſchland kein Bettelbube gern zum Munde bringt. Man muß die Ernte im Herbſt mit anſehen. Da ziehen Bäuerlein und Weib, Söhne und Töchter, Magd und Knecht hinaus unter die Feldbäume. Man nimmt Säcke und Wagen mit. Die großen Schafpelzmützen ſteigen hinauf in die Aeſte, die Haarflechten und Hauben raffen unten am Erdboden auf, und denen oben, wie denen unten merkt man an, daß ſie etwas Koſtbares ernten. Zwar zieht ihnen jeder Biß in die herben kleinen Früchte den Mund zuſammen, gleichwohl eſſen ſie mit wahrer Begeiſterung.

Allerdings wird nur der geringſte Theil dieſes Obſtes friſch genoſſen. Entweder legt man es auf die Böden, läßt es im Winter frieren, damit es weich und mürbe wird, und genießt es dann zum Brot, oder man bäckt es im Ofen, oder man ißt es gekocht als Gemüſe, oder man ſäuert damit Waſſer, welches dann als Suppe genoſſen wird und den Namen Quas (Sauer) führt. Dieſer Quas iſt das unentbehrlichſte Nahrungsmittel des Bauers. In jeder Bauernſtube findet man in der Nähe des Ofens ein aufrechtſtehendes Faß. Das iſt das Quasfaß, die Lebensquelle der Familie, die ewige Zuflucht der Hausfrau, die Würze jedes Mahls. Iſt nur noch Quas im Faſſe, ſo iſt das Volk zufrieden. Die Hausfrau ſchickt dies ſaure Waſſer im Henkeltopfe nebſt einem tüchtigen Stück Brot auf's Feld und iſt ruhig, ihre Hauspflicht iſt gethan, alles Andere iſt Nebenſache. Man hat eine Art Doppeltöpfe im Gebrauch, zwei Töpfe an einem Henkel. Der eine Topf iſt ausſchließlich zu Quas, der auch Partſchtſch heißt, beſtimmt. In den andern kommen Kartoffeln, Kraut, Erbſen oder ſonſt etwas. Dieſe zweite Speiſe, obſchon gekocht, befindet ſich in ſehr trockenem

Digitized by Google

Zustande. Der Bauer nimmt nun aus der einen Topfhälfte etwas von dem Trocknen auf seinen hölzernen Löffel, dann taucht er ihn in die andere Topfhälfte, läßt etwas Quas dazu laufen, und so bringt er die Speise lecker zum Munde. Seine Frau giebt ihm nur die Elemente seines Mahles, er kombinirt sie. Der Quas aber ist dabei die Substanz, ohne welche keine andere Freude macht; er ist gleichsam der Vokal der Küche; Erbsen, Kraut u. s. w. sind die Konsonanten. Es ist gar nicht uninteressant, einen polnischen Bauer essen zu sehen.

Ich lebte fast ein Jahr auf dem Gute eines Polen als Gast. Ich hatte mich dazu verstanden, in seiner Wirthschaft einige deutsche Einrichtungen zu treffen. Meine erste Thätigkeit während des Winters war, von den nächsten Aeckern die Steinblöcke wegschaffen zu lassen. Die Bauern halfen mir mit Freuden. Nun aber sollte die Verheerung an ihre geliebten Obstbäume gehen. Als ich am Abend den Aufsehern den Befehl gab, für den nächsten Tag die Bauern zu Ausrottung des wilden Baumwuchses zu bestellen, sahen sie sich einander mit sehr langen Gesichtern an. Ich legte mich zur Ruhe, sie gingen, um zu bestellen. Kaum war ich eingeschlummert, als sich vor meinen Fenstern hundertstimmig das Geschrei erhob: „kochang panie, proszemi pana!“ (Lieber Herr, wir bitten Sie!) Man verlangte eine Audienz. Ich war gnädiger als hier Brauch, sprang von meinem Heusack — ein Heusack unter dem Schläfer, eine schöne seidene, wattirte Decke über ihm und ein Roßhaarkissen von Saffian unter dem Kopf, so ist es in Polen Sitte und Gewohnheit — und öffnete die Thür, welche unmittelbar in's Freie führte, wie man das in Polen sehr häufig findet.

Alsbald drangen mit thränenbethauten Gesichtern und Zetergeschrei wohl an dreißig Bauern und Bäuerinnen in das Zimmer. Ihr einziges Wort war: „proszę pana, darui drzewinoni!“ (Wir bitten Sie, verzeihen Sie den Obstbäumen.) Es sollte das heißen: schonen Sie die Bäume! Ich versicherte, daß sie der Feldfrüchte halber weggeschafft werden müßten; allein ich machte dadurch die Leute nicht verstummen. Endlich versprach ich, jedem Hauswirth im Frühjahr ein Dutzend edler Obstbäume zum Geschenk zu machen. — „Ach nein, nein, Herr,“ entgegnete man mir, „die dürfen wir nicht haben.“ — „Und warum denn nicht?“ — „Nein, das erlaubt der Herr Graf nicht.“ — „Und warum nicht?“ — „Weil solches Obst nur den Edelleuten zukommt.“ — „Und habt Ihr denn den Herrn Grafen schon deshalb befragt?“ — Nein, aber wir wissen es.“ — „Ja, gütiger Herr Deutscher,“ nahm ein würdiger Bauer das Wort, „das wissen wir ganz bestimmt, denn ich hatte mir ein Mal zwei Pflaumenbäume, die mir ein Samenhändler statt Vorspannlohn gab, hinter die Hütte gesetzt. Kaum waren sie von dem gnädigen Herrn Grafen bemerkt worden, so knickte er sie um mit der Erklärung, solche Bäume kommen dem Bauer nicht zu. Obendrein bekam ich am Wege weg ein paar Hiebe von ihm.“

Unter solchen Verhältnissen wäre es eine Barbarei gewesen, den Befehl ausführen zu lassen. Ich nahm ihn zurück, und die abscheulichen

Digitized by Google

Bäume ſtehen ohne Frage heute noch im Felde. Man ſieht hieraus, wie eng verknüpft die Uebelſtände der polniſchen Landwirthſchaft mit den Verhältniſſen der Menſchen ſind, und wie ſchwer es iſt, zu reformiren. — So oft man Wald in Feld umwandeln will, wüthet die Axt der frohnenden Bauern mit einer wahren Mordluſt gegen die Stämme, aber vor dem Schlehengebüſch, den Holzäpfel- und Holzbirnenbäumen weicht ſie mit Pietät zurück. Dieſe Gewächſe gehen wie ein geheiligtes Inventarium von dem Walde an das Feld über.

Auffallend iſt ferner an dem polniſchen Felde die Methode der Beackerung. Der Acker bildet kein breites Beet, ſondern ſchmale Rücken aus fünf zuſammengeworfenen Furchen. Die letzte Furche, welche zwiſchen zwei Rücken fällt, wird dergeſtalt ausgeſtrichen, daß ſie den Raum von drei Fruchtfurchen einnimmt. Es iſt ſehr begreiflich, daß in der ungepflügten Scheidefurche nichts wächſt und ſomit eine ungeheure Bodenfläche vergeudet wird. Ich ſetzte ein Mal einem polniſchen Edelmanne ſeinen Verluſt bei ſolcher Arbeit auseinander und erhielt die Antwort: „O, wir bauen ja Getreide genug für uns, wenn wir noch mehr baueten, was ſollten wir denn damit machen!“ — Was ich hier ſchildere, iſt die Regel, aber eine allgemein gültige Regel. Außer den deutſchen Kolonien ſind es nur einige große oder beſonders energiſche Grundherren, welche gerade dieſe Uebelſtände zu beſeitigen ſuchen; meiſt mit Hülfe deutſcher Beamten.

Doch weiter über das Feld. — Was dort vor uns liegt, ſieht aus wie eine Verſammlung von großen alten Strohhaufen, die unter dem Einfluß langjähriger Regentropfen und Sonnenſtrahlen ſchwarz gefärbt ſind. Es iſt das Dorf ſelbſt. Nur eine einzige Farbe iſt an dieſen verdächtigen Geſtalten, den Gebäuden, ſichtbar, das häßliche Grauſchwarz, welches die Zeit mit ihrem Borſtenpinſel den lebloſen Dingen aufzuſtreichen pflegt.

Die Hütten ſind von Holzbohlen erbaute und mit Stroh oder Schilf gedeckte ärmliche Gebäude. Ihre Länge richtet ſich nach der Länge der Bohlen, die man zum Bau zu verwenden hatte, denn die Bohle muß von einer Ecke des Hauſes bis zur gleichſeitigen andern reichen. An jedem Ende wird ihr ein Falz eingeſchnitten, in welchen ſich die Bohle der andern Seite des Quadrates mit ihrem Falz hineinſenkt. So verbinden und befeſtigen ſich die Hölzer gegenſeitig. Durch Schichtung von Bohle auf Bohle entſteht nun ein großer hölzerner Kaſten, der im Innern durch zwei hölzerne Scheidewände drei Abtheilungen erhält. Die mittle und größte iſt die Stube, auf der einen Seite der Stall für die Kuh und Schafe, auf der andern Seite die Hausflur, welche vor die Oeffnung des Backofens führt und zugleich die Futterkammer abgiebt. Ofen und Backofen ſind eins, ein ungeheures, plumpes, quadratförmiges Lehmgemäuer. Daſſelbe nimmt ungefähr den vierten Theil des Stubenraumes weg, reicht aber nicht bis zur Decke empor. Die Oberfläche oder das Plateau dieſes Rieſenofens gewährt Kindern, Knecht und Magd die Stätte für die Nachtruhe. Hart iſt ſie zwar, aber warm. — Die Stube beſitzt auf jeder Seite ein Fenſterchen

Digitized by Google

von zwei Scheiben. Von außen ist auch nicht das Mindeste für das gute Aussehen des Baues gethan, weder Kalk noch Farbe sind sichtbar. Man erblickt nur in den Fugen und Lücken der Bohlen alte Lappen und Moosflocken, welche der eindringenden Zugluft wehren. In der Nähe der Hütte steht Scheuer und Ochsenstall, Räume, die nicht einmal aus Bohlen, sondern aus rohen jungen Fichtenstämmen zusammengesetzt sind. Eine Barrière der rohesten Art umschließt diese Gebäude und bildet den Hof.

Aus solchen Gütern besteht das polnische Dorf, und man bedauert die Menschen, die in so melancholischen Nestern wohnen. Da ist auch nichts Erheiterndes zu erblicken, Alles häßlich und finster, und das ganze Dorf wegen der sehr weitläufigen Aufstellung der Gebäude öde und leblos. Wer gewöhnt ist an das liebliche Bild der deutschen Dörfer, deren rothe Dächer, weiße Schornsteine und blaue Thurmkuppeln aus dem fetten dunkeln Grün der Obstbäume hervorschauen wie bunte Blumen aus den Blättern eines Kranzes, der erschrickt vor einem polnischen Dorfe. Keine Bäume um das Dorf, unter zwanzig Dörfern besitzt nur eins eine Kirche, aber auch diese giebt dem Dorfe kein besseres Ansehen, denn sie ist nichts mehr als eine schwarzgraue große Breterbude, vor deren Thür sich auf ebener Erde ein niedriges offenes Balkengerüst befindet, in welchem die Glocken hängen. Dagegen ragen überall riesige Kreuze in die Luft. Jedes Ende des Dorfes, jeder Kreuzweg, selbst mancher Hof besitzt sein Kreuz. Es starrt gewöhnlich weit über die Hütte empor, besteht aber aus nichts weiter als zwei plumpen Balken, oft sogar aus zwei rohen Baumstämmen, welche durch gedrehete Weidenruthen mit einander verbunden sind. Die Kreuzwuth der polnischen Bauern ist sehr groß. Häufig pflanzen sie vor ihre Höfe eine junge Fichte, um die emporgewachsene in ein Kreuz umzuwandeln. Die Krone wird abgeschlagen, die Aeste desgleichen, ein Querholz oben daran gebunden und der fromme Schmuck der polnischen Dörfer ist fertig. Ein schlechter Schmuck sind noch die hohen Schwengel der Brunnen, die wie riesenhafte Wagebalken hoch über dem First der Hütten in der Luft schweben. Jeder Hof hat seinen Brunnen, der nicht mehr als ein viereckiges Loch ist, dessen Erdwände durch Holzbohlenstücke abgesteift sind.

Die Bewohner dieser tristen Dörfer passen zu Dorf, Feld, Wiese und Wald. Es sind schlotternde, mißvergnügte Gestalten, die Männer in langen, wollenen weißen Kitteln, ungeheuren Stiefeln, in denen die Füße mit dicken Strohwickeln umwunden stecken, ungeheuern Schafpelzmützen und Beinkleidern von der gröbsten Leinwand; die Frauen in weißem Rock und turbanartigem Kopftuch, am Oberkörper im bloßen Hemd. Gewöhnlich tragen sie auch eine Schürze vor dem Leibe und eine zweite auf dem Rücken, deren Bänder auf der Brust über Kreuz laufen und auf dem Rücken zusammengebunden sind.

Die Männer gleichen entweder wandelnden Baumstümpfen oder aufrechtgehenden Eisbären. Die dumme Miene der schnurrbärtigen Gesichter und die langen steifen Haupthaare erhöhen das Ungemüthliche des Anblicks.

Digitized by Google

Die Frauen sind gewandter und lebendiger, der leichtere Sinn des Geschlechts hebt sie besser über die drückenden Verhältnisse empor. Auch die Jugend hofft noch und will gefallen. Die Tracht der Burschen ist kleidsamer. Sie tragen schwarze niedrige Filzhüte, das leinene Hemd hängt kuttenartig über die Beinkleider und wird von einem breiten rothwollenen Hüftgürtel zusammengehalten. Auch die Mädchen verhüllen die Brust durch nichts weiter als das dünne Hemd, welches durchweg den Schnitt eines deutschen Männerhemdes hat.

Aus allen Gesichtern aber spricht das Verhältniß der Knechtschaft; Trägheit, Lebensunlust, Scheu und Angst zeigen sich schnell in Blick und Geberde. Wo möglich, weicht der Bauer dem Edelmann und städtisch Gekleideten — denn jeden solchen hält er für einen Edelmann — aus. Aber wenn es nicht möglich, so entblößt er schon auf vierzig bis funfzig Schritte Entfernung sein Haupt und geht bis zur Erde niedergebeugt, die Mütze dem Empfänger der Huldigung zugestreckt, vorüber. Die Bäuerin dagegen umfaßt mit ihren Armen die Füße des Begrüßten und küßt ihm die Knie.

In jeder Beziehung ist der Bauer abhängig. Als Bursche oder Mädchen wird er genöthigt, dem Herrn als Knecht oder Magd zu dienen, die letztere sogar mit ihrem Leibe; als Bräutigam oder Braut ist er dem Edelmann unterwürfig, da er von ihm Erlaubniß zur Ehe bedarf; als verheirathete Person ist er abhängig, da es von dem Herrn abhängt, ihn zu einer Wirthschaft und dadurch zu einer Art von Selbstständigkeit gelangen zu lassen; als Wirthschafter ist er abhängig, da nichts von der ganzen Wirthschaft sein, sondern Alles des Edelmanns Eigenthum ist; als Vater ist er abhängig, da das Schicksal seiner Kinder von dem Edelmann abhängt, der die Zuversicht des Bauern in Bezug auf die schreckliche Militärpflicht seiner Söhne ist.

Natürlich hat das Dorf keine Schule. Außer in den deutschen Kolonien sind etwa nur zwanzig Dörfer in Polen, welche etwas wie eine Schule besitzen. Die Russen sind ebenso wie die polnischen Edelleute der Meinung, daß es nicht gut sei, wenn der Bauer viel verstehen lerne. Man meint, er werde es dann eben so machen, als jenes Roß, welches plötzlich Menschenverstand bekam, den Reiter abwarf und zertrat. Diese Ueberzeugung übt im ganzen russischen Reiche eine sehr vielfältige Wirkung aus.

Und gewissermaßen muß man jene Meinung theilen. Was würde Unterricht dem polnischen Bauer zunächst bringen als eine tiefere und noch peinlichere Empfindung seiner jämmerlichen Lage? Und das ist dem armen Teufel nicht zu wünschen, wenn gleich sich damit eine Aussicht auf eine späte bessere Zukunft verbindet. Seine Dummheit hält ihn wenigstens in einer gewissen Empfindungslosigkeit. Er gleicht dem Grase, das sich ruhig mit Füßen treten läßt und alle Jahre neue Halme treibt.

Die Geistlichen sind wackere Leute; sie tragen eifrig dazu bei, die Bauern in Gras zu verwandeln und wie Gras zu rupfen. Man sehe das Geberden der Bauern, wenn sich ein Nordlicht blicken läßt, ihre Capriolen

Digitized by Google

vor den Kreuzen und Heiligenbildern bei einer Mondfinsterniß, man höre ihr Gebrüll in der Christnacht und an den Tagen gewisser Heiligen, ja man sehe nur einen Bauer sein Morgen- und Abendgebet verrichten, wie da die Lippen vom Gebet bewegt werden, während seine Hand den Hund prügelt; wie schnell er den Hund losläßt, um bei dem bestimmten Worte das Antonius- oder Marienbild an der Wand oder das Weihbecken an der Thür zu küssen; wie er dann wieder zum Tische geht, die große Schafpelzmütze nimmt und mit betenden Lippen eine Jagd gegen gewisse unbeliebte Thierchen in der Mütze anstellt. So etwas muß man ansehen, um zu wissen, wie viel die Geistlichkeit dazu beiträgt, den Bauer in thierischer Dummheit zu erhalten. Freilich sind die einzelnen Geistlichen in der Regel nicht viel klüger.

Die Wirthschaften, in welche der Edelmann Bauern einsetzt, bestehen ungefähr aus Folgendem: zwölf Morgen Boden (keine Wiese und kein Garten), eine Hütte zum Wohnen, eine Scheuer und ein Stall, ein paar Zugochsen, eine Kuh, vier Schafe, zwei Ferkel, sechs Hühner und ein Hahn, ein Wagen nach Landessitte, ohne irgend eine Spur von Eisenbeschlag, ein Pflug ohne Räder für das Ochsenjoch eingerichtet, eine Egge aus Weidenruthen geflochten, eine Laterne, eine Flachsbreche, eine Graupenstampfe, ein Kleien- und ein Wasserfaß, eine Waschgelte, zwei Tränkeimer, vier Milchäsche, ein hölzerner Eßnapf und sechs hölzerne Eßlöffel. Das ist das Inventarium, was der Grundherr dem Bauer zur Benutzung übergiebt. Dazu kommen noch als unbewegliche Gutstheile: ein Tisch, dessen Füße als Pfähle in dem Erdboden der Stube eingeschlagen sind, und ein großes, aus plumpen Balken gezimmertes Bettgestell, welches mit der hölzernen Wand des Gebäudes dergestalt in Verbindung steht, daß es zu dem Gebäude gehört, ebenso wie die Bank, welche gleichfalls beim Bau der Hütte entstanden und ein wandelbarer Theil der Bohlenschichten der Wand ist. Zu allem dem gehört noch eine auf dem Schilfdache liegende und zum Schornstein führende Leiter, welche auf einem dicken aus der Erde hervorragenden Stamme fußt.

Eigenthum des Bauern ist ein Federkopfkissen, ein Deckbett und ein Betttuch, welches zugleich statt des Tragkorbes, den man hier nicht kennt, zum Transport der Marktwaaren benutzt wird. An dies Privatvermögen hält sich auch in der Regel der Grundherr, wenn er den Bauer wegen rückständiger Frohnen, Kapaunen- oder Eierzinsen auspfändet. Und fast scheint es, als ob wegen solcher Auspfändung keinem Bauer eine Wirthschaft übergeben werde, der nicht ein Kopfkissen, Deckbett und Betttuch besitzt.

Bei solcher Einrichtung ist es nur schwer möglich, zu Wohlhabenheit zu gelangen; fände der Bauer aber doch den Weg, so tritt ihm der Edelmann sogleich entgegen, indem er ihm das Erübrigte geradezu wegnimmt, und zwar mit der Behauptung, daß dem Bauer nicht mehr zukomme, als ihm übergeben sei, oder indem er ihm die Wirthschaft schmälert. Bestellt der Bauer sein Feld mit Fleiß, und macht er gute Ernten, so wird der

Digitized by Google

Grundherr nicht lange zögern, ihm ein Stück des Feldes wegzunehmen. Hat der Bauer in seiner Viehzucht Glück, erzieht er vielleicht einige Stiere, oder vergrößert die Zahl seiner Schafe, so ist augenblicklich der Grundherr da und nimmt ihm das überzählige Vieh mit der Behauptung, daß er nicht mehr zu besitzen das Recht habe, als ihm übergeben sei, und ihm nur dann ein Stück Vieh nachzuziehen erlaubt sei, wenn eins von dem Inventarium durch Schlachten oder Sterben in Abgang gekommen sei. Will der Bauer also seine Viehzucht nützen, so muß er wie ein Spitzbube verfahren, die nachgezogenen Stücke auf alle mögliche Weise verbergen (wozu allerdings die Weide in den finstern Wäldern ein Mittel bietet) und sie so pfiffig als möglich auf den Wochenmarkt der nächsten Stadt zum Verkauf bringen. Er muß der räuberischen Hand des Herrn mit spitzbübischer Schlauheit zuvorkommen. Der Herr erfährt natürlich, daß der Bauer Vieh verkauft hat und fordert das Geld von ihm. Der Bauer verweigert das unter Vorwänden aller Art und rettet es dann wohl, darf sich aber eine Ladung Stock- oder Knutenhiebe nicht verdrießen lassen, deren Ertheilung der Herr zur Versöhnung seines Herzens nöthig hat. Ich war Augenzeuge, daß ein Bauer in dem hier angegebenen Falle sechzig Hiebe bekam. Die Exekution fruchtete nicht, und auf Befehl des Herrn wurde sie an verschiedenen Tagen fünf Mal wiederholt. Allein der Bauer war nicht zu bewegen, sein Geld herauszugeben oder den Ort zu bezeichnen, an welchem er es aufbewahrte. Als er nun auch nach der sechsten Exekution noch männlich behauptete, er dürfe das Geld nicht hergeben oder verrathen, weil ihm sein Patron, der heilige Antonius, im Traum geboten habe, lieber den Tod zu erleiden, als das zu thun, so war die Geduld des Herrn erschöpft. Wüthend reißt dieser die Knute aus der Hand seines Aufsehers, walkt den Bauer eigenhändig noch mit einigen furchtbaren Streichen und schließt den Prozeß mit den Worten: „Jetzt behalte Dein Geld, Hundsfott!“ Wie von einem Gott ergriffen, springt der Bauer, dessen Schmerzgebrüll eben noch das Gehöft erfüllte, empor von der Strohschütte, umarmt und küßt die Füße des Herrn, stürzt wie toll unter ein nahes Kreuz und umarmt dieß, unaufhörlich in höchster Freude schreiend: „Herr Gott, nun danke ich dir, nun ist das Geld mein.“

2.

Folgen Sie mir aus dem Bauernhof auf den Edelhof. Er ist vom Dorfe getrennt, und beide liegen zuweilen weit von einander ab. Vielleicht soll die Entfernung den Abstand des Adels vom Bauernstande andeuten. Allein in der Erscheinung ist kein großer Unterschied zwischen ihm und dem Dorfe. Die Brandstiftungsluft der Bauern macht eine sehr weitläufige Aufstellung der Gebäude nöthig, daher findet man sie in der Regel wie die Häuser einer Kolonie über einen großen Flächenraum zerstreut.

Digitized by Google

Die Scheuern ſtehen oft tief im Felde und ſcheinen gar nicht zu den übrigen Gebäuden zu gehören. Die Ställe und der Speicher befinden ſich auf verſchiedenen Seiten näher dem Wohnhaus, am nächſten dem Pferdeſtall, denn die Pferde ſind die Lieblinge des Herrn, obgleich wegen der ſchlechten Zuchtung oft elende, krüppelhafte Thiere. Der Gutsherr nennt ſeinen Pferdeſtall Marſtall, er iſt aber in der Regel nicht mehr, als ein ungeheurer Kaſten von Bohlen oder rohen Baumſtämmen.

Sein Wohnhaus nennt der Edelmann Palac (Palaſt), weil er ſelbſt ein jasnie wielmozny Pan (ein erlauchter und vielvermögender Herr) iſt. Daß die Mitglieder des polniſchen Adels einſt unter blutigen Prügeleien „Könige gemacht" haben, das wird nie von ihnen vergeſſen werden und bläſt ſie durch alle Geſchlechter auf. Wehe dem Bauer oder Aufſeher, der es wagen wollte, das Haus des Herrn anders zu nennen, als panski palac, eine unmäßige Tracht von Prügeln würde die unverzögerte Folge ſein. Das Sprüchwort des Edelmanns iſt: „jam Król na woijem grundie," ich bin König auf meinem Grund und Boden. Aber ſein Palaſt iſt doch nicht viel beſſer als eine Hütte ohne Stockwerke, nur mit Schindeln gedeckt, und wie ein Bauernhaus aus Holzbohlen zuſammengeſetzt, aber durch weißen Kalkanſtrich geſchmückt. Auch der Umfang des Palaſtes iſt bedeutender als der der Chalupa, zum wenigſten enthält er einen Küchenraum, eine große Parzelle, welche Speiſeſaal genannt wird und der Familie zum Empfang der Gäſte und geſelligen Verkehr dient; außerdem noch zwei Stuben des Herrn, die andern der gnädigen Frau. Alle dieſe Zimmer ſind gedielt, auch ſind die Bohlenwände bisweilen mit Kalk übertüncht und geebnet. Allein der Kalk iſt der ganze Farbenſchmuck, denn ein gemaltes Zimmer iſt ſehr ſelten zu finden. Gardinen, Bilder und andere Bedürfniſſe des europäiſchen Weſtens fehlen ſehr oft, und die Möbel ſind dann die rohen Produkte axtgeſchickter Bauern, gewöhnlich mit ſchwarzer Oelfarbe überſtrichen. Sekretäre, Kommoden, Spiegel und Sopha findet man in der Regel nicht; Stühle, Tiſche und plumpe in die Holzbohlenwand gearbeitete Schränke, welche ebenſo wie die Wände mit Kalk beſtrichen ſind, bilden den Hausrath, dazu einige große hölzerne Kaſten, welche den Dienſt des Kleiderſpindes verrichten. Kammern ſind ſelten vorhanden; man ſchläft in den Stuben, die Gäſte im Speiſeſaale auf einer Streu, die am Tage wieder weggeräumt wird. Jeder Pole iſt, da ihm die Gebräuche ſeines Landes heilig ſind, mit derartigen Gaſtbetten vollkommen zufrieden. Auf der Beſitzung eines Grafen Skarbek war ich einmal der Schlafgenoſſe eines jungen Fürſten Lubecki, eines ungewöhnlich ſtolzen Burſchen, aber weder die Streu noch ihre kleinen Inſaſſen befremdeten ihn. Natürlich giebt es viele Ausnahmen. So beſitzt der Graf Potocki in Wilanow ein ganz hübſches Wohnhaus, und auf dem ehemalig Czartoryskiſchen, wie auch auf den fürſtlich Zamoiskiſchen und Jablonowskiſchen Herrſchaften findet man einige Gebäude, die den Titel Palais zu führen berechtigt ſind. Aber ſolche ſind

Digitized by Google

ſo große Seltenheiten, daß die Polen ſie für Sehenswürdigkeiten halten und zum Zielpunkt ihrer Vergnügungsreiſen machen.

Seltſamer Weiſe befinden ſich in der Regel nahe beim Palaſt die Schweineſtälle. Sie zeichnen ſich durch Tüchtigkeit und Eleganz des Baues vor allen andern Wirthſchaftsgebäuden aus. Es iſt dies ſonderbar, da der polniſche Edelmann nie Etwas vom Schwein genießt, ausgenommen das wenige Fett, welches die Zubereitung der Speiſen erfordert. Das Fleiſch der Schweine wird dem Geſinde zu Theil. Und doch iſt ihre Zucht die einzige Branche der polniſchen Landwirthſchaft, welche den deutſchen Viehzüchtern zum Beiſpiel dienen könnte. Die Race iſt ungleich kräftiger als in Deutſchland. Die fortwährende Weide während des Sommers, welche freilich in Deutſchland, außer etwa in Weſtphalen u. ſ. w., unmöglich wäre, iſt ihnen beſonders zuträglich, und die polniſchen Schweine beſitzen deshalb eine Lebensluſt, welche den Deutſchen in Verwunderung verſetzt. Man muß eine Heerde ſich in den Brüchen und Moräſten des Landes tummeln ſehen. Welch' grotesker Humor in dieſen für dumm und melancholiſch gehaltenen Thieren!

Es macht keine Freude, die übrigen Theile des Edelhofes aufzuſuchen und zu betrachten. Dort enthält eine erbärmliche hölzerne Hütte eine Art von Branntweinbrennerei, hier ein eben ſolches Gebäude eine ſchlechte Brauerei. Ein gutgefügtes Bohlengebäude in der Nähe des Palais umſchließt die Naturalienvorräthe, und mit ihm in Verbindung ſteht in der Regel ein ebenſo dicht und feſtgebautes Ställchen, in welchem die Füchſe aufbewahrt werden.

Denn der polniſche Edelherr iſt ein überaus leidenſchaftlicher Freund der Fuchshetzen. Das ganze Jahr hindurch fängt er Füchſe, kauft dieſelben auch wohl auf, um im Herbſt ſeine Hetzen zu halten. Dazu ladet er die ganze adelige Nachbarſchaft ein. Zunächſt wird ein ſplendides Mahl eingenommen, dann ſchwingt ſich Alles auf die Pferde. Der Grundherr dirigirt — das iſt ſein Vorrecht — die Hundekoppeln und reitet daher in einer wahren Wolke von Windhunden. So geht es auf den Hetzplatz, gewöhnlich eine ebene, vom Walde begränzte Feld- oder Wieſenfläche. Die Reiter außer dem Grundherrn und einigen Hetzgehülfen beſetzen den Wald. Nun werden die Füchſe je zwei in großen Körben oder Säcken gebracht, und der erſte Akt beginnt, indem der Grundherr die Hunde ihre Feinde wittern läßt und ihre Begierde reizt. Der erlauchte Feſtgeber geräth dabei zuweilen in Balgerei mit ſeinen gierigen Hunden, und es mag nicht ſelten vorkommen, daß er, wie einſt Herr von Kozowski, der Beſitzer der Stadt Lowicz, von den Hunden an den Koppelleinen vom Pferde gezogen und mit fortgeſchleift wird. Endlich entläßt man zwei Füchſe aus ihrem Gefängniß. Einen Augenblick ſtehen die Thiere verdutzt, plötzlich ergreifen ſie die Flucht, hinter ihnen toben die wüthenden Hunde. Natürlich eilt der Fuchs dem Walde zu; aber noch iſt er demſelben nicht nahe, da ſprengt ihm ein Reiter in den Weg. Er läuft in eine andere Richtung, allein er

Digitized by Google

findet ein gleiches Hinderniß. So werden die von Angst gequälten Thiere eine Zeitlang auf dem Platze umhergetrieben, bis der Grundherr das Ende einer Koppelleine seiner Hand entschlüpfen läßt. Sogleich stürzen sechs bis acht Windhunde den Füchsen nach. Nun erreicht das Schauspiel seinen Höhepunkt. Alles ist in gewaltigster Thätigkeit, die Füchse, um in den Wald zu entkommen, die Hunde, um die Füchse zu packen, die Reiter, um sie nicht durch ihre Linie kommen zu lassen, und der Grundherr, um die Uebersicht über die Wendungen des Schauspiels zu behalten und im schlimmsten Falle eine zweite Koppel zu entsenden. Das gewöhnliche Ende ist, daß die Füchse von den Hunden gefaßt und zerrissen werden. Doch geschieht es auch nicht selten, daß ein Individuum des schlauen Geschlechts entkommt. In der höchsten Noth sind die furchtsamen Thiere wohl auch einer Art von Heldenmuth fähig, sie wenden sich dann um und stürzen auf die Hunde, bisweilen sogar auf die Pferde. Bei einer Fuchshetze unweit Szczebrzeszyn geschah es, daß ein Fuchs ein Pferd biß. Das Pferd bäumte und überschlug sich mit dem Reiter, Reiter und Pferd wälzten sich am Erdboden, die Windhunde in der Blindheit ihrer Begierde stürzten auf Beide und zerfleischten sie gräßlich. Das Pferd kam besser weg als der Reiter, der fast zerrissen wurde. Der Fuchs aber, den die Hunde bei dem Ereigniß aus den Augen verloren hatten, entkam glücklich.

Man sieht daraus, daß Fuchshetzen auch ihre kleinen Gefahren haben. Ueberhaupt sind die Windhunde nicht ungefährliche Jagdgehilfen. Sie sind sehr dumm, sobald ihre Begierde, Etwas zu packen, erregt worden ist. Wehe dem lebendigen Wesen, welches zufällig zwischen sie und das Ziel, auf welches sie losschießen, geräth, denn sie unterscheiden in ihrer Wuth sehr schlecht. Ich bin mehrere Male bei den Fuchshetzen Augenzeuge von gefährlichen Angriffen der Windhunde auf Menschen gewesen.

Der patriarchalische Zustand des polnischen Edelhofes wird auch an den Wirthschaftsgeräthen sichtbar. Sie sind ganz von der unvollkommnen Art wie die des Bauern, und bestehen auch nur in Wagen, Pflug und Egge. Die Wagen entbehren nicht so gänzlich des eisernen Beschlags, wenigstens haben die Pferdewagen zwei Spanneisen, welche die Zugwage mit den äußersten Enden der Vorderachsen verbinden. Auf vielen Edelhöfen findet man Pflüge und Eggen gar nicht, weil die Feldarbeit von den Bauern verrichtet werden muß. Die Edelherren halten es sogar bisweilen unter der Würde ihres Hofes, dieselben Geräthe zu besitzen, mit denen ihnen der Bauer zum Dienst verpflichtet ist. Dagegen setzen sie einen Stolz darein, Geräthe von ungewöhnlicher ausländischer Konstruktion als Schaustücke zu besitzen.

Seit die Maschinenfabrik von Evans in Warschau eine Menge fremdländischer Acker- und Wirthschaftsgeräthe produzirt und auf die Gewerbe- und Industrieausstellung des Landes, deren erste im Jahre 1839 stattfand, gebracht hat, hat sich bei den Landedelleuten eine wahre Wuth entwickelt, mit dergleichen fremden Dingen zu kokettiren. Manchmal kennt der

Digitized by Google

Edelherr nicht einmal den Gebrauch, oder er weiß, daß sich das Geräth in seiner Wirthschaft nicht anwenden läßt, allein er kauft es und stellt es unter seinem Fenster auf, denn es ist doch immer ein Ding, welches Staunen erregt. So habe ich oft auf den Edelhöfen die besten deutschen Pferdepflüge mit Rädern und mit Oelfarbe schön überstrichen gefunden, während in der Wirthschaft der polnische Ochsenpflug herrschte; selbst kostbare Säemaschinen, zum Theil mit farbigen Bildern bemalt — denn die Fabrikanten verstehen, die polnischen Herren bei ihrer schwachen Seite zu fassen — findet man, und kann sich des Lachens nicht enthalten, wenn man auf die Felder und ihre schmalen fünffurchigen Rücken blickt, welche den Gebrauch solcher Maschinen geradezu unmöglich machen. Einen Herrn, der eine buntgemalte französische Säemaschine auf einer hohen Balkenunterlage zwischen seinem Palast und dem vogelbauerartigen Pferdestalle wie eine Statue aufgestellt hatte, fragte ich, wozu er das Ding besitze, da es sich bei seiner Feldbestellung gar nicht anwenden lasse? „O, angewendet soll es auch nicht werden," entgegnete er, „aber es ist gut, solche Dinge zu haben, denn man muß mit der ausländischen Landwirthschaft vertraut sein." — Aber Nichts macht den polnischen Edelmann so glücklich und stolz als eine Dreschmaschine. Das Geklapper und Gebraus derselben ist für den Besitzer eine wahre Triumphmusik, und hier verzeiht man dem Manne die Eitelkeit gern, weil die Maschine doch wirklich gebraucht wird und die durch sie ersparte Zeit eine für die Wirthschaft sehr heilsame Folge haben könnte. Denn der Mangel an Arbeitskräften ist in Polen sehr fühlbar. Ein Dorf von acht bis zehn Bauerhöfen, welches vielleicht kaum fünfundzwanzig bis dreißig erwachsene und arbeitstüchtige Leute besitzt, hat oft ein Bodengebiet von ein bis zwei Quadratmeilen und würde daher zehnmal mehr Arbeiter nöthig haben, wenn der Boden gehörig durch Feldbau benutzt werden sollte. Allein die Dreschmaschinen haben bis jetzt zu einer ausgedehnteren Feldarbeit schwerlich beigetragen, und dürfte dies erst geschehen, wenn sie aufhören, Eitelkeitsgeräthe zu sein.

Diese Maschinenwuth der Edelleute hat in den wenigen Jahrzehnten die Fabrikanten zu Millionären gemacht und Polen mit landwirthschaftlichen Maschinen reichlich versorgt. Es dürften sich wenige Edelhöfe finden, die nicht wenigstens *ein* derartiges Instrument erobert hätten.

Hinter dem Palast liegt der Garten mit einer Umfriedigung von aufrecht stehenden Pfählen und jungen schlanken Fichtenstämmchen, welche durch Weidenruthen horizontal an die Pfähle gebunden sind. In diesem Palastgarten (ogród palacowi) werden bei den meisten Edelleuten nur Speisekartoffeln und Gemüse erbaut. Bisweilen freilich sieht man ganz hübsch eingerichtete Obst- und Gemüsegärten, Kunstgärten sehr selten, auch giebt es in der Welt keine ungeschickteren Gärtner, als in Polen. Gewöhnlich ist es ein gemeiner Bauer, welchen der Edelmann aus persönlichem Wohlwollen zum Ogródnik gemacht hat. Herr und Diener werden von den im Herbst und Frühjahr umherziehenden deutschen Baum- und Saamen-

Digitized by Google

händlern schändlich betrogen. Und was der deutsche Schelm noch Brauchbares geliefert, das verderben die einheimischen Jünger der Pomona, denn von verständiger Pflege der Bäume und Blumen ist keine Rede. Daher sind auch deutsche Früchte sehr geschätzt. In Warschau kauft man oft einen guten deutschen Apfel für 2 Silbergroschen, also zu demselben Preise wie bei uns eine Apfelsine. Diese italienischen Früchte sind merkwürdiger Weise in Polen billiger als in Deutschland.

4. Besuch bei österreichischen Bauern.*)

Die Bauern von Nieder- und Oberösterreich haben von allen Bauern der österreichischen Monarchie — mit einziger Ausnahme der Po-Bauern im Mailändischen — ohne Zweifel die höchste Stufe von Wohlbefinden und Freiheit erreicht. Der Landmann in Galizien, Böhmen und Ungarn ist, im Ganzen genommen, noch leibeigen, und der Bewohner der Alpenprovinzen Steiermark, Tirol u. s. w. ist arm. Strich- und stellenweise ist freilich der Landbau in allen diesen Ländern in besserem Zustande und der Bauer freier und wohlhabender.

Die Hanna in Mähren ist berühmt, die Zips in Ungarn, das Sachsenland in Siebenbürgen, das Egerthal in Böhmen und viele reiche Thäler in den Alpen machen bemerkenswerthe Ausnahmen. Auch dürfte man in allen den anderen bezeichneten Strichen der Monarchie nicht alle Bauern so schlechtweg als Sklaven verachten oder bedauern und müßte dabei noch manche, mildernde Ausnahmen begründende Umstände erwägen. — Summa summarum aber bleibt es nichtsdestoweniger doch ausgemacht, daß der österreichische Donaubauer alle anderen, sowohl in Bezug auf Bildung, Solidität des Charakters, feste Begründung und Anerkennung seiner Menschenrechte, als auch in Bezug auf den Betrieb der Landwirthschaft und seine Wohlhabenheit bei Weitem übertrifft.

Zu den reichsten und berühmtesten unter diesen Bauern gehören die in der Gegend des Klosters St. Florian. Einige von ihnen sind sogar so ausgezeichnet, daß sie schon mehr als einmal ihre Kaiser bei sich empfangen haben, und einer von diesen ist der vielgenannte „Meier in der Tann'." An dem heutigen schönen Sommertage stand ihnen indeß nur der Besuch eines gewöhnlichen Reisenden bevor. Durch schöne Waldungen, über üppige Wiesen, zwischen gut bestellten Aeckern und Obstgärten wanderte ich auf schmalen Fußpfaden zu dem Gehöfte dieses reichen Mannes, ein kleiner Wegweiser vom Kloster mir voran.

Die Florianer und überhaupt die österreichischen Bauern, die von ob der Enns jedoch mehr als die von unter der Enns, wohnen häufiger in

*) J. G. Kohl.

Digitized by Google

einzelnen, isolirten Gehöften, um die sich dann ihr Landsitz arrondirt, als in Dörfern. Sie nennen das „Einschichten" oder „einschichtige Höfe." Vielleicht mag diese auch in Westphalen und anderen Gegenden Deutschlands übliche Weise hier zunächst, wie die Bevölkerung selbst, aus Bayern gekommen sein, wo man auch in einigen Donaugegenden von einschichtigen Höfen spricht, die man dann weiterhin in Bayern selbst „Einöden" nennt.

Die Bauern haben alle einen doppelten Namen, erstlich einen Familiennamen, der auf alle ihre Kinder forterbt, und dann einen Namen als Besitzer des Gehöftes, der blos auf ihre Nachfolger übergeht. Die letzteren Namen sind ohne Zweifel uralt, ebenso wie die Gehöfte und ihre Gebiete selbst. Solche Namen sind z. B. folgende: „der Lehner im Föhrenbach," „der Meier im leeren Busch," „der Zehnter auf'm Gömmering," „der Meier in der Tann'," „der Schildhuber," „der Dindelhuber," und der vollständige Name eines solchen Bauern, den sie auf ihre Papiere als Unterschrift setzen, ist dann oft ganz prächtig und lang, z. B. „Johann Plaß, Meier in der Tann'," oder „Joseph Fimberger, der Schildhuber." Im gewöhnlichen Leben aber ist die Bezeichnung nach dem Gehöfte gewöhnlicher als die nach der Familie. Man sagt daher häufiger: „der Schildhuber war heute da," und nicht: „Joseph Fimberger." Die Frauen aber werden gewöhnlich nach ihren Familiennamen genannt, jedoch auch auf eine von unseren Gewohnheiten abweichende Weise. Es wird nämlich alle Mal die weibliche Endung angehängt, z. B. „Maria Fimbergerin," „die Möserin," statt, wie wir sagen würden, „Frau Möser," und so schreiben sie auch.

Der „Meier in der Tann'," sagten mir Alle, „ah, der hat a Haus wie ein G'schloß," und in der That sind die meisten dieser großen Bauernhäuser wie Schlösser mit vier Flügeln in einem Carré gebaut. Durch eine enge Thür kommen die Fußgänger in dem einen Flügel in's Wohnhaus, und durch einen großen Thorweg im andern Flügel fahren die beladenen Wagen in das innere Gehöft ein. Die Stallungen, Wagenschuppen, Kornböden, Heuscheuern u. s. w. sind in den anderen Flügeln vertheilt. Das Ganze ist zweistöckig und von stattlichem Ansehen. Das Haus ist außen und auch innen über den Thüren mit frommen Sprüchen versehen, und ebenso sind auch die Hausgeräthschaften bis auf die Teller herab mit Bibelstellen und Versen geschmückt. Beim Meier in der Tann' fand ich sogar die Mehlsäcke in erster Person reden, und wo wir weniger poetischen Norddeutschen uns einfach mit einem Stempel oder mit den Worten: „Fritz Meier" begnügt hätten, stand hier auf den Mehlsäcken:

„Es wisse hiermit Jedermann:
„Ich gehöre allezeit dem Meier in der Tann'."

Das große Hauptzimmer des Hauses, das gleich in der Nähe des Vorhauses liegt, nennen sie die „Meiersstube," oder nach österreichischer Aussprache die „Moiesstubn." Sie ist der gewöhnliche Aufenthalt und Sammelplatz aller Hausmitglieder, sowie auch das Speisezimmer; auch sitzen die Weiber im Winter darin zum Spinnen und zu andern häuslichen

Digitized by Google

Geschäften vereinigt. Daneben befinden sich gleich die Schlafstuben des Ehepaars und ihrer Kinder und gegenüber, auf der andern Seite des Vorplatzes, die Schlafstuben der Knechte und Mägde, von denen aus eine Thür in die Küche und dann in den Pferdestall führt. Der „Meier in der Tann'" hatte auch noch sein eigenes Arbeitszimmer und Kabinet daneben.

Oben im zweiten Stock befinden sich die Gast- und Sonntagszimmer und Vorrathskammern. Manche haben in den Sonntagszimmern sich selbst und ihre nächsten Verwandten und Ahnherrn porträtirt bis zum Großvater und Großenkel hinauf. Beim Meier in der Tann' sahen diese Ahnenbilder alle wie venetianische Edelleute aus, denn sie waren, Männer wie Weiber, alle von Kopf bis zu Fuß in rabenschwarzer Kleidung. Man findet auch immer hier eine Reihe von Betten mit magnifiken Federgebirgen und bunten Decken belegt, für Gäste, die etwa kommen könnten. In diesen Sonntagsstuben liegen denn auch in Schränken, Kasten und Truhen der Brautschmuck, die Leinwand- und Metallschätze und die Feierkleider der Frau — ein schwarzer Spenzer, ein schwarzseidener „Kittel" (so nennen sie selbst das beste Kleid) und eine hübsche, oben auf der Spitze mit einem aus Perlen zusammengesetzten Sterne versehene Ohrhaube von Otterfell verborgen, lauter Dinge, die noch jetzt in Form und Stoff vielfach an das Mutterland Bayern erinnern. Dann ist aber auch das „Kastl" (Zimmer) zum Obst, wo man ganze Kasten voll getrockneter Aepfel, Pflaumen und Birnen findet, alsdann eine eigene „G'schirrkammer," in der die Fülle von Pferdegeschirren, die Ordnung und der einfache Schmuck unter ihnen mehr gefällt als der brillanteste Putz und die peinlichste Accurateſſe in einem königlichen Marstalle, weil es eben bei Bauern ist. Zuweilen findet man da auch alte, lange gesparte Sattel, mit rothem Sammet überzogen, die ihrer Form nach so alt scheinen, wie die Reitkunst. In manchen Bauernhöfen giebt es nicht weniger als vierzig solcher Zimmer und Räume.

Die berühmteste und am meisten verbreitete Pferderace in allen den Ländern zwischen München und Wien im Süden der Donau ist die Pinzgauer, „'s Pinzger G'schlag," sagen die Oesterreicher. Es sind dies sehr große, stattliche Thiere. Sie kommen als Füllen gewöhnlich hierher, werden auf den schönen Wiesen der Donauebene aufgezogen, als Ackerpferde von den Bauern eine Zeit lang gebraucht und gehen dann wohl nach Wien, wo man diese Riesenthiere im Dienste der Schlächter und Bierbrauer das Pflaster treten sieht. Beim „Lehner im Föhrenbach" sah ich einen zweijährigen Pinzgauer Hengst, den ich gewiß für ein antediluvianisches Thier gehalten hätte, wenn ich nicht bestimmt überzeugt gewesen wäre, daß die Sündfluth an diesem Tage längst abgebüßt gewesen.

Auch das Hornvieh der Donauebenen bekommt von den Gebirgen her, wo oft Viehzucht die einzig mögliche Beschäftigung ist, einen beständigen Zuwachs. Aus dem Pinzgau, Pongau und von den steierischen Alpen her wandert immer nach der Donau hin das Vieh hinab, um hier die Lücken zu füllen, welche der Tod und der Schlächter in den Stallungen

Digitized by Google

machten und welche die geringere Viehproduktion der Ebene nicht völlig wieder ausfüllt.

Die merkwürdigsten Stallungen sind aber bei diesen österreichischen Bauern ihre Schweineställe, besonders für Jemanden, der aus einem Lande kommt, wo „Swinekowen" gebräuchlich sind, ich meine, für einen Norddeutschen. Es sind diese österreichischen Schweineställe hohe, große Räume, in denen sich lange Reihen von kleinen, allseitig geschlossenen, nur oben offenen Kasten befinden. Jeder dieser Kasten ist die Wohnung eines Schweines. Gewöhnlich sind diese Kasten aus dicken Balken zusammengezimmert, bei den reicheren Bauern aber bestehen sie aus soliden, plattbehauenen Quadersteinen. Die Fütterung wird jedem Schweine besonders in seinen Kasten gegeben. Auf diese Weise haben die Schweine beständig frische Luft, und doch sind sie eng genug eingeschlossen, um sich dem Fettwerden mit gehöriger Muße und Bequemlichkeit überlassen zu können. Dabei schützt sie das Isolirungssystem eines vor dem anderen, und in dem steinernen Kasten läßt sich auch bei diesem schmutzigen Thiere die größte Reinlichkeit erzielen. Ich glaube, es sind dies die vollkommensten Schweineställe, die man in Europa findet, und denke, daß selbst Kirke für Ulyß und seine Gefährten keine besseren hatte.

Auch die „Mostpresse" muß man in einem österreichischen Bauernhause bewundern. Obgleich sie nur Zider pressen (denn in Oberösterreich giebt es noch keinen Weinbau), so machen sie doch großes Wesen davon und gewinnen sowohl von Birnen als von Aepfeln den berauschenden Saft. Die Früchte werden zuvor unter einem großen Steine, der von einem Pferde in Bewegung gesetzt wird, zerdrückt und dann auf Pressen völlig ausgequetscht. In großen Wirthschaften sieht man oft zehn bis zwölf solcher Pressen. So wenig uns das saure Getränk so vieler Umstände werth scheint, so ist es hier doch ein unabweisliches Bedürfniß geworden, und die „Zehnter im Gömmering" und die „Meiers im leeren Busch" würden morgen am Tage ihre Knechte verlieren, wenn sie ihnen nicht die gewohnte Portion „Aepfelwein" mehr ertheilen wollten. Weiter oben nach der Donau hinauf, im Lande der biertrinkenden Bauern, hört dann auch der Zider auf. Weiter unten hinab kommen aber die saueren österreichischen, dann die süßen ungarischen Weine.

Der „Meier in der Tann'" hat nicht weniger als vierzig Leute, seine Kinder eingerechnet, in seinem Hause. Er erzählte mir viel vom Kaiser Franz und vom Erzherzog Maximilian, die wiederholt bei ihm eingekehrt waren. Die Frau und die Kinder machten Nudeln für den morgenden Festtag Es waltete dabei Zucht und Ordnung, und hinter dem Christusbilde an der Wand sah ich dasjenige Erziehungshilfsmittel stecken, welches wir gewöhnlich hinter dasjenige Hausmöbel verbergen, das uns täglich und stündlich die angenehmsten und unangenehmsten Wahrheiten sagt.

Als der „Meier in der Tann'" mich über seinen Hof zu seinem Thore hinaus begleitete, fragte ich ihn: „Diese fetten „Händel" da verkaufen

Digitized by Google

Sie wohl in die Stadt?" — „Nä," antwortete er, „warum sollt ich sie zur Stadt verkaufe? Ich kann sie ja selber esse, 'sisch besser äso!" — Später erst lernte ich, daß dies eine stehende Redensart der reichen österreichischen Bauern bei manchen Gelegenheiten sei. „I kann's ja selber brauche, 'sisch besser äso!" sagen sie von vielen Dingen.

Der „Bua" und „'s Diandel" begleiteten uns; der Bua hieß Seppi und 's Diandel Barbara, zwei frische, freundliche Kinder. Als wir unter den großen Bäumen, die das Gehöft umgaben (wie denn gewöhnlich jedes dieser Gehöfte von solchen alten Bäumen umgeben ist), ankamen, wünschten sie mir freundlich ein „Behüt' Ihne Gott! behüt' Ihne Gott!" — und ich sagte ihnen auf ihre Weise mein „Gelt's Gott, Kinder! Gelt's Gott!" und trat die Rückreise nach Ebelsberg an, durch alle die gesegneten Fluren, auf welche die rauhen und armen Hochgebirge beständig so neidische Blicke werfen.

Der reichste Bauer in ganz Oberösterreich ist der Stedinger. Auch ihn hatte ich später Gelegenheit zu besuchen, doch glich sich auf diesen Gehöften, im Ganzen genommen, Alles wie ein Ei dem andern.

Von persönlichen Leistungen der Bauern an die Grundherrschaft, von Frohnden oder, wie die Oesterreicher sagen, „Roboten" ist in den Ländern ob und unter der Enns wenig mehr die Rede. Es sind in der Regel Geldabgaben an ihre Stelle getreten. Aber der Zehnte, den die Grundherrschaften überall erheben, die vielen Einquartierungslasten, die Militärkonskription, welcher der Adel nicht unterworfen ist, und viele kaiserliche und herrschaftliche Steuern drücken den Bauernstand vorzugsweise. Da das Land im Ganzen aber fruchtbar ist, die Leute fleißig und mäßig leben und dabei die gerichtliche Praxis der Ungünstigkeit der bestehenden Steuergesetze zum Trotze den Unterthanen so günstig sich zeigt, daß selbst Kaiser Franz sich zuweilen beklagte, er könne in seinen Prozessen gegen seine eigenen Bauern nicht Recht erhalten, so ist bei dem Allen der Ackerbau in so gutem Stande, wie wir ihn oben schilderten. — Ein merkwürdiges Gesetz bei ihnen ist noch das, daß nicht auf den ältesten, sondern auf den jüngsten Sohn das Bauerngut übergeht. Man nimmt an, daß die älteren Brüder beim Tode der Aeltern sich schon anderweitig haben versorgen können, während der jüngste dann oft besonders einer Erbschaft bedarf. Bei uns ist wohl die richtigere Idee herrschend, daß in der Regel der älteste Sohn auch der tüchtigste und natürlichste Vormund für die anderen sei und also besonders in Stand gesetzt werden müsse, um auf wirksame Weise an die Stelle der Aeltern treten zu können.

Digitized by Google

5. Böhmisches Land und Volk.*)

Böhmen ist von der Natur selbst nach Außen hin zu einem vielfach abgeschlossenen, nach Innen zu einem höchst eigenthümlichen Länder-Einzelwesen gestempelt. Von drei Seiten mit hohen Gebirgsmauern eingefaßt, stellt es sich dar als ein Terrassenland mit vorherrschender Kesselform; es ist aber nicht sowohl Ein Kessel, als eine Verbindung vieler Kesselbildungen, deren Mannigfaltigkeit durch den Rahmen des Gebirgsrandes zur Einheit zusammengefaßt ist. Die Hauptsenkung des Bodens ist eine zweifache: von Süden nach Norden, durch die Richtung der Moldau und der mit ihr zusammengeflossenen Elbe bezeichnet, und von Westen nach Osten einerseits, von Osten nach Westen andererseits, — dort durch Beraun und Eger, hier durch obere Elbe und Iser bezeichnet. Der tiefste Punkt des gewaltigen Terrassenkessels ist aber nicht die räumliche Mitte, nicht des Landes Hauptstadt, sondern die nordwestliche Spitze im Leitmeritzer Kreise, wo nach der im Süden vorangegangenen Vereinigung des Elbwassers mit Iser und Moldau die Eger in die Elbe tritt, die aber darauf bald das vorlagernde Sandsteingebirge, das Sachsen von Böhmen scheidet, durchbricht und ihre böhmischen Gewässer dem nördlichen Deutschland zuführt. Diese physikalische Mitte des Böhmerlandes hat nur 321 Pariser Fuß über der Meeresfläche, während Leitmeritz noch 406, Prag aber 600 Fuß absolute Höhe hat.

Unsere geographischen Lehrbücher pflegen Böhmen als einen großen Kessel, hermetisch verschlossen durch einen ringsum laufenden Gebirgswall, darzustellen; — diese Darstellung und Vorstellung ist aber keineswegs entsprechend. Das Böhmerwaldgebirge ist kein Wall, sondern ein Mannigfaltiges von Gebirgsketten und Gebirgsmassen, die zwar meist gleichlaufend streichen, oft aber auch ganz isolirt dastehen, und — was die Hauptsache ist — des gemeinsamen Kammes entbehren. Mitten in dem Hauptzuge des Böhmerwaldes, da, wo der Weiße Regen entspringt, ist eine drei Meilen weite Lücke, theilweise durch einige kleinere Bergmassen ausgefüllt, aber auch in Tiefebenen ein Thor nach Bayern öffnend. Ebenso sinkt auch auf dem böhmisch-mährischen Gebirgszuge die Wasserscheide des Donau- und Elbgebietes öfters bis zur Tiefebene hinab, und man kann von Böhmen nach Mähren wandern, ohne einen Berg übersteigen zu müssen. Die niedrigste Stelle in dem ganzen böhmischen Gebirgskranze ist die, wo sich das mährische Gebirge von den Sudeten scheidet; die bekannte Berglinie, welche den Norden Europa's vom Süden trennt, fällt hier noch unter 600 Fuß hinab. Im Uebrigen ist aber Böhmen auf höchst merkwürdige Weise von seinen Nachbarländern abgeschlossen und steht mit seinem großartigen Bergsaume da wie eine Insel auf dem Festlande.

*) Vom Herausgeber. (Vergl. dessen „Skizzen böhmischer Kulturbilder," Leipzig 1844.)

Digitized by Google

Blicken wir nun in das Innere, so zeigt sich die bemerkenswerthe Eigenheit, daß fast jeder Kreis wieder ein eigenes Becken, eine eigene Terrasse für sich bildet und die Gestalt des Ganzen im Kleinen wiederholt. Randgebirge, Hoch- und Tiefebenen, die wieder von Hügelreihen durchschnitten sind, enge Schluchten mit weiten Thälern abwechselnd — eine Mannigfaltigkeit der Formen, wie man sie sich im sächsischen Flachlande und märkischen Sande nicht träumen läßt. Welche Gegensätze, und wie nah oft zusammengerückt! Hier begegnet dem Auge des Reisenden eine großartig wilde Natur von Granitblöcken, dürren Haideflächen und schwarzem Moorgrunde; aus vormaligem Seeboden und uraltem Bruche treten so eben erst einige Wiesen hervor; die Ackerfelder mit ihren von Granittrümmern gebildeten Zäunen sind eben erst dem widerstrebenden Felsboden abgerungen worden und schauen aus den dunkeln Tannenwäldern wie grüne Oasen hervor. Der Eigenthümer hat sich selbst die Baumstämme zu seiner Wohnung gefällt, und links um dieselbe lagert sich patriarchalisch sein Besitzthum von Wiese, Acker und Wald, Alles zusammen; die kleine Heerde weidet, von seinen Kindern bewacht, in der Nähe; kein Laut von dem geräuschvollen Treiben des Weltlebens dringt in diese Stille. Sieht man dazu noch (im Böhmerwalde) die vom Winde gefällten Baumstämme unbenutzt vermodern, weil hier noch kein Bedürfniß vorhanden ist, das Holz weiter als aus der nächsten Umgebung zu holen: so kommt der Eindruck fast dem der amerikanischen Urwälder gleich, und die Bewohner erscheinen wie eben sich ansiedelnde Anbauer einer neuen Welt. Als ich vom Kamme des Erzgebirges herabstieg, begegnete mir ein Mann mit einem Fuder Holz; dieses Holz hatte er selbst gefällt und zugehauen, und zwar auf seinem eigenen Grundstücke; er fuhr sein Holz mit eigenem Geschirr, Wagen und Pferde hatte er selbst beschlagen, denn er war von Profession ein Schmied, und das Holz wollte er zu einem Meiler aufthürmen, um es zu verkohlen. So vereinigte er den Förster, Kohlenbrenner, Fuhrmann, Gutsbesitzer, Bauer und Handwerker in Einer Person.

Indem sich aber die Natur des böhmischen Landes, von dieser Seite betrachtet, noch völlig neu, jugendlich frisch und einer großen Entwickelung fähig darstellt, so erinnern andererseits die vielen Trümmer alter Burgen, die uralten Städte und Dörfer, die fruchtbaren, seit Jahrhunderten durchfurchten Ackerfluren, die Denkmäler gewonnener und verlorener Schlachten an die reiche geschichtliche Vergangenheit, welche das Land bereits hinter sich hat.

In einer Gegend sind Berg und Thal wie übersäet mit Häusern und Hütten; es lebt da eine Volksmenge, welche die englischen Fabrikdistrikte noch übertrifft, mit allem Elend und Jammer der Fabrikländer, Alt und Jung den Maschinendienst des Spitzenklöppelns treibend, und dahinsiechend unter der zwar stillen und wenig anstrengenden, aber entnervenden Arbeit, die kaum hinreicht, die Hungersnoth abzuhalten; daneben arme Bergleute, welche ohne Arbeit sind, weil die zwar noch immer erzhaltigen, aber mit

Digitized by Google

Waſſer angefüllten Gruben brach liegen; endlich Bauern, deren Aecker und Wieſen mehr Steine als Halme tragen — und dort, nur einige Stunden weiter in's Land hinein, das beſte, fetteſte Ackerland, der üppigſte Wieſengrund, Gemüſe und Obſt in Ueberfluß, kurz, eine Gegend von den fruchtbarſten in Europa, mit der wohlhabendſten Bevölkerung, die ſich bequem auf ihrem Territorium ausbreitet.

Bei dem Anblicke der zahlreichen Eiſenwerke, Maſchinenwerkſtätten, Leinwand-, Porzellan-, Glas- und Kattunfabriken fühlt man ſich ganz in der induſtriellen Gegenwart; und wiederum bei dem Anblicke der zahlreichen Mineralquellen, die heiß und kalt aus verborgener Tiefe hervorſprudeln, der ſonderbaren Gasquellen, die in aufſchäumenden Bläschen dem mineraliſchen Moore entſtrömen, der Klingſteinberge und Baſaltkegel, welche einzeln und maſſenweis die Erdrinde durchbrochen haben: da wird man ganz in die Vergangenheit zurückgeworfen, in die alten grauen Zeiten, wo Neptun's Geſellen und Pluto's Geiſter in heißem Kampfe entbrannten. Seit Jahrhunderten, wer weiß, wie vielen, entſtrömen dieſe Gaſe und Heilwaſſer der mütterlichen Erde und werden aus verborgener Tiefe heraufkommen, wer weiß, wie lange? Man iſt bei dem Anblicke des gewaltigen Karlsbader Sprudels, der ſein mit einer Hitze von 138 Grad Fahrenheit ſiedendes und brauſendes Waſſer oft 9 Fuß emporwirft, noch immer in dem Falle jenes Bauern, der die Küche zu ſehen wünſchte, wo man das heiße Waſſer koche.*) Das vulkaniſche Produkt, der Baſalt, ſpielt in keinem Lande eine ſolche Hauptrolle, wie in Böhmen. Der Donnersberg bei Milleſchau, dieſer Rieſenſohn vulkaniſcher Gewalten, iſt mit ſeiner Höhe von 2641 Fuß der höchſte Baſaltberg, den wir kennen.

Mit dieſer vulkaniſchen Natur des Landes harmonirt vielfach ſeine Geſchichte; auch dieſe hat etwas Abenteuerliches, Pittoreskes, Gewaltiges. Man denke an Ottokar, Huß, Cziska (Tſchiſchka), Wallenſtein! Ein plötzliches Aufleuchten, aber auch eben ſo plötzliche Finſterniß, gewaltige Kräfte, das gewohnte Gleis des Lebens kühn durchbrechend und über die gemeine Oberfläche hoch emporragend, aber ſtoßweiſe, zerſtörend, revolutionär.

Man trifft in Böhmen eine Natur, welche ſowohl der Einförmigkeit des norddeutſchen Tieflandes wie des bayeriſchen Hochlandes ganz und gar entgegengeſetzt iſt. Dieſe kühnen und wildromantiſchen Felsgebilde bei Aders-

*) Dieſer merkwürdige Quell hat ſich ſelbſt eine Decke aus Kalktuff (Sprudelſtein) gebildet, auf welcher faſt ganz Karlsbad ſteht. Die Kruſte iſt ſtellenweis nur eine halbe Elle dick, wird auch, wenn man ſie verletzt, von der Gewalt des andringenden Waſſers geſprengt, und ſo bilden ſich hier und da heiße Quellen in den Häuſern und Stuben! Bei einer früheren Unterſuchung des unterirdiſchen Keſſels fand man einen großen Teich, der gegen den Markt hin immer tiefer wurde. Mit zuſammengebundenen Stangen von 30 Klaftern Länge, die man in der Richtung gegen das Rathhaus hineinſchob, konnte man weder die Seiten, noch den Grund des großen Beckens erreichen. Das Waſſer aber kochte mit furchtbarem Brauſen, und der heftig ausſtrömende Dampf machte nähere Unterſuchungen unmöglich.

Digitized by Google

bach, dieſe erhabene Alpennatur im Rieſengebirge, dieſe freundlichen Hügellandſchaften, wo die Elbe das Land verläßt, dieſe pittoresken Ufer, wo ſie entſpringt, dieſe ſchwarzen Fichtenwälder an den ſchroffen Abhängen des Böhmerwaldes, und dieſe Moldau- und Elbufer mit ihren weinbegrenzten Höhen: welch ein Reichthum ſchöner Naturanſichten! Aber auch welch' ein Reichthum an Produkten! Wenn man das einzige und nothwendige Naturprodukt des Salzes, an welchem Böhmen auffallenden Mangel leidet, abrechnet, ſo vereinigt dieſes Land in ſeltener Weiſe Alles, was zu des Lebens Nothdurft und Annehmlichkeit gehört: geſegnete Kornfelder, holzreiche Waldungen, erzhaltige Berge, große Braun- und Steinkohlenlager, fruchtbare Wieſen, ergiebige Obſtgärten, treffliche Weinberge, vorzügliche Hopfenfelder — und dazu ſchiffbare Flüſſe. Darum wird auch Böhmen mit Recht der ſchönſte Diamant in Oeſterreichs Krone genannt. Das Klima bietet eine herrliche Mitte von Wärme und Kälte; nur in den Hochflächen und Gebirgslandſchaften iſt es rauh. Der hohe Wall des Erzgebirges wie der noch höhere der Sudetenkette ſchützt indeſſen das anliegende tiefere Land vor den Nord- und Oſtwinden. Da, wo die Moldau in die Elbe tritt, in der reizenden Gegend von Melnik, gedeihen ſeit Jahrhunderten Burgunderreben auf das Beſte und liefern in guten Jahren einen Wein, der faſt das Originalgewächs übertrifft.

Gleicherweiſe für den Ackerbau wie für die Induſtrie ſind alle Bedingungen, inſofern ſie von der Natur des Landes abhängen, äußerſt günſtig. Böhmen übertrifft hierin England, denn es hat nicht bloß den ausgezeichneten Reichthum an Wäldern und Kohlenlagern und eine ausgezeichnete Fülle von Waſſerkraft, ſondern auch eine viel reichere Produktion des Bodens, und darum wohlfeileres Arbeitslohn, als England. Wären die Staats- und Handelsverhältniſſe eben ſo günſtig, ſo müßte Böhmen mit den beſten rheiniſchen, belgiſchen und engliſchen Fabrikdiſtrikten wetteifern.

Unter den öſterreichiſchen Landestheilen ſteht Böhmens Gewerbfleiß unbedingt obenan. Leinenwaaren werden für die Ausfuhr im Großen ausſchließlich in Böhmen (am Rieſengebirge) verfertigt, über eine Million Stück jährlich, und die „Rumburger" Leinwand iſt auch in der nicht-böhmiſchen Frauenwelt rühmlichſt bekannt. Die Shawls und Wollenſtoffe, die Kattune und Halbwollenfabrikate ſind ausgezeichnet. Auch die Wollen- und Baumwollenſpinnereien kommen jetzt mehr und mehr in Schwung. In der Glasfabrikation aber behauptet Böhmen ſeit Langem entſchieden den Vorrang; man rechnet 75 Glashütten und 22 Glasſchleifereien. Böhmiſches Glas iſt in Syrien und Aegypten, in Spanien und Mexiko bekannt. Die böhmiſche Induſtrie muß noch eine große Zukunft haben, denn bis jetzt hat man erſt einen kleinen Anfang gemacht; viele Kräfte ſchlafen noch, in der Natur- wie in der Menſchenwelt, und warten der Auferſtehung. Dies gilt namentlich auch von den reichen Braun- und Steinkohlenlagern.

In Hinſicht der Bevölkerung weicht Böhmen nur dem lombardiſch-venetianiſchen Königreiche, das 5300 Einwohner auf eine Quadratmeile

Digitized by Google

zählt. Auf einem Flächenraume von 943¾ Quadratmeilen wohnen in Böhmen 4,705,525 Menschen, also kommen auf eine Quadratmeile im Durchschnitt 4986 Bewohner, 2000 mehr als die Durchschnittszahl der österreichischen Gesammtbevölkerung, die 2978 auf die Quadratmeile angeschlagen wird. In dem nördlichen Theile von Böhmen jedoch, in den außerordentlich betriebsamen Gegenden des bunzlauer und bidschower Kreises kommen 12,000—20,000 Einwohner auf die Quadratmeile.

Auch in Bezug auf die Menge der Städte behauptet Böhmen den ersten Rang; denn während in den deutschen Provinzen Oesterreichs auf eine Stadt 8, in Italien 22, in Ungarn aber 58 Quadratmeilen kommen, ist dies in Böhmen schon auf drei Quadratmeilen der Fall. Dieser Ruhm wird aber sehr dadurch verdunkelt, daß unter den böhmischen Städten die meisten elende Nester sind, oft armseliger als in andern Ländern die Dörfer. Jene kleinen Landstädte, „Stadels" genannt, sind unglückliche Zwitter zwischen Stadt und Dorf. Weil Böhmen keinen bürgerlichen, durchgebildeten, gehobenen Mittelstand hat, so ist auch das städtische Leben nicht entwickelt. An großen Städten fehlt es ganz und gar. Die Zahl von 143,000 Einwohnern der Hauptstadt Prag sinkt auffallend sogleich auf 16,000 (Reichenberg, die betriebsame Fabrikstadt), 10,000 (das alte Eger) u. s. w.

Darum überkommt den Reisenden bei längerm Aufenthalte auf den sonst so einladenden und so manche Genüsse darbietenden böhmischen Landgütern doch bald jenes trostlose Gefühl der Einsamkeit und Abgeschiedenheit, trotz der biedern Gastfreundschaft der Bewohner und der Schönheit ihrer Natur. Es mangelt der Hintergrund einer lebendigen Stadtwelt, welcher durch seinen Gegensatz den Reiz des Landlebens nicht bloß erhöht, sondern im Grunde erst erzeugt. Dazu mag noch der Umstand kommen, daß auf den böhmischen Herrenhöfen die Landwirthschaft bisher ganz überwiegend durch die Frohnarbeit der Bauern betrieben wurde, also das Getümmel von Wagen und Pferden und Knechten, wie man es auf norddeutschen Höfen sieht, wegfiel. Nun, da der Frohndienst aufgehoben, wird sich auch in der Oekonomie Manches lebendiger gestalten.

Einen überraschenden Eindruck und alle Erwartung übertreffend machte auf mich Böhmens Hauptstadt. Mit Prag möchten sich von den deutschen Städten wenige an Schönheit und Eigenthümlichkeit der Lage messen können. Wenn man von dem Plateau des Weißen Berges hier in das hochgelegene Burgviertel der Stadt, den Hradschin, vorschreitet auf den Vorsprung, der jäh zum Moldauthale abfällt, und dann von dieser Bergstadt herab auf einmal tief unter sich eine noch viel größere Flußstadt erblickt, ein Meer von Häusern und Palästen, aus dessen Wogen eine zahllose Menge von Kirchen, Thürmen und Kuppeln wie Schiffe mit ihren Masten hervorragt: so ist das fast ein orientalisches Bild, großartig und prächtig. Zu den Füßen schlängelt sich die breite, stattliche Moldau, welche tief in die Hochfläche sich hineingegraben und malerische Hügelreihen an ihren Ufern

Digitized by Google

gebildet hat. Dort erhebt sich der schroffe Ziskaberg, auf welchem die Hussiten 1420 ihren ersten Sieg erfochten; und weit im Hintergrunde der feste Wyschehrad, pittoresk das Gemälde begrenzend. Wendet man sich um, so hat man die Ansicht des großen königlichen Schlosses, das die kaiserliche Hofburg zu Wien noch an Größe übertrifft; daneben das prächtige erzbischöfliche Palais, rechts aber die ehrwürdige gothische Kathedrale, der Dom von St. Veit (leider unvollendet) mit seinem himmelanstrebenden Thurme. Auf der entgegengesetzten Seite das reiche Prämonstratenserstift Strahof mit seiner schönen Kirche, und dahinter auf einem mit Wein- und Obstgärten begrenzten Hügel die freundliche Laurenzi-Kapelle mit ihren zwei zierlichen Thürmen; — eine Mannigfaltigkeit der An- und Aussicht, wie sie dem Auge selten zu Theil wird. Steigt man sodann hinunter zwischen den hohen Häusern, die, auf schroffem Abhange erbaut, wie Festungswerke erscheinen, und stellt sich auf die 1790 Fuß lange und 55 Fuß breite alterthümliche steinerne Brücke, welche die Altstadt mit der Kleinseite verbindet, zwischen die 28 Heiligen und Apostel, die, aus Stein gehauen, auf den Brückenrändern Wache halten, in der Mitte die bronzene Statue des heil. Nepomuk, Schutzpatrons von Böhmen, — so hat man wieder einen Anblick, wie man ihn weder auf der Dresdner, noch sonst einer Brücke finden kann: die Ansicht des Hradschin. Gegenüber der steinernen hängt eine zweite Brücke, kühn über dem breiten Moldauspiegel schwebend, und zu den alten Bauwerken den Kontrast der Neuzeit bildend; es ist die eiserne Kettenbrücke, ein schönes Denkmal der Baukunst unserer Tage. Neben ihr, in den Strom gelagert, lacht freundlich das baumbegrenzte Eiland der Sophieninsel herüber, und weit hinter ihr, in blauer Ferne verschwimmend, erscheinen wieder die schroffen Ufer der Moldau. Man bekommt auf der alten Karlsbrücke zugleich den Eindruck alt-christlicher Mythologie, mittelalterlicher Romantik und moderner Kunst. Ueberall — das kommt hier zum Bewußtsein — ragt in die Stadt das Land, in die Gegenwart die Vergangenheit, in das weltliche das kirchliche, in das Kultur- das Naturleben hinein, und das macht eben Prag so merkwürdig, so eigenthümlich. Es läßt sich kein vollerer Gegensatz denken, als zwischen einer Stadt wie Berlin mit einer Stadt wie Prag. — Berlin in einer durchaus flachen, einförmigen Sandebene an der unscheinbaren Spree; — Prag in einem wechselreichen Hügellande, zum Theil selbst auf Bergeshöhen erbaut, an den pittoresken Ufern der Moldau; um Berlin die Natur des norddeutschen Tieflandes mit seinem Repräsentanten, der Kiefer — um Prag schon süddeutsche Natur, Wein- und Obstgärten; die Straßen von Berlin alle breit, regelmäßig, geradlinig — in Prag kaum zwei breite, gerade Straßen, alle andern krumm und eckig; in Berlin fast alle Häuser modern, schön, freundlich, aber einförmig und prosaisch, ohne geschichtliche Erinnerungen — in Prag viele rußige alterthümliche Häuser, unregelmäßig, oft bizarr, mit gewölbten Vorbauten und Laubengängen, die Paläste aus ältester Zeit, jeder mit seiner Geschichte ein Repräsentant grauer Vergangenheit; kein Haus

Digitized by Google

dem andern gleich, ein bunter Wechsel; — in Berlin Alles fein, abgeschliffen, äußerst elegant, vornehm, ein, so zu sagen, spirituelles Wesen im Ganzen; — in Prag viel Schmutz, ein ganzes Judenviertel, ein mehr materieller, plebejischer Anstrich; man sucht vergebens nach einem Westminster oder einer Wilhelmstraße; überall böhmische Bauern, Juden und Pöbel, an allen Ecken und Enden Fleisch- und Semmelbuden, Hökerweiber und dampfende „Würstel," nirgends etwas Exclusives. In Berlin sind Kirchen und Glocken eine Seltenheit, in Prag ist Beides im Ueberfluß; Berlin die Residenz der Friedriche und der Philosophen, Prag die Residenz der Erzbischöfe.

Das anziehendste und wichtigste Schauspiel bietet Böhmen dar in der Mischung zweier grundverschiedener Nationen, die seine Bevölkerung bilden. Von den nahezu fünf Millionen sind nämlich 2,900,000 Czechen (Tschechen), der übrige Theil Deutsche, von dem das Volk Israel noch in Abzug zu bringen ist, das sich überall an das Slavenvolk, wie die Klette an die Wolle, anklebt. — Wie zwei feindliche Elemente sind jene zwei Völkersubstanzen oft zischend und brausend gegen einander gefahren, haben sich zuweilen mechanisch verbunden, aber nie chemisch: eine drohte die andere zu verschlingen, und doch war nur die eine oben, wenn die andere zu Boden fuhr; das czechische Volkselement schien endlich aufgelöst, und siehe da! es lebte wieder auf mit neuer frischer Kraft. Daß die Deutschen in Böhmen, obwohl die geringere Zahl, nicht den Czechen erlegen sind, kann nicht Wunder nehmen, da sie die große west-europäisch-germanische Kultur zur schützenden Grundlage hatten, wenn sie auch nicht die regierenden Herren gewesen wären. Daß aber die czechischen Slaven, von ihrem Volksstamme abgerissen, ohne nationale und geistige Einheit mit einem größern Ganzen doch ihr eigenthümliches Wesen bewahrt haben, selbst unter dem schweren Drucke des deutschen Scepters: dies beweist, daß sie von einem urkräftigen, derben Grundstoffe sind, der noch reiche Entwickelung verspricht. In Literatur und Wissenschaft stehen die Böhmen jetzt an der Spitze der ganzen slavischen Nationalität; sie haben die europäische Kultur aufgenommen, ohne ihre Eigenthümlichkeit daran zu geben; was die Gründlichkeit und Tiefe ihrer Bildung betrifft, könnte man sie die Germanen unter den Slaven nennen. Einige Züge mögen den Czechen charakterisiren.

Er hat nicht die kindliche Heiterkeit des Russen, noch die heitere Lebenslust und das ritterliche Wesen der Polen: er ist trüber, verschlossener, weniger beweglich; bei ihm verschmilzt leicht die sittliche Leichtfertigkeit des Slaven und die gemessene Reflexion des Deutschen zu einer gewissen Arglist, welche das Vertrauen des Deutschen zu ihm niederdrückt und sein Vertrauen zu dem Deutschen hindert. Slave und Deutscher sind von Haus aus keine freundlichen Brüder. Der Deutsche nennt seinen czechischen Landsmann „Stockböhme!" Ein Erbfehler des czechischen Stammes scheint ferner die Rechthaberei und Zanksucht zu sein; auch legt man nicht mit Unrecht dem Volke Unbeständigkeit und Vergnügungssucht, geringe Besonnenheit im Unglück und Uebermuth im Glücke, wie auch große Rachsucht bei;

Digitized by Google

die Geſchichte liefert manch' Lebensbild zu dieſen Zügen. Die Deutſchen in Böhmen zeichnen ſich dagegen wieder durch größere Berufstreue und Ordnungsliebe, ſo wie durch größere Reinlichkeit aus. Sie bewohnen nicht blos die ſchönſten und theilweis fruchtbarſten Gegenden von Böhmen (z. B. den leitmeritzer Kreis), ſondern ſind auch in den minder fruchtbaren Strichen die beſten Landwirthe; der berühmte böhmiſche Hopfen wird von Deutſchen gebaut, das geſchätzte Obſt kommt meiſt aus deutſchen Gärten, das beſte böhmiſche Glas wird in deutſchen Fabriken gemacht, und die gerühmte muſikaliſche Bildung gilt nur von den Deutſchböhmen.

Haben die Slaven eine zähe Nationalität, ſo haben ſie die Deutſchen nicht minder. In dem czaslauer Kreiſe exiſtirt z. B. eine ganz kleine, rings von Czechen eingeſchloſſene Gemeinde, eine deutſche Kolonie, und dennoch haben dieſe Menſchen, ähnlich wie ihre Stammgenoſſen in Siebenbürgen und im ſüdlichen Rußland, nichts von fremden Sitten und Gebräuchen angenommen, ſondern ſtreng, bis auf den Dialekt, ihr deutſches Weſen bewahrt. Uebrigens iſt faſt jeder Eingeborene der zwei Landesſprachen mächtig; der Böhme ſpricht fertig deutſch, und der Deutſche fertig böhmiſch; auch tauſchen die Eltern zur leichteren Erlernung der andern Sprache ihre Kinder oft gegenſeitig um.

Der ſlaviſche Typus in den Geſichtszügen iſt auch bei den czechiſchen Böhmen immer noch durchſcheinend genug, obwohl man Mühe hat, in Böhmen, wie der franzöſiſche Marquis Cuſtine in Rußland, jenen ſeelenvollen Blick des länglichen Eidechſenauges „voll Sympathie und Schalkheit" in den böhmiſchen Augen wiederzufinden. Aber der mehr länglich ovale Schnitt derſelben, die meiſt dunklere Farbe des Haares, ſo wie die unter ſchärferm Winkel geſchnittene, nach unten breitere Naſe und der breitere Mund unterſcheiden die czechiſche Phyſiognomie merklich von der deutſchen, die viel weniger markirt, aber auch viel offener und heller iſt.

Wenn die Unterſcheidung der Temperamente nicht immer etwas Einſeitiges behielte, ſo möchten wir den Ruſſen das phlegmatiſche, den Polen das ſanguiniſche, den Czechen das choleriſche, den Donau-Slaven (Serben und Kleinruſſen) das melancholiſche*) zuweiſen. Auf manchen echt böhmiſchen Geſichtern ſteht der Jähzorn deutlich geſchrieben, und das choleriſche Temperament iſt, wie die Geſchichte lehrt, der Böhmen Unglück geweſen;

*) In einer Stelle aus Mickiewicz' „Vorleſungen über ſlaviſche Literatur u. ſ. w." heißt es ſehr bezeichnend alſo: „Dieſe wunderbare und leere Waldſtätte (es iſt von den Ebenen der unteren Donau die Rede), wo die Ueberlieferung keinen Stein findet, auf dem ſie ausruhen könnte, hier, nach den Worten eines alten Sehers, aus dieſer von Pferdehufen durchwühlten, von Leibern der Gefallenen gedüngten, mit ihren Gebeinen beſäeten und einem Regen warmen Blutes benetzten Ebene iſt üppig aufgeſchoſſen das Trauergefühl. Sehnſucht und Trauer athmen hauptſächlich die Dichtungen jener Gegenden." „Die Türken fielen über das kaum erblühte Reich der Serben her; — die Führer fielen, der Adel, die Geiſtlichkeit, die Blüthe des Volks — Alles ging unter oder flüchtete. Es blieb nur das Volk, abgeſchnitten von ſeiner Vergangenheit, weil es nicht zu leſen verſtand und nichts von ſeiner alten Geſchichte wußte. So haben ſich

Digitized by Google

jedenfalls hätten ſie mit ruſſiſcher Geduld weit mehr erreicht, als mit czechiſcher Ungeduld.

Während man in den hoch kultivirten Ländern oft lange und vergebens ſucht, um einmal etwas Individuelles, Naturwüchſiges, von der Alles zerſetzenden „Aufklärung" noch nicht Aufgelöſtes anzuſchauen, braucht man in Böhmen nur zuzugreifen, um alterthümliche Gebräuche, merkwürdige Sagen, lebendige Volkspoeſie kennen zu lernen. Aus dem reichen Schatze ſei hier nur Ein Beiſpiel mitgetheilt.

Im taborer Kreiſe liegt ein Berg Blanik, aus dem rieſelt eine Quelle hervor mit grünlichem Waſſer und weißem Schaume. In alten Zeiten, wo ein ſehr mächtiger Feind das Czechenvolk bedrängte und endlich unterjochte, hatten ſich aus der letzten unglücklichen Schlacht noch einige Tauſend Eingeborene gerettet und, vom Feinde hart verfolgt, im Innern jenes ſonderbaren Berges, der ſich plötzlich der Reiterſchaar geöffnet, Schutz und Zuflucht gefunden. Daſelbſt ſchlafen ſie nun ſchon viele hundert Jahre ſammt ihren Pferden, ſterben aber nicht, ſondern werden wieder hervorkommen, wenn die Zeit erfüllet iſt, und Böhmen wieder in der größten Bedrängniß ſein wird; dann aber werden ſie ſiegen. Zuweilen heben ſie die Köpfe empor und fragen, ob es nicht Zeit ſei? Dann ſpitzen die Pferde die Ohren, aber alsbald fällt auch Alles wieder in Schlaf. Wer an dem rechten Tage und zur rechten Stunde an den Blanik kommt, dem iſt der Anblick der Reiter verſtattet.

Am St. Gregoriustage (den 12. März) halten die Knaben aus der Umgegend noch alle Jahre einen kriegeriſchen Umzug um den Blanik, indem ſie die Sage dramatiſch darſtellen. Ein Anführer wird gewählt, der läßt Halt machen und fragt, ob es noch nicht Zeit ſei? Ein Anderer iſt der Sendbote, der wird fortgeſchickt, um zu erkunden, wie es auf der Oberwelt ſteht, und der darauf erzählt, was er weiß, bis der Anführer ſpricht: „Noch iſt es nicht Zeit!" und das kleine Heer ſich auflöſt.

Wen überraſcht nicht die auffallende Aehnlichkeit dieſer Sage mit der von unſerm Friedrich Rothbart auf dem Kyffhäuſer? Das dichtende Volksgemüth offenbart ſich unter allen Nationen nach denſelben Geſetzen, und ſolche Sagen ſind nicht aus der Luft gegriffen, ſondern bilden ſich mit innerer Nothwendigkeit aus dem natürlichen Leben des Landes, wie des Volkes und ſeiner Geſchichte.

---

alle Rückerinnerungen der Serben in einen Kampfplatz eingeſchloſſen, ihre ganze nationale Poeſie irrt traurig um einen einzigen Grabhügel von Koſſowo (Amſelfeld) herum. Die Geſchichte der hier längſt vorgefallenen Schlacht iſt für ſie wunderbar friſch und gegenwärtig, und heute noch geht der Serbe weinend an dieſem Orte vorüber."

Digitized by Google

6. Freiberg im Erzgebirge.*)

Jene Bergmaſſen, die ſich unter dem Namen des Erzgebirges zwiſchen der Elſter und Elbe in der Richtung von Südweſt nach Nordoſt aufthürmen und das böhmiſche Keſſelland von den ſächſiſchen Ebenen ſcheiden, werden wohl nur ſelten ihrer landſchaftlichen Schönheit willen beſucht. Mancher aber durchkreuzt das Land, der in den Heilquellen Teplitz oder Karlsbad am Südabhange ſeine Geſundheit ſucht. Die Maſſe, welche das Erzgebirge bildet, iſt eine Platte, welche nur nach Süden zu ſchroff, nach Norden aber ſehr langſam abfällt; ſie iſt wenig zerklüftet und nur hier und da von einzelnen Thälern durchfurcht, in welchen die Mulde, Zſchopau und ihre Nebenbäche rinnen. Nur wenn man nach Süden in's Böhmerland abſteigt, bemerkt man, das man einen anſehnlichen Bergrücken überſchritten hat, deſſen mittlere Erhebung mehr als 1500 Fuß über Böhmen beträgt.

Die wenig fruchtbare und ſpärlich angebaute, des Schmuckes der grünen Wälder gar ſehr beraubte Oberfläche trägt aber doch einige Merkmale, welche auch dem flüchtigſten Blick ſogleich verrathen, daß das Gebirge mit ſeiner äußeren Form nicht ſeinen inneren Bau eingebüßt hat, und ſein Name ein charakteriſtiſcher iſt. Faſt überall finden ſich nämlich Schuttmaſſen von Bruchſteinen zerſtreut, „Halden" genannt, auf denen kleine Zechenhäuſer erbaut ſind, die den Mund der Schachte bedecken. Wem noch ihr Zweck und Urſprung fremd ſein ſollte, würde ihn bald von den zahlreichen Bergleuten erfahren, die im ſchwarzen Grubenkittel und Leder, mit der Blende im Gürtel, bei Tag und Nacht über die dürftigen Kornfelder im Sommer, über die weiten, öden Schneeflächen im Winter nach der Grube eilen, wenn die Glocke ſie „zur Schicht" ruft, oder davon herkommen, wenn ſie ihnen das Ende ihrer Arbeitszeit verkündet.

Wer den Bergbau des Erzgebirges ordentlich kennen lernen will, der wandere nach Freiberg; dort, kaum einen Büchſenſchuß weit von der Stadt entfernt, auf dem linken Thalrande der Mulde, ſteht das umfangreichſte Grubengebäude, die „Himmelfahrt" genannt. Dieſe „Himmelfahrt" iſt der Altvater der Freiberger Gruben. Nicht lange, nachdem im Harz am Rammelsberg der Silberbau eröffnet worden, als noch das Erzgebirge weithin mit jenen mächtigen Edeltannen bedeckt war, von denen ſich noch einige bei Olbernhau erhalten haben, Rieſenſtämme von 7 Fuß im Durchmeſſer, ſtießen wahrſcheinlich Jäger oder Fuhrleute auf einen reichen Erzgang, deſſen Ende bloß lag. An dieſe Entdeckung, die vor 700 Jahren geſchah, knüpft ſich der Bergbau des ganzen Reviers und die Gründung der einſt ſo blühenden Bergſtadt Freiberg, die lange Zeit Haupt- und Reſidenzſtadt der ſächſiſchen Kurfürſten war. Der Reichthum der Frei-

*) Vergl. Morgenblatt, 1852, IX.

Digitized by Google

berger war einſt ſprüchwörtlich, ſo groß war der Ertrag des Bergbaues wegen des ungemein hohen Silberwerthes. Im Laufe der Zeit mag der ganze Ertrag des Erzgebirges an reinem Silber 90,000 Centner betragen haben.

Da das Erz ſich nur ſelten gediegen findet, ſo iſt eine lange und mühſelige Bearbeitung nöthig, bis aus der rohen, vielfach verunreinigten Erzſtufe der reine Silberblick leuchtet. Das lehren ſchon die Maſſen von Abfällen, welche die Halden bilden. Zahlreiche kleine, oft nur zwölfjährige Pochjungen ſind auf Himmelfahrt mit dem Ausſchlagen und Anſchütten des tauben Geſteins beſchäftigt und laſſen auf eine große Menge von Arbeitern ſchließen, die in den Tiefen der Grube ihr mühſeliges Tagewerk verrichten. In der That fahren an 1500 Knappen auf dieſem einen Gebäude an, welches das ausgedehnteſte im ganzen Gebirge iſt. Von je acht zu acht Stunden ruft eine helle, weit ſchallende Glocke die Knappen zur Schicht, und dann ſieht man es ſelbſt in dunkelſter, ſtürmiſcher Nacht lebendig werden. Ueberall tauchen Männer, in ſchwarze Bergkittel gekleidet, aus den niederen Hütten auf; aber es ſind keine böſen Gnomen, denn ſie eilen zum Gebet nach dem Zechenhaus, bevor ſie ihre Arbeit beginnen. Der Bergmann fühlt es, daß ſein Leben in Gottes Hand ſteht, und wie es ſeine Vorfahren gehalten haben, bewahrt auch der Nachkomme die fromme Sitte. Alle ſeine Gebräuche und Sitten ſind faſt Jahrhunderte alt und ebenſo unveränderlich, wie ſeine Tracht, die man nur da findet, wo der Bergbau auf deutſchen Schultern ruht. Den ſchwarzen Bergkittel und den Schachthut ſah man im Harz ſchon zu Heinrichs des Finklers Zeit, als der Kaiſer den Grundſtein zur alten Bergſtadt Goslar legte! Fahrkappe und Leder wird getragen, ſo lange die Knappſchaft das Fäuſtel ſchwingt und das Eiſen führt — dieſe erſten einfachen Werkzeuge, welche das Wappenbild des Bergmanns bilden, die aber freilich ſchon ſeit Jahrhunderten durch Bohrer und Pulver erſetzt ſind. Das „Glückauf" des einfahrenden Knappen und das „Komm geſund wieder!" des Dankenden, der „über Tag" bleibt, das „Macht geſund Schicht!" des von der Arbeit Abgelöſten und der Wunſch des Andern: „Fahr geſund aus!" finden ſich überall in den deutſchen Bergrevieren.

Doch treten wir nun in das thurmähnliche Gebäude, welches den Schacht überbauet. Die mehr oder weniger geſenkte Oeffnung von prismatiſcher Geſtalt, etwa 18 Fuß lang und 6 Fuß breit, iſt das Mundloch des Schachtes, der auf dem Ausſtreichenden des Erzganges zunächſt begonnen, und, wie die Erzader fiel, auch abgeſenkt wurde, ſo daß der Fall bald vom ſenkrechten „ſaigern Schacht" zum flachgehenden „Schloppſchacht" überſpringt. Der Schacht iſt die große Heerſtraße der Knappen, auf der ſie ein- und ausfahren. Neben ihrem Wege fördern mächtige Tonnen die Erze aus der Grube und ſchütten ſie oben von ſelbſt aus. Aus der Tiefe ſchallt lautes Rauſchen herauf, ähnlich einem Waſſerfall, der ſich wild über Felſen ſtürzt. Weit und breit auf der ganzen Oberfläche des Gebirges ſammelt man jeden Tropfen des flüſſigen Elements, das als

Digitized by Google

Regen zur Erde fällt oder als Schneewasser die kleinen Bäche speist, in ziemlich großen Teichen. Von diesen aus führen lange Rinnen die streng vertheilten Wasser nach den Gruben, wo sie als Aufschlagwasser auf die vielen Räder stürzen, die unten im Bergwerk in den Radstuben hängen, und nicht blos die Tonnen in die Höhe führen, sondern auch die Pumpen in Bewegung setzen, welche das in der Grube angesammelte Wasser zur Oberfläche treiben und aus der untersten Tiefe es emporheben. So werden die einen Wasser aus der Tiefe hervorgeholt, die andern fallen sprungweise von Rad zu Rad hinab bis in den Stollen (einen wenig geneigten, fast horizontalen Gang), der dann die ganze Wassermasse oft meilenweit in ein tieferes Thal des Gebirges führt. Je tiefer der Stollen liegt, desto größer ist die Macht der Aufschlagwasser, und aus desto größeren Tiefen kann man das Grubenwasser heben. Je mehr Wasser man einer Grube zuführen kann, und je höher dasselbe herabfällt, desto besser geht der Bergbau von Statten; aus Mangel an Wasser — ein seltsamer Widerspruch — mußte eine Grube ersaufen. Doch haben in der letzten Zeit die Dampfmaschinen gute Dienste geleistet, den Stollen unabhängig zu machen von den Wasserrädern und langen Wasserkanälen.

Tag und Nacht arbeiten diese Räder und Stempel, die Lebensorgane der Grube. Wie die Zusammenziehungen des Herzens das Leben desselben verrathen, so ist das Glöckchen, das bei jedem Umgang am Kunstgezeug erklingt, der hörbare Pulsschlag der Wasseradern, die ihren Inhalt zur Oberfläche der Erde schaffen. Wenn dieses Glöcklein verstummt, dann ist Todesgefahr da unten; es fehlt an frischer Luft, böse Wetter bedrohen die Arbeiter, oder die Maschine kann die sich anhäufende Wassermasse nicht mehr bewältigen. Das ist indeß ein seltener Fall. Man bekommt aber einen Begriff von den Wassermassen in der schwarzen Tiefe, wenn man sieht, wie das Wasser von oben selbst durch den dichtesten Fels hindurchträufelt, auch wenn man alle Spalten und Ritzen noch so sorgfältig verstopft. Die wasserreichsten Monate in der Grube fallen um sechs Monate später als auf der Oberwelt, denn so lange Zeit braucht das Wasser, um hindurchzudringen. Selbst in der untersten Tiefe sprudeln die Quellen aus noch viel größerer Tiefe und verrathen durch ihre größere Wärme, daß sie tiefer heraufkommen. Denn je weiter der Bergmann in die Schaale der Erdoberfläche eindringt, desto wärmer wird die Temperatur; auf je 100 Fuß steigt das hunderttheilige Thermometer 1 Grad. Aus der Stetigkeit, mit der die Wärme aller Orten zunimmt, wo man durch Schachte oder artesische Brunnen sich das Erdinnere erschlossen hat, folgert man mit gutem Recht die Feuerflüssigkeit des Erdballs in der Tiefe.

Die Steinmassen, zwischen denen der Bergmann sich mühsam vorwärts bohrt, scheinen beim ersten Anblick so fest wie die Berge, in denen die Baue getrieben werden. Aber der Knappe kennt aus tausend bitteren Erfahrungen das Trügerische der Wände, welche ihn umgeben; er weiß, daß sie fortwährend drohen, über ihm zusammenzubrechen, wenn er nicht

Digitized by

unausgesetzt seine Vorkehrungen dagegen trifft. Nicht blos füllt er daher die abgehauenen Oerter mit den tauben Steinmassen wieder aus, sondern wo nur irgend auf Stollen und Strecken das Gestein sich mürbe zeigt oder zerkluftet, da unterstützt er es bald durch Mauerwerk, bald durch Zimmerung. Da aber das Holz in der Grubenluft sehr leicht verdirbt, so zieht er gewöhnlich die Mauerung vor. Nirgends findet man eine sorgfältigere Arbeit, als die der Bergmaurer ausführt, denn er muß dabei meist des Mörtels entbehren.

Wenn der Laie die kleinen Modelle eines Bergwerks sieht, welche wandernde Bergleute häufig auf den Jahrmärkten zeigen, so meint er wohl, es sei in Wirklichkeit solch reges Leben da unten im Reiche der Gnomen; ringsum in den Bauen Picken und Hauen, Bohren und Sprengen. Aber selbst viele Hunderte von Arbeitern verlieren sich in den weiten Strecken, wo die „Oerter" oft sehr weit entfernt von einander liegen. Nur dann und wann sieht man das Licht einer Blende sich auf dem Krystall des silbergrauen Bleiglanzes oder des weißen Quarzes brechen, und nur zuweilen verräth weithallender Donner, der seltsam dumpf in den Bauen wiederhallt, daß thätiges Leben in den Tiefen ist. Selbst auf den Eingeweihten macht das einsame Schaffen, so ganz verschieden von dem am Sonnenlicht, und die seltsame Tonwelt der Baue einen wunderbaren Eindruck, und das Gemüth wird erregt von Gedanken an die mährchenhaften Kobolde und Berggeister, die in geheimnißvoller Tiefe ihr Wesen treiben. Nur auf den Strecken, wo die gewonnenen Erze nach den Fördertonnen gebracht werden, herrscht reger Verkehr. Da sieht man von Zeit zu Zeit in kleinen vierrädrigen Wagen, „Hunde" genannt, oder in Handkarren die reichen Stufen nach dem Fülloch fahren. Am Harz im Rammelsberge laufen sogar die „Hunde" schon seit Jahrhunderten auf Eisenbahnen dem Schacht zu, denn die Strecken bilden geneigte Ebenen. Aber auf der „Wasserfaige" im Erzgebirge schiebt der Knappe mühsam selber den Hund, und nur ein schmaler Raum bleibt in den Gängen zum Ausweichen, wenn man ihm begegnet.

Nicht gering ist die Masse von Glaserz, Rothgültigerz, von Kupferglanz und selbst von gediegenem Silber, welche der erzgebirgische Bergmann dem Schooße der Erde abgewinnt; aber er, der so reiche Schätze fördert, hat selber den kärglichsten Lohn davon. Immer in edlen Metallen wühlend, verdient selbst der „Ganghäuer" kaum einen halben Gulden täglich, wenn er auch zwölf Stunden in der Grube das „Gezähe" führt. Das Leben des Bergmanns ist höchst armselig, und von der Einfachheit und Genügsamkeit der Bewohner dieser kahlen Höhen hat der reichere Fremdling aus dem Tieflande kaum einen Begriff. „Arm wie ein Bergmann" ist fast sprüchwörtlich geworden, immer ist aber der Bergmann noch reich zu nennen neben dem Weber und Spitzenklöppler, der nachbarlich mit ihm das Gebirge bewohnt. Wenn das Roggenmehl über einen gewissen Preis steigt, wird es dem Bergmann aus den Magazinen zu einer

Digitized by Google

bestimmten Taxe verabreicht. Doch ist das Mehl schon ein Gegenstand des Luxus, die Nahrung der großen Mehrzahl besteht nur in Kartoffeln und einem dünnen Cichorienwasser, das sich vom Kaffee den Namen geborgt hat. Ist es aber nicht seltsam, daß mitten im alten Europa viele Tausende von einer Pflanze leben, die uns das ferne Amerika gebracht hat? Ohne die Kartoffel müßte ein großer Theil der Erzgebirger verhungern, und leider zieht mit jeder Mißernte die größte Noth in's Land.

Weit über die Berghalden zerstreut stehen der Bergleute einsame Hütten, bald dicht an den Zechenhäusern, bald fern ab in den zerstreuten Dörfern am Wege; in Freiberg selbst nehmen sie ein ganzes Stadtviertel ein. Die Grube ist aber das eigentliche Haus des Bergmanns; dort bringt er den größten Theil seines Lebens zu, und oft findet er in ihr sein Grab. Da hat er sein Stockwerk, in dem er wohnt, die Strecke, in der er arbeitet, da kennt er die Geschichte jedes Balkens, jedes reichen Ortes, wo er vielleicht selbst einst eine köstliche Stufe gefunden. Dort blühen seine Blumen, und reifen seine Garben — nicht beschienen vom freundlichen Lichte der Sonne.

Digitized by

Vierter Abschnitt.

1. Höhenbilder und Profile aus dem Alpengebirge. Physiognomie der Alpen. Das rhätische Alpengebirge (Lage, Aufbau und vergleichende Uebersicht). Das Thal Engadin in Graubündten. — 2. Der Kanton Appenzell und die appenzeller Landesgemeinde. — 3. Sitten und Sagen im Kanton Glarus. — 4. Der Genfersee. — 5. Der Bregenzerwald. — 6. Ein Bild aus Tyrol. Die Gletscher in Tyrol. — 7. Zum Splügen nach Chiavenna. (Charakteristik eines Gebirgspasses.) Chiavenna. — 8. Der Kaukasus. (Eine Parallele mit dem Schweizer-Alpengebirge.) — 9. Die Tscherkessen. (Charakterbilder eines kriegerischen Bergvolkes.)

1. Höhenbilder und Profile aus dem Alpengebirge.*)

Physiognomie der Alpen.

Die Erhebungsform des Alpengebirges ist im ganzen Zuge von der Südseite rascher und steiler als auf der Nordseite. Die lombardische Ebene hebt sich nur 300—400 Fuß über das Mittelmeer, und selbst die Seen am Südsaume der Alpen, wie der Comersee und Lago maggiore (lange See), zeigen nur eine Höhenlänge von 640—650 Fuß.

Von diesen Seebecken aber erhebt sich nach Norden hin das Alpengebirge der östlichen Schweiz, mit der ganzen Masse seines Landes aufwärts sich abstufend, über bewaldete Rücken und Vorberge zu den erhabenen Berggräten und Hochgipfeln, und senkt sich dann allmählig gegen die nördlichen Vorländer, an deren Saum der Spiegel des Bodensees immer noch eine Höhenlänge von 1200 Fuß behauptet.

In dieser Abstufung und Senkung stellt sich ein höchst mannigfaltiger Gürtel eines wechselnden Naturlebens dar, vorzüglich im Klima, in der Wasserbewegung, im Pflanzen- und Thierleben. Ganz anders ist in jeder dieser Zonen die Temperatur der Luft und des Wassers; in anderer Gestalt schlagen sich die Dünste nieder, und auf andere Weise wirken Winde und Sonne; nach eigenthümlichen Gesetzen bewegt sich auf jeder Höhenstufe das

*) Vergl. „Historisch-geographisch-statistisches Gemälde der Schweiz," 15. Heft: Der Kanton Graubündten, bearbeitet von Röder und von Tscharner.

Digitized by Google

Alpengewässer, und die Jahreszeiten sind völlig verschieden in ihrer Zeit wie in ihren Gaben. Jede dieser Zonen stellt, wie in der physikalischen Gestaltung, so auch in der organischen Schöpfung einen andern Schauplatz des Seins und Lebens dar, so daß man in einer Wanderung vom südlichen Alpensaume über die ewig beschneieten Gipfel der höchsten Gebirge fast alle die klimatischen Erscheinungen und Lebensformen trifft, welche von der Südspitze Europa's bis zur Polarnatur Finnmarkens sich dem Beobachter darstellen. Und in jeder dieser stufenweis emporsteigenden Alpenzonen ist der Mensch ein anderer, weil andere Natureinflüsse auf ihn einwirken.

Als in den Tagen der Schöpfung die Naturgewalten durch den Felsenleib der Alpen die Längen- und Querthäler zogen, sei es nun, daß die mächtigen Feuerskräfte (vulkanistisches Erhebungssystem) aus den innersten Tiefen des Erdballs die Höhen aufthürmten; sei es, daß Sturmfluthen des Alles überwogenden Ozeans in den geschlossenen Felsenbuckel (Plateau) durch zerstörende Stromgewalt die Tiefen und Thäler einfurchten, oder daß schon im uranfänglichen Grundplane des Erdgerippes jener Wechsel von Höhen und Tiefen gelegt war, den die streitenden Elemente nur ausarbeiteten und so vollendeten, wie wir ihn jetzt erblicken: so viel steht fest, daß schon in jener Urbildung des Alpenlandes die ganze Geschichte desselben vorgezeichnet wurde, eine Geschichte, die sich ganz anders gestaltet haben würde, wäre dasselbe Land eine einförmige Ebene geblieben oder ein geschlossener Gebirgsbuckel, wie es deren in Asien giebt — kalt, unfruchtbar, unzugänglich, unbewohnbar.

Wie ganz anders ist nun die Physiognomie des Alpengebirges! Von den Wasserbecken einerseits des Bodensees, andererseits des Comer- und Langensees ziehen die Thalränder in allmähliger Abstufung und vielfach sich verzweigend gegen die Hochgebirgsstöcke und zwischen den Gebirgsketten aufwärts. Aus diesen Thalgründen erheben sich die Gebirgsgänge und bieten in jeder größeren Erhebungsstufe andere Naturbilder dar. Manche Thäler, wie die in Graubündten, liegen schon so hoch, daß ihre Sohlen die Höhe des Erzgebirges und der Schneekoppe im Riesengebirge überragen, und doch bewegt sich in ihnen eine mannigfaltige Menschenwelt. Auf der Nord- und Südseite des genannten Alpenzuges liegen in der Höhe von 2000—5500 Fuß die sogenannten Voralpen, die man im rhätischen Alpenlande die Niederalpen nennen kann. In diesen Niederungen wohnt der Mensch; hier liegen theils im Thale, theils auf sonnigen Berghängen und Terrassen seine verstreuten Wohnungen, Höfe, Dörfer und Städte; hier ist die Stätte des gewerblichen und staatlichen Lebens. Wie die Thalgründe aufwärts steigen, heben sich auch Haus, Garten, Ackerland, Wiese, die noch dem Menschen eine Nahrungsquelle sind, wenn Garten und Acker längst vor der kalten Luft zurückgewichen sind. Hoch über den Wäldern und Thalgründen, in der Nähe des ewigen Schnees, hat der Alpenbewohner seine Bergtriften, Sennereien, sein Jagdrevier, da ist der Schauplatz des sommerlichen Hirtenlebens. Innerhalb des Höhen-

Digitized by

ſtreifs der Niederalpen von 3—5000 Fuß und noch höher hinauf auf dem Südabhange oder in geſchützten Lagen auf der Sonnenſeite *) wachſen über den Dorfſchaften und Städten die ſtolzen Bergwälder mit den ſchlanken, kernfeſten Tannen, Lärchen, Fichten und Arven (Zirbelkiefern). Im Frühjahr wird dieſe Region zuerſt vom Winterſchnee befreit und bietet den Viehheerden die erſte Frühlingsweide dar.

Wo dann aber der hohe Baumwuchs in den eigentlichen Bergwaldungen ſeine Höhengrenze erreicht, wo das Gebiet der Krüppelbäume, der Stauden und eigentlichen Alpenkräuter beginnt, da ſteigt man in die Region der Mittelalpen, welche mit ihren eigenthümlichen Naturſcenen bis 8000 und 8200 Fuß ſich hinaufziehen. Dieſe Region enthält ſchon viele Felswände und nacktes Geſtein, ausgedehnte Schutthalden und pflanzenarme Gegenden. Die Gewäſſer ſtürzen hier als Wildbäche und toſende Alpenſtröme in tiefe eingefreſſene Schluchten, oder fallen in gedrungener Maſſe ſenkrecht mit toſender Wuth herab, oft auch ſchleierartig in Waſſerſtaub aufgelöſt; ſie bringen Bewegung und Schall in die ſonſt lautloſe Einſamkeit. Neben den ſchauerlichen Bildern der hohen Alpennatur breitet ſich aber auch der ſchöne Teppich einer buntfarbigen Alpenflora aus, wo die reine Alpenluft würzige und duftige Kräuter erzeugt und über jeden Hügel, ſelbſt über die verwitterten Trümmer eingeſtürzter Kuppen, ſchwellende Raſendecken zieht. Hin und wieder ſteigen auch noch Waldſtreifen in dieſe Region aufwärts; niedrige Bergkiefern (Krummholz), das ſchöne Geſträuch der Alpenroſen und Heidelbeeren bedecken ganze Abhänge und ziehen eine Menge von Thieren an, die hier ihren Sommeraufenthalt nehmen. Da ſtreifen die Marder und Wieſel und Iltiſſe umher, um auf die Eier und Jungen der Berg- und Schneehühner, des Steinſchmätzers und Flüevogels und andern Geflügels Jagd zu machen. Das Murmelthier macht Ausflüge aus ſeiner Höhle, und der Steinbock unternimmt ſeine gefährlichen Spaziergänge. Heerden von Gemſen, wenn auch nicht mehr ſo zahlreich als ehedem, ziehen noch immer den kühnen Jäger an, der ſein Leben muthig dem ſtrengen Berggeiſte zum Opfer bringt. Aber in demſelben Maaße, als das Belebte gleichſam erobernd aufwärts ſtreift, ziehen ſich durch düſtere Schluchten die Leben vernichtenden Gletſcherarme in tiefere Thalgegenden abwärts und offenbaren den ewig ſich erneuernden Kampf der Natur zwiſchen Tod und Leben. In dieſem Höhengürtel iſt die eigentliche Bildungsſtätte des Gletſchereiſes, hier lagern die unerſchöpflichen Magazine der Bewäſſerung für die Tiefländer. Was die Natur in der Polarzone durch die Nebel, in den Tropenländern durch den periodiſchen Regen erzielt — Befeuchtung des Landes — eben daſſelbe hat ſie durch dieſe Gletſchermagazine und Schneelager in unſerm Erdſtriche zu erreichen geſucht, damit die Quellen nicht verſiegen, die Flüſſe geſpeiſt werden, und das trockene Land Nahrung empfange.

*) Im Bündtnerlande bis zu 7000 Fuß Höhe.

Digitized by Google

Viele von den Alpengewächsen sind zugleich Bürger der nördlichen Polarregion. Die größte Wärme und Kälte des Polarsommers und Winters treffen in Zeit und Stärke mit den Jahreszeiten und der Temperatur jener Alpenhöhen zusammen. Hier wie dort ist fast keine Uebergangsperiode zwischen Winter und Sommer; kaum hat die rückkehrende Sonne den Schneemantel von diesen Höhen gezogen, so herrscht der Sommer mit all' seiner Macht, und so wie derselbe weicht, breitet auch alsbald der Winter seinen Schneemantel über die Landschaft aus. Wie in dem hohen Norden, ist auch in dieser Alpenregion das Lebensgebiet der Berghasen, Schneehühner, Wurzelmäuse und anderer Thiere, die durch dichten Pelz oder Winterschlaf vor der langen Kälte geschützt sind.

Jene Felsenmassen und Höhen, die über die Schneeregion emporragen, also die Höhe von 8000 Fuß übersteigen, machen das Gebiet der Hochalpen aus, deren stolze Kuppen und zackige Felsenkronen mit ihrem blendenden Schneemantel weit hinaus über Berg und Thal erglänzen. Hier ist nun das Reich des ewigen Winters und ewigen Schnees, der, wo er nur irgend zu haften vermag, dauernde, weite und tiefe Lagerstätten einnimmt, oder — wo ihn die warmen Lüfte und heißen Sonnenstrahlen noch auflösen können, in erstarrte Eismassen übergeht, die in langgestreckten Armen bis zu den Mittelalpen sich senken und selbst noch zu der blühenden Vegetation der Niederalpen herabstreifen. Der größte Theil dieser Hochgebirgsregion besteht aus nackten, zerrissenen Felshörnern oder verwitterten Felswänden, die meist zu steil sind, als daß der Schnee oder eine Erddecke darauf haften und sie gegen die Verwitterung schützen könnte. Daher kommen in den Hochthälern die großen Trümmerhaufen zerstörter Bergkuppen und die oft weitgedehnten Schutthalden, welche der stürzende Schnee, selbst der Tritt des Jägers oder Gewildes leicht in rollende Bewegung bringt.

Die eigentliche Eiszone erreicht die höchsten Hörner nicht; denn ihre günstige Werkstätte findet sie im Allgemeinen in dem Höhenstreif von 8000—9000 Fuß über dem Meere, der indeß auf der Südseite unter günstigen Bedingungen noch 1000 Fuß höher steigt. Dennoch thront ein ewiger Winter auf diesen emporragenden Wolkenstühlen, und alle Dünste schlagen sich als Schneenebel nieder, den selbst der warme Föhn nicht in Regen zu verwandeln im Stande ist. Wie schön auch die Sonne diese Schneekuppen zu vergolden und mit Purpurlicht zu umsäumen weiß, sie zu erwärmen oder zu schmelzen gebricht es ihr an aller Kraft.

Die Alpenmenschen, sowohl die Bewohner der Thäler wie des Hochgebirgs, werden vielfach von der wilden, übermächtigen Bergnatur bedroht, beängstigt, gefährdet durch Windstürme, Wildbäche, Lawinen, Gletscherbewegung und Bergstürze; aber eben dadurch wird auch ihre gesammte Kraft des Körpers und des Geistes mächtig aufgeregt, zum Kampfe gerüstet, stets frisch erhalten und in der Uebung gebildet. Dieses Verhältniß des Menschen zu seiner Hochgebirgsnatur ist die große Erziehungsschule

Digitized by

der Alpenvölker, in der sie den Geist des Muthes und der Freiheit empfangen, das Bewußtsein ihrer Würde und Selbstständigkeit, die Kunst, sich selbst zu helfen, und die Energie, wodurch sich ihre Industrie kenntlich macht, und mit der sie neue Erfindungen zu machen und zu entwickeln wissen.

Das rhätische Alpengebirge.

(Lage, Aufbau und vergleichende Uebersicht.)

Das rhätische Hochgebirge ist ein Glied des großen Alpenzugs, der, als die mächtigste Gebirgsgestaltung in unserm Erdtheile zwischen dem 44. und 48. Breitengrade gelagert, in seiner Längenausdehnung im Ganzen die Richtung von West-Süd-West nach Ost-Nord-Ost bewahrt, den Meridian (die Mittagslinie) unter einem Winkel von 67 Grad durchschneidet, und in seinem langen Zuge von der Meeresküste bei Nizza bis zur ödenburger Ebene in Ungarn den erhabenen Scheidewall zwischen Italien, Frankreich und Deutschland aufthürmt.

In diesem Gebirgsgürtel bildet das schweizerische Alpengebirge vom Montblanc über die Gotthardsgruppe bis zum Orteles den eigentlichen Leib des großen Gebirgsganzen. An diesen lehnt sich östlich vom Gotthard das rhätische Alpengebirge an und durchzieht mit gewaltigen Gebirgsstöcken und vielverzweigten Bergketten den Kanton Graubündten.

Zu einer richtigen Vorstellung dieser Alpennatur muß man sich von einigen beliebten, aber nichtsdestoweniger irrigen Vorstellungen lossagen. So wenig als überhaupt die Alpen ist das rhätische Gebirge eine geschlossene Kette, die wie ein Gebirgsstrahl von einem gemeinschaftlichen Mittelpunkte, vom St. Gotthard, ausläuft, der nach einer falschen Vorstellung alle schweizerischen Alpenzüge wie Radien aussendend gedacht wird; — noch stellen sich überhaupt die rhätischen Alpen als ein Kettengebirge dar, d. h. als eine einzige, gradlinige Zentralkette, in deren gemeinsamem undurchbrochenem Kamm — ähnlich der Rückenwirbelsäule in einem Thierleibe — alle höchsten Berggipfel eine regelrechte, lückenlose Gebirgsfirste bilden und gleichmäßig nach beiden Seiten — wie Rippen — ihre Nebenketten aussenden.

Das rhätische Gebirge ist in seinem (horizontalen und vertikalen) Aufbau ein gegliedertes Gebirgsganze, d. h. eine Verbindung von Gebirgsstöcken und Ketten, welche einzeln gewissermaßen als Individuen zu betrachten sind, weil jeder Gebirgsstock auf eigenthümliche Weise seine Ketten aussendet, seine Glieder gruppirt, seine Thäler und Gewässer niederschickt. Die Bergstöcke also sind die Hauptpfeiler im Aufbau der rhätischen Zentralalpen; von ihnen laufen theils in der Länge, theils in der Quere und in vielfältiger Beugung die kettenartigen Bergreihen aus, welche da, wo sie ähnlichen Armen und Nebenketten anderer

Digitized by Google

Zentralstöcke begegnen, fortlaufende Kämme und Wälle bilden. Lassen sie in ihrem Laufe eine Lücke, oder schießen sie zu eingesenkten Niederungen ab, so entstehen zwischen zwei Hauptzügen trennende Thäler, Querdurchbrüche, Rinnsäle der Gewässer, Sättel für bequeme Alpenpässe. Mannigfaltig ist diese Gestaltung, wie die Bildung der Natur in allen ihren Werken. Viele der von den Gebirgsstöcken auslaufenden Arme ziehen auch in der Querrichtung durch's Land und erfüllen es mit Berg- und Thalrevieren. Denn vorherrschend bei den Stöcken, seltener bei den kettenartigen Bergreihen, entspinnen sich die Thalsenkungen und bilden theils größere Längenthäler, theils stufen sie sich in den Nebenarmen als Querthäler ab. Beide Thalformen bedingen eben so wohl den Zug der flüssigen Elemente, der Luft und des Wassers, als sie die Zugänglichkeit, Bewohnbarkeit und Kulturfähigkeit des Alpenlandes erleichtern.

Dies Alles gilt mehr oder weniger vom ganzen Alpengebiet; um so eher trägt seine Beachtung zu einer richtigen Auffassung einzelner Alpenglieder bei. Dem rhätischen Alpengebirge ist aber das eigenthümlich, daß sein senkrechter Aufbau, mehr als das Hochgebirge der Westalpen, dem Gesetz der Massenbildung folgte. In den Alpenzügen westlich vom Gotthard waltete die Neigung zur Gipfelbildung vor; dort finden sich daher neben ausgezeichneten Höhen auch die tiefsten Einschnitte in die Erde oder sogenannte Tiefthäler. Anders ist es im Osten der Gotthardsgruppe, wo die Erdrinde mit der ganzen Summe ihrer Land- und Bergmasse außerordentlich gehoben ist. Dies tritt am deutlichsten in der geringen relativen Erhebung der Gebirgshöhen über die anliegenden Thalgründe hervor, obgleich beide, Berg und Thal, eine bedeutend absolute Erhebung behaupten. Dieses Bildungsgesetz schuf in den rhätischen Alpen die vielen Hochthäler, welche in der Nähe der Bergstöcke noch fruchtbare und bewohnte Kulturländer darstellen, obgleich sie, wie das Ober-Engadin, Avers, Rheinwald, Tametsch u. s. w., an absoluter Höhenlage die kahlen Gipfel des Riesengebirges, Harzes und Schwarzwaldes nicht bloß erreichen, sondern noch um 1000 Fuß überbieten.

Wie tief sind dagegen die Einschnitte und Thaltiefen in den westlichen Alpen, wo namentlich der Montblanc in seiner relativen Erhebung über die Allée blanche sogar die des Chimborasso über das Thal von Quito übertrifft. Im rhätischen Gebiet ist verhältnißmäßig nirgends ein Unterschied von solcher Beträchtlichkeit, und die Zusammenstellung einiger Vergleichungspunkte wird das veranschaulichen. Wenn Martinach an der Rhone 1480 Fuß über dem Meere liegt, so entspricht ihm Chur am Rhein mit 1837 Fuß. Wo die Rhone den Lemansee verläßt, zeigt die Lage von Genf nur 1150 Fuß, dagegen hat der östliche Grenzpunkt am Inn, Martinsbruck, eine Höhenlage von 3840 Fuß. Die Thaltiefen der Aare, gegen den Thalgrund am obern Inn gehalten, zeigen uns Meyringen nur 1904 Fuß, den Thunersee nur 1760 Fuß, selbst Lauterbrunnen nur 2450 Fuß und Grindelwald bloß 3150 Fuß über dem Meere, während

Digitized by

die mittlere Erhebung des Ober-Engadins mit seinem Getreidebau und den großen Dörfern schon 5300 Fuß absoluter Höhe ansteigt, worin es noch vom Fettthal und Avers übertroffen wird.

Ungeachtet nun die Massenerhebung im rhätischen Alpenaufbau vorwaltete, so schuf sie einerseits doch kein geschlossenes Plateau, d. h. hohe kahle Felsenbuckel, sondern in seiner ganzen Ausdehnung ein aufgeschlossenes Gebirgsland mit einem reichen Wechsel von Höhen und Niederungen; andererseits haben nichtsdestoweniger die rhätischen Alpenstöcke sehr ansehnliche Gipfel, die zum guten Theil noch von keinem Naturforscher erstiegen und gemessen sind, ja nicht einmal einen Namen haben. Eine ansehnliche Zahl erreicht sicher die Höhe von 10,000 Fuß, und die Höhen der Berninagruppe können selbst mit der Jungfrau und dem Finsteraarhorn sich messen.

Das Thal Engadin in Graubündten.*)

Das Engadinthal, im Kanton Graubündten, liegt im äußersten Südosten der Schweizer Alpen. Es erstreckt sich von Südwest nach Nordost, vom Maloja-Paß an der Grenze der Lombardei bis zur Martinsbrücke an der Tyroler Grenze in einer Länge von 19 Schweizer Stunden, oder etwas über 11 Meilen, bei einer Thalbreite, welche eine halbe Stunde kaum im Unter-Engadin überschreitet, aber eine Stunde im Ober-Engadin erreicht. Seine einige zwanzig Seitenthäler führen nach Norden an den Fuß der zahlreichen riesigen Bergspitzen der rhätischen Alpen, während sie in den anderen Richtungen auf dem Wege nach verschiedenen Theilen Italiens und Tyrols liegen. In diesem Thale entspringt der mächtige Innfluß, welcher bei Passau in die Donau mündet und welcher auch dem Engadin, in romanischer Sprache Enjiadina, dem Innthale seinen Namen gegeben hat.

Das Engadin bildet das höchste größere Alpenthal, die ausgedehnteste und höchste Bodenanschwellung Europa's. Während der Thalgrund von Tyrol nach dem Maloja sich von 3400 bis 6000 Fuß über der Meeresfläche erhebt, erreichen die nördlichen und südlichen Alpenketten eine Höhe, welche in der Bernina 13,500 Fuß**) übersteigt und so in die Reihe der höchsten Berge Europa's, des Montblanc, des Monte Rosa, des Matterhorns, der Jungfrau ꝛc. tritt. Wohl in keinem Theile der Schweiz existiren so viele hohe, 10 bis 11,000 Fuß überragende Berge. Nirgends finden sich so zahlreiche und umfangreiche Gletschermassen, welche die des Berner, des Walliser, des Savoyer Eismeeres noch übertreffen. Ein großer Theil

*) Das Engadin, seine Heilquellen ꝛc. Ein Vortrag von Dr. H. Lebert.

**) Sie hat 4052 Meter = 13,508' ü. M. (Das Finsteraarhorn in den Berner Alpen hat 13,230'; die Jungfrau 12,872'.)

Digitized by Google

dieſer ganzen Heraushebung beſteht aus Urgebirge, aus Serpentin und Granit, welche zwiſchen Triaskalk und Schiefergebilden hervorragen.

Mit den hohen Mauern der Alpen, mit den vom ewigen Schnee bedeckten Spitzen, mit den von allen Seiten her in's Thal ſich ſenkenden tiefgeſpaltenen Gletſchern contraſtirt auf das angenehmſte und lieblichſte eine unübertrefflich ſchöne Baumvegetation an den Bergabhängen, in welchen die majeſtätiſche Arve, der fein graciöſe Lärchenbaum von unabſehbaren Büſchen der Alpenroſen umgeben ſind. Steigt man noch höher, ſo findet man jenen über alle Beſchreibung ſchönen Blumenteppich der Alpen, in welchem die azurblaue Gentiane mit der ſchneeweißen Saxifrage, das großblumige dunkelblaue Veilchen mit der feinbereiften Aurikel, mit der roſigen Primel, mit dem duftenden Satyrion wechſeln.

Und weiter hinab in der Ebene des Thales ſind die grünenden Matten mit den mannigfachſten Blumen und Sträuchern durchwebt. Kann der Menſch auch hier ſchon Manches nicht mehr pflanzen, was den Bewohner der Ebene mit reicher Ernte erfreut, ſo iſt doch dieſer Naturgarten Gottes für ihn ein herzerhebender Erſatz.

Der Inn durchſtrömt vom beſcheidenen Anfange der Quelle bis in die Thalſole hinab, immer mächtiger werdend, das Thal ſeiner Wiege, und die reizendſten Seen, wie ſie nirgends ein Hochalpthal aufzuweiſen hat, ſpiegeln in ihrer kryſtallenen Fluth die ſchneebedeckten Berge, die grünen Wälder und die ſchönen Wohnungen einer Bevölkerung, welche in allen großen Städten Europa's durch Redlichkeit, Geſchicklichkeit und Arbeitsluſt bekannt, ein langes freiwilliges Exil aus dem geliebten Heimathlande gern erträgt, um den Abend des Lebens dort zu verleben, wo ſie nicht bloß der Zauber unübertrefflicher Naturſchönheiten hinzieht, ſondern wo ſie als Kinder und Knaben geweilt, wo ſie ihre Eltern, Verwandte und Freunde geliebt und geehrt haben, wo der gemeinſchaftliche Friedhof noch die Reſte Vieler von denen einſchließt, welche ihnen theuer waren und deren Andenken ſie begleitet, bis auch ſie einſt von ihrem ſchönen Alpenthale für immer Abſchied nehmen.

Iſt zwar ſcheinbar das Engadin nur ein Theil des großen Innthales, ſo iſt es doch ſo beſtimmt nach Oſten und Weſten abgegrenzt, daß die volle Eigenthümlichkeit der Bevölkerung auch hier im Einklange mit ſchroff ſcheidenden Naturgrenzen ſteht. Eine faſt ſenkrechte, 600 Fuß hohe Felsmauer, an welche ſich das enge Bergell-Thal anlehnt, ſondert das Ober-Engadin von den lombardiſchen Nachbarn, und die tiefe ſchauerliche Schlucht von Finſtermünz am unteren Thaleingange trennt mit ſo mächtiger Gewalt das romaniſche Rhätien von dem germaniſchen Tyrol, daß Jahrhunderte dazu gehört haben, um ſtete Fehden und Feindſchaft nur in gleichgültiges, entfremdetes Nebeneinanderleben umzuwandeln.

Hat man an der einſamen Martinsbrücke das Bündtner Gebiet betreten, ſo gelangt man, nach zuerſt mühſamem Wandern in einer traurig öden Bergſchlucht, erſt eigentlich bei Remüß in den ſchönen romantiſchen

Digitized by Google

Theil des Engadins. Das unheimliche Brausen des in tiefem Abgrunde strömenden Inns, die finsteren Wälder der steilen Bergabhänge, das Heulen des Windes machen jetzt den lieblichen Alpenwiesen, den sonnenreichen, vom Gesange des Menschen und dem Geräusche der Arbeit belebten Triften und Dörfern Platz, und heiterer schauen die hohen Berggipfel auf den anmuthigen Thalgrund herab, ein Eindruck, welcher an den erinnert, den der ermüdete Wanderer empfindet, wenn er von den wilden Schluchten der Teufelsbrücke durch den langen finsteren Gang des Urner Lochs auf einmal in die grünenden Matten des heiteren Urseren-Thals tritt.

Das untere Engadin zeichnet sich durch seine ganz eigenthümlichen Thalverengungen und Erweiterungen aus, welche terrassenförmig in drei verschiedenen Plateaux über einander liegen: die drei Thalkessel von Remüß, von Schuls-Tarasp und von Ardez, welche der Inn in tiefen Felsenrissen durchzieht.

Von den Ortschaften, welche man in dieser Thälerterrasse antrifft, ist in erster Linie besonders der 4777 Fuß über dem Meere gelegene Flecken Sins interessant.

Unter allen Gemeinden des Engadins ist Sins diejenige, deren Bewohner am meisten nach dem Auslande wandern. In dem geräumigen, länglichen Viereck, welches an unsere schlesischen viereckigen Marktplätze und ihren deshalb so geeigneten Namen „Ring" erinnert, finden wir ganz auffallend elegant aufgeführte Gebäude, welche ihn von allen Seiten einfassen. Auf den Bänken vor den Häusern erblicken wir Gruppen von Männern in modischem, meist grellfarbigem Anzuge, theils schweigend, theils im lebhaften Gespräche begriffen, ihre Pfeifen und Cigarren rauchend. Was mag auch in jenem lärmenden Kreise junger Männer verhandelt werden, deren laute Stimme und lebhafte Geberden unsere Aufmerksamkeit auf sich ziehen? Bedeutender Aufschlag der Zucker- und Kaffeepreise auf den Hauptmärkten Europa's neben dem beabsichtigten Besuche auf einer Kuhalp der Gemeinde, ein Falliment oder kaufmännischer Glücksfall in Triest oder Livorno neben der Festsetzung des Tages der Roggenernte auf den Feldern des Fleckens, eine wichtige politische Tagesfrage neben den Erlebnissen eines ländlichen Tanzes beschäftigen die Gemüther, welche die fernen Interessen mit dem Genusse der nahen und schönen Gegenwart, des heimischen Heerdes und der Alpennatur mit all' ihren Freuden so gut zu verbinden verstehen. — In welcher Sprache aber reden die Männer? Der romanische Grundton ist mit deutschen, italienischen und französischen Worten und Phrasen gemischt. Rings um den die Mitte des Platzes einnehmenden Brunnen ist ein Kreis von Frauen mit Waschen und lebhaftem Gespräche beschäftigt. Ihr schwarzes und dunkelfarbiges Kostüm ist eigenthümlich, aber nicht schön zu nennen, und birgt eher jeden Reiz des Körpers, als darauf berechnet zu sein, ihn lebhaft hervortreten zu lassen. Die Gesichtszüge der Männer und Frauen aber sind scharf gezeichnet, aus-

Digitized by Google

drucksvoll und bei Vielen schön zu nennen; Gesichtsfarbe, Haare und Augen sind vorherrschend dunkel.

An einem sanften Bergabhange herabsteigend gelangt man bald in die Thalfläche von Schuls und Tarasp.

Schon aus der Ferne sieht man von allen Seiten her auf steilem Felsen das alte, noch wohl erhaltene Schloß von Tarasp (4608 Fuß). — Das Dorf Tarasp (4313 Fuß), der Weiler Vulpera (3925 Fuß) und auf der andern Seite des Inns das Dorf Schuls bilden die Ortschaften, um welche herum die Mineralquellen entspringen. Diese sind an Zahl, an Mannigfaltigkeit, an Heilkräftigkeit den besten aller Länder an die Seite zu stellen.

Kräftige Salzquellen, sprudelnde Stahl- und Sauerbrunnen, das Arom der Alpenluft nicht gerade verbessernde Schwefelquellen, endlich reine Gasströmungen, sogenannte Mofetten, finden sich auf dem engen Raume beisammen. In diesem Knotenpunkte des centralen Europa's spendet die Erde ganz nahe beisammen Schätze, welche man sonst nur auf weite Flächen, in großen Entfernungen vertheilt findet.

In Vulpera weilen die meisten Gäste. Auf den rings um die Promenaden angebrachten Bänken sitzen gruppenweise die Bewohner ferner und naher, deutscher und italienischer Gegenden des Tyrol. Hier der federgeschmückte Spitzhut des Deutschen, dort der breitkrämpige flache Hut des Welschen. Unter den Trinkgästen sieht man eine große Anzahl höchst corpulenter Personen, welche in einigem Kontraste zu dem beengten Raume des Spazierganges sich auf diesem auf und nieder bewegen. Sie sollen hier selten vergeblich Abhülfe von den Beschwerden der Dickleibigkeit suchen. — Wohlgenährte alte Herren mit dunkelrothen Weingesichtern und rubinbesetzten Nasen suchen hier, wie der gläubige Hindu in den Fluthen des Ganges, büßend in dem sonst verachteten Tranke die äußeren Merkmale ihrer Sünden abzuwaschen. Neben diesen an solchen Orten mehr tragikomischen Erscheinungen Leidende aller Art und aller Stände! Der elegante Fabrikherr mit galligem Teint und Glacéhandschuhen, neben ihm der stämmige Bündtner Bauer, der tyrolische Klostergeistliche, der regsame lombardische Kaufmann, eine starke Vertretung des schönen Geschlechts im rauschenden Seidenkleid, wie in der anspruchslosen Tracht der Unter-Engadinerinnen. Alles dieß bewegt sich bunt durch einander und unterhält sich in den verschiedensten Sprachen.

Wir wandern höher hinauf in's Ober-Engadin. Von Capella unterhalb Scanfs bis zum Maloja erstreckt sich das obere Engadin; dieser zwar rauhere, wildere, höher gelegene, aber weitaus schönste Theil des schweizerischen Innthales. Seine Höhe steigt von 5353 — 6037 Fuß in einer Länge von 7 Stunden, also sehr mild sich erhebend. Die Thalweite schwankt zwischen 20 Minuten und 1 Stunde. Man theilt dieses höchste Alpenthal Europa's in zwei Gebiete, in das der Wiesen, von Scanfs bis Celerina, und in das der Seen, von St. Moritz bis zum Maloja.

Digitized by Google

An jenem Ende des Thals sollte man einen hohen Gebirgsstock wie an den ähnlichen Thälern des Rheins und der Rhone erwarten. Aber während nördlich das Thal von vielfach 11,000 Fuß überragenden Bergzügen mit ewigem Schnee und südlich von noch höheren Alpen begrenzt ist, welche in der majestätischen Pyramide des Bernina mit seinem großen Gletschermeere 13,500 Fuß übersteigen, bricht am Maloja das Thal plötzlich ab.

An den Grenzhäusern des Maloja angelangt, ist man höchst angenehm überrascht, statt vor hohen Bergmauern ein Hemmniß zu finden, nur eine steil absteigende Felswand zu erblicken, an welcher sich schlangenförmig eine herrliche Kunststraße emporwindet, während ein lieblich grünendes Thal mit Sennhütten auf den Halden des Abhanges und freundlichen Dörfern im Thalgrunde, zu den Seiten des rauschenden Bergbaches das Auge erquicken und nur als seitliche Einfassung des Bergeller Thales, welches sich in die lombardische Ebene nach Chiavenna zu abflacht, riesige Wächter hoch in die Lüfte mit eisiger Kuppe emporragen. Hat man bei Scanfs, welches mir als Geburtsort eines meiner liebsten Lehrer, des berühmten Pariser Arztes Biett interessant ist, das Ober-Engadin betreten, so ändert sich sogleich die ganze Physiognomie des Thals. Verschwunden sind die grausen Schluchten, auf welchen die einzelnen Plateaux wie liebliche Oasen liegen. Man betritt ein hohes lichtes Thal, dessen einzelne Gebiete wohl noch durch gelinde Bodenanschwellungen in der Form von Querdämmen gesondert sind. Im großen Ganzen aber bildet das Ober-Engadin ein ungleich mehr zusammenhängendes Thal. Im Wiesengebiete von Scanfs bis Celerina hat man zwar noch nicht die schöne Natur, welche nur größere Wassergebiete einer Landschaft, selbst in den Alpen, zu verleihen vermögen. Aber bereits genießt man mit heiterem unermüdetem Blicke den herrlichen Anblick der höheren Alpenwelt. Ein mild in der Sonne erglänzendes Silberband gleitet durch das Thal der junge Inn. Zahlreiche schöne und große Dörfer sind umgeben vom frischen kräftigen Grün der Wiesen. Man hört aus der Ferne das harmonische Läuten der Kirchglocken. Die Straßen sind belebt von dem zur rüstigen Arbeit schreitenden Landmanne mit seinen kräftigen Zugthieren, von dem durchziehenden Tyroler mit dem Spitzhute, von dem im malerischen Kostüme dahinschreitenden ernsten Bergamasker Schafhirten, von dem entzückten, in der reinen Bergluft alle jene Zierden der Natur tief fühlenden Wanderer ferner Länder. Soweit das Auge reicht, schließen die Wiesen des Thals hohe Gräte mit Firn bedeckt, schlanke Pyramiden mit ewigem Schnee ein. Zwischen den Alpenweiden mit den kleinen Sennhütten, zwischen dem dunklen Walde, welcher an das Thalgebiet streift, drängen sich Gletschermassen an manchen Orten soweit ins Thal herab, daß sie von lieblichen Triften umgeben wie ein Gruß des hohen Nordens an den warmen blüthenreichen Süden, ihre hellblauen Krystallpyramiden, durch tiefe Furchen getrennt, in starrer Eismasse entfalten. Und über die ewigen Gletscher, über die prangende Flur,

Digitized by Google

über dem schattigen Walde wölbt sich ein so tief dunkelblauer Himmel, wie wir ihn im Norden uns kaum denken können.

Schreiten wir nun rasch nach unserem zweiten längeren Aufenthalte, nach St. Moritz, zu; lassen wir die schönen Seitenthäler unbeachtet, so gelangen wir durch Zuz und Bevers zuerst nach Samaden, diesem Mittelpunkte des ganzen Ober-Engadiner Lebens und Verkehrs.

Hier ist die größte Thalweite. In dem reichen Flecken sieht man neben den schönen Wohnhäusern der aus der Fremde heimgekehrten Engadiner auch die alt berühmten Wohnungen der Männer, welche von Jahrhundert zu Jahrhundert die Geschichte des grauen Bundes mit hoher Ehrfurcht nennt. Die Familienwappen verlieren sich hier nicht farblos auf der grauen Mauer des Burgthores, sondern schweben in graciöser Eleganz an den feinen eisernen Balkonen. Im Innern findet man neben vielen Spuren längst verschollener Zeiten alle Annehmlichkeiten des modernen Lebens durch eine freundliche Gastlichkeit erhöht.

Von Samaden aus hat man im Thale die schönste Aussicht auf den Bernina und seine Gletscher, unter denen der Mortaratsch am tiefsten sich in's Thal senkt. Von Samaden gelangt man in den freundlichen Flecken Celerina, mit welchem das Gebiet der Wiesen abgeschlossen ist. Gar bald ist der waldige Querdamm überschritten und wir befinden uns in dem Dorfe St. Moritz. Wir betreten das Gebiet der Seen und den Cyclus der Quellen.

Es ist ein ebenso schönes als wunderbar überraschendes Naturbild, wenn man vom Julier herabkommend nach und nach die ganze Herrlichkeit dieses Panorama's des Seengebietes sich entfalten sieht.

Die lichte Fläche jener klaren Seen mildert sanft den ersten Eindruck der hohen himmelansteigenden Felsenmauern mit ihren zackigen Spitzen und Gräten und dem eisigen Hauche ewiger Firne, unschmelzbarer Gletscher. In der durchsichtigen Fluth spiegeln sich die Wiesen des Ufers, die Wälder der Bergabhänge mit den eleganten Lärchentannen und der königlichen Arve, jener Zeder der südlichen Alpen. Die Schneegefilde der hohen Regionen bilden auf der glatten Spiegelfläche der Seen ein Gemälde von unendlichem Reize, und das rosige Alpenglühen mit seinem zarten Hauche wird durch den feuchten Glanz der Wellen zum anmuthigsten Bilde. Den von Fedoz herkommenden wilden Sohn der Gletscher hegen und pflegen die freundlichen Nymphen der Seen und möchten ihn gerne in ihrer Alpenheimath zurückhalten, aber unaufhaltsam flieht er von der Einen zur Andern, bis er aus dem St. Moritzer See kommend gewaltsam sich ihren Liebkosungen entreißt und bereits als Innstrom über einen breiten Abhang mit schäumenden Wellen sich herabstürzt, um weite Lande bis an das ferne Meer zu durchlaufen. Ein treues Bild der Bewohner seines Thals. Grünende Matten, große und freundliche Dörfer mit den schönen weißen Häusern und zierlichen Gärten, Saatfelder und Laubholz, selbst noch Fruchtbäume wechseln ab mit jenen stillen Seen von Sils, von Silvaplana,

Digitized by

von Camphèr und von St. Moritz. Des Menschen Fleiß und des Fleißes Kind, der Wohlstand, prangen unter jenen herrlichen Gaben der Natur.

Am nördlichen Abhange zieht sich als ein Band an dem ganzen Thale entlang, in zahlreichen Windungen bei Silvaplana am Julier emporklimmend, die große Straße, welche von der Lombardei in's Tyrol, vom Engadin in das rhätische Vaterland, in das stets dem Engadiner an's Herz gewachsene Veltlin und in die italienische Ebene führt.

Für jede Stimmung des Gemüths findet der Wanderer in diesem Gebiete der Seen den geeignetsten Ruhepunkt. Vom Maloja liegt seitlich das Fexthal, dessen höchste bewohnte Häuser, auf 6600 Fuß, die höchsten des gesammten Europa's sind. Von hier führt ein einsamerer Pfad durch Berge, über Felsen und Gletscher in das Rosegg-Thal und das eisige Reich der Bernina. Sils-Maria in seiner stillen Einsamkeit, mit seinen unübertrefflich schönen Baumgruppen, seinen freundlich gastlichen Wohnhäusern, dem hier beginnenden See, den auf solcher Höhe Erstaunen und Bewunderung erregenden Blumengärten; Sils macht den Eindruck eines jener stillen Orte der Alpenwelt, in welchen die Stürme des Lebens, die Sorgen thätigen Ringens den Lotus freudevoller Vergessenheit in der Poesie der Natur finden.

Silvaplana, am Fuße des Juliers, ist im Gegentheil ein sehr belebter Ort. Hier kommen die Straßen verschiedener Länder und Bergpässe zusammen. Hier findet man ein gar reges Treiben, und der Engadiner, welcher nach langem geschäftigen Leben in die liebe Heimath zurückgekehrt ist, sieht hier im Sommer Fremde aus allen jenen fernen Gebieten, welche er durchwandert hat, sowie der Fremde nicht minder erstaunt ist, im Posthaus und seiner Umgebung die verschiedensten Sprachen, ja oft den heimischen Accent seiner Vaterstadt zu hören.

Und der Wagen rollt an den Seen entlang, da hält er nach kurzem Aufenthalt im Dorfe von St. Moritz bald vor dem Kurhause an.

Von dem Platze vor dem Kurhause hat man die zugleich lieblichste und großartigste Aussicht. In nächster Nähe befindet sich der St. Moritzer See mit seinem klaren grünen Wasserspiegel, und oberhalb desselben höchst malerisch emporsteigend das Dorf St. Moritz.

Wälder von Lärchen und Arven, deren weiches Moospolster von der nordischen Linnäa durchflochten ist, grüne Waldwiesen umgeben den See auf der Südseite und von den Höhen des Julierpasses bis zu den steilen Granitspitzen oberhalb Samaden sieht man über dem ewigen Schnee und dem vergletscherten Firn den Piz Murgna, die einsamen Gletschergefilde des Suvretta, die rothe Pyramide des Piz Munteratsch, die Bergspitzen von Nair, Padella, Ott. Nirgends endlich sieht man so schön die elegante Felsengruppe und die schöne Pyramide des Piz Languard, wie von St. Moritz aus. Wer nicht im einsamen Waldpfade, an den Ufern des Sees, oder den Alpenwiesen zu am Abhange emporsteigen kann, findet Wagen,

Digitized by Google

welche ihn auf trefflichen Chausseen durch das ganze Thal, ja bis an den Fuß des einsamen Mortaratsch-Gletschers, selbst auf die Höhe des Berninapasses führen können.

Die St. Moritzer Quellen gehören zu den kräftigsten Eisensäuerlingen. Die alte Quelle hat 4½ ° R., die neue nur 3½ °.

Nach genauer vierjähriger, 3 Mal täglich angestellter Beobachtung ist die mittlere Tagestemperatur in St. Moritz während der Saison etwas über 11 °, am Morgen kaum 6 °, in den Mittagsstunden 15—16 ° R., am Abend 9 °. Zwei Drittel der Tage während der Saison vom 21. Juni bis zum 20. September sind sonnenreich und trocken, etwa ein Drittel bietet Regen. Thau findet sich am Morgen viel, aber Nebel ist verhältnißmäßig viel seltener als sonst auf gleicher Höhe. Nur 2 Mal in der Saison von 3 Monaten fällt Schnee bis vor das Kurhaus.

In der Nacht vom 31. August auf den 1. September 1859 war so viel Schnee gefallen, daß, als ich am Morgen erwachte, die ganze Landschaft vom weißen Winterkleide bedeckt war, Eiszapfen hingen zahlreich von den Dächern herab. Alles schien zu mahnen, jetzt das Hochthal zu verlassen; doch schon am Abend hatte die Gegend wieder ihr herrliches, sommerliches Ansehen, und noch viele schöne, milde Tage folgten diesem ersten Schneefalle.

Man sagt vom Engadin, daß es während 8 Monate Winter habe, man nennt es wohl auch unpoetisch das Sibirien der Schweiz, aber es ist dies grundfalsch.

Bleiben wir auch hier auf dem Boden der Beobachtung, so finden wir, daß im Mittleren im Engadin der Schnee, dieser richtige Maaßstab des Winters in den Alpen, 5 Monate und 22 Tage liegen bleibt. Die vollständigsten Beobachtungen sind gerade in Bevers, dem kältesten Orte des ganzen Engadin, vom Lehrer Krättli gemacht. Die mittlere Jahrestemperatur ist dort 2,5 ° C., die mittlere Wärme der Sommermonate Juni, Juli, August 11,6 ° C., die mittlere Kälte der Monate December, Januar, Februar — 8 ° C.; die mittlere Temperatur der drei Frühlingsmonate März, April und Mai + 1,9 ° und die der drei Herbstmonate September, Oktober, November 3,9 °, also fast 4 ° C. Im Sommer wie im Winter beobachtet man nicht selten bedeutende Temperatursprünge. Nach heißen Tagen sinkt das Thermometer auf den Gefrierpunkt in einzelnen Nächten des Sommers; nach eisiger Kälte im Winter von — 25 ° steigt es mitunter rasch bis auf + 5 °, was von dem oft schnellen Ueberspringen südwestlicher Winde in nordöstliche und umgekehrt abhängt. Frühling und die ersten Wintermonate sind besonders feucht. Winter und Sommer sind aber gewöhnlich trocken und heiter.

Bereits im März schmilzt der warme Hauch des Föhns an sonnigen Abhängen den Schnee und alsbald erscheinen einzelne Blumen. Gewöhnlich aber findet man erst Ende dieses Monats die schöne dunkelblaue Frühlingsgentiane. Gegen Ende April beginnt Schnee zu schmelzen. Nun ist während einiger Zeit der Verkehr im Thale sehr gestört. Mit den ersten

Digitized by Google

Tagen des Mai aber ist das Thal von allem Schnee befreit, nachdem jedoch vorher größere Strecken sonniger Wiesen sich schon mit Blumen bedeckt hatten und namentlich die schöne Frühlings-Anemone und Crocuspflanzen mit ihrem Blüthenschnee, sowie an den Felsen die frischen grünen Blätter und rosigen Blumen der Bergpriemeln das Thal geziert haben. In den Lüften singt jetzt schon die Lerche ihr Frühlingslied und gegen Ende April langen auch aus ihren fernen Winterquartieren die Schwalben wieder an. Der Kukuk aber erwartet das vollendete Schmelzen des Schnees, bevor sein einsamer Ruf die Luft durchtönt. Bald nun werden auch die lichten Seen frei vom Eise.

Die Bergamasker Schafhirten ziehen mit den Heerden auf ihre Sommerweiden. Der fleißige Landmann besorgt seine Saat von Getreide und Kartoffeln. Hat nun auch die Alpenrose ihre schönen Blüthen entfaltet, so prangen die Fluren in aller Pracht ihres lieblichen Frühlingsgewandes. Die Heerden verlassen jetzt das Thal, der harmonische Klang ihrer Glocken bekundet auf immer höher liegenden Alpenwiesen ihre Gegenwart, bis sie gegen Ende September wieder in's Thal herabkommen. Im Juli blühen Roggen und Gerste. Gegen Ende dieses Monats beginnt die Heuernte, die weitaus bedeutendste für das Engadin, welche zu vielen frohen Festlichkeiten Veranlassung giebt. In der ersten Hälfte September wird auch das Getreide eingebracht. Die Schwalben verlassen jetzt bald das Thal und gleichzeitig ziehen Schaaren der mannigfachsten Zugvögel über die Alpen.

Wir treffen im Engadin das Getreide bis zu einer Höhe von nahezu 6000 Fuß, also über 2000 Fuß höher, als in der nördlichen Schweiz und in den deutschen Gebirgen, eben so hoch steigt auch die Kartoffel. In Sils-Maria reift noch die Kirsche, deren oberes Vorkommen sonst ebenfalls nahezu 2000 Fuß tiefer ist. — Die Grenze des ewigen Schnees, welche in den übrigen Schweizer Alpen auf 8200 Fuß angegeben wird, ist im Engadin auf nahe 9500 Fuß. Die Tanne gedeiht noch bis zu 6600 Fuß. Die Arve und der Lärchenbaum übersteigen 7000 Fuß. Alle diese Verhältnisse sind überaus günstig und sind wohl zum Theil dem leichten Zugange der warmen aus Italien kommenden Luftströmungen zuzuschreiben.

Außerordentlich abwechselnd und reichhaltig ist auch die Vegetation. Nächst den Thälern von Saas und Zermatt im Wallis hat das Engadin die schönste Flora der Schweiz. Wie in den Alpen überhaupt, trifft man hier neben den Blumen des hohen Nordens, die der gemäßigten, selbst südlichen Länder. Italienische und Tyroler Pflanzen kommen mannigfach neben den der Schweiz eigenen vor. Bis auf eine Höhe von 10,000 Fuß, ja drüber, giebt es noch viele Oasen, in welchen der Schnee im Sommer schmilzt, und hier ist der Boden ganz mit den rosigen Blüthen der Androsace helvetica, den weißen Saxifragen, den dunkelblauen Gentianen und Phyteuma-Arten bedeckt. Der Stengel der Blumen ist ganz ver-

Digitized by Google

schwunden, und die zahlreichen Blüthen ruhen weich und sanft auf dem grünen Rasen der Blätter. Auf dem Piz Languard, 10,600 Fuß, blüht noch das schöne dunkelblaue Vergißmeinnicht der Hochalpen, Eritrichum nanum.

Nicht minder interessant als die Pflanzen und Gesteine ist für das Engadin seine Thierwelt. In seinen einsamen Waldungen haust noch der Bär. Auf den höheren Bergregionen stellt das Murmelthier seine aufmerksamen Schildwachen aus, welche, sobald sich ein menschliches Wesen zeigt, rasch in ihre versteckten Höhlen schlüpfen. Ueberall in der Gegend der Gletscher und auf den hohen Felsgräten weilt die Gemse in geselligen Schaaren und findet im Winter in den geschützteren oberen Waldregionen eine Zufluchtsstätte. Der edle Steinbock, mit dem mächtigen Geweihe, ist leider immer mehr aus den Hochalpen des Engadins verschwunden.

Zahlreiche Singvögel bewohnen im Sommer das Thal und die Wälder der Berge. Der Adler und der mächtige Lämmergeier nisten auf den hohen Felsen. Im Herbste durchziehen Schaaren der mannigfachsten Zugvögel das Thal, um der Wärme des Südens zuzueilen, unter welchen man sogar auch ein Mal einen Schwan und ein anderes Mal auch einen Taucher des Eismeeres beobachtet hat.

Höchst mannichfach und an seltenen Arten reich sind auch die Insekten des Engadins; besonders schön sind seine Schmetterlinge, die fliegenden Blumen des Sommers. Hier kommt unter anderen der seltenste aller europäischen Schmetterlinge, Euprepia flavia, vor. Zu den angenehmsten meiner naturwissenschaftlichen Erinnerungen gehört es, daß ich mir dort ein Paar jener seltenen, sonst nur in Sibirien vorkommenden Falter verschaffen konnte. Auf dem Maloja habe ich auch zu meinem großen Erstaunen die Wanderheuschrecke angetroffen und erfuhr dann, daß sie im unteren Bergeller Thal große Verheerungen angerichtet hatte.

In diesem Lande, welches so viele Eigenthümlichkeiten darbietet, haben auch die hohen Alpen und ihre Aussichten einen ganz eigenen Charakter. Von dem 10,600 Fuß hohen Piz Languard sieht man, neben nur wenigem Thalgrunde, über 800 hohe Bergspitzen, von denen ein großer Theil 10,000 Fuß überragt. Von Bernina beherrscht man, außer einer Legion hoher Gräte und Pyramiden, eine Zahl und eine Mannigfaltigkeit naher und ferner Gletscher, wie sie weder der Montblanc noch der Monte Rosa, noch die Heroën des Berner Oberlandes darbieten. Leider ist die 13,500 Fuß hohe Bernina fast unzugänglich. Nachdem sie der Ingenieur Coaz unter den größten Gefahren bestiegen hatte, war die Abenddämmerung hereingebrochen, bevor er das Gebiet der Gletscher verlassen konnte. Immer finsterer wurde die Nacht; immer schauriger die Aussicht auf den fast gewissen Tod in der eiskalten Nacht, ohne jeden Schutz vor unvermeidlicher Erstarrung. Da erschien plötzlich am Himmel der Mond in vollem Glanze und verbreitete ein so mildes Licht über die Gebiete des Eises und Firns, daß Coaz mit seinen Führern noch die am Morgen eingehauenen Tritte wieder erkennen konnte.

Digitized by Google

Kaum waren sie über die Region der Gletscher hinaus, da verschwand der Mond wieder hinter den Wolken und, nach unsäglichen Mühen während voller 20 Stunden, gelangten sie in der Nacht um 2 Uhr an das gastliche Haus des Bernina-Passes.

Die ganze Bevölkerung beträgt ungefähr 9000 Einwohner, von denen fast zwei Drittel auf das 12 Stunden lange Unter-Engadin und etwas über ein Drittel auf das 7 Stunden lange Ober-Engadin kommen. Die Volkssprache, Ladin genannt, ist ein Ueberrest lateinischer Ursprache, der rhäto-romanische Dialekt. Die herrschende Religion ist die reformirte, mit Ausnahme des katholischen Tarasp und des Grenzgebietes von Samaden.

Trotzdem, daß für ein fast 19 Stunden langes Thal eine Bevölkerung von 9000 Einwohnern keine übergroße zu sein scheint, würden diese dennoch bei dem verhältnißmäßig geringen Ackerlande und dem Fehlen der Industrie nur mit Mühe einen hinreichenden Lebensunterhalt finden. Daher die Wanderlust eine ihnen fast auferlegte Nothwendigkeit. — Der Engadiner ziehen in der That viele in nahe und ferne Länder. — Wohl jede große Stadt Italiens, Deutschlands, Frankreichs giebt dem arbeitslustigen Sohne der Alpen mannigfaltige Beschäftigung. Welchen Beruf sie aber auch erwählen mögen, überall zeichnen sie sich durch Ehrlichkeit, Genügsamkeit und Fleiß aus. Voll natürlicher Würde in ihrem Charakter, sind sie überall geliebt und geachtet. Bis in die fernsten Gegenden bewahren sie treu ihre romanische Sprache. Unermüdlich ist ihre Thätigkeit, bis sie so viel erworben haben, daß sie in die liebe Alpenheimath zurückkehren und dort sorgenfrei von dem Ertrage ihres jahrelangen Fleißes leben können. Und darum zieren alle Dörfer herrliche Wohnhäuser; darum hört man in diesem Thale alle Sprachen und Dialekte des civilisirten Europa's. Rührend ist es zu sehen, mit welcher patriarchalischen Einfachheit selbst die Reicheren im heimathlichen Dorfe leben. Der auflösende Luxus großer Städte hat ihr treues Herz nicht bestochen. In dem Aufrechthalten der besten Traditionen der Familie, in dem regsten Wohlthätigkeitssinne finden sie noch bis in's höchste Alter, neben dem Wonnegefühl des heimischen Heerdes, ihre größten Genüsse. Bettler giebt es deshalb im Engadin nicht.

Die im Thale Bleibenden, nicht Auswandernden, beschäftigen sich mit Ackerbau, Viehzucht und Weinhandel. In dem Maaße, als die Verbindungen mit den Nachbarstaaten leichter werden, können sich auch hier die Berufsarten vervielfältigen. Die zahlreichen Wasserkräfte können zu industriellen Unternehmungen mannigfacher Art verwerthet werden. Auch die Uhrenfabrikation könnte hier, wie in den Hochthälern des schweizer und französischen Jura, eine nicht unbedeutende Hülfsquelle in den langen Wintermonaten werden.

Man glaube jedoch nicht, daß die alte Heldenkraft im arbeitsamen Engadiner versiecht sei. So oft des Vaterlandes Ruf in den Bergen ertönt, entsteigen die alten Ritter ihren Grüften, und opferfreudig schaaren

Digitized by Google

ſich um ſie die Engadiner, ſtets bereit, bis zum letzten Lebenshauche ihrem theuern Schweizerlande zu dienen.

Nichts iſt praktiſcher, wohnlicher und zugleich allen Bedürfniſſen mehr entſprechend als ein Engadiner Haus. Feſt aus Stein aufgeführt, ſeltener farbig als vom reinſten Weiß, mit dicken feſten Mauern, mit kleinen, faſt wie Schießſcharten tief liegenden Fenſtern, mit großem Thoreingange, mannigfachen Zierrathen bei den Begüterteren, ſchönen Balkonen, bei Einzelnen mit Wappen geziert, zeigt ſich das Aeußere einer ſolchen Wohnung.

Im Innern birgt das Haus außer den Zimmern auch den Heuboden und den Viehſtall. Letzterer iſt beſonders ſauber und gut eingerichtet. Klug iſt es, neben der Bequemlichkeit, die Thiere, ohne aus dem Hauſe zu gehen, verſorgen zu können, auch ihre Wärme, beſonders während des langen Winters, zu benutzen. Ja, in dem Viehſtalle finden ſich auch wohl Tiſche und gepolſterte Bänke, bei Einigen ſogar Spiele, Zeitungen und Bücher, ſo daß derſelbe auch als Vereinigungspunkt, als Salon dienen kann. Das hauptſächlichſte gemeinſchaftliche Wohnzimmer iſt gewöhnlich mit Arvenholz getäfelt, bei den Wohlhabenderen mit ſchönen Holzſchnitzereien verziert, ſowie man hier auch noch jene hohen prächtigen Wandſchränke mit ſchöner erhabener Arbeit findet, welche in neuerer Zeit wieder mit Recht ſehr geſucht werden. Von ungewöhnlicher Größe iſt der Ofen, welcher auch bei den Reicheren mit ſchönen Malereien geziert iſt. Um ihn herum findet ſich die mit Kiſſen bedeckte Ofenbank. In dem oberen Stock liegt, durch eine verſchließbare Oeffnung mit der Wohnſtube in Verbindung, das Schlafgemach, und neben dieſem dann noch andere Zimmer. Selten iſt ein Haus von mehr als einer Familie bewohnt.

Die ganze Bevölkerung genießt gern in den Zeiten der Muße die Freuden des Lebens; aber Exceſſe irgend welcher Art ſind ſelten. Zu den Lieblingserholungen der Jugend gehört auch hier das Tanzen, welches jedes ländliche Feſt beſchließt. Fehlen zwar die eleganten Tanzſäle und die feine Muſik unſerer Städte, ſo herrſcht doch in dieſen ländlichen Bällen Frohſinn und Munterkeit; ja man ſieht hier unter den ſchlanken Burſchen und ſchönen Mädchen ſo anmuthsvolle Geſtalten, daß man das Leuchten des Gaſes, die feinen Toiletten, die pyramidalen Krinolinen, den brauſenden Champagner beim Mahle gern entbehrt. Ja, nicht möchte ich die Frage entſcheiden, ob in jenen Tänzen der Alpendörfer oder in denen unſerer Städte mehr wahrer Frohſinn herrſcht.

Zu den größten Eigenthümlichkeiten dieſer Bevölkerung aber gehört ihre Sprache. Während der nahezu 500jährigen Herrſchaft der Römer über das ganze Bündtner Land hat ſich, mit einiger Vermiſchung celtiſcher Worte, die rhäto-romaniſche Sprache, auch Ladin genannt, entwickelt. Sie gleicht ſehr der Sprache der Troubadours, dem Provençaliſchen, in mancher Beziehung dem Spaniſchen. Mit der milden, faſt muſikaliſchen Weichheit des Italieniſchen verbindet ſie die volltönenden Doppellaute und den mehr kräftigen Charakter der deutſchen Sprache. Sie wird noch von

Digitized by

der ganzen romanischen Bevölkerung Graubündtens sehr hochgeschätzt, und so sehr hält diese an ihr fest, daß mir ein junger, aus Würzburg zurückkommender Arzt, dessen Vater lange in Deutschland gelebt hatte, erzählte, er hätte es nie wagen dürfen, seinem Vater anders als in romanischer Sprache zu schreiben.

2. Der Kanton Appenzell und die appenzeller Landesgemeinde.*)

Der nördlichste Stock des schweizerischen Alpengebirges ist der Säntis, isolirt dastehend, wie ein gewaltiger Markstein oder wie ein Flügelmann vor der langen Reihe der Alpenhörner. Stolz schaut er (7700 Fuß hoch) über den Bodensee und das schwäbische Oberland hin, bis an die Rauhe Alp, auf deren Vorsprüngen er überall gesehen wird, von Ulm bis an den Dreifaltigkeitsberg ob Spaichingen. Südlich begrüßt er seine Nachbarn, die Kette der sieben Kurfürsten, von denen ihn eine Gebirgssenkung trennt, in welcher die Thur ihre Quelle hat; da liegt das Dorf Wildhaus, 3340 Fuß über dem Meere, der Geburtsort des Reformators Ulrich Zwingli. Südwestlich lagern sich einige Stunden weit die Nagelfluhberge der Toggenburg an, alle einige tausend Fuß niedriger als die Kuppe des Säntis; östlich senkt sich der Kalkfelsenkamm des Gebirgs im Altenmann, der Bruderkuppe der Säntishöhe, um einige hundert Fuß, dann aber sehr bedeutend im Kamor, denn die höchste Spitze desselben, der „Hohe Kasten", erhebt sich nur noch 5550 Fuß über das Mittelmeer. Darauf verschwindet der Kalkstein und macht der Nagelfluhe und dem Sandstein**) Platz, und damit hört auch die Kuppen- und Hörnerbildung auf, welche das Alpengebirge auszeichnet; das Gebirge verflacht sich in ein tafelförmiges Hochland (Plateau), das da und dort in langgestreckte Rücken anschwillt. Dieses Tafelland endet auf jeder Seite, gegen den Rhein, den Bodensee und die Thur, in einem scharfen Rande, und fällt endlich gewöhnlich in zwei Stufen in die Thalfläche ab. Eine gerade Linie von der Säntisspitze bis zum Bodensee ist nahezu sechs Stunden lang, und die Abdachung beträgt in dieser Richtung 6500, die Höhe des Säntis zu 7700 Fuß, die des Bodensee's zu 1200 Fuß, in runden Zahlen angenommen; eine Linie von Südost nach Nordwest durch die größte Breite dieser Gebirgsinsel gezogen, vom Kamor bis Herisau (5500—2474 Fuß), mißt fünf Stunden, und die Senkung erreicht beinahe die Hälfte der obigen (3160 Fuß).

*) Nach Baumüller: „Buch der Welt".

**) Dem Gestein nach werden die Alpen eingetheilt in Granit- und Urkalkalpen, deutsche Kalkalpen und italische Kalkalpen, obwohl die größte Mannigfaltigkeit von Steinart zwischen ihnen zu finden ist, und manche Vorberge, z. B. der Rigi, ganz aus Nagelfluhe bestehen. Dies ist eine Steinart, die aus lauter zusammengekitteten Geschieben älterer Gebirgsarten sich erzeugt hat.

Digitized by Google

Dieſes Hochland nun von der Säntiskuppe bis an den Rand der Hochfläche iſt der Kanton Appenzell; ihn umgiebt St. Gallen rundum, ſo daß es bis zum Rande des Plateau's aufſteigt. Demnach bildet das ſechs Quadratmeilen große Ländchen der Appenzeller, ſo klein es auch iſt, ein geographiſches Ganzes, das amphitheatraliſch emporſteigt, und in das der Wanderer, von welcher Seite er auch kommt, bergan hinaufſteigen muß. Jetzt führen ſchöne Kunſtſtraßen auf die Höhe, die vor kurzer Zeit beſchwerliche Hohlwege waren; vor Jahrhunderten wurden ſie durch Verhaue und rohe Schanzen, aus Felsſteinen und Baumſtämmen dammartig aufgeführt, geſchloſſen, und von dieſer Feſtung ward von den Appenzellern mancher Feind blutig zurückgeſchlagen.

Ein ſolches Hochland hat begreiflich einen langen Winter, der in der Regel vom November bis Ende Mai dauert; wenn der Appenzeller im Hügellande des Thurgau's Alles treiben und ſproſſen ſieht, wenn er den Bodenſee mit grünem Saume umwunden erblickt, deckt ſeine Heimath noch der Schnee, welcher erſt der wärmenden Frühlingsſonne und dem Südwinde (Föhn, favonius) ganz weicht, auf dem Säntis aber der Sonne und dem Föhne Trotz bietet. Getreidebau wird eigentlich gar nicht betrieben; der Anbau beſchränkt ſich auf die Kartoffel und einiges Gemüſe. Dafür giebt es herrliche Wieſen und Weiden, deren ſaftiges Gras eine Menge der ſchönſten Kühe nährt, und da, wo an den Berg- und Felſenwänden noch Gras und Kraut wurzeln, klettern Schafe und muthwillige Ziegen, letztere gewöhnlich das Eigenthum armer Leute, welche keine Kuh zu halten vermögen. Die Viehzucht iſt demnach ein Hauptnahrungszweig der Einwohner, beſonders im hintern oder höhern Landestheile, am Säntis und Kamor, weniger im vordern Lande, das ungewöhnlich ſtark bevölkert iſt.

Der ohnehin ſo kleine Kanton iſt doch noch in zwei Staaten getheilt: Appenzell-Inner-Rhoden und Appenzell-Außer-Rhoden; Rhoden iſt mundartig für „Rotten", urſprünglich die militairiſche Eintheilung des Ländchens bezeichnend, daher es eigentlich die „Innern Rhoden" und die „Aeußern Rhoden" geſchrieben wird. Inner-Rhoden iſt etwas kleiner als Außer-Rhoden und beſchränkt ſich auf das eigentliche Gebirgsland; es iſt ein Hirtenländlein mit etwas mehr als 10,000 Einwohnern; Außer-Rhoden nimmt hauptſächlich das Plateau ein und zählt über 40,000 Einwohner, die hauptſächlich von dem Ertrage ihres Kunſtfleißes leben; Inner-Rhoden iſt arm, Außer-Rhoden aber reich, jenes katholiſch, dieſes proteſtantiſch. Vor 300 Jahren machten die beiden Rhoden nur Eine Volksgemeinde aus; als aber zur Zeit der Reformation der eine Theil die neue Lehre annahm, und der andere der alten treu blieb, hielten ſie es nicht mehr für möglich, gemeinſam hauszuhalten. Sie gingen aus einander, aber in Frieden, und nahmen auch ſpäter an den Religionskriegen in der Schweiz keinen Antheil.

Es giebt nicht leicht einen lohnendern Ausflug als eine Fußpartie durch das Appenzell; denn in drei Tagen kann ein rüſtiger Fußgänger das

Digitized by Google

Ländchen durchkreuzen, und dann hat er eine wahre Vorschule für eine rechte Schweizerreise gemacht. Im katholischen Inner-Rhoden blicken wir noch in die stillen Hallen der Nonnenklöster, und aus einem andern Kloster tritt uns der ehrwürdige Kapuziner entgegen; in Gonten, Weißbad und Gais treffen wir Badegäste aus halb Europa und lustiges, gesellschaftliches Leben. Auf den Bergwanderungen kehren wir in den Sennhütten ein, um uns zu erquicken; die Hütte ist roh aus Balken und Steinen zusammengefügt, die Fugen sind mit Moos verstopft. Stühle zum Niedersetzen giebt es nicht, außer dem Melkstühlchen mit einem Fuße. Wir müssen auf dem Boden Platz nehmen, wenn nicht ein Holzklotz aufzutreiben ist. In der einen Ecke hängt der große Käsekessel über dem Feuer, dessen Rauch zur Thür hinauszieht, oder durch Ritzen und Spalten Nebenwege sucht. Auf der andern Seite endet die Hütte in einen kleinen Stall, dessen Bewohner sich durch Grunzen zu erkennen geben. Auf der Decke des Stalles ist Heu ausgebreitet, ein paar grobe leinene Tücher oder Säcke verrathen bald ihre Bestimmung — hier ist das Bett des Sennhirten. Dieser holt aus einer Höhle, die im Hintergrunde der Hütte in den Berg gegraben ist, Milch, Butter und Käse, und ermahnt tapfer zu essen, denn beim Bergsteigen bekommt man Hunger — und daß er Recht hat, beweisen wir. Aber welcher Wohlgeschmack, diese Milch und diese Butter! Wer noch nie in den Bergen gewesen ist, kann es gar nicht glauben, daß sie so ganz anders schmecken als in den Ebenen. Da wachsen freilich auch ganz andere Futterkräuter, als im Thale; betrachte einmal den Rasen der Alp (so nennt der Senne seine Bergweide), wie dunkelgrün, wie dicht, unter dem Fußtritte anschwellend wie ein grünes Sammetpolster; da sieht man keine hochgeschossenen dürren Halme, keine Disteln und Herbstzeitlosen, aber verschiedene Arten von Klee, mit rother, gelber und weißer Blüthe, und andere würzige Kräuter, welche die Ebene nicht kennt.

Schon im Anfang Mai ziehen die Sennen mit Ziegen und Schafen auf die Alp; vier Wochen später langen dann auch die Kühe an, gewöhnlich in Zügen von 24 Stück mit einem Stier, welches man ein Sennthum heißt. Gemeiniglich befinden sich dabei auch 2—3 Schweine und 4—6 Ziegen. Von einem Sennthum besitzen oft verschiedene Bauern einen verhältnißmäßigen Antheil, und dies ist die einzige übliche Art der Gesellschaftssennereien. Wo mehrere Sennthume zusammenkommen, kämpfen die Stiere um die besten Weideplätze, und die schwächern müssen den stärkeren weichen. Als solche Plätze bezeichnet man namentlich die, wo das Rahmblümli (Leontodon aureum, goldener Löwenzahn) reichlich gedeiht.

Der Senne bleibt bis in den September auf seinen Bergeshöhen, kommt während der ganzen Zeit vielleicht nicht ein einziges Mal in sein Dorf herab, wird nur besucht, wenn man den Käse abholt, oder wenn eines seiner Angehörigen ihm Brot oder irgend ein Werkzeug bringt. Seine Nahrung ist Milch und magerer Käse, und er behilft sich oft wochenlang ohne Brot; zeigt aber ein Reisender, der bei ihm einkehrt, Schinken, kal-

Digitized by Google

ten Braten oder gar eine Weinflasche, so sieht man den sonst so genügsamen Mann vor Begierde zittern, so sehr verlangt's ihn nach jenen gaumenreizenden, pikanten Nahrungsmitteln, und er giebt gern Butter, Käse und Milch die Fülle für den ihm überlassenen Antheil.

Die Kleidung des Sennen ist so einfach als möglich: zwillichene Hosen, die bis über die Kniee reichen, und eine blaue Blouse, hier Fulterhemd genannt; er geht barfuß oder auf hölzernen Sohlen, auf dem Kopfe sitzt ein schwarzes ledernes Käppchen, und eine kleine Pfeife läßt er selten aus dem Munde; schon die Buben rauchen, und sollten sie die Pfeife mit dürren Heublumen füllen müssen. Man trifft unter den Sennen häufig große Männer von kräftigem Körperbau, in der Regel aber ist der Appenzeller mehr untersetzt gebaut, stark geschultert, braun- oder blondhaarig; aus den grauen Augen, dem breiten Gesicht spricht Schalkheit und trotzige Derbheit. Er ist stolz auf seine Heimath, seinen Beruf und selbst auf seine Lebensweise; der Fremde, der ihn meistern oder gar seiner spotten will, wird mit einem Hagel von beißenden Witzen bombardirt und nicht allzu sanft heimgeschickt. Die Appenzeller sind durch ihren Mutterwitz in der Schweiz sprichwörtlich, und ihre Lustigkeit ist nicht geringer; eine Gesellschaft Appenzeller, besonders innerrhodischer Hirten, macht mehr Lärm, als zehn Mal so viel Norddeutsche. Da heißt es laut sprechen und schnell sprechen, und das geschieht in sehr hohen Noten mit einem eigenthümlich hüpfenden Accente, so daß einzelne Worte fast geschleudert werden. Schauplätze solcher Lust, wohl auch der Ausgelassenheit, sind an schönen Sonntagen einzelne Punkte, die wegen ihrer herrlichen Fernsicht von dem Wanderer aufgesucht werden. An solchen Punkten hat das kleine Land einen unglaublichen Reichthum, und von der Erhabenheit einer Aussicht in das Gebirge der Alpen, in die tiefen Flußthäler, über den Bodensee hin bis in die bläuliche Ferne des deutschen Hügellandes kann man sich gar keine Vorstellung machen; da reicht keine Beschreibung zu, selbst der Pinsel giebt nur schwache Vorstellung dieser Herrlichkeit.

Wir machen von Gais einen Ausflug an den Stoß, einen Paß nach Altstätten im Rheinthal; dort steht eine Kapelle, zu welcher alle Innerrhoder ein Mal im Jahre in feierlicher Prozession wallfahrten, weil da ihre Väter am Frohnleichnamstage 1405 die Feinde siegreich zurückschlugen. Dem Fremden aber läßt die Aussicht nur wenig Zeit zur Erinnerung an die alten Heldenthaten. Da schaut er hinab in das breite tiefe Rheinthal, durch welches er den Fluß wohl zehn Meilen raschen Laufes daherströmen sieht. Zu beiden Seiten liegt ebenes, wohl angebautes Gelände, besäet mit Dörfern und Städtlein. In gewaltigen Massen steigt das Gebirge des Vorarlbergs und Tyrols empor, nicht allmählig, sondern plötzlich, nur wenige Stunden von dem Beschauer entfernt. Man sieht die Umrisse des Gebirgs so deutlich, die Fluhen, Felsen, Schnee- und Eismassen liegen so klar da, daß man glaubt, man müsse die Gemse sehen können, die zufällig über Fels- oder Eisstöcke hinwegsetzte. Und wie mannigfaltig ist die Be-

Digitized by Google

leuchtung dieſer Landſchaft! Wie dunkel der Fichtenkranz, der die untere breite Seite der Berge gürtet, wie hell ſtrahlt Fels und Gletſcher im Sonnenlicht, wie zittert das von den Bergwänden des Rheinthals vielfach zurückgeworfene Licht über dem breiten Thale tief unter uns, wie ſchimmert der Strom in ſeine fernſten Windungen!

Von Weißbad machen wir einen Ausflug auf die Ebenalp und das Wildkirchlein; in zwei Stunden ſind wir dort. Die Ebenalp iſt eine Felsplatte mit ſchwacher Neigung gegen Norden; ſie iſt ſchon begrünt und reicher an Alpenpflanzen als der Rigi; eine trichterförmige Vertiefung von 50 Fuß im Umfange, das Wetterloch, enthält das ganze Jahr hindurch Schnee und Eis. Die Ausſicht iſt herrlich; ſie erſtreckt ſich über den Bodenſee, die öſtliche Schweiz mit den zahlloſen Alpenfirſten und einen bedeutenden Theil des ſüdlichen Baden, Württemberg und Baiern. Durch eine Felshöhle, 100 Schritte lang, 60 Fuß breit, mit einer Wölbung von 70 Fuß, von welcher Kalkwaſſer tropft, gelangt man zum Waldkirchlein, eine natürliche Grotte in Kalkfelſen, die in eine Kapelle verwandelt iſt. Ein Glockenthürmchen iſt daneben angebracht worden, und ein bärtiger Einſiedler verkündet mit hellem Glöcklein die Tageszeiten über die reizende Gebirgsöde entlang. Er bewohnt eine kleine Hütte; eine Felſengrotte dient ihm als Keller, aus dem er den Reiſenden Speiſe und Trank herbeiholt. Da ſitzen wir 4600 Fuß über dem Meere, an hoher Felſenwand, und betrachten mit Entzücken die reizende Gebirgswelt. Da möchte man Tage langweilen und ſcheidet mit ſchwerem Herzen von dieſem erhabenen Schauſpiele.

Wir wollen aber noch höher, auf die Säntishöhe von 7700 Fuß, um von dieſem erhabenſten Punkte des Appenzell in die weite Welt zu blicken. Dieſe Bergfahrt dauert ſechs Stunden. Gegen Abend brechen wir unter Leitung eines kundigen Führers auf, ſteigen vier Stunden rüſtig bergan und übernachten in einer Sennhütte. An's Schlafen iſt nicht viel zu denken, und es macht Freude, das luſtige Feuer von dürrem Tannenholz wohl anzuſchüren. Mit dem erſten Tagesgrauen ſteigen wir wieder bergan, um den Gipfel vor Sonnenaufgang zu erreichen. Schon glühen die Alpenhörner Tyrols in roſiger Pracht, immer weiter ſchreitet das purpurne Licht über die Berggipfel der gegen Süden und Südweſten gelagerten Alpen, während der Fuß der Berge und die Thäler noch vom nächtlichen Grau umſchleiert ſind. Wir gelangen endlich auf den Gipfel, und die Sonne taucht empor über die öſtlichen Berge, ihre Häupter mit Licht überfluthend; jetzt glänzen die Firſten ſilberhell, das Dunkel in der Tiefe verſchwindet, und eine unermeßlich weite Welt liegt ausgebreitet vor dem erſtaunten Blicke. Vor Allem ſtellt ſich das Alpengebirge in ſeiner Großartigkeit vor; von den ſteieriſchen, ſalzburger und tyroler Alpen gleitet das Auge über die bündtniſchen zu den glarniſchen und die Alpen von Uri bis zu den Rieſen des Berner Oberlandes, dem Finſteraarhorn, Schreckhorn und der Jungfrau — eine Strecke von mehr als hundert Stunden! Wenn das Weltmeer Wogen von vielen tauſend Fuß aufthürmte, und dieſe plötz-

Digitized by Google

lich überstürzend und Flammen gleich wieder aufsteigend, gebrochen und gerundet im Augenblicke zu Eis erstarrten, so möchte das einen ähnlichen Anblick gewähren. Ein Schauer überkommt uns, wenn wir auf diese zertrümmerte Welt blicken, und die Seele erbebt, indem sie die Allmacht Gottes schaut.

Wenden wir nun das Auge nach andern Richtungen, so sehen wir den tiefen Einschnitt des Rheinthals bis Graubündten, das Thal der Ill, das wie eine dunkle Kluft aus dem Gebirge tritt, und den Spiegel des Bodensee's, der die Breite eines Stromes zu haben scheint. Ueber die oberschwäbische Hochebene von Württemberg und Bayern hin sehen wir bis an die Alp und die Donau, und westlich bis an die Berge des Schwarzwaldes und die nordöstlichen Ausläufer des Jura, und südlich erblicken wir noch etwas vom See bei Zürich. Aber wie klein erscheinen die Städte und Dörfer! Es kostet Mühe, die ferneren mit dem Tubus zu erkennen, und doch können wir es nicht lassen, von dieser hohen Warte aus nach Deutschland zu schauen. So vergehen Stunden wie Augenblicke; wir haben uns nicht satt gesehen, aber die Luft ist empfindlich kalt, es thürmen sich Wolkenschichten um den Gipfel herum, und der Führer prophezeiht Gewitter und Sturm, die oft in dieser Höhe toben, während in dem Thale unten kaum ein leichter Regen fällt. Rasch geht es abwärts; munter schreiten wir über das Schneefeld und den Gletscher, den nördlichsten der ganzen Alpenkette; es freut uns, die scheue Gemse fliehen zu sehen, denn diese schönen Thiere sind wieder zahlreich am Säntis, seitdem eine durch das Gesetz vor den sonst schonungslosen Jägern geschützte Kolonie derselben hingewandert ist. Wir sind glücklich wieder in die Dörfer hinuntergelangt; unsere Seele ist von einem mächtigen Gefühle ergriffen, das dem ähnlich ist, welches wir empfinden, wenn wir Zeugen einer großen Begebenheit sind.

Inner-Rhoden verlassend, wandern wir nun nach Außer-Rhoden; da ist die Bevölkerung so dicht, wie in wenigen Gegenden Europa's, denn es kommen über 10,000 Seelen auf die Quadratmeile, und der Reisende, welcher gewohnt ist, in den Berggegenden hölzerne Häuser mit armen Bewohnern zu treffen, erstaunt über die herrlichen Dörfer, durch welche ihn sein Weg führt: man trifft da Gebäude, welche einer großstädtischen Residenz wohl anständen. Tausende von Häusern liegen wie herumgesäet an Berg und Bühel, auf Anhöhen und in Gründen, welcher Anblick Jeden in Erstaunen setzt, der etwa auf dem Bodensee von Konstanz nach Friedrichshafen fährt. Alle Häuser, auch die kleinsten, sind zierlich gebaut, von vielen Fenstern freundlich glänzend, besonders auf der Mittagsseite. Das Dach ist nie so hoch, als man in dem benachbarten Schwaben findet, die Thür groß, mit schöner Schwelle, messingener Klinke und mit Oelfarbe angestrichen; ein gewöhnlich mattgrün angestrichener Schindelschirm*) schützt

*) Die Häuser sind mit ganz kleinen Schindeln wie mit einem Schuppenpanzer umgeben.

Digitized by Google

gegen den ſcharfen Wind und gegen die Näſſe, wenn Nordoſt und Weſt Schnee und kalten Regen gegen die Wohnung ſchlagen. Faſt vor jedem Hauſe iſt ein laufender Brunnen von klarem, kühlem Bergwaſſer, denn das ganze Ländchen iſt außerordentlich quellenreich. Auch im Innern ſind alle Häuſer ſauber und zierlich, die Stuben ausgetäfelt, die Geſchirre blank. Und doch ſind viele dieſer netten Häuſer und Hütten bloß aus Holz gebaut, wie in den Gebirgsgegenden überhaupt. Dort ſind ſie aber oft rauchig und rußig, in Außer-Rhoden ſchmuck, ich möchte faſt ſagen, ſo hübſch, wie ein angemalter Vogelkäfig. Freilich flammen dieſe hölzernen Häuſer bei Brandunglück wie Fackeln auf und ſind ſelten mehr zu löſchen. — Auch die Menſchen ſind ſauber und reinlich angezogen, und der Mann, welcher eine Kuh am Horne über die Gaſſe führt, läßt einen ſchneeweißen Hemdärmel ſehen. Die Nahrung der Außer-Rhoder iſt einfach. Das Frühſtück iſt faſt in jedem Hauſe Kaffee und geröſtete Kartoffeln, bei Wohlhabenderen kommt dazu noch Butter und Käſe; das Mittagsmahl bietet in guten Zeiten Fleiſch- oder Mehlſpeiſe, wobei Obſtmoſt oder Wein nicht fehlen darf; am Abend aber kommt wieder Kaffee mit Kartoffeln, und in armen Häuſern, oder wenn der Verdienſt ſtockt, hat man Tag aus Tag ein Kaffee mit Kartoffeln. Die Bäcker liefern ein ſchneeweißes Brot, denn die Appenzeller eſſen kein Roggen- oder gar Gerſten- und Haferbrot; der ſchwäbiſche Bauer aber, der das Korn gebaut hat, würde das Brot bewundern, aber ſchwerlich in die Länge ſeinem Schwarzbrote vorziehen, weil es etwas trocken und fade ſchmeckt, wenn man an Roggenbrot gewöhnt iſt.

Die Nettigkeit der Häuſer, die muſterhafte Reinlichkeit, wohl auch die übrige Lebensweiſe erklärt ſich aus dem Umſtande, daß die Außer-Rhoder größtentheils von ihrem Kunſtfleiße leben; von 40,000 Einwohnern beſchäftigen ſich wenigſtens 21,000 mit der Fabrikation, wenigſtens 10,000 mit der Mouſſelinweberei. Man webt Mouſſeline in glatten Stücken zu Vorhängen und Halstüchern, verziert ſie mit mannigfaltigen Stickereien aus weißer Baumwolle, zu Chemiſetten, Hauben, Röcken, oder aus gefärbter Baumwolle zu Schürzen, Turbanen, Tapeten, Chorhemden, Manſchetten, Bettdecken, Tauftüchern, Shawls, Schleiern und Flor. Zu ähnlichen Stoffen wird die Stickerei auch gehöhlt, feſtonirt oder mit dem Plattſtich verbunden. Außer Mouſſelinen webt man auch Baumwollengaze, Perkale, Tüll, Kattun, Barchent u. ſ. w. Es giebt Fabrikanten, die einige Hundert Weber und 5000 auswärtige Stickerinnen beſchäftigen. Die beſten Stickerinnen ſind in Inner-Rhoden, und ſie verdienen jährlich von den Fabrikanten Außer-Rhodens eine Summe, die zu 30,000 Fl. berechnet wird. Da kann man kunſtreiche Finger ſehen, die auf dem weißen Grunde Blumen entfalten, welche an Farbenſchönheit und zarten Umriſſen ihren lieblichen Schweſtern auf Wieſen und Auen nichts nachzugeben ſtreben. Man trifft aber in Außer-Rhoden nicht bloß große Fabriken, ſondern es wird hauptſächlich familienweiſe gearbeitet, daher in jedem

Digitized by Google

Hause ein Webkeller, Webgaden, ist. Mancher kauft Baumwollengespinnst, verarbeitet es und trägt es dann wohl auf dem Rücken zu dem Kaufherrn, besonders nach St. Gallen, verwerthet es, so gut er kann, und Mancher hat so angefangen, der jetzt Hunderttausende besitzt. Die Arbeiten der Appenzeller gehen in die ganze Welt, besonders aber „über's Meer," wie die Stickerinnen sagen, wenn man sie fragt, wer denn die Mousseline kaufe. Welches Geld dadurch in's Land kommt, mag man daraus abnehmen, daß der Lohn der Fabrikarbeiter in einem mittelmäßigen Jahre auf 1,700,000 Fl. berechnet wird.

Ich habe die schmucken Häuser mit einem Vogelkäfige verglichen, und die Bewohner geben den Vögeln an Gesangslust nichts ab. Da jodelt der Hirte, wie überall, wo Matten grünen; aber außerdem trifft man wohl nirgends auf der Welt so viele Dörfer, wo man einen so schönen vierstimmigen Gesang hört, und man kann Außer-Rhoden mit vollem Recht ein Sängerland nennen. Seine Chöre sind daher auch bei allen Gesangfesten in Schwaben und der Schweiz, in Lindau und Ravensburg, in St. Gallen und Zürich willkommen, und bei Wettgesängen tragen sie stets einen Preis davon. Es giebt viele Familien, wo nach vollbrachter Tagesarbeit Abends Mann und Frau, Söhne und Töchter zusammensitzen und sich den Rest des Tages mit Gesang erheitern.

Das Hauptfest ist aber die Landsgemeinde, die jährlich regelmäßig einmal in Hundwyl, einmal in Trogen im Frühjahre abgehalten wird. Eine solche Landsgemeinde ist für den Fremden sehr anziehend, und wäre in Frankreich, England und Nordamerika ein Außer-Rhoden, so würde man in Deutschland vielmehr darüber lesen. Die Feier ist in folgender Weise:

Schon am Samstagabend, denn es wird immer am Sonntag landsgemeindet, finden sich die ferner wohnenden Appenzeller in Trogen,*) Speicher und den umliegenden Ortschaften ein, wo sie bei Gastfreunden wohnen oder die Wirthshäuser füllen; hier und dort läßt sich Einer mit einem tüchtigen Jodler hören, zwischendrein knallen Schüsse und die Buben lassen Frösche springen oder Petermännchen sprühen. Die ernsteren Männer sitzen beim Glase Wein beisammen und besprechen dies und das, die Fabrikation, den Verdienst und vor Allem die Landsgemeinde. Jeder hat das gedruckte Memoriale in der Hand, in welchem der Landrath die Gesetzesvorschläge, welche in der Landsgemeinde zur Entscheidung kommen sollen, vier Wochen vorher öffentlich vorgelegt hat. Man spricht bescheiden, wie es ehrbaren Männern geziemt, deren Stolz ihre Landsgemeinde ist, und wenn der Fremde Auskunft über diesen oder jenen Artikel verlangt, so wird sie bereitwillig und vollständig ertheilt; nur hüte man sich, von der Landsgemeinde vornehm abzuurtheilen oder spöttisch zu sprechen, wenn man nicht unwillkürlich das Feld räumen will. Hat man so dem Gespräche der einen oder der andern Gesellschaft aufmerksam zu-

*) Die Landsgemeinde, welche hier abgehalten wird, ist die interessanteste.

Digitized by Google

gehört, so kann man den Gesetzesvorschlägen so ziemlich ihr Schicksal voraussagen, denn es werden keineswegs alle angenommen. Der Appenzeller will nicht gern etwas Neues und ist gegen die Herren, besonders gegen die „Studirten," mißtrauisch; er fürchtet nämlich, daß am Ende so viele Gesetze gemacht würden, daß der gemeine Mann gar nicht mehr daraus klug werden könne und alle Einsicht darein verliere, so daß zuletzt die Beamten thun könnten, was ihnen gefiele. Darum wird z. B. in Appenzell kein Advokat geduldet, weil man von diesen Leuten nur Verwirrung in Recht und Gericht befürchtet; darum hat auch die Landsgemeinde ein Schulgesetz verworfen, weil sie nach ihrem Willen das Schulwesen einrichten will. So konnte es der Landrath nicht durchsetzen, daß Bürger, die 300 Fl. Grundbesitz haben, vom Staate auch nur mit einer geringen Steuer belegt werden; die Männer meinen, mancher Fabrikarbeiter stehe durch seinen täglichen Verdienst besser, als so ein armer Grundbesitzer, und da jener nicht besteuert werden könne, dürfe es auch dieser nicht werden.

Endlich wird es Sonntag Mittag; von allen Seiten ziehen jauchzende Truppen heran; Jeder ist mit einem Seitengewehr versehen; dieser hat einen Infanteriesäbel, Jener einen Galanteriedegen, ein Anderer einen Hirschfänger u. s. w. Wenn es schönes Wetter ist, wird die Waffe über die Schulter gelegt und daran Jacke oder Rock getragen. Endlich ist Alles auf dem schönen großen Platze in Trogen versammelt, wohl 8—10,000 Männer, vom achtzehnjährigen Jüngling bis zum Greise. Im Vordergrunde steht eine Bühne und auf ihr der Landamman im schwarzen Frack, einen aufgeschlagenen dreieckigen Hut auf dem Haupte, den Degen an der Seite; neben ihm steht der Landschreiber und der Landwaibel, dieser im schwarzweißen Wappenrocke,*) kurzen schwarzen Hosen und weißen Strümpfen. Auf einer andern Bühne seitwärts haben die andern Landesobrigkeiten Platz genommen. Der Landamman eröffnet mit einer kurzen Rede die Landsgemeinde, und die Geschäfte nehmen ihren Anfang. Zuerst wird der neue. regierende Landamman gewählt und auf die Bühne geführt; zwei Pfeifer und zwei Hellebardiere begleiten ihn; jene spielen einen alten Marsch auf ihren Pfeifen, die mit silbernen Denkmünzen behangen sind, ein Geschenk des jeweiligen Landammans; diese machen langsam voranschreitend Platz durch die Menge. Eine gleiche Ehre widerfährt jedem Landrathe, der auf die Bühne gerufen wird. Endlich werden die Gesetzesvorschläge des Memoriale Paragraph nach Paragraph vorgenommen; der Landwaibel, das Sprachrohr des Landammans, ruft: „Wem's wohlgefällt, daß — — (jetzt wird der betreffende Paragraph wörtlich wiederholt) — der hebe die Hand auf!" Augenblicklich fliegen die rechten Hände in die Höhe, wie es scheint, fast alle. Das sind aber zarte, kleine, weiße Hände, denen man es ansieht, daß sie nur das Webschifflein

*) Auch die Tambours und Pfeifer tragen einen Frack, der auf der einen Seite weiß, auf der andern Hälfte schwarz ist.

Digitized by Google

oder den Baumwollenfaden handhaben. Kämen da zufällig deutsche Bauernhände darunter, so würden sich diese ausnehmen wie aus knorrigen Eichen geschnitten. Doch es ist seit dem ersten „Mehr" (so heißt die Abstimmung durch die erhobene Rechte) kaum eine Minute vergangen, so ertönt es wieder von der Bühne herab: „Wem's aber nicht so gefällt, sondern wem's besser gefällt — — —, der hebe die Hand auf!" und zu unserm Erstaunen erheben sich mehr Hände, als das erste Mal, und der Vorschlag ist verworfen. Sind über einen und denselben Gegenstand mehrere Anträge vorgelegt, so wird einer nach dem andern in's „Mehr" genommen, was gewöhnlich lange dauert, und oft damit endet, das alle verworfen werden. Auch dem geübtesten Auge wird es oft schwer, zu entscheiden, für welchen Antrag das Mehr ergangen ist; dann ruft der Landamman zwei Landräthe auf die Bühne und läßt noch ein Mal abmehren. Getrauen sich auch diese nicht, zu entscheiden, welches Mehr das zahlreichere gewesen, so werden noch mehrere Räthe gerufen, und die Hände müssen längere Zeit in der Höhe bleiben; wenn aber das Mehr immer noch nicht entschieden würde, müßte die Landsgemeinde in zwei Parteien aus einander treten und Mann für Mann abgezählt werden, wie es vor einigen Jahren in Schwyz geschah, in Appenzell aber noch nicht vorgekommen ist. Nun könnte freilich Dieser und Jener einwenden, die Herren auf der Bühne könnten leicht das Mehr als das überwiegende erklären, das ihnen gerade zusagte, denn wer will sie beaufsichtigen? Aber die Männer auf der Bühne haben einen Eid abgelegt, nach Gewissen und guter Treu zu sprechen. Verlöre das Volk sein Vertrauen zu den beeidigten Vorstehern, dann wäre es auch mit der ganzen Landsgemeinde vorbei.

Zuletzt werden auch noch die andern Landesobrigkeiten aus den vorgeschlagenen Männern gewählt, und am Ende wird allen Anwesenden ein feierlicher Eid abgenommen; sie heben die Schwurfinger in die Höhe und geloben bei Gott, die Gesetze und Satzungen ihres Landes zu halten. Dann geht Alles aus einander, die angenommenen Gesetzesvorschläge bilden fortan einen Theil des Landbuches, und noch lange Zeit nachher ist die Landsgemeinde ein Gegenstand des Gesprächs der Männer.

3. Sitten und Sagen im Kanton Glarus.

Allgemeine Freudentage sind Altjahrabend und Neujahr, Fastnacht und Kilbi. Am Altjahrabend findet man im ganzen Lande, in den Häusern der Reichsten wie in den Hütten der Armen, die Familien um einen Nidel (geschwungenen Rahm) und selbstgebackenes Birnbrot (außer getrockneten fein geschnittenen Birnen noch Kirschen und dergleichen, nebst allerlei Gewürz, enthaltend) versammelt; bei Vielen wiederholt sich

Digitized by Google

dieſe Brösolete auch am Neujahrstage, den man auch wohl durch Auswechſelung von kleinen Geſchenken feiert. In mehreren Ortſchaften ziehen in der Neujahrsnacht Sängergeſellſchaften von Haus zu Haus und ſingen Neujahrslieder. Die Faſtnachtsmummereien ſind jetzt durch ſtrenge Verbote unterſagt, da manches Unglück dabei vorgefallen. Es iſt nur noch unter jungen Leuten die Sitte geblieben, ihren Bekannten wo möglich das Geſicht zu brämen (ſchwärzen), und am ſogenannten ſchmutzigen Donnerstage dem unvorſichtigen Nachbar, der ſeine Küchenthür nicht ſorgfältig verſchloſſen, das Fleiſch aus dem Hafen zu holen. Im Hinterland wird von den Reformirten die alte Faſtnacht (Bauernfaſtnacht), von den Katholiken die neue (Herrenfaſtnacht) gefeiert. Faſtnachtsküchli und Tanz findet man da überall. Die Gemeinde Matt hat aber das Eigenthümliche, daß die jungen Leute am Faſtnachtabend an einem Bergabhange, meiſtens oberhalb eines großen Felſens, Feuer anzünden und dünne, buchene, eckig zugeſchnittene, in der Mitte mit einem runden Loche verſehene Stücke Holz (Schibe) an lange Haſelſtöcke ſtecken, ſie am Feuer anzünden, drei Mal in die Luft ſchwingen und dabei ausrufen:

„Schibe, Schibe überribe, die ſol mi und N. N. (hierbei wird die Perſon genannt, der man ſie dediziren will) blibe!"

und ſie dann auf einem ſchiefgeſtellten Brete abſchlagen. Die feurige Scheibe fliegt dann weit durch die Lüfte, und in dunkeln Nächten gewährt dies „Schiebefleuge" ein recht intereſſantes Schauſpiel. Dieſe uralte Sitte iſt vielleicht noch ein Ueberbleibſel aus alt-rhätiſcher Zeit, auch erinnert die Gemeinde von Matt in mancher Beziehung an die (rhätiſche) Bevölkerung von Graubündten.*)

Die Alpfahrt iſt ein Feſttag für die Aelpler. Eine oder zwei der ſtärkſten Kühe ziehen mit großen Glocken (Vorſchellen) behangen und nicht ſelten mit Blumenſträußen geſchmückt der Heerde voran; die Hirten, welche den Zug leiten, laſſen ihr fröhliches Juchheien oder Jodeln ertönen, und die Kinder der Dörfer ſingen ihnen zu:

„D'Rafausle, d'Rafausle, die wachſed uf der Alp,
Und wenn der Schnee zergange iſt, ſo fahret Bura z'Alp!"
(Rafausle = Alpenröschen, Bura = Bauer.)

— und freuen ſich nicht wenig der munteren Heerden, die an ihnen vorbeiziehen. Im Sommer kommt es nicht ſelten und in allen Ortſchaften vor, daß die jüngeren Leute an ſchönen Sonntagen die Alpen beſuchen. Schon mitten in der Nacht brechen ſie in fröhlichen Schaaren auf, um

*) Die Rhätier, ein Volk von eigener Sprache und nicht zum deutſchen Stamm gehörig, wohnten im Stromgebiet des Po, weit nach Italien hinein, wurden aber von den Galliern (Celten), die von der Rhone her vordrangen, aus ihrem ruhigen Beſitze verdrängt und flüchteten zum großen Theil in die unwirthlichen Theile des Gebirges. — Der Kanton Glarus iſt (außer Matt) faſt rein deutſch, das Volk ſtammt von den Alemannen und hat das deutſche Gepräge entſchieden gewahrt.

Digitized by Google

bei Sonnenaufgang einen Berggipfel zu erreichen, der eine weit ausgedehnte Aussicht gewährt.

Der größte Freudentag des Jahres ist aber die Kirchweih (Kilbi), auf die sich die Kinder schon Monate lang vorher freuen. In der Kilbiwoche zieht der Vater auf die Alp und holt da ein Kilbiböckli oder Kilbischäfli, das großentheils in dieser Festwoche aufgezehrt wird*); dazu kommen noch Ankenbrüt (Butterbrot) mit Hunig (Honig) und Chriesiemuß (Kirschsaft), ohne welche keine Kilbi gefeiert werden kann. Getanzt wird gewöhnlich von Montag bis Mittwoch Tag und Nacht, beinahe ununterbrochen. Auch „Schießet" werden immer mit der Kilbi verbunden. Vom Ende August bis Anfang November ist fast alle Sonntage in einer Ortschaft des Landes Kilbi, und gar Viele feiern nicht bloß die ihres Dorfes, sondern ziehen von einem zum andern.

* * *

Interessant ist jenes vielleicht älteste Kinderlied, das durch die ganze Schweiz verbreitet ist und wahrscheinlich aus der Alemannenzeit stammt; „Rite, rite, Rößeli — det obe stat es Schlößeli — det obe stat es guldig Hus — lugen dri Jungfrauen drus. — Die erste spinnt Side — die ander schnetzlet Chride (auch: spinnt Goldwieden) — die drit gat in's Sonnenhus — und lat die guldig Sonne us" u. s. w. Man deutet diese drei Jungfrauen auf die drei Schicksalsschwestern der deutschen Altvordern, die Nornen, welche in der nordischen Sage als spinnende Jungfrauen vorkommen.

Die meisten Sagen der Glarner beziehen sich auf die Alpen und suchen eigenthümliche Naturerscheinungen derselben zu erklären, z. B. warum in den Hochalpen statt milchreichen Grases ungenießbare Flechten und Moose, statt grüner Triften ausgedehnte Gletscher und Schneefelder sich finden. Da die Urväter aus den deutschen Ebenen in diese Gebirgsländer kamen, mußte ihnen diese Natur sehr fremdartig vorkommen und die Entstehung solcher Sagen begünstigen. Die Sage, welche die Verwilderung der Alpen erklären will und in einzelnen Fragmenten sich in allen Gebirgskantonen der Schweiz wiederfindet, tritt im glarner Lande in zwei Formen auf.

„Vor alte Zyte — so erzählt man — ischt e prächtiges melchs Gresli bis uf die höchste Grät use gewachse. Jetzt find't mes nu noch wyter unde. Worum ächt? Darum, daß es d'Pure z'guet händ g'ha derby und übermüethig worde sind. Wenn sie an de—n undere Stäfle gsi sind, so sind sie viel nidsi g'gange zu tanze—n— und gu wüest thue. Ab de—n obere—n— abe hets es aber nüd möge g'gi. D's Gras ist so guet gsi, daß sie drüe Mal heid müese melche z'Tags; drum heid sie müese dobe

*) Wir werden hier unwillkürlich an den beliebten Vers der deutschen Bauernjugend erinnert:

„Wenn's Kirmße wird, wenn's Kirmße wird, da schlacht mein Vater 'nen Bock,
Da tanzt meine Mutter, da tanzt meine Mutter, da wackelt ihr der Rock."

Digitized by

blibe. Das hed ne gar nüd g'falle, und si heid mängmal g'seit: wenn nu der Tüfel das Gras nähm. Weget dem ist d's best Gras, das Mutteri in der Höchi obe vertüret, und es het Fideri drus g'gi."

„Vor alten Zeiten ist ein prächtiges Milchgras bis auf den höchsten Gebirgsrücken hinauf gewachsen. Jetzt findet man es nur noch weiter unten. Warum eigentlich? Darum, weil es die Bauern dabei zu gut gehabt haben und übermüthig geworden sind. Wenn sie auf den unteren Stufen gewesen sind, so sind sie auch viel hinunter gegangen, um zu tanzen und zu toben. Auf den oberen (Stufen) hat es aber keine Feste gegeben. Dort ist das Gras so gut gewesen, daß sie drei Mal des Tages haben melken müssen; darum mußten sie oben bleiben. Das hat ihnen gar nicht gefallen und sie haben manchmal gesagt: Wenn nur der Teufel das Gras holen möchte! Darum ist das beste Gras, das „Mutteri," in der Höhe oben vertrocknet und „Fideri" daraus geworden."

Nach Andern haben die Aelpler durch unbarmherzige Behandlung eines alten Weibleins die Verwandlung der milchreichen Kräuter der Hochalpen verschuldet. Dieses habe, die Aelpler verwünschend, ausgerufen: „Milcherchrut und Cypriu — sölled ebig dürre stu" (Milchkraut und Cypergras sollen ewig dürr stehen!) — worauf die Verwandlung erfolgt sei. „Cypriu" nennt man hier zu Lande die auf der Erde sich ausbreitenden Flechten, besonders das isländische Moos; „Fideri" dagegen die mehr staudenartigen, mit fein zertheilten Aesten (Farrenkräuter).

4. Der Genfersee.*)

Die Rhone, dieser herrliche, westlich vom Gotthardsknoten dem Furkagletscher entquellende Strom, stürzt sich zunächst zwischen den beiden Hochketten der Alpen, die nach Westen und Südwesten streichen, in das Thal Wallis, wo sie nicht weniger als 80 Zuflüsse erhält. Dann biegt sie fast ganz nördlich in's Waatland und rauscht eng zusammengezwängt durch das riesige Felsenthor, das die Dent de Morcles mit der gegenüberstehenden Dent du Midi (Mittagshorn) bildet. Die Ebene, welche die Rhone nun von der walliser Grenze bis zu ihrer Mündung in den See durchfließt, ist 6 Stunden lang und von ungleicher Breite. Je nach den Windungen der Berge rückt sie bald vor und tritt bald zurück, trifft hier auf Marmorfelsen, dort auf Weinberge und Kastanienwälder. Auf mittlerer Bergeshöhe erscheinen und verschwinden zahlreiche Dörfer, über diese erheben sich dunkle Wälder, dann grüne Weiden und einzelne Sennhütten. Auf der walliser Seite kann sich das Auge nicht satt sehen an der schönen Form und der Großartigkeit der Gebirge, an der Anmuth ihrer Krümmungen und an der Fruchtbarkeit ihrer vom schönsten Baumwuchse beschatteten Abhänge; hier an der auf einer Halde ruhenden Kapelle, dort

*) Nach L. Vulliemin: „Der Kanton Waat."

Digitized by Google

am geheimnißvollen Thale, und überall an dem Reichthum und der Farbenpracht der Natur. Es ſcheinen die Alpen einen Gefallen daran gefunden zu haben, dem majeſtätiſchen Strome ein würdiges Bette zu bereiten, und bei ſeiner Annäherung zum See ſchmücken ſie ſich vollends, gleichſam um ſeine Ankunft zu feiern, mit neuer Pracht und Größe. In zwei Arme getheilt wälzt ſich die Rhone durch die breiter gewordene Ebene fort und ergießt endlich ihre brauſenden und ſchlammigen Fluthen in den Leman*), der zurückweicht, als hätte er Furcht, daß bei dieſem Zuſammentreffen der himmelblaue Kryſtall ſeines Gewäſſers befleckt werden möchte. Doch widerſteht er, und es kommt zwiſchen ihnen zum Kampf. Der ſchäumende Strom und der blaue See werden handgemein, und eilt der Nordwind dem Leman zu Hilfe, ſo fahren die Wellen empor und ſtürzen von vorn und von der Seite auf den feindlichen Strom, ſetzen ihm hart zu und treiben ihn in die Enge. Man glaubt, zwei kämpfenden Heeren zu begegnen; darum haben die Uferbewohner dieſem Streite auch den Namen „la batallière“ beigelegt. Fährt ein Nachen über die wogende Fläche, ſo verſpürt er an den heftigen Stößen den Zorn der Fluthen. Noch eine Viertelſtunde weit vom Ufer iſt der Aufruhr fühlbar. Endlich ergiebt ſich der Strom in die Nothwendigkeit, in das blaue Grab hinabzuſteigen, aus dem er 20 Stunden weiter unten reiner und ſchöner wieder hervortritt.

Der See beſpült den Fuß des Jura und der Alpen, das Savoyerland und den Schweizer-Kanton Waat; ſein heller Halbmond biegt ſich von Genf nach Neuſtadt (Villeneuve). Von der geringen Breite bei Genf erweitert er ſich zu der anſehnlichen zwiſchen Evian und St. Sulpice von 3 Stunden. Am nördlichen Ufer mißt ſeine Länge 19 Schweizer Stunden, am ſüdlichen (franzöſiſchen) Ufer 15 Schweizer Stunden. Der Flächeninhalt beträgt 11½ geogr. Q.-Meilen, alſo 2 Q.-Meilen mehr als der des Bodenſee's. Die Höhe des Leman über dem Meere beträgt 1154 Fuß**). Die Tiefe des großen See's, am Ufer noch unbedeutend, nimmt plötzlich zu. Bei Chillon beläuft ſie ſich auf 500 Fuß; Meillerie gegenüber auf 800—1000 Fuß; nördlich von Evian auf 1200 Fuß. Der See bildet alſo einen großen Trichter, der in ſeinem von oben nach unten abnehmenden Umkreiſe bis auf 1½ Stunde ſich verengt. Der Boden dieſes Trichters liegt nicht viel höher als der Waſſerſpiegel des Meeres; er entſpricht genau der Höhe der Rhone in der Nähe von Montelimar; derjenigen des Po unterhalb Pavia, der Seine oberhalb Paris, und der Donau an der niedrigſten Stelle der ungariſchen Ebene.

*) Der Waatländer nennt mit einem gewiſſen Stolze den See, von dem er den größten Theil des Ufers beſitzt, nicht Genferſee, ſondern Leman — Lacus Lemanus der Römer, im Mittelalter Lac Losannete, Mer du Rhone (Rhone-Meer), jetzt Lac de Genève (Genferſee).

**) Der Bodenſee liegt 1225 Fuß über dem Meere, iſt von Bregenz bis zur Mündung der Stockach 14 Stunden lang, gegen 3 Stunden breit und am tiefſten (zwiſchen Friedrichshafen und Arbon) 964 Fuß.

Digitized by Google

Der Wärmegrad beträgt in einer Tiefe von 150 Fuß 4½ ° R., wie dies bei den vorzüglichsten Schweizerseen überhaupt der Fall ist, *) und Sommer und Winter bleibt dieser Wärmegrad unverändert. In den Jahren 762 und 805 soll der See zugefroren sein, welcher Fall seitdem nicht wieder vorgekommen ist.

Der Wasserstand des See's ist von einer Jahreszeit zur andern, ja von einem Tag zum andern verschieden. Man hat berechnet, daß das Seebecken im Sommer 56,000 Millionen Kubikfuß mehr Wasser enthält, als im Winter. Die Zeit des höchsten Wasserstandes fällt gewöhnlich in die Mitte Augusts; jedoch sieht man denselben auch im Juli und September. Der Zuwachs hängt fast ganz von der Rhone und vom Schmelzen des Schnee's in den hohen Alpen ab. Abgesehen von diesen jährlich wiederkehrenden Veränderungen des Wasserstandes bemerkt man im Sommer bisweilen ein kleines Steigen und Fallen, das sich in einem Tage oft mehrere Male wiederholt und einige Stunden anhält. Diese Schwankungen sind um so stärker, je näher die Ufer einander sind, und wo sie am weitesten von einander abstehen, beträgt die Verschiedenheit kaum einen Zoll. Dieselbe Erscheinung wird auf allen Seen bemerkt, die bei hinreichender Länge eine ungleiche Breite haben, und man schreibt sie der durch die Elektrizität erzeugten Aenderung im Gewicht der Luftsäulen, die über dem See stehen, zu.

Unaufhörlich führt die Rhone Schlamm, Grus und Gerölle in den See und drängt ihn durch ihre allmähligen Ablagerungen immer weiter zurück; auch die savoyischen Gewässer setzen bedeutende Ablagerungen darin ab. Der dadurch eingeengte und oft vom Sturme angeschwollene See wirft sich auf das waatländische Ufer, frißt es an und nöthigt so durch seine steten Angriffe zur Erbauung von kostbaren Widerlagen und Dämmen.

Obgleich der Leman weniger fischreich ist als alle andern Schweizerseen, so besitzt er doch 21 Arten Fische, worunter sich besonders die Weißwölfchen (Salmo fera) und Forellen (Salmo lacustris) auszeichnen. Unter den Vögeln, welche die Seeufer bewohnen, bemerkt man verschiedene Arten von Möven, Tauchern und Enten. Im Winter lassen sich auch Züge von Schwänen sehen, und was die durchreisenden geflügelten Gäste betrifft, so sieht deren wohl kein Land so viel, als das Waatland. Indem es nämlich im Westen vom Jura, im Osten von den waatländischen und freiburgischen Alpen, im Süden von den savoyischen Gebirgen, welche bei Neustadt und Genf einen Ausgang nach Mittag gestatten, eingeschlossen ist, und sich nur im Norden durch den Neuenburger, Bieler und Murtener See, nach dem Aarthale zu öffnet, welches in das den Quellen der Donau nahe liegende Rheinthal mündet: so kann dieses Becken als der Mittelpunkt angesehen werden, wo die von Norden, von Süden, ja selbst von Osten herkommenden Vögel zusammentreffen.

*) De Saussure.

Digitized by Google

Den verſchiedenen Winden, welche auf dem See herrſchen, haben die Schiffsleute beſondere Namen gegeben. Die Biſe oder der Nordoſtwind brauſt laut anſchwellend im öſtlichen, aber nicht im weſtlichen Theile des Leman. Die Vaudaire, die aus dem Wallis kommt, iſt wieder im Kleinen See nicht fühlbar. Dieſer heftige Wind treibt die Wellen oft zu einer bedeutenden Höhe, ja er hat ſogar ſchon Gebäude umgeworfen. Der furchtbarſte von allen iſt aber der Bornand, der plötzlich und unerwartet aus den ſavoyiſchen Schluchten hervorbläſt. Der Joran kommt über den Jura. Der Genfer Wind (aus Süd) bringt Regen. Der Rebat iſt der ſanfte Wind, welcher zur Sommerszeit um Mittag weht; er kommt bald von Nordoſt, bald von Weſt, und dann bedeckt ſich der See mit Rauten und rechtwinkeligen Vierecken. Noch ein anderer Wind aus Süden, der Sechard — Austrockner — wird ſchon durch ſeinen Namen bezeichnet. Alle dieſe Winde ringen mit einander auf dem See, indem ſie bald ſcherzend über deſſen Fläche hinſtreichen, Furchen ziehen, oder andere ſtets wechſelnde Geſtalten darauf zeichnen, bald grimmig einander anfallen und den Sturm erzeugen. Am 1. Juli 1841 waren die Wellen ſo gewaltig, daß ſie einen 6000 Pfund wiegenden Block aus der Stelle hoben und einige Ruthen weit forttrugen. Zuweilen treibt der Joran die Wellen gleich jener grünlich ſchäumenden Brandung, welche ſich an dem ſteilen Meeresgeſtade bricht; manchmal auch, wenn die letzten Windſtöße des Sirokko über die Alpen hereindringen, wüthet der See und reißt die Barken mit einer Schnelligkeit fort, als wenn Möven mit ihren leichten Schwingen auf der Waſſerfläche hinſtreiften. Schnell iſt jedoch die Windsbraut vorüber, und der See ſpiegelt in ſeinem ſtillen, ruhig klaren Gewäſſer wieder den Frieden und die Majeſtät ſeiner Ufer ab. Kaum kräuſelt dann der Abendwind ſeine durchſichtige Fläche, und bricht die Nacht herein, ſo hüllt er ſich in Schweigen, und alle Sterne des Himmels ſtrahlen wider in ſeinem Spiegel.

Eine Menge von Kähnen und kleinen Schiffen belebt die Waſſerfläche; ſeit der Errichtung von Dampfſchiffen beſteht zwiſchen den Hauptorten des Sees eine regelmäßige alltägliche Verbindung. Im Jahre 1823 hat ein Amerikaner, Herr Church, das erſte Dampfſchiff, Wilhelm Tell, erbaut; darauf ſind mehrere nachgefolgt, und jetzt dampft es aller Orten. Auf das Erſuchen einer Geſellſchaft hat neuerdings ein Ingenieur, Fraiſſe, den Plan zu einem Kanale aufgenommen, welcher den ſchon längſt beſtehenden zwiſchen Iſſerten und Entreroches bis an den Leman fortführen ſoll, und zugleich hat er den Riß zu einer Eiſenbahn entworfen, welche den Genfer mit dem Neuenburger See verbindet, und vermittelſt des Dampfes iſt bereits Genf mit Genua, Marſeille und Havre in Verbindung gekommen.

Oft, und beſonders in den neueſten Zeiten, iſt das Bild des Genferſee's, ſeiner Ufer und ſeines Amphitheaters entworfen worden. „Der Ozean," ſagt Boufflers, „hat einmal dieſes Thal beſucht, und da er ſich in daſſelbe verliebte, ließ er ihm ſein Bildniß zurück." „Es iſt etwas

Digitized by Google

Schönes," ſagte Pezay, „um ein Land, wo es keine Gärten giebt, weil es ſelbſt einer iſt." Durch Rouſſeau ſind die Namen Clareus und Meillerie von ganz Europa wiederholt worden. Matthiſſon bat (in ſeinem „Genferſee") den Himmel nur um eine Hütte, ein Gärtchen am Leman, ein Grab an ſeinem Geſtade, und als Denkſtein nur das Moos, die Roſe, die Trauerweide und eines Freundes Thräne. Chenedolle hat (in ſeinem „Génie de l'homme") ſehr ſchön die Anmuth beſungen, womit der Wechſel des Tages- und Nachtgeſtirns den Genferſee ſchmückt:

— — — — —

Bald ſtrömet auf den See von hoher Himmelsbahn
Der Lichtquell reichlich ſeine Fluthen nieder,
Bald ſanft ſich neigend zu dem ſchimmervollſten Plan,
Bewegt er ſich in goldnen Wogen hin und wieder.

— — — — —

Und bald mit Silber ſäumend das Gewand der Nacht,
Verklärt der ſtille Mond des Leman's Waſſerauen,
Gleichwie die Täuſchung und der ſüßen Träume Macht
Noch freundlich ſcheidend auf den Lebensabend ſchauen.
Seht, ohne Regung ſchlummert hier im weichen Gras
Der Glanz, der dort auf ſchwanken Wogen ſanft ſich wieget,
Und Luna ſieht ihr holdes Bild im feuchten Glas,
Um das ſich Zephyr ſchmeichelnd bald, bald zürnend ſchmieget.
Wie gerne ſeh' am Sommerabend ich des See's Kryſtall,
Woraus die Silberſcheibe mir entgegen ſtrahlet,
Und dieſe Zauberufer, jener Berge Wall,
Deß Firnen-Kron' im Waſſerſpiegel tief ſich malet;
Und dort den Stern mit goldner Stirn, mit Flammenſchein,
Und hier der ſchwanken Weiden ungewiſſen Schatten. *)
O heller Leman, König du der See'n,
O ſchön geleg'ne himmelblaue Fluth,
Bezeug's, die oft mein naſſes Aug' geſehen,
Es pries dich höher, als mein Sang je thut.

---

*) Tantôt l'astre du jour, du haut de sa carrière
Disperse sur le lac des torrents de lumière;
Et tantôt sur son sein, plus radieux encore
A plis etincelants traine des vogues d'or.
— — Et tantôt de la nuit argentant les rideaux,
De la clarté paisible elle enchante les eaux.
Ainsi l'illusion, de doux songes suivie.
Jette un regard mourant sur le soir de la vie.
Voyez sur le gazon dormir sans mouvement
Ces feux qui sur les eaux flottent si mollement,
Phoebé s'y réfléchit, et le Zéphyr volage
Caresse tour à tour et brise son image.
O combien j'aime à voir, dans un beau soir d'été,
Sur l'onde reproduit son croissant argenté,
Ce lac aux bords riants, ces cimes élancées,
Qui dans le grand miroir se peignent renversées,
Et l'étoile au front d'or, et son éclat tremblant,
Et l'ombrage incertain des saules vacillants.

Digitized by Google

Wo iſt in der neueſten Zeit ein Dichter, der nicht vom Leman in ſeinen Liedern irgend eine Erinnerung zurückgelaſſen hätte? Byron, Lamartine und Victor Hugo haben ſein Lob geſungen — aber wer vermöchte je die Pracht dieſes Gemäldes zu ſchildern? Wer die Reinheit des See's, die Schönheit ſeiner Windungen, die Kühnheit, Größe und Harmonie ſeiner Ufer darzuſtellen? Wer mit Worten den Eindruck wiederzugeben, den der Anblick der ſavoyer Alpen mit dem Rieſen Montblanc gewährt? Dieſe ſavoyer Rieſenpyramiden ſtehen da, um vom ſchweizeriſchen Ufer aus betrachtet und bewundert zu werden, während letzteres, von Savoyen aus geſehen, ganz unſcheinbar erſcheint. Zwiſchen den beiden Ufern herrſcht ein durchgreifender Gegenſatz: auf der einen Seite der Friede, auf der andern das unruhvolle Leben; hier der Proteſtantismus und der Freiſtaat, dort der die heilige Jungfrau feiernde Prieſter und das König-, jetzt Kaiſerthum; hier das zerſtückelte Land, dort das Erſtgeburtsrecht; in der Schweiz der Reichthum, in Savoyen die Armuth. Aber auf beiden Seiten waltet die Natur in ihrer Größe und Anmuth, ein mannigfaltiger Reichthum an ernſten und heiteren Farben, ſcharfe Umriſſe und geheimnißvolle Tiefe; überall Reiz, Zauber — überall Gott, den die Seele wohl zu empfinden, aber das Wort nicht auszuſprechen vermag.

5. Der Bregenzer Wald.*)

Der Bregenzer Wald**) — das iſt ein düſterer Klang, das ſcheint Laubnacht und Fichtendunkel zu bedeuten, einen ſchwarzen Forſt, durch den die Sonne nicht ſcheint, unwegſames Gehölz, worin ein paar weit auseinander gelegene Köhlerhütten, ein paar Jägerhäuschen, einige zerlumpte Kinder und viel wohlgenährtes Hochwild —, das denkt man ſich etwa, aber es trifft nicht zu. Der Bregenzer Wald hat nichts Düſteres als den Namen und iſt eins der reizendſten Gelände Süddeutſchlands. Die Schriftſteller nennen es ein Alpenland, aber für dies ſein Herzblatt wohl nur in ſofern paſſend, als ſie die Hauptbeſchäftigung der Einwohner, welche die Viehzucht iſt, im Auge haben, denn im Uebrigen iſt dieſe Landſchaft ein ſchönes, mattenreiches, von lichten Hainen durchzogenes Thal, das nur anſehnliche Hügel begrenzen, an denen die einzelnen, zum Theil ſehr zuſammengegangenen Nachkommen des alten „Waldes" hinaufwachſen. Allerdings ſteigt noch über Schnepfau die ſteile Wand der Kanisfluh bis über 6000 Fuß empor, und hinter Bezau erhebt ſich die nicht viel niedrigere Winterſtauden, aber die erſte liegt noch weit hinten im Walde, wo er

*) „Drei Sommer in Tyrol," von Ludwig Steub (München 1846).

**) Von der Stadt Bregenz benannt, von der man im Thale der Ach (oder Ache) in den „Wald" hinaufſteigt. Die Bewohner deſſelben heißen „Wälder."

Digitized by Google

ſeine idylliſchen Reize noch nicht ſo reich entfaltet, und die andere ſteht zur Seite und thut der milden Freundlichkeit des Bildes noch keinen Eintrag. Wir ſprechen hauptſächlich von dem ſonnenhellen Thalſpiegel zwiſchen Schwarzenberg, Egg und Andelsbuch, wo rechts und links der Ache, die unten in der Schlucht hinrauſcht, von ein paar ſchwindelnden Brücken überſprungen, die reinlich aus Holz geſchnitzten Häuſer, die Dörfer und unzähligen Höfe ſtehen, die in ihrer ſchimmernden Rüſtung aus allen Winkeln und Ecken herausglänzen. Die Hügel wogen da ſo freundlich in einander; es iſt ein Entgegenkommen und Händereichen von allen Seiten, und an dieſen runden in einander verlaufenden Hügeln gehen die Häuschen zu ſechs und ſieben, zu zwei und drei aufwärts bis an die Giebel. Wälder und Auen ſind ſchicklich vertheilt, um die Einförmigkeit zu verhüten, aber die Kornfelder fehlen, denn im Bregenzer Wald wird kein Getreide gebaut. Tiefe Stille liegt über dem grünen Thale; nur die Glocken der Heerden oder das Jauchzen der Sennen ſchallt zuweilen von den Bergen wider.

Der Hauptort des Gerichts im Bregenzer Wald iſt Bezau, ein ſchönes Dorf von circa 700 Einwohnern. Eine halbe Stunde weiter aufwärts an der Ache liegt Reute, ein kleines Dorf mit einem beſuchten Bade. Hier giebt es bereits „Stände," von denen man ſonſt im Bregenzer Walde noch nichts weiß. Als wir hinkamen, waren meiſt Damen da — ſchöne Fräuleins aus den Seeſtädten, aus Feldkirch, ſchöne Jüdinnen von Hohenems, freie Schweizerinnen nebſt einigen Müttern. Herren fehlten und ſchienen auch ſehr vermißt zu werden — was iſt ein Badeleben ohne Paladine!

In dieſem friedlichen Revier ſtehen weiter unten jenſeits der Ache auf wechſelnden Höhen die Häuſerhaufen von Schwarzenberg, wo der Vater der Angelika Kaufmann ſeine Heimath hatte. Sie ſelbſt wurde bekanntlich 1741 während eines vorübergehenden Aufenthaltes ihrer Eltern zu Chur, der Vaterſtadt ihrer Mutter, geboren und verlebte nur wenige Monate auf den grünen Hügeln zu Schwarzenberg. Ihr Vater zog dann auf lange Zeit in's Veltlin und nach Mailand, und erſt in ihrem funfzehnten Jahre ſah die junge Künſtlerin zum erſten Mal den Wald, das Stammland ihrer Väter; dann wieder fünfundzwanzig Jahre ſpäter, als ſie auf der Höhe ihres Ruhmes von England nach Italien überſiedelte, beide Mal nur auf einige Wochen. Trotz dem iſt Angelika noch immer die Löwin des Waldes; den Fremden erinnert man gern an die berühmte Wälderin und die Anfänge ihrer Kunſt; ihre früheſten Zeichnungen und auch ſpätere Arbeiten, die in ihre Heimath gelangten, werden in der Verwandtſchaft ehrfurchtsvoll aufbewahrt und dem nachfragenden Wanderer mit freudigem Stolze gezeigt.

Noch weiter abwärts, im äußern Walde, an den Ufern des Subersbaches und der Bolgenach liegen theils in freundlichen Auen, theils am leichtbewaldeten Mittelgebirge noch verſchiedene Gemeinden. Dort finden ſich aber keine beträchtlichen Ortſchaften mehr, ſondern es leben die Ein-

Digitized by Google

wohner, wie im angrenzenden bayerischen Allgau, in kleinen nahe an einander liegenden Weilern oder in vereinzelten Höfen. In dieser Gegend, und zwar zum Hof in Lingenau, ist die älteste Pfarre des Waldes, im Jahre 1150 gegründet, vom Kloster Mehrerau bei Bregenz, einem Stifte, das um die erste Ausrodung und Bebauung des Waldes große Verdienste hatte.

Die Höhen, welche von außen um den Bregenzer Wald herumlaufen, gebieten fast alle über unendliche Fernsichten. Der allmählige Abfall des Gebirges, das niederschwäbische Hügelland, das bis an den Schwarzwald und die Rauhe Alp offen daliegt, die schönen Ufer des Bodensees, der glänzende Spiegel des schwäbischen Meeres selbst, die appenzeller Gebirge und die höhern bündtner Alpen — das Alles erlaubt entweder dem Blick in der weiten reichen Ferne zu schwelgen, oder giebt ihm in der Nähe einen großartigen Schlußstein. Die Lose zwischen Schwarzenberg und Dorenbüren, die Lorenne oder Alberschwende, jede mit einem wunderbaren Ueberblick des schönen Rheinthals, dann der Hochheteri in der bolgenacher Gemeinde, von dessen Spitze die Städte Augsburg und Ulm zu erschauen sind, werden hoch gerühmt.

Von den Einwohnern sagt schon Sebastian Münster in seiner Kosmographie: „Dies Thal hat schön, stark und viel Volk, das rauh lebt und gleichwohl nit arm ist; heißt ihre Meitlin und Junkfrawen irer Sprach nach Schmelgen.“*) So scheinen die bregenzer Wälder schon von jeher in gutem Rufe gestanden zu haben, und in der That sind sie auch ein liebenswürdiger Schlag von Leuten; die Männer verständig, bieder, gutmüthig, aber zu Scherz und Spaß geneigt; die Mädchen und Frauen von milder, freundlicher Art, frohsinnige Plauderinnen, wenn auch mit ihrem abgekappten Alemannischen, das mit hoher singender Stimme vorgetragen wird, dem Nichtwälder etwas unverständlich. Beiden Geschlechtern eigen ist ein Streben nach ehrenhafter, stattlicher Häuslichkeit, darum sind sie reinlich und sparsam, ohne Abneigung gegen erlaubten Schmuck des Lebens, den der allverbreitete Wohlstand auch reichlich zuläßt.

Der Hauptbetrieb des Thales ist Viehzucht und Sennerei — Beschäftigungen, denen die volle Liebe der Wälder zugewendet ist. Daher auch die seltsame, fast einzeln stehende Erscheinung, daß hier die schöne Waidmannsfarbe der Fluren nirgends mit dem Gold der Aehren abwechselt, während beinahe in allen übrigen Thälern Vorarlbergs und Tyrols der Boden bis in die innersten Winkel hinein gezwungen wird, Getreide zu tragen. Das Vieh ist die ganze schöne Jahreszeit über auf den Alpen, im Frühjahr und im Herbst auf den „Maisäßen,“ den niederen Höhen, die früher schneefrei werden und es länger bleiben, im Sommer auf den Hochalpen, die rückwärts gegen das Allgau und den Tannenberg zu tief im Gebirge liegen, oft viele Stunden von den Mutterhöfen entfernt.

*) Die Mädchen und Jungfrauen heißen „Schmelgen.“

Digitized by Google

Man dingt von Zeit zu Zeit ihrer größern Geſchicklichkeit in der Käſebereitung willen viele Schweizer, die beträchtliche Löhnung beziehen. Auch ſind ſchon Sennen aus dem Walde nach der Schweiz und ſelbſt nach Niederdeutſchland gegangen, um ſich in ihrem Geſchäft zu vervollkommnen. Eine ſehr ſchmackhafte Speiſe iſt der weiche, ſtreichbare Backſteinkäſe, der im Walde bereitet wird. Der Käſehandel iſt beträchtlich, geht weit in die Fremde hinaus und bringt viel Geld in's Land. Ein großes Verdienſt an dem ſegensreichen Aufſchwung dieſes Erwerbszweiges hat Herr Peter Bilgeri, der ſtattlichſte, hochſtämmigſte der Wälder, der auf den Wieſen bei Andelsbuch haushält. Sein Haus, aus Holz gezimmert und mit dem Schindelpanzer bekleidet, wie die übrigen, iſt eines der angeſehenſten im Walde und ein treffliches Muſter aller der Reinlichkeit und Heimlichkeit, die in dieſen niedlichen Wohnungen überall herrſcht. Da giebt es glänzend gebohnte Tiſche und Thüren, helle Fenſter mit feinen Vorhängen, ſorgfältig geſcheuerte Böden und zierliche Vertäfelung der Wände, an denen ſchöne Bilder prangen. Die Räume ſind nicht ſo gewaltig, wie in den großen ſteinernen Häuſern der Tyroler, aber gerade die Einſchränkung erregt das Gefühl des Wohnlichen und Heimiſchen. Im Winter bricht die Sonne ſo klar durch die großen Fenſter, und der grün glaſirte Kachelofen verſpricht die behaglichſte Wärme für den Winter.

Die Wälder ſind übrigens nicht zur Sennerei allein aufgelegt, ſondern üben auch andere Handthierung mit großer Fertigkeit. Das ſchöne Hausgeräth, die ſaubere Vertäfelung der Stuben, die Thüren mit den meſſingenen Schlöſſern werden ſämmtlich von den Meiſtern des Waldes gemacht. In einem Wirthshauſe zu Bezau ſah ich ein fertiges und ſehr gut gelungenes Piano, das der Hausherr in ſeinen Nebenſtunden als „Päſtelarbeit" hergerichtet hatte. Viele von den Aermeren verdienen ſich durch Lodenweben ihren Unterhalt, oder ſchnitzen Rebhölzer für die Weingärten am Rhein. Andere ziehen als Stukkaturarbeiter in's Ausland, in die wälſche Schweiz und nach Frankreich. Die Wälderinnen bringen durch Mouſſelinſticken manchen Groſchen in den Haushalt. Dieſer noch nicht ſehr alte Verdienſt wurde durch ſchweizeriſche Handelshäuſer in Gang gebracht, und ſo kommt noch jetzt „der Zeug" mit den bereits eingezeichneten Blumen meiſtentheils über den Rhein und wandert, wenn die Arbeit vollendet, wieder nach St. Gallen und Appenzell. Dieſer Erwerbszweig hat ſich nun über den ganzen Wald verbreitet, und ſelbſt in der Wildniß des Schreckens wird geſtickt. Die Mittelsmänner, welche von Zeit zu Zeit in die Schweiz fahren, die gelieferte Arbeit hinüberbringen und neue Aufträge holen, heißen die „Stückle-Fergen," vom alten deutſchen Worte „Ferge," das aus den Nibelungen bekannt iſt.

Die Tracht der Männer des Bregenzer Waldes hat nichts Auffallendes mehr — ſie iſt jene ländlich ſtädtiſche, welche die Landleute des Rheinthales und der Ufer des Bodenſees angenommen haben. Dagegen iſt die der Mädchen und Frauen höchſt eigenthümlich. Auf dem Haupt ſitzt eine

Digitized by Google

hohe kegelförmige Mütze von schwarzer Wolle, Kappe genannt. Den Hals verhüllt bis unter das Kinn ein schwarzer, eng anliegender Sammetfleck, das Goller, an das sich der gleichfalls schwarzsammetne Brustfleck anschließt, von dem indeß nur ein Streifen sichtbar ist, auf welchen die Anfangsbuchstaben des Namens eingestickt sind. Das Hauptstück der ganzen Gewandung ist die eigenthümliche Juppe, ein schwarzes, leinenes, ärmelloses Hemd, das um die Hüften ein lackirter Ledergürtel zusammenhält, der ehemals in massiven goldenen oder silbernen Buchstaben den Namen seiner Herrin trug, welche Aufgabe jetzt aber dem Brustfleck geworden ist. Dieses Hemd, das etwa bis an die Knöchel reicht, ist von oben bis unten in unzählige Fältchen gebügelt und geglättet und gewinnt dadurch einen seltsamen metallischen Glanz. So hat die volle Tracht der Wälderinnen in ihrer verhüllenden Züchtigkeit, mit dem schimmernden schwarzen Rock, etwas Ernstes, Frommes, Priesterliches, das zu ihrem hohen, schlanken Wuchse trefflich stimmt. Noch vestalischer muß das Gewand ehemals ausgesehen haben, als die Juppen noch weiß waren. Diese weißen Juppen haben sich im dreißigjährigen Kriege in denselben Zeitläuften verewigt, als die Lechthalerinnen (nach der Sage) auf der Mortenau das Vorrecht erkämpften, in der Kirche zur rechten Seite zu knieen. Einstmals lagen nämlich schwedische Völker im äußern Walde und verübten vielen Frevel. Dessen zur Steuer thaten sich viele Wälderinnen zusammen und zogen an den Fellenbach, den Schweden entgegen. Als aber diese der weißen Juppen von ferne ansichtig wurden, meinten sie, kaiserliche Mannschaft zu gewahren, und kehrten sehr eilig zur Flucht. Die weißen Juppen stürzten jedoch den fliehenden Schweden in heißer Kampfbegierde nach und erschlugen sie bis auf den letzten Mann. Die Wahlstatt heißt noch bis auf den heutigen Tag „die rothe Ecke." Der Sieg ist Nachmittags 2 Uhr erfochten worden, und daher wird in den Pfarreien von Egg, Andelsbuch und Schwarzenberg, denen die meisten Kämpferinnen angehörten, Jahr aus Jahr ein um selbe Stunde mit der Glocke geläutet zum ewigen Angedenken.

Die Juppe wird im Gehen gern aufgeschürzt, und dann zeigt sich das mit brennend rothen Zwickeln gefaßte Unterkleid. Zum vollen Anzuge gehört ferner noch ein Schnappmesser, welches an einem langen Riemen vom Gürtel herniederhängt und „Schnaller" oder „Hagel" genannt wird. Das Kleinod der Tracht ist aber das „Schäpele," ein Kopfputz, den die Jungfrauen bei Bittgängen und Hochzeiten auf die vollen Haare setzen. Es ist ein Reif von schwarzem Sammet, der ein Krönlein aus Filigranarbeit trägt, ein funkelndes Krönlein von Gold, Silber und farbigen Steinen — eine Hauptzierde, die auch in mehreren Gegenden Oberschwabens gebräuchlich ist. Selbst beim Festzuge, der 1842 zur Feier der Vermählung des Kronprinzen von Bayern in München gehalten wurde, erschienen viele Bauernbräute und Kranzeljungfern aus altbayerischen Landschaften mit den neu hervorgesuchten „Schäpelen."

Die beschriebene Tracht wird von Frauen und Mädchen auch dann nicht abgelegt, wenn sie zu hohem Wohlstande und Ansehen gelangt sind. Noch

Digitized by Google

immer hält die Frau Landammännin für ihre hochgeachtete Person denselben Kleiderschnitt ganz passend, in welchem das ärmste Landmädchen erscheint.

Seltsam, wie die Tracht der Wälderinnen, ist auch ihre Sprache. Die Männer richten sich im Umgang mit Fremden mehr nach dem Deutsch der Schule; aber bei den Frauen ist noch der echte Laut des Waldes zu hören. Der singenden Höhe ihrer Stimme ist schon gedacht; dazu kommt bei aller Raschheit des Vortrags ein eigenes Wiegen und Tragen der Sylben, auf welchen der Nachdruck liegt. Der Dialekt stimmt am nächsten zu dem schweizerischen und erkauft die Weichheit wie dieser oft nur durch gewaltthätige Abstufungen. „Nie, gie, ko" für nehmen, geben, kommen, klingt eben so mild als unverständlich. „Wend ir nit mo ze mer un ko?" Wollt ihr nicht morgen zu mir heraufkommen? Man findet hier „Drätt" für Vater, und „Damm" für Mutter, entstanden aus „d'r Aett" mit angewachsenem Artikel, und „d'Amm." Für Mädchen ist allgemein gebräuchlich „Schmelge," wahrscheinlich aus „'s Mägdle" entstanden; im Innern des Waldes kommt auch „Mettel," im äußern Theile „Feel" und „Sputtel" vor, vielleicht von der Eilfertigkeit „sputen."

Gegen alle und jede Titel herrscht eine entschiedene Abneigung. Die Männer heißen nicht Herren, die Weiber nicht Frauen und die Mädchen nicht einmal Jungfern — alle werden nur mit dem Taufnamen angeredet. „Peter, wie geht's?" sagt der Geringste der Wälder zu Herrn Bilgeri von Andelsbuch, und selbst der Herr Landamman, wenn er Joseph hieße, würde im ganzen Lande nicht anders benannt werden als „Sepple."

Höchst merkwürdig sind die Freiheiten, deren sich der innere Bregenzer Wald bis in die letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts erfreute, zu solchem Maße, daß dem Landesherrn kaum ein anderes Recht übrig blieb, als jährlich eine bestimmte Steuer zu erheben. Das lange Bestehen dieser Vorrechte erklärt sich wohl zum größten Theil aus der abgeschiedenen Lage dieses Alpenlandes, und der ehrliche Waizenegger bemerkt darüber ganz richtig: „In diesem entlegenen Herrschaftstheile soll ehemals das bunteste Treiben an der Tagesordnung gewesen sein; nur eine Amtspflicht konnte den Herrschaftsvogt veranlassen, sich in diese unwirthlichen Gegenden zu begeben. Man überließ das Meiste der kräftigen Natur dieses Bergvolks, und dadurch gestaltete sich eine Bauernregierung, wie sie kaum irgendwo anzutreffen war."

An der Spitze des Regiments stand der Landamman, der zugleich Abgeordneter zu den voralbergischen Landtagen war. Sein Gehalt bestand ehedem in 60 Fl. und der Hälfte der Strafgelder. Ein Landschreiber, der zu Bezau seinen Sitz hatte und eine studirte Person sein mußte, 30 Pfund Pfennige und die Gerichtsporteln bezog, war ihm beigegeben und besorgte die Schreibereien und Archive. Der Landamman wurde in früheren Zeiten auf sieben, in späteren auf vier Jahre von „allen inländischen hausseßhaften Unterthanen," und zwar in folgender Weise gewählt: Nachdem die vier Viertel bei Ablauf einer Amtszeit unter den neuen Bewerbern vier ehrliche

Digitized by Google

Männer ausgelesen oder „vorgeschossen" hatten, so kam das Volk am Wahltage auf den Auen bei Andelsbuch zusammen. Dabei fand sich auch der Vogt von Feldkirch ein mit einer Sicherheitswache zum Schutz der Ordnung. Es war Herkommen, daß der Vogt im Namen des Landesherrn die Ehrung der alten Freiheiten angelobte, denn so dies nicht geschehen wäre, hätte der neugewählte Landamman nicht den Eid in seine Hände abgelegt. Sofort wurde nun an's „Mehr" gegangen; es stellen sich die „Vorgeschossenen," jeder entfernt von dem andern, an einen Baum, und auf ein gegebenes Zeichen rannten alle Wahlmänner auf den Baum zu, unter dessen Schatten sich der, dem sie ihre Stimme gegeben hatten, befand. Nach diesem wurden bei jedem Baume die Köpfe gezählt, und nach der Mehrheit der Landamman ausgerufen. Reiter mit ländlich aufgeputzten Pferden hielten an den vier Bäumen, um der harrenden Ehegemahlin des siegenden Bewerbers die Freudenbotschaft zu überbringen, ein Dienst, welchen die neue Frau Landammännin mit vier Kronen belohnte. Der oft heißen und stürmischen Wahl folgten vierzehn frohe Festtage mit Musik, Tanz und Trinkgelagen, Alles zu Ehren des neuen Landammans, der dann auch die Zeche zu bezahlen hatte.

---

6. Ein Bild aus Tyrol.*)

Die Aussicht aus den Fenstern der Burg Tyrol ist bezaubernd. Besonders schön gestaltet sich die perspektivische Verjüngung des Etschlandes gegen Botzen hin. Der Strom zieht in breiten Windungen durch das burgenvolle Thal mit den malerisch zerstreuten Häusern, Kirchen und Weinbergen. Am Fuße des Schloßberges, fast vergraben unter Nußbäumen und Weinguirlanden, liegt die kleine Kirche des Dorfes Gratsch, und daneben ein unscheinbares Bauernhaus, das wir im Vorbeigehen betreten wollen.

In der getäfelten Wohnstube steht der große Tisch für's Mahl, und zum Fenster schaut ein Feigenbaum herein. Durch sein Blätterwerk geht der Blick hinunter über lange Weingärten in's Thal der Etsch und am Flusse fort, fast so weit, als man auf dem Schlosse selbst schauen kann. Der bürgerliche Hausherr gilt als einer von den Schlauen, als einer von den Pfiffigen, deren es in Tyrol noch mehrere geben soll, die die Welt kennen gelernt haben und mit den Menschen wohl umzugehen wissen. Er war schon Anno Neun dabei, und hat zum Waffenhandwerk von jeher große Zuneigung gezeigt, so daß er zu seiner Zeit als der beste Schütze weit und breit in hohem Rufe stand, und auch jetzt noch die Schießen der Nachbarschaft nicht ohne Glück besucht. Er weiß viel zu erzählen und giebt gern ein Witzchen zum Besten.

*) Staub a. a. O.

Digitized by Google

Die Sonne hat sich geneigt, und das gesammte Hauswesen versammelt sich zum Abendessen. Der Bauer hat in seinem Erdenwallen sechzehn Kinder gehabt, wovon ihm dreizehn am Leben geblieben sind. Diese kommen allmählig hereingewandelt, und mit ihnen auch die Mutter. Die Kleinen verlaufen sich schüchtern in einen Winkel und fangen an zu kichern, was der Fremde, dem es gilt, nicht übel nehmen darf, denn es ist gut gemeint. Sofort erscheinen auch die Mädchen und grüßen mit Freundlichkeit, setzen sich zusammen und lachen auch; doch mit einiger Zurückhaltung. Nun sind auch die Buben da, welche einen ernsten Willkomm sprechen, sich ebenfalls zusammensetzen, aber keine Miene verziehen. Alle zusammen bilden eine der wohlgeschlachtetsten Familien, die in der Umgegend zu finden ist; die Buben groß, stark und wohlgebaut, mit tüchtigen Gesichtern, die Mädchen hochgewachsen, schlank, von natürlichem Anstande und mit feinen, ausdrucksvollen Zügen.

Die Tochter stellt das Mahl auf, und dann fangen alle laut zu beten an. Während sofort die Plente (die Polenta von türkischem Korn) aus der großen Schüssel zum Munde geführt und mit rothem Wein hinabgeleitet wird, sitzen wir am Fenster und freuen uns zum hundertsten Mal der reichen Landschaft, die jetzt, nachdem die Sonne hinter dem Tschegat hinabgesunken, in stahlblauen Duft leicht gehüllt, mehr und mehr in Dämmerung versinkt. Wenn die Bauersleute zu Nacht gegessen, ist es Zeit, nach Hause zu gehen, und während die ganze Kinderschaft sich in die Kirche begiebt, um dort den abendlichen Rosenkranz zu beten, beurlauben wir uns von dem Hausherrn und ziehen, freundlich eingeladen zur baldigen Wiederkehr, unseres schönen und stillen Weges in die Stadt. Hier und da begegnen uns heimkehrende Landleute, mitunter Mädchen, die in großen Körben auf dem Rücken Heu nach Hause tragen, aber auch ländliche Wagen, von großen weißen Rindern gezogen und von schmucken Jungen geleitet.

Da wir eben aus dem Bauernhause herauskommen, so wollen wir noch etwas mehr über das Landvolk im Burggrafenamte beibringen. Vor Allem bemerken wir, daß es ein überaus schöner Schlag von Leuten ist. Die Männer zeigen sich als die rechten und wahren Erben der alt-germanischen Riesenleiber, hoch aufgestreckt, breitschulterig, stattlich anzusehen. Sie tragen große Hüte, braune Lodenjacken mit rothen Aufschlägen und ein rothes Leibchen, über dem der breite grüne Hosenträger liegt. Durch eine gewisse ernste Gesetztheit im Thun und Lassen ist die Bauernschaft dieser Gegend wohl noch eindrücklicher, als die leichter beweglichen Zillerthaler. In ihrem Feiertagsgewand sind diese großen Gesellen äußerst sorgfältig und reinlich, dabei auch streng bedacht auf gleichförmige Beibehaltung des herkömmlichen Schnittes und der herkömmlichen Farben. Wie sie am Sonntage nach dem Hochamte zu Meran vor der Kirche stehen, zu Hunderten, einer wie der andere, so dürften sie nur die Stutzen*) in

*) Büchsen.

Digitized by Google

die Hand nehmen, um ſchnurſtracks vom Platze weg als ſchöngeſchmückter Schlachthaufen in's Feld ziehen zu können.

Wenn die jungen Männer an feſtlichen Tagen als Schützen ausrücken, ſo erſcheinen ſie mit großen grünen Hüten (dem feſtlichen Abzeichen der Junggeſellenſchaft), welche dann auf der einen Seite, um im Tragen des Stutzens nicht zu hindern, hoch aufgeſchlagen, ferner mit grünen Bändern und einem aufgeſteckten Blumenſtrauß verziert ſind. Ein anderer Strauß ſteckt dann auch in der Mündung des Gewehrs. Ein ſolcher Schützenzug, wenn er ſtolz daher marſchirt, mit fliegender Fahne und klingendem Spiel, wenn die Schwegelpfeifen den heimiſchen Schützenmarſch blaſen, iſt eine ſehr ſchöne Erſcheinung und weckt die Erinnerung an kriegeriſche Zeiten, denn ſo ſind die Wehrmänner des Aufgebots an den Berg Iſel und auf's Sterzinger-Moos gezogen. Es iſt ein anmuthiger Gebrauch, daß dabei zwei Knaben zarten Alters, ganz ſo gekleidet wie die großen Burſchen und mit leichten Stutzen bewaffnet, an der Spitze gehen, als redendes Zeichen, daß auch ſchon der Knabe berufen ſei, ein Landesvertheidiger zu werden. Die kleinen Schützen gebehrden ſich ſehr ernſthaft, nehmen die Sache viel wichtiger als die großen, werden auch von den Zuſchauern viel neugieriger betrachtet und ſind ſtets die niedlichſten Kerlchen der Pfarrei, mit ihren Augen faſt kriegsluſtig aus den blonden Locken herausſchauend.

Es giebt Stoff zu erhebender Betrachtung das kernige Bauernvolk im Burggrafenamte, wie es, umgeben von einem Kranze hoher Schneeberge, in der warmen grünen Tiefe lebt, unter dem heißen italieniſchen Himmel, in der ſchmalen Ebene, die wie ein Herd erſcheint, um Hitze auszukochen, — jetzt, nachdem die Weſtgothen längſt ſpaniſch, die Burgunder franzöſiſch, die Longobarden italieniſch geworden ſind, der letzte Reſt germaniſcher Zunge, der unter Feigen- und Mandelbäumen Haus hält. Ja, von allen andern deutſchen Stämmen, die einſt mit gezücktem Schwert über die hohen Wände der Alpen und der Pyrenäen nach den europäiſchen Südländern ſtiegen, von allen, die dort zu Ehren, Macht und Anſehen gekommen, iſt keiner bei ſeiner Sprache und ſeinen Sitten geblieben; aber hier im oberitalieniſchen Paradieſe an der Etſch ſitzt noch die ganze Geſellſchaft hochſtämmiger Recken in urkräftiger Deutſchheit beiſammen, immer noch abweiſend und ſchroff gegen den wälſchen Nachbar, wie vor anderthalb tauſend Jahren. Dieſes Häuflein war ſo klug, nachdem die Mauer überſprungen, im erſten Vorhofe ſtehen zu bleiben. Hätte es ſich weiter hineingewagt in den lockenden Feengarten, ſo wäre es wohl auch verzaubert worden und für die Heimath verſchollen. Deßwegen hat auch die Stellung des deutſchen Bauern an der Etſch etwas Beſonderes und Ausgezeichnetes — weil er allein von Hundert und Hunderttauſend ſeiner Stammverwandten das Land der altgermaniſchen Sehnſucht nicht allein gefunden, ſondern ſich auch nicht darin verloren hat; denn der Orangenduft und die Mandelblüthe und die ſüßen Feigen hindern nicht, daß der deutſche Bauer hier der nämliche mannhafte Kerl iſt, wie im kühlen Norden, ehrlich, feſt und tapfer, ſtill und ruhig,

Digitized by Google

dabei auch sehr fromm und betlustig und ein großer Liebhaber von Feiertagen, deren es hier nach angestellter Berechnung so viele giebt, daß sie in vier Jahren ein volles Jahr für sich ausmachen.

* * *

Die Gletscher in Tyrol.*)

Die Schneegrenze erreicht in Nordtyrol eine Höhe von 8200 Fuß. Unter dieser ewigen Schneelinie haben sich die Ferner oder Gletscher angesetzt, Berge ewigen Eises, und vom ewigen Schnee der Hochgebirge wohl zu unterscheiden. Sie befinden sich nie auf den höchsten Gebirgen und sind im Wachsen und Abnehmen ihrer Eismassen eigenthümlichen Gesetzen unterworfen. Ihr Wachsen ist in der Regel um so schneller, je tiefer sie sich herabsenken. In ihrer innersten Mitte erzeugt sich das Eis, und die Ausdehnung desselben hebt den ganzen Fernerstock empor und schiebt ihn nach allen Seiten aus einander. So lange der Ferner wächst, fließt wenig oder gar kein Wasser aus ihm hervor; so wie er aber stille steht, kommt sogleich der Fernerbach zum Vorschein, und die Eismasse beginnt abzunehmen. Durch die Ausdehnung im Innern entstehen auf seiner Oberfläche allerlei Spalten und Ritzen, durch dieselben dringt im Sommer das schmelzende Schneewasser in die Tiefe und friert im Winter. Dadurch bersten die dicken Eismassen wieder, und dieses Bersten verursacht oft ein schreckliches Getöse; das Zerplatzen hört erst dann auf, wenn der Ferner abzunehmen beginnt. Sein Vorrücken gegen die bewohnte Thalseite ist um so schneller, je mehr er von beiden Seiten durch unbewegliche Felsen eingeengt ist. Er schiebt in dieser thalwärts gehenden Bewegung Alles vor sich her, selbst den Rasen losschälend von dem Felsengerippe, daß er überkleidete. Das Grundwasser dringt auch in die Spalten der Gebirge und gefriert daselbst. Dadurch werden unzählige Felsenblöcke aus den Fugen gesprengt und emporgehoben. Sie steigen durch wiederholte Ausdehnungen immer höher und liefern die wunderbaren Steinlagen im Fernereise. Oft entstehen im Innern der Eisberge ungeheure Seen, die, lange eingeengt, plötzlich durch die Eismasse brechen und als „Fernerausbrüche" die Thalregion zerstören. Die Spalten und Ritzen verändern sich beständig, und bei innerer Gährung oft stündlich; sie bilden die seltsamsten Thürme und Pyramiden, ähnlich den Riesentrümmern einer zerstörten Welt. Bei plötzlicher Luftveränderung strömen daraus bisweilen schneidende Winde von durchdringender Kälte, und Eiskörner, die ein Schneegestöber weit umher verbreiten.

Das Fernereis ist in der Regel grobkörnig und so hart, daß die Hirten Feuer auf demselben anzünden, ohne Gefahr zu laufen, daß von dem geschmolzenen Eise das Feuer erlischt.

*) Nach Beda Weber's „Tyrol."

Digitized by Google

Nichts Fremdartiges bleibt in der Fernertiefe liegen; nach bestimmten Zeiträumen kommt es sicher zum Vorschein. So fiel in Schnals ein Kraxenträger in einen Eisspalt und verschwand. Nach 15 Jahren kam das Gerippe wieder zum Vorschein, die Kraxe noch fest um die fleischlosen Schultern. Um diese Spalten gefahrlos zu übersetzen, geht man gewöhnlich in größeren Gesellschaften, und alle Alpenwanderer sind mit Stricken an einander gefügt, um den Stürzenden schnell empor zu ziehen. Oft wurden auf diese Weise Einzelne, die hinabgestürzt waren, wieder an's Tageslicht emporgezogen. Der Gestürzte hört in der Tiefe jedes Wort der Zurückgebliebenen, während er selbst mit seiner Stimme nicht zu ihnen dringen kann, wahrscheinlich durch widrige Luftströme daran verhindert.

Die größten Fernerstöcke befinden sich am Ortles, im Oetzthale und am Felbertauern an der Grenze von Salzburg und Kärnthen. Sie gehen nicht über 8000 Fuß herab und nehmen einen Flächenraum von 369,290,000 Quadratklaftern ein.

7. Zum Splügen nach Chiavenna.*)

(Charakteristik eines Gebirgspasses.)

Da, wo das Domleschger Thal durch die mit ihren Stirnen zusammenstoßenden Ausläufer des Muttner Hornes und des Piz Beverin abgeschlossen wird, liegt Tusis. Wir fanden diesen kleinen uralten Ort nur so eben erst wieder aus der Asche, wie einen Phönix, neu erstanden. Eine Feuersbrunst hatte ihn vor Kurzem vernichtet, und alle Häuser und Straßen waren neu. Gott weiß, wie oft ihm dies seit der Auswanderung aus Etrurien schon geschehen ist, und wie oft er in Zukunft wohl dieses Schicksal noch erdulden wird. Er scheint schon wieder ganz darauf gefaßt. Denn bei den neuen Wohnungen war mehr Holz als Steine verwendet.

Den mächtigen Gebirgswall, der sich hier vorschiebt, hat der Rhein — vielleicht haben unterirdische Feuerkräfte ihm dabei vorgearbeitet und geholfen — in einer gewaltigen Spalte durchsägt. Diese Spalte ist fast eine Meile lang. Nur gewandte Fußgänger konnten ehemals in ihr neben dem Rheine fortkommen. Und der Hauptstraßenzug führte, das Rheinthal verlassend, hier über die Höhen am Piz Beverin vorbei in den Schamser Gebirgskessel von Schams hinauf. Alle Waarenzüge des Mittelalters, alle Pilger und Kreuzfahrer, die nach dem Süden zogen, alle unsere deutschen Kaiser mit ihren Rittern auf ihren Römerfahrten mußten sich hier bei Tusis an den schroffen Bergwänden erheben, um über den riesenhaften Felsenriegel hinweg zu den oberen Thälern zu gelangen. Sie nannten dies „den guten Weg." An den Bergen hinaufblickend er-

*) „Alpenreisen" von J. G. Kohl, 2. Theil.

Digitized by Google

kannten wir noch Partien und Spuren von dieſer uralten ehrwürdigen Straße. Den Gemsjägerſteig aber unten im Thale fort durch das Bohrloch des Rheins nannten ſie „den ſchlechten Weg“ (Via mala) und den ganzen Spalt ſelbſt, der faſt gar nicht benutzt werden konnte, „das verlorene Loch.“

Der Zug über die Höhen führte natürlich allerlei Unbequemlichkeiten mit ſich, zunächſt das ſteile Anſteigen, das nur durch ſeine langen Zickzackwege ſich hätte vermeiden laſſen, dann im Winter die dort ſich anhäufenden Schneemaſſen. Allmählig ließ ſich daher der Verkehr in die Tiefe hinab. Im Laufe von Jahrhunderten wurden wiederholte Verſuche angeſtellt, einzelne Theile des Thalbodens wegbar zu machen. Unſer Jahrhundert brach auch hier mit einer wundervollen Straße durch, die, ſo gut ſie iſt, doch noch innerhalb der ſchlimmſten Strecke den Namen „Via mala“ beibehielt.

Der Rheinſtrom ſelbſt hat ſich zuweilen ſo tief in die Felſen hinabgegraben, und dabei iſt er ſtellenweiſe zwiſchen ſo ſteile und eng zuſammenſtehende Wände eingeklemmt, daß er mehrmals ganz darunter verſchwindet. Es iſt daher unmöglich geweſen, mit der Straße eben ſo weit in die Tiefe hinabzugehen, wie der Fluß ſelbſt. Und eigentlich ſchlängelt ſie ſich daher in der Mitte der Höhe der Schlucht längs der Wände des Spaltes hin, bald auf dieſer, bald auf jener Seite des Fluſſes ſich anhängend, bald auf wundervollen Brücken über den Abgrund, in deſſen verſteckten Tiefen der Rhein brauſt, hinüberſetzend, bald durch Felſenriegel ſich Thore und Höhlengänge grabend, bald auf Vorſprünge und Abſätze frei hinaustretend, bald auf künſtlichen Mauergewölben am Abhange ſchwebend. Der grüne Rhein iſt unten 300—400 Fuß tief auf dem Boden der Spalte verſteckt. Zuweilen ſieht man frei bis auf ſeine ſchäumende Oberfläche hinab. Zuweilen kann man ſelbſt auf den Brücken ſtehend zwiſchen allen den vortretenden Felſenköpfen, die ſich von beiden Seiten her in einander verzahnen und verkeilen, nur ein grünes oder weißes Streifchen von ihm erkennen. Man fährt nahe an zwei Stunden zwiſchen den wundervollſten Szenen, die weder ein Autor beſchreiben, noch ein Maler darſtellen kann, aufwärts, bis dann auf einmal der Rhein ſich aus der Tiefe wieder hervorhebt, die Schlucht ſich rechts und links erweitert, und ein flacher Thalboden ſich herbeiläßt, auf dem man dann bequemlich hineinrollt in das weidenreiche Schamſer Thal durch die Dörfer Zillis, Andeer und andere. Die alten Kaiſer und Ritter aber blieben immer oben auf dem Bergplateau, auf ihrer „guten Straße“, und durchzogen die Reihe der oberen Schamſer Dörfer Lohn, Motton und Donat, da ſie einmal oben waren und es nun zu unbequem fanden, erſt wieder in's Thal hinabzuſteigen, mit dem ihr Weg ſie allmählig ganz von ſelbſt wieder zuſammenführte in dem wilden Paß der Roſlen oder la Roſla.

Dieſe Roſla, durch die man aus dem Schams in's Rheinwaldthal hinaufgeht, iſt etwas Aehnliches wie die Via mala zwiſchen dem Domleſchg

Digitized by Google

und dem Schams, ein Gebirgsriegel-Durchbruch von einer Thalſtufe zur andern.

Der Rhein ſetzt zuweilen in ſchönen Cascaden, zuweilen in tiefen Klüften ſchäumend, zuweilen ungeſehen, aber überall gehört, hindurch. Es tempeln ſich hier Maſſen auf Maſſen. Die Wildniß iſt unſäglich. Was die Natur nur Schreckliches oder Erhabenes in Felſenformen und Felſenfratzen hervorbringen kann, das hat ſie hier in hundert und aber hundert Szenen dargeſtellt. Wie auf einer Blumenwieſe unerſchöpflich im Anmuthigen und Nützlichen, ſo ſcheint ſie hier unerſchöpflich ſein zu wollen im Wilden und Unnützlichen. Blickt man in die Tiefe, ſo ſteigen hier ſchaurige Gründe, der eine noch tiefer als der andere, hinab. Schaut man in die Höhe, ſo überbietet ein kahler Felſenkopf den andern, eine öde Wand hängt über der andern. Manche dieſer Wände ſind auf weite Strecken hin mit zerſtörten Wäldern bedeckt. Sei es, daß ein Waldbrand hier aufräumte, oder daß ein Wirbelwind die Bäume umknickte. Niemand kann hier den Waldbränden Einhalt thun; ja Keiner giebt ſich auch nur einmal die Mühe, die Holzernte, welche der Wind fällt, zu ſammeln. Modernde Baumſtämme, chaotiſch durch einander geworfen, hängen oft ſtundenweit an allen Abhängen über einander!

Zuletzt kommt man noch durch ein Felſenthor, Sasaplana genannt, und ſchreitet dann endlich wieder in einem obern Thale fort, dem alten Thal der „Freien am Rhyn.“ So nannten ſich die deutſchen Bewohner dieſes alleräußerſten Rheinthales, des ſogenannten Rheinwaldes. Sie wohnen bis zu den Quellen des Rheins, bis zum Hinterrheingletſcher hinauf, und ihr Hauptort iſt Splügen. Sie ſollen von einer uralten Kolonie Deutſcher abſtammen, welche ein deutſcher Kaiſer, man ſagt Friedrich der Rothbart, hier am Splügen als treue Wächter des Paſſes anſiedelte. Dieſe Deutſchen des Rheinwaldes bilden in ihren Dörfern Suvers, Splügen, Medels, Hinterrhein u. ſ. w. ein kleines Staatsweſen für ſich und ſind rundherum durch romantiſche Thäler von den übrigen Deutſchen geſondert und iſolirt. Sie kommen aber als die „Freien am Rhyn“ ſchon ſehr früh in der Graubündtener Geſchichte vor und werden auch mit unter Denen genannt, welche die erſten Bündniſſe der „Grauen“ mit beſchworen, Bündniſſe, die dauern ſollten „ſo lange als Grund und Grat ſtehen.“

Wenn man mich mit verbundenen Augen in den Rheinwald brächte, ohne mir zu ſagen, wo ich wäre, ſo würde ich doch nachher ſofort erkennen, daß ich mich 3000—4000 Fuß über dem Meere in einem jener kleinen Hohlkeſſel befände, die ſich längs den Seiten eines Paſſes hinziehen, entweder im Rheinwald, oder im Urſeren-Thale, oder im Thale von Airolo, oder in dem von Simpeln (Simplon), oder in dem von Worms. Denn dieſe hohen Paſſagethäler ſehen ſich alle gleich wie Zwillinge. — Ihre kahlen Gründe, ihre ſpärlichen Tannen, ihre grauen hölzernen Dörfer, ihre öden Berggehänge und ſtarren Gipfel, ihr kleines, mit Waaren

Digitized by Google

und Reisenden Tag und Nacht gefülltes Hauptdorf, dies ist überall dasselbe.

„Splügen" oder „Speluga" soll seinen Namen von dem lateinischen „specula" (Wachtthurm) haben. Manche deuten dies auf einen dicken, alten Thurm, der noch auf der Höhe des Passes steht, und der, wie viele ähnliche alte Hochalpen-Gemäuer, aus der Lombardenzeit herstammen soll, den aber Andere für ein Römerwerk halten. Auch im Thale selbst, nahe beim Dorfe Splügen, liegen Ueberreste eines alten Schlosses, welches nun die letzte Ritterburg in dem ganzen an Ritterburgen so reichen Rheinthale ist. Ganz in der Nähe von Splügen, wenige Stunden weiter westwärts, erblickt man die Höhen des Adula, den Piz Val Rhein und das Moschelhorn, aus deren Eishöhlen die Quellen des Rheins hervorrauschen. Ich ließ von hier aus meine Gedanken längs der weit sich hinstreckenden Thal- und Landschaften des großen Stromes hingleiten, gedachte aller der schönen großen und kleinen Städte, deren Mauern er bespült, und war froh, daß ich einst auch das andere Ende dieses Stromes gesehen hatte in Holland, wo er sich in den Dünen verliert. Von dieser eisigen Gletscherurne in Rheinwald bis zu der hölzernen Schleuse innerhalb der holländischen Dünen, welche lange Perlenschnur von Städten, welche schöne Kette anmuthiger Landschaften, welche Kontraste der Natur, die batavischen Marschen und die rhätischen Alpen!

Das Zurüsten zu dem bevorstehenden Alpenübergange, das Abschirren der ankommenden, das Anschirren der abgehenden Packpferde, die Beförderung der Posten und Diligencen, das Schreien der Fuhrleute und Postillone, die Abfütterung der erfrorenen Passagiere, das Hin- und Herzerren des kleinen Häufleins von Waarenballen — das Alles nimmt in einem solchen kleinen Alpen-, Handels- und Passageort, wie es Splügen ist, gar kein Ende, und diese lebhafte Wirthschaft eines solchen Hochalpen-Hafens bildet einen merkwürdigen Kontrast zu der ernsten und wilden Natur des Thales. Tag und Nacht, Sommer und Winter, Jahr aus Jahr ein geht es hier so fort.

Graubündtner Offiziere in fremdländischen Diensten, mit langen Bärten und martialischen Gesichtern, die auf Urlaub einige Zeit in ihr Vaterland zurückkehren; Kapuziner, die zu Fuß aus einem Alpenthale in's andere wandern; Spekulanten, denen die Reis- und Maissäcke, welche aus der gesegneten Lombardei herüberkommen, am Herzen liegen; romanische Fuhrleute, die als Mitglieder der alten eigensinnigen, privilegirten bündtnerischen „Porter" (Fuhrleutegesellschaften) ein scharfes Auge darauf haben, daß Niemand ihnen in's Handwerk pfusche und keine Waarenballen durch andere als ihre Hände spedirt werden; italienische Viehhändler, die mit den deutschen Heerdenbesitzern schachern und handthieren; Straßenarbeiter aus dem Schams, Domleschg oder Rheinwalde, die man auf bündtnerisch „Rutner" oder „Ruter" nennt, und die mit ihrem Romanischen allerlei deutsche Worte mischen und besonders deutsche Spott- und Fluchwörter

Digitized by Google

aufgenommen haben, z. B. „Quest umaun (Menſch) è un Esel, un verfluchter," oder „ègli è un simpler Taglöhner!" — ſolche Elemente ungefähr bilden die Geſellſchaft, unter der man ſich gewöhnlich hier an den Quellen des Rheins befindet, und unter der auch wir uns herumbewegten.

In lang ſich ſtreckendem Zickzack durch öde Thäler und Felswüſteneien, mitten zwiſchen hochaufgethürmten Berggipfeln führt die Straße dann allmählig vom Dorfe Splügen aus auf die Höhe des Paſſes ſelbſt. Alle die Berggehänge und Einſchnitte, und auch die Gipfel, die man hier ſieht, können zu weiter nichts benutzt werden, als hier und da zur Weide für Schafe. Faſt überall ſind es die bergamasker Schafhirten (Leute aus der italieniſchen Provinz Bergamo), welche den Bündtnern die Weide abgepachtet haben. Seit uralten Zeiten kommen dieſe Bergamasken mit ihren Heerden; ſie haben ſehr große Schafe mit langer, grober Wolle, mit denen ſie im Frühling alle die nach Graubündten führenden Thäler, das Miſox, das Bergell, das Puſchlaw u. ſ. w., empor wandern, um die ganze Reihe der bündtneriſchen Schafweiden längs der rhätiſchen Alpenkette im Rheinwald, im Oberwald, im Engadin, in den Bergen von Avers und Stalla abzuweiden, oder — wie es heißt — ihre Thiere da ſömmern zu laſſen. Sie pachten dazu den an ſonſtigen Alpenwieſen reichen Rhätiern die ſchlechteſten und dürftigſten Grasſtriche ab, und die Graubündtner ſelbſt verſichern, daß die Bergamasken die Schafzucht, Schafkäſebereitung und Molkenwirthſchaft mit einer Induſtrie und Sparſamkeit betrieben, wie ſie die Einheimiſchen ſelten in Anwendung bringen.

Der höchſte Rücken des Paſſes findet ſich etwa 6300 Fuß über dem Meere. Noch jetzt (im Sommer) lagen hier überall große Schneehaufen, und ſtellenweis fuhren wir noch lange Strecken zwiſchen zwei Schneemauern von 20 Fuß Höhe hin. Der Weg war dazwiſchen tief ausgegraben. Die Leute erzählten mir, daß ſie voriges Jahr beim Weggraben des Schnees erſtarrte Fröſche darunter gefunden hätten, die unter dem Schnee überwintert hätten, und die, nachdem ſie in's Waſſer geworfen und da erwacht wären, ſich ganz lebendig gerührt hätten.

Die italieniſche Grenze geht mitten über den Rücken der Paßhöhe hin, und wir erreichten bald die öſterreichiſche Dogana, wo in dem ewigen Schmutze und Schnee eine zahlloſe Menge von Laſt- und Perſonenwagen, von Rinderheerden und Paſſagieren verſammelt war. Der öſterreichiſche Adler hielt noch ſcheinbar ruhig und kräftig ſeine Flügel über dieſen Höhen. Wer hätte es ahnen können, daß er ſie ſo bald ſchon entziehen ſollte! Da ich in früheren Jahren ſchon von einem Dutzend verſchiedener Seiten in dieſe Monarchie eingedrungen war, ſo gedachte ich, während die italieniſchen Beamten über unſeren Päſſen ſtudirten, aller der zahlreichen Grenzſtationen, welche dieſe gewaltige Monarchie weit und breit in der mitteleuropäiſchen Welt errichtet hat, und aller der ſo mannigfaltigen Landſchaften und Völker, deren Geſchicke mit dem dieſes großen europäiſchen Staats-

Digitized by Google

weſen verknüpft ſind. Wenn man ſo ein Jahr lang, wie ich es gethan, in einem ſolchen Bündel kleiner Winkelſtaaten geſteckt hat, wo jede Nation immer gleich mit dem Thale zu Ende iſt, und wo immer gleich hinter jedem Berge eine neue Welt beginnt, ſo athmet man ordentlich auf und macht große Augen, wenn man wieder einmal die Grenze eines ſo großen Staates betritt, wie Oeſterreich es iſt, und wenn man die Phantaſie ſo weit ſchweifen laſſen kann, wie hier von der Dogana del Splugen bis an die türkiſche Grenze, bis an das böhmiſche Erzgebirge, bis zu den polniſchen Sümpfen und bis zu den ruſſiſchen Steppen. Ueberall, weit und breit herrſcht da derſelbe Wille und daſſelbe Geſetz. Da bewegt ſich der Verkehr in weiten Kreiſen, da ertönen, rauſchen und brauſen die Stimmen der Völker des halben Welttheils. Man glaubt aus der Mitte der Berge an das Ufer des weitgedehnten Meeres zu treten.

Chiavenna.

Der Abfall der Alpen iſt bekanntlich im Ganzen auf der Südſeite ſchroffer als auf der nördlichen. Die Höhenzweige und Arme, welche ſich von ihrem mittleren Hauptrücken nach Norden ausſtrecken, ſind länger, die nach Süden kürzer. Das ganze Land, welches ſich im Norden längs ihres Fußes hinſtreckt, die obere Schweiz, das obere Plateau von Bayern, iſt faſt um 1000 Fuß höher als die ebene Lombardei, die ſich nur wenig über das Meer erhebt. Die Seen auf der Südſeite, der Comerſee, der Lago maggiore, der Gardaſee, ſie alle haben ein Niveau, das 600–800 Fuß niedriger liegt, als die Niveaux der Schweizer-Seen, des Genfer-, des Züricher-, des Bodenſees. Alle Thäler, welche aus dem Süden zu den Alpenhöhen führen, ſteigen raſcher empor, als die, welche aus Norden kommen, und alle Bergpäſſe und Einſattelungen haben auf der Nordſeite einen langgedehnten Rücken, auf der Südſeite einen raſcheren und kürzeren Abgang. Bei Splügen z. B. iſt man beim Campo Dolcino auf der Südſeite ſchon 3000 Fuß gefallen, während man vom Dorfe Splügen her, das auf der Nordſeite eben ſo weit vom Gipfel entfernt liegt, wie Campo Dolcino, nur 1700 Fuß zu ſteigen hatte. Bei Chiavenna, in einer Entfernung von drei Meilen vom Paſſe, hat man ſchon eine Tiefe von nur 1030 Fuß über dem Meere erreicht, während man im Norden noch nicht einmal am Bodenſee ſo tief herabgekommen iſt.

Auf der Südſeite ſind daher die meiſten Szenerien noch wilder, die Thäler tiefer ausgegraben, die Bergwände länger, die Klüfte und Spalten entſetzlicher, die Straßenbauten daher auch ſchwieriger und die Wunder, welche der chauſſéebauende Ingenieur vor unſern Augen entfaltet, größer.

Das italieniſche Thal, in das man hier zunächſt hinabrollt, heißt Valle di S. Giacomo (St. Jakobsthal). Wie hier ſofort die ganze Natur ein anderes Ausſehen erhält! Gleich werden die Berge baumlos und kahl faſt bis auf den Boden hinab. Nun in den tieferen Gründen ziehen

Digitized by Google

ſich reizende, friſchgrüne Kaſtaniengehölze längs des Flüßchens Maira hin. Dieſe verhältnißmäßig außerordentliche Waldloſigkeit, der man überall, ſobald man einen Alpenpaß nach Süden hin überſchritten hat, begegnet, iſt zum Theil eine Folge klimatiſcher Einflüſſe, erklärt ſich aber auch aus dem Laufe der Flüſſe, denn Holz, als eine ſchwerfällige Waare, bedarf zu ſeinem Transporte nothwendig der Flüſſe, und die Waldgegenden werden daher um ſo mehr gelichtet werden, je mehr Holz die Länder bedürfen, zu denen ihre Waldbäche hinabführen. Auf der Südſeite der Alpen liegt das alte Kulturland Italien, das ſchon ſeit Jahrtauſenden ſo vieles Holz verbraucht hat. So weit ſeine Flußläufe und Bergſtromadern gehen, ſo weit fraß es die Alpenländer weg und machte alle Berge kahl, bis zu den höchſten Höhen der Bergpäſſe hinauf. Den großen Waldreichthum jenſeits der Bergpäſſe konnten ſie aber nie antaſten, weil die ſchwerfälligen Stämme und Balken ſich nicht wohl über die Gebirgsrücken weg transportiren ließen. — Jenſeits der Alpen im Norden lag das waldreiche Deutſchland, das noch nicht nöthig hatte, in dem Grade wie Italien die Wälder auszurotten. — Aus dieſem Umſtande erklärt ſich zum Theil das Phänomen, daß die waldigen Regionen der nördlichen Alpenthäler mit den kahlen Bergen der ſüdlichen Thäler überall ſo ſchroff abſetzen und wenigſtens überall da, wo die Flüſſe nach verſchiedenen Weltgegenden laufen, ſo ſtark mit einander kontraſtiren.

Die Hinabfahrt in das St. Jakobsthal bietet eine Fortſetzung der bewundernswürdigen Straßenbau-Konſtruktionen, deren lange Reihe bei der Via mala im Domleſchg beginnt und ſich bis Chiavenna fortſetzt. Es iſt ein größeres Werk von einem gewiſſen Ingenieur Baumgartner „über die neueſten Kunſtſtraßen der Alpen" erſchienen. Dies iſt eines der intereſſanteſten Thema's, das ein Schriftſteller zu bearbeiten ſich vornehmen kann. Denn in der That, Napoleon und Kaiſer Franz I., der König von Savoyen und die kleinen helvetiſchen Völkerſchaften haben hier mit einander gewetteifert, ſich um die Menſchheit verdient zu machen und ſich ſelbſt hier in den Alpenwildniſſen Monumente ihrer Ausdauer und Energie zu ſetzen, und die Betrachtung dieſer Kunſtwerke, der Anblick dieſer Straßen und außerordentlichen Gegenden, durch welche ſie führen, machte mir ſo viel Genuß und Freude, daß ich wohl begreife, wie ein Mann ſich mit Begeiſterung ihrer Unterſuchung und Darſtellung hingeben, wie er über das Stilfſer Joch, über den Splügen, über den Bernardino, über den Simplon und Brenner hinüber und herüber reiſen kann, um die Senſationen und Seelenerregungen, welche ſolche Uebergänge aus dem Norden nach dem Süden und aus der Höhe in die Tiefe, und umgekehrt uns einflößen, recht oft zu genießen, und alle die mannigfaltigen Szenen und Beobachtungen, welche ſie darbieten, vergleichend zuſammen zu ſtellen.

Die Natur hat vom Splügen herab einen tiefen Schlund ausgegraben, den ſogenannten „Kardinel," der auf dem kürzeſten Wege in das Thal führt. Statt, wie bei der Via mala, in dieſen Schlund hinab zu ſteigen,

Digitized by Google

hat man es aber vorgezogen, die Straße über die Berge zu führen und erſt ſpäter in das Thal Giacomo hinabzugehen. Wie gewöhnlich haben auch die Berge hier oben ſanftere Abhänge, erſt weiter unten gegen das Thal zu werden die Wände ſchroff, und hier haben daher die Straßenbauer alle ihre Kräfte zuſammennehmen müſſen.

Oben giebt es mehrere Stellen, die von Lawinen bedroht werden, und hier hat man denn die Straßen durch lange Gallerien geführt, die ſich wie Feſtungswerke ausnehmen. Dieſe berühmten Gallerien beſtehen nämlich aus ſolidem Quaderſtein-Gemäuer, das ſich dicht an den Berg anſchließt und mit dieſem verwächſt. Oben ſind ſie mit einem ſchrägen Dache verſehen, das mit dem Abhange des Berges ausgeglichen iſt, ſo daß die Lawinen, die von oben herabfallen, leicht über das Dach hinwegrutſchen. In der Mauer der Gallerien ſind große, meiſtens runde Licht- und Luftlöcher angebracht, die wie Kanonenlöcher ausſehen. Im Winter helfen ſie freilich nicht viel, da ſie ſich mit Eis und Schnee voll ſetzen. Wir fanden auch jetzt die Löcher einiger Gallerien verſtopft. Die Chauſſéewächter, die in den ſogenannten „Kantonieren" wohnen, ſind daher mit Laternen verſorgt, die ſie im Winter in den Gallerien aufhängen. Dieſer Cantonieras oder Zufluchtshäuſer giebt es mehrere am Wege. Es ſind dickmaurige Häuſer, die wie Soldaten-Kaſematten ausſehen. Hier oben, wo Stürme, Lawinen und polternde Felſen einen ewigen Krieg führen, müſſen alle Menſchenwerke ein kriegeriſches, feſtungsartiges Anſehen gewinnen.

Durch eine Reihe ſolcher Gallerien, auf allerlei künſtlichen Unterbauten, Gewölben und Brücken, auf zahlloſen Zickzackwegen, die überall mit Bruſtmauern geſchützt und garnirt ſind, rollt man auf dieſen Höhen von einer Stufe zur andern hinab. Am außerordentlichſten und ergreifendſten iſt der Anblick da, wo man an die ſteilſte Wand des Thales gelangt. Hier blickt man in den genannten Schlund Kardinel hinunter. Ganz in der Tiefe, als läge es in einer natürlichen Katakombe der Erde, ſieht man das winzige Dörfchen Iſola. Wie ein Blitz, der ſich an den Boden anlegte, wie der Faden der Ariadne führt die herrliche, zuverläſſige Straße in dieſes Labyrinth hinab. Bei jedem Schritt ſcheint die Natur ein „Nicht weiter!" geſprochen zu haben, und bei jedem Schritte ſiegte der Menſch mit feſtem Ausrufe: „Vorwärts!" Bei jeder Wendung glaubt man ängſtlich, direct in unermeßliche Abgründe hinabzuſchießen, und bei jeder Wendung erhält man von neuem die angenehme Zuverſicht, daß man ohne Gefahr und ganz bequem hier ſchreiten, traben, galoppiren kann, wie in einer Reitbahn. Man ſieht die kühne Linie der Straße auf einer Reihe über einander getempelter Terraſſen faſt zehnmal verſchwinden und zehnmal wieder erſcheinen. Auch oben hinauf ſieht man Bruchſtücke der Straße und die durchfahrenen Gallerien und die Kantonieras an den Bergen ſich hinziehen. Wer dies nicht geſehen hat, der kann es vielleicht kaum begreifen, daß der Anblick eines ſolchen Werkes Thränen der Entzückung und Begeiſterung auszupreſſen vermag, eben ſo gut, wie der Anblick jeder andern

Digitized by Google

willkommenen und großartigen Arbeit. Man glaubt hier den Finger eines Gottes vor sich zu sehen, der diesen Wegstreifen durch die Wildniß zog, und der hier den bedrohten Menschen vorsichtig Schritt für Schritt, wie die Vorsehung, mit Schutz und Hilfe umgab. — Wie ohne diesen Schutz und diese Hilfe die deutschen Kaiser mit ihrem Gefolge hier herabgekommen sind, begreift man kaum. Vermuthlich hat in den Schlünden des Kardinel mancher deutsche Ritter sein Leben eingebüßt, so wie auch bei dem kühnen, man möchte sagen, frechen Uebergange der französischen Armee unter Macdonald im Jahre 1800 mancher Reiter und Fußmann seinen Tod hier fand.

So wie man bei Campo Dolcino unten anlangt, findet man Alles italienisch, die Menschen, die Bauart der Häuser, die Bäume und Pflanzen. Italien stößt hier dichter mit Germanien zusammen, als an anderen Alpenpunkten, als z. B. im Ticinothale, wo noch ein hochgelegener hinterer Thaltheil, das Thal von Airolo, eine Art von Mischung zwischen deutscher und italienischer Wirthschaft, deutschen und italienischen Sitten herbeiführt. Der Hauptbaum des Thales, wie überhaupt aller dieser nach Süden geöffneten Thäler, ist die Kastanie. Die mehlige, nahrhafte Frucht dieses überall hier verbreiteten Baumes ist, glaube ich, die vornehmste Ursache der Erscheinung, daß sich die Italiener dem Kartoffelbau viel weniger ergeben haben, als wir Deutschen. Fast überall und in allen Fällen, wo wir Kartoffeln speisen, essen sie Kastanien, die bei Geringen und Vornehmen fast ganz die Stelle der Erdäpfel einnehmen.

Man rollt noch durch zwei Kastanienhaine hindurch. Endlich erweitert sich das Thal, und da, wo sich die Gewässer des Jakobsthales mit der aus dem Bergell hervorrauschenden Maira verbinden, da liegt das erste italienische Städtchen, das seine ersten Anbauer vermuthlich, und zwar mit Recht, als einen Schlüssel zu jenen beiden Thälern betrachteten, da sie es „Chiavenna" (Schlüsselburg) nannten. Ich erinnere mich, daß in meiner Jugend der Zeichnenlehrer immer große Landschaften und Ansichten von Städten oder Bergszenen an die Wandtafel malte. So wie sie unter seiner Hand und Kreide sich gestalteten, so mußten wir sie in unseren Büchern nachzeichnen. Darunter kamen auch italienische Ansichten vor, Häuser mit flachen Dächern, mit einzelnen kleinen Fensterlöchern, hohe, durchweg gleich dünne, viereckige Glockenthürme, untermauerte Terrassen, auf denen die Gebäude sich über einander erhoben, lange Reihen von Logengängen, terrassirte Gärten, irgend ein fremdes Gewächs zwischen den vielen steinernen Gemäuern. Ich fand diese Bilder sehr eigenthümlich und reich, und glaubte sie aus der Gegend von Neapel oder Sicilien hergeholt. Wie erstaunte ich aber, schon jetzt in den Alpen bei Chiavenna die vollständigsten Modelle zu diesen Gemälden zu finden. Schon dieses Chiavenna ist in allen Punkten eine so italienische Stadt, wie es nur eine in Sicilien sein kann. Man betrachtet mit Begierde alle diese ganz neuen und fremdartigen Formen und Szenen, die sofort

Digitized by Google

einen ganz neuen Geist offenbaren. Man kann behaupten, daß auf dieser südlichen Seite der Alpen Alles ganz anders ist, als auf der nördlichen. Die Straßen haben eine andere Physiognomie, die Häuser und Mauern sehen anders aus. Die Menschen sind nicht nur anders gekleidet, sondern sie stehen und gehen auch anders. Alles hat eine andere Form, Figur und Farbe.

---

8. Der Kaukasus.*)

(Eine Parallele mit dem Schweizer-Alpengebirge.)

Kein Gebirge Europa's ist so reich an Mineralquellen wie der Kaukasus. Die berühmten Bäder von Pätigorsk an der Nordseite des Gebirgs sind in Rußland seit einigen Jahrzehnten in Ruf gekommen und werden selbst von Petersburgern besucht, obwohl die Reise dahin sehr lang und mühselig ist. Weniger bekannt und von Kranken nicht besucht sind die eisenhaltigen Quellen an der Nordseite des Kreuzberges zwischen Kobi und Keschaur. Ich zählte über funfzig mehr oder minder wasserreiche Quellen dieses Eisensäuerlings auf dem Raume einer halben Stunde.**) Prächtig ist eine dieser Quellen, welche zur Rechten der Landstraße einen bedeutenden Niederschlag von kohlensaurem Kalk, durch Eisenoxyd röthlich gefärbt, hinterlassen hat. In mächtigen Strahlen sprudelt diese Quelle aus tiefem Becken von der Höhe und stürzt sich als kleiner Wasserfall über den Abhang des Porphyrgebirges, welches der grell-rothe Kalkpanzer bedeckt. Oben am Mundloche hat das Wasser noch einen starken Salzgeschmack, obwohl das kohlensaure Eisen überwiegend ist. Bei der starken Sommerhitze scheint sich das Salz stark niederzuschlagen, denn am Fuße des Berges hat das Wasser bereits einen ganz veränderten Geschmack. Der höchst bedeutende Niederschlag von kohlensaurem Kalk, den diese Quellen absetzen, umwickelt Pflanzenstengel, Blätter und Blumen der Bergabhänge, über welche das Wasser hinabrieselt. Sowohl die tieferen Quellen, als die obere Hauptquelle scheinen den Lauf seit ihrer Entstehung öfter geändert zu haben. Sie treten sämmtlich aus dem Trachytporphyr und haben einen großen Theil dieser plutonischen Felsen mit ihrem Kalktuff überzogen. Schlägt man den älteren Tuff an, so findet man darin Pflanzenstengel und Blätterabdrücke in Menge. Dieser Kalktuff scheint schnell zu verwittern. Die älteren Bildungen waren überall mit einer schönen Pflanzendecke überzogen. Eine Erfahrung, die ich auch in anderen Gebirgsgegenden gemacht, ward mir hier auffallend bestätigt. Die petrographische und geognostische

*) „Der Kaukasus und das Land der Kosaken" von Dr. M. Wagner.

**) In der Schweiz zeichnet sich Graubündten durch seine Mineralquellen aus, besonders das Engadin — Tarasp und St. Moritz.

Digitized by Google

Beſchaffenheit des Bodens hat auf den Vegetationscharakter wenig oder keinen Einfluß, während von der Wärme und Feuchtigkeit faſt Alles abhängt. Auf dem Kalktuff, der noch ganz andere Beſtandtheile enthält, als das plutoniſche Nebengeſtein, wuchſen gleichwohl dieſelben Pflanzen, dieſelben Arten von Pyrethrum, Primula, Cerasticum, Campanula u. ſ. w., wie auf dem Trachytporphyr. Alle dieſe Alpenpflanzen fanden auf der ganz neu gebildeten Decke von kohlenſaurem Kalk die nothwendigen Nahrungsſtoffe und dieſelben Bedingungen des Gedeihens, wie auf dem ſo lange Zeit früher entſtandenen plutoniſchen und vulkaniſchen Geſtein.

Näher bei Kobi enthalten ſehr viele Quellen Schwefelwaſſerſtoff. Allenthalben, wo die Ruſſen bis jetzt in das Gebirge eingedrungen, zeigt der Kaukaſus einen überaus großen Reichthum an Mineralquellen.

Meteoriſche Naturſzenen, wie ſie mit ſo mannigfacher Abwechſelung in den Alpen von Tyrol und der Schweiz hervorgebracht werden durch wunderliche Wolkengebilde, durch farbenreiche Beleuchtung beim Aufgang und Untergang der Sonne, durch Gewitter und beſonders durch jene dem Hochgebirge ſo eigenthümlichen geballten Nebelgruppen, welche in phantaſtiſcher Geſtalt wie Luftgeſpenſter über Thal und Höhen ſchweben, kommen im Kaukaſus weit ſeltener vor. Ein ungetrübt heiterer Horizont iſt dort im Sommer gewöhnlich. Nur ein einziges Mal, am 8. Auguſt, ward uns das ungetrübte Schauſpiel eines heftigen Gewitters zu Theil, welches in der hohen Alpenregion ungleich grandioſer iſt, als unten im Thale. Der Anblick des Thales und der Gegend von Kobi, welches, ſelbſt ſchon auf beträchtlicher Höhe, von gewaltigen Bergkoloſſen rings umgeben iſt, war an dieſem Tage unvergleichlich ſchön. Dem Ausbruch des Gewitters, das ſich nach Mittag zuſammenzog, ging die gewöhnliche bange Stille, das dämmernde Halbdunkel, die magiſche, ungewiſſe, beſtändig abwechſelnde Beleuchtung der Höhen durch gebrochene Sonnenſtrahlen voraus. Als auf dieſe Stille die furchtbare Exploſion des Himmels begann, trat eine Szene ein, deren Schilderung kaum möglich iſt. Die Rieſen des Kaukaſus ſahen im Halbdunkel eigenthümlich düſter und unheimlich aus. Die ſchwarzen Wolken, deren Ränder bald gelb, bald blutigroth beleuchtet waren — geſpenſtige Nebelgeſtalten in beſtändiger Metamorphoſe, gepeitſcht durch den wüthenden Gewitterſturm, — die blauröthlichen, wildzackigen Blitze, die, aus dem Wolkengebirge des Himmels hervorſchießend, über die kaukaſiſchen Schneewieſen ihren ſchauerlichen Glanz ſprühten, der prächtige doppelte Regenbogen, der ſein liebliches Farbenſpiel unter den düſteren Wolken ausgoß, die Donnerſchläge mit dreifachem Bergecho, und ganz zuletzt das Erſcheinen des Mondes, der durch Wolkenriſſe ſchaute, wie die verſöhnende Macht des Himmels, während das Gewitter ſich entfernte, die Blitze ſchwächer wurden, der Donner dumpfer und ferner hallte: — dies Alles zuſammengenommen gewährte ein Schauſpiel, dem wir aus unſeren Reiſeerinnerungen nur zwei ähnliche Szenen im Hochlande Armeniens und in den Alpen der Schweiz an Erhabenheit zu vergleichen wagen. Die

Digitized by Google

Schweiz zeigte uns während unſres Sommeraufenthalts ſolche meteoriſche Prachtſzenen weit häufiger als der Kaukaſus. Darunter iſt uns ein Gewitter auf Rigi-Staffeln, bei zehntägigem Aufenthalte auf jenem Wunderberge erlebt, lebendig im Gedächtniß geblieben. Wir ſtanden bereits ſelbſt innerhalb der Atmoſphäre des Gewitters, das ſeine größte Kraft um den Vierwaldſtädter See konzentrirte. Das Rigithal mit dem Dörfchen St. Maria zum Schnee war nebſt den Gipfeln des Berges durch zauberhaften Gewitterſchein illuminirt, einen Schein, der dem bengaliſchen Feuer glich. Ein Regenbogen von ungewöhnlicher Farbenpracht ſtand über dem Rigi und ſenkte ſich in ſeiner tiefſten Rundung bis in das Thal hinab. Einzelne graue Wölkchen von wechſelnder Geſtalt ſchwebten beſtändig auf und nieder. Fügen wir dazu noch die wunderbaren Fernblicke, welche uns von Zeit zu Zeit auf das weltberühmte Panorama hinab gegönnt waren, ſo rollt ſich aus unſeren Alpenerinnerungen ein Naturbild auf, das dem kaukaſiſchen wenig nachſteht.

Den Auf- und Untergang der Sonne habe ich ſowohl vom Kreuzberge als von den Abhängen des Kasbek aus betrachtet, fand aber an dieſem Schauſpiele dort weniger Genuß, als in Tyrol und in der Schweiz. Dem kaukaſiſchen Horizont mangelt der Purpur und das Farbenſpiel der nordiſchen Aurora. Als ich bei Keſchaur in einem elenden Poſthauſe übernachten mußte, verließ ich frühzeitig mein Lager und fand eine Stunde vor Sonnenaufgang die Gegend ſchon hell genug, um das weite Gebirgspanorama zu betrachten. Man ſteckt dort mitten in wildem ſchroffem Berglande. Im Norden ragen die höchſten Häupter der kaukaſiſchen Alpen, deren Rücken noch reichliche Schneelaſten tragen; im Oſten ſchroffe, ungeheure Berggipfel, unter denen häufig eine reine Pyramidenform auffällt; gegen Süden Waldberge, deren Gipfel zum Theil kahl ſind. Schneefrei und weniger hoch ſind die Berge im Weſten, wo nur noch in den Schluchten weiße Streifen ſichtbar werden. Eine faſt vollkommene Tageshelle ging dem Erſcheinen der Sonne ziemlich lange voran. Der Rand einiger Wolken, die über den weſtlichen Bergen ſtanden, erglänzte zuerſt. Dann wurden nach einander die hohen Schneehäupter der Zentralkette im Norden beleuchtet; ihre relative Höhe war an der Reihenfolge der Erleuchtung zu erkennen. Zugleich erglänzte auch der Wolkenrand im Oſten. Endlich kam die Sonne ſelbſt herauf, gelb, ohne Morgenröthe, gelb war auch der vorhergegangene Glanz. Das Morgenroth, vom Rigi geſehen, der Sonnenuntergang im Berner Oberlande ſind ungleich ſchöner, als die gleichen Naturſzenen im Kaukaſus. Unvergeßlich ſind mir die herrlichen Sommerabende in Interlaken, wo die herrliche Jungfrau in ſilberweißem Gewande wie eine Nymphe des Himmels herunterblickt auf das freundliche Bödeli. Der Reflex der Abendſonne auf der weißen Geſtalt erzeugt dort eine eigenthümliche Roſenfarbe. In dieſem Roſenlichte erglüht die Jungfrau wunderſchön an jedem reinen Abende, und wenn die Sonne verſchwunden, erbleicht ſie ſchnell und gleicht in dem grünen Rahmen der Wälder einer

Digitized by Google

edeln Leiche, die geſchmückt iſt zur letzten Feier. Solche Landſchaftsbilder habe ich im Kaukaſus nicht geſehen. Von der Tereksteppe und den Höhen Georgiens aus geſehen übertrifft aber der Kaukaſus alle Gebirge Europa's. In ſeinem Innern mag es viele höchſt maleriſche Punkte geben, die unſeren Alpengegenden nicht nachſtehen. Die Ruſſen kennen noch nicht den hundertſten Theil ſeiner Thäler und Schluchten. Vielleicht giebt es in jenen unbekannten Gegenden auch Waſſerfälle, die dem Gießbache bei Brienz, dem Aarſturze bei Handeck, dem Reichenbache im untern Haslithale an Schönheit gleich kommen. Aber die Seen fehlen dem Kaukaſus ganz und gar, das weiß man mit ziemlicher Gewißheit durch die Eingeborenen. Durch den Mangel dieſer herrlichen Kryſtallſpiegel der Tiefen fehlt dem Kaukaſus eine landſchaftliche Zierde, welche die Alpen der Schweiz zu einem der ſchönſten Gebirge der Erde macht. Eine ſolche Vereinigung des Lieblichen mit dem Großartigen, wie ſie die Landſchaft am Thuner See und noch mehr die Ufer des Vierwaldſtädter See's auf der Nordſeite, dem Pilatusberge gegenüber, zeigen, ſucht man im Kaukaſus vergebens. Auch wird man von keiner der dortigen Höhen ein Panorama überſchauen, das an Mannigfaltigkeit und pittoreskem Reiz dem Rigi gleich wäre. Die Wälder, welche den Kaukaſus, beſonders von der Seite des Schwarzen Meeres, umgeben, und die Blumenflora ſeiner baumloſen Region ſind reicher und ſchöner als die in Tyrol und in der Schweiz; aber dieſer maleriſche Vorzug wiegt die Kryſtallpracht der Alpenſeen und die großartigere Gletſchernatur der Schweiz nicht auf. Kalt und fühllos wird Keiner bleiben, der von den Höhen bei Keſchaur die Gebirgsnatur überſchaut. Wirft er aber einen vergleichenden Rückblick auf die ſchönſten Landſchaften von Tyrol und der Schweiz, und verſetzt er ſich im Geiſt auf den Rigigipfel, ſo wird es ihm ergehen wie Viktor Jacquemont, welcher ſelbſt beim Anblick des größten Gebirges dieſer Erde, des Himalaya, ausrief:

O, wie ſchön ſind Europa's Alpen!

9. Die Tſcherkeſſen.*)

(Charakterbild eines kriegeriſchen Bergvolkes.)

Ein Ausdruck von großer Energie und wilder Kühnheit wohnt in faſt allen Tſcherkeſſengeſichtern; aber jenes herrliche Adlerprofil, jene flammenſprühenden Augen, jene ſchönen rabenſchwarzen Bärte, die ich bei einzelnen Tſcherkeſſen bewunderte, findet man mehr unter den Edelleuten unvermiſchten Blutes, als unter dem großen Haufen. Gleich unter den erſten Gruppen von Bergbewohnern, die ich am Kuban geſehen, fielen mir einige der höchſt impoſanten Geſtalten der Usden auf. Mit ſolchen Tſcherkeſſengeſichtern hatte ich mir unſere mittelalterlichen Helden, einen Cid, Sickin-

*) Nach dem angeführten Werke v. Wagner.

Digitized by Google

gen, Ritter Bayard gedacht. Wahrlich, ein ſehenswerther Anblick! — dieſe ſchlanken Ritter des Kaukaſus in reichem Waffenſchmuck mit der ſtolzen, kecken Haltung unter dem Haufen der plumpen Koſaken! Es ſprach aus den Zügen dieſer Bergbewohner ein volles Bewußtſein ihrer Ueberlegenheit, eine hochmüthige Geringſchätzung des Volkes, unter dem ſie wandelten. Zwei Dinge haben alle Tſcherkeſſen, die Adeligen wie die Niederen, mit einander gemein: den behenden, leichten, faſt ſchwebenden Gang und die imponirend ſtolze Haltung, die ihnen, den freien Söhnen des Gebirgs, unter Ruſſen ſo gut anſteht. Als ich mit der ruſſiſchen Poſt durch die Kubanſteppen fuhr, begegnete ich bald tſcherkeſſiſchen Reitern, bald Koſaken; beide tragen am Kuban die gleiche Tracht, die gleiche Bewaffnung, und unter den Linienkoſaken findet man auch häufig tſcherkeſſiſche Geſichter. Aber den echten Tſcherkeſſen erkannte ich immer ſchon in ziemlicher Entfernung an ſeiner ſtolzen Haltung. Die ſchwarzen Augen unter der zottigen Mütze funkelten mich immer finſter und feindlich an, und ſeine Hand bewegte ſich nie zum Gruße, während der zahme Koſak, ſchon dreißig Schritte vor dem Wagen die Mütze abnehmend, mich und meine Eskorte demüthig grüßte.

Das tſcherkeſſiſche Volk, deſſen Wohnſitze ſich vom Kuban bis zum Fluſſe Bu unweit Gagra erſtrecken, zählt mit Inbegriff der Kabarden und Abaſakſtämme, welche einen Dialekt der Adigheſprache ſprechen, 900,000 Seelen. So iſt die Schätzung der Ruſſen, die durch ihre zahlreichen Spione von der Lage und Größe der verſchiedenen Stämme und Auls (Dörfer) ziemlich genaue Kunde haben, beſonders in jenen Gegenden, wo ruſſiſche Feſtungen in der Nähe liegen. Longworth, der mit Bell ein Jahr unter den Tſcherkeſſen ſich aufgehalten, ſchätzt die tſcherkeſſiſche Bevölkerung wohl übertrieben auf eine Million. Wären die Tſcherkeſſen mit den Tſchetſchenzen unter Einem Oberhaupte vereinigt geweſen, ſo würde es ihnen nicht ſchwer gefallen ſein, 10,000—20,000 Krieger und noch mehr auf einem beſtimmten Punkte zu verſammeln, und am Kuban furchtbare Ueberfälle auszuführen. Kein Punkt des Landes der tſchernomoriſchen Koſaken von Taman bis Uſtlabinska wäre ſtark genug, dem Ueberfall einer ſolchen Zahl zu widerſtehen, und ſelbſt die Koſakenhauptſtadt Jekaterinodar könnte der Plünderung unmöglich entgehen. Aber die Zerriſſenheit des tſcherkeſſiſchen Volks gegenüber der Einheit und Disciplin des großen ruſſiſchen Reiches führte die letzte für dieſe freien Bergvölker ſo traurige Kataſtrophe herbei. Denn Schamyl, Fürſt der Tſchetſchenzen, vereinigte zwar die kleinen Stämme und ſchlug lange Zeit die Ruſſen zurück, aber endlich mußte auch er unterliegen und als Gefangener ſich den Ruſſen auf Gnade und Ungnade ergeben.*)

*) Das eigentliche Land der Tſcherkeſſen und der Daghеſtan (Domaine Schamyl's) wurde vollſtändig unterjocht im Jahre 1859. Andere Theile des Gebirgslandes, die Striche längs dem nordöſtlichen Abhange des Kaukaſus, das Land der Nogaizen des Kuban, Oſſetien, die große und kleine Kabarda, ein Theil der Tſchetſchnja und die Stämme des Sulak hatten die Oberherrſchaft Rußlands ſchon früher anerkannt.

Digitized by Google

Die Auls (Dörfer) der Tscherkessen bestehen aus kleinen steinernen Häusern, die, gewöhnlich amphitheatralisch gruppirt, auf den Abhängen des Gebirges stehen. Alle diese Auls haben eine Befestigung; ein solider als die übrigen Wohnungen gebautes Haus dient als Zitadelle, in welche sich die Vertheidiger, wenn die aus Dorngesträuchen bestehenden Umzäunungen vom Feinde durchbrochen sind, kämpfend zurückziehen. Da bei jeder russischen Expedition das Eigenthum der Bewohner in Gefahr war, so vertheidigten die Tscherkessen mit großer Energie die Eingänge zu ihren Auls. Die Bewohner des Atlas hatten in dieser Hinsicht gegen die Franzosen einen leichteren Stand, als die Kaukasusbewohner gegen die Russen. Die Dörfer der Kabylen bestehen aus elenden Strohhütten, welche von den Bewohnern leichten Sinnes verlassen und den Flammen geopfert werden, während der Tscherkesse sein steinernes Haus, dessen er in einem rauhern Klima bedarf, nur ungern im Stiche läßt. Die Expeditionen der Russen im Kaukasus waren daher immer viel blutiger, als die der Franzosen im Atlas.

Der Kaukasus stellt dem von Norden andringenden Eroberer drei Hemmnisse entgegen: die Sümpfe in dem aufgeschlemmten Steppenlande am Kuban und Terek; die unermeßlichen dichten Urwälder von riesigen Buchen, Eichen, Eschen, Ahornbäumen, die alle Alpen und Schluchten der aus der Ebene aufsteigenden Voralpenketten bedecken, — und die hohe Alpenkette, die, den Hauptkamm des Gebirges bildend, baumlos mit ihren ewigen Eiskolossen das höchste Bollwerk, das letzte Asyl der freien Bergvölker war.*)

Im Ganzen sind die Tscherkessen ein armes Volk, und diese Armuth wird immer mehr zunehmen, je schwieriger die Kommunikationen mit der türkisch-asiatischen Küste werden. Die Sklavinnen für die türkischen Harems waren früher der einträglichste Ausfuhrartikel. Das Uebrige, was in der Zeit, da sich der Sultan noch für den Oberherrn des Kaukasus hielt, aus dem Tscherkessenlande kam, etwas Wolle, Häute, Talg, Wachs und Honig, war nicht der Rede werth. Fast noch unbedeutender war die Einfuhr, denn die Tscherkessen kauften nur Tabak, Salz und Kriegsmunition. Bei wenig Bedürfnissen genügen ihnen die spärlichen Erzeugnisse ihres Landes.

In religiösen Dingen ist der Tscherkesse sehr indifferent und keineswegs ein eifriger Anhänger des Islam. Wäre bei ihm der Fanatismus wie bei den Kabylen in Afrika, so wäre er den Russen weit furchtbarer gewesen. Gleich andern unkultivirten Völkern hat er den Haß gegen Fremde, unerbittliche Härte gegen den Feind, Eifersucht gegen den Nachbar und Freund,

*) „Die Kriege Timurs, Peters des Großen und Nadir Schahs gegen die Völker des östlichen Kaukasus haben bewiesen, daß diese Lokalitäten von Dagbestan und Lesghistan zu den großen isolirten Weltburgen für Völkerstämme gehören, welche ihre Besitzer und Vertheidiger vor jedem Andrang von Völkerwogen zu schützen vermögen, vor welchen selbst die Schaaren von Kriegsknechten der gewaltigsten Machthaber zurückstieben, wie die wogenden Brandungen an den Küstenklippen ozeanischer Eilande." K. Ritter.

Digitized by Google

unersättliche Habgierde, Mißtrauen, Verstellungskunst und Rachsucht gegen Alle; aber auch Anhänglichkeit an das Stammland und die Sitten der Ahnen, liebevolle Achtung für seine Väter und Greise, Gastfreundschaft, energischen Freiheitssinn. Vor den Gegnern der Franzosen, den Kabylen und Arabern des Atlasgebirges, haben die Tscherkessen die größere Tapferkeit, die Treue des gegebenen Worts und einen gewissen Grad von Keuschheit voraus. Mit den afrikanischen Barbaren theilen sie aber die unersättliche Geldgier, welche den Russen das Mittel gewährt, Spione in Menge zu erkaufen. So mächtig auch die alte Sitte der Blutrache im Kaukasus ist, so wird sie doch durch die noch mächtigere Habsucht überwunden. Der Tscherkesse versöhnt sich selbst mit dem Mörder seines Vaters, der ihm den üblichen Blutpreis, die hundert oder zweihundert Ochsen, richtig bezahlt.

Was persönliche Tapferkeit und Geschicklichkeit in Führung der Waffen betrifft, ist der Tscherkesse dem Russen unbestreitbar überlegen; ihn durchdringt eine glühende Begeisterung für seine Sache, die natürlich dem gemeinen russischen Soldaten gänzlich abgeht. Im Einzelkampf unterliegt gewöhnlich der russische Tirailleur mit gefälltem Bajonnet gegen den mit gezückter Schaschka anstürmenden Tscherkessen oder Tschetschenzen. Wenn funfzig tscherkessische Reiter auf funfzig tschernomorische oder donische Kosaken sich werfen, nehmen letztere in der Regel Reißaus.

Der russische Dichter Puschkin hat uns treffliche Schilderungen von dem Tscherkessenleben gegeben in seinen Gedichten, von denen wir eins in der Uebersetzung mittheilen:

Kein Mondesstrahl erhellt' die Nacht,
Die rings die nahen Hügel deckte.
Am Eichstamm, den der Blitze Macht
Zerschmettert in den Bergstrom streckte,
Jetzt ein Tscherkeß sein Kriegsgewand,
Schild, Helm und Burka, Pfeil' und Bogen
An hundertjähr'ge Wurzeln band,
Und warf sich schweigend in die Wogen.
Still ist die Nacht. Die Welle rauscht
Und trägt ihn an die Uferhügel,
Wo der Kosak bewaffnet lauscht
Dem dunkeln Streif am Wasserspiegel;
Des Feindes Waffen birgt die Nacht.
Sag' an, Kosak, was sinnst Du wieder?
Gedenkest Du der heißen Schlacht,
Des Lagers und der Kriegeslieder?
Nicht mehr — Dich täuschte nur ein Traum —
Wirst Du die freie Heimath schauen,
Den stillen Don, der Wiege Raum,
Den Kampf und Deine schönen Frauen!
— Es naht der Feind! Die Sehne schwirrt!
Er flieht zurück zum Wasserspiegel,
Und wie der Pfeil die Luft durchirrt,
Stürzt blutend der Kosak vom Hügel.

Digitized by Google

Oft tobt im Thal der Stürme Wuth,
Dann in der Seinen ſtillem Kreiſe,
Am Heerde, nach der Väter Weiſe
Sich wärmend, der Tſcherkeſſe ruht.
Der müde Wandrer, der zu weit
Drang in der Berge Einſamkeit,
Er nähert mit dem treuen Pferde
Sich zagend dem Tſcherkeſſenherde.
Doch wenn den Becher er geleert,
Geboten von dem güt'gen Wirthe
Mit biederm Gruß, nicht der Verirrte
Des ſüßen Schlafes ſich erwehrt.
Er ruht im rauchigen Gemach,
Wo ihn die naſſe Burka deckte,
Und läßt das gaſtlich niedre Dach,
Als ihn der nächſte Morgen weckte.

Der muntern Gäſte ſtrömen viel
Herbei zum Bairamsfeſt, dem hellen,
Die Schaar der jungen Berggeſellen
Erluſtigt ſich an Wett' und Spiel.
Die Köcher leeren ſich in Eil',
Und dort, wo ſich im Wolkenzuge
Der Adler ſchwingt mit mächt'gem Fluge,
Wählt ſich ſein Ziel ihr ſich'rer Pfeil.
Sie ſtürzen ſich, wie Sturmesweh'n,
Auf's Zeichen von den ſteilen Höh'n,
Wo ſie den Staub der Fläche ſchlagen
Den Rehen gleich, im raſchen Jagen —
Den Frieden ſchlicht verſchmäht das Herz,
Das nur zu blut'gem Kampf geboren,
Ihr Spiel, zum Zeitvertreib erkoren,
Verdrängt gar oft entmenſchter Scherz.
Wild blitzt der Säbel in der Hand —
Beim Mahle kreiſt das Blut geſchwinder —
Des Sklaven Haupt rollt in den Sand,
Und klatſchend jubeln ſelbſt die Kinder!

Fünfter Abschnitt.

(Charakterbilder von der germanischen Tiefebene.)

1. Auf der Schelde zum Rhein. — 2. Vergleich der Niederlande am Rhein und an der Schelde mit denen an der Weser und Elbe. — 3. Der Holländer. — 4. Bremerhaven, Bremen und die Bremer. — 5. Hamburg.

1. Auf der Schelde zum Rhein.*)

Die Schelde ist, wie die Themse bei London, der Tiber bei Rom, der Jordan bei Jerusalem, der Skamander bei Troja — ein sehr kleiner und dennoch weltberühmter und höchst bedeutungsvoller Strom. Obgleich sie kaum so lang ist, wie mehrere Zuflüsse der Seine, und obwohl das ganze Ländergebiet, das sie bewässert, kaum so groß ist, wie eine der zahlreichen Provinzen des Rheins: so ist doch ihr Name in der Geschichte so groß und auf dem Erdboden so weit bekannt, wie der des Rheins, der Donau, der Elbe und anderer gewaltiger Ströme, mit welchen verglichen die Schelde nur zwergartig erscheint.

Die kleine Schelde verdankt diese ihre kolossale Berühmtheit und Bedeutung zum Theil der Fruchtbarkeit der Landstriche, welche sie bewässert und deren Ergiebigkeit sie selbst noch erhöht, zum Theil ihrer geographischen Lage und Weltstellung. Während die Maas mit ihren Armen das malerische, aber zum Theil sterile Gebirgsland der Ardennen in vielen Richtungen durchbricht, fließt die Schelde fast von ihren Quellen an mit sämmtlichen Nebenflüssen, entweder in völliger Ebene oder doch in einem anmuthigen und fruchtbaren Hügellande. Fast die Hälfte des Schelde-gebiets ist angeschwemmtes Deltaland, während sonst bei andern Flußgebieten der Delta- und Marschboden sich zu ihrem ganzen Körper nur wie der Rahm zur Milch verhält.

Während im Maasgebiete, so weit es Belgien angehört, fast durchweg der minder begabte Volksstamm der Wallonen sich verbreitete, machte

*) Von J. G. Kohl.

Digitized by Google

die viel begabtere, energiſchere und thätigere Nation der Flamänder die Schelde zu ihrem Hauptſtrom. Man kann in dieſer Beziehung ſagen, daß ganz Belgien in zwei Hauptſtücke zerfällt, in das Belgien der Maas und in das der Schelde. Jenes entſpricht dem walloniſchen, dieſes dem flamändiſchen Belgien.

Der niederländiſche Volksſtamm der Flamänder hat nun die Scheldelandſchaften mit der ſchönſten Bodenkultur, mit ſehr dichter Bevölkerung bedeckt, und an den Ufern ihrer Waſſeradern die berühmteſten und volkreichſten Zentralpunkte der Kultur und Bevölkerung Belgiens angelegt. Während an der Maas nur Namur und Lüttich als ſolche zu nennen ſind, finden wir dagegen im Gebiete der Schelde faſt alle andern großen Städte des Landes: Löwen, Brüſſel, Mecheln, Antwerpen, Gent, Mons, Kortryk, Doornik, und noch dazu in Frankreich in nächſter Nachbarſchaft: Valenciennes, Arras, Douay und Lille.

Man begreift danach, welche Wichtigkeit und Bedeutung ſelbſt die kleinſten Zweige dieſes Flußſyſtems gewinnen mußten, wie gleichſam jeder kleine Faden dieſes Flußgeſpinnſtes koſtbar und unſchätzbar werden mußte. Seine Fluthen zirkuliren, reinigend und durſtlöſchend, beſtändig durch hunderttauſend Haushaltungen jener reichen Städte; ſie dienen zur Speiſung von hundert nützlichen Kanälen in den Städten und zur Verbindung der Länder; an jeden Faden heften ſich Tauſende von werthvollen Aeckern, die aus ihm Lebenskraft und Reichthum beziehen. Und alle Wellen dieſes kleinen Fluſſes thun alſo mehr Arbeit und Werk, ſpenden mehr Reichthum und Fülle umher, als viele andere große Ströme, welche thatenlos unbewohnte Wüſten durcheilen.

Schon dieſe angeführten Verhältniſſe hätten hingereicht, den Scheldegewäſſern eine ſehr hohe Bedeutung zu geben. Mehr aber als alles Andere trug die Beſchaffenheit des Mündungsſtückes des Fluſſes zur Erhöhung dieſer Bedeutung bei. Obwohl ſo klein, erlangt doch die Schelde ſchon bei Antwerpen eine ſo große Breite, Tiefe und Waſſerfülle, wie ſie gewöhnlich nur großen Strömen eigen zu ſein pflegen. Zur Fluthzeit iſt ſie ſchon bei Antwerpen 40—45 Fuß tief und beſitzt dabei eine Breite von 1000 Ellen, die ſich allmählig nach dem Meere zu in beſtändiger Steigerung meerbuſenartig erweitert. Von dem genannten Punkte an hat alſo die Schelde beinahe das Anſehen, die Beſchaffenheit und Brauchbarkeit eines Meerbuſens. So wie die Hälfte ihres Gebietes Delta iſt, ſo geſtattet ein Drittel ihres ganzen Laufes Meeresſchifffahrt. Die Meeresſtrömungen und Fluthen, welche in die Mündungen des Fluſſes eindringen, mögen hier das Flußwaſſer ſo aufgeſtauet und auch ſelbſt bei Ebbe und Fluth ſo breit um ſich gegriffen haben, daß daraus dieſe großartigen Proportionen hervorgegangen ſind. Von der Schelde aus weithin nach Südweſten giebt es keinen Punkt, der zugleich ſo tief im Innern des Landes läge und von dem aus ſo bequeme Seeſchifffahrt ſo gut möglich wäre, wie Antwerpen. Und auch im Nordoſten ſind die Fahrwege des Rheins

Digitized by Google

minder mächtig, weil mehr zersplittert und zerspalten, weshalb denn eine solche Konzentrirung der Handelskraft, wie sie bei Antwerpen stattfindet, verhindert wird. Alle die reichen Landschaften des ganzen innern und südöstlichen Belgiens werden auf Antwerpen, als ihren nächsten und natürlichsten Seehafen, hingeführt, und eben so auch, wie ich schon oben andeutete, sogar ein Theil der oberen Rheinlande.

Die Schelde fließt zuerst aus Südwesten, bis sie zwölf Meilen vom Meere auf einmal in einem rechten Winkel nach Nordwesten umwendet. Bis zur Spitze dieses Winkels geht die Hauptfluth des Meeres, bis dahin geht die große Tiefe des Flusses, von da an werden alle seine Proportionen anders. Und eben in dieser Winkelspitze haben sich die Waarenmagazine, Märkte und Komptoire Antwerpens angesetzt.

Am besten läßt sich die Schelde, und namentlich ihr unteres Stück, mit der Themse vergleichen. Auch bei diesem kleinen Flusse findet eine ähnliche, plötzliche und sehr nutzbare Ausweitung und Austiefung statt; auch bei ihr ist ein so tiefes Eindringen der Meeresfluth und der Seeschifffahrt möglich; auch durch sie ist ein wundervoller Seehafen bis in die Mitte des Landes verlegt; auch wie hier ist im innersten Busen dieses Hafens eine Welthandelsstadt entstanden, mit der zur Zeit ihrer Hauptblüthe nur wenige andere rivalisiren konnten. In den Zeiten, als Antwerpen blühte, im 14. und 15. Jahrhunderte, als es von Tausenden von Schiffen aller Nationen in seinem Hafen wimmelte, mochte auch in Bezug auf Handelsleben die Schelde der Themse gleichen. Jetzt freilich steht die Schelde hinter der Themse sehr zurück!

Es ist ein Unglück für die kleine Schelde, daß sie mit so gewaltigen Konkurrenten, wie es Maas und Rhein sind, in ein und dasselbe Meeresbecken fällt, und daß sie sich mit ihnen bei der Mündung vermischt. Sie ist dadurch in mehre oder mindere Abhängigkeit von ihnen gerathen. Gäbe es zwischen den Rhein- und Scheldemündungen etwa in der Richtung der Insel Schouwen ein tüchtiges Gebirge, so hätten sich gewiß die nördlichen Niederländer, die Bataver, hinter diesem Gebirge gehalten, und die südlichen Niederländer, die Flamänder, hätten ihre Scheldemündungen bis an's Meer bevölkert und beherrscht. Statt dessen ist aber nun hier ein Archipelagus von Inseln, die, alle ganz flach, sich sämmtlich unter einander sehr ähnlich sind, und an deren Küsten die Gewässer der Schelde, der Maas und des Rheins sich der Art mit einander mischen, daß man zuweilen kaum erkennen kann, was dem einen oder dem andern gehört.

Wir sehen daher alle diese Inseln, die wir zusammen unter dem Namen Seeland befassen, zu allen Zeiten und noch jetzt von Niederdeutschen bewohnt, welche leibliche Brüder der Holländer sind und sich eben so wie diese von den Flamändern unterscheiden. Und eben so sehen wir diese „Seeländer," diese „Zeeuws," wie die Niederländer sie nennen, bei allen politischen Bewegungen mehr den holländischen Brüdern folgen, während die mehr binnenländischen Flamänder von den Wallonen sich hinreißen

Digitized by Google

ließen. Mit den Holländern fallen die Zeeuws vom Katholizismus und von der ſpaniſchen Herrſchaft ab, ſo wie ſie mit ihnen dem König Wilhelm treu bleiben. Mit den Wallonen hingegen bleiben die Flamänder bei Spanien und Rom, ſo wie ſie ſich mit ihnen von König Wilhelm in neueſter Zeit trennten.

Aber war das Zuſammenhalten aller Inſulaner des Rhein-, Maas- und Schelde-Archipels vom Vorgebirge De Helder im Norden bis nach Kadzand im Süden natürlich, ſo war es doch auch wieder eben ſo natürlich, daß die flamändiſchen Schelde-Anwohner einen Theil dieſes Archipels, der hauptſächlich als das Zubehör oder Produkt ihrer kleinen Schelde betrachtet werden konnte, für ſich in Anſpruch zu nehmen trachteten, und aus dieſer Verſchmelzung und Verwirrung der Naturverhältniſſe entſtanden denn auch zu allen Zeiten politiſche Wirren und Reibungen. Wie Napoleon, wie Joſeph II. im Namen Belgiens die Freiheit und Oeffnung der Scheldemündung verlangten, ſogar auch Seeland als ein natürliches und daher auch politiſches Zubehör von Flamland erklärten: ſo hatten ſchon vor ihnen die Herzöge von Burgund und die Grafen von Flandern Aehnliches gethan. Daher denn die vielen Kriege und Streitigkeiten, welche zwiſchen den Römern und Batavern, den Grafen von Flandern und denen von Seeland und Holland, zwiſchen den ſpaniſchen und öſterreichiſchen Beherrſchern von Belgien und der Republik der ſieben Staaten um den Beſitz der ſeeländiſchen Inſeln und um die Oeffnung der Schelde geführt wurden.

Die großen Waſſerſtraßen und Eiſenbahnen von der holländiſchen Städtegruppe (Amſterdam, Rotterdam, Leyden) ſtreben der Hauptſache nach von Weſten nach Oſten nach Deutſchland zu. In eben der Richtung und mit ihnen parallel gehen die großen Bahnen der belgiſchen Städtegruppe (Brügge, Antwerpen, Gent, Brüſſel). Sie ziehen auch nach Oſten landeinwärts. Beide Gruppen mit einander verbindende Bahnen, die von Norden nach Süden gingen, giebt es noch nicht. Es erklärt ſich dies ſehr natürlich aus der rivaliſirenden Thätigkeit der Schelde- und der Rheinmündungslande, welche beide die eine Hand der See, die andere dem Binnenlande reichen, unter einander aber nicht ſo großen Austauſch und Verkehr pflegen. Es ſind hier ähnliche Verhältniſſe wie zwiſchen der Weſer- und Elbmündung, zwiſchen Bremen und Hamburg, die auf dieſe Weiſe mit einander rivaliſiren, und daher mit dem Binnenlande längſt durch flüſſige Eiſenbahnen verknüpft ſind, während von einer Nachbarſtadt zur andern noch ſchlechte Pflaſterſtraßen nach uraltem Schnitt führen.

Der hauptſächlichſte Verbindungsweg zwiſchen dem flamändiſchen Süden und dem holländiſchen Norden iſt die Schifffahrt auf den Schelde- und Maasarmen zwiſchen den ſeeländiſchen Inſeln hindurch. Und zwar geht der belebteſte aller Verbindungswege zwiſchen Süd- und Nord-Niederland die Schelde hinab, dann durch die Oſter-Schelde weiter im Oſten der Inſel Schouwen vorbei, in den Maasarm, der das Volke-Rack heißt,

Digitized by Google

in den andern Maasarm des sogenannten Butter-Vliet und den Bies-Bosch, durch einen kleinen Querarm bei Dordrecht vorbei in die Merwe nach Rotterdam. Die Waaren zwischen Nord und Süd gingen schon immer diesen Weg, seit der Einrichtung der Dampfschifffahrt thun es auch die Personen. Und seitdem sind die wenigen Chausseen und Poststraßen, die durch Nordbrabant nach Holland hinüberführen, ziemlich verlassen.

Es ist eine der interessantesten Fahrten, die man machen kann, da sie durch ein höchst eigenthümliches Land führt, das von einem eben so eigenthümlichen Volke bewohnt ist. Seinen Namen „Seeland" trägt es mit vollem Recht. Denn es ist so gut wie historisch ausgemacht, daß es erst in jüngerer Zeit durch die Reaktion der See gegen die ausströmenden Flüsse entstanden ist. Im Innern von Brabant und Flandern weist man noch heutigen Tages eine weitstreichende Linie von Sandhügeln oder Dünen nach, welche die ehemalige Grenze des Meeres bezeichnen, und über welche dann das Seeland hinausgewachsen ist. Jetzt, und eben so vielleicht schon seit einigen tausend Jahren, streicht die Linie der äußersten Dünen etwa 12 Meilen von diesem Binnenstrich entfernt vorüber. Von dieser neuen Dünenkette hat jede der äußersten Inseln des ganzen Archipelagus ein Stück bewahrt. Die Inseln Walchern, Nord-Beveland, Schouwen, Ober-Flakkee, sie sind alle auf ihren nach dem Meere zugekehrten Seiten mit kleinen halbmondförmigen Dünenketten eingekantet, die gegen das Meer hin ihre Hauptmassen vorschieben und sich dann an den Enden landeinwärts umkrümmen, erniedrigen, abschmälern und verlieren. Die Insulaner suchen diese Dünen als ihre Hauptschutzwälle auf alle Weise zu erhalten und haben an einigen Stellen, wo Lücken in diesem Sandwalle entstanden, zur Ausfüllung derselben bewundernswürdige Erdbauten hineingekeilt. So hat z. B. namentlich die Insel Walchern an ihrem Westende eine solche Lücke in der Dünenkette, welche durch die berühmten Dämme von West-Kapelle ausgefüllt werden. Solche Lückenausfüllungen verschlangen in einem Jahrhundert Millionen auf Millionen. An ihnen arbeiteten unausgesetzt im Ringen mit der Natur die Seeländer, die vornehmsten Vorkämpfer für die Sicherheit der weiter binnenwärts liegenden Inseln, die ganz ohne Dünenschutz sind und sich mit minder kostspieligen Werken begnügen, weil sie dem ersten Anlauf der Wellen nicht ausgesetzt sind. Es giebt hier wenigstens 20 größere und kleinere Inseln, die alle mit hohen Erddämmen eingezäunt und außerdem noch mit einem dichten Netz von Dämmen überzogen sind, deren Totallänge viele hundert Meilen beträgt, und deren Errichtung mehr Mühe, Geld und Menschenleben verschlungen hat, als sämmtliche Pyramiden und babylonische Thurmbaue der Welt zusammengenommen.

Trotzdem, daß der Mensch hier seit unvordenklichen Zeiten ringt, haben die gewaltigen Naturkräfte ihn doch häufig übermannt, und die Gewässer sind, alle menschlichen Anstalten und Gebote mißachtend, ihre eigenen Wege gewandelt — und haben den Menschen mit sammt seiner Erdscholle,

Digitized by Google

an der er haftete, begraben. Man hat die An- und Einwohner der Städte und Dörfer des Aetna und Vesuv bewundert, die es wagen, in einer so gefährlichen Nähe zu hausen, Gärten und Aecker zu bauen, Ehen zu schließen und fröhlich zu sein. Hier in Seeland aber zeigt ein ganzes Volk von mehreren hunderttausend Menschen, dem Meere gegenüber, keine geringere Kühnheit. Die Ausbrüche des Ozeans in den Sturmfluthen, und die Ströme, mit denen er zu Zeiten tief in die Länder eingebrochen ist, sind unvergleichlich viel zerstörender und unbarmherziger, als die Lavaströme jener Feuerberge. Zu Zeiten sind hier ganze Länderstriche untergegangen. Das Meer streifte Bäume, Sträucher, Menschen, Häuser, Städte von den Inseln ab, wie man die Farben von einem Schmetterlingsflügel streift, und ließ bei seinem Rückzug die blühende Landschaft entweder als eine öde Sandbank oder als einen Sumpf wieder emportauchen. Ganze Inseln scheiterten hier mit ihren hunderttausend Einwohnern, gleich wie Schiffe mit Mann und Maus untergehen. Zuweilen trieb das Meer einen ganz neuen tiefen Arm in's Innere des Landes hinein. Dieser Ast hatte eine Zeit lang Bestand; der Mensch benutzte ihn sofort zur Schifffahrt — blühende Handelsstädte keimten an seinen Ufern auf, bis die Gewässer sich allgemach wieder verloren, bis der Arm vertrocknete und mit ihm auch das Leben, das er gebracht hatte. So etwas ist z. B. von der westlichen Schelde aus geschehen, wo das Meer im 13. Jahrhundert in der Richtung auf Brügge bei einer großen Fluth einen tiefen Kanal ausgrub, der als tief in's Land gehender Hafen der Schifffahrt außerordentliche Vortheile darbot, eine Zeit lang lebhafter befahren wurde, als die Schelde selbst, an dem die reichen Städte Damme und Sluis, die selbst mit Antwerpen rivalisirten, entstanden, der dann aber wieder versandete und auch die zwei Städte mit ihren Nachbarorten wieder in Unbedeutendheit sinken ließ. Das sogenannte „verlorene Ende" (het verloren Eynde) bezeichnet noch heutigen Tages diesen Vorgang. Noch größer sind die Veränderungen in der Oster-Schelde gewesen. Noch im 11. und 12. Jahrhunderte erscheint sie als ein kleiner Flußarm zwischen bebauten kompakten Ländermassen, während sie jetzt einem breiten Meeresarme gleicht, der über viele ehemals blühende Landschaften seine Gewässer dahinrollt.

* * *

Man könnte denken, daß jene wilden Naturereignisse endlich einmal aufhören müßten, wenn das Land völlig organisirt wäre, daß sich ein Gleichgewicht herstellen müßte zwischen dem tobenden Angriff der Wogen und den Schutzwerken der Menschen. Allein dieses Gleichgewicht kommt wegen der steten Schwankung in der Meeresströmung und wegen der Ungleichheit in der Thätigkeit der Menschen niemals zu Stande.

Die Gewässer führen aus dem Innern des Landes immer neues Material herbei, das sie abzusetzen wünschen. Da, wo sie es nieder-

Digitized by Google

ſchlagen, iſt der Menſch bei der Hand, es mit Dämmen einzufangen und es zu ſeinen übrigen Acker- und Wieſenkapitalien zu ſchlagen. So iſt z. B. im 17. Jahrhundert im Oſten von Walchern eine ganz neue Inſel von fünf Stunden im Umkreis entſtanden, die zwiſchen den Jahren 1631 und 1671 ſtückweiſe dem Meere abgetrotzt und mit Dämmen umgeben wurde. — Dadurch ſchon veränderte ſich die Geſtalt der Inſeln. Die Strömungen werden in Zukunft an den Brüſtungen der aufgeworfenen Dämme abgewieſen und müſſen ſich andere Auswege ſuchen. Sie werfen ſich nun vielleicht auf die Ausläufer eines gegenüber liegenden Landes. Hier entſteht eine ſtärkere und tiefere Strömung, und kommt dann einmal eine außerordentliche Fluth, ſo nimmt das Waſſer das längſt unterminirte Stück Landes hinweg. Es iſt begreiflich, daß jede Veränderung in den Ufergrenzen auch eine Veränderung in der Bewegung des Meeres hervorbringen muß.

Im Ganzen ſteigt zwar die Fluth immer regelmäßig auf und ab, fließt in dieſelben Thore landeinwärts und durch dieſelben Thore wieder ab. Durch den Zuſammenſtoß mit den ihnen entgegenkommenden Flußgewäſſern entſtehen große, mächtige, den Schiffen oft gefährliche Wirbel, die meiſtens Jahrhunderte lang genau an derſelben Stelle ſich drehen. Zuweilen ſtört wohl auch der Sturm dieſe regelmäßigen Bewegungen. Er treibt die Fluthen und den Sand in eine Richtung, der ſie bisher nicht zuſtrebten. Er legt den Grund zu einer Sandbarre, die bisher gar nicht exiſtirte, aber ſich bald entwickelt und einen Ufertheil bedroht, der bisher gefahrlos war.

Den Waſſerbewegungen ähnlich iſt auch die Thätigkeit des Menſchen ſchwankend. Die Bewohner haben zwar in ihrem ſogenannten „Waſſerſtaate" ein bewundernswerthes Beaufſichtigungs- und Leitungsſyſtem aller Deich- und Uferbauten entwickelt. Demzufolge ſtehen alle dieſe Bauten unter einer gemeinſamen Kontrole, welche alle Arbeiten an den Ufern in Harmonie zu bringen ſucht. Allein vollkommen läßt ſich das doch nicht erreichen und durchführen. Es giebt Gemeinden, ja ganze Landſtriche, in welchen die Deiche in ſchlechtem Zuſtande ſind, andere, wo Alles auf das Vollkommenſte und Solideſte ausgeführt iſt. Auch täuſchen ſich oft die geſcheidteſten Direktoren des „Waſſerſtaates." Deichbauten, die man für zweckmäßig hielt, erweiſen ſich oft nach ihrer Vollendung als nicht zweckmäßig, da ſie in den natürlichen Lauf der Gewäſſer ſtörend eingreifen, und während ſie die eine Gegend ſchützen, der andern den Feind auf den Hals ziehen.

Die meiſten dieſer Revolutionen und Umgeſtaltungen ſtellen ſich freilich dem Auge des Reiſenden nicht ſo intereſſant dar und nicht ſo maleriſch, wie die Felsſpaltungen, Bergzerklüftungen und Thalausgrabungen in den Gebirgsländern. Vielmehr erſcheint hier dem Auge des Beſchauenden Alles einförmig, gleichgeſtaltet, ohne die hiſtoriſchen Narben und Runzeln, Monumente und Ruinen, wie wir ſie z. B. in den Alpen ſehen. Man ſieht nur zweierlei Flächen vor ſich, die eine bewegt, flüſſig, glänzend;

Digitized by Google

die andere feſt, grün und grasig. Da iſt nichts Majeſtätiſches und Imponirendes. Und lagert ſich ein ruhiger ſonniger Tag auf die Fläche, ſo ſollte man kaum glauben, daß dieſer ſo unſchuldig blickende Grasteppich ſo viel Stoff zum Nachdenken darböte und auf Schritt und Tritt ſo viele Narben und Spuren einer an Zerſtörungen und neuen Geburten unerſchöpflichen Geſchichte in ſich trage. Nur wenn man einige dieſer Inſeln zu Fuß durchwandert und die hundert in der Ferne unſichtbaren Kunſtwerke, die verſteckten Schleuſen, Dämme, gemauerten Ufer, Kanäle geſehen, nur wenn man einige dieſer zahlreichen breiten und engen Stromarme durchſchifft und ihre Verzweigung bewundert hat, und wenn man dann ſich vorſtellt, wie das Ganze auf viele Meilen weit eben ſo bearbeitet wurde: nur dann dämmert im Geiſte ein Bild des Landes auf, das an Intereſſe und Mannigfaltigkeit faſt noch Alles übertrifft, was die Gebirgsländer dem leiblichen Auge darbieten und ſo zu ſagen handgreiflich geben. So Vieles iſt hier ſchon unter dem Waſſer verſteckt, was die Phantaſie gleichſam wie ein Taucher erſt herausbringen muß. Einige von den langen Sandbänken, welche in doppelten und dreifachen Reihen im Weſten vor der Küſte von Seeland meilenweit in's Meer hinausliegen, ſind ſich geſtaltende Inſeln, die Jahrhunderte lang unter dem Niveau des Meeres wachſen, ſich langſam verbreitern und verlängern, denen Körnchen zu Körnchen hinzugefügt wird, bis einſt ihr Rücken über dem Waſſer hervortaucht, und ſie unter dem erwärmenden und belebenden Strahl der Sonne mit Blumen und Kräutern ergrünen. Andere aber ſind Ruinen und Trümmerfetzen ehemaliger bewohnter Inſeln, todte Rumpfe und Leichname von früher lebendigen Ländern, die einſt die Schiffe in ſichern Häfen beherbergten, die jetzt aber die Fahrzeuge wie treuloſe Sirenen ſtranden laſſen. Du ſiehſt es nicht, aber es iſt doch eine ausgemachte Wahrheit, welche die Geſchichte bezeugt, daß faſt überall, wo dein rauſchender Kiel die Wellen durchfurcht, er über ehemalige Wieſen und Wälder und zerſtörte Felder und Gärten dahin ſchwebt. Die Bäume dieſer Wälder und die Kirchthürme der Dörfer liegen noch neben hundertfachen Schiffstrümmern unter unſäglichem Schlamme begraben. Auch die zahlloſen Pfahlwerke und Gemäuer, die bei jedem kleinen Orte als die Grundfeſten ſeiner Exiſtenz und die Bollwerke ſeines Hafens im Boden verborgen ſind, muß man im Geiſt ſich vergegenwärtigen, um das Bild dieſes Kunſtlandes ganz zu haben, und das Ganze erſcheint dir dann einer Spitzenklöppelei im Großen ähnlich. Auf jeder der hundert kleinen und größeren Inſeln, aus denen das Ganze beſteht, hauſt ein kleiner in Pfahlwerken und Feſtungsmauern eingewickelter Ort wie eine Spinne in ihrem Netze; alle Gräben und Deichnetze dieſer Spinne ziehen ſich über die Inſeln hin und greifen mit ihren Fäden in einander. Wenn man bedenkt, daß jeder dieſer kleinen Orte auch wohlhabend iſt und oft erſtaunliche Reichthümer und Menſchenkräfte barg, ſo glaubt man eine Seidenkammer vor ſich zu haben, wo zahlreiche Kokons in Seide gehüllt ſitzen und mit Seide das Land überſpinnen.

Digitized by Google

Aber auch dem leiblichen Auge bieten ſich der merkwürdigen und intereſſanten Szenen in dieſem ſonderbaren Lande die Fülle dar, z. B. das täglich ſich zweimal wiederholende Schauſpiel der Ebbe und Fluth des Meeres. Ganz Seeland mit allen ſeinen Nebenlanden und Nachbarinſeln iſt gleich einem großen Schwamme, der ſich täglich zweimal bis zum Ueberlaufen vollſaugt und zweimal ſich faſt bis auf den Boden entleert. Wir waren vor Antwerpen mit der ausſtrömenden Ebbe abgefahren, und unſer Schiff ſchoß raſch mit den wetteifernd ablaufenden Gewäſſern des Fluſſes und des Meeres zur Schelde hinaus. Da ſtürzten ſich in eiliger Haſt mächtige Ströme durch die Oſter- und Weſterſchelde und durch alle die andern Mündungen in's Meer hinaus. Alle Gewäſſer ſind in Bewegung, aus allen Flieten, Kanälen, Gräben und Zweigadern des Landes ſtrömt es heraus wie in den Straßen einer Stadt nach einem heftigen Regen. Es war ein Schauſpiel, wie es Noah am Ende der Sündfluth hatte. Ueberall wuchſen trockene Länder aus dem Grund hervor und nahmen zuſehends an Umfang zu. Jede Inſel, an der wir vorüberfuhren, umgab ſich mit einem breiten Gürtel von Vorland, das ſich ſofort, wenn auch nur für einige Stunden, mit Menſchen bevölkerte, die den Krabben und andern im Schlamme zurückgebliebenen Seethieren nachſtellten. Als wir in die Oſtſee-Schelde hineinſegelten, tauchten lange Strecken des einſt untergegangenen Theils von Süd-Beveland wie Geſpenſter aus dem Grunde auf. Man bezeichnete uns die Stellen im Schlamme, wo einſt die blühenden Orte Kreeck, Nieuwkerke, Skodde und andere lagen. Da die Ebbe hier das Niveau des Waſſers gewöhnlich um 15 Fuß, zuweilen auch um 20 erniedrigt, ſo kann man ſich denken, wie die darauf folgende Erhöhung und Hervorſteigung aller Dämme, Ufer- und Sandbänke ebenfalls um 15 Fuß die Phyſiognomie verändern muß. Die Seedeiche ſcheinen rieſenhoch zu wachſen, die Bollwerke, Brücken und Pfahlreihen der Häfen ſteigen mit langen Piedeſtalen empor, die Schiffe ſinken mit dem Waſſer herab und verſtecken ſich in den hochuferigen Ruinen.

Die Fahrt in unſerm Inſelarchipel bis Rotterdam dauerte zwölf Stunden. Wir wurden daher unterwegs auch wieder von der zurückkehrenden Fluth erreicht, und hatten Gelegenheit, die umgekehrten Erſcheinungen, die Phänomene der Fluth zu beobachten. Zuerſt entſteht eine Art von Stillſtand in den Strömen. Es ſcheint, als wären alle während der Ebbe ſo raſch eilenden Flüſſe plötzlich in ſtagnirende Seen verwandelt. Allmählig aber kommt wieder Leben und Regſamkeit in die verſiechenden Gewäſſer, die im niedrigen Schlamme dahin ſterben zu wollen ſchienen. Doch kommt dieſe Bewegung nun von der entgegengeſetzten Seite. Das Meer drängt erſt leiſe rückwärts. Die ſüßen Gewäſſer, welche aus dem Innern des Landes her ſich einen Ausgang erringen wollen, gerathen mit ihm in Streit. Aus dieſem Streit entſteht an vielen Punkten eine Menge von Wirbeln — „Walen," wie die Kinder des Landes ſie nennen, — die erſt klein ſind, aber immer mächtiger ſich ſchwingen, je größer der Andrang

Digitized by Google

des Meeres wird. Endlich ſiegt Okeanos. Seine Schulter hebt ſich gewaltig, und er zieht ſiegreich zu allen Thoren des Landes ein. Es iſt, als wollte er ſeine ihm tributpflichtigen Flußnymphen zu Paaren treiben. Sie müſſen weichen, und wie bei Aeneas Ankunft in Latium der Tiber

„rückwärts ebenete der Wellen Erguß,"

ſo fliehen ſie alle landeinwärts den Bergen zu. Alle kleinen und großen Kanäle des Landes füllen ſich mit flüſſigem Stoff. Alle andern ſchwellen bis an den Rand. Man erinnert ſich des Briefes von Plinius, wie er das allmählige Zuſickern und Wachſen des Waſſers in einer periodiſchen Quelle am Komerſee ſo intereſſant beſchreibt, und man ſtaunt, daſſelbe intereſſante Schauſpiel hier auf eine großartige Weiſe und tauſendmal vervielfältigt vor ſich zu haben. Die weiten, kahlen Sandbänke ſchmiegen ſich gemach wieder unter die feuchte Decke des Ozeans, zu deſſen Gebiet ſie gehören, zurück, wie Unterthanen ſich den Armen ihres Herrſchers fügen. Die Menſchen, die Fiſcher, Auſtern- und Krabbenſucher, die Strandſpaziergänger, die für ein paar Stunden dieſes Terrain in Beſitz nahmen, ergreifen die Flucht und verbergen ſich hinter ihren Dämmen und Deichen. Die Inſeln, deren Außen- und Vorwände verſchwinden, ſchmelzen auf die Hälfte ihres Territoriums zuſammen. Kleine Landestheile, die noch ſo eben mit dem Feſtlande zuſammenhingen, löſen ſich und werden zu Inſeln. Die Hafenbäume der Städte, vorher rieſengroß, ſchrumpfen faſt zu Nichts zuſammen. Alle Gräben, Kanäle, alle Meeres- und Flußarme füllen ſich bis an den Rand der Deiche. Unſer Schiff hebt ſich mächtig in die Höhe und ſcheint als dominirender Rieſe durch die Gegend zu fahren. Wir ſchauen über die Dämme hinweg in's Innere des tiefen und niedrigen Landes hinein, das allmählig untergehen zu wollen ſcheint. Da überall ſich die Waſſertiefen um 10—15 Fuß Dicke vermehren, ſo werden Gräben, die einige Stunden zuvor kaum ein Boot zu tragen vermochten, ſelbſt für große Fahrzeuge ſchiffbar. Alle Schiffe, welche die Ebbe auf den Sand ſetzte, und die, ſchief auf die Seite gebeugt, traurig dalagen wie Fiſche, die der Sturm an's Land warf, richten ſich gemach wieder empor und erholen ſich allmählig wie arme Kranke, die man der friſchen Luft zurückgab. Endlich löſen ſie ſich völlig aus dem klebrigen Boden und ſchweben beweglich und ſchwankend empor auf dem klaren Elemente, wie flüchtende Enten, die vom unbequemen Feſtland auf den glatten Teich ſich gerettet. Nun wird in allen Häfen und an allen Ufern gerüſtet. Schiffe aller Größen und Arten ſpannen die Segel auf, löſen ſich vom Strande und tragen ihre Reiſenden, ihre Waaren, ihre Botſchaften von Ufer zu Ufer. Auch die großen Seefahrer, die vor den Mündungen der Ströme den Moment der Fluthhöhe erwarteten, ziehen landeinwärts und ſchwimmen mit gebauſchten Segeln und vollem Waſſer in die ſicheren Thore des Feſtlandes.

Viele niederländiſche Maler haben das Anregende und Anſprechende, das in dieſem täglich ſich wiederholenden Wechſel von Ebbe und Fluth

Digitized by Google

liegt, ſehr wohl aufgefaßt und in zahlreichen Gemälden dargeſtellt. Es iſt aber bemerkenswerth, daß es weit mehr Ebbe- als Fluthbilder giebt, und in der That iſt auch die Ebbe viel ergiebiger in Erzeugung maleriſcher Szenen als die Fluth. Die Ebbe iſt poetiſcher, wie die Armuth, das Unglück und die Noth. Da liegt das arme Schiff geſtrandet am Ufer und erweckt unſer Mitleid. Da kriecht das Bettelvolk der Küſtenſtädte — die zerlumpten Kinder und die armen Muſchelſammler und Krabbenfänger — hervor und ſchleicht an den Bollwerken der Häfen herum, an denen ſeine Ernte gereift iſt, nämlich die Muſchel, die das Meer hier ſäete und pflanzte. Mit der Fluth iſt nur der Reiche und Glückliche im Bunde, der ſeine ſtolzen Schiffe auf ebener Bahn entſendet. Die Ebbe enthüllt auch eine Menge Geheimniſſe der Tiefe, welche die Fluth mit dem einförmigen Teppich des Waſſers gleichmäßig überzieht. Da kommen die hübſchen Muſcheln und die wunderlichen Ungethüme des Meeres zu Tage, die ſich auf dem Grunde verſäumten, da ſieht man die verſandeten Wracks und Balken des ehemals geſtrandeten Schiffs, da zeigen ſich im Sonnenſchein die Korallen und Kräuter, die in der dunkeln Tiefe des Meeres wuchſen. Auch ſonſt iſt die Ebbe viel reicher an Kontraſten der Lichter und Farben, als die Fluth, die Alles mit Einer Farbe überzieht. Selbſt in der Luft herrſcht zur Zeit der Ebbe regeres Leben, denn die Vögel machen ſich heran, um der Ebbe zu folgen. Sie finden, wie das arme Bettelvolk der Küſtenſtädte, ihre Tafel auf den Sandbänken reichlich gedeckt. Die Strandläufer, die Möven, ſelbſt die Schnepfen und Störche flattern oder wandeln am Strome oder auf den entblößten Lagunen, um auf das Seegewürm Jagd zu machen. Während der Fluthzeit, die ihnen einen Theil ihrer Nahrung entzieht, ſitzen ſie dann ruhig am Lande, auf den Wieſen, hinter den Deichen, mit dem unpoetiſchen Geſchäfte der Verdauung beſchäftigt.

Es iſt wohl kein Zweifel, daß der Inſel-Archipel von Seeland zu den am ſeltenſten beſuchten und am wenigſten gekannten Strichen der Niederlande, man könnte ſagen Europa's gehört. Sogar in Holland ſelbſt iſt Seeland eine ziemlich unbekannte und ſogar etwas verrufene Gegend. Die Holländer ſprechen von „Zeeland" und von den „Zeeuws" mit einer Art von Wegwerfung, etwa wie die Engländer von Irland oder die Kurländer von Semgallen. Und doch haben dieſe Seeländer ihrem Vaterlande gerade viele ſeiner tüchtigſten Männer und Wohlthäter geliefert, die Ruyter und andere Admirale, welche die Seemacht Hollands auf den Gipfel der Blüthe brachten, den Dichter und Großpenſionär Cats, welcher der Reformator der holländiſchen Literatur und Sprache war, und den in Holland allgemein verehrten Beukels, den Begründer der holländiſchen Heringsfiſcherei. Es ſcheint den Seeländern auf ähnliche Weiſe Unrecht gethan zu werden, wie bei uns den Schwaben. Dieſes Unrecht ſcheint noch größer, wenn man bedenkt, daß auch der Ackerbau faſt in keinem Theile von Holland in einem ſo hohen Grade blüht, wie in Seeland. Der beſte

Digitized by Google

und mehlreichſte Weizen in den Niederlanden iſt der ſeeländiſche. Hülſenfrüchte, Erbſen und Bohnen kommen vorzugsweiſe aus Seeland. Der Hauptſitz des Krappbaues iſt wieder Seeland, das gleichfalls wegen ſeines Flachſes und Hanfes in gutem Rufe ſteht.

Die Urſache von der geringen Schätzung der Seeländer liegt großentheils in der geographiſchen Lage ihres Landes, das wegen ſeiner vielen breiten Fluß- und Meeresarme wenig zugänglich, und deſſen Bereiſung höchſt umſtändlich, koſtſpielig und zeitraubend iſt. Um von einer Inſel zur andern zu gelangen, muß man oft Tage lang auf Gelegenheit warten, und im Innern des Landes giebt es gar keine Chauſſeen, Diligencen, Treckſchuiten-Fahrten u. ſ. w. Auch fürchten dort die Holländer, wie alle Fremden, das Polderfieber, das nirgends gefährlicher iſt, als hier, und auch unter dem beſondern Namen des „Seeländiſchen Fiebers" erſcheint.

Und wenn Holland auch einen Theil ſeiner beſten und tüchtigſten Genies aus Seeland bezogen hat, ſo ſind doch dieſe Genies eben in Holland ſelbſt ausgebildet, und im Ganzen genommen iſt die Maſſe der Seeländer, eben in Folge ihrer geographiſchen Iſolirung, in Bildung und Intelligenz hinter den Feſtland-Niederländern zurück. Der größte Theil der Bewohner lebt in Dörfern und auf einzelnen Gehöften, und während es in der kleinen Provinz Südholland allein wenigſtens ein halb Dutzend von weltberühmten Städten giebt, hat man deren auf allen den großen Inſeln zwiſchen Rotterdam und Brügge faſt keine, und ſelbſt nur einige weniger ſolcher Lebens- und Bildungsmittelpunkte dritten Ranges, wie Middelburg auf Walchern, das ſchon zu der Römer Zeiten blühte, oder wie Zierikſee auf Schouwen, welches die alte Reſidenz der Grafen von Seeland war.

2. Vergleich der Niederlande am Rhein und an der Schelde mit denen an der Weſer und Elbe.*)

Wenn man um den äußerſten nördlichen Fuß des Ardennerwaldes und ſeiner Ausläufer, die Belgien mit Hügeln erfüllen, und dann weiterhin eben ſo um die nördlichen Ränder der mittelrheiniſchen Gebirge, der Eifel und Hohen Veen, alsdann des Haarſtrangs, des Teutoburger Waldes und endlich des Harzes eine Linie bis zur untern Elbe zieht: ſo ſtellt ſich im Nordweſten dieſer Linie ein breites Flachland dar, das zwiſchen den genannten Gebirgsrändern und der Nordſee liegt. Es iſt die nordweſtliche Ecke des großen Germaniens, oder die weſtliche Hälfte der großen nordgermaniſchen Ebene, die ungefähr durch eine aus Jütland von

*) Kohl a. a. O.

Digitized by Google

Norden nach Süden in der Richtung der Elbe gezogene Linie von der öſtlichen Hälfte abgetheilt wird. Die bezeichnete Fläche enthält die Mündungen der Flüſſe Schelde, Rhein, Ems, Weſer und Elbe. Der ganze Verkehr der ſie bewohnenden Völker iſt hier gemeinſam der Nordſee zugewendet. Die lange Südküſte dieſes Meeres iſt die große Straße, durch welche alle dieſe Völker von jeher mit einander verbunden waren.

Die gleiche Beſchaffenheit der Küſte von den Grenzen Frankreichs bis zu denen Jütlands hinauf, die überall ſich bildenden Marſchen, die überall ähnlichen Zerſtörungen und Eingriffe des Meeres mußten die Menſchen hier auf dieſelben Erfindungen und Künſte führen; die ebenfalls in dem ganzen Striche ähnliche Beſchaffenheit des Klima's und Bodens, die großen Torfmoorſtriche, die Sandſtrecken, die Haidegegenden und die untermiſchten fetten Niederungen (Marſchen) mußten überall einen gleichen Ackerbau, gleiche Bodenprodukte, ähnliche Sitten, Gebräuche und ähnliche Geſtaltung des Nationalcharakters und der Denkweiſe, ſo weit dieſe vom Klima und Boden abhängen, hervorrufen. Es iſt in dieſem bezeichneten Landſtrich, der Flamland, Holland, Oſtfriesland, Weſtfalen, Oldenburg, Hannover und das ſchleswig-holſteiniſche Nordfriesland umfaßt, die eigentliche Heimath der edeln niederſächſiſchen Volksſtämme.

Dieſe mochten von Haus aus viel Aehnlichkeit mit einander haben. Durch die Gleichartigkeit des Landes, das ſie beſetzten, wurde jener Aehnlichkeit noch mehr Vorſchub geleiſtet, und endlich auch durch den beſtändigen Austauſch der Bevölkerung, der zwiſchen ihnen faſt zu allen Zeiten ſtattfand. Schon Karl der Große führte aus den Elbe- und Weſergegenden große Maſſen von Koloniſten in's Scheldeland hinüber. Später hingegen, namentlich im 12. und 13. Jahrhundert, wanderten viele flandriſche und holländiſche Koloniſten in die Weſer- und Elbgegenden. Und wiederum jetzt finden noch viele Arten des Austauſches in der Wanderung der Bevölkerung von Nordweſtdeutſchland nach den bataviſchen Niederlanden ſtatt. Alle dieſe vielfachen Miſchungen der Bevölkerung haben natürlich dazu beitragen müſſen, alle moraliſchen Zuſtände und Verhältniſſe in dem ganzen Nordweſt-Germanien noch gleichartiger zu machen, als ſie es von Haus aus und in Folge der Naturverhältniſſe ſchon ſein mußten. Auch die ebenen Landſtriche im Oſten der Elbe ſind um die Südküſte des Baltiſchen Meeres herum noch von Niederſachſen bewohnt. Doch iſt dies Alles bis nach Kur- und Livland hin nur niederſächſiſches Kolonienland. Die Niederſachſen haben ſich hier vielfach mit den Slaven vermiſcht, und es haben ſich andere Sitten und Nuancen des Nationalcharakters und Volksſchlages ausgebildet, ſo wie in dieſer Oſthälfte der nordgermaniſchen Ebene auch ſchon ein anderes Klima und eine veränderte Bodenbeſchaffenheit vorwalten. Im Ganzen, kann man ſagen, iſt die weſtliche Hälfte zwiſchen Schelde und Elbe die bevorzugtere, mildere und reichere.

Von all' den Stämmen, welche den bezeichneten Strich bewohnen, ſind

Digitized by Google

die Niederländer, die Anwohner der Rhein- und Scheldemündung, zur größten Blüthe der Kultur und politischen Macht gelangt. Sie haben eine Menge der dem niedersächsischen Volksstamme eigenen Tugenden zur höchsten und vollsten Entwickelung gebracht, wobei sie von der Eigenthümlichkeit und Größe ihrer Ströme, und überhaupt von den großen Vortheilen ihrer geographischen Lage begünstigt wurden. Die Niederländer, die Flamänder und Holländer bilden also gleichsam die Krone und Zentralmasse dieses nordwestlichen Germaniens. Sie dienten hier vielfach als Vorbild und Muster und gaben den Ton an. Von ihnen gingen unzählige Impulse für alle andern Niederdeutschen aus. Und demnach ist es kein Wunder, daß der, welcher Eigenthümlichkeiten der Rhein- und Schelde-Niederländer untersucht, damit zugleich auch Eigenthümlichkeiten der Nordwestdeutschen untersucht und findet. Fast jede holländische oder flandrische Frage, sei sie moralischer, politischer, ökonomischer oder klimatischer Natur, ist daher mehr oder weniger auch eine oldenburgische, westphälische, hannöversche, westfriesische, bremische und hamburgische — eine norddeutsche Frage.

Niedersächsische Eigenheiten, Sitten, Tugenden und Fehler sind in Friesland, Holland und Flandern am meisten und vollständigsten ausgebildet. Und jeder, der niedersächsische Zustände und niedersächsischen Volkscharakter recht erkennen will, sollte demnach vor allen zu den Friesen, Holländern und Flamändern pilgern. Er wird hier oft bis in die kleinsten Details hinab das Urbild dieses Volkscharakters erkennen, von dem die Zustände seines eigenen norddeutschen Vaterlandes nur ein Spiegelbild oder ein Analogon sind.

Ich selbst bin aus Bremen gebürtig und habe die Sitten und Denkweise, so wie die Luft und Natur dieses Weserlandes, in dem ich meine Kindheit verlebte, eingesogen und mir tiefer angeeignet, als die irgend eines andern Erdflecks; und ich habe in den rheinischen Niederlanden fast kein Verhältniß in der Natur- und Menschenwelt beobachtet, das mich nicht an ein ähnliches Verhältniß in meiner Heimath erinnert hätte.

Zunächst, wie viele gleiche Züge in der Natur des Landes! Wir haben in Nordwestdeutschland wie in den Niederlanden dieselben Moor-, Sand- und Haidegegenden, denselben Ueberfluß an salzigem See- und trübem Flußwasser, denselben Mangel an klarem Quellwasser. Die Urbewohner, die sogenannten Torfbauern oder Moorbauern, die Haidebauern und Marschbauern sind sich überall ähnlich. Schon der Torf, der als vornehmstes Brennmaterial dient, hat bei den Leuten eine Menge ähnlicher Einrichtungen im Hauswesen bedingt. Die Haide bringt überall eine gleichartige Schaf- und Bienenzucht hervor, so wie sie auch sonst den Ackerbau vielfach uniformirt. Der fette Boden, welcher den menschlichen Fleiß so reichlich lohnt, und die Eingriffe der Flüsse und des Meeres, welche das menschliche Eigenthum hier überall bedrohen, haben eine hohe und überall ziemlich gleichförmige Kultur in allen niedrigen Marschländern hervor-

Digitized by Google

gebracht. Die physikalische Geschichte ist an der ganzen nordgermanischen Küste dieselbe. Ueberall der Dünenkranz, überall, in der Zuyderſee, im Dollart, in der Jahde, in den verschiedenen nordfriesischen Meeresbusen, an der schleswig-holsteinischen Küste — dieselben Einbrüche und Zerstörungen des Ozeans. Ueberall hat der Mensch durch Dünen und Deiche, durch Polderwirthschaft, durch Kanalisirung und Schleusenanlage, so wie durch künstliche Erhöhung des Landes sich dagegen zu schützen gesucht. Daher von Flandern bis zur Königsau in Jütland überall umdeichte oder umdünte Inseln, ummauerte Meeresküsten und in Erdwälle eingezwängte Flüsse und Kanäle. Am Rheindelta aber ist sowohl der Kampf der größte, als auch der Lohn der reichste gewesen. Daher hier die schönste Entwickelung der ganzen Volkskraft und Intelligenz.

Die Naturszenen, welche die Ländergebiete von der Schelde bis zur Königsau dem Maler und Naturfreunde darbieten, sind überall ähnlich. Hier und da große, schöne, fette Weiden, mit herrlichen holländischen, friesischen, bremischen oder holsteinischen Viehheerden belebt. Kleine und große Flüsse bis an den Rand des Ufers voll Wasser. Schiffe, die auf den Kanälen mitten durch die Wiesen zu segeln scheinen. Auf künstlich erhöhtem Boden niedliche, reinliche, einstöckige Häuser von durchweg ziemlich gleicher Bauart. Im Winter und Frühling sieht man Dörfer und Städte, die in den Wasserüberschwemmungen zu ersaufen scheinen, mag es nun sein, daß bei Bremen oder bei Emden, bei Rotterdam oder Antwerpen die Gewässer ihre künstlichen Gehege durchbrachen. Die Torfmoore, ihre Birkengehölze, ihre wilden Einöden, mit hübschen angebauten Dorf-Oasen unterwebt, bieten sich überall neben den Menschen dar. Und mit diesen verschwistert die Haidegegenden, deren gesellige Kräuter im Sommer lieblich erblühen und ganze weite Landstriche mit Duft und Rosenschimmer erfüllen, und deren Föhrenwälder und Eichengehölze anmuthige Waldszenen dem einförmigen, melancholischen Haideteppich einfügen.

Wie die Anlage des Plans der Landschaft, so ist auch die innere Einrichtung und Bauart der Häuser überall sehr ähnlich. Bei den Landbewohnern sind sie durchweg nur einstöckig. Menschen und Vieh wohnen fast überall unter demselben Dach. Stroh ist die gewöhnliche Bedachung, und die rothen Ziegelmauern sind hier überall zu Hause. Selbst die holländischen Fliesenwände findet man bis nach Schleswig hinauf. Und wie in Holland, so findet man auch im Bremischen und Oldenburgischen die Mosaik bunter, kleiner Flußsteine, mit denen man die Flur des Hauses überzieht, sehr gebräuchlich.

Selbst Einzelheiten in der Einrichtung des Haushalts, in der Form der Hausgeräthe u. s. w. korrespondiren auffallend mit einander. Die dumpfen Schlaflöcher des Landmanns an der Weser, die sogenannten „Dönsen," finden sich eben so in Holland. Der Herd des Hauses hat hier wie dort dieselbe Einrichtung. Die Hausfrauen in Bremen, Ham-

Digitized by Google

burg, Husum u. ſ. w. halten auf eben ſo blankgeputztes Kochgeſchirr, mit dem ſie ihre Küche prachtvoll ausſchmücken, wie diejenigen niederländiſchen Wirthſchafterinnen, welche den holländiſchen Malern die glänzenden Muſter von meſſingenen Schüſſeln, kupfernen Keſſeln und zinnernen Tellern lieferten. Ueberhaupt iſt Reinlichkeit, Nettigkeit und Ordnung in der Hauswirthſchaft überall zu Hauſe.

Die Anſicht, daß für jede Familie ein eigenes Haus ſein müſſe, herrſcht in Bremen und Hamburg, wie in Amſterdam und Antwerpen. Und die Abneigung, mehrere Familien in Einem Hauſe zuſammen zu pferchen, hat daher bewirkt, daß alle dieſe Städte wie London, wohin jene Anſicht von hier aus verpflanzt wurde, meiſtens nur aus ſehr kleinen Wohngebäuden beſtehen und eine ſehr ähnliche Phyſiognomie darbieten. Selbſt in Belgien unterſcheiden ſich die vom niedergermaniſchen Flamänder und vom romaniſchen Wallonen bewohnten Ortſchaften und Städte dadurch, daß in jenen eine weit geringere Anzahl Individuen auf jedes Haus kommt, als in dieſen. Auch die ganze äußere Phyſiognomie der Stadt hat viel Aehnliches. In manchen Straßen Hamburgs kann man ſich einbilden, man ſei in Amſterdam. Man kann ſagen, daß es nach Oſten bis über die Elbe hinaus eine Menge kleiner Amſterdams giebt, die eben ſo wie ihr Urbild von Kanälen durchſchnitten ſind, und deren Straßen einen ganz ähnlichen Anblick gewähren. Glückſtadt in Holſtein iſt noch ſo ein Amſterdam im Nordoſten.

Die Natur hat dieſe nordgermaniſchen Niederungen nicht mit ſo mannigfaltigen Arten von Pflanzen, Kräutern, Blumen und Geſträuchen erfüllt, wie die Wälder und Thäler des mittlern oder obern Germaniens, das mit der oben bezeichneten Reihe von Gebirgen beginnt. Die Gräſer, die Haidekräuter u. ſ. w. leben in dieſem Flachlande mehr in einförmiger Geſelligkeit, wie aus gleichen Urſachen die Pflanzen in den ruſſiſchen Steppen. Dagegen hat überall der Menſch ſich bemüht, rings um ſich her mit Fleiß und Kunſt einen reichen Baumwuchs und einen Blumenflor zu verſammeln, in Gewächshäuſern, Gärten und auf den Aeckern ihre Gattungen zu vermehren, und ſie zu einer beſondern Vollkommenheit zu bringen. Man findet überall in den Dörfern an der Weſer, Ems, Elbe ein gutes Stück von der berühmten holländiſchen Blumen- und Obſtbaumzucht wieder. Auch blühen hier und dort faſt ganz dieſelben Gattungen von Bäumen und Blumen. Die Gärten ſind überall nach demſelben Plan angelegt und mit derſelben Nettigkeit gehalten. Die Obſtgärten an der Elbe bei Hamburg liefern faſt eben ſo vollkommene und zarte Früchte, als die bei Amſterdam. Auch halten die wohlhabenden Kaufleute in jeder niederdeutſchen Stadt faſt mit derſelben paſſionirten Liebhaberei auf eine anmuthige Zimmerflora in ihren engen Häuſern, wie die von Haarlem und Alkmaer. Haarlemer Tulpen- und Hyacinthenzwiebeln werden im Winter an allen Fenſtern der Häuſer von Emden, Hamburg und Bremen faſt mit derſelben Sorgfalt gepflegt, wie in ihrem Vaterlande ſelbſt.

Digitized by Google

Wenn Hamburger, Bremer und Oldenburger Maler uns nicht eben ſolche Winterlandſchaften, ſolche Schnee- und Eisſzenen geliefert haben, wie die holländiſchen Landſchafter, ſo iſt der Grund anders wo zu ſuchen, als in einem Mangel an Gelegenheit. Denn die Wieſen werden im Nordweſten von Deutſchland im Winter eben ſo überſchwemmt, wie an der Iſſel, Merwe und Waal, und überfrieren hier wie dort mit einem eben ſo glatten und blanken Eisſpiegel, der oft in weite Ferne reicht. Nur die auf erhöhtem Terrain gebauten Dörfer ragen daraus hervor, und die ganze Fläche belebt ſich mit beſchlittſchuhten Menſchengruppen, die beflügelten Schrittes dahingleiten. Nirgends ſonſt iſt die Natur einer untadeligen Eisfläche ſo günſtig wie hier. Im Nordoſten von Deutſchland machen die kalten Stürme und der viele Schnee die Eisfläche rauh, in der gebirgigen Mitte und im Süden bieten ſich nicht ſolche bequeme Flächen überall dar. Die Eislaufkünſte werden daher auch hier faſt eben ſo eifrig betrieben als in Holland; wie dort kommen hier und da ſelbſt Weiber auf Schiebſchlitten oder Schlittſchuhen zu Markte, und die Wintervergnügungen ſind hier wie dort dieſelben. Klopſtock mußte erſt aus den Harzgegenden in die nordweſtlichen deutſchen Niederlande — zur untern Elbe — kommen, um von Begeiſterung für den Schlittſchuh erfaßt zu werden und ihn in ſeinem „Eislauf“ eben ſo poetiſch zu verherrlichen, wie dies die niederländiſchen Maler auf vielen Gemälden gethan haben. Und wie dieſe winterlichen Naturſzenen, ſo ſind auch die Frühlings- und Sommerbilder und eben ſo die Herbſtanſichten in dem ganzen Landſtrich, von dem wir reden, äußerſt ähnlich.

Wie die Holländer in die Handelsbewegung der deutſchen Hanſen hineingezogen wurden, ſo wurden ſpäter die Deutſchen in die holländiſchen Handelsunternehmungen verflochten. Die Gegenſtände des Handels ſind der geographiſchen Lage zufolge in den norddeutſchen wie in den holländiſchen Handelsſtädten faſt immer dieſelben geweſen, und ſchon daraus mußte manches Gemeinſame in dem Betrieb des Handels hervorgehen. Dieſelben Schiffsformen, derſelbe Charakter des Schiffsvolks, dieſelbe Art in der Leitung der Schiffe herrſchen von Flandern bis nach Nordfriesland in Schleswig-Holſtein hin. An dem berühmten Heringsfang und an den Wallfiſchjagden der Holländer nehmen auch die Nordweſtdeutſchen Theil, und Heringsbuiſen giebt es ſo gut in Bremen, Emden, Hamburg, wie in Rotterdam und Scheveningen. Ueberall an der germaniſchen Küſte des Nordmeers ſpürt man Thrangeruch und Wallfiſchknochen. Und wenn wir keine holſteiniſche, keine ſtadiſche oder jeverſche Malerſchule haben, welche den „Blankeneſer Schellfiſchfänger,“ den „Helgoländer Hummerjäger,“ die „Hamburger Ewer, die Smack- und Heringsbuiſe,“ ſo wie Bremerhaven- und Fiſchmarktſzenen, Nordſeeſtürme und Ebbe- und Fluthbilder mit Hilfe von Pinſel und Farbe eben ſo verherrlichten, wie der holländiſche Backhuyſen und deſſen Schüler dies gethan haben: ſo iſt die Urſache davon nicht ſowohl in einer Verſchiedenheit der Verhältniſſe, als vielmehr in einer gewiſſen Verſchiedenheit der Entwickelung und Richtung der Thätigkeit der

Digitized by Google

Leute zu ſuchen,*) die neben aller Gleichartigkeit ihrer Naturanlagen beſtand. Heine hat die Nordſee beſungen, ſo wie Klopſtock den Eislauf; auch Voß hat uns in ſchöner Rede manches Nordſeebild gemalt. Vielleicht, daß die Deutſchen mehr in dem Worte darzuſtellen geneigt waren, was die Niederländer uns auf der Leinwand gaben.

Der Volkswitz, das Temperament, der Volksaberglaube, die Art der poetiſchen Anſchauung ſind bei dem niederdeutſchen gemeinen Mann ganz dieſelben wie in Holland und Flandern. Der Volkswitz hat überall denſelben Anſtrich von derbem launigen Humor. Die flanderiſchen und holländiſchen Volkslieder tragen ganz daſſelbe Gepräge wie die, welche Voß, Grimm u. A. uns aus den Elbe- und Weſergegenden geſammelt haben. Ja, auch die Muſik und Geſangweiſe von der lüneburger Haide bis zu den Scheldegegenden bei Antwerpen und Gent iſt durchweg auf eine höchſt auffallende Weiſe ähnlich. Ich hörte die Brügger und Genter Spitzenklöpplerinnen oft Lieder ſingen, die mich mit einem Zauberſchlag in die Mitte meiner Heimath, in's Land der Chauker und Cherusker verſetzten. Die Weiſen, die Melodien, ſelbſt die Art des Vortrags ſchien mir ganz dieſelbe zu ſein. Dieſer niederſächſiſche Volksgeſang iſt in ſeiner Art ſo eigenthümlich, wie der tyroleriſche und ſteieriſche, doch iſt ſeine Charakteriſtik noch nirgends verſucht. Selbſt in den Spielen und unwichtigen Beſchäftigungen des Volks findet ſich eine erſtaunliche Aehnlichkeit. So iſt z. B. die Kegelbahn in allen jenen Gegenden außerordentlich populär. Eben ſo ſind hier vorzugsweiſe die niederländiſchen Ballſpiele zu Hauſe, welche vermuthlich zu den berühmten engliſchen Ballkünſten die erſte Veranlaſſung gegeben haben. In Holland iſt die „Kolfbahn" (wo der Ball mit einem Kolben geſchlagen wird) ein ſehr beliebter Erholungs- und Vergnügungsort des kleinen Bürgers. Daſſelbe iſt in Emden und Bremen das ſogenannte „Kloppballſpiel," das dort mit Eifer nicht nur von der Straßenjugend, ſondern ſelbſt von den Erwachſenen und Gebildeten geübt wird.

Wie die holländiſche Blumenzucht, ſo hat auch die niederländiſche Taubenzucht ſich überall an der Weſer und Ems und den Elbemündungen verbreitet. Die Taubenzucht iſt eine Lieblingsbeſchäftigung der kleinen Bürger in Bremen wie in Brüſſel. Man ſieht hier wie dort Leute, welche halbe Tage damit zubringen, ihre Tauben in hohen und weiten Flügen zu üben, ſie dabei zu beobachten, ſie mit denen ihrer Nachbarn Wettflüge anſtellen zu laſſen, und die darauf raffiniren, hochfliegende Taubenrace zu erzeugen oder ſich Exemplare von ſolchen Racen zu verſchaffen.

Aber nicht bloß in ihren Spielen, auch in ernſteren Dingen gleichen ſich Niederdeutſche, Holländer und Flamänder. Stiller, emſiger Fleiß,

*) Die Blüthe bürgerlicher Freiheit und des Kulturlebens überhaupt, wie ſie in den Niederlanden hervortrat, erinnert an die mit dem Flor der italieniſchen Freiſtädte hervortretende ſchöne Blüthe von Kunſt und Wiſſenſchaft. D. V.

Digitized by Google

Ehrlichkeit und Wahrheitsliebe, Sinn für das Echte und Solide zeichnet beide auf gleiche Weise aus. Ueber Religion denken alle diese Stämme so ziemlich gleich. Die Feier des Sonntags, die Stellung und Bedeutung der Prediger ist überall ähnlich. Bei allen hat man zu allen Zeiten einen echten, soliden, freimüthigen Bürgersinn gefunden. Die hansischen Freistädte in Niedersachsen und die batavischen Republiken liefern dafür Zeugnisse im Großen.

Die alten Kommunalverfassungen dieser Landstriche gleichen sich so wie die Plane und Grundrisse, nach denen ihre Dörfer und Aecker angelegt und gestaltet sind. Die Familienliebe und der häusliche Sinn, so wie eine starke Abneigung gegen öffentliche Vergnügungen ist hier überall zu Hause. Was Reisende über Kinderzucht, Elternliebe u. s. w. in Holland beobachtet und berichtet haben, kann man auch in Bremen und dessen Nachbarschaft gelten lassen. Sogar manche spezielle Gewohnheiten und Ausdrucksweisen gleichen sich oft in überraschender Weise. So ist es z. B. in den holländischen Geschwisterkreisen Sitte, den Familienvater „den Alten" zu nennen, statt „mein Vater" „mein Alter" zu sagen. Diese nicht sehr gefällige Sitte besteht auch in Bremen und Hamburg, wo auch der Prinzipal von den Handlungscommis „der Alte" genannt wird. Die ganze Art des Umgangs, des bürgerlichen und betriebsamen Lebens gleicht sich bis in die kleinsten Züge. So z. B. schleppen die Obsthändlerinnen, die Gemüseverkäufer, Fischfrauen u. s. w. ihre Waaren von Haus zu Haus und bringen sie den Hausfrauen in die Küche.

Es ist wunderbar, daß eine so gleichartige Masse, wie die niedersächsischen Stämme sie darstellen, die in Bezug auf ihre äußere wie ihre innere Welt so sehr mit einander harmoniren, in politischer Hinsicht stets so sehr getheilt war. Zu keiner Zeit hat es ein alle niedersächsischen Stämme umfassendes Staatswesen gegeben. Stets haben sie sich als eine Anzahl kleiner Republiken, Freistädte, Grafschaften und Fürstenthümer dargestellt. Aus dem Koloniengebiet der Niedersachsen im Osten hat sich jetzt ein großes und starkes Staatswesen hervorgebildet, das immer mehr niedersächsische Stämme um sein Zentrum vereinigt hat. Vielleicht ist es die welthistorische Aufgabe Preußens, einmal alle Niedersachsen und Norddeutschen zu einem mächtigen Staate zu verschmelzen!

3. Der Holländer.*)

Wer aus andern deutschen Landen nach Holland kommt, wenn er die Menschen und ihre Art und ihr Leben sieht, ihre Flüsse, Kanäle, Gräben, Schleusen und Deiche, ihre mächtigen Häfen, Werften, Landstraßen, Städte, Festen, Schlösser und Thürme, die Tüchtigkeit, Kühnheit, Zweckmäßigkeit,

*) Nach E. M. Arndt, Versuche in vergleichender Völkergeschichte.

Digitized by Google

Nettigkeit, Sauberkeit, Klarheit in Allem: ſo ſteht er ſtill, ſtaunt und wundert ſich. Wenn er es länger geſehen und ruhig betrachtet und genauer nach Allem ſich erkundigt hat und vollends die Geſchichten dieſer Menſchen näher erforſcht: ſo ſteht er ſtill, lobt und bewundert. Denn Alles dies, dieſes reiche Land, dieſe prächtigen Städte, dieſe blanken, freundlichen, ſtädtegleichen Dörfer hat der denkende und arbeitſame Menſch aus dem Schlamm herausgehoben und zum Theil den Wogen des Meeres abgewonnen. Am meiſten aber haben Holland und Seeland dieſen Niederlanden das Gepräge aufgedrückt, und darum müſſen die Niederländer es ſich gefallen laſſen, bei den Fremden durchweg Holländer zu heißen.

Aber dieſen Menſchen, wie ſoll man ihn beſchreiben? Etwa wie ihn der Schwabe oder Thüringer ausſchreit: ein Kerl mit Froſchblut, mehr Waſſer als Blut in den Adern, langſam, klotzig, ſteif, kalt, pedantiſch und förmlich, kurz, nichts als Steifheit, Langweiligkeit und Förmlichkeit? So iſt der Schein, und ſo iſt das erſte Ausſprechen des Gefühls, welches er bei Fremden erweckt; aber du mußt tiefer hineinbohren, länger und aufmerkſamer betrachten und wirſt dann anders ſprechen müſſen. Denn wer darf wohl ſo hinfahren über ein Volk, das ein ſolches Land gemacht, einen ſolchen Zuſtand geſchaffen hat, das eine ſo große Geſchichte hinter ſich hat, wie dieſe langweiligen, ſteifen Holländer? Aber bei alledem, wie ſehr man auch die zurückweiſen muß, die von den Holländern als einer wunderlichen oder gar lächerlichen Erſcheinung reden, ſo ſitzt und ſteckt in der holländiſchen Art doch etwas Unbeſchreibliches. Man muß ſie lange und viel ſehen, um ſie von innen heraus verſtehen zu lernen. Wenn man ſo in die holländiſchen Städte und Dörfer kommt, oder in die einzelnen Häuſer tritt, und die Menſchen ſo ſtill und langſam, und doch ſo nett und reinlich, als hätten ſie mit Arbeit und Mühe ſich nur leicht zu befaſſen, einhergehen ſieht, wenn der Bauer langſam und bedächtig wie ein Storch in ſeinen hohen Holzſchuhen einherſchreitet und mit wohlbehaglicher Miene und langſamer, breiter Rede dir begegnet; ſo könnte dir einfallen, ein ſo ſtilles, bequemes Geſchlecht könne dieſes Land nicht gemacht, dieſe gewaltigen, herrlichen Werke nicht geſchaffen haben, die alten Kyklopen, welche dieſe Mauern, Thürme, Wälle und Deiche aufgethürmt, ſeien längſt ausgeſtorben und ein matteres Geſchlecht habe ihre Stelle eingenommen. Der Holländer ſteht aber da im Bewußtſein der Wohlhäbigkeit und Behaglichkeit, eben daß er der Schöpfer und Herr dieſes Landes iſt, wo nur Fröſche, Möwen und Rohrdommeln ihre heiſere Stimme ertönen laſſen würden, wenn der Menſch nicht hinzugetreten wäre und mit Spaten, Schaufel und Ruder in der Hand „Es werde!“ gerufen hätte. Es iſt der ſtille, zahme Seelöwe, der ſich auf die trockenen Klippen in die Sonne gelegt hat. Wenn man dieſen Menſchen ſieht, wie nett ſeine Kleider, wie wohl geſetzt ſeine Perrücke, wie mit Blumen und Kräutern mancherlei Art ſein Flur- und Vorhaus geziert iſt, wie er in ſeinen zierlich geſchnörkelten und mit Bildchen verzierten Wänden Wochen lang ſpazieren gehen kann, ohne ein

Digitized by Google

Spänchen zu verrücken; wenn man ſieht, wie er ſeine Gärten mit allerlei bunten Muſcheln und Steinen ausgelegt und die Bäume und Sträucher zu allerlei regelrechten Figuren geſchnitzt hat, wenn man in ſeinen Kuhſtall tritt, der ſo reinlich und nett gefegt iſt, daß eine Prinzeſſin mit ihrem Schleppkleide hindurchgehen könnte, ohne daß ſich etwas Ungebührliches daran hängte: dann begreift man den Inhalt des holländiſchen Wortes Moje, dieſen Inbegriff alles Zierlichen, Bequemen und Wohlgeordneten. Dieſes holländiſche Wort drückt ganz das holländiſche Weſen aus. Aber ſtöre den Seelöwen auf, jage ihn von den Klippen der ſtillen, ſonnigen Lage in's Waſſer, da ſiehſt du ihn ſpielen und plätſchern, da hörſt du ihn brauſen, da bläſt er das Waſſer aus ſeinen Nüſtern himmelan, da brüllt auch ſein Zorn mitunter auf, daß dir vor Grauſen die Haare zu Berge ſtehen. Der ſonſt ſo ſtille und ruhige Menſch wird ein ganz anderer, wenn er auf dem Meere ſchaltet und waltet, ſeine Hände und Füße regen ſich geſchwinder, wenn er den Wellen und Winden Trotz bietet. Freilich iſt er ruhig und beſonnen und behaglich, aber in ſeinem Innern ſteht eine Hartnäckigkeit, eine Trotzigkeit, Feſtigkeit und Entſchloſſenheit des Willens, die der Teufel nicht beugen kann; wie ſehr auch in Vielen eine gewiſſe ſtumme Trockenheit und langweilige Einerleiheit ſich zeigen mag, jeder Holländer iſt doch ein voller Menſch für ſich, mit vielem Eigenwillen verſehen, und zwar nicht bloß mit dem Eigenwillen eines Pedanten. Die Sprache iſt pedantiſcher und noch träger, als der Menſch, höchſt eintönig und unmuſikaliſch, der einförmigen Tiefebene entſprechend.

Um der Einförmigkeit ſeines Landes gleichſam zu entgehen, hat ſich der Menſch hier mit einem ſolchen Schmuck des Lebens umgeben müſſen. Die übertriebene Reinlichkeit und Sauberkeit, die uns andern Deutſchen oft peinlich wird, Blumenliebe und Blumenpflege noch mehr als bei den belgiſchen Nachbarn, ſie iſt eine holländiſche Leidenſchaft — eben ſo die Farbenfreude; daher hat hier die Malerei fröhliche Zeiten gehabt. In dieſem Lande der Sümpfe und Haiden und Marſchen, wo nur um die Dörfer und Kanäle einzelne Baumreihen ſich erheben, und der Menſch hinter ſeinen Deichen und Wällen den Pflug und die Senſe rührt; hier, wo die Nähe des Meeres und die faſt immer naſſe Erde eine feuchte, matte Luft und einen umnebelten Himmel erzeugt; hier wo Torf- und Moorboden und Steinkohlenſtaub Alles in Schmutz verkommen laſſen würde, wenn der Menſch ſich nicht dagegen wehrte: hier mußte er ſich in der Freude am Netten, Heitern und Bunten eine fröhliche Gegenwehr gegen das Graue und Trübe bereiten. Man muß dies um ſo höher anſchlagen, je mehr man Schmutzlande ſieht, die ihre Bewohner ruhig Schmutzlande bleiben laſſen.

Alſo der ſtille Seelöwe, der feſt und ruhig waltet, der unter einem ruhigen, wie mit einem dämmernden Schlummer übergoſſenen Aeußern einen trotzigen Muth und eine tiefe Leidenſchaft verbirgt, das iſt der Holländer! Denn rühr' ihn nur an, wo ſein Leben ſitzt, und wo er dieſes

Digitized by Google

Leben bedroht fühlt, und du wirst sehen, mit welchen Zornflammen er auflodert, und wie der geweckte Aufruhr seiner Natur Alles um sich her niederwerfen will. Erinnere dich der Geschichten von Alba's Tagen, oder als die Oldenbarneveld und de Witte als Opfer fielen, durchblättere die Geschichten von Brügge, Gent, Antwerpen, Dordrecht, Leyden u. s. w. — durch das ganze Mittelalter, und du wirst an der Küste dieser Seelande immer noch ähnliche Erscheinungen finden. Ungestüm und unbändig, wenn dieser friesische Mann seine Art und seine Freiheit in Gefahr glaubt, fest und still in den gewöhnlichen Zuständen des Lebens.

Wie gesagt, er hat das Gefühl, — und wer wagt es ihm zu bestreiten! — daß dieses Land im eigensten Sinne sein Land ist, daß Er es sich geschaffen hat. Er hat im Kampf und in der Arbeit seiner Schöpfung Alles, was Verstand, Muth und Besonnenheit heißt, zusammennehmen müssen; Zucht, Ordnung, Klarheit des Urtheils, Nüchternheit der Ueberlegung sind auf solche Weise sein Wesen geworden, darum haßt er alles Verschwimmende, Unbestimmte, Uebertriebene in Gefühlen und Gedanken, und schilt es gern deutsche Krausköpfigkeit, deutsche Schwärmerei.*) In seinen Gesetzen wie in seiner Religion ist er daher gern auf dem Wege der Klarheit geblieben. Der Genfer Kalvinismus war der einfachen, klaren Form seiner Verfassung angemessen, darum nahm er ihn an, als übereinstimmend mit dem Demokratischen seines Charakters. Der strenge, trockene holländische Kalvinismus steht offenbar in einer gewissen Aehnlichkeit mit dem englischen Protestantismus, nur daß die englische Hochkirche das monarchische, ritterliche Element des Glanzes und der Pracht, gleichsam eine Darstellung der äußerlichen Herrschaft der Kirche, die dort besteht, beibehalten hat. Denn in dem ganzen englischen Volke, wie demokratisch wunderlich sich auch der Einzelne geberden mag, herrscht doch ein adeliger, aristokratischer Sinn vor. Es ist diese Aehnlichkeit und dieser Unterschied gleichsam das unterscheidende Bild der beiden Völker. Beide haben den Sinn und das Streben des Klaren, Festen und Bestimmten im Leben und in der Verfassung, beide fragen bei Allem, auch bei dem Höchsten: was nützt es? wie steht und besteht es auf der Erde? Sie fliegen mit dem Deutschen nicht gern so hoch, daß ihnen der Boden unter den Füßen schwindet. Sie sind auch im religiösen Leben mehr auf ein Feststehendes, auf die Orthodoxie hingewiesen. Darum kommt der Holländer als ein mehr trockener und klarer Mensch auch mehr mit dem Engländer überein, als mit Deutschen.

*) Krollebol schilt er wohl den Deutschen, wenn er eine äußere Ziererei und eine innere Verworrenheit der Gedanken bezeichnen will.

Digitized by Google

4. Bremerhaven, Bremen und die Bremer.*)

Bremerhaven ist jetzt im Verlauf von anderthalb Jahrzehnten ein hübscher blühender Ort geworden und giebt in der Schnelligkeit seines Wachsthums, seiner Bauart und Anlage einen Vorschmack von Amerika und das treueste Bild einer neuen amerikanischen Stadt. Die Hauptstraße geht längs des Hafens, und an diese schließen sich dann, theils in parallelen Linien, theils unter rechten Winkeln, die übrigen Straßen an. Von dem schon fertigen Kern sieht man überall neue Straßen ausgesteckt und neue Häuser aufschießen, zwischen denen die Lücken sich bald ausfüllen werden. Auch das Wirthshaus, in welchem wir abstiegen, schien ganz so eingerichtet, wie eins in den neuen Städten des inneren Amerika. Es war halb Gasthof, halb Kaufhaus. Auf der einen Seite waren die Gastzimmer, auf der andern ein großer Kramladen, in welchem alle möglichen Dinge zu kaufen waren. Auch wurde hier überall von Amerika mehr gesprochen, als von Deutschland und Europa. Wirthshäuser, Straßen, Häfen, Alles war gedrängt voll mit geschäftigen Menschen, unter denen viele Amerikaner und Engländer, auch schwarze Afrikaner, Matrosen eines nordamerikanischen Schiffs. Mit den Gästen, Schiffern und Auswanderern mögen hier im Sommer wohl über 10,000 Menschen beisammen sein. Sonst hat der Ort jetzt bleibende Einwohner 6500. Es ist der blühendste und geschäftigste Ort unter allen den kleinen Weser- und Elbestädten unterhalb Hamburg und Bremen.

Die Einwohner, welche sich hier allmählig angesiedelt haben, sind entweder Hafenarbeiter, Hafenaufseher und Beamte, oder Gastwirthe und Krämer aller Art, oder zurückgezogene Schiffskapitäne, welche den Geruch der See lieben, oder Kommissionäre Bremer Kaufleute, oder endlich auch selbstständige größere Kaufleute, zum Theil ganz neue Etablissements, zum Theil solche, die von Brake und andern kleinen Hafenorten übersiedelten. Wenn gleich die Bremer nicht fürchten, daß dieser Ort ihnen über den Kopf wachsen könne, so geht er doch offenbar einer größeren Zukunft entgegen. Seine ganze Bedeutung wird er dann erlangen, wenn erst die Eisenbahn von hier durch die hannöverschen Marschen und Haiden nach Hamburg, von der man viel spricht, ausgeführt sein wird. Es liegt in den natürlichen Verhältnissen der Umgebung, daß Bremerhaven dann auch ein Speditions- und Kommissionsort für Hamburg werden muß. Nach hundert Jahren wird man mehr von Bremerhaven hören als jetzt, und man wird dann dem Begründer dieses Orts, dem Bürgermeister Schmidt von Bremen, vielleicht ein großartiges Denkmal setzen.

Bürgermeister Schmidt hat hier ungefähr so verfahren, wie dereinst Dido an der Küste von Karthago. Wie diese hat er sich die Gestalt der

*) Nach J. G. Kohl.

Digitized by Google

Gewässer und des Ufers betrachtet einen guten Punkt erwählt, dann den Meßriemen zur Hand genommen, ein Stück Land in der Nähe dieses Punktes abgemessen und nun auf kluge Weise mit dem Könige und Besitzer des Binnenlandes unterhandelt und ihm das Stückchen Uferland abgekauft. Auch Karthago wird in den ersten Jahrzehenten nicht viel größer als Bremerhaven, vielleicht nicht einmal so groß gewesen sein.

Die Gunst der Naturverhältnisse, mit Rücksicht auf welche die neuen Karthaginenser eben hier ihre Ochsenhaut ausspannten, kann man sich durch einen Blick auf die Karte klar machen. Die Weser mündet in einen weiten Meerbusen aus, der sich nach Südosten hinab trichterförmig zusammenzieht. Da, wo der kleine Nebenfluß, die Geeste, einmündet, ist etwa der Endpunkt dieses Trichters. Hier ziehen sich die Gewässer bedeutend zusammen, und der Fluß nimmt zugleich, einen Winkel bildend, eine andere Richtung, nämlich eine entschieden nördlich-südliche. Man kann daher hier die erste eigentliche Binnenmündung der Weser annehmen. Bis hierher ist die Weser so tief, daß Schiffe jeden Tiefganges hierher gelangen können. Auch sind dann die Schiffe hier im Innern des Trichters auf der Rhede von Bremerhaven vor allen Seestürmen gesichert. Die Geeste, welche eben hier einmündet, ist zwar nur ein kleiner Fluß, aber weil die Fluth und Ebbe in sie eindringt, ist ihre Mündung sehr ausgetieft und zum Einlaufen großer Schiffe geeignet. Die Weserschiffe suchten daher auch schon seit alten Zeiten diesen Zufluchtsort auf, und es lag hier schon immer ein kleiner Hafen, Geestendorf, der für die Weser wichtig war.

Dazu kommt aber noch, daß diese rechte Seite der Weser im Winter von Eisgefahren freier ist, als die linke Seite. In dieser Beziehung muß man Folgendes bemerken: Zuerst ist die Mündung der Weser, als des südwestlichsten unserer großen Flüsse, die wir Deutschen ganz bis zu ihrem Ausgang beherrschen, — denn die Mündung des Rheines beherrschen wir nicht — weniger von Frost und Eis heimgesucht, als irgend eine andere. Die Weser hat in Bezug auf Klima und andere Verhältnisse etwas mehr von den holländischen Gewässern, denen sie benachbart ist. Unsere Ostseeströme starren noch lange von Eis, wenn die Weser längst frei ist. Ja es giebt Winter, in denen die Weser immer zugänglich bleibt; sie hat in dieser Beziehung sogar vor der nahen, aber etwas weiter östlichen Elbmündung Vorzüge, bei der größere Eismassen herabkommen. Man kann in Bezug auf das Zufrieren der Weser drei Abtheilungen machen. Die Weser bei Bremen und bis hinab nach Vegesack, bis wohin sie noch ein schmaler Fluß ist, friert fast alle Winter zu. Von Vegesack an bis Bremerhaven, wo sie einen mächtigen breiten Strom darstellt, in dem des Meeres Ebbe und Fluth auf- und abzieht, friert sie nur bei sehr harten Wintern zu. Doch endet auch dann der Eisteppich immer eine Strecke oberhalb Bremerhavens. Von Bremerhaven abwärts, wo der Strom in einen breiten Meerbusen eintritt, friert sie fast nie zu. Dieser Umstand ist

Digitized by Google

nicht nur für Bremerhaven, ſondern auch für die amerikaniſchen Dampfboote von großer Wichtigkeit.

Der Hafen von Bremerhaven bot einen reizenden Anblick. Es lagen ſo viele Schiffe vor Anker, als der Hafen nur faſſen konnte, und außerdem noch viele auf der Rhede, lauter ausgezeichnete, große, treffliche Fahrzeuge, und zwar meiſtens Bremer, darunter auch einige Amerikaner, Engländer und Schweden. Die Kenner von Schiffen waren ſelber entzückt über den Anblick. „Nie in meinem Leben," ſagte mir ein Newyorker Kapitän, „ſah ich einen Hafen mit lauter ſolchen feinen, ſtattlichen Segelmaſchinen."

Der Ruhm muß Jeder den Bremern laſſen: von allen Städten Deutſchlands haben ſie die größte, zahlreichſte und ſchönſte Handelsmarine, lauter ſolid gebaute, meiſt neue Schiffe, lauter gute Segler, faſt durch die Bank die kundigſte Schiffsmannſchaft. Die den Hamburgern eigen gehörende Handelsmarine iſt viel unbedeutender, als die der Bremer. Es kommen meiſtens engliſche Schiffe und Matroſen nach Hamburg. Die an den Weſerufern wohnende Bevölkerung ſcheint alſo ſegeltüchtiger zu ſein, und die ſchöne große Elbe, das reiche üppige Hamburg ſcheint mehr die Bequemlichkeit zu lieben. Die kleinere, mancher künſtlichen Nachhülfe bedürftige Weſer hat ihre Leute rühriger und ſpekulativer gemacht. Auch von den Weſerlootſen an der Mündung der Weſer ſagte man mir, daß ſie viel rühriger und wachſamer ſeien, als die Elblootſen. Sie giengen den Schiffen, die etwa in Verlegenheit wären, mit großer Aufopferung entgegen und paßten ſtets gut auf. Ein Schwede äußerte ſich im Geſpräch mit einem Engländer folgendermaßen: Zuerſt demonſtrirte er ſeinem Reiſegefährten, daß die Bremer Kaufleute in hohem Grade ausgezeichnet wären durch Bildung und Solidität des Charakters, und ſie genöſſen, ſagte er, in aller Welt des beſten Kredits. Am meiſten aber zeichne ſie, insbeſondere im Vergleich mit den Hamburgern, ihr ſpekulativer Sinn aus. Der von der Natur mehr begünſtigte Hamburger laſſe es eher an ſich kommen, er erwarte Kommiſſionen vom Auslande, die er alsdann ausführe. Auch ſei ſein Handel, obwohl dem Quantum und Werthe nach größer, doch dem Handelsgebiete nach viel kleiner als der der Bremer. Der Hamburger Handel ſei hauptſächlich mit den Ländern um die Oſt- und Nordſee herum, der Bremer dagegen ziehe in die ganze Welt hinaus. Der Bremer Handel ſei mehr Aktivhandel als Kommiſſion, er fahre mit eigenen Schiffen, auf eigenes Riſiko, ſpüre ſelber den Handelsaufträgen nach. Die meiſten überſeeiſchen Anſiedelungen der Hanſe rührten von Bremer Kaufleuten her. Die Bremer giengen ſchon als junge Leute in alle Welt, nach Baltimore, Havanna, Portorico, New-Orleans, Caracas, Rio-Janeiro u. ſ. w., etablirten ſich da eine Zeitlang, lernten die Lage des Ortes und ſeine Verhältniſſe kennen, und kämen dann nach Jahren mit mancher Kenntniß und einem kleinen oder großen Kapitale ausgerüſtet nach Bremen zurück, um nun von hier aus mit dem fremden Lande weiter zu ſpekuliren.

Und wie der Schwede ſagte, verhält ſich's auch. Die jungen Bremer

Digitized by Google

Kaufleute sind von allen am meisten auf Reisen. Die Stadt Bremen selbst ist ein so langweiliger Ort, daß jeder junge Mann froh ist, wenn er sie im Rücken hat. Kommt er dann wieder heim und heirathet, so weiß er wieder nichts Anderes zu beginnen, als zu rechnen, zu spekuliren und zu sinnen, wie er sein Geschäft vergrößern will; denn keine Zerstreuungen anderer Art ziehen ihn davon ab. Die Hauptunterhaltung des Bremers besteht im gewandten Rechnen, im Anhören der Sonntagspredigt und im guten Essen und Trinken. Wer hier kein Prediger, Kaufmann oder Feinschmecker ist, muß sich furchtbar langweilen, und gar ein Fremder, der nicht genaue Bekanntschaften unter den Bürgern hat, kann nichts Besseres thun, als in den Rathskeller zur berühmten Frau Rose und den noch berühmteren Aposteln zu pilgern, oder hinauszufahren nach Vegesack und Bremerhaven.

5. Hamburg.*)

Alle großen Städte greifen mit ihren äußersten Lebensfasern über ihr Weichbild hinaus. Man ahnt sie daher nicht blos von ferne, man fühlt sogar ihre Nähe sehr deutlich. Auch Hamburg macht von dieser allgemein gültigen Regel keine Ausnahme. Wer sich von Lübeck her dieser mächtigen Metropole der Niederelbe nähert, bemerkt ihre Nähe schon hinter Wandsbeck. Die größere Lebendigkeit der Straße, die sich mehrenden Landhäuser, später das Entgegenrollen eleganter Gigs und Kabs, alles deutet auf die Nähe einer großartigen, starkbevölkerten Welthandelsstadt. Weniger bemerklich macht sich Hamburg für Reisende, welche auf der Berliner Eisenbahn ankommen, weil der Schienenweg von Bergedorf aus durch die Niederungen zwischen Elbe und Bille fortzieht, und in diese nur durch künstliche Vorrichtungen wasserfrei zu haltenden Gegenden der Hamburger seine Landhäuser nicht vorzuschieben wagte. Nur wenn die Nacht hereinbricht, bevor der Zug Hamburg erreicht, deutet der fluthende Lichtschimmer in der Luft die Gegend an, wo es liegt, bis die weißen, scharfen Lichtpunkte seiner tausend und aber tausend Gasflammen uns die Umrisse des riesigen Stadtkörpers deutlicher erkennen lassen.

Wien und Berlin sind ungleich größer als Hamburg, aber lebhafter sind sie nicht. In jenen Städten konzentrirt sich der große Verkehr, das Menschen-, Pferde- und Wagengewühl auf gewisse Punkte, die, mögen sie auch umfangreich sein, im Verhältniß zum Ganzen doch immer nur Punkte bleiben. Hamburg dagegen ist mit alleiniger Ausnahme eines Theils der Vorstadt St. Georg von einem Ende zum andern gleich belebt. Dies giebt ihm den scharf ausgeprägten Charakter einer ausschließlich von der größten und unbegrenztesten Handelsthätigkeit seiner Bewohner lebenden Stadt. Ich will nicht behaupten, daß dies für Jedermann, namentlich für

*) Morgenblatt 1853, I.

Digitized by Google

Nichtkaufleute, angenehm sei, wohl aber ist es interessant, weil der erste Eindruck der Stadt immer derselbe bleibt und immer von neuem, trotz einer gewissen Stereotypie, fesselt und anzieht.

Wer Hamburg kennen lernen will, darf es nicht von der Vogelperspektive etwa eines eleganten Hotelzimmers aus oder zurückgelehnt in die purpurrothen Sammtkissen einer Droschke betrachten. Hamburg ist an verschiedenen Orten ein anderes, obwohl derselbe Pulsschlag, der Handel, all' seine Theile belebt. Gegen Ost und Süd breitet sich auf niedrigem Sumpflande die Altstadt aus. Hier am Deichthore fällt ein schmaler Elbarm in die Stadt und ergießt sich, in mehrere Kanäle rinnend, durch das gewaltige Häuserkonvolut, um weiter unten, in der Mitte des großen Stadtkörpers, sich wieder mit dem mächtigen Strome der Vorderelbe zu vereinigen. Die Bauart der Häuser in diesem Stadttheile hat wenig Anziehendes, verräth aber sehr deutlich ihren Ursprung, den auch einzelne Straßenbenennungen, wie „holländischer Brook," „holländische Reihe," andeuten. Die Bauart ist holländischen Ursprungs, wie es denn überhaupt sehr begreiflich ist, daß just hier zwischen Wasser und halbem Sumpf Holländer auf den Einfall kommen konnten, Häuser zu bauen und Handel und Wandel zu treiben.

Ein Fremder, dem Hamburg vielleicht als eine schöne luxuriöse Stadt geschildert worden ist, findet sich in diesem Stadttheile, der allein schon eine recht umfangreiche deutsche Mittelstadt ausmachen würde, sehr getäuscht. Hier ist nichts schön, hier ist nichts, was Glanz und Luxus vermuthen läßt. Die Häuser, großentheils auf einem Unterbau von Holz stehend, hocken krumm und schief nebeneinander und sehen nicht selten aus, als wollten sie sich mit ihren hohen Giebeln zärtlich umarmen. Vier, fünf bis sechs Stock hoch, ist jedes höhere Stockwerk über das niedrigere um mehrere Zoll oder Fuß weit vorgebaut, um auf solche Weise den karg zugemessenen Bodenraum durch Benutzung des steuerfreien Luftraums zweckmäßig zu ersetzen. Dies macht die äußerst belebten langen, gewundenen Straßen sehr düster, weil der Himmel oft nur als blaues Band oder als grauer, dunstiger Nebelstreif zwischen den Spitz- und Stumpfgiebeln hereinflattert. Noch trauriger anzusehen sind die Kehrseiten vieler solcher Straßen. Wie nämlich an der Vorderseite der gepflasterte Weg fortläuft, so schlängelt sich an der Hinterseite ein bald breiterer, bald schmälerer Kanal durch das Häuserlabyrinth, in Hamburg Fleeth genannt. Ueber diese Fleethe neigen die Häuser ihre Giebel in oft wahrhaft bedenklicher Weise. Da jedoch eines das andere stützt und trägt, so hält das schreckhaft anzusehende Gerümpel doch aus und trotzt allen Stürmen der Elemente.

Beim Anschwellen der Fluth, der Segenspenderin Hamburgs, füllen sich diese Kanäle rasch mit lebendigem Wasser, auf dessen Wellen zahllose kleine Schiffe, Kähne, Flachboote, Schuten, und wie diese Dienerinnen der Schifffahrt alle heißen mögen, heranschwimmen, befrachtet mit allen möglichen Schätzen der Erde. Hoch oben aber an den schwarzen überhängenden

Digitized by Google

Giebelenden der Hinterhäuser öffnen sich verschlossene Lucken, ein Tau, eine Kette schnurrt oder klirrt herab zum Kanal, und tausend geschäftige Hände sind bemüht, hier die Erzeugnisse der nordischen Erdstriche, dort die Produkte der heißen Zone, die Schätze beider Indien emporzuheben auf die Lagerböden der geräumigen Speicher. Mag man ein Jünger Merkurs sein oder nicht, dieses ameisenartige Treiben tagaus, tagein, früh und spät, mit Ausschluß der Sonn- und Festtage, welche der Hamburger streng heilig hält, bleibt immer interessant, wenn es auch, wie alles Stetige, an einer gewissen Monotonie leidet.

Es läßt sich leicht denken, daß der Kaufmann Wohnungen, die für seinen Geschäftsbetrieb so vortheilhaft gelegen sind, ungeachtet ihres wenig anziehenden Aeußern, sehr hoch schätzt. Der Straße zugewendet ist sein Komptoir, oft genug ein unscheinbares, dunkles Zimmer; im Hinterhause, unmittelbar an dem Fleeth, befindet sich der Speicher, auf dessen Böden die gefällige Woge ihm Waaren aus allen Welttheilen geräuschlos, und ohne daß er sich viel darum zu bekümmern braucht, zuträgt. Was Wunder, daß er das alte, verbaute Haus, in dem es zahllose Treppen und Treppchen giebt, wo es zwar nicht an Fenstern, desto häufiger aber an einer festen Wand gebricht, doch nur ungern verläßt! Darum wimmelt es auch in diesem Straßenknäuel von geschäftigen Menschen, wie in einem Bienenkorbe. Es schwirrt und summt, es ruft und schreit, es knallt und lärmt ohne Aufhören auf Straßen, Brücken und in Gängen; ja selbst in die Erde hinein hat sich das Leben gewühlt, um halb unter der Straße, in gleicher Höhe mit dem Niveau des von der Fluthwelle gefüllten Fleeths, zu handeln und vom Gewinn dieses Handelns zu leben und selbst Reichthümer zu sammeln.

Man muß sich wundern, daß viele Tausende ihr ganzes Leben in diesen Kellerwohnungen verbringen, die keine andere Annehmlichkeit besitzen, als daß sie ihre Inwohner gut ernähren. Es fehlt in den meisten dieser Keller Alles, was die moderne Welt unter dem Namen Komfort versteht. Der Raum ist unglaublich beschränkt, finster, modrig, feucht, und die Vergünstigung, in solchen Räumen wohnen zu dürfen, obendrein kostspielig. Beginnen aber im Frühjahr und im Herbst die Aequinoktialstürme, und rollen die ungeheuern Fluthgebirge der Nordsee gegen die flachen Küstenlande der Niederelbe, dann stauen sich die Wassermassen des Stroms zur Fluthzeit zurück, bäumen sich hoch auf und dringen durch die Fleethen in diese Kellerwohnungen, dieselben oft mehrere Fuß hoch mit trübem, schmutziggelbem Wasser füllend. Und dennoch verläßt der Inhaber des Kellers sein Haus nicht, es müßte denn in Folge einer Springfluth seinem Leben Gefahr bei längerem Verweilen drohen. Fälle dieser Art werden durch das Lösen der Lärmkanonen angezeigt.

Die Häuser in diesem Stadttheile sind mit sehr wenigen Ausnahmen schlecht gebaut. Ein hölzernes Gerüpp, mit Ziegelsteinen ausgesetzt, ist so ziemlich die ganze daran verschwendete Architektur. Gewöhnlich fehlt es

Digitized by Google

an ſogenannten Brandmauern, welche die einzelnen Häuſer von einander trennen und jedes Haus als ein für ſich beſtehendes von den Nachbarhäuſern abſondern. Hier lehnt ſich Haus an Haus ohne ſolche Brandmauer, woraus großentheils die Verheerungen der Feuersbrunſt von 1842 ſich erklären. Brände in dieſem eng und leicht gebauten Häuſergewirr müſſen, finden ſie gleich beim Entſtehen viel Nahrungsſtoff, und treibt ein ungünſtiger Wind die Flamme über die Satteldächer der Nachbarhäuſer, immer gefährlich werden. Daß dennoch bei den ſehr häufig vorkommenden Bränden in Hamburg ſelten wirklich bedeutende Feuersbrünſte ſtattfinden, möchte nur darin ſeine Erklärung finden, daß der überaus ſtarken Bevölkerung wegen jegliche Feuersgefahr ſogleich entdeckt wird. Nur einzelne Straßen, wie die große Reichenſtraße, die Gröningerſtraße, die Katharinenſtraße ꝛc., ſind beſſer gebaut und haben zum Theil Häuſer, welche den alten ſtolzen Kaufmannshäuſern Lübecks zwar nicht gleichkommen, aber doch ähneln.

Nicht viel beſſer gebaut iſt der weſtlich gelegene Stadttheil, die Neuſtadt. Auch dieſe Region Hamburgs trägt den Stempel altholländiſcher Bauart, nur hat dieſelbe ihrer höhern Lage wegen von den Fluthbewegungen des Meeres und dem Hochwaſſer der Elbe nichts zu leiden. Der Verkehr iſt eben ſo ſtark und auf einzelnen Straßen, wie dem alten und neuen Steinwege, der Fuhlentwiete, die ſich ſchlangenartig durch dieſes Stadtviertel windet, übertrifft er ſogar noch den in der Altſtadt. An Werkeltagen wogt auf dieſen Straßenkanälen, welche den Verkehr mit Altona vermitteln, ein ſolcher Strom von Menſchen, Pferden und Wagen, daß dieſes ununterbrochene Gewühl hin und wieder Drängender nur etwa von dem Leben auf dem Toledo, der Hauptſtraße Neapels, übertroffen wird.

Zwiſchen dieſen beiden Städten — denn Städte muß man beide Hälften nennen — mitten inne liegt der Neubau, welchen die auflodernde Flamme des fünften Mai 1842 geſchaffen hat. Drei Tage und eben ſo viele Nächte verwandelten genau den Kern der gewaltigen Stadt, und darunter die unbedingt ſchönſten Straßen, in einen glühenden Aſchenhaufen. Dieſer Neubau macht gegenwärtig Hamburg zur glänzendſten Stadt in Deutſchland.

Man kann vielleicht Gegründetes an der Architektur dieſes neuen Stadttheils auszuſetzen finden, zugeben wird man immer müſſen, daß der Totaleindruck dieſer Stadt von Paläſten großartig, überraſchend, feſſelnd iſt. Die alten, ſeltſam gegiebelten Häuſer Lübecks mit ihren bunten Ziegelreliefs, ihren bald verwiſchten, bald durch das Wetter zerſtörten Zierrathen ſind maleriſcher und laſſen uns glauben, es müſſe in dieſer ſteinernen Romantik auch ein wunderbar romantiſch geſinntes Geſchlecht wohnen; Hamburgs Prachtpaläſte geben romantiſchen Gedanken keinen Raum, und dennoch liegt auch in ihnen etwas ſeltſam Feſſelndes. Wenn man herabſieht auf dieſe Straßen, dann glaubt man eine Stadt von Burgen vor ſich zu haben, ſo hoch gethürmt ſteigen dieſe Häuſermaſſene mpor, und ſo mittel-

Digitized by Google

alterlich ſolid ſind viele Fenſter, Balkone und Giebelzinnen derſelben aufgeführt. Ein beſtimmter architektoniſcher Geſchmack herrſcht nicht vor, wohl aber läßt ſich deutlich erkennen, daß Haltbarkeit, zweckmäßigſte Benutzung des vorhandenen Raumes und das Beſtreben nach Komfort ſich gegenſeitig die Hände reichen. Ich denke mir Edinburg ähnlich gebaut, nur daß in der ſchottiſchen Hauptſtadt die terraſſenartig am Berg emporſteigenden burgartigen Gebäude dieſer ein ungleich impoſanteres Aeußere verleihen müſſen. Die meiſten Häuſer des Neubaues haben bei einer Höhe von 4 bis 5 Stockwerken platte Dächer, was uns bisweilen glauben machen kann, wir befinden uns in einer Stadt Südeuropa's.

Den Glanzpunkt dieſes von den Flammen verheerten und aus der Aſche ſeitdem wieder neu entſtandenen Hamburg bildet das Alſterbaſſin, das auf drei Seiten von den langen Palaſtfronten des Alſterdammes, des alten und neuen Jungfernſtieges umrahmt wird. Dem ſchönen Jungfernſtiege kann keine andere deutſche Stadt etwas Aehnliches an die Seite ſtellen. Namentlich des Abends, wenn tauſend Lichter der nahen Paläſte und Gaſthäuſer in der blauen Alſterfluth ſich ſpiegeln, wenn ringsum Geſang und Saitenſpiel und frohes Leben erſchallt und auf dem Waſſer die Gondeln ſich ſchaukeln: glaubt man nicht in einer nordiſchen Stadt, ſondern in einem Venedig oder einer noch lebhafteren ſüditalieniſchen Stadt zu ſein. Allerdings würde dieſer ſchönſte Theil Hamburgs noch ſchöner ſein, bildete er ſtatt eines gegen Norden zu offenen Vierecks einen koloſſalen Halbkreis, was vielleicht bei der neuen Anlage möglich geweſen wäre, hätten die Erbauer nicht Nützlichkeitsrückſichten vorwalten laſſen.

Es giebt keine zweite Stadt in Deutſchland, welche auch nur ähnliche, dem häuslichen Komfort dienende Einrichtungen in der Art aufzuweiſen hat, wie ſie in dem neuerbauten Hamburg das kleinſte Haus beſitzt. Der Boden, der dieſe Häuſermaſſe trägt, iſt mehr durchwühlt, und mittelſt künſtlicher Stützen wieder zu einem haltbaren Ganzen zuſammengefügt, als manches gold- und ſilberhaltige Gebirge. Neben den Abzugskanälen, die den Unrath in die Fleethen führen, laufen die Röhren jener großartig angelegten Waſſerleitung, die jedes Haus vom Kellerraume bis in's vierte und fünfte Stockwerk hinauf zu jeder Stunde mit ſtets friſch ſprudelndem Waſſerquell verſorgt, und durch das Geflecht und Gewirr dieſes Sielbaues ſchlingen ſich wieder die tauſendfachen Veräſtungen der ſchwarzen Gußeiſenröhren, in deren Innerem die unſichtbare Materie des Gaſes fortfluthet, dieſer leuchtende Geiſt der Steinkohle. Sobald es dämmert, oft aber auch ſchon am Tage, wenn die Nebel des Nordens den Tag in halbe Nacht verwandeln, blitzt überall die breite, in mehrere feine Spitzen ſich theilende weiße Flamme des Gaſes auf, hier unter der Erde, dort hoch oben in der Luft; denn ſehr viele Hausbeſitzer haben es vorgezogen, alle Lokalitäten mit Gasbeleuchtung einrichten zu laſſen. Gas brennt beim Krüger und Viktualienhändler im Keller, Gas leuchtet in den Komptoirs der Kaufleute, der Setzer fügt die vielverwünſchten bleiernen Lettern

Digitized by Google

beim Gaslicht zuſammen in ein Ganzes, damit ſich das Publikum über das, was die geſchäftig taſtenden Hände gebaut haben, ärgern oder freuen, und der Staatsanwalt gelegentlich Stoff zu einer Anklage daraus ſaugen mag. Bei Gas bäckt der Bäcker ſein Brot, zerhackt der Schlächter das Fleiſch, mißt und wägt der Kleinhändler; im ſtillen, aber erhitzenden Schein dieſes geiſterartigen Lichtes tanzt und jauchzt, unterhält ſich und zecht die vornehme, wie die nicht vornehme Welt Hamburgs.

Darum iſt auch der Anblick dieſer an ſich ſo ungemein nüchternen, nur auf das Materielle bedachten Stadt ſo wunderbar ſchön, ſo merkwürdig märchenhaft, wenn man ſie plötzlich des Nachts betritt. Man kann ſich dann wohl verführen laſſen, zu glauben, in dieſem Glanzmeer leuchtender Flammen müßten Kunſt und Poeſie mit inniger Liebe gepflegte Schoßkinder ſein, ein Glaube, der freilich ſehr bald zu Waſſer wird.

Man hört nicht, daß die allgemein verbreitete Benutzung des Brenngaſes die ohnehin häufig vorkommenden Feuersbrünſte in Hamburg noch vermehrt hat, oder daß Gasexploſionen, die oft ein geringfügiger Zufall herbeiführen kann, ſtattgefunden haben. Mit der wunderbaren Flamme genau vertraut, geht Jeder behutſam und doch auch leicht mit ihr um, und wenn heute Mephiſtopheles es noch der Mühe werth hielte, in der diaboliſch verdorbenen Welt irgend ein beſtimmtes Individuum herauszugreifen, um es extra für ſein flammendes Reich zu präpariren, er würde jetzt ſicher mit ihm nach Hamburg reiſen, nicht auf ausgebreitetem Mantel, ſondern auf den weichen Polſterſtühlen der Eiſenbahnwagen, um in der gasüberflammten Handelsmetropole, ſo recht innig vergnügt ſich die Hände reibend, dieſe glanzreiche, aber ſeelenloſe Flamme als „freundliches Element“ zu begrüßen.

Digitized by Google

Sechster Abschnitt.

1. Von Gravesend bis London. — 2. Englische Bauten. Die Brücken in London. Die Docks. Der Tunnel. Häuser- und Straßenbau. — 3. Die englischen Parks und Villa's. — 4. London. Ein Gang durch die Straßen von London. Wohnungen in London. Lebensweise. Ein Wochentag in London. Der Sonntag. Zeit ist Geld. — 5. Greenwich. — 6. Ausflug nach Edinburgh. Pferderennen. — 7. a. Manchester und seine Baumwollenspinnerei. — 7. b. Ein Abend des Sonnabends in Manchester. — 8. Die schwarzen Diamanten in England. — 9. Die Volkscharaktere. — 10. Eigenthümlichkeit des englischen Volks. — 11. Engländer und Franzosen nach ihrer Häuslichkeit. — 12. Die Engländer als Handelsvolk.

1. Von Gravesend bis London.*)

Das ist die englische Küste! Durch den Morgennebel schimmern die Thürme von Yarmouth. Ein gut Stück Weges noch in der Richtung nach Süden, und die Themsemündung liegt vor uns. Da ist sie: Sheerneß mit seinen Baken und Tonnen taucht auf. Nun aber ist es, als wüchsen dem Dampfer die Flügel, immer rascher schlägt er mit seinen Schaufeln die hochaufspritzende Fluth, und die prächtige Bucht durchfliegend, von der man nicht weiß, ob sie ein breiter Strom oder ein schmales Meer ist, trägt er uns jetzt, an Gravesend vorbei, in den eigentlichen Themsestrom hinein.

Alles Große wirkt in die Ferne: wir fühlen ein Gewitter, lange bevor es über uns ist; große Männer haben ihre Vorläufer, so auch große Städte. Gravesend ist ein solcher Herold, es ruft uns zu: „London kommt!" und unruhig, erwartungsvoll schweifen unsere Blicke die Themse hinauf. Des Dampfers Kiel durchschneidet pfeilschnell die Fluth, wir haben noch fünf Meilen bis zur alten City, noch an großen, volkreichen Städten müssen wir vorbei und doch sind wir bereits mitten im Getriebe der Riesenstadt; Greenwich, Woolwich und Gravesend gelten noch als besondere Städte und doch sind sie's nicht mehr; die Aecker und Wiesen, die zwischen ihnen und London liegen, sind nur erweiterte Hyde-Parks; von Smithfield nach Paddington, quer durch die Stadt hindurch, ist eine schlimmere

*) Theod. Fontane, ein Sommer in London.

Digitized by Google

Reiſe, wie von Londonbridge bis Gravesend; nicht mehr Milesend iſt die längſte Straße Londons, ſondern der prächtige Themſeſtrom ſelbſt: ſtatt der Kabs und der Omnibus befahren ihn Hunderte von Böten und Dampfern, Greenwich und Woolwich ſind Anhaltepunkte, und Gravesend iſt die letzte Station.

Der Zauber Londons iſt — ſeine Maſſenhaftigkeit. Wenn Neapel durch ſeinen Golf und Himmel, Moskau durch ſeine funkelnden Kuppeln, Rom durch ſeine Erinnerungen, Venedig durch den Zauber ſeiner meerentſtiegenen Schönheit wirkt: ſo iſt es beim Anblick Londons das Gefühl des Unendlichen, was uns überwältigt — daſſelbe Gefühl, was uns beim erſten Anſchauen des Meeres durchſchauert. Die überſchwengliche Fülle, die unerſchöpfliche Maſſe: das iſt die eigentliche Weſenheit, der Charakter Londons. Ob man von der Paulskirche oder der Greenwicher Sternwarte herab ſeinen Blick auf dies Häuſermeer richtet, ob man die Cityſtraßen durchwandert und, von der Menſchenmenge halb mit fortgeriſſen, den Gedanken nicht unterdrücken kann, jedes Haus ſei wohl ein Theater, das eben jetzt ſeine Zuhörerſchwärme wieder in's Freie ſtrömt — überall iſt es die Zahl, die Menge, die uns Staunen abzwingt, aber auch die Kraft und Energie, die all' dem groß ſich entfaltenden Leben zu Grunde liegt.

Gravesend liegt hinter uns; noch ſehen wir das Schimmern ſeiner hellen Häuſer und ſchon taucht Woolwich, die Arſenalſtadt, vor unſern Blicken auf. Rechts und links liegen die Wachtſchiffe; drohend weiſen ſie die Zähne, hell im Sonnenſchein blitzen die Geſchütze aus ihren Luken hervor. Vorbei! Wir haben nichts zu fürchten: Altenglands Flagge weht von unſerem Maſt; friedlich nur dröhnt ein Kanonenſchuß über die Themſe hin und verhallt jetzt in den ſtillen Lüften der Grafſchaft Kent. Weiter ſchaufelt ſich der Dampfer an Oſtindienfahrern vorbei, die jetzt eben mit vollen Segeln und voller Hoffnung in Meer und Welt hinausziehen; ſeht, die Matroſen grüßen und ſchwenken ihre Hüte! Wenn wieder Land unter ihren Füßen iſt, ſo ſind es des Indus oder Ganges Ufer. Glückliche Fahrt! Und jetzt, ein Invalidenſchiff ſperrt uns faſt den Weg. Alles daran iſt zerſchoſſen — es ſelbſt und ſeine Bewohner. Ein Dreidecker iſt's; ſeine Kanonenluken ſind friedliche Fenſter geworden, hinter denen die Sieger von Abukir und Trafalgar, die alte Garde Nelſons, ihre traulichen Kojen haben.

Aber laſſen wir die Alten! das junge, friſche Leben jubelt eben jetzt an uns vorüber. Eine wahre Flotille von Dampfböten, nur heimiſch im Themſefahrwaſſer, kommt unter Sang und Klang den Fluß hinunter. In Gravesend iſt Jahrmarkt oder ein Schifferfeſt. Da darf der Londoner Junggeſell, der Kommis und Handwerker nicht fehlen; die halbe City, ſcheint es, iſt flügge geworden und will in Gravesend tanzen und ſpringen und ſich einmal gütlich thun nach der Melodie des Dudelſacks. Kein Ende nimmt der Feſtzug; bis hundert hab' ich die vorbeifliegenden Dampfer gezählt, ohne zu Ende gekommen zu ſein.

Digitized by Google

Nun taucht Greenwich auf, immer reger wird das Leben, immer bunter der Strom, wie wenn Ameisen arbeiten, hierhin, dorthin, rechts und links, vor und zurück, aber immer rastlos, so lebt und webt es zwischen den Ufern.

Noch hat unser Fuß London nicht betreten, noch liegt es vor uns, und schon haben wir ein Stück von ihm im Rücken — auf hundert Dampfböten eilte es an uns vorbei. Die Bevölkerung ganzer Städte ist ausgezogen aus der einen Stadt, und doch, die Tausende, die ihr fehlen, sie fehlen ihr nicht, es ist das gleiche unabsehbare Getümmel.

---

2. Englische Bauten.*)

Die Brücken in London.

Der Themsestrom theilt die fast 3 Millionen Bewohner umfassende Stadt in zwei Hälften; die Stadttheile London und Westmünster liegen auf der Nordseite der Themse, Southwark und Lambeth auf der Südseite. Beide Abtheilungen sind durch 7 Brücken (unter welchen eine Hängebrücke) mit einander verbunden, und diese 7 Brücken gehören zu den architektonischen Glanzpunkten Londons; keine Hauptstadt kann sich solcher rühmen und Canova erklärte nicht mit Unrecht, der Anblick der Waterloobrücke allein sei schon eine Reise nach London werth. Paris hat mehr Brücken, aber die Seine ist viel weniger breit und tief, als die Themse. Die Donau bei Wien ist kein der Ebbe und Fluth ausgesetzter Strom und doch hat die österreichische Hauptstadt nur eine Holzbrücke über denselben geschlagen; der Rhein hat vom Meer bis Basel keine stehende Brücke.

Man kann sich des Staunens nicht erwehren, wenn man die Southwarkbrücke mit ihren drei Riesenbogen, von denen der mittlere eine Spannung von 240 Fuß hat, betrachtet. Aber das Staunen wächst, wenn man weiter stromabwärts gleitet und die London-Bridge, schwer und massiv wie ein Gebirgsstück, über den breiten Strom geworfen sieht. Es läßt sich nichts Soliderres denken, und man bewundert zugleich die Kühnheit, die Ausdauer und den Reichthum der Mittel, der zu solchem Riesenbau erfordert wurde. Die Werke, welche auf das Praktische gerichtet sind, mögen sie auch noch so schwierig in der Ausführung sein, werden von dem Engländer mit einer Sicherheit und einem Eifer ausgeführt, wie es bei keiner andern europäischen Nation der Fall ist.

Die älteste war die Londonbrücke (London-Bridge), 1176—1206 erbaut, 1831 aber abgebrochen und durch eine neue ersetzt, aus Granit mit 5 Bogen, von 968′ Länge und 650′ Breite. Die Southwarkbrücke

*) Erinnerungen an England und Schottland von Moritz v. Kalckstein (Berlin 1854).

Digitized by Google

ist von Gußeisen, hat 758′ Länge und wurde 1814—19 erbaut. Die Blackfriarsbridge (Schwarzemönchsbrücke) ist 956′ lang, hat 9 Bogen und wurde 1760—68 aus Quadern erbaut. Die Waterloobrücke (früher Strandbrücke genannt) ist die schönste; ward 1814—17 aus Granit erbaut in einer Länge von 1224′ mit 9 elliptischen Bogen zu 120′ Spannung. Von gleicher Länge ist die Westmünsterbrücke, 1739—50 aus Portlandstein erbaut, mit 15 Bogen und 28 Thürmchen. Sehr elegant ist die Vauxhallbrücke mit 9 Bogen, 1813—16 erbaut.*)

Zur Londonbrücke führt jetzt eine prachtvolle Straße, die durch Abtragung der alten Häuser gebahnt wurde. Man hat von ihr, die gleichsam den Knotenpunkt auf der Themsestraße bildet, einen wahrhaft großartigen Blick auf das weit ausgespannte Panorama der Riesenstadt. Verfolgt man abwärts die Uferkontouren des Stroms, so treten im Norden die hochanstrebenden grauen Steinmassen des Tower dem Blick entgegen. Die zunächst liegenden Docks mit dem Mastenwald ihrer zahlreichen Schiffe schließen den Prospekt. Nach der entgegengesetzten Seite ragt die schöne, himmelanstrebende Kuppel der grandiosen Paulskirche empor. Weiterhin verschwimmen aber die Umrisse dieses architektonischen Bildes in der durch Kohlendampf und Nebeldunst getrübten Atmosphäre; selbst an sonnenhellen Tagen sind Fernsichten nur durch einen Schleier zu schauen.

Die Docks.

In der unmittelbaren Nähe des Tower bis Blackwell, in einer Ausdehnung von einer deutschen Meile, liegen die Docks. Wie alle Unternehmungen in England, so sind auch diese Docks aus Anlage-Kapitalien von Aktiengesellschaften hervorgegangen. Es sind künstliche Wasserbassins zur Aufnahme fremder Schiffe, mit 5—7 stöckigen Waarenhäusern umgeben. Alle zusammen umfassen einen Flächenraum von 450 englischen Acres**), in denen 1200 Schiffe ganz bequem Platz finden. Die in den Waarenhäusern und auf den Lagerplätzen dieser geräumigen Bassins aufgespeicherten Frachtgüter haben den Kapitalwerth von wenigstens 20 Millionen Pfund Sterling. Der ungeheure Verkehr auf der Themse, in deren Hafen oft an einem Tage 300 Schiffe einlaufen, hat die Anlage dieser Bassins nothwendig gemacht. Ohne sie müßte der Strom wenigstens das Dreifache seiner Breite haben, um für alle angekommenen Fahrzeuge hinreichenden

---

*) Die Erbauung der Londonbrücke kostete 3,500,000 Thaler
" " " Southwarkbrücke " 4,300,000 "
" " " Blackfriarsbrücke " 1,070,000 "
" " " Waterloobrücke " 8,400,000 "
" " " Westminsterbrücke " 2,733,000 "
" " " Vauxhallbrücke " 1,835,000 "

**) 1 engl. Acre etwas über 1 preuß. Morgen; 100 Acres = 73,000 sächs. Acker.

Digitized by Google

Raum darzubieten. Auch würde, da alle Schiffsladungen vor ihrem Absatz an die Londoner Handelshäuser einem Zoll unterworfen sind, die dadurch herbeigeführte Verzögerung oft mit den nachtheiligsten Verlusten für die Schiffseigner verbunden sein. Diesem Uebelstande wurde durch Anlage der Docks abgeholfen. Sie geben den einlaufenden Schiffen eine bequeme Gelegenheit, ihre Fracht entweder auf den weiten Lagerräumen vor ihren Bassins sofort zu versteuern, oder dieselbe unter Umständen unverzollt in den Waarenhäusern bis zu einer passenden Gelegenheit liegen zu lassen. Da bei den fortwährenden Schwankungen des Großhandels häufig das schnelle Ergreifen des Momentes den Ausschlag giebt, so sind diese Anlagen für die Erleichterung und Förderung des Handelsverkehrs von nicht zu berechnender Wichtigkeit.

Von den unmittelbar an den Tower grenzenden Katharinendocks gelangt man durch einige schmutzige, fast ausschließlich von Matrosentavernen eingenommene Viertel zu den London-Docks. Hier spiegelt sich die bewegliche Regsamkeit des britischen Welthandels in den wechselvollsten Formen ab. An den Lagerplätzen vor den Waarenhäusern bilden hoch aufgethürmte Faßreihen lange Straßen, zwischen denen sich Handkarren, Wagen, Menschen in dem dichtesten Gewühl fortbewegen. An keiner Stelle des Londoner Hafens, von Gravesend bis London-Bridge, sind die Schiffe verschiedener Nationalitäten so dicht gedrängt. In dem buntesten Gemisch erblickt man holländische Schiffe, Brasilianer mit Kaffee und Farbhölzern, Dänen mit Schlachtvieh, französische Schiffe mit Obst, Gemüse, Eiern, Amerikaner mit Tabak und Baumwolle, deutsche Fahrzeuge mit Getreide, englische Schiffe mit Kolonialprodukten aus Indien, Australien, Kanada und dem Kap.

Jeder Handelsgegenstand hat sein besonderes Viertel. Gleich beim Eintritt liegt das Joory-House, in welchem ungeheure Vorräthe von Elephantenzähnen und Schildkrötenschalen aufgehäuft liegen; ein anderes fünf Stock hohes Magazin, schon durch einen bläulich gefärbten Dunstkreis, der es einhüllt, wahrnehmbar, umfaßt das Indigolager. Daran reihen sich die Waarenhäuser für die Theevorräthe, die hier in vielen tausend mit chinesischen Etiketten versehenen Kisten in einer Massenhaftigkeit aufgespeichert liegen, wie nicht leicht an einer andern Stelle der Welt. Einer der umfangreichsten Artikel der Einfuhr ist der Tabak. Man veranschlagt die Vorräthe desselben auf 600,000 Zentner, mit einem Kapitalwerth von 4,800,000 Pfund Sterling. In einem der Waarenhäuser „the queens warehouse“ fällt ein aus rohen Backsteinen gemauerter, kegelartig geformter, stets brennender Ofen auf. Der Volkswitz hat denselben mit dem pikanten Namen der „Tabakspfeife der Königin“ (the queens Tobacco-Pipe) getauft. Alle verdorbenen oder wegen Einschmuggelung mit Beschlag belegten und wegen der Höhe des Strafsatzes nach einem bestimmten Zeitraum nicht abgeholten Waaren werden zu möglichst schneller und am wenigsten umständlicher Spedition der rastlos arbeitenden Esse dieser queens Tobacco-Pipe übergeben, und so groß ist die Quantität des hier der Zerstörung anheim-

Digitized by Google

gegebenen Stoffs, daß der Ofen nun schon seit Jahren seinen Vernichtungsprozeß vollzieht und sogar die daraus gewonnene Asche für Landwirthe, Seifensieder und Besitzer chemischer Fabriken der Gegenstand einer einträglichen Spekulation geworden ist.

Von einem durch ihre Massenhaftigkeit in ganz eigenthümlicher Weise anregenden Interesse sind die unterirdischen Weinlager der London-Docks. Man steigt eine breite Treppe abwärts und gelangt in ein wahres Labyrinth von Weinfässern, das durch viele sich kreuzende Schienenwege, auf welchen die Fässer fortgeschafft werden, durchschnitten wird. Die Richtung dieser Kommunikationen ist durch Oellampen angedeutet, welche besonders an den Kreuzungspunkten eine ungewöhnliche Helle entwickeln und so ein anschauliches Bild dieses Riesenkellers zurücklassen, der wohl das umfassendste unterirdische Gewölbe unserer Zeit ist. Er hat einen Flächenraum von 12 Acres und seine Schienenwege sollen eine Länge von 13 englischen Meilen erreichen. Für die Zulassung in diese unterirdischen Weinlager bedarf es einer Karte, die, mit einer tasting-ordre versehen, gleichzeitig die Erlaubniß des Kostens der verschiedenen Weinsorten in sich schließt. Jeder Kaufmann, der in den Docks Weinvorräthe liegen hat, kann dergleichen Ordres ausstellen. Mit einem solchen passe-partout ausgerüstet und mit einem Grubenlichte versehen, wird man von den Küfern durch die verschiedenen Quartiere dieser Unterwelt geführt, worin die Geister der verschiedenen Weingottheiten ihren Herrscherſitz aufgeschlagen haben; aber schon halb berauscht durch das Einathmen ihrer duftigen Blume versetzen nur wenige Tropfen des Xeres oder Malvasier den Kopf in den Zustand eines Traumwachens, der uns aus jener von Wein- und Lampendunst verdickten Atmosphäre und den niedrigen mit Schimmel bedeckten Gewölben wieder hinausdrängt nach der dem menschlichen Dasein befreundeten Tageshelle.

Weiter gegen Osten liegen noch die West-India-Docks, die größten aller dieser Bassins, mit einem Flächenraum von 300 Acres, in welchen 500 Westindienfahrer gemächlich nebeneinander liegen können; dann folgen bei Blackwell die East-India-Docks für die Schiffe, die nach China und Ostindien gehen. In der Nähe dieser Docks liegt die Eisenbahnstation, welche eine bequeme und schnelle Verbindung mit der City bewerkstelligt. Aber damit ist das Gebiet der Londoner Docks noch nicht abgeschlossen. Auch auf dem rechten Ufer der Themse, den West-India-Docks gegenüber, giebt es deren drei, die Kommercial-Docks, die vorzugsweise als Häfen für Holz- und Kohlenschiffe dienen.

Sämmtliche Docks können durch Schleusen, welche den Abfluß des Wassers hemmen, auch bei niedrigem Wasserstande in gehöriger Tiefe erhalten werden.

Der Tunnel.

Dieser wunderbare unter dem Bette des Themsespiegels ausgeführte Bau hat den Zweck, die an beiden Stromufern gelegenen Stadttheile der

Digitized by Google

City zur Bewerkſtelligung einer bequemeren Kommunikation zu verbinden, da die Anlage einer Brücke in dieſer Gegend des Oſtendes den belebteſten Theil des Hafens bis zur London-Bridge mit den dazu gehörenden London- und Katharinen-Docks, dem Handelsverkehr ganz unzugänglich machen würde. Freilich iſt hier der Verkehr zwiſchen beiden Uferſeiten nicht ſehr bedeutend, da die Bevölkerung Londons nur am Weſtende in einem fortſchreitenden Anwachs begriffen iſt, während die Oſtſeite immer mehr verödet. Daher wurde der urſprüngliche Plan, den Tunnel auch für Wagen zugänglich zu machen, aufgegeben, wobei noch der Umſtand zu berückſichtigen war, daß durch den nothwendigen Ankauf der Häuſermaſſen beider Ufer, um einen geeigneten Fahrweg bis zur Tiefe des Schachts zu ziehen, die Betriebskoſten dieſes ungeheuren Werkes eine zu bedeutende Höhe erreicht haben würden. Dennoch erreicht das Anlagekapital bei Weitem nicht die Höhe der Summen, welche die Londonbrücke gekoſtet hat. Das von den Aktionären gezeichnete Kapital belief ſich auf 180,000 Pfund, allein noch war der Bau nicht bis zur Hälfte vorgeſchritten, als dieſe Fonds vollkommen erſchöpft waren. Nun wurde durch eine Parlamentsakte die für die Vollendung des Unternehmens noch fehlende Summe votirt, und ſo entſtand ein Wunderwerk, das an Kühnheit des Gedankens, bewundernswürdigem Scharfſinn der Berechnung und zäher, in der Ausführung das Unglaubliche überwindenden Thatkraft in den Jahrbüchern der Kulturgeſchichte ſeines Gleichen ſucht.

Zwei platte, niedrige Thürme, die ſich zu beiden Seiten der hier 2000 Fuß breiten Themſe erheben, bilden die Eingänge zum Tunnel. Man ſteigt auf ſehr bequemen, kuppelartig überwölbten Wendeltreppen in den 80 Fuß tiefen Schacht hinab zu der unter dem Strombette hinweggleitenden Verbindungsſtraße. Dieſe beſteht aus zwei gewölbten, durch Querverbindungen zuſammenhängenden Gängen, von denen aber nur der eine dem Verkehr geöffnet iſt. So wälzt über unſern Köpfen ein mächtiger Strom ſeine Fluthen mit ſeinen Kriegsdampfern und Oſtindienfahrern hinweg. Die größte Schwierigkeit bei der Ausführung des Baues lag darin, daß man unter den Schichten zwiſchen der oberen Wölbung und dem Bette des Stromes auf loſen Triebſand ſtieß; dazu kommt, daß die in die Themſe bis in den Londoner Hafen eindringende Fluth die Höhe ihres Waſſerſpiegels um 12—15 Fuß ſteigert, mithin den über der oberen Wölbung laſtenden Druck des Waſſers bedeutend vermehrt. Ungeachtet aller dieſer Schwierigkeiten ſchritt der Bau bis über die Hälfte vor, als trotz der ſorglichſten Vorſicht durch eine ſich öffnende Spalte mehre Tauſend Kubikfuß Waſſer herabſtürzten. Die Ueberſchwemmung geſchah ſo plötzlich, daß mehre Arbeiter ertranken, und außer einem Theile des Werks der größte Theil der ſehr koſtſpieligen Maſchinen zerſtört wurde. Nur mit Mühe gelang es dem Architekten Brunel ſich zu retten. Doch welche Möglichkeit wäre der Energie des menſchlichen Geiſtes unerreichbar? Als nach unſäglichen Anſtrengungen das Waſſer aus dem Schacht ausgepumpt und

Digitized by Google

durch Sandſäcke der Riß verſtopft war, ſchritt man von Neuem an's Werk, deſſen Bau 1825 begonnen hatte, und ſchon 1834 konnte der Tunnel dem Publikum zur Benutzung übergeben werden.

Für einen Aufenthalt unter der Erde, ſogar unter dem Waſſer, hat das Innere des Tunnels ein ganz wohnliches Ausſehen. Die eine Seite des ſich vor unſern Augen öffnenden Doppelgangs iſt durch Gasflammen bis zur Tageshelle erleuchtet, und in den Querkommunikationen dieſer beiden Durchgänge hat die Induſtrie des Londoner Kleinhandels ihren Sitz aufgeſchlagen. Hier bieten Krämer an Waarentiſchen Verkaufsgegenſtände aller Art, bis zum Pennywerth, feil; nur an den Sonntagen erfreut ſich dieſe unterirdiſche Bevölkerung des Sonnenlichts. Auch von der Muſik ſuchen Einige Gewinn zu ziehen; man hört ſchon beim Eintritt ein charivariartig verſchwimmendes Getön von Flöten, Geigen und Leiern; eine Drehorgel, durch eine kleine Dampfmaſchine in Bewegung geſetzt, ſchreit auch darein, vom Morgen bis zum Abend, um zu dem dahinter aufgeſtellten Panorama zu locken. Induſtrie oben und unten!

Häuſer- und Straßenbau.*)

London enthält nach der neueſten Zählung**) 2,803,034 Einw., alſo mehr als halb ſo viel Einwohner als ganz Bayern, über eine halbe Million mehr als alle Großherzogthümer in Deutſchland zuſammengenommen oder als das Königreich Sachſen, faſt ebenſoviel als das Kurfürſtenthum und die Grafſchaft Heſſen, die 16 Herzog- und Fürſtenthümer und die 4 freien Städte zuſammen, ſomit ſo viele Einwohner als 22 deutſche Staaten insgeſammt; es iſt faſt dreimal volkreicher als das Königreich Griechenland und um hunderttauſend Seelen volkreicher als Dänemark mit allen ſeinen Beiländern, doppelt volkreicher als das Königreich Norwegen und volkreicher als Wien, Berlin, Paris und Rom zuſammengenommen. Es iſt wohl das erſte Mal in der Welt, daß eine ſolche Maſſe Menſchen auf einer Fläche von 4 deutſchen Quadratmeilen zuſammenwohnt. Man kann zwar kaum angeben, wo London eigentlich endigt, da es keine Art von einheitlicher Verwaltung hat und keine Behörde irgend einer Art ſich auf die ganze Stadt erſtreckt. Parlamentariſch genommen beſteht London aus den Wahlbezirken City, Weſtminſter, Marylebone, Finsbury, Tower Hamlets, Southwark und Lambeth, aber dies iſt auch nur eine ſehr fiktive Beſchreibung der Stadt, indem eine Menge umliegender Orte nach und nach von dem wachſenden Ungeheuer verſchlungen werden, aber ihre eigene Verwaltung behalten. Die Poſt iſt in derſelben Verlegenheit über die Ausdehnung der Stadt und hat eigenmächtig dieſelbe in eine innere und äußere getheilt, indem ſie von dem General-Poſtamt aus einen inneren Zirkel von 3 engl. Meilen Radius und einen weiteren von 6 engl. Meilen Radius gezogen hat; der letztere bildet die äußere Stadt, enthält jedoch

*) Deutſche Gemeinde-Zeitung, Sept. 1862.
**) Vom Jahre 1861.

Digitized by Google

zum Theil mehr, zum Theil weniger, als man eigentlich zur Stadt zählt. Wollte man das, was gesetzlich zum Hafen von London gehört, zur Stadt rechnen, so würde sie noch viel ausgedehnter sein, denn jener geht von der Southwark-Brücke an 30 engl. Meilen am Fluß hinab; allein diese Theile gehören größtentheils nur so weit zur Stadt, als sie den Hafenbeamten und der Gerichtsbarkeit der Wasserpolizei der City unterworfen sind.

Die Zunahme der Bevölkerung der eigentlichen Stadt, welche mehr als 400,000 Häuser enthält, beträgt in den letzten 10 Jahren (von 1851 bis 1861) im Ganzen 440,798 Köpfe, jährlich also etwa 40- bis 50,000 Menschen, die nach Londoner Bauart und Gewohnheit mehrere Tausend neue Häuser erfordern. Die Größe dieser Bevölkerung und dieser Zunahme erscheint im ersten Augenblick unbegreiflich, denn nicht nur ist es an und für sich ein fast unerhörtes Verhältniß, daß eine Hauptstadt den zehnten Theil der Bevölkerung eines Reiches enthalte, und noch mehr, daß sie die Hälfte der jährlichen Zunahme der Gesammtbevölkerung für sich anspreche. Es scheint um so sonderbarer, wenn man die Abneigung der Engländer gegen London kennt. In Frankreich ist es der erste Wunsch eines jeden Menschen, in Paris zu wohnen, und nur die Unmöglichkeit hindert ihn, diesen Wunsch auszuführen; in London ist es der erste Wunsch eines Jeden, auf dem Lande zu wohnen; hat er sich bereichert, so kauft er einen großen oder kleinen Landbesitz und kommt nur zu Geschäften oder auf einige Wochen in der modischen Zeit im Frühjahre in die Stadt; hat er es aber noch nicht so weit gebracht, so sucht er wenigstens einige Stunden außerhalb der Stadt zu wohnen. Aber die Anziehungskraft des Reichthums und der Macht dieser unbegreiflichen Stadt, die Größe der materiellen und moralischen Interessen, die hier ihren Mittelpunkt finden, die Thätigkeit des Handels und die Leichtigkeit, Arbeiten aller Art hier obzuliegen, sind so übermächtig, daß sie nothwendig viele Tausende von Menschen aller Art hierher führen. Dazu kommt, daß London nicht nur die Hauptstadt vom europäischen England, sondern von einem Colonialreiche ist, aus dem jährlich Tausende von Familien zurückkommen, die keinen Familiensitz in England haben und es daher bei Weitem leichter und wohlfeiler finden, sich in London niederzulassen, wo für Bedürfnisse aller Art gesorgt ist, wie nirgends in der Welt. So entstand vor einigen Jahren ein neues Quartier sehr schöner Straßen nördlich vom Park von Kensington, das den Namen Kleinasien erhielt, weil es größtentheils von ehemaligen Offizieren und Beamten von Indien bewohnt wurde, und in einem anderen neuen Quartier, das gegen Hammersmith hin gebaut worden war und sich vor Kurzem bevölkerte, waren fast alle Häuser von aus Australien zurückgekommenen Kolonisten gekauft worden. Es macht der englischen Selbstverwaltung die größte Ehre, daß für das Bedürfniß einer so zunehmenden Bevölkerung auf die natürlichste Art und wie von selbst gesorgt wird, ohne daß die Regierung oder selbst die lokale Municipalität sich darein mischt. Wenn man bedenkt, mit welcher Gewaltthätigkeit und Verschwendung in

Digitized by Google

Paris, mit welcher Langſamkeit und Schwerfälligkeit in Wien für eine unendlich kleinere Ausdehnung der Stadt geſorgt wird, ſo erſtaunt man, zu ſehen, wie in London die Dinge faſt wie durch ein Naturgeſetz vor ſich gehen und aus dem Boden zu wachſen ſcheinen und überall neue Quartiere entſtehen, die mit Waſſer, Gas und Allem verſehen werden, und wie die Größe der Operationen einen Menſchenverſtand und eine Leichtigkeit dabei eingeführt hat, welche die Regierungsweisheit jener ſchreibſeligen und viel geplagten Städte gänzlich zu Schanden machen. Denn das Reſultat iſt, daß in London der Bau der Häuſer dem Bedürfniſſe eher vorangeht, daß Jeder in den neuen Quartieren leicht eine ſeinen Mitteln und Bedürfniſſen angemeſſene Wohnung findet, daß die Straßen ſchöner ſind als ſonſt irgendwo und daß trotz der ſchwierigen Verhältniſſe des Grundbeſitzes die Wohnungen in London wohlfeiler ſind als in jeder anderen großen Stadt. Der Miethzins koſtet in London in dem größeren Theile der Stadt (mit Ausnahme der City) nur die Hälfte von dem, was er in Paris und in Wien (nicht nur in der inneren Stadt, ſondern auch in den zugänglicheren Theilen der Vorſtädte von Wien) koſtet, während die Häuſer bequemer und geſunder ſind, als in dieſen beiden Städten.

Die Häuſer- oder vielmehr Städte-Fabrikation geht um den ganzen äußeren Umkreis der Stadt vor ſich und das Verfahren iſt überall daſſelbe. Niemand oder wenigſtens faſt Niemand baut ſelbſt ein Haus, mit Ausnahme einiger ſehr reicher Leute, deren Zahl in der Maſſe des hieſigen Bauweſens kaum in Betracht kommt. Es iſt im Gegentheil ſo weit gekommen, daß es kaum noch der Mühe werth iſt, eine Straße zu bauen, obgleich dies auch noch vorkommt, ſondern ein rechter Bauunternehmer findet es vortheilhafter, ein ganzes Quartier zu bauen, das Straßen für reiche, für wohlhabende, für mittlere und arme Leute enthält Jede Seite eines Straßenviertels ſtellt gewöhnlich ein architektoniſches Ganzes dar, das eine Façade bildet und im Inneren in gleichförmige Häuſer abgetheilt iſt, mit der Ausnahme, daß die Eckhäuſer gewöhnlich geräumiger ſind. Häuſer erſter Klaſſe bilden oft einen Square, d. h ein hohles Viereck, das in der Mitte einen Garten hat, zu dem die Anwohner des Square Schlüſſel haben, oder ſie bilden Halbmonde oder Terraſſen, d. h. ſie ſind von der großen Straße durch einen Streifen von Gartenanlagen getrennt, hinter denen die Auffahrt zu den Häuſern herumläuft. Häuſer zweiter Klaſſe ſtehen meiſtens in kleinen Gärten, die zu ihnen gehören, die dritter Klaſſe haben zwiſchen ſich und der Straße einen kleinen Garten, aber keine Auffahrt In allen dieſen giebt es keine Kaufläden. Häuſer mit Buden bilden eigene Straßen, welche theils die großen Durchfahrten und Arterien der Stadt ſind, wo ſich die reichen Läden finden, theils kleinere Nebenſtraßen für die ärmeren. Dieſe ſyſtematiſche Vertheilung der Häuſer nach Klaſſen iſt dieſelbe in allen neuen Stadttheilen, nur wechſeln, je nachdem die Gegend mehr oder weniger modiſch iſt, die Zahlverhältniſſe der Häuſer erſter und letzter Klaſſe; im

Digitized by Google

Oſt- und Südende der Stadt ſind mehr Buden und Waarenhäuſer, im Nord- und Weſtende mehr Privathäuſer erſter und zweiter Klaſſe. Ein Quartier dieſer Art iſt daher eher wie die Stiftung einer Kolonie, bei der man darauf ſehen muß, für alle Bedürfniſſe zu ſorgen und die Reichen und die Armen, die einander nöthig haben, in gehörigen Verhältniſſen zuſammenzubringen, ſo daß ſie einander ohne zu großen Zeitverluſt finden können.

Nach einer gewiſſen Reihe von Jahren, jetzt gewöhnlich nach 99 Jahren, fallen ſämmtliche Häuſer wieder dem Grundbeſitzer anheim. Dabei wird immer ausbedungen, daß die Häuſer in gutem Zuſtande zurückfallen müſſen, und dies iſt keineswegs eine bloße Formel, wie es wohl früher der Fall war, ſondern wird jetzt ſtreng eingehalten; denn gegen das Ende der Zeit kommt ein Baumeiſter von Seiten des Grundbeſitzers, beſichtigt die Häuſer und läßt ſie auf Koſten des zeitigen Beſitzers repariren, anſtreichen u. ſ. w. und der Betrag dieſer Reparaturen wird von dem Miethbewohner bezahlt, der es ſeinerſeits an der Miethe dem bisherigen Hausbeſitzer abzieht. Die Zunahme an Vermögen und Einkommen, welches die Grundbeſitzer um London herum im Verlaufe der Zeit und für die älteren Theile der Stadt ſchon ſeit langer Zeit an ſich ziehen, überſteigt alle Berechnung. Es liegt ihnen daher auch daran, daß auf ihrem Grund und Boden die möglichſt werthvollen Häuſer gebaut werden, und ſie laſſen ſich alſo, ehe ſie einen Miethvertrag über Land eingehen, immer die Pläne vorlegen, verlangen ſo viel als möglich Häuſer der beſſeren Klaſſen und möglichſt ſoliden Bau.

Je mehr ſich die Stadt ausdehnt, um ſo mehr gewinnen natürlich die ſchon gebauten Theile an Werth und dieſer ſteigt im Inneren der Stadt, wie z. B. in der City, auf das Unglaubliche. Dieſe bildet nämlich nur einen ſehr kleinen Theil von London und hat nur 600 engliſche Morgen Oberfläche und das Bedürfniß an Raum für Bureau's der Kompagnien, der Banquiers und Großhändler iſt ſo groß, daß für ganz kleine Räume und oft nur für wenige Jahre unerhörte Summen geboten werden. So ſteht z. B. in der Nähe der Börſe, in Cornhill, eine kleine Bude eines Obſtverkäufers, die an die Bureau's einer Kompagnie ſtößt, welche ſich auszubreiten das Bedürfniß hat; ſie bot dem Obſtverkäufer 1000 Pfd. Sterl. = 12,000 Gulden jährlich für die noch übrigen Jahre ſeines Miethvertrages an, aber er verlangte 2500 Pfd. St. jährlich und ſie ſind nicht handelseinig geworden. Der Advokat der City hat vor einiger Zeit bei Gelegenheit eines Prozeſſes erklärt, daß nach einem Durchſchnitte von vielen Jahren die City, wenn ſie Häuſer gekauft habe, um öffentliche Verbeſſerungen anzubringen, wie beim Durchbruch neuer Verbindungsſtraßen, den Grundbeſitz zu 360,000 Pfd. St. für den Morgen bezahlt habe, und es iſt der Fall vorgekommen, daß ein ganz kleines Stück Land in der City zu einem Preiſe verkauft wurde, zu dem ein Morgen 1,000,000 Pfd. St. gekoſtet hätte. Die Folge iſt natürlich, daß die City ſich nach und

Digitized by Google

nach entvölkert, indem die Magazine und Bureau's den Platz einnehmen, der zu theuer zum Bewohnen geworden iſt, die Kaufleute außerhalb der Stadt wohnen und Niemand mehr in den Häuſern ſchläft, als wer zu ihrer Bewachung nöthig iſt.

Iſt der Grund und Boden von den Körperſchaften (z. B. der Univerſität Oxford) oder von den großen Landbeſitzern angekauft, ſo fängt der Unternehmer ſeine Bauten damit an, daß er die Straßen zieht und ebnet und dann den ganzen Grund und Boden, der ein Häuſerviereck bildet, ſo wie den, welchen die Trottoirs an den Straßen hin einnehmen ſollen, etwa 10 Fuß ausgräbt. Hierauf baut er an der Chauſſee hin eine fortlaufende Reihe von Gewölben aus Backſteinen, die nach dem Inneren des Vierecks hin ſich öffnen, 6 bis 8 Fuß tief und ebenſo breit, und zu Kohlenkellern für die künftigen Häuſer beſtimmt ſind; ſie werden oben mit Erde zugedeckt, geebnet, mit Steinplatten belegt und bilden das Trottoir mit einer Oeffnung im Gewölbe, deren Mündung in dem Trottoir mit einer eiſernen Platte geſchloſſen iſt, durch welche die Kohlen eingeſchüttet werden. Die Thür des Kellers iſt natürlich gegen das Innere des Vierecks gewendet und geht in den kleinen unterirdiſchen Hofraum (area), der das Haus von der Straße trennt und beſtimmt iſt, der unterirdiſchen Küche Licht und Luft zu geben. Dieſe Area iſt 4 bis 8 Fuß breit und gewöhnlich von der Straße aus durch eine Treppe zugänglich, welche in die Küche hinabführt und für Lieferanten und die Dienſtboten beſtimmt iſt; die Area iſt vom Trottoir durch ein eiſernes Gitter getrennt, das mit einer Thür verſehen iſt, die auf die hinabgehende Treppe führt. Sobald die Keller unter dem Trottoir gebaut ſind, wird mit den Häuſern angefangen und die ganze Straße erhebt ſich zu gleicher Zeit; die Küche, Speiſekammer u. ſ. w. ſind unter der Erde oder vielmehr unter dem Niveau der Straße, denn ſie ſind nirgends von Erde umgeben. Das Erdgeſchoß in einem bürgerlichen Hauſe enthält immer das Speiſezimmer und das Arbeitszimmer des Hausherrn; der erſte Stock wird von der Frau bewohnt, der zweite enthält Schlafzimmer, der dritte Kinderſtuben u. ſ. w., der letzte Schlafzimmer der Dienerſchaft, und die Bauart iſt ſo einförmig, daß man nur bei größeren Häuſern, die drei und mehr Zimmer auf jedem Stockwerk haben, einen Augenblick im Zweifel ſein kann, wozu jede Thüre führen müſſe. Für den inneren Ausbau der Häuſer haben die großen Bauunternehmer eigne Fabriken, in denen alle Holz- und Metallarbeit im Großen und vortrefflich gemacht wird. Das Holz zu Thüren zu Treppengeländern, Böden, Fenſtern u. ſ. w. wird mit Dampfſägen und Hobeln bearbeitet und Tauſende von jedem Gegenſtande in abſolut gleicher Größe und Qualität angefertigt; ſo mit Schlöſſern, Angeln, Schrauben, Thürheben, Riegeln aller Art, die je nach Größen und Claſſen ſo gleich produzirt werden, daß jedes Exemplar in jedem Hauſe einer gleichen Klaſſe ohne Weiteres angebracht werden kann. Dieſe Fabrikation im Großen mit Maſchinen aller Art macht es den großen Bauunternehmern möglich,

Digitized by Google

alle dieſe Artikel gut und wohlfeil zu geben, neue und bequeme Einrichtungen leicht einzuführen, und man findet auch in den neuen Häuſern die Vertheilung des Raumes ſehr zweckmäßig, die Holz- und Metallarbeit ſehr ſolid und gut und die Waſſerbehälter und Röhren mit größter Sorgfalt und Berechnung der Bequemlichkeit und Reinlichkeit angelegt.

Sobald eine Straße angelegt wird, macht der Bauherr einen Vertrag mit einer der Waſſerkompagnien, welche die großen Röhren durch die neue Straße legt, und im Bau jedes Hauſes wird am Anfang dafür geſorgt, daß alle Stockwerke mit Hähnen verſehen werden, durch welche man eine de facto unbeſchränkte Maſſe von Waſſer entweder durch den direkten Druck aus den Hauptröhren, oder durch einen Behälter oben im Hauſe, der alle Morgen von den Hauptröhren aus gefüllt wird, abziehen kann. Dieſer Ueberfluß an Waſſer iſt es vor Allem, dem London verdankt, die geſundeſte Stadt in Europa zu ſein, denn die Sterblichkeit beträgt gegenwärtig nur noch 25 vom Tauſend jährlich. Es giebt in den älteren und ärmeren Theilen der Stadt noch etwa 90,000 Häuſer, die keinen Waſſerzufluß von außen erhalten und auf Brunnen angewieſen ſind, aber etwa 300,000 werden von 8 Waſſerkompagnien mit täglich 60 Millionen Gallonen Waſſer verſehen und man muß in London gewohnt haben, um zu begreifen, wie groß der Einfluß dieſer Waſſermaſſe auf alle Lebensgewohnheiten, auf die Reinlichkeit, Bequemlichkeit und Geſundheit iſt, und um das Grauſen zu theilen, mit dem Engländer von dem peſtilenzialen Geruch ſprechen, der in den Häuſern in Paris, Wien und Berlin herrſcht und den man auch in London in alten und vernachläſſigten Quartieren findet, wo ewiges Fieber weilt. Wenn eine Straße fertig iſt, ſo beeilt ſich der Unternehmer, die Häuſer zu vermiethen und wo möglich zu verkaufen, denn es liegt ihm vor Allem daran, ſein Kapital wieder zu erhalten, um dieſelbe Operation von Neuem anzufangen und gewöhnlich verkauft er ſie in nicht langer Zeit, da jeder lieber in einem eigenen Hauſe wohnt und man wohlfeiler kauft als miethet, weil der Verkäufer ein Häuſerhändler und nicht ein Häuſervermiether iſt, im Großen, alſo wohlfeil, fabrizirt hat und ſein Kapital zu neuen Bauten braucht. Die Spekulation iſt im Allgemeinen glücklich; viele der Bauunternehmer haben ein großes Vermögen erworben und die meiſten gedeihen, ſelbſt wo ſie unter ungünſtigeren Bedingungen arbeiten. Es geſchieht nämlich bisweilen, daß ein Maurer, ein Tiſchler und ein Schloſſer ſich aſſoziiren, um eine Straße zu bauen, daß ſie mehr unternehmen, als ihr Kapital erlaubt, und genöthigt ſind, auf die halb gebaute Straße Geld aufzunehmen; aber auch dieſe Spekulationen gedeihen gewöhnlich, wenn ſie mit nur gewöhnlichem Verſtande in der Wahl der Gegend und der Klaſſe der Häuſer gemacht werden.

Das Reſultat der großen Freiheit, die man hier im Hausbau genießt, hat eine Konkurrenz herbeigeführt, welche mit der ſchnellen Zunahme der Bevölkerung völlig gleichen Schritt hält und die neueren Theile von Lon-

Digitized by Google

don zu der ſchönſten und geſundeſten Stadt von der Welt gemacht hat, wo man mehr Raum, breitere Straßen, mehr Bäume und Bequemlichkeit hat als irgendwo, und das Alles um einen Preis, der im Ganzen die Hälfte von dem nicht überſchreitet, was man in Wien und Paris für ungeſundere Logis bezahlt. Da die Stadt ſich nicht in die Bauten gemiſcht hat, ſo entgeht ſie aller der Gewaltthätigkeit und Verſchwendung, die man in Paris ſieht; ſie bricht nicht ſelbſt neue Straßen durch und braucht die Leute nicht zu zwingen, ihre Häuſer deshalb zu verkaufen; ſie hat keine Schulden und daher kein Oktroi, um ſie zu bezahlen und das Leben zu vertheuern, und die Folge iſt, daß das Leben in London ſehr beträchtlich wohlfeiler iſt, als in Paris. Wir ſprechen hier von Allem, was wirklich zum Leben nöthig iſt, von Wohnung, Feuerung, Nahrung, Kleidung und Bedienung, und wenn das Leben in London wirklich theurer und zwar viel theurer iſt, als in Paris oder in Wien, ſo kommt dies einzig von dem größeren Luxus her, den der allgemeine Reichthum eingeführt und ſo allgemein gemacht hat, daß ihm auch die nicht entgehen können, die ihn gern entbehren und deren Mittel ihn ſchwer erlauben. In reichen Häuſern in der Stadt und auf dem Lande geht das Raffinement des Luxus in Equipage, in Meublen, in Bedienung, im Eſſen bis zur Abgeſchmacktheit und dieſes Beiſpiel wird von Stufe zu Stufe herab ſo viel als möglich nachgeahmt, ſo daß nach und nach die Bedürfniſſe und Gewohnheiten von Jedermann geſteigert worden ſind.

Schließlich mag noch der neueſten Schöpfung Londons, der unterirdiſchen Eiſenbahn, gedacht werden, welche in der Mitte des April 1862 zuerſt befahren wurde und deren Eröffnung aller Wahrſcheinlichkeit nach kaum minder Epoche machend werden wird, als der Tag, an dem die Panzerſchiffe „Merimac“ und „Monitor“ an einander geriethen. Wie von jenem Kampfestage ab ein neues Zeitalter des Schiffbaues und der Seekriegführung, vielleicht der Kriegführung überhaupt, datiren wird, ſo von dieſer erſten unterirdiſchen Eiſenbahnfahrt an eine neue Epoche des Verkehrs, ſicherlich des Straßenverkehrs in großen Städten. Die Fahrt, die Statt fand, war erſt eine allervorläufigſte Probefahrt, Rollwagen ſtatt der Waggons, Pferdevorſpann ſtatt der Lokomotiven, Laternen und Fackeln ſtatt Gaslicht, aber es war dennoch eine unterirdiſche Fahrt und das iſt die Hauptſache. Dieſe „Tunnelſtraße“, wie man ſie einfach nennen kann, befindet ſich auf der Nord- oder Middleſex-Seite der Stadt, ſteigt bei Farringdon Street, alſo an der Grenze der City (nicht weit von der Poſt, von Newgate, Ludgate Hill, Times-Redaction u. ſ. w.), in die Tiefe und läuft von da aus 5 engl. Meilen lang in weſtnordweſtlicher Richtung bis nach dem Paddington-Bahnhof. Die erſten Reiſenden oder Paſſagiere, die dieſen Tunnel in 20 mit Stroh ausgelegten Wagen befuhren, hatten, wie ſchon angedeutet, mit Unbequemlichkeiten zu kämpfen: die Luft (Einige hatten ſogar ſchlagende Wetter prophezeit) war dumpfig, naßkalt und namentlich hatte die Klarmachung des Weges, die Hinwegräumung von Balken,

Digitized by Google

Stangen und zahllosem Arbeitsgeräthe große Schwierigkeiten geboten; nichts desto weniger ging Alles ohne Unfall und Störung vorüber und die erste unterirdische Straße Londons ist zum ersten Mal glücklich befahren worden. Die Sache erscheint in dieser Wunderzeit der Technik und Mechanik, wo sich die Sinne an Blendendes und Ungeheuerliches beinahe gewöhnt haben, kleiner und geringfügiger, als sie in Wahrheit ist, denn es läßt sich mit einem hohen Grade von Wahrscheinlichkeit voraussagen, daß die „unterirdischen Straßen" (dieser ersten werden natürlich andere auf den Hauptverkehrslinien Londons folgen) der Erscheinung wie dem ganzen öffentlichen Leben Londons eine durchaus veränderte Gestalt geben werden. Zu dem alten London-Verkehr, der sich auf Fluß- und Straßenfahrt beschränkt, wird, geboten durch den immer wachsenden Werth von Grund und Boden, der Viadukt- und Tunnelverkehr treten, von denen der erste das Häusermeer der Stadt nach allen Seiten hin überbrückt, während der andere bergwerkartig seine Straßen unter dem alten Bau- und Mauerwerk hinzieht. Dieser Tunnelverkehr wird wachsen, je mehr im immer lauter werdenden Lärm sich die Sinne nach Stille sehnen. Zwar bietet das makadamisirte London nicht halb die Schrecknisse des zum Theil schlecht gepflasterten Berlins, auf dessen Straßen die Wagen mit rumpelnden Biertonnen und rasselnden Eisenstangen ein Gespräch kaum noch möglich machen, aber um wie Vieles erträglicher auch der große Sause- und Brauselärm Londons als der Klapper- und Rasselärm Berlins beschaffen sein mag, auch hier thut Ruhe Noth. Ein Freund sagte mir einst über Venedig: „Der Zauber dieser Stadt ruht in Vielem, aber was das Gemüth am tiefsten ergreift und im ersten Moment am räthselhaftesten berührt, das ist die Mischung von allerbeweglichstem Leben und allerländlichster Stille. Das Leben bewegt sich wie auf Sammetschuhen, die Luft zittert nicht, sie schwebt, sie ruht und ihre Ruhe theilt sich dem Glücklichen mit, der darin lebt." Die „Tunnelstraßen" werden vielleicht dereinst in großen Städten etwas Aehnliches schaffen und den Eisenstangenwagen jener unterirdischen Tiefe überlassen, in die er gehört!

3. Die englischen Parks und Villa's.*)

Die Obst- und Gemüsegärten und die Treibhäuser liegen mit allen zur inneren Oekonomie des Hauses gehörigen Gebäuden ganz nahe am herrschaftlichen Hause, werden aber durch allerlei Vorkehrungen dem Auge entzogen. Diese Bezirke sind es, was der Engländer eigentlich Gärten (gardens) nennt, die aber nicht mit zum Park im engeren Sinne gerechnet werden. Auch der Blumengarten, ebenfalls in der Nähe des Herrenhauses, wird nicht zum Park im engeren Sinne gerechnet. Dieser vor-

*) Reisen durch England und Schottland von Johanna Schopenhauer.

Digitized by Google

zugsweiſe zur Fußpromenade beſtimmte Theil, pleasure-ground genannt, hat am meiſten Aehnlichkeit mit unſern deutſchen Parks; man trifft da geſchmackvolle Blumenbeete, Gänge, die ſich bald durch dichte Schatten, bald mehr im Freien hinſchlängeln; Tempel, Säulen, Denkmäler, Ruheplätze und den ganzen architektoniſchen Reichthum der neueren Gartenkunſt. Hier blühen und grünen die vielen einheimiſchen Geſträuche, Bäume und Blumen neben den aus fremden Ländern herübergebrachten, die ſtark genug ſind, den Winter im Freien zu ertragen. Obſtbäume ſind aus dem pleasure-ground verbannt.

Der eigentliche Park umfaßt die zum Wohnhaus oder Schloß gehörigen Ländereien, zu ſeinem Bereich gehören Aecker und Wieſen, mit lebendigen Hecken zierlich eingefaßt, durchſchnitten von wohlgehaltenen Kieswegen zum Gehen und Fahren; auch einzelne Wirthſchaftsgebäude ſtellen ſich hier und da dem Auge dar, von gefälliger, aber doch ihre Beſtimmung andeutender Form. Der unvergleichlich ſchöne Raſen, dann die prächtigen Bäume, vornehmlich Eichen und Buchen, überall in Gruppen vertheilt, bilden eine Hauptzierde der engliſchen Parks. Enge, durch dichte Schatten und Gebüſche ſich hinſchlängelnde Gänge findet man in keinem Parke; auch große Gehölze ſind, wie überall in England, ſelten. Ein mehrere Quadratmeilen großer Wald, wie der in ſeiner Art einzige von Fontainebleau, iſt in ganz England nicht zu finden. Man möchte ſagen, es fehle Schatten, wenn nicht gerade in dieſem Lande, wo bei ſehr milder Luft dennoch die Sonne ſelten recht heiß und hell ſcheint, der Schatten entbehrlicher wäre als anderswo. Dagegen darf es an Waſſer nie fehlen. Künſtliche Waſſerfälle kennt man nicht, und noch weniger Springbrunnen. Fließt aber ein Fluß oder nur ein Bach in der Nähe einer ſolchen Beſitzung, ſo muß er, wenn auch mit großen Koſten, herbeigeführt, ſich in mannigfaltigen Krümmungen hindurchſchlängeln. Fehlt es an lebendigem Waſſer, ſo ſucht man wenigſtens einem ſtehenden Kanale den Schein davon zu leihen. Man giebt ihm eine leichte natürliche Krümmung, verdeckt Anfang und Ende mit überhangendem Gebüſch, wirft ſchöne Brücken darüber und täuſcht ſo das Auge; oder man verwandelt die Ufer eines Teichs in die unregelmäßigen Umgebungen eines kleinen See's; überall ſtrebt man nach dem Schönen, und flieht das Geſuchte, Steife.

Die verſtändige Weiſe, mit welcher alle Bäume in Rückſicht auf Höhe, Wuchs, dunklere und hellere Farbe ihres Laubes geordnet ſind, giebt dem Ganzen einen Zauber, den man fühlt, ohne ſich ihn gleich erklären zu können. Alles iſt zur ſchönſten befriedigenden Einheit gebracht. Das Auge wird ſogar in Hinſicht der Entfernung eines Gegenſtandes auf die angenehmſte Art getäuſcht. Die engliſchen Gärtner ſind wahre Landſchaftsmaler im Großen, ja, wir möchten ſie faſt für die einzigen eigentlichen Künſtler der Nation erklären. Jeden Vortheil, den Optik und die

Digitized by Google

Regeln der Perſpektive ihnen bieten, wiſſen ſie vortrefflich zu benutzen, ohne doch dabei in's Kleinliche zu fallen.

Die Staffage vollendet den Reiz dieſer lebendigen, zum Gemälde erhobenen Landſchaft. Hunderte von halb zahmen Hirſchen und Rehen weiden auf den grünſten Wieſen der Welt, mit ihnen die ſchönſten Pferde, Kühe und Ziegen, beſonders in der Nähe des Hauſes, wo ſich die Wieſen ringsumher wie ein weicher grüner Teppich ausbreiten. Die ſchönen Geſtalten dieſer Thiere, ihre leichten, freien Bewegungen und ihr Wohlſein geben dem Ganzen einen unbeſchreiblichen Reiz.

Der Haupteingang zum Park, ein oft ſehr prächtiges Thor, hat zu beiden Seiten zwei kleine Gebäude, die Wohnung des Thorhüters und ſeiner Familie, bei welchem ſich jeder Einlaß Begehrende vermittelſt einer Glocke meldet. Dieſes Thor mit ſeinen Gebäuden the lodge genannt, iſt eine Hauptzierde des Parks. Die beiden Pavillons ſind bald in gothiſchem, bald in ägyptiſchem Geſchmack aufgeführt; ſie ſtellen Thürme, griechiſche Tempel oder auch nur nette Gartenhäuschen vor, je nach dem Geſchmack des Erbauers. Immer hat der Thorhüter eine freundliche Wohnung darin, mit Küche, Keller und Allem, was er bedarf, wohl verſehen, und manche angeſehene Familie in Deutſchland würde zufrieden ſein, einen ſolchen Sommeraufenthalt zu beſitzen.

Das Wohnhaus liegt meiſt auf einer ſanften Anhöhe, alle Bäume ſind aus ſeiner Nähe verbannt, damit Licht, Luft und Sonne kein Hinderniß finden. Dennoch iſt es nicht heiß in den Zimmern, theils weil es überhaupt in England nicht heiß iſt, theils wegen der wenigen Fenſter, die aber ſo verſtändig angebracht ſind, daß jeder Theil des Gebäudes ſein hinlängliches Licht hat.

Die äußere Anſicht der engliſchen Landhäuſer iſt aus unzähligen Kupferſtichen bekannt genug. Selten herrſcht ein ganz reiner Geſchmack darin, oft ſind ſie ſchwer und mit Verzierungen überladen. Die Hauptfaçade iſt gewöhnlich mit Säulen geziert. Sind dieſe gleich in ihren Verhältniſſen nicht immer die richtigſten, ſcheinen ſie oft müſſig da zu ſtehen, ſo gewähren ſie doch immer ein angenehmes, ſchattiges Plätzchen vor dem Hauſe, von welchem man recht behaglich in's Freie über den grünen Wieſenplan hinausſieht. Unter und vor dieſen Säulen ſtehen unzählbare fremde Geſträuche und Blumen in Vaſen, theils auf ſchönen Geſtellen über einander gethürmt, theils auf den Stufen des Eingangs und den Geländern zierlich geordnet. Der Luxus, den man mit dieſen Pflanzen treibt, iſt unglaublich. Täglich müſſen die verblühten hinweggeſchafft und andere an ihre Stelle geſetzt werden.

Höchſt reizend iſt der Anblick dieſer Shrubberys. Flora's Schätze werden aus allen Ländern der Welt hierher gezaubert. Doch auch über dieſe ſchönſten Kinder der Natur herrſcht in England der eiſerne Szepter der Mode.

Die innere Einrichtung der Häuſer richtet ſich hier, wie überall, nach

Digitized by Google

dem Reichthume und Geſchmacke des Erbauers, des Bewohners und des Zeitalters, in welchem ſie entſtand. Die meiſten Häuſer haben große, vollkommen erleuchtete und hohe Souterrains, in welchen ſich die Küche, die Gewölbe zur Bewahrung der Vorräthe und die Bedientenzimmer befinden. Letztere ſind durchaus gut möblirt, ja die der Haushälterin und des Haushofmeiſters (in England buttler genannt) ſogar elegant zu nennen, hübſch tapezirt, mit Mahagonymöbeln und guten Fußteppichen verſehen. Auch bei den Bedienten wird die engliſche Sitte beobachtet, daß ſie außer ihren Schlafzimmern noch Wohn- und Speiſezimmer haben.

Aus dem Garten tritt man gewöhnlich zuerſt in eine große, hohe, öfters von oben beleuchtete Halle, die mit Gemälden oder Statuen, Basreliefs oder Vaſen geziert iſt. Zu beiden Seiten liegen die verſchiedenen Putz- oder Wohnzimmer; ein langes Zimmer enthält die Bibliothek, deren ſchöne Schränke und zierliche Einbände ſie zu einem der eleganteſten Zimmer des Schloſſes machen. In vielen Häuſern iſt es Sitte, daß die Familie ſich hier zum Frühſtück verſammelt. Sonſt giebt es auch noch beſondere Frühſtückszimmer, Arbeits-, Muſik-, Geſellſchaftszimmer*), Wohnzimmer**), Speiſezimmer, Spielzimmer in Menge, doch ſelten von ausgezeichneter Größe. Ueberall einfache Pracht, Fußböden, Treppen und Vorplätze mit ſchönen Teppichen belegt.

In vielen Häuſern wechſelt man im Sommer die warmen Winterteppiche mit kühlen von gemalter Wachsleinwand, welche, von beträchtlicher Dicke, eigens dazu fabrizirt wird. Mahagonyholz ſieht man meiſtens nur an den Treppen, Geländern, großen Eßtiſchen, Bettſtellen; die Möbeln in den herrſchaftlichen Zimmern ſind von fremden, koſtbaren oder kunſtreich lackirten Hölzern.

Man findet es bürgerlich, unmodiſch, lächerlich, die Möbeln an den Wänden hinzuſtellen, wie es in Deutſchland gebräuchlich iſt; in den Wohn- und Geſellſchaftszimmern ſtehen alle in einem großen Kreiſe umher, ſo daß noch ein beträchtlicher Raum zwiſchen den Stühlen, Sopha's und Tiſchen und den Wänden übrig bleibt. Die Schreibtiſche ſowohl als die Pianofortes ſind immer mitten im Zimmer, wo eben das Licht am günſtigſten fällt, und man nicht von der Hitze nahe am Kamin oder vom Zuge nahe am Fenſter leidet. Noch müſſen wir der Kamine gedenken, die, künſtlich in Marmor gearbeitet, oder mit brillantirtem Stahl geſchmückt, eine der größten Zierden der Zimmer ausmachen. Schöne Vaſen und prächtige Kandelaber prangen auf ihren Geſimſen. Der zweite Stock enthält die Schlafzimmer, welche indeſſen den Fremden nur ſelten gezeigt werden. Dieſe ſind ein Heiligthum, in welches kein ſterbliches Auge dringen darf; beſonders gilt dies von den Schlafzimmern der Damen. Oft hörten wir

*) Drawingrooms.
**) Parlours.

Digitized by Google

die Engländerinnen mit wahrem Grauſen von der Sitte der Franzöſinnen ſprechen, welche gerade ihr Schlafzimmer zum allgemeinen Beſuchszimmer vorzugsweiſe erwählen.

---

4. London.

Ein Gang durch die Straßen von London.

Man erzählt von einem der unzähligen kleinen Souverains des weiland heiligen römiſchen Reichs, er habe, da er ſpät Abends in London ſeinen Einzug hielt, geglaubt, die Stadt ſei ihm zu Ehren illuminirt. Wäre er bei Tage durch die volkreichſten Straßen der City, etwa durch Ludgate-Hill oder den Strand gekommen, er hätte eben ſo leicht wähnen können, ein allgemeiner gefährlicher Aufruhr ſetze die Einwohner alle in Bewegung. Niemand, der es nicht mit eignen Augen ſah, kann ſich einen Begriff machen von dem ewigen Rollen der Fuhrwerke aller Art in der Mitte des Weges, von dem Wogen und Treiben der Fußgänger auf den an beiden Seiten der Straße hinlaufenden etwas erhöheten Trottoirs. Nicht die Leipziger Oſtermeſſe, nicht Wien, ſelbſt nicht Paris können hier zum Vergleich dienen. Dennoch geht es ſich nirgends beſſer zu Fuß, als in London, ſobald man ſich in die Art und Weiſe der Eingebornen zu finden gelernt hat. Dies gewährt den Fremden, beſonders den reiſenden Damen, einen großen Vortheil, um Alles zu ſehen und zu bemerken. Wenn man, wie in andern großen Städten, immer in ſeinem Wagen feſtgebannt bleiben muß und keinen Schritt gehen kann, lernt man den Ort kaum zur Hälfte kennen; auf den ſchönen Quaderſteinen der Londoner Trottoirs aber kommt man vortrefflich fort, ſelbſt wenn das Wetter auch nicht ganz günſtig wäre. In den Hauptſtraßen ſind dieſe breit genug, um ſechs, acht und mehr Perſonen bequem neben einander hinwandeln zu laſſen; in den engen, winkeligen Gaſſen der eigentlichen City iſt's freilich nicht ſo bequem, weil die Fußpfade dort auch ſchmäler ſein müſſen. Fremde kommen indeß auch wenig in jene, Ameiſenhaufen ähnliche Stadtviertel, wo Handel und Wandel ſo ganz im eigentlichſten Sinne ihr Weſen treiben, und Mode und Luxus noch wenig Eingang fanden. Die prächtigen Läden, welche die ſchönſten Ausſtellungen darbieten, trifft man größtentheils in den breiten Straßen, die das Mittel halten zwiſchen der arbeitſamen City und dem vornehmern, nur genießenden Weſtminſter. Die Gewohnheit der Engländer, immer zur Rechten den Entgegenkommenden auszuweichen, erleichtert das Gehen ſehr und verhindert faſt alles Stoßen und Drängen. Den Damen läßt man immer die Seite nach den Häuſern zu, ſie mag zur rechten oder linken Hand ſein. Anfangs kommt es der Fremden wunderlich vor, wenn der ſie führende Londoner, ſo oft man eine Straße durchkreuzt, ihren Arm losläßt und hinter ihr weg auf die andere Seite tritt;

Digitized by Google

doch gar bald wird man von dem Nutzen dieſer Nationalhöflichkeit überzeugt. Auf dem Mittelwege, wo Hunderte von Wagen ſich ewig durchkreuzen, iſt freilich die Ordnung nicht ſo leicht zu erhalten, als auf den Fußpfaden. So breit die Fahrwege im Durchſchnitt auch ſind, ſo entſteht dennoch oft eine Stockung, die mehrere Minuten dauert, und durch die Mannigfaltigkeit der Wagen, der Pferde, der Beweglichkeit des Ganzen einen recht intereſſanten Anblick gewährt, wenn man dem Lärme aus dem Fenſter gelaſſen zuſehen kann.

Etwa 2000 Miethwagen ſtehen den ganzen Tag auf dazu angewieſenen Plätzen bereit, und dennoch iſt's oft unmöglich, einen zu finden, wenn man ihn eben braucht. Die Italiener ſelbſt fürchten vielleicht den Regen nicht ſo ſehr, als die Londoner; naß zu werden, iſt ihnen eine ſchreckliche Idee; ſobald nur ein paar Tropfen vom Himmel fallen, eilt Alles, was keinen Regenſchirm führt, ſich in einer Kutſche zu bergen. Im Hui ſind dann alle Wagen verſchwunden, und jene große Anzahl reicht nicht mehr aus.

Die Fiaker ſehen im Durchſchnitt ſehr anſtändig aus und würden in Deutſchland noch immer als ſtattliche Equipagen paradiren; nur das Stroh, womit der Fußboden belegt iſt, macht ſie unangenehm. Die Pferde ſind in einem außerordentlich guten Zuſtande, wenn man bedenkt, daß ſie täglich über zwölf Stunden auf dem Pflaſter bleiben. Auch werden ſie ſehr gut verpflegt: ſobald ſie einen ruhigen Augenblick haben, bindet ihnen der ſorgſame Kutſcher einen langen, ſchmalen, genau um den Kopf paſſenden Beutel voll Hafers um, aus welchem ſie ſich gütlich thun. Die Polizei hält ſtrenge Aufſicht über die Fiaker; alle ſind numerirt. Wehe dem Kutſcher, der ſich beigehen ließe, den feſtgeſetzten ſehr billigen Preis zu überſchreiten. Man kann ſich zu jeder Stunde der Nacht, mit den größten Schätzen beladen, einem Fiaker ſicher anvertrauen, wofern nur Jemand aus dem Hauſe, wo man einſteigt, die Nummer ſo bemerkt, daß es der Kutſcher gewahrt.

Von der Pracht der Läden und Magazine iſt ſchon zum Ueberfluß geſchrieben worden. Wahr iſt's, Nichts ſetzt den Fremden mehr in Erſtaunen, als der Reichthum und die Eleganz derſelben. Die koſtbaren, glänzenden Ausſtellungen der Silberarbeiter, die ſchönen Drapirungen, in welchen die Kaufleute, welche mit Mouſſelinen und anderen Zeugen handeln, ihre Waaren hinter großen Spiegelfenſtern dem Publikum zeigen, der feenhafte Schimmer der Glasmagazine, Alles blendet und reizt.

Aber auch viele geringere Gegenſtände werden auf eine dem Auge gefällige Weiſe zum Verkauf ausgeſtellt. Die Kerzengießer z. B. wiſſen ihre Lichter recht zierlich hinter den Fenſtern aufzuputzen. Die Apotheker, hier Chemiſten genannt, verzieren ihre Läden mit großen gläſernen Vaſen, angefüllt mit Spiritus oder Waſſern in allen möglichen ſchönen und glänzenden Farben; dazwiſchen prangen große künſtliche Blumenſträuße. Abends,

Digitized by Google

wenn hinter allen diesen farbigen Gläsern Lampen brennen, schimmern diese Läden wie Aladdin's Zaubergrotte.

Nichts Lockenderes kann man sehen, als einen der vielen großen Obstläden, in welchen die Früchte aller Jahreszeiten und Zonen, von der königlichen Ananas bis zum kleinen sibirischen Staudenapfel, in zierlichen Körben mit Blumen und Orangerie geschmückt, prangen. Die Kuchenläden, in welchen es Ton ist, Morgens einzusprechen und einige kleine Törtchen heiß von der Pfanne weg zum Frühstück einzunehmen, präsentiren sich auch recht hübsch. Alles, was Kuchenbäcker und Konditoren nur erfanden, steht lockend angerichtet, auf schneeweiß behangenen Tischen, dazwischen Blumen, Gelées, Eis, Liqueurs, Dragées von allen Farben und Arten in zierlichen Krystallvasen. Bald fesseln uns wieder die Kupferstichläden, in welchen täglich neue Gegenstände dargeboten werden, oft wahre Kunstwerke, öfters Ergüsse satyrischer Laune, oder Portraits berühmter Menschen, auch wohl Thiere, wie es kommt. Immer umlagert ein Kreis Neugieriger diese Fenster. Fast ist's unmöglich, vorbeizugehen, ohne wenigstens einige Augenblicke von der Schaulast festgehalten zu werden. Die Magazine der Buchhändler gewähren ebenfalls täglich neuen Genuß. Bald sind's Neuigkeiten, bald schöne Prachtausgaben älterer Schriftsteller, bald kostbare Kupferwerke, die man ungehindert betrachten kann. Andere Kaufleute, sogenannte Stationers, die mit allen möglichen zum Schreiben und Zeichnen brauchbaren Dingen handeln, zeigen täglich tausend neue, uns Deutschen fast unbekannte Papparbeiten, Verzierungen, Kupferstiche, Vergoldungen und dergleichen; wieder andere haben in ihren Läden Brieftaschen, nichts als Brieftaschen, von der riesenmäßigsten Mappe an bis zum winzig kleinen zierlichen Nécessaire. Dazwischen flimmern Magazine, wo die herrlichsten Stahlarbeiten im Sonnenglanze das Auge blenden. Die Miniaturmaler stellen ihre oft sehr schönen Arbeiten dem Publikum vor's Auge; gewöhnlich sind's sehr ähnliche Portraits bekannter Personen, Schauspieler und Redner, um die Lust zu erwecken, auch sein eignes werthes Ich so täuschend vervielfacht zu sehen.

Schon der Anblick der vielen Inschriften unterhält, welche an den Häusern mit vollkommen schön gezogenen goldenen Buchstaben glänzen. Welche Menge Bedürfnisse, die der genügsame Deutsche kaum kennt, werden hier als unentbehrlich ausgeboten! Besonders fällt es auf, daß die königliche Familie so viel Kaufleute und Handwerker beschäftigt. Aber jeder derselben, bei dem einmal zufällig für ein Mitglied des königlichen Hauses gekauft wird, jeder Schuster oder Schneider, der einmal so glücklich war, für einen Prinzen einen Stich zu thun, hat das Recht, sich auf der Inschrift seines Hauses dessen zu rühmen, und die Gunst des Augenblicks für dauernd auszugeben. So prangt denn auch der Name eines mit allerhand Geheimmitteln Handelnden in der Inschrift seines Hauses am Strand mit dem prächtigen Titel: Bug-destroyer to Her Majesty, the Queen,

Digitized by Google

Wanzenvertilger Ihrer Majestät der Königin. Gewiß, ein Titel, der noch auf keiner Hofliste gefunden ward!

Wunderbar abstechend ist der Kontrast, wenn man aus dem Gewühl der City in die andern Theile der Stadt tritt. Hier deutet Alles auf bequemes, ruhiges Genießen; kein rauschender Erwerb, kein Gedränge der arbeitenden Menge. Alles hat Zeit, Alles scheint einzig bedacht, diese auf das Angenehmste hinzubringen.

Die Magazine und Läden bieten dar, was nur der raffinirteste Luxus verlangt, weit theurer als in der City, aber auch schöner, moderner, eleganter. Der Schuhmacher in der City verkauft z. B. seine Waaren im Laden hübsch aufgeputzt, und nimmt in seiner, an denselben stoßenden, reinlich möblirten Stube das Maaß; in Bond-Street aber wird man in ein elegantes, mit Divan, köstlichen Lampen und seidenen Gardinen geschmücktes Boudoir zu diesem Zwecke geführt, und schwerlich würde der „Artist" (Künstler) einen Fuß berühren, der nicht aus einer Equipage gestiegen wäre. Dafür kostet aber auch sein Kunstwerk zwei Guineen. Nach diesem Maaßstab geht Alles.

Nichts ist schöner als die großen Plätze in diesem Theile von London; zwar umgeben sie keine Paläste, denn deren giebt es ohnehin hier wenige, aber schöne, große Häuser, Alles glänzend rein, Alles solid prächtig. Dazu die hübschen Boskets in der Mitte der Plätze, zu welchen jeder Bewohner der umliegenden Häuser für eine Guinea einen Schlüssel haben kann.

Glänzende Equipagen rollen, Mohren, bunte Livreen, geputzte Herren und Damen beleben die Trottoirs, ohne Gedränge, ohne Lärm. Der Fremde aber, dem es darum zu thun ist, das englische Volk kennen zu lernen, kehrt bald gern zurück aus diesem vornehmen Quartiere, wo es wie überall in der großen Welt zugeht, und sucht das neue, nirgends gesehene Leben der eigentlichen Stadt London auf.

Wohnungen in London.

Eigentlich wohnt man im Durchschnitt nicht sonderlich in London. Da der Eigenthümer eines Hauses sich hier großer Vorzüge im bürgerlichen Leben zu erfreuen hat, so strebt Jeder, eins zu besitzen. Daraus entsteht denn, daß London fast aus lauter kleinen, *schmalen* Häusern zusammengesetzt ist. Wer auch kein eignes Haus hat, will doch gern sich als eigener Hausherr fühlen und für sich allein wohnen. So strebt Jeder nach dem Erdboden, und die größten Häuser werden in kleine Streifen zertheilt.

In Paris schweben vier Städte über einander, in London sind sie neben einander geschichtet. An eine Reihenfolge mehrerer Zimmer ist in gewöhnlichen bürgerlichen Häusern nicht zu denken; selten daß man zwei an einander stoßende findet, selbst bei den reichen Kaufleuten; jedes Stockwerk enthält gewöhnlich nur zwei Zimmer, eins nach der Straße, eins nach dem oft sehr engen Hofraume zu. Ueberall enge Treppen, wenige und kleine Zimmer. Die Küchen und Bedientenwohnungen sind in Sou-

Digitized by Google

terrains angebracht, die Thüren alle auffallend eng und hoch, sowohl die Hausthüren als die in den Zimmern. Jene sehen bei größeren Gebäuden oft nur wie eine enge Spalte aus; in diesen findet man fast niemals Flügelthüren. Auch die Fenster sind schmal, die Spiegelwände zwischen denselben dagegen sehr breit. Die schönen Teppiche aber, die selbst bei wohlhabenden Handwerkern nicht allein die Fußböden der Zimmer, sondern auch Treppen und Vorplätze von der Hausthür an bedecken, die zierlichen Möbeln, das schöne Mahagonyholz mit seinem bescheidenen Glanze, die Reinlichkeit überall geben diesen kleinen Wohnungen einen eigenen Reiz. Alles sieht sauber, bequem, elegant aus, und ist es auch.

Die Kamine, die oft mit Marmor, Stahlarbeiten u. dgl. geschmückt sind, bilden keine geringe Zierde der Zimmer; schöne Vasen von Wedgewood's Fabrik und krystallene Kandelaber zieren den Sims; der stählerne Rost, auf welchem das Feuer brennt, Zange, Schaufel und alles Metallgeräth glänzen hellpolirt; Kupferstiche schmücken die Wände, schöne Vorhänge die Fenster. Nichts in der Welt ist gemüthlicher als ein englisches Wohnzimmer.

Das Schlafzimmer kann selten mehr als Ein Bett fassen. Die englischen Bettstellen sind alle sehr groß, drei Personen fänden bequem darin Platz. Auch ist's allgemeine Sitte, nicht allein zu schlafen, Schwestern, Verwandte und Freundinnen theilen ohne Umstände das Bett mit einander, und die Frau des Hauses schämt sich nicht, das Dienstmädchen mit sich zu Bett zu nehmen, denn die Engländerinnen fürchten sich, des Nachts allein in einem Zimmer zu sein, weil sie von Jugend auf nie daran gewöhnt wurden. Federdecken sind ganz unbekannt, nicht so Unterbetten von Federn; seit einiger Zeit kommen letztere sehr in Gebrauch, doch sind Matratzen gewöhnlicher. Die Decke ist auf dem Unterbett befestigt und läßt nur Eine Oeffnung zum Hineinschlüpfen. Betten ohne Gardinen, sowie Zimmer ohne Teppiche kennt nur die bitterste Armuth.

Lebensweise.

Der größte, fleißigste Theil von Londons Bewohnern, der Handwerker und Ladenhändler (beide werden hier zu Einer Klasse gerechnet), führt im Ganzen ein trauriges Leben. Die großen Abgaben, die Theuerung aller Bedürfnisse, die durch den einmal herrschenden Luxus in Kleidung u. s. w. in's Unendliche vermehrt sind, zwingt sie zu einer Frugalität, die in anderen Ländern fast Aermlichkeit heißen würde.*)

Ewig in den Laden und in die daran stoßende, oft ziemlich dunkele

*) Verhältnißmäßig lebt in England die arbeitende Mittelklasse allerdings am frugalsten, aber keineswegs ärmlich im Verhältniß zu andern Ländern, denn die Beefsteaks und Hammelbraten fehlen auch an Wochentagen nicht, und selbst der Fabrikarbeiter und Tagelöhner kann ohne sein tüchtiges (und vortreffliches) Stück Rindfleisch mit einem Glas kräftigen Porterbiers nicht gut leben, während z. B. in Deutschland manche Beamtenfamilie viele Tage ohne alles Fleisch sich behelfen muß.

Digitized by Google

Hinterstube gebannt, müssen sie fast jedem Vergnügen entsagen. Die Theater sind ihnen zu entlegen, meistens zu kostspielig, kaum daß die Frau eines wohlhabenden Kaufmanns dieser letztern Klasse zweimal des Jahres hinkommt.

In's Freie kommen sie fast gar nicht; mehrere versicherten uns, sie hätten seit zehn Jahren keine anderen Bäume als die von St. James-Park gesehen. Die Woche über dürfen sie von Morgens 9 Uhr bis Mitternacht den Laden fast gar nicht verlassen; dieser ist sehr oft das Departement der Frau, und der Mann sitzt dann in dem oben erwähnten Hinterzimmer und führt die Rechnungen. Sonntags sind freilich alle Läden geschlossen, aber die Theater auch, und da alle Untergebene an diesem Tage die Freiheit verlangen, auszugehen, so muß die Frau vom Hause es hüten.

Der größere wirkliche Kaufmann führt ein nicht viel tröstlicheres Leben. Auch er muß in gesellschaftlichen und öffentlichen Vergnügungen weit hinter den reichen Kaufherren von Hamburg oder Leipzig zurückstehen. Doch liegt das zum Theil auch an der Lebensart. Die englischen Frauen lieben mehr häusliche Zurückgezogenheit, sie sind an das rauschende Leben, an die großen Zirkel nicht gewöhnt. Sie wollen die Ruhe, Ordnung und Gleichförmigkeit in ihrem häuslichen Leben nicht gern stören und unterbrechen. Die Männer dagegen suchen nach vollbrachtem Geschäft die Freude gern auswärts, in Kaffeehäusern und Tavernen.

Die Familien der meisten wohlhabenden Kaufleute wohnen den größten Theil des Jahres, oft das ganze Jahr hindurch, auf dem Lande, in sehr zierlichen Landhäusern, die sie Cottages, Hütten, nennen, obwohl sie einen vornehmeren Namen verdienten. Hier genießen Frauen und Kinder die freie Luft, halten gute Nachbarschaft, und erfreuen sich ganz gelassen und anständig, vielleicht etwas langweilig, des Lebens, während das Haupt der Familie den Tag in London auf seinem Komptoir zubringt und sich dann Abends einige Stunden auf den herrlichen Wegen zu Pferde oder zu Wagen zu den Seinigen begiebt.

Von der Lebensweise der Großen und Vornehmen läßt sich nichts sagen; diese gehören in keinem Lande zur Nation, sondern sind sich überall gleich, in Rußland wie in Frankreich, in England wie in Deutschland. Die eigentliche Nation muß man im Mittelstande suchen, und zur Zeichnung derselben mögen in Folgendem noch einige Züge beitragen.

Ein Wochentag in London.

Wer spät zu Bette geht, steht spät auf, das ist in der Regel; daher hat die goldene Morgenstunde nirgends weniger Verehrer, als in London, wo doch sonst das Gold nicht zu gering geachtet wird. Vor 9—10 Uhr wird's nicht Tag. Anständig gekleidet versammelt sich dann die Familie in dem zum Frühstück bestimmten Zimmer, die Herren in Stiefeln und Ueberröcken, die Damen unbeschreiblich reizend gekleidet, schneeweiß, verhüllt bis an's Kinn, mit zierlichen Häubchen. Das Negligé ist der Triumph der

Digitized by Google

Engländerinnen; mit der geschmackvollsten Einfachheit vereinigt es die höchste Eleganz; der volle Anzug hingegen fällt oft steif und überladen aus.

Nichts Einladenderes in der Welt giebt es als ein englisches Familienfrühstück, auch wird die dabei hingebrachte Stunde durchaus für die angenehmste des ganzen Tages gehalten, und man verlängert sie gern. Auf dem hellpolirten stählernen Roste lodert die stille Flamme des Steinkohlenfeuers, selbst im Sommer, wenn das Wetter feucht ist. Das elegante Theegeräth steht in zierlicher Ordnung auf dem schneeweiß bedeckten Tische, daneben frische, ungesalzene, in Wasser schwimmende Butter, das weißeste Brot von der Welt, Zwieback, hartgekochte Eier, auch wohl nach schottischer Sitte Honig und Marmelade von Pomeranzen; Hatrolls, so heißen Rollen, eine Art warmer, mit Butter bestrichener Semmel, und Toasts, Brotschnitte, welche, von beiden Seiten mit Butter bestrichen, langsam am Feuer geröstet sind, dürfen nie fehlen; letztere stehen auf einem dazu verfertigten silbernen Gestell im Kamin, der Theekessel braust und siedet gesellig daneben.

Mit allem diesen wäre aber dennoch das Frühstück ohne die neuesten Zeitungsblätter sehr unvollständig, sie sind ein Hauptstück dabei. Ein selten vermißtes Stück des deutschen Frühstücks, die Tabakspfeife, ist, zum Lobe der Londoner sei es gesagt, bei ihnen ganz verbannt; dies schmutzige Vergnügen wird der letzten Klasse des Volks überlassen; höchstens ergötzt sich noch zuweilen ein alter ausgedienter Seemann oder ein kaum halb zivilisirter Landjunker in seinen einsamen vier Pfählen daran.

Die Dame des Hauses bereitet den Thee, zwar viel umständlicher, aber auch viel besser als wir. Die Tassen werden erst sorgfältig mit heißem Wasser ausgewärmt, der Thee wird abgemessen, das heiße Wasser nach gewissen Regeln darauf gegossen, und um für alle diese Mühe den gehörigen Ruhm zu ernten, wird der Reihe nach gefragt, ob der Thee nach Jedes Wunsch gerathen sei. Alles geschieht langsam und mit einer feierlichen Ruhe, welche die Engländer gern ihren Mahlzeiten geben, denn sie mögen dabei keinen andern Gedanken aufkommen lassen, außer den des gegenwärtigen Genusses. Nur die Zeitungsblätter machen beim Frühstück hiervon eine Ausnahme, und Herren und Damen beschäftigen sich eifrig damit, denn nicht nur politische Neuigkeiten werden darin aufgetischt, auch Theater- und Familiennachrichten, und vor Allem die neuesten Stadtgeschichten, frohe und traurige, erbauliche und skandalöse, wahre, halbwahre und ganz erdichtete. Alles wird gelesen, Alles besprochen. Daß bei solchen Quellen das Gespräch seltener stockt, als sonst wohl geschieht, ist natürlich.

Nach dem Frühstück begeben sich die Männer an ihr Geschäft, in's Komptoir oder wohin der Beruf sie treibt. So viel als möglich wird den Vormittag über alle Arbeit abgethan, und trotz des späten Anfangs ist er lang genug dazu, da Niemand vor 5 oder 6 Uhr zu Mittag speist. Nach Tische feiert Jeder gern, wenn ihn nicht gerade ein hartes Schicksal zur Arbeit zwingt.

Digitized by Google

Viele Herren beſuchen bald nach dem Frühſtück ihr gewohntes Kaffeehaus, wo ſie einen großen Theil ihrer Geſchäfte abthun; eine Menge Briefe aus der Stadt und andere Beſtellungen harren ihrer ſchon dort; dorthin verlegen ſie auch gewöhnlich ihre Zuſammenkünfte mit Freunden, um über wichtige Dinge ſich mündlich zu beſprechen und Verabredungen zu treffen. Die Wirthin des Hauſes nimmt auf ihrem erhöhten Sitze unten am Eingang Alles an und beſtellt es mit pünktlicher Treue an ihre Kunden, die ſie alle perſönlich kennt, weil ſie faſt nie verfehlen, ſich zur nämlichen Stunde einzuſtellen.

Dieſe Gewohnheit, ſich täglich an einem beſtimmten Orte finden zu laſſen, iſt in dieſer ungeheuren Stadt von dem größten Nutzen; eine Menge unnützer Gänge und viele ſonſt verlorene Zeit werden dadurch erſpart. Obendrein gewinnt der häusliche Friede dabei, denn nächſt der fleckenloſen Reinheit ihres eigenen Anzugs liegt einer Engländerin Nichts ſo ſehr am Herzen, als die Reinheit ihres Hauſes, ihrer Treppen, ihrer Fußteppiche; wie ſehr iſt für Alles dies dadurch geſorgt, daß ſo Manches außer dem Hauſe abgemacht wird, was ſonſt in demſelben Unordnung oder doch wenigſtens Unruhe erregen müßte!

Die Ladies gehen nun auch an ihr Geſchäft. Sie greifen zu den Morgenhüten, denn jede Tageszeit hat ihr eigenes Koſtüm, und ſelbſt im Wagen würde es auffallend erſcheinen, wenn ſich eine Dame in den Vormittagsſtunden ohne Hut wollte ſehen laſſen. Wäre ſie auch in ſiebenfache Schleier gehüllt, Alles würde ſie anſtarren, gleich etwas nie Geſehenem. Wollte ſie es vollends wagen, ohne Hut, ſelbſt nur wenige Schritte, zu Fuß über die Straße zu gehen, ſie wäre ganz verloren, unbarmherzig würde ſie der Pöbel verfolgen, als hätte ſie die größte Unanſtändigkeit begangen.

Wohlverſehen alſo mit großen Hüten, mit Halstüchern, Shawls, wandern wir nun aus, denn die Mode will, daß man ſich in den heißeſten Stunden des Tages am ſorgfältigſten verhülle. Viſiten haben wir nicht viele zu machen, der Kreis unſerer eigentlichen Bekannten iſt klein, man ſchränkt ſich zum nähern Umgange auf wenige Häuſer ein, wie in allen großen Städten. Das Viſitenweſen wird überdies in London faſt immer mit Karten abgemacht. Indeſſen einen Wochenbeſuch haben wir doch abzuſtatten, denn dieſe ſind hier wie überall unerläßlich; nur werden ſie ſpäter als in Deutſchland angenommen.

Wir finden die Damen in dem glänzenden Schlafzimmer. Vor Allem prunkt das große Bett. Die Kiſſen, die Decken ſind mit Spitzen und feiner Näharbeit verziert, in zierlichen Falten ſchwebt die weiße mouſſeline, mit grüner Seide gefütterte Draperie vom thronartigen Baldachin herab, ſo daß man die ſchönen Säulen von Mahagony- oder anderm noch koſtbareren Holze erblickt. Das Negligé der Damen iſt über und über mit den theuerſten Spitzen geſchmückt und gekräuſelt; Alles iſt fein und erleſen, Alles zeigt Reichthum.

Digitized by Google

Den Hauptgegenstand des Gesprächs gewährt die auf einem Seitentisch ausgestellte Garderobe des neuen Ankömmlings. Er selbst ist nicht sichtbar, sondern in der Kinderstube mit seiner Amme, denn das Selbststillen der vornehmeren Mütter ist in England nicht so allgemein wie in Deutschland.

Es giebt hier bedeutende Läden, wo nichts Anderes verkauft wird, als Kinderzeug, und zwar zu sehr hohen Preisen. Alle Waaren dieser Läden prunken dann in dem Wochenzimmer verschwenderisch aufgehäuft. Selbst ein großes Nadelkissen in der Mitte ist nicht zu vergessen, auf welchem man mit Stecknadeln von allen Größen Muster steckt, die einer schönen, reichen Silberstickerei gleichen. Wahrscheinlich werden diese Dinge selten oder nie gebraucht, denn sie sind ihrer Natur nach zu zart und vergänglich, sie dienen nur zum Prunk.

Sind wir mit dem Besehen und Bewundern endlich fertig, so wandern wir weiter a Shoping, d. h. wir kehren in zwanzig Läden ein, lassen uns tausend Dinge zeigen, an welchen uns nichts liegt, kehren das Unterste zu oberst, und gehen vielleicht am Ende davon, ohne Etwas gekauft zu haben. Die Geduld, mit der die Kaufleute sich dieses Unwesen gefallen lassen, kann nicht genug bewundert werden; Keinem fällt es ein, nur eine verdrießliche Miene darüber zu zeigen. Sehr vornehme Damen fahren a Shoping. Ohne sich aus dem Wagen zu bemühen, lassen sie sich den halben Laden in die Kutsche bringen, zur großen Beschwerde der Kaufleute sowohl als der Vorübergehenden auf dem Trottoir. Man erzählt, daß ein Trupp Matrosen, dem eine solche mit offenem Schlage dastehende Equipage den Weg versperrte, ohne Umstände einer nach dem andern hindurch spazierte, indem sie der darin sitzenden Dame höflich guten Morgen boten.

Die mannigfaltigen Ausstellungen von Kunstwerken sowohl als von Naturseltenheiten bieten uns angenehme Ruhepunkte, wenn wir es endlich müde sind, die Kaufleute in Bewegung zu setzen. Wir gedenken ihrer hier, insofern die Mode sie begünstigt, welche stets eine oder zwei davon ihres besonderen Schutzes würdigt, wo man dann sicher sein kann, immer elegante Gesellschaft zu finden.

Die Promenade im St. James-Park könnte auch eine Abwechselung gewähren, doch wird sie im Ganzen wenig besucht, so reizend sie auch ist. Zwar fehlt es nie an Spaziergängern darin, aber nur bei sehr seltenen Gelegenheiten findet man sie so bevölkert, wie es die Terrassen der Tuilerien alle Tage sind. Es giebt der müssigen Männer weit weniger in London, als in Paris. Die englischen Damen gehen nicht so viel aus, als die Pariserinnen, und wenn sie es thun, so ziehen sie eine Shopingpartie allen anderen Promenaden vor.

Die Kuchenläden, deren wir früher gedachten, liegen gleich anderen frei und offen unten an der Straße; daher können Damen recht anständig allein dort einkehren. Nur in dem berühmtesten dieser Etablissements, bei

Digitized by Google

Mr. Birch, in der Nähe der Börse, geht dies nicht wohl an; hier kann man sich nicht ohne männliche Begleitung blicken lassen. Das nicht sehr geräumige Frühstückszimmer befindet sich hinten im Hause, am Ende eines langen Ganges. Kein Strahl des Tageslichts wird darin geduldet, Wachskerzen erleuchten es, und wenn die Sonne draußen noch so hell schiene. Die übrige Einrichtung des Zimmers ist anständig, ohne sich besonders auszuzeichnen. Immer findet man Gesellschaften von Herren und Damen darin, die gewöhnlich schweigend ihre Schildkrötensuppe und ein paar warme kleine Pastetchen verzehren. Weiter wird in diesem Hause nichts zubereitet; aber die Pastetchen sollen die besten in der ganzen Welt sein, und nun vollends die Schildkrötensuppe, darüber geht Nichts. Nirgends weiß man sie so gut zuzubereiten, wie hier, so behaupten die Londoner. Uns aber kam die Gelassenheit, mit welcher die Herren und Damen das von Madeirawein und Cayennepfeffer glühende, uns Zunge und Gaumen verbrennende Gemengsel genossen, weit bewundernswerther vor, als die Suppe selbst.

Der vorige Besitzer dieses Hauses, Master (Mr.) Horton, brachte indessen bloß mit diesen Pastetchen und der Suppe in nicht gar langer Zeit ein Vermögen von 100,000 Pf. Sterl. zusammen, und sein jetziger Nachfolger ist auf gutem Wege, es ihm nachzuthun. Dennoch sind die Preise in diesem Hause sehr billig, und wie überall ein- für allemal festgesetzt; was Jeder verzehrt, ist eine Kleinigkeit, aber die Menge der Verzehrenden giebt eine ungeheure Einnahme.

Gegen 5 Uhr wird es Zeit, nach Hause und an die nöthige Toilette vor Tische zu denken. Heute sind wir zu einem Diner geladen, aber wenn wir auch ganz en famille den Tag zu Hause zubrächten, so wäre es doch höchst unschicklich und bei gesunden Tagen unerhört, im Morgenkleide zu bleiben. Selbst die Männer ziehen den Börsenrock aus und mit ihm alle Gedanken an Geschäfte, um in einem eleganteren Anzuge (Frack) zu erscheinen.

Schön und etwas steif geputzt fahren wir nun um halb 7 Uhr zum Mittagsessen. Gastfrei sind die Londoner eben nicht; sie scheuen nicht sowohl die große Theuerung aller Dinge, als vielmehr die hier von allen geselligen Zusammenkünften unzertrennliche Etiquette, welche einen solchen Tag für die ohnehin Ruhe liebende Hausfrau zu einer schweren Last macht. Daher werden gewöhnlich solche Diners nur durch äußere Anlässe herbeigeführt, wie etwa die Gegenwart von Fremden, denen man eine Ehre anthun zu müssen glaubt. Sonst führt der Londoner seinen Freund lieber in eine Taverne, als daß er ihn bei sich aufnimmt; dort, tête-à-tête, oder in einem größern, doch immer geschlossenen Zirkel, thun sie sich bei Wein, Politik und lustigen Gesprächen gütlich. Zu Hause ängstigt sie die Gegenwart der Frauen, denen man zwar die größte Hochachtung im Aeußern erweist, aber ihnen auch, wie allen Respektspersonen, eben deshalb so viel als möglich aus dem Weg geht.

Digitized by Google

Doch wieder zu unserm Diner. In dem Besuchzimmer finden wir die Gesellschaft versammelt; es faßt höchstens 12—14 Personen. Nach den herkömmlichen Begrüßungsformeln nehmen die Damen zu beiden Seiten des Kamins in Lehnstühlen Platz, die Herren wärmen sich am Feuer, und nicht immer auf die schicklichste Weise. Schläfrig, einsilbig, langsam wankt die Konversation zwischen Leben und Sterben, bis endlich der willkommene Ruf in's Speisezimmer ertönt. Dieses liegt oft eine Treppe höher oder niedriger als das Besuchzimmer, weil, wie wir schon früher bemerkten, die Wohnungen, selbst sehr reicher Leute, nichts weniger als geräumig und bequem sind.

Die Tafel steht fertig und servirt da, bis auf Gläser und Servietten. Erstere zieren den Schenktisch, letztere findet man nur in Häusern, welche auf fremde Sitten Anspruch machen, und deren giebt's nicht viele. Das Tischtuch hängt bis auf den Erdboden herab, und Jedermann nimmt es beim Niedersetzen aufs Knie und handhabt es, wie bei uns die Serviette. Die Dame vom Hause thront in einem Lehnstuhl am obern Ende der Tafel, ihr Gemahl sitzt ihr gegenüber unten am Tisch, die Gäste nehmen auf gewöhnlichen Stühlen zu beiden Seiten Platz, so viel als möglich in bunter Reihe, nach der Ordnung, die ihnen vom Herrn des Hauses vorgeschrieben wird. Alle Gerichte, welche zum ersten Gang gehören, stehen auf der Tafel.

Die englische Kochkunst hat auch in Deutschland ihre Verehrer, wir gehören aber nicht dazu. Uns graute vor dem blutigen Fleisch*), vor den ohne alles Salz zubereiteten Fischen, vor dem im Wasser halb gar gekochten Gemüse, den Hasen und Rebhühnern, die, wie alle anderen Braten, ungespickt, ohne alle Butter, bloß in ihrer eigenen Brühe zubereitet werden.

Die Dame servirt die reichlich mit Cayennepfeffer gewürzte, übrigens ziemlich dünne Suppe, nachdem sie jeden Tischgenossen namentlich befragt hat, ob er welche verlange. Des Fragens von Seiten der Wirthe und des Antwortens von Seiten der Gäste ist an einem englischen Tische kein Ende. Eine große Verlegenheit für den fremden Gast, der, wenn er auch der englischen Sprache sonst ziemlich mächtig ist, dennoch unmöglich alle diese technischen Ausdrücke wissen kann. Er muß Rede und Antwort von jeder Schüssel geben, ob er davon verlangt? ob viel oder wenig? mit Brühe oder ohne Brühe? welchen Theil vom Geflügel, vom Fisch? ob er es gern stärker oder schwächer gebraten hat? eine Frage, die besonders oft die Fremden in Verlegenheit setzt. Man sagt nämlich: much done or little done? „viel gethan oder wenig gethan?"

Diese Fragen ertönen von allen Seiten des Tisches zugleich, denn ein

---

*) Andere Reisende können wieder nicht genug das mürbe, saftige Fleisch des Bratens rühmen, das auch in England, wo die Viehmast in so hohem Flor steht, erklärlich ist.

Digitized by Google

paar Hausfreunde helfen dem Herrn und der Frau vom Hause im Vorlegen der Schüsseln. Alle werden nach der Suppe zugleich servirt, nicht wie in Deutschland nach der Reihe. Die Gänge bestehen aus einem großen Seefisch, einem Lachs, Kabeljau, Steinbutte oder dergl., der, beim Kochen gesalzen, vortrefflich wäre, so aber dem Fremden fast ungenießbar bleibt; aus Puddings, Gemüsen, Tarts und allen Gattungen von Fleisch und Geflügel, ohne Salz, Butter und fremde Zuthat in eigener Brühe geröstet, gedämpft, gebraten oder gekocht, nur der Pfeffer ist nicht daran gespart. Hat man über eine solche Schüssel einen dünnen, trockenen Butterteig gelegt, so beehrt man sie mit dem Namen einer Pastete.

Die halbrohen Gemüse müssen ganz grün und frisch aussehen, erst bei Tafel thut Jeder auf seinen Teller nach Belieben geschmolzene Butter dazu. Kartoffeln fehlen bei keiner Mahlzeit, sie sind vortrefflich, bloß im Wasserdampf gekocht. Die Puddings aller Art wären auch sehr gut, nur sind sie oft zu fett, fast nur aus Ochsenmark und dergl. zusammengesetzt. Die Tarts, der Triumph der englischen Kochkunst, bestehen aus halbreifem Obst, in Wasser gekocht und mit einem Deckel von trockenem Teige versehen. Die Pickels, welche den Braten begleiten, eigentlich alle Arten Gemüse, Mais, unreife Wallnüsse, kleine Zwiebeln u. s. w., mit starkem Essig und vielen Gewürzen eingemacht, sind vortrefflich. Mit diesen, sowie mit der Soja und andern pikanten Saucen, die hier im Großen fabrizirt und verkauft werden, treibt London einen großen Handel durch die halbe Welt. Diese Saucen, Senf, Oel und Essig, stehen in zierlichen Plattmenagen zum Gebrauch der Gäste da, sowie auch immer für zwei Personen ein Salzfaß.

Der Salat wird von der Dame des Hauses über Tische mit vieler Umständlichkeit bereitet und klein geschnitten; er besteht aus einer sehr zarten, saftigen Art Lattich, dessen Blätter schmal, aber wohl eine halbe Elle lang sind; außer England sahen wir sie nirgends, dafür aber ist auch unser Kopfsalat dort unbekannt. Unermüdet bieten die Vorlegenden alle diese Dinge den Gästen an; dafür müssen diese wieder Alles pflichtschuldigst loben und versichern, sie hätten in ihrem Leben kein besseres Kalb- oder Hammelfleisch gesehen, und es wäre auch Alles ganz vortrefflich zubereitet.

Das Zeremoniel beim Trinken ist, besonders den fremden Damen, noch viel beschwerlicher, und versetzte uns oft in wahre Noth. Während wir betäubt und ängstlich von alle dem wunderlichen Wesen dasitzen, erhebt plötzlich der Herr vom Hause seine Stimme und bittet eine Dame — aus Höflichkeit die fremde zuerst — um die Erlaubniß, ein Glas Wein mit ihr zu trinken, und zu bestimmen, ob sie weißen Lissaboner oder rothen Portwein vorziehe. Denn die französischen, sowie die Rheinweine kommen erst zum Nachtisch. Verlegen trifft man die Wahl und mit lauter Stimme wird nun dem Bedienten befohlen, zwei Gläser Wein von der bestimmten Sorte zu bringen; die übrigen Gäste sehen schweigend der

Digitized by Google

Verhandlung zu. Zierlich ſich gegen einander verneigend ſprechen die beiden handelnden Perſonen wie im Chor: „Sir, Ihre gute Geſundheit — Madame, Ihre gute Geſundheit!“ trinken die Gläſer aus und geben ſie weg. Nach einer kleinen Weile tönt dieſelbe Aufforderung von einer andern Stimme, dieſelbe Zeremonie wird wiederholt, und immer wiederholt, bis jeder Herr mit jeder Dame, und jede Dame mit jedem Herrn wenigſtens einmal die Reihe durchgemacht hat. Keine kleine Aufgabe für Die, welche des ſtarken Weins ungewohnt ſind. Abſchlagen darf man es Niemandem, das wäre beleidigend; obendrein muß man noch mit dem erſten Glaſe den Wunſch für die Geſundheit jeder einzelnen Perſon an der Tafel wenigſtens durch ein Kopfnicken andeuten und auch genau Acht geben, ob Jemand der andern Gäſte uns dieſe Ehre erzeigt. Es wäre die höchſte Unſchicklichkeit, wenn eine Dame unaufgefordert trinken wollte; ſie muß warten, wäre ſie auch noch ſo durſtig; doch bleibt die Aufforderung ſelten lange aus. Auch die Herren müſſen ſich zu jedem Glaſe einen Gehülfen einladen; ein Dritter hat aber die Erlaubniß, ſich mit anzuſchließen, wenn er vorher geziemend darum anhält.

So hat man denn mit Antworten auf die Einladungen zum Eſſen und Trinken, mit Geſundheittrinken und mit Achtgeben, ob Niemand die unſere trinkt, vollauf zu thun. Kein intereſſantes Tiſchgeſpräch kann aufkommen, es wird ſogar für unſchicklich gehalten, wenn Jemand den Verſuch macht, eins aufzubringen; der Herr des Hauſes fährt gleich mit der Bemerkung dazwiſchen: „Sir, Sie verlieren Ihr Mittagseſſen; nach Tiſche wollen wir das abhandeln!“ Die Damen ſprechen ohnehin nur das Nothwendigſte aus lauter Beſcheidenheit. Die Fremden können ſich nicht genug vor zu großer Lebhaftigkeit des Geſprächs hüten; es gehört hier gar nicht viel dazu, um für ungeheuer dreiſt — monstrous bold — zu gelten.

Iſt der erſte beſchwerliche Akt des Eſſens überſtanden, ſo wird der Tiſch geleert, die Brotkrumen ſorgfältig vom Tiſch abgekehrt, und es erſcheinen verſchiedene Arten von Käſe, Butter, Radieschen und wieder Salat, Letzterer wird ohne alle Zubereitung, bloß mit Salz zum Käſe gegeſſen.

Dieſer Zwiſchenakt dauert nicht lange; er macht einem zweiten Platz. Jeder Gaſt bekommt nun ein kleines, ſchön geſchliffenes Kryſtallbecken voll Waſſer zum Spülen der Zähne und Händewaſchen und eine kleine Serviette. Man verfährt damit, als wäre man für ſich allein zu Hauſe. Die ganze ſo verſammelte Tiſchgeſellſchaft erinnert uns oft an einen Kreis Tritonen, wie man ſie Waſſer ſpeiend um Fontainen ſitzen ſieht. Die Damen ermangeln nicht, große Zierlichkeit im Abziehen der Ringe und Benetzen der Fingerſpitzen anzubringen; die Herren gehen ſchon etwas dreiſter zu Werke.

Nach dieſer Reinigungszeremonie ändert ſich die ganze Dekoration. Das Tiſchtuch mit Allem, was darauf ſtand, verſchwindet, und der ſchöne hellpolirte Tiſch von Mahagonyholz glänzt uns entgegen. Jetzt werden Flaſchen und Gläſer vor den Herrn des Hauſes hingeſtellt, das Obſt wird

Digitized by Google

aufgetragen, und jeder Gast erhält ein kleines Kouvert zum Dessert, ein Glas und ein kleines rothgewürfeltes oder auch ganz rothes, viereckig zusammengelegtes Tuch. Dies darf man aber nicht entfalten; man benutzt es nur, um das Glas darauf zu stellen. Das Obst wird nicht herumgereicht, sondern wie vorher die andern Gerichte vorgelegt und mit vielen Fragen ausgeboten. Es ist im Ganzen schlecht, sauer und halbreif. Haselnüsse, die Lieblingsfrucht der Engländer, welche sie Jahr aus Jahr ein knacken, fehlen nie dabei; süße Konfituren und Bonbons sind wenig in Gebrauch.

Jetzt fangen die Flaschen an die Hauptrolle zu spielen. Jeder schiebt sie seinem Nachbar zu, nachdem er sich selbst Etwas eingeschenkt hat, viel oder wenig wie man will; nur darf das Glas nicht leer bleiben, und bei jedem Toast muß das Eingeschenkte ausgetrunken werden. Den Damen sieht man indeß durch die Finger, wenn sie bloß ein wenig nippen. Der Wirth bringt nun einige Toaste aus, er läßt seine Freunde leben, die sich dann wieder durch ein Gegenkompliment an ihn und die Dame vom Hause revangiren; die königliche Familie wird nie bei dieser Gelegenheit vergessen. Einige der Gäste geben „Sentiments" zum Besten, d. h. kurze Sätze, die zuweilen auf die Damen Bezug haben, z. B. merit to win a heart and sense to keep it: „Verdienst, ein Herz zu gewinnen, und Verstand, um es zu behalten." Alle diese Gesundheiten werden mit lauter Stimme von Jedem beim Trinken wiederholt.

Diese Gesundheiten, Ermunterungen zum Trinken, Ermahnungen, die Flasche weiter zu schieben, sind Alles, was man jetzt hört. Bald nachdem man der Königin die gebührende Ehre erzeigt hat, erhebt sich die Dame des Hauses aus ihrem Lehnsessel; mit einer kleinen Verbeugung giebt sie den übrigen Damen das Signal, alle erheben sich und trippeln sittsamlich hinter ihrer Führerin zur Thür hinaus. Sogar wenn Mann und Frau tête-à-tête allein essen, geht Madame fort und läßt den Eheherrn allein hinter der Flasche. Ob er dann auch Toaste ausbringt, ist uns nicht bekannt.

Jetzt, da die Frauen fort sind, wird es den Herren leichter um's Herz, aller Zwang ist nun verbannt, sie bleiben unter sich allein bei Wein, Politik und manchem derben Spaß, den sie während der Damen Gegenwart mühsam zurückhalten mußten. Ihr lautes Sprechen und Lachen verkündet dem ganzen Hause, daß ihnen gar wohl zu Muthe sei. Die Frauen aber, die Armen, was wird aus ihnen? Da sitzen sie wieder am Kamin und sehen sich an und gähnen mit geschlossenem Munde. Nicht einmal Kaffee giebt es, um sie einigermaßen munter zu erhalten; Handarbeit in Gesellschaft wäre auch unerhört; der gegenseitige Anzug ist leider zu bald durchgemustert. In der trostlosesten Stimmung sitzen sie und sind alle des Lebens herzlich überdrüssig. Wie gern schliefen sie ein! Aber das schickt sich nicht.

Endlich ist eine Stunde so jämmerlich hingeschlichen. Sie haben vom

Digitized by Google

Wetter geſprochen, vom Theater; das iſt hier aber kein ſo gangbarer Artikel, als in anderen Orten, denn man geht viel ſeltener hin. Die Fremde iſt zehnmal gefragt worden, wie ihr London gefalle, und ſie hat zehnmal pflichtſchuldigſt geantwortet: ganz ausnehmend wohl. Da macht denn endlich die Frau vom Hauſe dem Jammer dadurch ein Ende, daß ſie die Herren zum Thee bitten läßt.

Man ſagt, die ſchnellere oder langſamere Befolgung dieſes Winks ſei das ſicherſte Zeichen, wer im Hauſe herrſche, ob der Mann oder die Frau. Indeſſen, wenn ſie auch zögern, ſie kommen doch, die Herren, — ein wenig heiter, ein wenig redſelig; aber, zur Ehre ſei es geſagt, betrunken haben wir bei ſolchen Gelegenheiten Keinen geſehen.

Die Dame macht jetzt den Thee ſehr umſtändlich. Die Fragen, wie man ihn findet, wie man ihn wünſcht, ob ſüß, ob mit viel Milch oder wenig, werden auch hier nicht unterlaſſen. In einigen Häuſern wird er draußen ſervirt und vom Bedienten herumgereicht; doch dies ſind Ausnahmen von der Regel; die engliſchen Ladies laſſen ſich ungern den Platz am Theetiſch nehmen, den ſie ſo ehrenvoll behaupten. Neben dem Thee wird auch ſehr ſchlechter dünner Kaffee geboten.

Die Konverſation geht nun ein wenig raſcher, indeſſen die Herren haben ſich bei der Flaſche rein ausgeſprochen, die Damen ſind müde und ſprechen überhaupt wenig, es wird ſelten ein munteres, erfreuliches Geſpräch daraus. Nach dem Thee fährt man nach Hauſe, denn für's Theater iſt es zu ſpät, oder man bleibt zum Spiel, je nachdem man eingeladen iſt.

Whiſt iſt das einzige übliche Spiel in Geſellſchaft; von unſerer Art zu ſpielen weicht man darin ab, daß man nur Partie simple oder double zählt, kein triple oder quadruple. Auf dieſe Weiſe kann man höchſtens ſieben Points in einem Robber verlieren, deren man immer drei ſpielt, nie mehr oder weniger. Die Karten ſind ſehr groß und theuer, aber ungeſchickt. Dies iſt wohl das einzige Fabrikat, in welchem die Engländer anderen Nationen nachſtehen. Kartengeld iſt nicht gebräuchlich, ebenſo wenig Trinkgeld an die Bedienten.

Daß die Engländer ſehr gut, ſehr ernſt und ſchweigend dies ihr Nationalſpiel ſpielen, iſt bekannt, nicht aber, daß keineswegs die Spielenden, ſondern der Herr des Hauſes zu beſtimmen hat, wie hoch ſeine Gäſte ſpielen ſollen.

Nach dem Spiele ſetzt man ſich noch zu einem kalten Abendeſſen von Auſtern, Hummern, Tarts und dergl.; dies wird ſehr ſchnell abgethan. Froh, das Vergnügen des Tages überſtanden zu haben, fährt man ſpät nach Mitternacht durch die noch immer von Menſchen wimmelnden Straßen nach Hauſe. Alle Läden ſind noch offen und erleuchtet, die Straßenlaternen brennen ohnehin immer, bis die Sonne wieder ſcheint.

Es giebt noch eine Art geſelliger Zuſammenkünfte, welche die erſte Klaſſe des Mittelſtandes, von dem wir hier ſprechen, dem vornehmern aus den erſten Familien des Reichs beſtehenden Zirkel abgelernt hat. Sie

Digitized by Google

heißen Routs, gleichbedeutend mit unſeren Aſſembléen in Deutſchland. Mit dem Worte assambly verbindet man in England immer die Idee einer auf Unterzeichnung gegründeten Zuſammenkunft an einem öffentlichen Orte.

Die Frau vom Hauſe macht die Honneurs dieſer Routs und ladet dazu ein. Schon mehrere Tage vorher werden allen Bekannten Karten zugeſchickt, und zwar ungefähr dreimal ſo vielen Perſonen, als das Lokal gemächlich faſſen kann. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß man zu einem ſolchen Feſte eine beſſere Wohnung als die gewöhnlichen haben muß, die doch wenigſtens eine Reihe neben einander fortlaufender Zimmer enthält.

Um 10 Uhr, oft auch noch viel ſpäter, fängt man an ſich zu verſammeln, drängt ſich durch, um die Wirthin zu begrüßen, die gewöhnlich unfern der erſten Thür im Zimmer Poſto gefaßt hat, und nimmt dann Platz an einem der vielen Spieltiſche, die dicht zuſammengedrängt den ganzen Raum erfüllen. Thee und andere Erfriſchungen werden herumgereicht, ſo lange die Bedienten durchkommen können. Wird es zuletzt ſo voll, daß Niemand mehr athmen kann, daß vor allgemeinem Geräuſch kein Wort mehr zu verſtehen iſt, daß es an Stühlen und Raum fehlt, welche zu ſtellen, ja daß die zuletzt Kommenden auf Treppen und Vorplätzen ſtehen bleiben müſſen, ſo hat das Vergnügen den höchſten Gipfel erreicht.

Um 2, 3 Uhr gegen Morgen entwickelt ſich der Menſchenknäuel langſam, wie er anſchwoll. Man fährt nach Hauſe und hat einen deliziöſen Abend in großem Styl hingebracht. Die Dame vom Hauſe zieht ſich in ihre Zimmer zurück, zwar betäubt von dem Lärm, wie zerſchlagen an allen Gliedern von dem ewigen Stehen und allen Begrüßungsformeln, aber doch mit dem ſtolzen Bewußtſein, die höchſte Glorie des geſelligen Lebens erreicht zu haben.

Der Sonntag.

Welch' ein Tag für die arbeitende Klaſſe auf dem feſten Lande! Die Greiſe freuen ſich ſchon Sonnabends auf den Ruhepunkt, wo ſie nach ſechs mühevollen Tagen die Ihrigen reinlich und feſtlich gekleidet in Freude und Luſt um ſich ſehen; die Kinder rechnen ſchon Montag, wie lange es noch zum Sonntag ſei, dann iſt keine Schule, dann können ſie frei und frank herumlaufen und ſpielen nach Herzensluſt, und vollends den jungen Leuten öffnet ſich ein Himmelreich bei Muſik und Tanz, unter der Linde und in der Schenke.

Von den Vornehmen in den Städten haben freilich Viele alle Tage Sonntag, wenn ſie wollen; dennoch iſt für alle Stände der Tag des Herrn nicht nur ein Ruhetag, ſondern auch ein Tag der Freude, dem geſelligen Vergnügen und vor Allem den Familienzuſammenkünften geweiht. Wenige giebt es, die nicht dieſem Tage, ſo oft er erſcheint, mit irgend einer frohen Hoffnung entgegenſehen, und wäre es nur die, einmal in's

Digitized by Google

Schauſpiel zu gehen, nachdem man die ganze Woche alle Abende bei der Arbeit war.

Ganz anders iſt's in London. Muſik und Tanz ſind hoch verpönt, an's Theater iſt gar nicht zu denken erlaubt; alle Läden, alle Ausſtellungen ſind dicht verſchloſſen. Die fanatiſche Pedanterie, mit der man hier für die Heilighaltung des Sabbaths wacht, übertrifft noch die der Juden, welche doch nur die Arbeit unterſagen, aber das Vergnügen erlauben.

Einige der vornehmſten Familien des Reichs wurden vor Kurzem faſt namentlich in den Kirchen als Sabbathsſchänder und ſchreckliche Sünder abgekanzelt und in allen öffentlichen Blättern mit Schmähreden überhäuft, weil ſie Sonntags unter ſich Liebhaberkonzerte gaben, und weil es bisweilen vorkam, daß die Geſellſchaften, welche ſie Sonnabends bei ſich verſammelten, bis nach Mitternacht bei Tanz und Kartenſpiel verweilten, und dadurch den Tag des Herrn entheiligten, ehe er noch recht erſchienen war.

„Iſt's wirklich wahr, daß man in Deutſchland am Sonntage Karten ſpielt?" hörten wir eine Dame fragen. „Keinen Tag lieber, als Sonntags, wo man doch Nichts zu thun hat!" war die Antwort. „Good Lord!" ſeufzte die zweite Dame; „aber," ſetzte ſie belehrend hinzu, „man kann's ihnen nicht verdenken, ſie werden nicht beſſer gelehrt," und dabei blickte ſie mitleidig auf uns Heiden. „Aber ſie ſpielen doch nicht um Geld?" fragte eine dritte. „Freilich um Geld, um viel Geld!" Alle fuhren ſchaudernd zurück. „God bless us all!" (Gott ſegne uns Alle!) ſagte die vierte; „ich habe nur ein Mal Sonntags, und um gar Nichts, Karten geſpielt, und ich kann mir's noch heute nicht vergeben." Alle vier hatten vorher bitterlich über den Sonntag geſeufzt, der ihnen nicht erlaubte, einen Robber zu machen; man war auf dem Lande, bei abſcheulichem Wetter, und hatte die ſchrecklichſte Langeweile, während die Herren bei der Flaſche wie angemauert blieben.

Der echte Engländer theilt den Tag zwiſchen öffentlichem Gottesdienſt, häuslicher Betſtunde und der Flaſche; ſeine Frau bringt die Zeit, welche ihr die Andacht übrig läßt, mit irgend einer Frau Gevatterin zu, und läßt den lieben Nächſten eine ſcharfe Revue paſſiren, denn das iſt Sonntags erlaubt. Die Kinder ſind gar übel daran, ſeitdem man eigene Schulen für die Sonntagsabende errichtet hat, in welche ſie prozeſſionsweiſe getrieben werden, nachdem ſie den Tag über zweimal in der Kirche und einmal zu Hauſe die ſinn- und geiſtloſe Liturgie des engliſchen Gottesdienſtes haben herbeten müſſen.

Aber wie noch erbärmlicher geht's dem des Zwangs ungewohnten Fremden! Du öffneſt das Klavier, die Wirthin knickſt in's Zimmer herein und bittet, den Tag des Herrn nicht zu vergeſſen. Du ergreifſt ein Buch, da kommt ein Beſuch, ſieht, daß Du einer weltlichen Lektüre Dich überlaſſen haſt, und hält Dir eine wohlgemeinte Ermahnungsrede. Aergerlich ſetzeſt Du Dich an's Fenſter, ergreifſt, ohne daran zu denken, ein Strickzeug; da verſammelt ſich der Pöbel vor dem Hauſe, mit Schimpfen und

Digitized by Google

Schelten kommt die Wirthin abermals herbei und drückt ſich in ihrem heiligen Eifer dieſes Mal weniger glimpflich aus, als das erſte Mal. Beſchäftigſt Du Dich fern von dem Fenſter in Deinem Zimmer, ſo äußern die Bedienten, ſo oft ſie hereintreten, ihren heiligen Abſcheu, wenn nicht durch Worte, doch durch Mienen. Wollteſt Du mit Deinen eigenen Landsleuten eine Partie Whiſt in Deinem Zimmer ſpielen, ſo hat Dein eigener Bedienter das Recht, Dich beim nächſten Friedensrichter zu verklagen, und Du entgehſt der Strafe nicht.

Was fängt man aber mit dem Tage an, der zweiundfunfzig Mal im Jahre wiederkehrt? Man macht kleine Reiſen, wenn die Jahreszeit es erlaubt, und achtet es nicht, daß die Weggelder am Sabbath zur Ehre des Herrn doppelt erlegt werden müſſen. Im Winter bei ſchlimmem Wetter faßt man ſich in Geduld — und langweilt ſich.

Zeit iſt Geld *)

„Zeit iſt Geld," das prägt ſich in der ganzen Geſchäftsführung des engliſchen Induſtriellen und Handelsmannes aus. Bleibt man bei London ſtehen, ſo iſt der größte Feind der nutzbar zu verwendenden Zeit die Größe der Stadt ſelbſt, das weite Auseinanderliegen ihrer Theile, die großen Entfernungen, in denen die Geſchäftsfreunde wohnen. Zur Beſiegung dieſer örtlichen Schwierigkeiten führen ſieben Brücken über die Themſe, die, wie die Weſtminſter- und Hungerfordbrücke, nur um einige hundert Schritt von einander entfernt liegen. Um der Mühe überhoben zu ſein, die aus dem europäiſchen Kontinent und anderen Welttheilen einlaufenden Schiffe einige engliſche Meilen unterhalb der City ausladen zu müſſen, was bei dem Bau einer ſteinernen Brücke nothwendig war, baute man den Tunnel, um einen Durchgang unter der Themſe zu erhalten und den Schiffsverkehr nicht zu beläſtigen. Nicht genug, daß in der Stadt dieſe beiſpielloſe Gewerbsthätigkeit herrſcht, auch in dem Tunnel ſelbſt hat ſie ihre Buden aufgeſchlagen: Orgeln und Panorama's ſtehen am Eingange und Ausgange, eine ungeheure Halle im Tunnel iſt zum Tanzſaal eingerichtet, Alles um Gelegenheit zur Zeiterſparniß zu geben, und in kürzeſter Zeit darzubieten, was Bedürfniß oder Laune fordert. Um die weitgehenden Straßenlängen in Minuten zu durchfliegen, bewegen ſich an 10,000 Omnibus in mathematiſcher Regelmäßigkeit und Beſtimmtheit ſo raſch und ſicher, wie es nur bei engliſchen Pferden und engliſchen Kutſchern möglich iſt. Da iſt keine Unordnung, kein Zanken, kein unnöthiger Aufenthalt, kein Wetteifer im Herabdrücken der Preiſe. Wie eine wohlgegliederte Maſchine bewegt ſich dieſer große Verkehrsapparat; jeder einzelne Wagen durchläuft in der feſtgeſetzten Zahl von Minuten ſeine Strecke, ſtellt ſich zur Minute an ſeinem Ziele ein und ſchließt ſich an die mit ihm in Verbindung ſtehende Fahrt pünktlich an. Auf allen öffentlichen Plätzchen ſtehen Fiaker bereit,

*) „Vereinsblatt für deutſche Arbeit," 1852, S. 14 ff.

Digitized by Google

um zu feſtſtehenden Preiſen mit größter Geſchwindigkeit nach jedem Ziele zu fahren. Wer die große Oxfordſtraße, den Hauptkanal der Bewegung gegen die Börſe, dieſen Ausgangspunkt aller Handels- und Verkehrsthätigkeit Londons, hindurchgeht, der ſtaunt über die zahlloſe Menge von Wagen, über dieſe beſtändige Ueberfüllung derſelben, über die Haſt und Emſigkeit, die auf jedem Geſichte zu leſen, über die Ordnung und Regelmäßigkeit, über die Ruhe und den Ernſt inmitten dieſes Gewühls. Ein zweckloſes Stilleſtehen, ein Begaffen der Läden und Merkwürdigkeiten findet nirgends Statt, und wo es ausnahmsweiſe doch vorkommt, da ſchreitet ein Polizeimann gemeſſenen Ernſtes heran und mahnt durch einen leichten Schlag auf die Schulter zum Weitergehen. Um Zeit zu ſparen und Regelmäßigkeit in das Gewirre zu bringen, bewegen ſich die nach einer Richtung fortſtrömenden Menſchenmaſſen auf dem einen, die nach entgegengeſetzter Richtung hinſteuernden auf dem andern Trottoir; dieſelbe Ordnung wird unter Wagen und Kutſchen eingehalten. Tritt man in die Börſe oder in die Bank, wo täglich für ſo viele Millionen Geſchäfte gemacht werden, ſo merkt man nichts von dieſer rieſenmäßigen Größe der Handelsbewegung. Wenige Worte der Verſtändigung reichen hin, und in Minuten iſt ein Geſchäft abgeſchloſſen, zu deſſen Erledigung anderwärts Tage gehören. Verweilt man einen Augenblick vor einer Werkſtätte, die ihre Erzeugniſſe mit allen erſinnlichen Mitteln ausgeſtellt hat, um die Kaufluſt der Vorübergehenden an ſich zu ziehen: ſo erſieht man wieder die höchſt praktiſche Richtung, den Käufer in den Stand zu ſetzen, mit Einem Blicke das Ganze zu überſchauen und die feſten Preiſe zu erfahren. Von einem Feilſchen iſt da keine Rede. Tritt man in die Werkſtätte, ſo erſtaunt man über die in's Kleinſte durchgeführte Arbeitstheilung. Wie die Theile einer Maſchine arbeiten ſich hier die Arbeiter gegenſeitig in die Hände, jede Bewegung iſt geregelt und geſchieht in kürzeſter Zeit. Dieſe ſtreng gegliederte Arbeitstheilung findet ſich von der größten Fabrik herab bis in die Werſtätte eines Schuſters.

Um den Kaufluſtigen Zeit zu ſparen, die Adreſſen der Verkäufer zu ſuchen, und die Güte und Preiſe ihrer Waaren zu erfragen, ſenden die einzelnen Handelshäuſer, Gaſtwirthe, Kaffeehäuſer, Kramläden und Werkſtätten ihre dienſtbaren Geiſter aus, beladen mit Adreſſen jeder Art, die dem Vorübergehenden in die Hand gedrückt, dem Vorüberfahrenden in den Wagen geworfen werden. Andere tragen große Tafeln auf Bruſt und Rücken, mit mächtigen Buchſtaben beſchrieben; noch andere hohe Stangen, an deren Spitzen große Tafeln, auf beiden Seiten bedruckt, zur Schau geſtellt werden. An paſſenden Straßenplätzen werden hölzerne Wände angebracht und mit Plakaten bedeckt; ja, große Wagen fahren durch die Straßen, an deren großem, viereckigem Kaſten Ankündigungen aller Art zu leſen, und die mit Figuren und Zeichnungen überzogen ſind, z. B. mit den Glanzpunkten einer Abendunterhaltung im Vauxhall- oder Gramoregarten. Sogar mehrere Wagen mit derſelben Ankündigung fahren hinter einander,

Digitized by Google

— Alles, um den Vorübereilenden in kürzeſter Zeit die nöthige Kenntniß zu geben. Eine bedeutende Spekulation macht die Geſellſchaft, welche den Wagenverkehr durch Omnibus und Fiaker in London beſorgt, dadurch, daß ſie die einzelnen Fenſterchen der Wagen vermiethet, um darauf Plakate anzubringen; eine den Mitfahrenden trefflich zu Statten kommende Einrichtung.

Um Zeit zu ſparen, um das Hauptnahrungsmittel — Fleiſch — nicht in den einzelnen Fleiſchhäuſern aufſuchen zu müſſen, hat die City ihren Fleiſchmarkt. Eine unabſehbare Reihe von Buden bildet gleichſam eine Stadt in der Stadt, und was die Thierwelt nur Genießbares bietet, iſt hier aus allen Welttheilen zuſammengebracht und geſchmackvoll aufgeſtellt. Der Fiſchmarkt iſt wieder ein Markt für ſich und bietet den Zoologen oft mehr Merkwürdigkeiten dar, als die meiſten zoologiſchen Kabinete. Um die Geſchäfte kürzer abzumachen, erhebt ſich unmittelbar am Fiſchmarkt hart am Ufer der Themſe die „Fiſchbörſe."

Glaubt man, daß bei der rieſigen Handelsbewegung ſich auch rieſenmäßige Geldſummen im Verkehr befinden müßten, ſo irrt man ſich. Die Art der Zahlung iſt darauf berechnet, ohne Mühe und Koſten, in kürzeſter Zeit und ohne verwickelte Buchführung, die Zahlung zu bewerkſtelligen. Baarzahlungen erfordern allzuviel Zeit zum Zählen des Geldes, daher gleicht man ſeine gegenſeitigen Forderungen am Ende jeder Woche aus, zahlt aber den Ueberſchuß oder Mangel nicht in Geld, ſondern wieder durch Ueberweiſung an einen Dritten. So laſſen ſich mit den verfügbaren Fonds ungeheure Unternehmungen machen, da das Betriebskapital nicht in Monaten, ſondern in Wochen umgeſetzt wird.

5. Greenwich.

Mitten im Geräuſch der in ewiger Arbeit ſich bewegenden City, an der Londoner Brücke, ſchifften wir uns auf einem der Böte ein, die auf der Themſe, ſowie die Fiaker in den Straßen, numerirt und unter polizeilicher Aufſicht dem Publikum zu Gebote ſtehen.

Unabſehbar erſtreckt ſich in einer langen Reihe, viele Meilen weit, der Wald von Maſten, durch den wir ſchifften. Der Strom wimmelt, wie die befahrenſte Landſtraße, von Barken und kleinen Fahrzeugen aller Art; eben ankommende oder abgehende große Schiffe bewegen ſich majeſtätiſch durch ſie hin, von allen Seiten ertönt das Rufen des fröhlichen Schiffsvolkes, Lebewohl und Willkommen tönen durch einander; die mit Auf- und Abladen beſchäftigten Arbeiter an den Schiffen, die Schiffswerfte am Ufer — — Alles verkündigt hier den Markt der Welt.

Sowie wir uns von London entfernten, boten uns die Ufer des Stromes von beiden Seiten die mannigfaltigſten, lachendſten Ausſichten. Endlich, fünf engliſche Meilen von der Stadt, breitete ſich prächtig und groß

Digitized by Google

vor unſern Augen das Invalidenhoſpital von Greenwich aus, mit ſeiner ſchönen Terraſſe und allen ſeinen reizenden Umgebungen.

Dieſe Freiſtatt, welche die Nation dem vom Kampfe mit den wilden Elementen endlich ermüdeten Helden darbietet, iſt mit Recht ihr Stolz; denn die Welt hat deſſen Gleichen nicht. Eigentlich ſind es vier von einander ganz abgeſondert liegende Gebäude, die aber, von der Waſſerſeite geſehen, ſich ausnehmen wie ein einziger großer Palaſt, geziert mit Säulen, Balluſtraden und aller Pracht der neuern Architektur. Eine große Terraſſe, die eine entzückende Ausſicht nach London zu bietet, zieht ſich davor hin, bis an den Strom, zu welchem man auf breiten ſteinernen Treppen hinabſteigt. Hier beſtieg Georg der Erſte zuerſt das Land, über welches er herrſchen ſollte. Mit welchen Erwartungen mag er nach St. James gefahren ſein, wenn er vom Hoſpital auf die Reſidenz der Könige ſchloß.

Das ganze Gebäude iſt aus ſchönen Quaderſteinen erbaut. Vorzüglich bewundert man die mit faſt verſchwenderiſcher Pracht geſchmückte Kapelle. Sie prangt mit Marmorſäulen, einem gut gemalten Plafond und jeder einem ſolchen Orte geziemenden Zierde. Einige ſchöne, große Hallen dienen bei ſchlechtem Wetter zum Spazieren, beſonders zeichnet ſich die größte mit einer Kuppel verſehene Halle aus; ſie iſt 106 Fuß lang und hat einen gut gemalten Plafond, ſchöne Säulen und Malereien. Ein angenehmer Park mit einer auf einem Hügel erbauten Sternwarte umgiebt das Gebäude von der andern Seite.

Es war ein ſchöner menſchenfreundlicher Gedanke, dieſe Ruheſtätte am Ufer der Themſe zu erbauen, im Angeſicht aller ankommenden und auslaufenden Schiffe. Die abgelebten Helden haben hier den Tummelplatz ihres ehemaligen Lebens noch immer vor Augen; ſie leben gleichſam noch darin, und dem in die See ſtechenden Schiffer giebt der Anblick dieſes Ruhehafens Troſt und Muth. Nahe an 3000 Veteranen ruhen hier von ihrem mühevollen Leben aus. Sie wohnen fürſtlich, werden gut genährt und gepflegt, alle zwei Jahre neu, anſtändig, bequem gekleidet, und erhalten wöchentlich ein gar nicht unbedeutendes Taſchengeld zu ihren kleinen Bedürfniſſen und Vergnügungen. Erkranken ſie, ſo finden ſie ſorgfältige Pflege. Sie ſind nicht, wie in andern Verpflegungsanſtalten, von Allem, was ihr Leben bedeutend machte, geſchieden; ſie leben und weben noch darin und kämpfen mit allen Kampfgenoſſen nochmals alle ihre gewonnenen Schlachten in froher Erinnerung vor Gemälden, welche dieſe vorſtellen und die Wände ihrer Speiſe- und Wohnſäle ſchmücken.

Beſonders gut eingerichtet fanden wir die Schlafſtellen. In langen, hohen, luftigen Sälen, welche zur Winterszeit von mehreren großen Kaminen erwärmt werden, ſind auf der den Fenſtern entgegenſtehenden Seite eine Reihe den Schiffskajüten ähnlicher Kabinete dicht an einander angebracht. Jedes derſelben hat neben der nach dem Saale ausgehenden Thür zwei Fenſter und iſt groß genug, um ein geräumiges Bett, einen Tiſch,

Digitized by Google

einen Stuhl und einen Koffer zu enthalten. Es giebt nichts Netteres und mehr Sauberes, als dieſe kleinen Zimmerchen; jedes hat einen Teppich; Fenſter und Betten ſind mit reinlichen Vorhängen verſehen, an den Wänden auf dazu angebrachten Leiſten ſtehen die zierlichen Tabaks- und Theekäſtchen, Gläſer, Taſſen und dergleichen in gefälliger Ordnung. Kupferſtiche zieren die Wände. Jeder hängt daran, nach Gefallen, Bildniſſe des Königs, der Königin oder berühmter Seehelden auf; dazwiſchen Seeſchlachten, Häfen und wohl auch manche luſtige Karrikatur.

Hundert und vierzig Wittwen verdienter Seemänner wohnen ebenfalls im Hauſe; ſie verrichten darin alle weiblichen Arbeiten, pflegen die Kranken und werden in aller Hinſicht eben ſo gut gehalten, als die Veteranen ſelbſt. Auch für die Waiſen der gebliebenen Seemänner iſt hier geſorgt; denn einige hundert Knaben werden in einem abgeſonderten Theile des Hauſes zum Gewerbe ihrer verſtorbenen Väter erzogen. Noch 3000 Invaliden, die im Hauſe nicht Platz finden, erhalten außer demſelben Penſion.

6. Ausflug nach Edinburgh. Pferderennen.

Von Berwick nach Edinburgh, 54 engliſche Meilen weit, fuhren wir faſt immer im Angeſicht des Meeres. Wir erblickten bis dicht an die Wellen hinab die Küſte wie einen Garten angebaut; Kornfelder, Wieſen, mit Heerden bedeckt, Obſt- und Gemüſegärten, Alles in der Pracht der üppigſten Vegetation. Dazwiſchen kleine Gehölze, duftende blühende Hecken und in ihrer Mitte Dörfer, die um ſo maleriſcher erſchienen, da ſie nun ein wirklich ländliches Anſehen trugen, und nicht den engliſchen kleinen Städten glichen.

Das Land iſt nicht bergig, aber auch nicht flach; wellenförmig erhebt es ſich zu kleinen Anhöhen und ſinkt wieder zu lieblichen Gründen hinab. Freundliche Landhäuſer liegen überall zerſtreut, ehrwürdige epheubewachſene Ruinen der Vorzeit erheben ihre alten Mauern und zeugen von vergangener Größe. Und nun noch der Anblick des Meeres, dieſes ewig wechſelnden Elementes, das jeder Gegend, auch der ödeſten, Leben und Pracht giebt.

Je mehr wir uns der ſchottiſchen Grenze näherten, deſto mehr fiel uns der Unterſchied zwiſchen dem engliſchen und ſchottiſchen Volke auf. Freundliches, gutmüthiges Zuvorkommen, Treuherzigkeit, verbunden mit großer, aber ſtets fröhlicher Armuth — das erinnerte uns an die Bewohner deutſcher Gebirge. Schuhe und Strümpfe, ohne welche man in England keinen Bettler antrifft, ſind hier ſchon großer Luxus. Die arbeitende Klaſſe und die Mehrzahl der Kinder, ſelbſt wohlhabender Eltern, laufen Sommer und Winter barfuß umher; vielleicht geſchieht dies faſt eben ſo oft aus Gewohnheit, als aus Armuth, aber es fällt ſehr auf, wenn man aus England kommt, wo dies unerhört iſt.

Edinburgh hat viele ſchöne Gaſthöfe, aber wir konnten in keinem unter-

Digitized by

kommen, denn es waren die letzten Tage des Pferderennens, wo alle Häuser von Fremden vollgepfropft sind. Wir fanden indessen bald ein artiges Logis bei einem Kupferstichhändler und freuten uns, das Volk einmal in seiner Nationalfreude zu sehen.

Die Stadt Edinburgh, von beträchtlicher Größe, ist eine der schönsten und häßlichsten Städte zugleich und verdient in dieser Hinsicht mit Marseille verglichen zu werden. Die Altstadt, ein Grauen und Ekel erregender Klumpen alter, schmutziger, den Einsturz drohender Häuser, die ohne Ordnung in engen, winkligen Straßen an und über einander geworfen zu sein scheinen; die Neustadt dagegen wetteifernd mit den schönsten Städten Europa's. Edinburgh's ganze Lage ist einzig in ihrer Art, von hoher romantischer Schönheit.

An den Seiten eines hohen Felsens, der sich an eine lange, majestätische Reihe anderer Felsen anschließt, liegen die Häuser der alten Stadt wie Schwalbennester angeklebt, unter und über einander; einige dieser Häuser haben, von der Straße aus gesehen, zehn Stockwerke, während sie von der andern Seite deren nur zwei oder drei zählen, und man aus dem vierten oder fünften Stock der niedriger liegenden Seite auf der hohen entgegengesetzten geraden Fußes in's Freie geht. Wie krumm, wie eng und winklig der größte Theil dieser Straßen ist, läßt sich gar nicht beschreiben. Einige derselben führen die steilsten Anhöhen hinauf und hinab, auf die allerbeschwerlichste Weise. Auf dem höchsten Gipfel dieser Felsenkette thront die uralte Wohnung der schottischen Könige, das Kastell, hoch über den Häusern der übrigen Einwohner. Eine tiefe Kluft, aus welcher jene Felsen steil, fast senkrecht emporsteigen, trennt die alte Stadt von einer Anhöhe, auf welcher die neue Stadt erbaut ist. Einige schöne steinerne Brücken führen hinüber und vereinigen beide Städte. Von einer dieser Brücken sieht man tief im Abgrunde Straßen wie im Erebus verborgen, denen Sonne und Mond fast nie scheinen, und deren Dächer noch lange nicht bis zur Grundmauer der Brücke hinanreichen. Die Menschen, welche dort wandeln, erscheinen wie Gnomen. Nur ein Theil dieser Kluft ist bebaut, der übrige wird zum Theil als Viehweide benutzt, zum Theil liegt er steinig und unfruchtbar da.

In der neuen Stadt sind alle Straßen regelmäßig, breit, wohlgepflastert, auf beiden Seiten mit breiten Fußwegen versehen; in Hinsicht auf Schönheit, Solidität und Geschmack der aus Quadersteinen erbauten Häuser übertrifft dieser Stadttheil vielleicht jede andere Stadt.

Wie in London, giebt es auch hier große Plätze, umgeben von schönen Gebäuden und in ihrer Mitte einen mit eisernem Geländer eingefaßten hübschen Garten oder einen schönen Grasplatz. Fast alle Straßen bieten die Aussicht auf's Meer. Dieses große, ewig wechselnde, ewig neue Schauspiel erhält hier noch durch eine Menge kleiner, zerstreut liegender Inseln einen neuen Reiz. Ferne kleine Berge begrenzen von der einen Seite die große Perspektive, die von der andern Seite in's Unendliche sich ausbreitet.

Unvergeßlich bleibt uns ein Abend, den wir in Princes-Street bei einem unſerer Bekannten zubrachten. Dieſe, eine engliſche Meile lange Straße beſteht nur aus Einer Reihe ſehr ſchöner Häuſer, gegenüber begrenzt eine eiſerne Balluſtrade die Kluft, welche die alte Stadt von der neuen ſcheidet, und welche gerade hier unbebaut Kühen und Ziegen zur Weide dient. Senkrecht ſteigen daraus die ganz nackten Felſen empor, wild, zackig, in ſchönen, wechſelnden Formen. Hoch liegt die alte Königsburg und andere alterthümliche Gebäude; ſie alle überragt, von blauen Nebeln umwoben, König Arthur's Sitz, ein wunderbar geformter Fels, faſt wie ein Thron geſtaltet. Von ihm erzählt ſich das Volk manche ſchauerliche Sage der Vorzeit. In ſeiner Nähe erblickt man auf einem andern Felſen die Ruinen eines alten Schloſſes, in welchem die unglückliche Maria Stuart von ihrem eigenen Volke gefangen gehalten wurde, ehe ſie nach England in den Tod ging. Das Meer begrenzt die Ausſicht am Ende der Straße. Hier ſahen wir die ſinkende Sonne die Spitzen der Felſen röthen, ſpäter den Mond die Wellen des Meeres verſilbern, und ſchieden mit der Ueberzeugung, daß nicht leicht eine andere große volkreiche Stadt uns ein ähnliches Schauſpiel darbieten werde.

Die dritte Abtheilung von Edinburgh iſt Leith. Eigentlich eine Stadt für ſich, aber faſt mit Edinburgh zuſammenhängend, kann ſie noch dazu gerechnet werden. Tiefe Lage, hart am Hafen, ſumpfig und unangenehm. Hier ſind die Schiffswerfte, Magazine, Komptoire und die Wohnungen Derer, die es mit dem Handel und der Induſtrie zu thun haben. Hier iſt viel Gedränge, Stoßen und Treiben; wir waren froh, bald dem Gewühl zu entkommen.

Das ſchönſte Gebäude in Edinburgh iſt das Regiſter-Office; es dient zu mancherlei Zwecken des öffentlichen ſtädtiſchen Lebens. In einer durch eine Kuppel von oben erleuchteten Rotunde ſahen wir hier die marmorne Statue des Königs. Mrs. Damer, eine vornehme Dame in London, hat ſie der Stadt geſchenkt, und was das Merkwürdigſte dabei iſt, ſie hat ſie ſelbſt verfertigt. Man muß ihren guten Willen ehren; die Statue ſelbſt iſt ein unförmliches Machwerk.

Das Kaſtell ſelbſt iſt ehrwürdig durch ſeine ehemalige Beſtimmung, ſein Alter und ſeine impoſante Lage, hoch auf dem Gipfel des Felſens. Holyroodhouſe, die Reſidenz des Königs von Großbritannien, wenn er einmal nach Edinburgh kommen ſollte, iſt ein großes, ganz gewöhnliches altmodiſches Schloß, welches ſich auf keine Weiſe auszeichnet, aber immer noch hübſcher iſt als St. James in London. Verſchiedene Privatperſonen, denen der König die Erlaubniß dazu gab, bewohnen es jetzt; auch war es die Reſidenz des Grafen Artois. Die Wohnungen im Schloſſe und in dem zunächſt liegenden Bezirke haben das Vorrecht, daß Niemand Schulden halber darin arretirt werden kann. Sie werden deshalb ſehr geſucht, beſonders — wie man uns verſicherte — vom ſchottiſchen Adel.

Digitized by Google

Der Graf Artois *) machte nothgedrungen von diesem Vorrechte Gebrauch und gieng, wie die übrigen Bewohner dieses kleinen Freistaats, nur Sonntags aus dem Bezirke, wo man es mit aller Sicherheit kann. Uebrigens lebte er hier so viel als möglich wie weiland in Versailles. Zweimal die Woche speiste er öffentlich, und zwar allein, wie es die Etikette vorschreibt. Dreimal die Woche hielt er vor einem Hofe von Emigranten, die er um sich versammelte, Lever u. s. f. Wir sahen seine Zimmer; sie sind so ganz bürgerlich einfach, daß sie ihn doch an die Vergänglichkeit aller irdischen Dinge erinnert haben müssen.

Bei aller romantischen Pracht und Schönheit eignet sich die Lage Edinburghs doch wenig zu Spaziergängen. Es fehlt in der Nähe an Schatten, an ländlicher Lieblichkeit; doch findet man auch diese, wenn man sich die Mühe nehmen will, sie eine oder zwei Stunden weit aufzusuchen.

In den ersten Tagen unsers Hierseins erfüllte während des Pferderennens, des Karnevals der Briten, ungewöhnliches Leben die ganze Stadt. Die Vergnügungen jagten einander in dieser Woche. Sonst lebt man hier stiller, einfacher, mehr ein Familienleben auf deutsche Weise, als in London. Die Kinder werden nicht, wie es dort durchaus gewöhnlich ist, in Pensionen erzogen, sie wachsen im Hause unter den Aeltern heran.

Die äußere Frömmigkeit und besonders die Feier des Sonntags wird aber hier noch strenger beobachtet als dort. Einer unserer Bekannten, welcher uns eines Morgens am Sonntage zu einer Spazierfahrt abholte, schloß sorgfältig die Jalousien an seinem Wagen, so lange wir in der Stadt fuhren, weil er sich scheute, den Leuten, die in die Kirche giengen, zu zeigen, daß er in einer Stunde spazieren fahre, welche eine andere Bestimmung hat. Am Sonntagmorgen werden alle musikalischen Instrumente, alle Bücher, die nicht religiösen Inhalts sind, alle Spielkarten, alle Handarbeiten, auch die unbedeutendsten, sorgfältig weggeschlossen, damit selbst ihr Anblick nicht störend wirke. Jedermann geht in die Kirche und hält Andachtsübungen zu Hause, wobei alle Hausgenossen bis auf den geringsten Bedienten erscheinen müssen. Jede Ergötzung ist hoch verpönt; den Herren bleibt nur die Flasche, bei welcher sie diesen Tag möglichst lange verweilen, und den Damen der Theetisch.

Zuvorkommende, gutmüthige Freundlichkeit und ein gewisses treuherzig-fröhliches Wesen unterscheidet den Schotten merklich vom Engländer. Man achtet hier die Fremden mehr als in England, ist bekannter mit ihren Sitten und Gebräuchen, denn die Armuth zwingt den Schotten oft, in der weiten Welt ein Fortkommen zu suchen, und er sucht es lieber recht fern, als in England, wo man sein geliebtes Vaterland mit einer gewissen Verachtung betrachtet. Die in Deutschland und andern Ländern angesiedelten Briten sind zum größten Theil Schottländer.

*) Der jüngere Bruder Ludwig's XVI., nachmaliger König Karl X. von Frankreich. Der ältere (Graf von Provence) war Ludwig XVIII.

Digitized by Google

Frömmigkeit, Ehrlichkeit, Arbeitſamkeit iſt der Charakter des Volks im Allgemeinen; dazu eine ungemeſſene Liebe zu ihrem Lande, zu ihrer vaterländiſchen Literatur. Mit ihr, wie mit den Alten, iſt Jeder bekannt, der nur einigen Anſpruch auf Bildung macht. Sie hegen hohe Ehrfurcht für Alles, was auf ihre ehemaligen beſſeren Tage hindeutet. Maria Stuart hat hier noch unzählige warme Verehrer, und jede Reliquie, die von ihr übrig geblieben, wird wie ein Heiligthum betrachtet und ſorgfältig aufbewahrt.

Die bildende Kunſt will unter britiſchem Himmel nicht recht gedeihen; doch daß ſie wenigſtens nicht immer dort nach Brote geht, davon fanden wir den Beweis bei einem wirklich ausgezeichnet guten Künſtler Namens Reaburn. Wir beſuchten ihn in ſeinem eigenen, elegant gebauten und möblirten Hauſe, in welchem er mit ſeiner Frau und vier Kindern auf einem ſehr angenehmen Fuß lebt. Ein ähnliches Landhaus beſitzt er vor der Stadt, und alles dies erwarb ihm ſein Pinſel, denn er war ohne Vermögen. Freilich hat er einen Kunſtzweig erwählt, der wohl nirgends ſo belohnt werden würde, als in Großbritannien: er malt Pferde, aber ſo wunderſchön, mit ſolcher Wahrheit, daß ſelbſt ein nichtengliſches Auge davon entzückt werden muß. Auch menſchliche Porträts gelingen ihm gut, aber die Konterfeis der vierfüßigen Lieblinge manches reichen Lords haben eigentlich doch ſeinen Ruhm gegründet.

* * *

Pferderennen.

Das Pferderennen, welches ſo viel Fremde in Edinburgh verſammelt hatte, konnten wir nicht unbeſucht laſſen; wir wohnten noch den beiden letzten und wichtigſten bei. Gewöhnlich werden ſie in andern Orten auf einer dazu eingerichteten großen Wieſe gehalten; hier aber hat man, wunderlich genug, das Ufer des Meeres bei Leith dazu gewählt, den Strand, welchen das Meer zur Zeit der Fluth bedeckt. Darum muß die Stunde genau abgepaßt werden. Uns ſchien die Expedition nicht ganz ohne Gefahr. Sollte den alten Poſeidon einmal eine Laune anwandeln, und er ſchickte ſeine Wogen etwas früher zurück, ſo möchte wohl die Kataſtrophe des Königs Pharao im Rothen Meere nochmals wiederholt werden, und Edinburgh wäre mit einem Male verödet, denn Niemand bleibt bei dieſem wichtigen Feſte zu Hauſe, wenn er nicht muß.

Auf dem naſſen, pfützenreichen Sande, wo es unbegreiflich iſt, wie die Pferde feſten Tritt haben können, und der noch obendrein wie ein Fiſchmarkt riecht, iſt ein Platz mit Schranken von Stricken umgeben. Alte invalide Soldaten ſtehen rings umher und halten auf Ordnung. An einem Ende dieſes Platzes ſitzen die Kampfrichter, auf einem hohen, mit Fähnchen verzierten Gerüſte, gravitätiſch wie Rhadamant mit ſeinen Kollegen; die Helden des Tages, die Pferde, ſtehen daneben.

Digitized by Google

Eine unzählige Menge Menſchen umgiebt den Platz. Auf den Dächern, an den Fenſtern der benachbarten Häuſer von Leith, auf den Mauern, auf eigens dazu erbauten Gerüſten, auf dem Quai des Hafens, überall, wo nur ein Plätzchen zu finden iſt, haben neugierige Fußgänger ſich hingeſtellt. Dieſe bunte, fröhliche Menge giebt, vom Rennplatz aus geſehen, einen hübſchen Anblick. Die Glücklichen, welche über ein Fuhrwerk oder Pferd disponiren können, tummeln ſich, in Erwartung des großen Schauſpiels, luſtig auf der Rennbahn herum und geben ſelbſt dem Beobachter einen ſehr beluſtigenden Anblick. Prächtige, mit Wappen und Grafenkronen verzierte Equipagen, je mit vier ſtolzen Roſſen beſpannt, und Karren mit einem alten lebensmüden Gaul, Reiter und Reitpferde aller Art, Whiskys, Karrikles, alle möglichen Fuhrwerke, welche der Luxus und die Luſt zu fahren nur erfinden konnten, fahren und reiten unter einander herum im bunten Gewühl. Alles patſcht ohne Zweck und Ziel die Kreuz und Quer im Schlamme und naſſen Sande luſtig darauf los.

Während der Zeit wird Alles genau von den Kampfrichtern unterſucht, damit kein Betrug irgend einer Art beim Rennen vorgehe. Die Jockeys, welche ſchon geraume Zeit vorher ſich durch ſtrenge Diät auf dieſen großen Tag vorbereiten mußten, werden ſorgfältig gewogen; keiner darf ſchwerer ſein als der andere, deshalb wird dem leichtern das fehlende Gewicht durch Blei in den Taſchen erſetzt.

Die wettluſtigen Zuſchauer ſchließen indeß ihre Wetten. Ein Trommelſchlag wirbelt durch die Luft, und Alles eilt, ſich an den Seiten zu rangiren; Jeder ſtrebt einen guten Platz zum Sehen zu bekommen, viele Männer ſteigen aus den Kutſchen heraus oben auf die Imperiale, einige Frauenzimmer ſetzen ſich auf den hohen Kutſcherſitz neben den Kutſcher; Alles iſt in der geſpannteſten Erwartung. Mit dem zweiten Trommelſchlage laufen die Renner aus, man hält den Athem an vor Begierde, ſie zu ſehen; man ſieht ſie faſt nur einen Moment mit Blitzesſchnelle vorüberjagen und hernach auf der entgegengeſetzten Seite ganz in der Ferne. Sie nahen wieder, ſie ſtürmen zum zweiten Male vorbei, ſie nähern ſich zum zweiten Male dem Ziele, und nun reiten alle alten und jungen John Bulls, auf die halsbrechendſte Weiſe, ohne auf irgend Etwas zu achten, hinterdrein, um bei der Entſcheidung gegenwärtig zu ſein. Die Pferde durchlaufen zwei Mal, ohne anzuhalten, die Bahn, und das, welches zum zweiten Mal am erſten das Ziel erreicht, hat geſiegt.

Der Weg, den die Renner zurücklegen, beträgt, genau gemeſſen, vier engliſche Meilen, von denen man fünf auf eine deutſche rechnet; die Zeit aber, in welcher ſie dieſen Raum durchmeſſen, iſt unglaublich kurz. Sowie das erſte Rennen vorüber iſt, fährt und reitet Alles wieder auf dem Platze durch einander, wie zuvor, bis ein neuer Trommelſchlag verkündet, daß andere Pferde zum Laufen bereit ſind, und die Zuſchauer wieder zur Ordnung verweiſt. Jeden Morgen während der Woche des Pferderennens werden drei ſolche Wettläufe gehalten. Nach dem dritten eilt Alles ſehr befriedigt nach Hauſe.

Digitized by Google

Es ist nicht erfreulich, die Pferde am Ziel anlangen zu sehen; ermattet, mit Schweiß bedeckt, athmen sie kaum noch, und das Blut strömt aus ihren von den Sporen zerrissenen Seiten. Auch die Jockeys sinken fast hin vor Ermattung; das pfeilschnelle Rennen benimmt ihnen den Athem, sie müssen unaufhörlich mit der einen Hand vor dem Munde die Luft zu zertheilen suchen, um nicht zu ersticken.

Die übrige Zeit des Tages, welche Toilette und die Freuden der Tafel frei lassen, wird in dieser Woche auf mannigfache Weise hingebracht. Zerstreuung ist genug vorhanden. Wachsfiguren, Seiltänzer, Panoramas u. s. w. unterhalten die Menge. Abends wechseln Bälle, Konzerte und Assembléen in den eigens zu diesem Zweck bestimmten schönen Sälen. Auch ein Vauxhall giebt es hier. Obgleich recht hübsch eingerichtet, hält es doch keinen Vergleich mit dem berühmten Vauxhall in London aus, das wohl immer das einzige in seiner Art bleiben wird.*)

Das Theater wird stark besucht, und das Publikum darin ist laut, ungestüm und souverän herrschend, wie in London; das Haus nicht groß, aber hübsch dekorirt, gut erleuchtet und zweckmäßig eingerichtet. Nur die Schauspieler zeichnen sich auf keine Weise aus, und die Schauspielerinnen sind nicht einmal mittelmäßig.

In dem freundlichen Konzertsaale wohnte ich einem echt schottischen Konzerte bei. Es war ein Vokalkonzert angekündigt und bestand nur aus

---

*) Reizender, blendender, feenhafter läßt sich kaum Etwas denken, als der in einer kleinen Entfernung von London am Ufer der Themse gelegene Vauxhallgarten, besonders an sogenannten Gallanächten, wenn er zur Feier des Geburtstages irgend eines Mitgliedes der königlichen Familie in doppelter Erleuchtung prangt. Gegen 15,000 wohlgekleidete Männer und Frauen wandeln dann im Schimmer unzähliger Lampen auf diesem magischen Fleckchen Erde zwischen schönen Bäumen und blühenden Sträuchern umher. Musik tönt durch die laue Sommernacht, Alles athmet Lust und Vergnügen, es ist, als beträte man das Paradies der Mahamedaner. — In der Mitte eines großen, ringsum von Bäumen überschatteten Platzes erhebt sich das Orchester hoch in die Luft. Aus tausendfarbigen Lampen zusammengesetzt strahlt es blitzend gegen den dunkeln nächtlichen Himmel, wie ein aus Edelsteinen erbauter Feenpalast. Hinter den reich erleuchteten Bäumen ziehen sich bedeckte Arkaden hin, unter denen mehrere Hundert kleine Bogen und Pavillons angebracht sind. Auch hier reiht sich Lampe an Lampe. Am Ende der erleuchteten Baumgänge sind transparente Gemälde angebracht. Viele Säle, mit Statuen, Transparents, Blumen und krystallenen Girandolen geziert, bieten Schutz gegen Kälte, Wind oder plötzlich einfallenden Regen.

Mehr als hundert wohlgekleidete, gewandte Aufwärter stehen neben den Bogen, welche den großen Platz umgeben. Jedes Winks gewärtig, besetzen sie im Nu die darin fertig gedeckten Tische mit allen möglichen Speisen und Getränken.

Trotz der großen Menschenmenge hört man doch nirgends wilden Lärm. Schweigend und flüsternd wandelt Alles umher und lauscht den Tönen des Orchesters oder der beliebtesten Sänger, die sich mit Arien, Volksliedern, Kanons u. s. w. hören lassen. Eine Glocke ruft, und nun eilt die Gesellschaft in einen entfernten Theil des Gartens, wo ein Wasserfall oder sonst eine ländliche Szene auf das Täuschendste nachgebildet ist. Dann wird in einem andern Theile des Gartens wieder ein Feuerwerk abgebrannt u. s. f. Oft macht erst der Tag diesen Freuden ein Ende.

Digitized by Google

drei Singſtimmen, begleitet von einem Pianoforte. Die Sänger gaben den ganzen Abend nur leichte Romanzen, Lieder und dreiſtimmige Kanons, hier Glees genannt. Dieſe Art Muſik iſt in England, noch mehr in Schottland ſehr beliebt. Muſik und Text waren ganz ſchottiſch, letzterer oft aus Oſſian entlehnt, erſtere durchaus ſanft und klagend, durch Molltöne ſich hinwindend. Manche uralte Melodie ertönte hier und wurde mit heißer Vaterlandsliebe aufgenommen. Das Ganze wäre für eine Stunde recht angenehm geweſen, aber es hatte den Fehler aller Ergötzlichkeiten in Großbritannien, es währte zu lange. Das Auditorium war indeſſen aufmerkſam bis an's Ende; nur einige ältliche Herren, die ſich wahrſcheinlich bei Tiſche das Wohl der Nation zu ſehr zu Herzen genommen hatten, verfielen in ſüßen Schlummer und ſchnarchten überlaut den Grundbaß zu dem etwas magern Akkompagnement des Pianoforte. Die Singſtimmen waren gut und ſangen dieſe einfachen Melodien, wie ſie geſungen werden müſſen, ſchmucklos, richtig und ausdrucksvoll.

Die lärmende Woche war nun vorüber, die Sehenswürdigkeiten wurden eingepackt; die Aſſembléeſäle geſchloſſen, die Fremden reiſten fort, die Einheimiſchen zogen zum Theil auf ihre Landhäuſer, und Alles kehrte zur gewohnten Ordnung und Stille zurück.

---

7. a. Mancheſter und ſeine Baumwollenſpinnerei. *)

Nach London kenne ich in ganz Großbritannien keine Stadt, die auf den Fremden einen tieferen Eindruck macht, als Mancheſter. Nie, ſo lange die Weltgeſchichte rinnt, gab es auf dem Globus eine Stadt, welche Mancheſter ähnlich war, in ihrer äußern Erſcheinung, in ihrer merkwürdigen Thätigkeit, in ihrer Waarenfülle, in ihrer Maſſe wunderſamer Erfindungen, in ihren moraliſchen und politiſchen Phänomenen. Da der Leſer, der Mancheſter nicht kennt, ein allgemeines Bild von dieſer Stadt nicht verſtehen kann, wenn er nicht die einzelnen Züge und Theile, aus denen dieſes Bild zuſammengeſetzt iſt, etwas näher betrachtet hat, ſo lade ich ihn ein, zuerſt mit mir diejenigen einzelnen Gegenſtände zu beſehen, welche mir dort zu ſehen Gelegenheit gegeben wurde (ich muß bedauern, daß es im Vergleich zu der Menge vorhandener Dinge ſo wenige ſind), und dann auf das Ganze dieſer Stadt einen überſchaulichen und umfaſſenden Rückblick zu thun. Wenn man in einer ſo außerordentlichen Stadt wie Mancheſter ankommt und von dem ganzen Meere neuer Dinge überſchwenglich angeregt wird, ſo wagt man es anfangs kaum, einen Schritt und einen ſichern Blick zu thun. Man ſcheut ſich gewiſſermaßen, dieſem Rieſen gerade in's Angeſicht zu blicken, bis man erſt einige Stücke verſtehen und dann

*) Vgl. Augsburger „Allgemeine Zeitung" von 1843, Nr. 237.

allmählig ganze Theile und endlich das Ganze überschauen lernt. Da es im Grunde einerlei ist, in welcher Reihenfolge ich diese Beiträge gebe, so will ich die Dinge so geben, wie sie sich mir bei meinen, wie gesagt, schüchternen Spaziergängen in dieser gewaltigen Stadt darboten.

Unter den verschiedenen bewundernswerthen Dingen, die man in Manchester sehen kann, nehmen ohne Zweifel die Baumwollenfabriken mit ihren Arbeits- und Maschinenwundern den ersten Rang ein; denn sie sind es, um welche sich hier das Interesse aller Menschen dreht. Es ist schwer, alle die außerordentlichen und zuvor in der Geschichte der Menschen unerhörten Erscheinungen, welche der Kattun herbeigeführt hat, anzugeben. Die Welt hatte noch vor hundert Jahren keine Ahnung davon, daß ein solcher Riese, der die Staaten so mächtig verbinden, der so gewaltige Geldkräfte schaffen, der ein Reich wie England so enorm aufregen sollte, geboren werden würde, und jetzt steht er schon wie ein unvergleichlicher Gigant da.

Durch die Erfindungen, die in Bezug auf die Baumwolle gemacht sind, erscheint der Mensch nun wie mit tausend Händen gewappnet. Viele jetzt errichtete „Mules" (Spinnräder) haben 1100 Spindeln. Selbst nicht der kühnste Projektenmacher aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts ließ es sich träumen, daß so etwas in kurzer Zeit möglich werden könnte. Es wird jetzt 260 Mal mehr Baumwolle in England eingeführt, als vor hundert Jahren. (Im Jahre 1741: 1,600,000 Pfund und im Jahre 1841 etwas mehr als 400 Millionen.) Keiner der bedeutenderen Handelszweige hat eine solche monströse Vermehrung erfahren. Durch die Baumwolle ist in der kurzen Zeit von funfzig Jahren zwischen zwei der mächtigsten Staaten der Erde, zwischen den nordamerikanischen Freistaaten und Großbritannien, das Handelsband angesponnen, dessen Anschwellung ohne Gleichen ist. Im Jahre 1835 betrug der Werth der von Nordamerika nach England verschifften Waaren und Produkte 65 Mill. Dollars. Im Jahre 1851 bezahlte England für ausländische Baumwolle, die meist aus Amerika bezogen ward, 16 Millionen Pfund Sterling.

Unter den verschiedenen Maschinen, welche für die Behandlung der Baumwolle erfunden wurden, giebt es solche, wie z. B. die Baumwollenreinigungsmaschine des Herrn Whitney, durch deren Erfindung und Einführung ein einziges Volk, das der Vereinigten Staaten, in 45 Jahren nicht weniger als 200 Mill. Pfd. St. gewann.*) Welcher andere Zweig die menschlichen Erfindungsthätigkeit zeigt auf ähnliche Weise folgenreiche Erfindungen? Durch den Riesengeist der englischen Erfindungen, der in der Baumwolle thätig war, sind neue Länder in europäische Interessen gewissermaßen hineingesponnen, die wir früher mit gar keiner Waare ge-

*) Vor Hrn. Whitney's Maschinen im Jahre 1793 konnte man gewisse Arten von Baumwolle gar nicht gebrauchen, die aber nun in Gebrauch kamen, wodurch der Mehrverbrauch seit dem Jahre 1793 von einem nordamerikanischen Statistiker auf die besagte Summe angeschlagen ist.

Digitized by Google

winnen konnten. China und Oſtindien, dieſe kunſt- und waarenreichen Länder, in denen Baumwollenzeuge die gewöhnliche Kleidung ſind, und die uns ſonſt vorzugsweiſe baumwollene Waaren ſandten, haben wir, die uralte Waarenſtrömung aus ihrer Richtung werfend und ſie umkehrend, mit ihren eigenen Waffen angegriffen. Im Jahre 1836 wurden von England nach Oſtindien für 2,582,000 Pfd. St. baumwollene Waaren geſandt. Und China empfing in demſelben Jahre 10 Mill. Ellen weißes Baumwollenzeug, 2,500,000 Ellen gefärbtes Baumwollenzeug und 3 Mill. Pfund Baumwollengarn.

So haben die Baumwollenfabrikate, deren Preis die engliſchen Erfindungen in zwanzig Jahren auf den vierten Theil herunterbrachten, *) uns gelehrt, was uns keines unſerer Kunſtprodukte lehren konnte, jene Völker des fernen Oſtens an europäiſche Waaren zu gewöhnen und ſie ſo von uns abhängig zu machen.

Herr M' Culloch berechnet, daß in England nicht weniger als 1,200,000 bis 1,400,000 Perſonen blos mit der Fabrikation der Baumwollenwaaren beſchäftigt ſind. Jetzt denke man an die Hunderttauſende, welche mit der Verhandlung, der Transportirung und Verſchiffung dieſer Stoffe ſich beſchäftigen; man denke an ſolche, mit der Entwickelung der Baumwollenfabrikation ſchwindelnd emporgeſtiegene Städte, wie Liverpool, man denke an die Meere, die von mit Baumwolle beladenen Schiffen wimmeln, an die Millionen, die in Nordamerika als freie Pflanzer oder Neger, in Aegypten als Sklaven des Paſcha, in Braſilien als Sklaven der Plantagenbeſitzer an der Produzirung der Baumwolle arbeiten und dadurch ihr Leben friſten; man denke ferner an alle Nationen des Erdballs, die ſammt und ſonders jetzt zwei-, drei-, zehnmal mehr Baumwollenſtoffe tragen als früher, und deren Sitten und Gewohnheiten dadurch zum Theil weſentlich verändert worden ſind, und man erſtaune über die Reſultate, welche dieſe merkwürdige menſchliche Thätigkeit, deren Mittelpunkt Mancheſter iſt, herbeigeführt hat.

Man ſagte mir, daß ich nicht in Mancheſter ſelbſt, ſondern in der benachbarten Stadt Stockport die beſten und vollkommenſten dieſer merkwürdigen Fabriken, die auf eine ſo dominirende Weiſe an dem Schickſale ſo vieler Millionen Menſchen arbeiten, ſehen könnte; ich fuhr daher eines Morgens mit der Eiſenbahn zu dieſer Stadt hinaus.

Ich erinnere mich, daß ich einmal in meinem Leben, ich weiß nicht mehr, in welchem Jahre, nachdem ich meine Schulzeit längſt vollendet hatte, nicht wußte, wo die bekannte Stadt Burg (im Süden von Berlin) liege, und daß ich mir dadurch einen großen Tadel von Seiten eines Freundes zuzog, der mich ſogar über meine Unwiſſenheit erröthen machte. „Ei, ei! Schämen Sie ſich, mein Beſter! Sie kennen Burg nicht, und

*) Im Jahre 1814 war der Durchſchnittspreis eines Stückes Calico in Mancheſter 24 Schilling 2 Pence; im Jahre 1833 aber 6 Schilling und 2 Pence.

Digitized by

es ist doch eine Stadt mit 12,000 Einwohnern? Das nimmt mich Wunder!" Nun, reist man ein wenig in der Welt herum, so wird man allmählig gegen solche Vorwürfe abgehärtet, besonders hier in Lancashire, wo des Erröthens kein Ende wäre, wenn man sich über jede Einem unbekannte Stadt, die mehr als 10,000 Einwohner hat, schämen sollte.

Man hat berechnet, daß in einem Umkreis von 12 englischen Meilen um das Börsengebäude von Manchester herum außer Manchester nicht weniger als 280 Städte und Dörfer liegen, die auch alle mehr oder weniger mit der Baumwollenmanufaktur in Verbindung stehen, und die in Summa von mehr als einer Million Menschen bewohnt sind.

Für die meisten ist Manchester der große Marktplatz, und seine Börse ihre Gebieterin. Man nennt in Manchester diejenigen Fabrikanten, welche aus den umliegenden Distrikten zur Stadt kommen, country manufacturers, attending the Manchester market (welche den Markt von Manchester besuchen).

Die Fabrik, welche mir als die besteingerichtete aller jetzt existirenden bezeichnet wurde, war die der Herren Orell in Stockport, „Orell's Mill." (Es ist sonderbar, daß die Engländer alle ihre großen Maschinenwerke auch Mühlen nennen, obgleich in ihnen an das Mahlen irgend einer Sache nicht im geringsten gedacht wird.) Bei Herrn Orell's „Mühle," sagte man mir, würde ich alle neuesten Verbesserungen der Welt sehen können. Bis auf die neuesten Tage herab ist nämlich die Verbesserung der Spinn- und Webemaschinen noch immer fortgegangen; und seit der Zeit Hargreave's, Arkwright's, Crompton's, Whitney's und Watt's, Herren, die alle ein wesentliches Stück in das große Räderwerk einer Baumwollenmaschine hineinfügten, hat noch jedes Jahrzehend irgend eine unerwartete, außerordentliche und folgenreiche Erfahrung gebracht. Eins der letzten dieser außerordentlichen Dinge aus dem Jahrzehend der dreißiger Jahre ist die sogenannte „selfacting mule," nämlich ein Spindelwagen, der sich von selbst, d. h. durch die Maschinerie getrieben, ein- und auszieht. Bisher mußte dies Ein- und Ausziehen durch Menschenhände geschehen, und jetzt haben diese nun weiter gar nichts mehr beim ganzen Spinnen zu thun, als das Einschütten und Vertheilen der rohen Baumwolle und das Anknüpfen der zerrissenen Fäden. Sämmtliche andere Operationen, das Reinigen der Baumwolle, das Kämmen, das Spinnen, das Zwirnen, das Aufrollen, das Abhaspeln und noch mehrere andere nicht genannte Manipulationen werden sammt und sonders von der Maschine übernommen. Es wäre vielleicht möglich, daß man in Zukunft auch das Magazin für rohe Baumwolle und das zur Aufbewahrung der fabrizirten Baumwollenwaaren so mit der Fabrik in Verbindung setzte, daß die letztere die rohe Baumwolle auf der einen Seite von selbst, ohne Zuthun der Menschen, empfinge, und auf der andern die fertige Baumwolle auch von selbst wieder packetweise in das Magazin niederlegte. Vollkommen undenkbar aber scheint es, daß man je eine Maschine so empfindlich machen könnte, daß das Reißen eines

Digitized by Google

der kleinen Baumwollenfäden einen Einfluß auf sie üben, und daß eine Vorrichtung dabei getroffen werden könnte, die diese kleinen Unregelmäßigkeiten wieder auszugleichen vermöchte. Das Anknüpfen der besagten Fäden scheint also das einzige Geschäft zu sein, das immerfort in den Händen der Menschen bleiben wird.

Sogar das Füttern des Ofens in der Dampfmaschine mit Kohlen hat man jetzt den Menschen entwunden. Auch dies geschieht jetzt vermittelst Maschinen, die man „self-feeders" (Selbstfütterer) nennt. Ich hatte schon in einer Fabrik in Leeds einige solche self-feeders, die sich jetzt mehr und mehr in den englischen Fabriken verbreiten, gesehen. Man kennt sie, wie man mir sagte, in England erst seit acht Jahren. Den vollkommensten sah ich in der Orell'schen Fabrik, wo es darauf ankam, eine ungeheure Dampfmaschine von 240 Pferdekraft regelmäßig mit der ihr nöthigen Quantität von Kohlen zu versehen. Man kann sich von dieser interessanten Maschinerie ungefähr folgende Vorstellung machen. Von dem Kohlenboden gehen große hölzerne Trichter in den Raum hinab, in welchem sich die Ofenmündungen befinden; vor jeder Ofenmündung kommt das enge Ende eines Trichters herab. Die Kohlen sind in lauter kleine Stücke zerschlagen und werden oben in den Trichter hineingefüllt. Unten fallen sie in eine kleine eiserne Kapsel, und zwar auf ein rasch sich drehendes Rädchen mit Flügeln, das mit der Dampfmaschine selbst zusammenhängt und von ihr in Bewegung gesetzt wird; die Flügel dieses Rades ergreifen nun die Kohlenbrocken und werfen oder spritzen sie immer in gleichen Quantitäten in den Ofen hinein, und zwar ist die Sache so eingerichtet, daß sie sich nirgends im Ofen auf einer Stelle anhäufen, sondern daß sie sich, in einem gleichmäßig vertheilten Regen heranfliegend, darin vertheilen. Auch können die Leute das Rad so stellen, daß dieser Kohlenregen entweder stärker oder geringer wird. Die Leute haben nichts weiter dabei zu thun, als die Kohlen oben immer nachzufüllen und die Maschine zu Zeiten zu stellen. Auch geht auf diese Weise durch beständiges Oeffnen und Schließen des Ofens keine Hitze verloren.

Die meisten andern großen Mills sind erst allmählig zu ihrer Größe angeschwollen, und die verschiedenen neuen Erfindungen und Verbesserungen sind erst von Zeit zu Zeit nachgetragen. Diese Orell'sche aber hat den Vorzug, daß sie gleich in ihrer jetzigen Größe und mit Benutzung aller neuen Erfindungen auf einmal von einem und demselben Baumeister in einem Gusse und nach einem einzigen Plane errichtet ist. Es ist eine vollständige Baumwollenfaktorei, d. h. es wird die Baumwolle roh, wie sie aus Amerika oder Aegypten kommt, in Arbeit genommen, gereinigt, gesponnen und gewebt. Sie haben nicht weniger als 1300 Looms (Webestühle). Diese waren alle in einem und demselben Raume, dem weaving room (Webezimmer), und 650 Mädchen dabei beschäftigt Das schnurrende Getriebe in dem weiten Raume eines solchen Zimmers schlug uns mit einem Geräusch wie die Brandung des Meeres entgegen.

Digitized by Google

Der power-loom, der von Dampfkraft getriebene Webſtuhl — unſere Fabrikanten ſollten dies kurze Wort überſetzen und annehmen: der Kraft-Webeſtuhl — arbeitet nicht nur zehnmal ſo raſch, als der hand-loom (Handwebeſtuhl), ſondern auch viel beſſer. Das Gewebe wird viel gleicher, da jeder Schlag von der Maſchine viel gleichmäßiger iſt als der, den die menſchliche Hand giebt. Jeder power-loom bringt in einem Tage ein Stück Kaliko zu Wege. Die ganze Fabrik giebt alſo an einem Tage 1300 Stück Kaliko, oder in einem Jahre zu etwa 300 Tagen (bei Abrechnung der Feſttage) 390,000 Stück Kaliko. In dem obern Raume des Hauſes wurde auch noch ſo viel geſponnen, als etwa 50,000 Spinner ſonſt mit den gewöhnlichen Spinnrädern zu Stande bringen konnten. Es giebt Prozeſſe in der Baumwollenbearbeitung, bei denen die menſchliche Schaffungskraft durch die Maſchinen auf das Zweihundertfache geſteigert iſt.*) Allein nimmt man auch nur eine hundertfache Steigerung im Durchſchnitt für alle jene Prozeſſe an, ſo würde daraus hervorgehen, daß jene eine Million Menſchen, die ſich, mit Maſchinen bewaffnet, in England mit der Baumwollenfabrikation beſchäftigen, jetzt ſo viel ausrichten, als in frühern Zeiten 100 Mill. Menſchen ausrichteten. Es haben dieſelben ſeit 50 Jahren wahrſcheinlich ſo viel Baumwolle gewebt und geſponnen, als das geſammte frühere Menſchengeſchlecht in einer ganzen Reihe von Jahrhunderten.

Die Fabrik hat ihre eigene von Dampfkraft getriebene Waſſerſpritze, die das ganze, ſechs Stock hohe Gebäude beherrſcht, und es von oben bis unten in wenigen Augenblicken ſogleich mit einer enormen Quantität Waſſer überſchütten kann. Dieſe Leute wollten die Spritze, um uns ihren Erfolg zu zeigen, ſpielen laſſen: kaum war aber das Waſſer in die Pumpe eingetreten, ſo ſahen wir eine Menge Menſchen zu den Fenſtern hinauswinken und ſchreien. Wir hörten auf zu pumpen, und als wir hinaufkamen, fand ſich, daß in wenigen Augenblicken eine halbe Etage überſchwemmt

*) Dies behauptete für's Spinnen einer der beſten Kenner in dieſer Sache, Herr Kennedy, im Jahr 1813. Jetzt gilt dies ohne Zweifel in einem weit höhern Grade. In der Grafſchaft Lancaſter wird jährlich zu Kalikos ſo viel Baumwollengarn verwebt, als 20 Millionen Spinnerinnen mit der Spindel nicht zu produziren vermöchten, und die Zahl der Spinner und Weber, die vor Anwendung der Dampfmaſchinen nur auf 50,000 ſich belief, iſt jetzt in England auf 1½ Million geſtiegen. Abgeſehen von dem, was England ausführt, iſt ſchon der heimiſche Verbrauch des Garns ſo bedeutend, daß bereits in der älteren Geſchichte der britiſchen Baumwollenmanufaktur nachgewieſen wird, wie die Länge des jährlich in England verſponnenen Garns 51 Abſtände der Erde von der Sonne erreicht, alſo das 51fache von 20,682,000 geographiſchen Meilen! Denn im Jahr 1851 wurden nicht weniger als 700 Millionen Pfund Baumwolle in England verbraucht, welche durch die Hände von 1½ Million Arbeitern, die Familien mitgerechnet, durch 3½ Millionen Menſchen, alſo ein Achtel der Geſammtbevölkerung Großbritanniens gingen. Die Ausfuhr betrug 30 Mill. Pfund Sterling (340 Mill. Gulden). Von dem Einfluſſe dieſer Induſtrie auf das Nationalvermögen kann man ſich eine Vorſtellung machen, daß 12 Mill. Pfund Sterling oder ein Viertel der ganzen Staatseinnahme von den dabei beſchäftigten Perſonen als Steuer aufgebracht werden.

Digitized by Google

war. Die Oeffnung der oberen durch das ganze Gebäude laufenden Röhren waren nicht verschlossen gewesen und hatte zu unserm Schrecken zwischen der Baumwolle eine arge Sündfluth veranlaßt.

Wie gesagt, diese Fabrik war eine der besteingerichteten. Nichtsdestoweniger fand ich die Luft in den Räumen abscheulich und zum Ersticken. Dabei erschreckte mich die ungemeine Enge der kleinen schmalen Gänge zwischen den gefährlichen Maschinen und den rollenden Rädern; der Fußboden war überdies geölt und so glatt wie eine Eisfläche, wahrscheinlich damit sich kein Schmutz darauf festsetze. Die Körbe oder Kasten, in denen die gesponnene Baumwolle durch die Etagen weiter befördert wurde, bestanden aus Büffelhäuten, die auf dem schlüpfrigen Boden glatt dahinglitten. Ein 200 Fuß hoher Schornstein stand auf einer kleinen Anhöhe neben der Fabrik und führte alle ihre Dämpfe in die hohen Lüfte.

Die Arbeit, ihre Dauer, die Bestimmungen über das Alter der in den Fabriken beschäftigten Kinder, kurz alle Bestimmungen über die Fabriken sind in dem sogenannten Factories-Regulation-Act (Faktorei-Regulirungsakt) enthalten. Und Auszüge aus diesem Akt waren in einem Vorraume der Fabrik angeschlagen, wie z. B. solche Bestimmungen, daß Good Friday, „der gute Freitag" (Charfreitag), und Christmas-day Feiertage seien, und daß es außerdem noch 8 half holy-days (Halbfeiertage) gebe, — daß Kinder unter 9 Jahren gar nicht in den Fabriken beschäftigt werden dürften, und Kinder zwischen 9 und 13 Jahren nur 9 Stunden am Tage, die über 13 Jahre aber bis 12 Stunden.

Die Vertheilung dieser 12 Stunden über den Tag ist natürlich dem Fabrikbesitzer selbst überlassen. In dieser von mir besuchten Fabrik war die Abtheilung und Ordnung folgende: Winter: die Maschine beginnt (Engine starts) um 6 Uhr Morgens. Die Maschine hält an (Engine stops) um 8 Uhr, Frühstück. Engine starts 8 Uhr 30 Minuten — stops 12 Uhr, Mittagsessen — starts 1 Uhr — stops um 4 Uhr (Thee) — starts 4 Uhr 30 Minuten — stops 8 Uhr Abends. Sommer: Engine starts 5 Uhr 30 Minuten. Das Andere wie oben. Diese Dinge wiederholen sich in allen Fabriken auf dieselbe Weise. Ein sehr komplizirtes und weitläufiges Kapitel darunter nehmen immer die Bestimmungen über „time recovered" (über nachzuholende Arbeit und Zeit) ein, wenn die Arbeiter nämlich zu spät gekommen sind, oder sonst Zeit und Arbeit versäumt haben, so können sie diese Arbeit, wenn sie dem Lohnabzuge entgehen wollen, nachholen. Da die Maschine von 240 Pferdekraft nicht für jeden Nacharbeiter sich besonders bewegen kann, so macht dies natürlich einige Schwierigkeit. Daß alle diese Dinge auch gehörig ausgeführt werden, dazu sind die Manufakturgegenden in gewisse Distrikte abgetheilt, und jeder Distrikt hat seinen eigenen Faktoreiinspektor. Das Fabrikwesen ist so eigenthümlicher Art, und es giebt so viele Gewalt über so viele Menschen in die Hände eines Einzigen, daß die Engländer, die sonst so viele Abneigung gegen die Regierungseinmischung haben, sich genöthigt

Digitized by

geſehen haben, hier eine Ausnahme zu machen und eine Inſpektion in Privatangelegenheiten zu dulden. Damit den armen Fabrikleuten, wenn ſie ſich beſchweren wollen, die Sache erleichtert werden möge, ſtand in demſelben Vorzimmer mit großen Buchſtaben Folgendes geſchrieben: Any person desirous writing to the Inspector of the District, must address his letter in the following way: Her Majesty's secretary of state. Home Departement. Factory-Inspector. London. Leonard Hooner, Esq. (Jede Perſon, die da wünſcht, an den Diſtriktsinſpektor zu ſchreiben, muß ihren Brief ſo adreſſiren: u. ſ. w.)

Es wäre ſehr wünſchenswerth, daß dieſes Beiſpiel der engliſchen Faktoreien auch in manchen andern Fällen Nachahmung fände. Wie oft wäre es gut, wenn das ungewiſſe Publikum in den Vorzimmern oder an den Straßenecken benachrichtigt würde, wo und wie es ſich über Dieſen oder Jenen beſchweren könne. Wiſſen doch die meiſten Leute nicht einmal, auf welche Weiſe ſie es anzufangen haben, um eine Beſchwerde an den Fürſten über ſeine Statthalter gelangen zu laſſen.

Gäbe es nicht ſo viele ähnliche Dinge in England, ſo würde ich ſagen, der Anblick von Stockport ſei einzig in ſeiner Art Es liegt an dem hohen Ufer eines Fluſſes. Das Thal dieſes Fluſſes iſt tief, und die Häuſer ziehen ſich auf beiden Seiten in's Thal hinab. Ueber das ganze Thal hinweg von einem hohen Ufer zum andern brückt ſich ein rieſengroßer Viadukt, der auf 22 prachtvollen Bogen die Eiſenbahn nach London hinüberführt. Die 22 Bogen ſind 100 Fuß hoch, groß und weit, und ſie wölben ſich über die Häuſer und über Alles, was im Thale liegt, hinweg. Unter dem einen dieſer Bogen fließt der Fluß hindurch. Obgleich ähnliche Werke in England gewöhnlich ſind, ſo zeichnet ſich doch, glaube ich, der Stockportſche Viadukt ſelbſt in England unter der Zahl der übrigen aus.

Man kann alle die in Mancheſter fabrizirten und für den Handel beſtimmten Baumwollenwaaren in drei Hauptabtheilungen bringen. Erſtlich Twiſt oder Garn, zweitens weiße, ungefärbte Baumwollengewebe (white cottons), drittens gedruckte und gefärbte Kattune (printed and dyed cottons).

Es iſt bemerkenswerth, daß faſt von jeder dieſer drei Klaſſen eine ziemlich gleiche Quantität von England in's Ausland geht, oder wenigſtens ſo ziemlich für dieſelbe Summe, von jeder Klaſſe nämlich im Durchſchnitt zwiſchen 6 und 7 Mill. Pfd. St. Nach keinem Lande geht jetzt ſo viel Twiſt wie nach Deutſchland, nämlich 30 Mill. Pfund, welches mehr als ein Drittel alles in England produzirten Twiſts ausmacht, und welches das beſte Zeichen für die außerordentliche Vermehrung unſerer Webereien iſt. Für gefärbte Kattune ſind Braſilien und die Vereinigten Staaten von Nordamerika beſſere Kunden für England als Deutſchland, und für weiße gewebte Kattune ſteht Deutſchland vielen andern Staaten nach. Im Ganzen aber war Deutſchland bisher Englands vornehmſter Abnehmer. Es bezahlte in den letzten Jahren den ſiebenten Theil des Werthes aller von Großbritannien ausgeführten Baumwollenwaaren, nämlich 3 Mill. Pfd. St.

Digitized by Google

oder ungefähr 21 Mill. Thlr. Sein beſter Kunde iſt England freilich immer ſelbſt; denn wie von allen Dingen, die es durch ſeinen Handel unter die Menſchen bringt, ſo verbraucht es auch von ſeinen Baumwollenprodukten ſelbſt am allermeiſten.

Das Spinnen des Twiſts und das Weben der white cottons hatte ich in Stockport und in andern Fabriken zur Genüge geſehen, ich war daher nun begierig, ein bedeutendes Färbewerk zu beſichtigen. Sie drucken jetzt hier faſt durchweg mit meſſingenen Zylindern, auf welche die Muſter eingravirt ſind. Nichtsdeſtoweniger fand ich in einer Abtheilung der großen Druckerei auch noch einen Raum, in welchem noch einige alte Blockbrinters (Blockdrucker) ſaßen, die mit hölzernen Blöcken nach der alten Manier druckten und dieſe Blöcke ſchnitzten. Ihr altes Geſchäft, auf das ſie allein eingeübt ſind, wird immer unbedeutender, und bald werden alle armen Blockdrucker dem Hunger und der Vergeſſenheit übergeben werden.

Dieſes printing work arbeitet, wie viele Mancheſterſche Fabriken, ſchon ſeit mehreren Jahren nur die halbe Zeit, d. h. es beſchäftigt ſeine Arbeiter jeden Tag ſtatt 12 Stunden nur 6. In mehreren Räumen dieſer Druckerei fand ich daher mehrere arme unbeſchäftigte Arbeiter „out of employment“ neben den Kaminen ſitzen und, in traurige Stummheit verſunken, ſich an dem Feuer wärmen. „Es iſt herzbrechend, Herr,“ ſagte der Aufſeher des Werks, der mich herumführte, „dieſe armen Leute zu ſehen, die gern arbeiten möchten, die wir aber, wenn wir nicht Bankerott machen wollen, mit dem beſten Willen nicht beſchäftigen können. Da wir ihnen erlauben, ſich hier in der kalten Jahreszeit am Feuer zu wärmen, ſo kommen ſie denn hierher und ſitzen da unthätig an dieſer Stelle, wo ſie ſonſt fleißig waren, und blicken neidiſch die andere Hälfte ihrer Mitgenoſſen an, denen wir Arbeit geben können. Auch haben ſie hier doch ein beſſeres Dach als in ihrer eigenen Hütte.“

Wäre es nicht um dieſer armen Leute willen geweſen, ſo hätten uns die vielen intereſſanten Prozeſſe und Verrichtungen dieſes Werks viel Vergnügen gemacht; wie die weißen Zeuge unter den geſchäftigen Cylindern mit Blumen beſtreut raſch ſich hervorwickeln, wie die Farben erſt matt und dunkel ſind, und dann, durch verſchiedene Prozeſſe gehend, allmählich hell und glänzend hervortreten, und bald das ganze 100 Ellen lange Tuch in 5—6 verſchiedenen Farben und in den geſchmackvollſten und prächtigſten Blumengewinden ſtrahlt. Man ſagte mir, daß bei der jetzigen Schnelligkeit des Verkehrs durch die Eiſenbahnen und bei der energiſchen Thätigkeit der Dampfmaſchinen Fälle, wie folgender, nicht nur vorkommen könnten, ſondern in geſchäftigen und dringenden Zeiten auch vorgekommen ſeien. Eine Partie roher Baumwolle wurde von Mancheſter aus in Liverpool beſtellt. Der Liverpooler Kaufmann erhielt den Brief am Abend und ließ die Partie Baumwolle, ſo wie ſie in Ballen aus Amerika gekommen, ſofort noch an demſelben Abend aus ſeinem Magazin hervorbringen. Am andern Morgen um 3 Uhr wurde ſie von den unermüdlichen Lokomotiven mit Sturmeseile auf

Digitized by

den glatten Bahnen der Eisenschienen nach Manchester geschafft, wo man sie um 7 Uhr Morgens in der Faktorei der Herren so und so empfing. Die Ballen wurden geöffnet, ausgepackt und der Maschine übergeben, welche sie mit zauberischer Geschwindigkeit zerpflückte, auflockerte, reinigte, stäubte, dann erst in breite, zarte Schleier verwandelte, diese Schleier in konzentrirte schmale Bänder, und diese losen Banden zu dünnen, feinen Fäden, 30 Hanks auf ein Pfund (ein Hank hat 800 Ellen), mit 1000 kleinen, durch Dampfkraft schwirrenden Röllchen auszog. Um 11 Uhr wurde das so gesponnene Garn den Powerlooms übergeben, und diese brachten noch so viel davon zur rechten Zeit vor dem Abgange des letzten Trains nach Hull fertig, daß man den Herren so und so in Hull noch eine Probe von dem Zeuge schicken konnte, das diejenigen Qualitäten besaß, die sie bei ihrer gestrigen Bestellung gewünscht hatten. Da am andern Morgen von Hull Nachricht zurückkam, daß das Zeug gefiele, und daß man die Bestellung noch etwas erweitere, so ließen nun die besagten Herren in Manchester alle ihre Powerlooms arbeiten, und gaben noch an demselben Tage eine Partie des indeß fertig gebrachten Zeuges in die Printingworks. Daselbst wurde es gedruckt, getrocknet, geglättet, façonnirt und verpackt; und den dritten Abend nach der Bestellung ließen sie die ersten 1000 Stück fertigen Kalikos nach Hull abgehen; die übrigen folgten in den nächsten Tagen nach.

Unter den verschiedenen kleinen und großen neuen Maschinen, die ich wiederum in diesem Werke sah, interessirten mich nicht wenig die sogenannten hydraulic extractors (hydraulische Extraktoren) zum Ausziehen des Wassers aus den Kattunstücken. Es sind dies kupferne Büchsen, deren Seitenwände überall durchlöchert sind. Die feuchten Tücher werden in Büchsen hineingepackt, 20—30 Stück auf einmal, und die Büchsen dann verschlossen und durch Dampfkraft in schwingende Bewegung gesetzt. Diese schwingende Bewegung ist so rasch und so stark, daß die Tücher in der Büchse durch die Zentrifugalkraft mit großer Gewalt gegen die kupfernen Wände gedrückt werden. Die herausgepreßte Feuchtigkeit fließt aus den Löchern ab. Natürlich befinden sich diese Büchsen wieder in andern Kapseln, damit das Wasser nicht herausgeschleudert werde. Man sagte mir, man habe diese Maschine erst seit zwei Monaten, und es sei die das Zeug am wenigsten angreifende und die am wenigsten schädliche Manier der Pressung der feuchten Tücher. Nach sehr kurzer Zeit wurden die Tücher wunderbar getrocknet aus der Büchse herausgenommen.

Eine der interessantesten Abtheilungen der Druckerei war ihr pattern room (Modellzimmer). Es waren in demselben nicht weniger als 3000 kupferne Zylinder mit verschiedenen eingravirten Mustern aufgestellt. Man sagte mir, es stecke bloß in diesen Zylindern ein Kapital von 50,000 Pfd. St., was ziemlich mit den andern Angaben harmonirte, daß jeder Cylinder so fertig und gravirt, wie er daliege, 10, 15, 20 Pfd. St. koste, je nach der Größe und Schwierigkeit der Gravirung.

In der Regel steht ein Pattern nicht länger als 12 Monate, und

Digitized by Google

nur wenn das Muſter dem Publikum beſonders gefällt, und wenn es einen großen Schwung durch die Welt bekommt, ſteht es wohl zwei Jahre. Dies, ſagten ſie, wäre das Höchſte. Die Zeichner und Kupferſtecher, welche dieſe Pattern ausdenken, zeichnen und eingraben, werden am höchſten von allen Arbeitern bezahlt; denn ſie müſſen nicht nur Leute von origineller und unerſchöpflicher Imagination ſein, ſondern ſie müſſen auch eine genaue Kenntniß von den ihre Arbeit betreffenden chemiſchen Wiſſenſchaftszweigen haben; denn wenn ſie letztere nicht mit ihrer Imagination verbänden, würden ſie oft Zeichnungen liefern, die der Färber wegen der Unvereinbarkeit zweier nachbarlich zuſammengeſtellten Farben gar nicht ausführen könnte.

An der Kenntniß fehlt es den Engländern nicht, aber wohl zuweilen an Phantaſie und Geſchmack. Es ſind daher in den engliſchen Seiden- und Baumwollendruckereien und Webereien ſehr oft Franzoſen. Wo man keine Franzoſen haben kann, da ſucht man ſich wenigſtens die neueſten franzöſiſchen Muſter zu verſchaffen, und es ſoll eine Menge von Leuten ihren Lebensunterhalt dadurch finden, daß ſie ſich kleine Proben von den in Frankreich neu erſcheinenden Deſſins ſchnell und in dem Augenblicke ihres Erſcheinens zu verſchaffen wiſſen und dieſelben an die Mancheſterſchen Calico-printers (Kattundrucker) oft zu theuern Preiſen verhandeln.

Die Druckerei, welche ich beſah, hatte, wie die meiſten Mancheſterſchen Faktoreien, ihre größte Blüthezeit in den Jahren 1834—1836. Damals druckte ſie im Jahre nicht weniger als 1,034,000 Stück Kaliko, und doch war es noch nicht die größte in Mancheſter. Jetzt macht ſie, wie ſie mir ſagten, nicht mehr als 10,000 Stück die Woche.

4. b. Ein Abend des Sonnabends in Mancheſter.*)

Von allen Abenden der Woche ſind die arbeitenden Klaſſen im Allgemeinen an dem des Sonnabends am meiſten beſchäftigt; es handelt ſich alsdann um die Verwendung des Wochenlohnes, und Vielen macht die Art und Weiſe, wie dies am vortheilhafteſten geſchehen ſoll, größere Schwierigkeiten, als die Erwerbung es gemacht hat. Die Anreizungen zu Ausgaben ſind aber auch am Sonnabend weit mannigfaltiger und ſtärker als an irgend einem andern Tage. Lebensmittel jeder Gattung, Bekleidungsgegenſtände, Luxusartikel ſind zu den verführeriſchſten Preiſen ausgeſtellt, und ihre etwaigen Unvollkommenheiten ſind oft beim Glanz des Gaslichtes nicht zu bemerken. Am Sonnabend erſcheinen alle Annoncen billiger Waaren. Die Schaufenſter und die Läden der Buchhändler ſind mit vom Druck noch feuchten Blättern angefüllt, die, großentheils mit Holzſchnitten verziert, Wunder verſprechen, und in deren Lektüre die jungen, in den Fabriken

*) Aus dem Edinburgh Journal.

Digitized by Google

beſchäftigten Leute beiderlei Geſchlechts ein Hülfsmittel gegen die Langeweile des folgenden Tages, deſſen ſonntägliche Stunden Vielen von ihnen zu langſam verſtreichen, zu finden hoffen. Auf allen Seiten bieten ſich Vergnügungen zu niedrigen Preiſen dar. Der Arbeiter, deſſen Ohren die ganze Woche hindurch von dem ununterbrochenen und monotonen Geräuſch der Maſchinen ermüdet worden ſind, beeilt ſich, Vokal- oder Inſtrumentalmuſik anzuhören, die für ihn doppelt anziehend wird durch das Trinken und Rauchen, die eine obligate Begleitung dazu bilden.

Für die arbeitenden Klaſſen in Mancheſter iſt der Sonnabend ein faſt eben ſo wichtiger Tag, als es für die Prinzipale der Dienſtag iſt, an dem der große Baumwollmarkt abgehalten wird. Die Magazine und Komtoire ſchließen Sonnabends gewöhnlich um ein Uhr, und die Kommi's, die Arbeitsleute u. ſ. w., deren Zahl allein zur Bevölkerung einer Stadt von mittlerer Größe hinreichen würde, ſind bis zum Morgen des Montags frei. Die Fabriken und die anderen großen Etabliſſements ſchließen gegen vier oder fünf Uhr, und eine Bevölkerung, die ſich mindeſtens auf 100,000 Seelen beläuft, findet ſich jetzt frei, nach einer ganzen Woche Arbeit. Es giebt wenig Straßen, welche einen finſterern Anblick gewähren, als am Sonnabend-Abend eine Straße in Mancheſter, in der Magazine oder Spinnereien ſich befinden. Die ſtillſtehende, ſchweigende Dampfmaſchine iſt nichts mehr als eine träge Metallmaſſe, der hohe Schornſtein ſtößt nicht mehr ſeine Rauchſtröme aus, die Werkſtühle ſind ſtumm und unthätig, die Thüren geſchloſſen, die Lichter ausgelöſcht. Man fühlt, daß die Seele der Induſtrie nicht mehr vorhanden iſt; der letzte Tag der Woche iſt gekommen, und die Arbeiter dieſer großartigen Bienenkörbe haben ſich nach allen Seiten zerſtreut, um ihre individuellen Bedürfniſſe zu befriedigen.

Thut man einige Schritte, um in eine benachbarte Straße zu treten, ſo verändert ſich die Szene wie durch einen Zauberſchlag. Hier wird man von einem lauten Getümmel empfangen und von Vorübergehenden, ohne viele Umſtände, hin- und hergeſtoßen. Jedes Haus iſt ein Laden, und jeder Laden ſtrahlt von Licht. Man trifft hier eine Unzahl Bäckereien, in denen große Etiketten von verſchiedenen Farben die Preiſe der Brotſorten anzeigen, während offiziöſe Anzeigen das Publikum benachrichtigen, daß eine neue Preisherabſetzung dieſes erſten aller Nahrungsmittel ſtattgefunden habe, und das „beſte Mehl zu Muffins" (kuchenartiges Brot, das zum Thee gegeſſen wird) außerordentlich billig ſei. Die günſtige Lage der Fabrik-Induſtrie hat den Arbeitern gute Löhne geliefert, und die Lebensmittel ſind niedrig im Preiſe, daher fehlt es den Bäckern nicht an Kunden. Man ſieht ferner Fleiſchbänke, an der Vorderſeite ganz offen, wo das Gas frei unter jedem Luftzug flackert und raucht; die Fleiſchniederlagen tragen gleichfalls Preisanzeigen zur Schau, und der Schlächter, der herkuliſche Opferprieſter mit dem kupfrigen Geſicht, geht, mit der Schürze bekleidet und ſein Küchenmeſſer an der Seite, vor ſeinem Laden auf und ab, mit den

Digitized by Google

Händen in den Taſchen, von Zeit zu Zeit ſchreiend: „Hier, meine Damen, machen Sie ihre Einkäufe! Kaufen Sie ein, meine Damen!“ Und jene „Damen“ ſäumen nicht, der Einladung Folge zu leiſten. Seht dort den Ehemann mit ſeiner Gemahlin, beide ſehr jung und dem Anſchein nach ziemlich fein, welche ihre Einkäufe machen; der Mann trägt einen Säugling, der ſorgfältig eingehüllt iſt und feſt ſchläft, während die Frau einen Korb und den Schlüſſel der Wohnung in den Händen hält. Wahrſcheinlich bewohnen ſie ein kleines Häuschen in einer Straße, wo die Miethen nicht theuer ſind; ſie haben keine Dienſtboten, die Frau kann nicht eher auf den Markt gehen, bis der Ehemann ſeinen Lohn erhalten hat, und da ſie das Kind nicht allein zu Hauſe laſſen können, ſo nehmen ſie es mit. Bis 11 Uhr Abends begegnet man Hunderten ſolcher Gruppen. So wenig zuträglich die Folgen einer ſolchen Lebensweiſe für die Geſundheit des Kindes auch ſein mögen, ſo ſind ſie gering in Vergleich zu den Leiden der Kinder, deren Mütter in den Fabriken arbeiten, welche daher den Tag über der bezahlten und ſtets ſehr ungenügenden Pflege überlaſſen ſind. Die Anzahl von Kindern, welche ſich in Mancheſter in den Straßen umhertreiben, iſt unglaublich. Während des Jahres 1848 z. B. ſind 4715 Kinder der Polizei als verloren angezeigt worden; alle wurden jedoch wiedergefunden, und zwar 1681 durch die Bemühungen der Polizei. In Liverpool, deſſen Bevölkerung faſt eben ſo beträchtlich, aber welches keine Fabrikſtadt iſt, belief ſich die Zahl der in den Straßen verirrten und durch die Polizei ihren Eltern wieder zugeſtellten Kinder während deſſelben Zeitraums nur auf 360.

Jene Straßen aber, in der ſich die Menge drängt, wird nicht ausſchließlich von Käufern und Verkäufern eingenommen. Man ſieht dort eine große Anzahl junger Männer und junger Mädchen in guten Arbeitskleidern, welche ſich um die Bedürfniſſe des Sonnabend-Abends ſehr wenig zu bekümmern ſcheinen. Sie ſchlendern an den Buden vorüber, indem ſie die Mützen und Hüte, die modernen Paletots, kurz, alle den Blicken des Publikums ausgehängten Bekleidungsgegenſtände prüfen. Gewöhnlich ſind die Preiſe aller dieſer Artikel durch Zahlen bezeichnet, allein es iſt nothwendig, dieſelben in der Nähe zu betrachten, um nicht durch irgend eine mikroſkopiſche Zahl getäuſcht zu werden, welche der in die Augen fallenden verrätheriſcherweiſe beigefügt iſt. Das Ausſehen jener ſo ſorgloſen und ſo heiteren Jugend kontraſtirt auffallend mit den vorhin erwähnten Individuen, welche nicht viel älter ſind, die aber ſich ſchon niedergelaſſen haben und einen Hausſtand beſitzen, für den ſie ſorgen müſſen.

Während im Innern der Läden die Käufe und Verkäufe ohne viel Geräuſch vor ſich gehen, wird auf den Straßen ein ununterbrochenes Geſchrei durch die Verkäufer hervorgebracht, welche ihre Waaren dort feilbieten und die Beſchaffenheit, die Vorzüge und den Preis derſelben ausrufen. Die hauptſächlichſten dieſer auf der Straße zum Kauf gebotenen Artikel ſind Apfelſinen; an einem ziemlich frequenten Punkt in Mancheſter

Digitized by

ſind vor Kurzem Sonnabend-Abends zweiundzwanzig Apfelſinenverkäufer auf einer Seite der Straße allein gezählt worden. Zuweilen haben ſie ſich in irgend einem Mauerwinkel niedergelaſſen und dieſen vermittelſt einer Papierlaterne erleuchtet, die Verkäuferin kann alſo Strümpfe ſtricken oder ſich einer ähnlichen Beſchäftigung überlaſſen. Gewöhnlich aber tragen ſie die Apfelſinen in einem Korbe, die Verkäuferin geht längs dem Trottoir auf und ab mit dem Rufe: „Apfelſinen, vier für einen Penny! — vier für einen Penny!“ Es muß in Mancheſter ſehr Viel von dieſen Früchten verzehrt werden, denn wo man ſich auch befinden mag, ſei es im Theater, im Zirkus, in dem Omnibus oder auf der Eiſenbahn, wird man zum Kauf von Apfelſinen aufgefordert und ſieht man das Publikum ſolche genießen. Ferner ſind in den Straßen die Verkäufer alter Regenſchirme ſehr zahlreich anzutreffen, doch iſt dieſe Induſtrie von der hygrometriſchen Beſchaffenheit der Atmoſphäre abhängig; arme Frauen bieten Hauben zum Verkauf an, mit deren Anfertigung ſie vielleicht die ganze Woche beſchäftigt waren; Kolporteure handeln mit Schreibpapier, Siegellack und Briefkouverts zu ſehr billigen Preiſen, mit Kalendern und illuſtrirten Brochüren. Hier und da ſind Glücksräder für die Kinder aufgeſtellt, nach deren Umdrehen die Kinder eine Hand voll Nüſſe als Gewinn erhalten. Doch inmitten dieſes Lärmes giebt es auch eine Klaſſe Leute, die nur durch Stillſchweigen die Börſen in Anſpruch nehmen. An anderen Tagen trifft man ſehr wenig Bettler in Mancheſter an, aber des Sonnabends ſind ſie deſto zahlreicher. Nichts iſt ſchwieriger, als die wahren Anſprüche dieſer ſtummen Sollizitanten richtig zu beurtheilen. So bemerkte ich an zwei oder drei auf einander folgenden Abenden ein Bild des Elends, welches den entſchiedenſten Feind der Bettler zum Mitleid bewegt haben würde. In einer der beſuchteſten Straßen der Stadt ſaß am Rande des Trottoirs eine ärmlich, aber reinlich, in Trauer gekleidete Frau auf einem Stuhl. Sie hielt auf ihren Armen zwei Kinder, augenſcheinlich Zwillinge, und vier andere befanden ſich an ihrer Seite. Keines von ihnen ſprach ein Wort; ſie begnügten ſich damit, ergebungsvolle, aber ſprechende Blicke auf die Vorübergehenden zu richten. Unfern von ihnen waren zwei oder drei Branntweinpaläſte, um die ſich eine halbberauſchte Menge drängte, deren grobe Manieren und cyniſche Sprache ſonderbar gegen die achtungswürdige Dürftigkeit jener armen Frau abſtachen. Es war ſchwer, hier vorüberzugehen, ohne ein Almoſen fallen zu laſſen, und dennoch lag in der Zuſammenſtellung dieſer Gruppe etwas Verdächtiges. Beiſpiele dieſer Art ſind in Mancheſter gewöhnlich, aber nur Sonnabend-Abends anzutreffen.

Es giebt in dieſer Stadt eine gewiſſe Anzahl öffentlicher Märkte, von denen der bedeutendſte Smithfield heißt. Dies iſt ein großer Platz, auf dem Zelte und Buden errichtet ſind, die regelmäßige Alleen bilden und dieſem Markte das Anſehen eines Jahrmarktes geben. Außerdem findet man dort Sehenswürdigkeiten jeder Gattung, Menagerien, Wachsfiguren, Seiltänzer u. dergl, jede mit ihrem Orcheſter und einem Haufen vor ihr

Digitized by Google

verſammelter Müſſiggänger. Hier ſieht man lange Gänge, in denen alte Kleidungsſtücke verkauft werden, andere, wo friſches und geſalzenes Fleiſch, ſowie verſchiedene andere Lebensmittel, feilgeboten werden. Das Gedränge iſt auf dieſem Punkt nicht ſo dicht, wie man glauben ſollte, denn man zieht in Mancheſter die Läden den Märkten vor. Geht man aus Smithfield heraus, ſo tritt man in Shude-Hill ein, welches eine andere ſehr beſuchte Straße iſt, in der Antiquarbuden vorherrſchend ſind. Ferner befinden ſich hier Vorrichtungen, vermittelſt derer man für einen Penny ſich meſſen und wiegen läßt und das Reſultat, auf eine Karte geſchrieben, erhält; weiterhin beſchäftigt ſich ein Künſtler damit, für einige Pence in einem Augenblick Portraits anzufertigen, für deren Aehnlichkeit er garantirt; in einer andern Bude wird der „magiſche Spiegel" gezeigt, in dem ein junger Mann ſeine zukünftige Frau und ein junges Mädchen ſeinen zukünftigen Gatten erblicken kann. Allen dieſen Leuten, Meſſern und Wiegern, Künſtlern und Magikern, fehlt es nicht an Kunden.

Aus dieſem Viertel gelangt man nach dem alten, eben ſo einſamen als ſtillen Kirchhofe. Sein hoher, viereckiger, vom Rauch der Schornſteine Mancheſters geſchwärzter Thurm erhebt ſich, gleich einem ſtummen Rieſen, über alles Geräuſch und Getümmel dieſer großen Stadt. Geht man quer über den Kirchhof, ſteigt eine Anzahl Stufen herab und überſchreitet einen anderen Markt, ſo gelangt man nach Deans-Gate, einer der älteſten und bevölkertſten Straßen Mancheſters. An einem Sonnabend-Abend ſah ich dort in dem Zeitraum von drei Minuten 155 Perſonen an mir vorübergehen. Die in den Fabriken arbeitende Bevölkerung iſt hier nicht ſo zahlreich, als in den anderen Stadttheilen, aber die Trunkenheit und das Laſter zeigen ſich hier in ihrer ganzen Nacktheit. Es gewährt einen betrübenden Anblick, zu ſehen, wie dieſe Menge von Individuen beiderlei Geſchlechts ſich um die Schenklokale drängt, während man im Innern derſelben, wenn die Thür geöffnet wird, eine noch bei Weitem größere Anzahl erblickt. Der Theetotalismus hat große Fortſchritte gemacht, die Miſſionäre in den Städten haben ſich harten Arbeiten unterzogen, neue Schulen ſind zu Hunderten und Tauſenden gegründet worden, und dennoch hat es den Anſchein, als hätten alle dieſe Beſtrebungen keinen Einfluß auf eine zahlreiche Klaſſe der Bevölkerung, auf jene Klaſſe, deren Exiſtenzmittel häufig ſehr verdächtig ſind, welche durch die Polizei im Zaume gehalten wird, bei einer Emeute aber plötzlich, zum großen Erſtaunen der ehrbaren Leute, ſich zeigen würde, ohne daß dieſe je eine Ahnung hatten, mit ähnlichen Weſen ſo nahe zuſammen gelebt zu haben.

Die Muſik bildet am Sonnabend-Abend die hauptſächlichſte Erholung der Bevölkerung Mancheſters. Jenes große Plakat an der Mauer enthält oben die Worte: „Konzerte am Sonnabend-Abend," und zeigt an, daß im Handwerker-Inſtitut „ein muſikaliſches Divertiſſement, aus ernſten und launigen Liedern beſtehend," ausgeführt wird, zu dem die Abonnenten für drei Pence Zutritt haben, das übrige Publikum aber für ſechs Pence. Das

Programm ist sehr einladend, und der Eintrittspreis scheint mit dem Verdienste der arbeitenden Klassen im Einklang zu stehen. Das Institut liegt in einem inneren Stadttheile; der zu den Aufführungen benutzte Saal ist groß und bequem und enthält eine schöne Orgel; dennoch ist das Auditorium nicht zahlreich, der wohl mehr als tausend Personen fassende Saal ist kaum zur Hälfte angefüllt, und vergeblich würde man in dieser Versammlung gut gekleideter Leute nach „Handwerkern" suchen. In Manchester haben diese Sonnabends-Konzerte nicht denselben Erfolg gehabt, als in Liverpool; das Institut hat in Folge dieser Unternehmung sogar Verluste erlitten. Daraus geht deutlich hervor, daß die arbeitenden Klassen ihre Sonnabends-Vergnügungen anderswo suchen.

Nicht weit von dem Handwerker-Institut befindet sich ein Gebäude, „Kasino" genannt, das nach den öffentlichen Anzeigen ein „Tempel für Poesie und Gesang" sein soll, zu dem der Eintritt frei ist. Dieses Kasino liegt in einem sehr ansehnlichen Stadttheile; in seiner Umgebung finden sich vier Kirchen und Kapellen, so wie das Museum der naturhistorischen Gesellschaft, eines der besten Etablissements dieser Art in England; ferner der berühmte Freihandels-Saal, das königliche Theater und der Zirkus. Auf derselben Seite der Straße, nur wenige Schritte vom Kasino entfernt, liegt der Konzertsaal, in dem die Elite der Bewohner Manchesters sich versammelt, so daß die höchsten und niedrigsten Klassen sich auf demselben Punkt zur Befriedigung ihrer Vorliebe für die Tonkunst versammeln können. Vor dem Kasino ist stets eine Anzahl junger Leute stationirt, die beim jedesmaligen Aufgehen der Thür lüsterne Blicke in das Innere werfen; ein Polizeibeamter befindet sich da zur Aufrechterhaltung der Ordnung, und ein gedruckter Anschlag zeigt an, daß man nur mit Konsumtionsbillets zugelassen wird. Diese Billets werden entweder zum Parterre oder zur Gallerie, das Stück für zwei oder drei Pence, verkauft. Der Werth eines jeden Billets wird in „Erfrischungen von der besten Beschaffenheit," welche in Aepfeln, Apfelsinen, Kuchen, Gingerbier, Ale, Porter und Zigarren bestehen, erstattet. Der mit einem ziemlich großen Orchester versehene Saal bildet ein langes Rechteck; an dem einen Ende ist ein Theater mit Dekorationen errichtet, um die anderen drei Seiten läuft eine schmale Gallerie, und zur Rechten und Linken des Theaters sind zwei besondere Logen angebracht. Sowohl die Wände der Gallerie als die Dachbalken sind im Theaterstyl dekorirt; oben und unten befinden sich die Büffets, wo man die erwähnten „Erfrischungen" als Austausch für die Billets oder gegen Bezahlung erhält; die Bänke sind so angebracht, daß Flaschen, Gläser u. dergl. darauf gestellt werden können; auf der Gallerie ist ein freier Gang zur Promenade, zwischen dem Geländer und den längs der Wände befindlichen Privat-Kabinets. Das Ganze ist glänzend mit Gas erleuchtet, und von den Lampen hängen kleinere Gasröhren herunter, in der Art, wie man sie in den Apotheken findet, die aber hier zum Anzünden der Pfeifen und Zigarren gebraucht werden. Dieser Saal kann wohl 1500

Digitized by Google

bis 2000 Personen aufnehmen, und an dem Sonnabend-Abend, als ich ihn besuchte, befanden sich über 1000 dort. Die Mehrzahl bestand aus jungen Leuten, selbst Kindern beiderlei Geschlechts. Man sah hier Frauen, welche ein Glas Porter vor sich hatten und junge Kinder säugten. Die ganze Gesellschaft schien nicht zur arbeitenden Klasse zu gehören, denn auf der Gallerie erblickte man Kommi's aus den Schreibstuben oder den Magazinen. Die meisten von den Männern hatten ihre Hüte auf dem Kopfe; Alle waren mit Essen, Trinken, Rauchen oder Plaudern beschäftigt. Das Gingerbier schien sehr beliebt zu sein, von Zeit zu Zeit wurden der Lärm des Auditoriums und die Akkorde des Orchesters vom Knallen der moussirenden Getränke und dem Geschrei der Kellner unterbrochen, welche mit ihren Körben voll Erfrischungen umherliefen. Der aus dem Parterre des Saales emporsteigende Tabaksqualm und die durch die Ausdünstungen dieser Menge und der zahlreichen Gasflammen, so wie durch den Mangel einer vollständigen Ventilation, verdorbene Luft machten die Atmosphäre auf der Gallerie besonders unangenehm und ungesund; die Anwesenden schienen jedoch diesen Uebelstand nicht zu empfinden, denn alle Welt war sehr lustig. Zuweilen verursachte ein zu unruhiges Individuum die Dazwischenkunft der Kellner oder sogar eines Polizeibeamten, aber im Ganzen fand sehr wenig Unordnung statt, und ich bemerkte keinen Berauschten. Man verkaufte weder Wein, noch Spirituosen, und das Ale und der Porter, von denen sehr viel konsumirt wurde, schienen von keiner anderen Wirkung zu sein, als die Leute in gute Laune zu versetzen. Während der ganzen Zeit spielte das Orchester, doch waren die Melodien inmitten des allgemeinen Geräusches nicht zu erkennen. Aber plötzlich ertönt eine Klingel, und der Lärm läßt ein wenig nach, alle Augen richten sich nach dem Theater, wo eine Dame in Kostüm erscheint, irgend eine volksthümliche Arie singt und sich zurückzieht; nach kurzer Zeit erscheint sie abermals und trägt eine zweite Piece vor, hierauf beginnt der Lärm und die Instrumental-Musik von Neuem, bis ein Sänger auftritt, der seine Leistungen hören läßt. Hin und wieder giebt es Dialoge, ein wenig Geberden- oder Theaterspiel, selbst Tanz; im Allgemeinen ist der Charakter des Vorgetragenen anständig, mit Ausnahme einiger Zweideutigkeiten, welche mit Pfeifen oder auch Lachen aufgenommen werden.

Dieses Kasino ist in Manchester eines der größten Lokale der Art, und das eben Gesagte gilt von allen anderen. Manche derselben stehen auf einer weit geringeren Stufe und besitzen statt des Orchesters nur ein Piano oder eine Orgel; andere machen Anspruch darauf, kleine dramatische Vorstellungen oder plastische Darstellungen zu geben In vielen sind die Wände mit wirklich merkwürdigen Oelgemälden ausgeschmückt; die meisten sind an allen Wochentagen, mehr als ein Drittel Sonntag-Abends geöffnet, doch wird in letzterem Falle nur religiöse Musik aufgeführt, zu der man sich alsdann tragbarer Orgeln bedient. Um sich einen Begriff von der Anzahl dieser Lokale zu machen, bedenke man, daß es in Manchester

Digitized by Google

allein, ohne Salford hinzuzurechnen, 475 Kaffeehäuſer und 1143 Kneipen giebt, wo man nur Bier verkauft; in 49 der erſtern und 41 der letztern Sorte werden muſikaliſche Vorſtellungen gegeben; 26 der erſteren und 10 der letzteren haben Sonntags Muſik. Die in derſelben ausgegebene Geldſumme läßt ſich auf wenigſtens 1000 Pfd. St. wöchentlich taxiren, wovon ungefähr ein Drittel auf den Sonnabend-Abend zu rechnen iſt.

Gegen 11 Uhr ſind alle Konzerte beendet; die Zuhörer begeben ſich nach ihren Wohnungen, einige derſelben kaufen unterwegs billige Flugſchriften, hier und dort trifft man auf einen an die Mauer gelehnten Betrunkenen, die umherziehenden Verkäufer ſind verſchwunden, die Buden beginnen ſich zu ſchließen, die Lichter erlöſchen nach und nach, die Kutſcher führen ihre ermüdeten Roſinanten nach den Ställen, und wenn der Sonntags-Morgen anbricht, ſo liegt ganz Mancheſter mit ſeinen rieſigen Maſchinen, ſeinen unermeßlichen Vorräthen an Rohſtoffen und fabrizirten Waaren, ſeinen Hunderttauſenden von Bewohnern in tiefem Schweigen, welches allein von Zeit zu Zeit durch das Pfeifen einer Lokomotive und das donnerähnliche Rollen des nachfolgenden Güterzugs unterbrochen wird.

8. Die ſchwarzen Diamanten Englands.*)

Wer hat die Beſchreibung und abenteuerliche Geſchichte der „berühmten Diamanten" nicht geleſen, auf deren Beſitz gewiſſe Potentaten der Erde ſo ſtolz ſind? Man hat dieſen ſtrahlenden Juwelen einen fabelhaften Werth verliehen, vor dem die Einbildungskraft zurückſchreckt; über deren Nutzen aber hat Niemand ein Wort geſagt, und der Grund hiervon iſt ſehr einfach. Geſtehen wir es ein, daß wir unſererſeits jenen anderen beſcheideneren und gewöhnlicheren Diamanten, welche unſer Boden in ſeinem Schooße einſchließt, bei Weitem den Vorzug geben. Zwar haben ſie weder die Klarheit, noch die Durchſichtigkeit der erſteren, ihre Seltenheit verleiht ihnen keinen idealen Werth, aber gerade ihrem wirklichen Nutzen und ihrem häufigen Vorkommen verdanken ſie ihren poſitiven Werth; wenn auch ihre Beſtimmung nicht die iſt, auf gekrönten Stirnen zu prangen, eine höhere Geltung verſchafft es ihnen, daß ſie materielles Wohlſein in die Hütte des Armen ſowohl, wie in die Wohnung des Reichen bringen, daß ſie zum Fortſchritt der Wiſſenſchaften und induſtriellen Künſte, mit einem Worte, zum Gang der Ziviliſation mächtig beitragen.

Unter der Regierung Eduard's I. wurde die Steinkohle als Brennmaterial zuerſt in London eingeführt, zum großen Verdruß der Städter und zum allerhöchſten Mißfallen Sr. Majeſtät. Hören wir die Geſchichte —

*) Nach Charles Dickens' Household Words.

Digitized by Google

nicht des Königs, ſondern dieſer Hauptbegebenheit ſeiner Zeit, welche nur wenige Geſchichtſchreiber einer Erwähnung gewürdigt haben.

Als man zu Anfang des 14. Jahrhunderts auf den Gedanken kam, die erſten Steinkohlenblöcke von Newcaſtle nach London zu ſchicken, ſo geſchah dies nur, um an den Schmieden, Brauern und zwei oder drei anderen Induſtriellen, denen Brennmaterial unumgänglich nöthig iſt, einen kleinen Verſuch zu machen — einen andern Zweck beabſichtigte man nicht. Ein dicker, ſchwarzer Rauch begann aus einer geringen Anzahl von Schornſteinen aufzuſteigen.

Sogleich erhob ſich ganz London wie Ein Mann, indem es lautes Geſchrei ausſtieß. Im Jahre 1316 richtete das Parlament eine Bittſchrift an den König, worin es hieß, daß, wenn er den Reiz eines friſchen Gartens, den Vorzug eines reinlichen Antlitzes oder die Annehmlichkeit weißer Wäſche ſchätze; wenn er nicht wolle, daß ſeine loyalen Unterthanen erſticken oder mindeſtens gleich ſchlechten Schinken geräuchert werden ſollten — er inſtändigſt gebeten werde, den Gebrauch dieſes neuen peſtilenzialiſchen Brennmaterials, genannt „Steinkohle," gänzlich zu unterſagen.

Der König, die Wahrheit und Gerechtigkeit dieſer Vorſtellungen anerkennend, erließ unverzüglich eine Verordnung, durch welche allen ſeinen getreuen Unterthanen anbefohlen wurde, ſich fortan des Gebrauchs jener läſtigen und ungeſunden Subſtanz zu enthalten.

Die Schmiede, die Brauer und die anderen Induſtriellen, welche bei der Verwendung der Steinkohle großen Vortheil gefunden hatten, hielten Rath und beſchloſſen, ungeachtet der königlichen Verordnung, damit fortzufahren, jedoch gewiſſe Vorſichtsmaßregeln zu beobachten; aber ſie vergaßen jenen unglücklichen Rauch, welcher ſolch' Geſchrei verurſacht hatte, oder dachten in ihrer Herzenseinfalt vielleicht nicht daran, daß dieſer noch einmal ſie verrathen müſſe.

Jener dichte Rauch hatte aber nicht ſo bald ſeine Erhebung und Ausbreitung über die Schornſteine begonnen, als derſelbe von unzähligen Aufpaſſern bemerkt und dem Parlament die Kunde unter lauten Verwünſchungen hinterbracht wurde. Hierauf erfolgten neue Petitionen des Parlaments, in Folge deren Seine darüber ſehr erzürnte Majeſtät befahl, daß alle Schmiede, Brauer und andere Schelme, die ſich erlauben würden, trotz ſeines Verbotes Steinkohlen zu brennen, mit hohen Geldſtrafen zu belegen ſeien, außerdem aber ſollten ihre Herde und Oefen demolirt und vollſtändig weggeſchafft werden.

Dieſer Befehl wurde wirklich ausgeführt, aber dennoch hatten auch die ſtrengſten Maaßregeln keinen Erfolg; die Anwendung der Steinkohle hatte den Konſumenten ſo ausgezeichnete Reſultate geliefert, daß ſie entſchloſſen waren, kein anderes Brennmaterial zu gebrauchen, möge daraus entſtehen, was da wolle. Man ſah demnach aus einer immer größeren Anzahl Rauchfängen ſchwarze Wolken aufſteigen, und die Behörde hatte noch mehr Herde und Oefen zu zerſtören, die aber in demſelben Maaße

Digitized by

wieder aufgebaut wurden, so daß die Dinge sich von beiden Seiten auf demselben Fuße erhielten.

Es stellte sich endlich bis zur Evidenz heraus, daß Niemand erstickt, vergiftet oder eingeräuchert wurde, daß sogar Niemand irgend welche Nachtheile oder unangenehme Folgen erlitten hatte. Man sollte meinen, daß von dem Augenblicke an, wo die Vortheile der Steinkohle in ihrem vollen Umfang hervortraten, während die Nachtheile sich als unbedeutend zeigten und die Gefahren verschwanden — die Anwendung derselben ohne Verbot, Kampf oder Erörterung bald ganz allgemein werden mußte.

Aber leider geht es nicht so in der Welt. Man kann die Menschen nicht zwingen, soziale Neuerungen, selbst wenn sie, wie in diesem Falle, materielle und augenscheinliche Verbesserungen darbieten, ohne Weiteres zu akzeptiren. Wer dies glaubt, kennt die menschliche Natur nicht und irrt sich eben so sehr, wie die Kinder, welche da glauben, daß es den Personen, die ihnen Vernunft predigen, nie daran fehlen könne. Statt demnach die Einführung der Steinkohle in die Hauptstadt durch alle möglichen Mittel zu erleichtern, setzten die Behörden den Verbindungen zwischen London und Newcastle jedes denkbare Hinderniß entgegen, indem sie die abenteuerlichsten Steuern und Abgaben ersannen. So hatte das neue Brennmaterial — die künftigen schwarzen Diamanten Englands — um seine Freiheit zu kämpfen während einer Reihe von Regierungen, welche die Geschichte nichtsdestoweniger „weise und glorreich" nennt.

Bevor eine Ladung Steinkohle in London gelandet werden durfte, mußte die Erlaubniß des Lord-Mayors eingeholt werden. Wie erhielt man aber diese Erlaubniß? Es ist leicht, es zu vermuthen, obgleich ein offizielles Dunkel uns in Unwissenheit über den genauen Betrag des Tributs läßt. Glücklicherweise ist dasselbe nicht der Fall mit den Emolumenten der Aldermen; wir finden, daß die Mitglieder dieser Korporation befugt waren, die Steinkohle zu messen und zu wiegen, entweder in Person und in ihrer Amtskleidung, oder, wenn sie es vorziehen würden, durch einen Bevollmächtigten, und daß sie für ihre Mühe eine Summe von 8 Pence Sterl. für die Tonne im Voraus zu entnehmen berechtigt waren. Diese Prärogative ward durch einen Erlaß vom Jahre 1613 bestätigt; der City entstand dadurch, zur großen Genugthuung des hochweisen Magistrats, eine jährliche Einnahme von 50,000 Pfd. Sterl.

Dieses Schutzsystem, während langer Jahre unter verschiedenen Formen und mit mannigfachen Variationen aufrecht gehalten, wurde über ganz England ausgedehnt und lastete, dem seit undenklichen Zeiten stattfindenden Gebrauch der Regierungen gemäß, vorzugsweise auf den ärmeren Klassen. Zwar kamen manche Einwohner Londons auf den Gedanken, darüber Klage zu führen, indem sie nicht nur keinen Schutz gegen die Steinkohlen von Newcastle nöthig hatten, sondern im Gegentheil sich glücklich schätzten, sie bekommen zu können; wenn sie geschützt werden sollten, so war dies eher gegen den Lord-Mayor und den Magistrat nothwendig, welche diesen un-

Digitized by Google

entbehrlichen Artikel mit allerlei Steuern und Auflagen belegten. Aber jene guten Leute wurden als Unwiſſende und Uebelgeſinnte verſchrieen, und man bedeutete ihnen, daß ſie nichts weiter zu thun hätten, als gutwillig zu bezahlen — zuerſt den Schutz, dann die Steinkohlen. Sie mußten ſich fügen. Allein, da die Wichtigkeit des Gegenſtandes die Habgier des Magiſtrats überſtieg, wurde der Gebrauch der Steinkohle unter der Regierung Karls I. allgemein.

Nicht früher als im Jahre 1830 wurden die läſtigſten auf der Steinkohle ruhenden Abgaben aufgehoben; man ließ jedoch diejenigen beſtehen, welche auf Koſten der Bewohner von London und von zwei oder drei Seehäfen erhoben wurden, die gleichfalls ſich erlaubt hatten, zu reklamiren, und ſo für ihre Frechheit beſtraft wurden.

Aber wie jede Reaktion die nothwendige Konſequenz eines Druckes iſt, ſo hat der Handel mit Steinkohlen, durch die Entwickelung des Dampfes, in unſeren Tagen einen Aufſchwung genommen, welcher mit dem ſo langſamen und peinlichen Gange der verfloſſenen Jahrhunderte in lebhaftem Kontraſte ſteht. Man darf zwar nicht hieraus ſchließen, daß durch die ſchwarzen Diamanten zahlreiche Millionäre entſtanden ſind, oder daß es leicht ſei, durch dieſen Induſtriezweig große Reichthümer zu erwerben; die Ausbeutung der Steinkohlengruben gehört vielmehr zu den gewagten Spekulationen. Die Anlegung der Schachte iſt ſehr koſtſpielig, die Exploſionen, das Eindringen der Gewäſſer ſind ernſte Gefahren, welche die Werkleute und deren Arbeiten unaufhörlich bedrohen; keine Verſicherungs-Geſellſchaft will ſich auf Aſſekuranzen dagegen einlaſſen Es iſt wahr, daß die großen Eigenthümer der Steinkohlenwerke an der Tyne, an der Wear und von noch anderen Diſtrikten eine Art Monopol ausüben, aber es iſt nicht in Folge dieſes Monopols, daß die Steinkohle in London faſt das Dreifache von dem koſtet, wofür dieſelbe am Eingang des Schachtes verkauft wird. Der wirkliche Grund dieſer Thatſache liegt an den Koſten des Transportes, der oft dem Preiſe des Artikels gleichkommt oder ihn überſteigt, an dem Verluſte beim Fortſchaffen, an den Leichter- und Quaigebühren, an den Unkoſten, welche das Löſchen, die Wächter, Beamten, Träger, Karrenführer, Fuhrwerke, Pferde, Säcke u. ſ. w. verurſachen, ferner an den langen Krediten und ſchlechten Schulden, an dem Gewinne der verſchiedenen Agenten und Zwiſchenhändler, deren zahlreichſte Klaſſe aus Individuen beſteht, welche ſich für Kohlenhändler ausgeben, während ſie in der Wirklichkeit nur Mäkler ſind, endlich an der Geldgier der Detailliſten jeglicher Art.

Wie dem aber auch ſei, der Steinkohlenhandel iſt blühend, man hat ihm einen neuen Tempel in der Hauptſtadt weihen müſſen. Unweit des Zollhauſes erhebt ſich heutzutage die Kohlenhalle oder Kohlenbörſe (Coal Exchange), eines der eleganteſten Gebäude Londons.

Es iſt an einem Mittwoch, dem Markttage. Wir erſteigen einen Perron, der uns zu einem kreisförmigen Vorſaal führt, in den wir durch

Digitized by Google

eine große Flügelthür eintreten. Wir befinden uns im unterſten Stock eines thurmartigen Baues, an deſſen Seitenwänden ſich eine ſpiralförmige eiſerne Treppe hinaufzieht. Ueber unſerem Kopfe, dieſer gewundenen Baluſtrade gegenüber, am Plafond des Thurmes, erblickt man ein Gemälde, in Rubensſcher Manier kolorirt, — obſchon es ſonſt ſehr wenig Analoges mit den Werken dieſes großen Meiſters beſitzt — welches eine Dame vorſtellt, die aus einem Füllhorn nicht etwa Kohlen, ſondern die ſchönſten Südfrüchte über unſer Haupt ausſchüttet. Dieſe theatraliſche Göttin des Ueberfluſſes iſt von kleinen Amouretten — oder wenigſtens von kleinen pausbäckigen Knaben — begleitet, welche umherflattern und ſich beluſtigen.

Aus dieſem Vorſaal kömmt man in die ſogenannte Halle, einen großen, kreisförmigen Saal, mit Eichenbohlen gedielt, die moſaikartig abwechſelnd hell und dunkel ſind, und deren verlängerte Winkel in ein gemeinſchaftliches Zentrum zuſammenlaufen, in welchem ein koloſſaler Anker dargeſtellt iſt. Drei über einander liegende gußeiſerne Gallerien befinden ſich um dieſen Platz, der vermittelſt einer großen Glaskuppel, deſſen Mitte orangenfarbige Scheiben bilden, erhellt iſt. Auf dem Fußboden ſind in Zwiſchenräumen lange Schreibpulte aufgeſtellt, aus polirtem Eichenholze, mit eingelegten Schreibzeugen, zur größten Bequemlichkeit der Käufer und Verkäufer. Die Wappen der City auf einer Reihe kleiner Schilde bilden die einfache Verzierung der Baluſtrade um die drei Gallerien, über die man zuweilen ſchöne Damen ſich neigen ſieht, welche die dunklen Konferenzen der mit ſchwarzen Diamanten Handelnden neugierig beobachten.

Uebrigens beſchränken ſich die Verzierungen der Kohlenbörſe nicht allein auf die Wappen der City, noch auf die Reize der Damen, welche ſie mit ihrem Beſuche beehren. Um das ganze Parket und um die Gallerien ſind beſondere Schreibpulte und Niſchen angebracht; die zwiſchen dieſen Büreaux befindlichen Wände ſind mit gemalten Emblemen bedeckt, deren lebhafte Farben von dem hellen Grunde abſtechen und dem Saale ein heiteres, man könnte ſagen, kontinentales Ausſehen geben, das weit mehr an ein Café in Paris, als an eine Kohlenbörſe erinnert. Hier ſieht man „die Wachſamkeit" in Geſtalt einer mit langer Robe bekleideten Dame, zu ihrer Seite eine Eule; der Fluß Severn iſt mit einer poetiſchen Lizenz durch Najaden und einen Delphin dargeſtellt. Weiterhin erblickt man „die Wohlthätigkeit," ein paar Kinder tragend, und darunter die Themſe, zwiſchen Schilf dahinfließend. An einer andern Wand ſieht man den Fluß Avon und „die Ausdauer," dargeſtellt durch eine Schnecke zu den Füßen einer brünetten Schönheit mit ſchwarzen Augen, wie ſie der Künſtler, Herr Sang, zu malen liebt. Auch die Trent und die Tyne figuriren in dieſer Gallerie der engliſchen Flüſſe.

Kehren wir in den Vorſaal zurück, um von dort die erſte Gallerie zu erſteigen; auch hier ſind die Seitenwände der Abtheilungen in demſelben Styl bemalt, nur die Themata beſtehen größtentheils aus Szenen in Kohlenminen oder Seegegenden mit Kohlenſchiffen in Sicht. Die Proſa

Digitized by Google

dieſer Sujets wird durch die phantaſtiſchen Rahmen, welche weibliche Geſtalten, Thiere, Blumen, Früchte u. ſ. w. enthalten, gemildert. Dieſe Gallerie iſt eben ſo, wie die anderen, aus gegoſſenem Metall.

In dem halbkreisförmigen Eingang der zweiten Gallerie iſt auf der einen Seite Newcaſtle mit ſeiner eiſernen Brücke, in Verbindung mit ſeiner Eiſenbahn, dargeſtellt, während ſeine alte ſteinerne Brücke darunter abgebildet iſt. Dieſes Gemälde, in finſterem und räucherigem Tone gehalten, giebt den Charakter des Orts vollſtändig wieder. Auf der anderen Seite ſieht man Durham mit ſeiner inmitten von Bäumen ſich erhebenden Kathedrale; auch dieſe Abbildung iſt voller Wahrheit. Die Zwiſchenwände dieſer Gallerie ſind vorzugsweiſe mit Darſtellungen von Bergleuten, die in der Ausübung der mannigfachſten Arbeiten ihres Berufs beſchäftigt ſind, geſchmückt.

Die oberſte Gallerie bietet zwei Anſichten dar, die von Shields und von Sunderland: Shields im Mondlicht, mit Kohlenſchiffen auf dem Fluſſe, mit trübem, blauem Himmel und Rauchwolken; Sunderland mit ſeiner eiſernen Brücke, auf einem einzigen Bogen ruhend, unter welcher Kohlenſchiffe durchfahren, ohne ihre Marsſtangen umzulegen. Auch hier iſt ein Nachteffekt, indem der röthliche Schein von Fackeln ſich über einen Konvoi kleiner Waggons ausbreitet, welche die Steinkohle aus der Grube nach dem Einſchiffungsplatze bringen. Die Zwiſchenwände ſind durchweg mit Abbildungen von gigantiſchen Farrenkräutern und jenen antediluvianiſchen Bäumen und Pflanzen verziert, welche ſpäter der Steinkohlenbildung zur Baſis dienten; hin und wieder wechſeln dieſe Abbildungen mit denen von Werkzeugen und Geräthſchaften des Bergbaues ab. Ueber die dritte Gallerie erhebt ſich die ungeheure Glaskuppel.

Beim Durchgehen dieſer Gallerien bemerkt man nicht ohne Befremden, daß der größte Theil der Büreaux, welche doch in Hinſicht der Bequemlichkeit, Reinlichkeit und Ruhe nichts zu wünſchen übrig laſſen, zu vermiethen ſind, alſo von Niemandem benutzt werden. Eben ſo verhält es ſich mit den im Erdgeſchoß befindlichen, von welchen nicht der vierte Theil beſetzt iſt. Die Urſache dieſer an einem Orte, wo ſich der unermeßliche Steinkohlenhandel Englands konzentrirt, mindeſtens ſonderbaren Erſcheinung liegt in den übertriebenen Miethspreiſen, welche für dieſe Lokale gefordert werden. Obgleich dieſelben mit den Mitteln oder dem Wohlſtand der meiſten Geſchäftsleute und Kohlenhändler in keinem Verhältniß ſtehen, ſo weigern ſich dennoch die Behörden der City, etwas von ihren Forderungen nachzulaſſen; ſie ziehen es vor, lieber die Koſten der Heizung drei Viertel des Jahres hindurch zu tragen, als die Büreaux für einen geringeren Miethzins benutzt zu ſehen. Auf dieſe Weiſe wachſen die Koſten für ein Etabliſſement, welches ſchon ſo viel Geld gekoſtet hat, immer mehr an.

Einige der geſammten Steinkohlen-Induſtrie Englands und des Auslandes entnommene Ziffern werden die Wichtigkeit der an der Kohlenbörſe gemachten Geſchäfte zur Genüge herausſtellen.

Digitized by

Sehen wir zuerſt, welche Ausbeute an mineraliſchem Brennmaterial im Jahre 1845 die Länder geliefert haben, in denen die Produktion am meiſten entwickelt iſt.

1) Großbritannien	34,500,000	Tonnen,
2) Belgien	4,960,077	"
3) Vereinigte Staaten	4,400,000	"
4) Frankreich	4,141,617	"
5) Preußen	3,500,000	"
6) Oeſterreich	700,000	"

Im Jahre 1852 betrug die Ausbeute von

1) Großbritannien	31,500,000	Tonnen,
2) Belgien	4,960,000	"
3) Vereinigte Staaten	4,000,000	"
4) Frankreich	4,140,000	"

Im Jahre 1860 beſaß England 3000 Kohlengruben, welche 68 Mill. Tonnen zu Tage förderten.

Beiläufig bemerken wir hier, daß die Vereinigten Staaten, welche den dritten Rang einnehmen, einen Flächenraum von 196,000 (engl.) Quadratmeilen Steinkohlenlager beſitzen, vierzigmal ſo viel wie Großbritannien, welches 5400 (engl.) Quadratmeilen enthält; aber vorläufig beziehen die Vereinigten Staaten noch Kohlen aus England, ca. 285,000 Tonnen in den letzten Jahren.

Der außerordentlichen Leichtigkeit, mit der man zu Waſſer nach den beſten Steinkohlenlagern Englands, Schottlands und Wales gelangen kann, verdankt Großbritannien den Vortheil, ſo enorme Maſſen und zu ſolch' niedrigen Preiſen nicht allein für den inneren Verbrauch liefern, ſondern auch nach faſt allen Seegegenden Europa's ausführen zu können. Es iſt in dieſer Hinſicht weit günſtiger gelegen, als die Länder des Kontinents, welche ebenfalls dieſes Brennmaterial produziren, deren Steinkohlenlager aber vom Meere entfernt liegen.

Von Dünkirchen bis Bayonne, auf einer Küſtenſtrecke von 300 Lieues, giebt es nur zwei Steinkohlenlager in geringer Entfernung vom Meere. Frankreich iſt gleichfalls, was die Güte des Artikels betrifft, minder begünſtigt als England; denn mit Ausnahme der Gruben zu Anzin, zu Saint-Etienne und einiger anderen liefern die Steinkohlenwerke im Innern des Landes ein Produkt von nur untergeordneter Qualität. Dieſe beiden Umſtände machen Frankreich hierin bis zu einem gewiſſen Punkt abhängig von England: die franzöſiſche Regierung beſchickt demgemäß alle Jahre die bedeutendſten Märkte zur Verproviantirung ihrer Dampfſchifffahrts-Niederlagen mit engliſchen Steinkohlen. Belgien, deſſen eigener Verbrauch im Steigen, deſſen Produktionskraft aber geringer iſt, und deſſen Steinkohlenlager vom Meere entfernt liegen, iſt nicht im Stande, den Bedürfniſſen Frankreichs Genüge zu leiſten. Bei Spanien aber muß man abwarten, bis die vor Kurzem in Aſturien und an den Küſten des Meerbuſens von

Digitized by Google

Biskaya in Angriff genommenen unermeßlichen Steinkohlenlager in vollem Betriebe ſind, um den Ertrag und die Güte der Ausbeute zu prüfen.

Die Steinkohlenlager Englands ſind derartig gelegen, daß ſie kaum dreißig engliſche Meilen von einander entfernt ſind, und bilden demnach, von Schottland bis zum Süden von Wales und Somerſetſhire, eine Art Netz, von deſſen Zentralpunkten aus das Innere des ganzen Landes mit Hülfe der Eiſenbahnen verſorgt werden kann. Die Oſt- und Weſtküſten ſind nirgends mehr als funfzig Meilen vom nächſten Steinkohlenlager entfernt, und dieſer Abſtand beträgt ſelbſt bei den äußerſten Punkten Englands, Schottlands und Irlands nicht mehr als 150 Meilen.

Von den 60 Millionen Tonnen Steinkohlen, die jetzt England jährlich produzirt, werden über 22 Mill. in den Gießereien verwandt und über 18 Mill. verſchifft.*) In Newcaſtle wird faſt die Hälfte der für's Ausland beſtimmten Steinkohlen eingeſchifft, von der Frankreich faſt zwei Drittel abſorbirt. Die Zahl der Steinkohlenminen Newcaſtle's und an der Tyne beläuft ſich ungefähr auf 130; das zu dieſen Etabliſſements verwandte Kapital wird auf nicht weniger als 10 Mill. Pfd. St. geſchätzt, wogegen auch jährlich 6—7 Mill. Tonnen Steinkohlen verkauft werden; die Produktion der Minen an der Tyne iſt ſeit dem Jahre 1800 bis zum Jahre 1845 um 270 Proz. geſtiegen.

Im Jahre 1848 ſind in London zu Waſſer allein 3,418,310 Tonnen Steinkohlen eingeführt worden. Im Jahre 1850 kamen zu Waſſer und zu Lande nach London 3,633,883 Tonnen Steinkohlen.

Ungefähr elf Zwölftel dieſer Quantität ſind auf den Flüſſen Tyne, Wear und Tees befördert worden, auf dem erſteren ungefähr zwei Fünftel des Ganzen. Die Menge der auf Eiſenbahnen und Kanälen in London eingeführten Steinkohlen iſt unbeträchtlich. Man ſchätzt den Bedarf der Londoner Gas-Kompagnien auf beinahe ein Achtel der eingeführten Geſammtmaſſe.

Die Zahl der zum Transport der Steinkohlen nach London benutzten Fahrzeuge iſt nothwendigerweiſe dem Aufſchwunge dieſes Handelszweiges gefolgt. Vor drei Jahrhunderten genügten zwei oder drei Schiffe zur Verſorgung der Hauptſtadt; im Jahre 1610 zählte man deren ſchon 200; im Jahre 1848 aber brachten 2717 Schiffe 12,267 Ladungen, die ſich auf faſt 3½ Mill. Tonnen beliefen. Die durchſchnittliche Ladung eines Kohlenſchiffes iſt nicht weniger als 300 Tonnen; rechnet man acht Mann Equipage auf jedes Schiff, ſo liefert der Steinkohlentransport vom Norden nach London die Beſchäftigung für ungefähr 22,000 Individuen. Die geſammte Steinkohlen-Induſtrie Englands ernährt nicht weniger als 200,000 Perſonen.

Heutzutage hat ſich der Gebrauch der Steinkohle nicht allein über die ganze ziviliſirte Welt verbreitet, ſondern erreicht in mächtiger Dampf-

*) Im Jahre 1850 wurden 3,351,880 Tonnen (à 2000 Pfund) im deklarirten Werth von 1,234,224 Pfd. St. ausgeführt.

Digitized by Google

geſtalt die entlegenſten Regionen. Die Dampfſchifffahrt erſtreckt ſich ſchon von Suez bis Singapore, und bald wird ſie bis Auſtralien organiſirt ſein. Wenn die amerikaniſchen Lokomotiven die Ufer des Stillen Ozeans berührt haben werden, ſo werden auch die amerikaniſchen Dampfſchiffe regelmäßige Verbindungen mit China und dem Indiſchen Archipelagus eröffnet und den Weg um die Erde vollendet haben. Kaufleute und Touriſten werden alsdann dieſe Reiſe in weniger als einem Jahre zurücklegen, mit Inbegriff der Aufenthaltszeit an den hauptſächlichſten Stationen, um ihre Geſchäfte auszuführen und alles ihnen Wichtige dort kennen zu lernen.

Ehre daher dieſen Diamanten ohne Preis, wie auch ihre Farbe immer ſein möge, — das natürliche Schwarz, das Roth der Flamme, das Weiß des Hochofens, das Grau der Aſche — und welcher Gattung ihrer großen Familie ſie auch angehören, in der es 70 Arten giebt, von der bituminöſen Steinkohle erſter Sorte an bis zur geringſten herab, welche man in früheren Zeiten nie zu gebrauchen pflegte!

9. Die Volkscharaktere.*)

Der Süden Englands bis an den Humber iſt von dem Volk der Angeln, Sachſen und Frieſen bewohnt und bezeichnet bis heute die Art und das Gemüth dieſer Stämme. Hier fließt das engliſche Vollblut des republikaniſchen, demokratiſchen Geiſtes, des Sinnes für echte Freiheit und Gleichheit; hier fließt auch das kühlſte Blut der Beſonnenheit und Verſtändigkeit, wodurch allein England iſt, was es iſt und ſein wird. London iſt das Herz der acht Millionen Engländer, die in dieſem Gebiete wohnen. Dieſer Theil iſt das erregende und belebende Element der engliſchen Bewegungen und Kämpfe für Erringung einer geſetzlichen Verfaſſung geweſen, und war in den Bürgerkriegen unter der Regierung Karls I. der Mittelpunkt der puritaniſch-republikaniſchen Partei. In der äußern Haltung, im Leibesbau, in den vielen Blondköpfen und Blauaugen u. ſ. w. zeichnet ſich noch heute die Herkunft aus dem Nordweſten Germaniens, beſonders im Aufſchlagen der Augen und in Naſen- und Mundbildung und in der Brauenwölbung wird man bei dem Anblick der Engländer dieſes Südgebiets noch jetzt an die ſächſiſchen Bauern von Paderborn, Hoya und Oldenburg erinnert.

Neben dieſem Süden, gegen Weſten, liegen Wales und Kornwall, die Landſchaften, wohin im fünften und ſechsten Jahrhundert das Galiſche zurückgedrängt ward. Hier hat ſich die galiſche Art ſelbſt unter der Herrſchaft der Sachſen noch zum Theil behauptet, doch ſind natürlich manche Sachſen auch unter ſie gekommen, und ſie haben viel Angelſächſiſches an-

*) Nach E. M. Arndt.

Digitized by Google

nehmen müſſen. Bei alledem ſind ſie immer noch ausgezeichnet durch viel größere Behendigkeit, Leichtigkeit und Reizbarkeit, durch kürzere, gedrungenere Leiber, durch dunklere Augen und Haare und mehr ausgeſprochene Geſichtszüge. Der Sachſe ſieht übrigens den Walliſer immer noch mit dem Gefühl der Ueberlegenheit an.

Nordengland oder das Land zwiſchen Humber und Tweed hat neben den Sachſen vorzüglich Skandinaven erhalten, die in dem Zeitraum von mehr als einem Jahrhundert als Wikinger dahin kamen und zahlreich ſich dort anſiedelten. Man bemerkt nun jetzt eben keinen auffallenden Unterſchied zwiſchen den Bewohnern dieſes Landes und Südenglands, außer daß in den Sitten und Gebräuchen, in dem Aberglauben und in den Märchen mehr Nordiſches, und in der Art und Geberde mehr Munteres und Lebendiges iſt. Das aber iſt eine eigenthümlich merkwürdige Erſcheinung dieſes Theils von England, daß in den bürgerlichen Kriegen zur Zeit Karl's I., Kromwell's und Karl's II. hier vorzugsweiſe die Königiſchen, die ſogenannten Kavaliere, lebten, im Süden aber die Rundköpfe. Sollte Aelteſtes ſo lange nachgewirkt haben? Die Skandinaven waren von jeher königiſcher Herrſchaft mehr gewohnt, die Sachſen und Frieſen mehr freier Volksverfaſſung zugewandt. Oder hat im Süden die große Lebensader Englands, die Hauptſtadt London, die Neigung und Richtung der Gemüther mehr beſtimmt?

Schottland. Hier ſcheint das Sächſiſche und Skandinaviſche ſich völlig gemiſcht zu haben; doch iſt der Schotte durch ſeine Verfaſſung, ſein Klima und die Armuth ſeines Landes ein von dem Engländer ſehr verſchiedener Menſch geworden, wenn man will, ein mehr königiſcher und dienerſcher, ein mehr biegſamer, beweglicher, mittheilender Menſch, welchem gegenüber der Engländer eine feſtere, ſtolzere und demokratiſchere Haltung behauptet. Er hat mehr Leichtigkeit und Lebendigkeit, mehr Gefliſſenheit und Beſtellſamkeit, mehr Anbequemung und Begreifung des Fremden; auch hat er von jeher mehr geabenteuert und die Fremde mehr geſucht als der Engländer. Der letztere hat erſt ſeit einem halben Jahrhundert angefangen, den Schotten als einen ebenbürtigen Bruder zu achten und zu lieben; bei dem engliſchen Pöbel aber beſteht noch manches Vorurtheil gegen den nördlichen Stammesgenoſſen, z. B. er ſei knechtiſch, habſüchtig, liſtig, auf jedem möglichen Wege nach Glück jagend. Wie das Land des Schotten Skandinavien ähnelt, ſo neigt ſich auch das Weſen des Volkes dem Skandinaviſchen zu, namentlich auch in der Stattlichkeit, Schönheit und Haltung der Leiber, in einer gewiſſen Freundlichkeit und Mittheilſamkeit.

Die weſtlichen Schotten, die Kaledonier der Römer und die Galen der Neueren, ſind durch eine lange und nahezu tauſendjährige Gemeinſamkeit des Landes und der Regierung mit den germaniſchen Schotten viel näher verbunden worden, als die Engländer mit den verwandten Brüdern derſelben, mit den Irländern; aber zuſammengefloſſen mit ihnen ſind ſie noch nicht, obſchon die ſich immer mehr verbreitende engliſche Sprache und

Digitized by

auch die Religion — da die meiſten derſelben Proteſtanten ſind — ſie näher zuſammengezogen hat. Sie ſind noch heute das lebhafte, muntere, fröhliche, treue Völkchen, das im Gegenſatz gegen die ſchwereren, kälteren und beſonneneren Germanen heiße, bewegliche, geſchwinde Völkchen, als welches ihre Väter ſich immer offenbart haben. Doch iſt Vieles von ihrem Alten, Eigenthümlichen in dem letzten Jahrhundert niedergeriſſen und eingeſunken, und ſie ſelbſt ſind durch die Veränderungen, welche in Ackerbau, Gewerbe, Schifffahrt und jeglichem Verkehr der Menſchen ſich begeben haben, immer mehr aus ihren eigenthümlichen patriarchaliſchen Verhältniſſen und aus ihrem ganzen eignen Leben herausgetrieben worden, und die Macht und das Uebergewicht des germaniſchen Elements iſt auch in dieſem Lande ſelbſt ohne äußere Gewalt immer mehr Herr geworden, und nach einigen Jahrhunderten wird die Art und Farbe des galiſchen Lebens wohl faſt ganz mit dem germaniſchen zuſammengefloſſen ſein.

Der Irländer ſollte eigentlich dem ſchottiſchen Kaledonier ähnlich ſein, und das Leichte, Bewegliche deſſelben hat er auch mit dem fröhlichen Muthe, aber ſein reiches, ebenes, milderes Land hat ihn viel weicher gemacht, die ſtählende Bergluft des Kaledoniers hat ihm gefehlt, und er iſt ſtets beherrſcht worden, während ſchon die Römer den tapferen Kaledonier fürchteten. Der Irländer iſt ein liebenswürdiger, poetiſcher Menſch voll hingebender Anhänglichkeit und Treue; aber es fehlt ihm die männliche Selbſtbeherrſchung und Selbſtſtändigkeit, die engliſche Thatkraft und Ausdauer und kühle Beſonnenheit. Er iſt anſtellig, geſchickt und gewandt, aber mehr im Dienſt Anderer als zu eigenem Vortheil. Das unſtäte Weſen des Iren in Verbindung mit der ſeit Kromwell ſyſtematiſch geübten Tyrannei der engliſchen Regierung ſammt allen den hinterliſtig berechneten Grauſamkeiten, womit die proteſtantiſche Hochkirche*) das katholiſche Volk gequält hat, haben aus dem fruchtbaren, grünen Eilande eine Stätte des Hungers und Jammers gemacht, und jetzt wandern Tauſende und aber Tauſende nach Amerika aus, um in der neuen Welt eine Selbſtſtändigkeit zu erringen, zu der ſie es in der alten nicht bringen konnten.

Das Fazit iſt alſo: Großbritanniens Größe und Stärke ſind in dem eigentlichen England, und zwar in dem ſächſiſchen und ſkandinaviſchen Theil. Dieſer macht jetzt in England etwa zwölf, in Schottland zwei Millionen Seelen aus. Dies iſt das weltbeherrſchende Volk. Schottland war bis auf

*) Alles Grundeigenthum der Inſel gehört theils der proteſtantiſchen Geiſtlichkeit, theils einer verhältnißmäßig geringen Anzahl großer Beſitzer, deren Rechtsanſpruch auf die Eroberung begründet iſt, und die ſich ſtets als Fremde betrachten, ihre ausgedehnten Güter nur von Zeit zu Zeit beſuchen und den Ertrag derſelben nicht in Irland, ſondern in England oder im Auslande verzehren. Nur wenige iriſche Familien haben eigenen Grundbeſitz: die große Maſſe des iriſchen Volks lebt eigenthumslos im Lande der Väter, und glücklich iſt, wer von den fremden Beſitzern einige Fuß breit zu pachten vermag, um durch die Kartoffeln, die er darauf bauet, ſich gegen den Hunger zu ſchützen. (Vergl. den Artikel „Irland" im Konverſations-Lexikon der Gegenwart.)

Digitized by Google

ein halbes Jahrhundert noch ſowohl an Hülfsmitteln, als an Menſchen arm und unbedeutend, Irland hing bis auf das jüngſt vergangene Menſchenalter durch eigene und durch engliſche Schuld wie ein todter Hund an dem ſtarken, geſunden Leibe Englands, und dieſes hat alſo wohl ein Recht, mit ſtolzem Selbſtgefühl auf ſeine eigene Kraft zu blicken.

Der Engländer ſteht da ſtolz, feſt, ſtill und abgeſchloſſen in ſeinem Daſein mit ſicherem Blick und feſtem Tritt; er geht ruhig durch die Welt hin, ohne ſich umzuſchauen, wer und ob ihn Jemand bemerkt. Darin iſt er das Gegenſtück des eitlen Franzoſen; der Engländer iſt nicht eitel, ſondern ſtolz, aber der engliſche Stolz wird nicht läſtig, — man kann ihn laufen laſſen, weil er ſeinen eigenen Weg geht. Uebrigens iſt das, was uns als Stolz erſcheint, oft nur Unbeholfenheit, Beklommenheit und Ungewandtheit, ein Theil der Gebrechen, welche der Engländer mit dem Deutſchen gemein hat. Er iſt ſich als Mann und Bürger ſeiner Feſtigkeit und Würdigkeit vollkommen bewußt und erſcheint deswegen nicht gern in der Lage und Stellung eines Verlegenen oder Untergeordneten, ſpricht nicht gern die Sprache, worin er ſich noch nicht beſtimmt ausdrücken kann, weiß ſich über Gegenſtände, welche ihm unklar und kaum halb begriffen ſind, nicht mit der Leichtfertigkeit eines Franzoſen, ja nicht einmal mit der Leichtigkeit eines Deutſchen auszudrücken. Er iſt ein Inſulaner, ein abſeitiger, einſeitiger Menſch, der das Seinige mit tüchtigem klaren Verſtande erfaßt, der ſeine Eigenthümlichkeit voll und ſtark ausbildet, in fremde Eigenthümlichkeiten ſich aber nicht ſo leicht hinein zu denken und hinein zu fühlen vermag, wie der weltbürgerliche Deutſche. Es iſt viel Starres, Zähes, Zopfartiges im Engländer; aber gerade dieſe Zähheit, dieſes ſtrenge Feſthalten an der Sitte, dieſes gehorſame Sichunterordnen unter den Gebrauch bedingt wieder jene Liebe zum Heimiſchen, jene Achtung vor dem Geſetz, wie ſie weder der Deutſche noch der Franzoſe beſitzt. Der Engländer iſt ein freier Mann, weil er nicht blos verſtanden hat, ſich Geſetze zu geben, ſondern weil er auch verſteht, das Geſetz heilig zu halten. Er hat mit dem Deutſchen den Trieb in's Weite, Ferne gemein (darum ſind die Engländer die reiſeluſtigſte Nation), aber dieſer Trieb entfremdet ihn nicht den vaterländiſchen Intereſſen; er reiſt in die Fremde wie Einer, dem die Erde gehört, er fühlt ſich überall als Engländer, opfert nie (wie ſo oft der Deutſche) ſeine Art und Weiſe fremder Eigenthümlichkeit auf. Er iſt der tapfere, kühne Seemann, die vollendete Seemannsnatur, welche ſich in ihm ausgeprägt hat, und wovon in jedem Engländer, ſelbſt im Krämer, Schneider, Schuſter, die leichte Färbung erſcheint. Er ſteht ſo feſt, ſchauet ſo klar in die Weltweite, als hätte er einen Fuß auf ſeinem Eilande, den andern auf dem Dreizacke Neptuns. Seine Flotten beherrſchen die Meere, darum gehört ihm das Land; mit ihrem Handel und ihrer Induſtrie ſind die Engländer auch die Herren Deutſchlands geworden, und wir haben erſt jetzt begonnen, von den Feſſeln dieſer Uebermacht loszukommen durch eine Induſtrie, die ſich anſtrengt, mit

Digitized by Google

der englischen zu wetteifern. Aber wie erbärmlich ist der Versuch, eine deutsche Flotte zu bilden, gescheitert! Es fehlt den norddeutschen Stämmen keineswegs jene englische Seetüchtigkeit, aber was allen Deutschen fehlt, ist die politische Einigkeit und die politische Thatkraft. In Kunst und Wissenschaft sind wir stark, in staatlichen Dingen ohnmächtig schwach. Wo wir philosophiren und raisonniren, da handelt der Engländer; wir sind theoretische, die Engländer praktische Menschen. Indem sie Alles auf praktische Zwecke ihres Landes, ihrer Macht und Größe beziehen, handeln sie freilich oft sehr egoistisch andern Völkern gegenüber, aber stets patriotisch und als freie Männer, Verstand und wieder Verstand und Besonnenheit und eine unermüdliche Ausdauer und Geduld in den schwersten Arbeiten und Thaten, das ist der Engländer, das ist England. Durch seinen hellen, klaren Blick, durch seine kalte, tapfere Beharrlichkeit, durch seinen Widerwillen vor allem Unklaren und Unfesten — dadurch hat dieser gewaltige Angelsachse England zur Herrin der Welt gemacht.

10. Eigenthümlichkeit des englischen Volks. *)

Das englische Volk repräsentirt, individuell betrachtet, das Willensvermögen, die praktische Thatkraft; es ist ein echtes Heldenvolk, insofern das wahre Heldenthum seine Lorbeeren keineswegs blos auf dem Schlachtfelde pflückt, vielmehr überall, wo sich dem Willen Hindernisse in den Weg stellen. Und da zum Handeln überhaupt Charakter gehört, wie zum Denken Vernunft, oder richtiger: da der Charakter nichts Anderes ist, als der lebendig ausgesprochene Wille, so müssen wir den Engländern von allen andern Eigenschaften Charakter zuerkennen, jene elastische Stahlkraft des Willens, die wir an den alten Römern so hochhalten, diesem echten Brudervolk der Engländer.

Die nationale Expansivkraft, für deren zähen Muth und unbiegsame Ausdauer es keine andere Grenze giebt, als die den Erdball umschließende, die Frucht gediegenster Charakterstärke, die das Wort „unmöglich" nicht kennt, verleiht den Engländern ihr festes, bis in's Einzelne gehende Gepräge. Im Bewußtsein dessen, was sein Volk werth ist und zu leisten vermag, giebt der Brite sich überall als Engländer und nur als Engländer. Seine Individualität ist die seines Volks; er ist, was er ist, als lebendiges Glied an dem gewaltigen Organismus seiner Nation. Wenn er ganz und gar Engländer ist, dann und nur dann weiß und fühlt er sich als Mensch.

Für das Verhältniß des Ganzen zum Theil, des Staates zum ein-

*) A. Helferich. (Vgl. Morgenblatt 1852, 1 u. 2.)

Digitized by Google

zelnen Staatsbürger hat dies die Wirkung, daß die Nation als ſolche ſich nur um den kümmert, der dieſelbe Expanſivkraft aus ſich entwickelt, wie ſie ſelbſt. Jedermann weiß, daß es in England allgemeine Sitte iſt, bergab gegen das Ende der Senkung recht raſch zu fahren und die Pferde ſodann auch bergan im Galopp zu erhalten. Nur ein ſtarkes, wohlgebautes Thier hält dies aus; das ſchwache geht darüber zu Grunde, für jenes aber iſt die augenblickliche Anſtrengung der Beine eine weſentliche Erleichterung darum, weil der einmal in Schuß gebrachte Wagen durch ſeine eigene Bewegung eine gute Strecke aufwärts rollt, wobei das Pferd nur der raſchen Bewegung zu folgen, oder dieſe durch ſchwaches Anziehen im Gange zu erhalten braucht. — Wie der engliſche Kutſcher ſein Pferd, ſo behandelt die engliſche Nation ihr Individuum. Wer es zu etwas bringen, ein Ziel erreichen will, der muß alle ſeine Kräfte zuſammennehmen; bleibt er bei dem allgemeinen Wettrennen nach Geld und Ehre keuchend auf halbem Wege ſtehen oder ſtürzt er kraftlos zuſammen, unbarmherzig eilen die Nachfolgenden über ſeinen Leib hinweg, und keiner fragt lange, was aus dem Unglücklichen werden ſoll. „Tummle dich, oder du biſt verloren!" lautet der engliſche Wahlſpruch; ein Engbrüſtiger mag lieber gleich in's Bettelhaus gehen. Hat aber einer ſich einmal erſt tüchtig in Lauf geſetzt und ſeinen Glückswagen auf die halbe Weghöhe emporgeſchleppt, ſo iſt er geborgen. Sein Fuhrwerk geht von ſelbſt, weil die ganze Nation fortan ihre Kraft für ihn einſetzt, dem raſtlos Voranſtrebenden alle ihre Hülfsmittel zur Verfügung ſtellt.

Der Engländer, der ſich überhaupt fühlt, d. h. ſich eine Stellung im Leben erkämpft oder ererbt hat, fühlt ſich *ganz*; er hat den Schwerpunkt nur in ſich ſelbſt, weil er das Bewußtſein, das Selbſtgefühl der ganzen Nation mit ſich herumbringt. Dies iſt die preiswürdige Seite *demokratiſcher* Geſinnung, wie ſie ganz unzweifelhaft, trotz aller *ariſtokratiſchen* Satzungen, bei dem engliſchen Volke ſich vorfindet und Veranlaſſung gab zu dem geiſtreichen Worte, es gebe keine demokratiſchere Ariſtokratie und keine ariſtokratiſchere Demokratie als die engliſche. Es eignet der Nation eine ſo feſte, gedrungene Solidarität der Geſinnungen und Intereſſen, daß Angeſichts der Allen gemeinſamen Nationalität, bei aller Verſchiedenheit der Stände, im Grunde Jeder dem Andern gleich iſt. Daher mag es kommen, daß die Engländer in äußerer Erſcheinung auf ſo überraſchende Weiſe ſich ähnlich ſehen. Einer kleidet ſich faſt wie der Andere, und der Schuſter trägt die Stiefeln blos darum nicht offen über die Straße, damit man ihn nicht als Schuſter erkenne Eben ſo iſt die engliſche Küche mit geringen Abwechslungen überall dieſelbe, und oft mußte ich, wenn das unvermeidliche Roſtbeaf auf den Tiſch kam, an die ſchwarze Suppe der Spartaner denken. Der Arbeiter, der ſich gehörig nährt, kauft von demſelben Ochſen, deſſen Lendenſtück auf der Tafel eines Herzogs duftet; lederzähes Kuhfleiſch, wie in Berlin, oder in Haſen verwandelte Katzen, wie in Paris, bekommt man nicht Wer wollte aber auch ſchlechterdings leug-

Digitized by

nen, daß Großbritannien durch das Roſtbeaf, dem Altengland eine beſondere Volkshymne gewidmet, groß geworden? Starke, wohlgenährte Leiber und ein eben ſo ſtarkes Nationalgefühl, durch dieſelben Subſtanzen genährt, können ſchon etwas ausrichten.

Selbſt die engliſche Erbariſtokratie trägt ein ſehr bedeutungsvolles demokratiſches Element in ihrem Schooß. Der älteſte Sohn des Lords erhält den ganzen Beſitz ſeines Vaters, und es iſt ihm die Zerſplitterung des Erbguts durch geſetzliche Beſtimmungen unmöglich gemacht. Im gleichen Falle befindet ſich der Erſtgeborne der Baronete und unbemittelter oder landbeſitzender Gentlemen. Es iſt dies allerdings eine durch und durch ariſtokratiſche Einrichtung, aber iſt ſie nicht zugleich die Mutter der demokratiſchen Anordnung, daß die jüngeren Kinder ohne Unterſchied in den bürgerlichen Stand zurücktreten und, nicht begünſtigt durch Erbanſprüche, wie andererſeits, nicht beläſtigt durch unnütze Titulaturen und koſtſpielige Standesvorurtheile, ſich eine ehrenhafte Exiſtenz zu erringen haben? Es mag manchem Ohre widerlich klingen, wenn den reichen Lord X., der eben behaglich an der Feuerſeite ſeine Verdauung einleitet, ſein älteſtes Söhnchen fragt: „Vater, wo iſt denn der Onkel?“ und die trockene Antwort erfolgt: „In Kalkutta, oder auf dem Kap der guten Hoffnung, mein Kind, wo der Oheim tüchtig arbeitet, um reich zu werden, wie Du dereinſt es werden wirſt, ohne zu arbeiten.“ Aber iſt dies Mißverhältniß nicht ohne Vergleich beſſer, als wenn der deutſche Graf oder Baron einem halben Dutzend Knaben außer dem Wappen mit der Grafenkrone oder dem Baronstitel nichts hinterläßt, als ein verſchuldetes Stück Land? Die engliſche Ariſtokratie hängt nicht, gleich dem deutſchen Adel, zwiſchen Thür und Angel, zwiſchen Thron und Bürgerthum mit halbem Einfluß und halbem Beſitz: von Geſchlecht zu Geſchlecht verjüngt ſie ſich in bürgerlichem Blute, in das alle nachgeborenen Kinder eingetaucht werden, und die Bürgerstochter, die einen Lord heirathet, tritt vor ihre neuen Standesgenoſſen mit denſelben Anſprüchen auf Achtung, als wenn ihr Urahn zur Tafelrunde König Arthurs gezählt hätte. Daher das hohe Anſehen und die bedeutende Macht, deren ſich das engliſche Patriziat bis zu dieſer Stunde erfreuet, unbeneidet von dem Bürgerſtande und ein ſchützendes, nicht blos verbindendes Mittelglied zwiſchen Thron und Volk. Scheint die Krone in ihren Vorrechten bedrohet, ſo hält der Adel ſeinen ſtarken Schild den Pfeilen der Demokratie entgegen; zeigt aber der Thron Gelüſte, die ihm von der Verfaſſung eingeräumten Befugniſſe zu überſchreiten, dann ſtellt ſich eben dieſer Adel auf die Seite des Volkes und hilft deſſen Rechte ſchützen und wahren.

Seinerſeits hat der Bürgersſohn nicht nöthig, ſcheu zu dem Adel, als zu etwas Unerreichbarem, hinaufzublicken. Der Weg ſteht auch ihm offen, und der Bürgerliche, der nicht von Geburt, ſondern durch ſein eigenes Verdienſt eine hervorragende Stellung in der Geſellſchaft einnimmt, tritt in das Haus der Lords und hat Sitz und Stimme neben dem älteſten Pair des Königreichs. Und nicht allein das: in England hat Jeder das Recht, über freies

Digitized by Google

Eigenthum, ſei es ererbt, ſei es erworben, habe der Beſitzer Kinder, oder habe er keine, unbeſchränkt zu verfügen. Da nun des Briten Lieblingsſtreben nach Gründung einer Familie geht, ſo wird derſelbe, im Fall er auf irgend eine Weiſe in den Beſitz eines bedeutenden Vermögens gekommen iſt, ſeinen älteſten Sohn begünſtigen und dem Hauptſtock ſeines Eigenthums die Beſtimmung geben, daß derſelbe immer nur vom Erſtgebornen ſeiner männlichen Nachkommen, oder, falls dieſe fehlen ſollten, von dem nächſten männlichen Verwandten ererbt werden kann. Der Vater Robert Peel's, der durch Baumwollenſpinnerei ſich ein rieſenhaftes Vermögen erworben, ſowie der große Wundarzt Sir Aſtley Cooper können als ſprechende Belege für die Richtigkeit des Geſagten dienen.

11. Engländer und Franzoſen nach ihrer Häuslichkeit.

Individuell, wie er ſich fühlt und weiß, erſcheint der Brite ganz beſonders in ſeiner Häuslichkeit. In den Ländern, wo Germanen mit Slaven untermiſcht ſich niedergelaſſen haben, wie namentlich in Sachſen, hat man die Bemerkung gemacht, daß bei den ſlaviſchen Völkerſchaften neben der Hufeiſenform der Dörfer die feldgemeinſchaftliche Vertheilung der Ländereien ſich weſentlich von den germaniſchen Anſiedelungen unterſcheidet. Der Slave liebt das Zuſammenſein, die Gemeinſchaft; der Germane das Iſolirtſein. Letzterem iſt ſeine Hofreithe lieber als der Schutz, die Sicherheit und das geſellige Vergnügen, das er als Mitglied einer Dorfgemeinde findet. Bei ihren Wanderungen beſetzten die Deutſchen überhaupt gewöhnlich nicht zuſammenhängende Ländereien in Maſſe, ſondern ließen ſich einzeln und zerſtreut nieder, und noch immer giebt es in Schwaben und Niederſachſen Diſtrikte, wo die Bevölkerung großentheils auf einzeln ſtehenden Höfen lebt, wobei ich nur an den von Immermann ſo meiſterhaft gezeichneten weſtphäliſchen Hofſchulzen erinnern will. Zäh und ein Freund der harten Arbeit, empfand und empfindet der Deutſche gar keinen Widerwillen gegen die abgeſchloſſene Lebensweiſe; ſein Acker und ſeine Familie genügen ihm vollkommen. Schon Tacitus bemerkt von unſern Voreltern: Nullas Germanorum populis urbes habitari satis notum est, ne pati quidem inter se junctas sedes. Colunt discreti ac diversi, ut fons, ut campus, ut nemus placuit.*) Dem Römer, dem der alte Kunſtfleiß der Griechen, der gartenmäßige Landbau des Italikers bekannt waren, mußte es auffallen, wie wenig Sorgfalt und Nachdruck der Ger-

*) Von den germaniſchen Völkerſchaften iſt es hinlänglich bekannt, daß ſie keine Städte bewohnen, ja nicht einmal zuſammenhängende Wohnſitze unter ſich dulden; ſie bauen ſich abgeſondert und zerſtreut an, wie ihnen eben der Quell, die Flur, der Hain zuſagte.

Digitized by

mane auf die Bearbeitung der beſſeren Bodentheile, die gegen die undurchdringlichen Wälder und Sümpfe Germaniens gewaltig abſtachen, verwendete. Gleichwohl waren es germaniſche Koloniſten, welche in dem ſinkenden römiſchen Reich beides, ſeine verödeten Fluren anbauen und die Reihen ſeiner Heere ergänzen ſollten. Ackerbau und Viehzucht waren von Hauſe aus das eigentliche Gewerbe der Germanen. Der germaniſche Staat iſt auf den Agrarverhältniſſen aufgebaut; die geordnete Benutzuug der Mark, ſowohl der wechſelnden in Höfe getheilten Ackerflur als der unterſchiedsloſen Nutzung der Almande, war die Hauptſache.

Die außerordentliche Fruchtbarkeit des bei weitem größten Theiles der großbritanniſchen Inſel, ihr mildes Klima, die alle Arten der Vegetation fördernde Feuchtigkeit der Luft, machten ihre Bewohner von den älteſten Zeiten an zu einem ackerbautreibenden Volk, deſſen Zahl vom Mittelalter bis in die neueren Zeiten nur ſehr allmählig wuchs. Bis über die Mitte des vorigen Jahrhunderts hinaus war die Volkszahl nicht viel höher als auf ſieben Millionen geſtiegen. Unter Heinrich VII. und VIII. nahm England ſo gut als gar keinen Theil an den amerikaniſchen Entdeckungs- und Eroberungsreiſen; Heinrich VIII. bediente ſich zu Seefahrten gemietheter Schiffe. Obwohl unter Kromwell, durch die Eroberung Jamaika's, der engliſche Handel ſich erweiterte, blieb doch der größte Theil des Weltverkehrs bis zu Anfang des vorigen Jahrhunderts in den Händen der Holländer. Der Engländer blieb bis dahin der altſächſiſchen Sitte des Ackerbaues getreu.

Wir haben etwas weit ausgeholt, um den Engländer in ſeinem Hausweſen kennen zu lernen; gewiß nicht mit Unrecht: ſein Haus als Inbegriff der Familie iſt für ihn das Wichtigſte, ſo zu ſagen die Summe ſeines geſelligen Daſeins, und inſofern ſteht er ſeinem germaniſchen Urſprung vielleicht noch näher als der eigentliche Deutſche. Der Brite legt einen ungemeinen, uns Anderen faſt lächerlich vorkommenden Werth darauf, ein eigenes Haus zu haben und allein zu bewohnen. Daher in London die zahlloſe Menge von ſchmalen Häuſern, hervorgegangen aus dem Streben nach Iſolirung. (Vgl. oben „die Wohnungen in London".) Aeußerlich gleichen ſich dieſe Wohnungen wie ein Ei dem andern, der Backſteinbau, die Stacketeinfaſſung, die unterirdiſche Küche, die Thür ꝛc., Alles iſt nach ein und demſelben Muſter geformt. Nichts langweiliger, unerquicklicher für das Auge, als dieſe Monotonie: allein daran ſtößt der Engländer ſich wenig, wenn er nur Herr, unbeſchränkter, durch Niemand behelligter Herr in ſeinem Hauſe iſt.

In der Bequemlichkeit, Eleganz und Solidität der inneren Einrichtung ſeiner Wohnung übertrifft der Engländer alle anderen Nationen; das Wort „Komfort" hat nur der Engländer, weil er die Sache hat. So unanſehnlich in der Regel ſelbſt die Wohnungen reicher Leute von außen erſcheinen, ſo reich, glänzend, ja prachtvoll iſt die innere Ausſtattung. Was der Bequemlichkeit und dem Behagen dient, iſt mit verſchwenderiſcher Hand ange-

Digitized by Google

bracht, und dieſe Sorgfalt erſtreckt ſich auf die geringfügigſten Gegenſtände des Hausbedarfs, die man ſonſt keiner Beachtung für werth hält. Im engliſchen Hauſe fehlt es nicht an Teppichen, an glänzender Beleuchtung, trefflicher Küche, reich beſetztem Keller, maſſivem Silbergeſchirr; am vollkommenſten aber iſt das Schlafkabinet ausgeſtattet, das jedem Bedürfniß mit der größten Liberalität entgegenkommt. An ſchön gebundenen Büchern und ſehr oft an werthvollen Kunſtgegenſtänden iſt kein Mangel. Was Wunder, daß der Brite gern zu Hauſe iſt, ſeine Häuslichkeit über Alles werth und in Ehren hält! Es hat dies den unſchätzbaren Gewinn, daß aus dieſem ſoliden Grunde ein ächtes Familienleben erwächſt, das am häuslichen Herde zur vollkommenen Reife gelangt. Giebt es natürlich auch viele Ausnahmen, ſo wird man doch weit in den meiſten Fällen ſagen müſſen, daß er ein ächter und ganzer Familienmenſch iſt. Eine Sommerreiſe, ein Ausflug nach dem Feſtlande abgerechnet, weilt er faſt beſtändig im Schooße ſeiner Familie und nimmt an öffentlichen Vergnügungen ohne Vergleich weniger Theil als der Franzoſe. Treue, liebevolle Anhänglichkeit unter den Familiengliedern trifft man dort allenthalben, und was noch mehr wiegt, ſehr oft auch jene ſittliche Achtung, welche die Eltern den Kindern erweiſen. Dadurch mag es erklärlich werden, warum man in England ſo viel ganze Männer und ganze Frauen findet. Man ſieht wohl auf Reiſen Väter ihren noch nicht ganz erwachſenen Töchtern mit einer Aufmerkſamkeit und Zärtlichkeit begegnen, die man bei uns blos von Verlobten erwartet. Um ſo weniger läuft die elterliche Liebe Gefahr, in blinde Affenliebe auszuarten; ſie trägt durchaus einen würdigen Charakter und flößt den Kindern ſchon von früheſter Jugend an jenes Gefühl von Selbſtſtändigkeit und Selbſtachtung ein, das feſt in's Leben hinaustritt. Im Hauſe wie in der Schule iſt die Erziehung die Hauptſache — denn dieſe bezweckt die Bildung des Charakters — der Unterricht mehr nur Nebenſache, und wenn daher die engliſchen Unterrichtsanſtalten in Betreff der Kenntniſſe mit den deutſchen von fern nicht den Vergleich aushalten können, ſo ſind ſie den unſrigen in den erziehlichen Leiſtungen überlegen.

Die „Feuerſeite" des engliſchen Familienzimmers, wie ſie den Sinn für Häuslichkeit weckt und pflegt, ſo iſt ſie auch ganz beſonders geeignet, durch das geſellige Mittel des Geſprächs die jüngeren Familienglieder zu erziehen und zu bilden. Die engliſche Geſelligkeit iſt ihrem Grundweſen nach eine häusliche, weshalb der Engländer ſo oft im Geſpräch jene liebenswürdige Offenheit und Geradheit entfaltet, die er im Kreiſe der Seinigen ſich angeeignet. Hier iſt der Ort, der gegen die Engländer ſo oft erhobenen Beſchuldigung eines ungeſelligen, gegen Fremde unfreundlichen, wenn nicht gar unhöflichen Weſens tiefer auf den Grund zu ſehen. Wer einen ſo überaus großen Werth auf das Familenleben legt, wie der Brite, dem kann es nicht gleichgültig ſein, die Umzäunung feierlichen Familienglücks gewaltſam durchbrochen, die makelloſe Feuerſeite verunreinigt zu ſehen. Es iſt ganz gewiß, daß in England Empfehlungsbriefe ſehr oft den erwarteten

Digitized by Google

Erfolg nicht haben, daß der Engländer ungaſtfreundlich erſcheint, indem er die Schwelle zu ſeinen Penaten nicht durch den Erſten Beſten überſchreiten läßt, ſelbſt wenn es dieſer ſeinem inneren Werthe nach vollkommen verdienen ſollte. „Die erſte Frage," äußert Venedey (Irland 1844), „die der Engländer einem Fremden, der ihm empfohlen wird, ſtellt, iſt: Was kann ich für Sie thun? Wer ein Herz im Leibe hat, für den iſt dieſe Frage überflüſſig. Ich brachte funfzig oder ſechzig Empfehlungsſchreiben nach London, und ich machte zwei oder drei Bekanntſchaften durch ſie. In Irland dagegen habe ich nirgends angeklopft, wo man mir nicht aufgemacht hätte."

Dies mag ſein, aber es beweiſt nur ſo viel, daß der Engländer jene Gutmüthigkeit nicht kennt, die in einem Empfehlungsſchreiben ſchon den Schlüſſel erblickt, der das Heiligthum des Familienkreiſes aufſchließt. Der Engländer empfängt nur den, von dem er die feſte Ueberzeugung hat, daß er daſſelbe Vertrauen in ihn ſetzen kann, wie in ein Mitglied der Familie oder in einen langjährigen Hausfreund. Der einmal Zugelaſſene genießt dann aber auch alles Recht der intimſten Freundſchaft, und man begreift, daß ein ſolches Vertrauen nicht um den Preis eines gewöhnlichen Empfehlungsbriefes erkauft wird. Engliſche Sitte ſchreibt vor, gegen Unbekannte ein gemeſſenes Betragen zu beobachten, und auf dieſelben ohne vorausgegangene Einführung wenig oder gar keine Rückſicht zu nehmen. Iſt aber ein Fremder von guter Hand empfohlen, und weiß er ſich als Mann von Bildung und Erziehung zu betragen, ſo darf er darauf rechnen, als Freund des Hauſes angeſehen und mit einer Zuvorkommenheit, Urbanität und Herzlichkeit behandelt zu werden, die ihn ſogleich heimiſch und behaglich machen müſſen.

Nur darum herrſcht in England zwiſchen den Unverheiratheten beiderlei Geſchlechts eine Freiheit und Natürlichkeit des Verkehrs, wie wohl nirgend ſonſt: die Eltern rechnen mit der verdachtloſeſten Zuverſicht auf die vollkommenſte Ehrenhaftigkeit der Eingeführten, verſehen ſich von ihrer Seite der Beobachtung eines rückſichtsvollſten Betragens und erwarten, daß ſie auch nicht um eines Haares Breite die Grenzen der Schicklichkeit und des Zartſinns überſchreiten. Es liegt auf flacher Hand, daß ein derartiges Verhältniß zwar nicht der gelehrten Schulbildung, wohl aber der Charakterbildung des britiſchen Frauenzimmers ungemein zu Statten kommt. Die Britin beſitzt, außer einem feinen Gefühl für das Schickliche und einem geübten Sinn für die praktiſchen Verhältniſſe des Lebens, einen tiefliegenden romantiſchen Zug des Charakters, der wohl bisweilen zu Uebereilungen und Fehltritten verleitet, viel häufiger aber zur Quelle der edelmüthigſten Handlungen und der hingebendſten Aufopferung wird.

Eine Erziehung, die es ſich zur weſentlichſten Aufgabe ſtellt, in dem Kinde das Gefühl eigener Würde und Liebe zur Unabhängigkeit möglichſt ſtark zu entwickeln und ſelbſtſtändige Menſchen zu bilden, muß auch der Liebe und Ehe ihre ganze ſittliche Würde und Freiheit laſſen, daher die Eltern ſo rückſichtsvoll und zart bei den Heirathen ihrer Kinder ſich zeigen,

Digitized by Google

individueller Neigung einen ſo großen Spielraum geſtatten, und in die perſönlichſte aller Angelegenheiten ſo wenig als möglich ſich einmiſchen. Das engliſche Mädchen folgt ihrer Neigung auf eigene Verantwortlichkeit, und trifft den Mann ihrer Wahl ein harter Schlag des Schickſals, ſo erprobt ſich die wahre Liebe, die Stärke des Charakters, die uneigennützige Geſinnung, die Hingebung und Aufopferungsfähigkeit der Gattin im glänzendſten Lichte.

In einem ſolchen häuslichen Kreiſe muß auch der Fremde ſich wohl fühlen. Wo immer nur ein Dienſt, eine Gefälligkeit zu erweiſen iſt, hält der Engländer ſich nicht blos bereit, ſondern für verpflichtet dazu; die koſtbarſte Zeit iſt ihm nicht zu theuer, um etwas zur Belehrung und Erheiterung beizutragen, und dieſer Eifer, anſtatt mit der Zeit zu erkalten, erhält ſich ungeſchwächt. Bekanntſchaften, die man in England gemacht, dauern ſelbſt in der Ferne Jahrzehnte lang mit der alten Innigkeit fort.

Indem der Engländer ſich abſchließt, gewinnt er die Mittel, in ſeinen Kreiſen mit ungeſchwächter Kraft zu wirken. Wie der engliſche Boden, ſo iſt das engliſche Leben, zumal die engliſche Geſellſchaft, von allen Seiten eingehegt. Dieſe Umzäunung (fencing) erſtreckt ſich ſelbſt auf die Wirthshäuſer, weil der Brite ſeine Häuslichkeit ſo über Alles hochachtet, daß er wenigſtens ein Abbild derſelben auch außerhalb ſeiner eigenen vier Wände haben will. Ein Wirthstiſch, an dem ſich ohne Unterſchied zu geſelligem Verkehr Leute verſammeln, die in ihrem Leben ſich nie zuvor geſehen haben, iſt dem Engländer ein Greuel, wenigſtens ein Unbegreifliches. Gemeinſchaft des Unbekannten verſteht er nicht, und ſelbſt wenn er betet, beanſprucht er für ſich und die Seinigen einen beſonderen Kirchenſtuhl — eine Art kirchlichen Komforts.

In den Klubs wird die Häuslichkeit faſt vollſtändig erſetzt. Früher waren dieſelben nur der Sammelplatz für Spieler, Politiker und Bonvivants; neuerdings haben ſie einen höheren, zum Theil politiſchen, zum Theil wiſſenſchaftlichen Charakter angenommen. Die Londoner Klubhäuſer gehören zu den glänzendſten und beſteingerichteten Paläſten der Hauptſtadt, und ihre Zahl iſt fortwährend im Wachſen begriffen. In welchem Anſehen auch in England die Ehe ſtehen mag, und wie hoch häusliches Leben dort geſchätzt wird, ſo fehlt es doch nicht an Junggeſellen. Für Leute dieſer Art erſetzt der Klub den eigenen Herd, das „Home;“ und ein „single Gentleman“ kann mit einigen hundert Pfund jährlichen Einkommens als Mitglied eines Klubs ſich eben ſo viel perſönliche Genüſſe verſchaffen, als ein reicher Mann. Für ſeine ſechs Guineen jährlichen Beitrags kann er Jahr aus Jahr ein von Morgens früh bis in die ſpäte Nacht von eben ſo ſchönen Möbeln Gebrauch machen, eben ſo elegant ausgeſtattete Zimmer bewohnen, eben ſo weiche Teppiche betreten, an einem eben ſo komfortablen Kamin ſitzen, eine eben ſo ausgewählte Bibliothek benutzen, noch mehr Zeitungen bei ſeinem Frühſtück leſen, eben ſo zahlreiche und elegante Geſellſchaft ſehen, als der Lord, der eine Rente von 50,000

Digitized by Google

Pfund Sterling zu verzehren hat. Und legt unſer Klubiſt zu dieſen ſechs Guineen noch 200 bis 300 weitere Goldſtücke, ſo frühſtückt, dinirt und ſoupirt er alle Tage ſo vortrefflich, trinkt eben ſo guten Portwein und Klaret, wird eben ſo aufmerkſam und pünktlich bedient, als irgend ein Marquis oder Earl auf ſeinem Schloſſe. Es giebt in den Klubhäuſern ſogar Ankleidezimmer, in denen ſich alle Gegenſtände der Toilette bis zur Stecknadel in größter Vollkommenheit vorfinden. Zum Briefſchreiben kann das vortrefflichſte Büreau zu Hauſe ſich nicht beſſer eignen, als das Schreibepult im Klubhauſe. Das Reglement iſt dabei bis in's Kleinſte vorgezeichnet, und genau der Strich gezogen, den der Zigarrenraucher nicht überſchreiten darf. L. Bulwer verſichert, die Wirkung, welche die Vermehrung der Klubs hervorgebracht, ſei äußerſt wohlthätig; ſie habe dem Hang der Eingebornen zur Iſolirung entgegengearbeitet und einen freien Verkehr mit ausgezeichneten Fremden befördert.

In einem völlig abweichenden Sinne verſteht der Franzoſe das Familienleben und was damit zuſammenhängt.

Like blood, like goods and like ages
Make the happiest marriages *)

lautet ein engliſches Sprüchwort, ohne daß Mädchen und junge Männer ſich beſonders darnach richteten. Wie die Engländerin ihrer Neigung folgt, ohne auf das Geld zu ſehen, ſo geſchieht es wohl zum Theil durch den Einfluß der Klubs, daß namentlich Geſchäftsleute ſich erſt in ſpäteren Jahren verheirathen, wenn ſie ein Vermögen geſammelt haben und eine Familie anſtändig ernähren können; ſie nehmen dann oft junge, ganz unbemittelte Frauenzimmer. In Frankreich richtet ſich das Hauptaugenmerk darauf, eine gute Partie zu machen; hier iſt die Ehe mehr ein gewinnbringendes Geſchäft. Das tiefinnerliche ſittliche Moment fällt dabei mehr oder weniger weg, und inſofern der Natur der Sache nach bei den Eltern eine beſſere Geſchäftskenntniß und eine richtigere Abwägung der in Betracht kommenden Umſtände vorausgeſetzt wird, liegt die Schließung der Ehe den Eltern ob. Die blos konventionellen Rückſichten überwiegen ſo ſehr, daß die kontrahirenden Theile es oft gar nicht für nothwendig halten, diejenigen, deren Lebensglück dabei auf dem Spiele ſteht, um ihre Zuſtimmung zu befragen. Ehen aus Neigung werden nur ausnahmsweiſe geſchloſſen, und die Meiſten fügen ſich geduldig in dieſen Zwang, weil ſie von nichts Anderem wiſſen und rings um ſich denſelben Gang der Dinge wahrnehmen. So gleicht die Gewohnheit zwar manches Mißverhältniß aus, hat aber in ihrem Gefolge den großen Uebelſtand, daß, wo die jugendliche Leidenſchaft ihren eigenen Weg geht, aus Uebereilung insgeheim die abgeſchmackteſten Ehebündniſſe geſchloſſen werden. Um derartigen Emanzipationsgelüſten zuvorzukommen, zeigen die franzöſiſchen Mütter gegen ihre Söhne in andern Punkten eine Nachſicht, die uns ſkandalös erſcheint, während die Mädchen

*) Gleiches Blut, gleiches Gut und Alter machen die glücklichſte Ehe.

Digitized by Google

in klöſterlicher Abgeſchiedenheit gehalten werden und die mütterlichen Vormünder keine ernſtlichere Sorge kennen, als ihre Töchter möglichſt bald unter die Haube zu bringen.

12. Die Engländer als Handelsvolk.*)

Auf der Höhe des Welthandels und der Seemacht, der Induſtrie und des Nationalreichthums ſteht jetzt England. Das ungeheure Uebergewicht, welches dies eine Volk auf allen dieſen Gebieten ausübt, läßt ſich mit Einem Ueberblicke kaum umfaſſen; es wird erſt recht einleuchtend, wenn man ſich die Thätigkeit und Herrſchaft des engliſchen Volks in der Nähe anſieht. England beherrſcht, blos das nordamerikaniſche Gebiet ausgenommen, in der That faſt alle Meere, Seehäfen und Küſten; ſeine Segel ſind nicht allein in jedem Großhafen am zahlreichſten, ſondern es hält auch rings um die Erde wohlgelegene Punkte beſetzt, um Schifffahrt und Handel der andern Völker zu bewachen und nach Umſtänden hemmen zu können. Englands Kriegsmacht zur See brauchte nicht zu erſchrecken, wenn alle andern Völker die ihrigen dagegen vereinten.**) Seine Kolonialherrſchaft erſtreckt ſich über halbe Welttheile, und die Schätze, welche ihm von dorther zufließen, ſind unberechenbar. Endlich beſitzt England, blos die eigentlichen künſtleriſchen Gewerbe ausgenommen, jeden andern Induſtriezweig, und in jedem produzirt es rieſenhaft.

Gleichwohl iſt dieſe Uebermacht nicht viel über ein Jahrhundert alt; ſie iſt freilich ſo groß und allerwärts ſichtbar, daß man längſt vergeſſen hat, wie armſelig es um das engliſche Gewerbs- und Handelsweſen noch vor 200 Jahren beſtellt war. So raſch können Handel und Induſtrie eines Volkes in die Höhe ſteigen; ſie bedürfen ihrer natürlichen Beweglichkeit und Schwungkraft wegen nicht ſo langer Pflege und Zeitigung, als Ackerbau und Kriegstüchtigkeit, als Künſte und Wiſſenſchaften. Die Handelsgeſchichte zeigt mehrere überraſchende Beiſpiele, wie das Genie eines einzigen Mannes, wie Pombal, Colbert, Friedrich der Gr., Joſeph II., den induſtriellen Flor eines Landes hervorrief.

Die Engländer haben ihre jetzige Größe allerdings erworben erſtens durch die germaniſche Tüchtigkeit ihres Nationalcharakters, durch die religiöſe und politiſche Feſtigkeit im Hausſtand und im Staatsweſen, durch die Energie und Klugheit, mit der ſie unverdroſſen und durch nichts wan-

*) Franz Löher (vgl. Ausland 1855, S. 660).

**) Wenn Frankreich mit Nordamerika ſich wider England verbündete, wäre Grund genug zum Erſchrecken vorhanden; da bei der ausgebildeten Technik der Dampfſchifffahrt nicht allein mehr die Seetüchtigkeit der Matroſen, ſondern recht eigentlich die Zahl der Schiffe und ihrer Kanonen entſcheidet, wird es für England immer ſchwieriger, ſein Supremat zu behaupten. Anm. des Herausg.

Digitized by Google

kend gemacht auf ihr Ziel hinarbeiteten, durch das praktiſche Talent, womit ſie Verbeſſerungen in der Mechanik ausſannen und belohnten, und ſelbſt da, wo ſie über Staat und Weltall philoſophirten, immer die handhafte Wirklichkeit vor Augen hatten, endlich durch ihren Nationalgeiſt und Nationalſtolz, wodurch jeder Engländer angefeuert wurde, in des Landes Vortheil ſeinen eigenen zu ſuchen.

Allerdings kam zweitens die Gunſt äußerer Umſtände hinzu und die inſulare Lage. Die Revolution erſchütterte das Volk bis zu ſeinem Grunde, aber es ging aus dieſen Kämpfen erfriſcht und gereinigt hervor; jetzt begann der nationale Aufſchwung, denn alle Kräfte im Volke waren angeregt, und die Staatseinrichtungen gaben jedem Bürger Geltung und freien Raum zur Thätigkeit. England hatte ſeine Revolution längſt abgemacht, als ſie die übrigen Völker des Kontinents zu erſchüttern anfing und in endloſe Kämpfe und Kriege ſtürzte. Das engliſche Volk konnte aber von ſeiner ſichern Inſel aus den Stürmen auf dem Kontinent ſicher zuſehen, kein feindliches Heer, kein Krieg im Innern unterbrach mit ſeinen Verwüſtungen den ſtetig wachſenden Fortſchritt in Landwirthſchaft, Handel und Gewerben; jede Regierung ſetzte dem Erwerb der früheren etwas zu. England nahm an den Kontinentalkriegen Theil, aber nur zu ſeinem Nutzen, denn während dort die Landheere ſich bekämpften, eroberte es mit ſeinen Flotten die Kolonien der andern Völker und zerſtörte eine Seemacht nach der andern. Selbſt die Subſidiengelder, die es zahlte, floſſen für Waaren und Waffen in ſein Land zurück und belebten deſſen Induſtrie.

Die innere Einheit und praktiſche Klugheit des engliſchen Volks machten drittens eine konſequente nationale Handelspolitik möglich. Hof und Adel, Städter und Bauern arbeiteten gleichmäßig im kaufmänniſchen Geiſte, ſich und dem Lande Reichthümer zu gewinnen durch Verbeſſerung der Landwirthſchaft, der Schafzucht, des Bergbaues, der Gewerbe, der Straßen, Kanäle und Häfen, und durch Eroberung und Nutzbarmachung von Kolonialländern. Jene einheitliche Politik befolgte konſequent den oft bewährten Grundſatz, nur Rohprodukte einzuführen und Manufakturen auszuführen. Jeder einzelne Gewerbszweig wurde von Regierung und Volk gepflegt, und während die einheimiſche Induſtrie ſo ſehr geſchützt wurde, daß ſelbſt Manufakturen aus den oſtindiſchen Beſitzungen der Eingang verboten und ihnen damit nur der fremde Markt angewieſen wurde, ſchloſſen ſtrenge Geſetze die ausländiſche Mit-Bewerbung von der Rhederei und Fiſcherei aus. Statt deſſen trug man Sorge, fort und fort die Einwanderung von Kapitaliſten und Kaufleuten, Schiffsbauern, Tuch- und Metallfabrikanten und Gewerbverſtändigen aller Art aus Deutſchland, Holland, Flandern und Frankreich anzuziehen. Während endlich andere Regierungen durch gewagte Geldoperationen ihren Ländern und Kaſſen einen Zufluß von Schätzen verſchaffen wollten, machten die Engländer das ganze Geld in ihrem eigenen Lande zum Beſten deſſelben thätig und zinsbar vermittelſt ihres Anleiheſyſtems.

Digitized by Google

Viertens griff aber dieſe nationale Handels- und Gewerbspolitik zugleich feindlich die Induſtrie jedes andern Volkes an, und zwar mit eben ſo viel Härte als Schlauheit. Die Engländer kennen dies Feld durch lange Uebung ſchon ſo genau, daß ſie nach Syſtem und Methode verfahren. Seekrieg und Kaperei, Ueberfall und Wegführung fremder Flotten unter allerlei Vorwänden, Schmuggelhandel im großen Maßſtabe organiſirt, Beläſtigung der Schifffahrt der Neutralen ſind offene Mittel, welche die Engländer oft genug zur rechten Zeit angewandt haben, um die See- und Handelsmacht anderer Völker zu zerſtören. Schlimmer ſind ihre geheimen Mittel, um die Manufakturkraft eines Landes zu lähmen und deſſen Kapital in die Hände zu bekommen. Dahin gehören Unterſtützung eines ihnen günſtigen Handelsſyſtems in fremden Ländern, Wirkſamkeit dort in der Preſſe durch bezahlte Federn, Kapitalanlagen am rechten Orte, Begünſtigung jeder Art von Druck, welche ein Land auf des andern Handel und Gewerbe ausübt, endlich Handelsverträge. Jeder engliſche Handelsvertrag lief am letzten Ende zum Ruin des davon betroffenen Landes aus, ſo vortheilhaft er auch anfangs ſich darſtellte. Es war immer ein Vertrag des großen ſchlauen Herrn mit dem kleinen, um dieſen auszubeuten. Selbſt bei anſcheinend höchſt humanen Maßregeln haben die Engländer ihre Hintergedanken. Ihre Miſſionäre und Schulen unter heidniſchen Völkern machen Bahn für den engliſchen Handel, die Verbreitung von Kultur gewöhnt dort an engliſche Waaren, die im Lande einheimiſche Manufaktur wird aber nach und nach zu Gunſten der engliſchen untergraben, und Gold und Schätze fließen nach England ab, ohne wiederzukehren. So verarmt das reiche Oſtindien unter den Händen ſeiner engliſchen Beherrſcher. Die engliſche Unterdrückung des Sklavenhandels erſchwert den Anbau der Pflanzungen in Amerika, und die Abſchaffung der Sklaverei im engliſchen Weſtindien iſt ein gefährliches Beiſpiel, welches der ſchwarzen und farbigen Bevölkerung in andern amerikaniſchen Ländern vor Augen geſtellt iſt. England läßt ſein Weſtindien dem Verfall entgegengehen, um in Oſtindien deſto beſſere Ernten für den allgemeinen Markt zu bekommen.

Das ſind Mittel, wie ſie jedes Handelsvolk bei Gelegenheit mehr oder weniger anwendet, denn der Handel iſt ein ſtiller Krieg gegen Andere. Kein Volk aber hat jene Mittel ſo planmäßig und in ſo großem Maßſtabe gebraucht, als das engliſche. Es iſt daher wohl erklärlich, daß nächſt dem Ruſſen keines bei andern Völkern ſo verhaßt iſt, als das engliſche. Es miſcht ſich in dieſen Völkerhaß*) nicht blos der Neid, daß England ſo groß und gewaltig daſteht, nicht blos das Gefühl, durch engliſche Ueber-

*) Ein Mittel wendet der Engländer übrigens ſehr geſchickt an, um ſich als Förderer der freien Verfaſſungen bei den Nationen des Kontinents beliebt zu machen, obwohl es ihm nicht um die Freiheit Anderer, ſondern nur um die eigene zu thun iſt: er unterſtützt die liberalen Parteien, ſelbſt die revolutionären — weil es in ſeinen Kram paßt. Zu gleicher Zeit vermag er aber auch — aus demſelben Grunde — dem Despotismus die Hand zu bieten. Anm. des Herausg.

Digitized by Google

legenheit auf allen Punkten gehemmt zu ſein, ſondern auch die Furcht vor der ränkevollen, unerbittlichen Zerſtörungskraft, mit welcher England auf Handel und Gewerbe der andern Völker einwirkt. Auch der Stolz der Engländer hat ſeinen Antheil daran, jenen Haß zu ſchüren, denn in ſeines Herzens Grunde hält der Engländer jedes andere Volk für niedriger geartet als das ſeine; er bringt unter alle Zonen ſeine heimiſchen Sitten und Gebräuche mit und verhält ſich kalt und abwehrend gegen das Fremde. Nur wo er herrſcht, läßt er ſich auf die Dauer nieder; in fremden Staaten und Kolonien findet ſich blos der Schotte zahlreicher ein. Der Engländer weiß wohl, daß er nicht geliebt iſt, läßt es ſich aber wenig anfechten. Geſtützt auf die Macht ſeines Volks, ſeine innere Tüchtigkeit und langjährige Erfahrung, tritt er überall als der Kaufmann in großem Zuſchnitt auf. Es finden ſich in London, Liverpool und Mancheſter auch mehrere Deutſche unter den erſten Großhändlern, Bankiers und Fabrikanten, aber ſie haben eben von jenem engliſchen Geiſt angenommen. Der engliſche Kaufmann arbeitet im großen Styl, ſein Blick fliegt über die ganze Welt, in ſeiner Geſchäftsſtube berechnet er den geſammten Staatshaushalt fremder Länder, und betrachtet dort die Unternehmungen von Volk und Regierung nur wie Plane eines Handlungshauſes. Eigene Unternehmungen beginnt er nur auf ſolider Grundlage, nichts iſt ihm fremder als windige Spekulationen. Im Verfolg ſeines Geſchäfts geht er kühl, aber nachdrucksvoll auf ſein Ziel los, nicht rechts, nicht links ſehend, mit einer gewiſſen Herbe und Trockenheit des Gemüths, aber mit voller Verſtandeskraft, die ſich weder um ſchöne Gegenden noch um Erwerb von allerlei angenehmen Kenntniſſen kümmert, wenn ſie nicht zu ſeinem Zweck dienen. Der engliſche Kaufmann hat in der Regel weniger allgemeine Bildung als der deutſche, aber jener beſitzt mehr Kenntniſſe in der Mechanik, Phyſik und Chemie. Er iſt nicht mittheilſam, ſondern abgeſchloſſen für ſich, und eher ſchweren und beklommenen Geiſtes, als leichten und erfinderiſchen. Ehe er einen Entſchluß faſſen kann, muß er auf ſtiller Geſchäftsſtube die Sache für ſich durchdenken und berechnen. Wenn er keinen feſten Anhalt im Geſchäft hat, iſt er ein unglücklicher Menſch, weil ihm die inneren Springquellen verſiegen. Sobald er jedoch irgendwie Fuß gefaßt, harrt er geduldig aus und arbeitet mit einer ſtillen Hartnäckigkeit. Man würde den Engländer zu hoch ſtellen, wenn man ihm eine beſondere Genialität in Geſchäften zuſchriebe; dagegen hat er ſo viele männliche Eigenſchaften der Klugheit, Energie und Ausdauer, daß dieſe ihm das Scepter des Welthandels verſchafft haben.

Digitized by Google

Siebenter Abschnitt.

1. Frankreich. — 2. Weibliche Erziehung in Frankreich. — 3. Bilder aus Paris. Zur Physiognomie der Pariser Straßen. Umwandlungen. Ein Abend im Palais Royal. Volksbelustigungen in den elysäischen Feldern. Pariser Arbeiter (ouvriers). Die Frau des Arbeiters. Paris und die Blague. — 4. Charakter und Organismus des Stadtlebens überhaupt. — 5. Marseille (Charakterbild einer Handelsstadt). Die Bastiden. Das Leben in Marseille. — 6. Griechisches Leben in Südfrankreich. — 7. Das Thal der Rhone. — 8. Blicke auf und von Lyon.

1. Frankreich. *)

Frankreich bildet durch seine eigenthümliche geographische Lage zwar keine so vollkommen und glücklich gestaltete Halbinsel als Spanien, aber doch eine Halbinsel im eigentlichen Sinne des Wortes, indem seine gute Hälfte vom Meer umspült ist. Wenn man aber die Hochgebirge mitrechnet, welche gewöhnlich als Naturgrenzen auch die Sprachscheidungen der Völker machen, so ist Frankreich eine sehr vollkommene Halbinsel; denn vom Genfersee bis Nizza, welche Inselung oder Scheidung von Italien gegen Osten durch die höchsten Alpen! und wieder von Perpignan bis Bayonne durch die Pyrenäen von Spanien im Süden! Nur der Osten bleibt zugänglicher und bildet keine so hohe Grenzscheide; dort sind der Jura, die Vogesen, die Ardennen mit mäßigen Erhebungen; die höchsten Höhen nur 4000—5000 Fuß hoch über dem Meere, an der Somme fortlaufend nur geringere Erhebungen, endlich in einem kurzen Strich dem Meere näher nur Ebenen und Sümpfe. Dies ist die Halbinsel Frankreich, ein großes, schönes Land, reich an mannigfaltigen Gütern, 10,000 Quadratmeilen groß, mit 37¼ Millionen Menschen. Dieses große Land zerfällt, außer wo die Hochgebirge im Nordosten ein kaltes, fast nordisches Klima machen, seiner natürlichen Beschaffenheit nach in zwei Theile. Das Land nördlich der Loire und Lyons und nördlich der Berge von Auvergne gehört schon dem Norden; es gehört schon sehr dem Klima von einem Theile Deutschlands und Englands; das Land südlich der Loire und Klermonts und Lyons

*) Nach E. M. Arndt's „Versuch in vergleichender Völkergeschichte."

Digitized by Google

bis an das Mittelmeer und die Pyrenäen ſpielt etwas zum Süden hin, und doch iſt es noch nicht ganz Südland, wie der größte Theil Italiens und Spaniens. Frankreich macht alſo ganz eigentlich die Mitte zwiſchen dem Norden und Süden Europa's, es macht gleichſam einen Uebergang. Frankreich hat auch zwei verſchiedene Seelen in ſich, eine nördliche und eine ſüdliche Seele, die ſich bis auf den heutigen Tag in mancherlei Hader und Zwietracht bekämpfen und das unruhige, wankelmüthige, wechſelvolle, wunderliche Treiben bilden, welches wir das franzöſiſche Leben und Weſen nennen, und welches wie ein ſiedender Topf nach unſerer deutſchen Seite hin, wo der Rand am niedrigſten und hin und wieder abgebrochen iſt, immer überſchäumen und es mit ſeinem ſiedenden Brodem überſprühen und verſengen will.

Dieſes im Ganzen fruchtbare und ſchöne Land mit zwei großen Meeren, dem Atlantiſchen und Mittelländiſchen, und dem unruhigen, ſturm- und kriegvollen Kanal, und mit vortrefflichen Häfen an ſeinen Küſten, hat freilich nicht die hochgeſtaltige und vielgeſtaltige Mannigfaltigkeit Deutſchlands, Italiens und Spaniens, aber es iſt reich an Wein, Getreide, Obſtbau, Viehzucht und zieht im Süden ſchon den Oelbaum und einzelne Südfrüchte und den Maulbeerbaum mit dem Seidenwurme, iſt auch durch Handel, Schifffahrt, Gewerbfleiß und Kolonien ein geſegnetes und mächtiges Reich.

Werfen wir einige Blicke auf den Charakter des Volkes. Am auffallendſten und merkwürdigſten in dem franzöſiſchen Nationalcharakter iſt das Gepräge, das ihm die Hauptſtadt des Landes aufgedrückt hat und fortwährend aufdrückt. Ganz Frankreich würde ein anderes Frankreich ſein, wenn für Paris irgend eine Stadt an der Rhone, Loire oder unmittelbar am Ozean ſeine Hauptſtadt geworden wäre. Mit Paris ſind alle Franzoſen zu ſehr in das galliſche Element eingetaucht und untergetaucht worden. Dieſes Element mußte auf die Eingewanderten auf jeden Fall den größten Einfluß haben, aber ſicher würde dieſer Einfluß nicht ſo groß geweſen ſein, wenn die große Hauptſtadt nicht recht in dem galliſchen Kern gelegen hätte. Es läßt ſich ziemlich klar und genau nachweiſen, wie die nachbarliche normänniſche Windigkeit und Abenteuerlichkeit und die galliſche Leichtfertigkeit und Luſtigkeit zuſammen dem Ganzen die Geſtalt gegeben haben, die es jetzt hat. Von Paris aus, welches im Mittelalter ein allgemeiner Herd war, an welchem ſchon damals Kunſt und Wiſſenſchaft ſich wärmte, iſt alles Uebrige des Reichs mehr oder weniger gemacht worden. Paris iſt Frankreichs Hauptſtadt wie keine andere Hauptſtadt irgend eines europäiſchen Landes, und weil ſie durch das Glück, daß ihre Sprache eine Weltſprache geworden, daß Alles, was Feinheit, Schönheit, Anmuth und Bildung im Sinne der jüngſten Vergangenheit ſuchte, daß wenigſtens alles Freiherrliche und Fürſtliche einige Jahre nach Paris gehen mußte, um ſich dort den Firniß ſeiner Sitten überſtreichen zu laſſen, die ſtolze Einbildung gefaßt hatte, ſie ſei wirklich die Hauptſtadt aller Bildung und Wiſſenſchaft;

Digitized by Google

ſo hat dieſe Einbildung das ganze franzöſiſche Volk wie ein wahrer Zauber ergriffen und hält es immer noch feſt, ſelbſt nachdem die Fremden großentheils von dem frühern Wahne erlöſt ſind. Paris iſt darum auch ein Mittelpunkt franzöſiſcher Eitelkeit*), welche allerdings berechtigt iſt, ſich auf ihr Volk etwas einzubilden, aber leider dieſe Einbildung nicht immer auf die edleren Eigenſchaften legt. Denn auch die Herrſchaft der franzöſiſchen Sprache iſt nicht blos etwas Zufälliges, etwa allein durch das Uebergewicht geworden, welches die Franzoſen ſeit der Mitte des 17. Jahrhunderts über die andern europäiſchen Völker bekamen: ſondern die Leichtigkeit, Lebendigkeit, Witzigkeit des Volkes, ſeine Klarheit und Feinheit, ſein leicht greifender Verſtand der äußeren Dinge, und das Talent, alles Geſchaute, Empfundene, Gedachte leicht und bequem in klarer, netter Sprache auszudrücken, die gleich glatten Kieſeln, durch unaufhörlichen Gebrauch geſchliffen, leicht über die Zunge hinweggleitet und fortlispelt, der im Ganzen leichte, ſtreng geſetzmäßig geordnete Bau machen ſie wirklich zu einer Weltſprache ſehr geeignet.

Merkwürdig, die Franzoſen ſind ihrem Weſen nach auf den Verſtand angewieſen, ſind durchaus ein feines, klares, verſtändiges Volk — aber ſo mächtig iſt bei ihnen die Eitelkeit, daß dieſe ſie alle Augenblicke von dem geraden, hellen Wege des Verſtandes abbringt. Denn blind wird, wer in den Spiegel der Eitelkeit ſchaut, und ſie halten ſich dieſen Spiegel immer ſelbſt vor und zürnen, wenn ein wahrhaftiger Mann ihnen denſelben wegnehmen will. Man vergleiche nur die Redner in den franzöſiſchen und engliſchen Kammern. Der Engländer haut den geraden Schwerthieb des Wortes und der Gründe, worauf ſein Wort ruht; er ſpricht friſch und gerade aus der Sache und Perſon heraus, um was es ſich eben handelt. Der Franzoſe muß bei den meiſten Sachen Quer- und Scheinhiebe

*) Unſer A. M. v. Thümmel (Reiſe in's mittägige Frankreich — ſämmtliche Werke 1. Theil) bemerkt treffend: „Die Eigenliebe dieſer glücklichen Nation iſt doch in der That nicht von gewöhnlichem Schlage. Sie belebt, bewegt und verbindet, gleich einer allgemeinen Eroberungsſucht, jedes einzelne Mitglied des Staats zu dem gemeinſchaftlichen Endzwecke, den Beifall und die Bewunderung aller Völker der Erde zu erbeuten. Sie ziehen öffentlich zu Felde und thun geheime Ausfälle darnach und halten ſich — wodurch ſie eigentlich unüberwindlich werden — niemals für geſchlagen. Wenn der Erſte, dem du auf der Straße begegneſt, auch noch ſo bettelarm iſt, daß er dir weder tabac des fermes aus einer verſchabten Doſe anbieten, oder dir unter einem zerriſſenen Kittel wenigſtens ein Paar Manſchetten zur Schau geben kann: ſo iſt doch zu wetten, ihr ſeid noch keine Viertelſtunde mit einander fortgeſchlendert, ſo glaubt er dir das Geſtändniß abgenöthigt zu haben, daß kein Volk ſo mächtig, ſo reich, ſo witzig, ſo artig, ſo erhaben ſei als das ſeinige; und ſollte ſein Antheil an dieſem Nationalvermögen auch noch ſo gering ſein, ſo iſt er doch gewiß mit ſeinem Looſe zufriedener, als du mit dem deinigen. Die guten Leute wiſſen jede Einwendung, die wir dagegen merken laſſen, ſo geſchwind zu entkräften — glauben, daß jedes menſchliche Auge ſo geformt ſei wie das ihrige, und können nicht begreifen, wie ein Fremder unter ihren bunten Kleidern Armuth, eine verdorbene Haut unter ihrer Schminke, und Elend und Verzweiflung in den Labyrinthen ihrer Hoffahrt entdecken könne."

Digitized by Google

thun, darf, damit er die zierlichen Nichtigkeiten der geſelligen Gewohnheiten des Volkes nicht verletze, damit er die Eitelkeit nicht verwunde, kaum in halbverblümter Rede ſprechen da, wo gerade die vollſte Wahrheit gefordert wird. Welch' ein Jammer, wenn ein wahrer, tapferer Biedermann, der den Schaden Iſraels wohl kennt, doch nimmer das Ding bei ſeinem wahren Namen nennen, daß er die Gebrechen und Untugenden ſeiner „großen Nation" nicht öffentlich ſchelten und bekennen darf. Wie will man aber, wo dieſe Duldung der Wahrheit in den Ohren und Herzen eines Volkes fehlt, wie will man zur Gerechtigkeit und Geſetzlichkeit gelangen, zu dem Zuſtande, welchen das unglückliche Volk, das ſich des freieſten menſchlichen Staates würdig glaubt, jeden Tag ſo lautſchreiend begehrt?

So ſteht es denn feſt: Leichtigkeit, Lebendigkeit, Heftigkeit, aber auch die galliſche Unſtetigkeit und Unruhe, der galliſche Wankelmuth und Wechſel, ein leichtes Faſſen und Ergreifen, aber auch ein leichtes Loslaſſen. Sie ſehen die einzelnen Dinge ſehr geſchwind, faſſen das Einzelne, das Mannigfaltige auch leicht in ein bequemes Bündel zuſammen, fertig für den Gebrauch des Augenblicks; darum nennt man ſie auch die „praktiſche Nation," was ſie auch ſind, wenn man die leichte und bequeme Behandlung der gewöhnlichen Dinge des Alltagslebens meint. Aber beharrlichen Sinnes zu den Grundanfängen der Dinge hinabzuſteigen, hier dauernde feſte Knoten zu binden und ein großes Ziel unverwandten Blickes feſtzuhalten: dazu fehlt es ihnen an der Tiefe des Geiſtes und Gemüthes.

Es iſt merkwürdig, daß der Franzoſe in dem Maße ſchlechter wird, als er ſich von Hauſe entfernt. Das Ding, was er bei ſich honneur und honnêteté nennt, worunter er aber etwas ganz Anderes verſteht, als was wir mit unſerm deutſchen „Ehre" und „Ehrbarkeit" bezeichnen, hält ihn daheim noch in leidlichen Schranken der Ordnung und Tüchtigkeit. Es iſt gleichſam, als bedürfe er immer der Augen von Vielen und auch der Reizung durch Viele, um zur Redlichkeit angehalten, zur würdigen Thätigkeit angeſpornt zu werden. Er iſt der geſelligſte der Menſchen, der Menſch, der durch das Gefühl der Maſſe und Menge gehalten und getragen wird; in kleinen Haufen verkümmert er, einzeln zerbröckelt er ſich in der Welt und verweht wie Sand. Geh' nach Petersburg und Stockholm oder London, ja geh' in die geſittete Welt hinaus, ſo weit ſie iſt, was ſiehſt du? Du ſiehſt die Deutſchen allenthalben neben und unter den Fremden als Herren, die Franzoſen als Diener. In Petersburg und Moskau leben an 40,000 oder 50,000 Deutſche, in Stockholm und London leben mehrere Tauſende derſelben; an denſelben Orten gehen auch Franzoſen zu Tauſenden umher. Aber der Deutſche iſt der große Kaufmann, der unabhängige, tüchtige Handwerker, der Arzt, der Künſtler, der Gelehrte, welcher mitherrſcht und mitentſcheidet; der Franzoſe aber ſpringt faſt durchaus nur in den kleinſten Dienſten und Geſchäften des Lebens, in den untergeordneten Stellungen der bürgerlichen Ordnung herum; Sprachmeiſter, Tanzmeiſter, Haarkräusler, Käſe-, Wurſt- und Salbenkrämer, kurz Umherträger und

Digitized by

Feilſcher für den Schein und Putz und die Zierlichkeit des Lebens — aber kein Menſch der einzelnen Kraft, der perſönlichen Selbſtſtändigkeit. Dies offenbart er ſogar in dem Artikel, worin er es am weiteſten gebracht zu haben meint, in dem Artikel des Kriegsmuthes. Wer wollte dieſen Muth dem ritterlichen, ungeſtümen Volke ſtreitig machen? Aber wieder bleibt es wahr, dieſer Menſch der Maſſen und der Menge, deſſen Zeichen mit Recht der Bienenkorb iſt, wohin Napoleon die Lilien oder Hellebardenſpitzen der franzöſiſchen Oriflamme ausgelegt hatte, dieſer Menſch kann ſich nur in Maſſen finden und empfinden, um in voller Kraft zu wirken und zu bedeuten, er muß ſelbſt ſein à la gloire! und à l'honneur! von tauſend Kehlen tönen und wiedertönen hören, damit es ihn mit dem gehörigen Feuer treibe und entflamme; er iſt kein Waghals im Einzelkampfe, er will geſehen werden, um ſich ſehen zu laſſen.

Der Deutſche, Spanier, Engländer tritt auf mit dem ſtillen, unbewußten „Ich bin;" der Franzoſe ſchaut um ſich und ſcheint Jedem zuzurufen: „Me voilà!" Er macht faſt immer den Feurigen, Leidenſchaftlichen, wie auf dem Theater für die Darſtellung. Man ſehe nur die verſchiedene Leidenſchaft und das verſchiedene Feuer bei den Jungen. Sei auf einer Gaſſe, einem Markte in Paris oder ſonſt einer welſchen Stadt — wie ſpringt, brauſt, lärmt, tobt da die Jugend gegen einander! Hände und Füße in fliegender Bewegung, die Zungen nicht minder; drohende Geberden, heftige Worte! Der Deutſche ſchaut zu und wartet auf den Kampf; aber ſie können wie die Hähne ſo eine Viertelſtunde lang auf einander loskrähen und ſpringen, und dabei bleibt es. Und der deutſche Junge? O wie bald geht es da in die Fäuſte und in die Haare. Ja, heftig ſind ſie, die Franzmänner. Sie heben ſich wie die Wellen im Topfe und ſprühen Schaum, um wieder zurückzuſinken; es iſt mehr Sauſen und Brauſen, Schäumen und Wogen, als ruhiger, ſtarker Wellenſchlag auf der Tiefe der Waſſer.

Was ihre geſellige Lebensbildung, die Kunſt des Umgangs betrifft, die allerdings zu den liebenswürdigſten Künſten gehört, ſo geſtehen wir ihnen da gern eine glückliche Leichtigkeit, eine gewiſſe Zierlichkeit, den Ton und Geſchmack des äußern Lebens zu, welche wir durch Erziehung und Nachäffung uns angewöhnt haben, als etwas Unerreichbares zu bewundern. Aber es iſt unendlich viel Leerheit und gemachte Steifheit und Nichtigkeit dabei. Der gebildete Menſch, der da redlich und tapfer iſt, aus welcherlei Volk er auch ſei, wird in den Sitten des Lebens das Einfache, Natürliche, Menſchliche, jeder in der Art und Weiſe ſeines Volkes, anmuthig und liebenswürdig darſtellen; und der gebildete Franzoſe hat da allerdings eine ihm beſonders eigene Leichtigkeit und Gewandtheit. Aber man glaube nicht, daß die angenehme Geſelligkeit in Frankreich etwas ſo ganz Gewöhnliches ſei. Weil der Franzoſe eine heftige und auflodernde, aber keine nachhaltige, tiefglühende Natur iſt, ſo wird er viel früher als der Deutſche trocken und mager, er verſteift ſich viel früher als dieſer. Es fehlt ihm der

Digitized by Google

Reichthum des Gemüthes. Trotz aller Lebendigkeit und Beweglichkeit des Volkes ist doch eine große Anlage zur langweiligsten Einerleiheit vorhanden, zu einem Chinesenthum, das bei dem ersten Anblicke bunt genug erscheint, aber endlich in seiner stereotyp ausgeprägten Form durch die fürchterlichste Einförmigkeit ermüdet und todt macht. Bei allem Drange nach Freiheit ist der Franzose ein Sklave der Form, der Mode, der Meinung, des Scheins.

---

2. Weibliche Erziehung in Frankreich.*)

Von Frankreich gingen seit 60 bis 70 Jahren die unglücklichsten, verkehrtesten Ideen und Grundsätze über weibliche Erziehung aus; in dem Lande selbst stand und steht es damit noch immer kläglich genug. Doch sind allmählig den Leuten die Augen aufgegangen, und sie erkennen den falschen Weg, auf dem sie wandeln.

Napoleon sagte 1806 zu Madame Campan: „Die alten Erziehungssysteme taugen nichts; unsere jungen Mädchen werden nicht gut erzogen, woran fehlt's ihnen in Frankreich?" — „An Müttern!" erwiderte Frau von Campan. Dieses sehr richtige Wort fiel dem Kaiser auf; in Einem Augenblicke erkannte er seine ganze Wahrheit, und sein Blick wurde lebhaft. „So recht, Madame," sagte er rasch, „da haben wir gleich ein ganzes Erziehungssystem. Sie müssen uns Mütter bilden, die ihre Kinder erziehen können." Unter Napoleon und Madame Campan gelang dies aber eben so wenig, als unter der Restauration und der jetzigen Zeit.

Noch immer haben die Mütter der höheren Stände nichts Eiligeres zu thun, als die neugeborenen Kinder aus dem Hause zu einer Amme zu thun; das Vergnügen und die Gesellschaft läßt ihnen nicht Zeit, sich selbst mit der Ernährung und Pflege des Säuglings zu befassen. Wächst das Mädchen heran, so kommt es in eine Pension; eben so der Sohn in ein Collège und die Erziehung wird fast ganz fremden Leuten überlassen. Selbst in dem Stande der Handwerker und der Arbeiter sucht sich die Frau ihres Säuglings zu entledigen, um in ihrem Geschäft und in ihrer Arbeit nicht gestört zu werden. Das innige, herzliche, gemüthliche Verhältniß zwischen den Eltern und den Kindern, wie es in Deutschland vorhanden, kennt man in Frankreich nicht, und darin stehen die Französinnen tief, tief unter den deutschen Frauen, daß ihnen die zärtliche, aufopfernde Liebe der letzteren zu den Kindern abgeht.

Die Lage der Frauen auf den Dörfern ist so traurig, daß man solche für ein gesittetes Land, wie Frankreich, unmöglich glaubt. Das große Unglück liegt in der Herabwürdigung der Frauen, welche Arbeiten

*) Nach Aimé Martin: „Sur l'éducation des mères de famille."

Digitized by Google

verrichten müssen, die nur den Männern zukommen. In ihrer ersten Jugend führen sie die Heerde und schneiden das Getreide. Wachsen sie heran, so werden sie schnell kokett, weshalb sie keinen Theil mehr nehmen an den rauheren Arbeiten des Landbaues; die Mütter, mit Rücksicht auf die Verheirathung der Töchter, begünstigen diese Zurückgezogenheit, damit die Schönheit erhalten bleibe. So wie aber die Mädchen verheirathet sind, ändert sich Alles in ihrem Leben, sie müssen das Haus verlassen und mit dem Manne an die Feldarbeit gehen. Da sieht man sie Tage lang mit weniger Unterbrechung, zur Erde gebückt, schwere Arbeit verrichten und schwere Lasten tragen. In manchen Gegenden werden sie sogar wie Ochsen und Pferde an den Pflug gespannt. Dadurch wird ihre Haut runzelig und springt auf, die Gesichter schwärzen sich und nehmen grobe, männliche Züge an, sie selbst werden früh alt und häßlich. Während aber die Frauen so die Männerarbeit theilen, vernachlässigen sie alle Verrichtungen im Innern des Hauses, ja sie kennen sie nicht einmal. Es giebt nichts Schmutzigeres und Ungesunderes als die Bauernhütten in Frankreich. Da leben auf dem feuchten Boden Hühner, Enten und Schweine zusammen; der Koth fließt über die Thüre in die Stube, und wenn ja Fenster da sind, so gehen sie auf den Mist. In dieses morastige Loch treten Mann und Frau des Abends ein, wenn sie ermüdet von der Arbeit kommen. Aber ehe die arme Frau noch daran denken kann, für die Kinder zu sorgen und das Abendessen zu bereiten, muß sie in den Stall, um dem Vieh Futter zu geben, auszumisten und neue Streu aufzuschütten. Indessen ruht der Mann auf einer schmalen Bank aus. Dieser Uebelstand wird in ganzen Provinzen angetroffen, in den reichsten wie in den ärmsten.

Vor Allem müssen Schulen errichtet werden, woran es in Frankreich sehr fehlt, damit aus ihnen ein besseres Frauengeschlecht hervorgehe. Es ist eine ausgemachte Erfahrung, daß sich das Ansehen eines Dorfes schnell ändert, daß Lumpen, Schmutz und Elend bald verschwinden, sobald die Mädchen und Frauen eine bessere Erziehung bekommen, und ihnen Zeit gelassen wird, für das Innere des Hauses Sorge zu tragen.

Es wird so lange schlecht um die weibliche Erziehung in Frankreich stehen, als die Religion nicht den ihr gebührenden Platz in allen häuslichen Lebensverhältnissen einnimmt.

---

3. Bilder aus Paris.

Zur Physiognomie der Pariser Straßen.*)

Das Eigenthümlichste und Merkwürdigste von Paris bleiben stets seine Straßen und ihr Treiben. Sie sind Eine große Weltausstellung, ein Theater und Gesellschaftssaal, so glänzend und bunt zumal dadurch, daß

*) Aus dem heutigen Paris. Von Emma Niendorf (Stuttgart 1854).

Digitized by Google

jedes Rez-de-chaussée eine Schauſtellung bietet, Laden an Laden, Scheiben bis zur Erde die langen Häuſerzeilen auf und nieder. Den Häuſern verleihen wieder die hochgegiebelten, möglichſt architektoniſchen Kamine, eine Stadt von kleinen Pyramiden auf den Dächern, eigenen Charakter. Es giebt einen Augenblick, wo man das Auge beſonders gern in ſolche Gaſſenperſpective ſenden mag: wenn ihre dunkeln Linien ſich hoch oben im noch etwas tagblauen Aether zeichnen, während unten ſchon im Kontraſte die Flammenguirlanden ſpielen vor einer hingebreiteten Märchenpracht Arabiens.

Zur Phyſiognomie der Straßen von Paris gehört, daß wenigſtens der dritte Laden unfehlbar der eines Friſeurs iſt, oder eines Dentiſten mit Zähnen, Gebiſſen, Kiefern aller Art, aufgezogen wie Juwelen; oder eines Korſetmachers. Lebensgroße Puppen mit Seidenmieder, Neſtel in der Hand, oder Wachsdamen mit Blumen und Federn in den Locken, in rothem Sammetgewande, ſich vor dem Beſchauer drehend und drehend, als tanzten ſie nach der an jener Ecke geleierten „Orgue de Barbarie.“ Ungerechnet den „Salon epilatoire“ mit den eingerahmten Bilderbogen, auf welchen „Mademoiselle Flore“ oder „Arabelle“ Haarſchmuck beſorgen. Ein anderes Wahrzeichen ſind die Schuhmagazine. Jeder Schuh ein Meiſterſtück. Ein ſolcher unbeſchreiblich leichter, graziöſer Schuh iſt eigentlich ſchon Paris, die ganze Pariſerin. Man ſieht ihren Fuß, ihren unnachahmlichen Gang. Noch mehr, dieſer Schuh giebt den Rhythmus der franzöſiſchen Beweglichkeit und iſt hiſtoriſche Studie. Auch der Frauenhut iſt für Paris charakteriſtiſch; jeder iſt ſo vollendet und doch ſo leicht, zum Davonfliegen. Das Schaufenſter einer Modiſtin gleicht einer Schmetterlingsſammlung. Doch wir dürfen den Handſchuh nicht vergeſſen, der ſich ſo verrätheriſch um die Finger ſchmiegt, denn meiſtens lieſt man: Gants sur mesure. Es verſteht ſich, daß man in den Kleidermagazinen Alles fertig trifft, bis zum Puppengewande herunter. Es iſt Alles Modejournal, jegliches ein Typus der Eleganz; deshalb wird auch das eigentliche Modeblatt nirgends bemerkt — man bedarf ſeiner nur in der Provinz und im Auslande.

Beſonders luſtig ſind die Läden voll Kinderſpielzeug. Dies iſt nach etwas weiterem Zuſchnitt als bei uns, nicht ſo kleinlich, liebevoll; aber mehr Styl, launiger, mehr Luxus, mehr Karrikaturen und komiſche Szenen. Es iſt hier vorzugsweiſe bloß „amusement,“ keine Beſchäftigung, kein Stillleben; Alles mehr äußerlich. Kennzeichen der jetzigen Periode jedoch die Maſſe von Soldaten- und Feſtungsſpielen, unter ihnen eine ganze Schlacht von Algier. Selbſt in den Konditoreien mit ihren unzählbaren Körbchen und Chatouillen und Aſſietten voll Paſteten und Bonbons ſieht man kleine Zelte mit der dreifarbigen Fahne, Erinnerungen an das Lager von Satory.

Eine Maſſe von Konfituren, beſonders der Aprikoſen mit Kernen; denn wie zu Hamburg überall Fiſche, Schinken, Würſte baumeln, fällt der Blick hier neben Lebkuchen auf eingeſottenes Obſt in Näpfen von Porzellan. Paris hat immer das Beſte aller Jahreszeiten beiſammen: Erdbeeren,

Digitized by

Kirſchen, Weintrauben, Artiſchocken, Haufen von Blumenkohl, Rüben, Melonen und Blumen aller Art. Der Franzoſe iſt ein Liebhaber von Geflügel; ſolches ſieht man denn auch in goldener Bräune aufgetragen, das lebendige unter dem Budentiſche in kleinen Ställen, und im Hintergrunde brennt eine Hölle, in welcher ſich die aufgeſpießte Kreatur fort und fort dreht.

Durch Reinlichkeit und einen gewiſſen, dieſer Nation in Allem nun einmal eigenthümlichen Anſtand, ſammt dem damit zuſammenhängenden theatraliſchen Etwas zeichnen ſich die Fleiſcherbuden aus. Sie breiten ihre Waare auf Tiſchplatten von weißem Marmor und den Hintergrund verhüllt ein Doppelvorhang — gleichſam als ob dort die Tragödie vor ſich gehe. Für gebratene Hammelkeulen finden ſich den Knochen bergende Handhaben von geſchliffenem Holze, manchon de gigot. An mehreren Bäckerfenſtern, beſonders der Boulevards, gewahrt man ein Schlangengeringel, das ſich bei näherer Unterſuchung als koloſſale Kunſtbretzel zu erkennen giebt. Auf dem Börſenplatze ſtolzirt eine Spiegelſcheibe: „Schwarzbrot mit und ohne Kümmel.“ Herz, was willſt du mehr?

Dies ganze Schauſtück kreiſt um uns bei dem Getöſe einer betäubenden Ouvertüre. Denn wie im Chamounythale die Waſſerfälle in Eine Symphonie zuſammenrauſchen, zu welcher ſich Lawinendonner miſcht, ſo in den Straßen von Paris das unaufhörliche, zu einem Höllenkonzert ſchwellende Kreiſchen und Raſſeln und Rädern. In das zermalmende, oft wie Kanonenwagen ſchwere Rollen gellen die Ausrufe hinein, mitten im Gewoge der Weltſtadt, gleich Strandleuten an den Schrei von Seevögeln und Matroſenſang mahnend, weil allen Stimmen des Volks, wenigſtens aus der Ferne, eine Melancholie eigen iſt.

Mit Einbruch des Abends wird es erſt recht lebendig. Gleich Ungeheuern mit weißen, grünen, rothen, blauen Augen funkeln die unabläſſig ſich kreuzenden Omnibus durch die Nacht; für ſechs Sous mißt man jede Entfernung in der Metropolis. Wiſſen Sie, was mon ver rongeur heißen will? Seinen „nagenden Wurm“ nennt der Pariſer den Fiakre, der hier beſtändig Geld frißt, wenn auch die einzelne Fahrt billig genug iſt. Kein ſeltſameres Widerſpiel, als die Beduinen der Wüſte mit ihren weißen Burnus geſpenſterhaft im Fiakre.

Wer ſollte glauben, daß man Perſonen begegnet, die leſen, in einem Buche leſen, durch die Straßen von Paris? Selbſt der Blinde fühlt ſich noch längs den Häuſern mit ſeinem Stabe, wie ein Schiffer im Kahn, durch die Menſchenwellen, die vor ihm zurückweichen.

Plötzlich ſtockt Alles. Man ſchweigt, nimmt die Hüte ab; es iſt ein Trauerwagen. Unter dem ſchwarzen Wagenhimmel umhüllt eine weiße Decke den Sarg, hinter dem, an weißſeidene Streifen ihn haltend, wie mit Unſchulds- und Liebesbanden, eine Schaar halbgroßer Mädchen folgt; ſchneeigrein, den weißen Flor vom Haupte wallend — denn es iſt ihre junge Geſpielin, deren letzten Schlaf ſie hüten; und hinter ihnen ſchlagen von Neuem die Wogen über die Todesſpur zuſammen.

Digitized by

Ein anderer Kontraſt. Unter launenhaften, üppigen Toiletten, todtmüden oder geſpannten Phyſiognomien — denn das Sein des Pariſers fiebert zwiſchen ſteter Aufregung und Erſchöpfung — ſtillgleitende Nonnengeſtalten, ſchwarze, weiße Schleier, auch blaue Ordenstracht; roſige, junge Geſichter voll heiteren Friedens mitten in dieſer Welt voll Taumel, Genuß und Schein. Es folgt, wie auf einer Redoute, der Grieche in reichgeſticktem Kleide, der Orientale mit ſchleppendem Talar, der bärtige Rabbi, der Mohr; ſchwarze Kohlenbrenner aus der Auvergne und Müllersknechte gleich Schneemännern. Das ſchöne Geſchlecht zeigt die mannichfaltigſten Häubchen, meiſtens kokett, fein ausgenäht, denn Alles ſtickt hier. „Celui-ci vant 8 Francs; mais je l'ai moi-même“ entgegnet die rothbackige Dirne, welche ich nach dem ihrigen frage. Die kleinſten Mädchen, wenn ſie kaum laufen können, ſpannenlange Geſchöpfe, tragen ihre Dormeuſe, altklug und naſeweiß. Koboldartig erſcheinen die Blouſenknaben. Sie haben etwas Phantaſtiſches, vor Allem aber Energie. Wenn dieſe Gamins mit ihren Stöcken als Schildwache vor den mit Baugerüſten umgebenen Häuſern kommandiren, bramarbaſiren, den Vorübergehenden ſchrecken, necken, gemahnen ſie an Racketen oder Schwärmer, welche in den Straßen der Weltſtadt aufpraſſeln.

Gar ſehr verändert ſich die Bühne an Regentagen. Wie „maussade“ plötzlich dieſes Paris! Durch die Kamine heult der Wind. Außen iſt's, als ſei das Meer in die Straßen hereingebrochen. Mühſam ſchiebt ſich auf den Trottoirs eine mit Koth überſäete, jeden Augenblick durch das Heer der eilig raſſelnden Wagen gefährdete Prozeſſion von Regenſchirmen. Das Wachstuch und der Wachstaffet regieren. Alles macht böſe Geſichter. Kein Menſch ſchaut den andern an, weil er ſelbſt nicht angeſchaut zu werden wünſcht und mit ſich ſelbſt genug zu thun hat. Im Nu ſind ſämmtliche Spiegelfenſter der Magazine bis oben hinauf mit der ſchwarzen Lauge beſpritzt, ſo daß Einem nun die zarten Blumen und die tauſend zierlichen Dinge hinter den ſchmutzigen Scheiben Mitleid einflößen. Die Pariſerin feiert aber auch dabei einen Triumph; denn ſie iſt graziös bis auf das unnachahmliche geſchickte Schürzen ihres Gewandes, ganz anders wie die Deutſche, mit einer ſo großartigen Anmuth und Sicherheit; ſie ſchwebt mit Leichtigkeit, faſt ohne die Fußſpitzen zu beflecken, durch den Schlamm, wenn ſchon die ältere Generation behaupten will, die jüngere verlerne das Gehen.

Man wird übrigens in Paris müſſiggängeriſch, vergnügungsſüchtig, äußerlich. Niemand bilde ſich ein, daß man hier noch Zeit habe, etwas Anderes zu denken, als eben nur Paris. Nirgends fand ich mich noch ſo ſchnell zu Hauſe. Auch das iſt ſo bequem, daß man einen Schritt vor der Thür haben kann, was man nur wünſcht. Dieſer Weltmarkt muß in unſerem Charakter entweder ruhigſtes Entſagen oder flammende Begehrlichkeit erzeugen. Man ſieht ſich überall im Mittelpunkt. Deshalb fühlt ſich aber auch Jeder ſo ſehr, weil er Mittelpunkt des Mittelpunktes iſt.

Digitized by Google

Umwandlungen.*)

(Aus dem Jahre 1855.)

Alles in dem äußerlich ſichtbaren Leben des heutigen Paris trägt den Charakter der überreizten Anſtrengung, der fieberhaften Bewegung. Auch die Rieſenbauten Kaiſer Napoleons werden mit einer Haſt betrieben, als gälte es in möglichſt kurzer Zeit alle Plane der letzten zwei Jahrhunderte zu vollenden, als müſſe dieſes Regiment ſich beeilen, eine dauernde Spur ſeines Daſeins in Stein und Erz zu hinterlaſſen. Die Weltausſtellung ſelbſt ward mit ähnlicher Ueberſtürzung betrieben und eigentlich früher eröffnet, als man die Vorbereitungen vollendet hatte. Am ſichtbarſten aber tritt uns dieſe fliegende Fieberhaft bei den Arbeiten zur Vollendung des Louvre- und Tuilerienbaues entgegen. Unternehmer und Architekten, Bildhauer, Dekorateure, alle ſcheinen ihre Thätigkeit bis zum letzten Punkte des Möglichen anzuſpannen, die Arbeit ſcheint zu fliegen, und doch iſt das Reſultat nicht etwa ein flüchtiges, unſolides, ſondern ein Werk, das Jahrhunderte zu dauern beſtimmt, den Charakter dieſer Dauerhaftigkeit und Solidität in jedem Theile an ſich trägt. Noch nicht drei Jahre ſind vergangen, ſeit am 25. Juli 1852 der Grundſtein des Neubaues gelegt ward, und ſchon erblickt das ſtaunende Auge des Pariſers den ganzen äußeren Bau vollendet. Ueber 800 Schritt lang erſtreckt ſich die ununterbrochene Linie des Frontgeſimſes nach der Rivoliſtraße mit ſeinen Baluſtraden und Tropäen, ſeinen Geniengruppen und ſkulpturverzierten Schornſteinen. Täglich fallen neue Balkengerüſte und Bretterverſchläge und laſſen Neuvollendetes ſchauen. Vor Allem prachtvoll erſcheint der neue Pavillon gegenüber dem Palais Royal, der, wie die Goldinſchrift auf dem Marmor über dem Portal beſagt, beſtimmt iſt, die kaiſerliche Bibliothek des Louvre aufzunehmen. Die überaus reiche Façade hebt ſich in drei Stockwerken empor, deren erſtes toskaniſcher, das zweite joniſcher Ordnung iſt, während das dritte Karyatidenpaare zeigt. Wenn Etwas zu tadeln iſt, ſo iſt es das Uebermaaß des Schmuckwerks der Steinarbeit, wodurch die Würde der Wirkung beeinträchtigt wird. Aber dieſe Neigung zum Ueberladenen, Aufgeputzten herrſcht leider jetzt überall in Paris vor, von der Frauentoilette an bis zur architektoniſchen Skulptur, wo der Meißel ſogar die Quaderflächen mit koketter Stickerei überkleidet. Auch die Karyatidenfiguren ſind zu elegant behandelt. Die Statuen von vier Generalen der Republik, Hoche, Kleber, Deſaix und Marceau, zieren die Niſchen des untern, die Standbilder von vier Marſchällen des Kaiſerreichs, Maſſena, Lannes, Soult und Ney, ſchmücken die Blenden des zweiten Geſtocks. Unten iſt nämlich die Wache und dieſe ſämmtlich aus dem Volke hervorgegangenen Berühmtheiten Frankreichs ſollen, wie es ſcheint, den Prätorianern des zweiten Napoleon jenes Wort des erſten in Erinnerung bringen, daß jeder franzöſiſche Soldat einen Marſchallsſtab in ſeinem Torniſter trage.

*) Nach fünf Jahren. Pariſer Studien aus dem Jahre 1855 von Ad. Stahr. (I.)

Digitized by

Auch die innere Hofseite des Karrouselplatzes und der Napoleonsplätze soll mit einer ganzen Reihe von Statuen geschmückt werden, bestimmt, das Andenken aller Größen Frankreichs, seiner Denker und Dichter, seiner Geschichtsschreiber und Staatsmänner, Erfinder und Künstler, an den Riesenbau dieser französischen Herrscherburg zu knüpfen.

Gegenüber erheben sich auf den Trümmern der alten Straßen und Gassen die palastgleichen Häuserreihen der neuen Rivolistraße mit ihren Kolonnaden, deren Kaufläden vorläufig zahllosen Kleinkrämern überlassen sind, und mit dem neuen Riesengasthofe des Hotel du Louvre, dem größten Gasthofe Europa's, an Umfang, Pracht und Schmuck des Innern fast dem Hotel de Ville vergleichbar. Die Rivolistraße, wie sie jetzt, einmündend in die Straße St. Antoine zum Bastillenplatze, und von dort als Rue de Fauburg St Antoine sich weiter bis zur Place du Trone erstreckt, verbindet jetzt in fast gerader Richtung das westliche mit dem östlichen Ende der Stadt, und bildet so gleichsam die Pulsader, durch die der Lebensverkehr von Paris mit seinem Menschenstrom fluthet.

Und welch' ein lustiges, buntes, rastlos bewegtes Leben ist es, das durch diese Riesenstraße strömt! Omnibus aller Art und von allen Farben und mit mehr Straßen- und Ortsnamen, als ein müssiger Mann bei einer Tasse Kaffee ablesen könnte, wenn sie lange genug stille hielten; unzählige Karrossen und Fiakers, elegante Reiter und schwertrabende Ordonnanzen, krachende Lastwagen und federleichte Phaëtons, Fußgänger mit Lebensgefahr hinüber und herüber durch das Wagengedränge schlüpfend, Ausrufer aller möglichen Dinge an allen Trottoirecken und Kolonnadenpfeilern. Zeitweise überschmettert kriegerische Musik ihren gellenden Ruf; eine Kolonne der geschniegelten Nationalgarde zieht selbstgefällig einher, in untadelig weißen Handschuhen und schneegleicher Wäsche, kein Stäubchen auf den wohlgebürsteten Uniformen, voran die Cyklopengestalten der bärenmützigen Sappeurs mit den blinkenden Aexten auf der Schulter. Oder eine Abtheilung der schmucken neuen Kaisergarde marschiert mit klingendem Spiel in den Hof des Kaiserschlosses, während an ihr vorbei andere Haufen von Kriegsgesellen die Straße aufwärts ziehen, deren Gesichtsfarbe und Monturen zeigen, daß sie kürzlich die brennenden Sandsteppen Algeriens oder die blutigen Felder der Krim verlassen haben mögen. Und dazu die Schaaren der unaufhörlich herbeiströmenden Fremden, die fast eine zweite Bevölkerung bilden in den Straßen der großen Weltstadt! Das Sprachengewirr, das uns bei jedem Schritt umtönt! Sagt, was ihr wollt, aber es bleibt wahr: ein einziger Gang durch die Rivolistraße bietet mehr buntes Leben zu schauen, als eine ganze deutsche Hauptstadt in einem vollen Jahre.

Ein Abend im Palais Royal. *)

Die Hallen sind glänzend erleuchtet; in Läden funkeln echte und falsche Edelsteine und schimmern die bunten Farben der kunstreichen Blumen-

*) Nach Adrian: „Bilder aus Frankreich."

Digitized by Google

gewinde; in den Gängen bewegt ſich eine glänzende Geſellſchaft auf und nieder; die kleine lebhafte Franzöſin mit den ſchwarzen, funkelnden Augen, in elegantem Putze und anmuthiger Bewegung, ſchwebt an der blaſſen Engländerin mit dem ſtolzen Wuchſe und den ſanft-blauen Augen vorüber und würdigt den reichen, aber höchſt einfachen Anzug der Letztern eines beifälligen Blickes; eine bedächtige Perrücke, mit dem Regenſchirme unter dem Arme, weicht ſchon von weitem einem ſchwarzen Tituskopfe aus, der, den Hut etwas ſchief auf das volle Haar gedrückt, lebendigen Schrittes dahereilt und ein Lied von Béranger vor ſich hin ſummt; ein ſchmunzelndes Pfäffchen mit zwei Kouſinen ſtrömt an einem ſtolzen Militär vorüber, deſſen blitzendes Auge, gebräunte Wange und abgetragener Rock ihn als einen Braven von der afrikaniſchen Armee bezeichnen. Wir treten in den Garten. Der Mondſchein tändelt mit den vollen Waſſerſtrahlen, die aus dem Baſſin emporſteigen, und wirft ein ungewiſſes Licht in die Baumgänge, wo einſame Träumer und luſtige Geſellen umherſchwärmen. Plötzlich hört man drüben von dem Kaſé de Foy einen Schrei; Alles ſtürzt dahin. Ein Kerl in einem eleganten Frack und mit vielen Brillanten an den Fingern hatte ſich bei einem Uhrmacher eingefunden; er ſtahl eine goldene Uhr und der Eigenthümer ertappte ihn über der That; aber er entfloh; das Schreien des Uhrmachers und die Bemühung der Polizei blieb ohne Erfolg. Es iſt ſchwer, unter den vielen großen und kleinen Dieben, die hier in eleganten Fracks und mit Brillanten an den Fingern umhergehen, den rechten zu erkennen.

Es iſt 7 Uhr. Wir treten bei dem Phönix aller Reſtaurateure, bei Véry, ein, um zu Mittag zu eſſen. Die Räume ſind glänzend beleuchtet, die meiſten Tiſche beſetzt. Herren und Damen, fröhliches Geplauder, Knallen geöffneter Champagnerflaſchen, Klingen der Gläſer und Toaſte. Dort ſpricht man von Kouſin und Kolumbie und Shakeſpeare — das ſind Teutſche; dort gießt man viel Waſſer in den ſchäumenden Bordeaux, ſchäumt aber deſto mehr im Geſpräch, das von Republik und Monarchie, Miniſterwechſel und Preſſe überſtrömt, und in der Lebhaftigkeit von Minute zu Minute ſich ſteigert — das ſind Franzoſen; jene Gruppen eſſen ſtill, aber mit beneidenswerthem Appetit, und Einzelne liegen in ſehr ungenirter Lage theils auf den Stühlen, theils auf den Tiſchen, oder ſie gähnen und leſen Zeitungen — das ſind Engländer. Wir ſuchen einen leeren Tiſch, durchlaufen den ellenlangen Speiſezettel und laſſen den franzöſiſchen Ragouts und Saucen und Geflügel alle Gerechtigkeit widerfahren. Zum großen Verdruſſe meines engliſchen Freundes hat ein holländiſcher Millionär an unſerm Tiſche Platz genommen, welcher das Vergnügen, auf der Börſe zu Amſterdam ſagen zu können, er habe bei Véry geſpeiſt — mit 2 Franks und 15 Centimes bezahlte. Er benutzte die Zeit, die er dieſen Tempel der Gourmandiſe weihete, ſeinem Sohne, der auf einem Pariſer Komtoir arbeitete und keine Ader von ſeinem genügſamen Vater zu beſitzen ſchien, eine lange Strafpredigt in breiteſtem Holländiſch zu halten über die uner-

Digitized by

hörten Verschwendungen, wovon die eingesandten Rechnungen Zeugniß ablegten. Im Glauben, Niemand sei seiner süßen Landessprache kundig, sprach er so laut als möglich.

Wir verließen gegen 10 Uhr den Speisesaal und gingen einige Mal auf und ab. Die müssigen Spaziergänger und Spaziergängerinnen waren großentheils verschwunden, viele Läden geschlossen, oder im Begriff, geschlossen zu werden. Die Kaffeehäuser zu ebener Erde waren aber noch gefüllt, und das Gesumme der schwatzenden Menge hallte in dem Gange wieder, während aus den unterirdischen Kaffeehäusern und Weinstuben roher Lärm und wildes Gelächter, aus dem Café des Aveugles aber eine liebliche Musik heraufschallte.

Wir gingen jetzt in den ersten Stock des Palais hinauf, um die Spielzimmer zu sehen. Man nahm uns im Vorzimmer die Hüte und Stöcke gegen Nummern ab, und wir traten in die Säle. Diese sind sehr geräumig, stehen aber, was die Pracht der Verzierung, die Eleganz der Möbeln und den Glanz der Beleuchtung betrifft, weit hinter den Londoner Spielhäusern ersten Ranges. Die Gesellschaft war sehr zahlreich und gemischt; besonders war der Saal, wo Rouge et noir gespielt wurde, voller Menschen; die Pontes ernsthaft über ihr Blatt gebeugt, der Tailleur mit sonorer Stimme sein „rouge gagne, couleur perd“ ableiernd, die Kroupiers mit kunstfertiger Hand die Gelder einziehend und vertheilend, die Inspektoren mit wachsamem Auge dem Gange des Spieles folgend, die Messieurs de la Chambre in ehrerbietiger Entfernung der Befehle des Pontes harrend, und die Zuschauer neugierig das Glück oder Unglück ihrer Bekannten beachtend. In dem Saale, wo Passe dix gespielt wurde, waren verhältnißmäßig wenig Spieler, aber es wurde sehr hoch gespielt. Nachdem wir die Chambre des Blessés besucht hatten, wo wir wieder eine zahlreiche Gesellschaft fanden, kehrten wir in den ersten Saal zurück, denn Sir Charles, mein Begleiter, wollte hier durchaus einige Franken verlieren.

Es herrschte eine tödtliche Stille, denn es waren so eben bedeutende Summen verloren worden, und man hörte nur des Kroupiers Stimme und den Klang des Goldes und Silbers. Weder Glück noch Unglück brachten eine Veränderung in den Gesichtern der Spieler hervor, die blaß und kränklich aussahen und nur durch das Blitzen des Auges die innere Angst der Erwartung und den Schmerz getäuschter Hoffnung verriethen.

Mein Freund begann zu spielen; er besetzte die Farben seines Nachbars, eines ehemaligen Offiziers, wie es schien, und nach einer Viertelstunde hatte er 30 Louisd'or verloren. Jetzt fing der Offizier wieder an zu spielen, und diesem wurde das Glück plötzlich günstig, denn er hatte in Kurzem 300 Louisd'or gewonnen. Damit begnügte er sich, nahm bei dem Banquier Papier für das Gold, steckte es in seine Westentasche und zog ab. Nun versuchte mein Freund das Glück zum zweiten Mal, aber mit noch schlechterm Erfolg, denn er gewann auch nicht Ein Mal, und seine Börse ward fast gänzlich geleert.

Digitized by Google

Sir Charles bezeichnete mir in einer Gruppe von Spielern einen jungen Engländer von anziehendem Aeußern, der jede Nacht in diesem Saale zu finden sei, aber stets sehr unglücklich spiele. Seit wenigen Monaten mit einem liebenswürdigen Wesen verheirathet, gab er dieses dem Mangel bloß, um seine Leidenschaft zum Spiele zu befriedigen. „Ihr hättet ihn," sagte mein Freund, als wir das Haus verließen, „vor einem halben Jahre sehen sollen — den Adel seiner Züge, das blitzende Auge, die heitere Stirn, die stolze Haltung. Ihr würdet ihn jetzt nicht wieder erkennen. Aber in dieser Weise finden hier Tausende ihr Grab; unter fünf Selbstmördern ist immer wenigstens ein Spieler."

Volksbelustigungen in den elysäischen Feldern.*)

Wie an Umfang, so als Vergnügungsort muß das Palais Royal den elysäischen Feldern weichen, dieser vom Konkordienplatze unterbrochenen, aber von ihm bis zur Barrière de l'Etoile in gerader Linie eine volle halbe Stunde langen Fortsetzung des Tuileriengartens, eingerahmt zwischen der Vorstadt St. Honoré zur Rechten und dem rechten Seineufer zur Linken, durchschnitten von der breiten Fahrstraße nach Neuilly, und durchkreuzt von ungezählten Baumgängen. Selbst in der rauhen Jahreszeit unverödet, gewähren die elysäischen Felder im Frühling, Sommer und Herbst an warmen Abenden ein Bild so dichten, bunten und fröhlichen Treibens, als sei ganz Paris dort versammelt. Während die große Fahrstraße sich mit Wagen und Reitern füllt, welche dem Boulogner Gehölz zueilen oder aus ihm zurückkehren, füllen sich die Seiten-Alleen mit Fußgängern jedes Alters, und während „die Welt" sich brüstet, geht das Volk seinen Vergnügungen nach. Gehütet von den Augen ihrer Mütter oder Bonnen rollen sauber gekleidete Kinder in Karrossen oder Omnibus, die mit vier, sechs, acht Ziegenböcken bespannt sind, auf und ab. Nebenher trabt der Führer. Auf dem Bocke sitzen gewöhnlich zwei Knaben, der eine die Lenkseile, der andere die Peitsche in der Hand, jener die Thiere zügelnd, dieser sie antreibend. Die gefahrenen Mädchen singen und lachen. Bei ihnen wie bei den Knaben kommt schon der leichte französische Sinn zum Durchbruch.

Dort, wo Soldaten aller Waffengattungen, Männer in Blousen und bürgerlichen Röcken, kleine und große Mädchen, große und kleine Jungen in enggeschlossenen Kreisen beisammen stehen, geht vielleicht ein Hanswurst auf dem Kopfe, oder balancirt eine Frau einen Stuhl, auf welchem ein Mann sitzt, der einen Knaben balancirt, welcher ein Kaninchen bei den Ohren empor hält; oder es wird ein Eiertanz aufgeführt, oder es machen Hunde wunderbare Kunststücke, oder eine Hellseherin sitzt mit verbundenen Augen auf einem Sessel und ein Mann legt ihr Fragen vor, welche die

*) Wahrnehmungen in Paris 1853 u. 1854 von W. Seiffarth (Gotha 1855).

Digitized by Google

Zuſchauer ihm ſchriftlich reichen und Jene zu ihrem Erſtaunen, doch nicht immer nach Wunſch, beantwortet; oder es kämmt ſich ein Mann das Haar, und wie er es kämmt, knöpft er den Rock zu oder lüftet ihn, zieht das Geſicht bald breit, bald lang, fletſcht die Zähne, blinkt mit den Augen und ſchielt, ſo daß man bald dieſe, bald jene Aehnlichkeit erkennt, Bravo ruft und aus vollem Halſe lacht. Dort ſingt ein Mann Lieder, die ihm über dem Arme hängen und fleißig gekauft werden; hier arbeitet ein elektriſcher Apparat, und der Schlag der umlaufenden Kette macht die Einen ſchreien, die Andern quieken. In Reihen auf Bänken und Stühlen vor einer niedrigen Schaubühne, deren Orcheſter zwei Geigen bilden, ergötzen ſich Kinder und Erwachſene an der ſtündlich wiederholten Vorſtellung eines Stückes, in welchem ein Polizeikommiſſar und ein Gensd'arm, ein Hanswurſt und der Teufel, der ſie Alle holt, die Hauptrollen ſpielen. Auf einem Puppentheater hinwiederum erſchlägt der winzige David den Rieſen Goliath, eine Frau fliegt als Luftballon auf, oder ein Eſel, von einer Gans geritten, galoppirt über die Bretter. Dort drängt man ſich hinter einen blauleinenen Vorhang zu einer Zauberlaterne, um für einen Sou die pièce curieuse zu ſehen. Kühne Herzen, mehr Frauen als Männer, beſteigen die ruſſiſchen Schaukeln; andere kühne Herzen, mehr Männer als Frauen, beſteigen Boote, die, von Seilen getragen, Wellenberge erklimmen und von der Höhe in den Abgrund ſtürzen.

Hier wird Ball geſchlagen, dort das Kugelſpiel geſpielt. Reiſeluſtige beſehen durch die Gläſer der Guckkaſten die Haupt- und Hafenſtädte, die ſie beſuchen, die Seen, die ſie durchſchiffen, die Alpen, die ſie beſteigen möchten. Karrouſelle mit und ohne Ringſtechen, mit Hirſchen, Schwänen und Pferden, mit Lehnſtühlen und Wagen drehen ſich pfeilgeſchwind; aus Vogelflinten wird nach nahen und fernen Zielen geſchoſſen; gegen den unſicheren Gewinn von Makronen und Glaszeug, aber gegen den ſicheren Verluſt von Souſtücken ſchieben angehende Jünglinge auf ovalen Billardtafeln elfenbeinerne oder hölzerne Kugeln unter aufgeſtellte Kegel; Mütter laſſen ihre Söhnchen, Väter ihre Töchterchen an den Tiſchen der Lebküchler hier das Glücksrad, dort den Glücksbecher ſchwingen, für die Hälfte des Einſatzes hätte man das Doppelte kaufen können, aber das Gewonnene macht Kindern und Eltern dreifache Freude. Zwiſchendurch wetten mehrere Männer aus dem Volke, welcher von ihnen ein gepolſtertes, an eiſernem Stocke in eiſerne Röhre gefugtes Kiſſen durch die Gewalt des Fauſtſchlags am weiteſten hineinzwängt. Andere ſtreiten, welcher am ſchwerſten oder leichteſten wiege, und laſſen ſich der Reihe nach auf einem der vielen unter ſtreifigen Baldachinen ſtehenden Wagſeſſel behaglich nieder. Hier ſitzt ein blinder Flötenbläſer, dort ein blinder Geiger auf niedrigem Schemel. Beiden hängt ein blechernes Büchschen vor der Bruſt. Der Flöte entſchlüpft manch' falſcher Ton und die Geige iſt verſtimmt; aber Kupfer und Silber fallen mit gutem Klange in die Näpfe, und die Aermſten ſcheinen die bereitwilligſten Geber zu ſein.

Digitized by Google

Es scheint immer Jahrmarkt zu sein, so groß ist die Zahl der Buden und Zelte. Nach der Seine zu macht die Schauluſt der Eßluſt Platz. Auf glühenden Kohlenbecken oder scharf geheizten Oefen werden papierdünne Waffeln und improviſirtes Krausbrod oder in Fett ſchmorende Kartoffeln und duftende Bratwürſte oder die ſtets beliebten Kotelettes zugerichtet, der kalten Speiſen und des unentbehrlichen Salates zu geſchweigen. Obſt von allen Sorten und Gebäck in allen Formen, in Körben umhergetragen. Wein, Bier und Kaffee fehlen nicht. Doch begnügen ſich Viele mit Kocy, einem aus Waſſer und Süßholz bereiteten Getränk, dem bisweilen ein Aufguß von Zitronenſchale beigemiſcht iſt. Mit Einbruch der Nacht erſcheinen überall Lichter und Lampen, nah gerückte Reverbères ſäumen beide Seiten der großen Fahrſtraße ein. Kein Verkäufer iſt ſo arm, er zündet ein Lichtchen an; auch vor dem Geiger und Flötenbläſer brennt eins zu ſeinen Füßen — Die Marionettentheater und alle Schauſtellungen ſchmücken ſich mit weißem und buntem Lichte, je nach Verhältniß ihrer Größe und der Zahl ihrer Gäſte. Die drei großen Kafé's aber, die zugleich Reſtaurationen ſind, hängen ihre prächtigen Lampenguirlanden auf, oder es erſcheint ein gewaltiger Adler mit gebreiteten Flügeln in Brillantenſchmuck, und aus den blumengeſchmückten Pavillons erſchallen lockend die Stimmen der Sänger und Sängerinnen, das Lachen und Geplauder der Menge einen Augenblick unterbrechend.

Pariſer Arbeiter (ouvriers).*)

Bei einer Sonntagswanderung über einen Theil der äußern Boulevards kam ich an die Barrière de l'École-Militaire. Den großen, ſich vor ihr breitenden Platz begrenzt ein Haus: „Au grand Balcon, Traiteur“, auf deſſen geräumigem Altan geſpeiſt wurde. Eine Treppe brachte mich aus dem lebhaften Verkehre des Schenklokals in einen Saal des erſten Stocks, welcher zum Speiſen und Tanzen eingerichtet war und auf den Altan hinausging. Bald nahmen hier zwei junge, bürgerlich gekleidete Männer an einem Tiſche Platz, von denen der eine ſich als franzöſirter Elſaſſer, der andere ſich als geborener Pariſer kund gab, und Beide, wie ſie ſagten, bekleideten Aufſeherpoſten in einer Färberei. Nicht lange, ſo traten drei Ouvriers in der obligaten Blouſe und Tuchmütze auf den Altan. Sie begrüßten meine zwei Gegenüber. Dieſe erwiederten den Gruß, forderten die Gekommenen auf, ſich zu ſetzen, beſtellten eine zweite Flaſche Wein und berechtigten mich ſowohl hierdurch, als durch ein obſchon fein gezeichnetes, doch ſichtbares Benehmen des Oberen gegen den Unteren zu dem Glauben, daß letztere ihre Untergebenen ſeien. Aber bei dieſen war keine Demuth, bei jenen kein Stolz; Höflichkeit auf beiden Seiten. Man ſtieß an, man trank, man ſprach frei, Jeder ſeine Meinung. Die Meinungen wichen von einander ab; mehr Wein machte warm. Zwei der

*) Von Demſelben.

Digitized by

Arbeiter waren aus dem mittägigen Frankreich. Ihre männlich-braunen Geſichter dunkelten, ihre Augen leuchteten, die Worte ſtrömten. Aber kein verletzendes Wort, keine Andeutung perſönlicher Gereiztheit; klare Behauptung. Der Elſaſſer verehrte den Kaiſer und ſagte warum. Die Zwei aus dem mittägigen Frankreich ſtimmten bei. Der Geſchäftskollege und der dritte Ouvrier machten Einwendungen, keine Ausfälle, und als der Elſaſſer das Glas hob mit: Vive l'Empereur! ſtießen Jene zwar an, ſetzten jedoch die Gläſer unberührt nieder. Darüber keine Bemerkung. Wie Jeder dachte, was ihm beliebte, that Jeder, was er wollte, und ließ den Andern gewähren. In deſſen Folge kein Geſchrei, keine Heftigkeit, kein auf den Tiſch-Schlagen, keine ungewöhnliche Hand- und Armbewegung. Wer von dem Geſprochenen nichts verſtand, hätte den aufregenden politiſchen Inhalt nicht vermuthet. Die Anſichten waren verſchieden, die Beweisführung aber aus dem Leben und dabei richtiges Urtheil. Als ich während einer Pauſe, um die gefundene rückſichtsvolle Beachtung einigermaßen zu erwiedern, ihnen die Worte zutrank: „der wahre Ruhm Frankreichs, ſeine braven Ouvriers!" ergriffen Alle die Gläſer, aber Einer winkte und ſagte aufſtehend: „Verzeihen Sie, mein Herr, zuvörderſt Ihre Geſundheit!" Die Gläſer klangen und wurden bis zum Boden geleert.

Vielfacher Verkehr hat mir die Pariſer Arbeiter ſtets als ehrenhafte Männer gezeigt, als Männer von zwar nicht abgeſchliffener, aber gebildeter Sitte, von Kenntniſſen, die aus dem Leben erworben ſind, von Vertrauen auf die eigene Kraft, von ruhigem Blick, entſchiedener Haltung und feſtem Willen. Man muß aber von dieſen Ouvriers der höheren Klaſſe die Tagelöhner und Handlanger oder quasi ouvriers unterſcheiden. Dieſe ſind roh. Es mag geſchehen, daß ſie keinen Fremden, der ihre Verſammlungsorte beſucht, abſichtlich beleidigen; doch erwarte Keiner das anderwärts nie ausbleibende pardon! wenn ein Ellbogen ihn anſtößt, ein ſchwerer Schuh ihm auf den Fuß tritt, oder eine kurze thönerne Tabakspfeife ihren Inhalt ihm auf die Hand ſchüttet. Dieſe Leute ſind die ſtets willigen Werkzeuge politiſcher Parteien, bereit zu Aufruhr und Empörung, kampfbegierig, wenn ihre Leidenſchaften aufgeſtachelt werden, gleichviel, ob es dann den weißen Lilien oder der dreifarbigen Fahne, dem Umſturz eines Thrones oder dem Niederreißen einer Republik gilt — ſie fechten und bluten für den, der ſie bezahlt.

Nicht ſo die Arbeiter der höhern Klaſſe. Sie ſcheuen den Kampf nicht, aber ſie kämpfen für Parteizwecke, nicht um Lohn. Sie ergreifen die Waffen, wenn ſie in ihrer Unabhängigkeit, ihrem Recht ſich gekränkt glauben oder Gewaltmaßregeln ſie zum Widerſtande reizen. Die Arbeiter der Vorſtadt St. Antoine kämpften im Juni 1848, von den Führern des Aufruhrs aufgewiegelt, für ein Blendwerk — man hatte ihnen vorgeſpiegelt, die Nationalverſammlung wolle die Republik vernichten — aber ſie kämpften mit ritterlichem Muthe und fielen als letzte Opfer einer ſchändlichen Täuſchung.

Digitized by Google

Die Frau des Arbeiters.*)

Der franzöſiſche Arbeiter hat einen eigenthümlichen Zug zum Familienleben und zur feſten häuslichen Anſiedelung. Als Haupt einer Familie ſich zu ſehen, iſt ſein eifrigſtes Streben, denn er glaubt dadurch an Würde der Perſon und an Selbſtbewußtſein zu gewinnen, was ihm die Geſellſchaft ſonſt in der Stellung, die ſie ihm angewieſen hat, verſagt. Es macht einen faſt rührenden Eindruck, wenn man ihn auf den Straßen von Paris mit ſeiner Dame am Arm, die er in aller Form führt, vorüberſpazieren ſieht. Denn man wird nicht leicht Mann und Frau aus dem Arbeiterſtande nebeneinander hergehen ſehen, ohne daß ſie ſich den Arm gegeben haben, auch wenn ſie nicht im Sonntagsſtaat, ſondern im gewöhnlichen Koſtüm des Arbeitstages ſich befinden.

Leider verführt der Hang zu einer feſten Stellung den Arbeiter oft zu frühzeitigem Heirathen, ohne die nöthigen Geldmittel. Das geringe Erſparniß muß ſchon für die Anſchaffung eines möglichſt ſtattlichen Mobiliars aufgewendet werden; der Luxus in der häuslichen Einrichtung ſteckt auch ſchon tief in den Arbeiterfamilien, die ohne Spiegeltiſch und Pendeluhr nicht glauben wirthſchaften zu können. Die alte Zeit, wo der Arbeiter nur gewebte Kleider aus Linnen und Hanf trug, und mit einem ſolchen Anzug faſt für die Dauer des Lebens ausreichte, iſt längſt dahin. Gegenwärtig, wo der Luxus in Kleidung wie in Speiſe und Trank faſt allgemein geworden, verfällt auch die Arbeiterfamilie nur zu leicht in's Proletariat; die geſteigerten Bedürfniſſe, die mit der gewöhnlichen Arbeit nicht mehr befriedigt werden können, treiben den Mann zum Laſter und Verbrechen, und werfen die Frauen und Töchter der Verführung in die Arme.

Dennoch bleibt die Arbeiterfamilie noch immer ein großer Segen für die Geſellſchaft, und vielen Frauen muß man es nachrühmen, daß ſie die moraliſche Stütze ihrer Männer ſind. Sie theilen ſeine Mühen und Sorgen, legen unverdroſſen mit Hand an die Arbeit, ſchaffen Rath, wo der Mann ihn nicht zu finden weiß. Den franzöſiſchen Frauen iſt überhaupt ein Verwaltungstalent eigen, das man weder bei den Engländerinnen, noch bei den Deutſchen findet. Sie arbeiten wie Männer und entwickeln einen Takt, eine praktiſche Oekonomie, wie es kaum die Männer vermögen. Dabei ſind ſie ſtets heiter und liebenswürdig. Sie verkaufen, wenn Noth da iſt, wenn Krankheit den Mann und die Kinder ergreift, bereitwillig ihr ſchönes Haar vom Kopfe, um das nöthige Geld herbeizuſchaffen. Sie nähen, weben, waſchen, fabriziren Spitzen, halten einen kleinen Kram, um einen Nebenverdienſt zu ſchaffen; und ihren Ernſt und ihre Arbeitſamkeit theilen ſie ſchon früh den Kindern mit, die in zarteſtem Alter der Mutter in den Geſchäften des Hauſes an die Hand gehen, ja den Haushalt ſelbſt übernehmen, wenn ſie die Arbeiten ihres Mannes theilt.

*) Nach Th. Mundt, Pariſer Kaiſer-Skizzen, Th. I.

Digitized by

Paris und die Blague.

Ich ſchlug den Mantel feſter um die Schultern, denn der Wind blies kalt aus Nordweſt und fegte mir den Sprühregen in's Geſicht, da ich, um nach der Paſſage de l'Opéra zu gehen, den Pont au Change vom Palais de Juſtice her paſſirte. Nichts treibt mehr zur Eile an als ſolch' feuchtes Januarwetter, deſſen unbehagliches Zwitterweſen uns am Winter irre werden läßt; man möchte, wie der Meiſter in Maria Magdalena, zur Natur ſagen: ich verſtehe die Welt nicht mehr. Aber indem ich den Platz du Chatelet kreuzte, wurde unwillkührlich meine Aufmerkſamkeit durch eine dichte Gruppe angezogen, die ſich unweit der Siegesſäule um ein mit zwei Schimmeln beſpanntes Fuhrwerk drängte. Es war ein Wagen mit zwei Abtheilungen, wie man ihn wohl im Gefolge von Kunſtreitern ſieht, der vordere Theil ein Mittelding zwiſchen einem Kutſcherbocke und einer kleinen Tribüne, von der herab ein Mann im ſchwarzen Frack die Menge harangiurte. Oben, auf der Imperiale des Gefährtes, ſchlug ein kleiner, in eine Hanswurſtjacke geſteckter Bube die Trommel und gab damit den Takt und Grundton für zwei erwachſenere Muſikanten in ähnlichem Koſtüm an, die auf ausgedienten Blechinſtrumenten ohrenzerreißende Studien trieben. Ihre künſtleriſchen Bemühungen wurden mit glänzendem Erfolg gekrönt, denn ſie machten, trotzdem daß die Luft mit Waſſerdampf überſättigt war, alſo einen außerordentlich ſchlechten Schallleiter abgab, einen Lärm, daß man auf dem Platze ſein eigenes Wort hätte nicht verſtehen können, wenn das Hören dazu nothwendig geweſen wäre. Der Mann auf der Tribüne, der Kapellmeiſter dieſes Normal-Orcheſters, ſofern er es mittelſt einer Klingel dirigirte, bald es dadurch zum Schweigen bringend, bald zu verdoppeltem Eifer anſpornend, ſchonte auch ſeine Lungen, während dem Publikum ſolche euphroniſtiſche Genüſſe geboten wurden, und ich war erſt verſucht, ihn für einen armen Stummen zu halten.

Dieſer Herr trug zu Frack und weißer Kravatte eine Brille mit großen blauen Gläſern und eine mit Sternen und Goldtroddeln gezierte Kappe, auf der, wenn ich nicht irre, die Worte: Latraud, ci-devant attaché au service des hôpitaux militaires, in Silber geſtickt waren. Aus dem Fond des Bockes nahm er nach und nach die einzelnen Theile zweier Skelette, von welchen bei dem einen die glänzend weißen Knochen durch Meſſingdräthe zuſammengeheftet waren, bei dem andern die getrockneten Bänder und Muskeln ſelbſt dieſen Dienſt verſahen. Mit einem großen Aufwande von geheimnißvollen Geberden und verdeutlichenden Fingerzeichen legte der ci-devant attaché, jetzt chirurgien de l'empereur de Maroc die Knochen an die korreſpondirenden Theile ſeines Körpers, und ließ die Glieder einzeln und verbunden ſpielen, dann zeigte er ein Dutzend hinter Glas und Rahmen befindliche Zeugniſſe vor, bei denen es wenigſtens an Stempeln nicht fehlte; dann präſentirte er einzelne Knochenmißbildungen und durchgeſchnittene Gelenke; wies auf die korreſpondirenden Theile hin,

Digitized by Google

ſtellte mimiſch Schmerzen, das Einreiben einer Salbe und endlich die vollendete Heilung dar. Wenn auf dieſe Weiſe die Menge gehörig vorbereitet und in die nöthige Stimmung verſetzt worden war, ſchwieg auf ſeinen Wink das Orcheſter, und er begann ungefähr in folgender Weiſe die Verſammelten anzureden:

„Meine Herren! Wer von Ihnen hat Schmerzen? Keiner? Ach, dann wird er ſie noch kennen lernen. Denn der Menſch iſt zum Leiden geboren ... Schmerzen erregen kann Jeder, aber ich kann ſie ſtillen. Wenn Sie leiden, kommen Sie zu mir, und ſagen: Monsieur Latraud, ci-devant attaché au service des hôpitaux militaires, ich habe Schmerzen; gut, ich werde Sie heilen, denn ich bin Arzt; ich bin ein großer Arzt. Ja, denn ich habe ſtudirt, viel ſtudirt. Ich habe geheilt in Algier auf dem Schlachtfelde. Sehen Sie hier dieſe Zeugniſſe von den Herren Generalen unſerer unüberwindlichen, ruhmbedeckten Armee... Ja, unſere brave Armee, ſie ſchlägt Wunden, aber ich heile ſie.... Bloß 50 Centimes, meine Herren und meine Damen; ich heile beide, Frauen und Männer. Sehen Sie dieſes Fläſchchen, es enthält einen Balſam. Ah, ob es einen Balſam enthält! Wollen Sie riechen? Nicht? Es riecht ſchlecht. Gute Medizin riecht ſtets ſchlecht. Ich verkaufe kein Eau de Cologne. Wenn Sie Ihr Arm ſchmerzt, oder Ihr Kopf, oder Ihr Fuß, oder Ihr Leib, oder Ihr Magen, oder ... nehmen Sie 5 Tropfen von meinem Balſam und reiben Sie damit die Stelle einmal des Tages: die Männer am Morgen, die Frauen am Abend. Das iſt der einzige Unterſchied, je nach den Geſchlechtern; denn die Männer ſtehen unter dem Einfluß der Sonne und die Frauen unter dem des Mondes. Nur 50 Centimes! Ich bin ein Arzt des Volkes; ich will nichts mit den Reichen zu thun haben!..."

In dieſem Tone gieng es fort, unermüdlich, ſo lange der Athem ausreichte; dann fiel die Muſik ein und verſchaffte dem Arzt des Kaiſers von Marokko Zeit ſich zu erholen, aber er benutzte ſie nur, um ſeine Stimmorgane zu ſchonen; denn das ſtumme Spiel begann ſofort mit dem erſten Trommelſchlag wieder. Man ſollte meinen, daß die Mühe die Ernte nicht lohnte, aber man würde ſich irren; ich habe viele Fläſchchen in wenig Augenblicken verkaufen ſehen. Auch iſt das kein vereinzeltes Beiſpiel, ſondern man begegnet dieſen wandernden Wunderdoktoren überall. Zahnbrecher, die unentgeltlich die Zähne ausziehen, kann man an jedem Feiertag in den Champs Elyſées ſehen. Der Vorderſitz auf ihrem Wagen wird faſt nicht leer, die Zähne fliegen nur umher, viele Tauſende ausgeriſſener Kauwerkzeuge liegen meiſt vorn auf der Tribüne aufgeſchüttet. Wenn der eine Patient hinabſteigt, ſteigt ſchon ein anderer wieder hinauf. Das Alles iſt nur, um irgend ein Mittel gegen Zahnſchmerzen oder ein Zahnreinigungsmittel an den Mann zu bringen. Die Suade dieſer Leute iſt oft wahrhaft großartig, ſie können ſtundenlang ſprechen, ohne ſich zu wiederholen; je toller ſie aufſchneiden, je unverſchämter ſie lügen, deſto beſſer geht ihr Geſchäft. Vielleicht zweifelt ein Zuſchauer an der ungeheuren

Digitized by

Praxis des Wunderdoktors ... „Ah," fährt er fort, „Sie glauben, ich bin hierher gekommen, blos um Geld zu verdienen? Als wenn ich davon nicht genug hätte! Ich verkaufe ja täglich für viele tausend Franken; sehen Sie (und damit schüttet er einen Sack mit Geld in eine Schwinge und wühlt mit den Händen darin), das ist, was ich schon heute eingenommen habe. Sie glauben, es sind Rechenpfennige? ... Da, da, da, prüfen Sie, untersuchen Sie ... Nicht? Es ist Gold, gutes Gold. Wollen Sie Silber, hier ist mehr, als Sie Alle in der Tasche tragen!" ꝛc. Oder es entsteht ein Gelächter über die bodenlose Unverschämtheit, was ihn eben so wenig aus der Fassung bringt. „Sie lachen, Sie denken, welch' ein Charlatan! Ja, meine Herren, ich bin ein Charlatan, ein großer Charlatan! Aber würden Sie mich anhören, wenn ich keiner wäre? Und was sind Sie denn? Was ist die ganze Welt? Ueberall finden Sie nur Charlatans! Sehen Sie dort die Frau mit den Erdbeeren, hat sie nicht die schönsten obenauf in den Korb gelegt?" u. s. w.

Dergleichen Bemerkungen verfehlen nie ihren Zweck; die Geheimmittel werden in Massen verkauft, und das Geschäft nährt offenbar reichlich seinen Mann. Die Wirkungen der Medizin sind erlogen, aber es ist wie beim Kaufmann, der einen geringeren Preis auf die Waare am Ladenfenster geschrieben hat, als den, wozu er sie verkauft. „Pour attirer le public." Ist man einmal im Magazin, so kauft man doch.

Es sind dies nur einige der extremsten Fälle „der Blague" von Paris; aber wenn man mit der Diogenes-Laterne die Stadt durchstreift, so findet man sie überall. Sie findet sich in der Presse wie im Kaufmannsladen, im Modemagazin wie im Atelier des Künstlers. Hier bietet Jemand die abscheulichsten Stahlfedern von der Welt aus und schreibt, um ihre Güte zu beweisen, die schönst verschlungenen Buchstaben auf das Papier. Er sagt nicht: „Sehen Sie, so kann ich schreiben," sondern „sehen Sie, meine Herren, so schreiben diese Federn." Dort zieht ein armer Rattengiftverkäufer umher, und um die Wirksamkeit seiner Mittel zu erweisen, hat er ein Dutzend todte Ratten an eine Stange gebunden, mit der Ueberschrift: „Pas de prison, guerre implacable aux rats." Lesen Sie einen Leitartikel in der Presse, hören Sie eine Vorlesung in dem Collége de France, wohnen Sie einer öffentlichen Sitzung der Akademie bei — überall wird Ihnen die Blague begegnen. Ueberall Uebertreibung, Entstellung, Selbstvergötterung.

Derselbe Mensch, der sich von dieser Blague hinreißen läßt, sei es zum Ankauf eines Balsamfläschchens für 10 Sous oder zu lauter Beifallsäußerung oder zur Abgabe eines Oui-Votums, sagt gleichwohl: quelle blague!

Kein Volk der Welt hat so viele hochtönende und pompöse Namen für die allergewöhnlichsten Dinge als das französische; jeder Küchenzettel eines Pariser Restaurateurs kann als ein Musterrezept für die Blague

Digitized by Google

dienen. Hinter dem ungeheuren Wortschwall verbirgt sich ein Restchen Wahrheit, wie in gewissen Siegesbulletins.

Diese Charlatanerie ist ein Gemeingut, ein Bedürfniß Aller geworden; das falsche Pathos, die Aufschneiderei findet sich hinter dem Ladentisch wie hinter der Tribüne, der Kanzel und dem Lehrstuhl. Sie ist so deutlich und handgreiflich, so wenig auf Täuschung berechnet, daß man sie leicht erkennt: aber sie ist darum doch nicht ohne Einfluß. Jede große Stadt giebt mehr oder weniger Anlaß zu dieser „blauen Dunstmacherei," denn es ist schwer, sich ohne dieselbe in dem ungeheuren Gewimmel bemerkbar zu machen; eine gewisse Charlatanerie findet sich daher auch in London wie in Berlin, aber die „Blague" und die „Blagueurs" sind spezifisch französisch. Zum Theil liegt das in der Sprache der Franzosen, deren konventioneller Bau viel zu künstliche und tanzmeisterlich vorgeschriebene Touren hat, um Jemand zu gestatten, wirklich natürlich zu sein; zum größten Theil liegt es aber in dem Grundcharakter des Volkes. Die größte Unverschämtheit wird verziehen, wenn sie geistreich, witzig, rundweg vorgetragen wird. Man kann nicht leugnen, daß die Blague von Paris es an Eleganz der Form nicht fehlen läßt, denn ohne diese wäre sie verloren. Langweilig und plump darf sie nie werden, wenn sie wirksam sein soll. Jeder Blagueur hat daher irgendeine Richtung, in welcher er eine besondere Meisterschaft besitzt; vielleicht steht derselbe in gar keinem Zusammenhange zu dem Gegenstand, über den er blaguirt, aber daran fängt er doch die Menge, damit lockt er sie an, wie der Rattenfänger von Hameln. Das moderne Virtuosenthum ist ein Vorläufer oder ein Kind der Blague.

Wenn bei uns Jemand durch eine Narrenjacke die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich ziehen wollte, so würde dadurch schon im Voraus sein Ziel verfehlt sein; hier ist jedes Mittel recht, denn warum man beachtet wird, ist zunächst gleichgültig; daß man gesehen und gehört wird, ist die Hauptsache. Die Pariser sind im Laufe der Zeit so an diese äußern Reizmittel gewöhnt worden, daß ohne sie selbst der ehrliche Mann nicht mehr bestehen kann. Jeder verspricht mehr, als er zu halten vermag. Einer überbietet darin den Andern; er rechnet darauf, daß das Publikum von selbst nur einen Theil davon für wahr und ihn nicht „beim Worte" hält. Im Großen wie im Kleinen läßt der Blagueur sein Publikum nie zu sich selbst kommen, immer bietet er ihm etwas Anderes dar; während er von dem Einen spricht, deutet er schon auf das Nächste. Ist er geschickt, so verfehlt er seinen Zweck nicht, denn erst wenn er erreicht ist, tritt die Enttäuschung ein. Es liegt dies offenbar nur zum geringen Theil in der Leichtgläubigkeit der Pariser, viel mehr trägt dazu die schmeichelnde, pikante Form der Blague bei, die zugleich in den niedern Sphären an die individuelle, in den höhern an die nationale Eitelkeit appellirt; vorzugsweise gründet der Blagueur aber seinen Erfolg auf den Mangel an Vorsicht, der einen Grundzug des französischen Nationalcharakters bildet. Argwöhnisch, mißtrauisch, berechnend zu sein, ist der Natur des Volkes fremd; die

Digitized by Google

Erfahrungen machen es nicht weiser; daß aber die Pariser Bevölkerung noch mit dem Leichtsinn der Jugend jedem ersten Impuls folgt, beweist, wie wenig die äußern Einflüsse die Grundzüge der Massen zu ändern vermögen.

4. Charakter und Organismus des Stadtlebens überhaupt.*)

Die einfachste Organisation des Lebens findet unter uns bei den Landbauern statt. Bei ihnen genügt noch jeder Haushalt weit mehr sich selbst, es hat noch nicht der Eine den Andern so unabweislich nöthig, da Jeder auf seiner Wiese, seinem Felde, in seinem Stalle und Hause fast Alles besitzt, dessen er bedarf. Obgleich freilich auch bei ihnen ein Zusammenbauen der Wohnungen nicht ohne Vortheile und sogar im Ganzen gewöhnlich ist, so ist doch eine innige, rasche und leichte Kommunikation im Innern nicht so sehr Bedürfniß wie bei den Bürgern der Städte. Die Bewohner des freien Landes bauen daher ihre Häuser nicht so nahe auf- und aneinander, sondern legen sie vielmehr der Länge nach an die Bäche oder Landstraßen, damit Jeder vom Wasser oder von der Landstraße Vortheil ziehen und doch zu gleicher Zeit seinen Gärten und Aeckern nahe sein kann.

Die Dörfer haben daher eine sehr einfache Organisation und ein geringes Streben zur Konzentration. Sie sind oft Meilen lang und dabei wenig breit, so daß sie bei viel geringerer Bevölkerung einen vielfach größeren Raum einnehmen, als die Städte.

Die Städte werden meistens auch als Städte geboren, und in der Regel findet kein Uebergang vom Dorfe zum Flecken, vom Flecken zur Stadt u. s. w. statt, weil die Städte ganz andere Bedürfnisse haben, ganz andere Lagen suchen und daher mit jenen Ansiedelungen in vieler Hinsicht gar nicht unter Eine Regel gehören. Ja, es giebt sogar geographische Verhältnisse, unter welchen eine Stadt vortrefflich gedeiht, da an derselben Stelle ein Dorf unmöglich wäre. Man denke an Gibraltar, an Malta, an dürre Meeresküsten, auf denen große Städte blühen. Jedoch mag häufig genug jener Uebergang von einem Dorfe zu einem Flecken und einer Stadt wirklich stattgefunden haben. In solchen Fällen kann man die Dörfer als Keime zu Städten betrachten, die erst eine einfache Längenausdehnung zeigen und allmählig Seitenäste und Glieder hervortreiben. Bei den weiter entwickelten Dörfern, den Flecken, die schon mit städtischen Elementen gemischt sind, tritt sogleich in Ausbildung zweier und dreier Nebenstraßen ein Streben nach Konzentrirung hervor. Je mehr der Flecken sich einer Stadt nähert, desto ausgerundeter erscheint er, und die Stadt selbst stellt, wo es die Umstände erlauben, ein völlig kreisförmig entwickeltes Gebilde dar.

*) Nach J. G. Kohl: „Der Verkehr und die Ansiedelungen der Menschen."

Digitized by Google

Die kreisrunde Fläche ist die einzige, in der jeder Punkt einer Ansiedelung allen andern möglichst nahe ist, und in welcher allein die innigste Gemeinschaft und rascheste Mittheilung stattfinden kann. Eben so ist die Kreislinie die einzige, welche sich mit den geringsten Mitteln, der kleinsten Mannschaft und Mauer vertheidigen läßt, denn sie ist die Linie, welche, den größten Flächenraum umschließend, doch die kleinste ist. Diese beiden Rücksichten auf innigsten Verkehr und leichteste Vertheidigung treiben die Städte zur Form der Kreisfläche hin.

Die künstliche Ausbildung des Stadtlebens, die Vervielfältigung der Bedürfnisse, die außerordentliche Theilung der Arbeit, die Unbehilflichkeit jedes Einzelnen für sich allein, dann die den städtischen Geschäften eigenthümliche und nothwendige Schnelligkeit der Betreibung: dies Alles hält die Stadthäuser auf engem Raume zusammen. Jeder Bürger wünscht mit allen seinen Mitbürgern in möglichst nahe Berührung zu treten, denn er hat sie alle mehr oder minder nöthig. Dieser Wunsch kann aber nie vollkommen erfüllt werden; am vollständigsten geschieht es in der Kreisfläche.

Jedoch sind die Umstände der Lage selten so günstig, daß die Städte den Kreis, nach dessen Erfüllung sie streben, wirklich erfüllen und vollkommen darstellen. Oft ist es ein Sumpf, der, weil die Stadt noch nicht Kraft und Mittel hat, ihn auszutrocknen, ihr nicht erlaubt, auf der einen Seite sich wieder auszudehnen; oft sind es Berge, zwischen denen sie eingekeilt liegt, und von denen sie in eine längliche Form gepreßt wird. Zuweilen drängen sich die Städte keilförmig zwischen zwei sich einigende Flüsse oder Meere, wie z. B. das prachtvollste Stadtdreieck Konstantinopel. Andere haben vielleicht in ihrer Nähe ein günstigeres Terrain entdeckt und ergießen sich nach einer Seite hin, hier unförmlich anschwellend, indem aller neue Anbau an dieser günstigeren Stelle geschieht.

Die größte Abweichung von der Kreisfläche, welche sich die Städte freiwillig, ohne von ihrer Umgebung gezwungen zu sein, erlaubt haben, ist die quadratische Form. Babylon erfüllte nach Herodot ein Quadrat, und Peking nach Timkowsky's Plan ein dem Quadrat nahe kommendes Parallelogramm. Eine von den Städten, die ganz besonders schön die kreisförmige Gestalt erfüllt haben, ist Moskau, welche Stadt, fast ganz sich selbst überlassen, im Laufe der Jahrhunderte naturgemäß sich ausbilden konnte.

Das Zentrum der Stadt ist gewöhnlich ihr Anfangspunkt (z. B. ein Tempel, ein Schloß, ein Markt). Dieser Mittelpunkt wird daher vorzugsweise begehrt, erstlich weil er allen Theilen der Stadt so nahe als möglich ist, und dann auch, weil er für den Handel, wenn die Stadt eine Handelsstadt ist, für den Schutz, wenn dieselbe sich um ein Schloß anlegt u. s. w., die meisten Vortheile bietet.

Es folgt daraus die entscheidende Regel: Je näher dem Mittelpunkte der Stadt, dem eigentlichen Sitze der Seele ihres

Digitized by

Lebens, desto stärker die Anziehung, desto größer das Gedränge der Häuser und Menschen, desto kostbarer der Boden. Aus dieser Regel ergiebt sich alles Andere von selbst.

Aber weil, je näher dem Zentrum, desto kostbarer der Boden ist, so sind auch hier die Straßen desto schmäler und kürzer, desto mehr die Häuser auf allen Seiten beschränkt und darum desto mehr in die Höhe gedrängt. Ferner: je näher dem Zentrum, desto mehr schaulustige und bewundernde Augen, daher auch desto mehr Prachtgebäude, die in den Enden der entfernten Vorstädte nicht vergebens glänzen wollen. Auf der andern Seite: je entfernter vom Mittelpunkte, desto billiger der Boden, desto unbeschränkter die Räume, desto breiter und größer die Straßen, desto weitläufiger die Häuser, zugleich aber auch desto einfacher und desto mehr ärmliche Hütten.

Ferner: je näher dem Zentrum, desto näher ihrem Anfangspunkte, desto älter die Gebäude, daher im innersten Ringe die mittelalterlichen Häuser, und im äußersten Ringe die meisten neuen Wohnungen.

Was nun die öffentlichen Gebäude anbetrifft, so gehören zuvörderst die Kathedralen und Hauptkirchen in den innersten Ring, wo das meiste Leben und das größte Bedürfniß nach einer gottesdienstlichen Erquickung und Herzensergießung ist. Die Städte sind aber in viele Quartiere und Gemeinden abgetheilt, jede Gemeinde will ihr Gotteshaus in ihrer Mitte haben, und so finden sich denn auch in den andern Ringen noch Kirchen. Die Nebenkirchen liegen jedoch mehr im zweiten und dritten Ringe, und die Kapellen und Bethäuser in den Vorstädten.

Wenn irgend Etwas sich in der Mitte finden muß, so sind es die für den Staats- und Gemeindedienst bestimmten, die fürstlichen Residenzschlösser, die Gouvernements- und Gerichtshäuser, von denen Alle abhängen, und denen ein Jeder nahe sein will. Man sieht sie daher auch meistens entweder an den Märkten — wie bei den deutschen Städten — oder auf den Stadtburgen — wie bei vielen griechischen und römischen Städten.

Minder stark ist der Zudrang nach der Mitte bei den Schulgebäuden, Museen, Bibliotheken u. s. w., deren Geschäfte nicht so dringlich sind.

Noch geringer ist das Bedürfniß der Mitte bei den Wohlthätigkeitsanstalten, bei den Armen-, Kranken-, Findel- und Arbeitshäusern. Ja, man könnte sie zum Theil als zentrumfliehend bezeichnen. Sie stehen mit dem Leben der Stadt nicht in raschem und innigem Verkehr, da sie vielmehr manches aus dem Stadtleben Ausscheidende enthalten, wie Krankheit, Armuth, Verbrechen. Sie sind eine Art von Klöstern, die ein eigenes Leben für sich haben wollen und dazu viel Raum, Ruhe und Unabhängigkeit in Anspruch nehmen, welches Alles in den inneren Ringen der Stadt nicht wohl zu haben ist, und sich dieses da verschaffen zu wollen eine sinnlose Verschwendung wäre.

Was die Wohnungen der vornehmsten Bürger der Stadt betrifft, der

Digitized by Google

oberſten Beamten, des Adels, der Kapitaliſten, der Bankiers und erſten Kaufleute, ſo legen ſie ſich gern in den innern Ring der Stadt, wo die Häuſer koſtbarer ſind, die Miethen höher werden, wo man den Sitzen der Könige und Behörden, oder dem Sitze des Verkehrs und Handels näher wohnt, wo die Häuſer und das Blut der Bürger älter und die Klaſſen privilegirter werden. Man kann indeſſen unter den erſten Bürgern füglich einen Unterſchied machen: man kann ſie in die thätigen und müſſigen Reichen eintheilen. Zu letzteren gehören die in die Stadt der Vergnügungen willen gezogenen Vornehmen, die großen Rentiers und Kapitaliſten, zu jenen die Geſchäftsmänner, die oberſten Beamten, die großen Kaufleute, Bankiers u. ſ. w. Sie werden in der Regel ſehr verſchiedene Quartiere in der Stadt inne haben.

Die thätigen Reichen findet man durchaus immer im Zentrum der Stadt, wo ſie ihre Bureaux und Komptoirs beſitzen. Die müſſigen Reichen hingegen haben nicht gern Etwas mit dem Lärm der Geſchäfte zu thun, und ziehen ſich aus der Mitte derſelben zurück. Sie legen daher gewöhnlich neben dem eigentlichen alten Zentrum der Geſchäfte ein Zentrum des Vergnügens und der vornehmen Welt an. Man kann dies bei vielen Städten beobachten, z. B. in London, wo einige Theile der City das eigentliche uralte Zentrum der Stadt bilden, und der Sitz der Geſchäfte ſind, dagegen die Theile von Weſtminſter, als Sitz der vornehmen Welt, ſich jenen zur Seite legen.

Das Quartier der Vornehmen gieng aus dem der Geſchäftsleute hervor, denn erſt mußte die Stadt arbeiten, bevor ſie reich wurde, und zuvor mußte ſie reich und mächtig werden, ehe ſie eine Klaſſe müſſig gewordener Reichen haben konnte. Sie bauten ſich in den Vorſtädten der alten Stadt auf den Bauplätzen der gekauften und eingeriſſenen Häuſer der armen Leute an, indem ſie ſo die Vorſtädte zu inneren Ringen der Stadt machten und die Gärtner, Handwerker und andern kleinen Bürger hinausſchoben.

Das Quartier der Thätigen arbeitet ſtets für die Bevölkerung des Quartiers der Müſſigen, und es finden fortwährend Uebertritte der Reichgewordenen und Genießenwollenden aus jenem in dieſes ſtatt.

In neueſter Zeit iſt eine ganz eigenthümliche Veränderung mit dem Quartier der Vornehmen in vielen Städten Deutſchlands vorgegangen. In Bremen, Hamburg, Braunſchweig, Dresden, Leipzig u. ſ. w. ſind nämlich in Folge der großen Veränderungen in den politiſchen und geſelligen Zuſtänden und Bedürfniſſen die mittelalterlichen Gewänder der Mauern und Wälle geſchwunden und an ihre Stelle die ſchönſten und anmuthigſten Gartenanlagen getreten. Dieſe haben nun wieder ihrerſeits den an ihnen liegenden Bauplätzen einen hohen Werth verliehen, und viele reiche Leute, welche jetzt mehr als früher wieder Freude an der Natur finden, wurden aus den inneren Ringen der Stadt herausgelockt. Sie machten die kleinen, ärmlichen Maueranwohner verſchwinden und umgaben die Städte

Digitized by

mit einem herrlichen Kranze freundlicher Boulevards und prächtiger Gebäude.

Die reichen Bürger, sowohl die thätigen als die müssigen, bilden den eigentlichen Kern der Stadt; bei Handelsstädten also die großen Kaufleute und Kapitalisten, bei Manufakturstädten die Fabrikherren und bei Residenzstädten der Adel und die hohen Beamten. Die Mittelklasse, die Krämer, Schenkwirthe, Handwerker u. s. w., sind nur ihre hilfreichen Hintersassen. Die meisten von diesen müssen freilich überall bei der Hand sein und sind daher überall zerstreut. Dennoch aber wird man nie in Masse ihnen den innern Ring anweisen. Die Schneider, Schuster, Tischler u. s. w. sind immer nur sekundäre Formationen, die sich an irgend eine Urformation anlegen. Man kann ihnen daher im Ganzen genommen nur den zweiten Ring anweisen.

Die Halbbauern endlich, die Gärtner, die Armen, die alten Leute und die Wittwen sind durchgängig in die äußersten Ringe zu verlegen, wo billige Räume, mehr Ruhe und Gärten zu finden sind.

Von den Fabriken und Manufakturen gehören manche, die für ständige Bedürfnisse arbeiten, ebenfalls in den zweiten Ring, die meisten aber werden mit Recht in die äußersten Ringe der Vorstädte hinausgeschoben, entweder weil sie zu große Räume erfordern, oder zu gefährlich sein würden oder schädlich, um in der Stadt geduldet zu werden.

Was endlich die Vorrathshäuser, Packhäuser, Magazine und Waarenhäuser anbetrifft, so scheinen die Handelsstädte, bei denen sie fast allein von Wichtigkeit sind, ein zweifaches Verfahren beobachtet zu haben. Sie haben entweder die Packhäuser mit den Wohnungen vereinigt, zuweilen aber auf besonderen Plätzen am Markte oder Wasser zusammengebaut. Das Erste findet meistens in den hanseatischen und holländischen Handelsstädten statt, wo die Kaufleute eigentlich in ihren Packhäusern wohnen, indem nämlich die ganzen Räume der Häuser mit Waaren angefüllt sind, und nur hier und da auf höchst unbequeme Weise ein Wohn- und Schlafzimmerchen angebracht wurde. Letzteres findet sich bei den englischen Docks, den orientalischen Bazars und den russischen Kaufhöfen.

Wenn wir eben so leicht Häuser über einander bauen könnten, als neben einander, wenn alsdann die Kommunikation auf einer in die Höhe gerichteten Straße, d. h. auf einer Leiter oder Treppe, eben so leicht wäre, als auf einer horizontalen, und wenn man endlich die Souterrains in beträchtlicher Tiefe eben so leicht mit Licht und frischer Luft versehen und zwischen ihnen und den oberen Stadtschichten einen eben so leichten Verkehr herstellen könnte, so würde jede Stadt ihre Kugelgestalt erfüllen und wie eine Baumkuppel nach allen Seiten ihre Straßenzweige ausschicken.

Da aber auf der einen Seite schon überhaupt das Uebereinanderbauen der Häuser große Schwierigkeiten hat, dann aber doch wenigstens nur in lothrechter Richtung stattfinden kann, da auf der andern Seite das Untereinanderbauen der Häuser vom Boden in die Tiefe abwärts, wenn

Digitized by Google

auch nicht größere Schwierigkeiten, ſo doch größere Unannehmlichkeiten für den Menſchen als ein Luft- und Lichtweſen hat, ſo bleiben die Städte in dieſen Richtungen immer ſehr unentwickelt und ſtellen immer nur höchſt zuſammengedrückte Ellipſoiden vor.

Wir finden beſonders in einigen mittelalterlichen Städten Deutſchlands, Frankreichs und Englands außerordentlich hohe Häuſer. Es ſind oft fünf Stockwerke über einander geſetzt, und außerdem noch mehrere Bodenräume im Dache. Wir können indeſſen drei über einander geſetzte Häuſer als die gewöhnliche Höhe, welche die Städte erreichen, und noch dazu das Dach als viertes, aufgethürmtes Gebäude betrachten, und auf dieſe Weiſe wenigſtens drei über die unterſte Häuſerſchicht ſich legende andere Häuſerſchichten annehmen.

1. Rez-de-chaussée (unterſte Schicht).
2. Die Schicht der bel étage.
3. „ „ des zweiten Stockwerks.
4. „ „ des dritten „

In dem Rez-de-chaussée iſt man der handeltreibenden Waſſerfläche, den verkehrenden Straßenkanälen und dem Zentrum der Stadt, das allemal unmittelbar auf der Erde zu ſuchen iſt, näher. Es iſt daher Nr. 1 offenbar die Region der Geſchäftsleute und der Geſchäfte, alſo der Komptoirs, Bureaux, der Kaufläden, Boutiquen, Börſen, Audienzzimmer, Krämer und Entréezimmer.

Die vornehme Welt (oder auch die Geſchäftswelt, wenn ſie vornehm und vergnügt ſein will) liebt nicht, an Geſchäfte erinnert oder durch ungebetene Beſuche geſtört zu werden. Die Kaufleute und ſelbſt die Handwerker wollen doch einmal ihren Sonn- und Feiertag haben. Die vornehme Welt und überhaupt die des Vergnügens willen verſammelten Geſellſchaften meiden daher das an Störungen reiche und geſchäftige Rez-de-chaussée und wählen Nr. 2, die bel étage, mit Recht ſo genannt, ſchon weil ſie ſich über den Schmutz und die Feuchtigkeit des Erdgeſchoſſes erhebt. Dieſe iſt die Gegend der Tanz-, Prunk- und Geſellſchaftsſäle, die Region des Reichthums und der Freude. Weiter nach oben, in den Kreiſen der dritten und vierten Stockwerke, nehmen dann die Bevölkerungselemente eben ſo mehr und mehr an Bedeutſamkeit ab, wie in den äußeren Ringen des Stadtorganismus. Die Wohnung der Nr. 4 im innerſten Ringe der Stadt wird daher ungefähr ſo viel koſten als Nr. 3 im zweiten Ringe, Nr. 2 im dritten Ringe, Nr. 1 im vierten Ringe. Die armen Handwerker, Künſtler und Schreiber, die im erſten Ringe unter dem Dache wohnen, können im dritten Ringe am Boden in der Nähe eines Gärtchens leben, und die am ſchlechteſten beſoldeten Beamten haben nur die Wahl, entweder vier Treppen hoch im Innern der Stadt zu ſteigen, oder vier Straßen lang vom dritten Ringe in den Mittelpunkt zu laufen.

Wie im Innern der Stadt ſich Einiges anzieht, Anderes abſtößt, ſo machen ſich auch in der Umgebung der Stadt von der Stadt

Digitized by

ausgehende Einflüsse geltend, welche theils anziehend, theils abstoßend wirken.

Die Anziehung, welche eine Stadt ausübt, erklärt sich aus den ungeheueren Vortheilen vereinter Kraft und getheilter Arbeit.

So lange jede Familie noch in ihrer Hütte einzeln wohnt, muß sie sich selbst genügen. Jeder muß dann Alles sein und Alles können. Die Gewerbe, Handwerke, Künste und alle Geschäfte des Lebens werden daher bei zerstreuter Bevölkerung nur in ihrer Kindheit, und viele ganz unentwickelt bleiben.

Mehrere Familien, die auf den Einfall kommen, ihre Häuser neben einander zu bauen, haben dadurch sogleich Vieles vor den vereinzelten voraus. Sie können mit Rath und That sich einander beistehen. Sie sind stärker gegen ihre Feinde. Sie machen nun gleichsam ein einziges verdoppeltes Haus, und da sie mehrere Akteurs haben, so können sie in ihrem Haushalte auch mehrere Rollen vertheilen. Diese Vortheile locken Andere zum Anschluß an sie, und es wird sich allmählig eine Gemeinde ausbilden, in welcher dieses Geschäft dem Einen, ein anderes dem Andern übertragen werden kann.

Was man bei vereinzelten Wohnungen auf weiten Strecken suchen muß, findet man in der Stadt auf kleinem Raum vereinigt. Die größere Wohlfeilheit der Arbeit, die durch Konkurrenz gesteigerte Güte und Eleganz und die schnellere und bequemere Besorgung geben dem Stadthandwerker mehr zu thun. Das Zusammenströmen der Waaren macht sie billiger. Die Häufigkeit der Nachfrage macht eine großartige, fabrikmäßige Betreibung der Handwerke und dadurch selbst billigere Preise möglich. Die Geschäfte des Groß- und Kleinhändlers sondern sich und werden auf diese Weise besser betrieben. Die vermehrten Verkäufer und Fabrikanten locken mehr Einkäufer und Konsumenten herbei; die neu eingeführten Bürger zwingen neue Handwerker und Krämer zur Ansiedelung.

Auf diese Weise zieht jede Ansiedelung Vieles von Außen in sich herein; Vieles aber lockt sie nur aus der Ferne in die Nähe heran.

Eine Stadt ist in dieser Hinsicht ganz so zu betrachten, wie ein Mensch. Dieser hat eine Menge von Hilfsmenschen nöthig, um seinen Leib zu kleiden, zu nähren, unter Dach und Fach zu bringen. Eben so hat eine Stadt viele Hilfsorte nöthig, um alle ihre ungeheuren Bedürfnisse zu befriedigen. Hierher gehören vor Allem die Ackerbau und Viehzucht treibenden Dörfer in der Nähe der Städte, dann die Hafen- und Lootsenorte, die Ueberfahrtsplätze an Flüssen, der Hauptstadt gegenüber, gewisse Speditionshandelsorte u. s. w.

Aus verschiedenen Ursachen legen sich die großen Seehandelsstädte nicht immer unmittelbar an's Meer, sondern oft mehr oder weniger tief in's Land, so namentlich die Städte an Flußmündungen mit Ebbe und Fluth, so ebenfalls oft die Städte an einem halbgeschlossenen Meerbusen, wenn sie

Digitized by Google

in der innern Bucht oder Spitze desſelben liegen. Aus dieſer Entfernung vom Meere entſtehen nun mancherlei Uebelſtände. Die großen Schiffe können wegen zu ſeichten Waſſers oder wegen eintretender widriger Winde nicht ſogleich bis zu ihrem eigentlichen Beſtimmungsorte hinaufgelangen, oder ſie können nur ſo weit in das Innere des Landes ſich hineinwagen, wenn ſie von des Fahrwaſſers Kundigen geleitet werden.

Unmittelbar alſo an der Mündung des Fluſſes, des Haffs oder des geöffneten Binnenwaſſers werden mancherlei Bedürfniſſe fühlbar, die hart am Meere einen Ort wünſchenswerth machen und einen Hafen entſtehen laſſen zum vorläufigen Einlaufen und auch zum theilweiſen Löſchen der Schiffe, einen Lootſenort, der den Schiffen des Fahrwaſſers kundige Männer entgegenſchickt. Dieſer Ort entwickelt ſich daher aus den nöthigen Hafen-, Pack- und Wirthshäuſern und ſammelt innerhalb ſeines Weichbildes Lootſen, Aufſeher über das Fahrwaſſer und ſeine Regulirung, Leute, welche die Baken, Wachtſchiffe, Leuchtthürme u. ſ. w. beſorgen und inſpiziren, Mauthbeamte und noch manche andere Handelsgehilfen. *)

Wie ausgezeichnete Handelskommis wohl mit dem Geſchäfte, das ſie für ihren Prinzipal betreiben, auch noch ein kleines Geſchäft für eigenes Konto verbinden, ſo treiben dann ſolche „Nebenorte" oft auch Handel und Verkehr auf eigene Rechnung und entwickeln ſich ſo zu ſelbſtſtändigen Handelsplätzen. Ja, ſehr oft geſchieht es ſogar, daß der Diener dem Herrn über den Kopf wächſt. Dies haben die größeren Handelsſtädte von den für ſie arbeitenden kleinen Hilfsorten zu befürchten, und auch oft erlitten. **)

Den Schiffern ſind in der Regel dieſe ſekundären Hafenorte weit beſſer bekannt, als die eigentlichen Hauptorte, denen ſie angehören. Namentlich ſind z. B. La Guayra, Cette, Yarmouth weit berühmter auf den Meeren, als ihre Prinzipale Carracas, Montpellier, Norwich.

Wenn die großen Handelsſtädte unmittelbar am Meere liegen, ſo verſehen ſie natürlich neben ihrem Hauptgeſchäft auch ſelbſt jene vorläufigen

---

*) Hilfs- und Nebenſtädte von dieſem Charakter ſind z. B. folgende: Kuxhafen und Blankeneſe für Hamburg, Oſtia für Rom, Kronſtadt für Petersburg, Travemünde für Lübeck, Oſtende für Brügge, Tong für Nanking, Cette für Montpellier, La Guayra für Carracas, der Piräus für Athen, Weichſelmünde für Danzig, Dünamünde für Riga, Friedrichsort für Kiel, Schleimünde für Schleswig, Greenock für Glasgow, Perth für Dundee, Kittnoſh für Limmerick. London hat ſehr viele ſolcher Handelsgehilfen, Häfen, Lootſenorte u. ſ. w. an der Themſe zerſtreut, ſo Greenwich, Woolwich, Graveſand, Sheerneß u. ſ. w. Für Stettin ſind, wenigſtens zum großen Theil, thätig: Peenemünde, Wolgaſt, Swinemünde an der Swine, Camin, Wollin an der Dievenow.

**) Bremen befürchtete in alten Zeiten von der kleinen an der Geeſte (einem Nebenfluſſe der Weſer) angelegten Karlsſtadt ſo viel, daß es dieſe Stadt aus Neid über die ſelbſtſtändige Blüthe, die es zu entwickeln im Begriff ſtand, zerſtörte. Jetzt iſt auf derſelben Stelle von Bremen ſelbſt ein neuer Hafenort, Bremerhaven, angelegt. Havre de Grace iſt von einem Hilfsorte Rouens zu ähnlicher Blüthe gelangt. Ein ähnlicher Fall iſt mit Oſtende und Brügge.

Digitized by

Nebengeschäfte. So erscheint z. B. bei Venedig, Genua, Marseille und den meisten Mittelmeerhäfen kein solcher Trabant.

Fast jede Flußstadt, die nur auf der einen Seite des Stroms liegt, hat einen Ueberfahrtsort sich als Gehilfen gegenüber auf der andern Seite des Stroms plazirt, zuweilen nur einige Häuser, zuweilen ein Dorf oder ein eigenes Städtchen; in andern Fällen eine Vorstadt, die endlich wohl als Neustadt gänzlich mit der Hauptstadt verschmilzt.*)

Eben so, wie das Bedürfniß des Verkehrs und der Zufuhr, begründet auch das Bedürfniß der Vertheidigung und Befestigung Hilfsorte in der Nähe von großen Städten.

Es ist nicht immer passend, um so weniger, je größer die Stadt ist, diese selbst mit dem Panzer der vertheidigenden Wälle, Gräben und Mauern zu umgeben. Dieses enge Kleid, obgleich trefflich und brauchbar im Kriege, genirt doch im Frieden die freie Bewegung der Stadt vielfach. Sie beauftragt daher häufig einen besondern kleinen Ort in ihrer Nachbarschaft mit der Veranstaltung der zur Vertheidigung nöthigen Vorrichtungen, und es entstehen so die Zitadellen, Brückenköpfe und Hilfsfestungen, in die sich die Bürger zur Zeit der Bedrängniß flüchten können, die freilich auch ihre Plage werden, wenn sich der Feind ihrer bemächtigt.

Die am häufigsten vorkommenden Fälle dieser Art sind befestigte Orte an Hafen-, Fluß-, Meerbusen- und Meerengenmündungen, bei Uebergängen über Flüsse u. s. w. So vertheidigen die Dardanellen, hilfreich dienend der Stadt Konstantinopel, die Thore ihrer Häfen. So schützt Dünamünde als Dienerin Riga's die Mündung der Düna. So hat Petersburg als Wächter seines Hafens Kronstadt mit dem Nöthigen versehen. So zeigt sich Praga bei Warschau, Castel bei Mainz, Deuz bei Köln.

Die Neigungen, Moden, Launen, Gewohnheiten u. s. w., von denen Städte eben so gut beherrscht werden, wie jedes Einzelwesen, werden theils durch die Lage und Umgebung der Stadt hervorgerufen, theils aber locken sie auch umgekehrt allerlei Talente und Produkte in ihrer Umgebung zum Leben. Nach dem Sprüchwort panem et circenses kann man alle hierher gehörigen Bedürfnisse der Städte in solche nach Brot und in die nach Vergnügen, und eben so alle Orte in die Brot gebenden und Vergnügen gewährenden eintheilen.

Nahe und fern sind um jede Stadt herum viel kleinere und größere

---

*) Als Hilfsorte dieser Klasse kann man beispielsweise nennen: Kehl bei Straßburg, Bettingen bei Basel, Sachsenhausen bei Frankfurt, Castel bei Mainz, Haarburg bei Hamburg u. s. w.

Als Vorstadt stellt sich die gegenseitige Ansiedelung dar bei Konstantinopel, Galata, Pera auf der einen Seite des goldenen Horns; Klein-Riga bei Riga auf dem linken Ufer der Düna.

Digitized by Google

Ortſchaften mit der Erzeugung und Herbeiſchaffung des Holzes, des Mehles, des Fleiſches, der Butter u. ſ. w. beſchäftigt.

Man ſehe nur die Verzehrungstabellen einiger Städte nach, um ſich zu überzeugen, welche ungeheueren Bedürfniſſe ſie haben. So verzehrt London jährlich an 400,000 Stück Rindvieh, und Paris etwa die Hälfte dieſer Quantität. Wie viele wirthſchafttreibende Orte gehören dazu, dieſe Fleiſchmenge zu liefern, und wie viele müſſen deren nicht in der Nähe der großen Städte geſtiftet werden. Wie viele kleine Fiſcherorte muß nicht London an der Meeresküſte ernähren, um ſein Bedürfniß zu ſo vielen Millionen Dutzend Auſtern zu befriedigen, als Paris Stücke ißt, und um ſich ſo viel Schiffsladungen Fiſche zu verſchaffen, als Paris Wagenlaſten haben ſoll.

Alles, was ſich auf einem kleinen Raume gut ausführen läßt, das beſorgt ſich in der Regel die Stadt ſelbſt am beſten. Was dagegen größere Räume und beſondere Umſtände, welche die Stadt nicht darbietet, nöthig hat, läßt ſie ſich durch andere benachbarte Orte liefern. Und ſelbſt bei Jenem, das ſie wohl an und für ſich liefern könnte, hängt Manches vom Zufall ab, das ſich ſelbſt in großen Städten nicht immer erzwingen läßt. Wie jede Lage ihre Eigenthümlichkeiten, wie jeder Menſch ſein hervorſtechendes Talent oder beſondere Konſequenzen hat, ſo hat auch jedes Städtchen ſein Lieblingsgewerbe, worin es exzellirt, weshalb ſich in der Nachbarſchaft größerer Städte viele mannigfach thätige und induſtriöſe Orte anhäufen.

Die eigentlichen Circenses (Menſchen zur Unterhaltung) liefern die Städte ſelbſt am beſten. Die Schauſpiele, die Bälle, die Prozeſſionen u. ſ. w. können ſich wegen des Ueberfluſſes an Talenten und Perſonen in den Städten am beſten darbieten. Doch giebt es noch viele Vergnügungen anderer Art, die wegen der Koſtbarkeit des Raumes und aus andern Gründen in den Städten nicht gut ausführbar ſind. Kegel- und Ballſpiele, Kavalkaden, Schifffahrten, Spaziergänge und ſonſtige Naturgenüſſe kann man ſich in den übervölkerten, be- und überbauten Stadträumen ſchwer verſchaffen.

Weil man in den Städten der freien Natur entbehrt, ſo entwickelt ſich gerade hier eine ganz beſondere Sehnſucht und Sehnſüchtelei nach der ſchönen Natur, den grünen Feldern und der unbeſtäubten Sonne des Landes. Die Städte ſind die wahren Beförderer der Freude am Landleben, und die Mütter der Sentimentalität für die Natur, die auf dem Lande ſelbſt unbekannt iſt.

Die Städte umgeben ſich daher mit einer Menge ländlicher Vergnügungsorte von verſchiedenem Charakter, die ihnen Das gewähren, was das Straßenpflaſter, die Stadtluft und die hohen Mauern verſagen.

Der Landmann hat die Natur in Fülle und kann ſie in jedem Augenblick haben, ja muß ſie ſogar oft wider Willen nehmen. Der arme Städter dagegen, an ſeinen Arbeitstiſch, ſeinen Kaufladen u. ſ. w. ge-

Digitized by

ſchmiedet und zwiſchen ſeinen Mauern eingekeilt, muß viel raffiniren und künſteln, wie er ſich ein Stückchen Natur verſchaffe, das ihm zur Hand ſei. Aus dieſem Streben des Städters entſteht die Blumiſterei und Gartenkunſt. Beide ſind zwei zierliche Töchter des Stadtlebens. Die zauberiſchen Gärten von Schiras und Damaskus liegen eben bei großen Städten. In dem ganzen großen Rußland hat noch keine Quadratmeile ſo bewundernswürdige Gartenanlagen aufzuweiſen als Petersburg. Auf dem Lande wäre man nie, wie in Babylon, auf die raffinirte Idee gekommen, aus Raumſparniß den Garten ſelbſt auf das Dach des Gartenhauſes und der Gärtnerwohnung zu verſetzen.

5. Marſeille.*)

(Charakterbild einer Handelsſtadt.)

Zwiſchen Aix und Marſeille liegt nur eine Station; denn beide Städte ſind etwa zwei Meilen von einander entfernt. In der Nähe von Aix iſt die Gegend ſehr angebaut und freundlich, dann kommen wieder dürre, öde Felſen bis gegen Marſeille, wo Alles in blühendem Leben aufſproßt, weil die hohe Kultur des Landes den ſonſt unfruchtbaren Kalkſtein beſiegt. Ungefähr anderthalb Stunden von der Stadt hielt der Poſtillon auf einer Anhöhe und machte uns auf die Viſta aufmerkſam. So heißt dieſer Platz vorzugsweiſe mit vollem Recht, denn eine ſchönere Ausſicht als die, welche jetzt im funkelnden Abendſtrahle der Sonne vor uns lag, ſahen wir nie. Zur rechten Hand erblickten wir das weite Mittelländiſche Meer, belebt durch unzählige Segel, die hellglänzend zu uns herüber ſchimmerten; wunderbar gezackte Felſen bilden das Ufer; gerade aus liegt die große Stadt tief im Grunde, umgeben von einem Halbzirkel eben ſo ſchöner Felſen; und linker Hand eine weite Ebene, beſäet mit mehreren Tauſenden weißer, zerſtreut liegender Landhäuſer, den berühmten „Baſtiden" der Einwohner von Marſeille.

Der erſte Eintritt in Marſeille von Aix iſt wirklich impoſant. Gleich am Thore beginnt der herrliche breite Kours, welcher die ganze neue Stadt vom Aix-Thore an bis zum römiſchen Thore durchſchneidet. Er iſt eine gute Viertelmeile lang, und da er an den beiden äußeren Enden höher liegt und gegen die Mitte ſich allmählig hinabſenkt, ſo kann man ihn an beiden Thoren ſeiner ganzen Länge nach bequem überſehen; hohe, ſchattige Bäume bilden eine breite Allee in der Mitte, und anſehnliche Häuſer umgeben ihn an beiden Seiten, deren unterer Stock faſt durchgängig zierlich aufgeputzte Waarenmagazine enthält, wie wir ſie in London und Paris

*) Johanna Schopenhauer: „Reiſe von Paris durch das ſüdliche Frankreich bis Chamouny." Zwei Theile. (Zweite Aufl.)

Digitized by Google

ſahen. Die zum Hafen führende, mit ſchönen, ganz gleichförmig erbauten Häuſern beſetzte Straße Kannebière durchſchneidet den Kours in der Mitte, und ſchon von hier aus erblickt man den Wald von Maſtbäumen der im Hafen liegenden Schiffe. Noch ſchöner beinahe iſt die nahe liegende Straße Beauvau mit ihren palaſtähnlichen Gaſthöfen und prächtigen Wohnhäuſern. Wir wohnten dort im Hôtel des Ambassadeurs und hatten alle Urſache, ſowohl mit der Bedienung als mit der Billigkeit des Wirthes zufrieden zu ſein. Das große Theater liegt am Ende dieſer Straße auf einem ganz freien Platze, mit der Hauptfronte gegen jene gewendet. Die Säulen und der übrige architektoniſche Schmuck daran machen einen ſehr ſchönen Effekt. Im Ganzen iſt der neuere Theil von Marſeille mit den ſchönſten Straßen und Plätzen des beſten Theils von London zu vergleichen und übertrifft ſie wohl noch durch die regelmäßige Schönheit der durchgängig maſſiv aus Quaderſteinen erbauten Häuſer. Das Straßenpflaſter iſt ganz vortrefflich, und die zu beiden Seiten ſich hinziehenden breiten, mit Steinplatten belegten Fußpfade (Trottoirs) machen das Gehen in der Stadt ſehr bequem und angenehm. Klares, friſches Waſſer ſtrömt in ſchmalen ſteinernen Kanälen durch alle Straßen; zwar muß man oft über dieſe Kanäle hinüberſteigen, und dies macht ſie ein wenig unbequem; dafür tragen ſie aber auch ſehr viel zur Reinlichkeit und Kühlung bei, namentlich aber zur Milderung des Staubes, welcher ohne ſie in den heißen Sommermonaten, wo faſt kein Tropfen Regen fällt, unerträglich werden würde. Die nächtliche Erleuchtung der Straßen iſt vortrefflich, auch hält die Polizei ſehr ſtreng auf Reinlichkeit, ſo daß die Damen mit weißen Schuhen zu Fuß gehen können. Dieſe Reinlichkeit fiel uns beſonders auf, und die ſchöne zierliche Stadt, in welcher ſogar die Straßen zuweilen gewaſchen werden, gefiel uns um ſo beſſer, je länger wir auf unſerer Reiſe die Freude entbehrt hatten, Alles um uns her ſauber zu ſehen.

Ganz von dem neuern Theile der Stadt verſchieden iſt der auf einer beträchtlichen Felſenhöhe erbaute ältere Theil derſelben, und der Kontraſt zwiſchen beiden erinnerte uns auf das Lebhafteſte an Edinburgh, wo man auch nur über eine Brücke zu gehen braucht, um in einem ganz andern Orte, unter ganz andern Menſchen zu ſein. Im alten Marſeille fanden wir die hier zu Lande gewöhnlichen, engen, winkeligen Straßen, die alten, hohen, düſteren Häuſer wieder und eine durch die furchtbarſte Unreinlichkeit verpeſtete, kaum zu athmende Luft. Das Pflaſter der bald auf-, bald abwärts führenden Straßen iſt abſcheulich, und nicht ohne Gefahr, den Hals darauf zu brechen, kletterten wir herab, dem Hafen zu, zwiſchen elenden, mit Einſturz drohenden Hütten.

Die Menſchen, welche dieſen alten an den Hafen grenzenden Theil der Stadt bewohnen, ſind die ärmſten in Marſeille, vielleicht in ganz Frankreich. Sie gehören zu einer eigenen Kaſte, welche ſich ſowohl in der Sprache, als in der Sitte, Kleidung und den übrigen Gebräuchen von allen andern Franzoſen unterſcheidet. Die groben Lumpen, von denen ſie nothdürftig

Digitized by

bedeckt ſind, und ihre kümmerliche Nahrung, mit der ſie ihr Leben friſten, erwerben ſie einzig mit ihren Fiſchernetzen. Von den übrigen Bewohnern Marſeille's wegen ſeiner Wildheit, die oft in Raub und Mord ausartet, gemieden, lebt dies wunderliche Volk blos für ſich und verlangt nach keiner Gemeinſchaft mit ſeinen Nachbarn. Die dunkeln, düſtern Geſichtszüge zeichnen es auf eine unverkennbare Weiſe aus. Manche wohnen des Fiſchfangs willen den größten Theil des Jahres hindurch faſt ganz in den Höhlen und Klüften der Felſen, die den Hafen an dieſer Seite begrenzen. In Marſeille glaubt man, dieſe Leute wären Abkömmlinge der erſten Bewohner, der Photier*), die hier in grauer Vorzeit eine Art von Kolonie anlegten, und das Gepräge ihres Urſprunges durch alle Jahrhunderte hindurch rein und echt erhalten haben, da ſie blos Töchter ihres eigenen Stammes heirathen.

Der Hafen von Marſeille iſt einer der ſchönſten in der Welt; 900 Schiffe können darin, vor Sturm geſichert, liegen; hohe ſchützende Felſen umgeben ihn und die Rhede, auf welcher mehrere Inſeln den Eingang in das weite Meer zu bewachen ſcheinen. Täglich wandelten wir auf den den Hafen umgebenden Quais und ergötzten uns an der köſtlichen Ausſicht und an dem fröhlich-lebendigen Gewühle zu Waſſer und zu Lande, ohne deſſen müde zu werden. Bunte Flaggen und Wimpeln der verſchiedenſten Nationen flattern hier luſtig gegen den dunkelblauen Aether hinauf; kleine, ſonderbar geſtaltete Schiffe von der Küſte des Mittelländiſchen Meeres, beladen mit Orangen, Kaſtanien, ſogar mit Blumen, ankern neben den gewaltigen großen Kauffartheiſchiffen des fremden Nordens und den ganz fremdartig ausſehenden Fahrzeugen der levantiſchen Küſten. Viele hundert Boote, Schaluppen und Fiſchernachen kreuzen luſtig dazwiſchen herum, auch recht zierliche Gondeln, deren immer eine große Anzahl zur Luſtfahrt auf den ſmaragdgrünen, oft kaum ſich kräuſelnden Wogen am Ufer bereit liegt.

Auf den mit anſehnlichen Häuſern umgebenen Quais herrſcht das mannigfaltigſte Leben, wie auf dem Waſſer daneben; alle europäiſchen Nationen verſammeln ſich hier neben den Bewohnern von Aſien und Afrika; alle Sprachen ertönen, und die mannigfaltigſten Trachten und Nationalphyſiognomien aller gebildeten Völker ſieht man vielleicht nirgends ſo auf Einem Punkte vereint. Oft glaubten wir uns auf einer großen Maskerade, wenn wir die vielen Türken, die Armenier und Griechen, die Afrikaner mit gelben maskenartigen Geſichtern, jeden in der Tracht ſeines Vaterlandes — unter den ſchönen geputzten Marſeillerinnen umher wandeln ſahen, dazwiſchen die ſchwarzen Geſichter der Neger und Negerinnen, und die Griechinnen, denen man überall begegnet. Dieſe ſtimmten indeſſen unſern

*) Marſeille gehört zu den älteſten Städten Europa's; ſie war von einer vor Cyrus aus Kleinaſien um 550 v. Chr. geflohenen griechiſchen Kolonie gegründet worden und war dann bis Cäſar eine Handelsrepublik, von den Römern unter dem Namen Maſſilia gekannt und geachtet.

Digitized by Google

Begriff von den berühmten Schönheiten ihres Landes gewaltig herab; Aſpaſia, Lais und die übrigen berühmten Frauen Griechenlands müſſen denn doch ganz anders ausgeſehen haben, als dieſe orangegelben, langnaſigen Damen, deren geſchmacklos bunte, mit Verzierungen überladene Kleidung ihre wirkliche Häßlichkeit in's grellſte Licht ſtellt.

Der Quai an der Seite der alten Stadt ſieht zum Theil wie ein orientaliſcher Bazar aus; er iſt viel ſchmäler, als der ihm gegenüberliegende an der andern Seite des Hafens, aber auch viel lebhafter; denn der untere Stock der ihn umgebenden Häuſer enthält Magazine, in welchen ſowohl die ſeltenſten, theuerſten Waaren, als auch die unbedeutendſten zum Verkauf ausgeſtellt ſind. Türken und Griechen halten hier die koſtbarſten Erzeugniſſe des Orients feil, reiche Teppiche, prächtige orientaliſche Stoffe, echt türkiſche Shawls in den glänzendſten Farben, mit ſo grellen, wunderlichen Blumen, Palmen und Streifen, als man ſie ſich nur wünſchen kann, damit Jedermann von Weitem ſehe, daß dieſe bunte Hülle viel Geld koſten muß. Roſenduft ſtrömt ſchon von Weitem aus andern, mit den köſtlichſten Eſſenzen angefüllten Magazinen. Aus einem Magazin daneben ſchauen Papageien, Kakadus und andere Vögel ſüdlicher Zonen in der bunten Farbenpracht ihrer Federn gar fremd in die Welt hinein, während poſſirliche Affen neben ihnen dem Vorübergehenden Geſichter ſchneiden. Alles iſt hier zu haben. Juwelen und Perlen, Uhren und Heiligenbilder, Landkarten und Kupferſtiche; die herrlichſten Früchte des Südens, Orangen, Granatäpfel, Kokosnüſſe, Piſtazien, faſt friſche Datteln, in langen Trauben noch an einander hängend, und die köſtlichſten Blumen in Sträußen und Blumentöpfen.

An dem entgegengeſetzten Quai nehmen große, verſchloſſene Magazine die Stelle jener glänzenden Herrlichkeiten ein. Sie ſind mit Kaufmannsgütern aller Art, mit Holz, Hanf und Allem, was zum Schiffbau gehört, angefüllt; deshalb verirren ſich die bloßen Spaziergänger ſeltener hierher, obgleich der zum Fahren eingerichtete breitere Quai weit ſchöner iſt, als der andere.

Zwei Zitadellen, welche auf den Spitzen der den Hafen umgebenden Felſen ſich höchſt pittoresk ausnehmen, beſchützen den Eingang deſſelben. Die an dem breiteren Quai iſt zwar viel neuer, aber weit verfallener als die an der Seite der alten Stadt. Dieſer gegenüber müſſen alle der Geſundheit wegen verdächtigen Schiffe während der Zeit der Quarantaine vor Anker liegen, und das Verbot, vor Ablauf derſelben nicht an's Land zu kommen, wird hier eben ſo ſtreng als in Cette gehalten. Die Paſſagiere ſowohl als die Schiffsmannſchaft haben die Wahl, am Bord zu bleiben oder ſich in die, in einiger Entfernung von der Stadt am Ufer der Rhede erbaute Quarantaineanſtalt zu begeben; die Paſſagiere wählen gewöhnlich den Aufenthalt auf den Schiffen: oft ſahen wir ſie auf dem Verdeck, wenn wir fröhlich durch den Hafen ſchifften, wie ſie mit langen Fernröhren ſehnſuchtsvoll die Ufer und die glücklichen Menſchen anblickten, welche dort frank und frei herumwandeln durften. Die Langeweile eines ſolchen

Digitized by

gezwungenen Aufenthalts, dem lange erwünschten Hafen gegenüber, muß entsetzlich sein, besonders nach einer Seereise von mehreren Monaten, mit der Sehnsucht nach dem Wiedersehen von Verwandten und Freunden im Herzen, die am nahen Ufer mondenlang harren. Dennoch hat jener Aufenthalt vor dem in den Quarantainehäusern viele Vorzüge. In diesen herrscht eine an peinlichen Zwang grenzende Ordnung, um jeder möglichen Gefahr einer Ansteckung in dieser Anstalt selbst vorzubeugen. Und doch versicherte man uns, daß fast immer Pestkranke in einem Theil dieser Gebäude sich befänden. Selbst aus der Ferne war uns der Anblick dieser Gebäude immer grauenvoll, obgleich sie am Fuße hoher Felsen, dicht am Meere, recht angenehm zu liegen scheinen. Sie nehmen sich fast wie eine kleine Stadt aus, so viele Wohnhäuser, Magazine für Waaren und Ställe für die mitankommenden Thiere sind dort neben einander erbaut.

Außer den vielen schönen Häusern schmücken auch noch zwei ansehnliche öffentliche Gebäude den Quai, nämlich das Rathhaus und die Consigne. Die Front des Rathhauses war ursprünglich recht schön, nur vielleicht mit Verzierungen, Basreliefs und dergl. etwas überladen. Diese wurden in der Revolution größtentheils heruntergeschlagen, und Jakobinermützen, schlechte Freiheitsbilder, republikanische Inschriften im Geiste jener Zeit kamen an ihre Stelle. Den untern Stock des Gebäudes nimmt die Börse ein, den obern ein großer Saal, zu Rechtsversammlungen bestimmt, und mehrere Bureaux für öffentliche Angelegenheiten. Die zu ihm führende Treppe ist dicht neben dem Rathhause in einem andern Gebäude angebracht, entweder aus Mangel an Raum im Hauptgebäude, oder weil man sie auf gut Schöppenstädtisch beim ersten Grundrisse vergaß. Sie wäre eine der schönsten, wenn nicht ein elendes hölzernes Geländer die breiten kühn gewundenen Stufen entstellte; denn das eiserne, welches sonst sie schmückte, ward während der Revolution abgerissen und verkauft; auch dient ihr die marmorne Bildsäule eines in früheren Zeiten um Marseille hochverdienten Mannes, Pierre Libertat mit Namen, zu keiner besondern Zierde. Etwas Ungestalteteres und Geschmackloseres giebt es nicht leicht im Gebiete der plastischen Kunst; zum Ueberfluß hält Herr Libertat auch noch einen wirklichen Degen von Stahl in den marmornen Händen.

Auf dem Vorzimmer in dem Rathhaussaale zogen zwei sehr große Gemälde unsere Aufmerksamkeit an. Sie enthalten eine gräßlich wahre Darstellung der Pest, die im Jahre 1720 Marseille zur Todtengruft machte. Der Maler (Serres) erlebte jenes fürchterliche Elend dort selbst und wagte mit wahrem Heldenmuth und äußerster Aufopferung sein Leben, um zu retten, zu helfen, zu trösten, wie es irgend möglich war. Und weil eben diese Gemälde treue Kopien Dessen sind, was er sah und erlebte, so ergreift ihre schauderhafte Wahrheit Jeden, der sie erblickt, mit unaussprechlichem Grausen, obgleich sie als Kunstwerke keineswegs vorzüglich genannt werden dürfen. Eines davon stellt den Kours, ein anderes den Hafen vor, beide angefüllt mit Kindern, Müttern, Greisen in wilder

Digitized by Google

Verzweiflung; überall erblickt man das hereindringende entſetzliche Elend in tauſend verſchiedenen Geſtalten, überall den furchtbarſten Tod in all' ſeiner Gräßlichkeit; dazwiſchen Aerzte und Geiſtliche gleich tröſtenden, rettenden Engeln, die heldenmüthig den Kranken beiſtehen. Die Köpfe ſind zum Theil Portraits von edeln, zu jener Zeit lebenden Männern, beſonders von Aerzten, welche in der allgemeinen Noth ihr Leben daran ſetzten; auch der Kopf des Erzbiſchofs, der ſich damals beſonders hülfreich erwies, iſt Portrait.

Noch voll von ſchauderhaften Phantaſiegebilden, welche dieſe Gemälde in uns aufriefen, giengen wir zu der nahen Conſigne. So heißt das Gebäude, vor welchem die Geſundheitspäſſe der Schiffe genau unterſucht werden, ehe ihnen vergönnt iſt, im Hafen vor Anker zu gehen und auszuladen. Dieſe wohlthätige Einrichtung, welche hier allein das Wiederkehren jener gräßlichen Szenen vielleicht von einer halben Welt abwendet, iſt mit wenig Abänderungen dieſelbe wie in Cette, nur das Gebäude hier iſt größer und prächtiger als dort das Geſundheitsamt. Es enthält mehrere Säle, Archive, Magazine, welche die weit bedeutendere Anzahl der im Hafen von Marſeille einlaufenden Schiffe nothwendig macht. Von dem einen der beiden großen Balkone über dem Hafen werden die Schiffe examinirt, von dem andern ihnen friſche Lebensmittel in die Schaluppen geworfen; ein Brunnen unter den Balkonen iſt ſo eingerichtet, daß das friſche Waſſer gleich in die mitgebrachten Fäſſer geleitet werden kann. In einem Saale der Conſigne ſahen wir das berühmte Gemälde, welches der bekannte Künſtler David, ein geborner Marſeiller, in Rom zum Andenken jener ſeine Vaterſtadt zerſtörenden Peſt malte. Es iſt eine ſeiner früheren Arbeiten, noch frei von der theatraliſchen Manier, der er ſich nachher ergeben hat. Der Farbenton iſt weniger grell, die Beleuchtung weniger geſucht, die ganze Kompoſition einfacher und natürlicher als an allen ſeinen ſpäteren Werken. Auf glänzenden Wolken thront die heilige Jungfrau als Himmelskönigin, der heilige Rochus kniet vor ihr, Erbarmen flehend für die leidende Stadt; ein Sterbender liegt im Vordergrunde; ſeitwärts, etwas höher, ſieht man zwei Jünglinge eben verſcheiden; der Kopf des heiligen Rochus iſt beſonders edel und ausdrucksvoll.

Nunmehr ſetzten wir unſern Spaziergang auf dem Waſſer fort, d. h. wir machten ihn zu einer Spazierfahrt in einer Gondel, und ruderten den Hafen hindurch auf der Rhede hinaus, denn hier war ja das Herrlichſte zu ſehen, was Marſeille dem Reiſenden zu bieten vermag. Die Ausſicht von der oft ſpiegelglatten, ſmaragdenen Waſſerfläche der Rhede auf die Inſeln, die an ihrem Eingange liegen, und über dieſe hinaus auf das ewig bewegte Meer iſt eine der erhabenſten. Nicht minder herrlich iſt es, wenn man ſich rückwärts wendet Da liegt der lebensreiche, große Hafen vor uns, die ihn umgebenden maleriſchen Felſen, mit ihren Zitadellen, die ſchöne Stadt, welche um ihn her einen großen Halbkreis bildet, umſchirmt von den weiter hinaus ſich erhebenden zackigen Felſen, die Viſta mit ihren

Digitized by

Baſtiden, und überall der reichſte Ueberfluß der Gaben des günſtigen Himmels. Marſeille gewährt von dieſem Standpunkte aus einen Anblick, den wohl nicht leicht eine Seeſtadt ſchöner aufzuweiſen hat; auch benutzen die Einwohner die vielen Gondeln recht fleißig, um ſich ſeiner zu erfreuen, und dann nach einer der Inſeln zu fahren, wo ſie Meerfrüchte friſch aus den Wellen kaufen. „Fruits de mer“ nennen ſie alle die friſch aus dem Meere kommenden eßbaren Muſcheln, Auſtern und ſonſtigen Schalthiere, die hier im größten Ueberfluß von den Fiſchern gefangen werden.

Dem Hafen am nächſten liegt die maleriſche Felſeninſel, auf deren Gipfel das bekannte traurige Château d'If erbaut iſt, dieſes faſt unzugängliche fürchterliche Staatsgefängniß. Mehr ſeitwärts und etwas entfernter liegt die kleine Inſel Ratonneau. Die Ueberbleibſel eines alten verödeten Schloſſes und eine kleine Zitadelle, in welcher ein paar Invaliden die Wache haben, ſind die einzigen Gebäude; arme Fiſcher, die zuweilen in Felſenklüften und elenden Baracken dort hauſen, die einzigen Bewohner dieſes ganz unfruchtbaren Felſenklumpens, der dennoch einem ehrgeizigen Menſchen den Kopf in ſo weit verrückte, daß er ſich einbildete, als König deſſelben zu den wichtigſten Monarchen der Erde zu gehören. Es war ein alter Korporal, der vor mehreren Jahren dort die aus vier Invaliden beſtehende Beſatzung kommandirte und den erhabenen Plan faßte, von dieſer als König von Ratonneau ſich huldigen zu laſſen. Aber die Unterthanen bezeigten ſich widerſpenſtig. Da beſchloß der König, ſie ſammt und ſonders zu verbannen; und da ſie einmal alle Vier nach Marſeille gefahren waren, um Lebensmittel zu holen, ließ er ſie bei ihrer Rückkunft nicht wieder landen, richtete das Geſchütz auf ſie und ſchoß, wenn ſie den Verſuch machten, die Inſel zu beſteigen. So blieb er eine Weile allein, als unumſchränkter Herrſcher in ſeinem Gebiete. In Marſeille nahm man die Sache nicht ernſtlich, ſondern lachte über den neuen Monarchen und ließ ihn im ruhigen Beſitz ſeiner Staaten, in denen er bald vor Hunger hätte ſterben müſſen. Er bat endlich die herankommenden Fiſcher um Lebensmittel; da aber ſeine Bitten oder vielmehr Befehle ſich öfters wiederholten, erſannen ſie eine Liſt, um ſeiner habhaft zu werden. Sie kamen als Unzufriedene vom feſten Lande zu ihm und verlangten, daß ſie ihm als ihrem König huldigen dürften, was er denn auch in Gnaden gewährte; aber im Schlaf überfielen die Treuloſen ihren Monarchen und brachten ihn gebunden nach Marſeille, wo er als entthronte Majeſtät in ein Irrenhaus geſperrt wurde.

Die Inſel Pomègue iſt die größte und von Marſeille am weiteſten entfernt. Sie beſteht aus einem einzigen großen Felſen, öde und unfruchtbar, voll tiefer Spalten und Klüfte. Sie iſt indeſſen mit verſchiedenen Gebäuden geziert, denn die Quarantaineanſtalten beginnen ſchon hier. Jedes von der Levante kommende Schiff muß auf Pomègue zuerſt ſeine Päſſe zeigen und erhält die Stelle angewieſen, wo es auf der Rhede oder im Hafen ankern darf. Mehrere kleinere Inſeln liegen noch um die größere

Digitized by

her, aber unbewohnt. Alle dieſe im Meer zerſtreuten Felſenmaſſen gewähren trotz ihrer Oede doch einen höchſt maleriſchen, die weite Meeresfläche belebenden Anblick; ſie gleichen ſchwimmenden Feſtungen, von der mächtigen Hand der Natur mitten im wildeſten Elemente erbaut.

Die übrigen Spaziergänge um Marſeille ſind zwar auch ſehr angenehm, aber die eben erwähnte Waſſerfahrt möchten wir doch allen andern vorziehen. Rings um die Stadt läuft der an die Stelle der abgetragenen Wälle angelegte Boulevard und gewährt manche erfreuliche Ausſicht auf die nächſte Umgebung. Die jungen Platanen und Sykomoren, welche ihn einfaſſen, wachſen luſtig empor und werden bald einen der ſchattigſten Spaziergänge bilden, die in dieſem heißen Lande eine wahre Wohlthat ſind. Abends wird der Kours in der Stadt von unzähligen Spaziergängern beſucht, ſo auch die an die Straße Kannebière grenzende, mit zwölf Reihen Bäumen bepflanzte und mit ſchönen Gebäuden umgebene Allee Meillan.

Intereſſant, aber auch beſchwerlich iſt der Weg nach Notre dame de la garde, einem ſteilen Felſen, ebenfalls nahe an der Stadt, der ſich 500 Fuß hoch über die Meeresfläche erhebt. Eine Zitadelle und eine kleine, der heiligen Jungfrau geweihte Kapelle krönen die Spitze deſſelben; von letzterer trägt er den Namen.

Die herrliche Ausſicht lohnte uns reichlich für den ſteilen, unbequemen Weg, der hinauf führt. Die ganze Stadt liegt zu unſern Füßen; die breiten, regelmäßigen Straßen und großen Plätze der Neuſtadt ſehen wie das mit bunten Steinen und Muſcheln ausgelegte Parterre eines holländiſchen Gartens aus; in dem höher liegenden Häuſerklumpen der Altſtadt erkennt man jedes einzelne größere Gebäude; man könnte faſt die Fenſter darin zählen. Weit hinaus liegen all' die tauſend auf Höhen und in Thälern zerſtreuten Baſtiden mitten in ihren Gärten vor uns, die pittoresken Felſenufer mit ihren Zitadellen, die Quarantainegebäude, der Hafen, die Rhede mit ihren Inſeln und das weite Meer, deſſen blaue Ferne einem Blicke in die Ewigkeit gleicht. Ganz klein erſchien uns die Inſel, auf welcher Château d'If ſteht, noch kleiner die vielen Eilande, welche um ſie her zu ſchwimmen ſcheinen. Auf der Inſel Pomègue konnten wir deutlich die von der Abendſonne gerötheten Gebäude erkennen. Das Meer war ſtill, glatt wie ein Spiegel und dunkelblau; unzählige Fiſcherboote kreuzten darauf umher und erſchienen uns auf dieſer Höhe wie kleine glänzende Punkte; großen majeſtätiſchen Schwänen ähnlich ſchwammen mächtige, dem erſehnten Hafen ſich nähernde Schiffe mit vollen Segeln zwiſchen ihnen hindurch. Am herrlichſten iſt der Blick von der Terraſſe vor der Zitadelle. Ein Wächter ſitzt hier, ſo lange der Tag währt, vor einem großen Fernglaſe, um jedes am Horizont erſcheinende Schiff zu beobachten und durch Signale deſſen Ankunft und Flagge der Stadt kund zu thun. Ganz in der Ferne zeigte er uns ein engliſches Kriegsſchiff; am vorigen Abend hatte er dreizehn an der Rhede kreuzende Schiffe der engliſchen Flotte bemerkt.

Die Zitadelle iſt nicht bedeutend. Ihre Gewölbe umſchloſſen ſonſt

Digitized by Google

viele unterirdiſche Gefängniſſe, und noch vor wenigen Jahren mußte Orleans Egalité eines derſelben mehrere Monate lang bewohnen, ehe er zum wohlverdienten Lohne ſeiner Unthaten nach Paris abgeführt ward. Durch eine kleine Oeffnung in der Thür blickten wir in den hochgewölbten, feuchten Kerker, den nur ein matter Lichtſtrahl durch eine ganz kleine, oben angebrachte vergitterte Oeffnung erhellt.

Nahe an dieſem Kerker iſt die uralte, der Mutter Gottes geweihte Kapelle erbaut. Klein und dunkel ſteht das fromme Gebäude da, das ſonſt ein wunderthätiges Marienbild von gediegenem Silber enthielt, welches aber die Karmagnolen in die Münze trugen, um ſeine Wunderkraft recht gemeinnützig zu machen. Das Bild iſt fort, der Glaube iſt geblieben; noch immer empfehlen ſich die Schiffer dem mächtigen Schutz von Notre Dame de le garde, die ihnen hoch vom Felſen noch lange entgegen leuchtet, wenn ſie ihre gefahrvollen Reiſen antreten, und die Kapelle hängt voll Dankopfer Derer, die in Sturm, Schiffbruch und Sklaverei von ihr gerettet zu ſein glaubten.

Die Baſtiden.

Alle Einwohner von Marſeille, reiche und minder wohlhabende, fühlen das Bedürfniß, den Sommer auf dem Lande zuzubringen oder doch wenigſtens vom Sonnabende bis zum Montage ſich im Freien von der Arbeit der andern Tage zu erholen und friſche Luft zu athmen. Daher die Menge der in geringer Entfernung von der Stadt liegenden Landhäuſer, hier Baſtiden genannt, welche die Gegend umher beleben und ihr einen ganz eigenthümlichen Reiz gewähren.

Man gab uns die Zahl auf 10,000 an; ſie ſchien uns zuerſt unglaublich; wenn man aber von irgend einer etwas beträchtlichen Anhöhe umher ſchaut und rings, ſo weit das Auge reicht, alle die großen und kleinen, blendend weißen Häuſer zwiſchen Myrthen, Granaten und Pinien hervorſchimmern ſieht, auf allen Höhen, in allen Thälern, zwiſchen Felſen und Klüften, von der Viſta an bis hinab an das Geſtade des Meeres: ſo fängt man an, die große Anzahl derſelben wenigſtens wahrſcheinlich zu finden. Sie ſind freilich an Größe und Schönheit ſehr von einander verſchieden, nur in der weißen Farbe ſtimmen alle überein; doch darf man auch bei den bedeutendſten derſelben nicht an die ſchönen Landhäuſer bei Hamburg, Amſterdam und andern großen deutſchen und holländiſchen Städten denken, noch weniger an England, wo die Reichen nur auf dem Lande in ihren ſtolzen Villa's Raum finden, ihre Pracht zu zeigen. Im Süden iſt das ganz anders; da braucht man im Sommer nur die friſche Seeluft, kühlen Schatten und höchſtens eine Quelle; die Wohnung iſt das Letzte, woran man denkt, denn man bedarf ihrer nur zum Schlafen und zum Schutz gegen den ſengenden Mittagsſtrahl, nicht gegen Näſſe und Kälte, die in unſerm Norden uns auch mitten im Sommer ein bequemes, ſchönes Haus unentbehrlich machen, aus deſſen Fenſtern man wenigſtens in's Grüne

Digitized by Google

blicken kann, wenn es draußen unfreundlich regnet und ſtürmt. Der größte Theil der Baſtiden iſt daher ſehr klein und enthält höchſtens eine Küche und ein paar Wohnzimmer; die wenigen größeren könnten freilich überall für recht artige Landhäuſer gelten, aber auch unter dieſen würde man vergeblich das Feenſchloß ſuchen, welches die reiche Phantaſie eines deutſchen Reiſenden (Herrn v. Thümmel's) hier erbaute; keins iſt zu finden, das nur die entfernteſte Aehnlichkeit damit hätte. Jede Baſtide hat ihren eigenen Garten, der aber nie von bedeutendem Umfange, noch weniger mit künſtlichen Anlagen geſchmückt iſt. Man baut Gemüſe und Obſt und begnügt ſich übrigens mit dem ſo unendlich reichen Schmucke, welchen die Natur über Felder und Wieſen verbreitet. Die edelſten Bäume, die köſtlichſten Pflanzen wachſen ja beinahe wild; da bedarf es nicht der Kunſt des Gärtners, um ſie mühſam zu pflegen, wie bei uns. Blendend weiße lange Mauern trennen die Gärten von den Landſtraßen und geben dieſen ein langweiliges Anſehen, wie die Weinbergsmauern in der Gegend von Meißen; aber viele dieſer Gärten ſtoßen im Innern an einander, ohne merkbare Begrenzung jedes einzelnen Eigenthums. Die ganze Nachbarſchaft benutzt ſie als Spaziergang ohne allen Zwang, und nur der Genuß des Ertrags bleibt dem Eigner, alles Uebrige iſt gemeinſchaftliches Gut der in der Nähe Wohnenden.

Einige auf Anhöhen erbaute Baſtiden gewähren eine ausgebreitete herrliche Ausſicht auf Land und Meer, bei vielen ſcheint man einzig auf dieſen Genuß bedacht geweſen zu ſein, da man ſie auf ſteilen, unwirthbaren Felſen errichtete, in deren Spalten nur Lavendel und andere ſtark duftende Kräuter wachſen, die faſt keiner Nahrung bedürfen. Andere in Thälern erbaute erfreuen ſich des Schattens der Felſen in dieſer von Bäumen entblößten Gegend, wo nur Obſtbäume, Reben, Maulbeerbäume gedeihen, die wenig Schatten geben. Unzählige würzige Kräuter, die herrlichſt blühenden Blumen und Sträucher erfüllen die Luft mit einem Balſamdufte, der Abends, wenn der Thau fällt, oft betäubend wird; aber die Buchen, die Eichen, die weithin ſchattenden Linden unſers Vaterlandes können hier nicht fortkommen, weil der ſengende Mittagsſtrahl ſie ſchon im Keime zu Staube brennt.

Die provençaliſche Sonne iſt ganz etwas Anderes als die unſrige. Hoch ſteht ſie am dunkelblauen Himmel, und kein Nebel, kein Wölkchen hält ihren faſt ſenkrecht herabblitzenden, Alles verſengenden Strahl zurück. Im Sommer regnet es faſt nie, und alle Vegetation erliegt der glühenden Hitze, bis der Abendthau ſie wieder einigermaßen erfriſcht. In der Mitte des Sommers iſt kein grüner Grashalm mehr zu erblicken und das Laub an den Bäumen verdorrt. Schon am Ende des Monats April fanden wir es in Marſeille faſt ſo heiß, als bei uns in den wärmſten Sommertagen, aber die Hitze iſt weniger drückend, weil die Luft ganz frei von Dünſten bleibt. Im Mai begann man ſchon die Fußpfade um den Hafen, den Kours und die beſuchteſten Straßen mit Dächern von Leinwand zu

Digitized by Google

bedecken. Die Strahlen der Mittagsſonne ſind hier im Sommer ſehr gefährlich, oft tödtlich. Eine aus Neapel gebürtige Dame, die Gattin eines ſehr angeſehenen Kaufmanns, beweinte noch den Tod eines ihrer Kinder, das in der Mittagsſtunde in den Garten hinauslief, getroffen vom Sonnenſtich ſogleich niederſank und wenige Stunden darauf ſtarb, ein Opfer der Pfeile des zürnenden Helios. Dieſe Dame verſicherte uns auch, daß ſelbſt in Neapel die Mittagsſtunden des Sommers nicht heißer ſind als hier, wo alsdann jede Regung des Lebens erſchlafft und Alles entnervt und ermattet niederſinkt. Zwar erhebt ſich alle Tage ein ſanfter Seewind, der regelmäßig von 10 Uhr Morgens bis gegen Abend anhält, aber in der Stadt wird man ſeinen erfriſchenden Hauch kaum gewahr; darum flüchten die Marſeiller zu ihren Baſtiden, wo die Luft ſie freier umweht, wenngleich ſie auch dort wenig erquickenden Schatten finden. Die Herrlichkeit der Sommernächte iſt dagegen unbeſchreiblich, beſonders wenn der Vollmond vom reinen, beinahe ſchwarzblauen Himmel herniederſtrahlt, mit einer Pracht, von der uns unſere kälteſten Winternächte eine Vorſtellung geben können. Auch eilt dann Alles hinaus, und ſelbſt angeſehene Familien ſieht man in den Straßen vor den Hausthüren ſitzen, um der trefflichen Kühlung der wunderſchönen Nacht zu genießen.

So wie der Abend des Tages, ſo iſt auch der Abend des Jahres, der Herbſt, die ſchönſte Jahreszeit. Mild und ſegensreich herrſcht er vom Oktober an bis ſpät in den Dezember; oft braucht man erſt im Februar Kaminfeuer anzuzünden. Die kalte Regenzeit, die hier zu Lande Winter heißt, dauert etwa drei Wochen. Auch während derſelben bleibt die Luft mild, und ſelten merkt man Morgens früh ein wenig Reif oder dünnes Eis; ein paar Stunden Schnee ſind die größte Seltenheit. Der wunderſchöne Frühling ſchließt ſich ſo eng an den Winter, daß man kaum ſeinen Anfang, wohl aber ſein Fortſchreiten bemerkt; er wäre der herrlichſte in der Welt, wenn nicht der ſchneidend kalte, Alles austrocknende Miſtrel gerade in dieſer Zeit am heftigſten wehete.

Die hohe pittoreske Schönheit des Landes um Marſeille entzückte uns jeden Tag auf's Neue. Obgleich es der Gegend ganz an ländlichem Reize friſcher Wieſen und ſchattender, großer Bäume fehlt, ſo wurden wir es doch nicht müde, uns der prächtigen Felſen, des Meeres, der wunderbaren Pflanzenwelt zu erfreuen; die Marſeiller hingegen konnten gar nicht begreifen, was uns an dem nackten Geſtein entzückte. Ihr Ideal von Schönheit der Natur iſt gerade Das, was ihnen als das Seltenſte erſcheint. Wo ſie nur ein friſches, grünes Plätzchen, von ein paar großen Platanen oder Ulmen beſchattet, und eine kühle Quelle wiſſen, da wallfahrten ſie hin, betrachten es als ein Wunder, freuen ſich darüber ohne Ende, und lachten über uns, die wir in der Begeiſterung für ihre große Natur uns faſt zu Aſche verbrennen ließen.

„Schloß Borelly und Eygalades müſſen Sie ſehen, wenn Sie unſere Gegend in ihrer höchſten Schönheit kennen lernen wollen," war das ewige

Digitized by

Lied unſerer Marſeiller Freunde; auch ruhten ſie nicht, bis ſie uns hingebracht hatten. Beide Orte ſind in nicht ſehr weiter Entfernung von der Stadt; wir kamen zuerſt nach Eygalades und fanden zu unſerm Erſtaunen eine ganz deutſche Gegend. Eine kleine grüne Wieſe, durch welche ſich ein luſtiges Bächlein windet, ein kleines Weizenfeld, deſſen Aehren aber ſchon jetzt, im Anfange des Monat Mai, ſo groß waren, daß wir es kaum dafür erkannten, und einige herrliche Platanenbäume von ausgezeichneter Größe und Schönheit, daneben ein recht hübſches Landhaus, um das wir uns aber weiter nicht bekümmerten.

Im Schloſſe Borelly fanden wir es ungefähr eben ſo; das Gebäude iſt viel weitläufiger und in größerm, vornehmerm Styl erbaut, nach Art aller franzöſiſchen Schlöſſer auf dem Lande. Es enthält ſogar eine der Zahl nach ziemlich anſehnliche Gemäldeſammlung, durch welche wir aber von dem uns umherführenden Bedienten dermaßen gejagt wurden, daß wir wenig davon ſahen. Der Schloßgarten iſt unbedeutend, deſto reizender ein von Weiden und Erlen dunkel beſchatteter Fußpfad, der längs dem kleinen Fluſſe Huveaune hinführt, bis dahin, wo dieſer in's Meer fällt, welches beim Austritt aus dem Schatten der Bäume plötzlich in aller ſeiner Herrlichkeit vor uns liegt, ohne daß man es früher erblickt. Schloß Borelly gewährt übrigens gar keine Ausſicht; hohe Felſen umgeben es von der einen Seite, an der andern iſt die Gegend zu flach, um weit ſehen zu können, aber die friſche Kühlung der hohen, ſchattigen Bäume, die von ſilberhellem Waſſer durchſtrömten Grasplätze erheben es in den Augen der Marſeiller zu einem paradieſiſchen Aufenthalt, und wir ſtimmten ihnen gern an dieſem heißen Tage bei. Einen Sommer hier zu verleben, muß freilich etwas Köſtliches ſein.

Das Leben in Marſeille.

Man lebt in Marſeille weit theurer als in Montpellier und andern Städten des ſüdlichen Frankreichs, wahrſcheinlich wegen der größern auf einem Punkt hier verſammelten Anzahl von Menſchen; denn das Land umher iſt reich an Allem, was man zum Leben eigentlich bedarf. Wir nehmen das Brod aus, da auf dieſem felſigen Boden kein Waizen fortkommt. Dieſer muß aus der Ferne herbeigeſchafft werden, was indeſſen durch die Schifffahrt wieder ſehr erleichtert wird. Gemüſe iſt das ganze Jahr hindurch in Ueberfluß zu haben, beſonders mehrere Arten Blumenkohl, die in Deutſchland nicht wachſen, und ganz vortreffliche Artiſchocken. Die köſtlichſten Früchte ſtehen überall zum Verkauf; die Marſeiller Feigen ſind berühmt, aber auch alle andern Gattungen des ausgeſuchteſten Obſtes, Melonen, Trauben, Pfirſiche, Aprikoſen, Granatäpfel und Mandeln bringt das Land in Ueberfluß. Kaſtanien wachſen nicht viel hier, aber ſie werden aus benachbarten Provinzen und Ländern in ſolcher Menge eingeführt, daß ſie beim Volk die Stelle der Kartoffeln vertreten. Hyères und die ſpaniſchen und italieniſchen Küſten ſchicken Orangen, Zitronen und Arbuſen;

Digitized by Google

die Levante Datteln, Piſtaziennüſſe und viele andere Früchte; alle werden zu unglaublich wohlfeilen Preiſen verkauft, und es iſt eine wahre Freude, ſie überall in großen Körben, maleriſch gruppirt, in der höchſten Vollkommenheit zu erblicken. Bei der Nachbarſchaft des Meeres fehlt es auch nicht an vortrefflichen Fiſchen aller Art; ſie ſind im Ueberfluß vorhanden, ſo auch Auſtern, Muſcheln und alle Gattungen eßbarer Schalthiere. Die wunderbare Form, die glänzenden Schalen vieler dieſer uns bis dahin unbekannt gebliebenen Thiere, die uns einſt ſammt und ſonders am Tiſche eines Freundes vorgeſtellt wurden, machten die ganze Tafel einem Konchylienkabinette gleich; aber die unſcheinbare Auſter behielt doch den Preis. Einige Molluskenarten, die auch gegeſſen werden, mochten wir gar nicht berühren, ſo ſehr ſie uns auch angeprieſen wurden; ſie ſehen gar zu widerwärtig aus. Deſto beſſer aber behagten uns die Krabben, die Taſchenkrebſe und die rieſengroßen Hummern.

An wildem und zahmem Geflügel aller Art iſt ebenfalls kein Mangel, aber Rindfleiſch iſt ſelten zu haben, noch ſeltener Kalbfleiſch, weil dieſe Thiere in der Nähe von Marſeille kein Futter finden. Man muß ſich mit dem Fleiſche von jungen Ziegen, Schaflämmern und Hammeln begnügen, welche aber auf den mit würzigen Kräutern bewachſenen Felſen trefflich gedeihen. Viele Menſchen in Marſeille haben vielleicht in ihrem Leben keine Kuh geſehen, und in der Nähe der Stadt leben kaum zehn dieſer nützlichen Thiere, die als eine Seltenheit mit großen Koſten erhalten werden müſſen, da es keine Wieſen giebt. Eine Schweizerin, die Gattin eines Marſeiller Kaufmanns, beſchenkte uns zuweilen mit friſchem Rahm und friſcher Butter von den zwei Kühen, die ſie auf ihrer Baſtide mit großer Mühe hielt; ſonſt hätten wir beide Genüſſe ganz entbehren müſſen. Die Marſeiller kennen nur die Milch von Schafen und Ziegen, woraus auch Butter bereitet wird, die aber ſehr widrig riecht und ekelhaft weiß iſt. Man macht faſt gar keinen Gebrauch davon; die Speiſen werden faſt alle mit dem hier in Ueberfluß vorhandenen trefflichen Olivenöl bereitet. Sie ſchmecken deshalb nicht ſchlechter, und wir gewöhnten uns bald daran. Zum Braten, Backen, zur Bereitung der Gemüſe fanden wir das Oel ſogar vortrefflich.

Große Kleiderpracht wird in Marſeille nicht getrieben, obgleich die Damen ſich ſehr geſchmackvoll und vortheilhaft anzukleiden wiſſen. Der Hitze wegen werden viele leichte, ſeidene Zeuge getragen, die als Produkte des Landes nicht theuer ſind. Viele Verzierungen daran würde die Wärme des Klima's beſchwerlich machen, da man ſich oft umkleiden muß und durchaus nichts Beengendes ertragen kann. Der Orient liefert ſchöne Shawls und leicht gedruckte Mouſſeline, die man ſehr ſchätzt; Italien die feinen Strohhüte, und damit iſt gewöhnlich der ganze Putz vollendet. Auch die Männer tragen im Sommer ſeidene Kleider und leicht überzogene Strohhüte.

Digitized by Google

Bei der Einrichtung der Häuser ſtrebt man vor Allem nach möglichſter Kühlung. Tiſche und ähnliche Möbeln haben gewöhnlich marmorne Platten: die Stühle ſind häufig von geflochtenem Rohr, die Fußböden der ſehr hohen, geräumigen Zimmer mit zierlich glaſirten Backſteinen belegt, ſeltener mit Marmor oder Stein, weil dieſe in der Wärme oft feucht werden. Die Treppen beſtehen alle aus Stein, mit eiſernen Geländern verſehen, und die bis auf den Fußboden hinabreichenden Fenſter haben außer den innern Jalouſien noch von außen angebrachte leinene Schirme, um jeden Sonnenſtrahl ſo viel als möglich abzuhalten. Die breiten, mit Matratzen belegten Bettgeſtelle ſind immer mit leichten Vorhängen verſehen, zum Schutz gegen Mücken und ähnliche Ruheſtörer. Dieſe ſind hier ſehr grimmig und blutdürſtig; auch ſchleichen ſich zuweilen Skorpione ein, doch hält man gegen dieſe gefährlichen Feinde ſtrenge Wache, eben ſo gegen die Schlangen, die wohl zuweilen in den Baſtiden ſich einfinden, aber doch nicht ſehr giftiger Art ſind. Ueberhaupt bringt hier die Sonne allerlei buntes Gewürm hervor: es iſt ein ewiges Rauſchen und Ziſchen und Raſcheln in den Kräutern und Gebüſchen, beſonders während der Mittagszeit; ungeheure große Eidechſen fahren oft plötzlich hervor und erſchrecken durch ihre Ungeſtalt, und ewig zirpen die Zikaden und klingeln wie mit ſilbernen Glöckchen.

Eigene Equipage iſt in Marſeille ein faſt unbekannter Luxus; kaum mögen in der ganzen Stadt ihrer zwanzig gezählt werden können. Kein einziger der vielen angeſehenen reichen Kaufleute hält ſich Wagen und Pferde, und außer denen des Präfekten*), der dort den kleinen Kaiſer ſpielte, und einiger ruſſiſchen Familien, die ſich eben in Marſeille aufhielten, haben wir während der ganzen Zeit, die wir dort zubrachten, keine geſehen. Selbſt die wenigen Fiaker, die an einigen Plätzen halten, ſtehen ewig müſſig da; denn es geht ſich ſo angenehm auf den bequemen Steinplatten der reinlichen Straßen, daß Niemand fahren mag. Auch den gewöhnlich ſehr kurzen Weg zu den Baſtiden legt man gern zu Fuß zurück, da kein Regen im Sommer das Gehen unangenehm macht, und man ohnehin nur Abends und in den ganz frühen Morgenſtunden ſich hinauswagt. Bei vielen Baſtiden wäre es ſogar ihrer Lage wegen unmöglich, bis an die Thür derſelben zu fahren. Zu weiten Landpartien nimmt die Hitze den Muth; doch kann man recht gut Pferde und Wagen zur Miethe haben, wenn man in einzelnen ſeltenen Fällen ihrer bedarf.

Zum geſelligen Leben wäre in Marſeille eine Equipage ſehr überflüſſig, denn es giebt dort eigentlich keine Geſellſchaft. Alle die vielen angeſehenen Kaufleute, welche dieſe dem Handel ſo günſtig gelegene Stadt bewohnen, ſowie auch alle andere bedeutende Familien leben für ſich allein. Höchſtens

*) Die Würde eines Regierungspräſidenten in Preußen oder eines Kreishauptmanns in Oeſterreich.

Digitized by

beſchränkt ſich ihr Umgang auf zehn oder zwölf Perſonen, die zuweilen des Abends einander auf eine Stunde beſuchen. Das im übrigen Frankreich übliche Viſitengeben findet in Marſeille nur bei ſehr ſeltenen Anläſſen ſtatt; Geſellſchaften zu Mittag oder zu Abend, Thees, Soirés, wie in Paris, in Bordeaux und im übrigen Frankreich, exiſtiren gar nicht; nur der damalige Präfekt machte hiervon eine Ausnahme und lud ſeine Erwählten zu ſich ein. Als Fremde hatten wir mancherlei Empfehlungen an angeſehene Familien, wurden von Allen freundlich empfangen, und mehrere Male bald in der Stadt, bald nach der Baſtide von ihnen eingeladen; aber immer fanden wir ſie allein, höchſtens mit ein paar Hausfreunden oder Fremden, wie wir, und ſahen aus Allem, daß dies die allgemeine Lebensweiſe ſei. Unſere Abende brachten wir deßhalb nicht minder angenehm im Hauſe der früher erwähnten Dame aus Neapel zu und fanden bei dieſer liebenswürdigen Frau immer einen zwar ſehr kleinen, aber deſto anziehendern Kreis ihrer gewählten Freunde. Ihr ausgezeichnet muſikaliſches Talent, ihre Portefeuilles, angefüllt mit Zeichnungen von ihr ſelbſt, auf ihren vielen Reiſen geiſtvoll von ihr entworfen, das immer lebendige Geſpräch gaben den Stunden Flügel, und es fiel uns nie dabei ein, größere Geſellſchaften herbeizuwünſchen.

Nicht Vorliebe für ſtilles, häusliches Glück iſt der Grund dieſes Mangels an Geſellſchaft in Marſeille, ſondern der größte Hang der Männer zu rauſchenden Vergnügungen und zu ausſchweifendem Leben. Die wenigen, welche hiervon eine Ausnahme machen, ſind größtentheils Ausländer, und dieſe leben mit den Ihrigen ganz in der Stille, wie ſie es müſſen, wenn ſie nicht mit dem Strome ſchwimmen wollen.

So wenig Reiz aber auch das geſellige Leben in Marſeille dem an gute häusliche Sitte gewöhnten Deutſchen bieten mag, der Aufenthalt in der ſchönen Stadt machte uns dennoch viele Freude. Ueberall iſt munteres, frohes Leben zu ſchauen, deſſen Details man nur vermeiden muß, um ſich an der Außenſeite deſſelben erfreuen zu können. Abends iſt es ein Leben und Wogen in den Straßen; viele Leute ſitzen vor den Häuſern; die Läden ſind erleuchtet; überhaupt wird das Leben im Süden weit öffentlicher betrieben, als bei uns. Man ißt und trinkt im Freien; man geht in den Straßen ſpazieren, ohne Furcht, damit etwas Unſchickliches zu begehen, und manche Handwerker arbeiten in offenen Läden dicht an der Straße.

Die Menſchen ſehen in Marſeille ganz anders aus, als in der Gascogne; ſo häßlich das Volk dort iſt, ſo ſchön iſt es hier. In allen Klaſſen bemerkten wir im Durchſchnitte große, herrliche Geſtalten mit ausdrucksvollen, regelmäßigen Geſichtern, ſchwarzen blitzenden Augen, und weit weniger braun von Farbe, als man es in dieſem Klima vermuthen ſollte. Unter den Frauen der höhern Stände ſahen wir ſogar viele blendend weiße Blondinen mit goldenen Locken und ſchwarzen Augen, überhaupt viele auffallend ſchöne Weiber, welchen die dem Süden eigene Lebhaftigkeit etwas

Digitized by Google

unwiderſtehlich Reizendes giebt. Dieſe Lebhaftigkeit des Volkes in Sprache und Bewegung iſt nicht minder groß, als in der Gascogne, nur weniger unangenehm; die Leute ſehen nicht immer aus, als zankten ſie mit einander und wollten ſich todtſchlagen, ſondern als ob ſie mit einander tanzen wollten. Ueberhaupt ſpielt der Tanz in Marſeille eine große Rolle; das Schauſpiel fanden wir ſehr mittelmäßig, aber das Ballet vorzüglich, und daran iſt den Bewohnern das Meiſte gelegen. Der volle ſchöne Klang des provençaliſchen Dialekts trägt auch viel dazu bei, ihr Thun und Treiben angenehmer zu machen. Doch darf man dem gemeinen Volk nicht ſehr trauen; im Zorn iſt es jeder Unthat fähig, und die Jahre der Revolution haben wenig Keime des Guten in der jetzigen Generation aufkommen laſſen, manche Stütze der Sittlichkeit wankend gemacht.

Bei dem allgemein herrſchenden Streben, ſich zu vergnügen, vernachläſſigen die Marſeiller doch keineswegs ihr Intereſſe, und ſie ſuchen durch Thätigkeit und Induſtrie ſich die Mittel zu verſchaffen, jeden Tag nach gethaner Arbeit auf ihre beliebte Weiſe zu beſchließen. Handel und Fabriken blühen und werden eifrig betrieben; Spiel aber und ein ausſchweifendes Leben thun dem Kredit des Kaufmanns hier keinen Abbruch, weil Keiner in dieſer Hinſicht eine Ausnahme macht, und faſt Jeder ſich einbildet, daß man anders gar nicht leben könne.

6. Marſeille. *)

(Griechiſches Leben in Südfrankreich.)

Der Weg von Avignon nach Marſeille, welchen man jetzt in 4—5 Stunden zurücklegt, früher in einer vollen Tagereiſe, zeigt uns die Provence von ihrer wenigſt erfreulichen Seite. Raſch durchſchneidet man die quer ſich vorſchiebenden, nackten Felſenrippen, die letzten Ausklänge der Alpen; Tarascon mit ſeinem hochragenden Schloſſe, Arles laſſen wir zur Seite, da beginnt jenes öde, kieſelbedeckte Steinfeld (la Crau), das, faſt 10 Quadratmeilen im Umfange haltend, bis vor Kurzem nur den Schafheerden eine vollkommene Weide bot, jetzt aber von betriebſamen Lyonneſern zu bewäſſern und bebauen begonnen iſt. Ich kenne kaum einen düſterern und unangenehmeren Anblick, als dieſe wüſte Strecke. In einiger Entfernung zieht ſich allerdings eine Waſſerfläche hin; ſchon begrüßt man freudig das ewig jugendliche Meer des Südens, doch bittere Täuſchung: es iſt ein kaum bewegtes flaches Haff, hinter den Sanddünen

*) Reiſeſtudien aus Frankreich von K. B. Stark (Ausl. 1853).

Digitized by Google

geborgen, mit dem Meere nur an einer Stelle in Berührung, eine reiche Salzablagerung und als ſolche wohl benützt. Es iſt intereſſant zu hören, wie dieſe Naturbeſchaffenheit des Landſtriches, die man mit Recht wohl ſchon im Alterthum als eine Verſandung eines früheren Meerbuſens durch die von der Durance und Rhone mitgeführten Kies- und Geröllmaſſen erklärt hat, ſchon frühzeitig von den Griechen bemerkt wurde und in griechiſcher Dichtung ſich wiedergeſpiegelt hat. Bekanntlich werden ſolche gewaltſam verödete Gefilde meiſt als Schauplatz gewaltiger Götterkämpfe mit den untergeordneten furchtbaren Erdmächten, den Titanen, betrachtet; hier iſt es der Sohn des Zeus, Herakles, welcher gegenüber der barbariſchen Uebermacht der Ureinwohner dieſe Miſſion erfüllt. Aeſchylus läßt Prometheus in einem Fragmente des für uns verloren gegangenen Stückes ſeinen Helden Herakles die Punkte der Wanderung zu den Säulen des Atlas, zu dem rieſigen Geryoneus verkünden. Da heißt es:

dann wirſt du kommen zu der Ligyer unerſchrocknem Heer,
den Kampf mißachten wirſt du nicht, ſo groß dein Muth,
das weiß ich: denn das Schickſal will, daß jed' Geſchoß
dir mangelt, und nicht einen Stein du leſen kannſt
vom Boden, iſt doch ſchwellend weich ringsum das Land.
Doch Zeus erbarmt ſich dein, den rathlos er erblickt,
in einer Wolke niederſtöbernd rund Geſtein
läßt überſchütten er das Erdreich, und mit dem
vernichteſt leicht im Kampfe du der Ligyer Heer.

Es kann die Lage einer Stadt bei ihrem Eintritte nicht leicht einen überraſchenderen Anblick gewähren, als die von Marſeille. Dumpf brauſt die Maſchine in den Eingeweiden des Berges fort; faſt ſcheint es, daß wir nie wieder dieſem infernalen Aufenthalte entrinnen, immer noch neun lange Minuten reihen ſich den bereits in der Dunkelheit zugebrachten an. Da tagt es, und wir treten auf einmal aus der öden la Crau in einen reich bebauten, großen Garten Gottes. Baſtide reiht ſich an Baſtide, dichtgedrängt ſtehen die ſüdlichen Fruchtbäume. Die Pinie wiegt ſich auf den Anhöhen, ein Kranz gewaltiger Berge umſchließt das reiche Bild und ſiehe, rechts auf der bläulichen Höhe regt ſich's und lebt es, wie ein Vogelſchwarm mit weißem, glänzendem Gefieder: es iſt das Meer mit ſeinen Schiffen, die alle einem Ziele zuſtreben oder von ihm ausgehen. Vor uns breitet ſich die gewaltige Stadt, um die Seiten eines dichten, ſchmalen Maſtenwaldes gelagert, nach drei Seiten aufſteigend und in die unzähligen Landhäuſer allmählig ſich auflöſend.

Marſeille, die erſte Handelsſtadt Frankreichs, am Mittelmeer in ſeiner Bedeutung für den ſüdlichen und öſtlichen Verkehr nur von Trieſt ſiegreich bekämpft, macht, wenn irgend eine Stadt in Frankreich, den Eindruck eines thätigen, aber auch in dieſer Thätigkeit ganz aufgegangenen Lebens. Welcher Menſchenverkehr in den Straßen, wie rollen die Omnibus — es iſt Sonntag Vormittag — angefüllt mit großen, breiten

Digitized by Google

Straßen, ſo zur Porte de Rome hinaus! Ueberall ſind die Kaffeehäuſer gefüllt, auf und nieder wandelt es auf dem Grand Cours und der Cannebière. Zwar iſt die Alt- und Neuſtadt auf das Schärfſte geſchieden, aber jene ſcheint mir ihr Alter in enge Gaſſen, ſchmutzige Wohnungen, oft wahre Höhlen der Armuth und Verwilderung, zu ſetzen; nur die größere Zahl dunkler Kloſtermauern und Kirchen, unter denen aber keine an Größe und Bauſtyl hervortritt, kündigt uns hier eine Vergangenheit an. Und dieſe, die Neuſtadt, hat allerdings gerade, breite, regelmäßig ſich ſchneidende Straßen, unter denen die bergangehenden als verſchiedene Caladen (unſer Stieg) mit Zahlen bezeichnet werden; man iſt wohl bedacht, ſchattige Alleen anzupflanzen und ſo gleichſam mit mehreren Boulevards die Stadt zu umgürten, aber nirgendwo zeigt ſich ein Bau, ein Palaſt, wie wir ihn in Genua oder Venedig als Zeugniß alten, merkantilen Reichthums finden, nirgendwo großartige öffentliche Gebäude, ſelbſt die Börſe, dieſes pulſirende Herz der Stadt, muß ſich noch mit einem proviſoriſchen Bau begnügen. Kein hoher Glockenthurm, keine Kuppel hebt ſich aus der Maſſe empor. Die einzige öffentliche Statue, die ich geſehen, war die eines heiligen Biſchofs, in Gyps eilfertig gegoſſen und bronzirt, um der neuen kaiſerlichen Hoheit vor der kleinen Kathedrale einen Willkomm zu bieten und dieſelbe der kaiſerlichen Freigebigkeit zu empfehlen. Selbſt die große Triumphpforte von Aix, erbaut zu Ehren der großen Siege des Kaiſers bei Marengo, Auſterlitz, Fleurus, Heliopolis, hat man geſchwind jetzt dem Erben ſeines Namens durch eine große Inſchrift gemacht. In der That wird dieſer Eindruck einer allein im Geſchäftsleben ſich ausprägenden Gegenwart ſich jedem Fremden aufdrängen, der nicht rein um des Geſchäftes willen oder mit der nur des Dampfſchiffes harrenden Ungeduld nach Marſeille gekommen iſt, um wie viel mehr dem, der mit Liebe und Intereſſe von Station zu Station ſich dieſer uralten Metropolis menſchlicher Kultur genaht hat!

Verlaſſen wir das enge Straßenleben; dort am Hafen, deſſen Maſtenwald uns ganz in der Nähe winkt, weht uns friſche See- und Lebensluft zu, dort liegt die jetzige Größe der Stadt, dort tritt uns unmittelbar das völkerverbindende, mit der Waare auch geiſtiges Leben austauſchende Weſen des Handels vor die Augen.

Es iſt Sonntag Morgen, nach längerem düſteren Sirokkowetter und nächtlichem Regenguſſe ein friſcher Wind, ein tiefblauer Himmel. Bunt ſpielen die Wimpel der dicht gedrängten Schiffe, unter denen wir einige 20 Dampfſchiffe zählen; an ihrem Bord ruht heute die dringende, vom einförmigen Geſang begleitete Arbeit. Jedoch an Booten fehlt es nicht, die luſtig zwiſchen den Koloſſen umher ſich ſchaukeln. Soeben kommt dort vom Schiff ein luſtiger Schwarm kräftiger Matroſen herab, ſie eilen jubelnd ihren Tag zu genießen. Wie ſahen ſie friſch und reinlich in weißer Wäſche, in der kurzen blauen Jacke, in der Wachsmütze aus; es ſind Meklen-

Digitized by Google

burger, die eifrig plattdeutsch mit einander konversiren. Wie verschieden von jenen Griechen, denen wir hier so viel begegnen, mit ihrem scharf geschnittenen Gesicht, dem feierlichen orientalischen Gang, im Feß und einer Kleidung, die den grellsten Kontrast zum nordischen Sonntagsstaat bildet. Und dann wieder Schwarze, einige aus dem feinsten europäischen Sonntagsstaate neugierig hervorschauend! Aber vor Allem ist es die Nähe von Nordafrika, die Einem hier, sowie besonders in Cette, als Hauptbeziehung sich aufdrängt. Bald sind es Auswanderer, die dort hinüber wollen, indessen oft schon in Marseille mittellos zurückbleiben, um hier mit den niedrigsten Arbeiten ihr Brot sich zu verdienen und besonders den deutschen Namen zur Bezeichnung jeder Armuth, jeder Bettelei zu stempeln, bald eine neue Anwerbung zur Fremdenlegion, darunter wohl so Mancher, der in Verzweiflung auf ein jüngst verlassenes Glück, auf glänzende Lebensverhältnisse zurückblickt, die er in einem eiteln Wahne von sich geworfen hat. Heiter und wohlgemuth wartet der Chasseur d'Afrique, der mit uns auf der Eisenbahn angekommen, des rauchenden Dampfschiffes, das zu Mittag seine Anker lichten soll. Araber wandeln im weißen Burnus hier am europäischen Strande; leicht das Französische erlernend, fühlen sie sich nicht unbehaglich an dieser Stätte, wo ihre Vorahnen einst als Eroberer geherrscht und in Sitte und Namen, in Sage, ja auch in Schriftzügen, so auf einem Steindenkmale zu Aix, zahlreiche Spuren hinterlassen haben. Ich traf einen arabischen Jungen in Cette, der eben in die Heimath zu dem wandernden Zelte zurückkehrte, er hatte eine kleine Sottise gemacht, wie er meinte, und war dafür in das Gefängniß zu Montpellier gesteckt worden, er verließ es nun geläufig französisch sprechend.

Unter diesen und ähnlichen Bewegungen kommen wir unvermerkt den Hafen entlang, an Magazinen vorüber, über Nebenkanäle, die in kleinere Bassins münden. Schon läßt die Brandung sich vernehmlich hören, zwei Felsenmassen verengen von beiden Seiten den Hafen, rings sind sie mit Mauern umgeben, erhöht und geglättet. Aus der Felsenkaserne vom Fort St. Jean tönt uns lustige Hornmusik über das Wasser, während wir unter St. Nikola dem schmalen Pfade zur Tête de More folgen. Noch wenige Schritte, und wir stehen an der vordersten Spitze des felsigen Vorsprungs und überblicken nun auf einmal eine weite, herrliche Bucht, in deren Hintergrunde Massalia sicher ruht. Ich sah wenige Wochen vorher die Nordsee von den Molen Ostende's, und so hat sich der Eindruck des nördlichen und südlichen Meeres scharf nebeneinander gestellt. Diese Bläue und Durchsichtigkeit, dieser kurze, muntere Wellenschlag, diese Verwandtschaft gleichsam, die das Wasser mit dem klippenreichen, schroffen Ufer, mit den zackigen, dunklen Felseneilanden, um die es schäumend spritzt, an der ganzen Küste des Mittelmeeres eingeht, ist total verschieden von jener ernsten, düstern und doch immer gewaltigen Fläche, die ihre langen Wogen gegen das flache Gestade der Nordseeländer wälzt. Vor uns liegen eine Reihe

Digitized by Google

kleiner Felseninseln, Ratonneau, Pomègue, Château d'If, weiter die Spitze von Maire, westlich St. Croix. Nach der Rhone zu fällt die Bergreihe sanfter ab, und eine Reihe der schönsten Villen ist dort am Gestade gelagert; nach Osten treten um so schärfer die grauen, dürren, aber von den würzigsten Kräutern überkleideten Felsenmassen in die See. Selten betritt ein menschlicher Fuß diese Höhen, aber in ihren Schluchten rauchen die Schlöte thätiger Vitriol- und Sodafabriken. Ich habe einen Nachmittag, geführt von einem erfahrenen Alpensteiger, dort in dieser wahrhaft großartigen Einöde mit dem Blicke auf das rege Leben der fast übervölkerten Ebene und wieder auf das von Schiffen belebte Meer zugebracht, und werde diesen Eindruck nie vergessen. Unmittelbar aber hinter und über uns erhebt sich der Fels mit der uralten Kirche Notredame de la Garde, die von Bastionen des Forts jetzt überbaut ist. Da waltet die verehrte Schutzgöttin der Schiffer; noch öfter am provençalischen Gestade begegnet sie uns, die Herrin der Warten, zu der der Seemann gläubig Gebet und Gelübde sendet.

Während das leibliche Auge an dem weiten Panorama der Gegend sich allmählich orientirt, lassen wir hier vor unser geistiges in engem Rahmen das geschichtliche Bild zusammendrängen, das auf diesem Hintergrunde aus nicht unbeträchtlichen schriftlichen Ueberlieferungen, aus den zerstreuten Denkmalen der Kunst und des Verkehrs sich gruppiren läßt.

Selten wird eine Küstenstrecke durch ihre Naturbedingungen so prädestinirt sein zu einer bedeutenden menschlichen Anlage, die den Verkehr eines großen Binnenlandes mit den überseeischen weiten und benachbarten Ländern vermittelte und zugleich als wichtige Zwischenstation an einer langgestreckten Küste eines in sich ziemlich abgeschlossenen Meeres diente, als gerade dieser Theil der provençalischen Küste. Die Nähe der Mündung des größten Stromes, der aus Gallien seine Richtung hat, die Lage, als letzte, größere Bai, die, durch natürliche Schutzmauern umgeben, neben jener westlichen, flachen Küste von der Rhone bis zu den Pyrenäen, die schutzlos und unnahbar ausläuft, und endlich in dieser Bai eine Bucht zwischen 2 Felswarten eingekeilt und so die Schiffe ruhig bergend — Alles dies mußte fremde, unternehmende Seefahrer hier zur Niederlassung reizen, die bereits mit ihren langen kriegsgerüsteten Fahrzeugen von der kleinasiatischen Küste aus den einst von Phöniziern beherrschten Weg in das silberreiche Spanien gefunden hatten, und andere, südlichere Zwischenstationen, wie Sizilien, Malta, Sardinien, besetzt sahen. Eine Reihe kleiner, roher Völkerschaften ligurischen Stammes wohnte hier östlich von der Rhone, meist auf die Gebirgsweiden und reichen Fischfang angewiesen, dem handelnden Fremdling gern die glänzende Münze oder die fremde Waare abtauschend. Die Ligurer verbreiteten sich einst von der gallischen Küste weit nach Oberitalien und das italische Küstenland tief nach Etrurien hinein, erscheinen aber geschichtlich als ein bereits zurückgedrängter, vielfach mit

Digitized by Google

andern gemiſchter Stamm, ſo als Zeltoligyer, gerade zwiſchen Avignon und Marſeille, und haben vielleicht mit den Iberern, den Urbewohnern Spaniens, die auch auf Korſika wie in Sizilien ſaßen, die meiſte Verwandtſchaft. Unmittelbar hinter ihnen ſaßen mächtige keltiſche Stämme, wie die Karaves, Allobroger, dann ſüdweſtlich jenſeits der Rhone die Volcä, Tektoſagen bis über Toulouſe hinaus. In mancherlei Künſten wohlerfahren, hatten ſie bedeutenden Reichthum an edlem Metall in ihren Hauptſtädten gehäuft, zum Theil auch die Beute kühner Züge, die ſie, wie nach Süden, tief in die iberiſche Halbinſel, ſo ſpäter über die Alpen, weiter über den Balkan und den Helleſpont führten.

Bei dieſen Völkerverhältniſſen ward es den kleinaſiatiſchen Joniern aus der Stadt Phokäa, nördlich von Smyrna, die von Herodot als die erſten Hellenen bezeichnet worden, welche lange, große, zum Krieg gerüſtete Fahrzeuge bauten und die Adria, ſowie die tyrrheniſche, alſo nördliche italiſche und die ſpaniſche Küſte bekannt machten, vielleicht auch rhodiſchen Seefahrern, bereits um 600 v. Chr. nicht ſchwer, einzelne Faktoreien an dieſer Küſte, darunter Maſſalia, anzulegen. Aber erſt die große Erſchütterung, welche die perſiſche Invaſion unter Cyrus in den blühenden Städten Tauriens hervorrief, hat hier im Weſten einen feſten, wohlgeordneten, ſittlich ſtarken Sitz des Hellenenthums geſchaffen. Nicht wollten die ſeemächtigen Phokäer in der Heimath das Barbarenjoch auf ſich nehmen: Weib und Kind, Hab und Gut, die Götterbilder und alle andern Weihgeſchenke, nur nicht was von Stein, alſo Marmor und Erz, gearbeitet oder Gemälde war, alſo nicht das künſtleriſch gerade Bedeutende laden ſie auf ihre Fahrzeuge. Ein Schwur hat ſie verbunden, für immer der Heimath Lebewohl zu ſagen, doch die Liebe zum Boden iſt ſtärker als das gegebene Wort: die eine Hälfte kehrt unterwegs zurück, der andere Theil, alſo ſichtlich der unternehmende, muthige, entnimmt aus dem hochheiligen Tempel der Epheſiſchen Artemis Weihe und göttliche Leitung in einer jungfräulichen Prieſterin und einem heiligen Schutzbild der Göttin mit. Sie erſcheinen im italiſchen Meer; auf Korſika haben ſie zuerſt in der von ihnen 20 Jahre zuvor gegründeten Stadt Alalia Halt und Wohnort gefunden; ſie gründeten Heiligthümer dort, und es ſcheint, als ob hier das neue Phokäa des Weſtens entſtehe. Aber die größten Seemächte des Weſtens, Tyrrhener und Karthager, vereinigen ſich gegen ihre weitgreifenden, die Küſten bedrohenden Unternehmungen. Aus mörderiſcher Seeſchlacht kehren die Phokäer als Sieger, aber ſehr geſchwächt, zurück. Der Verſuch, in Unter-Italien ſich niederzulaſſen, wird nur von einem Theil gemacht, der andere Theil wendet ſeine Segel um das Jahr 537 der galliſchen Küſte, dem kleinen Landungsplatze und Handelsanlage Maſſalia zu. Maſſalia wird fortan die neue Heimath der Freiheit liebenden Phokäer; jetzt erſt wird ſie zur Stadt, zu einem ſtädtiſchen, ſelbſtſtändigen Gemeinweſen, und erblüht unter der ſtrengen Zucht der väterlichen Geſetze zu einer mächtigen, weitbekannten Metropolis.

Digitized by Google

Drei Perioden sind es, in denen diese kleine Welt, fast abgeschnitten von dem übrigen Hellas, ihre ideale Bestimmung gegenüber den keltischen und iberischen Stämmen bewährt. Zunächst gilt es, die eigene Existenz zu sichern, als Kaufmann zu herrschen, die Straßen des nördlichen Verkehrs in griechische Endpunkte zu leiten, das eigene Geld, Gewicht und Maaß zur Geltung unter den Barbaren des Westens zu bringen, dazu vor Allem an der ganzen Südküste Galliens Töchterstädte zu gründen. Hier wird noch um die ersten Lebensbedingungen gegen die vereinzelten gallischen Stämme oder um die merkantile Stellung gegen das eifersüchtige Karthago gestritten, und Tapferkeit, List und Vorsicht geübt, das Gemeingefühl im Innern bei allen Entwicklungskämpfen gestärkt. Die nationale Sage flicht manch' romantischen Zug in die rauhe Wirklichkeit: es reicht die blonde Königstochter des gallischen Königs Nannus bei dem Festgelage, welches die gallischen Edeln als Freier versammelt, die Schale gemischten Weines dem fremden, griechischen Ankömmling und wählt ihn zum Gatten; da wird eine königliche Prinzessin in den Armen eines griechischen Jünglings zur Verrätherin an der Sache ihres Volkes, das bereits durch Ueberlistung bei einem Feste seine gefährlichste Feindin, Massalia, erobert sah. Im Innern durchlebt die Stadt manch' heftigen Verfassungskampf; hier wird nur die Oligarchie einiger weniger Geschlechter zu einer gemäßigten Demokratie, die auf ein bestimmtes Vermögen und reine Herkunft sich stützte, mit dem lebenslänglichen Senate der 600, der Exekutive eines wechselnden Ausschusses, an dessen Spitze wieder eine Trias steht, erweitert. Ein Aristoteles hatte in seinem großen Werke über die griechischen Staatsverfassungen gerade Massalia einer besondern Aufmerksamkeit gewidmet. Und in der That war gewiß eine solche Verfassung für einen kaufmännischen Staat die einzig haltbare, sicherstellende Form eines Freistaates.

Die zweite Periode zeigt uns die reichen, stolzen Bürger desselben als große Grundbesitzer gallischen Gebietes, eine Anzahl von untergebenen Stämmen nimmt Sprache und Kultur von ihnen an; aber bereits wissen sich Gallier wie Massalioten unter dem gewichtigen Einflusse einer fremden Macht, römischer Legionen. Das lange dauernde und innige Freundschaftsverhältniß zwischen Rom und Massalia tritt in dem großen welthistorischen Kampfe zwischen Rom und Karthago uns zuerst bedeutsam entgegen, und gegenseitige Dienstleistungen befestigen es mehr und mehr. Die blutigen, andauernden Vernichtungskriege gegen die Ligurer in Italien werden von den Römern zugleich zur Sicherheit Massalia's unternommen, und umgekehrt gab Massalia in seinen Kolonialstädten bis tief in die spanische Küste hinab eben so viele Haltpunkte der römischen Herrschaft in Spanien. Und selbst später, als die südgallischen Stämme von den Römern gedemüthigt waren, ist es die freie, hochbefreundete Stadt, die man respektirt, der man Landestheile schenkt. Dieses Verhältniß mußte mit der Eroberung ganz Galliens sich ändern. Das Verlangen, auch da neutral zu bleiben, als die römische Welt in zwei große Parteien sich spaltete, mußte

Digitized by Google

alle Rückſicht der Pietät, der Höflichkeit löſen. Man ſchlägt dem Cäſar den bewaffneten Eintritt in die Stadt ab, nimmt aber bald darauf von Pompejus geſendete Truppen an, Cäſar's Glück endet ſiegreich den mit aller materiellen und ſittlichen Anſtrengung geführten Kampf. Maſſalia ſah ſeine Kriegsſchiffe aus dem Hafen, ſeine Waffenvorräthe, ſeine Getreidemagazine ſich entführen, und zum erſten Male ziehen bewaffnete Fremde in die Thore des Freiſtaates.

Wird ſeitdem auch von den römiſchen Kaiſern die ſelbſtſtändige Form des wehrloſen Freiſtaates erhalten, die merkantile und politiſche Bedeutung ſchwindet mehr und mehr. Die Gunſt der Auguſteiſchen Familie wendet ſich den altgalliſchen Städten oder neuen Militärkolonien zu; der innere Verkehr vertheilt ſich mehr an die Städte im Rhonethal, der Seeverkehr folgt zum großen Theil dem politiſchen Zwang. Narbonne, das alte Narbo Martius, ſieht ſeinen künſtlichen Hafen, den zur Stadt führenden Kanal ſich mit Seeſchiffen füllen, und Frejus, das Forum Julii, wird Flottenſtation. Aber der Lauf der Zeiten hat alle Politik zu Schanden gemacht und der griechiſchen Anſiedelung das Recht ihrer naturgemäßen Anlage zurückgegeben. Jetzt entdeckt man kaum von dem etwas höher liegenden Narbonne auf dem flachen, verſandeten Etang eine Fiſcherbarke, während der große, alte Hafen Marſeille's die Menge der Schiffe lange nicht mehr faßt, bereits ſchon lange ein zweiter, jetzt ein dritter Hafen außen vor mit ungeheuren Molen angelegt wird. Da, in der römiſchen Kaiſerzeit, iſt es, wo Maſſalia, das was den Griechen nach dem Verluſte ihrer Freiheit immer noch blieb, ihre Bildung, ihre Wiſſenſchaft, ihre Kunſt zum Ziele des Ehrgeizes macht; wo es als ein weſtliches Athen in ſeinen Mauern die galliſche Jugend und nicht dieſe allein, auch die Söhne Roms verſammelte; wo von hier aus griechiſche Aerzte, wie in alle Theile Galliens, ſo nach Rom gerufen wurden; von wo der griechiſche Stock der gelehrten Bildung der Anſtalten zu Lyon, Autun, Toulouſe, Bordeaux entnommen wurde.

Dort uns gegenüber, wo auf langer, ſpitz zulaufender Halbinſel die engen Straßen ſich drängen, wo alle ältern, öffentlichen Gebäude ſich zuſammenfinden, erhob ſich die Phokäerſtadt, von drei Seiten vom Waſſer umſpült, und bis 80, ja 100 Fuß hoch ummauert und nach dem Feſtlande zu auf einer damals bedeutend ſchmalern Landenge durch ſtarke Thürme das einzige Eingangsthor ſchützend. Einfach und bürgerlich waren nach Vitruv's Zeugniß die Privathäuſer im Gegenſatz zu den ſtattlichen Gebäuden des Kultus, Staates und Handels. Auf einem felſigen, jetzt vielfach ausgeglichenen Plateau an der Landſeite ragte die Akropolis mit den Tempeln des Stammgottes der Jonier, des Delphiſchen Apollo und der großen Göttin von Epheſus. Dieſe als umfaſſende, allgebende, dunkle Mutter Erde von den Aſiaten verehrt, ward im griechiſchen Glauben zur pfeilfrohen, Gebirge durchſchweifenden Schweſter Apollo's, Artemis, aber ihr blieben charakteriſtiſche Züge der fremden Heimath genug.

Digitized by Google

Der Stier, der Löwe ſind ihr heilig; anſpringend oder zur Vertheidigung die Tatze erhoben, begleitet ſie dieſer, jener die Hörner zum Angriff gerichtet. Reichen Schmuck trägt ſie als Ohrgehänge und Halsband, die Olive, das Gewächs, welches dem Boden der Provence, wie dem ſteinigen von Attika, Reichthum und Wohlſtand entlockte, ſchlingt ſich um ihr Haar. Sie iſt die Schützerin des Hafens, wie dort am Strande von Epheſus; in ihrem Tempel hängen die Siegestrophäen mancher ruhmvollen Seeſchlacht; der Dreizack und der Delphin ſchließen ſich als weitere Symbole ihrer Darſtellung an. Sichtlich haben ſich im Dienſte jener Notredame de la Garde Spuren ihrer Verehrung erhalten. Jährlich wird, ſo ward mir wenigſtens aus glaubwürdigem Munde berichtet, im Sommeranfang das heilige Bild der Mutter Gottes vom Felſen geholt und durch die Straßen getragen. Ein bekränzter Stier mit einem kleinen Mädchen auf dem Rücken folgt mit in der Prozeſſion; als eine zweite Europa ſcheint dieſes dem Hafen, der Meeresfluth ſich zu nahen, bis zu dem die Prozeſſion ſich erſtreckt, um Meer und Schifffahrt unter göttlichen Schutz zu ſtellen. An die Tempel der Artemis und des ebenfalls zur Meerfahrt in Beziehung ſtehenden Apollo Delphinos reiht ſich eine Zahl anderer, vor Allem der der bewaffneten, ſiegverleihenden Athene, die einſt dem galliſchen Heerführer als furchtbares Traumgeſicht abweiſend erſchien, und von ihm mit Entſetzen auf der Akropolis wiedererkannt ward, dann der im Meerſchaum erſcheinenden, Schiffer beſchützenden Leukothea, ſowie des allgemein griechiſchen Heros Herakles, deſſen Spuren hier auf galliſchem Gebiete wir bereits begegnet ſind. Spiele und Feſte wurden gefeiert, im Stadion wetteifern die Geſpanne zu Apollo's Ehre, das Frühlingsfeſt vereinigt zu des Bacchos Feier die Bürgerſchaft in ausgelaſſener Luſt, und die Thargelien fordern zu ernſter Zeit ihre Sühnopfer. Streng wird auf religiöſe Sitte gehalten: man huldigt noch immer den alten Heiligthümern zu Epheſus und Phokäa, man holt feierlich von dort die Oberprieſterin, man legt für die ſchwer bedrohte Mutterſtadt in Rom ein gewichtiges Wort ein. Es ſoll der Hellene rein die mitgebrachten Götter ſich erhalten, aber dem fremden Kaufmann, der in dem ſelbſtſtändig ummauerten Hafen ſeine Niederlagen hat, wird der eigene Kultus gelaſſen. Genau iſt von dem Schoffeten beſtimmt, welcher Antheil an verſchiedenem Opferthier den Prieſtern gegeben, welches Geld entrichtet wird für freiwillige, gelobte oder Sühnopfer. Bekanntlich giebt uns hierüber eine höchſt wichtige phöniziſche Schrift, die hier in Marſeille vor ſechs Jahren gefunden ward, nähern Aufſchluß. Und auch den Galliern wird in der Nähe der dunkel beſchatteten Haine mit düſterer Quelle, mit den von Menſchenblut beſpritzten Altären und unförmlichen Bildern, der Kultus nicht geſtört.

Zu einer Zeit, wo die Römer bereits am Euphrat, Ararat, in Afrika, am Rhein ſtanden, ſahen ſie ſich im Bau, in der Gewandtheit und Kunſt der Lenkung der Schiffe weit durch die Maſſalier übertroffen. Mit Staunen

Digitized by Google

betraten ſie die Schiffswerften am Hafen, die Arſenale, die großen Magazine; ſie begriffen, wie immer von Neuem eine einzige Stadt die herbſten Verluſte erſetzen konnte. Von hier aus, mit dieſen Mitteln hatten die Maſſalier den weſtlichen Verkehr des mittelländiſchen Reiches geleitet. Die Produkte Britanniens und der germaniſchen Küſten nahmen damals den Weg durch Gallien und über Marſeille, Gallien ſelbſt lieferte Getreide, Pferde und Vieh aller Art, treffliches Bauholz, auch edle Metalle, beſonders Gold, dazu der Süden Oel und Wein; die Küſte bot durch Fiſchreichthum, Korallen und Salz eine ergiebige Handelsquelle dar.

Vor Allem galt es, alle günſtigen Küſtenpunkte zu griechiſchen Koloniſationen zu benützen. Die bedeutendſte in Spanien war Tarrakona. Am Abfall der Pyrenäen lag die Stadt der pyrenäiſchen Aphrodite, Agde und Cette tragen noch heute ihre griechiſchen Namen: Agathe und Setion; in der öden Kamargue, jetzt nur Weide für verwilderte Pferde, Eſel und Stiere, ſchlug Rhodanuſia ſeine Münzen; im engern Gebiete von Maſſalia gab es eine Kyrene, ein Trözen und andere Städte; Apollo, Athene, Herakles, der Stier, auch ſonſt ein Symbol des Vorgebirges, gaben Anlagen bei Toulon ihre Bezeichnung; Hyères war bereits im Alterthum eine Olbia, eine Hochbeglückte; Antibes, Nizza und Monaco ſchließen hier als Verſtümmelung griechiſcher Namen: Antipolis, Nikäa, Monoikos den Reigen. Hatten die antiken Karten nicht Recht, einfach auf dieſe Küſte ihr „Grecia" zu ſetzen? Und gehen wir in's Innere der Provence, da begegnet uns Theline als griechiſcher Name für Avignon, Avenio; da iſt Aeria, die Luftige, auf windigen Fels gebaut; da kennen wir Theopolis, die Götterſtadt und andere.

Eben ſo intereſſant iſt es, an den Münzreihen galliſcher Städte und Völker bis über Toulouſe an die ſpaniſche Grenze bei Rouſſillon die griechiſche Schrift, das griechiſche Gepräge zu verfolgen. In allen dieſen Städten wohnten griechiſche Kaufleute, wurden griechiſche Götter oft mit galliſcher Vermiſchung verehrt, wurden die Völkerverträge griechiſch abgefaßt. Beweis ſind ferner die griechiſchen Grabinſchriften in Vienne, Aix, Avignon, Ehrendekrete, die griechiſche Schauſpielkorporationen erlaſſen, die vielen griechiſchen Eigennamen auf lateiniſchen Inſchriften. Cäſar verſichert uns beſtimmt, daß im Allgemeinen die galliſche höhere Bildung nur mündlich durch die Druiden fortgepflanzt ward, daß aber, wo Schrift angewandt ward, dies die griechiſche war.

Aber dadurch iſt der Einfluß der helleniſchen Maſſalia noch nicht begrenzt. Es hat als eigentliche Bildungsſtätte, als Ausgangspunkt künſtleriſchen Lebens ihn weit und lange Zeit geübt. Wie war das möglich, wenn hier nicht bedeutende Menſchen Zuhörer und Schüler an ſich feſſelten? Fragen wir nur nach jenen Grabinſchriften, die ſo zahlreich an der alten Begräbnißſtätte bei St. Viktor, beim Ausgraben des Baſſins daneben gefunden wurden. Welch' poetiſcher Zauber iſt über jene einfachen, aber

Digitized by Google

tiefen Klagen gegoſſen, die dem jugendlichen Schiffer, welcher nahe dem erſehnten Hafen untergegangen, ein Denkmal weihen, oder die dem Vater, der in ſeiner Lebenskraft dahin gegangen, aus dem Munde des unerwachſenen Sohnes gelten! Und iſt es nicht ein ehrendes Zeugniß der Stadt, daß ſie aus der Heimath die Werke des Sängers von Troja mitgenommen und als Kleinod in einer hochgehaltenen, mannigfach ſelbſtſtändigen Rezenſion bewahrte? Frühzeitig hat die Schifffahrt, der Verkehr an fremden Küſten die Beobachtung des Himmels und der Erde geſchärft. Die erſte genaue Beſtimmung des Breitengrades eines Ortes ward von Pytheas für Maſſalia gegeben. Und die erſte genauere Kunde über Britannien, die germaniſchen und wohl auch nordiſchen Küſten ward durch ſein größeres Werk den Griechen gebracht, ſowie ein anderer, Euthymenes, die Küſten Afrika's beſchrieb. In den ſpätern Zeiten iſt es Rhetorik, Philoſophie und Medizin, welche hier blühten, und berühmte Namen, wie die Aerzte Krinias und Charmis, jenen, der ſyſtematiſch die Arzneien mit aſtronomiſchen Zeitbeſtimmungen in Verbindung ſetzte, dieſen, den erſten fanatiſchen Verfechter der Kaltwaſſerkuren, wie Agrotas und Oskus, bildete. Und wo ſind jene trefflichen Werke der Plaſtik, die in Vienne, Arles, Nismes u. a. gefunden worden, die zum Theil das Louvre von Paris ſchmücken, und welche ſo entſchieden griechiſche Ideale in griechiſchem Style uns vorführen? Jede Reinigung des Hafens hat Bronzen und Marmor zu Tage gefördert, und viele der Werke, die im Schutze der Kirchen ſich erhalten, ſind nur den wüſten Stürmen der erſten franzöſiſchen Revolution entgangen.

Auch das Chriſtenthum endlich iſt in dem edeln und köſtlichen Gefäß der griechiſchen Sprache und Bildung nach Südfrankreich getragen worden. Wunderbarerweiſe iſt es faſt von demſelben Punkte ausgegangen, von dem einſt jene Sprache und Bildung nach Südfrankreich getragen worden war; aus Smyrna und Epheſos von den Schülern Polykarpos ſind hier die kirchlichen Anlagen erſt befeſtigt worden, und in lebendigem kirchlichen Verkehr ſtanden dieſe länger mit ihren kleinaſiatiſchen Mutterkirchen.

Jedoch es war nicht die Beſtimmung des Griechenthums überhaupt, noch weniger hier im Weſten, unmittelbar überzutreten und aufzugehen in die Formen des mittelalterlichen Lebens, wie ſie aus dem Weſen der germaniſchen Nationen entſprangen. Die Hellenen haben praktiſch nur ein freiſtaatliches Sonderleben realiſirt; die Univerſalität eines Weltreiches iſt von ihnen nur auf idealem Gebiet angebahnt worden. Den Römern war es vorbehalten, in ſtraffer Zucht und Ordnung die Elemente der alternden antiken Welt zuſammenzufaſſen, immer neue und friſche darin aufzunehmen und den praktiſchen Bedürfniſſen im Rechtsleben, in der kriegeriſchen Wahrung der Selbſtſtändigkeit, im Verkehr der Länder in großartigſter Weiſe zu genügen. So ſind ſie auch in der Provence aufgetreten ſeit ihren erſten entſcheidenden Schlachten an der Rhone und Iſère, ſo haben ſie im

Digitized by Google

ersten Jahrhundert bereits Südfrankreich zu einem Theile Italiens gleichsam umgestaltet. Dies war aber nur dadurch möglich, daß sie es trefflich verstanden, das griechische Ferment, das weithin die südgallischen Völker durchzogen, zu schonen und es überzuleiten in die hochpulsirenden Adern des römischen Staatskörpers.

---

7. Das Thal der Rhone.*)

Auf der Südseite von Frankreich ist nur Ein großes Thal, das Rhone-, oder richtiger zu reden, das Saonethal, denn die Bildung dieses Thales ist sicher weit älter als der Rhonefluß, der erst der Graniterhebung der Alpen seinen Ursprung dankt. Wenige Thäler sind durch ihre Struktur merkwürdiger und lehrreicher. Die Wasserscheide zwischen Rhein und Saonethal ist gewiß älter als die Erhebung der Alpen. Als diese sich erhoben, und der südliche Theil des Juragebirges zugleich mit emporstieg, indem die Abflachung dieser Graniterhebung gegen Norden geht, bildete sich der seltsame Widerspruch des Wasserlaufs zwischen Doubs und Saone. Das Wasser, das sich von nun an zwischen den beiden Juraketten sammelte, floß wegen der im Süden geschehenen Emporhebung des Gebirgs nach Norden, konnte aber doch die alte Wasserscheide nicht durchbrechen und wandte somit, sobald es in ebenes Land gekommen war, sich wieder gegen Süden und floß mit der Saone dem Mittelländischen Meere zu. Alle von Westen her in dieses Thal einfallenden Flüsse sind unbedeutend und vergleichungsweise langsamen Laufs; die von Osten her einfallenden, nämlich vor allen die Rhone, dann die Isère, Drôme, Durance, sind lauter wilde Bergwasser.

Daß auch dieser Thalboden allmählig weiter in's Meer vorrückt, bestätigen alle Nachrichten aus dem Alterthume und deren Vergleichungen mit dem jetzigen Zustande; indeß hat dieses Vorrücken etwas Eigenthümliches. Noch jetzt ist ersichtlich, wie Lagunen, Etangs, am Meere mehr und mehr versanden und ausgefüllt werden, während andere sich näher am Meere bilden. Das Thal muß eine beträchtliche Strecke herauf aus solchen Etangs bestanden haben, denn die Römer, welche doch bei ihren Straßenbauten gewiß nicht leicht Schwierigkeiten scheuten, führten die Straßen von Ungernum nach Beziers über Nemausus, ein unnatürlicher Umweg, zu welchem sie aber gezwungen wurden. Uebrigens bietet der Lauf der Rhone selbst den deutlichsten Beweis, daß das Land vorrückt, denn die Marseiller bauten, schon nach Strabo's Angabe, wie auch noch jetzt Thürme zu beiden Seiten des Flusses, um die für Schiffe fahrbare Mündung zu bezeichnen;

---

*) „Die Ströme der Erde." S. „Ausland," 1835, S. 205.

Digitized by Google

ſolche Thürme findet man jetzt weit in's Land hinein, auf beiden Ufern vier bis fünf. Auch hat ſich die Anzahl der Flußarme ſeit Plinius, der ſie genau aufzählt, vergrößert, denn damals ſpaltete ſich der öſtliche Hauptarm noch gar nicht, während ſeit jener Zeit vor dieſer Mündung eine Sandinſel entſtanden iſt, wodurch ſich jetzt der öſtliche eben ſo wie der weſtliche Arm in zwei Unterarme theilt.

Schließt man von dieſen noch in ſtetem Fortſchreiten begriffenen Erſcheinungen zurück, ſo wird der oft für das Rhonethal gebrauchte Ausdruck „Meerbuſen von Lyon" gar nicht unzweckmäßig ſcheinen.

Von den Hyères bis zum Kap Creus iſt es 3 Längengrade, innerhalb dieſer beſchreibt die Südküſte Frankreichs einen Bogen von etwa 120 Graden. Dieſer Winkel war früher viel ſpitziger: aber wie die Rhone in größerm Maaßſtabe, ſo ſtreben jetzt ſämmtliche von den Sevennen herabkommende Flüſſe hier das Land auszudehnen, in das Meer hinein. Es entſtehen Nehrungen, und die dahinter befindlichen Lagunen werden immer ſeichter und am Ende ganz ausgefüllt. Nach mehreren Beobachtungen, namentlich am Hafen von Cette, rückt das Land an der Mündung des Hérault jährlich faſt um zwei Meter vor.

---

8. Blicke auf und von Lyon.

Lyon iſt bekanntlich die zweite Stadt Frankreichs, das induſtrielle Herz des Reiches, dem die Adern der Gewäſſer in ihrem natürlichen Lauf und in der durch menſchliche Hand ihnen angewieſenen Bahn, ſowie die der Eiſenbahn, die Rohſtoffe des Südens, Weſtens und Nordens zuführen, ſo die Kohlen des Loiregebietes, das Eiſen, die Bleimaſſen der Cevennen, der Auvergne und Voralpen, die Früchte der Provence, das Getreide, den Wein der Bourgogne, die Wolle, vor allem die Rohſeide aus allen Städten und Städtchen des Rhonegebietes, wo über 32,000 Webeſtühle tagtäglich in Bewegung ſind, um die reichſten Seidenſtoffe in aller Form, zu allem Gebrauche zu liefern, wo eine Menge von künſtleriſch gebildeten Zeichnern immer neue Deſſeins für Teppiche und Shawls, andere dergleichen für Gold- und Silberarbeiten aller Art entwerfen, wo ein ganzer Stadttheil, von Eiſenbahnen durchſchnitten, nur Kohlenlager und Maſchinenwerkſtätten aufweiſt. Jedoch ſuchen wir für die wenigen uns noch gebliebenen Stunden des Nachmittags nicht die Arbeitervorſtädte, wie Croix Rouſſe oder la Guillotière auf, oder die großen, regelmäßigen Anlagen von Louis XVI. oder etwa den unſerm Hotel auf der Place des Terreaux gegenüberſtehenden Palais des Arts mit ſeinen Schätzen — nein, wir betreten eine der ſtattlichen Brücken, welche die Ufer der Saone verbindet; ſchon hier iſt der Blick die Saone aufwärts zu den das Thal ſchließenden Höhen mit ſeinen

Digitized by Google

Häuſermengen, Thürmen, der Kuppel der Karthäuſerkirche und Befeſtigungswerken ein großartiger. Ein ſteiler Weg führt uns am Dom St. Jean vorbei zu der hochliegenden Vorſtadt Fourvières, der die Städte des h. Juſtus und Irenäus ſich anſchließen. Hohe Mauern hemmen jede Ausſicht in das Thal, nur hier und da lockt eine halb geöffnete Hausthüre zur Beſchauung des weinumrankten Bildes. Ein immer noch abſchüſſiger freier Platz iſt endlich erreicht, jetzt gerade durch ein lebendiges Gewühl von Menſchen und Schweinen als Marché au betail ſeine Beſtimmung erfüllend, einſt das Forum urbis, das noch jetzt ſeinen Namen dieſer Bergſtadt gelaſſen. An daſſelbe ſtoßen die hintern Räume des großen Hoſpice de l'Antiquaille, die Stelle des einſtigen Kaiſerpalaſtes, in dem die Glieder der Auguſteiſchen Familie ſo oft geweilt, wo Claudius geboren ward. Noch gilt es einige Anſtrengung, die hohle Gaſſe zu der Spitze des Berges zu erklimmen, in welcher, Bude an Bude gedrängt, heilige Bilder, Kerzen, Blumen, Gypsfiguren, die Bilder zur Madonna weiſen, welche hier eine uralte, hochverehrte Kultusſtätte hat, unter deren Schutze Tauſende da oben auf freier Höhe ihre letzte Ruheſtätte finden Noch wird der Thurm ihrer Kirche von dem hohen Obſervatoire überragt, aber ſchon arbeiten geſchäftige Hände genug, um den Himmelsweiſer über die Stätte menſchlicher Neugier und Erdenfreuden zu erheben. Und dies Obſervatoire, einſt von einem reichen Liebhaber ſchöner Ausſicht erbaut und mit einem ſtattlichen Fernrohr ausgeſtattet, macht jetzt, wo es als einziger Erwerb eines Reſtaurant dient, innerlich einen traurigen, verfallenen Eindruck. Doch nur getroſt die enge Treppe hinauf zu dem hohen Glaszimmer oder noch höher zu der freien, offenen Gallerie.

Die Ausſicht von Fourvières iſt eine der großartigſten, die ich überhaupt, nicht allein in Frankreich, kenne, und ſie iſt es, die den vollen Eindruck der gewaltigen, natürlichen wie geſchichtlichen Scheidung gewährt, auf deren Grenze Lyon gleichſam liegt, jenes von Nord- und Südfrankreich. Wo eilt das Auge in dem ungeheuern Panorama wohl zunächſt hin, als nach Oſten zu jener von Wolkenſchichten umlagerten, in ſcharfen Spitzen und gezackten Formen weithin gedehnten und allmählig niederſteigenden Alpenkette? Eben erglänzt im Licht der Abendſonne der Schneegipfel des Montblanc, und das Fernrohr führt uns faſt unmittelbar zu den ſcharfen Felſengräten, an die Schneeflächen, in die tief beſchatteten Spalten des über 30 Meilen in gerader Linie entfernten Berges. Und weiter folgen wir dem Wechſel der Spitzen zum Kleinen St. Bernhard, zum Mont Cenis, vor deren Reihe die dunkeln Kalkalpen bei Grenoble ſich über einander aufbauen. Zwiſchen den Alpen und uns liegt eine ungeheure Ebene voll einzelner Weiler und Maulbeerbaumanlagen, durchſchnitten von der ſchnurgeraden, nach Turin führenden Straße. Im Norden begrenzt ſie die in vielfachen Windungen ſich nahende Rhone. Mit friſcher, nordiſcher Färbung blicken uns von Nordweſt die grünen, weidereichen Gipfel des Mont'or und der ganzen das Loiregebiet abſcheidenden Bergkette an, die

Digitized by Google

im Südweſt zum hohen Mont Pila ſich gipfelt, und weiter ſchon an die ſchwarzgrauen vulkaniſchen Maſſen der nördlichen Cevennen ſich anſchließt. Welcher Reichthum der herrlichen Gärten, unterbrochen von Kloſtergebäuden und Fortifikationen, iſt über die weſtliche Hochebene gebreitet, die wir erblicken! Aber unwillkürlich wendet ſich das Auge dem Rhonelauf wieder zu, da iſt die Brücke der Mulatière, weiter tritt in einzelnen Spitzen der villenreiche, von Weinreben bedeckte, felſige Thalrand hervor, bis von beiden Seiten die Höhen das Thal verſchließen. Dort liegt das nächſte Ziel der Reiſe, dort in jenen Thalebenen, zwiſchen dem zackigen Gebirge, unter dem Grün des Maulbeerbaumes und der rebenumſchlungenen Ulme, weiterhin des ernſten, einförmigen Oelbaumes iſt das Südfrankreich, wo einſt Griechen ein neues Hellas ſich ſchufen, wo ein Julius Cäſar ſich ſchon ſo heimiſch und ſicher fühlte, als jenſeits der Alpen, wo die griechiſch-römiſche Kultur eine Fülle von Werken ſchuf, völlig ebenbürtig in ihren Reſten der Trümmerwelt Italiens. Dort liegen die ſeligen Thäler der Provence, von denen der Dichter ſingt:

Ueppig blühend war't ihr immer,
Aber eure reichſte Blüthe
War des Minneliedes Schimmer.

Allerdings, dieſe Blüthe iſt längſt gewaltſam geknickt, die Strenge der römiſchen Kirchenzucht, der aufſtrebenden, nordfranzöſiſchen Monarchie, die verzehrende Gluth des religiöſen Fanatismus des neuen Ordens hat ſie unter den rauchenden Trümmern der ſtolzen Burgen, in Strömen des Blutes vergraben. Aber noch iſt dem Volke, wie in ſeinem äußeren Erſcheinen die edlere Form, die freie Haltung, ſo in ſeinem Munde die Sprache der Väter geblieben. Sie begegnet uns hier in Lyon bereits vielfach und umgiebt uns bis über Narbonne, wo bereits im franzöſiſchen Rouſſillon die ſpaniſche Sprache herrſcht. Noch walten und bewegen ſich hier in einzelnen Städten und in ganzen Theilen der Landbevölkerung an dem ſüdweſtlichen Abhange der Cevennen die religiöſen Grundſätze, die ſeit 700 Jahren ſchon ſich thätig gezeigt; neben dem Eifer für evangeliſche Einfachheit und Strenge, für kalviniſtiſche, ſtrenge Kirchenform oder auch myſtiſche, formloſe Erbauung iſt um ſo ſchärfer katholiſcher Eifer geſtellt, angeſchloſſen an die hier wunderbar gedrängten Stätten von Märtyrern und Heiligen der älteſten Kirche. Man kann nicht läugnen, hier, wo ſo viel Blut gefloſſen zwiſchen den Bewohnern derſelben Städte, zwiſchen dem vielfach proteſtantiſchen Adel, der ſo gewaltſam bekehrt oder aus den Grenzen des Landes vertrieben iſt, ſind die Wunden, welche dem materiellen Wohlſtand und der Freudigkeit des Volkslebens geſchlagen wurden, noch nicht vernarbt; ſie brechen unter andern Bezeichnungen oft wieder los: allen politiſchen und ſozialen Kämpfen hier im Süden war auch in jüngſter Zeit ein religiöſes Element beigemiſcht. Aber dennoch iſt das von Nordfrankreich aus begründete Nationalgefühl des Franzoſen, als einer Gemeinſamkeit ſeiner Kultur und einer unabhängigen, einflußreichen Stellung dem Auslande gegenüber

Digitized by

lange durchgedrungen; bildet doch ein Beſuch von Paris, ein längerer Aufenthalt daſelbſt eine Art Ideal auch für den kleinſten Bürger einer ſüdlichen Stadt, und trägt die Klaſſe der Proprietaires, die meiſt in Paris oder ſonſt an einem größeren Platze ſich ein mäßiges Vermögen erworben und in ihren beſten Jahren ſich auf einen Landbeſitz — das Ziel eigentlich eines jeden Franzoſen — in ihre erſte Heimath oder auch ſonſt in Frankreich zurückziehen, um hier oft in ſehr ſparſamer Weiſe mit einer Familie zu leben, zur Verbreitung dieſer von provinzieller Beſonderheit losgelöſten Kultur bei. Und endlich iſt die Bedeutung der ſüdfranzöſiſchen Küſte ſeit der Eroberung Algeriens bedeutend geſtiegen. Afrika bildet ſchon einen ſehr bedeutenden Zielpunkt des franzöſiſchen, beſonders Pariſer Verkehrslebens, und für dieſes werden die Häfen von Südfrankreich deren nothwendige Ausgangspunkte; es werden ſo ganze, verödete, vernachläſſigte Landſtriche im Süden neu beachtet, und der nordfranzöſiſche Verſtand, das unmittelbare Gefühl für Maaß und Ordnung, das Kapital, wenden ſich hier größeren Kulturunternehmungen zu.

Digitized by Google

Achter Abſchnitt.

1. Phyſiognomie des heutigen Rom. — 2. Die römiſche Kampagna — 3. Der römiſche Karneval. — 4. Die heilige Charwoche in Rom.

1. Phyſiognomie des heutigen Rom.*)

Das heutige Rom ſtreckt ſich in Geſtalt eines Fächers, deſſen Griff die Porta del Popolo mit der vorſtadtartigen Verlängerung nach Ponte Molle hin bildet, etwa bis in die Hälfte des von den Umfangsmauern eingeſchloſſenen Raumes hinein. Drei Hauptſtraßen, die Via del Babuino, die Rigetta und zwiſchen beiden der Corſo, bilden gleichſam die Gitterſtäbe dieſes Fächers, als deren Endpunkt von Porta del Popolo aus die Kirche S. Maria Maggiore, das Kapitol und das Judenghetto angeſehen werden können. Von dieſen drei Punkten abwärts in ſüdlicher Richtung beginnt die Trümmerſtadt, das alte Rom, deſſen Ueberbleibſel, ſämmtlich der Kaiſerzeit angehörig, aus den unabſehbaren Gemüſefeldern, Gärten und Weinpflanzungen hervorragen, welche jetzt wohl über zwei Drittheile des von den heutigen Umfangsmauern eingeſchloſſenen Areals bedecken.

In dieſem Neu-Rom geht keine Straße in der Richtung irgend einer des alten Rom. Keine Phantaſie reicht hin, ſich die Vorſtellung eines Platzes, wie etwa das alte Marsfeld war, aus dem wüſten Häuſergewirr, welches jetzt ſeine Stelle einnimmt, zu erneuern. Es hat geradezu etwas Geſpenſterhaftes, wenn z. B. in der Nähe des ſchmutzig-engen Judenviertels oder unter den jämmerlichen Häuſern am ehemaligen Forum des Nerva plötzlich die Reſte eines alten Porticus oder ein halbverſunkenes Säulenpaar vor uns aufſteigen.

Keine Stadt hat ſolche Erſchütterungen, Verwüſtungen, Umwandlungen erfahren, wie Rom. Neben dem Charakter einer uralten Reſidenz des geiſtlichen Oberhirten der Chriſtenheit mit ſeinen zahlloſen Kirchen — deren

*) Nach Ad. Stahr, Ein Jahr in Italien (Oldenburg, 1853).

Digitized by

mehr als 300 vorhanden — und den Hofburgen und Schlöſſern ſeiner geiſtlichen und weltlichen Fürſten bietet es nun in ſeinen faſhionablen Stadttheilen und ihren glänzenden Bazars den Eindruck eines modernen Badeorts im größten Styl. Und wiederum genügen wenige Schritte, um ſich aus demſelben hinaus in eine Stadt des bunteſten, wenn auch nicht blühenden gewerblichen Treibens, und aus dieſer wieder in die Stille und Einfachheit ländlicher Zuſtände zu verſetzen. Und über dieſes bunte Gemiſch ragen die Trümmer der Ruinenwelt des alten Rom in ernſter Einſamkeit zum Himmel empor, wie rieſige Schattenbilder einer Jahrtauſende alten Vergangenheit.

Dieſe Mannigfaltigkeit der Elemente iſt es vorzüglich, welche hier jeden Fremden etwas für ſich finden läßt und jeder Ermüdung durch gleiche Eindrücke vorbeugt. „Rom iſt immer neu," ſagen die Fremden, auch wenn ſie Jahre lang hier heimiſch ſind. Dazu kommt, daß das Auf und Ab der zahlreichen Hügel, deren das heutige Rom über ein Dutzend zählt, von denen die Hälfte durch Ruinen entſtanden, überall maleriſche Anſichten und Gruppirungen bildet. Rom iſt auch darin unvergleichlich, daß es von jedem bedeutenden Höhenpunkt, vom Monte Mario oder dem Kapitole, vom Aventin oder Monte Pincio, von San Onofrio oder von Villa Ludoviſi aus geſehen ein immer neues Panorama bildet, welches an maleriſcher Schönheit, Pracht und Großartigkeit für den Beſchauer immer die früheren zu übertreffen ſcheint.

Wie die äußere architektoniſche Phyſiognomie Roms den Anblick bunteſter Mannigfaltigkeit gewährt, ſo iſt auch die heutige Bevölkerung der Stadt aus den verſchiedenſten Beſtandtheilen zuſammengeſetzt. Altrömiſches Blut iſt ſchwerlich mehr vorhanden, ſelbſt nicht unter den vornehmen Familien, die zum Theil nicht einmal italieniſchen Urſprungs ſind. Eher vielleicht noch in dem Kerne des niederen Volks, den Montigiani und Trasteverini. Von dem wenig zahlreichen Mittelſtande der Negozianti di Campagna, Kaufleuten und Angeſtellten iſt es Thatſache, daß eine Familie, die vier in Rom geborene Generationen aufzuweiſen hat, eine Seltenheit iſt. Die Mehrzahl der Einwohner ſind Einwanderer aus allen Theilen Italiens, vornehmlich aus dem Neapolitaniſchen, Genua, der Lombardei, Piemont und den Provinzen des Kirchenſtaates, aber auch Franzoſen, Deutſche und Engländer finden ſich genug. Wollte man genauer nachforſchen, ſo würde man alle europäiſche Nationen hier vertreten finden, ungerechnet die Fremden, welche als ſolche ſich in Rom aufhalten. Und doch, ſo wunderbar iſt die Naturmacht, welche Klima und Boden, Lebensweiſe, Erziehung und Anſchauungen der Umgebung ausüben, daß ſich trotz aller Buntheit der Bevölkerung doch über dieſelbe ein ſpezifiſch Gemeinſames, charakteriſtiſch Eigenthümliches breitet, welches ihr einen unverkennbaren Stempel aufprägt, ſelbſt dem längere Zeit hier lebenden Fremden ſich mittheilt und den Bewohner Roms von dem aller andern Städte Italiens in äußerer Erſcheinung, Phyſiognomie, Behaben und Lebens-

Digitized by Google

führung wesentlich unterscheidet. Rom ist auch hierin wie in Allem einzig in der Welt.

Schon die Umgebung Roms, die weite, menschenverlassene Kampagna mit den Riesenbogen ihrer Aquädukte, ihren Gräbertrümmern, aus denen die Asche der Todten längst verstäubt ist, ihren mittelalterlichen Thürmen, ihren halbwilden Heerden und Hirten, die an eine amerikanische Prairie mahnen, nur von Jägern und bewaffneten Aufsehern durchstreift — Alles, bis an die Thore Roms, ohne irgend eine Spur zivilisirten städtischen Lebens. Dann in Rom selbst, welches von jeder Seite her dem Kommenden eine neue Physiognomie bietet, das bunteste Nebeneinander von Menschen und Dingen: der einem wilden gleiche Bewohner der Abruzzen und der rußige Kohlenkrämer der Meergestade neben dem Kirchenfürsten in seiner Prachtkarrosse und dem fashionablen Dandy im Hydepark auf seinem Vollblutrenner; alle Geistliche aller Orden in ihren mannigfaltigen Trachten; lange Züge von Propagandisten*), darunter alle Physiognomien der Welt, vom wollköpfigen Neger bis zum flachshaarigen Nordländer; Künstler und Fremde aller zivilisirten Nationen, eine ewig wechselnde Bevölkerung, immer neu und doch dieselbe. Dazu die Physiognomien und Trachten des eigentlichen römischen Volks der Jackenmänner, der Montigiani und Trasteverini, die Schaaren von Landvolk aus der Umgegend, vom ziegenbepelzten Hirten des rauhen Sabinergebirges bis zu der in Gold und Scharlach strahlenden Schönen von Nettuno, die leise einherschleichenden Jesuiten, die stolzen Dominikaner, die feinen Benediktiner, die braunen Kutten der Bettelmönche mit ihren Provianteseln, die alterthümlichen Hellebardenträger an den päpstlichen Palästen, die modernen Uniformen des Militärs: das Alles läßt die Langeweile nicht aufkommen. Man nehme dazu noch die Schätze der Bibliotheken aller Art, die Ateliers der zahlreichen Künstler, die Ruinen des alten, die Paläste und Kirchen des neuen Rom, und man wird zugeben, daß jedes Interesse, jedes Alter, jede Lebensrichtung in diesem Universum seine Rechnung findet.

2. Die römische Kampagna.**).

Wenn man über die Villen hinaus ist, welche in der Nähe der römischen Stadtthore liegen, findet man nur wenige Spuren von Anbau. Gewaltige Strecken liegen ganz wüst. Nichts sieht man als Ruinen von

*) Die Congregatio de propaganda fide (Gesellschaft zur Verbreitung des Katholizismus unter den Heiden und zur Ausrottung der Ketzerei) hat zugleich eine Pflanzschule für künftige Missionäre (Collegium de propaganda fide) aus allen Völkern, worin jährlich eine Prüfung angestellt wird, in welcher jeder Zögling in seiner Sprache einen Vortrag hält.

**) Alfr. v. Reumont: Römische Briefe eines Florentiners. Th. 2. (Vergl. Stahr a. a. O. II, S. 312 ff.)

Digitized by

Waſſerleitungen, Tempeln und Grabmälern, vermengt mit mittelalterlichen Bauten, die zum Theil noch verfallener als jene alten ſind; einſame Oſterien (Schenken), deren Ausſehen nicht einladender iſt, als die Miene ihrer zerlumpten Bewohner; Monumente römiſcher Größe, bald zu gebrochenen Burgthürmen und Veſten benutzt und mit Zinnen und Außenwerken verſehen, bald in formloſen, epheuumrankten Steinklumpen den Unterbau eines Winzerhäuschens, einer Hütte bildend, die zwiſchen ſchlanken Zypreſſen weit über die Gegend hinausſchauen. Keine einheimiſche Bevölkerung iſt hier anſäſſig: man begegnet nicht dem Landmann, welcher das Feld bebaut, das ſein Vater anpflanzte; man findet nicht einen bewohnten oder bewohnbaren Ort, denn die wenigen Kaſtelle ſind öde Brandſtätten, es erſchallt nicht aus den Ställen das Gebrülle des Zugviehs. Nur auf einem ſehr kleinen Theile der Ebene wird Feldbau getrieben. Fremde ackern und ſäen in Eile, andere Fremde (meiſt Neapolitaner aus den Abruzzen) kommen zur Erntezeit und wohnen in Rohrhütten oder ſchlafen auf dem nackten Boden, den Todeskeim der Fieber in ſich aufnehmend für die kärgliche Löhnung. Nur in den kälteren Monaten gewinnt die Steppe der Kampagna etwas mehr Leben. Wenn die Herbſtregen den dürren Boden etwas erfriſcht haben und bald darauf mit dem Brande der Sonnenſtrahlen auch die fiebererzeugenden Dünſte verſchwunden ſind, ſo ſchießt innerhalb weniger Tage das üppigſte Gras empor in den verſengten Niederungen und deckt kürzeren Wuchſes die allen Richtungen der Windroſe folgenden Höhenzüge. Dann ſteigt der Hirt herab von den Abruzzen, wo ihn der Schnee vertreibt, vom Hochlande Umbriens und der Sabiner, und führt ſeine Heerden in die Ebene. Lange Pfahlreihen bezeichnen die einzelnen Gebiete auf den ausgedehnten Weiden, dem Laufe der Ströme und Bäche, der Richtung der Straße oder der Bewegung des Bodens folgend, oft auch in gerader Linie das Land durchſchneidend. Eine trockene Tuffſteinhöhle am Hügelabhange, ein ausgeräumtes, halb unterirdiſches Grab, mit Spuren farbenreicher Arabesken auf der nun vom Rauch geſchwärzten Wand, oder Reſte eines mittelalterlichen Thurmes ſind die Wohnung des in Felle gekleideten Hüters, deſſen ungewohnter Dialekt verräth, daß er von fern herkam, und deſſen ſämmtliches Hausgeräth in ein paar Näpfen und einigen Schaf- und Ziegenfellen beſteht, welche ihm Nachts als Lager dienen. Große, meiſt gelblich-weiße Hunde wachen und lauern und ſind nicht ſelten der Schrecken des Reiters, der in das Gehege gelangt, indem er das Land durchſtreift.

Der im Jahre 1782 aufgenommene Kataſter über die 189 □Meilen, welche die Grundſtücke der Kampagna einnehmen, ergab als Reſultat, daß etwa zwei Drittheile des Landes ſich in den Händen von nur 113 Eigenthümern, das übrige Drittheil ſich im Beſitz von Kirchen, Klöſtern und frommen Stiftungen befand. Pius VI. und VII. konnten trotz des beſten Willens, mit dem ſie ſich der Sache annahmen, doch nicht bewirken, daß mehr als etwa der zehnte Theil dieſes fruchtbaren Landes angebaut wurde,

Digitized by Google

und ſelbſt dies geſchah nur zwangsweiſe und ſchlecht, und der Ertrag befriedigte wenig mehr als die Hälfte des Bedürfniſſes der Stadt Rom. Ein Edikt Pius' VII. ſchildert mit gründlicher Einſicht den Zuſtand der Kampagna (1802) und ſpricht es unverholen aus, daß ohne Wiederbevölkerung derſelben mit ſtabilen, durch Beſitz und Erbpacht an den Boden gebundenen Bewohnern kein Heil für die Kultur des Landes zu erwarten ſei. Dazu ſei die Vertheilung der ungeheuren Güterkomplexe (Latifundien) ein nothwendiger Schritt, wenn die Entvölkerung und Verödung, und damit die Ungeſundheit der Kampagna nicht immerhin zunehmen ſolle.

Und ſie hat zugenommen und die Zahl der Beſitzer hat ſich noch mehr vermindert, denn weder Erbpacht noch ſelbſt Kolonienverhältniſſe haben bisher durchgeſetzt werden können. Es blieb Alles beim Alten. Die großen geiſtlichen und weltlichen Grundbeſitzer verpachten ihre Beſitzungen an wenige Generalpächter, die ſogenannten Mercanti di Campagna, von denen im Jahre 1830 drei den fünften Theil des ganzen Bodens bewirthſchafteten. Dieſe Mercanti di Campagna bebauen jetzt durchſchnittlich etwa den zwölften Theil des Bodens mit Korn, Mais, Bohnen, Hafer u. ſ. w. Beſtellung und Ernte beſorgen Arbeiter aus den heimiſchen Gebirgen und dem angrenzenden Neapel gegen hohen Lohn, etwa 20—30,000 an der Zahl. Ueber 300,000 Thaler unſers Geldes gehen allein für ſolchen Tagelohn jährlich außer Landes. Aufſeher zu Pferde kommandiren dieſe geworbenen Schaaren, deren Lagerſtätte die fieberſchwangere Erde iſt, wenn nicht die Nähe Roms Einigen das Aſyl der Treppen und Vorhallen der Kirchen oder den Schutz von Ruinen und Gräbern bildet. Dazu die Gluthhitze der römiſchen Juliſonne am Tage und die feuchte Kälte der Nächte, welche große Reiſigfeuer, im Kreiſe um die Lagernden angezündet, nur ſchlecht abwehren; die ſchlechte Koſt, das ſchlechte Waſſer und der erhitzende, oft verdorbene Wein. Daher ergreift denn das Fieber gegen Ende der Erntezeit Einen nach dem Andern. Dann füllen ſich die römiſchen Spitäler. Manche werden in wenigen Tagen dahingerafft; die Anderen ſchleppen ſich ſiech und matt in ihre heimiſchen Berge zurück.

3. Der römiſche Karneval.*)

Der diesjährige römiſche Karneval begann am 14. Februar, am Tage des heiligen Märtyrers Valentin, und endete Dienſtags den 24. deſſelben Monats. Die dazwiſchen liegenden beiden Sonntage, ſowie der Freitag, unterbrachen die Feſtluſt und gaben ſehr wünſchenswerthe Ruhepunkte. Das Wetter war höchſt günſtig, der Winter gar nicht zu ſpüren. Mit Entzücken begrüßte Alles am Sonnabend den blauen ſonniggoldnen Himmel,

*) Ad. Stahr a. a. O.

Digitized by Google

der ſeinen Baldachin über den allgeliebten Herrſcher Karneval breitete, welcher heute nach ſo langer Trennung fröhliche Auferſtehung und Wiedereinzug in ſeine allergetreueſte Hauptſtadt halten ſollte!

Durch die kleine Straße der Ripreſa dei Barberi — ſo geheißen, weil hier die von Porta del Popolo aus laufenden Rennpferde wieder eingefangen werden — traten wir auf den Platz vor dem Palaſt Venezia in den Korſo ein.

Es mochte etwa gegen drei Uhr ſein, und ſchon war die ungeheure Straße mit Menſchen gefüllt und zu einem einzigen rieſigen Feſtſaale umgewandelt. Von allen Balkonen und Fenſtern der hohen Häuſer und Paläſte ſtrahlte die Pracht der bunten, beſonders rothen Teppiche hernieder. Schon die Heiterkeit dieſes Farbenſchmucks ſetzt uns gleich in die rechte Feſtſtimmung, bei der Einem, wie das gute alte Wort heißt, das Herz im Leibe lacht. Allmählig füllen ſich die Fenſteröffnungen, deren Glasthüren alle ausgehoben ſind, und die Balkone mit Mädchen und Frauen im feſtlichen Putz. Die Foreſtieri (Fremden) eilen, ihre Plätze einzunehmen, welche ſchon lange vorher zu hohen Preiſen gemiethet ſind. Wer aber irgend rüſtig genug iſt, der benutzt, wie ich, den Balkon während des Karnevals nur als Zufluchtsort zum Ausruhen, wenn ihn das Schwimmen unten in dem Menſchenſtrome allzuſehr ermüdet hat. Denn die rechte Hauptluſt kann man doch hier, wie überall, nur dadurch genießen, daß man ſich zum thätigen Theilnehmer und Mitſpieler bei dem bunten Faſchingsdrama macht.

Schon hat die große Glocke des Kapitols das Zeichen zum geſetzlichen Beginne der Karnevalsluſt gegeben, und der Zug des Senators von Rom bewegt ſich in den gold- und farbenſtrahlenden Staatskarroſſen langſam durch den Korſo hinauf und hinab. Während aber der Senator, jetzt der Fürſt Korſini, in den Korſo einziehend, ſo die heiterſte Weltluſt eröffnet, begiebt ſich ſeine Gemahlin, die junge ſchöne Fürſtin Torlonia, Schweſter des Don Aleſſandro, Herzogs von Bracciano, an der Spitze der frommen Schweſterſchaft des Koloſſeums, deren Haupt ſie iſt, in unſcheinbarem Bußgewande in die einſamen Räume dieſer zum Tempel geweihten größten Ruine der Welt, um in dieſer menſchenverlaſſenen Einſamkeit des alten heidniſchen Roms mit frommen Gebeten die Verzeihung des Himmels für die weltliche Feſtluſt zu erflehen, welche aus dem neuen chriſtlichen Rom über das ſtille Forum hin wie das Geräuſch ferner Wogenbrandung zu den frommen Beterinnen herüberklingt. Dieſer Gegenſatz, welcher ſich an jedem der acht Karnevalstage wiederholt, giebt ein recht ſchlagendes Bild von dem Kontraſte der beiden Weltanſchauungen, welche der Katholizismus zu verſöhnen ſucht. Die Fürſtin und ihre frommen Mitſchweſtern betreten nie den Korſo zur Karnevalszeit. Aber ſie verdammen auch nicht die Luſt, welche auf ihm einherwogt, ſondern beſtreben ſich nur, mit eigner Entſagung und frommen Gebeten für die Seelen Jener den Genuß der Weltluſt möglichſt unſchädlich zu machen.

Digitized by Google

Wird durch dieſe und ähnliche Veranſtaltungen dem Religiöſen zu genügen geſucht, ſo vergißt auch der Staat nicht, für die gute Ordnung Vorkehrungen zu treffen, und man hört von der Porto del Popolo her die Muſikbande des päpſtlichen Kriegsvolks. Die Dragoner haben den Dienſt im Korſo und in den angrenzenden Straßen, halten ſtreng auf das Beobachten der Wagenordnung und wiſſen geſchickt, ohne viel Aufhebens, Störungen zu beſeitigen.

Ecco fiori! ecco fiori! iſt jetzt der Ruf, der uns im ganzen Korſo entgegentönt. Ecco fiori! Es iſt aber auch, als wenn der junge König Karneval alle Frühlingsblumen der Welt in ſeinen Dienſt genommen und nach Rom gezaubert hätte. An allen Straßenecken des Korſo haben Blumenverkäufer ihre farbenſtrahlenden und duftſpendenden Vorräthe aufgeſtellt. Der ganze ſpaniſche Platz und die Via Kondotti wimmeln von Frauen und Mädchen, Knaben und Burſchen aus dem Volke, welche uns ihre Blumenkörbe mit dem jauchzenden Rufe: Ecco fiori, Signor, fiori, fiori! fiori freschi! o che belle fiori! entgegenhalten. Hunderttauſende von Blumenſträußen, von den gering geachteten Feldblumen, den Primeln und Maaßliebchen an, bis zu den koſtbaren, im dunkeln Purpurroth glühenden oder in marmorner Weiße ſtrahlenden Kamelien und den jungen Frühlingsroſen hinauf, werden von ihnen in kleineren und größeren Körben umhergetragen. Aber am beliebteſten ſind mit Recht die ſüßen duftigen Veilchen, die Lieblingskinder des römiſchen Frühlings, deren Zauberduft ſchon lange die Villen der römiſchen Großen füllt. Die Menge dieſer Veilchenſträuße iſt ungeheuer. Man begreift kaum, wo bei der Armuth an eigentlichen Blumengärten in und um Rom dieſe Maſſe von Blumen eigentlich herkommt. Aber die Landleute an den nächſten Hügeln und Gebirgen helfen aus, und auch die Kampagna liefert ihre Flora, welche anmuthiger und mannigfaltiger iſt, als die Touriſten meinen. Dieſe Karnevalstage ſind wahre Feſttage für die povera gente von Rom und der römiſchen Kampagna, welche die Blumen und Blümchen in römiſche Münzen umſetzt. Für ein paar Paoli bekommt man aber einen ganzen Vorrath von Veilchenſträußen, und im nächſten Kafé füllt man eben ſo wohlfeil die Taſchen mit Konfetti's aller Art.

Die Wagenreihen ſind bereits in den Korſo eingerückt und fahren, die eine von Porta del Popolo langſam aufwärts dem venetianiſchen Palaſte zu, die andere von dort zurück durch das immer ſtärker anſchwellende Menſchengewühl. Freunde und Bekannte begegnen ſich, Sträuße und Konfetti wechſelnd, und im Nu ſind ſie durch den unaufhaltſam fluthenden Strom von einander getrennt. Jetzt gilt es nun, Bekanntſchaften anzuknüpfen unter den Schönen, die alle Fenſter und Balkone erfüllen. Aber die Blicke werden durch den Glanz geblendet, man müßte hundert Augen haben! Trotz des ewigen si guardi! si guardi! der Kutſcher kommt man doch hundert Mal in Gefahr, von Pferdehufen getreten, von Rädern geſtreift zu werden oder gar einen noch gefährlicheren Deichſelſtoß zu erhalten,

Digitized by

namentlich am erſten Tage, wo Alles in einer Art von Trunkenheit umherſchwankt.

Nachdem wir uns durch ein paarmal Auf- und Abwandern in den belebteſten Theilen des Korſo bereits über die anmuthigſten und ſchönſten Fenſter und Balkone orientirt haben, beginnen die Vorbereitungen zu den kleinen Abenteuern, welche dem römiſchen Karneval einen ſo unglaublichen Reiz gewähren. Zuerſt gilt es, durch mehrmaliges Wiederkehren und Zuwerfen von Blumen, Sträußen und Konfituren die Aufmerkſamkeit zu erregen, ſeine Erſcheinung, ſei man nun maskirt oder nicht maskirt, zu einer bekannten zu machen. Der Balkon oder das Fenſter dürfen dabei nicht zu hoch ſein, weil ſonſt der Verkehr zu ſehr erſchwert wird. Da man endlich ſolcher kleinen poetiſchen Liebeshändel der unſchuldigſten Art mehrere zu gleicher Zeit anzuknüpfen und fortzuführen hat, iſt eine andere Vorſicht die, daß die ſchönen Kinder, deren Dienſte wir uns für den Karneval zu weihen gedenken, nicht allzunahe bei einander ſich befinden, damit keine aus der Illuſion komme, ſie allein ſei die von uns in ſolcher Weiſe ausgezeichnete Herzenskönigin.

Man beginnt mit dem Zuwerfen geringerer Sträußchen, die meiſt ſofort mit Antworten gleicher Art dankend erwiedert werden. Nur einzelne, beſonders verwöhnte ſtolze Schönheiten nehmen von ſolchen geringeren Aufmerkſamkeiten keine Notiz. Nun aber ſteigert man dieſelben. Dem Buchsbaum, Myrthen, blühenden Lorbeer, den Maaßliebchen und Anemonen folgen die allbeliebten Veilchen in größeren und kleineren, mehr oder minder zierlichen und koſtbaren Sträußen. Kleine Käſtchen mit verzuckerten Dragees, gebrannte Mandeln, Bonbons und dergleichen Naſchwerk fliegt gleichfalls auf und nieder Gemachte Blumen und kleine zierliche Arbeiten weiblicher Hand von Seide und Atlas, Stickerei und allerhand kleiner puppenhafter Scherzkram muß demſelben Zwecke dienen. Allerlei kleine Zuſchriften, gereimt und ungereimt, geſchrieben und gedruckt, fördern das fröhliche und freie Entgegenkommen, und ehe man ſich's verſieht, wird man ſo bekannt und vertraut, als hätte man ſchon Monate lang mit einander verkehrt. Und dies Alles, ohne daß — außer einigen Dankesworten, die nur zu oft vom Toſen des Jubels ringsumher verſchlungen werden — irgend ein Wort geſprochen wird. Augen und Mienen reichen vollkommen aus, die Blumenſprache, wo ſie mangelhaft ſein ſollte, zu vervollſtändigen. Die freie Anmuth und Schönheit, mit der die Römerinnen im Karneval jede ſolche Huldigung entgegennehmen, die verbindliche Grazie, mit welcher eine jede, auch das Mädchen der unterſten Volksklaſſen, uns den Dank für dieſe auszudrücken weiß, ſind wahrhaft bezaubernd. Man kann nicht aufhören, ſich den Genuß immer wieder zu erneuern, dieſes holdſelige Grazia Signor! mille Grazie! ausſprechen zu hören, und ſich an der Zierlichkeit der Haltung und Neigung zu erfreuen, mit welcher ſie uns dankend die Gegengabe ſei es im Vorübergehen zureichen oder aus Fenſtern und Wagen, von Eſtraden und Balkonen herabwerfen. Die ſtolze

Digitized by Google

Hoheit und das Selbſtbewußtſein, welche im übrigen Leben den Grundzug der weiblichen Erſcheinung in Rom ausmachen, ſind im Karneval gemildert durch die allgemeine Freude und Fröhlichkeit, deren Roſenſchein auf allen Geſichtern glänzt.

Schon iſt der ganze Korſo ein unabſehbar durch einander fluthender Menſchenſtrom, in welchem ſich die Wagenreihen, oft gänzlich ſtockend, nur langſam und mit Mühe gegen einander fortbewegen. Am dichteſten wogt aber das Leben in demjenigen Theil, welcher ſich von San Karlo und der Mündung der Via Kondotti in den Korſo bis zur Piazza Kolonna erſtreckt. Wie müde Schwimmer dem Lande zuſtreben, ſuchen auch wir endlich den Ruhehafen unſers Balkons zu gewinnen, deſſen Mitgenuß uns durch gute Freunde geſichert iſt. Schon unten bei unſerem Streben, die Fila der Sitzreihen zu durchbrechen, welche auf gemietheten Stühlen zu beiden Seiten die Trottoirs der Straßen einnehmen, begrüßt uns von oben herab ein neckender Konfettiregen zur Strafe für unſer verſpätetes Erſcheinen.

Oben angelangt, überſchaut man nun das bunte Treiben und der Anblick erſcheint völlig neu. Nun erſt überſieht man die Tauſende der luſtigſten Masken, vom einfachen Domino bis zu den glänzendſten Koſtümen in bunter Miſchung und durch die in gewöhnlicher Kleidung Einhergehenden noch mehr in Kontraſt geſetzt! Griechen und Türken, Mohren und Perſer, Pulzinellen beiderlei Geſchlechts, rothe, gehörnte Teufelchen, Doktoren, Advokaten und Quackſalber in altmodiſcher Treſſentracht mit Puderzopf und Haarbeutel, rieſige Klyſtierſpritzen ſchwingend und fußlange Uhrſchlüſſel an den zolldicken Uhrketten: das Alles rennt und ſpringt, windet und drängt ſich unter tauſend Scherzen und Späßen neckend durch einander. Sehr oft haben unter den Masken die Geſchlechter die Rollen gewechſelt, manchmal mit ſolchem Geſchicke, daß man das Wahre nur ſchwer erräth.

Rom und das Gebirge ſind reich genug, um durch die Tracht der verſchiedenen Stände und Provinzen allein ſchon fertige, gern benutzte Masken zu liefern. So ſieht man denn den Karretiero von Genzano und Velletri, den Maulthiertreiber vom Gebirge, den Hirten der Kampagna gern nachgeahmt. Es fehlt auch nicht an römiſchen Räubern und Banditenhauptleuten in der ſo äußerſt maleriſchen, weltbekannten Tracht. Aber alle wirklichen Waffen ſind auf's Strengſte verboten, und ſo ſieht man ſie denn mit hölzernen Stileten und Piſtolen, die lange Flinte von Holz im Arm, mit der ſie Blumenſträuße auf ihre Schlachtopfer abſchießen, durch die Straßen ziehen.

Verboten ſind auch alle Masken geiſtlicher und Ordenstrachten; die Geiſtlichen vermeiden es ſelbſt, ſowohl Prieſter als Mönche, ſich während des Karnevals auf dem Korſo blicken zu laſſen. Paſſirt einmal ein Einzelner durch das Getümmel, ſo regnen hageldichte Konfettiſchauer auf ihn von allen Seiten, bis er entweder in eine Seitengaſſe entweicht, oder in irgend ein Haus ſchlüpft. An den Fenſtern dagegen und auf den Balkonen

Digitized by

ſieht man die ſchwarzröckigen Kleriker zahlreich offen und frei an der harmloſen Luſt theilnehmen.

Zur Phyſiognomie des römiſchen Lebens gehört weſentlich, daß man es auch dem ärmſten Lump anſieht, wie er ſeiner vollen Berechtigung ſich bewußt iſt, hier zu leben und wo möglich das Leben zu genießen, ſo gut wie der reichſte und vornehmſte Bürger von Rom. Dieſer Zug freier bewußter Menſchlichkeit macht Einem vorzugsweiſe das römiſche Menſchenweſen behaglich und das Leben in ſeiner Mitte wohlthuend. In unſern großen Städten ſind die Reichen immer mehr von den Armen zurückgewichen. Sie haben ſich für ſich mit ihren Prachtwohnungen in beſondere Stadttheile, Straßen, Quartiere, verſteht ſich die geſundeſten, hellſten, zuſammengethan; das arme Volk iſt weiter zurückgedrängt und ſchaut nun aus ſeinen Spelunken mit Neid auf die Quartiere des Reichthums. Ganz anders in Rom, wo ſehr oft in den Paläſten ſelbſt, neben und mit dem reichen Prinzipe, alle Abſtufungen der römiſchen Bevölkerung unter Einem Dache wohnen. Der echte Römer findet jene Induſtrie und Geſchicklichkeit des Lumpengeſindels während der Karnevalszeit ganz natürlich, obwohl der Fremde ſich oft darüber ärgert. Alles, was an Geſchenken ſein Ziel verfehlt, iſt auf der Stelle die Beute dieſer Schnapphähne; ſie bringen dir deinen eigenen Strauß, der zu Boden fiel, mit der entzückendſten Unverſchämtheit, und bieten ihn mit einem volete per un paolo zum Verkauf an. Ja, ſie ſpringen ſelbſt auf die Wagentritte, und nehmen aus den Körbchen, was ihnen zugänglich iſt, wenn man nicht aufpaßt.

Auf ſolche Kleinigkeiten achtet die römiſche Polizei nicht, und ſie thut recht daran; aber deſto ſtrenger werden Vergehungen oder Verbrechen, namentlich Angriffe gegen Leben und Eigenthum, geahndet; auch pflegt man kurz vor dem Beginn des Karnevals gefällte Todesurtheile zu vollziehen, um das Volk an die Gerechtigkeit zu erinnern.

Die Römer haben größere Ausdauer für ſolche Luſtbarkeiten, als wir Deutſchen, die ſich öfter durch Ruhe und Einſamkeit ſtärken müſſen. So giengen wir an einem Nachmittage in die Villa Medici, ließen uns die Terraſſe der Boccage aufſchließen und erſtiegen das Belvedère. Von dieſem Punkte aus genießt man die erquickendſte Ausſicht, oſtwärts über die ganze Kampagna und das Gebirge, deſſen höchſte Spitzen ſchneebedeckt im hellen Sonnenglanze leuchteten, weſtwärts über die Stadt, aus welcher von Zeit zu Zeit in leiſen Tönen das Gebrauſe des Karnevals wie fernes Meeresrauſchen zu uns emporbrang.

Gegen die Zeit des Pferderennens begaben wir uns wieder hinab auf den Schauplatz der Luſt. Schon in den beiden letzten Tagen war der Zudrang der Kutſchen ungeheuer geweſen. Einige Freunde, welche eine Fahrt zu Wagen durch den Korſo machen wollten, hatten ſich genöthigt geſehen, nach mehrſtündigem Warten in den Nebengaſſen, auf die Ausführung ihres Vorhabens zu verzichten und den theuer bezahlten Wagen im Stich zu laſſen. Heute nun ſchien die Fülle ihren Gipfel erreicht zu haben,

Digitized by Google

denn während im Korſo ſelbſt die Wagenreihen nur ſelten und nach langen Pauſen ein paar Schritte weit vorrückten, bildeten die in der Via dei Babuino haltenden Wagen einen Zug, welcher ſich über den ganzen ſpaniſchen Platz durch Via dei due Macelli um die Propaganda herum wieder auf die Piazza di Spagna zurück erſtreckte.

Auf das gegebene Signal haben die Wagen den Korſo verlaſſen, der jetzt nur noch von Fußgängern eingenommen iſt. Eine Kavallerie-Abtheilung durchſprengt zu dreien Malen zuletzt im geſtreckten Galopp den ganzen Korſo, um für den Wettlauf die nöthige Bahn zu machen. Aber nur auf einen Augenblick bildet ſich eine Art von Gaſſe in dem dichten Menſchenſtrome, welcher ſich unmittelbar hinter den weiter jagenden Reitern wieder zuſammenſchließt. Dann donnern die Kanonenſchüſſe, der Ruf i barberi, i barberi! geht von Mund zu Munde, ein immer mehr anſchwellendes Halloh und Huſſahgeſchrei verkündet das Ablaufen der Pferde vom Obelisken des „Volksplatzes“. Wie ein Blitzſtrahl ſauſen die wunderlich aufgeputzten, mit Kniſtergold und allerhand buntem Flitter bedeckten Thiere an uns vorbei; wie von unſichtbarer Gewalt getrieben, theilt ſich die Menſchenmaſſe immer eben nur ſo weit, um ihnen für die nächſten Sätze und Sprünge ihres wilden Laufes Raum zu geben, und ſchließt ſich dann gleich hinter den letzten wieder zuſammen. Aber da kommen noch einige Nachzügler, begleitet von dem Hohngeſchrei der Menge; die Gaſſe öffnet ſich auf's Neue und es regnet Würfe und Hiebe auf ſolch' eine arme Beſtie, die dann gelegentlich auch ſcheu wird und Unheil anrichtet. Ein beliebtes komiſches Intermezzo iſt es jedoch, wenn einer von den vielen Hunden, welche die römiſche Straße bevölkern, in die vor dem Abrennen geöffnete Gaſſe geräth. Augenblicklich ſchließt Alles feſt an einander, und dem armen Thiere bleibt nach vielen vergeblichen Verſuchen, die Menſchenmauern rechts oder links zu durchbrechen, nur der Ausweg, in geſtrecktem Lauf den ganzen Korſo hinabzurennen.

Nachdem das Rennen der Barberi vorüber iſt, rücken ſogleich alle Wagen wieder in den Korſo ein, auf dem ſich nun Alles bereitet, den Schlußakt des Feſtes würdig zu begehen. Ehe man ſich deſſen verſieht, iſt die nächtliche Dämmerung niedergeſunken, raſch und plötzlich, wie im Süden der Tag abſchließt. Da blitzt es auf aus dem Menſchengewühle unter uns. Hier, dort, an den Fenſtern, auf den Balkonen, von den höchſten Manſarden und Dachöffnungen herab zucken kleine Flämmchen empor. Sie mehren ſich mit Blitzesſchnelle, bald ſind es Hunderte, bald Tauſende. Wir eilen von unſerem Balkone in die anſtoßenden Zimmer, in welchen durch unſeres Freundes Vorſorge zahlreiche Bündel und Päckchen der dünnen zerſchnittenen Wachskerzen zum beliebigen Gebrauch neben den brennenden Lampen aufgeſtapelt ſind, um uns mit den nöthigen Mokkoli zu verſehen. In einer Minute ſind wir wieder auf dem Balkon. Aber welche Veränderung iſt unterdeſſen wieder vor ſich gegangen! Das geblendete Auge iſt kaum fähig, den erſten Eindruck eines Schauſpiels zu ertragen, welches

Digitized by Google

mir noch herrlicher erschien als Kuppelbeleuchtung und Girandola.*) Der ganze Korso in seiner vollen Ausdehnung hat sich in einen langen beweglichen Lichtstrom verwandelt, in eine Milchstraße von Lichtflammen, welche wie Sterne in der Luft zu wandeln scheinen.

Hunderttausende von Lichtern winken aus allen Fenstern, von allen Balkonen, schweben von den Schaugerüsten und selbst von den Dächern herab, schwanken auf zehn bis zwanzig Fuß langen Rohren, hoch über der Straße, mitten in der Luft. Oft trägt eine solche Kanna deren über ein Dutzend, die auf derselben festgeklebt sind. Unten im Korso sind alle Wagen mit Lichtern und Wachsfackeln besteckt, alle Insassen tragen Lichterchen in den Händen, die sie durch Verhalten der Drahtmasken oder in Papierlaternchen gegen den Angriff aller Derer zu schützen suchen, welche sich von allen Seiten unermüdlich und oft mit Gefahr herandrängen, um ein Lichtchen auszulöschen. Der sternbedeckte Nachthimmel erscheint in tiefster Schwärze gegen das flammende Lichtmeer unten.

Die bunten Masken, die schönen Anzüge der Frauen, all' die Farbenpracht und Schönheit, das Bunte, Blitzende und Glänzende des Schmuckes, der prachtvollen Equipagen, in denen sich, vor Jubel und Lust strahlend, die schönsten Mädchen und Frauen in den entzückendsten Trachten dem Blick zeigen, die schnaubenden Rosse, das ganze farbenbunte Durcheinander der sich auf- und niederdrängenden, springenden, tanzenden und rennenden Tausende und Abertausende, hier und da von wahrhaft bacchantischem Jauchzen durchtönt: das Alles erscheint in diesem wogenden und fluthenden Lichtmeer tausendfach gehoben und verschönt von den wunderbarsten Reflexen und Streiflichtern. Alle Farben treten kräftiger, alle Formen plastisch bestimmter hervor. Roms Karneval im Glanz des Mokkoliabends ist, was der Vatikan und seine Marmorwelt bei Fackelbeleuchtung. Hier erlahmt jede Hand, welche eine Beschreibung versucht.

In dieser kurzen Stunde des Mokkoliabends kann man mit vollem Rechte sagen, daß alle Römer, ja alle Anwesenden, seien sie sonst im Leben auch noch so ernsthaft, zu Kindern geworden scheinen. Denn es ist ganz unmöglich, sich der Ansteckung dieser allgemeinen Kinderlust zu entziehen, die in nichts mehr und in nichts weniger besteht, als seinem Nachbar, sei er befreundet oder wildfremd, alt oder jung, groß oder klein, das angezündete Mokkolo, welches er in der Hand oder auf dem Stocke trägt, auszulöschen. Man verfolgt diesen Zweck mit einem Eifer, mit so kindischen Listen und Schlichen, daß sich der ausgelassenste Knabe deren nicht zu schämen hätte. Es ist, als ob Alles, was von Jugend- und Kindheitserinnerung in dem Erwachsenen schlummert, plötzlich wie durch einen Zauber von seinen Banden frei würde.

Es ist ein Krieg Aller gegen Alle; Jeder ist zugleich Angreifer und angegriffen. Wo der stärkste Athemzug zum Ausblasen der Mokkoli nicht

*) Das berühmte Feuerwerk auf der Engelsburg.

Digitized by Google

zureicht, erfindet die Liſt alle möglichen Arten von Löſchmaſchinen. Hüte und Taſchentücher werden in Bewegung geſetzt, und nicht genug, daß man auf den Balkonen ſich der nächſten Nachbarn zu erwehren hat, entſpinnt ſich auch zwiſchen den über einander befindlichen Stockwerken ein luſtiger Kampf. Tücher, an lange Stöcke gebunden, werden von oben herab und von unten hinauf wie Fahnen geſchwenkt, um die Mokkoli auszulöſchen. Man erwehrt ſich ihrer ſo gut man kann, ſucht ſie mit Stöcken und langen Rohrſtäben abzupariren, oder mit den Händen zu erhaſchen und abzureißen, und das Gelingen ſolcher Bemühung iſt ſtets von dem lauteſten Jubel begrüßt.

Ich verſuchte es, mich auf einige Augenblicke in die Straße zu begeben, und ſtürzte mich mit einem Freunde in das brauſende Getümmel. Aber um hier lange auszudauern und die Beſinnung nicht zu verlieren, muß man ein Römer und an ſolche Dinge gewöhnt ſein. Es war mir wie einem Schwimmer, der machtlos in ſtarker Brandung kämpft.

Alle Wagen ſind im Belagerungszuſtande. Die darin befindlichen, ſitzenden oder auf den Sitzen ſtehenden Damen ſind umgeben von beſchützenden Herren, welche alle Angreifer von den Lichtchen der erſteren abzuwehren und dabei zugleich ihre eigenen Mokkoli zu ſchützen unabläſſig bemüht ſind. Man ſteigt auf die Tritte, erklettert die Räder, klimmt auf die Bedientenſitze, und wo ein Angriff gelingt, ertönt das ewige senza moccolo! triumphirend durch die Nacht. Die Römer und Römerinnen bewegen ſich in dieſem elementaren Aufruhr wie Fiſche im Waſſer, dem Fremden aber ſind, ehe er ſich noch beſinnen kann, ſeine Lichter ausgeblaſen oder entriſſen. Ich eilte einem heftig beſtürmten Wagen zu Hülfe, und reichte einer Dame ein dem nächſten ſchnell entriſſenes Wachskerzchen zum Wiederanzünden des ihrigen. Sie lüftete die roſafarbene Drahtmaske mit einem reizenden mille grazie! Signor! und reichte mir einen Veilchenſtrauß, den ſie noch vom Karneval her trug. Aber in demſelben Augenblick blies ſie mir verrätheriſch mit einem fröhlichen o che vergogna, senza moccolo! (o welche Schmach, ohne Kerze) mein Mokkolo aus.

Mitten in dieſe hellflammende Luſt des reizenden Wahnſinns, mit welchem der fröhliche Held Karneval unter Fackelſchein zu Grabe getragen wird, ertönt plötzlich das Ave-Marialäuten von den zahlloſen Kirchthürmen der ewigen Stadt, und ſchnell, wie er begonnen, endet all' der ſtrahlende Glanz des heiterſten Feſtes, „ausgelöſcht wie eine Kerze mit Einem Hauche!"

4. Die heilige Charwoche in Rom.*)

Vor zehn Jahren feierte ich die heilige Woche in Jeruſalem; am Tage der Palmen gieng ich von Bethphage nach Jeruſalem auf demſelben Wege,

*) Nach M. Poujoulat: „Toscane et Rome." Vom Herausgeber.

Digitized by Google

den der Herr gewandelt war unter dem Zuſtrömen und Jauchzen der Menge, die zu ſeinen Füßen Palmenzweige und Kleider ausbreitete; ich hörte die Klagelieder ſingen in geringer Entfernung von der Grotte des Jeremias; ein auf der Schädelſtätte aufgepflanztes Kreuz, das auf demſelben Orte ſtand, wo der ewig lebendige Gott für die Menſchheit in die Leiden des Todes willigte, ſtellte mir auf die feierlichſte und rührendſte Weiſe das blutige Erlöſungswerk vor die Seele. Dann ſah ich die Auferſtehung des Heilandes feiern im Angeſicht des Grabes, in welchem der Tod ſeinen Sieger fand. Die Vergegenwärtigung der Leiden und Schmerzen, durch welche die Erlöſung der Menſchheit geſchah, dieſe hohe, in allen Kirchen der katholiſchen Chriſtenheit immer feierlichſt begangene Todtenfeier ſteigerte ſich in meinem Gemüth hier, durch den Anblick all' der heiligen Orte, zu einer unbeſchreiblichen Wehmuth. Auch in Rom erwecken die feierlichen Zeremonien, welche nothwendig an die Erinnerung der Leidenszeit ſich knüpfen, eine Traurigkeit der Seele; aber in dieſe Trauer miſchen ſich doch Eindrücke von ganz entgegengeſetzter Natur, die an die große gewonnene Schlacht, an den Sieg erinnern, welchen der Gott der Schädelſtätte über die Götter der alten Welt davon getragen hat.

Jeruſalem beſitzt faſt gar nichts, was uns den Triumph des Evangeliums veranſchaulichen könnte, denn die Stadt iſt in der Botmäßigkeit eines Glaubens, welcher dem chriſtlichen Glauben Krieg geſchworen hat, und das göttliche Grab iſt nicht frei. Wenn Du die ganze übrige Welt vergiſſeſt, wenn Du mit Deinem Geiſte einzig auf dem Leidenswege und auf Golgatha verweilſt, dann wird die Anſchauung der Erniedrigung, der Leiden und Sündenſtrafen, die der Gottmenſch erduldet, lebendig vor Deinem Seelenauge; Du ſiehſt den Staub der Erniedrigung, die Demuth des Menſchenſohnes. In Rom hörſt Du die Geſchichte von den Verfolgungen, von der Schmähung, von dem Tode; aber mitten in der alten glanzvollen Hauptſtadt der Kaiſer, die nun die Hauptſtadt der Oberprieſter Jeſu Chriſti geworden iſt, — mitten in der Königin der Städte, wo die Denkmale, die Trümmer, der Staub, wo Alles zu rufen ſcheint: „Du, o Galiläer, haſt geſiegt!"

Die Feier des Palmſonntags ſollte in der Baſilika *) des heiligen Petrus-Domes begangen werden. Auf dem Chore war für den Papſt ein Thron errichtet zwiſchen der Kanzel und dem Hochaltare; zur rechten und linken Hand von dem Stuhle des Kirchenoberhauptes waren Bühnen und Bänke für die in Rom verweilenden Prinzen, für das diplomatiſche Korps und ſonſtige Fremde von hohem Rang hingeſtellt. Die erſte Bank ſollte von den Kardinälen, die zweite von den Bußprieſtern eingenommen werden. Zu beiden Seiten des Hochaltars und ganz um ihn herum waren erhöhte Sitze von mehreren Abtheilungen für die Damen, die mit einer Einlaß-

*) Name ſowohl für den Haupttheil der Kirche, wie für eine Hauptkirche ſelbſt.

Digitized by Google

karte verſehen waren, aufgerichtet. Eine Abtheilung päpſtlicher Miliz hielt den Zudrang der Menge in gehörigen Schranken.

Bevor ich aber die Schilderung der Zeremonie unternehme, will ich Dir einige merkwürdige Einzelheiten über die Lieferung der Palmen mittheilen. Die Geſchichte hat den Namen des jungen Seemanns aufbewahrt, der, als der Obelisk vor dem vatikaniſchen Palaſte aufgerichtet werden ſollte und der Papſt Sixtus V. das ſtrengſte Stillſchweigen bei Vermeidung der Todesſtrafe den Zuſchauern auferlegt hatte, den Muth beſaß, zu rufen: Aqua alle funi! „Waſſer auf die Stricke!“ Ohne dieſe Erinnerung würde der Obelisk nicht zum Stehen gebracht worden ſein, denn die Seile waren zu lang, und konnten nur dadurch verkürzt werden, daß man ſie anſchwellen ließ. Sixtus V. ließ den jungen Schiffer vor ſich kommen und geſtattete ihm, ſich eine Gnade zu erbitten. „Ich wünſche,“ antwortete der Fremdling, „daß mir ausſchließlich das Recht zu Theil werde, für den Palmſonntag die Palmen nach Rom liefern zu dürfen.“ Dieſes Vorrecht ward ihm bewilligt. Sein Name war Breska, ſein Heimathsort San Remo, eine kleine, von Genua etwa 25–30 Stunden entfernte Stadt, in deren Gegend die Palmen in Ueberfluß wachſen; die Feldflur von Bordiguiera, zwei Stunden von Remo, iſt wie überſäet davon. Seit jener Zeit hat die Familie Breska fortwährend dieſes Privilegium behalten und beſitzt es bis auf den heutigen Tag. Ich füge noch die Bemerkung hinzu, daß dieſelbe Familie auch noch das Vorrecht inne hatte, nach Rom Schiffe, mit den verſchiedenartigſten Waaren beladen, ganz zollfrei einführen zu dürfen. Da aber dieſe Freiheit zu ſehr gemißbraucht worden war, ſo ſetzte Pius VII. an ihre Stelle eine jährliche Penſion von 120 römiſchen Thalern (scudi), ja er ertheilte ſogar dem Haupte der Familie Breska für immer den Rang eines Seekapitains. Als dieſer Kirchenfürſt aus der Verbannung wieder in ſeine Hauptſtadt zurückkehrte, ward er am „Thor des Volkes“ von einer Jungfrauenſchaar empfangen, die zum Zeichen des Sieges in den Händen Palmenzweige empor hielt. Es war der Ritter Breska geweſen (der in Rom ſeine Wohnung genommen hatte), welcher auf die ſchöne Idee eines ſo lieblichen Empfanges gekommen war. — Nun aber kehre ich zu der in Rede ſtehenden Zeremonie zurück.

Eine Bewegung der im Schiff der Peterskirche harrenden Volksmenge verräth die Annäherung des Oberhirten der katholiſchen Chriſtenheit; voran gehen zu zwei und zwei und in feierlichem Schritt die Bußväter *) im Meßgewande und die Kardinäle im Chorrock, dann erſcheint der Nachfolger des heiligen Petrus, auf einem Thronſeſſel getragen, der von einem Dache überdeckt und von zwei breiten Fächern mit weißen Federn zu beiden Seiten eingefaßt iſt, ſo daß ſich Se. Heiligkeit faſt wie in einem Tabernakel oder einer Stiftshütte eingeſchloſſen ſieht. An dieſem Tage trug er

*) Poenitentiarius heißt der vom Biſchof beauftragte Prieſter, der die noch vorbehaltnen Sündenfälle erläßt und als geiſtlicher Strafrichter eine beſondere Würde hat.

Digitized by Google

nicht die dreifache Krone *), sondern eine einfache silberne Bischofsmütze **); in seinem Chormantel, der ihn bedeckte, glich er einer Bildsäule, die nur dann sich belebte, wenn sie den Gläubigen umher den Segen spendete. Der heilige Vater ward dem Hochaltare gegenüber niedergesetzt, verrichtete ein kurzes Gebet und bestieg dann den Thron, wo er die Palmen erst einsegnen und dann austheilen wollte. Die Palmenzweige sind ziemlich lang und sehr zierlich gewebt ***); derjenige, den der heilige Vater trug, hatte die Gestalt eines Kreuzes und war klein, damit er ihn mit Bequemlichkeit in der Hand führen konnte. Die Austheilung geschah unter dem Absingen frommer Lieder, mit ernster Würde und in feierlicher Ordnung, die Kardinäle, die Bußprediger und viele Herren in Uniform oder Amtskleidung kamen zu zweien heran, um aus den Händen des heiligen Vaters die geweihte Palme zu empfangen. Jeder beugte seine Kniee vor dem Stellvertreter Jesu Christi und küßte dann das Kreuz auf seinem Pantoffel; die Kardinäle küßten die Palmen, welche sie empfangen hatten, die Hand und das rechte Knie des heiligen Vaters, und ließen, wenn sie zurückkehrten, den langen Schweif ihres Purpurmantels auf den Stufen des päpstlichen Thrones nachziehen. Es lag in diesem großen Feste der Palmen, in dieser Darlegung von Glanz und Triumph — inmitten einer unzählbaren Menschenmasse und unter den Gewölbebogen des schönsten Tempels der Welt, Etwas, das auf eine großartige Weise den siegreichen Schritt der Kirche durch die Jahrhunderte hindurch ausdrückte.

Die Messe wurde von einem Kardinal abgehalten. Ich werde nicht bei den Einzelheiten des Zeremoniels verweilen, das jederzeit dann in Anwendung kommt, wenn der heilige Vater dem Hochamte beiwohnt; ich begnüge mich, Dir zu sagen, daß der Passionsgesang in Wahrheit schön und feierlich war; die Stimmen des Jesus, der Evangelisten und des Volkes waren wohl im Stande, die Gemüther zu rühren und zu erschüttern. Indem ich von der Passionsfeier spreche, möchte ich Dich wieder an den ganz verschiedenen Eindruck erinnern, worauf ich schon oben hingedeutet habe, zwischen Jerusalem und Rom: auf Golgatha drang die volle Gegenwart des gekreuzigten Jesus auf mich ein, meine Seele war niedergebeugt in der Anschauung des leidenden Erlösers, ich fühlte seine Schmerzen nach; ich suchte jetzt dasselbe Gefühl wieder zu erwecken, aber der Anblick des christlichen Rom wirkte immer wie eine Zerstreuung auf mein Gemüth, wie eine Veräußerung meiner inneren Trauer.

Als ich in der Basilika der Peterskirche die Leidensgeschichte Jesu

---

*) Tiara.

**) Mitra.

***) Das Volk empfängt Baumzweige. Die jungen Weiden-, Erlen- und Haselnuß-Kätzchen werden bekanntlich Palmen genannt und die Frühlingszeit, in der sie blühen, Palmenzeit. — Der Palmsonntag eröffnet die Charwoche — die letzte Woche vor Ostern.

Digitized by Google

las *), die so einfache und ergreifende Schilderung seines Todes, ward ich von dem Gedanken betroffen, daß Diejenigen, welche den Heiland gerichtet und verurtheilt hatten, Römer gewesen waren, und daß römische Soldaten es waren, welche den Erlöser zur Schädelstätte führten und die Wache vor dem Kreuze bildeten. Was würden jene Römer wohl dem geantwortet haben, der zu ihnen gesagt hätte: Ihr Bürger Roms, die ihr auf den sieben Hügeln eurer ewigen Stadt Tempel errichtet habt für alle Götter, und Paläste für eure Zäsaren, vernehmt es! Dieser Jesus, den ihr so eben den schändlichen Tod der Mörder und Bösewichter habt sterben lassen, wird dereinst allein in eurem Pantheon verehrt werden, wird allein in eurer Roma seinen herrlichen Tempel behaupten, wenn die Tempel eures kapitolischen Jupiter, eurer Minerva und Venus zerstört, zertrümmert, in Staub zerfallen sein werden; man wird die Steine, die Säulen, das Erz eurer Heiligthümer nehmen und daraus Demjenigen einen Tempel bauen, den eure Hände gegeißelt und an's Kreuz genagelt haben. Und jener Jünger, Simon Petrus genannt, der schwach und furchtsam in vergangener Nacht seinen Herrn und Meister dreimal verleugnet hat, er wird in eure Stadt kommen und das Wort von Jesu Christo predigen; eure Mitbürger werden ihn tödten, euer Hügel Janikulus wird sein Golgatha werden — aber die Nachfolger desselben Simon Petrus werden fortfahren, den gekreuzigten Gott zu verkünden, und eben diese Nachfolger werden auf dem Thron eurer Zäsaren sitzen!

Man würde den Menschen, der am Tage der Kreuzigung Jesu solche Worte geredet hätte, als einen Wahnsinnigen verlacht, oder als einen Gotteslästerer gleichfalls gekreuzigt haben.

Die „Feier der Todtenmesse" am heiligen Mittwoch fand in der Sixtinischen Kapelle statt, der prächtigen päpstlichen Kapelle, worin die großartigen Schöpfungen des Michel Angelo sich befinden. Diese Kapelle vermag kaum 300 Personen aufzunehmen, und an diesem Tage wollten Tausende von Fremden hineindringen. So ward ich denn fast erstickt und hatte Mühe zu athmen, während man die Psalmen und Klagelieder (nach Jeremias) sang. Was hätte ich doch darum gegeben, dieser tief ergreifenden Feierlichkeit unbelästigt in einer von unsern einfachsten Kirchen mich hingeben zu können.

Doch ward ich des Gedränges ungeachtet bald zur Andacht gestimmt, als unter allen Anwesenden die tiefste, ich möchte sagen heiligste Stille eintrat, und die himmlischen Töne, wie von Engeln, die um ein verlorenes Paradies weinen, aber voll göttlichen Vertrauens der Liebe Gottes gewiß sind, in unsere Ohren und Herzen drangen. Die Sonne war schon unter-

*) Während der Feier des Hochamtes, wo der Priester die Messe liest und vom Chore die Stimmen der Sänger und die Töne der Instrumente erschallen, pflegen die Andächtigen in ihren Gebet- und Erbauungsbüchern zu lesen.

Digitized by Google

gegangen und warf einige letzte Strahlen auf die Fenster der Kapelle: da ertönte das Miserere*) des unsterblichen Allegri, und manches Auge floß über von Thränen, manche Seele ward von heiligen Schauern ergriffen.

Am Grünen Donnerstag in aller Frühe strömte die Menge nach St. Peter, um hier der Zeremonie des Fußwaschens beizuwohnen, welche in einer von den Seitenkapellen der Basilika stattfinden sollte. Ein ganz einfacher Thronsessel war in der Mitte der Kapelle, etwas erhöht, für den Papst aufgestellt worden; ein langer Auftritt war für die 13 Apostel bestimmt, lauter Priester oder Diakonen, aber den verschiedensten Nationen angehörend. Auf beiden Seiten der Kapelle standen Bänke für die Damen, die Männer in Festkleidung drängten sich in den Umkreis, blieben aber stehen. Die Prinzen nahmen auf einer Tribüne Platz, unter dieser das diplomatische Korps. In dem Maaße, als die Stunde der Zeremonie näher rückte, drangen auch die Wogen der Neugierigen — denn „der Gläubigen oder Getreuen" wäre nicht ganz richtig gesagt — in den reservirten Umkreis hinein; die Menge war überall. Wenn man die Augen zu der Kuppel erhob, wo abermals das Genie des Michel Angelo sich verewigt hatte, so bemerkte man im Umfange der Gallerie einige Hundert schwarze Punkte; es waren Menschen, die, mit Ferngläsern bewaffnet, das Schauspiel aus der Vogelperspektive betrachteten. — Die 13 Apostel hatten sich auf den Bänken niedergelassen, welche auf einen Teppich gestellt waren, der die Nachtmahlsszene, nach dem Bilde des Leonardo da Vinzi, in seiner Stickerei sichtbar machte. Sie trugen ein Oberkleid von weißer Wolle und eine Art viereckiger weißer Mütze; ihr rechter Fuß war entblößt, denn der sollte vom heiligen Vater gewaschen werden. Das Waschbecken war von Silber und reich vergoldet. Ein wahrhaft christlicher Anblick bot sich nun der Versammlung dar. Das Oberhaupt der katholischen Christenheit trat heran, nachdem er eine kleine Schürze vorgebunden, wusch den 13 Aposteln die Füße, trocknete sie und küßte sie dann. Nichts in der Welt macht einen so starken Eindruck, als die Macht in demüthiger Gestalt. Die alte Zeit, die Heroen, die großen Könige und heidnischen Weisen haben die Demuth nicht gekannt; diese Tugend ist erst im Stall zu Bethlehem mit dem Sohne der Jungfrau Maria geboren worden, und sie ist recht eigentlich die göttlichste der Tugenden. Jeder Apostel, nachdem sein rechter Fuß gewaschen worden war, empfing vom Prälaten-Schatzmeister zwei Medaillen, eine von Gold und eine von Silber, und von einem Kardinal einen Blumenstrauß. Alle diese Priester oder Diakonen zeigten auf ihrem Gesichte Empfindungen inniger Andacht; es schien, als litten sie bei dem Anblicke des dienstfertig vor ihnen sich neigenden Stellvertreters Jesu Christi.

Die Abendmahlsfeier, zur Erinnerung an die letzte Mahlzeit, welche der Herr mit seinen Jüngern hielt, als er mit ihnen das Osterlamm aß,

*) „Herr, erbarme dich unser!" Psalm 50.

Digitized by Google

folgte der Zeremonie des Fußwaschens sogleich nach. Der Tisch der 13 Apostel war aber nicht in derselben Kapelle zubereitet, sondern in einem Saale des Vatikans. Die Menge stürzte nach den Treppen hin, welche zu diesem Saale führten, und die Verwirrung und das Gedränge ward groß. Man hörte das Schreien und Seufzen der Frauen; auch war der für die Zeremonie gewählte Raum viel zu klein, um alle die heranbringenden Zuschauer fassen zu können. Man fragte sich, warum nicht dem unermeßlichen Schiff der Peterskirche der Vorzug vor einem einfachen Schloßsaale gegegeben sei?

Ueber das Einzelne der Nachtmahlsfeier vermag ich Dir kaum Bericht zu erstatten, da mir die Unordnung und das Gedränge nicht gestatteten, dem heiligen Mahle mit Aufmerksamkeit zu folgen. Der Papst im Chorhemde und der Stola segnete zuerst das Osterlamm ein, reichte dann den Aposteln das Wasser zum Händewaschen dar und bediente sie während des Essens, zur Erinnerung an die Worte: „Der Größte unter euch soll euer Diener sein; denn wer sich selbst erhöhet, der wird erniedrigt, und wer sich selbst erniedrigt, der wird erhöhet.“ *)

Die gottesdienstliche Handlung, welche man nur in der Basilika von St. Peter finden kann, hatte auch für den Nachmittag eine große Menge herbeigezogen. Der Kardinal Groß-Pönitentiar, der an der Hauptthür der Metropolis**) mit aller Feierlichkeit von einer Schaar Priester und Chorknaben empfangen wurde, begab sich zuerst nach dem heiligen Grabe***), um hier zu beten, und dann in seinen Beichtstuhl, um die Beichte aller Derer zu hören, welche sie abzulegen wünschten. In seiner Rechten hielt er eine Ruthe, um damit einen leichten Schlag auf das Haupt Derjenigen zu ertheilen, die (oft aus weiter Ferne) herbeigeeilt waren, um den Sündenerlaß zu empfangen, der an diesen Akt der Demüthigung geknüpft ist. Die katholische Kirche sichert den Gläubigen die Vergebung der Sünden durch die verschiedenartigsten Mittel.

---

*) Der heilige Vater pflegt in der Regel die ärmsten Priester sowohl für die Zeremonie des Fußwaschens, als auch für die darauf folgende Mahlzeit in jenem Palaste einzuladen.

**) Metropole = Mutterkirche, hieß ursprünglich diejenige Stadt und Kirche, die einen Bischof hatte.

***) Um die Ruhe des gekreuzigten Heilandes am Grabe anschaulich zu machen, ist in allen katholischen Kirchen das „heilige Grab“ aufgebaut, besonders prächtig in den größeren Städten, doch wetteifern selbst die Dörfer in einer schönen Ausstattung des Grabes Jesu; der heilige Leichnam, aus Holz gebildet, liegt in der wie eine Felsengrotte gestalteten Höhle ausgestreckt; vor dem Eingange sitzen zwei römische Soldaten mit ihren Spießen, auf Holz gemalt oder aus demselben geschnitzt; in ähnlicher Weise sind die Engel dargestellt, welche über dem Grabe schweben. Das Ganze ist mit grünem Laubwerk und Blumen verziert. Die feierliche Beisetzung des heiligen Leichnams geschieht am Charfreitage, wo auch das „Allerheiligste“ (die Monstranz) in feierlicher Prozession vor das Grab zur Anbetung hingestellt wird und bis zur Auferstehung da stehen bleibt.

Digitized by

Noch eine andere Zeremonie findet vor der Abendfeier des Grünen Donnerstages ſtatt, nämlich die Wallfahrt der armen Pilger, die in Begleitung der vornehmſten römiſchen Damen heranziehen, um vor dem heiligen Grabe niederzuknieen, und im Anblick der heiligen Hoſtie, die vor dem Grabe aufgeſtellt iſt, als Sinnbild des göttlichen Lebens inmitten des Todes, ihr Gebet zu verrichten. Die römiſchen Prinzeſſinnen an der Seite der armen Fremdlinge gewähren ein wohlthuendes Gefühl des Chriſtenthums, das in die Welt gekommen iſt für die Armen und Kleinen, wie für die Reichen und Großen.

Am Abend dieſes Tages, als ſchon die Schatten der Nacht die Baſilika erfüllten, ging ich von Kapelle zu Kapelle und war glücklich in der Sammlung meines Gemüths, die mir durch die Abweſenheit der Menge vergönnt war. Mitten im Schiff war ein großer Leuchter angezündet, denn die 112 Lampen des „Glaubensbekenntniſſes des heiligen Petrus" durften in dieſer Trauerzeit nicht angeſteckt werden; nur noch von einem Punkte in dem großen dunkeln Raume ſtrahlte ein helles Licht: das kam von den vielen Kerzen am heiligen Grabe, vor deſſen Altare Männer und Frauen auf die rührendſte Weiſe niedergekniet waren und beteten. Diejenigen, welchen man um dieſe Stunde in der Metropole begegnete, waren keine Neugierigen, ſondern fromme Gläubige. — Auch der Reliquienſegen ward dann noch an dieſem Abend geſpendet. Ueber der Bildſäule der heiligen Veronika war ein Kreuz von Wachskerzen angezündet, und auf einer kleinen Tribüne ſtand ein Prieſter, um die Umſtehenden mit den heiligen Reliquien einzuſegnen: ein Stück von dem Holz des echten Kreuzes Jeſu, ein Splitter von der heiligen Lanze, der Schleier der heiligen Veronika — jede einzelne Reliquie war in eine ſilberne Sonne gefaßt, die ringsum in einer Strahlenhülle leuchtete und das ſchönſte Lichtſpiel bildete. Schweigend auf das Pflaſter des Schiffes niedergeſtreckt, beteten die Verſammelten ſie an.

Der Schwarm von Fremden hatte ſich in dem zerſtreuenden Lärme der vorigen Tage müde gemacht, ja Einige hatten ſogar für ihre Neugier büßen müſſen. So ging die Zeremonie der Kreuzanbetung in der Sixtiniſchen Kapelle um 10 Uhr früh des Charfreitags mit einer Stille vorüber, wie ſie die ehrfurchtgebietende Würde der gottesdienſtlichen Handlung an dieſem Tage erheiſchte. Die Anbetung des Kreuzes von Seiten des heiligen Vaters, der Kardinäle und Prälaten ſtellte mir ein erhabenes und zugleich rührendes Beiſpiel vor die Seele; es war ergreifend, den Kirchenfürſten, einen ehrwürdigen Greis, mit entblößtem Haupte und nackten Füßen, die Hände gefaltet, ſich hinwerfen zu ſehen vor dem Holze, welches das Werk der Erlöſung uns vorhält; zu ſehen, wie die oberſten Prieſter der Kirche in tiefer Demuth vor dem Kreuze ſich beugten: in dieſem Augenblicke war aller menſchliche Glanz und Pomp und Rangunterſchied verſchwunden, jede andere Größe verblichen vor jener Größe, die das hei-

Digitized by Google

lige Holz andeutet; und dieſe Anbetung des Kreuzes geſchah zu Rom, in derſelben Hauptſtadt „der Welt," welche einſt das Kreuz mit Feuer und Schwert verfolgte und ſeine Anbeter mit der größten Schande bedeckte! Während der Zeremonie ließ die Kapelle Geſänge von wunderbarſter Einfachheit, aber tief in's Herz dringender religiöſer Empfindung ertönen. Das Improperium von Paleſtrina drang in unſer Ohr wie der zärtlich-ſchmerzliche Vorwurf des Erlöſers, den er an das undankbare Iſrael richtete: „Ich wollte Euch verſammeln unter meine Flügel, wie die Henne ihre Küchlein — aber Ihr habt nicht gewollt!" Die Worte des Heilandes klangen in jenen Tönen und ſprachen zu der Menſchheit, die unſtät in ihrer Verblendung umherirrt und das auf Golgatha für ſie vergoſſene Blut vergeſſen hat.

Bei dieſer Feierlichkeit in der Sixtiniſchen Kapelle bot Alles den Anblick der größten Trauer dar, mit Bezug auf den Sterbetag Jeſu Chriſti. Der Thron des Papſtes war ohne Behänge und ohne Baldachin; die Bänke der Kardinäle waren von ihren Teppichen entblößt; die geiſtlichen Fürſten hatten ihren Siegelring abgelegt, die ihnen vorgetragenen Szepter waren umgekehrt; ein Chorhemd von violetter Sarſche bildete ihren ganzen Schmuck. Auch der Papſt hatte einen ſolchen Chorrock angelegt und gleichfalls ſeinen Siegelring abgeſtreift; der Vater der Chriſtenheit ertheilte heute keinen Segen — alle Gnaden, alle Schätze des Himmelreichs ſind für dieſen Tag aufgehoben und verſchloſſen, ein unendlicher geiſtiger Tod beherrſcht den Erdkreis.

Ueber die Feierlichkeiten des heiligen Samstages kann ich hinweggehen, da ſie in Rom wie in jedem andern katholiſchen Orte abgehalten werden. Eine Eigenthümlichkeit dieſes Tages iſt übrigens die Taufe der Neubekehrten, die jedes Jahr im Lateran des heiligen Johannes ſtattfindet. Ich wohnte dieſer Zeremonie bei und ſah einen jüdiſchen Jüngling von etwa zwanzig Jahren, der, mit einem weißen Kleide angethan, nach Art der erſten Chriſten die Taufe empfing, nachdem er zuvor ſeinen Glauben, auf die ihm vorgelegten Fragen antwortend, abgelegt hatte.

Um die Mittagsſtunde erfüllte ein allgemeines Frohlocken und Freudengetön die Hauptſtadt der chriſtlichen Welt; der Heiland hatte den Stein vor ſeinem Grabe geſprengt, dem Tode die Macht genommen und der Welt ſich wieder gegeben. In allen Kirchen läuteten die Glocken, die Artillerie auf der Engelsburg löſte die Kanonen-, auf den Straßen und öffentlichen Plätzen donnerten die Böller, und lauter freudige Bewegung war überall. Die Trauerwoche war zu Ende.

Der erſte Oſtertag ward mit der großartigſten und prächtigſten Zeremonie gefeiert. Der Papſt ſelbſt hielt in St. Peter das Hochamt, welches das „hoheprieſterliche" heißt. Es iſt in der Wahrheit ein herrliches Schauſpiel, den heiligen Vater zu ſehen, wie er wie ein Gott unter dem prächtigen Thronhimmel herumgetragen wird, von ſchmetternden Trompeten

Digitized by Google

begrüßt, von einer unzählbaren Menſchenmenge umringt, die das große Schiff der Kirche erfüllt; zu ſehen, wie ſämmtliche religiöſe Orden in ihrer verſchiedenen Ordenstracht, wie der ganze päpſtliche Hofſtaat, alle Prälaten, alle Kardinäle in ihrem verſchiedenartigen prächtigen Schmuck dem Kirchenoberhaupte voranziehen. Der Papſt zeigt ſich an dieſem Tage, als Repräſentant des ſiegenden Chriſtus, in allem Glanze und aller Herrlichkeit, und ſein Zug veranſchaulicht die Macht der ganzen katholiſchen Kirche. Die dreifache Krone glänzt auf ſeinem Haupte; vier einfache Kronen und zwei Biſchofsmützen werden von Kaplänen in rothem Oberkleide ihm nachgetragen.

Was mich während der Feier des Hochamtes durch den heiligen Vater am meiſten bewegte, war die Erhebung der Hoſtie und die Kommunion. Ein tiefes Schweigen herrſchte im ganzen weiten Raume der Kirche, und Du weißt, was für einen großartigen Eindruck das Schweigen einer ungeheuren Menſchenmenge ausübt; hier war es der religiöſe Moment, der alle dieſe Menſchen ſtumm und ſtill gemacht hatte, und in der That, in dieſem Augenblicke fühlt man auch, daß ein großes Geheimniß auf dem Altare ſich verwirklichte. Dreißigtauſend Andächtige waren auf ihre Kniee geſunken, als der Leib des Herrn in der Geſtalt des Brodes ſich offenbarte; der Papſt allein ſtand aufrecht vor dem Altare und hielt die weiße Hoſtie empor unter dem laut ſchmetternden Poſaunen- und Trompetenſchalle.

Von der Handlung der Kommunion wurden alle Die ergriffen, welche auf dem Chor einen Platz gefunden hatten. Der Papſt ſteht auf ſeinem Throne mit gefalteten Händen und vorwärts geneigtem Haupte; alle Kniee beugen ſich, denn man trägt von dem Altar zu dem Throne hin die geweihte Hoſtie. Mit hoher Achtung erwartete der Oberhirt der Chriſtenheit ſeinen Gott, und mit wahrer Inbrunſt empfing er ihn. Nachdem er mit der Hälfte der Hoſtie ſich ſelber das heilige Abendmahl gegeben hatte, theilte er die andere Hälfte in zwei Theile und gab die Kommunion dem Kardinaldiakonus und dem Unterdiakonus, die er zuvor umarmte. Wie gewöhnlich trank der heilige Vater nicht aus einem Kelche, ſondern aus einem goldenen Rohre.

Um die Mittagsſtunde ertheilte der Papſt von der Höhe des an der Vorderſeite der St. Peterskirche befindlichen Balkons herab der Chriſtenſchaar ſeinen Segen. Wer dieſen Anblick nicht aus eigener Anſchauung gehabt hat, macht ſich ſchwer eine Vorſtellung davon. Hunderttauſende von Chriſten, aus allen Theilen der Erde herbeigeſtrömt, bedecken den Platz vor dem Vatikan; alle Glocken in Rom laſſen ihre Töne durch die Lüfte erklingen; die Kanonen donnern von der Engelsburg herab; der Papſt hält eine kurze Rede, und am Ende derſelben macht er über das verſammelte Volk drei Kreuze und erhebt die Hände gen Himmel, um den göttlichen Segen herabzuflehen. Als ich meine Blicke über die Menge hingleiten

Digitized by Google

ließ, ſah ich Männer und Frauen in Thränen und viele Andere in größter Andacht auf ihren Knieen liegen, namentlich vor den Stufen von St. Peter.

Der Raum geſtattet mir nicht, die Illumination des St. Peter am Oſterabend und der Engelsburg am zweiten Feſttage, nebſt den vielen anderen Feuerwerken, noch näher zu beſchreiben, nur die eine Bemerkung ſtehe noch hier.

Es iſt unter vielen „großen Geiſtern" Sitte geworden, von der heiligen Woche zu Rom wie von einer Oper zu reden, die ſich mehrere Tage fortſpinnt; ja es giebt faſt keinen Reiſenden, der, aus Rom zurückgekehrt, nicht ein Langes und Breites von den leeren, blos äußerlichen Zeremonien in St. Peter erzählte und ſchriebe. Aber Viele, die ſich über den Mangel an Andacht und über die mancherlei Skandale beklagen, ſind ſelbſt an dem ſchuld, worüber ſie ſich beklagen, weil ſie keine Andacht mitbringen. Die Kirche würde ihnen heiliger ſein, wenn ſie ſelbſt ſich heiligen wollten.

Digitized by

Neunter Abschnitt.

1. Die alten Hellenen und die Neugriechen. — 2. Athen. Die Ankunft. Die Stadt. Die Akropolis (Burg).

1. Die alten Hellenen und die Neugriechen.*)

1.

Zwischen Kleinasien, der griechischen Halbinsel und der Insel Kreta ist das viereckige Bassin eines kleinen Binnenmeeres, von der übrigen Masse der mittelländischen Wasserwelt abgeschlossen. Dieses Wasserviereck läßt sich als ein großer Salzsee mit verschiedenen Ausgängen, die nach größeren Meerespartien führen, betrachten.

Das Innere des Beckens ist mit einer Menge bergiger Inseln vulkanischen Ursprungs bestreut und erfüllt, denen sich in Bezug auf Naturreize, Fruchtbarkeit und sonstige Vorzüge wenige andere Inselgruppen gleichstellen können. Ein glänzender Himmel wölbt sich über ihnen. Sie haben einen milden Winter und werden durch die Seeluft vor übermäßiger Hitze bewahrt. Sie sind sämmtlich bewohnbar, bieten liebliche Thäler und zwischendurch bequeme Flächen zum Anbau für Traubengelände, Oliven- und Citronenhaine und von süßem Honig träufelnde Binnengärten dar. Und fast alle haben so sichere Häfen, wie man deren sonst selten so viele neben einander findet.

Wie die Inseln, so sind auch die Küsten des Festlandzirkels umher sehr bunt gestaltet. Von Norden, Osten und Westen her ragen die Länder mit vielen schönen Halbinseln in das Meeresbecken herab. Tiefe schutzreiche Buchten und Busen und unvergleichliche Häfen dringen in's Innere des Landes und laden überall zur Schifffahrt ein.

*) Von J. G. Kohl.

Digitized by Google

Fast möchte man das ganze ägäische Meer wegen seines Reichthums an Ankerplätzen und Rheden als einen einzigen großen Hafen betrachten. Und recht wohl könnte man das gesammte Griechenland ein Europa im Kleinen nennen. Wie Europa durch seine vielfache Gliederung, seine wunderbare Verkettung des Flüssigen und des Festlandes allen anderen Theilen der Erde überlegen ist, so ist es Griechenland dem übrigen Europa. Und wie die europäischen Völker, nachdem sie einmal erwacht waren, es allen anderen Völkern der Welt in Schifffahrt, Handel, Verkehr, Thätigkeit, Energie, Kultur und Wissenschaft zuvorthun mußten, so war, scheint es, das ägäische oder griechische Meer von Haus aus dazu bestimmt, die erste Wiege und Schule dieser europäischen Thatkraft und Blüthe zu werden.

Wann und wie sich die erste menschliche Bevölkerung in dieses wundervolle Becken, über jene anmuthigen Inseln und Halbinseln ergoß, ist in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt. Doch scheint aus der Sprache der Hellenen so viel ersichtlich, daß sie und ihre Stammväter oder Vorfahren, als welche man die Pelasger zu nennen pflegt, aus Osten über Kleinasien gekommen sein mußten und dem großen indogermanischen Völkerstamm angehörten, der unserm Europa alle seine vornehmsten und geistreichsten Völker gegeben hat. Ihre Sprache zeigt sie uns innig verwandt mit den keltischen, romanischen, germanischen und slavischen Völkern. Wie diese, so haben die Griechen ihre Ur- und Herzwurzeln in Indien und am Himalaya.

Unter welcher Anführung, unter welchen nähern Umständen und Begebenheiten sich die Altvordern der Hellenen, die sogenannten „Pelasger", von dort ablösten, wie sie sich schon in dieser ihrer Urzeit hervorthun und auszeichnen mochten, und wie sie sich dann durch die asiatischen Westländer und durch Kleinasien hindurch schlugen — dies Alles hat uns Niemand so genau überliefert, wie z. B. ein Moses die ersten Anfänge und Ursprünge der Israeliten. Gerade die beiden Völker, welche im Alterthum die größte Bildung und Bedeutung errangen, die Griechen und Römer, theilen das Schicksal, daß über ihre Urgeschichte und über die frühesten Bewohner ihrer Länder noch größere Ungewißheit herrscht, als über manche andere, minder kultivirte Racen, und dies ist zum Theil eine natürliche Folge eben ihrer frühzeitiger gereiften Kultur und Blüthe, die alles Vorgefundene und vor Alters dagewesene Barbarische verdunkelte, überstrahlte, verachtete und bald in Vergessenheit brachte. Alles, was wir sagen können, ist, daß die sogenannten Pelasger, namentlich aber ihre Nachfolger — oder Kinder? —, die Hellenen, ein von vornherein mit trefflichen Anlagen versehenes Barbarengeschlecht gewesen sein müssen, und daß sie durch ihr gutes Glück in ein Vaterland, in ein Haus eingeführt wurden, welches zur Entwickelung solcher trefflichen Grundeigenschaften so günstig wie möglich eingerichtet war, nämlich in jenes bunt gestaltete Bassin des ägäischen Meeres, das wir soeben mit einigen Zügen charakterisirten.

Digitized by

Trotz dieſer Gunſt und Gaben ſcheint es nichtsdeſtoweniger, daß ſelbſt auch bei den Griechen, wie bei allen anderen europäiſchen Völkern, die zündenden Funken von Außen kommen mußten. Die Mythen der Hellenen weiſen auf Einwanderungen hin als auf ſolche Ereigniſſe, welche ihnen die Anregungen zum ſittlichen Leben gaben, auf eine aus der Fremde kommende Lehrerin des Ackerbaues, die Demeter, welche die Ehe ſtiftete, den Feigenbaum nach Griechenland brachte, wie Minerva den Oelbaum, — auf einen ausländiſchen Prometheus, der den Griechen die mit Feuer betriebenen Künſte lehrte. Selbſt den Gebrauch des Eiſens empfiengen ſie aus der Fremde. Die Einführung des Pferdes, der Kunſt des Spinnens und Webens wurden dem Poſeidon, dem Gotte des Meeres, zugeſchrieben, d. h. wohl nur: ſie kamen über's Meer zu dem noch unkundigen Inſelvolke. Ebenſo gelangten zu ihnen zu Schiffe aus Phönizien und Aegypten durch Kadmus, Danaus, Pelops die erſten Geſetzgeber, Staatenbegründer und die Erbauer von Burgen und Städten, ein großer Theil ihrer Götternamen und ihrer religiöſen Fabeln und Satzungen.

Alle Anfänge der Geſittung brachten den Griechen Schiffer und Handelsleute zu; ihre Kultur war mit einem Worte aus dem Meere geboren. Der Lage und Beſchaffenheit des Landes gemäß wuchs ſie dann auch bei ihnen durch Hülfe des Meeres weiter. Von vornherein wurden die Griechen ſelbſt ein Volk von Seefahrern und Handelsleuten. Der älteſte Name der Landeskinder „Pelasger" ſoll auch, wenigſtens nach der Meinung einiger, vom griechiſchen Pelagos (Meer) abzuleiten ſein, und nichts anderes als Seeleute bezeichnen. Nach dem großen Gotte des allumfaſſenden Himmels, dem eingeborenen Zeus, war Poſeidon, der Gott der Gewäſſer und Winde, bei ihnen der zweite. Er waltete über ihre Schickſale mächtiger und eingreifender als die anderen, zu ihm ſtiegen in den zahlreichen, auf den Inſeln und Vorgebirgen errichteten Tempeln ihre eifrigſten Gebete empor. Aus den Salzwogen tauchte ihnen die Göttin der Schönheit Aphrodite hervor, und im Meere hatte ſelbſt der Sonnengott Helios ſeinen Palaſt, wo er in den Armen der unter dem Waſſer waltenden Thetis ruhte.

Die erſten bedeutenden gemeinſamen Unternehmungen der Griechen, in denen ſie ſich als ein einiges Volk bethätigten und empfinden lernten, der Argonautenzug, der Trojanerkrieg, waren große Flotten- und Seeexpeditionen, und wie damals zur Zeit des Argonautenzuges ſich ganz Griechenland aus dem ägäiſchen Meere erhob, ſo hat es aus dieſem ſelben Meere, ſeinen Inſeln, ſeinen Häfen noch oft wieder friſche Kräfte gezogen. Wie jener vom Herkules zu Boden geworfene Antäus, der ſtets von ſeiner Mutter, der Erde, neues Leben empfieng, ſo hat ſich Griechenland, wenn es niedergeworfen war (ſelbſt wieder in unſeren Tagen), aus ſeiner Mutter, der See, regenerirt. Ihre älteſten und bei ihnen am meiſten volksthümlich gewordenen Geſänge, die Dichtungen Homer's, haben Seeräubereien, Seeabenteuer und Schifffahrt zum Gegenſtande. Es ſind

Digitized by Google

Poesien, die noch heutiges Tages, wie vor 3000 Jahren, beim griechischen Volke am besten verstanden werden, eben so wie bei dem Nomadenvolke der Araber die Traditionen von ihren Hirtenpatriarchen Abraham und Ismael.

Einmal von außen her angeregt, entwickelte der fruchtbare und wie das Wasser bewegliche Genius der Griechen eine wunderbar vielseitige Thätigkeit in allen Richtungen des menschlichen Schaffens. Zum Enthusiasmus — es ist ein schönes Wort griechischer Erfindung — geneigt, mit Phantasie und einem lebhaften Ahnungsvermögen begabt, erkannten sie auf den weitschauenden Gipfeln ihrer Berginseln, in den Hainen ihrer Küstenthäler, auf den blumengeschmückten und von lieblichen Quellen und Flüssen berieselten Fluren ihrer kleinen Uferlandschaften überall die Spur einer Gottheit. Jedes Versteck ihres Landes wurde von der Dichtung verherrlicht und verewigt. Sie lernten die Götter verehren und in allen Gegenden Griechenlands blühten Orakelstätten, Tempel und Wallfahrtsorte empor. Jeder Zoll des Landes wurde klassisch und geheiligt:

Alle Höhen füllten Oreaden, —
Eine Dryas lebt' in jedem Baum,
Aus den Urnen lieblicher Najaden
Sprang der Ströme Silberschaum.

Wie ihr Land, so bot auch ihr Leben die stärksten Kontraste. Das Schifferleben war reich an Wechsel und bunten Begebenheiten und hätte allein schon hingereicht, den Erzählern, den Rednern, den Dichtern den Mund zu öffnen. Im Hintergrunde dieses wild bewegten stürmischen Seelebens aber lagen die kleinen reizenden und friedlichen Heimathen in den Inselverstecken, die häuslichen Herde an den Abhängen der Berge, die fruchtbaren Ackerfluren längs der klaren Flüsse und das idyllische Hirtenleben auf den Bergen Ida, Pelion, Helikon und im Innern von Arkadien. Natürlich mußten sich die Griechen unter solchen Naturverhältnissen und Kontrasten dichterisch erregt fühlen. Sie griffen in die Lyra und sie haben gespielt und gesungen wie keine Anderen vor und nach ihnen.

Nach dem Muster der von den Aegyptern und Phöniziern bei ihnen gegründeten Gemeinden stifteten und ordneten sie blühende Städte, Republiken und Staaten in Menge rings um den Archipelagus herum. Dort erstarkt, segelten sie weiter auf den nassen Pfaden des Meeres, erfüllten Italien und Sizilien mit ihren Kolonien, steckten Leuchtthürme der Bildung an allen barbarischen Küsten des schwarzen Meeres aus, umfaßten damit, wie mit einer goldenen glänzenden Verbrämung, den ganzen Nordsaum von Afrika und impften von Massilia aus dem fernen Gallien die ersten Anfänge der Kultur ein; selbst aus den Säulen des Herkules segelten sie hinaus auf den unermeßlichen Ozean.

Indem sie auf diese Weise die bekannte Welt durchmaßen, fiengen sie, deren Geist eben so idealer als praktischer Natur war, an, über das Weltall zu spekuliren, und es traten mitten auf ihren mit Waaren erfüllten

Digitized by Google

Märkten und in ihren von Geſchäften und Völkern wimmelnden und lärmenden Häfen eben ſo ſcharfe als tiefſinnige Denker, Naturforſcher und Philoſophen auf, die je nach den Standpunkten ihrer Weltanſchauung eine Fülle von Syſtemen, Schulen und Sekten begründeten. Der Handel mit den verſchiedenartigſten Völkern erzeugte bei ihnen Reichthum und Luxus, ließ ein Streben nach der Ausſchmückung des Alltagslebens erwachen — und die ſchönen Künſte ſich entfalten. Ein Apelles, ein Praxiteles und unzählige ihrer Schüler fanden ſich ein, unter deren Händen der Marmor ſich geſtaltete, die herrlichſten Tempel und Hallen erwuchſen und die Schöpfung auf der Leinwand ſich friſchfarbig abſpiegelte.

Wie es in dem Vaterlande der Griechen keinen monarchiſchen, alles ausſchließlich bedingenden Nil, keinen koloſſalen gebieteriſchen Ganges, kein unermeßlich weit geſtrecktes und einförmiges Meſopotamien gab, wie da im Gegentheil Alles zerklüftet, bunt und zierlich gegliedert, eine leicht zu handhabende und den Menſchen nicht überwältigende Natur, kleine Thäler, ſchmale Ebenen, zahlreiche mäßig hohe Berge, und doch dabei Alles durch den glatten Spiegel des Meeres eng verbunden und verſchmolzen war, ſo iſt auch dem entſprechend die Natur des griechiſchen Volksgeiſtes ſelbſt eine vielgliedrige, ein auf allen Seiten geſchliffener Edelſtein geworden. Ganz im Gegenſatz zu anderen Nationen, z. B. zu der einförmigen und ungegliederten Maſſe, welche der ruſſiſche Land- und Volksgeiſt uns heutzutage bietet, ſtellten die Hellenen einen in viele Zweige auseinander gegangenen Baum mit gefälliger Gruppirung der Partien dar. Ihre Sprache ſpaltete ſich in mehrere Dialekte, ihr Stamm in zahlreiche Geſchlechter, die alle ſehr verſchiedene Qualitäten und doch alle gleich ausgezeichnete Grundtugenden beſaßen, und die auch alle, trotz ihres Hinausſtrebens in oft ſehr entgegengeſetzte Richtungen, doch, wie ihre Inſeln durch das dazwiſchen ausgegoſſene Meer, von dem Bande gemeinſamer Sympathien und Tendenzen unter einander umſchlungen und verknüpft wurden.

Dieſelben Verhältniſſe, welche die verſchiedenen Dialekte, Bauſtyle und Philoſophenſchulen der doriſchen, der joniſchen und äoliſchen Griechen hervorbrachten, erzeugten bei ihnen auch eben ſo eine ungemeine Mannigfaltigkeit der politiſchen Verfaſſungen und bürgerlichen Zuſtände. Auch in dieſer Hinſicht haben ſie innerhalb ihres Lebenskreiſes ſo zu ſagen alles Denkbare erſchöpft. Demokratien, Monarchien, Oligarchien und Ariſtokratien, Geld- und Pöbelherrſchaft, Militärdeſpotie und Prieſtergewalt wechſelten unter ihnen je nach Geſchlecht, Zeit und Ort. Man glaubt das Fremdartigſte, Südpol und Nordpol, in Steinwurfsnähe neben einander hauſen zu ſehen. Die Extreme der Zuſtände, zügelloſeſte Freiheit und unbarmherzigſte Tyrannei unter dem Joch eines Einzelnen ſcheinen ſich unter den Griechen faſt die Hände zu reichen, und zwiſchen beiden Extremen in der Mitte giebt es dann wieder eine Fülle von Staatsſchöpfungen, die aus der umſichtigſten Ueberlegung, aus der allſeitigſten

Digitized by Google

und ſorgfältigſten Berückſichtigung des Charakters der menſchlichen Natur hervorgiengen.

Die Revolution und der Wechſel der Herrſchaft waren bei dieſen raſtloſen und neuerungsſüchtigen Leuten permanent. Vergebens ſieht man ſich in ihrer ſtets ſtürmiſchen Geſchichte nach einem ſolchen ruhigen, ſonnigen Zeitpunkt um, wie ihn z. B. die Geſchichte Rom's zur Zeit des Auguſtus und ſeiner Nachfolger darbot, in welchem die Künſte des Friedens und die Wiſſenſchaften nach unſeren Begriffen gemächlich hätten blühen können.

Und dennoch blühten ſie unter ihnen ſchöner, als ſonſt nie und nirgends. Mit dem Schwert umgürtet, ſchrieben die energiſchen Hellenen Geſchichte in einer Weiſe, wie ſie ſpäter ſo markig nie wieder geſchrieben worden iſt. Den Giftbecher leerend, den die unduldſamen Mitbürger ihnen reichten, gaben die griechiſchen Weiſen moraliſche Lehren der Toleranz und Liebe, die noch jetzt nicht vergeſſen ſind. Mitten im irdiſchen Getümmel der Straße, unter den Aufregungen des Forums ſpekulirten ihre Philoſophen ruhig und unbeirrt über die überirdiſchen Dinge. Mitten in dem ewigen Parteigezänk und blutigem Waffengeklirr huldigten ihre Dichter und Künſtler den Grazien und ſchufen ſo vollkommene, wohlklingende und harmoniſche Sprachgebilde, wie ſie keinem friedlicheren Volke je wieder gelungen ſind. Wenn man das Thun und Treiben der Griechen im Ganzen überſchaut, ſo glaubt man tollkühne, geniale Männer zu ſehen, die es verſtanden, Blumen zu ziehen in den feurigen Schlünden von Vulkanen, und die den Muſen Tempel gebaut haben am Rande noch wüthender Lavaſtröme.

Eben ſo, wie in dem Mutterland Hellas, ſo gieng es auch in den Kolonieländern her. Die Tochterſtädte der Griechen entſtanden meiſtens in Folge innerer Zwietracht und leidenſchaftlicher Parteiausbrüche, und dieſe Kolonien ſelbſt, mit denen ſie die barbariſchen Geſtade des Mittelmeeres ziviliſirten, ſcheinen eben ſo viele Krater geweſen zu ſein, die das Land umher, wie der Aetna, zugleich verwüſteten und wunderbar befruchteten.

Es lag vermuthlich in der merkwürdig heftigen und feurigen Natur der Griechen, daß die ganze Zeit ihrer höchſten Blüthe, ihres ſchönſten Schaffens nur kurz war, und daß ſich alle ihre ſchöpferiſche Kraft nur in einem, wie ein flüchtiger Traum vorüberſchwebenden Momente konzentrirte. — Zur Zeit des Perikles im 5. Jahrhundert v. Chr. Geb. ſtanden ſie auf dem Gipfel. Um die Perſon dieſes helleniſchſten aller Hellenen gruppiren ſich die ausgezeichnetſten der griechiſchen Namen, die durch ihre Leiſtungen in der ganzen Welt herrlich geworden ſind.

Man hat die Griechen eine jugendliche, eine Jünglingsnation genannt. Ja, Hegel bezeichnet ihr ganzes nationales Daſein und Treiben als eine einzige Jünglingsthat. Man könnte ihr nationales Geſammtleben mit der individuellen Exiſtenz anderer genialer, hochſtrebender Jüng-

Digitized by

lingsnaturen vergleichen, z. B. mit der Raphaels, der ſich in der heißblütigen Entwickelung ſeiner Thatkraft frühzeitig aufrieb, dann aber den Nachkommen eine Erbſchaft von Werken vermachte, an welchen ſie ſich für alle Zeiten entzückten. Mit dieſer Erbſchaft in der Hand, welche ihnen die Zeitgenoſſen des Perikles hinterließen, hat der Nationalgeiſt der Griechen ſich ſtets bis auf unſere Tage herab auf Erden mächtig und einflußreich erwieſen, obgleich ſeit des Perikles Tode bei ihnen nur eine fremde Eroberung der andern folgte, und obwohl ſie nie wieder zu einer ſo kraftvollen Unabhängigkeit gelangten, wie in den kurzen Jahren, da ſie ungeſtraft unter einander ſtreiten und nach der Palme ringen durften.

2.

Seit jenen Zeiten der höchſten Blüthe ſind über die Bevölkerung von Hellas mannigfache und ſchwere Stürme hinweggezogen. Zuerſt kamen Philippus und Alexander mit den Mazedoniern über ſie; doch helleniſirten ſich dieſe barbariſchen Könige des Nordens, huldigten dem Geiſte der Griechen, nahmen ihre Sprache an und verbreiteten dieſelbe und jenen Geiſt mit ihren Eroberungen über den ganzen weiten Orient. Es folgten die Eroberungen der Römer, die Einfälle ſlaviſcher Völkerſchaften nach der Theilung des römiſchen Reichs, endlich die Unterjochung durch die Türken im vierzehnten Jahrhundert; zu jeder Zeit aber haben die Griechen, wenn auch in ihrer politiſchen Unabhängigkeit geſtört, doch in kulturlicher Hinſicht Sieg auf Sieg davongetragen: die fremden Eindringlinge nahmen bald ihre Sprache, ihre Sitten, ihre Künſte an.

Und wie dieſe letzteren, ſo wurden auch die Urſitze der Griechen in ihren Hauptumriſſen wenig verändert. In der That, vergleicht man dieſe Umriſſe, wie ſie heutzutage exiſtiren, mit denen, wie ſie ſich etwa 400 Jahre vor Chriſtus zur Zeit des Perikles darſtellten, ſo findet ſich, daß beide faſt völlig mit einander übereinſtimmen, und daß alle die Türken- und Slavenkriege, alle die Wanderungen, Revolutionen, partiellen Bevölkerungs-Ausrottungen und Verpflanzungen darin eine kaum merkliche Veränderung hervorgebracht haben. Noch jetzt — man kann auch ſagen jetzt wieder, — wie damals umzingelt ein Saum griechiſcher Dörfer und Städte das ägäiſche Meer. Griechen oder doch gräziſirte und griechiſch redende Menſchen erfüllen den ganzen Peloponnes, faſt das ganze Livadien oder die Provinzen Attika, Böotien, Euböa u. ſ. w. und weiterhin Theſſalien. Als ein ſchmaler Streifen umzieht griechiſches Bevölkerungsgebiet den ganzen Küſtenrand von Mazedonien und Thrazien. Bei Konſtantinopel erfüllen ſie einen ziemlich bedeutenden Abſchnitt des thraziſchen Länderdreiecks bis Adrianopel hinauf und wohnen auf beiden Seiten der Propontis, des Hellesponts und des thraziſchen Bosporus. Von hier aus ziehen ſie ſich, freilich überall mit türkiſchen Kolonien vermiſcht, einerſeits oſtwärts über Sinope hin bis Trapezunt längs des Nordrandes von Kleinaſien, und andererſeits über Troja, Smyrna, Epheſus nach Rhodus

Digitized by Google

zu, von wo aus sie auch wieder ostwärts den Südrand von Kleinasien einnehmen. Ferner bewohnen sie als die bei weitem prädominirende Bevölkerung alle Inseln des Archipelagus, auch Kreta und Cypern, wo ihre Anzahl sich auf Hunderttausende beläuft, und endlich bilden sie auch im Westen auf den von den Engländern besetzten ionischen Inseln den Hauptstoff der Bewohnerschaft.

Nur in der westlichen Hälfte des mittelländischen Meeres, in Sizilien, das einst fast so griechisch war wie Cypern und Kreta, — in Süditalien, dem einstmaligen „Großgriechenland," und dann in Korsika und Südfrankreich, Spanien u. s. w. haben sich durch Italianisirung und Romanisirung fast alle alten griechischen Volkselemente verloren. Doch glaubt man in den Dialekten und Sitten einiger Ortschaften des Königreichs Neapel, sowie auch in einem armen, verkommenen Stadtquartiere von Marseille noch selbst heutigen Tages einige Spuren des alten dorischen, ionischen und äolischen Wesens zu erkennen. — Dagegen haben nun in neuerer Zeit wieder die Griechen, wie ihre Vorfahren, vom Handels- und Wandergeiste beseelt, in vielen anderen Gegenden Europa's, wenn auch nicht mächtige, freie Republiken, doch wenigstens Handelsniederlassungen, Komptoire und Faktoreien gegründet.

Wie in der Umgränzung ihres ursprünglichen Wohngebietes am ägäischen Meere, dessen Häfen im Laufe von 2000 Jahren weder verengt, noch verschüttet wurden und noch jetzt die schönsten des Morgenlandes sind, wie in ihrem Schifferleben und Handelsgeiste, der sie stets in die Welt hinaustrieb, so sind die heutigen Griechen auch in vielen anderen Beziehungen in ihren Sitten und Gebräuchen, in ihren körperlichen und geistigen Anlagen, in ihrer Sprache und in ihren Charaktereigenheiten vielfach die Alten geblieben.

Noch heute finden wir, und zwar nicht blos bei den deswegen so oft gepriesenen Inselgriechen, die schönsten Gestalten und Körperformen und sehen unter ihnen nicht selten den ächt hellenischen Typus gerade so erscheinen, wie die Werke des Praxiteles ihn uns zeigen. Jene tiefe Lage der Augen in gewölbten Augenhöhlen, der edle Schnitt und hohe Bogen der Augenlider, die kurze aufgebogene und aufknospende Oberlippe, das vollrunde feste Kinn, die geradwinkelige Senkung der Stirn und Nase, der breite feste Nacken, über dem allen der von Aphrodite selbst gescheitelte und gelockte Haarschmuck, dies Alles ist noch jetzt keine ungewöhnliche Erscheinung.

Nicht weniger Antikes giebt es bei den Neugriechen in dem Kostüm, mit welchem sie die schlanke Statue ihres Leibes einhüllen. Denn alte Gemälde und Bildwerke beweisen uns hinlänglich, daß das, was wir jetzt orientalische oder neugriechische Kleidung nennen, in manchen Punkten nichts Anderes ist, als die auch bei den alten Hellenen übliche Kostümirung. Die zottigen Wollenmäntel der heutigen Epiroten und Palikaren erinnern lebhaft an die zottigen Chlamyden der Alten. Die rothen Käppchen

Digitized by

der heutigen Griechen und der Feß der Türken ſtammen von den antiken Schiffermützen her, die eben ſo geformt und mit derſelben rothen Farbe gemalt auf alten Vaſen vorkommen. Die uralte ſogenannte phrygiſche Mütze tragen annoch die Hirtenknaben in Arkadien. Die aus ſchuppenartig übereinander genähten Silbermünzen gebildeten Bruſtlatze, welche die bräutliche Ausſteuer der Jungfrauen in Livadien bilden, erinnern lebhaft an den Bruſtpanzer der Minerva, der uns aus unſeren Muſeen bekannt iſt. Die Form der Ohrringe, der Halsbänder, der Armſpangen der neugriechiſchen Weiber, ihre Sitte, das dunkle Haar der Braut mit Goldpuder zu beſtreuen, dies Alles und noch ſonſt Vieles nähert ſich in hohem Grade dem Antiken. Auch färben die Frauen noch jetzt die Spitzen ihrer zierlichen Finger mit einem röthlichen Stoffe, ohne zu wiſſen, daß ſchon Homer die roſenfarbenen Finger der Aurora beſungen hat.

Sogar kirchliche und religiöſe Handlungen, wie z. B. Hochzeits- und Begräbnißgebräuche, die man bei dem Wechſel der Religion doch gerade vorzugsweiſe verwiſcht und umgewandelt zu finden erwarten ſollte, enthalten mehrere Ueberreſte aus dem Heidenthume. Wie in alten Zeiten, ſo wird noch jetzt dem Brautpaare als Symbol des Familienglückes eine Granate überreicht, und, wie ehemals, ſo werden ſie noch jetzt beim Eintritt in's Haus mit Reis beſtreut, zum Zeichen, daß ihrer glücklichen Jahre ſo viele werden möchten, wie die Körner. Wie vormals, werden bei dem jährlichen Feſte zur Feier der Verſtorbenen Gerſte, getrocknete Weinbeeren, Backwerke und Wein als Todtenopfer dargebracht und auf die Gräber hingeſtellt. Auf den Kopfenden werden kleine Kerzen befeſtigt, dergeſtalt, daß der ganze Gottesacker in der Nacht von vielen zum Himmel aufſtrebenden Flämmchen illuminirt erſcheint. — Die Anſicht der Neugriechen über das Leben nach dem Tode, weit entfernt, der chriſtlichen Lehre vom Paradieſe und der Hölle gänzlich gewichen zu ſein, zeigt ſich in der Poeſie jener Naturkinder als vollkommen antik: der alte Charon iſt noch jetzt die Perſonifikation des Todes und noch ſind die alten Ausdrücke Hades und Tartaros in gewöhnlichem Gebrauche und finden ſich häufig in den Klageliedern der einfachen, poetiſchen und abergläubiſchen Hirten, welche im Sommer die Hochthäler des Parnaſſus durchziehen.

Zaubermittel bereiten die alten Weiber noch jetzt wie ſonſt, und wie ehemals ſind die Theſſalierinnen als beſonders geſchickt in dieſer Kunſt berüchtigt. Der Knoblauch, den ſchon Hermes in Homer's Odyſſee als Gegenmittel gegen die Zaubereien der Circe anwendet, wird auch griechiſchen Kindern unſerer Tage in Form eines Amulets um den Hals gehängt, um gegen das verhexende Auge unſchädlich zu machen. — Die Ackerbauinſtrumente und häuslichen Geräthſchaften der Neugriechen haben ſo ganz die antiken Formen, daß die jetzigen griechiſchen Bauernhütten unſere Muſeen mit den ächteſten Muſtern verſehen könnten.

Was aber noch wichtiger und intereſſanter als dies Alles iſt: auch das Echo der alten Sprache tönt uns aus dieſem Lande hell und deutlich

Digitized by Google

entgegen, jenes wundervollen, männlichen zugleich und wohltönenden Idioms, des schönsten, edelsten und reichsten, das sich je zwischen menschlichen Lippen gebildet hat.

Freilich hat die jetzige neugriechische oder romanische Sprache, gleich einer schönen Statue, die Jahrhunderte lang der Einwirkung zerstörender Wetter ausgesetzt war, mancherlei Veränderungen erfahren und einige Beimischungen aus dem Slavischen, Türkischen und auch aus dem Italienischen aufgenommen. Sie ist auch mehrfach in ihrer Syntax verbildet und umgebildet und wird mit einem fremdartigen Accente, vielleicht nach Weise der Slaven, ausgesprochen; endlich hat sie, bemerkenswerth genug, alle Spuren der alten mundartlichen Verschiedenheiten verloren: nach Ansicht der Gelehrten soll sie sich blos aus dem äolischen Dialekt entwickelt haben. Nichtsdestoweniger aber ist sie im Wesen dieselbe geblieben, und zwar kann sie in weit höherem Grade die alte griechische genannt werden, als z. B. das jetzige Italienisch dem alten Lateinischen gleich genommen werden darf. Auch unser jetziges Deutsch steht dem alten Gothischen und das heutige Russische dem alten Slavischen merklich entfernter, als der Dialekt der heutigen Athener der Sprache der Zeitgenossen des Homer. Sie wird noch mit denselben Buchstaben geschrieben, wie ehemals; ja die griechischen Dorfschreiber bringen sie noch in derselben Manier zu Papier — auf dem Knie — auf langen Streifen, die sie zusammenrollen wie die Alten.

Noch jetzt werden in dieser schönen Sprache Volkslieder gedichtet und gesungen, von denen unser Goethe gesagt hat, daß keine andere Nation ein Gleiches aufweisen könne. Die Freiheitshymnen, welche am Anfang dieses Jahrhunderts ein Rigas sang, sind weithin berühmt geworden. Neroulos, Panagos, Soutzos sind einige auch im Auslande bekannt gewordene neugriechische Dichter. — In dem Dialekt vieler neugriechischen Thalbewohner haben sich nicht nur altgriechische Worte erhalten, welche die Umgangssprache der byzantinischen Griechen nicht mehr kennt, sondern es finden sich auch bei ihnen sogar manche Wurzelwörter, welche älter sind, als die uns bekannte alte Schriftsprache selbst.

Die griechische Sprache steht in allen diesen Beziehungen fast einzig in Europa da. Sie ist in ihrer reichen Ausbildung älter und weniger verändert, als irgend eine andere. Denn während derselben Zeit, in welcher das Griechische sich in so hohem Grade gleich blieb, haben viele der anderen europäischen Sprachen nicht nur mehrere Male ihre Alphabete abgelegt, sondern sich auch sonst erstaunlich umgewandelt, ja manche von ihnen haben sich unterdessen erst gebildet. Dieser Umstand allein beweist hinreichend, daß die Griechen durch ihre Bildung und Sprache immer wieder die zu ihnen hereingewanderten Barbaren überwältigten, und daß auch zu allen Zeiten immer noch genug ächte Griechen übrig sein mußten, um diese Ueberwältigung möglich zu machen.

Digitized by

Am wenigſten will man den hohen, enthuſiaſtiſchen, patriotiſchen, der ſchönſten Tugenden fähigen Nationalgeiſt der alten Hellenen in dem Charakter der jetzigen, als verſchmitzt verſchrieenen, im Handel und Wandel übelberüchtigten Neugriechen wiedererkennen. Allein auch hierin giebt es vielleicht mehr Parallelismus, als die allgemeine Stimme es zugeben will. Verſchlagenheit, Liſt, Gewandtheit und Verſtellungskunſt, die dem Neugriechen jeder beilegt und die man gewöhnlich dem Türkendrucke und Slavenjoche zuſchreibt, waren nach Homer's Zeugniſſe auch ſchon den alten Hellenen in hohem Grade eigen, und der erfindungsreiche Odyſſeus war, wie man ſagt, „mit allen Waſſern gewaſchen," mit betrügeriſchem Diebesſinn, Raubluſt, hinterliſtiger Ueberredungskunſt und je nach Umſtänden mit ſchmeichleriſcher Höflichkeit reichlich begabt. Alſo auch dieſe Untugenden der Griechen ſind ſchon althergebracht.

Auf der anderen Seite ſind trotz Türkendruck und Slavenjoch die Neugriechen noch jetzt durch Lebhaftigkeit des Gefühls und der Phantaſie, Beweglichkeit des Gemüths, Schärfe des Geiſtes und Frohſinn, wie die Alten ausgezeichnet. Liebe zu ihrer Berg- und Inſelheimath und dabei doch ein großer Trieb, die Wellen des Meeres zu durchwandern, bewegt ſie gleich ihren Altvordern, und an glorreichen Beiſpielen patriotiſcher Hingebung und heldenmüthiger, aufopfernder Vertheidigung des Vaterlandes hat es weder in alten, noch in neueren Zeiten gefehlt, eben ſo wenig wie an Antrieben zur größten Eiferſucht, zur Uneinigkeit, Parteiwuth und leidenſchaftlichſten Racheübung. Neben den größten Intriguanten findet man auch zuweilen noch im jetzigen Griechenland die biederſten und geradeſten Männer, neben der ärgſten Charakter- und Tugendloſigkeit den reinſten, feſteſten Willen.

Für Gelehrſamkeit und Wiſſenſchaft iſt bei den Griechen der Same niemals völlig ausgeſtorben, und es hat ſelbſt in den ſchlimmſten Zeiten des Türkendruckes in Konſtantinopel immer ein Häuflein Griechenabkömmlinge gegeben, unter denen Bildung und Kenntniſſe traditionell waren und aus deren Mitte dann und wann große Gelehrte hervorgegangen ſind, hellſehende Köpfe, weitleuchtende Lichter, die ſelbſt im Occident die Aufmerkſamkeit auf ſich zogen. In neueſter Zeit hat ſich die ganze Nation, ſo weit ſie frei wurde, wieder dem Studium, der Lern- und Lehrbegierde hingegeben und Hoch- und Volksſchulen in ihrem Schooß erzeugt. Auch in Bezug auf die Künſte iſt in den Volksanlagen die Bildſamkeit nie ganz ausgeſtorben; die Neugriechen haben ſich auch auf dieſem Gebiete einigen neuen Ruhm erworben.

Allerdings mag man alle dieſe Leiſtungen und Talente der Neugriechen im Vergleich mit Dem, was ihre Altvordern uns hinterließen, vorläufig noch als ſehr diminutiv bezeichnen und nur als neue Keime betrachten auf dem Boden, auf dem einſt ein ſo impoſanter und blüthenreicher Muſenhain ſtand. Sehr begreiflich iſt es daher auch, daß die Neuen in ihren Traditionen von den Verrichtungen der Alten wie von

Digitized by Google

den Thaten eines Titanengeschlechts reden, und daß sie in ihren Sagen Alles, was ihnen von diesen überliefert wurde, mit den Mythen von den weltstürmenden Zyklopen und Riesen vermischen.

In Wahrheit mögen wir es aussprechen, indem wir zum Schluß unserer Betrachtung noch einmal auf jenes kleine Meeresbecken, an dessen Ufern die Wiege und die alten Sitze der Griechen lagen, hinblicken: dort am Archipel begann unser Europa, dort liegen die Wurzeln unserer Bildung, von diesem, ich möchte sagen, heiligen Meere, wo für uns Geistesleben, Freiheit, Sittlichkeit, Wissenschaft und Kunst entsprangen, sind die Gesäme der Humanität hinausgeweht worden bis in den äußersten Norden und Westen unseres Welttheils, und dann weiter hinaus über den Ozean in eine neue Welt. Und in neuerer Zeit, in unserem Jahrhundert sind nach einem weiten Umkreise die Manen der Hellenen wieder in ihre Urheimath eingezogen, um von da aus, nach Lösung der noch immer am politischen Himmel schwebenden orientalischen Frage, noch einmal wieder in den jetzt so verkümmerten Orient einzudringen.

---

2. Athen.*)

1.

Die Ankunft.

Athen, 2. April 1852.

Unser erstes Ziel haben wir erreicht; wir befinden uns seit gestern früh in Athen.

Das Schiff war Abends von der Insel Syra abgegangen und wir näherten uns bereits der attischen Ebene, als uns des Morgens unser Reisediener Dimitri weckte. Wir stiegen auf das Verdeck; es war auf der Höhe der phalerischen Bucht. Welch' ein Blick! — ich werde ihn nie vergessen. Zur Seite liegen die weltberühmten Inseln Aegina und Salamis, und drüben auf dem Festlande steigt der mächtige Pentelikon auf, seine Arme weit über das Thal ausbreitend, gleich als wollte er es unter seinen Schutz nehmen; und an diesen schließt sich der lang hingestreckte Hymettus und der einsam feingezeichnete Bergkegel des Lykabettus; endlich, für den ungeduldigen Reisenden fast allzuspät, tritt immer deutlicher und deutlicher auch der Hügel der Akropolis hervor, mit den weithinschimmernden Säulen des Parthenon, der Propyläen und des Niketempels.

Wir landeten im Piräus, dem Seehafen von Athen. Es giebt wohl nirgends ein so günstiges, von allen Seiten umschlossenes Hafenbassin, als dieses; der alte Themistokles, der die Seemacht der Athener begründete,

*) Herm. Hettner: Griechische Reiseskizzen (Braunschweig 1853).

Digitized by Google

wußte ſehr wohl, was er that, als er den Athenern anrieth, ihre hauptſächlichſte Stärke im Piräus zu ſuchen.

Während unſer Diener beſchäftigt war, unſere Sachen an's Land zu bringen, ergötzte ich mich an den maleriſchen Gruppen von Griechen und Griechinnen, die rings um mich herum auf dem Verdeck lagerten. Wunderbar ſchön ſind die Männer. Das ſchwarzgelockte Haupt iſt mit einem knapp anſchließenden rothen Feß bedeckt. Stechende Augen, ſchwarzbrauner Teint, die Naſe lang, aber leiſe gebogen, das Kinn ſpitz, aber kräftig vortretend. Der Nacken iſt frei. Nur ein ſchmaler weißer Kragen legt ſich über das rothe oder blaue Kamiſol, deſſen freiſchwebende Aermel die zierliche Bewegung der Arme begleiten. Auf der Bruſt liegt das weiße, feingeglättete Hemd. Und von den Hüften ſchwebt, durch einen farbigen Gürtel zuſammengehalten, bis zum Knie die weiße, faltenreiche Fuſtanella, ein hemdartiger Ueberrock, der der ganzen Geſtalt eine feine, wenn auch zuweilen faſt weibiſche Zierlichkeit giebt. Unter den Knieen ſind die Beine in knappe, ſcharlachrothe oder blaue mit blauen Quaſten und Stickereien gezierte Gamaſchen geknöpft, und die Füße ſind mit zierlichen Schnabelſchuhen oder Sandalen bekleidet. Ein Mantel von zottigem Ziegenfell mit frei ſchwebenden Aermeln, oder bei Vornehmen ein blauer Paletot mit rothem Kragen dient in der ſtrengeren Jahreszeit als Ueberwurf.

Mögen nun dieſe Neugriechen die wahren Abkömmlinge der Altgriechen ſein, oder mag noch ſo viel ſlaviſches Blut in ihren Adern fließen, dieſe Männer wiſſen ſich mit einem Adel und mit einem Schwunge zu tragen und zu bewegen, daß uns die ganze Plaſtik der alten Kunſt aus dieſen Geſtalten lebendig zur Seele ſpricht. Ich ſah geſtern auf der Straße in Syra einen griechiſchen Palikarenhäuptling und einen vornehmen Mann aus Sparta Arm in Arm mit einander auf und ab ſpazieren; dieſe gingen ſo ſtolz und in ihrer Schönheit ſo ſelbſtbewußt, daß ich mich gar nicht ſatt an ihnen ſehen konnte; ſie gemahnten mich wie verkommene Nachkömmlinge alter Königsgeſchlechter, die ſelbſt im Bettlermantel noch immer die alte Würde zu wahren wiſſen. Merkwürdig iſt es, daß die Frauen, wenigſtens die ſtädtiſchen, in ihrer Kleidung faſt ganz moderniſirt ſind. Das giebt ihnen bei ihrem braunſchwarzen Teint und ihrem üppigen Haarwuchs ein entſetzlich ſalopes Anſehen. Schöne Griechinnen konnte ich bis jetzt nur wenige entdecken. Sie verblühen alle ſehr ſchnell, und das mag wohl daher kommen, daß ſie meiſt, eben ſo wie die Frauen in Sicilien, ihre Kinder bis in das dritte oder vierte Jahr hinein ſtillen.

Das kleine Städtchen des Piräus, flach in der Ebene gelegen, iſt ganz modern gebaut mit modernen Kaffeehäuſern und Kaufmannsſpeichern. Obgleich es in den letzten Zeiten ſehr an Ausdehnung zugenommen hat, ſo hat es doch noch lange nicht den Umfang der alten Hafenſtadt. Das obere Ende der Bucht, wo die Sage die Gebeine des Themiſtokles ruhen läßt, iſt ſumpfig und fieberhaft.

Aber wir halten uns nicht lange im Piräus auf, es drängt uns nach

Digitized by Google

Athen. Wir fahren vorüber an den Ueberresten der „langen Mauer," wir fahren über den Kephissos durch die letzten Ausläufer des heiligen Olivenhains. Die Straße ist so angelegt, daß man fortwährend die Akropolis von Athen im Angesicht hat. Diese Fahrt dauert etwa eine Stunde. Endlich sind wir in der Nähe der Stadt. Zur Rechten zwischen dem Hügel der Akropolis und der Straße, auf der wir uns befinden, liegt der alte Theseustempel, mit seinen goldbraunen Säulen und Wänden uns in der leuchtenden Morgensonne wie zum Gruß entgegenstrahlend.

Die neue Stadt hat keine Ringmauern, keine Thore. Man fährt durch die Hauptstraße, die Straße des Hermes. Der erste Eindruck der Stadt war verstimmend und wohl geeignet, alle träumerischen Illusionen von einem raschen Aufblühen des neuen Griechenlands zu zerstören. Die Häuser sind sehr eng und niedrig, meist einstöckig, zum größten Theil ohne Fenster; hölzerne Läden schließen bei schlechtem Wetter und in der Nacht die Oeffnungen, die als Fenster dienen. Die Straßen, selbst die Hauptstraße, sind ganz entsetzlich schmutzig, denn sie sind alle ungepflastert. Es überfiel mich eine namenlose Trauer; ich dachte an Rom. Rom ist auch nicht mehr so groß, wie seine große Vergangenheit, aber es hat ein glanzvolles Mittelalter und steht auch jetzt im Wesentlichen mit der ganzen europäischen Bildung auf gleicher Höhe. Wie ganz anders hier! Griechenland nahm einen Aufschwung zur Zeit seines ruhmreichen Befreiungskrieges; aber dieser Aufschwung ist verpufft. Das ganze Land ist zu arm, als daß es sich durch sich selbst erhalten, geschweige denn aufblühen könnte. Der Grieche ist betriebsam, ja er ist so fleißig, daß ich nie einen ähnlichen Fleiß in Italien gesehen habe. Aber alle diese Anstrengungen sind vergeblich, wenn Griechenland sich nicht reicher bevölkert und durch die zunehmende Bevölkerung die reichen Schätze*) des Landes und die schönen Hafenplätze der Küsten besser benutzen kann. Es ist unsäglich niederdrückend, wenn man überall die ärgste Barbarei sieht, und darauf das moderne Baiernthum aufgepfropft!

2.

Die Stadt.

Das neue Athen liegt durchaus auf dem Grund des alten. Es ist wohl hauptsächlich vom König Ludwig ausgegangen, daß gerade Athen wieder die Hauptstadt des neuen Königreichs wurde. Diese sentimentale Romantik war aber entschieden ein politischer Mißgriff. Das alte Athen siedelte sich hier an, weil alle ältesten griechischen Städte, aus Furcht vor den Einfällen der Seeräuber, sich in einiger Entfernung vom Meere landeinwärts auf steile Anhöhen ansiedelten. Heute fällt diese Ursache weg. Griechenland ist wesentlich auf die See angewiesen. Die natürliche, d. h.

*) Griechenland ist zu klein und leider von den Mächten gleich von vornherein so schwach hingestellt, daß es nicht zu Kräften kommen kann. Anm. des Herausg.

Digitized by Google

durch die Zeitverhältniſſe und durch die billige Rückſicht auf Griechenlands Handel und Weltverkehr geforderte Lage der neuen Hauptſtadt war nur der Piräus, den als die eigentliche Stadt zu betrachten ſchon Themiſtokles anrieth. Vielleicht war aber Attika für eine Städtegründung überhaupt, die der natürliche Mittel- und Schwerpunkt eines einheitlichen Königreichs ſein ſoll, in einer zu entfernten Landecke gelegen. Es zeigt von der hohen Weisheit Kapodiſtria's und der Venetianer, daß ſie zunächſt Nauplia, das ſchöne, mit einem herrlichen Hafen verſehene, zu ihrem Regierungsſitz wählten. Und bekanntlich ging man ſogar einmal mit dem Plane um, die Hauptſtadt auf den korinthiſchen Iſthmus zu legen, auf die ſchmalſte Stelle deſſelben; ſie beherrſchte dann beide Meere.

Nichtsdeſtoweniger iſt das neue Athen bis jetzt raſch aufgeblüht. Es hat einige 20,000 Einwohner und nimmt einen ſtattlichen Flächenraum ein. Zwei Hauptſtraßen, die ſich in ihrer Mitte rechtwinkelig durchſchneiden, durchlaufen die ganze Länge und Breite der Stadt: die ſchon erwähnte Hermesſtraße, die als Fortſetzung der vom Piräus kommenden Landſtraße, von Weſten nach Oſten gehend, auf dem großen freien Platze mündet, der eine hübſche Gartenanlage vor der königlichen Reſidenz bildet, — und die Aeolusſtraße, vom Süden zum Norden führend, deren ſüdlicher Ausgangspunkt der unter der Akropolis liegende, aus der Römerzeit ſtammende Thurm der Winde iſt. Die große Mehrzahl der an dieſen beiden Straßen liegenden Häuſer iſt zweiſtöckig, zuweilen recht elegant und ſauber. Hier giebt es Glasfenſter und zweiflüglige Hausthüren, oft auch Altane, über die oft ein ſtumpfwinkliger Seitenflügel hervorſpringt. Dies ſind die Straßen der Kaffeehäuſer und Kaufläden; zu ebener Erde liegen die Barbierſtuben, die den heutigen Griechen ganz wie den alten als öffentliche Unterhaltungsorte dienen. Durch die geöffneten Thüren und Fenſter ſieht man die Werkſtätten der Hutmacher, Schuſter und Schneider, die halb auf offener Straße arbeiten. Man ſchaut auf ein recht heiteres, bewegtes Straßenleben.

Die Häuſer der fremden Geſandten und die öffentlichen Staatsgebäude, die Miniſterien, die Bank, die Univerſität liegen vom ſtädtiſchen Verkehr entfernter, auf freien, zum Theil noch nicht ganz ausgebauten Plätzen, die ſich vom nördlichen Ende der Aeolusſtraße bis zum königlichen Schloſſe hinziehen. Dies iſt das faſhionable Weſtende des neuen Athen.

Was ſich an dieſe Stadttheile anlegt, iſt nun aber ein wüſter Knäuel von kurzen, krummen und engen Gaſſen, durch den man ſich ſchwer hindurchwindet. Faſt überall ſieht man nur elende Hütten und Baracken, dürftig zuſammengeſetzt aus vier übertünchten, mit einem leichten Ziegeldach überdeckten Mauern; einige Oeffnungen mit hölzernen Läden dienen als Fenſter, Schornſtein und Thür. Nur an Einem iſt hier Ueberfluß: an Staub bei trockenen Winden und an Schmutz bei Regenwetter.

Wenn die Frauen und Mädchen der höhern Stände, oder beſſer geſagt, jener kultivirten Stadttheile ſich durchaus europäiſch tragen — nur

Digitized by Google

ein kleiner rother Feß, um den ſich in üppiger Fülle die dichten Haarflechten winden, gilt als nationales Abzeichen —: ſo herrſcht in dieſen entlegneren Straßen und Winkeln noch ganz die albaneſiſche Frauentracht, wie im übrigen Griechenland. Ein langer wollener Rock, vom Hals bis zu den Füßen wallend, wird tief unten an der Hüfte mit einem rothen Gürtel zuſammengehalten; darüber legt ſich ein kürzeres, wollenes Oberkleid von demſelben Schnitte, ebenfalls mit weißem Grund, die Breite des Rückens mit zwei langen ſchwarzen Streifen hervorhebend, und wenn es ein Feſtgewand iſt, bei Mädchen mit rothen, bei Frauen mit ſchwarzen Stickereien umſäumt. Der Kopf iſt in durchaus antiker Drapirung mit einem weißen Tuch umhüllt.

3.

Die Akropolis (Burg.)

Der Hügel der Akropolis erhebt ſich etwa 350 Fuß hoch am ſüdlichen Ende der Stadt. In der älteſten Zeit war er die Stadt ſelbſt; erſt unter Theſeus breiteten ſich die Wohnungen am Fuße des Hügels aus, weshalb das ſpätere Athen auch die Stadt des Theſeus genannt wurde. Auf der Nord-, Süd- und Oſtſeite ſteigt er mit ſteilen und unerklimmbaren Felswänden jäh empor. Nur gegen Weſten iſt er von dieſer natürlichen Befeſtigung entblößt. Dieſe Weſtſeite iſt daher ſtets der gewöhnliche Aufgang zur Akropolis geweſen. Jetzt iſt der Eingang mit mittelalterlichen und türkiſchen Mauerwerken verbaut, und nur durch eine enge Seitenpforte gelangt man in das Innere des Allerheiligſten. Wir gehen durch dieſe Pforte und wir ſtehen vor der großen und breiten Treppe, auf deren Höhe uns oben als ihr natürlicher Abſchluß die Propyläen entgegentreten, das feſtliche Eingangsthor, das die Griechen des Perikleiſchen Zeitalters zur Betretung der Akropolis ladete. Dieſe Propyläen, in der Mitte das große Thor, von dem das Brandenburger Thor in Berlin nur ein ſchwaches Abbild giebt, und zur Seite die gewaltigen Seitenflügel, von denen, der künſtleriſchen und militäriſchen Doppelbeſtimmung der Akropolis entſprechend, der eine ein Waffenmagazin, der andere eine Pinakothek (Gemäldegallerie) war, gehören zu den vollendetſten Bauten der vollendetſten Kunſtblüthe.

Aber die Säulen ſind verſtümmelt, das Dach zertrümmert; ein häßlicher mittelalterlicher Feſtungsthurm ſtört den einheitsvollen Eindruck; die Treppen ſind in vereinzelte Bruchſtücke aus einander geſchleudert. Und der durch die Bemühungen von Roß und Schaubert aus den alten Trümmern wieder aufgebaute zierliche Nike- (Siegesgöttin-) Tempel, der vor den Propyläen ſteht, dient nur dazu, uns das Gefühl recht lebhaft zu machen, was für eine unendliche Welt der Schönheit uns für immer verloren gegangen iſt.

Durch die Propyläen hindurch geht es nun an regellos auf einander geſchichteten Bautrümmern vorüber zu dem Parthenon, dem ſchönſten und

Digitized by Google

größten Tempel des Alterthums.*) Wohl erfüllen uns dieſe hochaufſtrebenden Säulen und die Geſimſe des Daches und der Decke durch ihre ſchönen Formen und Verhältniſſe mit Bewunderung und Entzücken; aber auf den erſten Anblick vermag die Phantaſie nicht, aus der gräßlichen Verſtümmelung, der auch dieſer Bau unterlegen iſt, ſich lebendig das Ganze in ſeiner vollen Herrlichkeit wieder herzuſtellen. Die Säulen, jetzt des Daches, der Deckenbalken und zum Theil der Kapitäle beraubt, ragen klagend in die blaue Luft hinein und ringsherum liegen auf dem Boden des inneren Tempelraumes die ſchönſten Bauſtücke wüſt durch einander. Mit bewegtem Gemüth geht man hinüber zu dem wunderbar zierlichen Erechtheion, dem Doppeltempel der Athene Polias und des Poſeidon (Erechtheus). Die ioniſchen Säulen dieſes einſt ſo prachtvollen Tempels ſind höchſt anmuthig und leicht, das Ganze iſt ſo ſchlank und zierlich, in allen Einzelheiten ſo durchgebildet und feingegliedert! Aber fragt man, wie die einzelnen Theile dieſer zwei Zellen mit ihren doppelten Seitenflügeln unter ſich zuſammenhiengen, ſo wird die Antwort ſchwer. Man muß öfter dieſe Trümmer betrachten und das Nachforſchen und Studium der Alten in lebendige Verbindung ſetzen: dann werden allmählig auch dieſe Ruinen vor dem inneren Seelenauge zum ſchönen Ganzen, zu lebendigen Bildern der untergegangenen Herrlichkeit! Sie ſind das Einzige, was wirklichen Genuß bietet; mittelalterliche Kunſt und Bildung iſt in Griechenland nicht zu finden und die Gegenwart iſt auch nicht viel mehr, als der Anblick einer Ruine.

*) Dieſer Tempel der Athene war 150 Ellen lang und 100 Ellen breit, darin ſtand die berühmte Bildſäule der Göttin. Die Türken machten eine Moſchee daraus, welche 1677 durch die Bomben der Venetianer zerſtört wurde.

Digitized by Google

Zehnter Abschnitt.

1. Spanien und die Spanier. — 2. Spanisches Land und Volk. — 3. Spaniens Wiedergeburt. — 4. Die Einwohner von Madrid. Eigenthümlichkeiten Madrids und der Madrider. — 5. Das Wohnhaus des Spaniers. — 6. Das Eskurial.

1. Spanien und die Spanier.

Reise an die spanische Grenze im Jahre 1820. *)

Ich wollte das Volk besuchen, durch welches Europa das Gesetz der Kalifen von sich abgewehrt, die neue Welt erobert und neuerdings alle Könige wieder frei gemacht hat.

Als ich mitten in jenen Bergen angelangt war, welche eine so großartige Mauer zwischen Bearn und Navarra bilden, machte ich, durch die Schönheiten der Landschaften gefesselt, Halt im Lande der Basken. Hier sind die Pyrenäen, welche sich bereits dem Ozean nähern, schon sehr von jener Höhe herabgesunken, die sie in der Umgegend von Bagnères und gegen den Mont Perdu hin so majestätisch macht. Ihre Gipfel verbergen sich hier nicht mehr hinter einem unvergänglichen Schneemantel, und die reißenden, zerstörenden Gießbäche, die gewaltigen Amphitheater himmelanstrebender Felsen, die schauerlich tiefen Abgründe sind verschwunden. Die Natur zeigt sich überall als freundliche Wohlthäterin, und statt erhabener Szenen voll wilder Pracht zeichnet sie liebliche Bilder eines reichen, fruchtbaren Lebens. Nicht genug, daß Baumgärten, mannigfache Anpflanzungen und fette Triften die Thäler schmücken, und daß die Abhänge der Berge mit Alpenröschen (Rhododendron), Maulbeerfeigen (Sykomoren) und Obstbäumen bedeckt sind; auch der schroffe Gebirgskamm ist mit Gehölz bekränzt, gleichsam mit einer ungeheuern Guirlande, welche den Rahmen des prächtigen Landschaftsgemäldes bildet. Hier und dort schwebt ein Meierhof oder eine Sennhütte ganz oben auf diesen gesegneten Höhen, und ganze

*) „Don Alonso oder Spanien." Eine Geschichte aus der gegenwärtigen Zeit von N. A. von Salvandy. Mit einem Vorworte von Goethe. Aus dem Französischen übersetzt. 5 Bde. 1826.

Digitized by Google

Felder von Goldäpfeln, Gurken und Maiskorn breiten sich vor dem Auge in gleicher Ueppigkeit aus, wie in den fruchtbaren Auen des Adour und der Ustariz. Es sind nur wenige kahle Spitzen, die in die Wolken hinauf zu klettern scheinen, welche der menschliche Fleiß nicht zu seinem Nutzen bearbeitet hat. Doch auch diese bieten dem Auge keineswegs einen abschreckenden Anblick dar; sie sind mit duftendem Thymian und freundlichem Haidekraut überkleidet. Dann machen, in malerische Gruppen vertheilt, Heerden von Schafen und Ziegen diese Einöden lebendig, und selbst der Stier erscheint noch durch Wolkennebel hindurch, der an dem Kamme des Gebirges sich hinzieht, wie ein Götterbild des Apis der alten Aegypter.

Zuweilen begegnet dir ein junges baskisches Mädchen mit schwarzen Augen und schlankem Wuchse, fröhlich ihr Liedlein singend. Mit bloßen Füßen und einer Last auf dem Kopfe, welche die Männer unserer Städte Mühe hätten fortzutragen, eilt sie wie ein Reh über die jähesten Fußpfade dahin, und in ihrem flüchtigen Gange arbeitet sie noch an einem zehnfarbigen Brustlatze, womit sie ihren alten Vater zu schmücken gedenkt.

Zuweilen begegnet dir auch ein Mann, der auf einem Thurme von Waarenballen sitzt, unter denen die Mauleselin, der man sie aufgepackt, fast verschwindet. Den Kopf von einem riesigen, niedergeklappten Hute bedeckt und in einen braunen Kapuzenmantel gehüllt, raucht er in gemessenen Zügen seinen Zigaro von Havanna. Du wirst überrascht von der Kraft und dem Adel in seinem Gesicht und von dem tiefsinnigen Blicke seiner Augen. Seine linke Hand ruht auf einer Stutzbüchse, und du möchtest ihn für einen Krieger halten, der auf Krieg und Schlachten sinnt; aber auf der andern Seite hängt seine Guitarre, und du kommst auf die Vermuthung, er denke an die Komposition eines neuen Liedes: und doch ist der Mann weiter nichts, als ein einfacher Arriero oder Mauleseltreiber. Er reitet an der Spitze von zwanzig schwer beladenen Mauleseln, von denen der letzte durch den eintönigen Klang einer heisern Glocke ihm fortwährend zu erkennen giebt, daß der ganze Zug regelmäßig fortschreitet. Frankreich hat beinahe schon diejenige Stufe der Zivilisation erreicht, wo es seinen Handel nicht mehr durch Landstraßen, sondern durch Kanäle vermittelt. Spanien dagegen hat es noch nicht einmal bis zu dem so nützlichen Fuhrmannskarren gebracht, denn dazu erwartet es erst noch von einer schützenden, vorsorglichen Regierung die Errichtung von Brücken und Straßen.*)

Dicht hinter dem Arriero, aber mit finsterer, mehr drohender Miene, folgt der Schleichhändler der baskischen Provinzen. Eine Flinte blitzt in

*) Diese würden immer noch nicht die Maulesel in Spanien unnütz machen oder gar vertreiben, denn die Kommunikationsmittel hängen von der Lokalität des Landes ab. In einem Gebirgslande sind keine Kanäle möglich, und auch auf der besten Straße im Gebirge bleiben die Maulthiere das zweckmäßigste „Fuhrwerk". — Von den Eisenbahnen wußte der Reisende noch nichts: in dieser Hinsicht hat sich das „an der Spitze der Zivilisation stehende Frankreich" sehr in den Hintergrund geschoben.

Digitized by Google

ſeinen Händen, um damit ſeinen Erwerbfleiß zu ſchützen, faſt die einzige Art von Induſtrie, die das ſchönſte Land der Erde aufzuweiſen hat. Er führt die Wolle Aragoniens und Kaſtiliens franzöſiſchen Städten zu, um ſie in Kurzem, wenn ſie in jenen Werkſtätten zu koſtbaren Stoffen ſich umgeſtaltet hat, über dieſelbe Grenze wieder zurückzubringen.

Das goldene Zeitalter hätte in dieſen ſchönen Gegenden ſich fortpflanzen ſollen, doch Neid, Haß und Groll ſtehen von Dorf zu Dorf auf der Grenze der beiden Reiche gleichſam Schildwache. Die ſpaniſchen und franzöſiſchen Basken ſtehen ſich nicht blos als Fremde, ſondern ſogar als Feinde gegenüber. Dieſer innere Zwieſpalt macht den ſchmalen Strom, der die Scheidelinie zwiſchen dem Reiche Ludwigs XIV. und der Monarchie Karls V. bildet, zu einer breiten Grenzſcheide. Wie klein und ſtrafwürdig erſcheinen doch die Leidenſchaften der Menſchen unter dieſen Naturſzenen, wo der Weltgeiſt ſeiner glanzvollen Schöpfung das Gepräge ewiger Ruhe aufgedrückt hat.

Eine halb verfallene Brücke ſtellt ſich jetzt deinem Blicke dar. Dein Pferd geht dreiſt, vielleicht muthiger als du ſelbſt, über den wankenden Brückenbogen hin. Glücklich biſt du hinüber, aber du wirfſt immer noch einen Blick voll Unruhe um dich her, und hältſt an, um ein kleines ſteinernes Kreuz zu betrachten, welches die Zeit mit Moos und Flechten bedeckt hat, aber nicht wie die Ruinenbrücke zu zerfallen droht. Das iſt das Grenzmal zwiſchen dem katholiſchſten und allerchriſtlichſten Reiche, und das beſcheidene Monument erinnert dich, daß du jetzt auf ſpaniſchem Boden wandelſt.

Der Augenblick des Uebertritts von einem großen Reiche in ein anderes hat immer etwas Ergreifendes. Man glaubt die geiſtige Verſchiedenheit der Völker auch an dem Lande zu ſchauen, und es iſt, als ob über dem Haupt ein anderer Himmel ſich wölbte. Der Wanderer bleibt ſinnend ſtehen und blickt auf beide geſchiedene Theile hin, um gewiß zu ſein, daß er die Scheidelinie überſchritten habe. So verweile auch du, lieber Leſer, noch eine kleine Weile bei mir und erklettere mit mir auf dieſem von Nußbäumen überſchatteten Wege jene Bergſpitze, die hoch vor allen andern in das reine Himmelblau emporragt. Hier überſchauen wir links die Berge von Navarra, und rechts breiten ſich die Gefilde von Frankreich aus mit ihren Städten, die man bis auf funfzig Stunden weit erkennen kann; zu deinen Füßen aber, dort wo die Pyrenäen zur Ebene hinabſteigen, im Angeſicht von Bayonne und der Steppenfläche des Landes, zieht ſich der franzöſiſchen Küſte entlang der blauglänzende Ozean in ſeiner Unermeßlichkeit hin.

Lange ſtreifte ich in dieſem Theile des Gebirges von Zucaramundi umher, bis mich endlich die ſengenden Strahlen der faſt ſenkrecht über meinem Haupte ſtehenden Sonne daran erinnerten, nach der Landſtraße wieder einzulenken. Die Zeit ward mir etwas lang, bis ich ein kleines Dörfchen erreichte, das zu meinen Füßen in einer tiefen Bergſchlucht eingeklemmt lag — der erſte navarreſiſche Flecken, welcher dem Reiſenden

Digitized by Google

aufſtößt, wenn er, anſtatt über Irun und Guipuzkoa nach Spanien zu reiſen, durch die franzöſiſchen Marktflecken Ainhoa nach Uſtariz ſeinen Weg auf Pamplona zu nimmt.

Der vor mir liegende Flecken hieß Urdax und zählte kaum funfzig Häuſer. Ein Kloſter, welches ſtolz über dieſe Häuſerchen hervorragt, ſchmückt die Landſchaft und belebt die Gegend; nicht weit von der Kirche, ganz nahe an dem Gottesacker, auf welchem viele heimgegangene Geſchlechter beim ſanften Gemurmel der Ugarana ſchlummern, unterhielt der Alkalde des Orts eine Herberge. An der Vorderſeite derſelben war ein in Stein gehauenes Wappenbild zu ſehen, welches da ſeit undenklichen Zeiten hängen mochte, um durch den Prunk dieſer ſteinernen Malerei den hohen Rang des Inſaſſen dieſer niedrigen Behauſung anzukündigen. An den Pfeiler eines einförmigen Wagenſchuppens, der dem ärmlichen Hauſe ganz angemeſſen die Stelle eines Säulenganges (Portikus) vertrat, ſtand ein junger, etwa funfzehnjähriger Bauer gelehnt, der voll tiefen Ernſtes dem Fluge der Stunden nachzuſehen ſchien. Ich winkte ihm zu, mein Pferd zu halten, aber er rührte ſich nicht von der Stelle, und ich hätte geglaubt, er habe mich nicht verſtanden, wenn mir nicht der Ausdruck von Zorn und Verachtung in ſeinem Geſichte, das ſich alsdann auch in den Mienen der vielen Kinder, deren Begleitung mein fremdartiges Ausſehen mir zugezogen hatte, abſpiegelte, aufgefallen wäre. Ich hielt es daher am gerathenſten, ſelbſt meinen Gaul an einem Pfoſten der ländlichen Vorhalle anzubinden. Eine Treppe, die unter meinen Füßen in bedenkliche Schwingungen gerieth, führte mich in das Hauptzimmer, deſſen Hauptmobiliar in einigen wurmſtichigen Tiſchen beſtand. An einem derſelben ſaß ein Mann mit einem großen Hut auf dem Kopfe, die Beine über einander geſchlagen und behaglich den Rauch einer Zigarre fortblaſend. An ſeinem würdevollen Weſen erkannte ich ihn für den Herrn des Hauſes und wandte mich mit der Frage an ihn, was ich wohl zu eſſen bekommen könnte.

„Was Ihr mitbringt!“ erwiderte er kalt und fuhr fort, in aller Gemeſſenheit lange Rauchwolken emporwirbeln zu laſſen.

Ich fragte ihn, ob er nicht wenigſtens Wein und Brot zu Hauſe habe.

„Allerdings, Brot vom reinſten Weizenkorn und rother Wein von Tudela ſind bei mir im Ueberfluß zu haben.“

„Nun, ſo laßt mir davon zukommen, und fügt dieſer beſcheidenen Mahlzeit noch einige Eier hinzu, die ja auf dem Lande niemals fehlen!“

„Fragt in der Gegend nach!“ erwiderte Don Geronimo und verſank wieder in ſein beharrliches Stillſchweigen.

Der junge, ſo vornehm thuende Navarreſe war mir indeſſen gefolgt und an der Thür ſtehen geblieben. Obwohl er ſeine großen Augen auf mich geheftet hielt, wußte ich doch nicht recht, ob er träumte oder wachte. Ich wagte es noch einmal, ihn anzureden und ſeine Dienſte in Anſpruch zu nehmen. Aber nun kam eiligſt eine Frau aus der Küche herbeigelaufen, mit einem großen Kochlöffel in der Hand.

Digitized by Google

„Ihr macht wenig Umstände, das muß ich sagen!“ rief sie mit einem unendlichen Wortschwall. „Ihr müßt wissen, daß der Herr Don Franzesko de Paula, mein lieber Sohn, nicht für Euren Dienst geboren ist, sondern für Gottes Dienst, denn er wird sich in Kurzem bei den Dominikanervätern einkleiden lassen. Dann wird ihn Jedermann in Ehren halten, und vielleicht erweist uns noch Gott die Gnade, der spanischen Nation einen Heiligen aus unserm Geblüt und mit unserm Namen zu schenken. Gott Lob! er wird dann auch würdig sein, zu seinen Ahnen einen jener Kriegsobersten zählen zu dürfen, die in der glorreichen Schlacht, welche hier ganz in der Nähe bei Roncevaux von den Unseren gewonnen wurde, das Meiste dazu beitrugen, den mächtigen Kaiser — — Karl den Großen*) über die Berge zurückzuwerfen.“

Hier stockte der Strom ihrer Rede. Diese zweite Kornelia war nur mit einem wollenen Mieder und einem kurzen Unterrocke von Borat**) bekleidet, der ihre Füße, welche seit undenklichen Zeiten von Staub und Sonne geschwärzt waren, bis an's Knie herauf unbedeckt ließ. Ihr Mann, der Gastwirth oder vielmehr der Alkalde***), nannte sie immer sehr umständlich die Segnora†) Donna Urraka.

Ich faßte den Entschluß, mich noch einmal an den Don Alkalden zu wenden, und zwar mit aller der Ehrerbietung, die einer so vornehmen Person gebührte. Nun rief er, doch ohne sich von der Stelle zu rühren: „Franziska!“ Aber Franziska kam nicht. Ich wartete mit Ungeduld, und nach einer langen Zwischenpause entschloß er sich, noch einmal zu rufen. Franziska erschien jetzt in Begleitung eines Ordensgeistlichen, dessen Hand sie küßte. Während Don Geronimo sich zur Hälfte erhob, um den Gast zu bewillkommnen, betrachtete mich Franziska voller Neugierde. Dieses junge Mädchen in ihrem kurzen Unterröckchen, mit ihren langen Haaren, die in zwei gleichen Haarflechten den Rücken herabhingen, setzte mich durch das Feuer ihrer Augen in Verwunderung. Die jungfräuliche Frische eines Alters von achtzehn Jahren färbte ihre von der Sonnengluth des Südens gebräunte Haut mit lebhaftem Roth, und ihr leichter Gang kündigte mehr ein andalusisches als ein navarresisches Mädchen an.

Der Ordensgeistliche setzte sich auf eine Bank an die Seite des Alkalden. Seine erste Bewegung war, die weiten Aermel seiner halb schwarzen, halb weißen Ordenskutte des heiligen Dominikus zurückzuschlagen. Ich bemerkte, daß sie mit mehreren Reihen jener goldenen Tressen besetzt waren, die ein Abzeichen der höheren Grade in der spanischen Armee sind.

---

*) Karl der Große, als er die spanische Mark eroberte, soll in den Pyrenäenthälern bei Ronceval oder Roncevaux eine Niederlage erlitten haben. Hier hatte auch der berühmte Held Roland seine Abenteuer.

**) Ein grober Wollstoff.

***) Ortsrichter.

†) Dame.

Digitized by Google

Hierauf ſchlug er auch ſeine weite Kapuze zurück und enthüllte einen jungen und ſchönen Kopf, der aber nur von einem ſchmalen Haarkranze geziert war.*)

Franziska oder Pasquita, wie ſie der Dominikaner nannte, beeilte ſich, einem alten, auch in dem übrigen Spanien üblichen Gebrauche zufolge, ihm eine Flaſche Weißwein vorzuſetzen. — „Lebe tauſend Jahre!“ ſagte er, indem er nach den Wangen des jungen Mädchens mit ſeiner Hand fuhr, die dieſelbe zurückſtieß, aber auch ſogleich wieder ergriff, um ſie ehrfurchtsvoll zu küſſen. Ich war ſo dreiſt, mich an die ſchöne Spanierin zu wenden. Sie hörte mich mit ſpöttiſcher Miene an und lächelte über meinen franzöſiſchen Akzent. Frau Urraka zeigte ſich wieder, und zwar ganz ſo erzürnt wie das erſte Mal.

„Ihr wißt vermuthlich nicht,“ ſagte ſie zu mir, „wen Ihr vor Euch habt? Die Segnorita**) iſt eben ſo von Stande, als Don Franzesko de Paula, welcher jetzt bald Fray***) Franzesko heißen wird, falls es der heiligen Mutter Gottes gefällt, ſeiner Berufung ihren Schutz zu gewähren. Die Segnorita iſt die Tochter meines Bruders, des Feldmarſchalls der Armeen des Königs, und obwohl der Herr General ſich unter die Feinde Gottes†) hat anwerben laſſen, ſo behauptet er doch noch immer ſeinen Rang. Dazu kommt noch, daß er aus dem Bezirk von Darroka gebürtig iſt, deſſen Einwohner alle von gleich hohem Range und folglich, wie Jeder weiß, alle eben ſo gut Hidalgos††) ſind, als irgend ein Fürſt in der Welt. Ihr ſeht nun ſelbſt, ob es Euch zukommt, einer Perſon Befehle zu geben, in deren Adern das Blut der alten Spanier, des älteſten Adels und der älteſten Chriſten rinnt....“

Das Gepolter eines umgeſtoßenen Keſſels machte der feierlichen Anrede der Donna Urraka ein Ende. Pasquita war indeß doch ſo freundlich, mir zu verſprechen, für meine Bedürfniſſe ſorgen zu wollen; dann folgte ſie der Donna Urraka nach in die Küche. Ich blieb mit dem Ordensgeiſtlichen und dem Alkalden allein. Beide unterhielten ſich jetzt ganz leiſe mit einander, oder vielmehr der Dominikaner ſprach, und der Alkalde ſtimmte bei, indem er die letzten Worte ſeines Gaſtes mit einem andächtigen Blick gen Himmel und in ſchmerzlich bewegter Stimme nachſprach. Der

---

*) Jedem Ordensgeiſtlichen wird als Abzeichen der obere Theil des Kopfes kahl geſchoren. Auch die Weltgeiſtlichen haben, wenn auch kleiner, einen geſchorenen Kreis auf dem Scheitel.

**) Demoiſelle — Fräulein.

***) Bruder.

†) Die republikaniſche Partei, welche die unbeſchränkte Macht des Königs durch eine Verfaſſung (Konſtitution) zu beſchränken ſuchte und natürlicherweiſe die Geiſtlichkeit gegen ſich hatte.

††) Adelige, von hijo de algo (Sohn von Etwas), oder wie Andere erklärten: hijo del Godo (Sohn des Gothen). Bekanntlich bildeten die Weſtgothen den Hauptſtamm der jetzigen ſpaniſchen Nation.

Digitized by Google

Pater Prokurator — ſo nannte ihn nämlich Don Geronimo — ward in ſeiner Rede immer heftiger. Einige laute Ausbrüche ſeiner donnernden Stimme verriethen mir, daß er den Alkalden ermahnte, mit ihm zugleich die Waffen zu ergreifen.

Unterdeß kündigte ein dumpfes und eintöniges Geläute die Ankunft eines Mauleſeltreibers an. Ich hatte mich an's Fenſter geſtellt, um friſche Luft zu ſchöpfen, und ſah den ganzen Zug vor der Thür halten. Der Anführer deſſelben ſprang von ſeinem hohen Sitze ſo leicht herab, wie ein Araber von dem Rücken ſeines Dromedars. Franziska ſchloß ihn in ihre Arme, dann eilte ſie davon, ſprang eilig die Treppe hinauf, und mit einer Unruhe, die ſie Mühe hatte zu verbergen, half ſie wieder ihrer Baſe in der Wirthſchaft.

Es dauerte nicht lange, ſo erſchien der neue Ankömmling im Gaſtzimmer. Er grüßte mit munterer Leichtigkeit und warf ſeinen weiten Mantel auf den nächſten Tiſch, wodurch ſeine andaluſiſche Tracht in ihrer ganzen Vollſtändigkeit und Eigenthümlichkeit ſichtbar ward. Seine langen, ſchwarzen Haarlocken wurden von einer Reſille*) umſchloſſen, die bis auf die Schultern herabhing. Sein Kleid, eine Art Spenzer, war auf den Nähten mit Franzen von den verſchiedenſten Farben beſetzt. Auf ſeiner zierlich ausgenähten, mit ſilbernen Knöpfen beſetzten Weſte glänzten zwei Ehrendekorationen, eine Art von Nationalbelohnung, die man in Spanien in Fülle ſieht. Faſt Jeder trägt ſolche Denkmünzen, und Jeder trägt ſie mit Stolz. Der Andaluſier ſchien ſchon deshalb eine ſo gerade edle Haltung anzunehmen, um ſeinen Verdienſtorden Ehre zu machen.

Er war mit einer Stutzbüchſe bewaffnet und legte dieſe behutſam auf ſeinen Mantel, als fürchtete er, ſie zu verſehren. „Mein Liebchen," ſprach er, indem er ſie zurecht legte, „meine Lieblingsflöte, die Zeiten ſind vorüber, wo du faſt alle Tage dem König Pepe**) zum Tanze aufſpielteſt."

„O Herr, dazu kann bald Rath werden," verſetzte hierauf der Dominikaner. „Ihr werdet vielleicht bald wieder auf dieſem Inſtrumente ſpielen müſſen."

„Ich bin zu jeder Stunde bereit," antwortete der Arriero, „noch einmal für mein Vaterland mein Blut zu vergießen, wie ich es vormals gethan, da ich die Feinde unſerer Nation, die doppelzüngigen Franzoſen, über die Grenze treiben half."

Mit dieſen Worten ging der Mauleſeltreiber in die Küche, um ſeinen von ihm ſelbſt mitgebrachten Mundvorrath zu übergeben. Ein Fremder,

*) Dieſe Art Mützen fangen bereits in Südfrankreich an, ſind aus gewirkter Wolle, braun oder roth, und hängen faſt bis auf die Schulter herab. Die Katalonier bedienen ſich ohne Ausnahme dieſer Mützen, auch der Valenzianer trägt ſie, doch iſt bei dieſem der kleine, ſpitze, ſchwarze Hut mit breiter, an den Rändern aufwärts gebogener Krämpe, mit Sammet beſetzt und Blumen geſchmückt, vorherrſchend. Sehr gewöhnlich iſt auch in Spanien, ſich den Kopf mit einem baumwollenen Tuche zu umwickeln. Jede Provinz hat dabei ihren eigenthümlichen Typus.

**) Joſeph, Bruder Napoleons.

Digitized by

der in einer Ecke des Zimmers bisher ganz still gesessen hatte und von mir unbeachtet geblieben war, machte eine aufhorchende Bewegung, als er die Worte des Arriero vernahm, und nickte diesem freundlich zu, als er wieder eintrat, doch ohne von den Uebrigen bemerkt zu werden.

„Ja wohl, lieber Freund," knüpfte der Dominikaner wieder an, „wenn Ihr den König liebt, so könnt Ihr bald die Freude haben, das Vaterland gegen seine Feinde zu schützen und für die Sache der heiligen Kirche Euer Leben zu wagen. Und ich denke, unter dem Schutze der Allerheiligsten Jungfrau wird es uns gelingen, unsere Feinde zu Boden zu werfen."

Frau Urraka war jetzt auch hereingekommen und hatte in der Nähe des Geistlichen Platz genommen, einen gläsernen Rosenkranz in der Hand, welchen sie eifrig abzubeten begann; nur zuweilen ließ sie in der frommen Arbeit nach, um den Mönch mit einem wahrhaft seligen Gefühl anzuschauen, wenn derselbe das Wort erhob.

„Unsere Feinde," fuhr der Dominikaner, in immer größern Eifer gerathend, fort, „sind nicht mehr jenseits der Pyrenäen, sie sind im eigenen Lande, das sie mit ihrer Ketzerei beflecken."

„Und wen meint Ihr unter diesen Feinden des Vaterlandes, ehrwürdiger Herr?" fragte mit kecker Miene der Andalusier.

„Könnt Ihr noch fragen, Mann? Es sind die Republikaner, welche unsern guten König in Fesseln geschlagen haben, welche die Grundsäulen der Kirche untergraben, die Feinde Gottes und des Königs zugleich!"

Jetzt konnte sich der Fremde nicht länger halten; sein Zorn, der bei den Reden des Dominikaners schon lange im Geheimen gekocht hatte, wallte über, und er sprang auf mit den Worten:

„Nicht das sind die Feinde Gottes und des Königs, die den Spanier zu einem freien Mann machen wollen, die ihn herausreißen aus dem Joch, das Ihr ihm geschmiedet, sondern das sind die Feinde der Nation, welche ihr Mark verzehren in Klöstern und Pfründen!"

Der Sprecher hatte nach seiner Mütze gegriffen, ein Stück Geld auf den Tisch geworfen und mit der Schnelligkeit des Windes das Haus verlassen.

Die Röthe im Gesicht des Geistlichen war in eine furchtbare Blässe übergegangen; der Alkalde hatte vor Schreck seine Zigarre zur Erde fallen lassen und saß wie versteinert da; Donna Urraka seufzte laut und bekreuzte sich. Nur das Gesicht des Andalusiers strahlte vor innerer Freude, und in seinen Augen konnte man lesen, wie sehr er dem kühnen Sprecher beipflichte und Ehrfurcht zolle.

Der Dominikaner fand zuerst die Sprache wieder und rief, nach der Thür eilend: „Haltet ihn auf! Nehmt ihn fest!" Doch er wandte sich sogleich wieder zurück und sagte mit Ergebung: „Es ist zu spät! Er kennt zu gut Weg und Steg! Es ist der bearner Flüchtling!"

Alle wurden bei diesen Worten von neuem Erstaunen ergriffen, denn

Digitized by Google

Der, welchen der Mönch so eben genannt, war in der ganzen Umgegend bekannt, man könnte sagen, im ganzen Lande.

König Ferdinand VII. war im Jahre 1814, als die Nationen das Joch Napoleon's abgeschüttelt, frei geworden und nach Spanien zurückgekehrt. Das Volk empfing ihn mit Jubel; aber die Kortes — die Abgeordneten der Provinzen, welche bis dahin die Regierung geführt hatten — legten ihm eine 1812 von ihnen entworfene „Verfassung" vor, die er bestätigen sollte. Der König widerstand, stellte seine unumschränkte Gewalt wieder her und bestrafte die Kortes mit großer Härte, besonders von der Priesterpartei dazu angespornt. Die von ihm bereits gemachten Erfahrungen hatten ihn nicht weiser gemacht, im Gegentheil, er verfuhr jetzt mit empörender Willkür, und wer heute noch bei ihm in Gnaden stand, mußte vielleicht schon morgen in's Gefängniß wandern. Zu diesen Opfern gehörte unser Fremdling, der weniger gegen den König, als gegen seine Rathgeber und gegen die Tyrannei der Geistlichkeit, die er schonungslos in den Kortessitzungen angriff, sich vergangen hatte. Er ward von der Inquisition in's Gefängniß geworfen; aber mit Hilfe seiner zahlreichen Freunde war es ihm gelungen, zu entfliehen und in den verschiedenartigsten Verkleidungen nach der französischen Grenze zu entkommen. Hier lebte er jetzt unter dem Volke von Bearn, als Bearner verkleidet, und nur zuweilen betrat er den Boden seines Vaterlandes, trotz der großen Gefahr für ihn, um zu erkunden, wie die Sachen wohl ständen. Die Bauern, wenn sie ihm auf seinen einsamen Gebirgswanderungen begegneten, hielten ihn für einen halb wahnsinnigen Sonderling und bemitleideten oder verachteten ihn.

Obwohl er ganz wie ein bearner Landmann gekleidet war, so errieth man doch sehr leicht, daß er nicht in diesem Lande geboren sei. Sein rother Gürtel hatte auf der linken Seite eine Schleife, die ihm mehr Zierlichkeit gab; sein Kragen war mit vielem Geschmack zurückgeschlagen, und seine Haare, vorn abgeschnitten, wallten nach hinten in langen Locken auf den Rücken herab — ein Brauch im Lande Bearn, der sich vielleicht noch von den alten Germanen herschreibt. In seinem Baret, einer Art von flacher Mütze, die seitwärts auf den Kopf gesetzt wird, hätte man den Fremden leicht für einen Barden der Vorzeit halten können. Er war noch jung, doch mitten aus seinem dunkeln Haupthaar glänzte ein Büschel weißer Haare hervor, gleich einem Flämmchen, das die Maler den Köpfen ihrer Heiligen entströmen lassen. An diesem einen eigenthümlichen Merkmale hatte der Dominikaner den Don Alonso erkannt.

„Du wirst uns doch nicht entrinnen!" — sprach der Mönch, in Nachsinnen verloren.

Der Andalusier griff nach seinem Hute und sagte mit bedeutendem Ton: „Ich will ihm nach!"

„Um ihn sicher den Händen der Gerechtigkeit zu überliefern?" erwiderte der Geistliche in freundlichem Ton, — „dann geleite Dich die heilige Jungfrau!"

Digitized by

„Nein," sprach der Arriero mit fester Stimme, „um die Bekanntschaft dieses wackern Mannes zu machen."

„Hütet Euch, Herr!" drohete der Dominikaner. „Wisset Ihr nicht, wer der Mann ist, der uns so eben entwischte? Ein Erzketzer, vom heiligen Inquisitionstribunale verurtheilt und in den Bann gethan! Ein Bösewicht..."

„Ehrwürdiger Vater!" fiel der Andalusier ein, und ein edler Zorn blitzte aus seinen Augen, — „wenn dieser ein Bösewicht ist, so sind noch viel größere Bösewichte in unserer Nähe, die sich Diener Gottes nennen. Ich gehe!"

„Bei allen Heiligen, Mann, ich sage Dir, Du bleibst! Ich verbiete Dir, einen Schritt zu thun, oder" — hier hob er das Kruzifix in die Höhe — „ich thue Dich in den Kirchenbann!"

Der Andalusier war vom höchsten Unwillen ergriffen, und er kämpfte sichtlich zwischen dem Gehorsam gegen die Kirche und der Verachtung vor ihrem Diener.

„Möge einst am Tage des jüngsten Gerichts," sprach er, „Gott der Sohn nicht Rechenschaft von Euch verlangen für die Gewaltthat, die Ihr an mir verübt!"

Mit diesen Worten kehrte er hinter den Tisch zurück und setzte sich zu dem einfachen Mahle nieder, das ihm Pasquita zubereitet hatte. Es waren Kichererbsen, in einer mit vielem spanischen Pfeffer gewürzten Brühe gekocht. Der überdies schon so mäßige Spanier aß aber nur wenig.

* * *

Ich wollte den Sonntag in aller Ruhe an der äußersten spanischen Grenze verleben, wo es ja schon so viel Neues und Eigenthümliches zu beobachten gab. Nur in dem ungastlichen Wirthshause von Urdax mochte ich nicht bleiben, ritt vielmehr nach Ainhoa zurück, um hier das Mahl einzunehmen, das ich bei dem unfreundlichen Alkalden vergebens zu erlangen gestrebt hatte.

Ainhoa besteht aus etwa 200 Häusern. Um die Nachmittagsstunden sitzen die Einwohner vor ihren Thüren, und man könnte sie mit der Gemeinde von Lakedämon vergleichen, da die Hauptstraße, welche zugleich die einzige des Ortes ist, einen eigenen Turnplatz hat. Es ist dies ein geräumiger Sandplatz für das Ballspiel. In diesem Spiele, welches eben so viel Kraft als Behendigkeit erfordert, zeichnen sich die Basken aus und füllen damit ganz angenehm ihre sonntäglichen Mußestunden aus. Als ich ankam, waren sie mitten in ihrem Spiele und fingen mit großer Geschicklichkeit den bleiernen Ball in ihren eisernen Handschuhen auf. Vor dem Wirthshause auf einem kleinern Platze waren die Mädchen des Dorfes versammelt, doch als ich zu diesen eilte, um ihre Spiele zu belauschen, ertönte die Kirchenglocke, und alle Spiele waren zu Ende. Ganz Ainhoa begab sich zum Abendgottesdienst in die Kirche.

Digitized by Google

Hier im Gebirge haben die chriſtlichen Zeremonien etwas weit Ehrwürdigeres bei aller ihrer Einfachheit, als in dem Pomp unſerer Städte. Selbſt die Vertheilung der Gemeinde macht einen feierlichen Eindruck. Die Männer ſind von den Frauen abgeſondert, wie bei den Anhängern des alten Bundes. Jene befinden ſich nämlich auf einer aus Eichenholz erbauten Gallerie, die doppelt über einander rings um das Schiff der Kirche herumläuft und ihm zur Zierde dient. Die Frauen dagegen nehmen den untern Raum des Schiffes ein. Einige von ihnen verdanken dem Privilegium ihres hohen Alters — das einzige, welches dieſe glückliche Gegend anerkennt — den Vorzug, auf einem Schemel ſitzen zu dürfen, während die übrigen auf ihren Knieen liegen, und, als ob die Entfernung ſie noch nicht genug vor den Blicken der Männer ſchützte oder vor irdiſchen Weltgedanken bewahrte, hüllen ſie noch obendrein ihren Kopf in ein langes Stück ſchwarzes Tuch, das zugleich ihren Schleier und ihren Mantel bildet.

Als der Gottesdienſt zu Ende war, hatte ſich auch der Tag geneigt; aber die Spiele begannen von Neuem. Die Mädchen, alle in ihrem ſchönſten Sonntagsputz, tanzten nach dem Klange des Tambourins. Die jungen Burſche ſchauten erſt zu, nahmen aber bald an dem Tanze thätigen Antheil. Der Mond, halb im Gewölk verſchleiert, leuchtete freundlich auf das unſchuldige Vergnügen herab. Das ganze Dorf war um die Tänzer verſammelt und in fröhlicher Bewegung; nur einige ſpaniſche Mauleſeltreiber, in ihren treuen Mantel gehüllt, unterſchieden ſich von den Uebrigen durch eine Stellung, die ſo würdevoll war als ihre Tracht.

Der Tanz hörte endlich auf. Einer von den Arriero's nahm jetzt ſeine Guitarre zur Hand und ſchob den kleinen andaluſiſchen Hut ſeitwärts auf der langen Reſille zurecht. Sein brauner Mantel, der bloß noch auf der linken Schulter hing, faltete ſich maleriſch um ſeine ſchlanke Geſtalt, ließ zugleich die Hand frei, welche auf den Saiten ruhte, und die zierliche Weſte mit den zwei ſchimmernden Medaillen zum Vorſchein kommen, deren wir ſchon oben Erwähnung gethan. Es war der Arriero von Urdax, im Begriff, einen Waarentransport nach Frankreich zu bringen.

In anmuthiger Stellung an das Treppengeländer vor dem Wirthshauſe ſich lehnend und die Augen zu den Wolken emporwendend, die abwechſelnd ſich erhellten und verdüſterten, und durch welche der Mond wie ein ſilberner Kahn hindurchfuhr, ſang er eine von jenen hochpoetiſchen ſpaniſchen Romanzen zu den Tönen ſeines Inſtruments und verſammelte bald einen Kreis andächtiger Zuhörer um ſich herum. In dieſen Liedern ſpricht ſich eben ſo wohl die Phantaſie des Arabers wie das Gemüth des Kaſtilianers aus. Der Sänger wußte die Stanzen ſeines Liebesliedes ſo gut den eignen Gefühlen anzupaſſen, daß man ſie für leichte und glückliche Erfindungen aus dem Stegreif gehalten hätte. Wir geben einige Verſe zur Probe, freilich nur in ſchlichte Proſa überſetzt.

„Mein Herz iſt traurig wie ein trüber Regentag. Trauer wohnt in meiner Seele und doch ſoll ich ſingen."

Digitized by Google

„Wenn ich Euch meine langen Leiden erzählte, meine vereitelten Wünſche, meine zerſtörten Hoffnungen, endlich meine Liebe und Verzweiflung ſchilderte, Ihr würdet fern von mir hinweg fliehen. Doch Ihr werdet mir ein aufmerkſames Ohr leihen; niedergeſchlagen wie ein Rohr unter den Schlägen des Ungewitters werde ich Euch ſingen."

„— Meine Vielgeliebte iſt mehr als Himmel und Erde; denn für den Himmel und Erde iſt eine Sonne genug, doch ihr Haupt hat deren zwei. Ihre Augen ſind leuchtender als der Blitz, und zugleich milder als jenes wohlthätige Feuer, das den Reiſenden, der ſo eben dem Schiffbruch entrann, wieder erwärmt und belebt."

„Ihr Wuchs iſt ſchlank und gerade wie ein Palmbaum, oder wie die Sykomore; die Roſe erblaßt voll Eiferſucht vor dem Glanz ihrer roſigen Wangen, und der Duft ihres Athems, welcher lieblicher iſt als der des Zitronenbaums, der Myrthe und des Pomeranzenbaums, ſteigt zu den heiligen Höhen des Himmels empor und ergötzt dort die ewige Dreieinigkeit auf ihrem Throne." — —

„Pasquita iſt ihr Name. Das edle und ſchöne Spanien iſt ihr Geburtsland; ein ſolcher Ruhm gebührt nur dem Lande der Myrthe und des Goldes, dem Lande der Heiligen und der Helden. Sei ſtolz, o mein Vaterland, daß du über dein entdecktes und erobertes Amerika herrſcheſt; ſei noch ſtolzer darauf, daß du unter die Töchter deiner Königreiche auch die reizende Jungfrau zählſt, deren Reiz ich beſinge."

Der Mauleſeltreiber ſchwieg jetzt. Die Volksmenge horchte noch immer fort, doch ſeine Guitarre blieb ſtumm, und die Einwohner von Ainhoa zerſtreuten ſich nun. Der Andaluſier blieb allein zurück, und zwar immer noch in derſelben Stellung; er glich einem Barden des Nordens, mehr einem begeiſterten Dichter, als einem Manne aus den unterſten Volksklaſſen. Spanien bietet beſtändig dieſe Erſcheinung dar. Erziehung, hohe Abkunft, Reichthümer ſind hier Vorzüge, deren Beſitz ſich durch kein äußeres Zeichen verräth. Auch der gemeinſte Spanier hat etwas Vornehmes und zeigt einen würdevollen Anſtand, ein gewiſſes Selbſtgefühl. Bei dem Bauer wird man nirgends jene „bäueriſche Tölpelhaftigkeit" wie in anderen Ländern finden.

Mit der Miene von Selbſtgefühl und Würde verſchmilzt aber im Geſicht des Spaniers ein Zug tiefer Traurigkeit; dieſer verräth den ſchmerzlichen Druck, den ſie von ihrer Jugend an empfinden müſſen. Das Volk empört ſich nicht gegen die Beſchlüſſe der Vorſehung, es ergiebt ſich in ſein Schickſal wie der Orientale, leidet und duldet wie dieſer. In ſeinen Augen wird der Tod gleichgiltig, damit aber auch das Leben und die Ziviliſation ſtillſtehend, der Geiſt regungslos. Bei dieſer Unbeweglichkeit des Körpers wie des Geiſtes entſagt der Spanier doch freudig ſeiner Ruhe, ſobald es Kampf und Krieg gilt. Bei aller Langſamkeit ſeines Denkens verräth er eine lebhafte Einbildungskraft in einem reichen, an Bildern und Wohllaut überreichen Style. Er geht ſtets bewaffnet, bewahrt die Unab-

Digitized by Google

hängigkeit und persönliche Würde des rohen Naturstandes, hegt republikanische Tugenden unter dem Joch des drückendsten Despotismus, hängt an der Freiheit aus Stolz und an der unumschränkten Gewalt aus Trägheit, ist für eine große Rolle geschaffen und bringt doch sein Leben auf Erden ungekannt, man möchte sagen, unnütz zu — so ist der Spanier der unteren Volksklassen, und gerade so ist auch der Anhänger des Islam.

2. Spanisches Land und Volk.*)

Spanien, die Wiege der Romantik, einst das gelobte Land des fahrenden Ritterthums und des katholischen Wunderglaubens, dieses vielbesungene, wenig gekannte Spanien hat keinen jener üppigen Reize, die man gewöhnt ist, dem europäischen Süden im Allgemeinen zuzuschreiben. Von den drei Schwesterhalbinseln, die unter gleichem Himmelsstrich durch das blaue Mittelmeer gehen, ist die pyrenäische am wildesten, nicht umweht von lauen Zephyren, wie der Hesperidengarten Italien oder wie das buchtenreiche Griechenland, vielmehr nach allen Seiten fest geschlossen gegen die kühlenden Meereswogen und in seinem weiten Innern dem ungemilderten Sonnenbrand ausgesetzt. In der Geschichte Spaniens begegnen sich Orient und Occident, germanische und arabische Einflüsse; das Blut der Gothen und der Mauren floß hier zusammen. So scheint auch die Natur des Landes ein wunderbares Gemisch von Morgen- und Abendland. Das Antlitz Europa's — denn so wird Spanien von seinen stolzen Söhnen genannt — ist ernst und traurig, von düsterm, aber stets erhabenem Ausdruck.

Wenn man die Küstenstriche oder die Abhänge der Pyrenäen ausnimmt, so verleugnet Spanien fast nirgends diesen finsteren Charakter. Vergebens sucht der Wanderer die weichen Thäler und Gartengelände Italiens oder den deutschen Wald mit seiner frischen Herrlichkeit, seinem goldigen Grün und heitern Vogelgesang. Unendliche baumlose, sonnenverbrannte Flächen voll Einsamkeit und Grabesstille, wie geschaffen für die Andacht büßender Anachoreten. Manchmal begrenzt den Horizont eine wolkenhohe Gebirgswand, und darüber schweifen Geier und Adler. Aber wie die Ebene an die Wüsten Afrika's erinnert, so gemahnt das Gebirge an die Felsen Norwegens, denn kahl und nackt starrt es gen Himmel. — Oder man kommt über sandige Steppen, wo die Trappe zu Hause ist. Da blüht das Haideröslein, und der wilde Ginsterstrauch wiegt sich im Winde, aber kein Erntefeld ist auf diesen Ebenen, kein Stück urbares Land auf seinen Bergrücken.

*) „Spanien und die Spanier" von Em. v. Cuendias. (Brüssel und Leipzig 1851.)

Digitized by

Manche Provinzen sind allerdings herrlich angebaut. Da dehnen sich die Felder unabsehbar weit, und die gelbe Aehrenfluth wiegt sich in der gluthzitternden Luft. Oder, um die Mitte des Frühjahrs, kann man hier und da weite Rasenstrecken sehen, prachtvoll übersäet mit rothblühendem Mohn, aber nirgends entdeckt das Auge den Säemann, nirgends gewahrt man jene heiteren Arbeiter- und Schnittergruppen, die anderwärts das Land beleben.

Auch häufen sich nicht die Dörfer am Wege, wie in den reicher bevölkerten und besser behüteten Ländern des Nordens. Im thüringischen Hügelland, in den fetten flandrischen Ebenen, und fast überall, wo germanische Kultur herrscht, hat man keinen Begriff mehr von eigentlicher Feldeinsamkeit. Nirgends kann sich der Reisende verlassen fühlen, denn jeden Augenblick winkt ein anderer Kirchthurm aus dem Gebüsch. Hier dagegen sind die Wohnstätten der Menschen mehr als meilenweit von einander entfernt, und nie wird man von dem idyllischen Anblick allein stehender Meiereien oder Pachthöfe überrascht. Jene Weiler und kleinen Städtchen, aus denen Wohlstand und Sauberkeit lachen, die in England und Deutschland so häufig sind, kennt man in Spanien nicht. Dafür sind die spanischen Dörfer meist sehr malerisch gelegen, bald hoch am felsigen Rande eines Abgrundes zusammengedrängt, bald an dem steilen Abhange eines Berges sich hinaufschlängelnd. Der Bergpfad, der durch das Dorf bis auf den Gipfel führt, gleicht dann von weitem einer langen Boa, deren Haupt von einer alten Veste mit verfallener Ringmauer und hohem Zinnenthurm gekrönt ist, der noch jetzt, wie in der Maurenzeit, den Haufen roth angemalter Häuschen zu seinen Füßen zu beschützen scheint. Und diese Dörfer sind immer umfangreich; denn das Landvolk drängt sich darin gern, aus Furcht vor den Räuberbanden, welche die Ebene unsicher machen, in Massen zusammen.

Und doch ist Spanien schön, trotz seiner schroffen Berge und seiner dürren einsamen Flächen, vielleicht um so schöner wegen seiner Einsamkeit und Dürre, die beim ersten Anblick zur Trauer stimmt; denn sie erweckt auch Staunen und Bewunderung. Es ist etwas unendlich Erhabenes um diese strenge Nacktheit, um diesen Mangel an sinnlichem Reiz. Die Physiognomie des Landes gleicht der seines Volkes. Erst wenn man Spanien gesehen hat, begreift man den glühenden Stolz, die kalte Kühnheit und die tiefe Ruhe bei gewaltiger Leidenschaft im spanischen Nationalcharakter; erst dann versteht man den hohen Sinn, mit dem der Spanier auf alles Gemeine und Mittelmäßige herabsieht, die unaussprechliche Verachtung, die ihm Feigheit und weibisches Wesen einflößen, seine Ruhe und seinen Schicksalstrotz im größten Unglück, seine ewige Treue in Haß und Liebe; denn auch in der Natur des Landes ist nichts Kleines, nichts Mittelmäßiges. Einsamkeit und Dürre, Gebirg und Fläche, Tugend und Verbrechen — Alles hat in Spanien das Gepräge des Großen und Gewaltigen.

Wer zum ersten Male die beiden Kastilien und die Mancha durchpilgert,

Digitized by Google

muß ſich von religiöſem Schauer ergriffen fühlen; die Nacktheit und die unermeßliche Ausdehnung dieſer Reiche ſcheint ihm ein Traum. Er glaubt ſich auf einem Erdozean allein und verlaſſen, ſelten begegnet ihm ein lebendiges Weſen; der Menſch fehlt der Erde, und das Schöpfungswerk ſcheint unvollendet geblieben. Kaum daß er dann und wann, verloren in dem unüberſehbaren Raum, auf herrenloſer Weide eine Heerde graſen ſieht oder einen Hirten gewahrt, gleich dem Johannes in der Wüſte in das Fell ſeiner Schafe gehüllt, träumend und nachläſſig hingelagert, die lange Lanze in der Hand. Endlich ſtößt dem Reiſenden eine lange Reihe von Maulthieren auf, langſam und gravitätiſch wandelnd, wie die Kameele Arabiens, geleitet von einem einzigen Mann, dem Arriero oder Maulthierführer. Nachläſſig ſitzt er auf dem Rücken des erſten Thieres, aber ſtets iſt er bis an die Zähne bewaffnet mit dem langen Dolch, dem feſten Stutzen und ſeinen furchtbaren Trabuco (lange Flinte), denn in dieſem halbwüſten Lande iſt es nie geheuer.

Kommt man aus den kaſtiliſchen Ebenen in den Puerto, oder in die Gebirge der Somoſierra, die Altkaſtilien von Neukaſtilien ſcheiden, oder in die Sierra Morena, ſo wechſelt die Szene ſogleich; denn da iſt man auf der wohlerhaltenen königlichen Straße, auf der einen Seite hat man die hohe Gebirgswand, auf der andern bodenloſe Abgründe. Hier ziehen die Maulthierführer ſchon in kleinen Karavanen, die zu Schutz und Trutz verbündet ſind gegen die Stegreifritter und Wegelagerer, die von den armen Arriero's gern ungebührlichen Zoll erheben.

Solchen Anblick genießt man in Spanien häufig, beſonders aber in Andaluſien und im ehemaligen Königreiche Granada, das beinahe ganz von ungeheuren Sierra's oder Bergketten bedeckt iſt, auf denen nie ein Baum gewurzelt hat. Die Abhänge dieſer Berge ſtarren von rieſigen Granitblöcken und Marmormaſſen von allen Farben, während die Gipfel unzugängliche ſpitze Kegel ſind, die ſich in dem ſtets reinen dunkelblauen Himmel verlieren.

Dennoch würde man irren, wenn man aus dem wüſten Anſehen dieſer Kordilleren ſchließen wollte, daß das ganze Gebirgsland eben ſo nackt und traurig ſei. Denn im Schooße dieſer Sierren ſelbſt ſind fruchtbare Thäler verborgen, deren Pflanzenwuchs und Schönheit ſich keine Einbildungskraft zauberiſcher träumen kann. Dieſe herrlichen Thäler, wo die würzigſte Flora die reinen Lüfte durchduftet, ſcheinen, nach dem poetiſchen Volksausdruck der Spanier, von den Engeln des Himmels bebaut zu ſein.

Auf der Wanderung durch die Sierra Nevada oder die Sierra de Ronda erblickt man die maleriſchſten Ruinen; verfallene Thürme auf Felſenſpitzen, die in alter Kriegszeit als Warten und Luginslandpunkte dienten. Die einen hat die Hand der Zeit zerſtört, die andern die Axt vandaliſcher Zerſtörungsſucht; jetzt dienen ſie Raubvögeln zum Horſt. Aber unwillkührlich muß man bei ihrem Anblick an die halb fabelhaften Zeiten denken, wo Chriſten- und Maurenritter ſich befehdeten, an die glänzende Eroberungszeit Ferdinands des Katholiſchen und ſeiner Gemahlin Iſabella.

Digitized by Google

In den Sierra's wirst du oft gezwungen sein, abzusteigen und dein Thier am Zügel zu führen, jetzt zwischen zwei Abgründen ohne Seitengeländer, dann wieder über einen steilen Pfad bergab, der eigentlich kein Pfad, sondern eine granitne Stiege ist mit halbzerbrochenen Stufen. Vielleicht mußt du auch einmal einen kahlen Felsen überklettern, den die Natur über einen Abgrund zwischen Bergen als eine Art von Brücke gelegt hat. Ein Stückchen weiter stehst du verlegen am Rande eines langen und breiten Sumpfes oder am Ufer eines Bergstromes, dessen Furt Niemand kennt, als vielleicht der verwegene Schmuggler, der sie allnächtlich durchwatet. Oder du triffst auf einen Haufen kleiner Steine, die ein Kreuz überragt. Weißt du, was dies Kreuz bedeutet? Hier ward vor Kurzem ein harmloser Reisender ermordet; und während du niederkniest, um für die arme Seele des Unglücklichen ein Gebet zu flüstern, zieht der Bandit in seinem Versteck vielleicht schon den Dolch für dich.

Wenn du aber den zahllosen Gefahren entronnen bist, die in diesen Serrania's auf jedem Schritt und Tritt dir drohen, wenn du in eines jener fruchtbaren Thäler gelangst, welche der Andalusier deheras (Triften) nennt, so findest du sie erfüllt von schreckendem Stiergebrüll; diese Stiere sind wild, sie haben nie ein anderes Menschengesicht gesehen, als das ihres Herrn und dieser, der Hirt, ist eben so wild wie seine einzigen Lebensgenossen. Mit Schleuder und Lanze bewehrt, tummelt er eins jener feurigen und unermüdlichen andalusischen Rosse, die Spanien noch den Arabern verdankt. Man braucht nicht eben eine Memme zu sein, um den Anblick dieser wilden Stierheerden, die in voller Freiheit über die Trift hinrasen, etwas erschreckend zu finden.

Erreichst du endlich die Thore einer Stadt oder eines Burgfleckens, dann staunst du über den wunderbaren Menschenschlag, über die eigenthümlichen, scharfgeschnittenen, adleräugigen Physiognomien, die dir begegnen. Das sind noch Sprößlinge der schönen Maurenrace, das sind Urenkel jener geistvollen Araber, welche die dumme Grausamkeit der Inquisition zu Tausenden aus Spanien verbannte. Männer und Weiber sitzen beim Mondschein in neugierigen Gruppen vor den Thüren ihrer cortijos (Landhäuser), und wenn es Winter ist, rings um den kolossalen Feuerheerd (lores), und erzählen sich Wundergeschichten; denn von allen Spaniern hat der Andalusier die wahrhaft orientalische Leidenschaft für Märchen und Legenden voraus.

Es ist etwas Räthselhaftes um dieses Spanien, dessen Anblick so düster und doch so schön, dessen Volk so geistvoll und unwissend, so freimüthig und so verschlossen, so leichtgläubig und zugleich so mißtrauisch ist. Gewiß, dieses Land, das in seinen Widersprüchen und in seiner Eigenthümlichkeit mit keinem andern zu vergleichen ist, und dieses Volk, das so vielfach geknechtet, doch hohen adeligen Muth und unverdorbene Kraft sich bewahrt hat, — sie verdienen ein tiefes, gründliches Studium.

Digitized by Google

3. Spaniens Wiedergeburt. *)

Seit etwa zehn Jahren ist aus Spanien ein anderes Land, aus den Spaniern ein anderes Volk geworden. Das Reich fängt wieder an zu gedeihen und seine materiellen Hülfsquellen haben sich, wie wir später aus der Handelsstatistik zeigen wollen, in wenigen Jahren verdoppelt und verdreifacht. Spanien hat in sich die Elemente, um eine europäische Macht ersten Ranges zu werden, wie es denn nicht nur eine solche war, sondern unsern Welttheil mit der Gefahr einer Universalmacht bedrohte.

Die Ursachen des Verfalls und des heutigen Wiederauflebens sind höchst unterrichtend. In früheren Zeiten hat die oberflächliche Geschichtsforschung die Austreibung der Juden und Mauren als die Hauptursachen des Verfalls bezeichnet. Wir wollen diese beiden Flecken in dem glänzenden Zeitalter Ferdinand's und Isabellen's nicht entschuldigen, jedenfalls aber erreichte Spanien den Gipfel seiner Höhe erst ein Jahrhundert später. Der Abfall der Niederlande war auch nicht die wirkliche Ursache, er war nur das erste Merkmal des bereits eingetretenen Verfalles. Religiöse Unduldsamkeit ist eine der größten Schwächen des spanischen Staates, aber sie wird erklärlich, wenn wir einen Blick auf die Geschichte des Reiches werfen. Man bedenke, daß die Spanier vom 8. bis zum Ende des 15. Jahrhunderts in ihrem eigenen Lande einen Religions- und Racenkrieg fochten. Sie haben nie oder nur höchst unbedeutend an den Kreuzzügen sich betheiligt, weil sie den Kreuzzug in ihrem eigenen Lande von den Pyrenäen bis zum Tarikfelsen (Dschebel-al-Tarik = Gibraltar) führten. Acht Jahrhunderte fanatischer Kämpfe, die nur zeitweise durch lauen Frieden unterbrochen wurden, zuletzt aber in religiöser Begeisterung aufloderten, lassen sich nicht so leicht verwischen. In ihrer geistigen Entwickelung fehlt den Spaniern das 13. und 14. europäische Jahrhundert völlig, das will sagen, bei ihnen folgte auf das Ende der hispanischen Kreuzzüge unmittelbar die Eröffnung Indiens und der neuen Welt, so wie die Helligkeit der Reformation. Das übrige Europa schloß mit dem Ende des 13. Jahrhunderts seine bewaffneten Pilgerfahrten nach dem heiligen Lande, und in den zwei nächsten Jahrhunderten verbreiteten sich dann neues Wissen und neue Entdeckungen über ganz Europa. So erklären sich die Gegensätze, daß, während in Deutschland die Buchdruckerkunst das drohende Kirchenschisma vorbereitete, in Spanien eine religiöse Verfolgung gegen die getauften Juden ausbrach (Inquisition). Noch heutigen Tages ist die religiöse Unduldsamkeit in den Gesetzen vorhanden, denn ein Spanier, der von der katholischen Kirche abfällt, soll nach dem neuen Strafgesetzbuch von 1848 transportirt werden. Martara nebst anderen frommen Spaniern, die sich zum protestantischen Glauben bekannten, wurde 1861 schmählich eingekerkert und zur

*) S. „Ausland" 1862, S. 403.

Digitized by

Galeere verurtheilt; eine Deputation proteſtantiſcher Chriſten aus Oeſterreich, Deutſchland, England u. ſ. w., die ſich mit einer Fürbitte an die Königin wandte, ward gar nicht vorgelaſſen, doch ſtatt der Galeere eine zehnjährige Verbannung als Strafe beliebt.

Was Spanien zu Grunde gerichtet, waren ſeine Kolonien und das Silber ſeiner Kolonien. Früher hat man entſetzlich tugendhaft und ſittlich entrüſtet deklamirt über die Blutthaten und die Grauſamkeiten, welche die ſpaniſchen Eroberer gegen die Indianer der neuen Welt ſich zu Schulden kommen ließen. Gewiß riechen die Chroniken von Peru nach Blut, und die Abenteurer, welche nach Amerika zogen, beluden ſich mit Laſtern und Verbrechen. Indeſſen hat kein Volk dem andern etwas vorzuwerfen. Die Franzoſen ſind nicht viel glimpflicher umgegangen, wo ſie ſich unter wilden Völkern feſtzuſetzen verſuchten, und die Engländer ſind durch Blut gegangen bis zu den Knöcheln.

Die Auswanderung jenet Leute vom Schlage der Pizzariſta's und der Eroberer, die Kortes auf ſeinem verwegenen Zug nach Tenochtitlan folgten, war für Spanien der größte Verluſt. Was hinübergieng, war, vom ſpießbürgerlichen Standpunkt betrachtet, faſt nicht viel beſſer, als das Geſindel der Goldwäſcher in der erſten Zeit der kaliforniſchen Beſiedelung. Und doch waren dies die koſtbarſten Säfte vielleicht der Nation. Man überlege ſich, was dazu gehörte, in den Jahren 1848—1852 nach Kalifornien zu wandern und dort ſein müdes Haupt unter dem Revolver zum Schlafe auszuſtrecken. Jedenfalls gehörte dazu ein ungewöhnlicher Entſchluß. Man überlege ferner, was im 16. Jahrhundert nur zum Entſchluſſe einer Ueberfahrt nach Amerika gehörte und welcher Auswahl von Todesgefahren der Conquiſtador vom Augenblick ſeiner Landung an ſich ausſetzen mußte. Gewiß waren die Hunderte, die beim alten Vera-Kruz mit Kortes meuterten, einige wenige Edelleute ausgenommen, ein ganz verzweifelter Stoff für ein ruhiges Gemeindeweſen, aber jeder von ihnen war ein Held. Helden allein konnten einen Monarchen mitten in ſeinem Palaſt und mitten unter ſeinem bigotten, als Abgott ihn verehrenden Volk verhaften. Die Banden, mit denen Wilhelm der Eroberer nach England einfiel, waren aus allerhand Geſindel zuſammengerafft, aber es waren nur beherzte Männer darunter, und die vornehmſten Häuſer Englands halten nichts höher als den viel verdünnten Tropfen Normannenblut, der in ihren Adern fließen mag, gleichviel, ob der Ahnherr vielleicht ſeiner Zeit zur „Canaille" von Nord-Frankreich gezählt haben mag.

So wurde Spanien durch die Auswanderung nach Amerika, durch die Kriege in Italien und in den Niederlanden, überhaupt durch die Continentalkämpfe um die Weltherrſchaft ſeiner heroiſchen Säfte durch allzu ſtarken Schnitt beraubt, und die Folge war ein beinahe 200jähriges Kränkeln, von dem es jetzt erſt wieder ſich erholt hat. Dieſe Geneſung trat zwar ſchon gegen Ende des vorigen Jahrhunderts, mit ſichtlichen und raſchen Schritten aber erſt in der Gegenwart ein, ſo daß es nicht blos ſcheint,

Digitized by Google

ſondern ſich auch nachweiſen läßt, daß der Verluſt ſeiner Kolonien Spanien ſeine alte Jugend zurückgegeben hat. Kein größeres Unglück konnte die Spanier befallen, als daß ſie im Laufe des 16. Jahrhunderts im Beſitz der reichſten Metalländer des Erdbodens geſetzt wurden. Ein eigener Unſegen haftet an dem allzu leichten Gewinn der edlen Metalle, und Spanien erlitt buchſtäblich an ſich den Midasfluch, daß Alles, was es berührte, in Silber ſich verwandelte. In Mexiko und Peru wurden die Kreolen auf eine gedankenloſe Weiſe reich, und in Folge deſſen verſank die weiße Menſchenrace durch Unthätigkeit in Laſter und durch Laſter in Entnervung. Spanien aber ſchickte ſich an, auf dem Wege des Monopols den Löwenantheil an dem Kordillerenſilber ſich zu ſichern. Nirgends zeigt ſich die Wohlthat des Freihandels und die Schädlichkeit des Monopols beſſer, als wenn die ältere Geſchichte der ſpaniſchen Silberkolonien mit der modernen Entwicklung Kaliforniens und Auſtraliens verglichen wird. Bei letzteren wurde freie Einfuhr der Kolonialbedürfniſſe und freie Ausfuhr des Goldes verſtattet. Die edlen Metalle verbreiteten ſich raſch über alle Länder, und wenn ihr Werth auch ein wenig ſank, ſo war dieſe Wirkung doch nicht ſo empfindlich, weil ſie auf die ganze Welt vertheilt wurde. Das amerikaniſche Silber wurde aber ausſchließlich auf ſpaniſchem Kiel nach einem ſpaniſchen Hafen verſchifft, die Kolonialbedürfniſſe ausſchließlich auf ſpaniſchen Schiffen aus ſpaniſchen Häfen nach der Neuen Welt geſendet. Jeder Handelszweig war Monopol, jedes Monopol wieder verpachtet. So ſammelte ſich der Silberſtrom zunächſt in dem kleinen Spanien, und die nächſte Wirkung war eine raſche örtliche Entwerthung des edlen Metalles, in Folge deſſen eine Vertheuerung ſämmtlicher Landesprodukte und Arbeitslöhne in Spanien ſelbſt eintrat. Ein Verkümmern der Gewerbe und Rückſchritte im Ackerbau konnten nicht ausbleiben, denn fremde Handelsvölker, bei denen die Metalle noch nicht entwerthet waren, und vor Allem die Niederländer, ſchickten ihre Erzeugniſſe nach Spanien, die dort raſchen Abſatz fanden und dann nach Amerika gingen. So kam das Silber Mexiko's und Peru's in die Hände der flandriſchen Fabrikanten, der engliſchen Wollproduzenten, der italieniſchen Seidenweber, es vertheilte ſich nach und nach über Frankreich und über Deutſchland. Während Spanien nur als Monopoliſt und als Rheder Gewinne einſtrich, wurde das Geſchenk der Neuen Welt von dem Gewerbfleiße der andern europäiſchen Nationen wirklich erworben. Auch dort ſank allerdings das Silber im Werthe, aber ſehr allmählich, während gleichzeitig Ackerbau und Induſtrie, genährt von dem neuen Abſatz, kräftig heranwuchſen. Der amerikaniſche Eroberer lebte vom Schweiße der Leibeigenen in den Bergwerken, und Spanien wieder von den Schätzen der Kreolen. So verarmte das Land, weil Wohlſtand mühſam erworben und mühſam erhalten ſein will. Ein großer Theil der Reichthümer wurde auch ſinnlos verſchwendet in den Kriegen der ſpaniſchen Habsburger zur Behauptung ihrer Univerſalherrſchaft. Philipp II. mußte gleichwohl erleben, daß die Nieder-

Digitized by Google

lande, wo das spanisch-amerikanische Silber Ueppigkeit und Selbstbewußtsein gesteigert hatte, sich von ihm losrissen. Er sah, was noch schlimmer war, daß die Bevölkerung Spaniens, welche unter seinen Urgroßeltern Ferdinand und Isabella 10 Millionen betragen hatte, unter seiner Regierung auf 6 Millionen sank. Der Verfall dauerte fort unter den Habsburgern, und sollte erst unter den Bourbonen wieder gehemmt werden. So ist die Zeit von 1748—1754 unter dem Finanzminister Kusenada ein erster neuer Lichtblick der neueren Geschichte. Die Kolonien zahlten in diesen sieben Jahren nicht weniger als 3 Milliarden Realen in den öffentlichen Schatz. Spanien konnte 20 Linienschiffe gleichzeitig erbauen lassen und seine Flotte 1758 auf 44 Linienschiffe, 19 Fregatten und die erforderliche Anzahl kleinerer Segel bringen.

Mit der französischen Revolution trat ein Rückschritt ein, aber sie hatte doch schließlich zur Folge, daß sich die Kolonien vom Mutterlande losrissen, was für Spanien wohl ein materieller Verlust, aber zugleich ein großer sittlicher Gewinn geworden ist. So wurde die Nation dreimal in diesem Jahrhundert heimgesucht: kaum hatte sie die Fremdherrschaft der Franzosen und einen Racenkrieg überstanden, so kam die unreife Revolution von 1821 und nach dieser der Bürgerkrieg um die Thronfolge. Da die Klostergeistlichkeit entschieden für die karlistische Sache Partei genommen hatte, so konnten 1836 mit Zustimmung der Nation alle Klöster aufgehoben werden, deren Zahl sich damals auf 3027 belief. Die Zahl der Nonnen und Mönche, die auf öffentliche Kosten noch ernährt werden mußten, nahm rasch ab, denn sie sank in der Zeit von 1837—1858 von 23,935 auf 6822. Im Konkordat von 1851 billigte schließlich der Pabst die Unterdrückung der Mönchsorden, und zugleich wurde die Zahl der höheren Kirchenwürden von 4382 auf 1923 gemindert, das Einkommen des Erzbischof-Primas von Toledo auf 20,000 fl., das der andern Erzbischöfe auf 15—18,000 fl., und der Bischöfe von 10,000 bis zu 13,000 fl., der städtischen Pfarrer von 360 fl. bis zu 1200 fl. und der ländlichen Pfarrer auf mindestens 270 fl. festgesetzt. Im Jahr 1855 folgte dann das berüchtigte Gesetz, nach welchem alle Ländereien im Besitz des Staates, der Kirche oder von Laienkörperschaften eingezogen, verkauft und 80 Proz. des Erlöses für öffentliche Zwecke verwendet werden sollten. Der Einfluß der Geistlichkeit auf die öffentliche Meinung in den Städten soll jetzt gänzlich geschwunden sein, auf dem Lande aber ist ihr Ansehen noch wenig geschmälert. Die Spanier haben indessen nur die Herren gewechselt, denn bisher ließ sich eine feste und starke Regierung nur auf den Einfluß der Geistlichkeit oder auf militärische Diktatur gründen. Jetzt, wo der eine zerstört ist, sind die Spanier der Säbelherrschaft unter dem Fantom eines Konstitutionalismus verfallen.

Die kurze Zeit innerer Ruhe und Erholung hat Spanien rasch gefördert. Seine Bevölkerung ist wieder auf 15 Mill. gestiegen, oder die Hälfte mehr wie am Beginn des Jahrhunderts. Schulunterricht genossen

Digitized by Google

in dem früher faſt gänzlich verwahrloſten Lande, im Jahr 1855 1,004,974 Kinder. Der Wohlſtand und die erwachte Betriebſamkeit des Volkes läßt ſich ferner an dem Umſtand ermeſſen, daß, obgleich die Ländereien der todten Hand plötzlich und faſt gleichzeitig feil geboten wurden, doch der Werth der Ländereien nicht fiel, ſondern der Erlös das Doppelte eintrug, wie die urſprüngliche Schätzung. Die Spanier neigen übrigens wie die Franzoſen zur Krankheit der Zwergwirthſchaft, und ſo ſoll es in Galizien nicht weniger als 152,000 Eigenthümer geben, welche dem Staat Grundſteuer von 1 bis zu 10 Realen (7 kr. bis 1 fl. 10 kr.) entrichten! Im Jahr 1803 war nur $\frac{1}{5}$ der Oberfläche des Landes angebaut geweſen, gegenwärtig ſind es $\frac{2}{7}$. Der Werth der Ein- und Ausfuhren, der 1850 auf 1166 Mill. R. geſchätzt wurde, war 1858 auf 2476 Mill. geſtiegen. Ueber dieſes Wachsthum geben folgende Ziffern noch genaueren Aufſchluß. Es betrug die

	1850.	1857.
Einfuhr aus Frankreich	212 Mill. R.	539 Mill. R.
Ausfuhr nach Frankreich	133 " "	343 " "
Einfuhr aus England	117 " "	325 " "
Ausfuhr nach England	141 " "	352[1] " "
Schifffahrtsbewegung unter nationaler Flagge	303,402 Tonnen	429,069 Tonnen
unter fremder Flagge . . .	270,232 "	790,337 "

Die ſpaniſchen Ausfuhren beſtehen aus Ackerbau-Erzeugniſſen 63 Proz., Mineralien 16 Proz., und 21 Proz. für die Produkte der Viehzucht, der Forſten und alles Uebrige, unter welchen, beiläufig bemerkt, Geſpinnſte und Gewebe den beſcheidenen Raum von 1,[6] Proz. einnehmen. Catalonien iſt die induſtrielle Provinz Spaniens, und die Schutzzöllner und Protektionskünſtler haben dort ihr Hauptquartier aufgeſchlagen, denn auch in Spanien macht man ſich den theuren Spaß, „die nationale Arbeit zu ſchützen", d. h. unreife Induſtrien auf Koſten der Verbraucher zu füttern. Der ſpaniſche Tarif enthält nicht weniger als 1300 Zollſätze, und die Zahl der gänzlich verbotenen Waaren iſt größer darin, als in irgend einem andern Tarife; auch ſind die Zollbehörden, wie in Frankreich, höchſt pedantiſch und willkührlich, ſo daß die Abfaſſung der Deklarationen die höchſte Vorſicht erfordert. Zum Glück hilft die Natur ſelbſt den menſchlichen Unverſtand mildern. Spanien iſt dem Schmuggel ſehr zugänglich, und es beſtehen in Frankreich „Importgeſellſchaften" auf Aktien, welche gegen Prämien von 16 Proz. des Werthes Waaren über die Grenze befördern. Engliſche Häuſer dagegen laſſen ganze Ballen Kattun mit kataloniſchen Fabrikzeichen nach Barcelona ſchmuggeln, wo ſie der Spanier dann mit patriotiſcher Freude über das Aufblühen ſeiner Gewerbe kauft!

Wahre und ausbeutenswerthe Schätze beſitzt Spanien in ſeinen vorzüglichen Eiſenerzen, von denen manche bis zu 75 Proz. Metall enthalten. Im Jahr 1832 gab es faſt keinen Bergbau auf Eiſen, jetzt läßt die

Digitized by

Regierung ihre Kriegsschiffe sämmtlich aus einheimischem Metall bauen. Blei wird in großem Reichthum gefunden, der Kupferbergbau dagegen ist wenig entwickelt, ebenso geht es mit dem Zinn, weil es meistens in unwirthlichen und unbewohnten Gegenden vorkommt; endlich besaß Spanien, vor Entdeckung des kalifornischen Quecksilbers, die einzigen großen Zinnobergruben der Welt, Almaden. Die Zahl der Kohlengruben beträgt 665, gleichwohl aber ist die Ausbeute noch so ungenügend, daß aus England wie aus Belgien Kohlen zugeführt werden müssen. Besitzt Spanien alle Erfordernisse zum Gedeihen moderner Staaten, so hat es doch nach einer beinahe 300jährigen Verwahrlosung auch viel nachzuholen, um namentlich Verkehrsmittel zu schaffen. Seit 1848 hat der Bau von Eisenbahnen begonnen, die aber bis jetzt nur eine Gesammtlänge von 300 deutschen Meilen erreichen. Die längste Bahn darunter ist die von Alicante nach Madrid 60 deutsche Meilen, und die nächstlängsten die von Barcelona nach Saragossa (50 Meilen), und nach Pampeluna (25 Meilen); ferner ist auch Cadiz mit Sevilla (20 Meilen) und Sevilla mit Cordova (18 Meilen) verbunden. Die spanischen Finanzen sind kräftig im Aufblühen begriffen. Die Einnahmen, welche 1851 nur 150 Mill. fl. betrugen, waren 1858 bereits auf 250 Mill. gestiegen, ohne daß neue Steuern eingeführt oder daß alte erhöht worden wären. Leider aber schleppt man sich noch immer mit einem, wenn auch schwächer werdenden Defizit. Ein Viertel der Einnahmen verschlingt die öffentliche Schuld und ein Fünftel Heer und Marine. Die spanische Armee zählt in runder Summe 160,000 Streiter, einschließlich 40,000 Mann Landwehr. Die Flotte, welche jetzt nur aus 256 Segeln mit 942 Kanonen, unter erstern 2 Linienschiffe von 84 Kanonen und 4 Segelfregatten, zusammen mit 156 Kanonen, sowie 4 Dampferfregatten mit 147 Kanonen besteht, wird stark vergrößert, und sind bereits mehrere neue Panzerfregatten im Baue begriffen oder schon vollendet. Der neueste Aufschwung des Landes schreibt sich von O'Donnel's Militärverschwörung her. Daß aus einem Soldatenaufstand Gutes entspringe, ist gewiß etwas Seltenes, aber da Spanien fortwährend an Gewaltstreichen und Pronunziamiento's soldatischer Häuptlinge gelitten hatte, so wurde ihm hier nach dem Grundsatze similia similibus geholfen. Der Armee zulieb wurde auch der maroccanische Feldzug ausgeführt, der übrigens nicht wenig den Patriotismus der Spanier belebt hat. Ganz von selbst fiel dann San Domingo an Spanien zurück, denn zur Zeit, wo sich Santana für die Rückkehr unter die spanische Herrschaft erklärte, lag kein spanisches Schiff in einem dominikanischen Hafen oder in der Nähe der Küste, ja der Statthalter von Kuba zögerte und holte erst Befehle aus Madrid ein, ehe er die Unterwerfung annahm, in Folge welcher augenblicklich das Papiergeld Domingo's um 30 Proz. stieg. So erfreulich diese Wendung auch sein mag, so gefährlich ist der Pfad, welcher die Spanier nach Mexiko geführt hat. Möchten sie doch ihre eigene Geschichte verstehen lernen und die Zeit segnen, wo sich ihre

Digitized by Google

Kolonien vom Mutterlande losriſſen, wie ja auch die Engländer der heutigen Tage den Abfall der amerikaniſchen Kolonien als eine Wohlthat betrachten, nachdem die Schmerzen des Bruches überſtanden und die Wunden geheilt ſind.

---

4. Die Einwohner von Madrid.*)

Ich habe die meiſten großen Städte der Welt beſucht, aber im Ganzen genommen hat mich keine ſo intereſſirt als Madrid. Ich ſpreche nicht von den Straßen, den öffentlichen Plätzen, den Gebäuden, den Brunnen, obgleich einige davon ſehr merkwürdig ſind; denn Petersburg hat ſchönere Straßen, Paris und Edinburgh ſtattlichere Gebäude, London prächtigere Plätze, während Schiras ſich koſtbarerer Brunnen, obwohl keines kühleren Waſſers rühmen kann. Aber die Bevölkerung! Innerhalb einer kaum anderthalb ſpaniſche Meilen (leguas) im Umkreis meſſenden Lehmmauer wohnen 200,000 menſchliche Weſen, welche gewiß die außerordentlichſte Menſchenmaſſe bilden, die in der ganzen Welt ſich befindet — denn dieſe Maſſe iſt ſtreng ſpaniſch. Die Bevölkerung von Konſtantinopel iſt ſeltſam genug, aber zu ihrer Bildung haben zwanzig verſchiedene Nationen beigetragen, Griechen, Armenier, Perſer, Polen, Juden — letztere, beiläufig geſagt, ſpaniſchen Urſprungs und die ſpaniſche Sprache redend; — aber die mächtige Bevölkerung von Madrid iſt mit Ausnahme ſpärlich geſäeter Fremden, namentlich franzöſiſcher Schneider, Handſchuhmacher, Perruquiers, durchaus ſpaniſch, obgleich ein bedeutender Theil nicht am Orte ſelbſt geboren iſt. Hier ſind keine Kolonien von Deutſchen wie zu St. Petersburg, keine engliſchen Faktoreien wie zu Liſſabon, keine Maſſe hochmüthiger Yankees**) lungert durch die Straßen wie zu Havanna, mit einem Ausdruck im Geſicht, der zu ſagen ſcheint: Das Land iſt unſer, ſobald wir es nehmen wollen! — Hier in Madrid iſt die Bevölkerung, ſo ſeltſam und eigenthümlich und aus ſo mannigfachen Elementen ſie auch zuſammengeſetzt iſt, ſpaniſch, und wird es bleiben, ſo lange die Stadt ſteht.

Seid mir gegrüßt, ihr Aguadores***) aus Aſturien, die ihr in eurer Tracht von grobem Büffel vor den Brunnen ſitzt auf euern leeren Waſſereimern, oder ſchwankend mit den angefüllten bis in die höchſten Stockwerke ſteigt. Seid mir gegrüßt, ihr Kaleſerös†) aus Valencia, die ihr euch träge an eure Fuhrwerke lehnt und Tabak raſpelt für eure

---

*) Aus George Borrow's: „Die Bibel in Spanien, oder Reiſen, Abenteuer und Einkerkerungen eines Engländers, der die Bibel in Spanien zu verbreiten ſuchte." (3 Bde. London.)

**) Nordamerikaner.

***) Waſſerträger.

†) Kaleſchenmänner.

Digitized by Google

Papierzigarre, in Erwartung eines Herrn, der eure Fuhre begehrt. Seid mir gegrüßt, ihr Bettler aus der Mancha, Männer und Weiber, die ihr in grobe Tücher gehüllt, ohne Unterschied am Thore des Palastes, der Kirche oder des Gefängnisses um Almosen bettelt. Seid mir gegrüßt, ihr Bedienten aus den Bergen, Mayordomos und Sekretäre aus Biscaya und Guipuzkoa, ihr Toreros aus Andalusien, ihr Riposteros*) aus Galizien, und ihr Krämer aus Katalonien! Gegrüßt seid mir, ihr stolzen Aragonesen, Asturier und Estremadurier! Und endlich ihr echten Söhne Madrids, Pöbel der Hauptstadt, ihr 20,000 Manolos**), deren furchtbare Messer einst so schrecklich unter den Legionen Murats arbeiteten!

Und ihr höheren Stände, Damen und Herren, Kaballeros und Segnoras, soll ich euch mit Stillschweigen übergehen? In der That habe ich aber wenig von euch zu sagen, denn ich kam nicht viel in eure Gesellschaft, und wenn es geschah, ward meine Achtung vor euch nicht erhöht, sondern herabgestimmt. Es giebt Hauptstädte, wo die hohe Aristokratie, Herren und Damen, Söhne und Töchter des Adels den ausgezeichnetsten und interessantesten Theil der Bevölkerung ausmachen. Dies ist namentlich zu Wien, noch mehr in London der Fall. Wer nimmt es mit den englischen Aristokraten auf in hoher Statur, würdevoller Haltung, körperlicher Stärke, hohem Muth? Wer reitet ein edleres Roß und hat einen festeren Sitz? Wer ist liebenswürdiger als seine Frau und seine Töchter? Was aber die spanische Aristokratie betrifft, so ist das, was man von Segnoras und Kaballeros zu sagen hat, weder interessant noch erfreulich. Mögen Andere sie bewundern und ihnen Loblieder singen, ich lobe mir den gemeinen Spanier, das spanische Volk, das bis in die niedrigsten Klassen hinab von Adel ist, nicht in Madrid allein, sondern in ganz Hispania. Der gemeine Spanier ist kein gemeiner Mensch, kein gewöhnliches Wesen, sondern ein außerordentlicher Mensch, dessen freier, unabhängiger Geist auch unter dem härtesten Joche nicht gebrochen ist, und den man bewundern muß. Er ist allerdings sehr unwissend, aber merkwürdiger Weise habe ich unter den niederen Klassen oftmals viel freiere Ansichten gefunden als unter den höheren, und selbst der Vorwurf der Bigotterie trifft mehr diese letzteren als die Masse des Volks.

Eigenthümlichkeiten Madrids und der Madrider.***)

Wenn man von Madrid spricht, so sind die beiden ersten Gegenstände, welche die Einbildungskraft uns vorführt, der Prado und die Puerta del Sol. Der Prado besteht aus mehreren Alleen mit einem Fahrweg in der Mitte für die Wagen, beschattet von verwachsenen, des Wipfels beraubten Bäumen, neben welchen ein kleiner aus Backsteinen

*) Toreros und Riposteros sind die beliebten Stierkämpfer.
**) Manolos — die Handarbeiter.
***) Aus den „Erinnerungen eines in Spanien reisenden Franzosen."

Digitized by Google

gebauter Kanal hinläuft, in welchen zu gewissen Stunden aus Röhren das Wasser zur Bewässerung geleitet wird, ohne welche die Bäume bald von Staub und Sonnenhitze verzehrt werden würden. Die Promenade fängt beim Kloster Atocha an, geht bei dem Thor dieses Namens und dem von Alkala vorüber und endigt am Thor der Barfüßer; die schöne Welt aber beschränkt sich auf einen kleinen Raum, um die Brunnen der Zybele und des Neptun, von dem Thor der Alkala bis zur Karrera de San Hieronimo. Hier ist ein großer Raum, Salon genannt, mit Stühlen besetzt, und hier, wo am wenigsten Schatten, aber am meisten Staub ist, drängt sich die fashionable Welt zusammen, so dicht, daß man oft nicht Raum hat, das Schnupftuch aus der Tasche zu nehmen, und nur Schritt für Schritt der Menge folgen kann. Hier ist die Stelle, wo man alle Wagen und glänzendsten Equipagen vorbeifahren sieht.

Im Allgemeinen gehen die vornehmeren Frauen alle nach Pariser Mode, die oft in sehr schlechtem Geschmack nachgeahmt wird; die Mantille ist der einzige Ueberrest spanischer Nationaltracht. Hüte sieht man sehr wenig, da die Mantille auch den Kopf bedeckt. Namentlich erinnert aber der Fächer den Reisenden daran, daß er in Spanien ist. Keine Frau vermag ohne Fächer zu leben, er muß sie überall hin begleiten, auf die Promenade, zum Besuch, in die Kirche und zum Theater; der Gebrauch dieses Instrumentes ist ein so eigenthümlicher, giebt den Bewegungen einen solchen Ausdruck und Reiz, daß man bald gewahr wird, Spanien sei das Vaterland des Fächers. Manche Damen besitzen eine große Auswahl davon; ich habe eine gekannt, welche ein ganzes Hundert besaß von den verschiedensten Formen und Stoffen, oft sehr reich mit edeln Steinen besetzt. Das leise Schwirren, das durch das unaufhörliche Oeffnen und Schließen der Fächer entsteht, durchdringt mit ganz eigenthümlichem Laut das summende Geräusch auf der Promenade.

Was man gewöhnlich mit dem Begriff einer Spanierin im Auslande verbindet, findet sich in Madrid keineswegs. Gewöhnlich stellt man sich die Spanierinnen mit bleichem, länglichem Gesicht, großen, schwarzen Augen, kleiner, etwas gebogener Nase und jenem südlich dunkeln Teint vor, welcher dem Vers entspricht: „Gelb wie eine Orange." Das ist aber der arabische oder maurische Typus. Die Madrileña ist reizend im vollen Sinne des Worts; unter vieren sind drei gewiß hübsch. Sie sind von kleinem, zierlichem Wuchs, sehr weißer Haut, zarten Zügen, haben meist helles kastanienbraunes Haar, ja man kann den Prado nicht zweimal auf- und abgehen, ohne nicht sieben bis acht Blondinen von allen Schattirungen getroffen zu haben, vom dunkeln Blond bis zum brennendsten Roth. Man sieht viele blaue Augen, obgleich sie nicht so geschätzt werden, als die schwarzen.

Im Prado sah ich auch einige Pasiegas von Santander in ihrer Nationaltracht. Die Pasiegas sind als die besten Ammen in Spanien anerkannt, und die Liebe, die sie für die Kinder haben, ist fast sprichwörtlich geworden. Ihre Kleidung ist ein rother, sehr faltiger Tuchrock, mit brei-

Digitized by Google

ten Borden beſetzt, ein ſchwarzſammetnes, ebenfalls mit Gold galonnirtes Korſet, und ihr Kopfputz ein in hellen Farben ſchimmernder Madras, das Alles noch gehoben durch einen Ueberfluß von ſilbernen Zierrathen und Spielereien. Dieſe Frauen ſind ſehr ſchön und tragen einen Zug von Kraft und Adel im Geſicht, der überraſcht.

Vor Allem merkwürdig ſind in Madrid die Waſſerhändler. Ihr Laden enthält einen Kantaro (Waſſerkrug) aus weißem Thon, der zwei bis drei Gläſer hält; einige Azukarillos (kleine, poröſe Zuckerſtäbe) und zuweilen ein paar Orangen oder Limonen; andere tragen kleine, mit Blättern verzierte Tonnen auf dem Rücken; andere haben auch wohl ihre Buden längs dem Prado, mit Fahnen und Schildern geſchmückt. Dieſe Waſſerhändler ſind gewöhnlich junge Gallegos, doch giebt es auch welche aus Valencia; auch Frauen und kleine Mädchen befinden ſich unter ihnen. Man nennt ſie Aguadores oder Aguadoras, je nach ihrem Geſchlecht, und die ganze Stadt ertönt von ihrem ſcharfen, unaufhörlichen Geſchrei: Agua, agua, quien quiere agua? (Wer wünſcht Waſſer?) Agua, helada, fresquita la nieve! (Hell, friſch, wie der Schnee!) Dies dauert von Morgens 5 Uhr bis Abends 10 Uhr. Neben dem Waſſer iſt das Element, das am meiſten in Madrid verbraucht wird, Feuer, zum Anzünden der Zigarren; auch ſind dieſe beiden Rufe, agua und fuego, diejenigen, welche ſich zu jeder Tageszeit auf allen Plätzen hören laſſen. Kleine Knaben tragen es in Schaalen, die mit Kohlen und feiner Aſche gefüllt ſind, herum. Um 9½ Uhr wird der Prado leer, und die Menge wendet ſich nach den Kaffeehäuſern und Botillerias.

Das Aeußere der Kaffeehäuſer iſt ſchlecht und gemein; doch die Kunſt, Erfriſchungen zu bereiten, iſt nur in Spanien zu Hauſe, und ſelbſt in Paris, verglichen mit der in Spanien, noch in der Kindheit. Die bebida heleda, namentlich aber die bebida d'almendra blanca (von weißen Mandeln) ſind köſtliche Getränke. In den Tagen, wo das Eis noch nicht zubereitet iſt, hat man Agraz, ein aus unreifen Weinbeeren bereitetes Getränk, deſſen ſäuerlicher Geſchmack ſehr angenehm iſt, oder man trinkt Cerveza de Santa Barbara mit Limonen, das nicht weniger von gutem Geſchmack iſt, oder man wendet ſich in die Orchalerias de Chufas; die Chufa iſt eine kleine Beere gleich einer Mandel, die in den Umgebungen von Valencia wächſt, und welche man röſtet, zerſtößt, und zu einem Getränk benutzt, das, mit Schnee gemiſcht, höchſt erfriſchend iſt. Außerdem giebt es Sorbetes, Eis in Form von Käſen, von allen Arten, mit Aprikoſen, Ananas, Orangen, auch mit Butter und ungelegten Eiern, die man aus dem Leib der Hühner nimmt, und Espumas von Chokolade oder Kaffee, eine Art geſchlagener Sahne, die man zuweilen mit feinem Zuckerſtaub beſtreut und mit Barquillos (in lange Hörner gerollten Oblaten) ſervirt, aus denen man langſam das Getränk einſchlürft, und ſo noch länger die erfriſchende Kühlung genießt. Kaffee trinkt man nur ſelten, und dann aus Gläſern, nicht aus Taſſen.

Digitized by Google

Die Häuſer in Madrid ſind aus Latten und Backſteinen oder aus geſtampfter Erde gebaut, wohl mit Kalk überworfen und mit ziemlich phantaſtiſchen Farben, hellgrün, roſa, blau u. ſ. w. angeſtrichen, die Fenſter mit Verzierungen überladen; nur die ganz neugebauten Häuſer ſind einfacher und mit Milchfarbe angeſtrichen, wie die in Paris. Das Innere iſt ſehr geräumig und bequem, die Decken hoch, der Raum nirgends geſpart. Man durchwandert eine lange Reihe von Zimmern, in denen nichts als die leeren weißen Wände und hier und da vom Rauch und der Zeit geſchwärzte Gemälde, irgend einen Martertod der Heiligen vorſtellend, zu ſehen ſind, ehe man in den bewohnten Theil des Hauſes kommt. Die Gemälde ſind nur ſelten in Rahmen gefaßt. Der Fußboden beſteht nur aus Steinen — wenigſtens habe ich keinen von Dielen geſehen —, und wird mit Matten von ſehr feiner Arbeit bedeckt. Die Meubles ſind höchſt ſparſam in den Zimmern vertheilt und in abſcheulich altväteriſchem Geſchmack; doch nicht in altſpaniſchem, ſondern in dem zur Zeit der Revolution in Paris herrſchenden; dagegen iſt eine Unzahl von Rohrſtühlen und Sophas an den Wänden vertheilt. Auf den Tiſchen und Etagèren ſind kleine Biskuit- und Porzellanfigürchen aufgeſtellt und an den Wänden hängen ſchlechte Kupferſtiche.

Um die unerträgliche Hitze zu mildern, ſind die Fenſterläden faſt immer geſchloſſen und die Fenſter dicht verhangen, ſo daß in den Zimmern faſt eine völlige Finſterniß herrſcht. Zu gleicher Zeit feuchtet man die Matten fortwährend an oder verbreitet durch ſogenannte Bukaros eine feuchte Luft in den Gemächern, und ſucht ſich daran zu erquicken. Die Bukaros ſind eine ſeltſame Erfindung. Es ſind aus rother amerikaniſcher Erde geformte Töpfe, ziemlich den türkiſchen Pfeifenköpfen ähnlich; manche ſind vergoldet und grob bemalt. Von dieſen Töpfen bringt man ſieben bis acht in das Zimmer, füllt ſie mit Waſſer und ſetzt ſie auf das Sopha, um den Genuß mit aller Sammlung zu haben. Der Thon wird jetzt dunkler von Farbe, das Waſſer dringt durch ſeine Poren, und die Bukaros verbreiten einen Geruch, der dem in einem feuchten Gewölbe oder friſch geweißten Zimmer ſehr ähnlich iſt. Die Ausdünſtung iſt ſo ſtark, daß nach Verfluß von einer Stunde die Hälfte des Waſſers in den Bukaros verdunſtet iſt; das übrig bleibende Waſſer iſt kalt wie Eis und hat einen faden, ekeln Geſchmack, wird jedoch von einigen Feinſchmeckern mit vielem Appetit getrunken, wie ſie auch kleine Stückchen dieſes Thones kauen und verſchlucken.

Ich beſuchte einige Tertulias oder Abendgeſellſchaften und fand wenig Bemerkenswerthes. Man tanzt nach dem Pianoforte, doch mit ſo großer Zurückhaltung, daß man nicht begreift, worin das Vergnügen beſteht. Von eigentlichen Nationaltänzen iſt keine Spur mehr zu entdecken; ſelbſt in den Theatern geht, wer auf guten Ton Anſpruch macht, fort, ſobald der Bolero oder ein anderer Nationaltanz aufgeführt werden ſoll. Die Kleidung der Frauen, ſelbſt derer vom höchſten Stande, iſt bei feierlichen Gelegenheiten mehr als einfach. Eine Pariſer Putzmacherin würde ſich ſchämen, ſo in eine

Digitized by Google

Abendgesellschaft zu einer Schneiderin zu gehen. Uebrigens sind diese Tertulias wenig kostspielig. Die einzigen Erfrischungen, welche in den vorderen Zimmern stehen, sind ein Dutzend Gläser mit klarem Wasser gefüllt, dabei ein Teller mit Zucker, von welchem kein Mann, der nicht für leckerhaft gelten will, ein Stück nimmt. Das ist Sitte in den Häusern der reichsten Familien, und kein Zeichen von Geiz, denn die Genügsamkeit der Spanier ist ganz diesem System angemessen.

5. Das Wohnhaus des Spaniers. *)

Betrachtet man das Aeußere spanischer Häuser, so begegnet man sogleich einem der vielen Widersprüche, die das spanische Naturell in sich vereinigt. Da der Spanier so großen Werth auf das Aeußere legt und so gerne an der Oberfläche der Dinge haftet, so sollte man vermuthen, seine Häuser böten ein sehr schönes und gefälliges Aeußere dar. Bei weitem die meisten Gebäude sind aber schon äußerlich sehr vernachlässigt. In den Städten ersten Ranges, z. B. in Barcelona, wo wir gegenwärtiges Bild entwerfen, hat nicht Ein Haus einen frischen, soliden und geschmackvollen Anstrich. Schmutzig graue, nicht selten zerbröckelte Außenwände geben den meisten Häusern ein wirklich ruinenhaftes Aussehen. Davon machen selbst die Häuser der Vornehmsten eine unbedeutende Ausnahme. Wie erstaunt man anfangs beim Anblick sogenannter Paläste, deren Aeußeres meist nicht so vortheilhaft ist, als das eines nur etwas in gutem Stande gehaltenen Hauses eines schlichten deutschen Städters. Die Bekleidung der Außenseite mancher Häuser mit weißer Terracotta schützt schlecht gegen den Eindruck des Unschönen und verräth einen sehr zweifelhaften Geschmack. Eben so wenig kann die Ueberladung derselben mit nichtssagenden Arabesken ein besonderes Wohlgefallen erwecken.

Die flachen Dächer des Südens bedürfen wohl kaum der Erwähnung. Sie sind hier zu Lande allgemein. In ästhetischer Beziehung kann ein solches Dach nicht verfehlen, den unbefriedigenden Eindruck von etwas Unfertigem zu machen. Die horizontale Ebene bildet zu wenig einen Abschluß eines architektonischen Ganzen. Sie stellt vielmehr die natürliche Basis dar, auf welcher sich irgend ein Gegenstand erheben soll, wogegen die schiefe Ebene deutlich ausdrückt, daß, ihrer Natur nach, nichts mehr darauf gesetzt werden könne und also auch nicht solle. Eine große Menge flacher Dächer macht jedem aufmerksamen Beobachter die Richtigkeit dieser Anschauung fühlbar.

Daß durch solche Dächer zugleich der so nützliche Raum der Speicher verloren geht, versteht sich von selbst. Viele Gegenstände, die am besten

*) Skizzen aus Spanien, Morgenblatt 1860. Nr. 11. 12.

Digitized by Google

dorthin entfernt werden, nehmen daher Räume des eigentlich bewohnbaren Theiles des Hauſes ein, wodurch die Nutzbarkeit des letzteren weſentlich vermindert oder eine Menge von meiſt dunkeln Kammern und Winkeln nöthig wird. Das horizontale Dach, in Spanien Terraſſe genannt, dient nur zum Trocknen der Wäſche. Die auf der Terraſſe eines vier- bis ſechsſtöckigen Hauſes vor Jedermanns Auge im Winde flatternde Wäſche macht jeden andern als einen romantiſchen Eindruck, zumal wenn man ihn von mehreren Häuſern zugleich erhält. Ein bedeutender Theil des Hausraumes wird ferner durch den beinahe allgemeinen Mangel an Kellern weggenommen. Vorräthe, die man bei uns in letzteren aufbewahrt, werden in Kammern, Magazinen und dergleichen untergebracht. Selbſt in Schänken befindet ſich gewöhnlich das ganze Weinlager oberhalb der Erde im Erdgeſchoß.

Das Innere ſpaniſcher Häuſer iſt von dem der deutſchen noch mehr verſchieden als das Aeußere. In den meiſten Häuſern der Reichen und Vornehmen iſt im Erdgeſchoß keine Wohnung oder nur eine kleine für einen Pförtner. Dagegen zeigt ſich in denſelben allenthalben die Neigung, die ſehr beträchtliche Höhe bis zum erſten Stockwerke durch eine möglichſt lange Reihe ſteinerner Treppen, die bisweilen an drei Wänden herumgehen, und durch Galerien auszufüllen. Gewöhnliche Häuſer haben mehr oder minder enge Eingänge, ſchmale, dunkle und ſchlechte Stiegen. Die Thür, welche zur Wohnung führt, iſt, wie die Hausthüre, mit einem Thürklopfer verſehen. Ziemlich ſelten iſt, ſelbſt in den größten Städten, an jener ſtatt des Klopfers eine Klingel angebracht. Auf ein Zeichen mit dem einen oder dem andern dieſer Inſtrumente wird innerhalb ein kleiner Schieber zurückgeſchoben, um ſich zu überzeugen, ob das außen ſtehende Individuum unverdächtig genug ausſieht, um ihm die Thüre zu öffnen. Jedermann iſt in dieſem romantiſchen Lande ſtets auf der Hut vor Dieben, Räubern und Mördern.

Hat man Gelegenheit, alle Räume eines Stockwerkes zu beſichtigen, ſo kann man über manche und bisweilen über die meiſten ſtark im Zweifel ſein, ob man in einem Gange, einem Vorzimmer oder überhaupt in was für einer Art von Lokalität man ſich befinde. So ſcheint nicht ſelten der größere Theil nur Gang und doch wieder wegen der in ſolchen Räumen aufgeſtellten Möbeln wirklich ein Zimmer zu ſein. Wollen wir aber dieſe unbenennbaren Räume für Zimmer halten, ſo vermiſſen wir anderſeits meiſt gänzlich das wohnliche Ausſehen. Ein wirklich ſo zu nennendes Zimmer hat gewöhnlich nur Ein Fenſter, das zugleich Thüre iſt, die auf einen Balkon führt, wenn das Zimmer nach der Straße oder einem Garten, auch oft wenn es nach einem Hofe zu liegt. Dieſe Balkonthüre mit Fenſter iſt in der Mitte der betreffenden Wand angebracht. Will man nun nicht mit der Arbeit auf dem Balkon ſitzen, was im Winter ohnedies unthunlich, noch dem Fenſter gerade gegenüber, weil dadurch leicht alle Ordnung geſtört würde, ſo hat man durchgehends in ſpaniſchen

Digitized by Google

Wohnungen, wenn ihre Lage noch so günstig ist, spärliches Licht. Wir sahen Büreau's mehrerer Konsulate und Staatsbehörden, sowie Komptoirs vieler der bedeutendsten Handelshäuser, die so düster waren, daß ein Verehrer des Lichtes in solchen Höhlen verderben konnte. Eckzimmer haben gewöhnlich zwei solche Fensterthüren und zwei Balkone, sind daher natürlich heller. Der Balkon aber ist nach spanischer Anschauung eine absolute Nothwendigkeit eines Zimmers, daß man im oben erwähnten Zweifel, ob man sich in einem Zimmer oder in einem andern Raume befinde, nur nach dem Balkon schauen darf, dessen Vorhandensein jedenfalls den betreffenden Raum als Zimmer erkennen läßt. Er fehlt der elendesten Bauernhütte nicht, ist übrigens auch an den Häusern der Reichsten und Vornehmsten nur mit einem einfachen eisernen Gitter umgeben. Bisweilen ist neben dem Balkonfenster ein anderes, gewöhnlich kleineres ohne Balkon, das sich dann sehr unsymmetrisch ausnimmt. Säle haben mindestens drei Fenster, wovon wenigstens das mittlere auf einen Balkon geht. Nun denke man sich ein vier- oder fünfstöckiges, mit einem Balkon vor jedem oder beinahe vor jedem Fenster und die Mehrzahl oder alle ganz von Menschen eingenommen. Dann erweitere man dieses Bild auf eine eine halbe Stunde lange Straße. Wenn nicht Thatsachen genug bewiesen, daß Häuslichkeit kein Charakterzug des Spaniers ist, so gienge dies schon aus der Allgemeinheit des Balkons hervor. Nicht genug, daß sich alle Welt fast immer außen herum treibt, selbst zu Hause mag man nicht zu Hause sein. Wer gerade nicht nothwendig im Innern beschäftigt ist und auf dem Balkon Raum hat, macht sich dorthin; die schöne Welt besonders bringt ohne und mit Arbeit ganze Tage dort zu. Freilich strengt man sich bei der Arbeit auf dem Balkon nicht sehr an. Man wählt ja diesen Sitz vorzüglich, um die trockene Arbeit angenehmer zu machen und durch allerlei Unterhaltung zu erleichtern.

Was der spanischen Wohnung nach unsern Begriffen ein sehr ungefälliges, unwohnliches Aussehen giebt, sind die mit quadratförmigen Backsteinen belegten Böden. Oft sind diese Steine freilich etwas geglättet oder gewichst, wodurch aber der Eindruck nicht gemildert wird. Die meist nackten Wände tragen dazu bei, den Eindruck der Unwohnlichkeit zu erhöhen. In den an der See gelegenen Provinzen wird zum Mörtel sehr häufig Seesand verwendet. Da dieser immer salzhaltig ist, so schwitzen solche Wände über die Maßen, sobald die Luft etwas feucht ist.

An einander stoßende Häuser haben nur Eine Wand, worin sie sich berühren. Läßt nun der Nachbar ein Stockwerk oder das ganze Haus verändern, so werden nach Bedarf Löcher in diese einzige Wand gehauen, um das Gebälke einfügen zu können. Mittlerweile wird dem Nachbar die so durchlöcherte Wand auf seiner Seite provisorisch nur mit eingelegten Steinen zugestopft und erst nach Vollendung des andern Hauses zugemauert. Am Plafond ist das ganze Gebälke sichtbar, höchstens ange-

Digitized by Google

ſtrichen. In kleineren Städten und in Dörfern tritt meiſt das nackte Gebälke hervor.

Eine Folge der leicht ſich abreibenden Backſteine und der vielen Fugen, die ein damit belegter Boden zeigt, iſt die Unreinlichkeit ſpaniſcher Wohnungen. Um dieſe rein zu halten, bedarf es eines Dienſtboten, der den ganzen Tag nur mit Abſtäuben beſchäftigt iſt. Aber auch damit iſt es nicht gethan; während an einer Stelle geſäubert wird, läßt ſich der Staub an andern deſto dichter nieder. Zu unſerem größten Verdruß machten wir überall dieſe Beobachtung. Spanier ſind in dieſem Punkte nicht ſo pedantiſch und empfindlich, als Deutſche oder gar Niederländer. Ein an ſtrenge Reinlichkeit gewöhnter Nordländer glaubt hier in Staub und Schmuz erſticken zu müſſen. Wohin man ſich wendet und dreht, ſetzt und lehnt, verrrichtet man wider Willen das Geſchäft des Abſtäubens.

Die Mobilien der beſteingerichteten Wohnungen ſind gewöhnlich plump und geſchmacklos. In manchen trifft man ſo gut wie gar keine. Die kleine Garderobe fährt dann in einigen Kiſten herum, über denen einfach der Deckel liegt, oder auch nicht; Herren- und Frauenkleider ſieht man oft in ganz anſtändigen Häuſern an Pflöcken hängen, Weißzeug oben darauf liegen, dem Staube völlig ausgeſetzt, oder höchſtens mit irgend einem Tuche bedeckt. Schöne Ordnung und zweckmäßige Bequemlichkeit ſind ſelbſt den Wohnungen der Vornehmſten fremd; es iſt wenig oder gar kein Sinn dafür vorhanden. Die ſchönſten Zimmer ſcheinen nur Räume zum Plaudern oder Tanzen zu ſein. Die ſchlichteſte, wohlgeordnete Wohnung eines nicht zu ärmlichen deutſchen Dorfes erſcheint ſchon auf den erſten Anblick ihrem Zwecke weit angemeſſener, als dieſe ſpaniſche Grandezza.

Der Fremde, dem ſeine Mittel nicht erlaubten, ein möblirtes Zimmer oder Möbeln zu miethen (in kleineren Städten, d h. unter 40,000 Einwohnern, kann er aber oft mit allen Mitteln beides nicht erhalten), muß ſeiner Liebe zur Ordnung und Bequemlichkeit ſo lange Zwang anthun, bis er ſich daran gewöhnt hat, ſeine Effekten in Koffern und Kiſten oder ſonſt auf ſpaniſche Art aufzuheben, um nicht zu ſagen aufzubewahren.

Die Thüren vieler der reichſten Häuſer ſind nur mit Waſſerfarbe angeſtrichen, die meiſt ſo unhaltbar iſt, daß das verwitterte Holz mehr oder weniger hervortritt. So viele Gauner und Diebe es auch giebt, ſo ſind die Schlöſſer meiſt von der einfachſten Arbeit, ſehr oft nur einfach ſchließbar. Das Schloſſergewerbe, wie ſo manches andere, befindet ſich hier noch auf der Elementarſtufe.

Wenn alle dieſe und ähnliche Mängel den beſten Häuſern anhaften, wie traurig und lotterhaft müſſen in unſern Augen erſt die minder guten oder ſchlechten beſtellt ſein!

Eines ſehr empfindlichen Mangels, woran durchgehends die ſpaniſchen Wohnungen leiden, müſſen wir noch zum Schluſſe gedenken. Bei-

Digitized by

nahe allgemein fehlen Kamine oder Oefen. Oefen im warmen ſchönen Süden! wird Mancher rufen; aber er ſoll wiſſen, daß zu Anfang Dezembers hier zu Lande die Temperatur ſo zu ſinken beginnt, daß man bei der nämlichen in Deutſchland bereits die Zimmer heizen, wenn auch das Feuer nicht den ganzen Tag unterhalten würde. Im Innern und in Gebirgsgegenden iſt die Kälte noch ſtrenger, weil nicht durch die Seeluft gemäßigt. Dort iſt Schnee eben keine Seltenheit, wenn er auch nicht lange liegen bleibt. Macht man ſich Bewegung, ſo iſt freilich dieſe Kälte nicht mit der nordiſchen zu vergleichen. Wer aber ganze Tage ruhig im Zimmer zubringen muß, wird den geringeren Froſt des ſpaniſchen Winters weit heftiger empfinden, als den ſtrengeren im Norden, gegen den er doch zu Hauſe geſchützt iſt. Zu dieſem Mangel an Heizung rechne man noch die kalten ſteinernen Böden und die meiſt kahlen Wände. Wir haben Wohnungen und Arbeitslokale genug geſehen, denen ſelbſt die einzigen Schutzmittel gegen die Kälte, Fußteppiche, Matten von Binſen, Stroh oder Espartogras, gänzlich fehlten. Den Ofen muß hier ziemlich allgemein das Kohlenbecken (brasero) vertreten, womit man die Füße wärmt und verdirbt. Die einfachſten ſind aus Thon, viereckig oder rund, in Holz eingefaßt, das meiſt einen runden, breiten Rand bildet, ſo daß ſechs und mehr Perſonen um das Kohlenfeuer herum ſitzen und ihre Füße auf den Rand des Beckens ſtellen können. Die eleganteſten ſind von Meſſing oder Kupfer und mit einem gitterartigen, gewölbten Deckel verſehen, worauf man die Füße ſetzt. Dieſe dienen gewöhnlich nicht ſo vielen Perſonen als erſtere. In Arbeitszimmern iſt aber von ſolchen Artikeln nichts zu ſehen.

Mancher wird aus dem Geſagten ſchließen, der Spanier müſſe ſehr unempfindlich gegen die Kälte ſein; es findet aber gerade das Gegentheil ſtatt. Während wir in einem ſoliden Winterrocke mit beinahe bloßem Halſe außer dem Hauſe bei gehöriger Bewegung einen hohen Grad von Kälte ertragen, mummen ſich hier Leute der unterſten Volksklaſſen, die man doch für abgehärtet halten ſollte, in ſchwere Teppiche, Decken oder Mäntel, und wickeln Hals und Geſicht in lange Shawls ein.

6. Das Eskurial.

Das Eskurial liegt ſieben bis acht Stunden von Madrid, nicht weit von Guadarama, am Fuße einer Gebirgskette. Die Gegend, die man durchwandern muß, iſt dürr und öde, wie man es ſich kaum denken kann; man ſieht keinen Baum, kein Haus; eine Höhe erhebt ſich hinter der andern; ausgetrocknete Schluchten, über die mehrere Brücken führen, zeigen, daß ſie zu Zeiten Strombetten ſind; hier und da erheben ſich hohe Ge-

Digitized by Google

birge, mit Schnee oder Wolken bedeckt, und geben der Gegend einen großartigen Charakter, der durch Mangel aller Vegetation noch erhöht wird.

Halbwegs, auf einer ziemlich steilen Höhe, findet sich ein einzelnstehendes, armseliges Haus, das einzige in dem Umkreise von acht Stunden; ihm gegenüber ist eine Quelle, die ihr eisiges Wasser in einzelnen Tropfen giebt. Hier trinkt man so viel, als die Quelle erlaubt, läßt die Maulthiere ein wenig Athem holen und setzt die Reise weiter fort. Bald erblickt man in nebeliger Ferne der Gebirge das Eskurial, hell von der Sonne beschienen.

Es ist von Weitem ein herrlicher Anblick, man hält es für einen ungeheuern, orientalischen Palast. Bevor man es erreicht, muß man durch ein Gehölz von Oelbäumen, das mit Kreuzen geziert ist, die seltsam auf großen viereckigen Felsstücken stehen und einen malerischen Anblick gewähren. Beim Ausgang aus dem Gehölz liegt das Dorf und der Koloß gerade vor dem Reisenden. Doch entspricht der Anblick in der Nähe keineswegs dem, was man erwartet.

Es ist bekannt, daß das Eskurial einem Gelübde zufolge, das Philipp II. bei der Belagerung von St. Quentin gethan hatte, gebaut wurde, weil er hier eine Kirche des heiligen Laurentius beschießen lassen mußte, und dem Heiligen versprach, ihm eine schönere und größere aufzurichten. Er hielt sein Versprechen. Angefangen von Juan Bautista und beendet von Herrera, ist das Eskurial nach den Pyramiden Aegyptens der größte Granithaufen auf der Erde. Man nennt es auch in Spanien das achte Wunder der Welt, und da jedes Land sein achtes Wunderwerk hat, so sind wenigstens 30 achte Wunder auf der Welt.

Den Eindruck, den das Gebäude auf mich gemacht hat, treu zu schildern, bin ich in einiger Verlegenheit. Ernste und wohlverständige Leute, die es aber wahrscheinlich nicht gesehen haben, sprechen von ihm als von einem Meisterstück des menschlichen Erfindungsgeistes. Was wird man von mir nun denken, wenn ich sage, daß ich das Eskurial für das traurigste, langweiligste Machwerk halte, das ein trübsinniger Mönch und ein argwöhnischer Tyrann zum Verdruß ihrer Zeitgenossen nur erdenken konnten!

Das Eskurial ist in Form eines Bratrostes gebaut zu Ehren des Rostes des heiligen Laurentius; doch tritt diese Form klarer in der Zeichnung als im Gebäude hervor; außer dieser bizarren Idee aber erinnert nichts an eine künstlerische Idee, die bei dem Aufbau thätig gewesen sei; es müßte denn sein, daß man hier das Ideal einer Kaserne hätte aufstellen wollen, was dem Baumeister mit seinen sechs bis sieben Stockwerken, den kleinen, engen Fenstern, die den Löchern eines Bienenkorbes gleichen, dem Mangel an jeder architektonischen Verzierung trefflich gelungen ist; selbst das einzige Gute, das er besitzt, der Granit, ist ihm durch die erdgelbe Farbe verkümmert worden, die man den Mauern gegeben, und welche dem Argwohn Raum geben, als sei es aus Lehm gebaut, obgleich der Rand

Digitized by Google

eines jeden Steines mit einer schreiend weißen Farbe angezeigt ist. Oben auf dem Gebäude steht schwerfällig eine bucklige Kuppel, die keine andere Verzierung trägt, als eine Masse Granitkugeln. Der Symmetrie wegen sind rings herum Gebäude in demselben Styl gebaut (d. h. mit kleinen Fenstern und ohne Verzierungen), die durch Gallerien, in Gestalt von Brücken, unter sich zusammenhängen, welche über die Straßen gehen, die nach dem jetzt zu einer Ruine gewordenen Dorfe führen. Alle Umgebungen sind mit Granitplatten belegt und die Grenzen mit kleinen, drei Fuß hohen Mauern bezeichnet, welche bei jedem Winkel, jedem Einschnitt mit Kugeln verziert sind.

Man tritt zuerst in einen weiten Hof, in dessen Hintergrunde sich das Portal der Kirche erhebt, die nichts Bemerkenswerthes hat, als kolossale Statuen der Propheten mit vergoldeten Verzierungen und rosa bemalten Gesichtern. Der Hof ist mit Steinplatten belegt, feucht und kalt, das Gras wächst in den Winkeln; schon beim Eintritt fällt auf uns die Langeweile wie ein bleierner Mantel, der die Brust zusammenschnürt; es ist, als wenn Alles ausgestorben sei. Obgleich draußen eine Hitze von 30 Grad ist, gerinnt das Mark in den Knochen; es scheint, als ob die Lebenswärme nie mehr unser Blut durchdringen könne. Diese Mauern, undurchdringlich wie das Grab, können die Luft der Lebenden nie durch ihre dicken Wände hindurchlassen.

Unser Führer im Innern des Gebäudes war blind, und seltsam war es, zu bemerken, mit welcher Genauigkeit er vor den Gemälden stehen blieb und die Maler und das Sujet ohne Zögern und ohne sich zu irren nannte. Er hieß Cornelio und schien recht zufrieden mit seiner Schwäche zu sein.

Das Innere der Kirche ist traurig und nackt. Mausgraue, ungeheure Pilaster von grobkörnigem Granit erheben sich bis zu den Gewölben, die mit Fresken bemalt sind, aber mit ihren azurnen, duftigen Tönen schlecht zu der kalten, armseligen Architektur passen. Statuen von vergoldeter Bronze, die zu beiden Seiten des Retablo auf den Knieen liegen, und die, wie ich glaube, Don Carlos und Prinzessinnen der königlichen Familien vorstellen, sind in großartigem Styl und machen eine gute Wirkung. Das Kapitel, das dem Hochaltar gegenüber liegt, ist an sich selbst eine ungeheure Kirche, aber ohne Verzierung. Noch habe ich keine gothische Kirche betreten können, ohne ein tiefes geheimnißvolles Gefühl zu empfinden, das mich mächtig ergriff; doch in dieser Kirche wird man von den Steinmassen dermaßen erdrückt, man fühlt so sehr, daß man hier unter der Herrschaft einer unbeugsamen, düstern Gewalt steht, daß kein Gebet, kein frommer Gedanke aufkommen kann.

Das Pantheon oder Begräbniß der Könige, das wir nach der Kirche besuchten, ist ein achteckiges Gebäude von 36 Fuß im Durchmesser und 38 Fuß Höhe, gerade unter dem Hochaltar, so daß der Priester, wenn er die Messe liest, auf dem Schlußstein des Gewölbes steht. Eine Treppe von Granit und buntem Marmor, von einem schönen Bronzegitter verschlossen, führt hinunter. Das Gewölbe ist mit Jaspis, Porphyr und andern nicht

Digitized by Google

weniger koſtbaren Marmorarten ausgelegt. In den Mauern ſind Niſchen mit Halbſäulen (cippes) von antiker Geſtalt angebracht, zur Aufnahme der Könige und Königinnen, die Erben hinterlaſſen haben. Auch hier herrſcht eine erſtarrende Kälte, und man begreift nicht, wie durch die Steinmaſſe, die auf uns mit erſtickender Gewalt liegt, der Ruf der Auferſtehung dringen könne.

In der Sakriſtei ſind noch einige gute Gemälde, die übrigen ſind nach Madrid in's königliche Muſeum gebracht worden; die Decke der großen Treppe iſt von Luka Geardano gemalt und ſtellt auf allegoriſche Weiſe das Gelübde Philipp's II. und die Gründung des Kloſters dar. Die Bibliothek hat das Eigenthümliche, daß die Bände mit dem Rücken gegen die Wand und mit dem Schnitt dem Beſchauer zugekehrt ſind. Den Grund dieſes Verfahrens kenne ich nicht.

Von der Kuppel hat man eine unendliche Ausſicht, auf der einen Seite die weite gebirgige Ebene nach Madrid zu, auf der andern die Gebirge von Guadarama und die Anſicht des Kloſters mit ſeinen Höfen, Springbrunnen, Arkaden u. ſ. w. Auf einer Feuereſſe war in ſeinem, einem umgekehrten Turban gleichenden Neſte ein Storch mit ſeinen drei Jungen. Die Mutter ſtand auf einem Fuße mitten im Neſte, den Hals in die Schultern gezogen und den Schnabel majeſtätiſch auf der Bruſt ruhend, wie ein Philoſoph; die Kleinen ſtreckten ihre langen Schnäbel und Hälſe aus, um Futter zu verlangen, aber die Storchin blieb bei dieſen hungrigen Demonſtrationen unbeweglich, und dieſes Bild hob noch die traurige Stille und düſtere Melancholie des Ganzen, es gab ihm faſt etwas Aegyptiſches, Pharaoniſches.

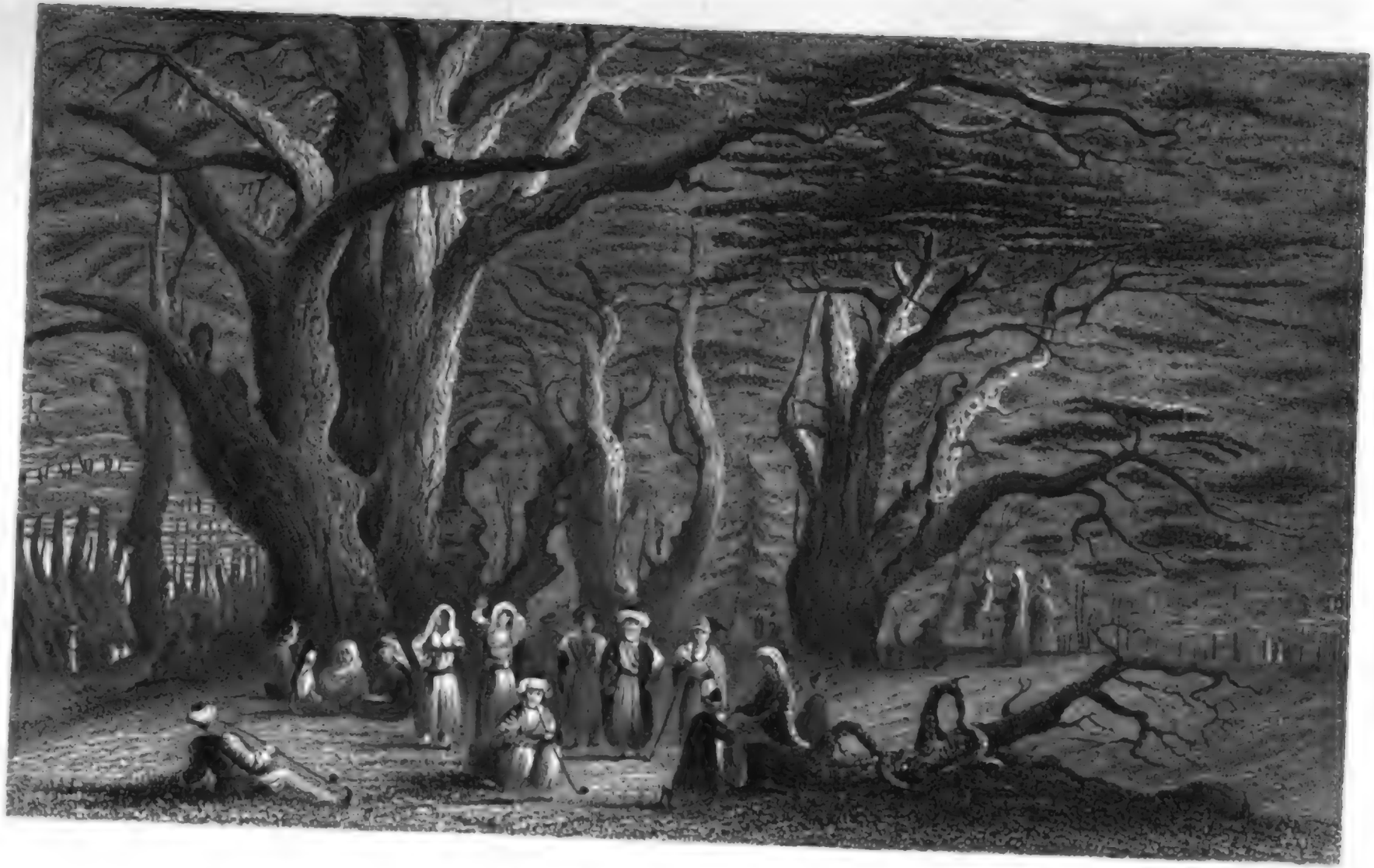
Noch beſahen wir den Garten, der mehr Architektur als Vegetation hat, überall Terraſſen und Parterres von verſchnittenem Buchsbaum, einige Springbrunnen und zwiſchen ihnen einzelne Baſſins voll grünlichen Waſſers — ein langweiliger, feierlicher Garten, wie er ſich für ein ſolches Gebäude ziemt.

Man ſagt, das Eskurial habe 1100 Fenſter, und ich glaube es gern, obwohl ich ſie nicht gezählt habe, denn ſo viel Fenſter habe ich noch nie bei einander geſehen; auch die Zahl der Thüren iſt fabelhaft groß. — Als wir wieder in die freie, warme Luft traten, athmete ich von Neuem auf. Ich glaubte, das Leben ſei mir von Neuem wieder geſchenkt, und die Hoffnung trat mir nahe, die ich in der Granitmaſſe ganz verloren hatte.

Druck der Hofbuchdruckerei (H. A. Pierer) in Altenburg.

Digitized by Google

Digitized by Google



Die Cedern des Libanon.

Geographische
Charakterbilder

in abgerundeten Gemälden

aus der

Länder- und Völkerkunde.

Nach

Musterdarstellungen der deutschen und ausländischen Literatur

für die

obere Stufe des geographischen Unterrichts in Schulen, so wie zu einer bildenden Lektüre für Freunde der Erdkunde überhaupt

bearbeitet

von

A. W. Grube.

Neunte vermehrte und verbesserte Auflage.

Zweiter Theil.

Leipzig:
Friedrich Brandstetter.
1864.

Digitized by Google

Inhaltsverzeichniß.

Elfter Abſchnitt.

		Seite
1.	Günſtige Lage von Konſtantinopel	1
2.	Konſtantinopel, nach dem erſten Eindruck geſchildert	2
3.	Der Markt in Damaskus	10
4.	Die Orientalen in ihrer Häuslichkeit	23
	Die Bäder und Harems in Perſien	26
5.	Ein Blick vom Oelberge auf Jeruſalem	28
6.	Jeruſalem	31
7.	Die Zedern des Libanon	39

Zwölfter Abſchnitt.

1.	Die Heiligthümer von Mekka und Medina	42
	Die Kaaba zu Mekka	—
	Medina mit dem Grabmale Muhameds	51
2.	Das Kameel als Schiff der Wüſte	57
3.	Die Beduinen	63
4.	Ein beduiniſches Gedicht	66

Dreizehnter Abſchnitt.

Bilder aus dem aſiatiſchen Rußland.

1.	Weſtſibirien	68
2.	Vom Jeniſei nach Irkutsk	71
3.	Der Baikalſee und das ruſſiſche Daurien	74
4.	Das Amurland	82

Vierzehnter Abſchnitt.

I. Aus dem Mongolenlande und Tibet.

1.	Die Hochebene	92
2.	Der Mongole	93
3.	Einkehr in einem Mongolenzelte	95
4.	Om ma ni pat-me hum, das buddhiſtiſche Gebet	99

II. China.

1.	Ein Aufenthalt in Peking	101
2.	Ein chineſiſches Gaſtmahl	111
3.	Die chineſiſche Kultur	113
4.	Chineſiſche Kulturbilder	116
	Die Chineſen als Handelsvolk	—
	Pauperismus und Kindermord in China	118

Digitized by Google

Seite

Eine chinesische Heerschau 119
Komplimente 122
Wider die Natur 123
Der Reisbau 124
Der Theebau 125
5. Hochachtung der Chinesen vor dem Ackerbau und der Seidenkultur 127
6. Das Opium 129

III. Japan.

1. Das Inselreich Japan 131
2. Wanderskizzen auf einer Fahrt von New-York nach China und Japan 140

Fünfzehnter Abschnitt.

I. Bilder aus Vorderindien.

1. Ein Besuch auf Ceylon 144
2. Die Brahmanenstadt Benares 149
3. Eine Sutti an der Nerbudda 151
4. Charakter und Lebensweise der Hindu's 160
5. Das Kastenwesen in Hindostan 174
6. Die Bedienten der Europäer in Indien 183
7. Die Jahreszeiten in Bengalen 185
8. Der Tag eines reichen Engländers in Kalkutta 187

II. Bilder aus Hinterindien.

1. Die Malayen 191
2. Der Siamese und sein Fluß Menam 193
3. Ein Aufenthalt in Bankok 197

III Bilder aus der Inselwelt.

Borneo 202
1. Ausflug zu den unabhängigen Dayaks und den Antimonium-Minen . . . . . —
2. Besuch bei den unabhängigen Dayaks 205
3. Die Nikobaren-Inseln 207

Sechszehnter Abschnitt.

1. Algier 213
Algier als französisches Kolonieland im Jahre 1860 . . . 220
2. Ein Besuch bei der Mutter des Bey von Tunis 222
3. Die Bevölkerung von Tunis 227
4. Maurische Religiosität, Gesetzgebung und Schulbildung. Tanger. Tetuan 230
Tanger . . . . . —
Tetuan 237
5. Landschaftlicher Charakter der Wüste 239
6. Die Dattelpalme in Fezzan 240
7. Reise durch's Tibbuland und Gegend um Aschenumma 242
8. Eine Negerhütte in Adamava 245

Digitized by Google

Siebzehnter Abschnitt.

Seite

1. Ein Blick auf die Baudenkmale Aegyptens 248
2. Die Pyramiden und ihre Umgebung 253
3. Der Nil 266
4. Die Zigeuner in Aegypten 270
5. Ueber die Entdeckung der Nilquellen 274

Achtzehnter Abschnitt.

1. Die Menschen im Negerreich Ashanti 277
   Ein festlicher Aufzug . . . . . —
   Aberglauben und daraus entspringende Unmenschlichkeit . . 284
   Das Königreich Dahomey 291
2. Die Wüste Kalahari 293
3. Die Hottentotten 297
4. Die Kaffern 301

Neunzehnter Abschnitt.

Australien 307
   1. Die Deportirten in der Gesellschaft von Sidney . . 309
   2. Die australischen Kolonieen 311
   3. Eine Fahrt zu den Blauen Bergen 319
   4. Ein Fest der australischen Schwarzen 323

Zwanzigster Abschnitt.

1. Die Insel Teneriffa und der Pik de Teyde 325
2. Das Tropische Meer und die Neue Welt 334
   Erste Fahrt des Kolumbus über den Atlantischen Ozean . —
3. Der Golfstrom 349
4. Der Marannon und seine Ufer 353
5. Der Landbau und die Landschaft in der heißen Zone 359
6. Plantagen und Neger im tropischen Amerika 361
   Eine Kaffee- und Zuckerplantage auf Kuba . . . . . —
7. Die charakteristischen Eigenthümlichkeiten des Negers 367
8. Mexiko 372
   1. Land und Leute . . . . . —
   2. Das Leben in Mexiko 379
   3. Die Indianer in Mexiko 387
   4. Die Kreolen 395
   5. Lima und seine Bewohner 401

Einundzwanzigster Abschnitt.

(Charakterbilder aus den Vereinigten Staaten.)

1. Die Frauen in den „Backwoods" oder Wäldern des Westens . . 425
2. Die Savannen und ihre Fruchtbarkeit 436
3. Eine brennende Prairie in Nordamerika 440
4. Aus Kalifornien 444
   Geschichte der Entdeckung des Goldes in Kalifornien . . . —
   Kalifornien in den letzten Monaten des Jahres 1849 . . 446

Digitized by Google

		Seite
	San Franzisko im Jahre 1855	452
	Der Telegraph von New-York nach San Franzisko	455
5.	Cincinnati, die „Königin des Westens"	457
	Lage	—
	Der Markt	458
	Boardinghäuser	460
	Money-Brokers	464
	Auktionen	—
	Kleiderläden	465
	Die Schweine in Cincinnati	466
6.	Reise-Eindrücke	469
	Nationalfest in Philadelphia	—
	Ueber die Alleghanies nach Pittsburg	470
	Mississippifahrt von Kairo nach St. Louis	473
7.	Die Mississippidampfer	475
	Hudsondampfer	477
	Panzerschiffe	478
8.	New-York	480
	Erziehung und Unabhängigkeitsgefühl der Amerikaner	486
9.	Deutsches Wesen	487
10.	Physische Kontraste zwischen der Alten und Neuen Welt	489
11.	Ueber das Klima von Nordamerika	495
	Die trockene Luft in den Vereinigten Staaten und ihre Wirkung auf die Gewohnheiten und Sitten	499

Zweiundzwanzigster Abschnitt.

1.	Die Pontische Steppe	503
	Oberfläche und Gestaltung	—
	Umriß eines Limans	509
	Das Klima	510
	Vegetation	516
	Thierleben und Hirtenleben	519
	Vergleichende Hinblicke auf die nicht-pontischen Steppen	533
2.	Der Gaucho und die Pampas	537
3.	Vergleichende Ansicht der Steppen	540

Dreiundzwanzigster Abschnitt.

1.	Geographische Betrachtungen über die Hauptnahrungsmittel des Menschen	549
2.	Die Brodpflanzen nach ihren kulturgeschichtlichen Beziehungen	553
3	Die Einwirkung des Menschen auf die Natur	558
4.	Ueber die Verbreitung des organischen Lebens auf der Erde	566

Digitized by Google

Elfter Abschnitt.

1. Günstige Lage von Konstantinopel. — 2. Konstantinopel, nach dem ersten Eindruck geschildert. — 3. Der Markt in Damaskus. — 4. Die Orientalen in ihrer Häuslichkeit. — 5. Ein Blick vom Oelberge auf Jerusalem. — 6. Jerusalem. — 7. Die Zedern des Libanon.

1. Günstige Lage von Konstantinopel.
(Stambul.)*)

In den ältesten Zeiten grünte an den Ufern des Thrazischen Bosporus das alte Byzanz, nach dessen Zerstörung sich ein neues daselbst bildete. Dieses wurde unter dem Namen Konstantinopel zur größten Residenz des Ostens erhoben und blühte als solche sowohl unter den römischen als unter den griechischen und lateinischen Kaisern, und noch jetzt, nachdem diese menschliche Ansiedelung im Verlaufe ihres Lebens fast 20 blutige Belagerungen und zerstörende Eroberungen ausgestanden hat, ruht sie als Stambul in so großer Kraftfülle auf ihrer Halbinsel, als hätte sie tausendjährigen Frieden gehabt.

Man kann dieser Stadt noch viele Belagerungen und Zerstörungen vorhersagen, insofern das Menschengeschlecht seine habgierige und blutdürstige Natur nicht ablegt, und zugleich kann man ihr noch ein langes Leben prophezeien, insofern nicht ihre Umgebungen auf 100 Meilen in der Runde sich anders gestalten. Nach einer mäßigen Berechnung, die das Alter dieser Stadt nur auf 2000 Jahre setzt, ihre durchschnittliche Bevölkerung nur zu 200,000 Menschen annimmt, und diese jedesmal nach 30 Jahren absterben läßt, lebt das jetzige Konstantinopel schon auf der Asche von 15 Millionen Menschen. So groß war das Leben und Sterben auf diesem Erdenwinkel; und wie viele Ernten wird der Tod hier noch halten?

Die Lage Konstantinopels läßt sich ungefähr aus folgenden Gesichtspunkten betrachten. Zuerst ist sie — und das rief sie in die Welt — ein

*) Nach J. G. Kohl: „Der Verkehr und die Ansiedelungen der Menschen."

Digitized by Google

Hafenort und als solcher von den Schiffern sehr gesucht, da sie einen Hafen bietet, der so tief, so geräumig und geschützt ist, wie wenige auf Erden.

Alsdann liegt sie mit Scutari auf zwei Halbinseln, durch die sich zwei Welttheile fast bis zur Berührung nähern und ihren Landverkehr gegenseitig in einander fließen lassen. Es ist also eine Hauptpassage des Landverkehrs zweier Welttheile.

Konstantinopel ist mithin Hafenstadt am goldenen Horn, Meerengenstadt am Bosporus und endlich auch Mündungsstadt des Schwarzen Meeres und aller in dieses Meer ausgehenden Flüsse. Aller Austausch des Mittelländischen und Schwarzen Meeres geschieht durch Konstantinopel.

Man wird sich daher über die Dauer und Größe dieser Stadt nicht wundern, wenn man bedenkt, daß sie zwei Welttheile, Asien und Europa, in deren Umarmung sie entbrannte, und zwei Meere, das Schwarze und Mittelländische, aus deren Wogenschaum sie emporstieg, vermittelt. *)

2. Konstantinopel,

nach dem ersten Eindruck geschildert. **)

Wir verließen Therapia, den Sommersitz des Gesandten, um 6 Uhr Morgens; nie vielleicht war das Wetter schöner gewesen in einem Lande, wo es beständig schön bleibt. Ein sechsruderiges Kaik erwartete uns am Fuße des Palastes; wir setzten uns hinein und das Schiff stieß vom Ufer. Unsere griechischen Ruderer schlugen die Wellen im Takt. Ihre Beine waren nackt; ihre breiten Beinkleider, von leichtem weißen Stoff, erreichten nur die Kniee; die sehr weiten Hemden von feiner Leinwand ließen ihren Hals, ihre Brust und ihre Arme bloß. Die Haare hatten sie rasirt, so auch den Bart; nur Schnurrbärte trugen sie. Uebrigens hatten sie kleine rothe Tarbuschen (Mützen) mit blauem Quast auf dem Kopfe. Die „Kaiken", kleine Kähne von merkwürdiger Leichtigkeit und Reinlichkeit, die aber durch die geringste Bewegung der Passagiere umgeworfen werden können, sind sehr leicht und schmal und endigen in eine scharfe Spitze. Man baut sie gewöhnlich von Ahorn; sie werden mit Schnitzwerk verziert und mit einem sehr klaren Firniß überzogen. Die Ruderer sitzen, der eine hinter dem andern, auf kleinen Bänken; die Passagiere hingegen legen sich

*) Und wenn man ferner das ebenso gesunde als angenehme Klima, die Fruchtbarkeit des Landes und den Fischreichthum des Meeres und endlich das günstige Ortsverhältniß zur wirksamen Vertheidigung der Stadt bei Belagerungen hinzunimmt.

**) Aus den Lettres sur l'Orient des Baron Theodor Renouard de Buisière.

Digitized by Google

auf den Boden des Nachens, der mit Teppichen und Kissen verschen wird. Wo stehen wie in Nom Warenhäusern angelegte von Theopia nach Rom stammlegt, eine Einrichtung, die wir weiteren Kreisen.

Der Bootsmann, den ich der Länge nach durchschlafen, bietet dem Magen eine ununterbrochene Folge von Genüssen und Unannehmlichkeiten bereiten. Wenn man nämlich unbarmherzigen Hitze spenden sich längst den zumeist ähnlichen und ähnlichen Ufern; Dörfer in hübsch malerischer Lage hingen, sind an einander gereiht, das Gebirge; Dächer, die eine immer reizlosere und die andere, klopfen auf einander und werden neue Häuserreihen, denselben Bäumen und Palmen bestanden. Am linken Ufer Schlamm liefert man Brunnen, deren Kristallwasser von der Berge Tiefen, wie sich in gehen reichen Ertrages und kostenlos zugeführt werden, ihre Wirkung auch in einem Quell") ersprießen. Viele aus ersten Ursprung sich ruhige Thäler, mit dankerfüllter Ergebenheit ihren Erfrischungen Preis und anbieten; worauf folgen weiter große Flußwasserleitungen. Mitten aus dem trockenen Grün sieben mächtige Steinbogen von mehrfacher Mannes, und hier zu stehen Reihenfolge, wie hier zugleich als öffentliche Anlagen benutzt werden. Der Bootsmann bleibt in dem Schatten dieser Bogen liegen. Tausende von Passagen durchfliegen sich in vielen Richtungen; Fremdgut laufen sich hinweil Schauerwerke holen, mehrere Tropfen in großen Gruppen aus die Schiffe laufen oder sich in den Strom hinein.

In weiter und weiterer Ferne sich nahen, selbe mannigfaltiger werden Bauten und Baulichkeiten von der Beschaffenheit"), auf welchen jeden Thurm der Landschaft ist erhöht, eine alte Schanze, die von den langen Zeiten des Hispanischen Reiches stammt, und von Mittelalter zeugen Kastellmönch und Theopia bilden. Hier gerade ich einen Anblick, welchen Stimmung ein ganz eigenthümlich sympathisches weckten. Welches war das Thema Schlosses, des Ruinen Sommerwohnung, ein Gebäude, das bei seinen Anblick ein gleichsam Gefühl der Wehmuth, wenn man gedankenlos einer langen Schlösser, jener Phantasiegebilde zu erblicken, die nur in der Einbildungskraft orientalischer Dichter leben. Unser Boot bereits die Mündung in eilen Fluß, dessen Ufer, von Hügeln begrenzt, auf seiner Ausdehnung Spalte man den Kiosk des Sultans sieht, welcher sich in Bogen und mittlern Bogen, Strom weiter, und zwar in der Mitte der Wasserlage, sich ob den Thurm des Leander, gegen den sich die Wellen brechen. Dieser Thurm gegen sich von Westen von Abendsonne, die Strahlen Felsen und die Kühle von Gebirgen; der enge Schlauch des Thurmes Bogen in weiter Ferne die reizende Landschaft. Mitten aus und aber lag

[1]) Die neunen die Türken die ungeheure Nähe, das Gebiet der nennen der Zeiten.

[2]) Diese Bezeichnung, das heute Kioker Bauen genannt wurde, lag im Klima Sitte von Rauen und Zeiten. Von seinen Palast und Schlössern die Perlen und der Europäer aus Europa nach Asien.

die Spitze des Serails, neben welcher sich das prachtvolle Konstantinopel erhob. Tausende von Häusern sind auf den sieben Hügeln verstreut, auf denen die Stadt gebaut ist, und zwischen denen sich das berühmte goldene Horn, Konstantinopels schöner Hafen, erstreckt. Mitten unter den Häusern erheben sich die schönsten Baumgruppen; eine Menge prächtiger Moscheen, schlanker Minarets bieten sich zu gleicher Zeit den Blicken dar, im klarsten Glanze des südlichen Himmels prangend. Die Luft war von der größten Reinheit, nur leise wurden die Gipfel der Bäume durch den Hauch eines leisen Seewindes in Bewegung gesetzt; der stille, klare Spiegel des Meeres zeigte den Widerschein dieser reizenden Landschaft, welche auf solche Weise in den Lüften zu schweben oder golden in einem azurnen Ozean zu schwimmen schien. Der Anblick war bezaubernd; ich wagte kaum zu athmen; ich meinte in einem lieblichen Traume befangen zu sein und fürchtete, davon zu erwachen. Doch rastlos ruderten wir vorwärts und bald erreichten wir den Hafen. Zur Rechten hatten wir nunmehr Galata, Pera und Tophana, die Quartiere der Franken und des Zeughauses; zur Linken lag das eigentliche Konstantinopel. Gegen diese Seite nahmen wir unsere Richtung und suchten unsern Weg mitten durch einige Hundert Kauffahrteischiffe, die hier aus allen Welttheilen zusammenkommen. Wir landeten an einem bedeckten hölzernen Vorbau, wo die Kaiken gewöhnlich anlegen. Mein Führer erneute die Warnung, mich vor den Hunden zu hüten, und besonders in den Gassen im Vorbeigehen Niemanden anzustreifen. Doch bedurfte ich dieser Mahnung nicht, da ein neuer Ankömmling meist die übertriebenste Angst vor der Pest mitbringt.

Wir traten in die Stadt. Nun änderte sich die Szene. Die Gassen sind widrig; die Häuser haben einen so leichten und unsichern Bau, daß man den Muth und den Fatalismus*) der Leute bewundern muß, welche dieselben bewohnen, da sie beständig bedroht sind, verschüttet zu werden oder in den Flammen umzukommen. Das Pflaster ist ebenfalls abscheulich, und die Gassen sind so eng, daß manchmal mit Mühe nur drei Personen darin neben einander gehen können; und dabei sind sie noch bevölkerter, als die Straßen jeder andern europäischen Hauptstadt. Die lebhafteste Einbildungskraft eines Europäers, der noch keine asiatische Stadt gesehen hat, vermag nicht, sich eine Vorstellung davon zu machen. Was mir zuerst auffiel, war die Mannigfaltigkeit und Weite der Trachten. Man lehrte mich den Rang und die Nationalität der Leute, die mir begegneten, nach ihrem Kopfputz und ihrer Fußbekleidung zu erkennen. Die Muhamedaner tragen gelbe, die Raja (christliche Unterthanen der Pforte) rothe und die Juden blaue Stiefeln. Ein ähnlicher Unterschied findet bei den Häusern Statt. Die öffentlichen Gebäude und die, welche dem Sultan gehören, sind weiß, die der Emire grün und die der andern Türken

*) Der Glaube an das unabwendbare Schicksal, gegen das alle Thätigkeit des Menschen unnütz ist.

Digitized by Google

roth; die Häuſer der Rajas und der anderen Unterthanen endlich ſind grau angeſtrichen. Ich will nicht lange erzählen von den gerippten Turbanen der Effendis, den ſcharlachnen Spitzmützen der Köche des Großherrn, der ſonderbaren Mütze der Boſtangis (Gärtner), dem Kalpak der Armenier und dem kleinen Turban der Juden, es genüge zu ſagen, daß jeder Stand ſeinen eigenen Kopfputz und Kleiderſchnitt, öfters auch ſeine eigene Farbe hat. Die Türken allein haben in dieſer Hinſicht freie Wahl, und ich habe bemerkt, daß die jungen Muſelmanen meiſt dunkelfarbige Kleider tragen, während ſich die alten gelb, hellgrün und roſenroth zu tragen pflegen.

Die Hunde, welche mir bei jedem Schritte haufenweiſe begegneten, waren mir eine widerwärtige Erſcheinung; ihre Race iſt häßlich, der Geſtalt und Farbe nach gleichen ſie dem Fuchſe oder dem Wolfe. Sie leben in den Gaſſen ohne Herren, ganz wild, und vermehren ſich auf eine beängſtigende Weiſe; doch hat man kein Beiſpiel, daß die Tollwuth unter ihnen geherrſcht habe. Eine ſonderbare Thatſache iſt es, daß ſie die Quartiere der Stadt ordentlich unter ſich getheilt haben. Verläßt ein Hund ſein Quartier, ſo fährt das Hundevolk deſſelben insgeſammt auf ihn los und treibt ihn zurück, oft halb todt gebiſſen.

Spielende Kinder, lärmende und tobende Gaſſenbuben, welche die Straßen abendländiſcher Städte beleben, trifft man in Konſtantinopel nicht. An ihre Stelle ſind jene wilden Hundeſchaaren getreten, ſowie Schaaren von Tauben, die in unzähligen Flügen hin und her flattern. Auch Singvögel, die von Alt und Jung in Käfigen gehalten werden, ſind in Konſtantinopel ſehr beliebt.

Auf die engen Gaſſen folgen von Zeit zu Zeit unregelmäßige Plätze, die mit Bäumen beſetzt ſind. Jemehr ich vorwärts kam, deſto außerordentlicher erſchien mir das Leben und die Bewegung. Die bevölkertſten Quartiere von Paris bieten nichts Gleiches. Ueberall ſieht man Buden. Hier werden Sorbets oder Backwerk im Schatten einer Platane verkauft; dort ſitzt mit gekreuzten Beinen ein Steinſchneider auf ſeinem Tiſche, arbeitet, raucht ſeine türkiſche Pfeife und bietet ſeine wunderlichen Ringe und geſtochenen Steine den Käufern. Etwas weiter legt ein Pfeifenhändler ſeine vergoldeten Köpfe, ſeine Mundſtücke von Bernſtein und Porzellanmaſſe aus; neben ihm verkauft ein Kupferſchmied die ſonderbarſten Geräthe. Darauf kommt man an einen Kaufmann, der Shawls, orientaliſche Stoffe und alte Kleider feil hat, und zu einem halbnackten Gärtner, der auf ſeinen Schultern eine bogenförmige Stange trägt, an deren beiden Enden Körbe mit Küchengewächſen hängen. Im Anſchauen dieſes Wirrwarrs wird man plötzlich faſt umgeworfen durch den breiten Kaſten eines Zitronenhändlers; zugleich aber ertönt ein klägliches Schreien: es iſt ein Verpeſteter, den ein Laſtträger in das nächſte Spital ſchleppt. Man ſtellt ſich mit Entſetzen auf die Seite, und kaum hat man ſich von dieſem Schrecken erholt, ſo läuft man ſchon wieder Gefahr, in die Rinne geworfen zu werden, die mitten in der Gaſſe fließt; denn es kommt eine ganze Rotte Eſel, die ſo

Digitized by Google

mit Bauholz beladen sind, daß sie fast die ganze Breite des Weges einnehmen. Gleich nach ihnen folgen Reiter; dann kommen wieder Kotschis und Arabas, zwei Arten höchst seltsamer mit Mousselin bedeckter Kutschen, die man gewöhnlich für Frauenzimmer gebraucht, und die theils von Pferden, theils von Ochsen gezogen werden. Mit einem Wort: die Straßen wimmeln von Menschen und Thieren der verschiedensten Art; namentlich sieht man auch viele Bettler mit zerlumpten Turbanen und Kaftanen, viele Blinde und Aussätzige. Doch konnte ich die Schönheit der meisten Männer, die mir begegneten, nicht genug bewundern; ihr Gang ist edel, zuweilen majestätisch. Der ganze Menschenschlag ist ausnehmend schön, und die Kleidung trägt viel dazu bei, die Vorzüge der Natur noch zu heben. Was die Frauen betrifft, so kann man nur von ihren schönen schwarzen Augen, dem einzigen entblößten Theile ihres Gesichts sprechen; denn im Uebrigen sind sie vom Kopf bis zu den Füßen in unmäßig weite Gewänder gehüllt; ihre Feretje und Jackmack (Schleier und Mantel) bedecken sie so vollkommen, daß es unmöglich wird, über ihre Gestalt und Haltung zu urtheilen. Von ihnen sagt Ritter: „Seit der neuen Umwälzung der Sitten in diesem Theile des Orients füllt sich von Mittags bis Abends die ganze Stadt, in allen Straßen und Umgebungen, mit lustwandelnden Larvengestalten und geschäftslosen Geschäftigen, d. h. mit den türkischen Frauen, welche ohne alle Männerbegleitung dann ihre Harems verlassen und mit dreistester Zudringlichkeit und Neugier in allen Läden, Boutiquen und Gassen herum und durch alle Versammlungsorte der Männer im Freien und in geschlossenen Räumen hindurchdringen. Die Gottesäcker, die freistehenden Kaffées, die Promenaden, die Brücken, die Vorhöfe der Moscheen, die Bazare sind von ihnen belagert. Steif, wie lebendig todte Mumien, ziehen sie in langen Schaaren und ohne kindliche Begleitung vorbei, ganz ungraziös in ihrem Ausdruck, wozu der stets auf dem Boden fortschurrende Gang aller Frauen in weiten klappernden und schlürfenden Pantoffeln nicht wenig beiträgt."

Nachdem wir ziemlich lange umhergeirrt waren, gelangten wir zu den Bazars. Diese öffentlichen Märkte gehören zu den sehenswerthesten Merkwürdigkeiten der türkischen Städte. Die „Bazarstraßen" sind ganz und gar mit einem Dachwerk bedeckt, welches auf hohen Balken ruht; eine jede derselben ist für eine besondere Art von Handwerkern oder Kaufleuten bestimmt. Die Türken verstehen es sehr gut, ihre Waaren auf eine künstliche Weise aufzustellen, so daß sie den Leuten recht ins Auge fallen. Das Kostbarste behalten sie jedoch gewöhnlich im Hintergrunde und bringen es nur dann hervor, wenn sie das Schlechte den Leuten nicht aufschwatzen können. Sie pflegen unmäßig vorzuschlagen und schließen endlich den Handel für die Hälfte, ja für das Viertel der zuerst geforderten Summe.

Wir machten den Anfang mit der Stoff- und Kleiderstraße. Sie ist die gefährlichste vor allen; nur zu oft hat sich von hier die Pest über Konstantinopel verbreitet. Die geräumigen Buden sind in dieser Straße mit

Digitized by Google

Shawls, Kaftanen, Mänteln und Kleidern aller Art angefüllt; darunter befinden sich denn auch wohl Stücke, die den Opfern jener schrecklichen Krankheit angehörten. Aber das kümmert die Menge nicht, die ganz sorglos ihren Kleiderbedarf hier erhandelt. Ich selbst ließ mich keineswegs in meinem Verlangen, Alles zu sehen, irre machen. Langsam schritt ich vorwärts, und als ich nach meinen Gefährten blickte, sah ich sie weit vor mir an der Wendung des Bazars; sie glaubten mich an der Seite, und da sie mit dem hiesigen Leben schon bekannter waren, gebrauchten sie weniger Vorsicht und schritten rasch vorwärts. Ich verdoppelte meine Schritte, in der Hoffnung, sie wieder zu erreichen. Da faßte mich aber bei jedem Tritte in diesem ungeheuern Gedränge die Angst, auf einen jener scheußlichen Hunde zu treten, oder mit irgend einem Muselman zusammen zu rennen. Es ergieng mir wie allen Neulingen, ich glaubte, in jedem Vorübergehenden stecke die Pest, und ich gestehe, es ward mir ziemlich bange bei dem Gedanken, meine Führer zu verlieren in dieser ungeheuern Stadt, wo eine Straße der andern gleicht, und wo Sprache und Sitten mir ganz unbekannt waren. Endlich standen meine Gefährten doch still, und ich gewann Zeit, sie wieder zu erreichen. Jetzt wage ich es schon, in Konstantinopel, der „Heiligen," wie sie die Moslemim nennen, ganz allein umherzustreifen.

Wir gingen nun in den Bazar, wo die Spezereien verkauft werden; er ist der gesündeste in ganz Konstantinopel, der einzige vielleicht, wohin die Pest noch nicht gedrungen ist. Von dort gingen wir in den Bazar der Stickereien und kostbaren Stoffe. Man verkauft hier zugleich kleine Spiegel, Pantoffeln und Tabaksbeutel, sämmtlich sehr geschmackvoll mit goldenen und silbernen Arabesken gestickt. Ich sah hier viele arabische Kaufleute und Männer aus allen Theilen Asiens. Bei dem Ausgange des Bazars sahen wir auf einen freien Platz und hatten die Moschee*) von St. Sophia, die prachtvollste in Konstantinopel, vor uns. Von vier Minarets umgeben, ragt sie mit ihren weiten Kuppeln und vergoldetem Halbmond majestätisch in die Luft. Sie wurde im Jahre 517 unter Kaiser Justinian angefangen und binnen 16 Jahren vollendet. Der christliche Gottesdienst wurde 920 Jahre darin gehalten, bis im Jahre 1453 die Muselmanen sich der Stadt und Kirche bemächtigten. Leider ist es keinem Franken erlaubt, eine Moschee zu betreten; man kann nur verstohlener Weise einen Blick in die immer offenen Thüren werfen. Vor St. Sophien, wie vor allen andern Moscheen, befindet sich ein viereckiger Hof, in dessen Mitte eine Baumgruppe mit einem Springbrunnen steht, wo sich die Gläubigen versammeln, um die vorgeschriebenen Waschungen zu verrichten; in den vier Ecken des Hofes erheben sich die Minarets: Thürme, schlank wie Säulen von sehr bedeutender Höhe, deren oberster Theil mit einer oder mehreren

*) Mahmud II. weihte diesen christlichen Tempel seinem Propheten, als er gleich nach der Eroberung von Konstantinopel (1453) seinen Einzug hielt.

Digitized by Google

Gallerien umgeben ist, und der sich endlich kegelförmig schließt. Dreimal des Tages steigen die Imams auf jene Gallerien und rufen die Gläubigen mit lauter Stimme zum Gebet. Dieser Ausruf hat etwas Rührendes und Melancholisches.

Die Hitze war äußerst drückend, und ich lechzte vor Durst. Da ich meine Gefährten in dem nämlichen Zustande sah, schlug ich ihnen vor, einige Sorbets zu genießen. Wir erhielten ganz vortreffliche zu 16 Paras*) das Stück. Der Para ist eine kleine Silbermünze mit vielem Zusatz von Kupfer und dünn wie ein Blatt Papier. Ein türkischer Piaster, der 8 französischen Sous an Werth gleichkommt, enthält 40 solcher Paras, und 3 Piaster machen 1 Rupie (ein kleines Goldstück) aus. Ich bewunderte bei dieser Gelegenheit die Ehrlichkeit unsers Sorbethändlers: ich hatte nämlich schon seit einigen Minuten seinen Laden verlassen, als ich ihn außer Athem mir nachlaufen sah: er brachte mir zwei Paras, die ich ihm zufällig über den Preis gegeben hatte. Solche Züge sind bei den Türken gewöhnlich. Sehr selten läßt sich ein Muselman zu einem Diebstahl verleiten; von den übrigen Orientalen kann man leider nicht das Nämliche sagen. Das gerichtliche Verfahren, wornach hier dergleichen Vergehen bestraft werden, ist äußerst rasch, wie überhaupt die ganze Rechtspflege der Türken. Vor Kurzem z. B. wurde hier ein Mann vor seiner Hausthüre aufgehenkt; er hatte zwei kleine kupferne Platten gestohlen, die man ihm bei seiner Hinrichtung an den Hals band. Ueber seinem Kopfe war ein Zettel, worauf geschrieben stand, dieser Mann sei gehenkt worden, weil er sich drei Mal des nämlichen Verbrechens schuldig gemacht habe; das erste Mal (so stand auf dem Zettel) hat man ihm gesagt, er solle es nicht mehr thun, das zweite Mal habe man ihm 100 Schläge gegeben, und das dritte Mal sei er gehenkt worden.

Wir kamen hierauf an das vor einem Jahre abgebrannte Quartier, welches beinahe ein Drittel von ganz Konstantinopel einnimmt. Man baut es emsig wieder auf, aber eben so leicht als zuvor, und die neuen Häuser sind eben so unregelmäßig auf einander gehäuft wie früher. Es wird vermuthlich nicht lange dauern, bis sie abermals eine Beute der Flammen werden. Man zeigte mir in diesem Quartier eine große Säule von Porphyr, die noch dem alten Byzanz angehörte.

Die Zahl der Einwohner ist bei einer türkischen Stadt stets nur annähernd zu bestimmen, und Konstantinopel hat überdies eine stets zu- und abwogende Bevölkerung von Fremden, deren Zahl allein auf 150,000 geschätzt wird. Die ansässigen Einwohner bilden ein buntes Gemisch von Nationen, sie bestehen aus osmanischen Türken, Neugriechen, Armeniern, Juden, Franken, Arabern und Persern. Die Osmanen und die Griechen (deren Zahl 200,000 betragen soll) bilden die zahlreichste Klasse. Die Griechen wohnen größtentheils in dem Theile der Stadt, welcher dem

*) Ungefähr einen halben Silbergroschen.

Digitized by Google

Arſenale gegenüber liegt und Fanar (Fanal) genannt wird. Auch die Armenier und Juden haben ihre beſonderen Quartiere, doch wohnen viele Armenier auch zerſtreut. Die Franken wohnen in Pera und Galata.

Die Zahl der Häuſer Stambuls wird gegenwärtig (1862) auf 60,000, die Zahl ſämmtlicher Einwohner auf 600,000 geſchätzt.

Das neue Serail.*)

Es giebt zwei Serails; das auf der öſtlichen Spitze des Stadtgebietes gelegene neue Serail und das mehr im Innern der Stadt ſtehende alte Serail. Beide ſind nicht Herrſcherpaläſte in unſerem Sinne des Worts, ſondern der orientaliſchen Sitte gemäß beſondere Quartiere, welche für den Herrſcher, ſein Gefolge und ſeine höchſten Beamten beſtimmt und durch Mauern von der übrigen Stadt getrennt ſind. Das von Mohammed II. erbaute alte Serail dient jetzt nur noch als Wohnſitz für die Frauen verſtorbener Sultane. Der herrſchende Sultan dagegen wohnt mit ſeinem ganzen Hofe in dem neuen Serail, in welches zuerſt Soliman II. den Herrſcherſitz verlegt hat.

Dieſes neue Serail liegt in der durch den Hafen und die Propontis gebildeten Ecke des Stadtgebietes, an derſelben Stelle, an welcher einſt, wiewohl noch weiter nach Süden ausgedehnt, auch die Paläſte der byzantiniſchen Kaiſer ſtanden. Das Ganze bildet eine Stadt für ſich und wird von 6- bis 7000 Einwohnern bewohnt. Es iſt mit einer Mauer umgeben, welche ein unregelmäßiges Sechseck bildet, eine Stunde lang iſt und 12 Thore hat. Aus vielen einzelnen Gebäuden und Gartenanlagen beſtehend, bietet es mit ſeinem Wechſel von Minarets, von vergoldeten Dächern und Kuppeln und von emporragenden Cypreſſen nach der Seeſeite hin einen großartigen Anblick dar.

Betrachten wir zuerſt die wichtigſten Punkte der äußerſten Theile des neuen Serails, ſo befindet ſich nahe bei der Sophienkirche der Haupteingang oder das ſogenannte Kaiſerthor, vor welchem die Köpfe von Aufrührern aufgeſteckt oder zur Erde geworfen werden. Von ihm nach dem Hafen zu weiter an der Mauer fortgehend, gelangt man zu einem Palaſt, welcher außerhalb der Mauer an einem vorſpringenden Winkel derſelben liegt. Er heißt die hohe Pforte, obgleich ſich bei ihm kein Thor befindet, durch welches man in das Serail gehen könnte. In ihm wohnt der Großweſſir; zugleich befinden ſich aber auch die Kanzleien aller Miniſterien in dieſem Gebäude und es werden in ihm die Miniſterberathungen oder Divans gehalten. Weiterhin gelangt man an den Hafen. In der Ecke, welche die auf der Stadtſeite ziehende und dann längs dem Hafen fortlaufende Mauer bildet, befindet ſich ein kaiſerlicher Kiosk und ein Thor, welches das Thor des Ufer-Kioskes (Jalli-Kiosk) genannt wird. Von dieſem Kiosk pflegt der Sultan das Auslaufen der Flotte zu betrachten.

*) G. L. Kriegk (Weſtermann's Illuſtr. Monatshefte. 4. 1859).

Digitized by Google

In ihm steht ein Thron, welcher sieben Ellen im Geviert mißt und aus reinem Silber besteht. An der Hafenseite selbst liegt das Thor Odun-kapussi. Es wird bloß Nachts geöffnet, um den Leichnamen der im Serail Hingerichteten einen Ausgang in's Wasser zu bieten. Geht man von ihm aus weiter nach der Spitze des Serails, so sieht man auf dieser Batterieen errichtet. Sie dienen nicht bloß zur Vertheidigung des Hafeneinganges, sondern auch zu Freuden- und Ehrenbezeigungen, sowie um durch einen Schuß die Hinrichtung eines Verbrechers im Serail anzukündigen; die Kanone vertritt bei den Türken in weltlichen Dingen die Stelle unserer Glocken. Das an diesen Batterieen befindliche Thor heißt Top-Kapu (Kanonen-Thor).

Geht man durch das Kaiserthor in das Innere des Serails, so gelangt man in den ersten Hof. Er ist 500 Schritte lang und enthält außer einem herrlich beschatteten Springbrunnen und einem Rasenplatze Kasernen, Wachen, eine Münze, eine in ein Zeughaus verwandelte Kirche, ein Krankenhaus, Bäckereien, einen Marstall. Aus ihm führt das sogen. Mittelthor (Orta-Kapu) in den zweiten Hof. Dieses Thor ist der Hinrichtungsplatz für höhere Beamte. Früher mußten hier auch die Gesandten, bevor ihnen der Sultan Audienz gab, verweilen. In diesem mit Baumgängen verzierten zweiten Hofe befinden sich u. A. neun Küchen und die Speisekammer des Serails, sowie das aus zwei Sälen bestehende Divans-Gebäude, in welchem die Reichsrathssitzungen gehalten werden.

In den dritten Hof gelangt man durch das „Thor der Glückseligkeit". Nahe bei diesem Thor ist der Audienzsaal mit dem Throne des Sultans, der äußerste Punkt, bis zu welchem Fremde im Serail vorgelassen werden. Sonst enthält der dritte Hof noch viele Säle, Kioske, die Schatzkammer, zwei Bibliotheken, mehrere Moscheen, Bäder, Fontänen, Gärten und den Harem des Sultans.

3. Der Markt in Damaskus.*)

Wir brechen am frühen Morgen auf und treten ein in die langen Kaufladenreihen, unter die Schatten der überhängenden Binsenmatten, in die angenehme Kühle, welche der reichlich besprengte und schon vor Sonnenaufgang reingekehrte Estrich ausströmt. Wir sehen die Kaufleute aus den Moscheen kommen, wo sie ihr Morgengebet verrichtet haben, und der milde Ernst in den Zügen der glaubensstarken Männer, die sich vor dem Tagewerk erst an ihren Gott gewendet, verfehlt seinen Eindruck auf den Beobachter niemals, am wenigsten auf das Gemüth des sinnigen Deutschen.

*) Nach Dr. Wetzstein's Schilderung in der Zeitschrift der Morgenländischen Gesellschaft 1857, 3.

Digitized by Google

Es ſcheint, als fühle noch ein Jeder die Nähe der beiden Engel, welche die Tradition an die Seite des Beters ſtellt und in deren Schutz er ſich, am Schluß ſeines Gebetes knieend und mit dem Friedensworte rechts und links grüßend, nach oben befohlen hatte. Nachdem man die Kaufläden geöffnet, über welchen meiſtens die Worte: „O Gott, o Erſchließer der Pforten des Erwerbs! o Allernährer!“ in großen goldenen Buchſtaben glänzen, findet ſich immer bis zum Beginn der Geſchäfte ſo viel Zeit, daß man noch einen Nachbar, der den Koran mit kunſtgerechter Modulation vorzutragen verſteht, auffordern kann, eine kleinere Sure zu leſen, was auch ſtets gern geſchieht.

Unterdeſſen wird es auf den Märkten lebendig. Zuerſt kommen die Bauern aus den Gartendörfern, um auf ihren wohlgenährten Eſeln (denn Fuhrwerk giebt es aus Mangel an Straßen in Damaskus wie in ganz Syrien nicht) der volkreichen Stadt ihren täglichen Bedarf an Gemüſen, Salaten, Knollen und Wurzeln, und die Früchte vieler einjährigen Kulturpflanzen, wie die Gurke, die Zucker- und Waſſermelone, verſchiedene Arten Bohnen, Schoten u. ſ. w. zuzuführen. Sie ſchütten ihre Ladungen, um ſie durch öfteres Beſprengen mit friſchem Waſſer vor dem Welkwerden bewahren zu können, in der Nähe der zahlreichen „Meere“ auf die Erde — ſo heißen nämlich die marmornen, oft mit ſchöner Moſaik bekleideten Baſſins fließenden Waſſers in den Sälen der Damaszener Häuſer, und ſo heißen auch jene, durch ein merkwürdiges, ſeit uralten Zeiten durch die ganze Stadt verbreitetes Waſſerleitungsnetz aus dem Barada-Fluß geſpeiſten öffentlichen Waſſerbehälter, welche, meiſt Werke patriotiſcher Mildthätigkeit, ſich in allen Straßen der Stadt finden. Unter jenen Bauern ſehen wir manchen ſtattlichen Mann, und das Thier, welches ihn und oft noch ſeine Ehehälfte oder ſein Kind als „Hintermann“ trägt, iſt nicht ſelten eine echte Kheli-Stute, die durch Kauf und Tauſch von den Beduinen erworben ward. Die Bewohner der Guta ſind behäbige Leute. Guta — welch' ſüßer Laut für das Ohr eines Arabers! Alles, was die Erde Schönes und Wünſchenswerthes beſitzen mag, denkt man vereinigt in dem Wort el gûta, dem meilenweiten Park um Damaskus mit ſeinen Roſendörfern, Wallnußalleen, Aprikoſenwäldern, Pfirſichpflanzungen, Granatenbüſchen, Olivenhainen. Die Guta iſt überſäet mit einzelnen Meierhöfen, größeren und kleineren, mit Ortſchaften, durch die üppige Vegetation oft in nächſter Nähe dem Anblick entzogen, deren Getreideernten unter dem Schatten ihrer Bäume reifen. Allenthalben ſchwingt ſich in dieſem reizenden Erdenwinkel die ſich ſelbſt überlaſſene Rebe in vielfachen, oft einem Dutzend unter ſich verſtrickter Rieſenſchlangen nicht unähnlichen Verzweigungen den ſchimmernden Stamm der hohen Silberpappel oder den mächtigen Nußbaum hinauf, ſpringt von Gipfel zu Gipfel und fällt endlich, einem grünen Sturzbach gleich, in vielen langen, meiſt traubenreichen Ranken herunter, um den weidenden Edelziegen und Edelrindern einen Theil ihres wuchernden Laubes zu überlaſſen. Wer einmal unter dem Schatten der Trauerweide oder des

Digitized by Google

wilden Feigenbaumes an dem grünen Ufer der Flüsse und Quellen der paradiesischen Guta gesessen, während der dienstfertige arabische Landmann daneben das Feuer der Gastfreundschaft anzündete, und Frau und Kinder dem Fremdling die besten Früchte der Jahreszeit pflückten und vorlegten, und wenige Schritte davon entfernt der Storch, furchtlos unter den weidenden Lämmern stehend, in die klare Fluth hineinschauete, in der es glitzerte und wimmelte von kleinen Fischen, und die Stimme der Turteltauben den Beginn der kühleren Tageszeit ankündigten — der wird dies Bild sein Leblang nicht vergessen! Doch kehren wir zum Markte zurück.

In langen Reihen kommen die Bewohner der reichen Dareja mit ihren traubenbeladenen Eseln und Pferden, auf jeder Seite des Thieres eine gefüllte, mit Weinlaub bedeckte Holzkiste. Sie bringen die Zeni, die Lieblingstraube des Damaszeners — vielleicht die edelste Frucht der nördlichen Halbkugel. Die Traube ist groß und schwer und ihre grünweißen Beeren sind lang, oft bis zu zwei Zoll, und von der Dicke eines mittelstarken Fingers, daher auch die feinste Art dieser Traube „Mädchenfinger" genannt wird; und so gedrängt ist Beere an Beere, daß diese nicht immer die cylindrische Form behalten kann, sondern — namentlich in der Mitte der Traube, vier- und fünfseitig gedrückt ist. Sie ist nicht sehr saftvoll, dagegen desto fleischiger, weshalb sie sich auch zum Keltern nicht eignen soll, was — in den Augen des Muselmans — ein anderweiter Vorzug ist. Dabei ist sie vollkommen durchsichtig, so daß man nicht nur die beiden Kerne, sondern auch das feinste innerste Zellengewebe auf das deutlichste durchscheinen sieht. Die Haut der Beere hat so wenig Körper, daß es vergebliche Mühe wäre, sie beim Essen absondern zu wollen. Diese Traube ist das unentbehrliche Dessert jedes Damaszeners, er sei reich oder arm, und er hat sie frisch während ganzer vier Monate. Im November wird sie von der Nilwani abgelöst, eine Riesentraube, die nicht selten 10 Pfund schwer wird, und deren kreisrunde, braunrothe Beere fast die Größe eines kleinen Apfels erreicht und, wie dieser, ohne Saft zu verlieren, in viele kleine Stücke zerschnitten werden kann. Sie braucht aber zu ihrer Zeitigung die siebenmonatliche Gluth der syrischen Sonne.*) Unter den vielen Früchten des Obstmarktes heben wir blos noch hervor jene kaum einen Zoll im Durchmesser haltende kreisrunde weiße, fast durchsichtige Frucht mit wachsartigem Glanze: es ist der berühmte mismus el hamavi, die Aprikose von Hama. Sie reift im Mai. Der Damaszener nennt sie Königin der Früchte, und glaubt, daß man davon ohne alle Beschwerde einen mudd**) zu sich nehmen könne. Und jene zarte, haselnußgroße, langstielige weiße, mitunter in's Grünliche spielende Frucht ist die Myrthenbeere; sie hat einen feinen, harzigen Geschmack, der fast dem Geruche des Myrthenblattes gleicht, und ist eine Lieblingsnäscherei der Frauen.

*) Mag wohl die Riesentraube des Josua und Kaleb sein.

**) Der „Mudd" ist ein Hohlmaaß, das etwa 27½ sächsische Pfund Waizenkörner faßt.

Digitized by Google

Auch die Bauern der öſtlichen Dörfer ſtellen frühzeitig ihr Kontingent zum Markte. Man ſieht ihre Thiere kaum unter den leichten, hochaufgethürmten Ladungen blendendweißer Hanfſtengel. Die unerſchöpfliche Güte des Alluvialbodens jener Gegend begünſtigt eine großartige und einträgliche Hanfkultur. Der Samen der Pflanze iſt ein gutbezahltes Futter für die zahlreichen Luxustauben der Damaszener, das Baſt erzeugte und nährt eine Menge Fabriken, die ganz Syrien mit Stricken und Seilen verſehen; die abgeſchälten Stengel dienen den öffentlichen Backöfen der Stadt als vorzüglichſtes Brennmaterial, denn Holzfeuer würde eine größere Gluth geben, als der kleine, dünne arabiſche Brodkuchen vertragen kann oder nöthig hat. Für ein Böckchen oder Lamm, die in Damaskus ſo vorzüglich und zwar in ganzer Leibesgröße gebraten werden, braucht man freilich ein beſſeres Feuerungsmittel. Dafür ſorgt der Reiſigmann, der gewaltige Laſten von sih, einer holzigen, vieläſtigen, ſtockwurzeligen Dornpflanze vom Gurd, dem nicht urbaren Hochgebirge, in die Stadt bringt und in den engen Straßen den vor ihm Hergehenden unaufhörlich ſein tabrak, tabrak (deinen Rücken, deinen Rücken!) zur Warnung ruft, damit man ihm zeitig ausweichen kann.

In dem bis 6 Ellen weiten Bogenfenſter ſteht eine lange breite Tafel, auf welcher unaufhörlich jene kleinen gelben Brodkuchen, unmittelbar aus dem Ofen kommend, noch dampfend und einen angenehmen Geruch verbreitend aufgeſchichtet und eben ſo raſch unter großem Tumult vergriffen werden. Hier ſtößt der Neger einer vornehmen Familie einige Jungen beiſeit, um raſcher bedient zu werden, dort rollt ſich ein Arnaute ein paar Brode zuſammen, um ſie bequemer oberhalb der langen Piſtolenſchäfte in den Bruſtlatz zu ſtecken, während er ſich über eine kleine Abeſſinierin luſtig macht, die, indem ſie ſich mit dem täglichen Brode ihrer Herrſchaft belud, das Unglück hatte, daß ihr der Geſichtsſchleier herunterfiel. Unterdeſſen hat ein Anderer eine Schicht Brode gekauft, um ſie unter die längſt mit erhobenen Köpfen in langer Reihe daſtehenden und ihr Frühſtück erwartenden Hunde unparteiiſch zu vertheilen, ohne ſich nach dem Bettler umzuſehen, der ſich mit dem Rufe: Ein Brod, ihr Jünglinge! herandrängt. „Wer giebt mir den Preis eines Brodes?“ ruft ein Anderer, den ein Dritter mit den Worten überſchreit: „Beim Leben unſers Herrn Jehja*), ich habe noch nicht gefrühſtückt.“

Alle Arbeit iſt in Damaskus öffentlich. Das Haus gehört ausſchließlich der Familie und der Erholung; das Geſchäft, wie es immer heißen mag, gehört auf den Markt. Auf der Straße hat der Fleiſcher das halbe Dutzend Schafe geſchächtet, aufgeblaſen und abgezogen, das wir an einem Kaufladen hängen ſehen. Die bunten, oft mit Gold- und Silber-

*) „Johannes.“ Man ſchwört auch in Damaskus „beim Leben des Hauptes unſers Herrn Johannes“, da bekanntlich das Haupt des Sohnes Zachariä in der Owawi-Moſchee beigeſetzt ſein ſoll.

Digitized by Google

fäden gestickten Schuhe und Stiefeln, welche in langen Reihen aus jener Bude glänzen, sind da ebenfalls verfertigt worden, und der Schuster hämmert rüstig auf die ungefügige Sohle von Kameelhaut los, so daß sie sich schüsselförmig ausdehnt, gleich der Kupferplatte unter dem Hammer seines Nachbars, des Kupferschmiedes, welcher an einem Kohlenbecken arbeitet, und draußen vor den Kaufläden hat der Sattler die Straße entlang mehrere Büffel- und Pferdehäute ausgebreitet, um sie unter den Füßen der Vorübergehenden und den Hufen der Thiere gerben zu lassen. Ebenso setzt der Schneider auf dem Markte sein olivengrünes, mit schwarzen oder goldenen Arabesken reich verziertes Wamms zusammen, das die phantasiereiche Jugend mit sehnsüchtigen Blicken betrachtet. Ebenso sehen wir den Schwertfeger in seinem Laden mit einem Panzerhemde beschäftigt, das ihm vielleicht vom Stamm der Kinder Ruwala*) zum Ausbessern geschickt wurde, das er aber beim Nahen eines vornehmen Herrn schnell fallen läßt, um wie von ungefähr eine Klinge von tâbân (echtem Damaszenerstahl) hin und her zu wenden, damit dieser sehen möge, wie es an ihr lebt und webt von wundersamen Ameisen.**)

Die zahllosen Pasteten- und Zuckerbäcker, deren Berühmtheit wir schon aus Tausend und Einer Nacht kennen, haben ihre leckern Kuchen und namenreichen Zuckerwaaren, ihre gewürzigen, süßen und pikanten Tränkchen, ihre farbenreichen Gelées und Fruchtsäfte in Dutzenden von Täßchen und Schüsselchen auf dem langen Ladentisch so bequem aufgestellt, daß der Vorübergehende nur die Hand auszustrecken braucht, um seinen Appetit im Husch zu befriedigen, während sie selber beschäftigt sind, einige Ladungen Schnee zu bergen, der in dicke wollene Decken gehüllt lange vor Sonnenaufgang in Menin***) geladen, und trotz der Hitze des Monats August wohlbehalten als vollkommen feste Masse angekommen ist. Gleich darauf erscheint die Eismaschine. Ihre Mischung ist bald beendigt, und während die herbeigelockten Näscher mit Ungeduld ihren Schwingungen folgen, kommen die Diener der Nachbarn mit der weißen futa (Serviette), um das tägliche Quantum Schnee zu holen, ohne welches der wohlhabende Damaszener in der wärmeren Jahreszeit nicht gern sein Wasser trinkt. Diesmal aber

*) Die Ruwala sind der mächtigste Zweig der Anese oder desjenigen großen Beduinenstammes, welcher von Aleppo bis an die ersten ägyptischen Dörfer hinab die Westgrenzen der syrischen Wüste bewohnt.

**) „Ameisen" ist der Kunstausdruck für die gleichsam beweglichen, in einander laufenden Kreise in Wellenlinien der Damaszener Klinge, die jedoch nicht mehr in Damaskus verfertigt wird, sondern in bester Qualität aus den nördlichen Provinzen Persiens und ziemlich häufig, aber weniger werthvoll aus Isfahaner Fabriken kommt.

***) In der Nähe des an der Straße von Damaskus nach Sednaja gelegenen quellenreichen Dorfes Menin ist eine Gebirgskluft, in welcher die dortigen Bauern während des Winters Schnee aufspeichern, den sie mit einer Lage Erde gegen Sonne und Luft schützen und in den heißeren Monaten nach Damaskus und den Küstenstädten verführen. Da dieses Geschäft gewinnbringend ist, versuchten es vor einigen Jahren auch die Druſen vom Hermon, doch wie es scheint ohne Erfolg.

Digitized by Google

ſcheint man im Hauſe Gäſte zu haben, denen man eine Schneelimonade reichen will; denn der Diener nimmt aus dem benachbarten Laden noch einige Zitronen mit, die ihm der Verkäufer von der Mündung kleiner Glasflaſchen herabreicht. Nahebei iſt die Bude des Herrn Sanitätsrathes, zu dem die Fieberkranken pilgern, um Chinarinde und Chinin ſich geben zu laſſen. Der Doktor dreht fleißig Pillen, und zwei Reihen Büchſen und Fläſchchen bilden ſeine ganze Apotheke. Ein Marktſchreier, der gegen alle Uebel nur Ein Mittel hat, ſteht gegenüber als unliebſame Nachbarſchaft. Die Butike des Barbiers iſt laternenartig durchſichtig, damit auf der Straße ſich Jeder überzeugen mag, mit welcher Geſchicklichkeit er den vollſten Schopf in eine Glatze, und dem zwiſchen die Kniee geklemmten Kinnbacken den böſen Zahn auszubrechen verſteht.

Hier ſchleppt ein Bauer aus dem Dorfe Gobar einen gewaltigen Baumſtamm auf einem alten Pferde, das darunter faſt zuſammenbricht. Ein Vorübergehender ſchreit ihm zu: „Unſeliger! Fürchteſt Du nicht Allah? Willſt Du das Thier umbringen?“ Beſcheiden antwortet der Bauer: „Nein, mein Herr, aber wir ſind arme elende Leute!“ Ein Dritter endet das Geſpräch: „Die Gobarener ſind Gewaltthäter. Eure Väter haben die Propheten getödtet, und ihr tödtet das Vieh!“ In dieſen Worten liegt eine Andeutung, daß die Gobarener ehemals Juden geweſen ſind, von deren Neigung zum Prophetenmord die Damaszener gar böſe Dinge zu erzählen wiſſen. Im Beſitze großer ſchöner Frucht- und Gemüſegärten und kaum eine Stunde von Damaskus wohnhaft, gleichen ſie dem Tantalus in ſeiner Verdammniß. Sie ſind mit Grundſteuer und hundert Arten von Erbzins ſo belaſtet, daß ſie gern andern Leuten Haus und Vieh und Flur umſonſt überlaſſen und ſich mit dem nackten Leben retten würden, wenn Jemand für ſie eintreten möchte, und ohne Erſatzmann läßt man ſie nicht fort. Vergebens ſucht der Bewohner von Gobar für ſeinen Sohn eine Frau oder für ſeine Tochter einen Mann aus einem benachbarten Dorfe; Niemand will mit ihnen verwandt werden, weil man fürchten muß, von ihnen Grundbeſitz zu erben.

Wie ſicher tritt dagegen jener ſtämmige Bauer auf, der uns mit der ſchweren Axt auf der Schulter entgegen kommt. An ſeinem Arme hängt ein großer Henkelkorb von Weidenruthen voll Granatäpfel, und ein Knabe, der ihn begleitet und gleichfalls zwei Körbe voll rother Trauben und gelber Feigen trägt, ruft mit lauter Stimme: „Weiße Baalfeigen, Baaltrauben, Baalgranaten!“ Der alte ſyriſche Gott des Himmels, deſſen Sonne das Land verbrannte und deſſen Regen die kahlen Berge befeuchtete, zu dem die Kinder Israel in großen Nöthen (wohl meiſt in Hungerjahren) ſo oft abfielen, er lebt immer noch. Alles Land, das von keines Menſchen Hand bewäſſert, von keiner Quelle berieſelt werden kann, das ſeine Nahrung nur vom Himmel bekommt, heißt „Land des Baal,“ und alle Bäume, Früchte, Getreidearten und Kräuter, welche daſelbſt wachſen, tragen ſeinen Namen. Daß die „Baalfrüchte“ ſüßer, nahrhafter, geſunder

Digitized by Google

ſind, als die andern, weil ſie weniger wäſſerig ſind, iſt leicht einzuſehen. Auch die Körbe unſerer beiden Halbuner ſind bald geleert. Ihre herrlichen Früchte, namentlich ihre kleinen, gelben, zuckerſüßen Baalfeigen, die für die beſten in Syrien gelten, werden ſehr geſucht. Der Knabe verläßt den Vater, um ſeine Mutter aufzuſuchen, die unterdeſſen mit ihrem Eſel in den Stadttheilen der Armen herumzieht, um Spinnräder zu verkaufen, welche die Halbuner, wenn nicht gut, doch billig fabriziren. Der Bauer aber geht nur mit der Axt ſeinem Gewerbe nach; er iſt, wie alle Halbuner, Holzhauer, und immer ſicher, in der Stadt und ihren Gärten Arbeit zu finden. Kein Wallnußbaum, der hier der nordiſchen Eiche gleicht, iſt ihm zu groß, keine Olive zu ſpröde, kein Aprikoſen- oder Maulbeerbaum zu knotig, keine (oft mannsdicke und wie aus Eiſenſtäben gewundene) Rebe zu feſt: er allein wirft ſie ohne Säge nieder und zerhaut ſie in kleine Stücke. Uebrigens gelten in Damaskus die Halbuner für Böotier oder gar für Abderiten und werden von dortiger Straßenjugend oft geneckt, bis ſie, ungeduldig geworden, Miene machen, drein zu ſchlagen und die Necker auseinanderſtieben.

Siehe da, ein Slebi, und noch dazu mit Weib und Kind, — faſt wie eine Orang-Utang-Familie, denn ſie ſind alle in Gazellenhäute eingenähet. Mit dem lauten Geſchrei: harag, harag! wobei ihm der Schaum auf die Lippen und das Auge weit aus dem Kopfe tritt, ſtürmt ein Mann daher und ſchwingt eine lange Flinte über ſich. Es muß nicht ſo gefährlich ſein. Der Slebi greift raſch zu, betrachtet das Gewehr und fragt: Wie viel? Und der öffentliche Verſteigerer — denn ein ſolcher iſt der Schreier — deſſen Geſicht plötzlich wie jedes andere geworden, antwortet mit der größten Ruhe: Hundert! Der Sohn der Wüſte bietet einige Piaſter mehr, und die Flinte gehört ihm. Da man aber in Damaskus nur probehaltige Schießgewehre kauft, ſo gehen Beide zuſammen zum nächſten Waffenſchmied, welcher die Waſſerprobe anwendet, indem er das Zündloch feſt verſtopft und dann eine ſtarke Ladung Waſſer gewaltſam in den Lauf preßt. Bleibt das Rohr waſſerdicht, ſo iſt der Handel richtig; läßt er auch nur etwas Feuchtigkeit durchdringen, ſo iſt er Null. Befriedigt zahlt der Slebi den Preis, und freut ſich ſchon auf die Stunde, wo er nach ſeiner Weiſe das Gewehr probiren wird. Dieſer merkwürdige ſyriſche Beduinenſtamm des Beni Sleb kennt nichts als die Jagd auf Gazellen, deren Fleiſch er ißt und aus deren Häuten er ſeine Kleidung, Zelte und Schläuche macht. Sie haben Eſel, dagegen weder Pferde noch Kameele, können alſo weder einen Feind aufſuchen, noch ſich ihm durch die Flucht entziehen; aber ihrem ſicheren Schuſſe und ihrer Armuth verdanken ſie jene vollkommene Sicherheit, die ihnen geſtattet, ganz dem Waidwerke zu leben.

Bleiben wir einige Minuten unter der Sinanije ſtehen; ſie iſt der kühlſte Markt und durch die Höhe und ungewöhnliche Spannung ihrer Bogen wird ſie zum Kunſtwerke, wie alle über ganz Syrien verbreiteten

Digitized by Google

Bauten ihres kunſtliebenden Urhebers, des Sinan Paſa, des Beſiegers von Iran und Yemen. Hier iſt der Durchgang von der Stadt zu dem Midan, hier paſſiren die Bewohner der weiten ſyriſchen Steppe, die auf die Zeit warten, wo ſie wieder losbrechen und erobernd in die benachbarten Länder dringen können. Der erſte, welcher uns entgegen kommt, iſt ein hoher, ſchöner Mann, der mit ſeinen großen, klaren Augen wie verwundert umherſchaut. Er trägt die Kleidung aller Wanderſtämme von Palmyra bis zum Berge Sinai, den maslah, einen Mantel von Ziegenhaaren oder grober Wolle mit breiten, ſchwarzen und weißen Streifen, die bagdader Keffije, ein dickes, roth- und gelbgeſtreiftes baumwollenes oder halbſeidenes Kopftuch mit Franſen, und den akal, einen dicken, an den beiden Enden zuſammengebundenen Strick von braunen Kameelhaaren, welcher zur Befeſtigung der Keffije über dieſelbe doppelt oder dreifach um die Schleife geſchlungen wird. Das lange breite Schwert der Wüſte, ſeine edle Haltung und einige ihm folgende, ärmlich ausſehende Beduinen deuten an, daß er ein Mann von Bedeutung iſt. Vielleicht iſt er gekommen, um mit dem Zeugmeiſter der Mekkapilgerfahrt einen Kontrakt über Lieferung einer Anzahl Kameele zum nächſten Zuge abzuſchließen, vielleicht auch, um ein Guthaben für eine vorjährige Lieferung einzukaſſiren, was hier zu Lande immer mit Schwierigkeiten verknüpft iſt. Jetzt bleibt unſer Beduine ſtehen und horcht; er hört die Töne der Kriegsmuſik der Wüſte, immer näher kommen die ſcharfen Laute der kleinen deffs, der kupfernen Pauke der Kameelreiter, und bald erſcheinen auch dieſe ſelbſt auf ihren ſchlanken, ſchnellfüßigen Thieren, die ſo leicht umhergaloppiren, daß man in ihnen das ſchwerfällige Laſtkameel gar nicht wieder erkennt. Es ſind die Guwaride, die kühnen Reiter des Gerudi, des Bauern und Soldaten, des einzigen treuen Bannerträgers des Großherrn in Syrien, der niemals die Begegnung des Beduinen ſcheuet, während die übrigen Kurden und Türken nach allen Seiten ihre Kundſchafter ausſchicken, um zu erfahren, woher der Feind kommt — damit ſie ihm aus dem Wege gehen können. Niemals kehrt der Gerudi ohne Beute zurück; einigemal bringt er koſtbare Pferde, ein andermal eine Kameelheerde.

Betrachten wir uns aber auch jene Beduinenmädchen, deren jede ein Kameel hinter ſich her am Stricke zieht. Ihr bronzenes Geſicht iſt rund, ihr Auge hat die Farbe des ſchwarzen Sammtes, ihr kleiner Kopf, von dem ein langes, ſchwarzes Haar niederfällt, iſt ſchleierlos. Ihre einfache, grobe, oft ſelbſtgewebte Kleidung iſt ſchwarzblau, umhüllt einen mageren Leib und läßt wunderbar kleine Hände und Füße ſehen. Die Kinder der Wüſte tragen keine Schuhe. Wie die Gazellen ihrer Heimath blicken ſie ängſtlich umher. Gewiß haben ſie ſo eben mit reichlichen Thränen und mit dem Verluſt eines Theils der Ladung ihrer Kameele von der habſüchtigen Thorwache den Eingang in die Stadt erkauft. Vor ihnen iſt ein freier Platz, wo ſie die Kameele niederknieen laſſen und, ſich gegen-

Digitized by Google

ſeitig Handreichung leiſtend, ihre Ladungen auf die Erde ſchütten. Knollen, ſo braun wie dieſe Mädchen. Bald iſt ein alter bekannter Eckenſteher in Dienſt genommen und dieſer ſchreit nun aus voller Lunge: Braune, Braune der Wüſte! Mädchen der Wüſte! Kauft! Die armen Weiber müſſen, um Käufer für ihre Trüffeln zu finden, ſich ſelber mit ihnen vergleichen laſſen!

Unter zahlreicher Bedeckung bewaffneter Bauern kommen lange Kameelzüge durch das „Gitterthor" und legen ihre Ladungen in den vielen Speichern des Midan ab. Sie brachten den köſtlichen Baalweizen des unerſchöpflich fruchtbaren Horan. Dieſelben furchtbaren elementariſchen Kräfte, welche das infernaliſche Todte Meer ſchufen, das Gôr und die Fläche des Sees Genezareth von dem Hochplateau des Oſtjordanlandes losriſſen und hundert Klafter unter das Niveau des Mittelmeeres hinabdrückten, entzündeten auch das Herz des Horan*), deſſen ausgebrannte Aſche ein mehr als 100 Quadratmeilen weites Terrain ſo befruchtete, daß ſeine Weizenfelder niemals von Menſchenhand gedüngt zu werden brauchen. Fröhlich wie die Kinder werfen nun die Bauern ihre Waffen ab und eilen in die nächſte, mit einer Binſenmatte überſchattete Kaffeehalle, ſich gegenſeitig beglückwünſchend, daß ſie ihr Getreide glücklich aus den Händen der Beduinen gerettet haben, welche nicht ſelten von Südoſten her bis an die Thore der Stadt ſtreifen, um die Weizentransporte der Hauraner abzufangen. Aber die Freude der Bauern dauert niemals lange. Einige von ihnen hatten es verſucht, mit der großen Getreidekarawane mehrere Ladungen Holzkohlen — das Hauptbrennmaterial in Damaskus — einzuſchmuggeln, um nicht von den Soldaten des hier in Garniſon liegenden ſyriſchen Armeekorps bemerkt zu werden. Freilich bezahlt auch die Regierungskaſſe, aber nur 40 bis 50 Piaſter für den Kantar (etwa 550 Dresdner Pfund), während die Bürger 100 bis 150 bezahlen. Zwanzig Stunden weit brachte der Bauer ſeine Kohlen und vor dem Stadtthor hatte er noch zu dem Schutzpatron aller Havarien gefleht, daß es ihm gelingen möchte, glücklich hineinzukommen. Und es war ihm auch gelungen. Aber bei dem Abladen der Säcke merkten einige Soldaten, daß kein Korn darin ſei, und da hatte die Freude auf Ein Mal ein Ende. Zwar nahmen ſich eine Menge Menſchen unter Schreien und Stoßen ſeiner an, doch es war keine Rettung; ein kluger Damaszener verſuchte das letzte Mittel, zog den Bauer bei Seite und fragte ihn: Kennſt du keinen Konſul, für den du die Kohlen mitgebracht haben könnteſt? „Nein, bei Gott! ich kenne keinen!" Der gute Rathgeber entfernt ſich, laut in die troſtloſen Worte ausbrechend, mit welchen ſich der Araber in das Unvermeidliche ergiebt: „Es giebt keine Kraft und Stärke, als bei dem großen Gott!"

*) Die höchſte Spitze des Gebel Horan, wahrſcheinlich ein ehemaliger Krater, heißt „Kleb Horan," das Herz des Hauran.

Digitized by Google

Während der Vormittagsſtunden werden die Engros-Geſchäfte in den Khanen abgemacht. Der Khan iſt ein großes, meiſt viereckiges, feuerfeſtes Gebäude, deſſen Mittelraum oft ein Baſſin fließenden Waſſers hat und meiſt mit einer Kuppel umwölbt iſt, die für Licht und Luft Fenſter hat. Bei großer Räumlichkeit ruht auch wohl die Kuppel auf Säulen oder Pfeilern, wie dies beim prächtigen, einer Patrizierfamilie gehörigen Khan Aſad Paſcha am „Droguiſtenmarkt" der Fall iſt. An der Fronte desſelben befindet ſich ein Portal, das ein wahres Meiſterſtück mauriſcher Baukunſt iſt, deſſen Höhe kein Portal unſerer europäiſchen Dome und deſſen wahren Kunſtwerth nur wenige der letzteren erreichen dürften. Die Hinterſeite des Gebäudes begrenzen Höfe, wo ſich die Wohnungen für Reiſende, die Stallungen und Niederlagen befinden. In den meiſten Khanen befindet ſich neben der Thür der einzelnen Magazine eine erhöhte Eſtrade oder ein Holzgeſtell, worüber eine Matte gebreitet und worauf ein Teppich gelegt iſt. Da ſitzt der Kaufmann, ſeine Tabakspfeife rauchend oder einen Brief ſchreibend, wobei er das Blatt auf die innere Fläche der linken Hand legt und mit dem Daumen derſelben hält, während er mit der Rechten das Schreibrohr führt, und „mit der Hand zum Herzen" ſchreibt, wie dieſe Art von der Rechten zur Linken zu ſchreiben genannt wird. Hat er keine Kunden zu bedienen, ſo plaudert er meiſtens mit dem Nachbar. Aus dieſen Magazinen holen die zahlloſen Kleinhändler ihren Bedarf an Damaszener und fremden Fabrikaten*), hier werden die Tauſchgeſchäfte der perſiſchen (Bagdades) Kommiſſionäre gemacht, hier die Rohprodukte des Landes aufgeſpeichert, um größtentheils nach Beirut und Saida**), den beiden Häfen von Damaskus, verſendet zu werden. Sehr belebt wird das Geſchäft in den Khanen, wenn Karawanen nach Bagdad und Perſien abgehen oder von dorther kommen; noch großartiger iſt es alljährlich vor dem Abgang der großen Mekka-Pilger-Karawane und vier Monate ſpäter bei deren Rückkehr, da jeder Pilger etwas mit nach Hauſe bringen will. Dann gewährt namentlich der weitläufige Roßmarkt, wo Tauſende von Thieren verkauft oder vertauſcht werden, ein ſehenswerthes Bild; man ſieht da Menſchen von Yemen, Aegypten, Weſtafrika, den griechiſchen Inſeln, der Türkei, Krim, von Kleinaſien, Kaukaſien, Kurdiſtan, Perſien, Bochara, Turkiſtan, Afghaniſtan und Indien in bunteſter Mannigfaltigkeit.

Wollen wir uns noch in das Gedränge einer Budenreihe wagen, um den Abſchluß eines Geſchäftes zu beobachten? Freilich iſt das Gedränge ſo ſtark, daß man vor den ſchmutzigen Araber-Toiletten nicht zurückweichen kann, und dabei der Lärm betäubend. Doch verſuchen wir's getroſt. Wir treten an eine Bude, wo es ſich um Werthvolles handelt im Kauf und

*) Von europäiſchen Waaren ſieht man faſt nur engliſche, dann auch viel Muſſelin mit amerikaniſchem Stempel.

**) Saida, hoch an der Küſte des Mittelmeeres gelegen, hat einen verſandeten Hafen, aber ſehr beſuchte Rhede, und der Handel mit Südfrüchten iſt beſonders lebhaft.

Digitized by Google

Verkauf; beide, Käufer und Verkäufer, ſind vornehme Herren und halten es unter ihrer Würde, den Umſtehenden das Schauſpiel des Hin- und Herredens zu geben. So ſprechen ſie, ruhig neben einander ſitzend und ihre Pfeifen rauchend, von ganz gleichgiltigen Dingen, während ein Senſal leiſe bald mit dem Käufer, bald mit dem Verkäufer ſpricht. Nach und nach werden indeß dieſes Vermittlers Geberden lebhaft, ſeine Bewegungen dramatiſch, er dringt, wenn der Käufer (deſſen Intereſſe er zu wahren hat) gar zu lang zögert, in dieſen mit den Worten: „Ich bitte dich, lege noch zu! Beim Leben deines Hauptes, wir bekommen es ſonſt nicht!“ Er erwartet die Antwort nicht, ſieht ſchon am Auge, daß er noch etwas bieten darf, und raſch iſt er am Ohre des Andern: „Nun höre mein letztes Gebot: beim Leben deines Bartes, gieb die Waare dafür, ſie iſt nicht mehr werth. Glaube meiner Erfahrung!“ Eine faſt unmerkliche Bewegung des Hauptes ſagt ihm, daß man zufrieden ſei. Schweigend tritt der Senſal einige Schritte zurück, nimmt ſeinen Fes ſammt dem darum gewundenen Shawl ab, holt das Taſchentuch aus dem Buſen, um den triefenden Schweiß von der Stirne zu wiſchen, und ſagt aufathmend mit ruhiger Stimme: „Gott ſei Dank!“ Jetzt weiß der Käufer, woran er iſt; man ſteht auf, reicht die Pfeifen den Dienern und trennt ſich mit höflichem Gruß und ernſter Förmlichkeit, während der Senſal dann das Weitere beſorgt.

Anders verhält es ſich, wenn ohne Vermittler gehandelt wird. Iſt der Käufer grüßend an den Laden getreten, ſo erhebt ſich der Verkäufer, und bittet ihn, Platz zu nehmen, worauf jener ſich bemüht, hinaufzuſteigen und ſich auf dem hohen Geſtell dem Kaufmann gegenüber niederläßt. Dieſer — im Fall es ſich nicht um den Kauf einer Kleinigkeit handelt — befiehlt wohl ſeinem Burſchen, aus dem nächſten Kaffeehauſe zwei Taſſen Kaffee und eine Waſſerpfeife (Nargileh) zu holen. Verbittet ſich der Käufer Beides, ſo bedeutet es, daß er Eile hat, und man geht gleich an's Geſchäft. Selten jedoch hat der Damaszener Eile; es dauert eine Viertelſtunde, bis der Burſche zurückkommt, und bis dahin darf Anſtands halber nicht von Geſchäften geſprochen werden. Endlich iſt Kaffee und Pfeife angekommen; bald iſt das Gewünſchte ausgeſucht, aber es wird, wie immer, zu theuer gefunden, man bietet die Hälfte, worauf der Verkäufer, wie immer, freundlich ſagt: „Nimm es umſonſt, mein Lieber, als Geſchenk von mir, thue dir durchaus keinen Zwang an!“ Dies iſt etwas höflicher als unſer: „Glaubſt du, ich habe meine Waare geſtohlen?“, bedeutet übrigens daſſelbe. So ſteigt denn der Käufer in ſeinen Angeboten, bis er „beim Haupte des Johannes“ ſein letztes Gebot thut. Iſt aber die Differenz zwiſchen Forderung und Angebot immer noch zu groß, ſo einigt man ſich auf folgende Art. Der Käufer verlangt das rusmâl, den Einkaufspreis der Waare, mit der Erklärung, er wolle ſo und ſo viel Prozent Zuſchlag geben; dies iſt eine Appellation an die Ehrenhaftigkeit des Verkäufers, die faſt nie getäuſcht wird und dann zur Zufriedenheit beider Theile den Handel beendigt.

Digitized by Google

Gegen Mittag wird es ruhiger zwiſchen den Budenreihen. Die helle Stimme des Muezzin (Thürmers) klingt laut durch die Straßen, die Menſchen erinnernd, über dem irdiſchen Gewinn nicht den ewigen zu vergeſſen, und ein Verkäufer nach dem andern wirft das aus ſchwachem Bindfaden geſtrickte Netz über ſeine offene Bude, wodurch die Abweſenheit des Beſitzers angezeigt wird, um in der nahen Moſchee, deren es in Damaskus mehrere hundert giebt, ſein Mittagsgebet zu verrichten. Wer erſt noch ein dringendes Geſchäft beendigen will, geht ſpäter, oder holt das Gebet Abends in ſeinem Hauſe nach, was zuläſſig iſt; nur am Freitage, wo das eine halbe Stunde früher beginnende Mittagsgebet beſonders religiöſe Wichtigkeit hat, und weder nachgeholt, noch zu Hauſe verrichtet werden kann, ſucht Jeder rechtzeitig in die Moſchee zu kommen. Aber einen Ruhetag, einen werkloſen Sabbath kennt der Muſelman nicht. Handwerker und Kaufleute treiben ihre Geſchäfte, der Landmann pflügt und gräbt, und der Tagelöhner ſucht Arbeit am Freitage wie an den übrigen Wochentagen.

Nach dem Mittagsgebet ändert ſich das Bild des Marktes. Die mannigfaltigen Trachten der Männer verſchwinden und machen dem weißen battiſtenen Frauenmantel Platz, dem abſcheulichen izâr, der, ohne je den Veränderungen der Mode unterworfen zu ſein, in der einfachen Form eines großen Betttuchs das ganze Frauengeſchlecht, ohne Rückſicht auf Alter und Stand, unbarmherzig uniformirt und jede Geſtalt vom Scheitel bis zur Zehe undurchdringlich umhüllt.

Schaarenweis kommen um dieſe Zeit die Frauen aus den Bädern, wohin ſie ſich vor mehreren Stunden begeben hatten, die einen, um der geſetzlichen Vorſchrift zu genügen, die andern aus Gewohnheit, und alle aus Geſelligkeitstrieb; denn die Bäder ſind für die Frauen die Orte traulicher Zuſammenkünfte. Auf dem Rückwege kaufen ſie Manches ein, z. B. Toiletteerforderniſſe, als da ſind: Spießglanzpulver und Salbe zum Schwärzen der Augenbraunen, Henna zum Röthen der Fingernägel und zum Tätowiren der inneren und äußeren Hand, Maſtix zum Kauen und Putzen der Zähne, Karmin zum Schminken, Pfläſterchen, die ſich bejahrtere Schöne in's Geſicht kleben, um beim gewaltſamen Abreißen derſelben auch die ſtärkeren Härchen, die boshafter Weiſe dem zarten Frauenkinn entſprießen, mit auszureißen. Dort treten mehrere Frauen an den Laden eines jungen Kaufmanns, der bunten Schweizer-Kattun verkauft, und einige entſchleiern ſich. Sie thun es faſt immer an den Kaufläden, theils, um die Waaren beſſer betrachten zu können, theils um den Verkäufer durch ihre Reize zu bethören und billiger einzukaufen.

In der heißen Tageszeit gehen überall Verkäufer von reinem Trinkwaſſer oder andern erfriſchenden, mit Fruchtſäften geſüßten Getränken umher. Die Waſſerverkäufer ſpenden mitunter ihre Gabe unentgeltlich. Will nämlich Jemand ein gutes Werk thun, deſſen Segen ſeinem kranken Kinde, ſeinen verſtorbenen Eltern, ſeiner Gattin bei ihrer bevorſtehenden Niederkunft, ſeinem Freunde auf der weiten Reiſe zu Gute kommen ſoll: ſo ſpeiſt

Digitized by Google

er entweder die Gefangenen, deren Pflege hier traurig bestellt ist, oder er richtet ein Gastmahl an und ruft dazu die Armen von der Straße herein, oder er giebt einen sebil, eine Spende um Gotteswillen. Dazu wendet er sich in der heißen Tageszeit, wo ein Trunk frischen Wassers eine Wohlthat ist, an einen Wasserverkäufer, von dem er weiß, daß er eine schöne Stimme hat, giebt ihm ein Stück Geld und spricht: Reiche den Durstigen einen frischen Trunk als sebil! Der musebbil füllt nun seinen Ziegenfellschlauch aus einer Quelle, deren Wasser besonders frisch und gut ist, stellt sich dann auf dem Markt oder in der Straße an eine Stelle, wo viele Menschen vorübergehen, und singt mit verschiedenen Variationen die Worte: „O Durstender, komme zum Opfertrank!"

Spirituosa sind blos im Christen- und Judenviertel zu haben; die künstlichen Getränke sind Zuckerwasser mit Schnee gekühlt, oder Emulsionen von Fruchtkernen (z. B. der Zuckermelone und Gurke), oder der unvermeidliche Süßholztrank, oder ein durch halbgekochte Rosinen, getrocknete Aprikosen, Orangen, Wasser und Schnee bereiteter Trank u. dgl.

Unter den Eßwaaren giebt es verschiedene Arten von Brezeln aus Weizenmehl, die sich wie der Schiffszwieback lange halten, Brödchen mit Butter bestrichen und mit Sesam bestreuet, oder auch in Aprikosenöl gesotten — Alles von Weizenmehl. Der Fastenmonat hat ein besonderes, stark geknetetes, 3 bis 4 Finger dickes Fastenbrod. Von gerösteten Kernen kommen drei zu Markt: die Kichererbse, der Hanf und der Wassermelonenkern. Von den in Essig und Salzwasser eingemachten Pflanzenstoffen giebt es viele, namentlich Runkelrüben, weiße Rüben, Weißkraut, die rothe Pfefferschote. Der Salatverkäufer ruft: Gott ist der Dauernde, der Dauernde ist Gott! um anzudeuten, daß der Salat bald verwelkt, und sich Jeder noch damit versehen möge. Der Dragun (Estragen), die bekannte aromatische hohe Gartenpflanze mit den kleinen schmalen Blättchen, wird ohne Zuthat roh als Salat genossen, sehr geschätzt und gut bezahlt. Die Gurke ist für den Araber auch ein großes Gut. Sie wird nicht blos als Salat verwendet, sondern auch auf mehrfache Art als Gemüse zugerichtet und selbst roh gegessen; sie ist weit zarter als die deutsche. Zur Gurkenzeit leben die Armen oft Tage lang von nichts als Brod und frischen Gurken.

Bei der weißen Maulbeere ruft man: O reife Datteln! um auszudrücken, daß die Beere so weiß und leicht zu zerdrücken sei, wie die reife Dattel. Die schwarze Maulbeere ruft man bei ihrem gewöhnlichen Namen aus: Damaszener Maulbeere. Auch die besten Rosinen werden ausgerufen: Getrocknete Datteln! oder: O, Schwager der Datteln! Eine edle Art von Granate ruft man aus: Auf der Zunge vergehend und süß! wie Rosenwasser und süß! Die Quitten dagegen: Jeder Biß ein Würgen! d. h. sie sind ganz so, wie gute Quitten sein müssen; jeder Biß, den du hineinthust, kostet dich ein Zusammenschnüren des Gaumens.

Der syrische Kaktus, die „Schobbara", d. i. Dulderin, welche desto fröhlicher grünt und reichlichere Früchte bringt, je mehr sie der Sonnen-

Digitized by Google

hitze ausgesetzt ist, und darum in dem glühenden Becken des galiläischen Meeres bei Tiberias zum starken hohen Baume wird — trägt eine gelblich-rothe, einem Hühnerei nicht unähnliche Frucht, welche mit den Worten: O malreiche, o nützliche! ausgerufen wird. Die unangenehm süße Frucht ist nämlich ganz mit kleinen schwarzen Punkten bedeckt, denen kleinere Male im Gesicht vollkommen gleichen. Aus diesen Punkten ragen feine stechende Härchen, die selbst bei der größten Vorsicht an den Fingern haften bleiben und Tage lang ein häßliches Jucken verursachen. Die „Nützliche" wird sie des Gegensatzes willen (antiphrastisch) genannt, weil sie wie Blei im Magen liegt und in größerer Menge genossen schadet. Sie ist sehr billig und die Speise der Armen.

Die schon oben erwähnte Myrthenbeere wird unter dem Rufe angekündigt: Jetzt ist die Myrthenbeere süß geworden! Je länger dieselbe am Baume hängt, desto süßer wird sie, und von ihr ist das Sprüchwort entnommen: Je älter, desto süßer! was von Frauen gesagt wird, die mit zunehmenden Jahren an Schönheit und Liebenswürdigkeit zunehmen.

4. Die Orientalen in ihrer Häuslichkeit.

Die Türkei, so oft von den Reisenden analysirt, die, nach dem Abendlande zurückgekommen, unter unsern Augen die Folge von Bildern und Gedanken entwickelt haben, die sie auf ihren Zügen in Asien eingesammelt hatten; dieses Geburtsland der alterthümlichen Traditionen, das, noch ganz aufgeschichtet von den Trümmern seiner alten Größe, alle Geschicke des Universums zu vereinigen schien, hat sich, nun es alt geworden ist, in einen geheimnißvollen Schleier gehüllt, der es wie ein Leichentuch bedeckt und der vielleicht nie ganz gelüftet werden wird.

Das Dasein des Volkes, welches dieses Land bewohnt, ist ein Räthsel, das die vielen Räthsel noch vermehrt, und wenn sein so abgeschlossenes, so tief schweigsames öffentliches Leben sich, so zu sagen, in sich selbst zurückzieht und allen Blicken verbirgt, so ruht vollends über seinem häuslichen Leben ein noch tieferes Dunkel.

Ein hoher Ernst ist der unterscheidende Charakter dieser Nationen, Alles ist feierlich und stationär bei den Muselmanen, die, so zu sagen, nur einen Gedanken, den an Gott, und eine Gewohnheit, die Unthätigkeit, haben. Die Angelegenheiten des Lebens sind in ihren Augen von geringer Bedeutung; bei ihnen ist Alles provisorisch; man könnte sie für Nomadenhorden halten, die sich scheuen, sich in einem Lande anzusiedeln, wo sie nur eine so kurze Zeit bleiben werden. Die Türken campiren nur in Europa. Die gebrechlichen Häuser, die bei jedem Windstoße schwanken und krachen, sehen viel mehr den Hütten eines Bivouaks als den Wohnungen eines großen Volkes ähnlich, und doch ist diese ärmliche Tannenhütte den Wün

Digitized by Google

ſchen der Menſchen genügend, die ſo wenig wünſchen. Dorthin ziehen ſie ſich des Abends zurück, wenn die Stimme des Imams, die von den Minarets herab wie ein Konzert des Himmels über die Stadt hin ertönt, ihnen andeutet, daß die Stunde des Gebets da iſt, und der Ewige ſich neigt, um nach der Erde hinzuhorchen. Dieſe Abendgeſänge erlöſchen unmerklich mit dem letzten Feuer des Himmels, und bald hört man in den engen Straßen der Stadt nur noch das Auftreten des Nachtwächters, der von Zeit zu Zeit ſeine ſchwere hölzerne Keule auf das Pflaſter fallen läßt, um ſeine Anweſenheit zu bezeichnen.

Dann würde man in einem viereckigen Gemache auf einem mit einem leichten Zeuge belegten Divan ſehen können, wie der Türke, niedergekauert und unbeweglich, vollends ſeinen Chiche ausraucht, während ſchwarze Sklaven einen niedrigen runden Tiſch vor ihn hinſtellen, den ſie in buntem Gemiſch mit ſo vielen Schüſſeln belaſten, als er zu tragen vermag; dann ſchwingen ſie ihre Palmfächer, um die Inſekten zu verſcheuchen, und der Herr beginnt ſein Mahl. Da ſehe man, wie er, in ſeine ewige Apathie verſunken, nachläſſig mit der Hand aus einer Schüſſel in die andere fährt und durch einander Fiſch und Wildpret, Salat und Eingemachtes ißt. Was kümmert ihn der Unterſchied des Geſchmacks, ihn, der hier unten nach keinem Unterſchiede fragt! Zum Nachtiſch werden ihm Pfeife und Kaffee gebracht; er raucht noch eine lange Zeit, den Ellbogen auf das Fenſter ſeines Kiosk gelehnt und, nach den Sternen am Himmel ſchauend, die Abendkühle einathmend. Endlich ſteht er langſam auf, ſchiebt einen Teppich zur Seite, öffnet eine geheime Thür, die zu ſeinem Harem führt, und verſchwindet.

Die Paläſte ſind von den gewöhnlichen Wohnungen der Rajahs wenig verſchieden; man erkennt ſie an ihrem größern Umfange, an ihren Gewinden von bemaltem Holz, an ihrer Farbe und an ihren Zypreſſenboskets, von welchen ſie in der Regel umgeben ſind. Ich habe einen dieſer herrlichen Ruheſitze, bei welchen die Kunſt und die Natur ihre Phantaſien erſchöpft zu haben ſcheinen, um dem Auge wohlzuthun, in all' ſeinen Einzelheiten gemuſtert. Selbſt der Charakter dieſer gebrechlichen und zarten Bauten verleiht ihnen noch einen Reiz mehr: ſie ſind leicht, anmuthig wie der heitere Sinn, das muthwillige Lachen, welches das Rauſchen der Blätter des Frühlings und der Anblick eines unbewölkten Himmels im Gemüth erwecken. Der Palaſt der ſüßen Waſſer erhebt ſich hinter Konſtantinopel an dem ſchönen Ufer eines Fluſſes, der ſeine Fluthen in den Bosporus ergießt. Es iſt ein weißer Pavillon mit vergoldetem Gitterwerk, deſſen Dach, ausgeſchweift wie eine chineſiſche Mütze, in einer hochblauen Thurmſpitze ausläuft, die eine Kugel trägt, welche voller myſteriöſer Symbole iſt. Der Großherr bewohnt dieſe Sommerreſidenz nicht mehr. Er iſt nicht mehr dort geweſen, ſeit ſeine Favoritſultanin das Opfer eines peſtilenzialiſchen Fiebers geworden, welches in jenem Bezirke wüthete. Ich gelangte ohne Mühe in das Innere dieſes öde ſtehenden

Digitized by Google

Palaſtes; ich kam durch große Säle, deren Wände mit Marmorplatten belegt waren, bedeckt mit vielen Verſen aus dem Koran und verziert durch rund umher angebrachte phantaſtiſche Arabesken. Es gab dort karmoiſinrothe Divans, mit tauſend Farben geſchmückte Matten, weißſeidene Gardinen mit blauen und grünen Franſen, in welchen ein Strahl der aſiatiſchen Sonne ſpielte, und die durch den Zephyr, welcher durch zerbrochene Fenſterſcheiben ſeinen Weg gefunden, hin und her bewegt wurden. Ich ſah Badezimmer, ebenfalls ganz von weißem Marmor. Das europäiſche Bad, wie ſie es nannten, erſt unlängſt eingeführt und den italieniſchen Bädern ziemlich ähnlich, hat nichts Merkwürdiges: es iſt ein ovales Baſſin, in welches man auf eine Treppe von drei oder vier Stufen hinabſteigt, auf die man ſich ſetzt, um ſich von dem Waſſer beſtrömen zu laſſen, welches aus einem ſilbernen Hähnchen in beliebter Höhe lauwarm und langſam herniederfällt. Ich gewahrte hier nur kleine runde Tiſche, auf welche die Roſen- und Jasminkonfitüren geſtellt werden, die den Geruch erwecken und den Sinn neu beleben. Weiterhin kommt das Schwitzbad, das nationale Bad, das einzige, welches allgemein bei den Morgenländern in Gebrauch iſt.

Man denke ſich ein achteckiges Zimmer, mit einer zierlichen Kuppel, deren kleine Oeffnungen im Innern ein ungewiſſes und mattes Licht zulaſſen. Hingeſtreckt auf einer Bank von Zedernholz, wartet der Türke es ab, daß der Dunſt auf ſeine Poren einwirke und den Schweiß fördere. Bald iſt er über und über naß. Das Waſſer tröpfelt ihm von allen Gliedern, über ſeine Wangen und längs ſeinem Bart herab; dann ſtellt ſich der Badewärter ein; er hält in der einen Hand einen Büſchel Werg und in der andern einen Kübel Seifenwaſſer, das er dem Badenden über den ganzen Leib gießt. Dieſer leichte Schaum, der ſich unter dem Schlagen mit dem Wergbüſchel bäht und funkelt, überzieht den Badenden und deſſen Bank mit einer Art von Dunſtſchleier von blendender Weiße. Iſt dieſe Operation zu Ende, ſo wirft man ſich in ein Baſſin lauwarmen Waſſers und verläßt dieſes nur wieder, um ſich auf einem Ruhebette auszuſtrecken und dort bei einer Pfeife und Kaffee das Ende der Transſpiration abzuwarten.

So finden wir in dieſen ſonderbaren Gewohnheiten die größte Indifferenz und die Senſualität der zarteſten Exiſtenz. Marmorbilder in hölzernen Häuſern; vergoldete Draperien über verfaulten Geſtellen; die bäueriſche Einfalt einer Nation in der Kindheit und das Raffinement einer vollendeten Ziviliſation. Der Türke ſcheint mir aus zwei entgegengeſetzten Elementen geſchaffen zu ſein: er kennt von allen Dingen nur die Extreme und gefällt ſich in Kontraſten. Früh Morgens ſpendet er Gold mit vollen Händen, um ſeinen Kiosk zu verſchönern, und Abends ſieht er ihn ungerührt von einer der Feuersbrünſte verzehren, die für Konſtantinopel eine ſich jeden Augenblick erneuernde Kalamität geworden ſind. Ich habe 15,000 Häuſer (!) an einem einzigen Tage in Flammen aufgehen ſehen

Digitized by Google

Die obdachlos gewordene Menge verſammelte ſich friedlich auf einem Kirchhofe, ſchweigend, gefaßt; ſie brachte die Nacht ſanft ſchlummernd zwiſchen der Aſche ihres Herdes und den Gräbern ihrer Väter zu.

Die Bäder und Harems in Perſien.

In dem ganzen Orient ſind die Bäder zugleich ein Gegenſtand des Luxus und eine der unerläßlichſten Nothwendigkeiten des Lebens. Die Perſer wechſeln nur alle Monate das Hemd und ſchlafen, ſo wie die Frauen, in ihren Pantalons. Es kann daher nicht in Verwunderung ſetzen, wenn ſie ſich faſt alle Tage baden; Muhamed machte, um ſie zur Reinlichkeit zu nöthigen, eine religiöſe Pflicht daraus und in dem Koran wird ausdrücklich geſagt, daß ein Ehemann nicht zum Gebet zugelaſſen werden kann, wenn er ſich nicht vor Aufgang der Sonne gereinigt hat. Alle Morgen, bevor die Mollahs das Gebet ankündigen, hört man die Badeglocke, die zur Reinigung ruft. Die Menſchen aus den geringeren Volksklaſſen ſtrömen in Menge dahin; die Adeligen und Reichen haben Bäder in ihren Harems; ſie ſind zu ihrer Verfügung bis Mittag, von dieſer Stunde an ſtehen ſie den Frauen offen, die bis in die Nacht davon Gebrauch machen.

Dieſe Bäder ſind ſehr verſchieden von den europäiſchen; ſie beſtehen aus weitläufigen unterirdiſchen Gebäuden, mit gewölbten Dächern bedeckt, worein das Tageslicht durch ſehr dünne Tafeln oder Scheiben von Alabaſter fällt. In den erſten Sälen findet man Bänke und Niſchen, wo man ſich auskleidet; in der Mitte ſind weite Baſſins von Marmor oder Alabaſter mit emporſteigenden Waſſerſtrahlen zum Vergnügen und zur Erfriſchung der Badenden.

Die Perſer, welche die züchtigſten Menſchen von der Welt ſind, hüllen ſich von den Hüften bis zu den Knieen ein; hierauf treten ſie in einen Saal, wo der Dunſt des heißen Waſſers die Luft ſo erſtickend macht, daß die Perſonen, welche nicht daran gewöhnt ſind, es zuerſt nicht aushalten können. Dieſer Saal iſt mit großen Vierecken von weißem Marmor ausgelegt, die von dem fortdauernd verſpritzten Waſſer erwärmt werden. Im Fond iſt ein kleines Kabinet, wo man ſich die Haare wegnehmen läßt mittelſt eines Teiges oder Kleiſters von Knabenkraut und mit kaltem Waſſer gelöſchten Kalk, eine Kompoſition, deren Anwendung ſehr gefährlich iſt und die verbrennen würde, wenn man ſie nicht bei Zeiten wegnähme, oder wenn man ſich heißen Waſſers bediente, um ſie aufzulöſen. Nach dieſer Epilation oder Enthaarung geht man in den heißen Saal, wo zwei kräftige Menſchen, die die Barbiere des Landes ſind, nackend, wie die Badenden ſelbſt, dieſe ergreifen und auf den Marmor ausſtrecken; unter den Kopf legen ſie ein kleines Kiſſen. In kurzer Zeit gerathen ſie in überſtrömende Transſpiration; dann reiben ſie die Barbiere und drücken alle Theile des Körpers, der Richtung der Muskeln folgend; ſie laſſen dann jedes Glied durch mancherlei Bewegungen ſpielen, die anfänglich beſchwerlich ſind,

Digitized by Google

deren glückliches Resultat aber man bald empfindet. Diese Operation ist eine wahre Pein für Diejenigen, die sie zum ersten Male aushalten; aber man gewöhnt sich sehr leicht daran, und das reelle Gute, das daraus folgt, läßt mich glauben, daß sie der beste Arzt des Landes ist: nichts giebt dem Körper eine heilsamere Frische, und nichts befördert den Blutumlauf mehr. Während diese beiden Männer ihre Kräfte an dem Körper eines Badenden erschöpfen, bewirft oder begießt ihn eine dritte Person fortwährend mit heißem Wasser, von den Füßen bis zum Kopfe, was dazu beiträgt, die Muskeln geschmeidiger zu machen und die Schmerzen zu vermindern, wovon diese Operation begleitet ist. Sobald sie beendigt ist, legen sie einen Handschuh von Pferdehaaren an, womit sie den Körper nach jeder Richtung reiben: durch dieses Mittel nehmen sie bedeutende Stücken abgestorbener Haut und Epidermis weg, deren Ablösung für die Gesundheit um so wesentlicher ist, als sie der Transspiration wieder freien Lauf giebt. Diese Barbiere haben eine so geschickte Art, diese Fetzen abzulösen, ohne die Haut zu schürfen oder zu schinden, daß sie oft mit einem Zug der Hand beinahe fußlange Stücke wegnehmen, die sich unter der Hand wie feuchtes Papier rollen. Das Färben des Bartes und der Haare geschieht immer im Bade; man bedient sich eines sehr feinen Staubes oder Pulvers, das aus dem getrockneten und pulverisirten Blatte des Indigo gemacht wird. Die öffentlichen Bäder dienen den Individuen des Mittelstandes zum Rendezvous. Die Fremden und die Kaufleute versammeln sich da, um Bekanntschaft zu machen oder von Geschäften zu sprechen. Alle rauchen ihre Pfeife, trinken Kaffee und tauschen mancherlei Nachrichten aus. Aber vorzüglich den Frauen dienen diese Orte zum Vereinigungspunkt: da machen sie sich Besuche; jede Nische hat ihre Gesellschaft und ist immer voll. Da verhandeln sie Alles, was ihre Familienangelegenheiten angeht, erzählen sich Neuigkeiten und bringen Heirathen zu Stande, und wenn ich meinem Berichterstatter glauben darf, so hätten die Perserinnen in Klatscherei und Verleumdung bei unsern Frauen eben nicht viel zu lernen. Die muselmanische Nächstenliebe steht in dieser Hinsicht mit der christlichen Liebe unserer entschlossensten Neuigkeitsträgerinnen auf einer Linie. — Die Harems*) sind vom Korps de Logis abgesonderte, mit hohen Mauern umgebene Gebäude, wo die Frauen und Kinder wohnen; aber es würde ein Irrthum sein, daraus zu schließen, daß sie Gefängnissen glichen. Die Harems der Reichen können mit einem irdischen Paradiese verglichen werden; sie enthalten eine große Anzahl schöner Frauen, die sich alle beeifern, dem Besitzer zu gefallen; sie vereinigen dabei Alles, was nur der ausgezeichnetste Luxus bieten kann. Sie sind von den Wohnungen der Männer durch lange Höfe abgesondert, die fast alle mit Rosen und Tulpen verschönert

*) Dieses Wort bedeutet heiliger Ort, aber man braucht es, um die Gesammtheit der Frauen, die ihn bewohnen, zu bezeichnen. „Er ist mit seinem Harem abgereist.“ heißt so viel als: „Er hat seine Frauen mitgenommen.“

Digitized by Google

ſind, denn man hat in Perſien einen beſondern Geſchmack für dieſe Blumen; die Gärten ſind von Fruchtbäumen beſchattet, die treffliche Früchte geben. Die Harems ſind ſehr groß, und jede Frau hat ihr beſonderes Zimmer, oft auch mehrere Gemächer, dann kommt die Wohnung der Kinder, die der Sklaven, die Küchen, die Bäckerei, die Vorrathskammern, die Bäder und Schlafzimmer der Herren. Nur in den Harems genießen die Perſer der Freiheit. Da, im Schooße ihrer Familie, legen ſie den Ernſt ab, der ſie ſelten in den Divans verläßt, wo ſie ſtets mit der ſtrengſten Etiquette gegen Untergebene und mit einer eiſigen Zurückhaltung gegen ihres Gleichen bewaffnet ſind, was von ihrem charakteriſtiſchen Mißtrauen herrührt. Die geſetzlichen Gattinnen haben unter ſich einen gewiſſen Rang; ſie ſind ſelbſt verpflichtet, denen, die über ihnen ſtehen, gewiſſe kleine Dienſte zu leiſten, die letztere nie verfehlen, vor Fremden zu fordern, um dieſe den Grad von Achtung ſehen zu laſſen, den ſie unter ihren Gefährtinnen genießen. Die Perſerinnen bringen gewöhnlich den Tag hin auf Teppichen vor den Fenſtern ſitzend, unter welchen Waſſerbecken und Springbrunnen ſind; ſie rauchen, trinken Kaffee und nehmen Beſuche an, bis zum Eintritt der Kühle, dann ergehen ſie ſich in Gärten bis zum Eintritt der Nacht; denn man hat in Europa ſehr falſche Begriffe von dem Grade der Freiheit, die dieſen Frauen geſtattet iſt. In keinem andern Lande habe ich ſie freier über ihre Handlungen verfügen ſehen. Mit Ausnahme der Sängerinnen und Tänzerinnen des Harems haben die Perſerinnen keine Art von Talent; ſie können nicht leſen und ſelbſt nicht nähen und beſchäftigen ſich mit nichts als ihrer Toilette. Aber wenn ſie Mutter werden, ſo erfüllen wohl wenige Frauen ihre Pflichten beſſer als ſie; ſie vertrauen ihre Kinder niemals fremden Händen an, und dieſe bleiben unter ihrer ſpeziellen Aufſicht und Leitung bis zu einem Alter von 11—12 Jahren, wo die Knaben die Harems verlaſſen, um beſchnitten zu werden, und die Mädchen, um verheirathet, verſchenkt oder verkauft zu werden.

5. Ein Blick vom Oelberge auf Jeruſalem.*)

(Im Mai 1851.) Wir ſitzen in einem Saatfeld am Oelberg im Schatten uralter Oliven, deren knorriger Stamm in Stücke zerreißt und in drei, vier ſcheinbar jüngern Stämmen weiter ſproßt. Gegenüber, jenſeits des tiefen, trocknen Kidronthals, auf der Höhe ſeiner Bergeskante, ſtreckt ſich Jeruſalem in den geraden Linien ſeiner türkiſchen Zinnenmauer. Die Morgenſonne ſteht hinter uns, denn der Oelberg liegt nach Oſten und beleuchtet blendend die gelbe Stadt mit ihren gewölbten Dächern — jede Stube hat ihr Rundgewölbe. Wir ſehen in die Stadt hinein, die ihre Neigungsfläche

*) Von J. Br. (A. A. Z. Beil. 250, 1852.)

Digitized by Google

uns zuwendet, indem sie nach ihrem westlichen, etwas höhern Rand den Berg Zion hinaufzieht; ihr ganzer Berg ist indeß von hier aus kaum vom übrigen gleich dürren, nur mit Oliven bestreuten Höhenland zu unterscheiden. In der That fehlt ihr ein Thal nach Norden, und dort beim Damaskusthor, von hier aus zur Rechten, sind von jeher die Eroberer, Römer und Kreuzfahrer, eingedrungen.

Zunächst fesselt uns der weite grüne Raum, mit Zypressen und Maulbeerbäumen bewachsen, dicht hinter der Stadtmauer, aus dessen Mitte sich die schöne dunkle Kuppel von Omar's Moschee erhebt. Sie ist so heilig, daß sie allen Nichtmuhamedanern unzugänglich bleibt. Der nächste Wasserträger stößt euch verächtlich zurück, wenn euch aus den dunklen, im Kreuzbogen oder Rundbogen oder Halbbogen überwölbten Straßen die lichte Mündung in den Moscheegarten mit seinen Arkaden und Fontänen verlockt hat. Es ist die Stelle von Salomonis Tempel, Berg Moriah. Die christliche Grabeskirche dagegen sahen wir auch in diesen Ostern wieder zum Schauplatz blutiger Schlägerei zwischen Lateinern und Griechen oder Griechen und Armeniern werden. Hätten die türkischen Gewehrkolben nicht aufgeräumt in der überfüllten Kirche, als das griechische Feuer aus der Grabkapelle losgieng und urplötzlich Alles in Prügelei begriffen war — sie hätten nach löblicher Gewohnheit wieder die Kronleuchter herabgerissen, um mit deren Armen sich todtzuschlagen.

Die christliche Grabeskirche verliert sich dort inmitten der Häuser, eine unscheinbare Kuppel. Aus den verschiedenen Bränden ist noch eine byzantinische Façade übrig mit vier flachen Bogennischen, die beiden obern auf die untern tretend, wie am Markusdom zu Venedig. Man sieht den Himmel durch die fadenscheinige Wölbung der Kuppel, wenn man darunter steht. Sie ruht auf enggestellten, hohen, viereckigen Pfeilern, die nur je ein Galleriefenster zwischen sich lassen. Das heilige Grab, ein halbrundes Gebäude von gelbem Marmor, steht unter der Kuppel, mit silbernen Lampen und künstlichen Blumen, Kerzen und Bildern behangen und besteckt. Dort aus dem Loch muß das heilige Feuer der Griechen herausbrechen — man bindet einige Kerzen zusammen, mit deren starker Flamme sich die hinzudrängenden Gläubigen ordentlich den Leib zu waschen suchen. Dem Eingang des Grabes gegenüber ist unter einer kleinern anschließenden Kuppel die reiche goldene Kirche der Griechen, durch ein Gitter abgesondert. Ein Rundgang mit einem Kranz von Kapellen umgiebt sie nach hinten, ober- und unterirdisch, die einzelnen heiligen Stellen umfassend. Vom Berg der Kreuzigung z. B., mit Marmorwänden und Marmorfläche, der zu einer Kapelle geworden ist, steigt man auf marmornen Treppen zu der Krypta hinab, wo Helena das Kreuz fand ꝛc. Das Ganze, nachdem es über Ostern großen Volksmassen zum Nachtlager und jedwedem Unfug gedient hat, bietet einen ziemlich traurigen Anblick.

Steigen wir den Berg vollends hinauf: auf seiner Höhe steht eine Moschee und hat in ihrem Hof die Kapelle des Himmelfahrtsortes, von

Digitized by Google

chriſtlich mittelalterlichem Styl. Der nackte Fels, auf welchen der letzte Tritt geſchah, iſt bloßgelaſſen und die Spur noch zu ſehen.

Von hier ſehen wir den geraden Streif des hohen, blauduftigen Gebirges jenſeit des Todten Meeres, und deſſen Spiegel ſelber da und dort. Wir haben's mit der gewöhnlichen Eskorte von Beduinen beſucht, ein maleriſcher Zug, als wir Mar Saba verließen, die große, geſchichtlich bedeutende griechiſche Kloſterfeſtung, die ſich ſeltſam kühn in eine Schlucht jener Steinwildniß klemmt, ihre Mauern hoch auf den Felsrändern und tief durch die Schlucht führt. Der Schech mit langer Lanze, die über die Schulter ſchwankt, vorausreitend, die Beduinen mit dem gelbrothen, franſengeſchmückten Kopftuch und in braunweißen Sack gekleidet, mit den großen gelbbeſchlagenen Flinten nebenher ſchreitend, ſchwarzlockige Burſche mit wunderbar weißen Zähnen. Drei deutſche Paſtoren zu Pferde, nicht eben die beſten Reiter. Es geht endlos tief hinab, denn das Todte Meer liegt 1300 Fuß unter dem Mittelmeer, 3300 Fuß unter Jeruſalem. Scheußlichere Mienen hab' ich nie geſehen, als der Genuß ſeines Waſſers ſie veranlaßt. Erſt am Jordan giebt's erquicklichen Schatten, aber wir vermiſſen den deutſchen Handwerksburſchen, der, aus 33 Treffen des ungariſchen Feldzugs hieher verſchlagen, uns zu Fuß begleitet hat. Die Beduinen reiten zurück und finden ihn umgefallen in der brennenden ſolfataren Ebene, wo er den Grund aufſcharrte, um kühleres Lager zu finden. Der trübe Jordan ſchießt reißend ſchnell ſeine Windungen her, unter dem dichten Baumwuchs, der ſeinen engen, ſchroffen Thalbruch ausfüllt. Und doch liegt der See Tiberias, woher er kommt, ſelber ſchon 700 Fuß unter dem Meer. Der Ort, da wir raſten, wie es ſcheint, der einzige Zugang zum Fluß, zeigt die Spuren der großen Pilgerkaravane, die vor Oſtern hier ſtattfindet. Man bricht um Mitternacht von Jericho oder der Stätte Jericho's auf, und mit Tagesanbruch ſtürzt Alles, tauſendweis, jeden Geſchlechts, Kopf an Kopf in's Waſſer. Die Beduinen, natürlich eben unſere guten Freunde hier, ſind hinterher, um die Nachzügler aufzuleſen, und jener Engländer, welcher meinte, ein paar Stunden ſei's auch noch Zeit, behielt von allen ſeinen Kleidern nur den Hut übrig.

Bethlehem iſt nicht ſichtbar hier vom Oelberg aus. Die Kirche der Geburt daſelbſt iſt, wie die andern heiligen Orte, im Beſitz verſchiedener Parteien, die in ewigem Hader darob liegen. Bis hierher gehört's uns, ſagte der deutſche, lateiniſche Mönch, von jenem Bild an den Armeniern. Den ſilbernen Stern dort im Boden der Niſche, wo der wegführende Stern der Magier niederfiel, haben die Griechen entwendet, weil er eine lateiniſche Umſchrift hatte, alſo für die Lateiner zeugte. Der Mönch erklärte uns, wie die Feier der Geburt hier gar ſo ſchön ſei und rührender als Alles. In Jeruſalem ſeien wohl hochheilige Orte, aber nirgends eine ſo kindliche Freude, wie hier in dieſer engen Grotte.... Der Brunnen zu Nazareth, der einzige damals wie heute, wo Alle täglich ihr Waſſer holen, iſt mir in der That einer der bedeutſamſten Orte.

Digitized by Google

Fettschwänzige Schafe klettern herauf, ungeheure Eidechsen lauschen neugierig wie immer, die Granatbäume öffnen ihre Gluthaugen. Weit mehr als an Blut und Thränen erinnert der Berg jetzt an's Hohelied Salomonis. „Komm," sagt dort die Hebräerin, „früh hinaus zum Hügel, wo die Reben sprossen, die Granaten blühen und die Lilien ihren Duft geben." Die blauen Schwertlilien, bei uns geruchlos, duften hier in der That wundervoll. Sie sind dort unten an den Felsengräbern gebrochen.

Auf dem Hügel zu unserer Linken hauste einst der Molochdienst. Es ist Atar, das Feuer, Atar Molech, Adrammelech, das Feuer, der König, und zwar das böse zerstörende Feuer, dem man hier seine furchtbaren Sühnopfer brachte. In dieses Kidronthal warf man die Asche der Molochpriester und Jehovah-Propheten, wenn sie sich gegenseitig abgeschlachtet hatten als Menschenopfer für den Gott, dessen Schale eben üblen Geruch gab.

Der Oelberg ist unterhöhlt von umfassenden Katakomben, Prophetengräber genannt. Unten im Kidron- oder Josaphat-Thal steht diesseits eine Reihe Denkmäler, aus dem natürlichen Fels gehauen, im barbarisirt-römischen Geschmack. Sie tragen gleichfalls die Namen aller Derer, von denen ein Grab erwähnt ist, Absalom ꝛc. Wir kommen zur Quelle Siloah hinab, jenseits, die ihr stilles Becken tief unter dem Felsen der Stadt füllt, so klar, daß man von der Treppe leicht eine Stufe zu tief tritt. Ihr Abfluß ist anderswo, zur Linken, wo sie eine Anzahl grüner Gärten, Feigenbäume und Granaten erzeugt. Hier soll Jesaia zersägt worden sein für seine patriotische Ueberkraft. Jeremia hatte die Ehre, daß ein König eigenhändig seine Schriften zensirte und verbrannte. Es geht auf steilen Felsenpfaden, so daß ich oft nicht weiß, wie mein Pferd sich hinaufschwingen soll, wieder aufwärts. Die schwarzen ungeheuren Zentipeden ringeln sich widerwärtig auf dem Gestein.

Die großen Steine drüben in der Stadtmauer, hinter denen die Juden wöchentlich einmal Klage halten, sollen vom Salomonischen Tempel herstammen ....

Wir kommen zum Jaffathor, dem Thor nach Westen, das zu seiner Linken die malerische Zitadelle, einst Davids Burg, hat. Dort von Jaffa sind wir hereingeritten, dem ganzen heimkehrenden Pilgerzug entgegen, der zu Pferd und Esel und Kameel mit Weib und Kind, alle Trachten Vorderasiens aufweisend, endlos die Gebirgspfade sich herunterwand.

6. Jerusalem.*)

Die westliche Ansicht der Stadt und das Innere derselben entsprechen nicht den Erwartungen, welche man von diesem in der ganzen Welt mit

*) Reisebilder aus dem Morgenlande, von Dr. Fr. Dieterici. II.

Digitized by Google

Andacht verehrten Orte hegt. Die Straßen sind eng, schlecht gepflastert und um Ostern meist sehr schmutzig. Die Häuser sind klein und unansehnlich, und auf den Straßen drängen sich in merkwürdigem Gewirr alle Nationaltrachten einher. Der Syrer ist in seine bunte Chabaja, einen röthlichen Sacküberwurf, mit Gold gestickt, gekleidet; der Grieche in seine Effenditracht oder den weibischen Rock; der griechische Mönch zieht einher mit seinem langen Gewande und dem Barett; ähnlich die katholischen Geistlichen. Auch manche in fränkischer Tracht drängen sich durch die Straßen; der Jude geht stolz einher in seinem Kaftan. Dazu sieht man den Beduinen, das schöne Antlitz malerisch mit dem Kopftuch umwunden, mit weitem Mantel und langer Lanze auf schönem Rosse. Die fanatischen Araber erblickt man in ihren verschiedenen Trachten; zerlumpte Derwische — Alles wogt durch einander hin und her. Aber in keiner Stadt läßt sich so, wie in Jerusalem, der Religionsfanatismus aus den sprühenden Augen und dem verächtlichen Benehmen des Einen gegen den Andern abnehmen. Der Jude, der Christ und der Muhamedaner kommen hierher, Jeder um *seinem* Gott zu dienen, und Jeder glaubt, die Erhabenheit seines Herrn zu verherrlichen, sei der Haß und die Verachtung der Andersdenkenden das wirksamste Mittel.

Der Wanderer fühlt sich bei seinem Einzug in einer sonderbaren Stimmung; die Welt, wie sie ihm hier in der Wirklichkeit entgegentritt, steht in schreiendem Gegensatz zu dem Gedankenbilde, das er von Jerusalem hegte. Wie ist der Haß doch dem Menschen so leicht und wie schwer wird ihm die Liebe!

Es war am grünen Donnerstag 1849, als wir das langersehnte Ziel erreichten. Nach langer beschwerlicher Reise durch die Oeden konnten wir in Jerusalem in einer protestantischen Kirche niederknieen und bei den segensreichen Worten des Bischofs Gobat unser Gemüth erheben, um Gott für seine Gnade zu danken.

Am Nachmittage ging ich hinaus nach dem Osten der Stadt, aus dem Stephansthore. An der ganzen Ostseite von Jerusalem erhebt sich der Berg, der die Mauern trägt, steil aus dem tiefen Thal Josaphat, in welchem der Bach Kidron floß, und jenseit des Baches steigt ebenfalls in großer Steilheit der Oelberg empor. Hoch überragt der Berg das Thal, und rings umkränzt von dem sanften Grün der Oliven scheint er uns zuzurufen: „Wie schön sind auf den Bergen die Füße des Friedensboten, der Heil uns bringt und zu Zion spricht: Dein Gott ist König!“

Scheuen Trittes hatten wir so eben die öde Wüste durchmessen, wo die Beduinen einhertoben, nach dem Blute des Feindes lechzend, und nun stieg ich den Berg hinan, auf dessen Blumenteppichen, beschattet vom lieblichen Grün des Oelbaumes, der Erlöser, der Herr des Friedens, so vielfach wandelte. Hierher zog Jesus sich zurück, sein kummervolles Herz vor seinem Vater auszuschütten und im inbrünstigen Gebet von Gott die Kraft zu erflehen, den dornenvollen Weg, den seine Menschenliebe ihn führte,

Digitized by Google

ruhigen Schrittes zu wandeln. Nach den wilden Szenen, die wir in der Wüste erlebt hatten, nach dem fanatischen Toben der Parteien in der Stadt unter uns, redete die Stille auf diesem Berge zu uns mit sanfter, doch unwiderstehlicher Gewalt: Gott der Allmächtige, der Ewige, ist euer Vater, und ihr Menschen seid Brüder!

Dem Oelberge gerade gegenüber, nur durch das jähe Thal des Josaphat getrennt, liegt, von Mauern rings umschlossen, der Berg Moriah, auf dem ein großes, längliches Viereck von Mauern begrenzt wird. Dieser Berg, geheiligt durch das Andenken an den großartigen Gehorsam des Abraham im Glauben (1. Mos. 22) trug einst den Tempel. Alles Herrliche, was nur der sinnige Jude kannte, war hier vereinigt; der Berg Moriah erglänzte weithin mit seiner Herrlichkeit, ihm nahete sich der gläubige Jude mit scheuer Ehrfurcht. Auf Moriah (d. i. Jehovah siehet) erschallten die Feuerreden der begeisterten Propheten, um das sündige, heuchlerische Volk auf den Richterstuhl des Herrn hinzuweisen, und die Schmerzen der gottergebenen Gemüther zu lindern mit der Heilsverkündigung der Erlösung.

Aber die drohende Weissagung hat sich wörtlich an Denen erfüllt, welche das Heil von sich stießen. Kein Stein ist auf dem andern geblieben von jenem prachtvollen Tempel, der einst der Stolz war des Judenthums. Nur noch die Mauer des Umrisses bietet vielleicht einige elende Reste früherer Arbeit, und auf der westlichen Seite derselben sind noch die gewaltigen Steine, welche einst den Berg trugen, der das Thal zwischen dem Berge Moriah und dem östlichen Berge Zion überbrückte. An derselben Seite dieses Vierecks ist auch noch der „Klageort" der Juden. Hier beweint der Jude noch heute jene Pracht seines Volkes, die auf immer dahin geschwunden ist, und vergeblich hofft er, mit seiner Klage den Messias zu erwecken.

Zwei Moscheen, die von den Muhamedanern heilig verehrt werden, stehen jetzt in dem genannten Viereck auf Moriah — die eine ist die Moschee des Omar, ein weiter viereckiger Unterbau im Quadrat, auf dem sich die weite Kuppel wölbt. Die Moschee steht frei in der Mitte der nördlichen Hälfte des Oblongums und ist geheiligt durch die Sage von der Himmelsreise des Propheten. Der orthodoxe Muhamedaner glaubt nämlich, daß das Flügelpferd Borak den Propheten, die Perle der Schöpfung, von Mekka nach Jerusalem versetzt und von da ihn bis über den siebenten Himmel hinaus getragen habe — bis vor das Antlitz Gottes, in solche Nähe, wo selbst die Engel nicht mehr den Strahlenglanz Gottes ertragen können. Die ganze Fahrt geschah in einem Augenblick. Gläubig wallfahrtet nun der Muhamedaner zu dieser „geschichtlich" geheiligten Moschee, und wo früher Israel zu Jehovah rief, da schreien jetzt die Nachkommen Ismaels ihr Allah!

In der südlichen Hälfte auf Moriah steht die andere Moschee, el Aksa, ein länglich viereckiger Bau. Ganze Reihen von Derwischen sind

Digitized by Google

zwiſchen beiden Moſcheen in ſteter Bewegung, mit dumpfem Geheul ihre kurzen Gebete ausſtoßend!

Das Südoſtende der langen Mauer, welche die Moſchee umgiebt, begrenzt faſt rechtwinklig gen Weſten in jäher Tiefe das Thal Hinnon, jenes den Israeliten ſo furchtbare Greuelthal, in welchem einſt den Götzen geopfert ward. Wir verfolgen mit unſeren Blicken einen Theil des Thals. An dem grünen Abhange, welcher ſüdlich das tiefe Thal umgrenzt, ſieht man Gräber in die Felſen gehauen. Die dunkeln Bäume, der jähe Abhang, die Grabesſtätten, der Schatten, der über dem Thale zu ſchweben ſcheint, prägen mit düſtern Farben dieſen Abhang dem Gedächtniſſe ein. Am deutlichſten aber tritt in dem Bilde eine Stelle hervor, die ſich rothgelblich unter den Oliven unſern Blicken zeigt. Dies iſt Hakeldama, der Blutacker, für das Gold des Verrathes erkauft.

Je düſterer der Anblick des ſüdlichen Abhanges, deſto erfreulicher iſt das Bild von dem nördlichen Thalrande. Da erhebt ſich ſteil der Berg Zion, rings umgrünt und bepflanzt, wie eine gebieteriſche Königin unter den umgebenden Bergen, das Haupt mit einem Kranz von Zinnen geſchmückt. Doch tritt man näher herzu, ſchwindet auch hier die Herrlichkeit. Da ſteht nun eine Moſchee des Nebi Dawud (Propheten David) mit ihrem Halbmond, und daran reihen ſich eine Maſſe ſchmutziger Häuſer, das Judenquartier. Wie biſt du doch gefallen, erhabene Schöne! Das war der Berg, von welchem die Harfe Davids erklang, wo der gottgeſegnete König heraustrat aus ſeinem Hauſe, um das Kommen und das Scheiden der Sonne zu begrüßen mit heiliger Harmonie. „Die Himmel erzählen die Ehre Gottes, und die Veſte verkündiget ſeiner Hände Werk. Ein Tag ſagt es dem anderen, und eine Nacht thut es kund der andern. Die Sonne geht heraus, wie ein Bräutigam aus ſeiner Kammer, und freuet ſich wie ein Held zu laufen den Weg. Vom Himmelsende ihr Aufgang und am Himmelsende ihr Niedergang; nichts iſt geborgen vor ihrer Gluth!“ — Durch die ganze Welt ſind dieſe Himmelslieder erklungen, aber Zions Pracht iſt geſchwunden, Jeruſalems Blüthe verwelkt!

Wir wenden in unſerem Umblick das Auge von Zion ab zum dritten Berge der heiligen Stadt, Akra. Eine einförmige weiße Häuſermaſſe mit platten Dächern ſtreckt ſich weithin, das Auge ermüdend. Nur hier und da ſchimmert ein grünes Fleckchen hervor, und in dunkleren Farben zeigen ſich die höheren Mauern der Klöſter. Die Armenier, Syrer, Kopten, Griechen und Lateiner, alle haben hier nebeneinander Stätten für ihre ſelbſtgerechten Mönche.

Im Hintergrunde ragt ein prächtiges Gebäude hervor, mit hochgewölbten Kuppeln, eine düſtere, melancholiſche Schönheit, — es iſt die Kirche des heiligen Grabes.

Wir kehren vom Oelberg zurück, durchſchreiten das Thal des Joſaphat und treten abermals durch das Stephansthor in die Stadt. An dem ausgemauerten Teiche Bethesda vorbeigehend, kommen wir in eine

Digitized by Google

ſchmutzige Gaſſe, welche die Ueberlieferung als den Weg bezeichnet, den der Erlöſer zur Richtſtätte wandelte, und der deshalb die via dolorosa (die Schmerzensſtraße) genannt wird. Ein über die Straße ſich wölbender Bogen hat noch den Namen ecce homo. Wir wandern fort in der ſchlecht gepflaſterten, viel beſchmutzten Straße, bis wir zur heiligen Grabeskirche, dem Zielpunkte ſo vieler frommer Gemüther, gelangen.

Ich hatte abſichtlich den „Sonnabend des Feuers," den großen Feſttag der Griechen, gewählt. Auf dem Platze vor dem Eingange zum Heiligthume der Chriſtenheit hatten die Krämer aus Bethlehem ſich niedergelaſſen und boten Roſenkränze, Perlmutter mit heiligen Bildern, Steine und allerhand andere Sachen den frommen Pilgern zum Kauf an. Ein Feilſchen, Schreien und Schwören durchtönte unſere Ohren. Griechen in ihrer weibiſchen Nationaltracht, ſowie in der Effendi-Jacke, Syrer mit bunten Ueberwürfen, Levantiner in lang herabwallenden ſpaniſchen Mänteln, Alles drängte und tobte um die ausgelegten Roſenkränze, und über dieſes lebendige Bild ragte die dunkle Mauer des heiligen Gebäudes hervor, das mit geſpitzten Bogenfenſtern, von denen jedes ein Meiſterwerk, geziert iſt.

Durch das Getümmel der Käufer und Verkäufer hindurch gelangen wir endlich bis zur Thür der heiligen Kirche, die von gedrängten Schaaren fanatiſcher Gläubiger faſt geſtürmt wird. Nur durch die Hilfe zweier Konſulat-Diener (Chavaſſo), die mit ihren nervigen Armen die Peitſche um die Häupter der Gläubigen ſchwingen, gelangen wir durch die Maſſen hindurch. Wir ſteigen auf einer Treppe empor und nehmen dort in einer Niſche auf der oberen Gallerie unſere Plätze ein. Noch andere Zuſchauer haben ſich zu dem ſchauderhaften Schauſpiel des „griechiſchen Feuers" eingefunden; in einer andern Loge der Gallerie gewahrt man mehrere Konſuln, den franzöſiſchen und öſterreichiſchen, auch der türkiſche Paſcha ſitzt da, im allerheiligſten Tempel der Chriſtenheit behaglich ſeine Pfeife ſchmauchend und Kaffee ſchlürfend und in ſeinem muhamedaniſchen Hochmuth an den tollen Ausbrüchen des chriſtlichen Aberglaubens ſich ergötzend.

Um uns und über uns wölbt ſich eine herrliche weite Kuppel, mit Gold reichlich verziert und mit vielen Koſtbarkeiten verſehen, in erhabener Höhe. Eine runde Fußbodenfläche wird von der Wölbung überdacht. In der Mitte des Fußbodens dieſer Rotunde ſteht das Allerheiligſte, die Kapelle, welche das Grab des Herrn umſchließen ſoll. Auch dieſe Kapelle iſt im Gegenſatz zu der Einfachheit und Demuth, mit welcher der Herr unter uns wandelte, mit Gold überladen; die Pforte ſchauet nach Oſten und vor derſelben ſtehen zwei große Kandelaber aus Silber; auf der Thür ſieht man die drei Marien aus Marmor gehauen, den Erzengel Gabriel und den auferſtehenden Heiland. An den beiden Seiten dieſer allerheiligſten Kapelle befinden ſich zwei runde Oeffnungen.

Die ganze Halle ſteht dicht gedrängt voller Menſchen, Jeder trägt eine Kerze und iſt mit einer Peitſche bewaffnet. Schon wogt die Menge

Digitized by Google

ganz beſonders an dieſe beiden Oeffnungen heran, ſchon iſt ein Stoßen und Drängen, doch bisher hält noch eine Reihe türkiſcher Soldaten, die in einem weitern Kreis um das Heiligthum gezogen iſt, noch einigermaßen Ordnung. Mit Kolbenſtößen und Peitſchenhieben, die ſie mit wahrer Luſt den frommen drängenden Pilgern zutheilen, bändigen ſie noch die wogende Menge. Nun ſchlägt es Mittag 12 Uhr. Da umziehen die oberſten griechiſchen Prieſter dreimal die heilige Kapelle; ihnen folgt meiſt der griechiſche oder ruſſiſche Konſul. Der oberſte Prieſter tritt dann in den allerheiligſten Raum, nachdem er vorher gezeigt, daß er keine Feuerſtoffe bei ſich trage. Jetzt weicht die türkiſche Wache zurück, und die ganze Menge drängt in ſtürmender Haſt den beiden Seitenöffnungen der Kapelle zu. Was will die unſinnige Menge? Sie will ihre Seligkeit erreichen. Wodurch? Etwa durch gottgefälligen Wandel und wahre Frömmigkeit? Durchaus nicht, ſondern durch das Anzünden einer Wachskerze an dem „heiligen Feuer."

Es herrſcht in der griechiſchen Kirche der traurige Aberglaube, der Prieſter könne aus dem Grabe des Herrn ein heiliges Feuer hervorrufen, und wer an dieſem Feuer eine Kerze ſich anzünde, der ſchütze ſich dadurch vor den Qualen des Fegefeuers. Die Kraft dieſes Feuers ſei um ſo intenſiver, je früher man ſeine Kerze an dem Feuer anzünde. So harrt die thörichte Menge des Augenblicks, daß das Feuer aus der Lücke hervorkomme, und wirklich kommt das Feuer hervor, durch ein Eiſennetz hindurchflammend. Kaum erſcheint es, ſo eilt ein Jeder, ſo früh als möglich ſeine Kerze anzuzünden. Man beneidet die Vorſtehenden, welche zuerſt ihre Kerze anzünden können, ſchlägt ſie mit dem Stocke und ſucht ihr Feuer wieder zu verlöſchen. Jene wehren ſich; ein Stoßen, Schlagen, Drängen hat nun an heiliger Stätte begonnen, eine wahre Hunnenſchlacht des Kantſchu's zeigt ſich dem empörten Auge.

Gar mancher der armen Schwachen, welche auch gekommen ſind, ſich eine heilige Kerze anzuzünden, ſtürzen nieder und über ſie hinweg ſtürmen die rüſtigeren Schaaren, ſo daß oft die Armen jämmerlich zerquetſcht und verwundet die „geweihete" Wahlſtatt verlaſſen oder bewußtlos fortgetragen werden. Einige Flämmchen kommen aus dem Getümmel in die andere verſammelte Menge, und es verbreitet ſich das Feuer mit ungemeiner Schnelligkeit; bis oben nahe der Kuppel in die kleineren Niſchen wandern die Flämmchen; Weiber, Männer, Kinder haben alsbald brennende Kerzen. Man wehet ſich den Dampf der heiligen Flamme mit der Hand dem Munde, die Weiber oft ihrem Buſen zu, und löſcht dann mit eigens dazu mitgebrachten Tüchern das Licht aus, indem ſelbſt die Schnuppe noch mit frommer Andacht aufbewahrt wird. Andere ſuchen dagegen die Flamme zu erhalten, und Manche ſollen in ihrem Glaubenseifer die heilige Flamme bis nach Konſtantinopel gebracht haben; auch ſagt man in Jeruſalem, daß in Petersburg beim Beſchützer der heiligen griechiſchen Kirche ſtets eine Lampe von dieſem heiligen Feuer entzündet brenne. Die

Digitized by Google

ganze Szene ist, wie man sich denken kann, ein Gegenstand des Spottes für die Muhamedaner.

— Betrachten wir, nachdem die wilde Menge sich verlaufen, ruhiger die heilige Grabeskirche.

Die runde Halle um das Allerheiligste wird von 18 Pfeilern gebildet, die 5 Fuß 10 Zoll breit sind und 4 Fuß von einander abstehen. Nur im Westen stehen zwei Pfeiler 4 Fuß 6 Zoll von einander entfernt, im Osten dagegen lassen zwei Pfeiler, die dreimal so stark sind als die übrigen, einen breiten Raum von 20 Fuß zwischen sich und bieten den Eingang in die Kirche der Griechen. Auf den Pfeilern der Halle sind zwei Stockwerke von Bogengängen, und hier hat jede Sekte ihren besonderen Gebetplatz.

Die große Kirche der Griechen, zu welcher man gerade im Osten dem heiligen Grabe gegenüber durch die weiten Räume eintritt, ist die geräumigste und reichste unter denen, welche die Mittelhalle umgeben. Mit Gold, Bildwerken, mit Marmor und Lampen ist sie geschmückt und der Mittelhalle ähnlich mit einer Kuppel überwölbt.

Im Norden des heiligen Grabes geht man in eine Vorhalle, in der die Orgel der Katholiken ist, und dann kommt man in die katholische Kirche. In der Vorhalle dieser Kirche will man die Stelle wissen, wo Magdalena den auferstandenen Heiland für den Gärtner nahm.

Hinter der griechischen Kirche läuft abermals ein Bogengang, an dem zur Linken mehrere Kapellen angebaut sind, zunächst ein Altar der Armenier, dann folgt die Pforte und der Aufgang zum angebauten griechischen Kloster, dann eine Kapelle auf dem Orte, wo die Kriegsknechte um den ungenähten Mantel des Herrn würfelten; diese, so wie die folgende Kapelle der heiligen Helena, welche eine Treppe von 28 Stufen hinab in einer Grotte liegt und auf 4 Säulen ruht, gehört den Armeniern. Hier betete jene Heilige bei der Kreuzauffindung; noch 13 Stufen tiefer ist die Grotte der Kreuzauffindung. An das obere Ende der Treppe stellt die Ueberlieferung die Schimpfsäule, zwei Fuß hoch, einen Fuß im Durchmesser, und der Gläubige findet hier die Stelle, wo der Erlöser verspottet und mit Dornen gekrönt ward.

Geht man in dem Gange weiter, so steigt man wieder 20 Stufen hinan zur Schädelstätte, auf der auch eine Kapelle erbaut ist, in der man die Stelle der Kreuzigung zeigt. Eine Marmorplatte ist hier ausgebreitet, weil die Ueberlieferung voraussetzt, daß der Erlöser liegend an das Kreuz geheftet ward. Gen Abend schaute der Gekreuzigte und an der Nordseite stand das Kreuz des sich bekehrenden Schächers. Auf dem Vorplatze ist die Stelle, wo Johannes und Maria standen.

Selbst von dem Erdbeben, das bei des Herrn Tode nach Matth. 27 die Erde durchtobte, zeigt man den Gläubigen eine Spur; eine Grotte unter der Kapelle zeigt noch die Spaltung des Felsens, in der man sogar das Haupt Adams gefunden haben will!

Digitized by Google

Auch der Stein der Salbung, eine Marmorplatte, wird den Gläubigen gezeigt. Dieſe Zuſammendrängung aller Stellen, die an die Kreuzigung erinnern, und dieſes Haſchen nach Wiederauffindung hat etwas ſo Erzwungenes und Unwahrſcheinliches, daß es im Zuſammenhange mit jener Scheinfrömmigkeit, die nur am Orte, nicht im Geiſte haftet, wirklich anwidert. Auf den Proteſtanten, der gewohnt iſt, ſeine Religion mehr im geiſtigen Sinne zu faſſen, macht auch der Beſuch des Allerheiligſten in der Kirche, nämlich des Grabes, nicht jenen Eindruck, den die Mönche ſonſt bei den Fremden vorausſetzen.

Durch die enge Pforte, die gen Oſten ſchaut, tritt man in die Grabeskapelle, deren Dunkel nur von wenigen Lampen erhellt wird. Das erſte ganz mit Marmor ausgelegte Gemach heißt das „Gemach des Engels.“ In Marmor eingefaßt zeigt man das Stück Kalkſtein, womit jener Engel, der zu Maria aus dem Grabe des Auferſtandenen ſprach (Matth. 28), den Schlußſtein gelegt haben ſoll. Das zweite Gemach weiſet das Grab des Heilandes, eine Grotte in Felſen gehauen. Auf einem Steinblocke lag der Leichnam des Herrn, und dieſen Block deckt eine Marmorplatte, die unter die Konfeſſionen getheilt wird, und über die man eine Maſſe ſchöner Lampen gehängt hat. In demſelben Gemach zeigt man noch den geſpaltenen Schlußſtein des Grabes.

— — Wir ſetzen unſern wandernden Fuß weiter, nur einige Schritte ſind wir durch eine ſchmutzige Gaſſe gegangen, da ſehen wir in ſchön gezogenen Bogen noch die Ruinen des Gebäudes, welches die Grundſtätte des heldenmüthigen Johanniterordens ward. Ein Vorhof weiſt noch in traurigen Spuren die Reſte jener glänzenden, kräftigen Zeit, die das chriſtliche Ritterthum noch im verweſenden Staube ſchön und groß hinzeichnet. Aber voll von dem größten Schmutz ſtehen die Ruinen da. Dicht bei dem ſchönen Bogen der Johanniter ſpannt der Gerber die Haut der Thiere über einen Block und reibt mit ungeſchicktem Inſtrument die Haut von der Wolle herunter!

Wir durchſchneiden den Bazar, auf welchem wir die Schuſter in offenen Schuppen arbeiten ſehen, durchmeſſen noch einige hügelige Gaſſen und ſtehen dann vor einer neuen, anmuthig auf einem freien Platze erbauten Kirche. Dies iſt die neuerbaute engliſch-proteſtantiſche Kirche, in welcher ſich die neuentſtandene chriſtlich-proteſtantiſche Gemeinde verſammelt, ihren einfachen, ſtillen Gottesdienſt feiernd fern von dem unchriſtlichen Lärmen und Toben am heiligen Grabe. Die treuen Miſſionare, den vielgeprüften würdigen Biſchof Gobat an der Spitze, haben aber mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, denn ihre kleine Gemeinde wird von den andern Konfeſſionen wie von den Juden ſelber angefeindet. Jeruſalem iſt weder Handels- noch Gewerbsſtadt, daher wird der Jude, der zum Chriſtenthum übertritt, aller Hilfe von Seiten ſeiner Glaubensgenoſſen beraubt und kann ſich ſchwer einen neuen Erwerbszweig bilden. So liegt den Miſſionaren

Digitized by Google

die schwere Pflicht ob, nicht blos für den geistigen, sondern auch für den leiblichen Unterhalt der Bekehrten zu sorgen.

— An der südwestlichen Mauer der Moschee des Omar, die auf der Stelle des Tempels steht, lesen mit lauter Stimme die jüdischen Männer in ihren langen Röcken, mit gelockten Haaren, langem Bart und weinenden Augen die Klagen und Prophezeiungen des Alten Testaments. Sobald sie einen Vers gelesen haben, erheben die alten Männer ein kindisches Weinen, und Frauen und Kinder stimmen in diese Jeremiade ein! Sind ihre Augen von Thränen roth, kehren sie heim in ihre schmutzigen Häuser auf Zion; der Vater, die hebräische Bibel unter dem Arm, die Knaben an der Hand, daneben die Mutter mit dem Kleinen auf dem Arm. So nehmen die Kinder von frühester Jugend den Gedanken der Erniedrigung und des Unglückes ihres Geschlechtes auf, und zu gleicher Zeit saugen sie den Hochmuth ein, der Messias werde ihnen einst reiche Entschädigung bringen für Alles, was sie verloren, und sie rächen an allen ihren Feinden. Ihr Haß gegen die Christen wird beständig genährt und ihre Wuth gegen die Lehre des Heils unterhalten.

Die Türken hinwiederum sehen auf die Juden mit verachtendem Hohn; haben sie doch ihre heiligen Stätten inne und sind sie doch die wahren Kinder Abrahams und jene die verstoßenen und verachteten Betrüger. Die Christen hingegen betrachten sie mit Zorn; sie fühlen wohl den politischen Einfluß, den die mächtigen Staaten des Westens auf den Osten üben, aber bald — meinen sie — müsse das Kreuz sich wieder vor dem Halbmond beugen.

7. Die Zedern des Libanon.

Die Zedern, die noch immer den alten Namen führen, stehen meist auf vier kleinen zusammenhängenden Felshügeln, auf einem Raum, der weniger als 350 Schritt im Durchmesser haben möchte. Sie bilden einen dichten Hain ohne Unterholz. Die alten Bäume haben jeder mehrere Stämme und breiten sich so ringsum sehr weit aus. Die meisten andern jedoch sind kegelförmig und werfen ihre Zweige nach der Seite hin nicht besonders weit. Einige wenige Bäume stehen allein, gleichsam im Vorhofe des Hains; und einer insbesondere, im Süden, ist groß und durch seine Schönheit ausgezeichnet. Mit dieser einen Ausnahme kam keiner der Bäume meinem Ideal von Schönheit gleich, das der anmuthige Wuchs der Zedern im Jardin des Plantes in mir hervorgerufen hatte. Einige der alten Bäume sind bereits sehr hinfällig und werden bald ganz zerstört sein.

Es ist jetzt Mode geworden, allerlei Artikel zum Verkauf an Reisende aus diesem Holz zu machen; die wenigen Leute, die den Sommer hier zubringen, brauchen es zur Feuerung. Diese zerstörenden Kräfte wirken,

Digitized by Google

wenn auch langſam, doch ſicher. Man bedenke noch, daß Reiſende in früheren Zeiten — um nichts von der Gegenwart zu ſagen — ſchamlos genug geweſen ſind, große Stellen an den Stämmen glatt hauen zu laſſen, und zwar an einigen der herrlichſten Bäume, um ihre Namen einzuſchreiben!

Das Holz der Zeder (Pinus Cedrus) iſt weiß, mit einem angenehmen, doch nicht ſtarken Geruch. Weder an Schönheit noch an Duft iſt es mit der gemeinen rothen Zeder von Amerika (Juniperus Virginiana) zu vergleichen.

Ich machte keinen Verſuch, die Bäume zu zählen. Vielleicht würden nicht zwei Individuen in Bezug auf die alten vollkommen übereinſtimmen, ſo wenig als in Betreff der Geſammtzahl. Aber ich fühle mich geneigt, der Meinung Burckhardt's beizupflichten, wenn er ſagt: „Von den älteſten und am beſten ausſehenden Bäumen zählte ich elf bis zwölf; fünfundzwanzig ſehr große; ungefähr fünfzig von mittlerer Größe und mehr als dreihundert kleinere und jüngere.“ Allein es iſt kein Grund zu zweifeln, daß während der letzten drei Jahrhunderte die Zahl der früheren Bäume ſich wenigſtens um die Hälfte vermindert hat, während der jüngere Nachwuchs großentheils, wenn nicht ganz, erſt während dieſer Periode aufgewachſen iſt. Büſching nennt nicht weniger als 26 Reiſende zwiſchen den Jahren 1550 und 1755 mit Namen, vom P. Belon bis Stephan Schulz, welche die Bäume gezählt und beſchrieben haben, und ſeit jener Zeit hat die Anzahl ſolcher Beſchreibungen wenigſtens das Doppelte betragen. Im ſechzehnten Jahrhundert wird die Menge der alten Bäume verſchieden von 28 bis zu 23 angegeben; im ſiebzehnten von 24 zu 16; im achtzehnten von 20 zu 15. Nach Verlauf eines andern Jahrhunderts iſt, wie wir geſehen haben, die Anzahl der älteſten Bäume bis zu einem Dutzend geſunken. Alles dieſes deutet auf einen allmählich zunehmenden Verfall hin, ſo wie es auch die Schwierigkeit einer genauen Zählung beweiſt. Es wird richtig von Fürer und auch von Dandini dem Faktum zugeſchrieben, daß viele der Bäume zwei oder mehr Stämme haben und ſo verſchieden von verſchiedenen Reiſenden gerechnet wurden, bisweilen als Ein Baum, bisweilen als zwei oder mehrere.*) Alle Reiſenden des ſechszehnten Jahrhunderts ſprechen nur von den alten Bäumen, ſie erwähnen nirgends junger Bäume. Rauwolf, der ſelbſt ein Botaniker war, ſagt ausdrücklich, daß er ſich nach jüngeren Bäumen umgeſehen, doch keine habe finden können.**) Wenn dem ſo iſt, ſo würde ſich herausſtellen, daß, mit Ausnahme der wenigen noch übrigen alten, vielleicht keiner von denen, welche gegenwärtig den Hain bilden, älter als 300 Jahre ſein mag.

In den Gemüthern des gemeinen Volks ſchwebt eine Art von Heiligkeit über dem Hain, dem Fluß und der ganzen Gegend. Die alten Bäume

*) Dandini ſagt, daß, während er 23 Bäume zählte, ein Anderer aus ſeiner Geſellſchaft nur 21 herausbringen konnte. Es war daher ein Gegenſtand des Volksglaubens, daß ſie nicht richtig gezählt werden könnten.

**) „So bin ich auch ferner auf den Platz umbergegangen, mich nach anderen jungen umzuſehen; hab' aber keine, die nachher wachſen, finden mögen.“

Digitized by Google

Und geheilige alle und den Zeiten der Schrift und Gebanne's Kammerod, und der Gluth, der nahelegt entsprungt, ist heilig und mein Ich Barukha ge-nannt. Die heiligen Schriften sind in der Vorhalle der Barikach bei Hebräern einem Theilhaus, wer die heiligen Bücher verlegen oder an ihnen schaden wollte, gestrafte Strafe zu entgehen, so Gottesurtheilen vorsteht und sagen; ans es wird ergiebt, daß, daß einige Mysteriumen, die in der Verkehrs-Thoth über Hexen wirken, so verhindert, so gestaltet waren, daß sie Hexen, die sie Hexen, so auf der Stelle mit dem Verlust ihrer Thore be-straft wurden. Die heiligen Zeiten haben die Mysterien auch wie Ge-wechselt, das Heft der Verfassung in dem heiligen Heiligen zu feiern, wenden der Barikach heißt Gottesdienst heißt und der einen wahren Wirr von Gottes Wirken sich. Durch Hexen und Gebannen kommen sie zu einen gewissen Grade zur noch fest und der Gluthhaft verstehen und den Gluthhaft ist eine Hexen Gottesdienst. Die neben Gottesdienst-Ein-haltungen von einer mannichfalten Kapelle verbreitet, die wahrend der irgenen zum Gebet Gottesdienst. Mysterien wir vor Kapelle in Gebet-nennung heftete Psalmen wohnten hier wiederum den Gemeinen, allein und mit die eine Art Gottesdienst Gottesdienst, erhoben wir nicht. Ein Theil wir Mitte einer heute Hexen zu sein, die Mysterien zu bekennen und die über Gottesdienste zu sorgen und zu ersinnen Aufsicht und Gutachten zu gewinnen. Ein Mitteln Hexen und Hexen Verstand, und zu sorgen die anzugehen zu übernehmen, als wir den Hexen abschaffen.

Die Zeiten sind wenigen Hexen Lage nicht weniger mannichfaltig als irgen Hexen Hexen und ihrer Gestalt. Das Hauptsächliche, in welchen sie stehen, ist ein so großer Zeiten Hexen Hexen, daß sie Hexen Hexen Hexen den Wissen wir großartig und herrlichste. Der wichtige Streit von Gedanken, wie sie in den Hexen wirken, sind in eine Zeit Hexen Hexen Hexen Hexen nach Wissen und wirkt, nachdem er seine höchste Richtung wieder gewonnen, einen Gegensatz von gleicher Höhe und Kraft Hexen ab, der nach auch in den Hexen Hexen Hexen Hexen Hexen bewährt. Dieser Streit Hexen hat so heran, daß er mit den Hexenkräften ziemlich parallel mit den in einen ungeheuren Zwiespalt Hexen: die Hexenkräfte, an Gestalt ungeordneten Hexenkräften, von den höchsten Hexenkräften den Hexen ausmacht, wie heut- bis wiederum Hexen Hexen Hexen Hexen Hexen mit ihren Hexen Hexen. In der Mitte treten Hexenkräfte Hexen wie Hexen gänzlich allein; ihr einziger unterer Hexen, nach Hexen einen Hexen weit aus Hexen ist zu erhalten. Das Hauptkräfte in gegen Hexen gebaut, um, wie man es von Hexen aus sehr, Hexen sich die Hexen-kraft von Hexen nach Hexen aus. Die beiden Hexen von Hexen Hexen Hexen von den Hexen gegen Hexen und Hexen. Doch eben im Hauptkräfte hat die Hexenkraft die Hexen Hexen Hexen Hexen Hexen Hexen, die voll-ste und gewaltigste aller Schlachten von Hexen.

Zwölfter Abschnitt.

1. Die Heiligthümer von Mekka und Medina. Die Kaaba zu Mekka. Medina mit dem Grabe Muhameds. — 2. Das Kameel als Schiff der Wüste. — 3. Die Beduinen. — 4. Ein beduinisches Gedicht.

1. Die Heiligthümer von Mekka und Medina.*)

Die Kaaba zu Mekka.

Bevor ich die religiösen Zeremonien beschreibe, die ich selbst mitmachte, will ich erst eine Darstellung der Moschee und ihres Heiligthums zu geben versuchen.

In einem engen von kahlen Bergen eingeschlossenen Thale liegt die ganz offene, unregelmäßig gebaute Stadt Mekka, die heilige Stadt, die Geburtsstätte des Propheten, der allgemeine Wallfahrtsort aller Moslemim, den jeder Gläubige wenigstens Ein Mal in seinem Leben besucht haben muß, wenn er ruhig sterben will. In der südlichen Hälfte der Stadt, wo das Thal am breitesten ist, erhebt sich das Beith-Ullah (Haus Gottes) oder die große Moschee von Mekka mit der weltberühmten Kaaba, welche dem Tempel erst seine Wichtigkeit verleiht, da es in andern Städten des Orients nicht blos eben so große Moscheen giebt, sondern auch viele, welche ihn an Schönheit weit übertreffen.

Das Ganze bildet ein längliches Viereck in der Richtung von Nordosten nach Südwesten; es ist 250 Schritte lang und 200 Schritte breit.**) Die nördliche Seite wird von einer vierfachen Säulenreihe gebildet, die übrigen bestehen aus dreifachen Kolonnaden, welche oben durch Gewölbe verbunden sind, von denen je vier eine kleine Kuppel tragen. Die Zahl sämmtlicher Kuppeln ist 152. Der ganzen Länge nach hängen von den

*) Nach den „Travels in Arabia etc." von Burckhardt (London 1829). Vergl. Sommers „Taschenbuch der Reisen," IX. 1831.

**) Nach Burton's Messung hat sie 257 Schritte in der Länge und 210 Schritte in der Breite.

Digitized by Google

Vorgenommen dieses Kampfes Lauf, von denen einige jenen Abend, alle zusammen aber nur während des Ramadan (der Fastenzeit) angestellt werden. Die Stätte ist 220 Ellen (= 110 Faß) lang und 70 Ellen (= 35 Faß) breit, mißt also zwei geschlossene Bauseln*), wie er sie Mekka gewohnt war, die Länge von zweimal Marmor, Gruft und Vorplatz. Rund die Runde und Umrahmung ist hier wie dort verschieden. Obwohl bei der Gebauung als der ältesten Erneuerung der Moscheen worden viele Säulen und verschiedenen Arten zusammengetragen, von den Trümmern römischer oder griechischer Tempel in Ragusse, Cyrene u. s. w. Die Moschee ist weder von Kuppeln noch in Form von Hallengängen so oft gebildet, wie hier, weiter umgebaut und ausgebessert worden, daß man sich über die Ursprünglichkeit in der Anlage nicht wundern kann.

Von den einzelnen die hinzugekommen Säulenreihen führen sieben gepflasterte Wege nach der in der Mitte des Hofraums sicherem Kuba over dem heiligen Brunnen. Sechs Wege laufen von 6 Faß Tiefe den Seitenhöfen entlang, mit breiten Steinen zwischen, und von einer Straße, daß über die Mitte des Hofraums nahe einander vorüber gehen. Die vier tiefen Wege sind geschlossen Zwischenräume sind hier wie an mit Grund bewachsen, daß keine Nahrung zu wünschen übrig ist. Im Hofraum, im heiligen Brunnenkreis, erhebt, wenden und ben in langen Reihen hier Schnell aufgestellten Kranen empfangen. Der Boden ist mit Marmor gepflastert und die Umrahmung ist hier der Stätte, so daß man von der Moschee aus hin gehen, von der Stätte beim und der Moschee hinaustreten kann.

Die Kuba ist ein hoher massiver Würfelbau von 18 Schritt Länge**), 14 Schritt Breite und 30—40 Faß Höhe. Sie steht nicht genau in der Mitte der Stätte, sondern hat davon derselbe, daß letztere kaiser erbaut und machen zu verschiedenen Zeiten planlos erweitert worden ist. Die Mohammedaner glauben, daß Abraham (Ibrahim) der erste Erbauer der Kuba gewesen sei, und daß sein Sohn Ismael ihm dabei zu Steine zugetragen hat, welche noch in Mauern zu gewissen Stunden gleich weißen Lichtern gebauen und der Erde zum Verleihen kommen. Man sieht noch jetzt an der Nordseite der Kuba, neben dem Thor und viele an der Mauer, eine Reihe mit Marmor eingelegter Vertiefung im Gestein, welche Ismael gebaut, und den Ort bezeichnet, wo Abraham und Ismael den Bau und Mörtel zubereiteten. Nahe dabei lag der Stein, welcher dem Ismael zum Fußgestell bei der Arbeit diente und, ebenfalls auch ein plastisches Wunder, in dem Verhältniß, als das Gebäude höher ward, auch dem Gebäuden nachstieg. An dieser Stelle möchten wir die Pilger am vorgeschriebenen Gebet verrichten.

*) Das „geräumte Gevierte" der heiligen Moschee ist ein längerer gerader Gruft, welcher auch das Minarett für die Ausrufer.

**) Burckard Schlingen regelte 33 Schritte über 15 Faß Länge und 15 Schritte über 45 Faß Breite; die Höhe seines gelber mit 60 Faß.

In ihrem gegenwärtigen Zuſtande iſt die Kaaba ein neues Gebäude zu nennen, da ſie erſt im Jahre 1627 n. Chr. errichtet wurde. Damals hatte eine Ueberſchwemmung drei Seiten eingeriſſen, und bei der Wiedererbauung mußte auch die vierte neu aufgebaut werden. Doch fragte man vorher die Ulema (Prieſter) um ihren Rath, ob es erlaubt ſei, das heilige Haus zu zerſtören, ohne der Gottloſigkeit ſchuldig zu werden. Die Antwort fiel bejahend aus.

Da das Dach der Kaaba ganz flach iſt, ſo ſieht ſie von Weitem wie ein Würfel (Cubus) aus. Das einzige Thor, welches in das Innere führt und nur zwei- oder dreimal im Jahre geöffnet wird, befindet ſich an der Nordſeite, aber 7 Fuß über dem Boden, ſo daß eine hölzerne Treppe angeſetzt werden muß, um hineinſteigen zu können. Es iſt im Jahre 1633 aus Konſtantinopel hergebracht worden, ganz mit Silber überzogen und mit Gold verziert. Auf die Schwelle werden alle Abende kleine brennende Wachslichter und Rauchpfannen geſetzt, die mit Moſchus, Aloeholz und andern wohlriechenden Subſtanzen gefüllt werden.*)

In der nordöſtlichen Ecke der Kaaba befindet ſich, nicht weit von der Thür, etwa 4 oder 5 Fuß über dem Boden, der berühmte ſchwarze Stein. Die Muhamedaner glauben, daß dieſer Stein vom Himmel gekommen und dem Abraham als ein beſonderes Zeichen göttlicher Gnade durch den Engel Gabriel übergeben worden ſei. Sie ſagen, er wäre urſprünglich rein und durchſichtig geweſen, durch die Berührung eines unreinen Weibes aber ſchwarz und undurchſichtig geworden. Er hat die Geſtalt eines unregelmäßigen Ovals, etwa 7 Zoll im Durchmeſſer, und eine wellenförmige Oberfläche, da er aus ungefähr einem Dutzend kleinerer Steine von verſchiedener Geſtalt und Größe zuſammengeſetzt iſt, die glatt polirt und durch ein Cement mit einander verbunden ſind. Durch die Millionen von Küſſen und Berührungen, die der Stein erhalten hat, iſt er ganz abgerieben, ſo daß es ſchwer hält, ſeine Beſchaffenheit genau zu beſtimmen. Vielleicht iſt es Lava**), die verſchiedene Steinarten in ſich aufgenommen hat. Die Farbe des Steines iſt jetzt ein dunkeles Rothbraun, das ſich dem Schwarzen nähert. Das Cement, welches den Stein ringsum einfaßt, ſieht aus wie eine Miſchung von Pech und Sand, und über dieſe Einfaſſung geht noch ein ſilberner Reif***), der mit gleichfalls ſilbernen Nägeln befeſtigt iſt.

An der weſtlichen Seite der Kaaba, etwa 2 Fuß unterhalb des Daches, ſieht man das berühmte Myzab oder die Rinne, durch welche ſich das

---

*) Pilgrime und bigotte Andächtige ſammeln die Wachstropfen, die Aſche des Aloe-Holzes und den Staub von der Thürſchwelle der Kaaba und reiben ſich damit entweder ihre Stirnen ein oder bewahren dieſe Dinge als Reliquien. Dieſe abergläubiſchen Gebräuche werden übrigens von den Ulemas ſtreng getadelt.

**) Chladni hat erwieſen, daß es ein Meteorſtein iſt; dann hat die Sage Recht, die ihn vom Himmel kommen läßt. Burton beſtätigt, daß es ein Aërolith iſt.

***) Das Band iſt jetzt ein maſſiver Bogen von Gold oder vergoldetem Silber.

Digitized by Google

Regenwaſſer vom Dache auf den Erdboden herabſtürzt. Sie iſt etwa 4 Fuß lang und 6 Zoll breit und, wie man ſagt, von reinem Golde. An der Oeffnung hängt der ſogenannte Bart des Myzab, ein vergoldeter Rand, über den das Waſſer herabfließt. Das Pflaſter unter dem Myzab iſt von bunter Moſaik. Hier ſoll Ismail, Ibrahims Sohn, und ſeine Mutter Hedſcher (Hagar) begraben liegen. Eine halbkreisförmige Mauer umſchließt dieſen Raum, der Hedſcher Ismail heißt und als zur Kaaba gehörig betrachtet wird, ſo daß die Pilger, welche hier beten, daſſelbe Verdienſt haben, als ob ſie im Innern der Kaaba gebetet hätten.

Alle vier Außenflächen der Kaaba ſind mit einem ſchwarzſeidenen Stoffe bekleidet, welcher Kiſua heißt, und alljährlich zur Zeit der Wallfahrten erneuert wird. Er kommt aus Kairo und wird daſelbſt auf Koſten des Großherrn fabrizirt. Es ſind verſchiedene Gebete hineingewoben, welche man aber, da ſie von gleicher Farbe ſind, wie der Stoff ſelbſt, nur mit großer Mühe leſen kann. Etwas über die Mitte läuft rund um das ganze Gebäude eine andere Inſchrift aus Goldfäden. Derjenige Theil der Kiſua, welcher die Thüre bedeckt, iſt reich mit Silber geſtickt. Für den ſchwarzen Stein ſind Oeffnungen gelaſſen, ſo daß derſelbe bei dem Umgange bequem berührt werden kann. Wenn das alte Kiſua abgenommen wird, bleibt die Kaaba 14 Tage lang ohne alle Bekleidung, und man ſagt alsdann: El Kaaba Yehrem, d. h. Kaaba hat das Pilgerkleid angezogen. Bei der Abnahme geht es wild her. Einheimiſche und Fremde, Alt und Jung drängen und raufen ſich, um nur einige Fetzen davon zu erhaſchen. Die Pilger ſammeln ſogar den Staub, der unter der Bekleidung an den Mauern liegt, und verkaufen ihn nach ihrer Rückkehr als ein Heiligthum.

Die dunkle Farbe der Kiſua giebt der Kaaba, die ganz frei in der Mitte des ungeheuren Vierecks ſteht, beim erſten Anblick etwas ſehr Eigenthümliches und Impoſantes. Da die Bekleidung nirgends dicht anliegt, ſo wird ſie durch das leiſeſte Lüftchen in wellenförmige Bewegung geſetzt. Die frommen Pilger halten dies für ein Zeichen von der Gegenwart der die Kaaba beſchützenden ſiebzigtauſend Engel, deren Fittige, wie ſie ſagen, dieſe Bewegungen hervorbringen. Wenn die Poſaune des letzten Gerichts ertönt, werden ſie die Kaaba in das Paradies tragen.

Unter den übrigen kleineren Gebäuden, welche die Kaaba innerhalb des großen Vierecks umgeben, iſt noch dasjenige bemerkenswerth, in welchem ſich der berühmte heilige Brunnen Zemzem befindet. Es iſt erſt im Jahre 1694 erbaut worden und hat an der Nordſeite eine Thür, welche in ein ſchönes, mit Marmor von verſchiedenen Farben verziertes Gemach führt. An daſſelbe ſtößt ein kleineres mit beſonderm Eingang und einem Behälter, der ſtets voll Waſſer iſt. Die Pilger beſtreben ſich, davon zu trinken, indem ſie, wenn ſie nicht hineingelangen können, die Hand mit dem Becher durch eine mit Eiſenſtäben vergitterte Oeffnung ſtecken. Die Oeffnung des Brunnens iſt mit einer 5 Fuß hohen und 10 Fuß im Durchmeſſer haltenden Mauer umgeben. Auf dieſer ſtehen die das Waſſer mit

Digitized by Google

ledernen Eimern herausschöpfenden Leute. Ein eisernes Geländer schützt sie vor dem Hineinfallen. Vom frühesten Morgen an, schon vor Tagesanbruch, bis gegen Mitternacht ist dieses Brunnengebäude stets mit Menschen angefüllt. Jedermann hat zwar die Erlaubniß, sich selbst Wasser heraufzuziehen, aber gewöhnlich wird dieses Geschäft von eigens dazu angestellten und von der Moschee bezahlten Personen verrichtet, die von den Pilgern ein kleines Geschenk dafür erwarten, obwohl sie nichts fordern dürfen. Sehr fromme Pilger legen es sich als eine Buße auf, täglich mehrere Stunden unentgeltlich Wasser zu schöpfen.

Vor dem Einfalle der Wahabis (Wechabiten) gehörte dieser heilige Brunnen dem Scherif von Mekka, und das Wasser wurde, als Gegenstand eines Monopols, zu sehr hohen Preisen verkauft. Die Türken betrachten es als ein Wunder, daß das Wasser nie abnimmt, wie viel auch davon ausgeschöpft wird. Aber in der Tiefe ist das Wasser fließend, wird also von einem unterirdischen Bach herbeigeführt. Es fühlt sich hart an und sieht zuweilen milchicht aus; aber der Geschmack ist angenehm und nicht salzig, wie bei den anderen Brunnen der Stadt. Wenn es frisch heraufkommt, ist es laulicht und gleicht in dieser Hinsicht vielem andern Quellwasser im Hedschas. *)

Der Brunnen Zemzem versorgt die ganze Stadt mit Wasser, und es giebt kaum eine Familie, die sich nicht täglich einen Krug voll holte. Es wird aber nur zum Trinken und zu den religiösen Abwaschungen gebraucht; zum Kochen oder einem andern häuslichen Gebrauch es zu verwenden, würde für gottlos gelten. Fast jedem Pilger wird, wenn er zum Abendgebet in der Moschee erscheint, ein Krug voll von den beim Brunnen angestellten Leuten hingesetzt. Die reicheren Pilger bezahlen auch wohl das Wasser für die ärmeren, damit diese nicht Mangel daran leiden. Es wird als ein untrügliches Heilmittel für alle Krankheiten angesehen, und die recht frommen Muhamedaner glauben, je mehr sie davon trinken, desto gesunder werden sie bleiben und desto gottgefälliger werde ihr Gebet sein. Wie weit der Aberglaube in dieser Hinsicht gehen kann, mag folgendes Beispiel zeigen.

Ein Mann, der mit mir in demselben Hause wohnte und das Wechselfieber hatte, erschien jeden Abend beim Brunnen und verschlang so viel Wasser, daß er fast ohnmächtig wurde. Hierauf lag er einige Stunden ausgestreckt auf dem Pflaster bei der Kaaba und fing dann von Neuem an zu trinken. Als er endlich durch dieses tolle Verfahren sich an den Rand des Grabes gebracht sah, so behauptete er dennoch steif und fest, sein elender Zustand rühre nur davon her, daß er nicht vermögend sei, genug zu trinken.

Viele Pilger halten es nicht für hinlänglich, das Wasser blos zu trinken, sondern sie ziehen sich in der Vorhalle des Brunnengebäudes aus und lassen sich eimerweise damit begießen, indem sie glauben, daß das Herz

*) Hedschas heißt die Landschaft, in welcher Mekka und Medina liegen.

Digitized by Google

dadurch eben so gereinigt werde, wie der übrige Körper. Wenige Pilger verlassen Mekka, ohne etwas von diesem Wasser in kupfernen oder zinnernen Flaschen mitzunehmen, um bei ihrer Heimkehr theils Geschenke damit zu machen, theils es für Krankheitsfälle oder zur Abwaschung nach dem Tode aufzubewahren. So weiß ich, daß in Suez eine Kaffeeschale voll für einen Piaster verkauft wurde.

Bekanntlich glauben die Muhamedaner, daß der Brunnen Zemzem derselbe sei, welchen Jehova auf das Gebet der Hagar in der Wüste entspringen ließ, als ihr Sohn Ismael in Gefahr war, vor Durst zu verschmachten.*) Ich vermuthe, daß die Stadt Mekka diesem Brunnen ihre Entstehung verdankt; denn viele Meilen in der Runde giebt es kein süßes Wasser, und selbst in der benachbarten Landschaft ist dergleichen nur in geringer Menge vorhanden.

Bei dem Mambar oder der Kanzel, auf welcher die Freitagspredigt gehalten wird**), müssen die Pilger, bevor sie den Gang um die Kaaba machen, ihre Schuhe ausziehen und stehen lassen, indem es nicht wie in andern Moscheen erlaubt ist, sie in der Hand zu tragen. Einige Leute halten unterdeß Wache bei den Schuhen und erwarten dafür ein kleines Geschenk. Trotz dieser Wache und der Heiligkeit des Ortes finden sich doch öfters Spitzbuben ein, und mir wurden drei Paar Schuhe nach einander gestohlen.

Die Betenden schließen weite Kreise, oft wohl zwanzig hinter einander, um die Kaaba, als den gemeinschaftlichen Mittelpunkt. Hier ist also der einzige Fleck auf dem ganzen Erdboden, wo die Muhamedaner ihre Gebete nach allen Punkten des Kompasses richten können, während sie anderwärts ihr Gesicht nur nach Einer Himmelsgegend richten dürfen, nämlich nur dahin, wo Mekka liegt. Man hegt den auf alte Ueberlieferung gegründeten frommen Glauben, daß die Moschee jede mögliche Zahl von Pilgern fassen könne, und daß selbst, wenn einmal alle Bekenner des Islam auf der Erde zu gleicher Zeit nach Mekka wallfahrten wollten, der Raum für die Betenden nicht zu klein sein werde. Die Schutzengel, heißt es, würden dann das Gebäude unsichtbarer Weise vergrößern und den Körper jedes einzelnen Pilgers verkleinern. Eine Thatsache ist, daß die Moschee, welche nach meiner Meinung etwa 35,000 Personen fassen kann, niemals halb voll ist. Ich zählte nie mehr als 10,000 selbst nach der

---

*) 1 Mos. 21, 14—19.

**) In allen Kirchen, welche erst durch Waffengewalt erobert werden mußten, besteigt der Chatib, welcher das Gebet für den Sultan zu verrichten hat, die Kanzel (türkisch Minber) mit einem hölzernen Schwert in der Hand, zum Andenken an die Gründung des Islam, den der Prophet mit dem Koran in der einen, mit dem Schwerte in der andern Hand verbreitete. Zu beiden Seiten des Minber sieht man zwei Fahnen, wovon die eine den Sieg des Islam über das Judenthum, die andere den Sieg über das Christenthum vorstellt.

Digitized by Google

Rückkehr von Arafat, wo die ganze Masse der Pilger auf einige Tage in und um die Stadt versammelt zu sein pflegt.

Nur während der Stunden des Gebetes wird die Moschee als ein heiliger Ort betrachtet. Außer dieser Zeit geht es darin ziemlich weltlich her. Zu Kairo habe ich in El-Aschar, der vornehmsten Moschee, Knaben gesehen, die Pfannkuchen zum Verkauf ausriefen, Barbiere, die ihre Kunden bedienten, und eine Menge gemeiner Leute, die ihr Mittagsbrod verzehrten, während in der Stunde des Gebets kein Laut gehört wurde, als die Stimme des Imam. Auch in Mekka ist die Moschee der allgemeine Versammlungsplatz für Geschäftsleute und Müssiggänger, und unter den Säulengängen liegen zuweilen so viele Kranke, die von den Vorübergehenden Rath und Hilfe erwarten, daß man eher in einem Spital, als in einem Tempel zu sein glaubt. Knaben spielen auf dem großen Platze, und Lastträger benutzen die Moschee als Durchgangshaus, um auf dem kürzesten Wege aus einem Stadtviertel in das andere zu kommen. In dieser Hinsicht gleicht die Moschee allen anderen des Orients.

In mehreren Abtheilungen der Säulengänge wird öffentlich Schule gehalten und kleine Kinder lernen da lesen. Hier geht es sehr geräuschvoll zu und der Bakel des Schulmeisters ist unaufhörlich in Bewegung. An andern Stellen sieht man gelehrte Männer, welche jeden Nachmittag Vorlesungen über Religionsgegenstände halten, aber in der Regel nur wenig Zuhörer haben. Einige türkische Ulemas erklären jeden Freitag nach dem Gebet ihren um sie versammelten Landsleuten ein paar Kapitel des Korans; nach Beendigung des Vortrages küßt Jeder ihnen die Hand und wirft etwas Geld in ihre Kappe. Bei dem Thore Bab el Salem sitzen den ganzen Tag einige arabische Scheiks mit Papier und Schreibzeug, um auf Verlangen Briefe, Rechnungen, Kontrakte und ähnliche Urkunden abzufassen. Auch verkaufen sie geschriebene Zaubersprüche, Amulete und Liebesrezepte, wofür sie sich ungeheuer bezahlen lassen. Ihre besten Kunden sind die Beduinen.

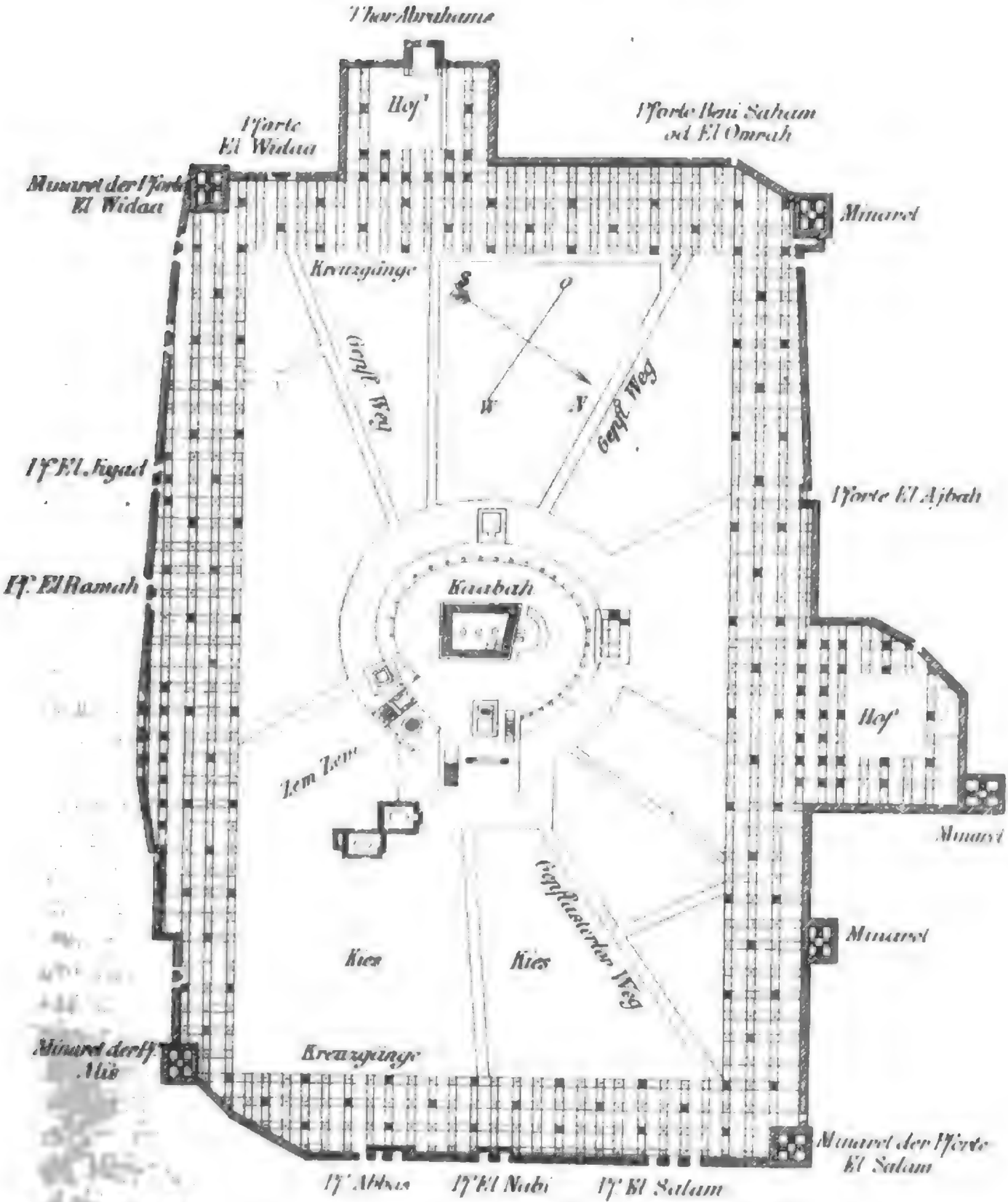
Zwischen den Säulen sieht man Tag für Tag eine Menge Leinenzeug hängen, welches im Wasser des heiligen Brunnens gewaschen worden ist. Viele Pilger kaufen sich in Mekka ihr künftiges Sterbekleid, worin sie sich begraben lassen wollen, und waschen es ebenfalls im Zemzem-Wasser. Solche Sterbekleider machen einen nicht unbedeutenden Handelsartikel aus.

Mekka im Allgemeinen und die Moschee im Besondern wimmelt von Schaaren wilder Tauben, welche als ein unverletzliches Heiligthum des Tempels angesehen und Beitullah-Tauben genannt werden. Niemand darf eine tödten, selbst dann nicht, wenn sie in ein Privathaus kommen sollte. Auf dem Platze der Moschee sieht man eine Menge kleiner steinerner Becken, welche täglich mit frischem Wasser für sie gefüllt werden. Hier sitzen auch arabische Weiber und verkaufen Korn und Durra, womit die Pilger die Tauben füttern.

Der Dienst bei der Moschee beschäftigt eine große Anzahl Katibs,

Digitized by Google

Plan der Moschee des Propheten, genannt Bait Allah zu Mecca (nach Ali Bey.)



Imams, Muftis, Muezzins, Ulemas und andere Perſonen geringerer Klaſſe. Sie werden aus den Einkünften der Moſchee beſoldet und erhalten einen Antheil von den Geſchenken der Pilger.

Das Einkommen der Moſchee iſt immer noch beträchtlich genug, ſo ſehr es auch ſeiner beſten Zweige beraubt worden iſt. Es giebt wenig Städte oder Provinzen im türkiſchen Reiche, wo die Kaaba nicht Grundeigenthum beſäße; aber die jährlichen Einkünfte werden oft von den Statthaltern zurückbehalten oder auf dem Wege durch ſo viel Hände ſehr verkleinert. Es gab Zeiten, wo die Kaaba allein aus Aegypten jährlich 295 Beutel*) und 48,000 Ardebs Getreide erhielt. Aus Konſtantinopel kamen 14,000 Dukaten in baarem Gelde ꝛc. Aber ſchon gegen Ende des vorigen Jahrhunderts wurden die Einkünfte aus Aegypten durch die Mamelukken-Beys mit Beſchlag belegt, und jetzt hat Mehmed Ali Alles, was noch übrig blieb, an ſich geriſſen. Das Meiſte beruht nun auf der Mildthätigkeit der frommen Pilger.

Nun, da der Leſer ein Bild gewonnen hat von der Kaaba und Moſchee, wird es ihm anſchaulicher werden, wenn wir noch mit kurzen Umriſſen die

Zeremonien des Kultus der Kaaba

zeichnen.

Ich traf am 9. September 1814 zur Mittagszeit in Mekka ein, in der vollkommenen Tracht eines arabiſchen Moslem. Jeder Pilger, ſowie er die Stadt betritt, iſt verpflichtet, auch ſogleich die Kaaba zu beſuchen. Es boten ſich mir auch alsbald ein halbes Dutzend Metowefs (Ciceroni, Fremdenführer) zur Begleitung an, von denen ich einen wählte und mich nach der Moſchee begab. Sobald man, nach dem Eintritt durch den Säulengang, die Kaaba zuerſt erblickt, ſagt man gewiſſe Gebete her und verrichtet zwei Rikats, d. h. man wirft ſich viermal auf den Boden nieder und drückt dadurch der Gottheit ſeinen Dank dafür aus, daß man die heilige Stätte glücklich erreicht hat. Hierauf ſchreitet man auf einem der gepflaſterten Wege der Kaaba näher, ſtellt ſich dem ſchwarzen Stein gegenüber und verrichtet abermals zwei Rikats, worauf der Stein mit der rechten Hand berührt, oder, wenn das Gedränge nicht zu groß iſt, geküßt wird. Nun beginnt der Pilger den Gang um die Kaaba, das Towaf genannt, aber ſo, daß ihm dieſelbe zur Linken bleibt. Dieſer Gang muß ſieben Mal wiederholt werden, und zwar die erſten drei Mal mit ſchnellen Schritten, als Nachahmung des Propheten, welcher, um das von ſeinen Feinden verbreitete Gerücht, als ob er gefährlich krank ſei, zu widerlegen, drei Mal ſchnell um die Kaaba lief. Bei jedem Umlauf müſſen mit leiſer Stimme gewiſſe Gebete verrichtet und zu Ende deſſelben der ſchwarze

*) Ein Beutel Silber = 250 Laubthaler = 500 Piaſter; ein Beutel Gold = 15,000 Laubthaler = 30,000 Piaſter. Alles Gold und Silber, was in den türkiſchen Schatz kommt, wird in ledernen Beuteln aufbewahrt.

Digitized by Google

Stein, ſowie ein anderer in einer Ecke eingemauerter Stein, geküßt werden. Zuletzt tritt der Pilger nahe an die Mauer des Gebäudes, zwiſchen dem ſchwarzen Stein und der Hausthür, drückt die Bruſt dicht an letztere und fleht mit weitausgeſtreckten Armen zu Gott um Vergebung ſeiner Sünden. Hierauf zieht er ſich gegen das benachbarte Mekam Ibrahim zurück, verrichtet hier zwei Rikats und begiebt ſich dann zu dem anſtoßenden Brunnen Zemzem, wo er, nach Verrichtung eines kurzen Gebets, ſo viel trinkt, als er will, oder ihm, bei dem Gedränge des Volks, möglich iſt.

Auf dieſe erſte Zeremonie folgt der Gang zwiſchen Szafa und Meroua. Dieſer Gang heißt der Say. Es ſtehen nämlich etwa 150 Fuß ſüdöſtlich von der Moſchee auf einem etwas aufſteigenden Boden drei kleine offene Schwibbogen neben einander, die oben durch einen Architrav verbunden ſind, und zu welchen drei breite ſteinerne Stufen führen. Dies iſt der Hügel Szafa. Der Pilger ſtellt ſich auf die oberſte Stufe, wendet das Geſicht nach der Moſchee, erhebt die Hände gen Himmel und bittet Gott um Beiſtand auf dem heiligen Wege. Dieſer Weg führt eine ebene Straße entlang, etwa 600 Schritt weit, deren Ende Meroua heißt. Hier befindet ſich 6—8 Fuß erhöht eine Art von ſteinernem Altan, zu welchem man auf mehreren breiten Stufen empor ſteigt. Der Pilger muß den Weg von Szafa bis Meroua mit ſchnellen Schritten zurücklegen, und an einer gewiſſen Stelle, die durch vier ſteinerne Pfeiler der benachbarten Häuſer bezeichnet iſt, muß er ſogar laufen. Zwei von dieſen Pfeilern ſind von grüner Farbe und enthalten eine Menge Inſchriften, die man aber wegen der Höhe, in der ſie angebracht ſind, nur mit Mühe leſen kann. Auf dem ganzen Wege werden ununterbrochen mit lauter Stimme Gebete hergeſagt. Kränkliche Perſonen dürfen reiten oder ſich in einer Sänfte tragen laſſen. Sobald man Meroua erreicht hat, ſteigt man die Stufen hinauf, verrichtet wieder beſtimmte Gebete, und kehrt dann auf demſelben Wege nach Szafa zurück, um den Gang nach Meroua von Neuem zu beginnen. Im Ganzen muß derſelbe ſieben Mal wiederholt werden, nämlich vier Mal hin und drei Mal zurück, ſo daß mit Meroua die Zeremonie beendigt iſt.

Nunmehr folgt die dritte Zeremonie, der Beſuch von Omrah. Dies iſt ein Ort mit einer kleinen Kapelle, anderthalb Stunden von Mekka. Indeſſen braucht dieſer Beſuch nicht gleich am erſten Tage verrichtet zu werden, was ohnehin, da die beiden erſten Zeremonien ſehr abmatten, nicht wohl möglich iſt. Ich gieng erſt am dritten Tage nach Omrah. Bevor der Pilger den Weg dahin antritt, begiebt er ſich in eine Barbierſtube, deren man in der Nachbarſchaft von Meroua in Menge antrifft, und läßt ſich hier das Haupt ſcheeren. Der Barbier verrichtet dabei ein vorgeſchriebenes Gebet, welches der Pilger nachſagt. Die Hanefys, eine der vier rechtgläubigen Sekten der Moslems, laſſen ſich das erſte Mal nur ein Viertel des Hauptes ſcheeren; die übrigen drei Viertel kommen nach der Rückkunft von Omrah an die Reihe. Auch muß alsdann das Towaf und das Say wiederholt werden. Die Wallfahrt nach Omrah iſt

Digitized by Google

zwar durch das Gesetz streng anbefohlen, wird aber doch von vielen Pilgern unterlassen. Während der Sommerhitze verrichtet man sie gewöhnlich zur Nachtzeit.

Das Towaf soll der Pilger verrichten, so oft es ihm nur möglich ist. Die Meisten thun es täglich zweimal, des Abends und vor Tagesanbruch.

Die große Moschee, welche während des Ramadans durch Tausende von Lampen erleuchtet wird, ist der nächtliche Versammlungsplatz der Fremden, wo sie bis Mitternacht zusammen sitzen und plaudern. Das Ganze bot mir ein Schauspiel dar, welches — ausgenommen, daß keine Frauen zugegen waren — eher einer europäischen Nachtgesellschaft glich, als Demjenigen, was ich in Bezug auf die Heiligkeit dieses Ortes erwartet hatte.

Medina mit dem Grabmale Muhamed's.

Am Rande der großen arabischen Wüste, dicht an einer Bergkette, welche als eine Fortsetzung des Libanon das Land von Norden nach Süden durchzieht, liegt Medina. Das Gebiet der Stadt ist ein Theil der Landschaft Hedschas, und zwar des Beled el Haram oder des Heiligen Landes, welches jetzt den ganzen Küstenstrich von Yemen bis zur Landenge von Suez umfaßt.

Die letzten Ausläufe des erwähnten Gebirges berühren die Stadt an der Nordseite. Nach Süden hin breitet sich eine Ebene aus, so weit als man sehen kann; auf der tiefsten Stelle derselben liegt Medina, denn sie empfängt die Gewässer sowohl von den nördlichen, als den östlichen Bergen. Dadurch entstehen in der Regenzeit zahlreiche Pfützen, die man dulden muß, bis sie von selbst austrocknen. Das geschieht wegen der vielen Bäume, Gärten und Mauern, womit die Ebene bedeckt ist, nur langsam. Diese Gärten und Dattelpflanzungen, mit Feldern dazwischen, umgeben die Stadt von drei Seiten. Blos auf der Straße nach Mekka hin, wo die felsige Beschaffenheit des Bodens alle Kultur unmöglich macht, hat man eine freie Aussicht.

Medina ist gut gebaut, ganz von Stein; die Häuser sind in der Regel zwei Stock hoch und haben glatte Dächer. Da sie nicht geweißt und die Steine von dunkler Farbe sind, so erhalten die Straßen dadurch ein düsteres Ansehen, wozu noch kommt, daß sie oft blos zwei bis drei Schritte breit sind. Nur einige Hauptstraßen sind mit großen Steinblöcken gepflastert, eine Bequemlichkeit, die man selten in Arabien findet. Die sonst sehr schöne Stadt fängt in der neuesten Zeit an, sehr in Verfall zu gerathen, weil die Zahl der Pilger immer mehr abnimmt, wodurch viele Wohnungen, die blos zum Vermiethen erbaut wurden, leer bleiben und verfallen. Medina gleicht in dieser Hinsicht allen anderen Städten des Orients überhaupt, die ihre Blüthezeit gehabt haben, und deren Glanz dahin ist.

Die vornehmste Straße von Medina ist diejenige, welche vom Kairothor (Bab el Masry) zur großen Moschee führt. Sie ist die breiteste

Digitized by Google

und enthält die meisten Kaufläden. Auch die Straße El Belat, von der Moschee bis zum syrischen Thore (Bab el Schamy), ist nicht unansehnlich, hat aber viele verfallene Häuser und nur wenige Kaufläden. In den übrigen Straßen findet man gar keine Kaufläden, und Medina unterscheidet sich dadurch von Mekka, wo die ganze Stadt ein einziger Markt ist. Sie gleicht überhaupt mehr einer syrischen, als einer arabischen Stadt.

Das kostbarste Kleinod, welches dieser Stadt fast gleichen Rang mit Mekka giebt, und sogar Ursache ist, daß manche muhamedanische Sekten sie noch höher stellen, als diese, ist die große Moschee mit dem Grabe Muhamed's, wegen ihrer Unverletzlichkeit „die heilige" genannt, gewöhnlich aber unter dem Namen „die Moschee des Propheten," weil Muhamed ihr Erbauer war, vorkommend. An Größe steht sie der zu Mekka beträchtlich nach, denn sie hat nur 165 Schritt Länge und 130 Schritt Breite, sonst aber ist sie nach demselben Plane gebaut, wie jene. Sie bildet nämlich ein offenes Viereck, mit einem kleinen Gebäude in der Mitte, und nach allen Seiten mit bedeckten Kolonnaden umgeben, die übrigens nicht so regelmäßig angelegt sind, wie in Mekka. Die Säulen sind eben so ungleich wie dort, aber hier alle weiß angestrichen; die in der Nähe des Grabes befindlichen sind zur Hälfte mit glänzenden grünen Platten überzogen, auf denen man allerhand bunte Arabesken sieht. Diese Platten scheinen venetianische Töpferarbeit zu sein und gleichen den grünen Ofenkacheln in Deutschland und der Schweiz.

Das Dach der Säulenhallen besteht aus einer Anzahl kleiner Kuppeln, welche auf dieselbe Art, wie in Mekka, von Außen weiß angestrichen sind. Auch die innern Wände sind ringsum geweißt, ausgenommen die südliche und einen Theil der südöstlichen (dem Grabe gegenüber), die bis oben hinauf mit weißen Marmorplatten belegt sind. Auf dem Grunde derselben erblickt man, so hoch und breit die Mauer ist, eine Menge Inschriften mit großen goldenen Buchstaben, eine über der andern. Der Fußboden der Säulenhallen besteht aus grobem Pflasterwerk, an der Südseite aber aus schönen Marmorplatten, und zunächst dem Grabe aus Mosaik, die zu der schönsten gehört, welche ich im Morgenlande gesehen habe. Die südliche Mauer der Moschee hat große und hohe Fenster mit Glasscheiben (die einzigen in ganz Hedschas), worunter einige gemalt sind. Auch die anderen Mauern haben Fenster, aber ohne Glasscheiben.

Im südöstlichen Winkel der Moschee steht das berühmte Grabmal Muhamed's, und zwar so, daß zwischen ihm und der südlichen Mauer ein Raum von 25, bis zur östlichen aber von 15 Schritten bleibt. Das Grab ist, damit man nicht allzu nahe hinzutreten könne, mit einer Einfassung (El Hedschra genannt) umgeben, welche ein unregelmäßiges Viereck von etwa 20 Schritten bildet und mehrere von den Säulen der Kolonnade mit einschließt. Die Einfassung besteht aus einem eisernen, grün angestrichenen Gitter von guter Filigranarbeit. Die Zwischenräume enthalten Inschriften von gelber Bronze, die von dem Volke für Gold gehalten

Digitized by Google

wird. Alles ist aber so dicht zusammengedrängt, daß man nicht hindurchblicken kann; blos ein paar kleine Fenster, etwa sechs Zoll in's Gevierte, befinden sich auf jeder Seite des Gitters in einer Höhe von fünf Fuß über dem Boden. An der südlichen Seite, wo die Pilger stehen, wenn sie beten, sind die Fenster mit der bekannten (in Silber gefaßten) Inschrift umgeben: „Es ist kein Gott als Allah, und Muhamed ist sein Prophet." Die ganze Einfassung hat vier Thüren, von welchen drei beständig geschlossen sind, die vierte aber jeden Morgen und Abend geöffnet wird, damit die Eunuchen*) den Staub abwischen und die Lampen anzünden können. Aber auch andere Personen dürfen gegen ein Geschenk von 12—15 spanischen Piastern, das sie an die vornehmsten Eunuchen geben, in das Innere hineingehen. Leute von Stande, z. B. die Paschas oder Karavanenführer, sind frei. Nur Wenige entschließen sich jedoch zu dieser Ausgabe, da man weiß, daß man im Innern selbst nichts mehr sieht, als was man schon von Außen durch die Fenster sehen kann. Rings um das eigentliche Grabmal zieht sich nämlich ein Vorhang, zwischen welchem und dem Gitter ein schmaler Raum zum Herumgehen bleibt. Es ist so hoch als das Gitter, nämlich 30 Fuß, und besteht aus reichem Seidenstoff von verschiedenen Farben, mit silbernen Blumen und Arabesken durchwebt. Ringsum läuft, wie bei dem Vorhange der Kaaba, eine goldene Inschrift, aber er wird nicht alle Jahre erneuert, sondern nur, wenn er schon alt ist und wenn ein neuer Sultan den Thron besteigt. Dieser schickt ihn von Konstantinopel, und die Eunuchen vertauschen ihn dann, aber blos zur Nachtzeit, gegen den alten, welcher nunmehr nach Konstantinopel geschickt wird, wo man die Gräber der Sultane oder Prinzen damit bedeckt.

Der Vorhang nun bedeckt ein viereckiges Mauerwerk von schwarzen Steinen, welches von zwei Säulen getragen wird und in seinem Innern nicht blos das Grab des Propheten, sondern auch die Gräber seiner Freunde und Nachfolger, Abu-Bekr und Omar, enthält. Diese Gräber haben die Gestalt von Katafalken und sind gleichfalls mit kostbaren Seidenstoffen bedeckt. Der Sarg Muhamed's ist mit Silber überzogen und hat oben eine Marmorplatte mit der Inschrift: Bismillahi Allahuma Sally aley. (Im Namen Gottes, schenke ihm deine Gnade.) Davon — wie man sonst in Europa erzählte —, daß der Sarg des Propheten in der Luft schweben solle, weiß man an Ort und Stelle nichts.

Rings um die Gräber wurden ehemals die Schätze von Hedschas aufbewahrt, theils an seidenen Schnüren hangend, die quer über das Innere des Gebäudes gezogen waren, theils in Kisten, die auf dem Boden standen. Bei einer Belagerung Medinas durch die Wechabiten im Jahre 1800 bemächtigten sich die Hauptleute der Stadt einer Menge dieser Schätze, angeblich, um sie unter die Armen zu vertheilen, eigentlich aber, um sie

*) Die Eunuchen (Neger, gewöhnlich als Hüter des Harem angestellt und von Konstantinopel nach Mekka und Medina geschickt) bilden eigentlich die Polizei der heiligen Orte, haben die Schlüssel, die Oberaufsicht und Pflege der Moscheen.

Digitized by Google

zu behalten. Als Sehud, das Oberhaupt der Wahabis, die Stadt einnahm, drang er in das Hedschra, selbst bis in das Innere, hinter den Vorhang, und raubte Alles von Werth, was er hier fand. Einen Theil der Kostbarkeiten verkaufte er dem Scheriff von Mekka, das Uebrige nahm er mit sich fort nach seiner Hauptstadt Derayeh. Unter den geraubten Gegenständen soll sich ein aus Diamanten und Perlen zusammengesetzter Stern befunden haben, der gerade über dem Grabe Muhamed's hing.

Rings um das Grabmal hängen gläserne Lampen, welche jeden Abend angezündet werden und bis zu dem Morgen brennen. Das Ganze der Hedschra ist mit einer schönen, hohen Kuppel überdeckt, welche weit über die anderen Kuppeln der Moschee hinausragt, so daß man sie schon in weiter Entfernung von der Stadt erblicken kann. Auch verrichten die ankommenden Pilger, sobald sie ihnen zum ersten Male sichtbar wird, ein gewisses Gebet. Die Kuppel ist mit Blei bedeckt und hat oben eine Kugel von beträchtlicher Größe mit einem Halbmond darüber, beide stark vergoldet, aber wohl nicht von massivem Gold, wie die Sage geht und wie auch die Wahabis glaubten, welche die Kuppel zu zerstören und sowohl die Kugel als den Halbmond herunter zu werfen suchten, was jedoch der festen Bauart und der Bleidecke wegen nicht gelang. Zwei Arbeiter glitten auf dem schlüpfrigen Dache aus und stürzten herab, worauf man von dem Unternehmen abließ. Die frommen Einwohner von Medina erklärten dies für ein Wunderwerk des Propheten.

Nahe beim Vorhang, aber abgesondert davon, obwohl noch innerhalb des Gitters, das sich hier etwas ausbiegt, befindet sich das Grab der Setna Fatme, der Tochter Muhamed's und Gattin Ali's. Es besteht aus einem würfelförmigen Katafalk, mit reichgesticktem schwarzen Brokat bedeckt, sonst aber ohne alle Verzierungen. Indessen ist man nicht einerlei Meinung darüber, ob die Gebeine der Fatme wirklich hier, oder auf dem allgemeinen Begräbnißplatze außerhalb der Stadt begraben liegen. Die Pilger verrichten, um ganz sicher zu gehen, ihre Andacht an beiden Orten.

An der östlichen Mauer der Moschee, fast dem Grabe Muhamed's gegenüber, zeigt man ein kleines Fenster an der Stelle, wo der Engel Gabriel mehrmals als göttlicher Bote vom Himmel herabgekommen sein soll.

Die muhamedanische Ueberlieferung sagt, wenn die letzte Posaune ertönt, wird Aysa vom Himmel herabkommen und den Bewohnern des Erdballs den großen Tag des Weltgerichts ankündigen. Hierauf wird er aber sterben und dann an der Seite Muhamed's begraben werden. Bei der Auferstehung der Todten werden dann Beide zusammen ihre Gräber verlassen und zum Himmel emporsteigen. Dann wird Aysa vom Allmächtigen den Befehl erhalten, die Gläubigen von den Ungläubigen abzusondern. Dieser Ueberlieferung gemäß bezeichnet man auch schon die Stelle hinter dem Vorhange, wo er begraben werden wird.

Außerhalb der Vergitterung an der Nordseite, dicht bei dem Grabe der Fatme, steht in der Moschee eine viereckige Bank, etwa 4 Fuß hoch

Digitized by Google

über dem Boden, welche El Meyda, der Tiſch oder die Tafel, heißt. Hier pflegen die Eunuchen der Moſchee zu ſitzen und die vornehmſten Beamten der Stadt ihre Verſammlungen zu halten.

Eine hölzerne Scheidewand, etwa 8 Fuß hoch und reich mit Arabesken bemalt, läuft vom Gitterwerk quer durch die Moſchee, um einen 25 Fuß breiten Raum abzuſondern, welcher El Rodha (der Garten) heißt und wegen des Ausſpruches Muhamed's abgeſteckt iſt: „Zwiſchen meinem Grabe und meinem Predigtſtuhl liegt einer von den Gärten des Paradieſes.“ Der Predigtſtuhl der Moſchee ſteht dicht an der erwähnten Scheidewand; um aber dem Namen „Garten“ einen Schein von Wahrheit zu geben, ſind die Säulen innerhalb dieſes Raumes 5—6 Fuß hoch mit Blumen und Arabesken bemalt. Der Fußboden der Rodha iſt mit einer Menge herrlicher Teppiche, Geſchenke aus Konſtantinopel, belegt, die wohl das Koſtbarſte in der ganzen Moſchee ſein mögen.

Die Gebräuche, welche der Pilger beim Beſuche der Moſchee zu beobachten hat, ſind folgende: Gleich nach ſeiner Ankunft in Medina muß er ein vollſtändiges Bad nehmen und wo möglich ſich mit Wohlgerüchen ſalben. Sobald er die Moſchee zuerſt erblickt, muß er einige kurze Gebete ſprechen. Der Mezowar (Fremdenführer) läßt ihn hierauf in das Hauptthor Bab el Salam eintreten und ſieht genau darauf, daß der Pilger mit dem rechten Fuß die Schwelle überſchreitet; ein Gebrauch, der zwar bei allen Moſcheen eingeführt iſt, hier aber mit beſonderer Strenge beobachtet wird. Von hier begiebt er ſich, fortwährend Gebete herſagend, nach dem Rodha, verrichtet abermals ein kurzes Gebet und wirft ſich dann, zum Zeichen der Begrüßung, viermal auf die Erde, indem er dabei zwei kurze Kapitel des Korans, das 109. und 112., herſagt. Sodann geht er durch eine der kleinen Thüren in der Scheidewand des Rodha zu dem Gitter des Hedſchra, wo er ſich vor das weſtliche Fenſter an der Südſeite ſtellt und mit halberhobenen Armen zu Muhamed betet, wobei er zwanzig verſchiedene Namen und Ehrentitel des Propheten öfters wiederholt. Er bittet um ſeine Fürſprache im Himmel und ſchließt in ſein Gebet die Namen aller Freunde und Verwandten ein. Daher kommt es, daß ein Bewohner Medinas nie einen Brief erhält, worin er nicht am Schluſſe gebeten würde, den Namen des Schreibers am Grabe des Propheten zu erwähnen. Daß ein Pilger, welcher im Namen eines Andern auf die Wallfahrt geſchickt wird, auch den Namen des Letztern in ſein Gebet einſchließt, verſteht ſich von ſelbſt. Unter den Gebeten, welche an dieſer Stelle, ſo wie an anderen heiligen Orten der Stadt verrichtet werden, beſteht das eine in folgenden Worten: „Verdirb unſere Feinde und laß ihnen die Qualen des hölliſchen Feuers zu Theil werden!“

Nach Beendigung der lauten Gebete ſagt der Führer dem Pilger, daß er den Kopf dicht an das Fenſter legen und ſo einige Minuten in ſtiller Anbetung verweilen möge. Iſt dies geſchehen, ſo tritt der Pilger zurück und verrichtet wieder ein Gebet mit vier Niederwerfungen unter der benach-

Digitized by Google

barten, dem Gitter gegenüberſtehenden Kolonnade. Dann geht es zu dem Grabe Abu-Bekr's, und endlich zu den Gräbern Omar's und Fatme's, wo dieſelben Gebräuche verrichtet werden. Der Pilger kehrt nunmehr zum Rohda zurück, richtet hier noch ein Gebet an Gott ſelbſt und verläßt die Moſchee, nachdem er mit dem Ganzen höchſtens 20 Minuten zugebracht hat.

An jeder Stelle, wo Gebete verrichtet werden, ſitzen Leute mit Tüchern, die ſie vor ſich ausgebreitet haben, um die Gaben der Pilger zu empfangen. Im Rohda ſtehen die Eunuchen, warten, bis der Pilger ſeine Gebete beendigt hat, wünſchen ihm dann Glück zur Vollbringung des Tempelbeſuchs und empfangen gleichfalls ihren Antheil. Das Bab el Salam iſt mit Armen angefüllt, die ſich beim Weggehen des Pilgers dicht an ihn drängen, und zuletzt macht ihm noch der Thürſteher ſeine ganz gehorſamſte Verbeugung.

Die Zeremonien können ſo oft wiederholt werden, als es jeder Pilger wünſcht. Aber nur Wenige verrichten ſie vollſtändig, ausgenommen bei der Ankunft in Medina und bei der Abreiſe. In der Regel geht man wenigſtens Einmal zu dem Fenſter bei Muhamed's Grabe und verrichtet hier ein kurzes Gebet. Auch iſt es gebräuchlich, ſo oft man in die Moſchee kommt, um daſelbſt zu beten, vorher das Geſicht nach dem Grabe des Propheten hinzuwenden und mit aufgehobenen Händen ihn anzurufen. Daſſelbe pflegt überhaupt in allen anderen Moſcheen zu geſchehen, wo ein muhamedaniſcher Heiliger begraben liegt.

Den Wahabis iſt es verboten, das Grab des Propheten zu beſuchen, indem ſie ihn für einen gewöhnlichen Sterblichen erklären, deſſen Grab weiter keiner Auszeichnung würdig ſei. Die Plünderung der Moſchee durch Saud, das Oberhaupt der Wechabiten, war daher nicht blos eine Handlung der Raubſucht, ſondern auch des religiöſen Fanatismus. Das Grab ſelbſt ließ er jedoch unangetaſtet und ſchonte damit theils die frommen Gefühle der anderen Muhamedaner, theils ſuchte er vielleicht ſein eigenes Gewiſſen dadurch zu beruhigen, welches in Folge früherer religiöſer Eindrücke doch wohl nicht ganz zu beſchwichtigen ſein mochte. Weder der goldene Stoff, mit dem das Grab überkleidet war, noch der reiche Vorhang wurde von ihm angegriffen. In gleicher Weiſe blieb auch das Grab der Fatme unberührt. Dagegen zerſtörte er ohne Ausnahme alle koſtbaren Denkmäler des öffentlichen Begräbnißplatzes, ſelbſt diejenigen, welche die Gebeine berühmter Heiligen deckten, indem er der Meinung war, daß ein einfacher Stein hinlänglich ſei, ihre Ruheſtätte zu bezeichnen.

Da Muhamed zur Zeit ſeiner denkwürdigen Flucht von Mekka nach Medina (Hedſchra), wodurch der Islam erſt feſt begründet wurde, ſelbſt den Grund zu der Moſchee gelegt hat, ſo betrachten ſie auch die Wechabiten nächſt dem Beitullah zu Mekka als die heiligſte Stätte des Erdbodens, und Saud ſelbſt beſuchte mit ſeinen Anhängern die Moſchee zu Medina ſehr oft. In dem 1815 mit der Pforte geſchloſſenen Frieden iſt es ausdrücklich bedungen, daß es den Wechabiten geſtattet ſein ſoll, die Moſchee des Propheten — aber nicht ſein Grab — zu beſuchen.

Digitized by Google

Doch ist auch selbst bei dem rechtgläubigen Moslemim die Wallfahrt nach Medina zur Moschee und zum Grabe des Propheten blos eine „verdienstliche" Handlung, welche mit der „Pflicht" des eigentlichen Hadsch (der Pilgerfahrt nach Mekka), die allen Gläubigen obliegt, nichts gemein hat. Sie halten sie jedoch, sowie den Besuch der Moschee zu Jerusalem und bei dem Grabe Abraham's zu Hebron, für eine der Gottheit höchst wohlgefällige Handlung und für geeignet, manche Sünden dadurch abzubüßen und sich den Schutz des Propheten wie des Patriarchen zu erwerben. Man glaubt auch, daß vierzig Gebete, in einer Moschee verrichtet, im Stande seien, vor den Qualen des höllischen Feuers nach dem Tode zu schützen.

Die Moschee zu Mekka wird täglich auch von weiblichen Pilgern besucht, welche daselbst ihre angewiesenen Plätze haben. In Medina dagegen, wie in allen muhamedanischen Ortschaften des Orients, hält man es für unanständig, wenn Frauenspersonen in die Moschee kommen, obschon es ihnen nicht geradezu verboten ist. Die von fremden Orten herkommenden Frauen besuchen die Moschee zur Nachtzeit, wenn das letzte Gebet vorüber ist und alle Männer sich entfernt haben. Im Ganzen geht es bei dem Grabe viel ordentlicher und stiller zu, als bei der Kaaba, und es scheint, als ob das Grab des Propheten einen tiefern religiösen Eindruck auf die Bewohner Medina's mache, als dies mit der Kaaba in Bezug auf die Mekkaner der Fall ist, und daß es Niemand so leicht wagt, sich der heiligen Stätte mit lasterhaften Gesinnungen, oder bloß zum Zeitvertreibe und um weltlicher Geschäfte willen zu nähern.

2. Das Kameel als Schiff der Wüste.*)

Wo die Natur den Menschen nur kärglich die Fülle ihrer Reichthümer erschloß und ihm das versagte, was den Bewohnern der glücklichen Himmelsstriche die Möglichkeit eines unendlich mannigfaltigen Lebensgenusses gewährt, da bietet sie ihm gemeiniglich zum Ersatze für das Entzogene in einer oder einigen Gaben und in der Befähigung zu dem umfassendsten Gebrauche derselben ein Ersatzmittel, welches ihm eben sein Heimathland als das Paradies der Erde erscheinen läßt. Der Bewohner der ganzen nördlichen Polarzone von Amerika, Europa und Asien, bei dem selbst die körperliche Entwickelung durch klimatische Einflüsse zurückgehalten wird, hat für hundert ihm versagte Dinge sein Rennthier erhalten und in ihm allein den Quell fast aller seiner Bedürfnisse. Dem wildkühnen, freien und unabhängigen Araber, dem Sohne der weiten, pfadlosen Sand-

*) „Archiv für Natur, Kunst und Wissenschaft," Nr. 2. Braunschweig 1845.

Digitized by Google

wüſten und großen öden Steppen, welche ſich zwiſchen den kultivirten Gegenden im ſüdweſtlichen Aſien und nördlichen wie mittlern Afrika hinziehen, wo unter brennender Sonne, in ſchwüler Luft, auf dürren Ebenen und noch dürrerem Boden kein kühler Hauch den erſchöpften Wanderer erquickt und keine Spur des geſelligen Lebens vorhanden iſt und die ganze Erde rings umher wie ein ungeheures Grab erſcheint: hier iſt für den Araber das Kameel daſſelbe, was den Polarbewohnern das Rennthier iſt. Wenn das Kameel im Allgemeinen für die Völker des Orients als Laſtthier von unſchätzbarem Werthe iſt, ſo hat es für den Araber im Beſondern doch eine noch viel höhere Wichtigkeit, da er mit allen ſeinen Bedürfniſſen von ihm abhängt und ihm, gleichwie der Lappe dem Rennthier, auch Nahrung und Kleidung verdankt. Die Milch des Kameels iſt für ihn ein Hauptnahrungsmittel, denn ſie liefert ihm Butter und Käſe. Er ißt das Fleiſch, beſonders der jungen Thiere, das für ihn außerordentlich wohlſchmeckend iſt und in Gefäßen, mit Fett bedeckt, aufbewahrt wird. Das Haar dient zur Verfertigung von Kleidungsſtoffen und bildet einen wichtigen Handelsartikel bis nach Europa hin. Die Haut giebt ein gutes Leder; der hellbrennende Miſt wird von den Orientalen getrocknet allgemein als Feuerungsmittel benutzt und iſt oft das einzige, welches ſie beſitzen. Ja, ſelbſt der Urin bleibt nicht unbenutzt, da man ihn häufig zur Salmiakbereitung verwendet.

Die Bedeutſamkeit des Kameels, des einhöckerigen oder Dromedars (Camelus Dromedarius), tritt in ihrem vollſten Lichte aber erſt durch Benutzung deſſelben als Laſtthier und den davon abhängenden Einfluß auf die Ziviliſation der erwähnten großen Ländermaſſen hervor. Es vermittelt in dieſen Wüſteneien, in denen kein anderes Hausthier würde ausdauern können, die Verbindung quer durch den Sandozean, zwiſchen den Kulturländern entgegengeſetzter Lage, welche Verbindung ohne ſeine Genügſamkeit, ohne ſeine Fähigkeit, auf lange Zeit des Waſſers zu entbehren, und ohne ſeinen ſchnellen Gang gar nicht ſtattfinden könnte. Ohne das Kameel würde Aegypten von Abyſſinien, die Berberei von den Ländern jenſeits der Sahara, Syrien und Perſien, Arabien von der ganzen Welt abgeſchnitten ſein; die Wüſten würden unüberſteigbare Hinderniſſe dem Verkehr zwiſchen dieſen Ländern in den Weg legen, aller Handel hörte auf, die Menſchen würden in ihrer Bildung zurückgehen, verſumpfen und verkommen in thieriſcher Barbarei.

Alles iſt aber auch im Körperbau des Kameels in höchſter Zweckmäßigkeit auf die Wüſte berechnet. Nicht allein hat es überhaupt wenig Getränk nöthig, ſondern kann ſich auch auf ein Mal für viele Tage damit verſehen; denn von den vier Abtheilungen des Magens, die es mit allen wiederkäuenden Thieren gemein hat, iſt die größte derſelben, der Panſen, mit zahlreichen Zellchen verſehen, in welchen ſich das genoſſene Waſſer anhäuft und woraus nach dem jedesmaligen Bedürfniß etwas in den Schlund zurücktritt. Dieſe körperliche Eigenthümlichkeit befähigt das Kameel, oft

Digitized by Google

drei bis vier Tage ohne den Genuß des Waſſers hinzubringen; dagegen aber trinkt es bei ſich darbietender Gelegenheit 50, 60, ja ſogar 100 Pfund. Die beſten Kameele ertragen den Durſt zehn bis zwölf Tage; allein viele kommen bei einer ſo langen Entbehrung um. Kommt eine Karavane von dreihundert Kameelen an die Quelle einer Wüſte, die einen einzigen ſchmalen Felſeneingang hat, welcher nur immer einem Thiere das Saufen geſtattet, ſo dauert es oft drei Tage, bis alle geſättigt ſind.

Nicht zufrieden mit dem erwähnten einen Mittel gegen die größte Gefahr in der Wüſte, den Durſt, verlieh die Natur dem Kameel noch eine andere, nicht weniger nützliche Fähigkeit. Aus einer Entfernung, in welcher der Menſch auch nicht die geringſte Ahnung von dem Vorhandenſein des wenigen Quellwaſſers hat, das hier und da in den Einöden zwiſchen Geſtein hervordringt und ſich bald im Sande verläuft, vermag das Kameel dieſes zu entdecken und eilt in der Noth unaufhaltſam ihm entgegen, auf dieſe Weiſe ſich und ſeinen Herrn rettend. Ein Beiſpiel davon erzählt Burckhardt aus der Nubiſchen Küſte. „Eine kleine Karavane von fünf Kaufleuten und etwa dreißig Sklaven zog von Berber, am Meerbuſen von Aden, nach Darau. Da man fürchtete, Räubern in die Hände zu fallen, welche auf dem gewöhnlichen Wege den Reiſenden aufzulauern pflegten, hatte man eine mehr öſtliche Richtung eingeſchlagen, und ein angenommener Führer brachte die Karavane glücklich bis zu einem Brunnen, von wo der ſelten betretene Weg ſich weiter nordwärts zieht. Dieſe Richtung nun verfehlte er; bald wußte man nicht mehr, wo man ſich befand, und nach fünftägigem Umherirren in öden Bergen war der Waſſervorrath erſchöpft. Noch hielt indeß die Hoffnung, beim Weiterziehen nach Weſten den Nil zu erreichen, die Reiſenden aufrecht; als aber zwei Tage unter dem ſchrecklichſten Durſte vergangen waren und man noch immer keine Spuren von dem Strome ſah, als ſechzehn Perſonen vor Erſchöpfung dahin ſtarben, bemächtigte ſich Verzweiflung eines Theiles der Ueberlebenden, in welcher ein Kaufmann den Entſchluß faßte, mit ſeinen Leuten ſich allein der Führung ſeiner Kameele zu überlaſſen, in der Hoffnung, dieſe würden, wenn ſie ſich ihren Weg ſelber wählten, Waſſer entdecken. Er ließ ſich, um nicht vor Mattigkeit umzuſinken, auf das ſtärkſte ſeiner Thiere feſtbinden und verſchwand bald mit ſeinen Leuten den Blicken der Zurückbleibenden, die nie wieder etwas von ihm hörten. Letztere verfolgten die einmal eingeſchlagene Richtung noch einen Tag lang und hatten die Freude, endlich ihnen wohlbekannte Berge zu erblicken, zwiſchen denen ſie Quellen wußten. So nahe dem Ziele, empfanden ſie auch den Schmerz, daß ſie ſammt ihren Thieren nicht mehr im Stande ſeien, bis zu jenen Bergen ſich hinzuſchleppen. Nur zwei Kameele waren noch fortzubringen, und auf dieſen wurden die zwei am wenigſten erſchöpften Männer abgeſandt, um zu verſuchen, ob es ihnen nicht gelingen möchte, einen Quell zu erreichen. Der eine von ihnen fiel bald von ſeinem Thiere herab und vermochte, der Sprache beraubt, ſeinem Kameraden nur durch Zeichen verſtehen zu geben,

Digitized by Google

daß er ihn seinem Schicksal überlassen solle, und dieser setzte also seinen Weg allein fort. Aber auch auf ihn wirkte der Durst bald so heftig, daß es ihm dunkel um die Augen wurde und er den ihm bekannten Weg verfehlte. Nach langem Umherirren mußte er absteigen und sank, während das Thier regungslos stehen blieb, unter einem Baum, hier das Ende seiner Leiden erwartend. Doch plötzlich regte eine neue Hoffnung die letzten Kräfte in ihm auf. Das Kameel sprang nämlich wie rasend davon, und er war zu gut mit den Gewohnheiten desselben bekannt, um nicht den Schluß zu bilden, daß in der Nähe Wasser befindlich sei. Er schlich ihm deshalb eine Strecke weit nach, aber es lief viel weiter, als seine Kräfte reichten, und zum Tode ermattet sank er von Neuem um. Hier fand ihn ein vorüberziehender Beduine, goß ihm Wasser in's Gesicht und erfrischte ihn dadurch, so daß er mit dem Retter seines Lebens dem Kameele weiter nacheilen konnte, welches sie nach einer halben Stunde richtig an einer Quelle fanden, deren Wasser nun bald die noch übrigen am Leben befindlichen Glieder der Karavane zur Fortsetzung der Reise stärkte."

Was derselbe Reisende in Bezug auf den Wasserbedarf einer Karavane bemerkt, zeigt wohl am deutlichsten, wie völlig unmöglich es sein würde, ohne das Kameel die Wüste zu durchziehen. „Ein Europäer kann sich", sagt er, „kaum einen Begriff von der Menge Wasser machen, die hier nöthig ist, um den Durst des Reisenden zu stillen, der von den meist aus Mehl und Butter bestehenden Speisen im höchsten Grade erzeugt wird. Ich übertreibe nicht, wenn ich sage, daß ich oft des Nachmittags auf ein Mal so viel Wasser getrunken habe, daß man damit zwei gewöhnliche Weinflaschen hätte füllen können. Gemeiniglich rechnet man, daß ein Schlauch von mittlerer Größe, der etwa 50—60 Pfund Wasser hält, auf drei Tage für einen Menschen hinreicht, und das bei aller Einschränkung, der man sich in der Wüste unterwerfen muß, wo man nie zu einer andern Zeit trinken kann, als wenn die ganze Karavane zu diesem Zweck auf einige Minuten Halt macht, ohne sich dem Rufe der Verweichlichung und der übeln Nachrede, „daß man den Wasserschlauch an den Mund gebunden habe," auszusetzen. Befinden sich in Afrika Pferde bei einer Karavane, so hat man für jedes derselben ein Kameel nöthig, um nur seinen Wasserbedarf fortzuschaffen. Auf die hier und da befindlichen Zisternen und Quellen ist nie mit Sicherheit zu rechnen, da sie oft versiegen und austrocknen, namentlich wenn der Samum, dieser Todesengel der Wüste, über die Fläche hinbraust."

In eben so auffallender Weise, wie auf langes Ertragen des Durstes, ist der Körper des Kameels auch auf langes Hungern angelegt. Es ist vielfach beobachtet worden, daß der aus einer fettigen Masse bestehende Höcker in Zeiten, wo das Thier reichlich Futter empfängt, unverhältnißmäßig wächst, dagegen abnimmt und fast ganz verschwindet, wenn es lange ohne Nahrung ist; und somit kann man es als ausgemacht betrachten, daß zur Zeit, wo das Thier keine Nahrung zu sich nimmt, es von dem in die

Digitized by Google

Säftemaſſe eingezogenen Fette ſeines Höckers lebt, und dieſer die Stelle einer Vorrathskammer bei ihm vertritt. Außerdem findet aber das Kameel auch in der Wüſte immer noch Nahrung, wo nur der ſpärlichſte Pflanzenwuchs ſich zeigt. Die trockenen ſtachlichten Kräuter, als Diſteln, Neſſeln, Ginſter, dann Geſträuch und Baumrinde, zu deren Zerkauen ſeine Zähne eingerichtet ſind, ſucht es ſelbſt da auf, wo es auf üppigen Wieſen ſich nähren könnte. Vermöge der geſpaltenen, knorpeligen Oberlippe aber iſt es, ſo gut wie unſer Schaf, im Stande, den dürftigſten Grashalm abzufreſſen.

Zu dieſem wunderbaren Schutz gegen Hunger und Durſt, den die Natur dem Kameel angedeihen ließ, kommt nun noch ſeine merkwürdige Schnelligkeit und Zähigkeit, mehrere Tage ununterbrochen hinter einander zu laufen. Ein Kameel der flüchtigen Race, welche die Araber Maharri oder Heiri nennen, vermag, wenn es nur geritten und nicht anderweitig belaſtet wird, ſeinen ſchnellen Lauf, der in einem harten heftigen Trabe beſteht, nach der Ausſage jener Völkerſtämme 24 Stunden lang ununterbrochen fortzuſetzen, ohne auszuruhen oder Verlangen nach Futter zu zeigen. Es vermag in dieſer Zeit 24—28 deutſche Meilen zurückzulegen und mit derſelben Schnelligkeit Wochen lang fortzufahren.

Eine ſolche Schnelligkeit vermögen nun freilich die belaſteten Kameele nicht zu entwickeln, indem ſie mit einer Bürde von 6—10 Zentnern täglich im Durchſchnitt nur 6 Meilen zurücklegen.

Zu dem Tragvermögen des Kameels kommt endlich noch ſein geringes Bedürfniß des Schlafs, ſo daß es wie ein Seeſchiff Tag und Nacht zu ſegeln vermag; ferner die mit ſtarker, ſchwieliger, aber nicht harter Haut überzogenen breiten Ballen unter den Füßen, welche, elaſtiſchen Kiſſen vergleichbar, den Gang in nicht zu tiefem Sande erleichtern; ferner jene ſieben hornartigen Schwielen an der Bruſt, den Vorder- und den Hinterbeinen, die beim Niederkauern des Kameels zum Ruhen und Schlafen die meiſte Laſt tragen, und endlich das Hochhalten des Kopfes und die Verſchließbarkeit der Naſenlöcher, um ſich vor dem niedrig ſtreifenden Samum und gegen das Einathmen des vom Winde aufgejagten Wüſtenſandes zu bewahren.

Wie der Araber ſelbſt an Entbehrung des Schlafes, an Ertragung unglaublicher Beſchwerden, des Hungers, Durſtes und der Hitze gewöhnt iſt, ſo unterwirft er denſelben Strapatzen ſeine Kameele, um ſo deren Naturanlagen noch weiter auszubilden. Wenige Tage nach der Geburt lehrt er das Thier, ſich auf die Kniee niederzulaſſen, und zwingt es, in dieſer Lage zu verweilen; dann legt er ihm eine beträchtliche Laſt auf, die nur fortgenommen wird, um einer ſchwereren Raum zu geben. Anſtatt es nach Willkür freſſen und ſaufen zu laſſen, regelt und beſchränkt er ihm ſeine Nahrung, gewöhnt es nach und nach an lange Märſche und ſchmälert ihm allmählig die Menge des Futters. Es wird ferner im Laufen geübt und durch das Beiſpiel ſchneller Pferde angeregt, bis es eben ſo flüchtig wird als dieſe, und ſie wohl gar noch übertrifft. Da der Araber in der Nähe der Wüſte die Thore ſeiner Häuſer, zum beſſeren Schutz gegen

Digitized by Google

Plünderung, oft nicht über 3 Fuß hoch macht, ſo lehrt er ſeine Kameele nicht blos das Niederknieen für das Be- und Entladen, ſondern auch, um auf den Knieen durch ſolche niedrige Thore bis zur Hausflur einzugehen. Die Sättel, welche man den Dromedaren auflegt, ſind in der Mitte hohl, damit ſie den Höcker umſchließen können; hinten und vorn haben ſie ein rundes, ſenkrechtes Stück Holz, wovon man das vordere mit der Hand erfaßt, um ſich feſt zu halten. An den Seiten hängen lange Beutel mit Lebensmitteln für Reiter und Thier; ein Schlauch mit Waſſer und ein lederner Gurt, als Zügel, vollenden das Reiſegeräth. Soll das Thier beſtiegen werden, ſo liegt es auf den Knieen und wird von dem Treiber feſtgehalten, indem dieſer ihm ſeinen Fuß auf die Vorderbeine ſetzt. Dann muß ſich der Reiter plötzlich auf die Matratzen über dem Höcker ſchwingen und ſogleich vorn und hinten feſthalten; denn das Kameel, von ſeinem Treiber losgelaſſen, richtet ſich plötzlich ruckweiſe auf; erſt vorn — und man fällt beinahe auf den Rücken, dann hinten — und man würde ohne Anhalt unfehlbar kopfüber ſtürzen. Es bedarf längerer Zeit, ehe ein Europäer ſich an dieſe Art des Reitens gewöhnt; denn abgeſehen davon, daß das Gefühl, das Dromedar nicht in ſeiner Gewalt zu haben, ſondern ſeinem Willen folgen zu müſſen, ſehr unbehaglich iſt, ſo ſchaukelt der Gang des Thieres den Reiter unangenehm, bewegt deſſen Oberkörper unaufhörlich und wirkt auf den Neuling wie eine Seereiſe; ja es giebt Leute, die auf dem Kameel völlig von der Seekrankheit befallen werden. Dieſes Beſchwerliche des Reitens wird noch dadurch vermehrt, daß das Thier ſeine Beine nicht kreuzweis hebt, wie die Pferde und Eſel, ſondern den vordern und hintern Fuß jeder Seite zugleich. Obgleich der Araber ungemeine Geſchicklichkeit beſitzt, durch die verſchiedenartigſten Lagen und Stellungen den unangenehmen Stößen dieſer Thiere auszuweichen, ſo wackelt ihm doch fortwährend wenigſtens der Kopf auf dem Halſe und die Kameelreiter ſehen deshalb mit ihren ernſten Geſichtern chineſiſchen Pagoden nicht unähnlich. Bald reiten die Leute auf dem Höcker, bald legen ſie ſich der Länge nach auf das Gepäck, und oft ſitzen ſie ſtundenlang hinter dem Packſattel auf den untergeſchlagenen Beinen.

Ein eigenthümliches Gemälde bietet das Leben der Kameele bei den nomadiſirenden Arabern dar, welche, jedes feſten Wohnſitzes entbehrend, ewig beweglich mit ihren Kameelen und Zelten die Wüſte durchziehen. Hat der Araber irgendwo ſein Zelt aufgeſchlagen, ſo legen ſich die Thiere, ſchon daran gewöhnt, vor dieſer luftigen Behauſung nieder; dann bindet der Führer der Heerde um die Kniee der alten Kameele einen Strick, wodurch das Aufſtehen verhindert wird. Vor dieſen oder zu beiden Seiten liegen die Jungen auf dem harten Sande. Dieſes dauert bis gegen Mitternacht, zu welcher Zeit die Araber wieder in Bewegung ſind. Dann nimmt man den alten Kameelen die Stricke ab, legt die Netze zurück, welche bei den Stuten den Jungen das Saugen wehren, und beginnt das Melken. Iſt dieſes geſchehen, ſo legt man die Netze wieder ſorgfältig an

Digitized by Google

bie Zelter, und jeder Theer muß sich wieder an seinen Ort legen, bis zu Gaast Aufbruch, wo dann die alten Theere abermals aufstehen und ihren Plumpen zu laufen geben, damit sie nicht faulen. Es hat Zeugen bei Familie beschäftigt ist, bricht die Frau mit den Töchtern das Zelt ab, legt es zusammen, hilft den Kameelen niederknieen und packt die einzelnen Stücke sorgfältig darauf. Auf dem Rücken eines der stärksten Kameele befindet sich einen Theerer, umgeflort 4 Fuß breiten Brett, worin die alten Männer und Frauen, die nicht mehr gehen können, nebst den kleinen Kindern ihren Platz finden, und worin sicht man weiter. Wenn dies sich sie so mit möglich in der Nähe ihrer Lieblinge zum weiter abmarschiren. Das Haupt der Familie geht gewöhnlich vor den beladenen Kameelen her. Hat der Theer die Mittagsstunde erreicht, wo man ausspannen soll, so bleibt er auf seinem Kameele mit gelassener Miene auf dem Platz sitzen, bis er einen angenehmen Ruheplatz findet, wo er mit seinem Zuge mit möglichster Bequemlichkeit rasten. Schon ist das bekannte Zeichen zum Rasten bemerkt, packt sie ihr Kameel auf den Platz an, hilft ihren Kindern herunter, entlastet sie Thierlasten, packt sie Kameelen in Ordnung und bringt die Wasserschläuche auf. Gewöhnlich bricht man vor Sonnenuntergang auf, um wo möglich ist das Zelt wieder aufgeschlagen abermals aufzubrechen.

In der Mannheimer, worin sie am Sonntage vor Pfingsten hinaufsteigen Theer sich ganz wenig, gewöhnlich nur einige Stunden weit von einem Ruhe- Beschäftigungsplatz gespannt, bis zweiten Kameel einen eben so angenehmen als abwechselnden Ruheplatz, seine abenteuerlichen Gedanken, seine große Sorte, sein beschäftigter Gang, sein Strauchgeschäft, von es nicht der ganzen Klage noch ausreicht, daß mit ganz eigenen Kameel eingeht, einer ganzen Karawane, sein Instinct, harmloser Ehre — Alles verlegt und bei seiner Verwaltung unmöglich ist sie so folgenden Mittelalter, in sie Spitzen der Spitzenklöppler und Barbarinen gerieth, und man sich sind das Einzelnenregiment unverändert in der Gegenwart.

3. Die Beduinen. *)

Der Beduine ist der Sohn der arabischen Wüste. Ihm ist noch berühmte Stamm der Ehrenlosen und der Stille aufgeregt, wie der Jahrhunderten. Diejenige Gastlichkeit und Mundigkeit, diejenige Tapferkeit und Freigebigkeit, welche Mittelalter und Gastfreundschaft, berühmt sind von Krieg im Handel und Wandel, und zugleich tapfere Bitterkeit und Großmuth — kurz noch wie in seinen Vorfahren. Die Beduine ist von sein selbst den Fremden sind gegenüber Ehrt (nicht so der Osmane); er ist ein mutterer Mensch mit großer Geschicklichkeit, phantasievoll, leidenschaftlich, verspielt und mitleidig. Die Sprache wächst er nur mit Blut ab. „Den

*) Nach Hammer-Purgstall und Burckhardt.

Brand! den Brand! nur nicht die Schand'! Die Rach'! die Rach'! nur nicht die Schmach!" iſt noch immer das Kriegsgeſchrei des für ſeine und ſeiner Frauen Ehre kämpfenden Beduinen.

Sie lieben, bei nächtlicher Stille und im hellen Mondenſcheine ſich Mährchen und Geſchichten zu erzählen oder zu ſingen. Jünglinge und Mädchen, in Gruppen verſammelt, wiederholen in Chören den vom Vorſänger geſungenen Vers, indem ſie ihren Geſang mit Händeklatſchen und allerlei Bewegungen des Körpers begleiten. „Hemm' uns, Tod, dein Recht, bis wir uns gerächt!" ſo lautet der Schlachtgeſang. Bei freudigem Anlaſſe ertönt das Lilu (Thalil) der Weiber ſtundenweiſe in die Wüſte hinein, und bei Todesfällen heulen die Klageweiber das Welwele.

Der Beduine wohnt im Zelt, deſſen Theile einen Hauptwörterſchatz bilden für ſeine Rede und Dichtkunſt. Seine Geräthe ſind Kameelſattel, Waſſerſchlauch und Dreifuß; ſeine Kleidung ein wollenes Hemd und ein Mantel (Abba), deſſen weiße und braune Streifen der Haut des Zebra nachgeahmt ſind; ſeine Waffen beſtehen in Schwert und Speer, Helm und Panzer und hier und da auch in Schießgewehren; ſeine Speiſe iſt ſüße und ſaure Kameelsmilch, ungeſäuertes Brod, Butter, Datteln und Trüffeln der Wüſte; ſein Reichthum das Kameel und das edle Roß, deſſen Racen fünf ſind. Dieſe Fünf erſcheint öfter in den wichtigſten Einrichtungen und iſt eine heilige Zahl. Die Blutrache geht über bis in das fünfte Geſchlecht. Fünf ſind auch die Verhältniſſe des Schutzes und der Unterwürfigkeit: 1) der Scheik, d. h. der Alte, Graue (was bei uns „Graf" hieß), der Vorſtand des Stammes, das Haupt der innern Verwaltung; 2) der Akid, der Kriegsoberſte; 3) der Kadi, der Richter; 4) der Waſti, Vormund oder Schutzherr, nicht blos von Unmündigen, ſondern auch von Schwachen gegen mächtige Unterdrücker gewählt, und 5) der Dachil, d. h. Jeder, der ſich in den Schutz des Andern zur Sicherung ſeines Lebens und ſeiner Güter geflüchtet hat. Genießt ein Flüchtling in ſeiner Familie Salz und Brod, ſo iſt er unverletzlich. Damit es aber dem Räuber oder Mörder unmöglich ſei, durch Mitgenuß von Salz und Brod oder durch Berührung der Kleider Deſſen, der ihn gefangen hält, ſich ein Recht auf Freiheit und Schutz zu erwerben, wird derſelbe in einer Grube unter der Erde verborgen gehalten. Gelingt es ihm aber, einem Freien in's Geſicht zu ſpeien, ſo hat er Anſpruch auf deſſen Schutz, der ihm ſogleich die Freiheit verſchafft. Der Dieb heißt Harami; ſo heißen auch die drei dem Beduinen verbotenen Dinge: Schwein, Aas und Blut. Dieſe Enthaltung, fünfmaliges Gebet des Tages, die Faſten des Ramadan und das Opferfeſt ſind die einzigen Religionsgebräuche des Beduinen.

Im Winter, d. h. zur Regenzeit, tragen die Beduinen über dem Hemde noch einen aus Schaffellen zuſammengenähten Pelz; manche tragen dieſe Pelze ſelbſt im Sommer, weil die Erfahrung ſie gelehrt hat, daß, je wärmer die Kleidung, deſto weniger Beſchwerde von der Sonne. Der Beduine iſt gegen das Ungemach ſeines Winters merkwürdig abgehärtet; während

Digitized by Google

Alles weder von der Mitte kommt, sondern es kommt an offenen Feste, wo man Leute nicht länger als die Mitternacht unterhalten will. Da die Mitte von Sommers Gnaden ist in einem Monate gemeiniglich, im kommenden Monde, dem Schalter der heftigsten Sonne ausgeht.

Aber die Sonnenuhr ist nicht immer, wenn Kommet stehen. Wer denen zehn hat, ist ein armer Mann; wer zwölfe einer vorzeig besitzt, ist in mittleren Umständen, und wer ihrer sechzig hat, ist reich. Einige Schuhe hat Sommers der Mitte haben denen mehr als irrsthumer.

Man kann Ergänzung bestellt, in ist ein langer Mittag und weiter Mann der Mitte. Seine Gärten überlassen sie seinen eigenen seinen Willen; sie freuen sich seinen, daß er sie nicht mit Blumen und Bäumen, mit Lauben und Grotten, mit Wasserkünsten und Irrgängen, die seine Leute so manche Monden, als sie Jahre brauchen, und so viele Jahre, als sie Monden zu machen haben, quälet. Sie sind ihm gut, daß er sie nicht zu Fremden, die sich dem Feste nähern, zu schicken pflegt mit Gärten zu neuen, ohne Einsicht in ihre Kunst, und mit Lauben zu verirren, in die sich niemand hinein, unversuchsame, quälender sie für fremde wie für die Wärmer und Irrgeist sind, heute mehr werden sie morgen nicht Vergnügen Mannigen ihre Verwandtschaften und Bekanntschaften gerichten. Ein verständiger Mann sagt seinen Fremden nie mehr als seinen eigenen Namen und verbirbt den seinen Bau nicht, damit sich jeder wegen Mannigfalt und Zierlichkeit bewundern kann, daß er Mannigen seiner Fremde einen fremden Garten bekleidet hat.

Fremde, welche seinen Bekannten seinen Fremden in seiner Mitte, sie sind bei den seinen seinen Gäste ab. Sie sind die Vergnügungen zu Hause seiner Freunde, sie sind die Freuden der Kinder seiner Eltern Kapital und zum seiner ein Einfluß der Mittagsmahl. Wenn man Gesellschaft bei Fremden, bei Mangeln Kurzweil ergötzen, so kann man es nicht mit Fremden und Mannigen die Mitte zu zurückwenden möchte, so sagt ihm seine Tage und seiner Stunden und seiner Kräfte weg. Ich, es ist ihm länger und seiner Gesellschaft zu bedienen. Ist sind sie gut, so kommen sie wieder, wenn seinen Gute, daß sie nicht sind, so bleiben sie in künftiger Gesellschaft, z. B. die Wohlerzogen, die Gesetzten, die Verschwiegenen, zur Feste Gesellschaft. Sie sind so sich selben wegen, je kann er zwar noch immer kleiner, wenn sie sich der Verwaltung und seinen Gunsten zugeben. Es kann aber in ein seinem Fest sich Gesellschaft, wenn seinen einer vierten Tag den Mitteln machen, sich kein Geschäft zu Gute ist.

Der Gedanke in der Stunde ist ein ganz unserer Mann, als der in der Mitte. Dieser verachtet die Stärker; er weiß, daß die eigentlichsten Begriffe von seinen Fremden haben. Einen Gedanken in Tag, gegen jeden der Stärke Lebensplanen Schaufenster angegangen. Gedanken er aber in der Mitte zufrieden, ist er weiter anfangen und seinen offen. Die Stärker bemerken (Gedanken) mißlaun sich gleich den Dämonen mancher Lustschreiber.

gen bedienen, welche der Beduine vermeidet, indem er den Gedanken kurz und ſchlagend ausdrückt. Die Beduinen haben viel mehr Witz und Scharfſinn, als die Fellahs; ihr Kopf iſt immer klar, ihr Geiſt durch keine Ausſchweifungen geſchwächt, ihr Gemüth durch Sklaverei nicht verdorben.

Daheim in ſeinem Zelte iſt der Beduine fahrläſſig und faul; ſeine einzige Beſchäftigung iſt, das Pferd zu füttern, die Kameele zu melken und manchmal mit den Falken zu jagen. Ein Miethling bewacht die Heerden. Während das Weib und die Töchter die häuslichen Geſchäfte beſorgen, Weizen auf der Handmühle mahlen oder im Mörſer ſtoßen, am Webſtuhle die Zeltdecken weben, oder Brod backen, Butter machen und die Mahlzeit zubereiten, ſitzt der Mann gemächlich vor dem Zelte und raucht ſeine Pfeife. Ein ganz anderer Menſch aber iſt der Beduine, wenn er in der Wüſte reitet, ſchnell wie der Vogel fliegt, liſtig und gewandt, tapfer im Angriff wie in der Vertheidigung, ein unermüdlicher Reiter und ein unverbeſſerlicher Räuber.

4. Ein beduiniſches Gedicht. *)

„Soleyman! Leihe mir die Feder und das weißgefärbte Blatt, daß ich meine Verſe, die Sprache der Wahrheit niederſchreibe. Laß mich Gottes Beiſtand anrufen; und er möge uns unſere Sünden gnädig verzeihen!

Laß uns ihn preiſen mit Lob, ſo unzählig wie die aufgeſpeicherten Körner, wie die Bebauer der Erde, die Bedus und die Hirten!

Und möge der Prophet bei Gott uns vertreten: unſere Verbrechen werden dann Vergebung finden.

O du, der du von mir ſcheideſt, ſitzend auf dem hellfarbigen Kameel, welches auf ſeinem Rücken den vierſeitigen Sattel trägt.

Und ſeinen Beutel und ſein Halsleder **) und gut gemahlenes Mehl, ſammt den Kaffeebohnen und dem ſüßduftenden Tombal ***).

Ein braver Jüngling iſt er, geliebt von ſeinen Gefährten und der Stolz ſeiner jungen Frau.

Die Pfade des Landes weiß er beſſer auszukundſchaften, als der des Nachts umherziehende Katta †), und ſeine Augen dringen weiter als die Augen des Adlers, wenn ſie auf die Beute ſich richten.

Der Weg geht nach Budſche ††); langſam ſchreiteſt du vorwärts, denn

*) „Bemerkungen über die Beduinen und die Wahabis," von Johann Ludwig Burckhardt. Aus dem Engliſchen.

**) Ein Stück Leder, auf den Hals des Kameels gelegt, damit der Reiter ſeine Füße darauf ſetze.

***) Eine Art Tabak, der aus der Argyle oder perſiſchen Pfeife geraucht wird.

†) Schakal.

††) Ein Brunnen bei Mazerib, zwei Tagereiſen ſüdlich von Damaskus.

Digitized by Google

du kennſt keine Furcht, und reiche Beute wirſt du einſt erlangen vom Hadſch*).

Den wandernden Räuber mußt du bekämpfen auf deinem Wege und ihn verfolgen; aber, Freund! bewache deine Kameele gut, ſonſt wird dich der Dieb in der öden Ebene umkommen laſſen.

Reiſe des Nachts lange Zeit nach Sonnenuntergang, und laß das in der Ferne blinkende Feuer nicht eher deinen Schritt beſchleunigen, als bis du das Bellen der Hunde hörſt — und die Geſänge deines Volks.

Unter den Heerden der wachſamen Hirten**) kannſt du Wadha's Bruder finden, welcher der weidenden Heerde folgt.

Sitzend auf ſeiner ſchneeweißen Stute, holt er jeden Reiter ein, und die Beute, die er macht, iſt unermeßlich.

Wer kann die Helden zählen und die Krieger, die er geſchlagen hat, deren Herzblut auf die Erde gefloſſen iſt?

Er faßt ſie in's Auge, und bei ſeinem Kriegsgeſchrei***) geht Keiner zurück, ſelbſt der Feige kämpft für ſeine Beute.

Hat nicht ſein eigener Verwandter die Schwere ſeines Armes gefühlt? Eine preiswürdigere That iſt nie erzählt worden†).

Und wenn du jetzt dem Lager dich naheſt, ſo werden Freudenlieder geſungen, laut wird das Jauchzen ſein, und viele Thiere werden geſchlachtet.

Dann kommen die Mädchen mit Zähnen ſo hell wie der Blitz, um die Thaten von Wadha's Bruder zu erfahren; reich ſind ſeine Araber††).

Sein Bart glänzt vor Tugend, die Dunkelheit der Nacht verbirgt nicht eine ſeiner Handlungen, denn er iſt frei von allem Tadel.

Ihm bring' ich meine Grüße und viele Segenswünſche dar, und in ſeine Hand lege ich meine Verſe, die ihn loben."

---

*) Die Araber rühmen ſich, daß ſie die nach Mekka ziehenden Karavanen berauben und plündern.

**) Sobald der Hirt einen Mann zu Pferde oder zu Kameel in der Ferne erblickt, meldet er dies den Arabern im Lager durch lautes Geſchrei.

***) Jeder Araber hat irgend einen Lieblingsausdruck, mit welchem er in der Schlacht ſeinen und ſeiner Freunde Muth belebt. Die Berühmten bedienen ſich meiſt ihrer eigenen Namen, um den Feind in Schrecken zu ſetzen, wie z. B.: Ich bin der Bruder des Wadha.

†) Der Scheik, an den die Verſe gerichtet ſind, ſchlug einen ſeiner Vettern mit einem Stocke, ſo daß derſelbe einige Zähne verlor, weil er ſich feige benommen hatte in einem Kampfe, welcher der Ehre des Stammes galt. Der Scheik wurde überall geprieſen, obwohl ihn der Rechtsſpruch des Kadi verurtheilen mußte.

††) Nämlich durch die Großmuth des Scheiks.

Digitized by Google

Dreizehnter Abschnitt.

Bilder aus dem asiatischen Rußland. 1. Westsibirien. — 2. Vom Jenisei nach Irkutsk. — 3. Der Baikalsee und das russische Daurien. — 4. Das Amurland.

Bilder aus dem asiatischen Rußland. *)

1. Westsibirien.

Am Ostabhange des Ural, nicht weit von der Stadt Ekaterinenburg, die durch reges Fabrikwesen sowohl, wie auch durch Anlage, Bevölkerung und Industrie im Allgemeinen sich am meisten von allen sibirischen Städten den europäischen Vorbildern anschließt; da, wo über die flacher gewölbten Parallelbergzüge die breite Heerstraße sich allmählig östlich thalwärts neigt und im Frühling zwischen den meistens europäischen Pflanzen auch hie und da eine echt asiatische Form, der Trollius Asiaticus, sich schon bemerken läßt — dort steht, umgeben von dunkler Kieferwaldung, ein einfaches Denkmal, welches die Grenze zwischen Europa und Asien bildet. Gern weiht der Reisende ihm einige Zeit der Betrachtung, er fühlt sich bewegt bei dem Gedanken, auf dem hier willkürlich gewählten Punkte zu stehen, der zwei Erdtheile trennt, einem Punkte, von dem westlich blickend er sein viel bewegtes Europa zum letzten Male sieht, wo dem wechselvollen Spiele politischer Beziehungen ausgesetzt, ein jedes Glied in beständigem Kampfe mit der Außenwelt zu ringen hat. Vor ihm im Osten liegt der Riesenrumpf, dessen Kopf, d. i. Europa, zwar in fieberhaften Phantasien befangen, der aber selbst davon wenig in seiner Hauptmasse verspürt: Asien, die Wiege der Menschheit, in seinem südlichsten und Zentraltheile jetzt ein abgelebter Greis, reich an geschichtlichen Erinnerungen, arm an Lebensfrische, in seinem nördlichen Theile einer Zukunft harrend. Dort im Süden theilweise übervölkert, theils im Konflikte mit anmaßender europäischer Eroberungssucht, theils bedrängt durch seine inneren und äußeren Zustände, seiner Zersetzung nahe; hier im Norden im Verhältnisse

*) Nach Gustav Radde's Reiseberichten und Vorlesungen.

Digitized by Google

zu der Größe dieſes Theiles zu dünn bevölkert, faſt in Allem angewieſen auf ſein Mutterland, reich begabt an vielen Orten durch die Natur, an anderen wohl ſtets der Hülfe bedürfend, langſam bis jetzt in der Entwickelung ſeiner Kräfte, aber in jüngſter Zeit in die Möglichkeit verſetzt, wenigſtens in ſeinen öſtlichſten Räumen frei und leicht in Verkehr zu treten mit der ganzen Welt.

In ſeinem Süd- und Nordtheile von mächtigen Hochgebirgszügen in der Richtung von Weſten nach Oſten durchzogen, lagern ſich in Aſien um ein ungeheures, durch einzelne Gebirgszüge getheiltes Zentralſteppenland zwei natürliche Randgebiete, deren Bewohner am Südrande zuſammengedrängt ſeit den älteſten Zeiten von geſchichtlich großer Bedeutung geweſen, während am Nordrande ſich eine meiſtens nur dünne Population erhielt, die, vielfach im Laufe der Jahrhunderte bedrängt, weithin nordwärts zerſplittert wurde. Dieſer Nordrand Zentralaſiens, in ſeinen mittleren Regionen durch den Altai und Sajan, dann durch den Kentei und das Apfelgebirge, endlich öſtlichſt durch den Stanovoi begrenzt, bildet in ſeiner Geſammtausdehnung bis zum Eismeer das Land, dem man den Namen Sibirien beigelegt hat. Flachländer, durchſtrömt von weit verzweigten fiſchreichen Syſtemen des Obſtroms, dehnen ſich, in ihren ſüdlichen Theilen von turko-tatariſchen Volksſtämmen bewohnt, bis weithin oſtwärts aus. Ihr ſchwarzer lehmiger Boden erinnert an die Steppen Südrußlands und begünſtigt wie in jenem die Kultur der Cerealien und die Zucht der Hausthiere. Aber unter dem Einfluſſe eines rauhen Kontinentalklima's wollen viele Gartenpflanzen und beſonders die Obſtbäume nicht mehr gedeihen, und je mehr wir öſtlich ziehen, um ſo ſeltener werden europäiſche Früchte zu Markte gebracht, bis wir in dem kleinen Städtchen Iſchim zum letzten Male die Dohlen wintern ſehen und hier die Tataren uns noch Aepfel zum Kaufe anbieten.

Im Frühlinge belebt dieſe Gegenden, theilweiſe als „barabinſkiſche Steppe" bekannt, eine große Menge oſteuropäiſches Waſſergeflügel, welches an den zahlreichen Seen und Pfützen vertheilt überreiche Nahrung findet, und zwiſchen den Hungerblümchen (Draba sp.), deren dottergelbe Kronen ſtrichweiſe die Steppen bedecken, bemerken wir unſcheinbare Potentillen und finden uns überraſcht durch die Identität in Fauna und Flora, welche dieſen ſibiriſchen Gegenden mit denen von Oſteuropa unter gleicher Breite eigen iſt. Im Winter deckt meiſtens eine hohe Schneelage die weit gedehnten Ebenen, in denen, ſelten zum größeren Umfang anwachſend, ſich ſporadiſch vertheilt Junghölzer der Zitterpappel und Weißbirke finden, deren Stämme verſteckt im üppigen Dornengebüſche nur hie und da anſehnliche Höhe erreichen. Zahlloſe Birkhühner und das rauhfüßige Schneehuhn leben zu dieſer Zeit hier. Die harzreichen Knoſpen der Pappeln werden zur Lieblingsſpeiſe der erſteren, und indem die dünneren Zweiglein geſchickt durch den Schnabel gezogen werden, füllt die Menge der gebrochenen Blattknoſpen ſehr bald den kropfartigen Schlund der Vögel.

Digitized by Google

Nachts, wenn von ſtarkem Winde gefaßt die lockere Schneeoberfläche fein zerſtiebt über die Barabaſteppe hinfliegt, haben die weißen Hühner ſich warm gebettet in hoher Schneelage, welche, umſtanden von abgetrockneten Wicken und Gräſern, durch dieſe eine Schutzmauer erhielt und unberührt vom Unwetter blieb Hierher wandert das blutdürſtige Hermelin, deſſen Pelz in den Ebenen an Güte und Größe gewinnend einen beträchtlichen Handelsartikel bildet und hier fünf bis ſechs Mal ſo theuer bezahlt wird, als in den öſtlicher gelegenen Gebirgsgegenden, wo es gelblich und klein bleibt. Es umſchleicht vorſichtig die Gruppe ſchlafender Schneehühner und mit wohlberechnetem Schwunge ſpringt es ſeiner Beute auf den Rücken und durchbeißt ihr die ſeitlich gelegenen Halsadern.

Entſprechend der Monoformie dieſer Länder, wie ſie ſich eben ſowohl in ihren geognoſtiſchen Fundamenten, wie auch in der von jenem mehr oder weniger abhängigen organiſchen Schöpfung nachweiſen läßt, ſehen wir hier die Lebensweiſe der Menſchen, ihre Erwerbszweige, ihre Sitten den Charakter der Gleichförmigkeit annehmen; ſogar in den Anlagen und der Bauart ihrer Wohnungen finden wir einige auszeichnende und ſehr allgemein durchgreifende Eigenthümlichkeiten; denn während im Perm'ſchen und theilweiſe auch noch im kaſan'ſchen Gouvernement ſelbſt den ſtattlichſten Wohnungen reicher Bauern faſt nie ein kleines, nur von einer Raute gebildetes Fenſter fehlt, das ein buntgefärbter, mehr als 1½ Fuß breiter Rahmen umgiebt, um äußerlich an Größe den anderen Fenſtern gleich zu kommen, und welchem als hochgeehrtem Ueberreſt lange vergangener beſſerer Zeiten eine beſondere Sorgfalt geſchenkt wird, — hat man hier dagegen überall und weiterhin öſtlich bis jenſeits Tomsk ein ſorgfältig von allen Seiten geſchloſſenes Vorhäuschen, in welchem die Treppe gelegen iſt und welches ſtets ſeitwärts den ſehr niedrigen Eingang hat.

Der Ueberfluß an Zugvieh, die Billigkeit des Futters für daſſelbe, die Günſtigkeit des Terrains, der lange für die Feldarbeit verlorene Winter, das Alles beſtimmt die Bewohner dieſer Gegenden, zu ſehr billigen Preiſen die Karawanentransporte zu beſorgen, welche chineſiſchen Thee nach Europa und europäiſche Waaren nach Sibirien bringen. Ein nicht unbedeutender Handel mit Rohhäuten und Talg wird von hier aus nach Weſten getrieben, und in dem kleinen Städtchen Kurgar werden die erſteren zum Theil ſchon zu groben Fußzeugen verarbeitet, während für Talg hier mehrere Großaufkäufer ſtationirt ſind, welche dieſe Waaren weiter weſtwärts befördern. Weſtſibirien iſt in dieſem ſeinem Theile, an den ſich ſüdwärts etwas öſtlicher die Nordverflachungen des erzführenden Altai legen, zwar in ſich ſelbſt wohlhabend, wie es ſeine großen Kirchdörfer dem Durchreiſenden ſchon anzeigen, aber es ſteht in keiner kommerziellen Beziehung zu dem Oſten. Erſt jetzt, nachdem ein Theil des Ob und ſeiner Zuflüſſe mit Transportdampfern erfolgreich befahren werden und dadurch im Sommer eine bequeme große Handelsſtraße eröffnet iſt, die nicht durch den Lehmboden der Baraba führt, erſt jetzt ſcheint ein ſchnellerer Auf-

Digitized by Google

ſchwung den angrenzenden Ländern geſichert, wie ſich ein ſolcher ſchon ſehr deutlich in der Stadt Tomsk zu erkennen giebt, die an Umfang, an kommerzieller Bedeutung und ſoliden Prachtbauten alljährlich zunimmt. Zwiſchen dieſe Gebiete und die Baikalgegenden lezt ſich ein Land eigenen Charakters — nämlich ein Goldland —, in welchem, wie in allen Goldländern, der Werth des Goldes gefallen, der der Nahrungsmittel und Handarbeit ſtrichweiſe ſehr geſtiegen iſt. Wir meinen den Oberlauf des Jeniſſei-Stromes. Hier traut der bemittelte Spekulant ſeinem Glücksſtern. Goldſucher folgen den Bach- und Flußrinnen und, mehr inſtinktmäßig als nach wiſſenſchaftlich begründeten Regeln ihre Unterſuchungen betreibend, werden ihre Mühen oftmals durch den Zufall belohnt. Hohe Arbeitspreiſe beſtimmen wenigſtens theilweiſe die bis dahin Ackerbau treibende Bevölkerung, ihrem Lebensberufe zu entſagen; ſie ſtrömt den Goldwäſchen zu und wird der Kultur des Bodens entzogen. Wer zurückbleibt bei ſeiner Scholle, dem trägt ſie jezt mehr ein, weil er die Anderen ernähren hilft; aber nach geſchloſſener Arbeitszeit, wenn der klingenden Münze in der Taſche des gutmüthigen Ruſſen die Zeit zu lang wird, nimmt ſie nicht wie der heimkehrende Familienvater den Weg in ſein Haus, wo Frau und Kind im Sommer ſich mühſelig durchhungerten und der umgränzende Acker ſich jahrelanger Brache erfreute; die Münze wandert entweder direkt oder auf dem Umwege tief eingeriſſenen Haſardſpiels in die Schenke und hilft anderen Leuten ihre brillante Exiſtenz ſichern. Und was gewann das Land durch ſeinen goldführenden Sand in geiſtiger und moraliſcher Hinſicht überhaupt? Wer von Jugend an gewöhnt war an die geſellſchaftlichen Genüſſe des Weſtens und hier ſeine Goldgruben hat, dem kann man nicht zumuthen, herauszutreten aus alten, lieb gewonnenen Verhältniſſen und ſich iſolirend in den mooſüberwucherten Thälern der Urwälder niederzulaſſen; er bleibt in ſeinem Element und geht dieſem Lande verloren. Wer aber, aufgewachſen in Verhältniſſen, die eine rein materielle Richtung charakteriſirt, nun ſelbſt den Zügel der Geſchäfte ſeiner Väter ergriff, dem giebt im allerbeſten Falle eine Reiſe zum Weſten die leichte Politur, durch welche die tiefen Schrimmen der Nichtbildung ſtets erkennbar bleiben. Bücher werden durch theure Delikateſſen, geiſtiges Leben durch ſüßen Champagner erſezt.

2. Vom Jeniſei nach Irkutsk.

Mit dem Jeniſei nimmt die Landſchaft ein merklich verändertes Aeußeres an. Wir durchreiſen, der großen und einzigen zum Oſten führenden Heerſtraße folgend, bewaldete Bergbänder, welche, dem Sajangebirge angehörend und allmählig ſich nordwärts ſenkend, das ganze Gebiet einnehmen, das zwiſchen dem öſtlichen Hauptzufluſſe des Jeniſei, nämlich der ſogenannten Angara, die ſpäter den Namen Obere Tunguska annimmt, und dem Hauptſtrome ſelbſt liegt.

Digitized by Google

Mächtige Koniferenbestände decken großentheils diese Gebiete; wo ihre Abhänge trockener und sonniger gelegen, nimmt die Weißbirke als leichter Hochwald weite Strecken ein. Jagd treibende Völkerstämme, die eigentlich dem südlicher hinstreichenden wilden Sajan angehören und mit die östlichsten der über dem Altai verbreiteten Turko-Tatarenstämme sind, schweifen nordwärts noch im Kreise von Nischne-Udinsk, während andererseits, angewiesen auf die breiten Thäler, nomadisirende Mongolenstämme etwas südöstlicher ihre äußerste Verbreitungsgrenze nach Westen hin berühren. In dem Haushalte beider spielen die amylonhaltigen Wurzeln und Zwiebeln linienartiger Gewächse hier schon eine wichtige Rolle und die lokale Häufigkeit einer oder der anderen Art solcher Pflanzen, zu denen hier vornehmlich noch das Erythronium dens canis gehört, das man östlich davon vergebens sucht, wird im Augustmonat bestimmend für die Richtung der Wanderungslinie jener Bergvölker, deren einzelne Familien mit Rennthieren und Pferden durch unwegsame Wälder langsam vordringen.

Hier, wo die europäische Kiefer mit harzreichen, oft abgetrockneten Stämmen die kolossalen Waldmassive bildet, gerathen diese im Frühling, theils durch Unvorsichtigkeit durchreisender Fuhrleute vom Hauptwege aus, theils und noch häufiger durch russische Läuflinge, die der Zwangsarbeit in Transbaikalien sich entzogen und nun westwärts ohne Weg und Steg die Wälder truppweise durchziehen, in Brand, und oftmals greift die Flamme in so verheerender Weise um sich, daß sie, wenn sie auch selten das Eigenthum der Menschen gefährdet, dennoch für eine Reihe von Jahren unauslöschliche Spuren zurückläßt.

Aber da, wo die Gleichgültigkeit oder Unvorsichtigkeit der Menschen ein solches Unheil nicht verursachte, hat die Natur im Frühlinge bald einen Theil der Reize gewonnen, die sie uns östlicher in größerem Umfange bei jedem Schritte vorwärts bietet. Hier deutet das Vorkommen mehrerer strauchartiger Spiräen, von großblumigen Päonien umstanden, den echt asiatischen Typus der Frühlingsflora an. Auf den Lichtungen, die streckenweise jene Birkenhaine durchsetzen, wirken im frischen Grasgrün die dottergelben Trolliusblumen und Pulsatillen den bunten Blumenteppich, aus dem hohe weiße Anemonen in ungeregelter Vertheilung auftauchen. Im Schatten der Weißbirke tummeln sich die Birkhühner, und der Furche des Pfluges folgend, welche die Spätsommersaat aufnehmen soll, sammeln die dauriſchen Dohlen Insekten mancherlei Art.

Ostwärts bleibt uns noch eine geringe Entfernung, um zur Hauptstadt Ostsibiriens zu gelangen. Das Thal der Angara, deren rechtes Ufer höher und waldgekrönt, breitet sich vor uns aus schon lange, bevor wir Irkutsk erreichen. Aus den Weidengebüschen, welche auf flacheren Stellen wachsen, schallt der Gesang sibirischer Nachtigallen (Sylvia Calliope) uns entgegen, und die großen Ansiedelungen Verbannter, die nun Fabrikarbeiter geworden, welche man etwa 50 Werst von der Stadt Ir-

Digitized by Google

kutsk durchführt, gewähren den erfreulichsten Anblick, indem sie voraussetzen lassen, es sei die Industrie hier in einem blühenden Zustande, was freilich bei näherem Eingehen in die Verhältnisse, unter denen sie hier schafft, sich bald als irriges Urtheil ergiebt.

Jetzt liegt Irkutsk mit seinen Kirchen, umrandet vom breiten Angaraſtrom, vor uns. Eine Anzahl unbeholfener Barken und eine noch größere der einmastigen Fischerschiffe, die zum Lachsfange den Baikal bereisen, liegen hier vor Anker, und ein Wäldchen plumper Mastbäume umsteht an einigen Stellen die Ufer des Stromes. Kryſtallklar sind die Fluthen, welche dem Baikal in diesem Gerinn entſtrömen; durch die Strudel, welche bei so starkem Gefäll überall zu bemerken, führt eine fliegende Brücke uns zum rechten Ufer.

Wenige Blicke in die sozialen Verhältnisse dieser Stadt geben bald ein richtiges Bild darüber, ob mehr die Naturverhältnisse oder mehr der bestimmende Wille des Menschen ihr die Bedeutung gegeben hat, die sie besitzt. Als administratives Hauptzentrum für das ganze ungeheure nördliche Oſtasien hat der Ort die ihm gebührende Stellung und Wichtigkeit, aber in kommerzieller Hinsicht blieb er bis jetzt nur die Hauptetape für den Handel zum Westen. Hier lagern die aus Kiachta gebrachten Theevorräthe, hier sammelt sich der größte Theil der Pelzwaaren an, um theils nach China, theils nach Nischni-Nowgorod verführt zu werden; hier endlich sind nebst vielen ehrlichen Leuten auch eine Anzahl Großkrämer ansässig, die oft en gros verlegene Waaren jeder Art im europäischen Rußland billig kaufen und damit den weiten Osten versorgen; sie klagen immer über schlechte Zeiten und wollen gern Jedem weis machen, daß ihre sogenannten Spekulationen nicht mehr als 4 bis 6 Prozent eintrügen. In anderen Ländern ist der Kaufmann von der Gunst des Publikums abhängig, und diese zu erstreben ist er eifrigst bemüht; hier ist das Publikum sehr oft in der Hand desjenigen, dem es unverschämt hohe Preise für solche Gegenstände bezahlen muß, die entweder als schadhaft aus den Fabriken abgesondert, oder sogar von diesen für den sibirischen Handel mit Beibehaltung europäischer Etikette von geringerer Qualität verfertigt wurden, als echte aber angepriesen und bezahlt werden. Es fehlt an Solidität, und diese wird nicht selten durch die impertinenteſte Frechheit ersetzt.

Goldwäscher sind auch hier in genügender Zahl vorhanden, und es ist nicht zu läugnen, daß Irkutsk ihnen mit die besten öffentlichen Privatbauten verdankt. Europäischem Luxus, der mit Gold aufgewogen wird, begegnet man nur zu häufig, aber europäischem geistigen Leben nur in wenigen Häusern, in die sich Kunst und selten auch etwas wissenschaftliches Element zurückzog. Im Allgemeinen ist das soziale Leben hier ein rein materielles, und wenn gleich die Klagen darüber, sowie über Theuerung, langweilige Besuche, Toiletten erheischende Bälle und Diners von allen Seiten hörbar, so gefällt sich hier wie anderwärts die Menge dennoch in diesem Schluder- und Schlammleben und Wenige nur sprechen

Digitized by Google

aus wirklicher Ueberzeugung dagegen. Aber dieſe im Ganzen ſchlaffe Maſſe wird elektriſch durchſtrömt, wenn das Machtwort eines energiſchen Mannes erklingt. In Irkutsk wickeln ſich die Fäden vom großen Adminiſtrationsrade ab, welche das Tſchuktſchenland in Kamtſchatka, die Mammuthlager der Lenamündung gleich ſchwer, aber doch erreichen, und von denen der dickſte und jüngſte ſüdoſtwärts ſich ziehend das Stille Meer an der Amurmündung ſeit mehreren Jahren feſtgeknüpft hat an den großen Zentralknoten.

3. Der Baikalſee und das ruſſiſche Daurien.

Von Irkutsk in ſüdlicher Richtung kommen wir entlang der Angara zum Baikalſee. Das Becken dieſes größten aller Süßwaſſerſeen der Erde, welches eine Oberfläche von 625 Quadratmeilen*) und den ungeheuren Umfang von 2000 Werſt hat, liegt 1350 Fuß über dem Meeresſpiegel eingebettet zwiſchen ſteil anſteigenden Urgebirgen. Zu ſeinem Südoſtufer treten die Gliederungen theils des Kentei- oder Apfelgebirges, theils die als Kamaragebirge bezeichnete Kette von anſcheinend geognoſtiſcher Selbſtſtändigkeit, deren höchſte Spitzen die Schneelinie erreichen. Dem nordweſtlichen Ufer entlang zieht die Baikalgebirgskette im engeren Sinne des Wortes, welcher die Quellflüſſe der Lena entſpringen und die nur in ihrer nördlichen Vertheilung, da, wo die wild zerriſſene Ritoihöhe gelegen, im Sommer Schneeklüfte zeigt. Zahlreiche Quellen ſtürzen in kurzen Schluchtenthälern dem See ihre Waſſer zu, um deſſen Spiegel die belebte Natur die Einförmigkeit des Nordens annahm. Syenite und Gneiſe ſtreben in Steilwänden oft mehrere 100 Fuß an und mächtige Konglomerate, in denen das Bindemittel ſo feſt, daß es beim Anſchlagen viel eher zertrümmert, als die Einſchlüſſe losläßt, erheben ſich aus den Fluthen 6—700 Fuß hoch zum Himmel. In dem nur ſelten ganz ruhigen Waſſer ſpiegeln ſich in geſchützter Bucht bei heiterem Nachmittagswetter die Koniferenwälder ab, während im Sommer nebelreiche Ausdünſtungen Alles bis 11 Uhr Vormittags ſehr regelmäßig umhüllen.

Stürme, die bei den Bewohnern der Ufer je nach den Lokalitäten, von denen ſie herkommen, und nicht nach den Himmelsgegenden benannt werden, durchwühlen faſt beſtändig die ſchwarzen tiefen Waſſer, welche in kurzen, kraftvollen Wellen zum geröllbedeckten Ufer auslaufen und dabei kopfgroße Steine bis zum Kamme der überſchlagenden Wogen heben. Nur wenige Tage — ſo erzählt Guſtav Radde — gab es während meiner dreimonatlichen Rundreiſe auf dieſem See, die ruhig und ſchön verſtrichen. Noch im Juli waren wir Morgens mit unſeren Mänteln aus Rehfellen faſt täglich bekleidet, und Luft und Waſſer erwieſen ſich um 9 Uhr früh meiſtens nur bis auf + 12° R. erwärmt.

So intereſſant dem Geologen dieſes Baſſin ſein mag und ſo ſehr

*) Nach G. Schweizer's Berechnung nur 585,2 Quadratmeilen.

Digitized by Google

wir geneigt ſind, trotz der durch den ſeligen Meglitzki ſinnreich entworfenen Theorie über die Bildung des Baikal in ſeiner gegenwärtigen Beſchaffenheit mit Pallas und ſeinen Nachfolgern anzunehmen, es ſei der Baikal eine auf vulkaniſchem Wege entſtandene ungeheure Spalte, ſo wenig anziehend ſind dagegen bis auf wenige Ausnahmen die organiſchen Schöpfungen ſeiner Ufer. Geiſt und Auge ermüdende Monotonie, Armuth an Arten und ungeheure Entwickelung der Individuenzahl greifen hier überall durch. Im Waſſer ſelbſt ſind es wandernde Lachsarten, die meiſtens zu Milliarden ſich zu beſtimmter Zeit an die Flußmündungen drängen, um in den Rinnen ſolcher Gewäſſer, die ſie mehrere 100 Werſt aufwärts dicht geſchaart durchwandern, zu laichen, und die jetzt durch unvernünftige Ausbeute reduzirt entweder überhaupt nur periodenweiſe erſcheinen, oder doch ſicher in ihrer Zahl ſo geſchwächt ſind, daß ſie baldigen geſetzlichen Schutzes bedürfen, wenn ſie in dem Maße erhalten werden ſollen, wie es nöthig iſt, um auch in Zukunft einen Theil Transbaikaliens, des Irkutskiſchen und Jeniſeiskiſchen Gouvernements für die Faſten mit Fiſchen zu verſorgen.

Auf dem Lande ein ausgedehntes, ſtellenweiſe ſchon ſehr entvölkertes Jagdrevier, in dem ſüdlich Mongolenſtämme die breiteren Thäler von ihren Heerden beweiden laſſen und auf der Inſel Olchon, wo ſie am wenigſten in Verkehr mit Europäern treten, ganz roh geblieben ſind und dort im Sommer ausſchließlich Ichthyophagen, d. h. Fiſcheſſer, wurden. Nördlich, wo Rennthier und Bär die weithin zuſammenhängenden Wälder bewohnen, durchzieht dieſe der ſchwächliche Tunguſenſtamm in ſeinen letzten, ſchon bedeutend reduzirten Generationen. Ehrlich, vergnügt, offenherzig, mit großem eigenthümlichen Geſchmack die dürftigen Materien formend, welche die Natur in Birkenrinde und Rennthierhäuten bietet, an die unſäglichen Mühen ſeines Waldlebens gewöhnt, ein freies Kind der freien Natur, befangen in den kindiſchen Vorurtheilen ſeiner Urahnen, die in Berg und Thal, in Baum und Stein den zürnenden Geiſt legten, welchem zur Beſchwichtigung Opfer gebracht werden müſſen, in ſeinen Bedürfniſſen auf ein Minimum zurückgeführt und mit bewunderungswürdiger Sinnesſchärfe und körperlicher Gewandtheit ſich jeden günſtigen Umſtand zu Nutze machend, — durch alles Dieſes bildet der Tunguſe den auffallendſten Gegenſatz zu den trägen Nomadenvölkern mongoliſcher Abkunft, deren tief liegendes dunkles Auge verſchloſſen wie ihr ſchweigſamer Mund bleibt, die, raffinirt und abgeſeimt, in ihrer Mehrzahl wenigſtens, auch hierdurch wie ebenſo körperlich ihre Abſtammung beurkunden.

* * *

Das Land, welches öſtlich vom Apfelgebirge gelegen in ſeinem ſüdlichſten Theile von den Quellflüſſen des Amur durchſtrömt wird und in ſeinen nördlichern aus den waldbedeckten Süd- und Südoſt-Verflachungen des hohen Scheidegebirges gleichfalls mehrere Quellbäche der Ingoda und

Digitized by Google

Schilka zuführt, war für eine lange Zeit das öſtlichſte Gebiet in dieſen Breiten, welches Rußland beſaß, und führt den Namen „Ruſſiſches Daurien". Dieſes Land, welches bis dahin nur in Beziehung zum Weſten trat und ſich ſelbſt erhaltend zwar nicht anderweitiger Hülfe bedurfte, aber nur inſofern von größerer Bedeutung für Rußland war, als in ihm die mineraliſchen Schätze des Nertſchinsker Kreiſes lagen, war gegen Oſten hin aller weiteren Kommunikation mit der Außenwelt vollkommen unzugänglich, indem an ſeinem öſtlichſten Punkte, wo Schilka und Argun ſich zum Amur-Strome vereinigen, die volkarme Mandſchurei ſich auszudehnen beginnt, welche ſeit der Albaſiner Zeit den Ruſſen verſchloſſen war. Bergbau, mit den zur Zwangsarbeit verbannten Verbrechern betrieben, trat ganz in den Vordergrund; ſowohl Ackerbau als Viehzucht blieben auf derjenigen mäßigen Entwickelungsſtufe ſtehen, die wir überall da bemerken, wo rationelles Verfahren fehlt, während von Induſtriezweigen anderer Art ſo gut wie Nichts betrieben wurde. Mit der Erwerbung der Amur-Länder, mit dem bequemeren Weg, auf welchem Oſt-Sibirien ſich nun in geregelten Verkehr mit der Außenwelt ſetzen kann, ändert ſich die Stellung Dauriens vollkommen.

Dieſes Land bildet die natürliche Baſis, auf welche alle dem Amur geltenden Unternehmungen, ſeien ſie kommerzielle oder militäriſche, ſich ſtützten und von der ſie naturgemäß auch noch für die Folge ausgehen müſſen, weil gegenwärtig die Amur-Länder noch in ſolchem Zuſtande ſind, daß ihnen nicht nur die dem Handel nöthige produzirende Kraft, ſondern auch eine, ſei es auch nur dürftige, Selbſtſtändigkeit wenigſtens an vielen Orten fehlt.

Verſetzen wir uns in das Zentrum dieſer dauro-mongoliſchen Grenzländer, zum großen Tarei-See, um einen Tag im Winter dort gemeinſchaftlich zu verleben und uns ſpezieller mit der Natur dieſer Länder bekannt zu machen!

Iſt ſchon überall in der kalten und gemäßigten Zone die Winterzeit diejenige der anſcheinenden Ruhe in der Natur und fühlen wir dann mehr und mehr das Oede, Verlaſſene und Todte in ihr, ſo wird ein ſolches Gefühl in den Steppen noch um ein Bedeutendes geſteigert. Nur in der Nähe der frei daliegenden Grenzwacht gewahren wir einiges Leben. Hier fliegen Schaaren von Sperlingen von Hof zu Hof und auf die benachbarten Felder, die ſich noch im Herbſte mit verſchiedenen ſtruppigen Salzkräutern fußhoch bedeckten, deren Samen die Spatzen eifrig ſuchen. Ab und zu zieht auch ein Rabenpaar über die Anſiedelung, ſeinen krächzenden Ruf oft wiederholend und aufmerkſam die Gehöfte nach Kehricht muſternd. Die Straße des Dorfes ſelbſt iſt menſchenleer, die Fenſter der Gebäude ſind klein und verſchloſſen. Die Hunde auf dem Hofe liegen im innerſten Winkel einer vor Wind geſchützten Ecke und die Hühner leben ſchon ſeit dem Herbſt im Zimmer unter dem Ofen. Alles ſucht Schutz gegen Kälte und Wind in der Einöde, an deren Himmel ſich die ſchweren Schneewolken mehr und mehr häufen und langſam heranziehen. Nur der Mongole, ſeit

Digitized by Google

ſeiner Geburt den rauhen Elementen ausgeſetzt, fürchtet ſie nicht; in einen langen Pelz mit weiten Aermeln gekleidet, beſteigt er ſein Pferd, ſeinen beſten Freund, mit dem er ſo ganz verbrüdert iſt, daß er ſich Menſchen ohne Pferde nicht recht vorſtellen kann. Ihm iſt die Steppe und ihr Himmel nicht fremd, er kennt in ſeinem Gebiet jeden Stein, jede Erhöhung, jeden Quell und hat ſie alle benannt; er weiß, durch langjährige Erfahrung geübt, die Witterung mit großer Genauigkeit vorauszuſagen und darnach ſchon im Voraus ſeine Maaßregeln für die Heerden zu treffen. Der heutige Tag will ihm nicht behagen, es wird ſchlechtes Wetter geben, man muß die Heerden nach Hauſe treiben, es wird bald der Wind toben und den Schnee vor ſich her peitſchen und dann iſt die Steppe furchtbar und für Menſch und Thier ein Land des Todes und Verderbens. Wie er geſagt, ſo geſchieht es.

Es ſauſt aus Nordweſt mit mächtiger Kraft der erſte Windſtoß heran, vor ſich den wenigen Schnee in feinem Geſtiebe jagend. Der Himmel bedeckt ſich mehr und mehr, nur als matte Scheibe erkennen wir die Sonne durch die ſchneeerfüllte Luft, immer ſtärker und häufiger folgen ſich die Windſtöße, bis zuletzt durch den aufgeſcheuchten Schnee alle Entfernung für das Auge ſchwindet und man nur die nächſten Umgebungen erkennt. Die Kälte iſt empfindlich, aber viel mehr noch die feinen, immer einzeln ſchwebenden Schneekryſtalle, die, vom Sturm getrieben, die Haut förmlich ſchneidend berühren. Das iſt die ſorgenvollſte Zeit für die Hirten, deren Eigenthum bei ſolchem Wetter in die größte Gefahr kommt. Eiligſt werden die Heerden gegen Wind nach Hauſe getrieben, und ein Glück iſt es, wenn ſie noch rechtzeitig in dem eingezäunten Gehöfte anlangen. Denn da die Dauer der Schneeſtürme nicht ſelten 12, aber bisweilen auch 24 bis 36 Stunden beträgt, ſo widerſteht ihnen das zahme Vieh nicht, es geht vom Beginne ſolcher Unwetter an mit dem Winde, und je ſtärker dieſer wird, um ſo raſcher bewegen ſich die Heerden, die dann Nichts mehr in ihrer Flucht aufzuhalten vermag. Beſonders ſind es die Schafe, welche dadurch leiden und bei mangelhafter Fürſorge heerdenweiſe umkommen können. In eng gedrängten Haufen, den Kopf geſenkt, traben ſie vor dem Wind her, ohne darauf zu achten, wohin dieſer ſie treibt, ſei es zu ſchneeerfüllten Klüften, ſei es im erſten Winter in die dann noch nicht gefrorenen Schlammlagen der Salzſeeufer, ſei es endlich an den Rand ſteiler Abſtürze, wo ſie fallend ihren Tod finden. Eben ſo die Pferde, die in geſtrecktem Galopp, mit gehobenem Schweif und fliegender Mähne vor dem Wetter herlaufen, ſich von einander trennen und bei anhaltender Dauer des Sturmes meiſtens einzeln umkommen.

Aber das Wetter hält an. Es neigt ſich die Sonne und immer noch wüthet der Nordwind. Die Raben fliegen zur Nachtruhe an die Sammelplätze, die Sperlinge haben Schutz unter den Dächern der Wohnungen gefunden. Die gejagten Schneewolken ziehen in gleicher Eile mit dem Wind, und nur da, wo ſie an größere Steine und beſonders an die dicht

Digitized by Google

geſtellten trockenen Blätter einer frei auf ihrem Wege ſtehenden Pflanze ſtoßen, prellen ſie zurück und häufen ſich am Fuße dieſer Hinderniſſe an. Die flachern, ebenen Stellen aber werden rein gefegt und ſo kommt es, daß nach Tage langem, freilich nur mäßigem Schneefalle dennoch die ganze Gegend nur einzelne Schneeſpuren zeigt, aber im Ganzen die herbſtliche Phyſiognomie behält. Wo bleibt der gefallene Schnee? Er begrub in engen Schluchten die Hausthiere, deren Gebeine im Frühling, wenn die Schneewaſſer abfloſſen, bleichen. Ueber dieſes Bild frei wüthender Naturkräfte und Zerſtörungen lagert ſich dunkle Nacht. Der Sturm ſauſt durch die Fugen der Holzwohnungen, er reißt die Dachdeckung herunter, er droht, die Filzjurte des Nomaden jeden Augenblick umzuwerfen. In ihr erlöſchte die letzte Gluth der dürftigen Steppenheizung. In ſeine Pelze gehüllt ſchnarcht der Mongole und die tobenden Melodien ſolcher krampfhaften Wetterkämpfe ſind das Wiegenlied des Säuglings, ſie prägen ihm ſchon frühzeitig den Begriff erzürnter Geiſter in die Seele.

Aber jetzt in dunkler Nacht, wenn kein Stern am ſchwarz bedeckten Himmel ſtrahlt, iſt die Steppe nicht ſo todt wie am Tage; die Wölfe rotten ſich zuſammen, ſie heulen, ſie wandern zu den bekannten Stellen, um zu rauben, ſie nahen ſich dem Dorfe, um ſelbſt in die Einzäunungen zu brechen und zu ſtehlen. Augenblicklich ſchlagen die wachſamen mongoliſchen Hunde an und verfolgen ihre Naturfeinde, ſie bald in die Flucht treibend. Alles wird wieder ruhig, nur das hohle Pfeifen des Sturmes läßt ſich vernehmen. Die dreiſten Räuber verſuchen auf's Neue einen zweiten und dritten Raubausfall in derſelben Nacht; endlich aber müde der vergeblichen Anſtrengungen, ziehen ſie davon und müſſen bis zum Tage warten, um ſich vom Hunger getrieben mit den kleinen Pfeifhaſen zu begnügen.

Es naht die Morgenſtunde. Wolf und Fuchs ſuchen die Schluchten, ſich in ihnen zu betten. Nach und nach ermattet der Sturm. Tröſtend zieht aus Oſten die Sonne herauf und beſtrahlt die einſamen Gebiete, ein lichtes Blau bildet den Himmel und die dünne, reine Bergluft läßt den Strahlen größere Macht. Auf das Unwetter folgt ein erquickender Wintertag.

Wie ſchon geſagt, hat das Quellland des Amur eine bedeutende Höhe über dem Meeresſpiegel. Das Onon-Thal liegt in ſeinem mittleren Theile noch 1900 bis 2200 Fuß über dem Niveau des Meeres und der niedrigſte von mir beſtimmte Punkt an der dauro-mongoliſchen Grenze, nämlich die unweit des großen Dalai-Sees gelegene Grenzwache Abagaita am Argun, erwies ſich als 1770 Fuß über dem Spiegel des Ozeans gelegen. Weſtwärts aber, an dem Oſtabhange des Apfel-Gebirges, findet die Kultur der Cerealien bei einer Höhe von circa 3600 Fuß in den Umgebungen des Koſakenpoſtens Bukakan eine natürliche unüberſteigbare Grenze, und dem Gebirgszuge nordoſtwärts folgend darf man hier eben ſo wenig auf viele Stellen rechnen, die vielleicht durch ihre Lage begünſtigt zum Getreidebau ſich eigneten, eben ſo wenig, wie man ſie oſtwärts da zu ſuchen

Digitized by Google

hat, wo Darwin von einem großen, dem 3. nächsten Gebirgszuge von Osten nach Westen laufenden weit, nämlich vom Westen Chiloes, zwischen der heutigen Provinz und der Cordillere von Chile Continentalgestaltungen und nur als Tagereise von Valdivia ist. In diesen Gebirgsplatz existiren sich auf Vulkanthätigkeit, und wiederum in den Zwischenjahren weiter Dasa- und noch Regen hat, haben wir vermeintlich von ihnen an Land sind täglich Gewitter und starke Regengüsse.

Das kleine Darwin'sche, wie bemerkt nur den Südosten von ganz Chiloes mit Ausschluß der am nördlichen Ende gelegenen Lauber, schien bestimmt nicht als bekannt gültig für die Untersuchtschaften Untersuchungen angestellten waren zu können, konnten mir vielmehr hier mit zu den vollständigsten Forschungen zu zählen sein, welche Gelb unbedingt von sorgsame Mühe nicht beseitigen können.

Schon die Gebirgsketten Chiloes, welche von Westosten bei in die Südsee sich erstrecken zu dem vorgelagerten Inseln, machen ihm zur Genüge deutlich, daß hier ein ursprünglich vorhandenes Gebirgsgebiet durch den Einbruch von der Wasser und Meeres und durch die Arbeit der Brandung, ein Missverhältniß, welches durch seinen Grund haben mag, daß man sich früher, wo Darwin seinen Namen verschwinden war, nicht eingehend mit der Südsee beschäftigt zu betrachten, weil es an leichten Mittel zu regelmäßigen Beobachtungen, wie Schalle und Zeit, fehlte.

Daß die jetzigen Bewohner Darwin'sch seinen Eigenthum einen fleißigen Ackerbau treiben, ist bei der Fruchtbarkeit des Bodens und der Leichtigkeit, ihm Werthe zu produciren einer einigermaßen rationellen Bebauung, mehr als billiger Arbeitslohn, Gewissenhaftigkeit. Ein vom reichen Besitzer Andrew Blackwell, der über 1000 Stere, 800 Stück Hornvieh und nur 4000 Schafe besitzt, waren wohnend von Dasmarinen bebauung 100 bis 150 Scheffel mit Mais angebaut, seien jetzt 6 bis 24 Stück geschlachtet. Also wurden und wieder ungeheuren, im Stande einen halben Tagen eine Heu ausgebreitet und 4 bis 6 Personen genommen Dienste und man kann sich in unsern Gott vorstellen? Die erste Frage beantwortet sich leicht und hat jemals noch leichter. Vorerst waren nämlich Schafe, und zwar zwei Mal in der Woche sich man auf dem Küchenzettel den ausgeschnittenen Rücksitz zum Trocknen aufgehängt, von Zuckerrohr wie gesagt Schweine- und Rindviehfleisch unterschieden und durchschnitt bereits. Der 3e getrockneten Fleisch und dem sogenannten Kog in verschiede gespalt und im Winter von Thieren als Nahrungsmittel verabreicht.

Weniger bemerkte Darwin Leute sich bei den Kosten sich nie gefunden, es ist Niemand, der sie Dienstung um unentgeltlich bereitet, und man sich schaut, es zu genießen. Dennoch waren solche Reputation leben durch Darwin Leute, welche sich als Arbeiter bezeichnen zu gelassen. Als Tagelöhner Knechte, wie meistens und den jahrzeitlichen übrigens Leuten zu Darwin gebracht, sind, bezahlt man in der Regel 24 p. 100 Chilenische Dollars, und Pon solcher Tagelöhner selbst hier 30 bis 35 und sogar bis 50 Chilenische

Rubel im Winter, und hieſiger Käſe, den man zum erſten Mal im Jahre 1856 von vortrefflicher Güte erhielt, wurde aus erſter Hand zu 50 Kop. und aus zweiter zu 70 bis 75 Kop. per Pud verkauft. Dieſer Käſe wurde von einem verwieſenen Polen in der Umgegend von Petrovski-Sawod fabrizirt und hatte vorzügliche Eigenſchaften, nur war ſein Hauptfehler die Jugend. Beſonders wäre die Käſefabrikation für die Gebirgsgegenden zu empfehlen; die hohe Lage derſelben und die dadurch bedingte reiche ſubalpine Vegetation giebt der Milch beſondere Vorzüge. Aber ſo oft man davon und von vielen Anderen, was einen Fortſchritt bedingt, mit den Leuten ſpricht, heißt es: „Wir verſtehen das nicht, das gehört ſich nicht für Unſereins, unſere Großväterchen lebten ſchon ſo wie wir.“ Einzelne ſehr ſeltene Ausnahmen findet man hie und da und dieſe beſtätigen die alte Wahrheit, daß Fleiß und Mühe hier eben ſo gut durch Wohlſtand und Zufriedenheit belohnt werden als irgendwo. Vielleicht daß, wenn das Bedürfniß dringender und der Vortheil ſichtbarer in Ausſicht geſtellt ſein wird, dann auch die Maſſe des Volkes jene fördernde Richtung einſchlägt, die allein zum Wohlſtande der Bevölkerung und des Landes führen kann; vielleicht daß dann alte Vorurtheile, Gewohnheiten und Trägheit ſchwinden und das Beiſpiel einzelner tüchtiger Menſchen anregend auf die Uebrigen wirkt. Bis dahin ſtimmt jeder unbefangene Beurtheiler mit in die Jeremiade ein, die der Vater der oſtſibiriſchen Reiſenden, Gmelin, ſehr kräftig zu ſingen begann, indem er auf vielen Seiten ſeiner Beſchreibung des Landes über die Faulheit und Schwelgerei ſeiner Bevölkerung klagt.

Die ſubalpine Region iſt für Daurien jetzt, und ſie wird es immer bleiben, das einzige Gebiet, in dem der Ackerbau thätig betrieben werden kann. Zwar beſtellen auch in den Hochſteppen am Nordrande der Gobi auf Befehl ihrer Vorgeſetzten die Koſaken alljährlich Felder, aber dort bleiben, wo es nicht im mittleren Onon-Thale ſelbſt geſchieht und alſo ganz lokal begünſtigt wird, die Mühen unbelohnt und die Grenzdörfer von Tſchindansk bis Zuruchaitu ſollten vernünftiger Weiſe keinen Ackerbau haben. Sie würden ihn auch gewiß nicht beſitzen, wenn eben nicht der wohlgemeinte Antrieb dazu von obenher käme, den Behörden aber iſt es wiederum ſehr verzeihlich, in dieſen Fehler zu verfallen, weil ſie das Volk, mit dem ſie es zu thun haben, als ein faules kennen, dem überall und Alles befohlen werden muß.

Woher die Bevölkerung Dauriens zum größten Theil genommen, iſt Jedermann bekannt. Es hat ſich hier, wie überall in Sibirien, aus den Repräſentanten der verſchiedenſten Völker Rußlands, die durch geſetzliche Beſtimmung hierher verwieſen wurden, theils freier als ſogenannte „Uebergeſiedelte“, theils ſtrenger beſtraft als zur Zwangsarbeit Verbannte, im Laufe der Zeit ein Volkstypus gebildet, der weniger in phyſiſcher als vielleicht in pſychiſcher Hinſicht ſich auszeichnet. Trägheit iſt eins ſeiner vornehmſten Laſter, ihr folgen andere von ſelbſt.

Digitized by Google

Dieſer Bevölkerung gegenüber ſteht der Wilde, theils dem Mongolen-Stamme, theils dem der Tunguſen in Sprache und Sitte angehörend; der erſtere meiſtens auf der Stufe des Nomaden, an einzelnen Orten bereits zu der des anſäſſigen Ackerbaues übergeführt, der letztere als Jäger und weniger leicht zum ſeßhaften Leben zu beſtimmen — beide ziemlich hoffnungsloſe Menſchen für die fernere Zukunft.

Die folgenden Szenen aus ihrem Leben mögen zur beſſeren Auffaſſung ihrer geiſtigen Entwickelungsſtufe dienen.

Wenn auf freier Steppe am ſpäten Herbſtabend das Stöhnen des kranken Buräten übertönt wird vom Trommelgelärm und Schellengeklirr des Schamanen, der mit konvulſiviſchen Zuckungen über die Kohlengluth hüpft und in raſend hinfliegender Melodie die nach ſeiner Vorſtellung ſchon abgeſchiedene Seele des Kranken, welche einſam den Bach abwärts ſchwamm, beſchwört, zurückzukehren zum lange gewohnten Wohnſitze; wenn dann in plötzlich eintretender Pauſe die bis dahin andächtig ſchweigende Menge von allen Seiten her das konfuſeſte Kukuksgeſchrei hören läßt und nun wieder ſtumm und ſteif den unverſtändlich geſchnatterten Worten des Schamanen lauſcht, bis dieſer erſchöpft hinſtürzend und ſchweigend nur noch in den tief geſchnittenen Geſichtszügen ein unwillkührliches Muskelzucken verräth und zu dieſem religiöſen Zerrbilde die Mienen der Anweſenden das andächtigſte Gepräge annehmen und Alles in Ruhe bleibt, bis die glimmende Kohle ſich nach und nach mit ſchwachen Aſchenblättchen belegt und ſo die rothen Reflexe von den Phyſiognomien allmählig verſchwinden — dann ſchlägt in kaum ſtundenweiter Entfernung von dieſem Unweſen das arme Koſakenweib gläubig ein Kreuz und gedenkt in Sehnſucht des Familienvaters, der zum Heile ſeines Vaterlandes den Amur abwärts reiſte und nun dem Oſten noch um ein Paar 1000 Werſt näher im Wald am lodernden Wachtfeuer ſitzt und heimwärts ſeine Gedanken ſendet, wo Frau und Kind und alles Geliebte ihm zurückblieben.

Oder wenn in ſchwüler Sommernacht bei beginnender Mondfinſterniß ſich furchtſam die Wilden vereinigen und ihre Hunde anhetzen, den Mond anzubellen, und ihre Gewehre laden, ihn anzuſchießen, weil nach ihrem poetiſchen Aberglauben der böſe Geiſt mit ſchwarzem wolligen Haar die Silberſcheibe zu erdrücken ſtrebt und durch den Lärm verſcheucht werden ſoll, dann liegt auf harter Pritſche der eingekerkerte Verbrecher, nachdem er ſein mühſames Tagewerk im Schacht Silber führender Erzlager vollbracht hat, und ſeine Träume führen ihn in das Land der Hoffnung, wo alle und auch ſeine Noth ein Ende hat.

Bemerke ich nun noch ſchließlich, daß in Trans-Baikalien, worunter ich, da mir Angaben über Daurien fehlen, auch das gut bevölkerte Gebiet der Selenga verſtehe, auf die geographiſche Quadratmeile nicht mehr als 24 Menſchen zu rechnen ſind, daß überhaupt im ganzen Oſt-Sibirien durchſchnittlich noch nicht 15 Menſchen auf einer gleich großen Fläche exiſtiren, daß endlich nächſt dem irkutskiſchen Gouvernement, wo je 35 Seelen

Digitized by Google

eine Quadratmeile bewohnen, Trans-Baikalien das beſtbevölkerte Gebiet in Oſt-Sibirien iſt, während im jakutskiſchen noch nicht einmal 3, im jeniſeiskiſchen 6 und in Kamtſchatka durchſchnittlich nicht einmal 1 Menſch auf die Quadratmeile kommt, ſo wird man hiermit das Populationsbild auch in ſeinen numeriſchen Verhältniſſen und Beziehungen genugſam charakteriſirt haben, und ich darf nun zur Beantwortung der mir geſtellten Fragen ſchreiten. Dieſe lautet: Das ruſſiſche Daurien iſt in Bezug auf Bergbau und Viehzucht einer bedeutenden Entwickelung fähig, in Bezug auf Ackerbau wenigſtens nicht in dem Grade, daß es jemals zum Exporthandel kommen könnte.

Das ruſſiſche Daurien aber bedarf, um ſeine entwickelungsfähigen Keime raſch zu bilden, faſt eben ſo ſehr des Impulſes von Außen her, als der Amur ſelbſt, es verlangt, ſoll es zu irgend welcher bedeutungsvollen Zukunft gelangen, einer andern Grundlage ſeiner Volkselemente, es darf nicht eine Bergbau- und Militärkolonie ſein, ſondern es muß die Geſundheit eines thätigen, ſtrebenden, freien Volkslebens haben, ohne die es der nervenſchwache Kopf eines gewaltigen Rieſen bleibt.

4. Das Amurland.

Der Amur, die vereinigten Gewäſſer der Schilka und des Argun, durchzieht in ſeinem Hauptlauf eine Strecke von nahe 3000 Werſt; er macht im Gegenſatz zu ſeinen aſiatiſchen in das Eismeer fallenden Brüdern, welche die ſumpfigen, weit ausgedehnten Ebenen des Nordens ziemlich geradlinig durchziehen, eine große Biegung, wozu ihn die weit vortretenden Südausläufer des Alpengebirges beſtimmen, und er durchſetzt den vornehmſten dieſer Ausläufer, der Bureja- oder kleines Ching-gan-Gebirge benannt wurde, gerade vor ſeiner ſüdlichſten Biegung. In ſeinem Ober- und Unterlaufe finden wir in ſo fern eine große Identität der ihn umgebenden Natur, als ſchon durch die geographiſche Lage und die Bildung des Terrains hier viele gleiche Erſcheinungen der organiſchen Schöpfung bedingt werden. In ſeinem Mittellaufe hingegen werden dieſe, wenigſtens aus ſeinem eigenen Thal, auf das Entſchiedenſte zurückgewieſen, und es tritt an die Stelle monoformer Uebereinſtimmung im Pflanzen- und Thierreich nicht nur jene vielgeſtaltige Abwechſelung der bevorzugten gemäßigten Zone, ſondern ein von zahlreichen Gliedern echt ſüdlicher Typen durchwebtes Vegetations- und Faunenbild, deſſen Erſcheinen hier um ſo unerwarteter iſt, als, wie wir bald ſehen werden, auch dieſe Gegenden noch vom arktiſchen Winter Nord-Aſiens heimgeſucht werden.

Wie an einem großen Theil der Quellflüſſe des Amur umfaſſen auch bei der Vereinigungsſtelle des Argun und der Schilka, wo ſeit langer Zeit die äußerſte unſerer Grenzwachen unter dem Namen Uſt-Strelotſchnaja Karaul exiſtirt, die Maſſen hoher Felsabſtürze beiderſeits das Ufer der Flüſſe. Es ſchaut das lichte Blau aus dem wolkenzerriſſenen Himmels-

Digitized by Google

gewölbe in die gähnende Felsschlucht und das Düster der gleichförmigen Koniferen-Waldung malt sich im schwarzen Wasserspiegel ab. Wo auf steilerer Felswand die Zapfenbäume nur dünn vertheilt stehen und ihre kriechenden Wurzeln mit viel gewundener Schlangenkrümmung oft aus der dünn gelagerten Erde hervortauchen, da wurde dem Frühjahrssturm seine Arbeit leicht, und oftmals räumte er hier so gründlich auf, daß die Windfälle dicht, meistens in Einer Richtung liegend, den steinreichen Boden bedecken.

Freier und breiter wird erst das Thal des Amur, nachdem wir uns einige 100 Werst von Ust-Strelka entfernt haben. Die Inseln, deren unbedeutende europäische Pflanzenwelt auch mächtige Rüstern zeigt, werden zahlreicher, häufiger treten flache Vorlande zum Strom und die östlichsten Verflachungen des Großen Ching-gan schwinden landeinwärts mehr und mehr, bis sie in der Gegend der unteren Dseja, etwa 900 Werst von Ust-Strelka, endlich zu unbedeutenden Hügeln sich verflachen, nur licht bedeckt mit kränkelndem Eichengehölze. Hier bemerken wir einen allmähligen Uebergang zu einer veränderten Vegetation. Es treten die in Daurien seltenen Lilienarten und Asklepien, weißblumige Päonien und Thaliktren in ganzer Kraft auf, doch mit ihnen finden wir noch weithin nach Westen vorkommende Genera, zumal in den einjährigen Gewächsen, vereinigt. Aber sobald der meistens nur mit dünner Schicht schwarzer Erde bedeckte Boden verlassen ist, welcher hier wie an den meisten Uferstrecken des ganzen Amur auf leichtem Lehmsand ruht, und wir uns den Schluchten der begünstigteren Thalgehänge nähern, so finden wir hier schon eine große Anzahl derjenigen Sträucher und Bäume, die dann bei kräftigerem Habitus fast dem ganzen übrigen Amur-Thale eigen sind und fast nur seinem eigentlichen Mündungslande fehlen. Hier wird die Rebenblüthe am heißen Junitage vom zierlichen Plusia-Schmetterling umschwirrt und die stattlichen Blumenstände einer kamtschatkischen Spiräa neigen sich unter der Last sammetflügeliger Glycypfanen-Käfer, oder es wühlen sich in die noch thaubefeuchteten Kronen feuerfarbener Lilien Holzbockarten hinein und besudeln sich mit abgestreiftem Pollen Fühlhörner und Brustschild.

Weiter stromabwärts, wo dem Amur durch die Bureja oder den Rumen von links her eine bedeutende Wassermasse zugeführt wird, treten die südlichen Formen aus Thier- und Pflanzenwelt kräftiger und häufiger auf, und schon hier beginnt, namentlich am Ufer des Stromes, ein Florentypus, wie wir ihn im russischen Reiche vergebens suchen, nämlich die Prairie. Noch ein Paar 100 Werst weiter stromabwärts, wo wir einstweilen Halt machen, haben wir den südlichst gelegenen Theil des Stromes erreicht und fassen hier in schnell folgenden Bildern die Natur seiner angrenzenden Länder auf.

Die Spuren des bengalischen Tigers kreuzen die des nordischen Vielfraßes; Leinfinken tummeln sich im Winter dort, wo ein südchinesischer Pirol aus dem schattig belaubten Vogelkirschenstrauch pfiff; ostindische

Digitized by Google

Entenarten kommen im Frühling und hochnordiſche Taucher reiſen im Spätherbſt durch. Auf denſelben Wieſen, wo im Frühling verſchiedene Colias und Vaneſſen ſich tummeln, erſcheint im Juli der große, prachtvolle Papilio Maackii, und wo um Mittag zwiſchen dickſtämmigen Eichen das weit verbreitete Aglia Tau mit pfeilſchnellem Fluge dahin ſchoß oder mit gaukelnder Bewegung große Limenitisarten im Eichenlaub ſich bald unſeren Blicken entziehen, da ſchwirrt in der Dämmerungsſtunde eine große Saturnia. Allein die Mitternachtsſtunde läßt uns erſt einen wahren, aber auch nur einen einzigen Blick in die Schmetterlings-Fauna der Tropen thun. Wenn bei gewitterſchwerem Himmel und drückend ſchwüler Luft in die flackernde Flamme, welche Nachts den Tiger verſcheuchen ſoll, von allen Seiten eine Unzahl verſchiedener Nachtfalter fallen und wir bedauern, daß ſo viel dabei verbrennt und ſo wenig gut Erhaltenes in unſere Schachteln wandelt, ſo wird plötzlich unſere Aufmerkſamkeit beſonders rege gemacht durch das faſt brummende Geräuſch, welches ein Rieſennachtfalter um uns verurſacht. Auch er, wie ſo viele ſeiner kleinen Genoſſen, fällt bald auf den Aſchenrand, welcher die Flamme umgiebt, und nur mit Mühe ziehen wir ihn von dort zu uns. Welch' ein Wunder! Es iſt das Genus Tropaea, welches in verwandter Art Oſt-Indien, Nord-Amerika und in derſelben Süd-China bewohnt und das wir hier trotz der 35° Kälte im Januar ruhig ſeine Metamorphoſe vollenden ſehen.

Die drei typiſchen Vegetationsformen am mittleren Amur, welche bald in größerer, bald in geringerer Deutlichkeit ſich überall ausgeprägt finden und die zu ſchildern ich mich jetzt bemühen werde, lernen wir am beſten bei einer gemeinſchaftlichen Exkurſion im Bureja-Gebirge kennen.

Laſſen wir Boote und Flöße, auf denen wir hierher ſchwammen, einſtweilen zurück und betreten das Ufer! Ein Rand ſchmalblätteriger Weidengebüſche iſt das erſte Hinderniß, welches zu überwinden iſt, um dann ein meiſtens 2 Faden hohes, ſteiles Ufer zu erklettern. Die Uferweiden treten überall da auf, wo, ſei es auch nur eine ſehr geringe Schicht, angeſchwemmter Boden ſich findet. Wo dieſe Schicht bedeutender iſt und nur ſelten bei ſteigendem Waſſer überſchwemmt wird, wuchern die Weiden in unglaublicher Dichtigkeit und Stärke, ſo daß man an vielen Stellen der Inſeln ſich beſcheiden muß, einen Weg zu ſuchen, welchen Hirſche, Bären oder Eber ſchon lange gebahnt und als Pfad zur Tränke benutzt haben. Der leichte Sandboden, dem die lebenszähen Weiden entſproſſen, iſt meiſt kahl, und Stille herrſcht in ihrem zarten, aber doch dichten Laub, es ſei denn, daß gegen Abend eine Familie Haſelhühner ſich hier verbarg, um nach dem letzten Trunke bei untergehender Sonne ſich dem ſpähenden Auge räuberiſcher Falken oder ſpäter dem der leiſe fliegenden Ural-Eule zu entziehen. Geſcheucht durch unſere Tritte fliegt die Bande auf und bald hören wir das leiſe, lang gezogene Pfeifen des Männchens, welches die zerſtreute Familie wieder um ſich verſammeln will.

Einige zufällige Abſtufungen des ſteilen Ufers oder ein Paar hervor-

Digitized by Google

ragende Weidenwurzeln benutzend, haben wir nun die Höhe erreicht und befinden uns auf einer jener Uferebenen, die durch hohen, fast überall von Schlingpflanzen durchwebten Graswuchs sich auszeichnen. Vorsicht muß hier unser Losungswort sein; dann unter dem Alles versteckenden Pflanzenwuchs dieser Ebene liegen alte, todte Baumstämme, meistens bei hohem Wasser hier abgesetzt, deren harte, aufrecht stehende Wurzelenden uns gefährlich werden können. Auch dürfte es nicht ganz unwahrscheinlich sein, während unseres etwas mühsamen Spazierganges plötzlich auf einen Tiger oder Bären zu stoßen, deren guter Laune und befriedigtem Hunger wir es überlassen müssen, uns gnädigst zu verschonen. Darum nehmen wir vor Allen den treuen, klugen ostsibirischen Jagdhund mit, der, ohne jemals eine andere als die Hungerdressur zu erhalten, uns hier viel nützlicher ist, als seine gelehrten europäischen Kollegen.

Die Flora dieser Ebenen, welche sich erst an der Bureja so kräftig zeigt und dann besonders vom Ostende des nach diesem Flusse benannten Gebirges bis zum Ussuri überall die Uferflächen bedeckt, verräth gewissermaßen die Einförmigkeit einer Steppenvegetation. Denn den besonders unterhalb des Bureja-Gebirges auftretenden hohen Gräsern schließen sich nur stellenweise und immer die Nähe des Stromufers suchend mannshoher Wermuth und die 6 bis 9 Fuß hohen Dolden an. Hier auch nur finden wir die Schlingpflanzen und nicht selten Gebüsche von einer weidenblätterigen Spiräa, während tiefer landeinwärts die Gräser viel reiner und in so dichtem Wuchse vorkommen, daß sie sich legend und im Herbst vertrocknend oft eine mehr als fußdicke Schneeschicht tragen können.

Wandern wir weiter. — Die Kühle eines schattigen Thales suchend bahnte der Bär, dessen Spur wir folgen, sich einen Weg dorthin. Kleine Gruppen dünner Zitterpappeln, die, durch den Frühlingsbrand der Ebene getödtet, hier in sehr dichter Unordnung stehen, umging unser Führer, aber sehr bald erwartet ihn und uns das dichte Unterholz lebender Gesträuche. Zunächst sind es die pyramidenartig aufschießenden Ginnala-Gebüsche, d. i. eine Ahornart, deren gerade Wurzeltriebe, durch das zierliche Laub nur mäßig verdeckt, uns auffallen. Die Blüthen dieser Ahornart, sowie die weißblumigen Dolden des naheſtehenden, weit in die Breite gedehnten Schneeballens sind die Lieblingsaufenthaltsorte vieler Insekten. Hier brennt die Sonne noch ganz unerträglich; aus ihren Schlupflöchern in der nahe stehenden Ulme haben smaragdgrüne Lampra-Käfer sich an's Tageslicht begeben und erfreuen sich der sengenden Strahlen, die die feinrissige Rinde treffen. Ein Chor grüner Heuschrecken singt die Musik, denn verborgen im Neste, das unter dichtem Rebenlaube gebaut, ruht jetzt die Grasmückenart, die, so lange der Thautropfen noch auf dem fünftheiligen Panax-Blatte lag, aus dem Gipfel der dunkelgrünen Maackia ihr Lied schmetterte. An solchen Orten, deren Humusschicht viel bedeutender als die der Uferebenen ist, begegnen wir bei jedem Schritt anderen Gewächsen, und die Vielseitigkeit ihrer Flora wird zu ihrem bezeichnenden Charakter.

Digitized by Google

Die letzten Gebüsche 6 Fuß hoher Haselnußbestände schlagen hinter uns zusammen und vor uns erschließt sich eine neue Pflanzenwelt, deren dunkles Grün und saftstrotzende Blätter uns schon beweisen, daß hier das Element alles organischen Lebens, das Wasser, im Ueberflusse vorhanden. Ein Laubdach, in seiner Dichtigkeit sehr verschieden, je nachdem es die großblätterige Mandschurische Linde oder das Fiederblatt der Esche und des Amur'schen Korkbaumes bildete, läßt das Himmelsblau nur selten auf uns herabblicken, aber am Boden begrüßen wir in 2 bis 4 Fuß hohen Farnwedeln eine der typischen Pflanzenformen dieser Thäler. Nicht überall ist die schwarze Lauberde hier durch Kräuter vollständig verdeckt. Unscheinbare Moschusblümchen oder an feuchten Orten eine blaß blühende Cardamine und Veilchen bemerken wir neben einer niedrigen, großblumigen Chelidonienart, und nur gruppenweise werden hohe Nesseln und kleine Anemonen gesehen.

Hier sind nicht die prunkenden Blumen, wie sie die sonnigen Abhänge und die Ebenen so oft zeigen; die weiße Farbe herrscht im Schatten vor, aber sie wird im Halbdunkel der schattigsten Orte, am blüthenbeladenen Philadelphus-Strauche von angenehmster Wirkung.

Ist auch der Fuß ein wenig freier als in den Prairien der Ebene, so bleibt das Auge doch wie dort auf seine allernächste Umgebung angewiesen. Die umfangreichen Unterhölzer, deren Blatt meistens groß und breit ist, verbieten jeden Fernblick. Zum Ufer des Baches gekommen, wo beständig vom kalten Wasser benetzt die Chrysosplenien fast krankhaft wuchern, sehen wir neben der nordischen Eller den Mandschurischen Wallnußbaum, und Johannisbeergebüsche mit kriechenden Aesten sind die Nachbarn einer schönen Berberitzenart. Die Panax-Sträucher, denen wir im unteren Theile des Thales noch häufig begegneten, werden nun bei unserem Vordringen zu den Bachquellen seltener und endlich durch eine andere, ihr verwandte Art ersetzt, die, bewaffnet mit Tausenden spitziger Stacheln, jede unvorsichtige Berührung straft, — es ist Hedera senticosa.

Der dritte Vegetationstypus, den wir am mittleren Amur finden, erinnert uns an den Norden. Er gehört allen Höhen der größeren Thäler an und eben so finden wir ihn im Inneren des Bureja-Gebirges. Er wird durch das Vorwalten der Zapfenbäume charakterisirt. Zwischen ihm und den vorhin geschilderten reinen Laubholzbeständen liegt eine Mischform beider, die nur da an Eigenthümlichkeit gewinnt, wo auf sanfteren Gebirgshöhen die Eiche dominirend wird und sich zu ihr auf der Nordseite nach und nach einzelne Zapfenbäume gesellen. Versuchen wir auch diesen Florentypus mit wenigen Zügen flüchtig zu zeichnen! Den Boden decken trockene Nadeln und geben ihm eine besondere Glätte; nur hie und da bemerken wir andere Arten Farnkräuter als in den Laubholzbeständen. Oft wurde der Boden von Wildschweinen durchwühlt, welche die Zirbelkiefernwälder am liebsten zu ihrem Aufenthalt wählen. Je weiter wir hier

Digitized by Google

vorherigen, um so früher wird der Mais, um so beschleunigter die einzelnen Stämme, um so größere Stolle und stärkere Kolben werden sich nun sind.

Zwischen zwei Stämmen werden die Furchen-Linien mit Erde eingeworfen, dann von Stellort zu Stellort, um Unkraut hinaus. Die zum Behufe der Pflanzung mit Erde aufgeschüttete Reihe zum Stamme war, im Allgemeinen aber bleibt das Land eben und es ist nur wenig über das Niveau des Stammes erhoben. Wasserabzugsrinnen werden überflüssig. Da den Stämmen oft reichen liegenden Düngerzugängen und großen Stämmen können wir unsern alt-europäischen Pflanzerlern eine wahrhaftmäßige Gemüse-Landschaft um unsere kleine Stamm- und Maisbergel.

Das Stammzuglinien des Mais war einmal, sie haben früher gelegt, und zwischen Stammen und Stammen Bohnen, so es möglich ist, ganz so wie sie unter eigentlichen Kräuter, manuster auch transt-spanische, aber bürgerlichen Formen, als Gemüse und Zwischenfrüchte, welche in Landschaft über botanische Pflanzgemeine verbandt, haben hier gängig. Einige Gemüse, welche unter Mais- und Bohnenstämmen, besonders, haben sich in dem sumpfigen Boden, über welchen Tiefwasser ein haben gängigsten Gemüse liegen, und mürrisch durchgeht vom Meere der ein Gemüse sich in dem Gemüsebeete, und so ist es hier Regel gewesen, daß Krautkaiser Reihen umgeben.

Gehören wir heute mit der vielen sanguinischen Akkorde entsprechenden Gemüsebau, theils auch nun gaun im Mittmangebiete mit den Gemüsen, die Gemüsebau-Gesellschaft aus einem vermannten amerikanischen Land mit liegen wir nun die wenigen Gemüse, die theils in früheren Zeiten und Provinzen, theils später in Gemüsebeete zur Begrünung aus dem Meere kamen aus in einem Überlauf über in der liegen Gebiete von wenigen Jahrhunderte seien sind gebracht haben; einzelnen nur einmal, wie in der Nähe der Tiefe-Wärmung gedeihen, sind trockliche Feldertümern und dessen Früchten, manschlichen und wenigstens Gemüsen lange haben eigentlich mit in jenen gemeinsamen Gemüsebau Raum liegen, wo ein Wasserwort vorhanden ist, haben wir damit das Gute von Meere, was es ehemen und auch in jüngster Zeit so gut wie in unseren Tagen Gemüse-Wallonen darbieten, seinen jetzigen Zweck gemeinsam verwirklichtigt.

Warme, sehr trockne Sommer, aber nur ausnahmsweise sibirische Wärme, die große Kälte bringen, eine ganz lange Feldjahrsperiode und ein lange anhaltende Herbst sind für den Mais Einmal der Mauer darbieten erfolgt. Die Sommer von 1857 war im Ganzen genommen viel rechter als der von folgenden Jahren, hatte aber seinen normale Ende September mit dem 1. Oktober Tage lange seine Wagen, während der Herbst von 1858 sich durch Kraftheit auszeichnet. Weil Mitte Juni waren die Gemüse Stämme schon so weit gediehen, daß Gemüse aus in ganzen Juli im Gemüse sich allgemein.

Es liegen die Erscheinungen der Tiefer- und Pflanzgemeine am mittleren Meere vorzüglich anschaulich im topographischen Übersichtsplan an den

klimatiſchen Zuſtänden dieſer Landſtriche. Was wir bis jetzt über die Verbreitung von Thier- und Pflanzenformen, inſofern beide vom Klima abhängen, wiſſen, läßt ſich nicht an die Beiſpiele reihen, die dem Beobachter ſich hier in großer Anzahl bieten. Nord-Amerika wird ſich hierin vielleicht noch am erſten an Oſt-Aſien anſchließen.

Daß die Beſitznahme des Amur nur mit militäriſchen Kräften vollzogen wurde und es ſo ſein mußte, iſt Jedermann bekannt und verſtändlich und die Aneignung des großen Amur-Landes iſt eine ganz friedlich militäriſche geweſen. Friedlich, weil die politiſche Stellung China's bedrängt war, weil in ſeinem eigenen Schooße Parteikämpfe wütheten und die im Mündungsland unabhängigen Amur-Wilden einer europäiſch organiſirten Macht den Einzug in ihr Gebiet nicht verwehren können; friedlich auch, obgleich von Seiten China's durch eine Menge bekannter Formalitäten wenigſtens dem Anſcheine nach erſchwert, weil ſich das Himmliſche Reich ſtets bewußt war, es müſſe ihm der Amur über kurz oder lang genommen werden. Denn ſonſt wäre es ſchwer begreiflich, weshalb ſeine dichte Bevölkerung ſich nicht nordwärts ziehend die üppigſten Gefilde der öſtlichen Mandſchurei zu ihren Wohnſitzen wählte und gerade den Theil des Landes ſchon frühzeitig zu kultiviren begann, auf welchen wir am meiſten hoffen. Denn die Gegenden von unterhalb Aigunt an bis zum Uſſuri waren noch vor einigen Jahren ſo ſchwach von Tunguſen bewohnt, daß man z. B. ihrer im Bureja-Gebirge 12 oder 15 Familien fand und von dieſem Gebirge oſtwärts bis zum Sungari, alſo über 200 Werſt weit, Niemand beſtändig lebte.

Militäriſch aber mußte nicht nur die Acquiſition des Amur-Landes, ſondern auch ſeine ſogenannte bisherige Koloniſation geſchehen, weil man, um Daurien nicht in ſeinen dem Ackerbau zugewandten Kräften ſehr fühlbar zu ſchwächen, dieſe ihm nicht entziehen konnte und der Koſak die ſchwierigen Aufgaben gleichzeitig übernehmen mußte, vorſchreitend ſeinen Platz zu behaupten, ſeinen neuen Wohnſitz zu kultiviren und in einem Zeitraum von 2 Jahren, der ihm inſofern erleichtert wurde, als er während deſſelben ernährt wurde, ſo weit gekommen zu ſein, um die ihm obliegenden Dienſtpflichten zu erfüllen und ſeine Exiſtenz ſelbſt zu ſichern.

Welcher Art die Befähigung und noch mehr, welches die Stufe der Ziviliſation dieſer Menſchen in Oſt-Sibirien aber ſei, das haben wir einigermaßen bei der Schilderung dauriſcher Verhältniſſe im Allgemeinen ſchon erfahren, und ohne ſo ſpeziell in die Entwickelungsgeſchichte des Amur-Landes eingehen zu wollen, wie es andere Autoren trefflich thaten, bemerke ich nur, daß eine jede Militärkoloniſation, wie ſie auch geleitet werde, als eine gezwungene, unfreie nicht geeignet ſein kann, den erwünſchten Aufſchwung eines menſchenleeren Rieſenlandes zu bewirken, daß ſie langſam und im Laufe vieler Jahre ſich eine gewiſſe Kraft mit Mühe zu erringen vermag, aber nicht die Baſis werden kann, auf der ſich ſchnell folgend die Bauſteine zu dem ſtattlichen Weltgebäude thürmen ſollen, welches

Digitized by Google

von Osten her in die handelsgierige Insel- und Kontinentalwelt des Großen Ozeans schaut.

Der Amur kränkelt in seiner Jugend. Er ist vielleicht noch nicht das letzte naturwüchsige, kräftige Kind einer starken Mutter, er hat trotz seiner etwas schwachen Füße und trotz seines steifen Nackens doch alle Anlagen eines gesunden Organismus, aber der Mutter, die viele Kinder besitzt, fehlt die nährende Milch. Man muß ihm eine gesunde, starke Amme geben, wenn der Knabe zweckmäßig heranwachsen soll, wenn er als Jüngling nicht die zerlumpte Jacke des dürftigen Hirten, nicht das Lederwamms des Jägers tragen soll, sondern den anständigen Rock des Börsenmannes, der die materiellen Interessen Tausender in seiner Hand hält. Man muß ihm jetzt bald die Amme geben, wenn er nicht als ungeschlachter Junge blöden Auges in die ihm bedeutungslose Welt schauen, sondern im vorgerückten Mannesalter eine Stütze seiner Mutter werden soll. Aber woher die Amme, d. h. woher die freiwilligen fremden Ansiedler nehmen, welche allein dem Amur-Lande die erforderliche Kraft geben können?

Nimm das deutsche Element, welches dir sonst schon nützlich und vielleicht unentbehrlich ist, auch für den fernsten Osten und vertraue ihm ohne Scheu den Säugling an, dann wird er dir gedeihen zum kräftigen Sohne.

Jetzt quält sich noch, in der Periode seiner ersten Entwickelung begriffen, das Amur-Land ab, allein die einzige Thatsache, daß wir es hier mit einem wesentlichen Fortschritt für das ost-asiatisch-russische Gebiet zu thun haben, verpflichtet schon zur Anerkennung desselben. Die Zeit wird auch über den Amur das richtigste Urtheil fällen. Seinem mittleren Lauf ist eine bedeutende Entwickelungsfähigkeit nicht abzusprechen, und wenn schon sein Mündungsland wohl stets wird ernährt werden müssen, sowie auch sein Oberlauf mehr den Charakter eines der Kultur schwer zugänglichen Gebirgslandes als den der hoch begünstigten Ebenen seines Mittellaufes aufzuweisen hat, so bleibt seine Mündung doch wichtig, nicht nur um dem politischen Uebergewichte Rußlands im fernsten Osten als Schemel zu dienen, sondern um einstens, wenn ein blühendes Land an die Stelle der jetzt leeren Gefilde getreten sein wird und der Amur-Handel es wagen darf, sich einen Welthandel zu nennen, durch freie Spekulation, fortschreitende Bildung und der Menschheit gehörende Kunst und Wissenschaft von selbst den Reigen zu schließen, der die Menschen der entferntesten Länder friedlich mit einander verknüpft und sie begreifen lehrt, wie dem einengenden politischen Zwange weit überlegen ihr gemeinsames Streben der ganzen Art und nicht einem Theil derselben oder gar dem egoistischen Einzelwesen gehöre.

Wir wenden uns von diesen Hoffnungen zurück in die nüchterne Wirklichkeit. Auf jenen Prairien steht der ermüdete Uebergesiedelte neben seinem geschwächten Gaul. Er selbst ist ermüdet, weil er von Anfang an nicht mit Lust an seine Aufgabe ging, weil er, als blindes Werkzeug be-

Digitized by Google

handelt, den Befehl ſeines Offiziers zu vollziehen hat. Er hat Familie und auch ihm, ſo wenig gebildet er immerhin ſein mag, gehören die Kleinodien der Menſchheit, ſeine Sorge als Vater, ſeine Liebe als Gatte bleiben ihm immer, wohin ihn das Schickſal auch ſchleudern mag. Sein Gaul iſt es, weil man ihn auf einem Floß plazirte, wo er bisweilen bis zum Feſſelgelenk im Waſſer ſtehen mußte, weil er, den freien Hochſteppen entriſſen, wo Salz und Elymus-Futter ihm lieb geworden und keine Bremſe ihn biß, jetzt in ein mehr oder weniger enges Stromthal kam, welches, der Kultur bis dahin ſo gut wie ganz verſchloſſen, ſo überaus reich an plagenden Inſekten iſt, daß Pferd und Menſch in gewiſſen Jahreszeiten auf das Empfindlichſte von ihnen beläſtigt werden.

So hinkt der Koloniſt über ſein neues oſt-aſiatiſches Feld. Rußland ſelbſt kann dem Amur keine ſolche Bevölkerung geben, die in der Zahl dem ungeheueren Flächenraum angemeſſen wäre, es hat viel näher gelegene Gebiete, die noch ſehr der Kultur und Menſchen bedürfen, aber Rußland kann durch Verleihung gewiſſer Vorrechte, wie es ſolches auch bei anderen Gelegenheiten gethan, die Aufmerkſamkeit anderer Völker erregen, und freilich, da die in Rede ſtehenden Länder die entfernteſten, ihm ſelber nur wenig und der Außenwelt noch weniger bekannt ſind, muß es große Vorrechte ertheilen, wenn ein freiwilliges Hinſtrömen von Arbeitskräften zum Amur erzielt werden ſoll. Ohne ſolche Vorrechte, zu denen wir anderen vornehmlich den erblichen Beſitz des einmal gekauften Landes rechnen, welcher in Sibirien nicht üblich, wird Niemand ſeinen Leib und ſein Leben wagen, um zeitweiſe und ohne ſichere Ausſicht für die Zukunft in ein Land zu ziehen, dem gegenwärtig noch Alles fehlt außer einem entwickelungsfähigen Boden.

Spekulationen in größerem Umfang aber müſſen auf eine ſpätere Zeit verwieſen bleiben. Oſt-Sibirien braucht in ſeinem jetzigen Zuſtande zu wenig und ſchafft ſelbſt noch weniger, als daß ein Export- und Import-Handel von großer Bedeutung möglich wäre. Es muß, wenn ihm von anderswoher das Wenige, deſſen er bedarf, gebracht wird, natürlich dem bis jetzt von ſeinem Mutterland Erhaltenen entſagen und wird größtentheils mit baarem Gelde, wie es auch jetzt geſchieht, bezahlen müſſen, was es vom Amur-Ufer kauft.

Erſt ſei man darauf bedacht, nachdem der Koſak ſein mühſames Werk vollbracht hat, die Amur-Länder mit einer frei für ſich aufblühenden Bevölkerung zu verſorgen, und dann werden die Pläne realiſirt werden können, die jetzt als unbeſtimmte Hoffnung immerhin erlaubt, als bereits in die Wirklichkeit getreten gedacht aber unzuläſſig ſind. Ob aber die Anſtrengungen, welche Rußland in einer allgemein bedrängten Zeit ſeiner neuen Akquiſition wegen zu machen hat, nicht zu groß ſein müſſen, um dem Amur die Stellung zu geben, die er einnehmen könnte und ſollte, — das iſt die große Frage, welche geſchickte Staatsökonomen, nicht einfache Natur- und Menſchenbeobachter, zu beantworten haben.

Digitized by Google

Wir bleiben unſerer Anſchauung der dortigen Zuſtände treu, wenn wir behaupten, daß bis jetzt Nichts als ein bildungsfähiger Stoff gewonnen iſt und daß es von den Meiſtern allein abhängen wird, wie ſie dieſen zu formen verſtehen. Man will mit Sturmeseile Erfolge erzielen oder, wenn ſie ausbleiben, es dem Weſten wenigſtens ſo darſtellen, als ob ſie vorhanden, und man vergißt die Grundidee, welche wir bei dem Ausgangspunkt unſerer Mittheilungen über den Amur äußerten, man vergißt, daß jeder Aufſchwung und jede Bewegung auf dem Kontinent langſam vor ſich geht und außergewöhnlicher Erregungsmittel bedarf. Wir haben das Waſſer, aber die Folge erſt kann lehren, ob wir auch den Geiſt haben, der mit und bei dem Waſſer ſein muß.

Digitized by Google

Vierzehnter Abschnitt.

I. Aus dem Mongolenlande und Tibet.

1. Die Hochebene. — 2. Der Mongole. — 3. Einkehr in einem Mongolenzelte. — 4. Om ma ni pat-me hum, das buddhistische Gebet.

II. China.

1. Ein Aufenthalt in Peking — 2. Ein chinesisches Gastmahl. — 3. Die chinesische Kultur. — 4. Chinesische Kulturbilder. Die Chinesen als Handelsvolk. Pauperismus und Kindermord in China. Eine chinesische Heerschau. Komplimente. Wider die Natur. Der Reisbau. Der Theebau. — 5. Hochachtung der Chinesen vor dem Ackerbau und der Seidenkultur. — 6. Das Opium.

III. Japan.

1. Das Inselreich Japan. (Eine Federzeichnung.) — 2. Wanderskizzen auf einer Fahrt von New-York nach China und Japan.

I. Aus dem Mongolenlande und Tibet. *)

1. Die Hochebene.

Die Mongolei bietet im Allgemeinen einen traurigen und wilden Anblick dar, und vergeblich schaut das Auge nach einem Wechsel in der Landschaft aus. Die Einförmigkeit der Steppe wird nur unterbrochen durch Schluchten, tiefe Erdspalten oder unfruchtbare Felsenhügel. Gegen Norden hin, im Lande der Khalkas, ist die Natur schon belebter; die Berge sind mit Hochwald bestanden und die Wiesengründe von Flüssen und Bächen durchzogen; aber im Winter ist alles Land weit und breit mit einer Schneedecke belegt. In der Nähe der Großen Mauer schleicht die chinesische Zivilisation wie die Schlange in der Wüste; dort erheben sich Städte, im „Graslande" **) gewinnt man schon Ernten, und der Hirt muß nach Norden hin zurückweichen. Der größte Theil der Mongolei besteht aus san-

*) Wanderungen durch die Mongolei nach Tibet von Huc und Gabet. In deutscher Bearbeitung von K. Andree. (Leipzig 1855.)

**) So nennt man in China die mongolische Steppe.

Digitized by Google

digen, vollkommen baumlosen Ebenen, kaum gedeiht auch nur spärlich kurzes, sprödes Gras; dazu gesellen sich dornige Kriechpflanzen, hin und wieder einige Strecken von magerem Haidekraut: dies ist der Pflanzenwuchs der wasserarmen Gobi. In weiten Abständen findet man Brunnen, zum Gebrauch der Karawanen gegraben. Die Mongolei hat nur zwei Jahreszeiten, nämlich neun Monate Winter und drei Monate Sommer. Manchmal wird die Hitze übermäßig, namentlich auf den Sandsteppen, doch hält sie nur einige Tage an. Die Nächte sind fast immer kalt. In jenen Landstrichen, wo die Chinesen Ackerbau treiben, fallen fast sämmtliche Arbeiten in den Zeitraum von etwa hundert Tagen. Der Boden wird, nachdem er einigermaßen aufgethauet ist, in aller Eile umgepflügt und sogleich besäet; Alles wächst ungemein rasch, und gleich nach der Ernte tritt der scharfe Winter ein.

Die ungemein strenge Kälte rührt hauptsächlich von drei Ursachen her: von der hohen Lage des Landes, dem mit Salpeter geschwängerten Boden und der Abwesenheit all' und jeden Ackerbaues mit Ausnahme der kleinen Strecken, welche die Chinesen unter den Pflug gebracht haben. In diesen letzteren ist die Temperatur merklich milder geworden, die Wärme nimmt zu, je weiter der Anbau vorrückt, und einige Getreidearten, welche anfangs der Kälte wegen nicht gedeihen wollten, geben schon jetzt guten Ertrag.

In der weiten Einöde schwärmen viele wilde Thiere umher: Hasen, Fasanen, Adler, „gelbe Ziegen", d. h. Antilopen, „graue Eichhörnchen" — wohl ein Erdhase, wie jener in den russischen Steppen oder wie Arctomys ludoviciana, der sogenannte Prairiehund in Nordamerika —; Füchse und Wölfe sind ungemein häufig. Es ist bemerkenswerth, daß die Wölfe in der Mongolei lieber Menschen als Thiere angreifen; sie laufen nicht selten um Schafheerden herum, lassen dieselben in Ruhe und suchen Gelegenheit, um über den Hirten herzufallen. In der Nähe der Großen Mauer brechen sie manchmal in die chinesisch-mongolischen Dörfer ein, lassen das Vieh unangetastet und dringen in die Wohnungen, um Menschen zu zerreißen; sie packen ihre Opfer allemal am Halse. — Ferner hat die Mongolei Hirsche, wilde Böcke, Dschiggetaïs, Yaks, braune und schwarze Bären, Luchse, Unzen und Tiger. Die Mongolen reisen stets wohlbewaffnet mit Bogen, Lanze und Flinte.

2. Der Mongole.

Der Mongole hat ein plattes Gesicht, vorstehende Backenknochen, kurzes, zurücktretendes Kinn, eine nach hinten zurücktretende Stirn, kleine, schräg geschlitzte, gelbliche Augen, schwarzes, straffes Haar, dünnen, spär-

Digitized by Google

lichen Bart, dunkelbräunliche, außerordentlich grobe Haut. Sein Wuchs iſt von mittlerer Größe. Er trägt hohe Lederſtiefeln, einen weiten Schafpelz, und ſieht daher kleiner aus, als er wirklich iſt. Sein Gang iſt langſam und ſchwerfällig (durch das von Jugend auf geübte Sitzen zu Pferde haben ſie ſogenannte Säbelbeine bekommen, deren Form nun ſtehend geworden iſt); ſeine Sprache iſt hart, ſcharf und mit abſcheulichen Aspirationen überhäuft. Im Gegenſatz zu dieſer äußerlich unvortheilhaften Erſcheinung hat der Mongole einen milden, äußerſt gutmüthigen Charakter; äußerſte Fröhlichkeit wechſeln bei ihm mit tiefem Trübſinn. Im gewöhnlichen Verkehr hat er etwas Schüchternes (vom ſchlauen Chineſen wird er oft genug betrogen und ausgebeutet); aber er iſt heftig, ſtürmiſch und muthig, ſobald Fanatismus oder Rachſucht ihn in Wallung bringen. Er iſt unbefangen und leichtgläubig, wie ein Kind, und liebt deshalb auch leidenſchaftlich Erzählungen, Sagen und Mährchen.

Im Nordweſten vermiſchen ſich die Mongolen vielfach mit Muſelmanen und im Süden mit den Si-fan oder Oſt-Tibetanern. Das zahlreichſte Mongolenvolk ſind die Khalkas, welche den ganzen Norden der großen Region inne haben. An Berühmtheit und Wohlſtand ſtehen ſie oben an. Ihr Gebiet erſtreckt ſich von Weſten nach Oſten 500 Stunden weit, und von Norden nach Süden 200 Stunden. Es zerfällt in vier große Provinzen (deren jede unter einem beſonderen Herrſcher ſteht) mit 84 Bannern (chineſiſch „Ky", mongoliſch „Boſchkhon"), wovon jedes wieder ſeinen beſonderen Fürſten hat. Der Oberherr über Alle iſt der Guiſon Tamba — ein Oberlama, der lebendige Buddha*) aller Khalkas-Mongolen.

Die ſüdlichen Mongolen haben keinen gemeinſchaftlichen Namen, werden vielmehr nach den einzelnen Fürſtenthümern benannt, deren Zahl 25 iſt. Die bedeutendſten ſind die Ortus. Durch die Nachbarſchaft der Chineſen ſind ſie in mancher Hinſicht verfeinert worden.

Im Südweſten finden wir die Mongolen von Kuku-Noor, d. h. vom Blauen See (chineſiſch Tſing-hai). Auf den Landkarten wird ihr Gebiet zu groß angegeben, denn es begreift nur das Land, welches den See umgiebt. Ihre Stämme ſind ſchon vielfach mit Si-fams vermiſcht.

Im Nordweſten hauſen die Torgot-Tartaren, die vormals in der Gegend von Karakorum lebten, das zu Dſchingis-Khans Zeiten Hauptſtadt des Reiches war. In Sprache, Tracht und Sitten unterſcheiden ſie ſich durchaus nicht von den übrigen Mongolen.

In der Mongolei bilden ſämmtliche Familien, welche mit dem Herrſcher verwandt ſind, den Adel, wenn man ſo ſagen darf: die Patrizierkaſte. Dieſem Adel gehört aller Grund und Boden. Die Edelleute, „Taitſi",

*) Buddha, der menſchgewordene Gott, wandert von einem Oberprieſter in den anderen, ſo daß er nie ausſtirbt. Es giebt eine ziemlich große Anzahl ſolcher „Schaberens" oder lebendiger Buddha's; ſie ſtehen jedes Mal an der Spitze bedeutender Klöſter.

Digitized by Google

tragen einen blauen Knopf auf ihrer Mütze; auf einen weißen hat Herr Leber seine Mützen, gewöhnlich trug er nur Zopf, die einen rothen Knopf (Grundfarb) tragen auch „Zopfzeichen“ heißen. Die mongolischen Fürsten sind zum Theil schon alt; wenn sie daher in den Tod verfallen, so wird von dem Hofmarsch am Geburtsort der Tote* schriftlich ihr Unvermögen zu Regieren, doch heißt ein Fürst nie alte Mann tod, und der Geschäftsmann macht Mode hat, irgend ein hoher mongolischen Herrschaftsmänner zu bestrafen, wenn er auch unter Umständen von Leistung absteigt kann. Die mongolischen Fürsten besitzen ihren Titel in Buch, erhalten dagegen vom Mongol Gute Gehalt in Silber, Kleidern, Pferden, Geschirren und anderen Kostbarkeiten. Die jüngeren Fürster mit ihren Familien von Hamm's werden von der Geschäftsführung keineswegs beschäftigt, und die Mongol bereichert, wenn die Geschäfte auf einer Seite ist, darf auch Mast nicht wurren.

Alle Mongolen, die nicht von fürstlichen (adeligen) Familien sind oder zum geistlichen Stande gehören, sind Sklaven, von ihren Geburten an, bis ihrem Absterben. Die reichen Sklaven gehören selten zu den Hof-Leuten; aber es heißt ihnen frei, sich eigene Sklaven zu halten. Verlangen sollen die Sklaven nur durch ihre Herren Dienste. Die Beschäftigungen sind in solchen von den Sklavenhaltern verschieden; beide besitzen einer Partei, beide sind verschieden. Der Sklavenmann ist nicht in Proviz und Tagegeld, giebt alle von Herren seinen Besitz. Wenn der Sklave in den Herrn sein Gewand, dann weiter den Thee und Milch; beide machen Thee mit einander und weichen gegenseitig ihre Sklaven. Die jungen Sklaven und jungen Sklavin haben alle Speise und trinken Milch genug; der Sklave trägt den Sklavenhut und Sklavenkleid, der Herr sie sich. Wenn ein Sklavenfamilie reiche Herrschaftsleute und sich wohlbemerkt mit ihre Herren, die Sklaven sie Herrschaft, so bekommt sich den geringsten Besitz nehmen. Uebrigens hat der mongolische Hof nach Mode sehr viele Leute, und auch manche Fürstinnen haben Mühe, sich ihre Sklaven-Ausgaben zu benutzen, indem sie z. B. ihrem Unterthanen sich beschäftigte Stoff zum Kleid geben und sich dann wie beiden solche zurückkommen.

3. Einkehr in einem Mongolenzelte.

Gestern bei Nacht reicht, gewohnt man nur Kleiderbürger, manchmal ist sie durch Steine und Pfütze unterbrochen, aber gewaltige Wege liegen über sie empor, weil aber jetzt man unendliche Ebenen. In hohen grünen Gräsern, wo der Zeitpunkt in weit entfernt liegt, glaubt man sich auf einen Ozean versetzt. Der Kutscher hielte mongolischen Kleinigkeiten und ich bann

Digitized by Google

der menſchlichen Seele weder Traurigkeit noch Freude, wohl aber ein aus beiden gemiſchtes Gefühl, eine melancholiſche, religiöſe Stimmung.

Zuweilen gelangt man in Landſtriche, wo die Ebene ſehr belebt erſcheint, wenn nämlich Waſſer und Weide der beſten Art viele Menſchen herbeigezogen hat. Dann erheben ſich überall Zelte von verſchiedener Größe; ſie ſehen aus wie Luftballons, die eben vom Gaſe aufgeſchwellt ſind und in die Höhe ſteigen wollen. Die Kinder haben Tragkörbe auf dem Rücken und ſammeln Argols*) ein, welche ſie dann am Zelt in einen Haufen legen. Die Frauen fangen Kälber ein, oder kochen Thee in freier Luft, oder bereiten die Milchſpeiſen; die Männer tummeln feurige Roſſe und treiben die Heerden von einem Weideplatz zum andern. Aber dieſes belebte Bild verwandelt ſich oft in allerkürzeſter Zeit, und wo eben noch das lauteſte Treiben herrſchte, wird plötzlich Alles leer und öde; denn Zelte, Menſchen und Heerden ſind auf Ein Mal verſchwunden. Man ſieht in der Einöde nur noch Aſchenhaufen, ſchwarze Stätten, auf welchen ein Herd ſtand, dann und wann Knochen, um welche die Raubvögel ſtreiten. Das iſt Alles, woraus man abnehmen kann, daß am Abend vorher der wandernde Mongole dort ſein Zelt aufgeſchlagen hatte Die Heerden hatten Gras und Kräuter abgeweidet, der Führer gab das Zeichen zum Aufbruch, die Hirten brachen die Zelte ab und legten ſie zuſammen, um ſie an einer andern futterreichen Stelle wieder aufzuſchlagen.

Wir ritten abermals durch eine prächtige Wieſengegend, die noch zum Rothen Banner**) gehörte, und machten Abends in einem Thalgrunde Raſt. Es ſchien zur Zeit ſtark bewohnt zu ſein; denn kaum waren wir abgeſtiegen, als auch ſchon viele Tataren uns umringten und hilfreich an die Hand giengen. Sie halfen beim Abladen des Gepäcks, beim Aufſchlagen des Zeltes, und luden uns ein, bei ihnen Thee zu trinken. Das lehnten wir für heute ab, weil es ſchon ſpät war, machten aber am nächſten Morgen unſeren Gegenbeſuch. Denn die Einladungen waren ſo freundlich und dringend, daß wir uns entſchloſſen, einen Tag bei dieſen guten Menſchen zu verweilen; ohnehin mußten wir allerlei ausbeſſern und Ort und Wetter waren günſtig. Während Sandadſchiamba (der Diener der beiden Miſſionäre) unſer Leinwandhaus bewachte, giengen wir zu unſern Freunden. Dabei mußten wir wohl aufpaſſen, daß unſere Beine nicht zu Schaden kamen, denn Schaaren großer Hunde liefen bellend gegen uns an. Doch genügte ein kleiner Stab, um ſie abzuwehren. Dieſen Beſchützer mußten wir an der Thürſchwelle ablegen, weil die Höflichkeit es erfordert. Denn wer mit einem Stock oder einer Peitſche in's Zelt träte, der würde der ganzen Familie eine ſchwere Beleidigung zufügen; es wäre das ſo viel, als wenn man ſagte: Ihr ſeid Hunde!

*) Getrockneter Kuhdünger, der das Feuermaterial bildet.

**) Im Tſchakar (wörtlich Grenzland), das in acht Banner zerfällt, das weiße, blaue, rothe und gelbe, das weißliche, bläuliche, röthliche und gelbliche.

Digitized by Google

Wer ſich bei den Mongolen einführt, tritt ganz einfach und freimüthig auf; von den vielen läſtigen Umſtändlichkeiten und Höflichkeitsformeln der Chineſen iſt auch nicht eine Spur vorhanden. Man geht in's Zelt und wünſcht allen Anweſenden Glück und Frieden, indem man die Worte Amor und Mendu ſpricht. Darauf ſetzt man ſich zur Rechten des Familienvaters, der allemal ſeinen Platz der Thür gerade gegenüber hat. Sogleich nimmt Jeder aus dem Gürtel ſeine kleine Schnupftabaksdoſe, die herumgereicht wird; dabei wechſelt man einige höfliche Worte. Man fragt z. B. ob die Weide gut ſei, die Heerden ſich wohlbefinden, die Mutterpferde gut fohlen, ob Friede ringsum ſei u. dgl. m., Alles in ernſter, würdiger Weiſe. Dann naht ſich die Frau und reicht dem Fremden ſchweigend die Hand. Darauf zieht man aus der Buſentaſche das Holznäpfchen hervor, das der Mongole ſtets bei ſich führt, und reicht es der Frau. Sie bringt es ſehr bald mit Thee und Milch gefüllt wieder. In wohlhabenden Familien ſtellt man den Gäſten auch ein Tiſchchen hin mit Butter, Hafermehl, geröſteter Hirſe und Käſeſchnitten, jedes in einem beſonderen lackirten Käſtchen. Davon wählt man nach Belieben und wirft es in den Thee. Wer aber außerdem ſeinen Gäſten eine noch größere Güte thun will, ſtellt auf den Herd in heiße Aſche ein mit mongoliſchem Wein (Kuhmiß) gefülltes Fläſchchen aus gebranntem Thon. Dieſer „Wein" beſteht aus Molken, die man hat gähren laſſen und dann unvollkommen deſtillirt. Man muß Mongole ſein, um einem ſolchen Getränke Geſchmack abzugewinnen; es ſchmeckt fade und hat einen abſcheulichen Geruch.

Das Zelt des Mongolen hat vom Boden bis zu halber Mannshöhe eine walzenförmige Geſtalt. Auf dieſem 8 bis 10 Fuß im Durchmeſſer haltenden Zylinder erhebt ſich ein abgeſtumpfter Kegel. Das Gezimmer für ein ſolches Zelt beſteht im unteren Theile aus einem Gitter von übereinander gekreuzten Stangen, die ſich wie ein Netz verengen und erweitern laſſen. Von dem kegelförmigen Umkreiſe laufen Stangen in die Höhe, die oben ebenſo zuſammenſtoßen, wie das Fiſchbein am Geſtell eines Regenſchirms. Dieſes Gerüſt wird mit grober Leinwand und zwar je nach Umſtänden mit Einer Lage oder mit mehreren überſpannt. Die Thür iſt eng und niedrig, hat aber doch zwei Flügel; ein hölzerner, ziemlich hoher Querbalken bildet die Schwelle: wer in's Zelt hinein will, muß zu gleicher Zeit den Fuß hochheben und den Kopf bücken. Oben im Kegel iſt gleichfalls eine Oeffnung angebracht, durch welche der Rauch abzieht; man kann ſie vermittelſt eines Stückes Filz nach Belieben ſchließen, denn es iſt ein Seil angebracht, deſſen Zugende an der Thür befeſtigt wird.

Das Innere des Zeltes zerfällt in zwei Abtheilungen. Die Seite links vom Eingange iſt den Männern vorbehalten und dorthin müſſen ſich auch die Fremden begeben; ein Mann, welcher auf die rechte Seite träte, würde eine große Ungeſchicklichkeit begehen. Denn dieſe rechte Seite gehört den Frauen, und dort liegt und ſteht auch alles Zeltgeräth, z. B. ein großes Gefäß von gebranntem Thon, in welchem Waſſer aufbewahrt

Digitized by Google

wird, ausgehöhlte Holzstämme von verschiedener Größe und Dicke, die als Gelten und Eimer benutzt werden; man bewahrt darin Milch und was daraus gewonnen wird auf. Mitten im Zelte steht ein großer Dreifuß und auf demselben ein großer eiserner Kessel, den man fortnehmen kann; er hat die Gestalt einer Glocke. Hinter dem Heerde und gegenüber der Thür findet man eine Art Kanapee; es ist das seltsamste Geräth, das uns im Lande der Mongolen vorkam. An beiden Enden desselben sind Lehnen, mit vergoldetem, gut ausgemeißeltem Kupfer geziert. Ein derartiges kleines Bett findet man fast in jedem Zelte; es scheint ein unumgänglich nothwendiges Stück Möbel zu sein. Aber es ist uns aufgefallen, daß wir auf unserer ganzen Reise keins fanden, das in neuerer Zeit gemacht worden wäre. Es erbt von einem Geschlecht auf das andere.

Neben dem Kanapee, nach der Abtheilung für die Männer hin, steht insgemein ein kleiner Schrank von viereckiger Form; in demselben werden die vielen Siebensachen aufbewahrt, mit welchen dieses einfache kindliche Volk sich herauszuputzen pflegt. Er dient zugleich als Altar für ein kleines Idol, das den Buddha darstellt. Der Gott ist aus Holz oder vergoldetem Kupfer gebildet, gewöhnlich in sitzender Figur, mit übereinander geschlagenen Beinen und bis an den Hals mit einer gelbseidenen Schärpe umwickelt. Neun kupferne Gefäße, von der Größe und Gestalt unserer kleinen Liqueurgläser, sind der Reihe nach vor dem Buddha aufgestellt; in diesen kleinen Kelchen opfern die Mongolen täglich ihrem Gott Milch, Wasser, Butter, Mehl. Den Schmuck dieser kleinen Pagode vollenden einige, gleichfalls mit gelber Seide umwickelte tibetanische Bücher. Diese Gebetbücher darf nur ein Lama, ein Mann mit geschorenem Haupte, der in ehelosem Stande lebt, berühren; ein „schwarzer" Mann, der sie mit seinen unreinen weltlichen Händen aufschlagen wollte, beginge gleichsam eine Tempelschändung. — An den verschiedenen Pfählen und Stangen sind Bockshörner angebracht und damit ist die Möblirung eines Mongolenzeltes vollendet. An diesen Hörnern hängt man Rind- und Schöpsenfleisch auf, Blasen mit Butter gefüllt, Pfeile, Bogen und Luntengewehre; fast jede mongolische Familie besitzt eine Feuerwaffe.

Die Gerüche, welche man in einem Mongolenzelte einathmet, sind abscheulich und für Jeden, der noch nicht daran gewöhnt ist, beinahe unerträglich. Die scharfe Ausdünstung will Einem das Herz aus dem Leibe drücken; sie rührt daher, daß die Kleider und alle Gegenstände, deren sich die Mongolen bedienen, mit Fett und Butter überzogen und davon gleichsam durchdrungen sind. Wegen ihrer Unsauberkeit heißen diese Leute bei den Chinesen „Stink-Tataren" (Tsao-Ta-Dze) und alle Welt weiß, daß auch die Chinesen nicht vom Besten riechen und es mit der Sauberkeit nicht genau nehmen.

Das Hauswesen und die Sorge für die Familie ist Obliegenheit der Frau. Sie melkt die Kühe und besorgt die Milch, holt Wasser, das oft sehr weit ab vom Zelte ist, sammelt Argols, trocknet sie und stapelt sie

Digitized by Google

auf; auch verfertigt sie Kleider, gerbt Felle, kämmt und spinnt Wolle, und die Kinder helfen ihr nur, so lange sie klein sind. Der Mann dagegen hat nur wenig Beschäftigung; er treibt die Heerden auf gute Weideplätze und setzt den entlaufenen Thieren nach. Um seinem Fürsten ein Geschenk zu machen, reitet er auch wohl auf die Jagd, um Rehe, Hirsche oder Fasanen zu bekommen; aber zum Vergnügen thut er es niemals. Wenn sie nicht reiten, verbringen die Mongolen ihre Tage im Müßiggang, liegen im Zelt umher, rauchen, schlafen oder trinken Thee mit Milch. Wird es dem Manne zu langweilig, nimmt er seine Peitsche vom Bockshorn über der Zeltthür, besteigt ein Pferd, sprengt in die Steppe hinaus, gleichviel nach welcher Richtung, reitet dem ersten Besten, den er ansichtig wird, entgegen und spricht in den Zelten vor — lediglich zur Unterhaltung.

4. Om ma ni pat-me hum, das buddhistische Gebet.*).

„Om ma ni pat-me hum" ist die verbreitetste und beliebteste unter allen buddhistischen Gebetsformeln. Sie ist aus dem Sanskrit genommen und bedeutet wörtlich: „Heil dir, köstlich blühende Seerose." Indeß haben die Tibetaner, die diese Formel ebenfalls in ihre Sprache aufnahmen, einen umfassenderen, mystischeren und mit ihrem Glauben mehr übereinstimmenden Sinn damit verbunden. Für sie ist sie das Symbol der Seelenwanderung.

Man spricht dieses Gebet, indem man einen Rosenkranz von hundert und zwanzig Kügelchen herbetet, welcher aus hartem Holz, getrockneten Früchten, Kernen u. dergl. gemacht ist, bisweilen aus Fischgräten oder selbst aus kleinen Menschenknochen besteht. Alle Anhänger Buddha's, Männer und Frauen, Greise und Kinder, Lamas (Geistliche) und schwarze Menschen (Laien), tragen diesen Rosenkranz am Halse in Form eines Halsbandes oder, um den Arm geschlungen, in Form eines Armbandes.

Ueberall in der ganzen Tatarei, noch mehr aber in Tibet, findet man diese Formel als Inschrift auf Monumenten, an den Giebeln der Häuser und an den Portalen der Tempel. Oft stößt man auf lange Bandketten von Papier, Seide, Häuten oder anderen Stoffen, welche an Stricke gebunden sind, die von einem Baum zum anderen reichen; manchmal hängen sie in Schluchten quer über den Fluß; ja, man findet solche, die in grandiosem Maßstabe vom Gipfel eines Berges bis zu dem eines anderen reichen, so daß das Thal von ihnen mit einem stets bewegten Schatten bedeckt wird. Jede dieser Ketten ist von dem tausendmal sich wiederholenden Gebet „Om ma ni pat-me hum" bedeckt.

*) Nouv. Ann. des Voy.

Digitized by Google

In den Einöden werden die Bäume ihrer Rinde beraubt, um dieſes Gebet auf das bloßgelegte Holz aufzunehmen. Die Wege ſind mit Steinen eingefaßt, auf denen man Spuren dieſer halberloſchenen Inſchrift findet; die Felſen ſind damit bedeckt und bieten ſie in gigantiſchen Zügen dem Auge des Reiſenden dar. Auf den Berggipfeln und in den Thälern trifft man bei jedem Schritt große Denkmäler, aus rohen aufgehäuften Steinen beſtehend; jeder Stein trägt auf allen Seiten dieſe ſymboliſchen Worte. Häufig ſieht man ſolche Monumente mit Baumzweigen bekränzt, an welchen Tauſende von Schulterknochen oder anderen Gebeinen, ganz bedeckt mit dieſem Gebete, herabhängen. Bisweilen findet man auch, ſtatt der Baumzweige, Hirſchköpfe mit ihren langen, äſtigen Geweihen, Köpfe von Ochſen oder ungeheueren Steinböcken mit ihren ſichelförmig zurückgebogenen oder ſpiralförmig gewundenen Hörnern. Die Stirn dieſer Köpfe, der Haut beraubt und gebleicht, iſt immer ganz und gar mit Schrift bedeckt, und dieſe enthält nichts als jenes Gebet.

Man ſchreibt es auf getrocknete Menſchenſchädel, auf Ueberreſte von menſchlichen Skeletten, die man an der Seite der Landſtraßen aufhäuft.

Es findet ſich namentlich rings um die Peripherie des Tchu-kor oder Gebetrades. Die Vorliebe der Buddhiſten für Alles, was umlaufende Bewegung, beſtändigen Aus- und Rückgang darſtellt, ſcheint der Grund zur Erfindung des Gebetrades geweſen zu ſein. Er veranſchaulicht in dem einfachen und richtigen Bilde ſeiner kreisförmigen Bewegung das Geſetz der Wanderung aller Weſen — dieſen erſten und tiefwurzelndſten Grundſatz ihres Glaubens — gerade ſo, wie ſie dieſes Geſetz ſich denken.

Es giebt tragbare Gebeträder, welche man in der Hand unaufhörlich ſich drehen läßt; es giebt größere, die auf einer Achſe ruhen, und noch andere in wahrhaft großartigen Formen, die mittelſt einer Kurbel zu drehen ſind. Man ſieht ſie am Rande der Ströme aufgeſtellt, wo ſie mittelſt ineinandergreifender Räder gedreht werden, oder an der Spitze der Häuſer angebracht, um vom Winde bewegt zu werden; noch andere ſtehen auf dem Feuerherde und erhalten ihre Bewegung durch den Rauch. Jedes Haus hat ſein Gebetrad, welches im Vorhof ſteht, und kein Gaſt unterläßt bei ſeinem Eintritt, es in eine ſtarke Rotation zu ſetzen, in der Hoffnung, daß es ihm ſowohl als dem von ihm beſuchten Hauſe Glück bringen werde.

Jedermann kennt das Gebet „Om ma ni pat-me hum"; das Kind lernt dieſe ſechs einſylbigen Wörter herſtammeln, eben ſo ſind es die letzten Töne von den zitternden Lippen des Sterbenden; der Wanderer murmelt ſie auf ſeinem Wege, der Schäfer ſingt ſie bei ſeinen Heerden, Mädchen und Frauen führen ſie immer im Munde; in den Städten und an den Verſammlungsorten der Lamapriester erſchallen ihre Echo's mitten durch den Tumult des Verkehrs. Im Augenblick der Gefahr ſind ſie der Schreckensruf, welchen man vernimmt, und im Kriege bleibt der Soldat bei dem eben getödteten Feinde ſtehen, um ſiegestrunken durch dieſe Worte ſeinen Triumph zu feiern.

Digitized by Google

Die umherſchweifenden Stämme der Mongolei und freien Tatarei, die Horden, welche nördlich von der Kette des Bokte-oola (der heilige Berg) ein wanderndes Leben führen; die wilden, menſchenfreſſenden Buddha-Verehrer, welche ſüdlich davon ihr ganzes Leben hindurch unaufhörlich den berühmten Berg Sumici umkreiſen — alle jene auf der Wanderung begriffenen Völkerſchaften murmeln beſtändig die myſtiſchen Worte.

Das ganze Zentral-Aſien iſt mit immerwährenden Wallfahrten von Pilgern bedeckt, die ſich, mit Gold und Silber beladen, zum Buddha-Berge begeben oder mit den empfangenen Segnungen von dort zurückkehren — und immer hört man ſie ihren langſamen, ſchweigenden Marſch in der Wüſte mit dem Geſang der myſtiſchen Formel begleiten. Vom japaniſchen Meere bis zu den Gränzen Perſiens iſt dieſes Gebet nur ein langes, ununterbrochenes Gemurmel, welches alle Völker, alle Feſte belebt, das Symbol aller Glaubensformen und die beſtändige Hymne aller religiöſen Zeremonien bildet.

Die buddhiſtiſche Religion mit ihren gigantiſchen Geſtaltungen iſt über einen großen Theil der Welt verbreitet, und überall iſt dieſes Gebet das Vehikel des Lebens, der Nerv aller Bewegungen.

II. China.

1. Ein Aufenthalt in Peking.*)

In den erſten Tagen unſeres Aufenthaltes in Peking fühlten wir die Unbequemlichkeit unſerer europäiſchen Kleidung bei den kalten chineſiſchen Wohnhäuſern ſehr und eilten darum, uns in chineſiſche Gewänder zu ſtecken; mit Hilfe unſerer Bekannten kauften wir die Stoffe und Pelze für die Hauskleider wie für die Paradekleider zum Ausgehen ein, was keine geringe Summe, nämlich über 500 Silberrubel, ausmachte; und doch waren wir nur zur Nothdurft anſtändig gekleidet und ſtanden hinſichtlich der Koſtſpieligkeit des Anzuges jedem bemittelten Chineſen nach. Und dabei war unſere Garderobe noch ſehr unvollſtändig. Man macht ſich gar keine Vorſtellung, wie viel Ober- und Unterabtheilungen in der chineſiſchen Garderobe ſtattfinden; jede Jahreszeit führt einen Wechſel des Koſtüms mit ſich, und dieſe durch die Gewohnheit befeſtigten Wechſel werden von anſtändigen Chineſen ſo heilig beobachtet, als die Geſetze der Mode von unſern Damen und „Löwen", nur mit dem Unterſchiede, daß hier die Mode keinen Einfluß hat, und der Schnitt am Kleide des Großvaters kein anderer iſt als der am Kleide des Enkels. Nur die Façon der Mützen und Schuhe wechſelt

*) Aus den Mittheilungen eines Ruſſen. Otet. Sap.

Digitized by Google

faſt jährlich. Man darf indeß nicht glauben, daß es eine Sache der Liebhaberei iſt, bei dem Wechſel der Jahreszeit auch die Kleider zu wechſeln; die beſtimmte Zeit tritt ein, und ein kaiſerlicher Befehl verkündet dem Volke, daß von dem und dem Tage an die Frühjahrsmützen mit den Sommermützen, oder die Sommermützen mit den Herbſtmützen vertauſcht werden ſollen; wer kann nun noch ſagen, daß ſich die weiſe chineſiſche Regierung nicht um die Köpfe ihrer Unterthanen bekümmert?

Die chineſiſche Kleidung hatte ihre nicht geringen Unbequemlichkeiten; was man anfaßte, Alles war theuer, und die Nothwendigkeit, anſtändige Bekanntſchaften zu unterhalten und doch auch mit der Wiſſenſchaft und dem Leben der Chineſen bekannt zu werden, nöthigte auch zu einer anſtändigen Kleidung. Dabei muß ich bemerken, daß mein Wuchs im Vergleich mit dem der Chineſen ziemlich groß war, und es ganz beſondere Mühe koſtete, Kleider für meine Größe zu erhalten. In China wird der Stoff für jedes Kleidungsſtück beſonders gewoben, und ſo viel man nun auch Stücke herbeibrachte, der Schneider beſah ſie, maß, ſprach ſein Verwerfungsurtheil „bugoi“ (es reicht nicht) und legte ſie bei Seite. Endlich iſt der Stoff ausgeſucht, der Schneider mißt die Größe vom Kopf bis zur Ferſe und merkt ſich das Maß. Nach drei Tagen bringt er die Kleider; wir bezahlen ihm eine Kleinigkeit für ſeine Mühe, ſo wie das Dreifache für ſeine Zuthat, und unſere Verwandlung beginnt. Zuerſt wurde mit dem Kopfe angefangen; ein ſchmieriger, zerlumpter, nach Knoblauch duftender Bader erſchien mit einer ungeheuern Taſſe heißen Waſſers und begann ohne alle Zeremonie uns den Kopf einzureiben. Dann zog er aus einem leinenen Säckchen ein kurzes Scheermeſſer und fing nun an, uns im Kreiſe umher die Haare abzuſcheeren, ſo daß ſie nur am Wirbel für den Zopf ſtehen blieben. Als ich von ſeinem etwas ſtumpfen Inſtrument befreit war und mich im Spiegel betrachtete, wußte ich nicht, ob ich lachen oder mich ärgern ſollte; ich kam mir ſo einfältig vor, und mich übermannte eine ſolche Trübſeligkeit, daß ich mich unwillkürlich von dem Spiegel abwandte und gute Luſt hatte, mich in einen finſtern Winkel zu verſtecken.

Unſere Hauskleidung beſtand aus leinenen genähten Strümpfen mit geſtopften Sohlen, aus ſchwarzen Schuhen von chineſiſchem Atlas mit weißer Sohle von mehr als einem Zoll Dicke, aus ſeidenen Knieſtücken, die am Kniebund befeſtigt waren, aus einem Ueberrock von Hammelpelz mit ſeidenem Ueberzug und einem grauen Kreppgürtel zugebunden, einem Biberkragen, der beſonders umgelegt wird, und einer runden, kleinen ſchwarzen Atlasmütze mit einem rothen ſeidenen Knopf und einer dicken nach hinten hinabhängenden Troddel. Die chineſiſchen Hammelpelze ſind, wie ich bei dieſer Gelegenheit bemerken will, ausgezeichnet leicht und zart, und die Wolle manchmal gegen vier Zoll lang; ſie ſind dabei ſo vortrefflich gegerbt, daß die innere Seite fein iſt wie Papier und durchaus keinen Geruch hat. Ein ſolcher Pelz koſtet aber auch ohne allen Ueberzug 80 Gulden Konv.-Münze.

Digitized by Google

Zum Ausgehen zogen wir an: erſtens ein Winterkleid, d. h. einen blauen Krepprock mit ſeidenem Futter von derſelben Farbe, einen Rock von Eichhornfellen mit Schlitzen hinten und vorn, und bedeckt mit einem blauſeidenen, mit Biber beſetzten Stoff; dazu kam noch ein beſonderer Biberkragen, ein kurzes Oberkleid mit breiten kleinen Aermeln; über den mit einem violetten Seidenſtoff bedeckten Eichhornpelz kam ein ſeidener Gürtel, der an den Enden mit ſchwarzem Atlas beſetzt war, und womit man den Rock zuſammenband. An dieſem Gürtel hängen unwandelbar ſieben bis acht ſeidene Beutelchen mit verſchiedenen Gegenſtänden; in dem einen befindet ſich eine europäiſche Uhr, in dem andern eine ſteinerne chineſiſche Doſe mit einem beinernen Löffelchen und ganz zu Staub geſtoßenem Schnupftabak; in dem dritten ſind die beißenden Sachen, an denen die Chineſen nach dem Eſſen kauen; im vierten Geld u. ſ. w. Unter dieſen Beutelchen hängt auch ein Futteral mit einem Meſſer und zwei beinernen Stäbchen, welche die Stelle der Gabel vertreten. Zu dem Winterkoſtüm gehören endlich noch Mützen von violettem Atlas mit ponceaurother ſeidener Quaſte und einer ganz ſchwarz gefärbten Zobelverbrämung, Schuhe aus ſchwarzem Atlas mit zwei Zoll dicken und mit weißer Leinwand beſetzten Filzſohlen, die nicht, wie man bei uns glaubt, an den Zehen aufwärts gebogen ſind. Dies iſt das vollſtändigſte Winterkoſtüm eines anſtändigen Chineſen für die erſten Wintermonate. So wie aber die Kälte ſtärker eintritt, wird der Eichhornpelz mit einem Fuchspelz vertauſcht, und der Oberrock beſteht aus Zobel- oder Biberpelz und wird mit dem Fell auswärts getragen. — Außer der Winterkleidung ließen wir uns auch Kleider für die übrigen Jahreszeiten machen; ich will aber die lieben Leſer nicht mit einer genaueren Aufzählung aller einzelnen Theile ermüden, um ſo weniger, als Façon und Farbe faſt immer dieſelben ſind, und die Kleider ſich nur dadurch unterſcheiden, daß die einen aus kurzwolligem, die andern aus langwolligem Pelz beſtehen; die einen wattirt ſind, die andern aus einfachem Tuch oder aus Seide mit Unterfutter von Kamelot, oder Seide ohne Unterfutter, Flor u. dgl. beſtehen.

So kleidete ich mich alſo wie ein echter Chineſe. Die erſte Zeit meines Aufenthalts war ſehr langweilig. Stellt Euch einen Menſchen vor, der mit einem Male in eine ſo volkreiche Stadt, in einen Schwarm von Menſchen geſchleudert wird, deren Sitten, Gewohnheiten, Lebensweiſe ihm ganz fremd ſind, deren Sprache ihm ganz unverſtändlich iſt, — und Ihr werdet meine trübſelige Lage erkennen. So allein mitten unter dieſer Menſchenmenge ſollte ich zehn meiner beſten Lebensjahre in Peking zubringen? Ich fragte mich oft, welchen Nutzen für meine Kenntniſſe ich aus dieſer meiner Reiſe ziehen könne, und ob der Erfolg auch das gebrachte Opfer aufwiege? Doch ich war einmal da und mußte aushalten. Um inzwiſchen ſo viel als möglich aus meiner unangenehmen Lage hinauszukommen, und bei der mir verliehenen Gabe der Sprache nicht ſtumm zu bleiben, ſuchte ich mir vor allen Dingen einen Lehrer des Chineſiſchen auf,

Digitized by

und ich fand denſelben auch bald in der Perſon eines entlaſſenen chineſiſchen Beamten, Tun-ſjan-ſcheu. Es war ein Mann von 60 Jahren, übrigens munter und friſch, und ſehr beleſen. Er erſchien mit aller Gravität eines chineſiſchen Pädagogen, ſetzte ſich ohne Zeremonie auf den Ehrenplatz, rauchte ſeine Pfeife und ſah mich und ſeine anderen Schüler mit einem durchdringenden Blicke an, ob wir auch wohl tauglich ſein möchten. Nachdem wir ſeinen inſpizirenden Blick ruhig ausgehalten hatten, baten wir ihn, mit uns zu ſpeiſen. Dies iſt nicht als ein Zeichen beſonderer Höflichkeit anzuſehen, ſondern eine unerläßliche Bedingung der Bekanntſchaft mit einem chineſiſchen Lehrer: ohne Mittagsmahl kann hier keine Lektion beginnen. Erſt am folgenden Tage nach dem Mittagsmahl fingen die Lektionen an; unſer Lehrer begann ſie damit, daß er eine ziemliche Menge Tuſche einrieb, dann nahm er einen kleinen, in ein Rohr geſteckten Pinſel, tauchte ihn in die zubereitete Tuſche und begann nun mit unnachahmlicher Leichtigkeit und erſtaunlicher Reinheit Chineſiſch zu ſchreiben. Als er die erſte Zeile beendigt hatte, las er das Geſchriebene laut vor und forderte uns dann auf, jedes Wort ihm nachzuſprechen. Man kann ſich kaum eine Vorſtellung machen, wie ſchwer das ungewohnte Ohr die Klänge dieſer Sprache auffaßt, und wie wir Alles, was unſer geduldiger Lehrmeiſter uns wiederholte, unter gewaltigen Geſichtsverzerrungen ihm nachſprachen. Das Intereſſanteſte aber war, daß wir unſere Lektionen anfingen, ohne ein einziges chineſiſches Wort zu verſtehen, und daß unſer Lehrer kein Wort Ruſſiſch verſtand, ſo daß er uns die Bedeutung der chineſiſchen Worte in chineſiſcher Sprache erklärte. Mit allem Eifer und im Schweiße ſeines Angeſichts arbeitete unſer Chineſe, wir hörten ihm mit nicht minderm Eifer zu, ſchlugen jeden Augenblick das franzöſiſch-chineſiſche Lexikon nach, überzeugten uns aber endlich, daß wir für den Anfang nothwendig zu einem Manne unſere Zuflucht nehmen müßten, der Ruſſiſch verſtände. Das Haupthinderniß für uns war die für einen Europäer außerordentlich mühſame Ausſprache, indem ein und derſelbe Laut, je nachdem er einfach, hoch oder tief, oder abgeſtoßen ausgeſprochen wird, eine eigene Bedeutung hat. In dem erſten Halbjahre machten wir kaum einen Fortſchritt, und erſt nach zwei Jahren fingen wir an, in die Geheimniſſe dieſes Labyrinths, das man die chineſiſche Sprache nennt, einzudringen, aber erſt nach vier Jahren konnten wir uns frei mit Chineſen unterreden. — Wir hatten indeß große Luſt, Peking zu ſehen, und ſobald wir in vollkommen chineſiſche Kleidung gehüllt waren, fuhren wir alsbald in gemietheten Karriolen durch die Straßen der Hauptſtadt. Zuerſt lenkten wir die Fahrt nach dem kaiſerlichen Palaſte, wo der Kaiſer in den Wintermonaten verweilt, während er den Frühling, Sommer und Herbſt in einem Palaſte drei Stunden von Peking zubringt. Der Winterpalaſt nimmt einen außerordentlichen Raum ein und beſteht aus einer Menge beſonderer, einſtöckiger, aus Backſteinen aufgeführter Häuſer, von denen jedes ſeine beſondere Beſtimmung hat. In dem einen wohnt der Kaiſer, in dem an-

Digitized by Google

dern macht er seine Geschäfte ab, in einem dritten ist die Kaiserin, in einem vierten sind die anderen dem Kaiser gehörenden Frauen, in anderen seine Kinder, die verwittwete Kaiserin, die Frauen des verstorbenen Kaisers, die Eunuchen und das weibliche Hofgesinde. Jede dieser Abtheilungen ist mit einer ziemlich hohen Mauer umgeben, deren Grenzen nur die Hofleute überschreiten dürfen. Im Kreise um diese Mauer zieht sich eine Einfriedigung, innerhalb deren sich viele Privatbuden befinden, und wo Jeder gehen und fahren darf. Die Paläste selbst konnten wir nicht sehen, und nur das gelbe Dach aus glasirten Ziegeln blickte über die Mauer herüber. Die Straßen in der Nähe des Palastes sind eben so wenig wie in ganz Peking gepflastert.

Ohne auch nur im Geringsten unsere Neugier befriedigt zu haben, fuhren wir vom Palast aus durch die Straße Sy-pi-lu, welche, wie alle Hauptstraßen, durch ihre Breite und Regelmäßigkeit sich auszeichnet. Mitten in jeder Hauptstraße von Peking ist ein etwa drei Fuß hoher Erdaufwurf für leichte Fuhrwerke und Fußgänger; schwer beladene oder mit fünf oder sieben Maulthieren bespannte Wagen müssen auf der schmalen Straße zur Seite der Erhöhung fahren. Nur zur Zeit starker Regen, durch welchen die Straße zwischen der Erhöhung und den Häusern mit einem undurchdringlichen Koth sich füllt, dürfen auch schwere Wagen auf dem Damme fahren. Dieser ist ziemlich breit und würde für die Equipagen sehr bequem sein, wären nicht an den Seiten fortlaufende Zelte und Buden aufgeschlagen, welche die Straßen dermaßen einengen, daß kaum zwei Wagen neben einander fahren können. Wenn aber der Kaiser ausfährt, was einige Male im Jahre geschieht, so werden alle diese Zelte und Buden abgebrochen, der hohe Weg wird geebnet und mit gelbem Sande überschüttet, so daß der Beherrscher des chinesischen Reiches nie Etwas von den Unannehmlichkeiten schlechter Wege in den Straßen seiner Hauptstadt erfährt.

Bei der ungeheuern Bevölkerung Pekings sind die Straßen den ganzen Tag hindurch mit zwei ununterbrochenen Reihen von Wagen bedeckt, welche sich langsam in entgegengesetzter Richtung fortbewegen. Es ist eine wahre Noth, wenn ein zu Fuß gehender Chinese einem fahrenden Bekannten begegnet; der Letztere muß nach den mit der strengsten Pünktlichkeit einzuhaltenden Gesetzen chinesischer Höflichkeit anhalten, aussteigen, trotz Wetter und Schmutz sagen: Wie steht es mit Deiner Gesundheit? — und ihn dann einladen, sich zu ihm in die Equipage zu setzen. Es versteht sich von selbst, daß der Fußgänger verbunden ist, diese Fragen zurückzugeben und seinen Bekannten zu bitten, den Weg fortzusetzen. Der Fahrende will nicht einsitzen, ohne abzuwarten, bis der Fußgänger weiter geht, und dieser will warten, bis jener sich wieder in den Wagen gesetzt hat. Die Zeremonie dauert manchmal eine halbe Stunde, und während dieser ganzen Zeit müssen die hinteren Wagen warten, weil gar keine Möglichkeit da ist, den anhaltenden Wagen zu umfahren. Wenn der Aufenthalt durch das Zusammentreffen von Beamten veranlaßt wird, so warten die Chinesen ge-

Digitized by Google

duldig, aber zuweilen reißt auch dem Geduldigen die Geduld, wie wir das gleich bei unſerer erſten Ausfahrt erfuhren. Ein zerlumpter, gemeiner Menſch in einem ſchmierigen, leinenen Kittel fuhr auf einem halbzerbrochenen Wagen daher, an den ein magerer Eſel geſpannt war; er machte Halt, als er einen ähnlich gekleideten Bekannten begegnete, und hielt alle hinter ihm Fahrenden 15 Minuten lang auf. Da verloren die Chineſen doch die Geduld und forderten ihn mit lautem Geſchrei auf, den Höflichkeitsbezeigungen ein Ende zu machen.

Nachdem wir drei Stunden lang durch die Straßen von Peking gefahren waren, hatten wir einen ziemlich vollſtändigen Begriff von dem Aeußern der Stadt bekommen. Die Hauptſtraßen ſind ziemlich breit, die Seitenſtraßen aber ſo eng, daß zwei ſich begegnende Karriolen einander nicht ausweichen können, weshalb ein Kutſcher erſt immer in die Straße hineinrufen muß, ob ihm nicht Jemand entgegen komme. Jede Seitenſtraße hatte vormals bei der Kreuzung mit andern Seitenſtraßen ein Thor, von denen viele noch jetzt erhalten ſind; dieſe Thore wurden damals von Wächtern, die in der Nähe in kleinen Wachthäuſern wohnten, des Nachts geſchloſſen, und es bedurfte einer beſondern Erlaubniß, um das Thor paſſiren zu können. Jetzt hat dieſe Strenge aufgehört; die Wächter rufen nur noch die bei Nacht Hindurchgehenden an, und ſelbſt dies geſchieht jetzt ſelten. Bei der Gewohnheit der Chineſen, ſich mit hohen Mauern zu umgeben, ſind die Straßen Pekings äußerſt einförmig; allenthalben dehnen ſich hohe, aus halbgebrannten, grauen Backſteinen aufgeführte Einſchließungsmauern aus, allenthalben blicken hinter dieſen Mauern ſpitzige, ausgeſchweifte Dächer hervor, die durch Form und Farbe wieder ganz eintönig ſind. Nur der kaiſerliche Palaſt iſt mit verglaſten grünen Ziegeln, die übrigen Wohnungen ſind aber ſämmtlich mit grauen, halbgebrannten gedeckt. Außer dem kaiſerlichen Palaſte finden ſich etwa noch ſieben bis acht fürſtliche Paläſte; alles Uebrige ermüdet durch ſeine Staubfarbe den Blick, und das Auge könnte durchaus auf Nichts ruhen, wenn nicht die auf den Straßen befindlichen Kaufläden die ertödtende Einförmigkeit belebten. Vor dem Eingang in eine jede Bude hängen ſchwarz lackirte Tafeln, die mit dicken goldenen Buchſtaben beſchrieben ſind. Unter den Buden iſt indeß durchaus kein äußerer Unterſchied, und nur diejenigen, in denen Süßigkeiten verkauft werden, zeichnen ſich durch ihren Luxus aus. Die ganze vordere Wand dieſer Buden iſt faſt ohne Ausnahme bis zum Dach vergoldet und mit Drachen und verſchiedenen anderen Bildern geziert. Die Pracht dieſer Läden iſt um ſo auffallender, als daneben eine halb eingeſtürzte Ringmauer, oder ein dem Einſturz drohendes Häuschen ſteht.

Oeffentliche Plätze und Gärten giebt es in Peking nicht; unter den Gebäuden ſind nur die verſchwenderiſch mit Zinnober bemalten Tempel bemerkenswerth. Man hätte in der That Unrecht, den Chineſen Bigotterie vorzuwerfen: ihre Tempel ſtehen fortdauernd leer, und nur hier und da hält es ein Beamter, der eine neue, verſteht ſich einträgliche Stelle bekom-

Digitized by Google

men hat, für ſeine Pflicht, alle Tempel der Stadt zu beſuchen. Dabei benimmt er ſich folgendermaßen: Beim Eintritt in den Tempel trägt er ein Bündel Kerzen, die aus Baumrinde von wohlriechendem Holz gemacht ſind, zündet dieſe vor dem Götzenbild an und macht einige Verbeugungen bis auf die Erde; während dieſer Zeit ſchlägt der Prieſter mit einem hölzernen Schlägel auf eine metallne Schale. Hat der Pilger auf ſolche Weiſe ſeine Andacht verrichtet, ſo wirft er einiges Geld hin, geht dann in den zweiten Tempel, hierauf in den dritten u. ſ. f. Selbſt die gemeinen Leute gehen nur bei beſonderen Veranlaſſungen in den Tempel; wenn z. B. eine große Trockenheit eintritt, ſammeln ſich alsbald Schaaren von Bauern in dem Tempel, um von Gott Regen zu erbitten, und zünden dabei nicht blos Kerzen an und machen tiefe Verbeugungen vor dem Götzenbilde, ſondern ſie bringen auch Opfer dar, die aus verſchiedenen Broden beſtehen. Ein wahres, nicht auf Intereſſe berechnetes, die Seele des Betenden erhebendes Gebet kennt der Chineſe gar nicht. Allerdings ſind in jedem Monate einige beſtimmte Tage, in denen die Tempel von dem Volke beſucht werden, aber dann ſtrömt man nicht des Gebetes, ſondern des Handels willen dahin. Auf den Höfen der Tempel werden Waaren ausgeſtellt, namentlich Galanteriewaaren, und die Beſuchenden ſpazieren von Mittag bis zum Abend unter den Reihen der Verkäufer herum und handeln mit den Kaufleuten, die gewöhnlich unmäßige Preiſe fordern. Für einen Nephrit z. B., einen Stein von grasgrüner Farbe, der bei den Chineſen beſonders geachtet iſt, und den man zu Ringen, Tabaksdoſen, Armbändern u. ſ. w. verwendet, verlangte ein Kaufmann 250 Lan (der Lan etwas über 4 Gulden) und überließ ihn mir zu 26! Hier zeigen auch die Gaukler ihre Künſte; der Eine geht auf den Händen, der Andere wirft Meſſer u. dgl. Gegen Abend verödet der Hof des Tempels, es wird wieder ſtill bis zum folgenden Jahrmarkt, und nur die Prieſter brennen dreimal am Tage eine Kerze vor jedem größern Götzenbilde an, wobei ſie ſich jedesmal auf die Erde werfen. Wenn es dem Prieſter nicht zu Sinne ſteht, dieſe beſchwerliche Pflicht zu erfüllen, ſo ſchickt er einen ſeiner Schüler, der die Kerzen anzündet und ſich verbeugt; und hat der Schüler nicht Luſt, ſo thut es auch wohl ein gewöhnlicher Tagelöhner.

Wenn auch die Tempel faſt immer leer ſtehen, ſo ſind dagegen die Gaſthäuſer vom Morgen bis zum Abend mit Menſchen angefüllt, obgleich in jeder Straße ſich deren einige finden. Im Aeußern zeichnen ſie ſich durch Nichts von den Kaufläden aus; auch bei ihnen geht eine Thür auf die Straße hinaus, und an der Seite der Thür ſind Tafeln mit goldenen Inſchriften aufgehängt. Das Innere dieſer Anſtalten iſt nach dem Range der Beſucher eingerichtet, für welche das Gaſthaus beſtimmt iſt. Für das gemeine Volk ſind in einem ungeheuern Raume Tiſche und Schemel aufgeſtellt, für reiche Beſucher ſind beſondere Zimmer beſtimmt, die gewöhnlich von einer ganzen Geſellſchaft gemiethet werden, die ſich darin einquartiert. Die reiche chineſiſche Jugend verſchwendet namentlich ungeheure

Digitized by Google

Summen in Wirthshäusern, und hält es für eine Ehre, an eine Mahlzeit 200 Gulden zu wenden. Das „Verzehren" muß man hier ganz wörtlich nehmen, da das Weintrinken ganz wegfällt, und der Hauptgenuß im Essen besteht. Aber was essen sie denn? Allerlei theure Sachen, z. B. gebratenes Eis, wovon man einen kleinen Teller mit 6 Lan (24 Gulden) bezahlt. Es wird in folgender Weise bereitet: Der Koch nimmt kleine Stückchen Eis; auf einem aus Stäbchen gemachten Sieb taucht er es in einen ziemlich flüssigen, aus Zucker, Eiern und scharfen Sachen gemischten Teig und stößt es dann rasch in eine mit siedendem Schweinefett gefüllte Pfanne. Die ganze Kunst des Kochs besteht nur darin, daß er das Gericht früher auf den Tisch bringt, als das Eis in den Teighäutchen geschmolzen ist. Einen besonders angenehmen Geschmack darf man nicht erwarten; bringt man es in den Mund, so verbrennt man sich, zerbeißt man es, so ist es kalt. Der hohe Preis der Schüssel kommt daher, daß sehr wenig Köche sie gehörig zu bereiten verstehen. Im Ganzen genommen sind die chinesischen Gerichte für den Europäer unangenehm, denn sie bereiten Alles ohne Salz und verschwemmen es in einem Ueberfluß von Schweinefett; wenige Gerichte sind ohne Ingwer und Knoblauch; nur die Braten sind sehr schmackhaft.

Die Ursache der unmäßigen Anzahl Traiteurs liegt in der Gewohnheit der Chinesen, einander nicht zu Hause, sondern in diesen öffentlichen Anstalten zu bewirthen; nur Verwandte und genaue Bekannte laden zum Mittags- und Abendessen im Hause ein. Bei den Traiteurs sammelt sich die Jugend, und die Alten speisen da nach dem Theater; Theater und Gastmahl beim Traiteur gehören zu den Vergnügungen, welche unwandelbar auf einander folgen müssen. Die theatralischen Vorstellungen beginnen um 11 Uhr Morgens und dauern bis 6 Uhr Abends. Im Laufe des Spiels kommen hübsche Knaben, welche die Rollen von Weibern spielen, in die Logen der Reichen und bestimmen ihn einen Traiteur, wohin sie zu kommen versprechen, um mit ihnen zu Abend zu essen. Während des Abendessens wählen diese Knaben die Speisen aus, verlangen gewöhnlich die theuersten Sachen, weil sie zuvor mit dem Traiteur über eine Belohnung verhandelt haben. Alle diese Knaben sind sehr reich und mit Geschmack gekleidet, gewandt im Umgange, behend und witzig.

Weder in den Theatern, noch in den Speisehäusern, noch in den Tempeln zur Zeit der Jahrmärkte sieht man Frauen, aber auf den Straßen begegnet man ihnen sehr häufig. Frauen der gemeinen Klasse gehen zu Fuß, wer aber nur etwas wohlhabend und angesehen ist, fährt in Karriolen; Frauen und Töchter von Fürsten lassen sich in Sänften tragen. Frauen wie Mädchen erscheinen auf den Straßen mit offenem Gesicht und ungekünstelten Haaren, welche sie mit schönen künstlichen Blumen verzieren. Selbst die zerlumpteste, schmutzigste alte Köchin hat, wenn sie nur vor die Thüre geht, um etwas Knoblauch oder Kohl zu kaufen, unfehlbar irgend eine wo möglich rothe Blume in ihrem grauen Haare stecken. Die Klei-

Digitized by Google

dung der Frauen zeichnet ſich durch helle Farben aus, und beſteht bei den Mandſchurinnen hauptſächlich aus einem langen Oberrock mit ungeheuern weiten Aermeln. Dieſer Rock bedeckt die Taille ganz, aber die Chineſen kümmern ſich wenig um dieſen Nachtheil, da ſie die Schlankheit der Frauen in engen Schultern und einer flachen Bruſt ſuchen, weshalb die Frauen auch die Bruſt mit einem breiten Gürtel zubinden, der die Stelle unſerer europäiſchen Korſette vertritt. Die Kleidung der eigentlichen Chineſinnen beſteht aus rothen oder grünen Hoſen, die mit verſchiedenfarbiger Seide geſtickt ſind, aus einigen gleichfalls geſtickten Jacken und einem reich geſtickten Ueberrock. Noch mehr unterſcheiden ſich die Chineſinnen von den Mandſchurinnen durch die Füße; letztere verderben ihre Füße nicht durch ſtarkes Einwickeln und tragen Pantoffeln wie die Männer, nur ihre Strümpfe werden aus hellfarbigen Stoffen gemacht mit Fußſohlen, die nicht weniger als 4 Zoll dick ſind. Die Chineſen dagegen binden vom fünften Jahre an ihre Füße mit breiten Bändern ein, ſo daß 4 Zehen hinab gebogen werden, und die große Zehe darüber gebogen wird. Die Nägel dringen dadurch in das Fleiſch ein und verurſachen faſt immer Wunden. Die unglücklichen Frauen leiden faſt ihr ganzes Leben lang an dieſer barbariſchen Sitte; nicht eine kann auf dem ganzen Fuße ſtehen, und alle gehen blos auf den Ferſen. Ihr Gang iſt deshalb ſehr unſchön, und ſie ſchwanken immer von einer Seite zur andern. Man ſtelle ſich einen Fuß mit abgehauenen Zehen, mit unmäßig hohem Oberbein, einem Pferdefuße nicht unähnlich, vor, in ein farbiges, mit Seide ausgenähtes Pantöffelchen mit einer ganz dünnen Sohle geſteckt, ſo hat man einen Begriff von dem Fuß einer chineſiſchen Schönen. Verſucht aber einmal, einem Chineſen die Dummheit dieſer Sitte zu beweiſen, er lacht euch gerade in's Geſicht und iſt feſt überzeugt, daß die Schönheit dieſes kleinen Füßchens mit Nichts zu vergleichen iſt. Vergebens wendete der kluge Kaiſer Kan-ſi alle Kräfte an, China aus ſeinem tauſendjährigen Schlafe zu wecken, und wollte auch dieſe barbariſche Gewohnheit ausrotten, indem er den mit dem Tode bedrohte, der die Füße ſeiner Töchter durch Einſchnüren verunſtalten würde. Die furchtbare Maßregel konnte die Kraft der Gewohnheit nicht brechen, und der Kaiſer war genöthigt, ſein Geſetz unausgeführt zu laſſen, und blos zu verordnen, daß die Frauen und Nebenweiber des Kaiſers und ſelbſt der Fürſten nur aus den Töchtern der Mandſchuren*) genommen werden ſollten.

Das Ausgehen einer reichen Mandſchurin oder Chineſin geſchieht immer mit ziemlichem Prunk. Voran zieht ein Reiter; hinter ihm führt ein Kutſcher das an einen zweirädrigen Karren geſpannte Maulthier am Zügel; Dach und Seiten des Wagens ſind mit blauem Tuch verhängt, in

*) Bei einem innern Regentenkriege China's wurden die mongoliſchen Mandſchus im Amurlande zu Hilfe gerufen, die ihr eigenes Oberhaupt Kang-hi zum Kaiſer machten, 1662, und ſeitdem über China herrſchten.

Digitized by Google

welchem auf jeder Seite Stücke von ſchwarzem Sammet und Glas eingenäht ſind; links und rechts vom Wagen gehen zwei Leute, welche denſelben halten, um das Umfallen bei Unebenheiten zu verhindern; hinter dem Wagen kommt wieder ein Reiter. Man ſteigt von vorn in die und von da aus der Equipage, weshalb auch jedesmal der Kutſcher das Maulthier ausſpannt; die an den Seiten gehenden Leute führen die Karriole bis hart an die Treppe, laſſen die Stangen auf die Stufen der Treppe nieder und wenden dann ſogleich der Equipage den Rücken, indem ſie nach chineſiſcher Sitte der Herrin nicht in's Geſicht ſchauen dürfen. Dann ſteigt die gewöhnlich vorn ſitzende Dienerin auf den Boden herab, ſtellt ein Schemelchen hin und hilft ihrer Gebieterin ausſteigen. Bei der Abfahrt wiederholt ſich dies, d. h. zuerſt ſetzt ſich die Frau und die Dienerin hinein, dann ſpannt der Kutſcher das Maulthier vor, und die Kortège folgt in der obigen Ordnung. Die Pracht bei der Ausfahrt des Mannes beſteht in der großen Anzahl Reiter, welche die Karriole begleiten. Dieſe Anzahl ſteigt oft auf zwanzig und darüber. Aber worin beſteht das Gefolge? Die zwei oder drei Vorderſten ſind noch ziemlich gekleidet, die Andern aber haben Lumpen an und ſchleppen ſich auf dürren, lahmen Maulthieren fort; der Hochmuth geſtattet aber dem Chineſen nie, beim Ausfahren die Zahl ſeiner Diener zu beſchränken, obwohl die Unterhaltung dieſer müſſigen Schaar ſehr hoch zu ſtehen kommt.

Die Straßenbewegung in Peking beginnt mit Anbruch des Tages, d. h. im Sommer um 4 Uhr, im Winter um 6 Uhr Morgens. Zuerſt erſcheinen in den Straßen die Beamten, die mit Akten in den Palaſt gehen, und dann die Kleinhändler mit Eßwaaren. Der Lärm und die Bewegung nimmt allmählig zu, und gegen 7 Uhr Morgens ſind alle Straßen mit einer zahlloſen Menſchenmenge bedeckt. Der Chineſe, wenn er Morgens aufſteht, wäſcht ſich auf beſondere Weiſe: er taucht ein ganz kleines Handtuch in warmes Waſſer, das man ihm in einer kupfernen Schale bringt, und reibt ſich Kopf und Hände damit. Nach dem Waſchen trinkt er Thee, ohne vorher irgend religioſe Gebräuche vorzunehmen; nach einer oder anderthalb Stunden, nämlich um 9 Uhr, ſetzt er ſich zum Mittagsmahl nieder, und geht dann ſeinen Geſchäften nach. Um 2 Uhr kommen die Beamten aus dem Bureau und gehen dann in's Theater oder machen Beſuche. Um 5 Uhr kommen ſie nach Hauſe zurück, um zu Abend zu ſpeiſen, und um 9 oder 10 Uhr legt man ſich ſchlafen. Um dieſe Zeit herrſcht auf den verödeten Straßen bereits völlige Stille, und nur da und dort brennt das trübe Licht der Papierlaternen, die an niederen Säulen befeſtigt ſind. Bei Nacht finden keine Aufſichten und Patrouillen ſtatt; die Wächter ſchlafen ruhig in ihren Wachtſtuben, und nur zuweilen, wenn ſie gerade einmal aufwachen, rufen ſie einem verſpäteten Fußgänger zu: Na-erl? (Wohin gehſt du?) — Der Wanderer antwortet: Zjä-ka! (Nach Hauſe!) und ſetzt ruhig ſeinen Weg fort. Räubereien und Gewaltthaten kommen nie auf der Straße vor; aber Diebe ſchlüpfen nicht ſelten in die

Digitized by Google

Fenſter der reichen Häuſer hinein und beſtehlen die Unvorſichtigen auf eine ſehr geſchickte Weiſe.

Bekanntlich ſind die Chineſen die ärgſten Memmen auf der Welt, und entſchließen ſich nie, mit den Waffen Jemanden anzufallen, oder auch nur ſich zu vertheidigen, ſo lange noch irgend eine Möglichkeit da iſt, ſich davon zu machen. Aber es kommt doch auch vor, daß ſelbſt dieſe Schafsnaturen in eine raſende Stimmung gerathen, und dann ſind ſie zu Allem fähig. So waren wir in den erſten Zeiten unſeres Aufenthalts in Peking Zeugen eines Straßenauftritts. Zwei gemeine Chineſen, die auf einen Dritten durch irgend Etwas erbittert waren, geriethen in eine unbeſchreibliche Wuth und begannen auf den Unglücklichen mit dicken Prügeln loszudreſchen. Der arme Menſch, welcher einige harte Schläge auf den Kopf erhalten hatte, fiel beſinnungslos zu Boden, aber ſeine erbitterten Feinde fuhren nur um ſo mehr fort, ihre Bosheit an ihm auszulaſſen. In einem Augenblick ſammelte ſich eine ungeheure Menge Zuſchauer um ſie und war bemüht, dem unmenſchlichen Dreinſchlagen durch Schreien ein Ende zu machen; aber Keiner entſchloß ſich, die Leute mit Gewalt zu trennen. Nach einigen Minuten erſchienen „die Wächter der guten Ordnung," d. h. die Polizeidiener, aber auch dieſe ſcheuten ſich vor dem furchtbaren Anblick, den funkelnden Blicken und wohl noch mehr vor den dicken Prügeln der Erbitterten, und warteten, bis dieſe ihre Wuth geſättigt hatten und mit dem Schlagen aufhörten. Dann erſt wagten ſie einzuſchreiten, banden den beiden Uebelthätern, ohne den geringſten Widerſtand zu erfahren, die Hände und führten ſie vor die Behörde.

2. Ein chineſiſches Gaſtmahl.*)

Minqua, bei dem wir eingeladen waren, iſt einer der reichſten Hong-Kaufleute.**) Am 2. März erhielten wir die chineſiſch auf rothes Papier geſchriebene Einladung, und am 4. um 6 Uhr des Abends begaben wir uns in das Haus, wo die beiden Brüder Minqua uns empfingen. Der engliſche Kaufmann Dent ſtellte uns vor; wir waren acht Offiziere der Fregatte, außerdem noch der Konſul Durand und fünf andere Perſonen. Die beiden Minqua, ſowie die von ihnen eingeladenen chineſiſchen Freunde waren in großem Koſtüm. Ihre langen Gewänder von blaubrochirter Seide hatten das prächtige Drachenzeichen aufgeſtickt; ein kegelförmiger Stroh-

*) Epiſode aus der Reiſe der Artemiſe. „Journal de la Marine," Dezemberheft 1840.

**) So heißen die chineſiſchen Kaufleute in Kanton, die von der Regierung eigens dazu beſtimmt ſind, mit den fremden Nationen zu verkehren, und darum in beſonderen abgeſchloſſenen Etabliſſements (Faktoreien) wohnen, die gleichfalls Hongs heißen. Hier haben auch die Fremden Zutritt.

Digitized by Google

hut mit einer Quaſte von Seidenplüſch bedeckte den Kopf. Bei ihrer Jugend und vortheilhaften Geſtalt ſtand ihnen dies Koſtüm recht gut und hatte trotz dem ſpitzigen Hut und dem langen Zopf etwas Würdevolles.

Wir wurden in einen langen, durch Laternen von jeder Form und Farbe, die in Form von Lüſtren am Plafond hingen, beleuchteten Saal geführt, deſſen Ameublement in eine Reihe kleiner Theetiſche beſtand, an deren jedem zwei Lehnſtühle von Bambus ſtanden. Ich nahm einen Schluck Thee, um das wunderbare Getränk in ſeiner Reinheit zu genießen, konnte ihm aber, obgleich das Parfüm vortrefflich war, keinen ſonderlichen Geſchmack abgewinnen; bei dem Mangel an Zucker ſchien er mir ſcharf und trocken. Die andern Gäſte theilten meinen Geſchmack.

Nach einigen Minuten kam Herr Dent mit einer Liſte, rief fünf der Eingeladenen zu ſich und verließ mit ihnen den Saal; er kam dann noch zweimal, um die letzten Abtheilungen von Fünfen zu rufen, und ſo fanden wir uns alleſammt in dem Speiſeſaal verſammelt, wo unſere Gaſtwirthe uns erwarteten. Auch dieſer Saal war mit Laternen, die voll glänzender Zeichnungen und mit ſeidenen Quaſten behängt waren, beleuchtet und in der That in jeder Beziehung reich ausgeſchmückt. Ungeheure Rahmen mit farbigen Gläſern bildeten ſtatt der Mauer den Hintergrund des Zimmers, das auf der andern Seite mit Papierrollen behängt war, auf denen eine Menge moraliſcher Sentenzen in chineſiſcher Schrift geſchrieben ſtanden.*) Ein prächtiger Teppich bedeckte den Boden, und alle aus grün gefirnißtem Holze gefertigten Stühle waren mit Decken von blauem Tuch überzogen, auf welchen Blumen mit Seide eingeſtickt waren. Anrichtetiſche waren im Saale umhergeſtellt und ſollten dazu dienen, um Platten und Teller darauf zu ſtellen und um die Braten zu zerſchneiden; endlich in der Mitte waren drei Tiſche im Triangel aufgeſtellt, aber ganz von einander getrennt. An jedem derſelben ſollten fünf Gäſte Platz nehmen mit einem der Herren des Hauſes, der die Honneurs machte. Es iſt zu bemerken, daß dieſe Aufſtellung im Triangel nicht blos Modeſache iſt, ſondern durch die Nothwendigkeit geboten wird, denn die großen Gaſtmähler bei den Chineſen ſind ſtets von Tänzen oder Darſtellungen von Jongleurs begleitet; damit nun Jedermann gut ſehen könne, ohne von der Stelle zu rücken, müſſen die Tiſche ſo aufgeſtellt ſein, daß die eine Seite leer bleibt. Dies war denn auch hier der Fall. Ein Freund der Minqua machte die Honneurs an dem Tiſche, wo ich aß. Jeder hatte vor ſich eine Untertaſſe von Porzellan, zwei kleine Stäbchen von Ebenholz, unten mit Silber verziert, und in einem dreieckigen, rothen und weißen Papier einen Zahnſtocher aus dem Flügelglied einer Fledermaus, endlich eine ganz kleine Taſſe zum Trinken des Ramſchu und eine kleine Untertaſſe voll ſchwarzer Sauce aus Aſſeln (cloportes). Ein Dutzend Schüſſeln aus blaubeblümtem Porzellan mit

*) Auch auf den Aushängeſchildern der Buden ſteht häufig ein Sinnſpruch, z. B. „Plaudern und langes Sitzen verhindert das Geſchäft."

Digitized by Google

delikat zubereiteten, uns aber ganz unbekannten Speisen bedeckten einen großen Theil des Tisches; der nicht besetzte Theil desselben, der nur das Auge reizen und unberührt bleiben sollte, war mit einer Menge von Schüsseln voll Blumen und Früchte, so wie mit Kuchen bedeckt, die mit Orangenkernen so künstlich und in so bizarren Formen bespickt waren, daß man vergebens nach einem Namen für diese verdeckten Platten suchte.

Nun begann das Mahl; zuerst hatte ich meine liebe Noth mit den Stäbchen, endlich aber gelang es, aus einem wunderlichen Gemische, worin ich Gurkenschnitte, Würste u. dgl. erkannte, einige Brocken herauszufischen; es war nicht schlecht, obgleich in dem Ragout sich getrocknete und geräucherte Haienflossen befanden. Ich kostete sodann etwas Gebratenes, das aus Schwalben gemacht sein sollte; auch dies war sehr gut, nur fand ich einen starken, ekelerregenden Geschmack wieder, den ich schon bei der ersten Schüssel bemerkt hatte. Auch die berühmten Vogelnester waren etwas fad, und der fatale Geschmack, der mir den Magen umdrehte, verfolgte mich allenthalben, so daß mein Widerwille gegen das Essen sich fortwährend steigerte. Eine infernalische, der europäischen Küche unbekannte Zuthat befand sich in allen, übrigens vortrefflich zubereiteten Speisen. Ich fragte, was es sein könne — es war Ricinusöl.*) Noch etwas plagte mich fortwährend. Jeden Augenblick mußte ich meinem Nachbar, dem Chinesen, auf die Gesundheiten, die er ausbrachte, Bescheid thun und die kleine Tasse mit Kamschu leeren; es ist dies eine Art süßsaurer weißer Wein, aus gegohrenem Reis und andern Ingredienzen bereitet, und wird warm genossen. Ich hätte viel darum gegeben, einige Gläser Wasser trinken zu können, aber Brod und Wasser sind an einem chinesischen Tische verbotene Dinge. Die Etikette nöthigte mich, auf die Gesundheiten Bescheid zu thun und dann die Tasse umzustürzen, zum Zeichen, daß nichts mehr darin sei. Der verzweifelte Mundschenk aber mit seiner unerbittlichen Kanne kam jeden Augenblick wieder, um sie zu füllen.

3. Die chinesische Kultur.**)

China bietet das Bild einer rein materiellen Kultur, die sich mit dem äußern Leben, so gut es gehen will, abfindet, ohne alles ideale Streben, somit ohne allen wahren lebendigen Fortschritt. Religion, Kunst und Wissenschaft bleiben im Materiellen stecken, selbst die Lehre eines Konfutse

*) Der französische Missionär Huc widerspricht der Behauptung, daß die Chinesen ihre Speisen mit Ricinusöl fett machten, giebt jedoch zu, es möchte hier und da in Kanton geschehen, „um die Europäer zu mystifiziren."

**) Journal des voyages en Chine en 1843, 44, 45, 46 par M. Jules Itier. Vgl. Magazin der Lit. d. Ausl. 1853, Nr. 138.

Digitized by Google

(etwa 500 Jahr v. Chr.) war keineswegs eine für hohe Ideen begeisternde Religion, sondern eine praktische Sammlung moralischer Regeln, zu Nutz und Frommen des Lebens in beschränktem Kreise. Kein Streben nach bürgerlicher Freiheit; wie die Sprüche des Konfuzius mechanisch nachgebetet wurden, so ward auch die bürgerliche Ordnung ein mechanisches Uhrwerk, und von der Regierung den Unterthanen ihr Wissen und Denken zugemessen. Das materielle Leben entwickelt wohl den Verstand, aber es macht ihn spitzfindig abgefeimt, wenn die ideale Seite des Lebens abstirbt. Man trifft unter den chinesischen Gelehrten scharfsinnige Freidenker, aber nirgends wirkliche Philosophie, im großen Ganzen aber den krassesten Aberglauben und Unglauben.

Eine Hauptursache der Versumpfung chinesischer Kultur liegt in der Abgeschlossenheit dieses großen Reichs. China ist ein sehr fruchtbares, an Erzeugnissen aller Art ungemein reiches Land, aber dennoch kann sich nie ein Land zum eigenen Vortheil von der übrigen Welt abschließen. Nicht Einem Volke, und zählte es auch 400 Millionen, ist es gegeben, Alles zu erfinden, Alles zu vervollkommnen. Im Menschenleben ist die Geselligkeit nicht allein eine Quelle der Freude und des Glücks, sondern auch gebieterische Nothwendigkeit, eine heilige Pflicht. Kein Volk hat mehr Erfindungen gemacht, als die Chinesen, aber es ist ein Gesetz, daß eine Erfindung durch die Welt gehen muß, um sich zu vervollkommnen. Abgeschlossen auf der Landseite durch seine berühmte Mauer und durch Wüsteneien, abgeschlossen auf der Meerseite durch tyrannische Verordnungen oder stupide Vorurtheile, hat China einen großen Theil seiner Erfindungen in ihrem ursprünglichen Zustande behalten, ja manche wieder eingebüßt. Der Kompaß, den uns die Araber im Mittelalter aus China zuführten, war hier schon 1700 Jahre vor Christus bekannt. Schießpulver und andere brennbare Zusammensetzungen zu glänzendem Feuerwerk waren ihnen längst bekannt, als das Schießpulver in Europa auf das Kulturleben umgestaltend einwirkte; aber die chinesischen Feuergewehre sind Kinderspielzeuge geblieben, die vor europäischer Artillerie aus einander stieben, und sie müssen ihre Gewehre den europäischen nachbilden. Sie haben sich von jeher auf das Schneiden und Poliren von Steinen und Metallen verstanden, aber zu großen Maschinen, wie sie das europäische Fabrikwesen kennt, haben sie es nicht gebracht. Ihre mechanischen Mittel beschränken sich auf den Hebel, die Rolle, den Wellbaum und auf das einfache gezahnte Rad. Erst kürzlich haben sie den Europäern die Schraube entlehnt. In der Optik haben sie niemals die Konstruktion eines Fernglases oder Teleskopes begreifen können. Ihre Mathematik beschränkt sich auf das Rechnen und die ersten Elemente der Meßkunst.

Die Bereitung des Porzellans erreichte bei den Chinesen einen so hohen Grad von Vollkommenheit, daß man in Europa die größte Mühe hatte, sie nur einigermaßen nachzuahmen. Sie hatten da längst die Theilung der Arbeit, wie wir sie jetzt in unsern Fabriken anwenden. In ihren Por-

Digitized by Google

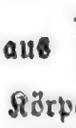
zellanfabriken zeichnet z. B. Dieſer eine Blume, Jener einen Vogel, der Eine trägt nur die blaue Farbe auf, der Andere die rothe. Und doch geſtehen ſie ſelbſt, daß heutzutage ihre Arbeiter nicht mehr ſo vorzügliche Porzellanwaaren liefern, als es vor mehreren Jahrhunderten der Fall war.

Es iſt bewundernswerth, was der Chineſe mit geringen Mitteln zu leiſten verſteht. Aus dem Bambus verfertigt er tauſenderlei Sachen, ſogar ein feines Papier; das chineſiſche Baumwollenzeug, der Nanking, iſt in der ganzen Welt berühmt; der geblümte Atlas, auf einem einfachen Webſtuhle bereitet, iſt ſammt den chineſiſchen Krêpes noch heute muſterhaft. Aber die europäiſche Kultur wird ſie auch bald hierin überflügelt haben, und das Geheimniß ihrer Tuſche und trefflichen Farben ihnen ablauſchen.

Die Chineſen ſind der Bilder- oder Symbolſchrift treu geblieben, mit welcher alle Völker begonnen haben, weil ein Bild für den bezeichneten Gegenſtand das Einfachſte ſchien, ſo lange man noch wenig zu bezeichnen hatte. Aber ſobald ein Volk ſich aus dem Zuſtande der Rohheit herausgearbeitet hat, muß es zu den phonetiſchen oder Laut-Zeichen übergehen und ein Alphabet haben, das mit einer geringen Anzahl von Zeichen alle möglichen Sprachlaute darſtellt. Die Chineſen haben das Ueberlieferte zäh feſtgehalten und nichts weiter gethan, als daß ſie neue Zeichen erfanden für die neuen Ideen, die ihnen zuſtrömten, womit ihr Vorrath von Schriftzeichen ſo anwuchs, daß das Behalten derſelben immer ſchwieriger wurde.*) Es lernt zwar auch das Volk ſchreiben und rechnen, aber Jeder nur ſo viel, als er zu ſeinem Geſchäfte braucht. Ein Bedienter des Herrn Itier, ſeines Handwerks ein Schuſter, konnte die Schilder der Kaufleute nur inſoweit leſen, als ſie auf das Schuhmachergewerbe Bezug hatten.

Die Chineſen ſind ein paſſives Kulturvolk; es fehlt ihnen die Energie, jene unruhige Kühnheit, welche „die Race Japhets" auszeichnet. Zur lebenskräftigen Ziviliſation gehört nicht blos Verſtand, ſondern auch Kraft. Der Chineſe iſt verſtändig, aber es fehlt ihm das energiſche Temperament, welches erforderlich iſt, damit der Verſtand Frucht bringe und dem Druck der Tyrannei nicht unterliege. Der Chineſe iſt nicht ſo weich, wie ſein Nachbar, der Hindu, aber er iſt doch viel zu weich, kräftigeren Stämmen

---

*) An ſich ſind die Wortzeichen einfach, aber ihre Menge muß dennoch die Ueberſicht erſchweren. So bedeutet das Zeichen den „Mann"; fügt man zwei Punkte oder Augen hinzu, ſo erhält man das Schriftzeichen für „Feuer" . Das Zeichen für Schaf (Jang im Chineſiſchen) ſieht ſo aus  . Das oberſte Zeichen mag der Reſt des Kopfes, die beiden Querſtriche den Körper und der unterſte Strich den Erdboden bedeutet haben. Durch häufigen Gebrauch lernte man es ſich bequem machen und beſchränkte ſich auf die nothwendigſten Striche. Auch die hebräiſchen Buchſtaben entſtanden auf ähnliche Weiſe, aber die Bilder ſanken eben zu Buchſtaben herab, was in China, wo man konſervativ war, unterblieb.

Digitized by Google

Aſiens gegenüber. Darum wurde das Reich der Mitte mehrere Male von einer Handvoll Tataren erobert, darum erträgt es die Tyrannei, darum hat es ſich durch argwöhniſche und gebieteriſche Herren von andern Nationen abſchließen laſſen, obwohl ſie ein echtes Handelsvolk ſind.

---

4. Chineſiſche Kulturbilder.*)

1.

Die Chineſen als Handelsvolk.

Uralt iſt auch der chineſiſche Handel. Während Fremde die Häfen des himmliſchen Reichs beſuchten, fuhren chineſiſche Kaufleute mit ihren Dſchunken in den Indiſchen Ozean und handelten auch in Arabien und Aegypten. Noch heute kommen ihre Schiffe nach den Inſeln des öſtlichen Archipelagus, nach Malakka, Bengalen, Cochinchina und Japan. Am Landhandel haben ſich die Chineſen lebhaft betheiligt, und es leidet keinen Zweifel, daß eben des Handels wegen chineſiſche Kolonien in der Mongolei ſich anſiedelten. Gegenwärtig wird auswärtiger Landhandel auf der Nord- und Weſtgrenze getrieben. Die Chineſen kaufen beſonders mongoliſche Pferde, Nephrit (Nierenſtein), Moſchus und Shawls aus Khotan und Tibet, Pelzwerk aus Sibirien, Tuche, Seife, Leder, Gold- und Silberdraht aus Rußland. Aus dem nordweſtlichen Kan-ſu und über die Kleine Bucharei ſind in alten Zeiten chineſiſche Seidenwaaren nach Europa gekommen; aber der Transport iſt ſchwierig und der Landhandel deshalb bei Weitem nicht ſo wichtig als der Seehandel. Für den europäiſchen Verkehr war bekanntlich bis vor Kurzem allein der Hafen von Kanton geöffnet. Bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts nahm China für ſeinen Thee nur Silber, keine Waaren. Erſt ſeit Anbeginn des laufenden Jahrhunderts werden Baumwollenwaaren, Tuche, verarbeitete Metalle, Uhren u. dgl. eingeführt. Indien liefert Gewürze, Kampfer, Elfenbein und insbeſondere eine große Menge Opium, deſſen Gebrauch in China unglaublich um ſich gegriffen hat. Die Hauptausfuhren China's beſtehen in Thee und Rohſeide. China hat nöthig zu verkaufen, nicht zu kaufen. Es nimmt Opium und Baumwolle, weil es an beiden nicht ſo viel liefert, um die Nachfrage zu decken; die übrigen Einfuhrartikel nimmt es nur, um dem Abſatz ſeiner eigenen Waaren förderlich zu ſein.

Die Regierung hat niemals den Handel mit den Europäern begünſtigt; auch könnte China des Verkehrs mit dem Auslande um ſo leichter entbehren, als in der That ſein Binnenhandel ungeheuer ausgedehnt iſt.

---

*) Wanderungen durch das chineſiſche Reich, von Huc und Gabet. In deutſcher Bearbeitung von K. Andree (Leipzig 1855).

Digitized by Google

Derſelbe beſchäftigt Fahrzeuge jeder Größe, die zu Hunderttauſenden auf den Strömen, Flüſſen, Seen und Kanälen ſchwimmen. Er umfaßt hauptſächlich Getreide, Salz, Metalle und viele andere Natur- und Kunſtprodukte, welche die verſchiedenen Provinzen mit einander austauſchen. China hat eine ſo gewaltige Ausdehnung, iſt ſo reich, ſo mannigfach gegliedert, daß der innere Handel Alle, die ſich mit Kaufen und Verkaufen befaſſen wollen, vollauf beſchäftigt.

Wer die drei Binnenſtädte Hanyang, Utſchang-fu und Han-keu geſehen hat, kann ſich einen Begriff von dem Umfange des Handelsbetriebes machen. Namentlich in Han-keu, dem „Mund der Handelsniederlage", iſt Alles ein Waarenlager und Verkaufsladen, und das Menſchengewühl ſo ſtark, daß man nur mit Mühe ſich hindurchwindet. Die Stadt hat aber auch eine günſtige Lage, die ſie zum Hauptſtapelplatz für alle 18 Provinzen macht. Sie liegt ſo recht im Herzen von China, wird vom Blauen Strome umfloſſen und ſteht vermittelſt deſſelben in direkter Verbindung mit dem Weſten und Oſten. Große Handelsdſchunken gelangen nach Süden hin in den Puyang-See und in den Thung-ting-See, die gleichſam Binnenmeere bilden. In dieſe Seebecken fallen viele kleine, aber ſchiffbare Flüſſe, auf welchen die Waaren aus Han-keu nach den Südprovinzen befördert werden. Nach Norden zu hat man dem Mangel natürlicher Verbindungswege durch ein wunderbar künſtliches Kanalſyſtem abgeholfen. Daſſelbe verbindet alle Seen und ſchiffbaren Flüſſe unter einander, und man kann alle Provinzen durchreiſen, ohne nöthig zu haben, ſein Fahrzeug zu verlaſſen.

Der Chineſe hat ein wahres Genie für den Handelsbetrieb. Er iſt im höchſten Grade geldgierig und gewinnſüchtig, er liebt die Spekulation und wuchert gern, ſein ganzes Weſen iſt pfiffig und verſchlagen; er iſt abgefeimt, verſteht die Wechſelfälle eines Handelsgeſchäfts vortrefflich zu erwägen. Der echte Chineſe ſitzt mit Vergnügen vom Morgen bis zum Abend in ſeinem Laden und harrt geduldig der Kunden; wenn ſeine Bude leer iſt, rechnet er, wie viel Profit er gemacht und noch machen wird. Er bringt den Handels- und Schachergeiſt mit auf die Welt, es iſt ſein Weſen, ſein Naturtrieb. Der erſte Gegenſtand, welcher das Kind reizt, iſt die Sapeke (ein kleines rundes Stück, aus einem Gemiſch von Kupfer und Zinn, die einzige legale Münze); ſprechen lernen und zählen lernen ſind beim Kinde gleichbedeutend; ſobald es den Pinſel halten kann, fängt es an, Zahlen zu ſchreiben, und ſobald es ſprechen und laufen kann, treibt es auch ſogleich Handel, kauft und verkauft. Wer in China einem Kinde den Auftrag giebt, etwas einzukaufen, darf dabei ganz getroſt ſein, denn das Kind läßt ſich nicht betrügen. Selbſt die Spiele der kleinen Chineſen ſind von dieſem Handelsgeiſte gleichſam durchſchwängert; ſie halten offene Bude oder ein Pfandhaus und gewöhnen ſich von Kindesbeinen die Handels- und Schacherausdrücke an.

Die „Thien" (Sapeken) haben in der Mitte ein viereckiges Loch,

Digitized by Google

damit man sie auf eine Schnur ziehen kann; ein Strang von tausend Sapeken kommt etwa einer Unze Silber gleich. Bei größeren Käufen giebt man Gold und Silber, die wie jede andere Waare gewogen werden, weshalb in den Städten jeder Chinese eine kleine Geldwage in der Tasche hat. Im ganzen Reiche laufen auch Bankbillets um, zahlbar auf den Inhaber; sie werden von den größeren Handelshäusern ausgestellt und in allen Hauptstädten angenommen.

Die Sapeke ist für den Kleinverkehr von unberechenbarem Vortheil; sie macht es möglich, daß auch mit dem winzigsten Gegenstande Handel getrieben werden kann. Der Chinese kauft ein Schnittchen von einer Birne, einer Nuß, ein Dutzend gerösteter Bohnen, einen Becher Melonenkerne, eine Tasse Thee, eine Pfeife Tabak — Alles für eine Sapeke. Wer nicht Geld genug hat, eine Orange zu bezahlen, kauft eine halbe. So sind in China eine Menge kleiner Industrien entstanden, von welchen Millionen Menschen leben. Mit 200 Sapeken Kapital macht der Chinese schon eine Handelsspekulation. Mit einer Sapeke lassen sich aber auch die Bettler abfinden, deren Zahl Legion ist.

2.

Pauperismus und Kindermord in China.

Arme Leute hat es zu allen Zeiten gegeben und es wird deren stets geben; aber schwerlich hat jemals in irgend einem andern Lande ein solches Elend geherrscht, wie im himmlischen Reiche. Es vergeht kein Jahr, wo nicht auf dem einen oder andern Punkte eine erschreckliche Menge von Menschen vor Hunger oder vor Kälte umkommt. Sobald in Folge von Ueberschwemmung oder Dürre oder sonst durch ein Mißgeschick die Ernte in einer Provinz schlecht ausfällt, sind gleich zwei Drittheile einer Provinz der Hungersnoth preisgegeben. Dann streifen große Banden, förmliche Bettlerheere, Männer, Weiber und Kinder, im Lande umher und fordern in Stadt und Dorf Lebensmittel. Manche sinken vor Erschöpfung nieder und sterben im freien Felde, wo ihre Leichname liegen bleiben. Man geht gleichgültig daran vorüber und achtet kaum darauf, denn man ist an dergleichen gräßlichen Szenen schon gewöhnt. Höchstens aus Egoismus findet man sich in einigen Gegenden bewogen, solche Todte zu beerdigen, die keine Freunde und Verwandte haben. Man glaubt nämlich, die Seelen der Abgeschiedenen verwandeln sich in böse Geister, welche die Lebendigen quälen, aber den verschonen, der zur Beerdigung der Leiche beiträgt.

Die Wohlhabenden stiften keine Vereine, um den Armen ihr Elend zu erleichtern. Dagegen bilden die Armen Kommanditgesellschaften, um die Reichen auszubeuten. Jeder Theilhaber bringt dem Vereine eine wirkliche oder künstliche Körperschwäche oder Krankheit als Kapital zu, das man zu verwerthen sucht. Diese Bettler-Armee zerfällt in Rotten und Bataillone,

Digitized by Google

und hat als Oberhaupt einen „König der Bettler", welchen der Staat gesetzlich anerkennt. Er muß für seine zerlumpten Untergebenen haften, und an ihn hält man sich, wenn das Unwesen so arg wird, daß es die öffentliche Ruhe gefährdet. Der Bettlerkönig in Peking ist gewissermaßen eine Macht; er darf an bestimmten Tagen seine Schaaren in's Feld führen, und es ist ihnen dann gestattet, in der Umgegend der Hauptstadt um Almosen zu bitten. Sie sind einem verheerenden Insektenschwarme vergleichbar, und suchen die Leute einzuschüchtern. Der König läßt dann die Vorsteher der Dorfschaften und Gemeinden zusammenberufen und erklärt, daß er gegen Empfang einer gewissen Summe sich anheischig mache, seine Leute zurückzuziehen. Nach langem Hin- und Herstreiten einigt man sich, das Dorf zahlt seine Ranzion und die Bettler suchen einen andern Landstrich auf, um dasselbe Spiel von Neuem zu beginnen. Manchmal fällt die Beute sehr ergiebig aus; Alles, was eingeht, wird dem König abgeliefert, welcher die Vertheilung besorgt.

In Folge des Pauperismus kommt der Kindermord in China sehr häufig vor. Wenn die neugebornen Kinder den Eltern Unbequemlichkeit verursachen, werden sie ertränkt oder erstickt; namentlich trifft dies Schicksal die Mädchen. Ein Knabe kann arbeiten, sobald er heranwächst, und kann seinen Eltern behilflich sein, wenn sie alt werden. Ein Mädchen ist der Familie zur Last; der chinesischen Sitte gemäß wird es gleichsam eingeschlossen gehalten bis zum Tage der Hochzeit, und da es keine Arbeit treibt, welche Geld einbringt, entschädigt es die Eltern nicht für die Kosten, die es verursacht. Doch weiß man da, wo der Baumwollenbau und die Seidenzucht den Mädchen eine lohnende Beschäftigung gewähren, auch ihr Leben zu schützen.

In großen Städten giebt es geräumige Gerüste, in welche die Kinder geworfen werden, die man nicht anderweitig begraben läßt. Die Behörde trägt Sorge, daß ungelöschter Kalk hinzugethan wird. In Peking ziehen alltäglich vor Sonnenaufgang fünf von einem Ochsen gezogene Karren durch die fünf Stadttheile und man erkennt an bestimmten Zeichen, welche der Fuhrmann giebt, seine Ankunft. Wer todte oder lebendige Kinder los sein will, übergiebt sie ihm. Die Leichen werden in gemeinschaftliche Gruben gelegt und mit ungelöschtem Kalk bedeckt. Die lebendigen liefert der Fuhrmann in Yü-yng-lang, d. i. im Tempel der Neugeborenen, ab, in welchem Ammen auf Staatskosten unterhalten werden. Dergleichen Aufnahmehäuser für Kinder findet man in allen großen Städten.

3.

Eine chinesische Heerschau.

Im letzten Jahre unseres Aufenthaltes in China besorgten wir eine kleine Mission in einer südlichen Provinz. Wir hatten eine Kapelle und ein Haus mit einem kleinen Garten; das Ganze war von hohen Bäumen,

Digitized by Google

Bambusgesträuch und einer hohen Steinmauer umgeben. Dort lebten wir mit zwei Chinesen. Der Eine, etwa 30 Jahre alt, war Katechist, lehrte die Kinder christliche Gesänge und besorgte den Haushalt. Außerdem war er seines Zeichens ein Schneider; im Uebrigen ein sanfter, wackerer Mensch, der wenig überflüssige Worte sprach und mit Eifer medizinische Bücher las. Der Andere, 60 Jahre alt, fegte die Kapelle und hatte die Besorgung des Gartens, war Koch und sehr freigebig mit Thee und Tabak gegen Jedermann. In früheren Jahren lag er dem Schmiedehandwerk ob, und die Leute nannten ihn nur den Schmied Siao. Diese zwei Biedermänner kamen einst und fragten uns um Rath. Aus Peking war ein außerordentlicher Truppeninspektor angekommen mit der Meldung, daß demnächst eine große Musterung und Heerschau abgehalten werden solle. Nun fragten sie, ob wir damit einverstanden seien, daß sie sich dabei betheiligten. Wir erfuhren bei dieser Gelegenheit, daß der Schmied und der Schneider kaiserlich chinesische Soldaten seien, und daß Jeder, der nicht erscheine, dafür 500 Bambushiebe erhalte, außerdem noch eine Geldstrafe erlegen müsse. Der Schneider-Katechist gestand ein, daß er in seinem Leben noch kein Gewehr abgefeuert und mit dem Schießen überhaupt nichts zu thun habe.

Am Tage der Heerschau frühstückten unsere beiden Kriegshelden, leerten eine Schale Wein, setzten einen Strohhut auf und zogen einen schwarzen, mit breiten rothen Streifen besetzten Rock an. Auf diesem befand sich vorn und hinten ein weißes Stück Zeug, auf welchem das Schriftzeichen Ping stand, d. i. Soldat. Auch wir Missionäre begaben uns als Zuschauer zur Musterung, die auf einer sandigen Ebene vor der Stadt abgehalten wurde. Die Krieger kamen in kleinen Rotten heranmarschirt, mit Flinten, Bogen, Lanzen, Säbeln, Dreizacken und sogar mit Sägen an einem langen Stiele, mit Schilden aus Bambusgeflecht und mit einigen Feldschlangen, denen die Schultern zweier Soldaten als Laffetten dienten. In diesem bunten Gewirr fiel uns aber doch eine Uebereinstimmung auf; Jeder hatte einen Fächer und eine Tabakspfeife, Viele trugen auch einen Schirm unter dem Arme. An einem Ende des Platzes erhob sich ein Brettergerüst, überschattet von einem gewaltigen rothen Schirme, und mit Fahnen, Wimpeln und Laternen geschmückt; wozu diese letzteren dienen sollten, wurde uns nicht recht klar, denn es war heller Sonnenschein. Auf dem Gerüste befanden sich der Inspektor und die höchsten Zivil- und Militärmandarinen. Sie hatten es sich bequem gemacht, in Lehnsesseln Platz genommen, tranken Thee und rauchten Tabak; ein Diener gieng mit brennender Lunte umher, nicht um Kanonen abzufeuern, sondern um Pfeifen anzuzünden. An verschiedenen Stellen hatte man detachirte Forts gebaut, aus Bambusstäben und bemaltem Papier. Die Uebung begann; das Zeichen wurde durch Abfeuern einer Feldschlange gegeben; die Richter auf dem Gerüste hielten sich mit beiden Händen die Ohren zu. Auf dem einen Fort wurde eine gelbe Flagge aufgezogen, die Kesselpauken erdröhnten, die Soldaten liefen durcheinander, schrieen, drängten sich um die Fahnen ihrer Rotte

Digitized by Google

und verſuchten ſich einigermaßen zu ordnen; doch gelang das nur ſehr dürftig. Darauf ein Scheingefecht mit allerlei Schwenkungen.

Man kann ſich kaum etwas Komiſcheres denken, als ſolch eine chineſiſche Heerſchau. Die Soldaten laufen vorwärts, gehen zurück, ſpringen, hüpfen, verkriechen ſich hinter den Schild, als wollten ſie den Feind erſpähen; ſtehen raſch auf, hauen von rechts nach links um ſich, und rennen von dannen mit dem Rufe: Sieg! Sieg! Es kommt Einem vor, als ſähe man eine Seiltänzerbande.

So lange dieſe Art Scheingefecht dauert, ſchwenken zwei an jedem Ende des Gerüſtes aufgeſtellte Offiziere eine Fahne, und deuten durch mehr oder weniger raſche Bewegungen an, wie hitzig es hergehe. Sobald die Fahne geſenkt wird, ruhen auch die Kämpfer aus, und jede Rotte begiebt ſich an ihren Standplatz.

Nach dieſer großen Schlacht mußten ausgewählte Kompagnien manövriren. Sie waren recht gut eingeübt, doch erſchien uns auch ihr Auftreten ſehr komiſch. Die engliſche Artillerie hat ein leichtes Spiel mit Leuten gehabt, deren Soldatengeſchicklichkeit hauptſächlich darin beſteht, daß ſie allerlei Kapriolen machen und lange auf einem Beine ſtehen können, ohne das Gleichgewicht zu verlieren. Die Füſiliere und Bogenſchützen zielten nach der Scheibe und trafen nicht übel, trotzdem daß die chineſiſchen Flinten keinen Kolben haben, ſondern nur einen Handgriff*), wie die Piſtolen; man ſetzt ſie nicht an der Schulter, ſondern oberhalb der Hüfte an. Man faßt das Ziel in's Auge und läßt den Haken mit brennender Lunte fallen. Den Feldſchlangen fehlen die Laffetten; die menſchlichen Unterlagen gewähren aber einen ſeltſamen Anblick, wenn Feuer gegeben wird. Sie ſuchen Ruhe und Seelengröße zu behaupten, verziehen aber doch das Geſicht im kritiſchen Moment. Ihre Ohren ſind jedoch, auf vorſorglichen Befehl kaiſerlicher Regierung, tüchtig mit Baumwolle verſtopft.

Die Heerſchau wurde mit einem allgemeinen Sturme gegen die detachirten Forts beſchloſſen. Uns blieb die Taktik völlig unverſtändlich; wir begriffen nicht, was die ſeltſamen Märſche und Bewegungen eigentlich bedeuten ſollten. Aber an Geſchrei war kein Mangel. Endlich wurden die Fahnen nicht mehr geſchwenkt, die Mandarinen auf dem Gerüſte erhoben ſich und riefen: Sieg! und die geſammte Soldateska wiederholte dieſen Ruf dreimal aus voller Kehle.

„*) Ich beſitze die Ausrüſtungsgegenſtände eines chineſiſchen Soldaten: Bogen und Pfeile ſind vorzüglich, die Schwerter, zwei in einer Scheide, von ſchlechtem Eiſen und das Gewehr eine ganz erbärmliche Luntenflinte mit plumpem, ſchwerem Lauf und einem langen Draht ſtatt des Ladeſtockes; man ſagt, ſie wagten nicht, das Gewehr an den Backen zu bringen, und ich geſtehe, daß ich meinem Ordonnanzſtück ein ſolches Zutrauen auch nicht ſchenken möchte. Dazu kommt der Schild von ſpaniſchem Rohr, der mit der abſcheulichen Fratze eines Tigerkopfes den Feinden Schrecken einflößen ſoll, und die Montur mit dem Worte „Muth" auf Bruſt und Rücken; Alles mehr darauf berechnet, den Gegner durch ſolche Schreckniſſe vom Kampfe abzuhalten, als ihm ſelber Widerſtand zu leiſten." (Graf Görz, Reiſe um die Welt, 3ter Band.)

Digitized by Google

Unſere beiden Chriſten, der Schneider und der Schmied, kehrten mit Staub und Ruhm bedeckt heim. Sie wußten auf unſere Fragen wenig zu antworten, weil ſie ſelber nichts von der Sache verſtanden; ſie meinten, daſſelbe ſei reichlich mit zwei Dritteln der übrigen Mannſchaft der Fall Die Zahl der Mandſchu-Soldaten mag etwa 60,000 betragen; ſie ſind ſtets unter den Waffen und beſſer eingeübt, als die 500,000 Mann Chineſen, denen es ein Leichtes wäre, die Mandſchudynaſtie aus dem Lande zu treiben, wenn kriegeriſcher Geiſt ſie beſeelte.

4.

Komplimente.

Nie darf man ſicher ſein, ob das, was ein Chineſe ſagt, wirklich ſeine Meinung ſei. Es iſt Alles Firniß, Schein, Künſtelei geworden in ihrer verzwickten Kultur. Das Heulen und Weinen bei Leichenbegängniſſen iſt gezwungen und gemacht, nicht minder die übertriebenen Betheuerungen von Zuneigung und Hochachtung Leuten gegenüber, die man haßt. Ein Chineſe hat mehrere Landsleute zu einer Zeremonie zu ſich gebeten; er veranlaßt ſie, noch zum Eſſen zu bleiben, aber Alle, dem Zeremoniell getreu, refüſiren. Er läuft von Einem zum Andern, ohne Erfolg; endlich wendet er ſich an einen ſeiner Vettern und bittet ihn, wenn er denn doch nicht bei ihm eſſen wolle, wenigſtens ein Glas Wein zu trinken. — „Ein Glas Wein? Meinetwegen, das koſtet nicht viel Zeit.“ Der Herr des Hauſes befiehlt mit lauter Stimme, doch ohne ſich eigentlich an Jemand zu wenden, daß man den Wein warm mache und ein paar Eier dazu backe. In der Erwartung, daß dieſe Befehle ausgeführt werden, zündet man die Pfeife an und raucht, plaudert dann und raucht weiter. Der Vetter, der vielleicht wirklich Eile hat, fragt endlich ſeinen liebenswürdigen Verwandten, ob es wohl noch lange dauere, bis der Wein warm ſei. — „Wein?“ bricht nun dieſer ganz verwundert aus, „Wein? Haben wir denn welchen hier? Weißt Du nicht, daß ich nie Wein trinke, daß er meinem Unterleibe ſchädlich iſt?“ — „In dieſem Falle hätteſt Du mich ſollen gehen laſſen. Warum ſo in mich dringen?“ Nun erhebt ſich der Herr des Hauſes und ſtellt ſich mit Unwillen vor den Herrn Vetter. „In Wahrheit“, ſagt er, „ich möchte wiſſen, aus welchem Lande Du kommſt. Wie? ich erweiſe Dir die Artigkeit, Dich einzuladen, ein Glas Wein mit mir zu trinken, und Du erweiſeſt ſie mir nicht, es auszuſchlagen? Wo haſt Du denn die Manieren gelernt? Wohl bei den Mongolen, nicht wahr?“ Und der arme Vetter bittet beſchämt um Verzeihung wegen ſeiner Unhöflichkeit.

Das Zeremoniell ſchreibt in vielen Fällen vor, die Freunde einzuladen, aber die Freunde müſſen regelmäßig die Einladung ablehnen. Ebenſo unhöflich wäre es freilich, abzulehnen, wo die Etikette die Annahme fordert. Wer einen Beſuch abſtatten will, ſendet einige Stunden vorher durch ſeinen Diener ein Billet; dieſes, ein Bogen rothen Papieres, iſt aber mehr

Digitized by Google

oder minder groß, wird ſo oder ſo viel Mal doppelt gefaltet, je nach der Würde und dem Reſpekt, den man bezeigen will. Um in die Höflichkeit etwas Großartiges zu legen, werden die Schriftzüge groß hingemalt; man macht ſie kleiner gegenüber ſolchen Perſonen, denen man wirklich Ergebenheit und Achtung erweiſen will. Der Hausherr tritt zuerſt auf die rechte Seite des Beſuchenden; nach dem Empfange geht er zur linken und ſagt: „Ich bitte Dich, vorauszugehen.“ Dann begleitet er ihn in der Weiſe, daß er ein wenig hinter ihm zurückbleibt.

Iſt eine Geſellſchaft geladen, findet man im Empfangsſaale die Sitze bereits in zwei geraden Reihen einer vor dem andern aufgeſtellt. Beim Eintreten macht man eine Reverenz, d. h. man verbeugt ſich an der Seite des Beſuchenden, aber einen Schritt hinter ihm, ſo tief, daß die in einander gelegten Hände den Boden berühren. In den Südprovinzen iſt die Südſeite die reſpektvollere; im Norden iſt es umgekehrt; man giebt alſo je nach der Provinz dem Beſucher die Ehrenſeite. Durch eine ſinnreiche Höflichkeit kann man mit zwei Worten den Stand der Dinge ändern, und wenn man Jenen auf die Südſeite geſtellt hat, ſagen: Pe-li; das iſt hier die Zeremonie des Nordens, was ſo viel ſagen will, als: ich hoffe, Du wirſt mir die geringere Stellung anweiſen, wenn ich mich nach Süden ſtelle. Aber der Hausherr giebt das nicht zu, ſondern entgegnet: Nan-li, das iſt die Zeremonie des Südens, und Du befindeſt Dich an der geeigneten Stelle.

Bei den Hochzeitszeremonien ſpielt die Familie der Braut eine ſehr beſcheidene Rolle. Wenn z. B. der Vater des Bräutigams nach dem Namen des Mädchens fragt, antwortet der Vater deſſelben: „Ich habe mit Hochachtung die Beweiſe der Güte empfangen, welche Du für mich haſt. Du thuſt meiner Tochter die Ehre an, daß ſie Gemahlin Deines Sohnes werden ſoll; aus dieſer Wahl erkenne ich, daß Du meine arme, kalte Familie höher achteſt, als ſie verdient. Meine Tochter iſt ein plumpes Geſchöpf ohne Geiſt, und mir hat es an Talent gefehlt, ſie gut zu erziehen; indeſſen wird es mir zum Ruhme gereichen, wenn ich Dir in dieſer Angelegenheit Gehorſam bezeige. Du wirſt auf einem beſondern Papier den Namen meiner Tochter nebſt dem Tage ihrer Geburt finden, ſodann auch den Namen ihrer Mutter.“

Das Zeremoniell greift bei keinem Volke ſo tief in's Leben ein, wie bei den Chineſen, darum wird es aber auch ſchon im Elementarunterricht als ein Hauptlehrfach der Jugend beigebracht.

5.

Wider die Natur.

Auch der Natur ſucht der Chineſe die Feſſeln anzulegen, in denen er ſelber mit ſeiner ganzen Kultur erſtarrt iſt. Nicht nur, daß er Bart- und Haupthaar abraſirt, und von letzterem nur ſo viel übrig läßt, um den

Digitized by Google

charakteriſtiſchen Zopf zu bilden, auf deſſen Pflege er die größte Sorgfalt verwendet, auch die Augenbrauen werden nach hergebrachter Form beſchnitten und raſirt. Den Katzen aber verkrüppelt man gern die Schwänze, damit dieſe nichts haben, was dem Zopf ähnlich ſieht. In den chineſiſchen Kunſtgärtchen richtet ſich der Fleiß des Gärtners vor Allem dahin, die Natur nach beliebten Schablonen zu formen, und nicht etwa nur die Felspartien, ſondern auch die Bäume und ſonſtigen Gewächſe, welche regelrecht nach den bekannten Modellen eines Drachen, Einhorns oder ſonſt eines Thiers beſchnitten und verſtümmelt werden. Ja, faſt das ganze weibliche Geſchlecht achtet weder Schmerzen noch Entbehrungen, damit der Fuß die pferdefußähnliche Geſtalt bekomme, die ſeit Jahrtauſenden für ſchön gilt.

Frau Ida Pfeiffer erzählt (Eine Frauenfahrt um die Welt. II.): „Obwohl ich viel über die kleinen Füße der Chineſinnen geleſen hatte, überraſchte mich doch deren Anblick im höchſten Grade. Durch Vermittelung einer Miſſionärsfrau gelang es mir, ſolch ein Füßchen in natura zu ſehen. Die vier Zehen waren unter die Fußſohle gebogen, an dieſelbe feſt gepreßt und ſchienen mit ihr verwachſen; nur die große Zehe ließ man ungeſtört auswachſen. Der Vordertheil des Fußes war mit ſtarken, breiten Bändern ſo zuſammengeſchnürt, daß er, ſtatt in die Breite und Länge, in die Höhe ging und ſich mit dem Rohre des Fußes vereinte; an der Stelle des Knöchels bildete ſich daher ein dicker Klumpen, der ſich an das Bein anſchloß. Der Untertheil hatte kaum vier Zoll Länge und anderthalb Zoll Breite. Der Fuß wird ſtets in weißes Linnen oder in Seide gewickelt, mit ſtarken breiten Seidenbändern umwunden und in niedliche Schuhe mit ſehr hohen Abſätzen geſteckt.“

„Zu meiner Verwunderung trippelten dieſe verſtümmelten Geſchöpfe, trotz uns breitfüßigen Weſen, ziemlich ſchnell einher, nur mit dem Unterſchiede, daß ſie dabei gleich Gänſen wackelten; ſie ſtiegen ſogar Trepp' auf Trepp' ab ohne Hilfe eines Stockes.“

„Von dieſer chineſiſchen Verſchönerung ſind nur die Mädchen der ärmſten Klaſſe, das iſt jener, die in Booten wohnt, ausgenommen; in den vornehmen Familien trifft alle das Loos, in den geringeren gewöhnlich die erſtgeborne Tochter. — Der Werth der Bräute wird nach der Kleinheit der Füße beſtimmt.“

6.

Der Reisbau.

Reis und Thee ſind die hauptſächlichſten Nahrungsmittel der Chineſen. Den Reis eſſen ſie meiſt in Waſſer gekocht mit zwei dünnen Stäbchen, welche ſie ſo geſchickt zu gebrauchen wiſſen, daß ſie ſelbſt einzelne Körner damit zum Munde führen. Der Morgenreis, etwa um 10 Uhr Vormittags, und der Abendreis, um 5 Uhr Nachmittags, bilden die Haupt-

Digitized by Google

mahlzeiten. Die ganze große chineſiſche Armee, alle Regierungsbeamte erhalten ihre Bezahlung zur Hälfte in Reis. Aber auch der dem Kaiſer zu entrichtende Tribut beſteht in Reis, der alljährlich auf Tauſenden von Dſchunken ihm zugeführt werden muß.*) Die Regierung handelt mit Reis, der Reishandel iſt gewiſſermaßen die Grundlage alles Handels im chineſiſchen Reiche.

Der Reisbau gedeiht aber nur im Süden des Hoangho und ganz beſonders im Delta und dem ozeaniſchen Küſtenſtriche. Die vielen Kanäle erleichtern die Bewäſſerung, iſt doch das ganze chineſiſche Niederland noch halb ozeaniſch. Solche Felder aber, welche höher als Flüſſe und Kanäle liegen, werden durch die im Lande überall üblichen Schöpfräder bewäſſert.

Die Uebervölkerung geſtattet dem Boden keine Ruhe. Selbſt im Winter muß er Gemüſe tragen; im Frühling, nach ſtattgehabter Ueberſchwemmung, werden dann mit einem leichten, durch Büffel gezogenen Pfluge die Aecker durchfurcht und die ſchon auf einem anderen ſtark gedüngten Acker gezogenen jungen Pflanzen hineingeſetzt, jede 10—12 Zoll von einander entfernt. Die Bewäſſerung wird öfter wiederholt, und in den ſüdlichen Provinzen eine doppelte Ernte erzeugt.

Durch den Reisbau iſt das chineſiſche Niederland der am meiſten bevölkerte Theil des ganzen Reichs, der Sitz großer volkreicher Städte, der Mittelpunkt des Handels und induſtriellen Verkehrs. Es iſt gleichſam der Magen des ungeheuren Reichs, „die Blume der Mitte", wie die Chineſen zierlich es nennen. Der Werth von Grund und Boden iſt hier zu einer Höhe geſtiegen und der Menſch zu einem Sklaven der Scholle geworden, wie ſonſt nirgend auf der Erde.**)

7.

Der Theebau.

Die Theeſtaude — zur Gattung des Lorbeerbaumes gehörig, aus der auch die prächtige Camelia iſt — hat in China und Japan ihre Heimath; im ſüdlichen China, zwiſchen 23° und 31° nördl. Breite, wird ſie künſtlich gezogen. Die weiße Blüthe, der Kirſchblüthe ähnlich, iſt ſchwach wohlriechend; der Theeſamen reift im September. Nachdem er in der Sonne getrocknet worden, miſcht man ihn mit feuchtem Sand und bewahrt ihn in Körben auf, die mit Stroh zugedeckt werden. Im März wird der Boden für die Anpflanzung hergerichtet, gewöhnlich unter Bambusbüſchen und Maulbeerbäumen, um die jungen Schößlinge vor den drohenden Sonnenſtrahlen zu ſchützen. Man gräbt 2 Fuß von einander runde, 3 Fuß im

*) Außerdem bilden noch Thee, Seide und Kattun Naturalabgaben. Die ganze Einnahme in baarem Gelde, die dem kaiſerlichen Schatz alljährlich zukommt, wird nur auf 25 Millionen Thaler gerechnet.

**) Vergl. Ritter, Erdkunde von Aſien. III. Band.

Digitized by Google

Umfang haltende und 1 Fuß tiefe Löcher aus, miſcht die herausgenommene Erde mit Humus und füllt dann die Löcher wieder aus. In jedes Loch kommen 60 bis 70 Samenkörner, die dann einen Zoll hoch mit Erde bedeckt werden; bei trockenem Wetter begießt man ſie mit Waſſer, in welchem man Reis ausgewaſchen hat. Zwei Jahre wächſt die Theeſtaude mit dem wilden Graſe fort, im dritten Sommer aber jätet man das Gras aus und hüllt die Staude in Seidenwurmmiſt. Zu dieſem Geſchäft gehört eine Gewandtheit, die man nur durch Uebung lernt. Im vierten Jahre endlich kann man Thee ernten.*)

Die Pflanzungen werden an den Bergabhängen angelegt, damit das Regenwaſſer ablaufe; muß man aber die Staude auf ebenem Grunde anpflanzen, dann werden, damit das Waſſer ablaufe, tiefe Rinnen gezogen, denn bei übermäßiger Feuchtigkeit verdirbt die Pflanze. Die Abhänge, an denen Pflanzungen angelegt werden, müſſen die Richtung nach Süden haben; die Nordabhänge ſind weit ungünſtiger, und darum erntet man auch auf einem und demſelben Berge Thee von verſchiedener Güte. Zwiſchen die Bäumchen pflanzt man nicht ſelten Buſchwerk, um die Pflanze im Herbſte vor dem Reif, im Sommer vor der Sonne zu ſchützen. Gewöhnlich hält man drei Mal des Jahres Ernte, und von der Zeit des Einſammelns hängt die Güte des Thees ab. Die erſte Ernte geſchieht im März, wenn die Blätter anfangen zu treiben und noch ganz zart ſind; ſie liefert den beſten und theuerſten, den ſogenannten Kaiſerthee. Man pflückt aber nicht viel und geht ſehr ökonomiſch damit zu Werke. Dieſer Thee ſoll ausſchließlich für den kaiſerlichen Hof beſtimmt ſein. Die Arbeiter, welche ihn bereiten, müſſen ſich ſchon einige Wochen zuvor einer ſtrengen Diät unterwerfen, damit ihre Ausdünſtung dem zarten Duft der jungen Blätter keinen Abbruch thue. Die Hände, welche die Theeblätter pflücken und ſortiren, müſſen ſorgfältig gewaſchen und dann noch mit Handſchuhen überzogen werden. Schon vor Sonnenaufgang geht es an die delikate Arbeit.

Die abgenommenen Blätter werden kurze Zeit in ſiedendes Waſſer geworfen, damit der giftige narkotiſche Stoff im Thee entweiche; man legt ſie dann, wenn ſie abgetropft ſind, in flache, eiſerne, erhitzte Pfannen, in denen ſie umgerührt werden, dann auf einen Rolltiſch, wo ſie ausgebreitet und noch feucht mit den Händen zuſammengerollt werden. Die aufſteigenden Dünſte werden ſtets fleißig mit einem Fächer vertrieben. Soll der Thee ſchwarz werden, ſchwenkt man die Theeblätter in Drahtſieben über kochendem Waſſer und rollt ſie dann auf heißen Blechen. Durch dieſe Behandlung mag der ſchwarze Thee etwas von der nervenreizenden Kraft des grünen einbüßen, aber eben deshalb vorzuziehen ſein, um ſo mehr, da man ſchlechten, farbloſen Blättern auch wohl durch Zuſatz von Berlinerblau die grüne Farbe giebt.

*) Im ſiebenten Jahre erreicht der Baum die Höhe von 6—7 Fuß, die Blätter werden zähe, doch benutzt man ſie bis zum 10. Jahre.

Digitized by Google

Die feineren Sorten werden durch Zuſatz von den Blüthen der Olea fragrans, des Jasmin, der Camellia sasangua, vielleicht auch der Theerose, noch wohlriechender gemacht, und unter dem Namen „Blumenthee", auch wohl „Kaiſerthee" genannt, ſorgfältig verpackt und verſandt. Denn jeder ſtarke Geruch von Eßwaaren, Kaffee und Gewürz benimmt dem Thee den eigenthümlichen Duft; auch das Salzwaſſer des Meeres ſoll ihm ſchaden, weshalb der nach Kiachta an die ruſſiſchen Kaufleute verſandte ſogenannte Karawanenthee in ſo gutem Rufe ſteht. Rußland empfängt für ſeine Fabrikate metallene Waaren, wollene Gewebe und Tuche, baumwollene und leinene Zeuge, Leder und Pelzwerk, ausſchließlich Thee; es iſt den ruſſiſchen Kaufleuten, die in Kiachta Handel treiben, verboten, für ihre Waaren baares Geld zu nehmen. Ehe aber der Thee vom Süden nach Kiachta gelangt, hat er einen Weg von 5000 Werſt, theils auf den Flüſſen und Kanälen, theils auf den Schultern von Menſchen zu machen. Der Austauſch mag ſich per Jahr auf den Werth von 12 Millionen Silberrubel belaufen. Rußland verſorgt auf dieſe Weiſe die eigenen Länder und die Bewohner Weſtaſiens mit Thee.

Die Tataren und Mongolen verbrauchen den ſogenannten Ziegelthee, der in ziegelförmigen Tafeln hart zuſammengepreßt iſt, und aus ſchlechten Blättern des alten Theebaums, oder aus den Blättern eines eigenen Strauches, mit etwas Thee vermiſcht, zubereitet wird. Auch im Aſiatiſchen Rußland wird dieſer Thee verbraucht, und als Mahlzeit mit Milch und Butter gekocht genoſſen.

Für die Europäer ſind Kanton und Schanghai die Hauptſtapelplätze für den Theehandel; der Chineſe giebt uns ſeinen Thee, und wir bringen ihm das Gift des Opiums dafür. In Kanton hat jedes Handlungshaus ſein eigenes Theezimmer und zum Koſten der verſchiedenen Sorten einen beſonderen „Theeſchmecker" angeſtellt. Vom ſchwarzen Thee iſt Bohea der geringſte, dann Congo, dann Souchong und Towchong, der beſte aber Pekoe. Man zählt über 40 Arten.

Im Jahre 1851 giengen nach England 68 Millionen Pfund, nach Nordamerika 43 Millionen, nach Auſtralien 4 Millionen, nach Bremen und Hamburg 4½ Millionen Pfund Thee, und doch iſt die ganze Menge Thee, welche China an's Ausland liefert, gering im Verhältniß zu derjenigen, welche es ſelber konſumirt.

5. Hochachtung der Chineſen vor dem Ackerbau und der Seidenkultur.*)

Ein von den Chineſen ſehr geehrtes und ihre alte Hochachtung für den Ackerbau beweiſendes Feſt iſt dasjenige, welches ſtattfindet, wenn die

*) Nach „China und die Chineſen" von John Francis Davis.

Digitized by Google

Sonne den 15. Grad des Waſſermannes erreicht. Der Gouverneur jeder Hauptſtadt begiebt ſich in Prozeſſion nach dem öſtlichen Thore, um „den Frühling zu empfangen", den ein Zug mit einer großen Thonfigur darſtellt, die einem Büffel ähnlich ſieht, welchen die Chineſen „Waſſerochs", wegen ſeiner Neigung für ſchlammige Gewäſſer, nennen, und der verwendet wird, um ihre Pflüge durch die Reisfelder zu ziehen. Den Zug begleiten Tragbahren, auf denen ſich phantaſtiſch gekleidete und mit Blumen geſchmückte Kinder befinden, die mythologiſche Figuren darſtellen, und das Ganze iſt von einer Muſikbande begleitet. Sobald Alle das Haus des Gouverneurs erreicht haben, hält derſelbe in ſeiner Eigenſchaft als Prieſter des Frühlings eine Rede, worin er die Sorge für den Ackerbau empfiehlt; darauf, wenn er den thönernen Büffel dreimal mit der Peitſche geſchlagen hat, fällt das Volk darüber her und bricht das Bild entzwei, das in ſeinem Innern noch eine Menge kleiner Thonfiguren birgt, um die nun die Menge ſich reißt und rauft. Dieſe Zeremonie hat einige Aehnlichkeit mit der Prozeſſion des Apisochſen der alten Aegypter, die auf gleiche Weiſe mit den Arbeiten des Feldbaues und den Hoffnungen auf ein fruchtbares Jahr verknüpft war.

In derſelben Zeit ehrt auch der Kaiſer den Ackerbau durch die Zeremonie des Pflügens. Begleitet von einigen Prinzen und den erſten Miniſtern des Reichs begiebt er ſich nach dem eigens für dieſen Zweck beſtimmten Felde in dem abgeſchloſſenen Raume, der den „Tempel der Erde" umgiebt, wo Alles durch dazu angeſtellte ordentliche Pflüger gehörig vorbereitet worden iſt. Nachdem der Kaiſer von dem auf dieſem Felde gewonnenen Getreide den Göttern geopfert hat, pflügt er einige Furchen, worauf ihm die Prinzen und Miniſter der Reihe nach folgen. Darauf werden „die fünf Getreidearten" geſäet, und ſobald der Kaiſer die Vollendung der Arbeit durch die gegenwärtigen Feldarbeiter angeſehen hat, wird das Feld der Aufſicht eines Beamten übergeben, deſſen Geſchäft es iſt, den Ertrag davon einzuſammeln und für die Opfer aufzubewahren.

Die nämliche Aufmunterung und das Beiſpiel, welches der Kaiſer in Perſon der Produktion der Hauptnahrungsmittel gewährt, wird von der Kaiſerin dem Anbau des Maulbeerbaums und der Pflege der Seidenwürmer gegeben, da dieſe die hauptſächlichſten Kleiderſtoffe liefern, deren Anfertigung größtentheils Sache der Frauen iſt. Im neunten Monat des Jahres begiebt ſich die Kaiſerin mit ihren erſten Damen zum Erfinder des Seidenbaues, demſelben ein Opfer darzubringen. Nach Beendigung dieſer Zeremonie wird eine Quantität Maulbeerblätter geſammelt, die zur Ernährung des kaiſerlichen Depots von Seidenwürmern beſtimmt ſind. Hierauf werden andere mit der Seidenbereitung verknüpfte Geſchäfte vorgenommen, z. B. das Erhitzen der Kokons im Waſſer, das Abwinden des Geſpinnſtes u. ſ. f., und ſo ſchließt die Zeremonie. — Von den ſechszehn an das Volk gerichteten „heiligen Geſetzen" bezieht ſich das vierte ausſchließlich auf die vorerwähnten Gegenſtände. „Beſorgt", heißt es daſelbſt,

Digitized by Google

„eure Landgüter und Maulbeerbäume, damit ihr genügende Nahrung und Kleidung erhalten mögt.“ Ein Kaiser der vorigen Dynastie ließ ausdrücklich zur Erklärung der beiden Industriezweige ein Werk verfassen, das den Titel führt: „Keng-tschi-tu“ (Erklärung des Ackerbaues und der Weberei). Es besteht aus vielen Holzschnitten, welche die verschiedenen Prozesse bei der Erzeugung von Reis und Seide darstellen, und mit einer Beschreibung in Worten begleitet sind. Die großen Vorzüge, welche die chinesischen Regenten dieser inländischen Industrie vor dem Handel, besonders dem ausländischen, geben, scheint von dem Gefühl diktirt zu werden, daß die Herrschaft des Handels der Vergänglichkeit unterworfen ist, während Staaten, die nur von sich selbst abhängen, der Zeit trotzen können.

6. Das Opium.

Die verderblichste Gewohnheit, der sich die Chinesen hingeben, ist der Gebrauch des Opiums, oder einer Zubereitung dieses Arzneimittels, die sie Tschandu nennen. Folgendes ist die Art, wie sie es zum Rauchen zurecht machen. Zwei Opiumbeutel werden aufgeschnitten und ihr Inhalt in eine eiserne Pfanne geschüttet, die man auf ein langsames Feuer setzt. Ein Mann rührt mit einem Stück Holz darin herum, bis das Ganze geschmolzen ist, dann wird es getheilt und in zwei Pfannen geschüttet; diese werden über dem Feuer gedrehet und erhitzt, bis alle Feuchtigkeit absorbirt ist; das Opium kann dann in einzelnen Schnitten abgelöst werden. Nun wird die Haut, die von den Beuteln abgezogen worden ist, in Wasser gesotten, bis alles Opium sich von ihr gelöst hat; das Wasser wird dann geseiht und über die Opiumschnitte ausgegossen. Dann werden Körbe in Bereitschaft gesetzt, deren Böden mit mehreren Schichten gewöhnlichen chinesischen Papieres belegt sind, und nachdem man sie mit den Opiumschnitten gefüllt, setzt man sie abermals auf Pfannen, läßt siedendes Wasser hineinlaufen und das aufgelöste Opium durchsickern. Das Opiumwasser wird wiederum gesotten, bis es sich zu der geeigneten Festigkeit verdichtet. Während des Siedens steht ein Mann mit einem Bund Federn daneben, womit er die Pfannen am obern Rande benetzt und feucht erhält, um das Anbrennen zu verhüten, wie er auch damit allen Schmutz wegnimmt, der etwa in die Höhe steigt. Wenn das Präparat so dicht geworden ist, daß es zwei oder drei Fuß weit aus der Pfanne gezogen werden kann, ohne zu brechen, so hat es genug gekocht. Die Pfannen werden vom Feuer abgenommen, auf den Boden gestellt, und der Tschandu wird mit Fächern gekühlt; ist er ganz kalt, wird er in zinnerne Büchsen geschüttet und dem Handel übergeben. Fast immer wird er aber dadurch verfälscht, daß man aufgelösten Kandiszucker in das Opiumwasser schüttet, bevor es gesotten

Digitized by Google

wird. Die Fabrikanten von unerlaubtem Tschandu mischen doppelt so viel Zucker darunter, als in der Opiumpächterei geschieht.

Der Chinese will sich auch das geringste Atom des „kostbaren" Opiums nicht entgehen lassen. In allen Tschandulädeu hält der Kaufmann ein Tuch in seiner Nähe, um seine Finger, Messer oder irgend einen mit Tschandu in Berührung gekommenen Gegenstand daran abzuwischen; dieses Tuch wird so lange gebraucht, bis es wohl gesättigt ist, und dann wird es für einige Zents verkauft. Die Lumpen werden in Wasser getaucht, das nun geseiht und gesotten wird, bis man den darin enthaltenen Tschandu gewinnt, in welchen dann junge Zuckerrohrblätter ganz klein zerhackt geworfen werden; nachdem die Masse wohl umgerührt ist, wird sie zu Pillen geformt, gekauft und gegessen. Dieses Präparat wird „Muddeth" genannt.

Tschandu ist ein tödtliches Gift, wovon der vierte Theil vom Gewicht eines Dollars einen Mann binnen einer Stunde tödten kann. Das beste Gegenmittel gegen die Vergiftung ist Oel, namentlich Kokosnußöl, das augenblickliches Erbrechen verursachen muß. Ist der Tschandu in Arak oder Wasser aufgelöst worden, so wird das Oel nicht die gewünschte Wirkung hervorbringen, und der Patient muß dann durch mechanischen Reiz zum Erbrechen gebracht werden.

Der Tschandu wird geraucht. Der Raucher nimmt eine Pfeife, an deren Kopf ein konvexes Stück Zinn angebracht ist, das ein ganz kleines Loch in der Mitte hat, das kleinste Körnchen Tschandu wird in das Loch gelegt, der Raucher, nachdem er eine liegende Stellung genommen, hält den Tschandu an die Flamme eines Lämpchens, saugt den Dampf ein, und in wenigen Sekunden ist der Tschandu verbrannt, dessen Asche in den Kopf der Pfeife fällt. Wenn eine Pfeife eine Zeit lang gebraucht ist, wird der zinnerne Deckel des Kopfes abgenommen und der Abfall ausgeschüttet. Aber auch dieser — Tye-Tschandu genannt — wird noch benutzt; die Kaufleute verkaufen ihn an die ärmere Klasse, zu 25 bis 40 Zents den Tyle.

Ein eingefleischter Raucher wird einen halben Tyle oder noch mehr auf Ein Mal verbrauchen, er fällt dann zurück und verschläft die Wirkung. Es ist aber merkwürdig, daß ein Opiumraucher nicht lange schlafen kann, beim Erwachen wird er, abgemattet, zu seiner Pfeife zurückkehren, bis der Schlaf von Neuem seine Augenlider schließt. Die Träume und Phantasien bei einem solchen Schlafe sind sehr wonnevoll. Der unmäßige Gebrauch dieses verhängnißvollen Artikels zerstört in wenigen Jahren alle Kräfte eines Mannes und macht ihn zu jeder Arbeit unfähig. Man erkennt die Opiumraucher leicht an ihrem abgemagerten, von Leiden verzehrten Gesichte.

Obgleich eine ungeheure Quantität von unprivilegirtem Tschandu aus dem malayischen Gebiet und der Provinz Wellesley nach der Insel geschmuggelt wird, muß der Pächter doch noch einen bedeutenden Gewinn haben, da er der Regierung 2600 Dollars monatlich Abgabe zahlt. Er

Digitized by Google

hält sich fünf Kleinhändler oder Kommis, welche die Rechnungen führen und die Waare im Einzelnen verkaufen; ferner sechs Tukangs oder Arbeiter, einen Koch, zwei Wasserführer und acht Einnehmer.

III. Japan.

1. Das Inselreich Japan.

(Eine Federzeichnung vom Herausgeber.)

Wie es den Engländern gelungen ist, den Chinesen fünf Freihäfen (Kanton, Amoy, Fuchowfu, Ningpo und Shanghai) abzuzwingen und so die Kette, womit auch von der Seeseite her das Reich verschlossen gehalten werden sollte, zu sprengen: so gebührt neuerdings den Vereinigten Staaten Nordamerika's das Verdienst, die Sprödigkeit der Japanesen gebrochen zu haben. Laut Vertrag vom 31. März 1854 können fortan die amerikanischen Schiffe in die Häfen von Simoda und Hakodadi einlaufen. Die Engländer machten es den Amerikanern nach, und erzwangen unter Lord Elgin im August 1858 gleichfalls einen Handelsvertrag.

Simoda ist eine kleine Stadt von ungefähr 3000 Einwohnern, an der gleichnamigen Bucht gelegen, unter 34° 39′ 49″ nördl. Breite und 138° 57′ 30″ östl. Länge von Greenwich. Der Hafen, durch eine kleine Auszackung des Landes in der Richtung von Nordost nach Südwest gebildet, ist den Südwestwinden offen, welche das Ankern oft sehr schwierig machen, dagegen vor Nord- und Ostwinden vollkommen geschützt. Simoda liegt an der südöstlichen Spitze der Halbinsel Idzu, an der östlichen Seite der Insel Niphon, südlich von der Stadt Jeddo.

Hakodadi liegt an der Südseite der Insel Jesso und wird als einer der prächtigsten Häfen der Welt gelobt; nördl. Breite 41° 49′ 23″, östl. Länge 140° 17′ 45″.

Das Kaiserreich Japan wird von drei größeren Inseln gebildet: Niphon, Sikok, Kiusiu, und einer Menge von kleineren Eilanden, von denen die bedeutendsten im Norden Jesso und im Süden die Liu-kiu-Gruppe sind. Alle diese Inseln gehören zu jenem vulkanischen Gürtel, der sich von Kamtschatka und den Kurilen nach Süden hinab zu den Molucken und nach Westen über zahlreiche Inseln des Indischen Archipelagus, die Philippinen, Java, Sumatra, zu den Küsten Arakans und den Andamanen und Nikobaren im Bengalischen Meerbusen erstreckt.

Die Hauptinsel der Japaner, Niphon (auf 4081 □Meilen geschätzt), wird ihrer ganzen Länge nach von einer Bergkette durchschnitten, welche durch den vorherrschenden Basalt und die trachitischen Gebilde auf ihren vulkanischen Ursprung hinweist, aber auch noch viele jetzt thätige Vulkane

Digitized by Google

enthält, von denen der Fusi-Yama der bedeutendste (vielleicht gegen 14,000 Fuß hoch) ist. Seine imposante Pyramide ist den größten Theil des Jahres mit Schnee bedeckt; der letzte Ausbruch fand im Jahre 1707 statt, und seitdem ist ein Stillstand eingetreten. Hinwiederum ist ein anderer Vulkan, der Wuzendaken, auf der Insel Sinabara, seit dem heftigen Ausbruche von 1792 der Schrecken der Nachbarn geworden. Im genannten Jahre stürzte plötzlich der Gipfel des Berges ein, während ein Theil seiner Abhänge in die Luft geschleudert ward, und aus einem neu emporgetriebenen Krater ein Strom heißen Wassers sprudelte, der, die Ebenen überfluthend, Häuser und Bäume mit sich fortriß. In Simoda und Jeddo waren kurz nach der Anwesenheit der Amerikaner (in Simoda am 23. Dezember 1854) sehr heftige Erdbeben. Die russische Fregatte „Diana," welche in der Bai von Simoda Anker geworfen hatte, kam in große Gefahr, da unmittelbar nach dem Erdstoß die See hoch aufwallte und in eine strudelnde Bewegung gerieth, so daß sich die Fregatte während eines Zeitraums von einer halben Stunde 43 Mal wie ein Kreisel herumdrehte. Niemand an Bord konnte auf seinen Füßen stehen; die Ankertaue und Ankerketten zerrissen wie Spinnfäden.

Das Japanische Meer ist sturmvoll, doch das Klima der Inseln selber gemäßigt, ziemlich regelmäßig und durchaus gesund. In Folge der nördlichen und nordwestlichen Winde, die von dem schnee- und eisreichen asiatischen Festlande wehen, ist das Klima der Nordwestküsten natürlich kälter, als die entsprechenden Breitegrade im mittleren Europa. Es kommt schon am 32° nördlicher Breite (der Südspitze Spaniens parallel) Eis vor, und auf der Insel Dschousima, 34° 12′ nördl. Breite, gedeiht der Reis nicht mehr, im Norden von Jesso, 45° nördl. Breite, tritt auch der Weizenbau zurück. Dagegen schützt wieder die ganz Niphon durchschneidende Bergkette die südöstliche Küste, welche sich eines milden Klima's und großer Fruchtbarkeit erfreut. Die Ebenen nordöstlich von Jeddo bis an den 38. Breitengrad sind so fruchtbar, daß sie die Kornkammern von Japan genannt werden; fast auf der ganzen Südostküste von Niphon, Sikok und Kiusiu trägt der Reis zwei Ernten.

Wer im Frühjahr in die Bai von Jeddo segelt, kann schon im März und April die Camelia japonica, deren Büsche bis zur Baumgröße von 25 bis 30 Fuß aufwachsen, in voller Blüthe finden. Auf günstig gelegenen sonnigen Ebenen wächst das Bambusrohr, die Palme, der Bananenbaum, auch an Orangen ist kein Mangel, aber der japanische Theestrauch soll an Güte dem chinesischen nachstehen.

Die Japaner sind tüchtige Ackerbauer und eifrige Gärtner, und wissen selbst dem vielfach steinigen Boden ihrer Berge ergiebige Ernten abzugewinnen. Es fehlt bei der natürlichen Gestaltung ihrer Inseln an langen Flußthälern; doch sie verstehen auch ihre kurzen Flüsse und Bäche gut für eine regelrechte Bewässerung auszubeuten. Die steilsten Bergabhänge, in Terrassen abgetheilt, werden angebaut, und selbst der harte Fels wird durch

Digitized by Google

darauf geworfenen Humus zum Acker gemacht. Sogar in den bevölkertſten Städten muß der Japaneſe ein grünes Stück Land um und bei ſich haben und das kleinſte Haus hat ſein Gärtchen. Freilich ſind die Leute bei der großen Bevölkerung, die in Folge der Abſperrung des Landes keinen Abzug finden konnte, wie in China zur größten Oekonomie gezwungen. Reis und Fiſche bilden die Hauptnahrung; der Gartenbau liefert Erbſen, Karotten, Zuckerwurzeln, Rettige, Salat, Melonen, Gurken, auch Bataten und Kartoffeln. Büffel, Ochſen und Kühe werden nur zum Laſttragen verwendet, da religiöſe Skrupel dem Japaneſen den Genuß des Rindfleiſches verbieten. Auch der Genuß der Milch iſt unbekannt. Die Pferde ſind von kleiner, kräftiger Race; Eſel, Maulthiere, Elephanten und Kameele fehlen. Schweine und Schafe ſind in geringer Zahl vorhanden, der Hunde und Katzen aber iſt Legion, auch — wie in China — an Ratten und Mäuſen kein Mangel. Vogelfang durch Leimruthen iſt ſehr beliebt, die Jagd auf Enten, Feldhühner, Faſanen, Schnepfen ſehr ergiebig. In den ſteinigen, gering bevölkerten nordöſtlichen Landſtrichen Niphon's leben Haſen und Wildſchweine, Affen und Füchſe. Die Literatur der Japaneſen weiß von manchen Schelmſtücken Reineke's zu erzählen und der Volksglaube hält dafür, daß auch die böſen Dämonen ſich in die Fuchsgeſtalt hüllen. Der Naturſinn iſt bei weitem mehr ausgebildet, als bei den Chineſen, obwohl auch dieſe keineswegs ſo proſaiſch ſind, als man gemeinhin glaubt. Jede Blume, jeder Baum, jedes Thier faſt hat von einem begeiſterten Japaneſen eine dichteriſche Verherrlichung gefunden. Ueber die ſchöne Nachtfliege, welche für ein heimtückiſches, in allen Künſten der Verſtellung wohl bewandertes Weſen gehalten wird, iſt in unzähligen Reimen geſungen. Ihre übereinander geſchichteten Flügel glitzern in allen Farben und ſind mit himmelblauen und goldenen Streifen überzogen.*)

Die Rinde des vielfach geäſteten Papiermaulbeerbaums (Broussonetia papyrifera) wird von den Japaneſen nicht blos zur Bereitung des Papiers benutzt, ſie liefert ihnen auch Stoff für Lunten und Stricke, für Zeuge und Kleider. Ganz vorzüglich gedeiht der Firnißbaum, beſonders in der Landſchaft Jamato, wo der Dairi Hof hält. Das Wort „Firniß," urſprünglich „Fruſi," ward von Japan aus in alle Länder verbreitet. Der Baum giebt einen milchartigen Saft, womit Geräthe, Tiſche und Tafelgeſchirre überzogen werden. Die Seidenzucht iſt ſeit den älteſten Zeiten in Japan heimiſch, doch die Seide nur von mittlerer Güte. Desgleichen iſt die Baumwollenweberei ſehr unvollkommen, allein in der Fabrikation lackirter Waaren und namentlich in der Bearbeitung von Metallen ſind die Japa-

*) Wegen ihrer Schönheit — ſo erzählt die japaniſche Fabel — hatten ſich einſt alle Nachtvögel in ſie verliebt und ſtellten ihr Anträge. „Bringet erſt Licht herbei!" antwortete die Liſtige, „denn der Schönheit geziemt es, ſich in vollem Glanze zu zeigen." Da flogen ſie alle hinweg die in Finſterniß geborenen und erzogenen Freier, die das Licht nicht geſehen haben und keinen Gebrauch davon zu machen wiſſen.

Digitized by Google

neſen Meiſter. Der Bergbau ſteht in hoher Blüthe und bringt eine nicht unbedeutende Menge edler Metalle, mehr Gold als Silber. Das japaniſche Kupfer iſt bekanntlich das beſte der Welt. Was ſie von europäiſchen Inſtrumenten ſehen, erregt ſtets das größte Intereſſe der Japaneſen, und man findet in ihren Werkſtätten bereits Uhren, Barometer und Thermometer. Da die Länge der japaneſiſchen Stunde in verſchiedenen Jahreszeiten verſchieden iſt, ſo verſehen ſie ihre kleinen, netten, durch ein Gewicht getriebenen Uhren mit mehreren Zifferblättchen, um ſie dieſen Veränderungen anzupaſſen. Nur auf die Baukunſt verwenden ſie keinen Fleiß. Ihre Gebäude ſind meiſt leicht aus Bambus und Holz auf einem niedrigen Fundamente von Stein aufgeführt, und wegen der häufigen Erdbeben gewöhnlich nur ein Stock hoch. Ein großer leerer Raum im Innern wird durch bewegliche Wände nach Belieben in größere oder kleinere Zimmer verwandelt. Feuerbecken und das Herdfeuer erſetzen die Oefen und Kamine; der Rauch muß aus der Thür oder aus der in der Mitte des Daches befindlichen Oeffnung ſeinen Ausgang nehmen. Die Reicheren haben ihre Häuſer auch wohl mit Kupferblech oder ſchweren Ziegeln gedeckt, die Aermeren mit Schindeln, die ſie mit Steinen (wegen der öfteren Stürme) beſchweren. Dieſe Dächer, wie auch die um das Haus laufenden Gallerien, die von einem zweiten Dach geſchützt ſind, erinnern an die Bergländer der Schweiz und Deutſchland.

Der Japaneſe ſitzt auf Matten, die den Boden einnehmen und über welche auch noch Teppiche gebreitet werden; er ißt mit Hülfe kleiner Stäbchen in echt orientaliſcher Stellung, nämlich mit übereinander geſchlagenen Füßen. Schränke mit vielen Schubfächern und Schirme, die er vor ſich ſetzt, wenn er ſchlafen will, bilden das einzige Stubengeräth. Die Wände ſind mit geblümtem Gold- und Silberpapier, bei Reicheren auch wohl mit fein geſchnitztem Holzwerk überzogen und mit Porzellan verziert. Feuersbrünſte ſind bei ſo leichter Bauart ſehr häufig, weshalb man auf dem Giebelende der Häuſer ein Waſſerfaß aufgeſtellt ſieht; auch vor den Häuſern werden Waſſerkübel placirt. In den verſchiedenen Stadttheilen ſind Standquartiere für die Löſchmannſchaften eingerichtet, eben ſo iſt an allen Straßenecken ein Brett aufgehängt, auf welches bei ausbrechendem Feuer der in jeder Straße angeſtellte Wächter mit einem kurzen eiſernen Stocke das Lärmzeichen giebt.

Um ihre Vorräthe zu ſichern, haben Bauern und Kaufleute beſondere aus Steinen erbaute Vorrathshäuſer, die mit Ziegeln gedeckt ſind. Recht zierlich ſehen die Veranda's und Vorhallen mit hölzernen Säulen vor den Stadthäuſern aus. Glasfenſter trifft man nirgends; geöltes Papier verſieht die Stelle des Glaſes. Des Abends werden die Zimmer durch hölzerne, mit geöltem Papier verklebte Laternen beleuchtet, worin ein flacher, mit Fett gefüllter Napf aufgehängt iſt, der einen Papierdocht ſpeiſt.

Ein bis in's Kleinſte durchgeführtes Beamten- und Polizeiſyſtem regelt das Staats- und Gemeindeleben. Sogar das Bewäſſern der Felder wird

Digitized by Google

von besonders dazu angestellten Beamten sorgfältig überwacht; sie geben einem Jeden nach Verhältniß der Ausdehnung der Felder eine bestimmte Quantität Wasser aus dem Kanale. Alle Beamten sind von Spionen umgeben und zum Theil selbst Spione. Um das System, nach welchem Einer für die Handlungen des Andern verantwortlich gemacht wird, durchzuführen, ist das Haupt der Familie zugleich der Aufseher des Hauses; je fünf Häuser haben wieder einen besonderen Vorstand, der seinerseits an den Vorsteher der Straße (Kachnia) zu berichten hat, was vorfällt, und dieser hat wiederum seinen Bericht dem Ottom oder Bezirksvorsteher zu machen, welcher denselben an den Magistrat abliefert. So bewacht eine Hälfte der Nation die andere. Bei manchen Vergehungen trifft die Strafe nicht blos den Verbrecher, sondern dessen ganze Familie.

Die Verfassung erinnert vielfach an das europäische Vasallenthum des Mittelalters. Alle geistliche und weltliche Gewalt war ursprünglich in der Person des Mikado oder Dairi als „Nachfolgers der Götter" und „Eigenthümers des Volkes" vereinigt. Als jedoch im 17. Jahrhundert bei einer Empörung des Thronerben der Kronfeldherr diesen besiegte und die ganze Macht sich selber zueignete, ward der Dairi zu einer bloßen Figur, und der Taikun, oder wie er in Kriegszeiten heißt, der Saigun, d. h. der weltliche Kaiser der eigentliche Regent. In Miako bewohnt der Dairi mit einem großen Hofstaat ein besonderes Stadtviertel, und sein Amt besteht mit darin, die Ehrentitel zu bewilligen und die Bezahlung dafür in Empfang zu nehmen. Außerdem muß die Stadt und ihr Gebiet für einen der Würde angemessenen Unterhalt Sorge tragen. Seine zwölf Frauen werden aus den schönsten und vornehmsten Töchtern des Landes gewählt; die Nachfolge ist zwar erblich, doch entscheiden in der Regel die Minister die Wahl in aller Stille, und machen dann mit großem Pomp die Wahl des neuen Dairi bekannt.

Der Taikun residirt in Jeddo, ist jedoch auch nicht unabhängig, da ihm der Staatsrath (aus fünf Fürsten zusammengesetzt) zur Seite steht. Er ist im Grunde ein in seinem Palast eingeschlossener Staatsgefangener, der zwar Audienzen ertheilt, aber beständig von Spionen überwacht wird. Die Provinzen, unter erbliche Fürsten gestellt, zerfallen wieder in kleinere Vasallenthume. Um jede Versuchung zu Aufruhr und Empörung von vornherein zu hindern, wird darauf gehalten, daß die Herrscher der benachbarten Fürstenthümer nicht zu gleicher Zeit auf ihrem Posten sind; sie müssen alljährlich eine bestimmte Zeit in Jeddo unter den Augen des Regenten zubringen, auch wird dafür gesorgt, daß sie keine Reichthümer sammeln. Die Erhaltung der Höfe, die Besoldung der Truppen ist ihre Sache; sendet ihnen der Taikun ein geringes Geschenk, so müssen sie es mit großen Gegengeschenken erwidern.

Wie dem Taikun ein Staatsrath beigeordnet ist, so diesem ein Senat, der aus funfzehn Gliedern des hohen Adels besteht und sein Gutachten über die Vorschläge des Staatsrathes abgiebt. Als vollziehende

Digitized by Google

Behörde ist ein Staatsministerium vorhanden, das die Gesetze ausführt und in sieben Sektionen sich gliedert, deren jede von einem Minister und einem Ministerialrath geleitet wird.

Ueber die Befolgung der Gesetze, die in jedem Dorf und jeder Stadt laut vorgelesen und dann an einem bestimmten Orte angeschlagen werden, wird streng gewacht, und selbst die Würdenträger finden keine Gnade, wenn sie gefehlt haben. Da die Todesstrafe auch Konfiskation des Vermögens nach sich zieht, so benutzt der Fürsten- und Adelstand sein Vorrecht des Hara-kiri, d. i. glücklichen Dahinscheidens, indem sich der in Ungnade Gefallene mit einem Messer den Bauch aufschlitzt. Auch in Duellen findet der Hara-kiri statt. Glaubt ein Vornehmer von einem Andern tödtlich beleidigt zu sein, so schneidet er sich auch wohl den Leib auf und läßt dies den Andern wissen, worauf derselbe ein Gleiches thun muß, wenn er nicht entehrt sein will.

Obwohl kein öffentliches Kastenwesen herrscht, sind doch die acht Klassen der Gesellschaft meist erblich. Zur ersten Klasse gehören die Fürsten, zur zweiten die Edeln (sie verrichten Kriegsdienste und besetzen die höheren Beamtenstellen), zur dritten die Priester, zur vierten und fünften die Soldaten als Vasallen der Edeln, zur sechsten die Großhändler, zur siebenten die kleinen Kaufleute, zur achten die Bauern, Handwerker und Tagelöhner. Den Ausschuß — eine quasi neunte Klasse — bilden die Lederarbeiter und Gerber.

Die Edeln und Krieger haben das Recht, zwei Schwerter zu tragen, ein größeres, das fast senkrecht im Leibgürtel steckt, und ein kleineres dolchartiges. Die Großhändler, um die Erlaubniß, das kürzere Schwert tragen zu dürfen, zu erlangen, müssen dafür eine bestimmte Summe erlegen. Auch die Beinkleider sind Zeichen hoher Würde, außerdem nur bei Kriegern und auf Reisen gewöhnlich. Die Hauptkleidung ist eine Art Kaftan, je nach dem Stande der Person von Seide, Baumwolle oder Hanf. Die Männer ziehen nach Umständen bis sechs solcher Röcke übereinander, die Frauen das Doppelte und Dreifache dieser Zahl. Der weite, am Oberarm offene Aermel ist vorn zusammengenäht und dient als Tasche. Die Schuhe sind einfache hölzerne Leisten bei schlechtem Wetter, oder mit Stroh geflochtene Sandalen. Die Hüte sind von Stroh oder Leder, auch von Holz und Pappe und gewöhnlich lackirt, werden aber vorzugsweise nur vom Militär getragen. Auch die Männer tragen Sonnenschirm und Fächer, Pfeife und Tabaksbeutel; im Gürtel steckt ein Schreibzeug mit der Brieftasche, die Papier, Geld und Arzneimittel enthält. Arme Leute gehen im Sommer fast ganz nackt. Da die Fischer und Seeleute an den Küsten fortwährend der Sonne und Luft ausgesetzt sind, hat ihre Körperfarbe einen bräunlichen Teint angenommen. Die Bewohner der Städte und die Vornehmern haben ihre weißere Hautfarbe bewahrt.

Kopf und Bart sind bei den Männern stets geschoren, und nur ein Haarbüschel bleibt, der auf dem Scheitel zusammengebunden wird. Geist-

Digitized by Google

liche, Aerzte und geſchiedene Frauen tragen ein völlig geſchorenes Haupt. Die Mädchen und Frauen verwenden auf den Haarputz die größte Sorgfalt; nur eine kleine Stelle auf der Mitte des Scheitels wird kahl geſchoren, das Haar von allen Seiten nach dieſer Mitte hinaufgeſtrichen und dann in einen leichten, vollen Knoten geſchlungen. Goldene und ſilberne Nadeln werden hindurchgeſteckt, auch wohl eine Menge kleiner, ſchön polirter Stückchen Schildpatt diademartig im Kreiſe aufgeſteckt. Das Haar der Japanerinnen iſt meiſt ſchwarz und ſehr weich. So hübſch die unverheiratheten Japanerinnen ſind, ſo häßlich erſcheinen ſie als Frauen, da ſie die Haare der Augenbrauen ausraufen und die Zähne ſchwarz färben.

Alle Japaneſen halten ſehr auf Reinlichkeit in ihren Wohnungen, wie an ihrem Leibe. In allen Städten giebt es öffentliche Badehäuſer, wo jedoch ſeltſamer Weiſe beide Geſchlechter ſich ganz unbedenklich zuſammenfinden, ſich auch wohl gegenſeitig einſeifen und abwaſchen.

Die neugebornen Kinder werden gleich nach der Geburt gebadet, und bleiben ſo lange nackt, bis ihnen nach einem Monat im Tempel der Name gegeben wird; dann empfangen ſie erſt ein Kleid. Die Kinderzucht iſt ſtreng und der Elementarunterricht unter dem ganzen Volke verbreitet. Die Kinder der Vornehmeren erhalten noch beſondere Lektionen über das Zeremoniell, eingeſchloſſen die Fälle, wo es die Ehre erfordert, ſich den Bauch aufzuſchlitzen. Es zeugt übrigens von der höheren Kultur der Japaneſen, daß ſie auch die Mädchen nicht nur in den Fertigkeiten der Haushaltung, ſondern auch in Kenntniß der Literatur unterrichten. Die Soldaten vertreiben ſich die Langeweile des Poſtenſtehens mit Lektüre und Räthſelaufgeben; Witzſpielen und Sinnſprüchen ſind Alle ergeben, die einigermaßen auf Bildung Anſprüche machen. Es fehlt nicht an illuſtrirten Büchern mit Holzſchnitten, die eine gute Sicherheit in Perſpektive und Zeichnung verrathen; die Farbendrucke ſind etwas roh, aber geiſtreich ausgeführt.

Es iſt im Vergleich mit den Chineſen im japaniſchen Volke bei Weitem mehr Energie, Thatkraft, Muth und Tapferkeit. Wie bei den Engländern die Miſchung des britiſchen, ſächſiſchen und normanniſchen Blutes eine ſehr kräftige Race hervorgebracht; ſo iſt auch bei den Japaneſen die Verſchmelzung verſchiedener Nationalitäten das Mittel geworden, die Race vor phyſiſchem und moraliſchem Siechthum zu bewahren. Wahrſcheinlich ſind die Japaneſen ein Miſchlingsvolk aus mongoliſchen und malayiſchen Stämmen; unverkennbar wohnen noch kleine gedrungene und größere ſchlankere Leiber als verſchieden geartete Landsleute nebeneinander. Einen gemeinſchaftlichen Urſprung mit den Chineſen weiſen die Japaner jedoch mit Abſcheu zurück. Kämpfer hat die freilich nicht bewieſene Behauptung aufgeſtellt, daß ſie von den alten Babyloniern abſtammten, die über Korea bis nach Nipon hinüber ausgewandert ſeien. Nach alten Ueberlieferungen der Japaneſen ſelbſt ſoll aber ihr Land urſprünglich von Papuas bewohnt geweſen, dann aber durch Männer von den Kurilen (Ainos) eingenommen ſein; doch hätten auch Einwanderungen von Hindu's ſtattgefunden. Im

Digitized by Google

Norden der Inſel Jeſſo tritt ganz deutlich die Race der kleinen Ainos hervor, während z. B. im Innern von Kiuſiu die Geſichter mit platter Naſe, vorſtehenden Backenknochen und ein wenig ſchief geſtellten Augenwinkeln auf mongoliſche Abſtammung hinweiſen.

Der Engländer Adams, aus Gillingham in Kent gebürtig, der ſich der erſten Expedition der Holländer nach Japan anſchloß und deſſen Berichte in einem Werke aufbewahrt ſind, das unlängſt von der Hakluyt-Geſellſchaft herausgegeben wurde*), ſagt u. A. von den Japaneſen: „Sie haben viel Verſtand und ertragen Schmerzen, Mühen und Kummer mit unglaublicher Geduld. Sie ſetzen ihren Stolz darein, weder in Worten, noch in Handlungen, ſei es Furcht, ſei es Betrübniß zu verrathen, und machen Niemanden, wer es auch ſei, zum Mitwiſſer ihrer Sorgen. Ihre Ruhmſucht iſt außerordentlich; zugleich ſind ſie im Punkt der Ehre überaus empfindlich und laſſen die kleinſte Beleidigung nicht ungerächt. Armuth thut bei ihnen dem Adel des Blutes keinen Eintrag. In Würde und Galanterie thun ſie es den Spaniern gleich. Im Umgange ſind ſie meiſt verbindlich und voller Komplimente. Sie würden lieber ein Glied ihres Körpers verlieren, als eine Förmlichkeit auslaſſen, wenn ſie einen Freund begrüßen. Gegen die Fremden ſind ſie nicht minder höflich und in allen Beziehungen zu denſelben pünktlich und wortgetreu."

Dieſe Schilderung paßt noch heute, ſelbſt bis zu dem letzten Punkte. Denn als es den Portugieſen geglückt war, in Japan feſten Fuß zu faſſen, als die Jeſuiten und Mönche der verſchiedenen Orden die chriſtliche Religion immer weiter ausbreiteten und ſelbſt Fürſten zu ihrer Lehre ſich bekannten: wies der Kaiſer die Beſchwerden und Anklagen der buddhiſtiſchen Prieſter zurück mit den Worten: „Wo fünfunddreißig Konfeſſionen geduldet werden, kann auch noch die ſechsunddreißigſte beſtehen." Das Volk freuete ſich des Fortſchritts und der geiſtigen Anregung, welche ihm von den Europäern zu Theil wurde; aber der Neid der Portugieſen, Spanier und Holländer und die Unduldſamkeit und der Stolz der chriſtlichen Prieſter, die ſich mit ihrem geiſtlichen Einfluß nicht begnügen wollten, verdarben wieder Alles. Der Bürgerkrieg, der zu Ende des ſechszehnten bis in das erſte Viertel des ſiebzehnten Jahrhunderts hinein in Japan wüthete, koſtete ſämmtlichen Portugieſen das Leben, und ſeit 1640 ſchloß ſich Japan gänzlich von der ferneren Berührung mit den Fremden ab. Die Holländer, welche das Feuer geſchürt hatten, erreichten nur mit größter Anſtrengung, daß ihnen geſtattet wurde, im Hafen von Nangkaſaki auf einem künſtlich aufgeworfenen Damm (Inſel Deſima) eine Faktorei zu

*) Memorials of the Empire of Japan, edited with notes by Thomas Rundall. London: published by the Hakluit-Society. Der Verfaſſer dieſes Werks war ein Zeitgenoſſe Shakeſpeare's.

Digitized by Google

halten. Die holländiſche Kompagnie warf auf 11 Perſonen *) beſchränkt, und dieſe hielt man unter ſo ſtrenger Aufſicht, daß ihr Leben wie eine Gefangenſchaft war und noch iſt.

Man kann es den Japaneſen nicht verdenken, wenn ſie mißtrauiſch gegen die fremden Eindringlinge werden, deren Uebermacht ſie wohl kennen. Kaum hatten neuerdings die Engländer Zutritt im Lande erhalten, ſo traten ſie auch mit der bekannten Inſolenz und Grobheit auf und thaten, als wären ſie Herren im Lande. Die Daily Preß von Hongkong meldete bereits vom 21. April 1859 ſehr ärgerliche Skandale, hervorgerufen durch europäiſche Matroſen, die betrunken an's Land gegangen waren und allerlei Exzeſſe verübt hatten, welche die von ihrer Polizei ſtets in Zucht und Ordnung gehaltenen Japaneſen ſich nicht zu Schulden kommen laſſen. Die altadelige konſervative Partei haßt die Fremden und ſcheuet ſich nicht, auch Mörder zu dingen, um ſie auszurotten. Das Volk im Großen und Ganzen iſt aber für fremde Bildung ſehr empfänglich und liebt den Fortſchritt, und auch die Regierung iſt noch immer in den Händen der Fortſchrittspartei. Die Handelsverträge, die ſie jetzt mit ſo vielen Weſtſtaaten geſchloſſen hat und der Verkehr mit den gebildeten Nationen des Abendlandes werden manche wohlthätige Verbeſſerungen und Fortſchritte in der ganzen Kultur der Japaneſen zur Folge haben; dieſe werden Alles aufbieten, ſich von der Macht höher entwickelter Nationen nicht überrumpeln zu laſſen, und der Eifer, mit dem die japaneſiſchen Geſandten (1862) in Paris und beſonders in London Alles ſtudirten, was auf Induſtrie, Technik im Kriegsweſen, ſoziale und politiſche Verhältniſſe Bezug hatte, zeigt ihren Ernſt, in der Bildung fortzuſchreiten.

Die Kämpfe, welche Europa faſt, wenn ſchon nicht ganz, hinter ſich hat, beginnen erſt für Japan. Die Feſſeln des Lehnweſens haben das Volk viele Jahrhunderte hindurch eingezwängt in feſte Kaſtenunterſchiede, in einen Polizeizwang, der jede Bewegung leiten oder hemmen wollte; der große grundbeſitzende Adel war im Grunde der allein gebietende Herr. Ihm haben die liberalen Beamten die Waage gehalten, obwohl auch dieſe die arbeitende Klaſſe des Volkes in ſtrenger Abhängigkeit hielten. Nun aber werden ſich die Kaufleute und Handwerker im Verkehr mit den Fremden fühlen lernen; der Engländer Hodgſon hörte bereits öfter Leute aus der Mittelklaſſe fragen: Weshalb ſollen wir nicht auch auf Pferden reiten, zwei Schwerter tragen, ein Landhaus beſitzen und die Bücher leſen, die uns gefallen?

*) Der Chef der Faktorei, ein Magazindirektor, ein Buchhalter, ein Arzt, fünf Kommis und zwei Magazinwächter. Die Dienſtboten mußten Japaner ſein und mit Sonnenuntergang die Inſel verlaſſen.

Digitized by

2. Wanderſkizzen auf einer Fahrt von New-York nach China und Japan.

Geſammelt von W. Heine.

In der Bai von Jeddo, an Bord der Dampffregatte Susquehanna, 11. Juli 1853.

Nachdem wir auf der Susquehanna, begleitet von der Miſſiſſippi, der Saratoga und dem Plymouth, am 2. Juli aus dem Hafen von Napa abgeſegelt waren, erwarteten wir am 8. mit Tagesanbruch in Sicht von Nipon zu kommen, weshalb ich mich ſchon von Tagesanbruch an auf dem Deck aufhielt. Ein dichter Nebel lag auf der See, und die Sonne machte ſich nur langſam Bahn. Die Susquehanna, mit der Saratoga im Schlepptau, fuhr voraus, die Miſſiſſippi mit dem Plymouth folgte. Manchmal ward eine japaniſche Dſchunke ſichtbar, ſobald ſie uns aber gewahr wurde, machte ſie ſich ſchleunig davon. Dieſe Fahrzeuge ſind von der Größe von 80 bis 100 Tonnen, von ziemlich guter Bauart, führen gewöhnlich ein ſehr großes Segel aus Baumwollenſtoff, manchmal aber außer dieſem noch zwei kleinere an beſonderen Maſten, eines im Stern, das andere im Vordertheil, und ſegeln ziemlich gut. Sie ſind, im Gegenſatz zu den chineſiſchen und den Lin-Kiu-Dſchunken, nicht bunt gemalt, ſondern mit einer einfachen Holzfarbe überſtrichen, und haben nur einige kupferne Verzierungen, die durch die Einwirkung des Seewaſſers ganz grün geworden ſind.

Gegen 6 Uhr kamen wir zwiſchen einer Gruppe kleiner zerſtreuter Inſelchen, ſüdweſtlich von der Bai von Jeddo; gegen 9 Uhr ſahen wir über dem Nebel die Gebirgsſpitzen von Nipon, und zugleich ward der Befehl gegeben: „Klar gemacht zum Gefecht!“ Das nahm denn eben nicht viel Zeit weg, denn mit Ausnahme, daß die alten Schüſſe aus den Kanonen gezogen und dieſe friſch geladen wurden, die Mannſchaft ſcharfe Patronen ausgetheilt erhielt, iſt an Bord eines Kriegsſchiffes in der Regel Alles bereit, augenblicklich ein Gefecht zu beginnen.

Die Gebirge, welche wir ſahen, waren von ſchöner, pittoresker Form, gegen die Küſte in ſteile Felswände abfallend. Die Höhen ſind zum Theil bewaldet, wo jedoch ein weniger ſteiler Abhang, oder ein Tafelland es irgend möglich macht, ziehen ſich ſchöne Felder oder Wieſen entlang. Gegen 10 Uhr ward über den Gipfeln der näher liegenden Berge, deren Höhe wohl 6000 bis 7000 Fuß betragen konnte, der Gipfel des großen Vulkans Fuſi-Yama in einer Entfernung von 30 bis 40 engl. Meilen ſichtbar. Er bildet, gleich allen Vulkanen, einen abgeſtumpften Kegel, deſſen Seiten ſich in einem Winkel von 40 bis 50° erheben. Wir bemerkten einige lichte Stellen und Streifen, konnten jedoch wegen der dunſtigen Atmoſphäre nicht unterſcheiden, ob es Schnee oder ſehr heller Sand war.

Gegen 2 Uhr gelangten wir an den Eingang der äußern Bai von Jeddo. Die nächſten Höhen ſind von mäßig anſteigendem Hügelland ge-

Digitized by Google

bildet, hinter dem ſich jedoch höhere Gebirge erheben. Dieſe Hügel enden ſich an mehreren Stellen in maleriſch geformten Klippen, mit üppiger Vegetation und einzelnen Gruppen von ſchönen großen Kiefern bedeckt; an anderen Stellen laufen ſie in kleine Ebenen und Wieſenthäler aus, in denen manche Städte und Dörfer gelegen ſind. Wo Feldbau irgend möglich iſt, ſind ſchöne grüne Reisfelder, die mit den dazwiſchen zerſtreuten felſigen Kuppen und kleinen Gehölzen einen ſehr lieblichen Anblick gewähren. Erhöht wird der Reiz der Landſchaft durch einen zarten grauen Duft, der ſich darüber lagert, und den Eindruck ruhiger und maſſenhafter macht, womit die tiefblaue See im Vordergrund ſchön harmonirt.

In dem Maße, als wir uns der Küſte näherten, vermehrte ſich auch die Anzahl der Dſchunken, und ſeit wir in die Bai getreten, war das Waſſer im buchſtäblichen Sinn von ihnen und einer Unmaſſe kleiner Fiſcherboote bedeckt. Anfangs gingen uns alle ſorgfältig aus dem Wege; als aber eine kleine Fiſcherbarke, die ſich nicht ſchnell genug davon machen konnte, dicht an uns vorüber kam, und die andern ſahen, daß wir ſie ganz unbeachtet und ruhig ließen, faßten die Leute ein Herz und ließen uns an ſich vorbei paradiren, mit neugierigem Staunen auf die wunderlichen Seeriesen ſchauend, die ohne Segel und noch dazu dem Wind entgegen fuhren. Um 4 Uhr kamen wir an eine Stelle, wo die bis dahin 30 bis 40 Meilen breite Bai ſich bis auf 10 bis 12 Meilen verengert. Dies iſt der Eingang in die eigentliche oder innere Bucht, die ſich noch 30 bis 35 Meilen weiter erſtreckt, und an deren oberem Ende Jeddo liegt.

An dem weſtlichen Vorſprung dieſer Stelle liegt eine ziemlich große Stadt, und die Seiten der Hügel ſind an mehreren Punkten mit Batterien verſehen. Als wir etwa noch drei Meilen von dieſer Landſpitze waren, ſtieg aus einer der Batterien ein leichtes Rauchwölkchen auf, worauf dann der Knall erfolgte; allein ſtatt die erwartete Kugel in's Waſſer ſchlagen zu laſſen, platzte nach kurzer Zeit gerade über der Batterie in der Luft entweder eine Bombe, oder eine große Rakete. Es war dies folglich nur ein Signal, das ſich dreimal wiederholte, und von andern Hügeln in großer Entfernung beantwortet ward.

Ohne ſich daran zu kehren, liefen die Schiffe weiter, und gingen nach kurzer Zeit in einer Entfernung von anderthalb Meilen vom Lande vor Anker, in Schlachtordnung und ſo, daß jedes Schiff einer der Landbatterien ſeine Breitſeite zeigte. Nicht lange dauerte es, ſo kamen vom Lande zahlreiche Boote von ziemlicher Größe, deren jedes ſechs bis acht Ruder, mit zwei Mann an jedem Ruder, führte, die dieſelben, nach Art der Chineſen, nicht von vorne nach hinten, ſondern gegen die Bootsſeiten in drehender Bewegung, wie ein Fiſch ſeinen Schwanz und Floſſen, handhabten. In dieſen Booten befanden ſich einige Obrigkeitsperſonen, die an Bord zu kommen wünſchten. Nach einigem Unterhandeln ward dem erſten dieſer Beamten mit ſeinem holländiſchen Dolmetſcher Zutritt geſtattet; da es jedoch nicht der höchſte Befehlshaber des Ortes war, ſo unterhandelte nur

Digitized by Google

der Flaggen-Lieutenant mit ihm. Es wurde ihm mit kurzen Worten der Zweck unſeres Hierſeins erklärt, zugleich aber der Oberbeamte des Ortes eingeladen, an Bord zu kommen.

Mittlerweile hatte ſich die Zahl der Barken vermehrt, und man machte Miene, gleich wie bei früheren Gelegenheiten, unſere Schiffe dicht mit Booten einzuſchließen. Der Kommodore ließ den Leuten kurz bedeuten, daß ſie weggehen ſollten, da ſolch ſeerechtwidriges Verfahren nicht von ihm geſtattet werden würde. Die Burſche ſahen ſehr verblüfft aus, als jedoch die Aufforderung in drohender Weiſe wiederholt ward, ſendeten ſie die Boote heim, und baten blos, daß bis auf Weiteres Niemand an's Land gehen möge, da ſie ſonſt ſchwerer Verantwortung ausgeſetzt ſein würden. Das ward ihnen denn verſprochen, und weſentlich beruhigt gingen ſie an's Land zurück.

Am anderen Morgen ſehr zeitig kam der Oberbefehlshaber der hier ſtationirten Truppen, begleitet von einer Art von Präfekten oder Oberbürgermeiſter, an Bord. Dieſe wurden wegen ihres höheren Ranges vom Flaggenkapitän empfangen, ihnen der Inhalt unſerer Miſſion mitgetheilt, und zugleich geſagt, daß die Flotte die Bai hinauf bis Jeddo gehen würde, um dort das Sendſchreiben der amerikaniſchen Regierung an die gehörige Autorität gelangen zu laſſen. Die beiden Beamten wollten Vorſtellungen machen, als aber darauf nicht geachtet ward, baten ſie um vier Tage Zeit, einen Bericht nach Jeddo zu ſchicken, was auch inſoweit angenommen ward, daß bis zum 12. Mittags die Schiffe in ihrer jetzigen Stellung verbleiben ſollten.

Was die Leute ſelbſt betrifft, ſo waren wir Alle höchſt angenehm überraſcht von ihrem höflichen und anſtändigen Betragen. Die Perſonen der höheren Stände hatten nur einen leichten Anflug der hinterafiatiſchen Geſichtsbildung, und ſelbſt bei den niederen Klaſſen der Fiſcher und Bootsleute war dieſer Zug nicht in unangenehmer Weiſe vorherrſchend. Das einzige Auffallende war, daß der Unterkörper etwas zu kurz im Verhältniß zum Oberkörper war, was durch die tief getragenen Schärpen oder Gürtel noch mehr in die Augen fiel. Die Kleidung war ziemlich ſo, wie ich ſie bereits in Liu-Kiu an Bord der japaniſchen Dſchunke geſehen hatte, d. h. ein weites, kaftanähnliches Gewand mit weiten Hängeärmeln, deren unteres Ende zugenäht war, an den Hüften von einem Gürtel gehalten, in dem ein ſehr langes, zweihändiges Schwert und ein kürzeres ſtaken, welche jedoch in dieſer Tragweiſe die Eigenthümer ſehr zu beläſtigen ſchienen, da ſie beſtändig daran herumſchoben. Die Unterkleider waren aus dünnem durchſichtigen Stoff, und beſtanden aus einer kurzen Tunika von lichter Farbe, dergleichen Hoſen, die am Knöchel gebunden waren, bis wohin ein aus dunklem Stoff genähter Strumpf, mit der großen Zehe geſondert, reichte. Die Sandalen waren aus Reisſtroh, und zwiſchen der großen Zehe gingen zwei aus Stroh zierlich geflochtene Bänder über den Fuß nach der rechten und linken Seite des Schuhes. Die Haare waren eben-

Digitized by Google

falls größtentheils geſchoren und die übrig gebliebenen auf dem Wirbel in ein kurzes Zöpfchen geflochten, das bis auf den obern Stirnrand platt niedergelegt war. Auf dieſen Kopfputz war viel Sorgfalt verwendet, und das Haar ſehr ſauber gekämmt und geölt. Bärte habe ich keine geſehen und bei den Zivilbeamten keine Kopfbedeckungen, mit Ausnahme des Fächers, mit welchem ſie ſich gegen die Sonnenſtrahlen ſchützen. Die Soldaten hatten breite lackirte Hüte, die ſehr flach mit ganz vorzüglichem Lack überzogen waren. Die höheren Beamten trugen ſchwarze Oberkleider, auf den Schultern, dem Rücken, der Bruſt und dem Saum des Kleides mit wappenartigen Verzierungen in farbiger Seide geſtickt. Ebenſo befand ſich auf den Hüten der Offiziere eine Art kleines, entweder bunt gemaltes, oder goldenes Wappen. Die Bootsleute waren kräftige, wohlgebaute Leute, die faſt alle, mit Ausnahme eines Stücks Baumwollenzeug um die Lenden, unbekleidet waren; als ſie ſich jedoch unſern Schiffen näherten, zogen ſie kurze bunte Gewänder an, die, je nach dem Eigenthümer des Bootes, von verſchiedener Farbe waren. Im Stern des Bootes ſtand der Steuermann, und neben ihm, rechts und links, ſtaken zwei Flaggen, deren eine das Wappen des Eigenthümers zeigte, die andere durchgängig aus einem ſchwarzen Streifen zwiſchen zwei weißen beſtand, wie wir ſpäter erfuhren, die kaiſerlichen Farben.

Digitized by Google

Funfzehnter Abschnitt.

I. Bilder aus Vorderindien.

1. Ein Besuch auf Ceylon. — 2. Die Brahmanenstadt Benares. — 3. Eine Sutti an der Nerbudda. — 4. Charakter und Lebensweise der Hindu's. — 5. Das Kastenwesen in Hindostan. — 6. Die Bedienten der Europäer in Indien. — 7. Die Jahreszeiten in Bengalen. — 8. Der Tag eines reichen Engländers in Kalkutta.

II. Bilder aus Hinterindien.

1. Die Malayen. — 2. Der Siamese und sein Fluß Menam. — 3. Ein Aufenthalt in Bankok.

III. Bilder aus der Inselwelt.

Borneo. — 1. Ausflug zu den abhängigen Dayaks und den Antimonium-Minen. — 2. Besuch bei den unabhängigen Dayaks.

I. Bilder aus Vorderindien.

1. Ein Besuch auf Ceylon.*)

Am 13. November gelangten wir nach einer glücklichen Fahrt über Aden im Hafen von Ponte Galle an und sahen das paradiesische Eiland vor unserm Blick entfaltet. Ein großes Gedränge von Eingeborenen in allen möglichen Kostümen empfing uns am Ufer, voran die Hauptleute mit großen Mousselintellerhüten, die weiten, weißen Gewänder über den Leib unter einem breiten Goldgürtel zusammengestopft. Die Leute der höheren Kaste zeichneten sich durch ein kurzes holländisches Jäckchen und ein großes, wie ein Unterrock aussehendes, um die Beine geschlungenes ostindisches Taschentuch aus. Der große Kamm vom feinsten Schildpatt hielt die über den Kopf sauber zurückgekämmten Haare, welche nach Weiberart in einen Zopf zusammengeflochten waren. Von Natur klein und schwach gebaut, sahen sie etwas weibisch aus. An ihre glänzende, kaffeebraune Hautfarbe gewöhnt man sich bald und findet zuletzt sogar die zarten Gesichter und die großen schwarzen Augen der eigentlichen Cinghalesen ganz hübsch. Von ihnen unterscheiden sich wesentlich die Malabaren durch eine mehr graubraune Haut-

*) Dr. Wilh. Hoffmeister's Briefe aus Griechenland, Aegypten, Ceylon und Indien, nebst einem Vorwort von Karl Ritter. Herausgegeben von Dr. A. Hoffmeister.

Digitized by Google

farbe, ſtärkeren Knochenbau, platte Naſe und ihr kurzes, oft zottiges Haar, welches geſchoren und nie in einen Zopf geflochten wird. Sie ſind meiſt ſehr häßlich. Es waren unter der bunten Menge auch einige Gentlemen uralter portugieſiſcher und holländiſcher Abkunft. Die alterthümlichen Koſtüme, in denen ſie einhergiengen, waren höchſt ſonderbar; denn ſie beſtanden aus einer barettähnlichen Kopfbedeckung, reichlich bis zum Ellenbogen ausgeſchlagenen, goldbeſetzten Jacken mit ungeheuren Knöpfen und den einfachen, die Beinkleider erſetzenden oſtindiſchen Taſchentüchern; große Ohrringe und eine Menge Fingerringe verriethen Wohlſtand. Der größte Theil dieſer Bevölkerung, ſo nackt auch die meiſten, namentlich die Jüngeren, giengen, deren ganze Bekleidung aus einem um die Hüften geſchlungenen Bindfaden beſtand, war mit Sonnenſchirmen chineſiſcher Fabrik von lackirtem Papier mit Bambus verſehen. Wir drängten uns, von allen Seiten angeſtaunt, mit Mühe hindurch und erreichten das alte holländiſche, vom Mooſe grün gewordene Thor und dieſem gegenüber den Ort unſerer Beſtimmung, ein offenes einſtöckiges, von einer luftigen Veranda umgebenes Gebäude alterthümlichen Ausſehens, mit einem Hahn und der Jahreszahl 1687 über dem Eingange. Es war das Königinhaus oder Regierungsgebäude. Das Innere enthielt große mit Steinen gepflaſterte Räume, von denen drei für uns beſtimmt waren. Sie waren von beiden Seiten nach der innern und äußern Gallerie mit Thüren verſehen, die zugleich die Stelle der Fenſter vertraten, und enthielten nichts als große mit Mouſſelinvorhängen umgebene Bettſtellen von acht Fuß im Quadrat.

Ein Blick in den Hofraum lockte uns bald aus dem offenen luftigen Quartier in's Freie. Welche Pracht von rothem und gelbem Hibiscus, welcher dichte ſchöne Sammetraſen, wie ich ihn ſeit England nirgends ſah! Hier die prächtige Plumiera mit dem durchdringend ſüßen Geruch, dort ragten Bananen von rieſiger Höhe, Papay- und Brodfruchtbäume über die Mauer. Wir ſtiegen eine von ewig warmer Feuchtigkeit grüne Treppe in den 20 Fuß tiefer liegenden Baumgarten, eine von unzähligen Thieren belebte Wildniß, hinab. Zwiſchen dem hohen Graſe, das von langſchwänzigen Eidechſen wimmelte, glänzten blaue Schlingpflanzen von wunderbarer Schönheit und eine Menge rothblühender Balſaminen. Dort ſtanden Brodfruchtbäume mit fußbreiten, ausgezackten, glänzenden Blättern, weißem Stamme und zentnerſchweren, grüngelben, rauhen, kugelrunden Früchten; der zierliche Papay mit dem regelmäßig kegelförmig karrirten Stengel, der Blätterkrone oben am Wipfel, jedes Blatt breit wie ein Sonnenſchirm und dicke Fruchttrauben darunter. Die Früchte gleichen einer kleinen Melone. Hier fanden ſich Piſangbäume (Musa paradisiaca), überall in Indien Bananen genannt; ihr rohrartiger, dicker, ſaftiger Stamm trägt die acht Fuß langen Blätter aufrecht in die Höhe gerichtet. Wer kann ſich denken, daß dieſer fußdicke Stamm von 20 Fuß Höhe mit ſeinem üppigen Wuchſe eine einjährige Pflanze iſt! Die Früchte ſtehen in dicken, regelmäßigen Trauben an den Blattachſeln; jeder Fruchtſtiel enthält etwa zehn Reihen

Digitized by Google

ſolcher Früchte und deren wohl zwanzig bis dreißig in einer Reihe. Dieſe ſchön gelben und grünen Früchte ſehen äußerſt reizend aus zwiſchen dem friſchen, großen Laube; auch ſind ſie hier viel köſtlicher als die, welche wir in Kairo jeden Mittag hatten. Die Bananen ſind wohl vier Zoll lang und enthalten unter einer weichen, lederartigen Haut ein ſehr mildes, faſt ſchleimig ſüßes Fleiſch, ganz ohne Kern und Samen. Der Brodfruchtbaum aber trägt nur grobe, harte Früchte, die unreif von dem Volke, allenfalls gekocht, gegeſſen werden; bei völliger Reife enthalten ſie zwiſchen vielen Kernen eine äußerſt ſcharfe Milch. Wir haben nie davon gegeſſen; aber gewiß ſind die Lobeserhebungen vieler Reiſenden, als ob Nichts der Brodfrucht gleich komme, unwahr. Die Papayfrucht gleicht einer Melone, hat auch ein ähnliches gelbes, bei völliger Reife röthliches Fleiſch, nur macht ein eigenthümlicher, nicht Allen angenehmer Beigeſchmack von Kapuzinerkreſſen-Samen, daß ſie gegen die Menge der anderen ausgezeichneten Früchte zurückſteht. Nach der Quelle eines ſüßen, faſt betäubenden Wohlgeruchs ſpähete ich lange vergebens, bis ich einen grobwalzig äſtigen, faſt über 12 Fuß hohen Baum, mit langen, ſchmalen Blättern und weißen, großen Oleanderblüthen für die Urſache erkannte; er war die Plumiera, ein heilig gehaltener Baum, der gewöhnlich durch eine ſteinerne Einfriedigung beehrt wird. Daneben fand ich einen unſcheinbaren Baum, der braune Blüthentrauben und grüne, Gurken ähnliche Früchte dicht am Stamme trug. Ich biß hinein und fand konzentrirte Säure. Es war der Bilimbing.

Es iſt kaum zu ſagen, welchen wunderbaren Eindruck die Fülle der tropiſchen Natur, die warme, feuchte, von Gewürz und Kokosöl duftende, ſchwere Luft, die feenartige Beleuchtung, ſtreifig, aber hell die dichten Palmenkronen durchdringend, auf den Reiſenden macht. Dichtes Gebüſch von gelb, roth und blau blühenden Glockenblumen umgiebt die reinlichen Wohnungen, welche, nach holländiſchem alterthümlichen Style mit einer kleinen Veranda an der Seite gebaut, die ganze Straße bis Kolombo einfaſſen, ohne einen beſondern Namen zu führen. Alte holländiſche Inſchriften finden ſich überall an halbverwitterten, mit grünem Mooſe überzogenen Backſteinmauern wie in einer längſt von Menſchen verlaſſenen Gegend. Alles macht den Effekt des Träumens und der Ruhe. Wo die Palmen nicht in dichten Gärten eingeſchloſſen ſtehen, bedeckt dieſes Strauchwerk den Boden, um ſo niedriger, je näher dem Meere zu. Unter dem Geſträuch wimmelt es von grünen Schlänglein; köſtlich gefärbte Krabben laufen über die Steine hin, und verfolgt verkriechen ſie ſich mit eiligen Seitenſprungen unter die dicken Ranken der ſchönen rothblühenden Geißfußwinde. Die Ananas und der Pandang gedeihen hier wild auf dürren Klippen, nur genährt, wie es ſcheint, von der ewigen Feuchtigkeit der Luft. Welche Luſt, ſich hier niederzuſetzen und die prachtvollen Gruppen von Brodfrucht-, Mango- und Palmbäumen zu zeichnen! Oder ſoll ich erſt meine Kapſel mit den prächtigen Liliengewächſen und Schlingpflanzen füllen,

Digitized by Google

oder den drei Fuß langen Eidechſen auf dem ſchwarzbemoosten Felsboden nachſtellen, den ſchwarzen Teufel von Skorpion unter dem Stein hervorholen, oder lieber dieſe handbreiten, ſchwarzgeflügelten, buntäugigen Schmetterlinge fangen?

Ich verfolgte einen kleinen Bach in ſeinem Laufe, einen Hügel hinanſteigend, den wir am Morgen hatten links liegen laſſen. Ein rothgelber, mit härteren rothen Brocken vermiſchter Thon, wahrſcheinlich aus Verwitterung entſtanden, bildete den Boden rings umher. Neugierige Eingeborene geſellten ſich bald zu mir, halfen mir Blumen pflücken, als ſie meine Abſicht merkten, und freuten ſich über die gefangenen Schmetterlinge. Einer von ihnen erbot ſich ſogar, mich über das Waſſer zu tragen, als er meine Verlegenheit ſah, auf zwei dünnen Bambusſtäben, die als Brücke dienten, das Gleichgewicht zu erhalten. Obwohl unſere Unterhaltung meiſt auf Zeichen beſchränkt war, ſo bemerkte ich doch, daß ſie „bondey“ riefen, um etwas Gutes, Wohlriechendes oder Wohlſchmeckendes anzudeuten; war die Frucht giftig, oder roch die Blume unangenehm, ſo hieß es: „nodderkey!“ mit einer abwehrenden Bewegung. Meinen Bemühungen, Inſekten zu fangen oder Eidechſen todt zu ſchlagen, ſahen ſie mitleidig zu; denn die Bevölkerung iſt, die Malabaren-Eindringlinge und die perſiſchen Muhamedaner (Moormen genannt) ausgenommen, ſämmtlich buddhiſtiſch. *)

Mit reicher Beute beladen kam ich am Abend gegen Sonnenuntergang nach Haus; es wetterleuchtete ſtark, und kaum hatte ich unſere luftige Behauſung erreicht, ſo brach ein furchtbarer Platzregen mit dröhnenden Donnerſchlägen und unaufhörlichen Blitzen los. Die augenblickliche Ueberſchwemmung rund um das Haus machte mir den Nutzen des fünf Fuß hohen Fundaments einleuchtend. Kaum war dieſer Tropenguß vorüber und die Dunkelheit der Nacht ſtärker hereingebrochen, ſo leuchteten alle Bäume von unzähligen Leuchtkäfern gleich den Weihnachtsbäumen, und das in den Tropen gewöhnliche Abendkonzert begann mit verdoppeltem Eifer. Die Muſikanten ſind Grillen, Zikaden, zehn bis zwölf verſchiedene Sorten, Laubfröſche, Gecko's, kleine Eulen u. ſ. w. Dieſes Volk macht einen Lärm, der gar nicht zu beſchreiben iſt; das ziſcht und zirpt, quäkt und quiekt, pfeift und pruſtet und klippert und klappert wie im Mährchen vom „bezauberten Schloſſe.“ Es giebt ſehr große Zikaden von wunderhübſchen Farben; dieſe ſind die Hauptruheſtörer; denn an das Mühlengeklapper der langbeinigen Laubfröſche, welche ihren Verfolger gewöhnlich ganz keck aus einem großen Blumenkelche anquäken, gewöhnt man ſich bald.

Nach einem kurzen Aufenthalte in Kolombo brachen wir auf zur

*) Die Sekte der Buddhiſten gieng von Tibet aus. Sie geben einen etwa um's Jahr 1000 v. Chr. lebenden Propheten für den Menſch gewordenen, hohen Gott Buddha, ja ſogar alle Nachfolger deſſelben im hohen Prieſterthum ebenfalls für heilige, Gott ſelbſt vorſtellende Weſen aus. Ihre chineſiſch-japaniſchen Prieſter kennen wir unter dem Namen Bonzen, in Hochaſien heißen ſie Lama's, deren höchſtes und heiligſt verehrtes Oberhaupt Dalai-Lama heißt.

Digitized by

Elephantenjagd im Innern der Insel. Am zweiten Tage, als wir das Dorf Bobola verlassen hatten, gelangten wir an die Grenze des menschlichen Anbaues. Wir traten nun in einen dichten, massenhaften Urwald ein. Sein Dunkel erweckte Schauer und überwältigte durch das Gefühl des gewaltigen Unterschiedes zwischen diesem und Allem, was wir bisher gesehen hatten. Die mächtigen Baumstämme standen dicht an einander; baumartige Schlingpflanzen wickelten oft drei oder vier der stärksten zusammen, die zum Theil schon abgestorben oder im Absterben begriffen waren. Oft sah man blos einen schenkelstarken, spiralförmig gewundenen Stamm, nämlich den Stamm der Schlingpflanze; der durch dieselbe erdrückte Kern war verfault und verwittert, und sie allein ohne Stütze übrig geblieben. Diese riesenhaften Korkzieherbäume setzten mich anfangs in nicht geringes Erstaunen, bis ich ihre Entstehungsart erkannte. Von Blumen sah man hier nicht gar viele; es fehlte an Luft und Licht; desto größer aber und schöner war die Fülle der Blätter. Schäumende Waldbäche, die das Wurzelwerk vier bis fünf Fuß tief losgewaschen hatten, machten unsern Pferden viel zu schaffen; oft mußten sie auch über dicke, unverwüstliche Stämme und Blöcke gestürzter Bäume hinwegsetzen. Nur wenn die Abhänge gar zu schroff und das Wurzelwerk gar zu schlüpfrig war, stiegen wir ab und führten die Pferde. Zuweilen kam man auf offene Plätze, mit üppigem Graswuchse bedeckt; hier entfaltete sich eine Menge schöner Blüthen, die von Schmetterlingen wimmelten; dann gieng es wiederum in eine grausige Tiefe, wo eine Masse entblößter knorriger Wurzeln und dunkle Gewässer, deren Tiefe man nicht zu schätzen wußte, unsere raschen Thiere aufhielten. Der Weg war so eng, daß man immer dicht hinter einander reiten mußte, um sich nicht zu verlieren. Sechs lange mühevolle Stunden ritten wir in so angestrengter Eile; endlich erreichten wir unser Ziel, die Mitte des Waldes, wo ein paar Hütten für uns erbaut waren. Die Wände dieser Hütten waren von dürren Blättern und Zweigen, ihre Dächer von Palmenblättern und Gras und die Dachrinnen von Baumrinde hergestellt. Vier in die Erde gerammte Pfähle mit sechs bis sieben quer darüber befestigten Stöcken bildeten die Tische; Stühle gab es nicht; dagegen waren die Wände mit weißem Baumwollenzeug behängt, und ein ähnlicher Vorhang bedeckte die Thür. Der Fußboden war etwas in die Erde vertieft und füllte sich bei fortdauerndem Regen mit Wasser. Dies waren die Komforts unsers achttägigen Aufenthalts in Galbocka — so nannte man den Platz.

Alle Morgen vor Aufgang der Sonne brachen wir aus unserm Schlupfwinkel auf und giengen den Elephanten nach, die hier in großen Heerden anzutreffen sind. Ehe die Sonne über den Horizont emporkam, waren wir in der Regel schon naß bis auf die Haut. Wenn die Eingeborenen die Nähe der Elephanten witterten, was sie mit einem besondern Zeichen andeuteten, so wurde abgesessen, und die Jäger stürzten, den Kopf voran, durch das Dickicht, indessen ich und die Bedienten auf dem Halteplatz

Digitized by Google

blieben. Das Krachen eines fortlaufenden Elephanten hört man ſchon auf eine halbe engliſche Meile; eine ganze Heerde macht einen Lärm, als ob eine Lawine über den Wald hinſtürzte. Das verhängnißvolle Geſchrei, einem furchtbar verſtärkten Ton aus einer zerſprungenen Trompete nicht unähnlich, läßt der Elephant in dem Augenblicke ertönen, wo er ſich wendet, um ſeinen Feind zu zermalmen oder ſelbſt die tödtliche Kugel zu empfangen. Ich wußte daher immer auch in der Ferne, wenn der Augenblick der Gefahr da war.

Eines Tages war ich den Jägern näher als gewöhnlich geblieben, weil man bei der Vereinzelung in einem ſehr koupirten felſigen Terrain, wo es von Elephanten lebte, größere Gefahr lief, als beim Nachfolgen. Plötzlich krachte es rechts und links, hinter uns Trompetentön, und vor uns wühlte ſchon der Kopf eines mächtigen Thieres durch das dichte Gebüſch; wir ſtanden auf einem glatten, nur wenig über dem Boden erhabenen Felſen. Welches Glück, daß gerade der geſchickteſte Elephantenſchütze, Major Rogers, bei uns war! Er ſprang mitten zwiſchen die Elephanten, knallte dem nächſten rechts, bis auf Rüſſellänge herantretend, in's Ohr, eben ſo raſch mit dem andern Laufe dem zur Linken in die Schläfe. Beide ſtürzten mit einem dumpfen Geſtöhn wie umgeblaſen; die andern eilten davon, als ſie ihre rieſigen Gefährten krachend im Gebüſch verſinken ſahen, deren Sturz ein Getöſe hervorbrachte, wie zwei ferne Kanonenſchüſſe.

2. Die Brahmanenſtadt Benares.*)

Benares, im Sanskrit Varnanaſchi (von den zwei Flüßchen Varna und Naſchi, die hier unter 25° 30′ n. Br. zum Ganges münden), die große und berühmte Brahmanenſtadt, wird im Ramajana „Kaſi", die glänzende, genannt. Sie iſt im weiten Bogen erbaut, deſſen Sehne der Ganges bildet, von großem Umfang, der uralte Sitz der Brahmanenſchulen, die heiligſte Stadt der Hindu's. Sie zählte früher 5000 Studenten, und noch heute ſollen 8000 Häuſer den Prieſtern gehören, welche von den täglichen Spenden der Reichen und Opfern der Pilger ihren Lebensunterhalt bekommen. Noch immer haben Künſte und Wiſſenſchaften der Indier in Benares ihren Hauptſitz.

Der Hauptvorzug und was der Stadt ihren höchſten Werth verleiht, liegt aber für den Hindu in dem Tempel des Visvisha, dem heiligſten Tempel der heiligſten Stadt, dem berühmten Wallfahrtsorte. Zur Zeit der Unterjochung Indiens durch die Muhamedaner ſoll Visvisha, eine Inkarnation Shiva's, in einen Brunnen geſprungen ſein, der noch heute im Hinterbau des Tempels die Frommen zur Abwaſchung einladet. Kaiſer

*) Nach Karl Ritter, Erdkunde von Aſien. IV.

Digitized by

Aurungzeb, um den Hindu's die Ueberlegenheit des Halbmondes recht augenſcheinlich zu beweiſen, ließ mehrere ihrer Tempel niederreißen und errichtete an ihrer Stelle eine ſtolze Moſchee, deren zwei Minerats 150 Fuß hoch ſich erheben. Doch der niedere Tempel des Shiva*) mit ſeinem Dreizack ward keineswegs von dem glänzenden Halbmond der Moſchee verdunkelt, und ward erſt recht der heiligſte Wallfahrtsort für die indiſche Welt. Um alle Zeremonien (ähnlich wie in der Kaaba zu Mekka) im allerheiligſten Tempel zu verrichten, braucht der Pilger 15 Tage, dann erlangt er vollkommene Reinigung von ſeinen Sünden. Man berechnete früher die Zahl der täglich herzuſtrömenden Pilger auf 10,000, zu den Zeiten der Feſte (Mela) iſt der Andrang ungeheuer. Die Zahl Derer, welche alltäglich an der heiligen Ganga ihre Andacht verrichten, iſt durchſchnittlich 50,000. Wenn man mit Sonnenaufgang an den Fluß kommt, ſieht man Tauſende der Hindu herzueilen; ſie ſteigen an's Ufer des Stromes, wenden ſich gegen die Sonne, ſchöpfen mit der Hand das heilige Waſſer und begießen ſich drei Mal das Haupt unter leiſem Herbeten ihrer Sprüche. Viele Brahmanen ſitzen in kleinen Kiosken oder auf Steinblöcken auf den Treppen hart am Strom, um die Gaben der Pilger und Frommen in Empfang zu nehmen und ihnen dafür Abſolution ihrer Sünden zu ertheilen.

Von der Flußſeite geſehen, gewährt Benares einen herrlichen Anblick; es ſcheint eine Stadt von lauter Tempeln und Paläſten zu ſein. Prachtvolle Treppenreihen (Ghauts) führen an den Waſſerſpiegel; ſie ſind meiſt aus Marmorquadern aufgeführt. Tempel, Hallen, Pagoden, Pavillons und Badeplätze wechſeln in bunter Reihe und auf den freien Plätzen ſtehen Palmen und ſchattige Baumreihen. Die Häuſer ſind im ſchönen Stadttheil oft vier- bis ſechsſtöckig, maſſiv, mit Veranda's und Balkonen, Freskomalereien und Bildhauerarbeiten geziert. Die indiſchen Rajas, auch wenn ſie ihres Landes verluſtig gegangen ſind, laſſen es ſich nicht nehmen, Klöſter in Benares anzulegen und auszuſtatten und Geſandte daſelbſt zu halten, welche an ihrer Statt die Opfer und Gebete verrichten. Prinzen und reiche Nabobs beeilen ſich, noch kurz vor ihrem Tode durch Vermächtniſſe zu einem Prachtbau in Benares ſich eine gute Stelle im Himmel zu ſichern. Alle Ländereien, je näher an der Ganga heiligen Waſſern, deſto koſtbarer ſind ſie. So iſt das Stromufer der bebauteſte, bewohnteſte, beſuchteſte Theil des ganzen Landes geworden, und kein Syſtem zur Kultur eines Waſſergebiets und zur Ziviliſirung ſeiner Anwohner könnte erfunden werden, das erfolgreicher wäre, die Macht an ſeinen lebendigen Waſſern zu konzentriren, als dieſes — ohne die Leute zur Flußſchifffahrt und zum Waſſerleben zu führen, wie davon China ein Gegenſtück darbietet.

Die Zahl der Tempel und Moſcheen iſt ſehr groß, man ſpricht von 1000. Die gelehrten Prieſterkollegien mit ihren Schulen bewahren die

*) Shiva heißt auch Mahadevo, „großer Gott", und unter ſeinen vielen bildlichen Darſtellungen iſt eine, wo die Ganga als kleiner weiblicher Kopf in ſeinen Locken erſcheint.

Digitized by Google

heimiſche Literatur, lehren das Brahmanengeſetz in Sanskrit und erläutern es, halten ſich dabei ängſtlich fern von aller Berührung mit den Europäern.

Wie unſere „Meſſen" recht eigentlich den kirchlichen Meſſen und den Wallfahrten ihre Entſtehung verdanken, ſo hat das Pilgerweſen auch die Manufakturen und den Handel von Benares blühend gemacht. Es giebt Fabriken in Gold-, Silber-, Wollen- und Baumwollenwaaren; mit Diamanten, ſelbſt mit Gangeswaſſer, das weit verſchickt wird, treibt man lebhaften Handel. Im Monat Februar iſt die Hauptmeſſe.

Das Innere der großen Stadt ſteht mit dem ſchönen Gangesviertel in üblem Kontraſt; da ſind die Straßen ſo eng, daß ein Palankin ſich kaum durch die wogende Menge Platz machen kann. Die niedrigen Häuſer ſind oft bloße Erdhütten, mit Rohr oder Palmenblättern gedeckt; an Staub und Schmutz iſt überall kein Mangel. Dazu die Menge von Bettlern, Ausſätzigen, Lahmen, Blinden, Krüppeln, ſchamloſen Betrügern und Glücksrittern! Auch die weißen geheiligten Stiere rennen oft durch die Straßen, und Alles weicht ihnen ehrerbietig aus! Sie gehen frei im Tempel umher und naſchen von dem geopferten Reis oder Blumenkranze. In der Vorſtadt Durgakund hauſen auf großen Mangobäumen auch heilige Affen, die ganz zahm ſind und den Beſuchern entgegenſpringen in Erwartung, Näſchereien zu empfangen.

Die Europäer bewohnen die Vorſtadt Sikri; ſie reiten gern auf Elephanten in die Stadt, da dieſe ſich im Gedränge am leichteſten Bahn brechen. Man ſchätzt die Zahl ſämmtlicher Häuſer auf 40- bis 50,000, die der Einwohner auf 400- bis 500,000, doch wird eine Volkszählung durch die Vorurtheile der Hindu ſehr erſchwert.

Im Jahre 1775 kam Benares in die Hände der Engländer und iſt nun Sitz ihrer Provinzialbehörde.

3. Eine Sutti an der Nerbudda.*)

Die Sandſteinberge Mahadoe's, welche in der Sathpurkette den Nerbuddaſtrom überragen, erheben ſich 4000—5000 Fuß über die Meeresfläche, und in einem der höchſten Striche wurde früher, und wird vielleicht noch jetzt ein Markt gehalten, zum Vergnügen Derjenigen, welche die Selbſtaufopferung einiger jungen Leute ſehen wollen, die ſich opfern, um ein Gelübde ihrer Mutter zu erfüllen. Wenn eine Mutter ohne Kinder iſt, bringt ſie allen Göttern Opfer, vornehmlich denjenigen, von welchen ſie glaubt, daß ſie ihr Hilfe leiſten werden, und verſpricht noch größere Opfer

*) Nach St. Col. Sleeman's „Rambles and recollections of an Indian official."

Digitized by

hinzuzufügen, im Fall ihre Bitte gewährt würde. Wenn geringere Opfer nichts helfen wollen, verſpricht ſie den erſten Sohn, den ſie erhalten würde, dem Gott der Zerſtörung, Mahadoe, opfern zu wollen. Wird ſie nun wirklich mit einem Sohn erfreut, ſo verſchweigt ſie dieſem ihr gethanes Gelübde; bis er die Jahre der Mannbarkeit erreicht hat; dann aber theilt ſie ihm ſolches mit und gebietet ihm, es zu erfüllen. Er hält es für Pflicht, Gehorſam zu leiſten, und von nun an betrachtet er ſich als dem Gotte geweiht. Ohne einer lebenden Seele ein Wort von dem mitzutheilen, was ihm die Mutter geſagt hatte, zieht er ein Pilgerkleid an, beſucht alle berühmten, dem Mahadoe in verſchiedenen Theilen Indiens geweihten Tempel, und an dem Jahrmarkte, der auf dem Mahadoebergen abgehalten wird, ſtürzt er ſich von einer 4000—5000 Fuß hohen Felſenwand herab.

Die engliſchen Beamten haben ſchon viel am Hofe von Nagpoor aufgeboten, um der Sitte zu ſteuern. Doch iſt es ihnen nur theilweiſe gelungen. Dieſer Zug von Selbſtaufopferung liegt tief im indiſchen Volksgemüthe, und am entſchiedenſten tritt er bei den Frauen hervor. Ein Augenzeuge erzählt folgende charakteriſtiſche, die Eigenthümlichkeit der Hinduſitten treffend ſchildernde Geſchichte.

Wir machten eines Abends einen Ausflug nach Gopalpur, einem kleinen Dorfe am Ufer der Nerbudda. Hier ſind mehrere ſehr hübſche Tempel, meiſtens zum Andenken von Wittwen, die ſich mit den Ueberreſten ihrer Ehemänner verbrannt haben, und zwar auf der Stelle, wo ſie ſich den Flammen überlieferten. Ein ſolcher Tempel hat ſich erſt ganz kürzlich über der Aſche einer der merkwürdigſten alten Frauen, die ich je geſehen, und welche ſich in meiner Gegenwart im Jahre 1829 verbrannte, erhoben. Ich verhinderte die Errichtung eines Tempels, aber während meiner Abweſenheit kam er dennoch zu Stande. Da Sutti's gegenwärtig im engliſchen Gebiet verboten ſind, und Europäer überhaupt ſelten Gelegenheit haben, ſolche zu ſehen, ſo will ich die nähern Umſtände hier anführen, und der Leſer kann ſich auf die Wahrheit der Erzählung völlig verlaſſen.

Am 29. November 1829 miſchte dieſe alte, damals 65jährige Frau ihre Aſche mit der ihres vier Tage zuvor allein verbrannten Mannes. Als ich im Jahre 1828 die Zivilverwaltung des Diſtrikts Dſchebbelpur übernahm, hatte ich ſtrengen Befehl gegeben, daß Niemand der Selbſtverbrennung einer Wittwe Vorſchub leiſten ſolle; ſelbſt das Herbeitragen von Holz ſolle als ſolcher Beiſtand angeſehen werden. Am 24. November 1829 wandten ſich die Oberhäupter der angeſehendſten und verbreitetſten Braminenfamilien des Diſtrikts mit der Bitte an mich, dieſer alten Wittwe zu geſtatten, ſich mit den Ueberreſten ihres Gemahls Omed Sing Opaddia, der dieſen Morgen an den Ufern der Nerbudda geſtorben ſei, zu verbrennen. Ich drohte, meinen Befehl in Ausführung zu bringen und Jeden, der Beiſtand leiſten würde, ſtreng zu beſtrafen; zu dem Ende ſtellte ich eine Polizeiwache in der Nähe auf, die alte Frau blieb aber, ohne zu eſſen und zu trinken, am Rande des Waſſers ſitzen. Am nächſten Tage wurde

Digitized by Google

die Leiche ihres Gemahls in einer kleinen, nur etwa 8 Quadratfuß weiten und 3—4 Fuß tiefen Grube in Anweſenheit von mehreren Tauſend Zuſchauern, welche die Sutti hatten ſehen wollen, verbrannt. Alle Fremden zerſtreuten ſich vor Abend, da keine Ausſicht vorhanden ſchien, daß ich dem dringenden Begehren ihrer Anverwandten nachgeben würde, die keine Speiſe zu ſich zu nehmen wagten, als bis die Wittwe ſich verbrannt oder bereit erklärt hatte, mit ihnen nach Hauſe zurückzukehren. Ihre Söhne, Enkel und einige andere Anverwandte blieben bei ihr, während die übrigen mein Haus umringten, um in mich zu dringen, daß ſie ſich verbrennen dürfe. Sie widerſtand allen Bitten, verweigerte alle Nahrung und blieb auf dem nackten Fels im Bette der Nerbudda ſitzen, der ſengenden Sonnenhitze bei Tag und der ſtrengen Kälte der Nacht ausgeſetzt, nur mit einem dünnen Stück Zeug über die Schulter. Am Tage nach der Beerdigung ſetzte ſie, um alle Hoffnung, daß man ſie von ihrem Vorhaben abbringen werde, abzuſchneiden, die Dhadſcha oder den groben rothen Turban auf und brach ihre Armbänder in Stücke, wodurch ſie geſetzlich todt und für immer von ihrer Kaſte ausgeſchloſſen wurde. Hätte ſie jetzt noch das Leben erwählen wollen, ſo konnte ſie nie mehr zu ihrer Familie zurückkehren. Ihre Kinder und Enkel waren noch immer bei ihr, aber alle Bitten waren umſonſt, und ich überzeugte mich, daß ſie ſich zu Tode hungern würde, wenn ich nicht geſtattete, daß ſie ſich verbrenne; dadurch wäre die Familie beſchimpft, ihre Qual vermehrt worden, und ich ſelbſt hätte mich der Beſchuldigung ausgeſetzt, meine Gewalt muthwillig gemißbraucht zu haben, denn noch hatte die Regierung nicht formell das Verbrennen der Wittwen verboten.

Am vierten Tage nach dem Tode des Mannes ritt ich Morgens zur Stelle und fand die arme alte Frau daſitzen, mit dem Dhadſcha auf dem Kopf, eine Kupferplatte mit ungekochtem Reis und Blumen vor ſich und eine Kokosnuß in jeder Hand. Sie ſprach ſehr geſammelt und ſagte mir, ſie ſei entſchloſſen, ihre Aſche mit der ihres verſtorbenen Gemahls zu miſchen, und würde geduldig meine Erlaubniß dazu abwarten, überzeugt, Gott werde ihr Kraft geben, das Leben aufrecht zu erhalten, bis dieſe Erlaubniß erfolgt, obgleich ſie nicht eſſen und nicht trinken werde. Sie blickte nach der Sonne, die eben über der Nerbudda aufgieng, und ſagte ruhig: „Meine Seele war fünf Tage lang bei der meines Gatten in der Nähe dieſer Sonne, nur meine irdiſche Hülle iſt noch übrig, und ich weiß, Du wirſt bald geſtatten, daß ſie ſich mit ſeiner Aſche in jener Grube vermiſche, weil es nicht in Deinem Weſen und Deinem Brauche iſt, die Qual einer armen alten Frau muthwillig zu verlängern.“ — „Gewiß nicht,“ entgegnete ich, „mein Zweck und meine Pflicht iſt es, zu retten und zu erhalten, und ich komme, Dich von dieſer thörichten Abſicht abzubringen, Dich zu bitten, daß Du lebeſt und Deine Familie vor der Schmach bewahreſt, als Mörderin angeſehen zu werden.“ — „Ich fürchte nicht, daß man ſie je dafür halten wird; ſie haben, wie gute Kinder, alles Mögliche gethan, um mich zu bewegen, unter ihnen zu leben, und hätte ich eingewilligt, ſo wür-

Digitized by Google

den ſie mich geliebt und geehrt haben. Ich übergebe ſie alle Deiner Obhut und gehe zu meinem Gatten Omed Sing Opaddia, mit deſſen Aſche die meinige ſchon dreimal auf dem Scheiterhaufen ſich vermiſchte."*)

Dies war das erſte Mal in ihrem langen Leben, daß ſie den Namen ihres Gatten nannte, denn in Indien ſpricht keine Frau, weder hoch noch niedrig, je den Namen ihres Gatten aus, und es iſt oft luſtig, ihre Verlegenheit zu ſehen, wenn ein Europäer ſie darum fragt; ſie ſehen ſich rechts und links um nach Jemandem, der ſie aus der Verlegenheit ziehe, weil ſie weder gegen den Frager, noch gegen den abweſenden Ehemann Mißachtung zeigen wollen. Sie wiſſen, daß wenige Europäer die ihnen in dieſer Beziehung obliegenden Pflichten kennen, und wenn Frauen in Gerichtshöfe oder an andere Orte hingehen, wo ſie leicht nach dem Namen ihres Mannes gefragt werden können, nehmen ſie gewöhnlich eines ihrer Kinder oder ſonſt einen Verwandten mit, der die Worte für ſie ausſpreche. Als die alte Dame ihren Mann nannte, was ſie mit ſtarkem Nachdruck und in überlegter Weiſe that, waren alle Anweſenden überzeugt, das ſie entſchloſſen ſei, zu ſterben. „Ich habe," ſagte ſie, „die Güte der Regierung in reichem Maße erfahren, da ich mit meiner ganzen großen Familie in Wohlſtand und Gemächlichkeit auf unſern abgabenfreien Ländereien lebte, und ich bin gewiß, daß man meine Kinder nicht Hunger leiden laſſen wird; mit ihnen aber habe ich es nicht mehr zu thun, mein Verkehr und meine Gemeinſchaft mit ihnen ſind zu Ende. Meine Seele (prau) iſt bei Omed Sing Opaddia, und meine Aſche muß ſich hier mit der ſeinigen miſchen." Dann blickte ſie wieder nach der Sonne und ſagte mit einem Ton und einer Miene, die mich ungemein ergriffen: „Ich ſehe ſie beide unter dem bräutlichen Baldachin." Ich bin überzeugt, daß ſie in dieſem Augenblick wirklich glaubte, ſie ſehe ihren Geiſt und den ihres Gatten unter dem bräutlichen Baldachin im Paradieſe.

Ich verſuchte, auf ihren Stolz und auf ihre Furcht einzuwirken, und ſagte ihr, die Regierung würde wahrſcheinlich die abgabenfreien Güter, von denen ihre Familie ſo lange gelebt habe, einziehen als ein Zeichen ihres Mißfallens darüber, daß die Kinder ſie nicht von der Vollziehung des Opfers abgebracht hätten; die Tempel über der Aſche ihrer Vorältern würden dem Erdboden gleich gemacht werden, damit ſie nicht in Zukunft andere zu ähnlichen Opferungen verleiteten, und endlich würde nicht ein einziger Stein den Platz bezeichnen, wo ſie ſterbe, im Fall ſie auf ihrem Entſchluß beharre. Wolle ſie aber am Leben bleiben, ſo ſolle eine glänzende Wohnung für ſie unter dieſen Tempeln gebaut, eine ſchöne Summe ſolle zu ihrem Unterhalt aus den abgabenfreien Ländereien ausgeſchieden werden, ihre Kinder ſollten täglich kommen und ſie beſuchen, und ich würde häufig Daſſelbe thun. Sie lächelte, ſtreckte den Arm aus und ſagte: „Mein Puls hat lange aufgehört zu ſchlagen, mein Geiſt iſt entwichen, und ich

*) Dies bezieht ſich auf die Seelenwanderung, wie man ſpäter ſehen wird.

Digitized by Google

habe nichts mehr übrig, als ein wenig Erde, daß ich mit der Asche meines Gatten zu vermischen wünsche; ich werde bei dem Verbrennen nicht leiden, und wenn Du einen Beweis willst, so laß Feuer bringen, und ich will diesen Arm verzehren lassen, ohne daß es mir Schmerz verursacht." Ich wollte ihren Puls nicht fühlen, aber einige meiner Leute thaten es, und erklärten, er sei in der That ganz unbemerklich geworden. Um diese Zeit glaubten alle Anwesenden, es sei durchaus nicht wahrscheinlich, daß sie noch Schmerz empfinden werde, und ihr Ende bestätigte sie auch in dieser Ansicht. Ueberzeugt, daß alle Versuche, ihr Leben zu retten, fruchtlos sein würden, schickte ich endlich nach den vornehmsten Mitgliedern ihrer Familie, und willigte ein, daß sie sich verbrennen dürfe, wenn sie sich dagegen verpflichteten, daß kein Mitglied ihrer Familie je wieder Dasselbe thue. Hierein willigten sie; gegen Mittag waren die Urkunden gefertigt, und ich ließ es nun der alten Frau anzeigen, welche sich darüber sehr erfreut und dankbar zeigte. Vor 3 Uhr waren die Zeremonieen des Badens vorüber und inzwischen das nöthige Holz und andere brennbare Stoffe, um ein starkes Feuer zu machen, gesammelt worden. Nach dem Bade verlangte sie ein Betelblatt und aß es; dann stand sie auf, und den einen Arm auf die Schulter ihres ältesten Sohnes, den andern auf die ihres Neffen gestützt, näherte sie sich dem Feuer. Ich hatte Wachen umher aufgestellt, und Niemand durfte sich auf fünf Schritte nähern. Als sie sich erhob, wurde der Holzstoß angezündet und stand alsbald in lichten Flammen. Die Entfernung betrug etwa 200 Schritte; sie kam mit ruhigem, freudevollem Gesicht herbei, hielt einmal an, schaute aufwärts und sagte: „Warum haben sie mich fünf Tage von Dir, mein Gatte, entfernt gehalten?" Als sie an die Wachen kam, blieben ihre Begleiter stehen, sie schritt einmal um die Grube her, hielt einen Augenblick inne, und während sie ein Gebet murmelte, warf sie einige Blumen in's Feuer. Dann schritt sie ruhig und standhaft bis an den Rand, trat mitten in die Flamme, setzte sich nieder und lehnte sich zurück, als ruhte sie auf einem Lager aus; ohne einen Schrei zu thun oder ein Zeichen von Schmerz von sich zu geben, ward sie vom Feuer verzehrt. Einige Musikinstrumente spielten wie gewöhnlich, als sie sich dem Feuer näherte, nicht wie man gemeinhin glaubt, um ihr Geschrei zu ersticken, sondern um zu verhüten, daß die letzten Worte des Opfers gehört würden, denn diese gelten für prophetisch und können eine Quelle von Unruhe und Streit für die Lebenden werden.

Man hatte nicht geglaubt, daß ich nachgeben würde, und nur wenige Leute hatten sich versammelt, um dem Opfer beizuwohnen, so daß wenig oder nichts in den äußern Umständen lag, daß sie zu einer außerordentlichen Anstrengung hätte reizen können, und ich bin überzeugt, daß nur der Wunsch, in der nächsten Welt wieder mit ihrem Gatten vereinigt zu werden, und die sichere Zuversicht, daß dem so sein werde, wenn sie sich selbst verbrenne, sie aufrecht erhielt. Von dem Morgen des Tages, wo er starb (Dienstag), bis Mittwoch Abends aß sie Betelblätter, aber sonst nichts

Digitized by Google

Anderes, und von Mittwoch Abend an hörte ſie ganz auf zu eſſen, von Dienſtag an hatte ſie kein Waſſer mehr getrunken. Sie trat in das Feuer mit demſelben Tuch angethan, das ſie im Bett des Fluſſes getragen hatte, aber es war genetzt worden in der Anſicht, daß ſelbſt der Schatten von etwas Unreinem, der beim Gang nach dem Scheiterhaufen auf ſie falle, das Weib verunreinige, wenn nicht das im heiligen Strom genetzte Kleidungsſtück entgegenwirke. Ich muß der Familie die Gerechtigkeit erzeigen, daß ſie Alles that, um die Wittwe von ihrem Vorhaben abzubringen, und wäre ſie am Leben geblieben, ſie wäre geliebt und geehrt worden als das erſte weibliche Glied der Familie, denn bei keinem Volke auf der Erde werden Eltern ſo geehrt und geliebt und finden ſolchen Gehorſam, wie bei den Hindu's: die Großmutter wird immer noch mehr geehrt, als die Mutter. Keiner Königin auf dem Thron können ſich ihre Unterthanen mit mehr Ehrfurcht nähern, als alle Glieder der Familie dieſer alten Frau, während ſie daſaß auf dem nackten Fels im Bette des Fluſſes, nur mit einem rothen Fetzen um den Kopf und einem einfachen weißen Zeug um die Schultern. Allerdings fühlt ſich eine Familie, in der eine Wittwe ſich verbrennt, durch dieſes Opfer ſehr in ihrer eigenen und in der Achtung der Welt gehoben. Die Schweſter des Radſchah von Rewa war eine von den vier oder fünf Frauen, die ſich mit den Ueberreſten des Radſchah von Udipur verbrannten, und ihr Bruder erinnerte ſich in ſeinem ganzen Leben an nichts mit ſo viel Stolz und Freude, beſonders da der Radſchah von Udipur das Haupt der Radſchputenſtämme iſt.

Ich fragte die alte Frau, wann ſie ſich zuerſt entſchloſſen hätte, eine Sutti zu werden, und ſie ſagte mir: etwa vor 13 Jahren, als ſie in der Nerbudda mit vielen anderen Frauen in der Familie badete, habe der Entſchluß ſich in ihrem Sinne feſtgeſetzt, als ſie die glänzenden Tempel am Ufer des Fluſſes ſah, welche ſich über der Aſche ihrer Verwandten erhoben, die zu verſchiedenen Zeiten Sutti's geworden waren. Es waren hübſche Gebäude, die mit großen Koſten aufgeführt und in gutem Stand erhalten wurden. Sie ſagte mir, daß ſie ihren Entſchluß niemals irgend Jemandem mitgetheilt, noch auch je eine Sylbe darüber geſprochen habe, bis ſie „suth! suth! suth!“ ausrief, als ihr Gatte mit dem Kopfe in ihrem Schooße verſchied am Ufer der Nerbudda, wohin er ſich, als alle Hoffnung auf Wiedergeneſung verſchwunden war, hatte bringen laſſen.

Nachſtehende Unterredung fand eines Morgens zwiſchen mir und einem Eingebornen von Dſchebbelpur ſtatt, bald nachdem die Sutti's von der Regierung verboten waren. „Welches ſind die Kaſten, bei denen es den Frauen nicht geſtattet iſt, nach dem Tode ihrer Ehemänner wieder zu heirathen?“

„Es ſind die Braminen, Radſchputen, Banias (Kaufleute) und Kaits (Schreiber).“

„Warum geſtattet man ihnen denn aber nicht, ſich wieder zu verhei-

Digitized by Google

rathen, jetzt, wo man ihnen nicht mehr erlaubt, ſich mit den Leichen ihrer Ehemänner zu verbrennen?"

„Da ſie wiſſen, daß ſie ſich mit keinem zweiten Mann verbinden können, ohne ihre Kaſte zu verlieren, ſo trägt dies weſentlich dazu bei, ihre Treue gegen den erſtern zu ſichern. Uebrigens wenn man allen Wittwen erlauben wollte, ſich wieder zu verheirathen, welcher Unterſchied bliebe dann noch zwiſchen uns und Leuten niederer Kaſte? Wir würden bald zu den niedrigſten herabſinken."

„Und ſo wollt Ihr Eure Kaſte aufrecht erhalten auf Koſten Eurer armen Wittwen?"

„Nein, ſie ſind ſelbſt ſo ſtolz auf die Auszeichnung, wie ihre Männer."

„Und glaubt Ihr, daß ſie die gute alte Sitte, ſich ſelbſt zu verbrennen, wieder hergeſtellt ſehen möchten?"

„Einige darunter gewiß."

„Warum?"

„Weil ſie im Paradies mit ihren Ehemännern wieder vereint werden und glücklich ſind, frei von allen Bedrängniſſen des Lebens."

„Aber Ihr ſolltet ſie als Wittwen von allen Bedrängniſſen frei halten."

„Wenn ſie ſich gut betragen, ſind ſie die geehrteſten Mitglieder der Familie ihres verſtorbenen Mannes; nichts geſchieht in ſolchen Familien, ohne ſie um Rath zu fragen, weil Alle darauf ſtolz ſind, daß das Andenken ihrer verſtorbenen Söhne, Brüder und Väter ſo von ihren Wittwen geehrt werde. Aber Weiber fühlen, daß ſie ſchwach ſind, und würden oft lieber auf einmal ſich verbrennen, als ihr ganzes Leben lang der Verſuchung und dem Verdachte ausgeſetzt ſein."

„Und warum verbrennen ſich die Männer nicht, um ſich die Bedrängniſſe des Lebens zu erſparen?"

„Weil ſie nicht vom Himmel berufen ſind, wie die Weiber."

„Und Ihr glaubt wirklich, daß die Weiber von Gott berufen ſind, ſich zu verbrennen?"

„Allerdings; wir Alle glauben, daß ſie von Gott berufen und unterſtützt werden, und daß zarte Weſen, wie die Frauen, ſonſt nicht freiwillig ſolche Qualen erdulden könnten, — ſie werden von einer übernatürlichen Stärke beſeelt. Als Dhuli Sukal, der Vater des Bankiers von Sehora, ſtarb, erklärte die Frau eines Lodhi, eines Landbauers aus dem Diſtrikt, ſie ſei ſchon ſechsmal mit ihm eine Sutti geweſen, und ſie wolle jetzt zum ſiebenten Male mit ihm in's Paradies gehen. Nichts konnte ſie davon abbringen, ſich mit ihm zu verbrennen; ſie war zwiſchen 50 und 60 Jahre alt und hatte Enkel; ihre ganze Familie ſuchte ihr die Sache auszureden, es müſſe ein Irrthum ſein, aber Alles umſonſt. Sie wurde eine Sutti und verbrannte ſich einen Tag nach der Beſtattung des Bankiers."

„Suchte Dhuli Sukal's Familie, welche Braminen waren, ſie davon abzubringen, weil ſie eine Lodhi, eine ſehr niedrige Kaſte, war?"

Digitized by Google

„Allerdings, aber sie erklärte, bei Gott sei Alles möglich, und man glaubte allgemein, dies sei ein Ruf vom Himmel."

„Und was wurde aus der Wittwe des Bankiers?"

„Diese sagte, sie fühle keinen göttlichen Beruf, sich zu verbrennen. Dies geschah vor 20 Jahren, der Bankier war damals 30 Jahre alt."

„So hat er also im Paradies eine ziemlich alte Frau gehabt?"

„Keineswegs; wenn sie durch die irdischen Flammen gegangen sind, werden beide jung im Paradiese."

„Ihr seid ein Radschpute?"

„Ja."

„Tödten Radschputen jetzt noch in diesem Theile Indiens ihre weiblichen Kinder?"

„Nein; dieser Gebrauch hat in diesen Gegenden allenthalben aufgehört und kommt auch in Bundelkund ab, wo die Radschahs auf Verlangen der englischen Regierung ihren Unterthanen den Kindermord verboten haben. Man sieht jetzt Mädchen in den Dörfern spielen, wo man sonst kein Mädchengesicht sah und keine Mädchenstimme hörte."

„Doch murren noch Diejenigen, welche Mädchen haben, und sagen, die Regierung, welche für ihre Unterhaltung sorgte, solle nun auch für ihre Verheirathung sorgen, nicht wahr?"

„Anfangs murrten sie allerdings ein wenig, aber wie die Kinder heranwuchsen und ihnen lieb wurden, dachten sie nicht mehr daran."

Gurtscharu Baban, der Vorstand des Kollegiums zu Dschebbelpur, kam bald nach dieser Unterredung eines Vormittags zu mir; er war im Kalkuttakollegium erzogen worden und spricht und schreibt englisch vortrefflich, ist in englischer Literatur ziemlich gut belesen und ganz entschieden ein denkender Mann. Nachdem die Sache, weshalb er zu mir gekommen, besprochen war, erzählte ich ihm die Geschichte von der Verbrennung der Lodhifrau mit dem braminischen Bankier zu Sehora und fragte ihn, was er davon halte. Seine Antwort lautete dahin: „Aller Wahrscheinlichkeit nach sei die Frau in einem frühern Leben die Gattin eines Braminen gewesen; von einer solchen Versetzung sei in seiner eigenen Familie ein merkwürdiger Fall vorgekommen. Sein Urgroßvater hatte drei Frauen, welche sich alle drei mit der Leiche verbrannten. Während dies vorging, kam eine große Schlange herbei, stieg den Scheiterhaufen hinan und ward mit verbrannt; bald nachher kam eine zweite und that dasselbe. Die ganze anwesende Menge war überzeugt, daß diese Schlangen die Frauen seines Urgroßvaters in einem frühern Leben gewesen seien und nach diesem Opfer wiederum werden würden. Als die Suradh oder Leichenzeremonien nach dem vorgeschriebenen Zeitverlaufe stattfanden, wurden die Opfergaben und Gebete regelmäßig für sechs Seelen statt für vier dargebracht, und noch heutigen Tages glaubt jedes Mitglied seiner Familie, so wie jeder Hindu, der die Geschichte hört, daß diese beiden Schlangen ein volles Recht hätten, unter seine Ahnen gezählt und in allen Suradh mitgenannt zu werden."

Digitized by Google

Einige Tage nach dieſer Unterredung mit dem Vorſtand des Kollegiums von Dſchebbelpur hatte ich einen Beſuch von Bhali Sukal, dem jetzigen Haupt der Bankierfamilie von Sehora, und dem jüngſten Bruder des Braminen, mit deſſen Aſche die Lodhifrau ſich verbrannt hatte. Ich bat ihn, mir Alles zu erzählen, was er ſich von dieſer eigenthümlichen Sutti erinnere, und er that dies, wie folgt: „Als mein älteſter Bruder, der Vater des verſtorbenen Dhuli Sukal, der ſo lange Zeit Steuereinnehmer in dieſem Diſtrikt war, vor etwa 20 Jahren zu Sehora ſtarb, erklärte eine Lodhifrau, welche eine Stunde davon in dem unſerer Familie ſeit mehreren Generationen gehörigen Dorfe Khittoli wohnte, daß ſie ſich mit ihm auf dem Scheiterhaufen verbrennen wolle; ſie ſei ſchon dreimal im frühern Leben ſeine Gattin geweſen, habe ſich bereits dreimal mit ihm verbrannt und müſſe ſich noch einmal mit ihm verbrennen. Sie war etwa 60 Jahre alt, und ihr eben ſo alter Ehemann lebte noch. Wir waren Alle erſtaunt, als ſie mit dieſer Geſchichte auftrat; es müßte dies ein Irrthum ſein, da er ein Bramine und ſie eine Lodhi ſei. Aber ſie ließ ſich die Sache durchaus nicht ausreden und erklärte, in ihrem letzten Leben habe ſie mit meinem Bruder in der heiligen Stadt Benares gewohnt und eines Tages einem heiligen Mann, der ſie um ein Almoſen bat, aus Verſehen Salz ſtatt Zucker zu ſeiner Nahrung gereicht. In Folge deſſen habe er ihr erklärt, ſie ſolle in ihrem nächſten Leben von ihrem Gatten geſchieden werden und von geringerer Kaſte ſein; wenn ſie aber in dieſem Zuſtande ihre Pflicht thue, ſo werde ſie im darauf folgenden Leben wieder mit ihm vereinigt werden. Wir ſagten ihr, alles Dies müſſe ein Traum ſein, und die Wittwe meines Bruders beſtand darauf, wenn man ihr nicht geſtatte, ſich zu verbrennen, ſo ſolle man auch der andern nicht erlauben, ihre Stelle einzunehmen. Wir hinderten die Wittwe an der Beſteigung des Scheiterhaufens, und ſie ſtarb in einem hohen Alter erſt vor zwei Jahren zu Sehora. Meines Bruders Leiche ward an dieſem letzteren Orte verbrannt, die arme Lodhifrau kam und ſtahl eine Hand voll von der Aſche, die ſie in ihrem Kleide barg und mit ſich nach Khittoli nahm. Hier bewog ſie ihren Mann und ſeinen Bruder, ihr in der Rückkehr zu ihrem früheren Gatten und ihrer früheren Kaſte beizuſtehen. Keine Seele wollte ihnen helfen, da wir den damaligen eingebornen Fürſten dahin gebracht hatten, die Sache zu verbieten; aber die drei Leute trugen den Scheiterhaufen auf ihren eigenen Köpfen zuſammen, ſie ſetzte ſich darauf mit der Aſche an ihrer Bruſt, ihr Mann und ihr Bruder ſetzten den Holzſtoß in Brand, und ſie ward von den Flammen verzehrt.“

„Und was iſt jetzt nach Verlauf von 20 Jahren Eure Meinung?“

„Daß ſie wirklich die Frau meines Bruders geweſen war; denn am Scheiterhaufen prophezeite ſie, daß mein Neffe werden würde, was mein Großvater geweſen war, ein angeſehener Diener der Regierung; wie Ihr wißt, wurde er es auch bald nachher.“

„Und was glaubte Euer Vater?“

Digitized by Google

„Er war so überzeugt, daß sie die Gattin seines ältesten Sohnes in einem frühern Leben gewesen sei, daß er alle Kosten der Leichenzeremonie bestritt und sie alle mit gleicher Pracht, wie bei jedem andern Glied der Familie, beobachten ließ. Ihr Grab ist noch zu Khittoli zu sehen und das meines Bruders zu Sehora."

Ich gieng kurze Zeit darauf mit Bhali Sukal selbst zu diesen Gräbern und fand, daß die gesammte Bevölkerung von Sehora und Khittoli wirklich glaubte, die alte Lodhifrau sei seines Bruders Gattin in einem frühern Leben gewesen und habe sich jetzt als seine Wittwe zum vierten Male mit ihm verbrannt.

---

4. Charakter und Lebensweise der Hindu's.*)

Schon das Aeußere dieses indischen Stammes ist jetzt wie vor 1000 Jahren von allen übrigen Asiaten entschieden ausgezeichnet und verschieden. Der Hindu ist von ansehnlicher, jedoch nicht außerordentlicher Größe. Seine ganze Körperform ist wohlgestaltet, ja schön, aber mehr zierlich, schlank und geschmeidig, als stark und muskulös. Unter den höheren Kasten befinden sich vorzüglich ansehnliche, schön gebaute Männer. Ihre Hände sind von besonderer Zartheit, und man kann sie nur mit den schönsten Händen unserer Damen vergleichen. Daher wäre auch das Degengefäß ihrer Schwerter für unsere Kriegsmänner viel zu klein.

Von ganz vorzüglicher Schönheit bildete die Natur das andere Geschlecht, und ein Bildhauer brauchte hier nicht lange zu suchen, um das Muster zu einer Mediceischen Venus zu finden. Besonders schön gebildet ist der Busen, und man wendet Alles an, um ihm diese reizende Form zu erhalten.

Auch der Schritt und Ausdruck des Gesichts ist bei den Hindu's ausgezeichnet. Ein schönes Oval zeichnet sie merklich von den benachbarten Mongolen und allen andern asiatischen Völkerschaften aus. Die Nase ist erhaben und fein, nähert sich der Adlernase und ist nie verflacht oder breit gedrückt wie bei jenen Völkern. Eben so wenig findet man bei ihnen dicke, widrig aufgeworfene Lippen, wenn sie gleich voller sind als beim Europäer. Das dunkle Auge ist schön, aber mehr matt und schmachtend, als feurig. Das lange Haupthaar ist fein und glänzend schwarz.

Die Farbe ist bräunlichgelb, spielt aber oftmals in's Olivenfarbene; dabei ist die Haut von ausnehmender Sanftheit und seltenem Glanze.

So schön und ausgezeichnet der Hindu auch wirklich ist, so darf man doch nicht übersehen, daß sich die genannten Vorzüge nur auf die höheren Volksklassen (Kasten) beschränken. Wie sollten auch die der heißen Sonne

---

*) Vergl. Zimmermann's „Taschenbuch der Reisen," 12. Jahrgang.

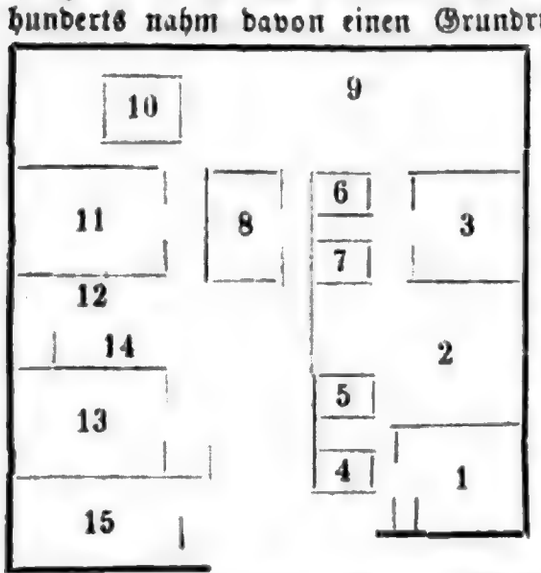
Digitized by Google

ſtets ausgeſetzten Geringeren — bei ſpärlicher Bedeckung, bei härterer Arbeit und ſteter Anſtrengung, und bei ſchlechter Koſt — nicht die Einwirkung dieſer Einflüſſe, die überall Geſtalt und Farbe verändern, fühlen?

Die oberſte Kaſte der Braminen, welche ſich ganz rein und unvermiſcht erhalten haben, enthält die hellſten Menſchen; ſie ſind alle von einem hellgelben Teint. In der zweiten Kaſte, den Tſchetris oder Kriegern, giebt es ſchon mehrere Familien mit dunklerm Kolorit, das jedoch im Uebrigen der ſchönen Körperbildung keinen Eintrag thut. Am dunkelſten gefärbt und zugleich am häßlichſten iſt die unterſte Kaſte, die der Parias (Pulias). Dieſe ſind faſt ganz ſchwarz, in der Form des Geſichts und der übrigen Körperbildung halb dem Neger, halb dem Mongolen ähnlich, aber noch kleiner und häßlicher, höchſt unreinlich und ſchmutzig. Vielleicht iſt dies eine ganz fremde, früher unterjochte Menſchenrace, die nun theils durch den langen Druck, theils durch die Verbrechen der Vorväter ſo ſehr herabgekommen iſt, daß ſie kein Bedenken trägt, ſich mit andern Menſchenarten zu vermiſchen, auch oftmals die Religion zu wechſeln, was bei allen übrigen Kaſten niemals ſtattfindet.

Von Charakter iſt der Hindu ernſt, zurückhaltend, nicht übereilt, genau überlegend, bevor er handelt oder ein Verſprechen giebt — überhaupt iſt bei ihm gewöhnlich die ruhige Vernunft Herr der Leidenſchaften. Dabei iſt dieſe Nation ſelbſt gegen das Thier mitleidig und hat in Surate ſogar ein Hoſpital für kranke Thiere errichtet*). Wie ſehr ſie ſich ihrer Mit-

*) Das Hoſpital verdankt ſeine Entſtehung mehreren gutherzigen Hindu-Kaufleuten, die ſich anheiſchig machten, von ihrem großen Gewinne nicht blos daſſelbe zu erbauen, ſondern auch fortwährend zu erhalten. Jetzt beſteht es hauptſächlich durch eine Taxe, nach der von je 100 Rupien (circa 65 Thlr.) Gewinn eine Ana (1/16 einer Rupie) erlegt werden muß, ferner durch Strafgelder, welche die Braminen auf jede geſagte Unwahrheit gelegt haben. Die Einkünfte betragen gegen 9000 holländ. Gulden; das Oberhaupt der Braminen führt die Oberaufſicht. Das ganze Gebäude nimmt einen Platz von etwa 400 Quadratruthen ein. Ein Reiſender zu Ende des vorigen Jahrhunderts nahm davon einen Grundriß. In Nr. 1 wohnt der Pförtner; in Nr. 2 leben kranke Kameele und Ochſen; in Nr. 3 kranke Affen; in Nr. 4 befand ſich eine ſehr alte Landſchildkröte, 2½ Fuß lang und 1½ Fuß hoch, ein häßliches Thier, das kaum noch gehen konnte (ſtarb einige Jahre nachher); in Nr. 5 lebten Tauben, und vor dem Taubenhauſe Hühner und Hähne; in Nr. 6 Kaninchen; Nr. 7 war ein Gitterwerk und Nr. 8 ein Haus von zwei Stockwerken. Auf dem Platze Nr. 9 weideten Ochſen und Pferde. Nr. 10 iſt ein Tank oder Waſſerbehälter. In Nr. 11 und 12 leben auch kranke Pferde und Ochſen; die tödtlich kranken ſind aber in Nr. 13. Nr. 14 iſt abermals ein Gitterwerk und Nr. 15 iſt endlich das merkwürdige Zimmer für Inſekten, Flöhe, Wanzen und Läuſe. Es ſollen arme Menſchen eigens bezahlt werden, um ſich von dieſen Thieren ſaugen zu laſſen.



bürger im Ganzen annimmt, beweiſt die Fürſorge für die Reiſenden, die überall erbauten Tſchoultries der öffentlichen Herbergen und die bei der in dieſem Lande ſo heißen Sonne angelegten Alleen. Nirgends wird einem armen Reiſenden ſo gutmüthig fortgeholfen, als in Hindoſtan. Der Oberſte oder Schulze (Kotwal) eines jeden Dorfes iſt verbunden, ihm Reis und Feuerung darzureichen, und ihm nach einem guten Nachtlager im Tſchoultrie einen Wegweiſer zu geben, der ſeine Sachen trägt und ihn bis zum nächſten Dorfe führt. Auf dieſe Weiſe kann ein Pilger mehrere hundert Meilen hindurch, ohne Sorge um ſeine Nahrung und Wohnung, ruhig fortreiſen. Auch die Europäer haben ſich der Mildthätigkeit und Höflichkeit der Hindu's mannigfach zu erfreuen gehabt, obſchon letztere die Fremden nicht lieben, und wegen des Betragens derſelben und der Gewaltthätigkeiten, die ſie von ihnen zu erdulden hatten, nicht lieben konnten. Der Hindu läßt alsbald ſeinen Haß und ſeine Verachtung fahren, ſobald er den Einzelnen als einen guten, rechtlichen Mann kennen lernt, der ſein, des Hindu, Weſen ehrt und achtet.

Die Gutherzigkeit und Milde des Hindu artet oftmals in wirkliche Schwachheit aus. Er ſucht überhaupt Ruhe und will nicht aus der ſüßen Gewohnheit ſeines Daſeins herausgeriſſen werden. Sein Charakter macht ihn mehr zum beharrlichen Dulden, als zum thatkräftigen Handeln geſchickt. Darum zieht er auch ſitzende Arbeiten allen übrigen vor, und vor allem Krieg und Blutvergießen hat er einen Abſcheu. Er iſt ein weichlicher Menſch, das wahre Gegentheil von dem Muhamedaner, der ihn unterjochte. Wie dieſer ſeine Religion in die Ferne trägt, mit Feuer und Schwert verbreitet, im höchſten Grade fanatiſch iſt, ſo umgekehrt der Hindu im höchſten Grade tolerant, Jeden in ſeiner Weiſe belaſſend. Seine Geiſtlichen gehen nie darauf aus, Proſelyten zu machen; jede Art von Sekte darf ruhig ihren Kultus beibehalten, kann ſicher bei den Hindu's wohnen, frei und öffentlich die Religion bekennen und lehren.

Man wirft den Hindoſtanern Geiz und Rachgier vor, allein welches Volk würde das nicht geworden ſein bei dem ungeheuern Druck und der tauſendjährigen Tyrannei? Wenn manche Reiſende von den habſüchtigen Erpreſſungen der Großen reden, ſo darf man dies eben ſo wenig für einen Fehler des Nationalcharakters achten, als es ungerecht wäre, die Europäer im Ganzen des Geizes und der Härte zu beſchuldigen, weil einige europäiſche Herrſcher ſich durch dieſe Laſter entehrt haben. Nie darf man überhaupt eine ganze Nation nach dem Betragen und der Lebensweiſe der durch Reichthum und Macht zu mancherlei Ausſchweifungen Verleiteten beurtheilen.

Die Banianen, die Kaſte, woraus die Kaufleute und Bankiers beſtehen, ſind oft ſehr gewandt und nehmen nach der Gewohnheit des Landes hohe Intereſſen, aber im Ganzen ſind ſie dennoch redliche Leute, auf die man ſich durchaus verlaſſen kann.

Ein anderer Fehler, den man den Hindu's vorwirft, iſt die Feig-

Digitized by Google

heit. Aber auch dieſer Vorwurf verliert viel von ſeinem Gewicht, wenn man erwägt, daß die Religion dieſer Nation es mit ſich bringt, alles Blutvergießen, mithin auch den Krieg, zu haſſen. Betrachtet man die Kriegerkaſte der Tſchetris, dann ſehr zahlreiche Stämme, wie die Radſchputen, die Seiks, die Mahratten, die den Krieg als ein Hauptgeſchäft ihres Daſeins anſehen, die ſich ſeit den älteſten Zeiten ſtets durch ihre Tapferkeit hervorgethan haben und noch immer gefürchtet ſind, ſo muß man jenes Vorurtheil ganz zurücknehmen. Ja, die Mahratten haben es oft genug bewieſen, daß ſie der Ueberlegenheit unſerer Feuerwaffen und Taktik ungeachtet dennoch die Europäer nicht fürchten, ja ſie zu beſiegen gewußt haben. Wie ſie in der neueſten Zeit die Engländer in die Enge getrieben und dem Untergange nahe gebracht haben, iſt bekannt. Auch die Hindu's, welche von den Engländern zum Kriegsdienſt herangezogen werden und unter dem Namen Seapoys bekannt ſind, zeigen ſich bei ihrer Bildung von bewährter Anſtrengung und Ausdauer, hohem Muth und Todesverachtung.

Einſtmals hatten ſich die Seapoys wegen rückſtändiger Löhnung gegen die Engländer empört, und viele waren zum Feinde übergegangen. Der Oberſt Munro ließ ein Bataillon der Deſertirten von europäiſchen Truppen einholen und ſprach das Urtheil, daß mehrere von ihnen, Andern zum Beiſpiel, durch Kanonen erſchoſſen werden ſollten. Vier Rädelsführer hatten bereits ihre Strafe erlitten, und man band, zu ähnlicher Beſtrafung, vier Andere vor die Mündung der Stücke, als vier der übrigen ſchuldigen Seapoys hervortraten und behaupteten, ihnen gebühre der Vorrang, ſie müßten zuerſt erſchoſſen werden, da jene nur gemeine Soldaten, ſie hingegen Grenadiere ſeien. Dies ward bewilligt und ſie giengen freudig in den Tod. Kurz darauf erfocht der Oberſt mit 1000 europäiſchen Truppen und 3000 dieſer Seapoys bei Buxar einen herrlichen Sieg über das große Heer des Nabobs Souja Doula.

Höchſt ſonderbar war eine faſt an Wahnſinn grenzende Todesverachtung von fünf Radſchputen. Als dieſe ſich in einem Bauernhauſe von langen Märſchen ausruhten, gerieth das Haus in Brand. Vergebens drang man in die Soldaten, das Haus zu verlaſſen. „Nie," antworteten ſie, „haben wir das Feuer geſcheut, es iſt vielmehr ſtets vor uns geflohen." In dieſer Stimmung ließen ſich vier dieſer Radſchputen verbrennen, und der fünfte, der ſich gerettet hatte, blieb lange Zeit untröſtlich über ſeine Feigheit.

So ſonderbar uns auch ein ſolcher Zug vorkommt, ſo charakteriſirt er doch das ganze Weſen dieſer aſiatiſchen Menſchen, denen in ihrer üppigen, großartig prächtigen Natur das Ewige und Unbegreifliche Gottes viel anſchaulicher wird, bei Weitem näher ſteht, als uns kühlen Abendländern. Der Orientale iſt faſt immer in dem Gefühle etwa wie Einer in der Feldſchlacht oder in einem Trauerſpiele, wo alles Geſchaffene in ſeiner Vergänglichkeit empfunden wird; ihm däucht das Leben ein Nichts,

Digitized by Google

und darum hat er es ganz und voll, darum bebt er nicht europäiſch vor dem Tode zurück, ſondern nimmt ihn und jede Unvermeidlichkeit gelaſſen hin.

Das häusliche Leben der Hindu's zeigt übrigens, wie ſehr ſie ſich durch Milde und Gutmüthigkeit vor allen andern Aſiaten auszeichnen. Mit Wenigem genügſam, hat der Hindu auch blos eine Frau, nur die Rajahs (Fürſten) und Großen machen hiervon eine Ausnahme. Die Anhänglichkeit der Eheleute unter einander iſt ſehr groß, und die Weiber zeichnen ſich durchweg als redliche, fleißige Hausfrauen aus. Die Kinder werden zur Sanftmuth erzogen, und ſelbſt die unteren Kaſten geben ihren Kindern Unterricht im Leſen, Schreiben und Rechnen.

Jedenfalls trägt die Ernährungsart der Hindu's zur Richtung und Bildung ihres Charakters ſehr viel bei. Dieſe an den Grenzen der Schwäche ſtehende Sanftheit hätten ſie wohl nicht, wenn ſie ſich, wie ihre Nachbarn und ſämmtliche Mongolen, von dem Fleiſche der Jagdthiere oder ihrer Heerden ernährten, oder den berauſchenden Geiſt der Pferdemilch und den Rum ihres Zuckers genöſſen.

Der Hindu lebt hauptſächlich von Reis und dem Reichthum der Früchte ſeines Landes.

Je angeſehener und ehrwürdiger die Kaſte der Hindu's iſt, deſto mäßiger und beſchränkter iſt ihre Nahrung. Die Braminen dürfen eigentlich durchaus nichts genießen, was Leben hatte; alſo nicht blos Fleiſch, ſondern auch Fiſche ſind ihnen verboten. Der Reis wird theils nur in Waſſer abgekocht, theils mit Butter und Milch oder auch mit einigen Kräutern und Gewürzen bereitet genoſſen. Indeſſen kann die große Mannigfaltigkeit der trefflichen Früchte Hindoſtans den Indier bedeutend für dieſe Beſchränkung ſchadlos halten, zumal da das Klima ſelber zur Pflanzennahrung auffordert.

Selbſt die Banianen, welche zur dritten Kaſte gehören, leben faſt nur von Vegetabilien. Dagegen haben die Tſchetris oder die Kaſte der Krieger, zu denen die Fürſten gehören, die Erlaubniß, Fleiſch und Fiſche zu genießen, Rindfleiſch ausgenommen. Begreiflich mußte ſie ihre Lebensart ſelbſt dazu nöthigen, da ſie einmal mehr Kräfte und Muth bedurften, als die Uebrigen, und ſich zugleich im Kriege oftmals in der Lage befanden, wo ihnen nur animaliſche Nahrung zu Gebote ſtand.

Die unterſte, verachtetſte Kaſte, wenn man dieſe überhaupt noch für eine Kaſte gelten laſſen will, die Parias genießen Alles, was ihnen nur einigermaßen eßbar ſcheint und geboten wird; ſelbſt um das Fleiſch gefallener Thiere ſtreiten ſie mit den Schakalen und Geiern.

Das Getränk der Hindu's iſt nur Waſſer oder Milch; indeſſen finden hier oftmals dieſelben Ausnahmen ſtatt wie bei den Speiſen. Die Vornehmen genießen Reiswaſſer, ja ſelbſt Arak aus Reis und andere geiſtige Getränke. Es herrſcht allgemein die Sitte, ja es iſt Gebot, daß bei'm Trinken die Lippen nie das Gefäß berühren dürfen; man gießt auf eine

Digitized by Google

ſehr geſchickte Weiſe das Flüſſige in den Mund. Die Parias ſind auch deshalb verachtet, weil ſie, wie die Fremden, namentlich wie die Europäer, alles nur Eßbare genießen und beim Trinken das Gefäß mit den Lippen berühren.

Die Wohnungen der Hindu's muß man zwar, wie überall, nicht nach einerlei Art beurtheilen, ſondern in mehrere Klaſſen bringen; allein auch ſelbſt die des geringern Mannes ſind mit Rückſicht auf das Klima nicht durchaus ſchlecht, obſchon ſehr einfach.

In den Dörfern beſtehen die Häuſer nur aus Pfahlwerk, mit Lehm und Stroh verbunden und gewöhnlich mit Palmblättern bedeckt. Die Häuſer ſelbſt ſtehen ziemlich weitläufig, haben aber größtentheils eine hölzerne Einfaſſung oder Umzäunung.

Die Bürgerhäuſer der Städte ſind größtentheils aus getrockneten Backſteinen erbaut, die aber häufig die Härte gehauener Steine annehmen. Sie haben flache Dächer, ſind zwar niedrig und finſter, aber nicht ohne Fenſter. Man will in den Wohnungen vor der Wärme, wie vor dem Lichte geſchützt ſein. Selbſt in den angeſehenſten Städten wohnen eine Menge von Einwohnern in leichten Stroh- und Holzhütten, die freilich, wenn eine Feuersbrunſt eintritt, ſammt und ſonders ein Raub der Flammen werden. Bei einer Feuersbrunſt in Delhi brannten einmal 60,000 ſolcher Häuschen auf einmal nieder. Die beſſeren Häuſer haben indeſſen zwei und mehr Geſchoſſe, in Benares trifft man auf ſteinerne Häuſer von ſechs Stockwerken. Sie ſind dort dicht neben einander gebaut, aber in ſeltſamem Styl, oft phantaſtiſch bemalt. Reihen von Schnitzwerk laufen um jedes Stockwerk herum, das oft ſehr dauerhaft und feſt aufgeführt iſt, mit viel größeren Steinmaſſen, als bei uns zu den Häuſermauern genommen werden. Die Fenſter ſind außerordentlich klein, aus dem doppelten Grunde: das Hineinſehen des Nachbarn zu verhüten und die heißen Winde nicht einzulaſſen. Bei guten Häuſern von einem Stock hat man oftmals große Fenſter angebracht, allein dann iſt es nothwendig, ſie durch Tattys — das ſind beſondere Schirme, die aus den Wurzeln wohlriechender Gräſer verfertigt werden und ſtets zur Erfriſchung und Abkühlung mit Waſſer benetzt ſind*) — vor dem Eindringen der Hitze zu ſchützen.

Das Klima führte auch die offenen Säulengänge um die Häuſer ein, welche ſich unter dem Namen der Veranda faſt bei jedem Hauſe von einiger Bedeutung finden, um kühle, von jedem Luftzug erfriſchte, vor dem Regen aber ſchützende Vorplätze zu bilden, auf denen die Geſellſchaft ſich vergnügt und unterhält.

Die Straßen ſind oftmals ſo enge, daß man ſie vermittelſt einer Gallerie verbinden könnte, aber von der andern Seite iſt jedes Haus mit einem Garten umgeben und nimmt deshalb einen großen Raum ein.

Uebrigens ſind die heutigen Städte Hindoſtans größtentheils von den

*) Das durch ſeine Verdampfung die Hitze bindet.

Mongolen und Sarazenen (Mohren), den Eroberern dieſes Landes, erbaut, oder doch ſo ſehr durch ſie verändert, daß man ſie kaum mehr für urſprünglich indiſche Städte anſehen darf.

Einfach wie die Wohnung iſt auch der Hausrath der Hindu's. Sie ruhen auf Matten und Decken, die über den Fußboden gebreitet werden, und verrichten hier alle die Geſchäfte, wozu der Europäer des Stuhles und Tiſches bedarf; ſogar ihre Lehrſtunden werden ſo gehalten, daß die Schüler auf der Erde mit untergeſchlagenen Beinen ſitzen, der Lehrer aber theils ſtehend, theils gleichfalls mit untergeſchlagenen Beinen lehrt. Dieſe Matten dienen auch ſtatt der Unterbetten und der Decken, denn unſere Federbetten kennt man im Orient nicht. Hölzerne und irdene Gefäße, einiges Kupfer- oder Meſſinggeräth, Töpfe und Schalen zum Reiskochen und eine hölzerne Keule zum Stampfen des Reiſes, endlich einige Körbe und hölzerne Kaſten zum Bewahren des Geldes und der Kleinodien — dies zuſammen macht das ganze Mobiliar, ſelbſt der nicht unvermögenden Familien, aus. Bei angeſehenen Hindu's ſieht man leichte Bettſtellen von Rohr.

Seit dem nähern Umgange mit Europäern findet man in mehreren Häuſern auch einige Zimmer mit engliſchen Möbeln geſchmückt, allein ſie dienen blos zur Aufnahme europäiſcher Fremden.

Das indiſche Klima macht die Kleidung faſt ganz unnütz, und ſo bedienen ſich ſelbſt die höheren Volksklaſſen einer ganz einfachen und kunſtloſen. Den Stoff liefert das Land: Baumwolle und Seide. Gewöhnlich reicht ein Stück Mouſſelin hin zu einem breiten, um die Hüften geſchlungenen Gürtel, von wo dann der übrige längere Theil, zwiſchen den Beinen durchgeſchlagen, bis über die Kniee herabhängt. Der ärmere Hindu begnügt ſich, vorzüglich in der trockenen Jahreszeit, lediglich hiermit, da hingegen von Andern, die mehr Luxus treiben wollen, ein zweites 7—8 Ellen langes Stück von ähnlichem Zeuge nachläſſig und ohne beſtimmte Form um den übrigen obern Körper geſchlagen wird.

Das andere Geſchlecht trägt aber, wie die Muhamedaner, gewöhnlich als Bedeckung des Oberleibes eine kurze Weſte mit Aermeln, die auf den halben Oberarm gehen; und da die Hindu's auf einen ſchönen Buſen ſehr hohen Werth ſetzen, ſo haben die Vornehmen, wie auch die Tänzerinnen, denſelben mit einem beſonderen Futteral überzogen. Die langen Beinkleider der Frauen ſind meiſt von Seide, oft von Silber- und Goldſtoff. Um den Kopf wird ein feines Tuch gewickelt, zum Schutz gegen die Sonne. Dieſer Kopfputz findet ſich bei den Frauen wie bei den Männern. Die Muhamedaner unterſcheiden ſich durch ihren Turban.

Statt der Schuhe tragen die Mannsperſonen in einigen Provinzen Sandalen, d. h. ſchmale Bretter mit Abſätzen, welche vermittelſt eines knopfförmigen Holzes zwiſchen den beiden erſten Zehen feſtgehalten werden. Andere befeſtigen ſie mit einem ſchwarzen ledernen Riemen quer über den

Digitized by Google

Fuß, und bei den angesehenen Hindu's, so wie bei den Muhamedanern, sind sie von rothem oder gelbem Leder.

Ungeachtet dieser Einfachheit in der Kleidung zeigt sich doch sowohl bei dem männlichen als weiblichen Geschlechte ein entschiedener Hang zum Putz. Vor Allem schmücken sich die Hindu's gern mit Armringen von Elfenbein, die auch wohl mit messingenen abwechseln. Im Innern von Dekan sieht man Frauen, welche, obgleich mit Kindern auf dem Rücken beladen, 8—10 Pfund solcher Ringe an den Armen und Beinen schleppen. Oft steigen solche Ringe von dem untern Arm bis an die Schuler hinauf, so daß der eine immer größer wird als der andere, und der oberste anderthalb Fuß im Durchmesser hält. Einige Frauenzimmer tragen sogar silberne Ringe mit Glöckchen an den Beinen. Aber am sonderbarsten fällt dem Europäer der Ring auf, den die Tänzerinnen an der Nasenspitze oder durch den Nasenknorpel gezogen tragen, und der für eine große Zierde gilt.

Die Reichen, sowohl Männer als Frauen, tragen bei feierlichen Gelegenheiten Halsbänder von Smaragden, Stirnbänder von Juwelen und schwere goldene Ketten.

Das lange rabenschwarze Haar wird, um seinen Glanz zu erhöhen, mit feinem, wohlriechendem Oele gesalbt. Sowohl die Tänzerinnen, als auch die jüngeren Frauen der Zenana oder des Harems, und selbst die Prinzessinnen, lassen es in einem oder mehreren Zöpfen längs des Halses herabhängen, durchflechten es auch wohl mit Goldplättchen oder mit Perlen und Juwelen. Bei Geringern wird aber das Haar nur aufgeschlagen und, in einen Knoten zusammengewickelt, auf dem Scheitel befestigt. Das Stirnhaar wird zu beiden Seiten gescheitelt, und nebenher laufen nicht nur goldene Ketten, sondern auch die schönsten Blumen durchschlingen das Haar. In verschiedenen Theilen Hindostans befestigen die Mädchen auch ganz dünne Goldplättchen an der Stirn. Ein Hauptschmuck aber besteht in den Ohrgehängen. Sowohl von den Ohrläppchen, als auch von dem Rande der Ohren hängen goldene, mit echten Steinen gezierte Ringe.

Hier und da findet man auch noch das Tätowiren oder Einbeizen verschiedener Figuren und einzelner Flecke auf die Haut, und bei den Tänzerinnen sieht man die bei uns ziemlich vergessene Mode der Schönpflästerchen.

In Hindostan ist wie in der Berberei, Aegypten, Arabien und anderen Theilen des heißen Asiens das Färben der Hände und das Umziehen des Auges mit einem schwarzen Ringe in Gewohnheit. Das Rothfärben der inneren Hände und Füße, besonders aber der Nägel, geschieht vermittelst der Henna. Die zu Pulver geriebenen Blätter dieser Pflanze werden mit Wasser in einen Teig verwandelt, den man sodann auf die Theile legt, welche man färben will. Hier läßt man ihn eine Nacht liegen, da dann diese Farbe, orangeroth, sich so fest eingesogen hat, daß sie selbst nach vielen Wochen, trotz des häufigen Waschens der Morgenländer, nicht verlischt. Es ist merkwürdig, daß diese Farbe tief in die Substanz der Nägel eindringt, so daß sie hier fast gar nicht erneuert zu werden braucht.

Digitized by Google

Will man dieſer Farbe eine tiefere Tinte geben, ſo wird nochmals der gefärbte Theil mit Oel eingerieben.

Das Färben der Augenbrauen wird durch Spießglanz bewerkſtelligt, das auch die ſchwarze Farbe der Zähne bewirkt. So widerlich dies uns erſcheint, ſo behauptet man doch in Indien, es diene, die Zähne geſund zu erhalten, und es iſt wahr, daß bei den älteſten Frauen die Zähne noch geſund bleiben, während ſie bei den Männern durch das häufige Betelkauen bald ſchadhaft werden.

Wir haben bereits darauf hingedeutet, wie gleicherweiſe die Religion als der milde Charakter der Hindu's ſie zu ſolchen Beſchäftigungen auffordert, welche den Menſchen ruhig ernähren und ihm die Bequemlichkeiten des Lebens ohne Gewaltmittel oder gar Blutvergießen gewähren. Ackerbau, Viehzucht und die hieraus entſpringenden Erzeugniſſe darf man darum in Hindoſtan mit Recht erwarten. Aber trotz der hohen geiſtigen Anlagen und der praktiſchen Gewohnheit ſeiner Bewohner haben beide Kulturzweige doch keine Fortſchritte gemacht, obwohl ſie ſchon viele Jahrhunderte lang geübt ſind. Daran hat das Klima großen Antheil, welches alle Jahre dem Boden in derſelben Ueppigkeit ſeine Früchte entlockt, welches den Heerden immer auf's Neue reichliches Futter bietet, ohne daß der Menſch nöthig hätte, auf Vermehrung der Subſiſtenzmittel zu ſinnen. Dazu kommt die Mäßigkeit und Genügſamkeit dieſes Volks, das nur ſo viel erſtrebt, als es nothwendig braucht, und leicht befriedigt wird.

Wie überall im warmen Orient iſt natürlich auch in Indien der Reis das Hauptnahrungsmittel und die Hauptgrundlage des ganzen Ackerbaues. Dieſer findet aber ſeinen Mittelpunkt, von dem nicht blos aller Ackerbau, ſondern alle Bildung überhaupt ausgegangen iſt, am Ganges, dem heiligen Strome der Hindu's. Dieſes Segens- und Lebenswaſſer tritt in der Regenzeit über die Ufer, überſchemmt einen ungeheuren Landſtrich und ertheilt ihm die hohe Fruchtbarkeit, die beſonders im Anbau des Reiſes das Leben von Millionen erhält. Die Natur iſt hier ſo freigebig mit dieſer Frucht, daß ſie in den meiſten Provinzen von Dekan eine doppelte Ernte giebt; in einzelnen Gegenden erntet man ſogar viermal des Jahres.

Die Hindu's genießen den Reis auf die verſchiedenſte Weiſe in Subſtanz, aber auch als Trank, indem ſie das Waſſer vom gekochten Reis durch ein Tuch ſeihen. Dieſer Reis-Bouillon, den ſie Kange nennen, iſt das Hauptgetränk, wodurch ſie ſich erfriſchen und ſtärken, und das ſelbſt als Heilmittel gegen ruhrartige Zufälle dient.

Auch beim Verfertigen des Schießpulvers bedienen ſich die Hindu's dieſes Waſſers, welches das Pulver entzündlicher macht. Die Mouſſelin- und Seidenweber bereiten ihren Aufzug mit dieſem Waſſer, denn es ſtärkt denſelben beſſer und haushälteriſcher als der Leim des Weizenmehls. *)

Daß man aus dem Reis den Arak deſtillirt, iſt bekannt genug. In

*) Selbſt in Italien werden die Gaze und Flore mit Reiswaſſer gummirt.

Digitized by Google

Indien verdankt nicht blos der Mensch dem Reis seine Nahrung, die Strohhülle (Kapsel) des Korns ist eine so schätzbare Nahrung für das Hornvieh, daß die Kühe danach reichliche Milch und vorzügliche Butter geben. Merkwürdig ist auch, daß in diesem Hülsenstroh eine Menge von Feuerstoff enthalten ist, und die Schmiede mit Hilfe desselben das Eisen schneller in Fluß bringen. Mit Kohlen vermischt, giebt sie dem Feuer eine solche Kraft, daß man hierdurch ein Drittel Zeit zum Glühen der Eisenstangen gewinnt.

Die glückliche Lage Hindostans, auf der einen Seite durch die Seeluft aufgefrischt, auf der andern durch Gebirge und Terrassen temperirt, seine vielfache Zertheilung durch Kettengebirge, nebst seiner ausgezeichneten Bewässerung durch reiche, volle Ströme, geben ihm vor den meisten Ländern Asiens den Vorzug, daß es sowohl die tropischen, indischen als europäischen Früchte erzeugt. So finden wir denn auch hier unsere Getreidearten, Weizen und Gerste, dazu die Hülsenfrüchte, Bohnen und Erbsen, nebst Hirse und Mais. Die Gerste kommt ganz vorzüglich in Allahabad, unweit Benares, fort, da es hier ansehnlich kalt ist. Jedes Gerstenfeld enthält zugleich Erbsen, und 6—10 Fuß entfernt steht dann gewöhnlich ein schöner blühender Strauch von einer Färbepflanze. Die Ernte wird aber dadurch sehr erschwert, daß jede Kornart besonders eingesammelt werden muß. Nach dem März erscheinen die Felder völlig von den heißen Winden verbrannt, so daß man sie kaum eines neuen Anbaues fähig erachten sollte. Indessen ziehen die Hindu's doch mehrere Garten- und Küchengewächse, z. B. Rettige, Rüben, grüne (Viets-) Bohnen, den Amaranth u. s. w. — Alles in viereckige Beete gepflanzt. Auf den Bazars oder Märkten werden diese Erzeugnisse in niedlichen Körben feil geboten. Im Ganzen genommen ist der Hindu durchaus kein schlechter Anbauer, aber in der Gärtnerei ist er noch sehr zurück. Er versteht z. B. das Pfropfen nicht.

Zur Bewässerung der Gärten und Felder wählt man eine sehr einfache Methode und sehr einfache Maschinen. Man hat überall Brunnen gegraben, aus denen man das Wasser mittelst eines langen Hebels, an dessen längerer Seite ein lederner Eimer befestigt ist, emporhebt, mit Beihilfe eines Holzklotzes, der an der kürzern Seite des Hebels hängt, an dem sich aber noch eine Art Treppe von Bambusrohr befindet, auf der man emporsteigt und so den vollen Eimer aus dem Wasser hebt. Zum wirklichen Begießen bedient man sich dann wasserdicht geflochtener Körbe.

Ein zweiter höchst wichtiger Anbau ist die Baumwollenkultur, sowohl für die innere Industrie, als für den Handel nach Außen. Hindostan, besonders Bengalen und Koromandel, erzeugen die schönste Baumwolle der ganzen Erde und liefern die allerschönsten und feinsten Tücher. Die seidenartige, reine und langhaarige Baumwolle von Bengalen wird gänzlich auf die Mousseline und feinsten Zitze verwandt. Die Weber in Bengalen nehmen sieben Hauptarten von Baumwolle an, von denen sich die eine Art

Digitized by Google

beſſer zu dieſem, die andere zu jenem Zeuge ſchickt. Die richtige Auswahl erfordert eine frühe, langjährige Uebung und wird nur dadurch gewonnen, daß die Kinder gehalten ſind, das Handwerk oder die Kunſt der Eltern fortzuſetzen.

Ein drittes für den Handel ſehr einträgliches Produkt iſt der Pfeffer, von welchem Gewürz die Hindu's viele tauſend Zentner in den Handel liefern, obwohl die Engländer auf Koromandel ſich zum großen Theile dieſes Induſtriezweiges bemächtigt haben.

Der Mohnbau, ein ſo ſchädliches Produkt er auch liefert (das Opium), iſt ſehr einträglich, und der Anbau von Oelpflanzen, obſchon die Kokospalme in ihrer Nuß das trefflichſte Oel*) darbietet, ſehr ausgebildet.

Die Oelpreſſe, deren ſich die Hindu's bedienen, giebt einen neuen Beweis für die Simplizität ihrer Gewerbe überhaupt. Sie iſt eine Art von Roßmühle, jedoch ohne alles Räderwerk, und ſtatt der Pferde dienen hier Ochſen. An einem mörſerförmigen großen Holzgefäß, das ſehr feſt in die Erde gerammelt oder auch an dem Stamme eines Baumes befeſtigt iſt, läuft horizontal ein breites, ſtarkes Brett in einer Holzkehle an jenem Gefäß ſo eingefügt, daß es ſich umdrehen läßt, da an dem andern ſchmälern Ende zwei Ochſen angeſpannt werden. Ueber dieſem Brette ſteigt ein krummer Querbalken ſchief in die Höhe, und daran iſt ein ſtarker Stößel befeſtigt, der ſenkrecht in das Mörſergefäß hinabgeht. Dies wird nun mit dem zu zerquetſchenden Samen angefüllt, welchen ein Mann, der auf dem kurzen Ende des Brettes zunächſt bei dem Mörſer ſteht, ſtets unter die Stampfe ſchiebt, während ein zweiter Mann auf dem entgegengeſetzten langen Ende des Brettes ſitzt, die Ochſen antreibt und ſelbſt mit umgetrieben wird.

Bevor wir zu den Handwerken kommen, müſſen wir noch Einiges über die dortige Viehzucht bemerken. Zwar war der Hindu nicht Nomade, allein da für ihn das Hornvieh einen dreifachen Werth hat, indem es ihm ſowohl durch ſeine Milch, wie auch als Zugvieh ſtatt des Pferdes dient, und endlich ſelbſt ein Gegenſtand religiöſer Verehrung iſt: ſo iſt für ihn die Viehzucht von höchſter Wichtigkeit. Man ſieht in Hindoſtan Heerden von vielen Tauſenden ſtarker Zugochſen beiſammen. Das Land hat größtentheils reiche Weiden, ſo daß der Unterhalt der Heerden leicht fällt und keine großen Heuſchläge wegen des warmen Winters nöthig ſind. Die Weiden ſind Gemeinweiden und haben daher keine Einfriedigung; Jeder ſucht ſo viel Rinder, Schafe und Ziegen darauf zu treiben, als ſein Beſitzſtand erlaubt. An künſtliche Wieſen und Grasarten denkt man hier nicht, darum bleibt das Vieh auch im Ganzen genommen mager. Die Hirten ſind aus den unterſten Volksklaſſen.

Die Art des Butterns weicht darin von der unſrigen ab, daß man die Milch zuvor halb gerinnen läßt und ſie ſodann mit einem Quirl von

*) Das Kokosöl iſt zum Genuß zu ſcharf, aber zum Brennen vorzüglich.

Digitized by Google

Bambusrohr in einem irdenen Gefäß vermittelst eines Zugriemens umquirlt. Da aber die Milch zuvor noch gekocht wird, so bekommt die Butter einen räucherigen Geschmack.

Jährlich sind zwei bestimmte Zeiten zum Pflügen: die eine, wenn im Juni der Regen anfängt, die zweite, wenn er im November aufhört. Die Erntezeit fällt für die höher gelegenen Gegenden in den März und April, vorzüglich in Rücksicht auf Weizen und Gerste. Das Ausdreschen ist ein Austreten und geschieht sofort auf dem Felde, auf ebenen Stellen, die zu einer Tenne geglättet sind. Die Ernte selbst gewährt ein sonderbares Schauspiel. Mehrere hundert Menschen laufen unordentlich durcheinander, fast völlig nackt, den Kopf mit schmutzigen Tüchern umwunden, in der Morgenkälte zitternd. Hier schneiden Einige mit einer kurzen Sichel Flachs oder Korn, Andere sammeln Senf ein — denn es werden auf einem Acker immer zwei Früchte auf einmal gesäet — während wiederum Andere die Bündel zur Dreschtenne tragen. Eingefahren wird das Getreide nie, sondern nach Hause getragen. Auch von dem ausgedroschenen Stroh wird nie mehr auf einmal genommen, als geschnitten ist, und das ist immer nur wenig.

Die Dörfer sind einem Zemindar oder Grundherrn unterthan, auf den, der Wichtigkeit nach, der Putwari oder Faktor folgt. Dieser führt die Rechnungen zwischen den Pächtern und dem Zemindar; er mißt die Aecker aus und nimmt die Pachtgelder in Münze oder Getreide ein, auch entscheidet er in Abwesenheit des Zemindar's kleine Streitigkeiten. Seine Besoldung empfängt er von dem Pächter: von jedem Hundert, das dieser an den Grundherrn zahlt, einen bestimmten Theil.

Nach dem Putwari folgt der Getreidereiniger, der im Verhältniß des geernteten Getreides bezahlt wird.

Auch in dem kleinsten Dorfe müssen Schmiede und Zimmerleute wohnen, desgleichen ein Barbier, ein Töpfer und ein Lederarbeiter (Schuster), der zu der allerunterſten Klasse gehört. Fällt ein Stück Vieh, so gehört ihm die Haut.

Die schlechte Polizei auf dem Lande macht auch eine Art von Polizeidienern, Chokidars genannt, nothwendig. Sie geben der Obrigkeit Nachricht von den Unruhen und verhaften die Verbrecher. Als Besoldung erhalten sie von jedem Morgen drei Garben und ein Drittel-Morgen Land. Diese Polizeidiener sind besonders da nöthig, wo sich Europäer aufhalten. Durch letztere kommt nämlich mehr Geld und Geldeswerth in Umlauf, und der Reiz zum Stehlen ist daher größer. Die hiesigen Diebe besitzen eine solche Gewandtheit, daß sie öfters dem Schlafenden das Kissen unter dem Kopfe wegstehlen.

Noch sind die Wäscher und Schüsselmacher bemerkenswerth. Für jedes Dorf ist eine bestimmte Anzahl von Waschmännern vorgeschrieben, die von jedem Pfluge jährlich 2 Groschen unseres Geldes in Getreide erhalten. Scheint diese Summe auch gering, so bedenke man, daß eine Hindufamilie auf dem Lande nicht den zehnten Theil der Kleidungsstücke eines Europäers

Digitized by Google

bedarf, daß die Kinder bis zum zwölften Jahre faſt nackt gehen, und daß ein Hindu mäßig iſt.

Was die Schüſſeln betrifft, ſo braucht man in dem heißen Bengalen blos Ein Piſangblatt und keine eigenen Handwerker; in den kälteren Theilen Hindoſtans aber ſieht man ſich genöthigt, mehrere Blätter zu einer Schüſſel oder einem Teller zuſammenzuſetzen. Der Barhi (Schüſſelmacher) nimmt hierzu 3—6 Pflanzenarten und erhält für jedes Hundert ſeiner Teller 2 Anas = 3 Groſchen. Die Teller müſſen ſo billig ſein, da der Hindu ſie nur ein Mal gebraucht.

Sehr oft beſitzt das Dorf auch einen eigenen Dorfpoeten, einen Bhaut. Er beſingt die Thaten einzelner Gemeindeabtheilungen, dichtet Hochzeits- und Geburtslieder, und wenn zwei Bhauts vorhanden ſind, beſingt der eine die Vorzüge der Braut, der andere die des Bräutigams. Nach der Hochzeit und bei der Geburt eines Kindes erhält der Bhaut einen Ochſen oder ein Stück Zeug.

Die allernothwendigſte Perſon iſt aber der Geiſtliche, der Dorf-Bramine. Iſt die Ernte geendigt, ſo läßt der Bauer den Braminen kommen, um durch Gebete und Zeremonieen für die Ernte öffentlich zu danken. Der Geiſtliche verbrennt hierbei gereinigte Butter von Büffelmilch und ſpricht über den Getreidehaufen mit lauter Stimme gewiſſe Gebete, worin die Anweſenden einſtimmen. Der Bramine erhält dafür ein Maaß Getreide. Da alle Pächter den Geiſtlichen einladen, ſo hat er bei jeder Ernte keine unbeträchtliche Einnahme. Hierzu kommen noch andere Einkünfte, z. B. bei der Heirath 5 Prozent von dem Vermögen (Ausſteuer) der Braut; können die Eltern keine Ausſteuer geben, ſo zahlt der Bräutigam nach ſeinem Vermögen.

Wenn man mit Achtſamkeit die ganze Einrichtung dieſes Dorflebens betrachtet, ſo kann man den weiſen Anordnungen nur Achtung zollen. Sie zeigen uns die Hindu's als eine Nation, welche den hohen Werth der Grundlage jedes Staates, nämlich den Werth des Ackerbaues und der ackerbauenden Volksklaſſe, richtig in's Auge gefaßt hat.

Die Handwerker bilden eine beſondere Kaſte mit vielen Abtheilungen. Zu der erſten gehört der Goldſchmied. Dieſer geht nebſt ſeinem Lehrburſchen zu Demjenigen, welcher ſeiner bedarf, in's Haus. Sein Schmelzofen beſteht aus einem zerbrochenen irdenen Topfe; ein eiſernes Rohr dient ihm ſtatt des Blaſebalges; eine Zange, Feile und ein Hammer nebſt kleinem Ambos ſind ſein ganzer Apparat. Den Tiegel verfertigt er an Ort und Stelle aus Thon, gemiſcht mit etwas Kohlenſtaub und Kuhmiſt, wodurch das Gefäß mehr Zähigkeit erhält und in der Gluth nicht ſpringt. Verſteht es der Hindu auch nicht, dem Golde mehrere Farben mitzutheilen, ſo muß man doch bei den groben Werkzeugen die Feinheit ſeiner Filigranarbeit bewundern. Für 12 Sous arbeiten Meiſter und Lehrling den ganzen Tag.

Die Werkſtatt des Schmiedes iſt auf ähnliche Weiſe wandelbar; der Ambos beſteht aus einem Stein, vor dem der Meiſter mit verſchränkten Beinen arbeitet, während der Geſelle oder Lehrburſche durch zwei grob

Digitized by Google

gemachte Blaſebälge das Feuer anbläſt, welches vor einem aufrechten, zum Schutz dienenden Stein angemacht iſt.

Die Holzſäger, Zimmermeiſter und Tiſchler verdienen unſere Bewunderung durchaus nicht. Sie arbeiten zwar ebenfalls mit ſehr wenigen und ſehr einfachen Inſtrumenten, allein ſie bedürfen auch einer weit längern Friſt als unſere Handwerker. Was bei uns in drei Tagen beendigt wird, erfordert eben ſo viel Monate. Der Holzſäger ſetzt das zu zerſägende Holz lothrecht zwiſchen zwei Balken und zerlegt es von oben herab in Bretter, begreiflich eine ſehr langwierige Arbeit.

Merkwürdiger iſt dagegen das ſchnelle Verfahren des Schuſters. Da dieſe Handwerker, weil ſie Kuhhäute verarbeiten, von den übrigen Hindu's ſehr verachtet werden und daher zu den niedrigſten Abtheilungen der vierten Kaſte gehören, ja ſogar in einem eigenen Stadtviertel wohnen müſſen, ſo ſind ſie ſehr dürftig. Sie haben daher nie einen Vorrath von Leder; man muß jedes Paar Schuhe zum Voraus bezahlen, und nur mit dieſem Gelde kauft der Schuſter die Ziege oder den Hund, wovon er das Leder gebrauchen will. Er nimmt aber nicht wie bei uns das Maß, ſondern es genügt ihm, den Fuß in die Hand zu nehmen und hier und da zu befühlen. Hierauf bereitet er die Haut ſofort durch ſehr ſtarke Beize, bearbeitet mit mehreren Schneide- und Schabinſtrumenten das Ganze, nähet aber die Sohlen nur mit Baumwollenfäden an. Schon am folgenden Tage hat man ein Paar gut paſſende und ſauber gemachte Schuhe; aber ſie halten auch nur ein paar Tage. Das faſt ganz friſche Leder und die Baumwollenfäden bewirken, daß ſie weder einem Anſtoß noch der Näſſe widerſtehen, und bei einer Tanzpartie nimmt der Europäer gleich einige Paar Schuhe mit.

Am bewundernswürdigſten ſind die Weber. Ihr Werkſtuhl iſt äußerſt einfach; auch ſchlagen ſie ihre ganze Werkſtatt nicht nur in jeder Stube, ſondern ſelbſt unter jedem Baume im freien Felde auf und legen ſie dann gewöhnlich Abends wieder auseinander. Der Stuhl beſteht aus zwei Walzen, welche auf vier in die Erde geſteckten Pfählen ruhen. Zwei Stöcke laufen quer durch die Kette des Aufzuges der Fäden und werden oben von zwei Stricken an den Baum, in deſſen Schatten der Weber arbeitet, befeſtigt, unten hingegen an zwei anderen Stricken, welche an die großen Zehen des Arbeiters gebunden ſind, wodurch er die Fäden der Kette aus einander und den Einſchlag dazwiſchen bringt. Und doch werden mit dieſem unvollkommenen Inſtrumente die vielartigſten Zeuge von der bewundernswürdigſten Feinheit gemacht.

Die Weber werden als arme Leute ebenfalls wie andere Arbeiter vier oder ſechs Monate vorausbezahlt. Die Beſtellungen geſchehen durch einen Mäkler und müſſen früh geſchehen, damit die Schiffsladungen zur gehörigen Zeit, welche von den Monſuns *) abhängt, abgehen können.

*) Ein regelmäßiger Wind im Stillen Ozean, von Süd-Oſt nach Nord-Weſt.

Digitized by Google

Den Handel führen die Banianen oder ihre Mäkler auf eine für uns sehr befremdende Weise. Fast wie jene Negervölker des innern Afrika, welche sich gegenseitig nicht verstehen, geschehen auch in Hindostan die größten Verkäufe beinahe stillschweigend. Käufer und Verkäufer setzen sich, nachdem die Waaren genau untersucht worden, mit verschränkten Beinen einander gegenüber, reichen sich die Hände und machen die Gebote durch Darreichung einzelner Finger, von denen jeder eine gewisse Summe anzeigt, nur zuweilen wird ein Wort ausgestoßen. Ist aber die Forderung oder das Gebot außerordentlich hoch oder niedrig, dann springen sie mit großem Geschrei in die Höhe, setzen sich indeß bald wieder, um von Neuem in dem stummen Handel fortzufahren. Gewöhnlich ist hierbei eine Decke über die Hände der beiden Handelnden gebreitet, welche Methode auch bei dem Einhandeln der Diamanten in den Minen stattfindet. Ein hiermit unbekannter Europäer ist erstaunt, wie auf diese Weise in wenigen Minuten, ohne fast irgend einen Laut vernommen zu haben, Kontrakte von vielen Tausend Pfund Sterling abgeschlossen und große Ballen der kostbarsten Waaren hinweggeführt werden.

5. Das Kastenwesen in Hindostan.

Da die Kastenabtheilung zu tief in alle Lebensverhältnisse des Hindu eingreift, so ist gar keine Charakteristik dieses Volks möglich ohne Kenntniß dieser merkwürdigen Einrichtung.

Kaste ist ein portugiesisches Wort; bei den Hindu's selbst wird eine solche Volksabtheilung Giadi (Dschadi) oder auch Varna genannt. Dieses Zerspalten und Trennen der Menschen einer und derselben Nation, von ein und derselben Religion und Sitte — und zwar ein so bestimmtes Trennen, daß der einen Abtheilung nicht nur die angewiesenen Geschäfte erblich gehören, sondern daß sie zugleich sich entehrt halten müßte, wenn eine andere sich dieselben anmaßte — theilen die Hindu's mit den Aegyptern, aber so vielfach bis in's Kleinste hin ist bei den letzteren das Kastenwesen doch nicht ausgebildet worden. Hindostans Kasten waren bereits vor Jahrtausenden eben so tief in der Verfassung des Volks gegründet als jetzt; die ägyptische wie die indische Verfassung mögen vielleicht aus einer gemeinschaftlichen Quelle entsprungen sein. Für beide Völker bleibt es indeß ehrenvoll, daß sie den geistigen Kräften den obersten Platz einräumen.

Brama, den man genau von Brahm, den Weltenschöpfer, unterscheiden muß, von dem er selbst das Dasein erhielt, ließ, um unsere Erde zu erhalten, aus seinem Munde die Braminen hervorgehen, aus seinen Schultern die Ksatriya oder Tschetri, aus seinem Leibe die Vaisiya oder Waischis, und endlich aus seinen Füßen die Soudra oder Schuder.

Der edelste Theil des Brama gab mithin der weisesten Kaste den Ursprung; der körperlich stärkste erzeugte die Krieger, die Vertheidiger des

Digitized by Google

Vaterlandes; die Hauptstütze für die Subsistenz der menschlichen Gesellschaft, die Landbauer und der Handelsstand, gieng aus den Stützen des Leibes und dessen Ernährungssitze hervor, und endlich die vierte, geringste, die der Handwerker und Diener, aus dem untersten Theile, den Füßen.

Die gut überdachte Allegorie wird auch in den Gesetzen des Menu, eines Sohnes des Brama, sehr passend erläutert. Hier heißt es unter Anderm: „Den Braminen wird aufgegeben, den Vedam (die älteste heilige Schrift der Gesetze) zu studiren, und ihn wie die Religion überhaupt zu lehren, zum Fasten zu ermuntern, Almosen zu geben, wenn sie reich sind, und Almosen zu nehmen, wenn sie arm sind.

Die Krieger, Ksatirya, sollen die übrigen Stände beschützen, den Vedam lesen, die sinnlichen Lüste meiden, Almosen geben und opfern.

Die Vaisiya sollen die Heerden hüten, das Land bauen, den Handel betreiben, auf Zinsen leihen, opfern, die Schrift lesen.

Die Soudra sollen Diener sein der Andern, aber sich nicht selbst herabsetzen. Zu ihnen gehören alle Handwerker, und alle Handarbeit, die den Andern nicht zugetheilt ist, ist ihre Beschäftigung."

Dies sind die vier Hauptabtheilungen der Kasten. Bevor wir zu den Unterabtheilungen kommen, mögen folgende Bemerkungen vorangehen.

Die Religion der Hindu's gebietet nicht blos Enthaltung vom Blutvergießen, sondern zum großen Theil auch Enthaltung vom Fleischessen, namentlich des Kuhfleisches, da das Rind ein heiliges Thier ist. Indessen ist gewissen Stämmen unter den Hindu's das Fleischessen erlaubt, andern aber auf das Strengste verboten. Hieraus entsteht eine wichtige Abtheilung unter den Kasten selbst, nämlich in:

A. solche, die kein Fleisch genießen (18 an der Zahl).

B. solche, die Fleisch essen dürfen (70 an der Zahl).

Dieser Unterschied geht durch alle Kasten hindurch, selbst die der Braminen nicht ausgenommen.

Unter A. ist wieder eine Abtheilung von 5 Kasten, welche ihre Todten nicht verbrennen, wie das sonst gewöhnlich ist. Unter B. ist wieder eine eigene Abtheilung, welche darin besteht, daß die Wittwen von 35 Kasten sich wieder verheirathen dürfen, was sonst nicht Sitte ist.

Die Gesetze, welche allen Kasten auferlegt sind, sind diese: Sie müssen alle ein oberstes göttliches Wesen anerkennen, und dasselbe unter dem dreifachen Symbol: der Sonne, des Feuers und des Wassers, verehren; sie müssen eine Belohnung der Tugend hoffen und eine Bestrafung des Lasters fürchten. Ferner dürfen Diejenigen, welche zu einer Kaste gehören, nicht in die andere heirathen, oder überhaupt in eine andere übergehen, sondern müssen treu und fest in der ihrigen beharren.

Außer diesen allgemeinen Gesetzen hat jede Kaste, und von dieser wieder jede Unterabtheilung, besondere Vorschriften, und zwar die oberste Kaste die strengsten.

Digitized by Google

Es giebt geiſtliche und weltliche Braminen, im Ganzen aber vier Hauptſtufen, der Art, daß jeder in der ſeinigen, wo er geboren iſt, bleiben muß. Um in die erſte oder geringſte Klaſſe einzutreten, muß ein geborener Bramine 7 Jahre alt ſein. Es wird ihm dann der Kopf geſchoren bis auf einen Haarzopf am Hinterhaupt, und er erhält die Ordensſchärpe. Die Tonſur ertheilt ihm das Recht zu prieſterlichen Handlungen, die Schärpe aber, das Geſetz zu ſtudiren und zu lehren, letzteres aber erſt dann, wenn er zu den höheren Graden aufgerückt iſt. In dem erſten Grade iſt ihm geboten, keinen Betel zu kauen, enthaltſam zu ſein, den Bart nicht zu ſcheeren, ſich täglich zu baden, fleißig das Geſetz zu ſtudiren, ſich der prieſterlichen Handlungen zu enthalten und von Almoſen zu leben.

Erſt im zweiten Grade wird der Jüngling ehefähig erklärt. Er muß dann mehrere Opfer bringen, von Blumen, Weihrauch und Reis; er muß die geheiligten Charaktere des göttlichen Namens auf Stirn, Bruſt und Arme ſchreiben; er muß ſich bei der höchſten Strafe der Ausſtoßung aus der Kaſte des Weines und aller ſtarken Getränke, des Knoblauchs, der Zwiebeln, Rüben, Eier, des Fleiſches und der Fiſche enthalten. Wie aber ſchon erwähnt, giebt es einige Klaſſen von Braminen, die Fleiſch eſſen dürfen, nämlich Fiſch, Hammelfleiſch und Wildpret, aber kein Hühnerfleiſch.

Will nun der junge Mann in dieſer Klaſſe beharren, ſo darf er heirathen, ſeine Kinder erziehen, auch Handel, Feld- und Gartenbau treiben. Wünſcht er aber zu den höheren Prieſterwürden zu gelangen, zu den Geheimniſſen der Religion ſelbſt, dann muß er erſtlich aus einer angeſehenen Familie ſtammen, die Ehe iſt ihm verboten, ferner muß er zwölf Jahre lang in einer Kloſteruniverſität ſtudiren. Durch den ſchwerſten Eid wird er verpflichtet, die Religionsgeheimniſſe nie zu offenbaren, und er muß ſich fünf Jahre zum Stillſchweigen, ſogar bei den religiöſen Feierlichkeiten, verbindlich machen — er darf dann nur durch Zeichen reden. Nun lebt er aber nicht mehr von Almoſen, ſondern wird vom Kloſter erhalten.

Aus dieſer Klaſſe werden nach jenen zwölfjährigen Studien genommen: die Pagoden oder Tempeldiener, und wenn talentvolle Geiſter ſich auszeichnen, die Guru, d. i. die Doktoren der Wiſſenſchaften, Geſetze und Geheimniſſe.

Der dritte Grad, welcher nur mit dem 40. Jahre anhebt, legt noch ſtrengere Entbehrungen auf. Der Vanapraſt, d. i. Eremit, muß von aller Welt entfernt als Büßender leben. Zwar dürfen die Vanapraſten ihre Frauen in die Einöde mitnehmen, aber das genauere Zuſammenleben mit ihnen iſt verboten, die ſtrengſte Keuſchheit ihnen befohlen. Sie leben nur von Garten- und Baumfrüchten, dürfen durchaus kein Thier tödten, müſſen auf platter Erde ſchlafen und dürfen ſich ſelbſt in der Regenzeit nur durch ein Dach von oben ſchützen. Auch reinigen, baden und kämmen ſie ſich nicht; auf der Bruſt und den Armen ſind ſie entweder mit drei horizontalen Strichen oder mit dieſem Zeichen ☧ bezeichnet, je nachdem ſie ſich dem

Digitized by Google

Vishnu oder Shiva gewidmet haben. Ihre Regeln gehen auf das Aeußere und auf das Innere. Die Regeln für letzteres bestehen hauptsächlich in der Betrachtung Gottes und der Wahrheit, in der Bewahrung des Seelenfriedens und der Reinigkeit des Herzens. In einem klassischen Werke der Braminen heißt es von den Vanaprasten:

Alle Blendwerke der Welt,
Die nur täuschen die Sinne,
Hält von sich entfernt,
Wer nach wahrer Weisheit strebt,
Nach Wahrheit und Glückseligkeit,
Nur dieser ist reich und selig.

Uebrigens treiben sie keine Wissenschaften mehr, dürfen auch keine priesterlichen Handlungen verrichten.

Endlich bietet die vierte Stufe oder Klasse der Braminen bei den Hindu's das Bild der höchsten Vollkommenheit dar. Dies sind die Bikhschu oder Saniassi; das Erste sagt: „der Almosen bittet," das Zweite: „der Alles verläßt." Nur erst im 72. Jahre kann der Bramine zu diesem Grade gelangen, und er muß dann vor einem Guru (Gesetzlehrer) seiner Frau, seinen Kindern, wie seinem Vermögen gänzlich entsagen, um letztere damit zu unterhalten. Er trägt dann ein Tigerfell über die Schultern, zu Ehren des Shiva, läßt die Nägel stets fortwachsen, scheert weder Haupt noch Bart, trägt keine geheiligten Zeichen, sondern bestreut sich blos nach dem dreimaligen täglichen Bade Stirn und Brust mit der Asche von Kuhmist. Er nimmt Almosen von den Vorübergehenden, jedoch ohne ein Wort zu sagen; beim Eintritt in ein Haus fällt man ihm zu Füßen, so heilig wird er gehalten. Er besucht nie eine Pagode, opfert auch nicht, beschäftigt sich nicht mehr mit der Betrachtung des Sichtbaren, sondern blos noch mit dem unsichtbaren Gotte und dessen unendlichem Wesen.

Da man sich überzeugt hält, ein Saniassi steige gleich nach dem Tode in den wahren Himmel, ohne je zur Erde zurückzukehren (wie es bei den Seelen der andern Menschen der Fall ist, die durch Thierkörper wandern), so beweint man seinen Tod nicht, denn er ist ja der höchsten Seligkeit theilhaftig. Man begräbt ihn sitzend, mit eingebogenen Händen und Füßen, in einer mit Salz angefüllten Grube, reibt den Kopf mit einer Kokosnuß, und vertheilt die Stückchen dieser Nuß als etwas Hochheiliges an die Umstehenden.

Die Vorrechte der Braminenkaste sind sehr groß. Schon die Idee des göttlichen Ursprungs von dem Haupte des Brama flößt die höchste Verehrung ein und macht die Person unverletzlich. Einen Braminen zu tödten, ist ein fast ganz unverzeihliches Verbrechen, und nur dadurch kann es gebüßt werden, daß der Mörder zwölf Jahre hindurch pilgert, in der Hirnschale des Erschlagenen Almosen sammelt, Speise und Trank nur aus diesem Geschirr genießt. Ein Bramine kann selbst wegen eines Verbrechens nie Todesstrafe leiden; indeß hat man doch Beispiele, daß die Für-

Digitized by Google

ſten einen ſolchen Verbrecher haben in einem Sack erſäufen laſſen, um wenigſtens kein heiliges Blut zu vergießen. Die Todesſchuldigen werden der Augen beraubt, aber am Leben gelaſſen. Die eigentliche ſchwerſte Strafe iſt das Ausſtoßen aus der Kaſte.

Da ſich die Braminen in den Sprachen und Wiſſenſchaften auszeichnen, ſo dienen ſie den dortigen Regenten ſehr häufig als Miniſter und Sekretäre. Stehen ſie als ſolche auch unter dem Fürſten, ſo dürfen ſie doch wegen des höhern Ranges ihrer Kaſte nicht mit dem Fürſten ſpeiſen, ja der Fürſt darf ſeinen Braminenſekretär nicht einmal anrühren, und wenn er ihm einen Brief geben will, ſo muß er ſelbigen in die Hände des Sekretärs fallen laſſen. Die wirkliche Berührung, geſchähe ſie auch nur vermittelſt eines Tuches, das Beide berühren, würde den Braminen verunreinigen, und er ſähe ſich gezwungen, Waſchungen und dergleichen Zeremonien vorzunehmen, um wieder rein zu werden. Der großen Heiligkeit und der wiſſenſchaftlichen Kultur dieſer Kaſte ungeachtet giebt es doch unter den Braminen oftmals Leute von ſehr großer Unwiſſenheit und vielen Untugenden, und es ereignet ſich oft, daß ſie zur Strafe gezogen werden müſſen.

Wie die erſte Kaſte, ſo zerfällt auch die zweite, die der Tſchetris oder auch Rajahs (Radſchahs), aus welcher die Regenten, Könige und Krieger hervorgehen, in mehrere Unterabtheilungen. Die erſte Abtheilung ſoll bis auf Wenige an der Küſte von Koromandel erloſchen ſein. Die zweite, die „Fürſtenkinder," iſt noch jetzt die wichtigſte, da nur aus ihr die Könige Hindoſtans abſtammen. Die Rajahs, zu denen auch die Nayren gehören, als geborene Krieger und Herrſcher, werden in den Schulen der Braminen erzogen und beſonders in den Geſetzen und Regierungsgeſchäften unterwieſen. Sie tragen zwar ebenfalls eine Schnur, wie die Braminen, allein blos erlaubter Weiſe, nicht von Rechtswegen, und dieſe Schnur (Orden) ſoll ihnen zum Erinnerungszeichen dienen, daß ſie als Regenten und Kriegsoberſten ſtets gerecht und weiſe zu handeln verbunden ſind.

Auch die dritte Abtheilung oder Unterkaſte, die der Marattier (woraus wahrſcheinlich die Mahratten entſtanden), iſt lediglich dem Kriegsdienſte gewidmet. Uebrigens iſt es der geſammten Kaſte ebenfalls erlaubt, Handel, aber nur im Großen, zu treiben, dagegen iſt das Leſen der Vedams verboten. Doch darf ſich der Tſchetri aus dieſem heiligen Buche vorleſen laſſen. An die Ehe iſt keiner gebunden — mit Rückſicht auf das unſtäte Soldatenleben.

Die dritte Hauptkaſte, die der Waiſchis, enthält außer den Land- und Gartenbautreibenden, den Viehzüchtern, auch die Kaufleute und Wechsler, Banianen oder Vanianen genannt. Sie iſt die nützlichſte und gehört auch in Indien zu den geachtetſten Klaſſen. Bei ihr ſind die Sitten noch am wenigſten verdorben, haben ſich die bürgerlichen Einrichtungen und alten Gebräuche am ungeſtörteſten erhalten, namentlich in Malabar, wo die fremden Eroberer, Mongolen und Europäer, nicht ſo tief eingedrungen ſind.

Digitized by Google

Der Hauptzweig dieſer Kaſte, nämlich die Landbauer, entrichten ihre Abgaben in Naturalien. Sie zahlen ihren Rajahs (Fürſten) 30 Maß Frucht oder Reis vom Hundert, welche hohe Abgabe dadurch erklärlich wird, daß ſie nur als Pächter, die Rajahs aber als die wahren Eigenthümer des Landes anzuſehen ſind. Die Waiſchis beſtehen bei dieſer Abgabe ganz bequem, ſobald ſie nur von ihren unabhängigen Rajahs regiert werden; dagegen leiden ſie unter der Willkürherrſchaft der Fremden, und nicht blos die Muhamedaner, ſondern auch die Europäer haben ſich große Härte zu Schulden kommen laſſen. Doch ſchreitet jetzt unter der gerechten engliſchen Regierung der Zuſtand des Volkes immer mehr zum Beſſern.

Die vierte Kaſte, die der Soudras oder Schuders, mußte an Abtheilungen die reichſte ſein, da ſie alle die vielartigen Handwerker und Künſtler, bis auf die Tänzerinnen herab, ja ſelbſt die Zauberer und Wahrſager (Verſprecher) und die niederen Mönche in ſich faßt, und jede dieſer verſchiedenen Handirung unter einer eigenen Gilde ſteht. Eine Hauptabtheilung dieſer Kaſte iſt die in die rechte und linke Hand, und jede Hand hat wieder eine Menge Unterabtheilungen, von denen einzelne beſondere Auszeichnungen haben. Die, welche zu der linken Hand gehören, dürfen ihre Prozeſſionen nicht innerhalb der von der andern Hand bewohnten Quartiere halten, und wenn auch beide Abtheilungen einmal zuſammen kommen, ſo iſt es doch der linken Hand unterſagt, ein weißes Pferd zu reiten, oder einen weißen Sonnenſchirm zu tragen. Daß zwiſchen beiden Abtheilungen durchaus keine Heirathen ſtattfinden dürfen, verſteht ſich nach dem Geſagten von ſelbſt.

Es ſoll über 20 Stufen unter der Schuderkaſte geben. Nach den Handwerkern folgen die Oelarbeiter, aber auch dieſe theilen ſich wieder nach den verſchiedenen Arten von Oel, z. B. in Kokosölmänner, Kajaputölmänner u. ſ. w. Folgendes wäre etwa eine Ueberſicht der bemerkbarſten Unterabtheilungen bei den Schuders: Maler, Kleinhändler, Färber, Wäſcher, Schneider, Kammerdiener, Haushofmeiſter, Deſtillirer (Arak), Töpfer, Baumwollenſpinner, Korb- und Koffermacher, Teichgräber, Fiſcher, Schiffbauer, Schwertfeger, Landſoldaten (gemeine), Bettelmönche (gemeine), Schlangenbeſchwörer, Sänger und Muſiker, wie auch die unteren Klaſſen der öffentlichen Tänzerinnen (Bajaderen).

Schon zuvor iſt bemerkt worden, daß die Schuſter, da ſie zugleich Gerber ſind, zu den niedrigſten Abtheilungen dieſer Kaſte gehören; ſie werden daher auch, gleich den Schlächtern, zum Hinrichten der Miſſethäter gebraucht.

Selbſt aber dieſe ſo ſehr von den übrigen Hindu's herabgewürdigten Unterkaſten werden dennoch nicht als gänzlich unrein verabſcheut, gehören noch zu den vier Kaſten und beobachten die Geſetze und Religionsgebräuche der Hindu's.

Dagegen giebt es eine andere Volksabtheilung bei den Hindu's, welche durchaus zu keiner Kaſte zu zählen iſt, da ſie von den Hinduſitten ganz

Digitized by

abweichend lebt, jede Art von Speiſe genießt, auch ſich allen Reinigungen und Bädern entzieht. Die hierzu gehörigen Menſchen führen verſchiedene Namen: Parias, Pulias, Purier, Thiva u. ſ. w.; die beiden erſten ſind die gewöhnlichſten. Dieſe unglücklichen, von allen vier Kaſten tief verabſcheuten Menſchen leben gänzlich nach ihrer Willkür, oder auch wie es ihre elende Lage zuläßt. Selbſt das Geſetzbuch des Menu ſondert ſie auf das Traurigſte von allen übrigen Hindu's ab: „Niemand, der ſeine Pflicht erfüllt, ſoll mit ihnen Gemeinſchaft haben. Wer ihnen Lebensmittel giebt, reiche ſie ihnen in Scherben, aber nicht mit den Händen. Ihre Kleider ſollen die Mäntel der Verſtorbenen ſein; ihre Teller zerbrochene Töpfe, ihr Zierrath verroſtetes Eiſen. Sie ſollen ſtets von einem Orte zum andern wandern, auch zur Nachtzeit nicht in den Städten bleiben."

Sie wohnen in eigenen kleinen Dörfern, deren Hütten ſo niedrig ſind, daß kein Menſch hinein kommen kann. Man fürchtet ſogar ihren Athem. Redet ein Paria zu einem andern Hindu, ſo muß er die Hand vor den Mund halten, und begegnet er ihm auf der Straße, ſo muß er ſich zur Seite kehren, bis der Andere vorübergegangen iſt.

Bekommt ein Paria einen Braminen zu Geſicht, dann muß jener Unglückliche ſofort die Flucht ergreifen, denn der Bramine würde ſonſt unrein. Noch viel weniger dürfen die Parias einen Tempel beſuchen, oder opfern und beten. Auch in das Haus eines andern Hindu darf kein Paria eintreten; iſt man ſeiner benöthigt, dann läßt man ihn durch eine Seitenthür hineingehen, wobei er aber ſtets die Augen zu Boden ſchlagen muß. Denn ſähe er ſich etwa umher, ſo hält man alle Möbeln und Geräthe für verunreinigt und ſchlägt ſie in Stücke.

Dennoch ſind dieſe ſo tief verachteten Menſchen ſehr nützlich. Sie dienen den Hindu's als Pferde- und Ackerknechte, bei den Europäern aber als Köche, Laſtträger und Soldaten. Hierbei iſt es merkwürdig, daß ein kaſtenfähiger Hindu im Soldatendienſt oft unter einem Paria ſteht, ja ſelbſt von ihm gezüchtigt wird, ohne daß er ſich dadurch für geſchändet halten darf.

Uebrigens ſind den Parias die ſchmutzigſten Arbeiten vorbehalten, z. B. das Reinigen der Kloaken, das Abſtreifen des todten Viehes u. ſ. w. Auch ſtimmt ihre Lebensweiſe damit überein. Sie genießen Alles, was den kaſtenfähigen Hindu's verboten iſt, alle Arten von Fleiſch, Rindfleiſch nicht ausgenommen, ja ſie verzehren ſelbſt das Fleiſch von gefallenem Vieh und Aas aller Art. Wenn ſie ſtarke Getränke bekommen können, berauſchen ſie ſich.

Noch tiefer als die Parias ſtehen die Pulias. Dieſe wohnen von allen übrigen Menſchen entfernt, in ſumpfigen Niederungen oder unzugänglichen Gebirgsklüften; nähert man ſich ihnen, ſo entfliehen ſie mit großem Geſchrei, denn ſie wiſſen, daß es ihnen zum Verbrechen angerechnet wird, andern Menſchen in's Antlitz zu ſehen. Sie ſind nackt, von Schmutz ganz entſtellt, von Farbe faſt ſchwarz. Oft heulen ſie vor Hunger in ihren Höhlen und Lagern; dann wirft man ihnen Reis und andere Speiſe hin,

Digitized by

wie den Thieren. Sie werden besonders auf Malabar von den kriegerischen Nayren zum Feldbau gedungen, aber werden so wenig geschont, daß es einem Nayr frei steht, die Güte seines neuen Säbels oder Pistols an einem Pulia zu versuchen.

* * *

Milderung des Kastenwesens.*)

Man muß vorerst die Regel kennen, um die Ausnahmen zu verstehen. Wir haben das Kastenwesen, wie es ursprünglich in aller seiner Schroffheit und Eckigkeit hervortrat, geschildert, müssen nun aber hinzufügen, daß es auch hier nicht ganz beim Alten geblieben ist, sondern im Lauf der Jahrhunderte sich Manches ausgeglichen und abgeschliffen hat. Schon die milde Lehre des Buddhismus, welche so entschieden dem Stolze der Priesterkaste entgegentrat und den Menschen auch im ärmsten Tagelöhner achten lehrte, gab dem Kastenwesen einen Stoß. Sodann das Eindringen der Muhamedaner, deren Glaube kein Kastenwesen duldet. Endlich die Eroberung durch die Engländer, so hartnäckig auch das Brahmanenthum sich den Einflüssen christlicher Sendboten entgegensetzte, so unwiderstehlich mußte doch die höhere christliche Zivilisation der Engländer auf die niedere der volkreichen Stämme Hindostans zurückwirken. Mächtiger als die Lehre christlicher Prediger erwies sich die Lebenspraxis und die — Noth. In dem Maaße nämlich, als die Opfer und frommen Spenden, die man den Braminen in früheren Zeiten bereitwillig darbrachte, nachließen, ward diese vornehmste und stolzeste Kaste gezwungen, auf Erwerbsmittel zu sinnen, wenn sie nicht Hunger leiden wollte. Die rührigen und geweckten Geister unter ihnen nahmen gern Beamtenstellen von der englischen Regierung an, und in allen den Fällen, wo Schreiberdienste geleistet werden mußten, boten sich Leute aus der Brahmanenkaste an. So sehen wir sie jetzt im Telegraphenbureau und auf der Eisenbahn, als Assistenten auf der Sternwarte und als Soldaten im Heer, ja auch als Landbauer und Wirthschaftsbeamte thätig. Für die Stadt- und Landgemeinden sind sie nicht blos die Religionslehrer, sondern auch die Rechnungsführer (Gemeindeschreiber) geworden, und den indischen Radschas dienten sie als Minister. Mit diesem Hinausgreifen in's bürgerliche Leben ist freilich ihr religiöser Nimbus geschwunden; nur einzelne fanatische Mönchsorden, die ihren Leib zur Ehre der Götter kasteien und martern, sind in der Gunst des Volkes gestiegen. Doch hat die Priesterkaste nach wie vor die Leitung des Götterkultus und die Verwaltung der Tempel.

In Bengalen sind die Vaisyas und Sudras als reine Kaste ausgestorben, auch die Kschatryas sind selten. An der Spitze der vermischten Kasten stehen die Vaidyas, welche auch das Vorrecht der zweimal Gebo-

*) Nach L. v. Orlich: Indien und seine Regierung, II, 2.

Digitized by

renen beanſpruchen und als Aerzte ſich auszeichnen. Es haben ſich ſeit Menu's Zeiten unter den beiden niedrigſten Kaſten in Folge ehelicher Verbindungen oder weltlicher Einflüſſe unendlich viel gemiſchte Kaſten gebildet, deren jede in ſich abgeſchloſſen nun peinlich ihre Abſonderung feſthält, ſo daß ſie ſich gegenwärtig weder durch Heirathen, noch durch gemeinſame Mahle oder gleiche Rechte einander nähern. So finden ſich allein in Puna und deſſen Umgegend 150 verſchiedene Kaſten, wobei die verſchiedenen Gewerbe, als: Maurer, Tiſchler, Goldarbeiter u. ſ. w. lauter verſchiedene Kaſten bilden. Auch das Heirathen aus höheren Kaſten mit Frauen aus niederen Kaſten iſt heutzutage ſtreng verpönt. Konnte früher ein Brahmane die Tochter eines Sudra heirathen, ſo würde ihn dies gegenwärtig ſeiner Kaſte berauben.

Die niedrigſten Klaſſen der Sklaven und Parias ſind durch den Einfluß der engliſchen Regierung frei geworden, Sklaven werden nicht mehr in Indien geduldet.

Beſonders ſtreng iſt der Kaſtenſtolz noch bei den Radſchputen, deren kriegeriſcher Ruhm und die Ehre über Alles geht und die der Ehre willen ſich bei der Verheirathung ihrer Töchter oft ganz arm machen, um an der Ausſtattung nichts fehlen zu laſſen. Wegen der koſtſpieligen Ausſtattung werden von ihnen die Mädchen, wenn ſie zahlreich in der Familie ſind, als ein Unglück betrachtet, und bis in die neueſte Zeit war es nicht ſelten, daß ſie gleich nach der Geburt getödtet wurden.

Die Mönchsorden beſtanden urſprünglich aus Brahmanen, dann bildeten ſie ſich aus allen Klaſſen, wobei jeder Kaſten-Unterſchied verbannt wurde. Die Brahmanen entſagten ihrer heiligen Schnur, ſowie die andern Kaſten auf ihre Rechte Verzicht leiſteten. Wer ſich durch allerlei närriſche Kaſteiungen und Büßungen am meiſten hervorthat, kam auch am meiſten zu Anſehen und in den Geruch der Heiligkeit. Die Yogis, eine Sekte des Schiwa, ſuchten durch längeres Anhalten des Athems der Gottheit näher zu kommen; einige wanderten als Taſchenſpieler mit abgerichteten Affen und lärmenden Inſtrumenten — gleich unſeren Bärenziehern — durch's Land; andere hatten es zu der merkwürdigen Kunſt gebracht, mehrere Minuten bis 4 Fuß hoch über der Erde mit zitternden Füßen zu ſchweben und dabei keine andere Stütze zu brauchen, als eine Krücke, auf die ſie blos den Rücken der Hand legten, während die Finger beſchäftigt waren, die Bohnen ihres Gebetkranzes zu zählen. Die Pandaramas reiben das Geſicht und den übrigen Körper mit der Aſche von verbranntem Kuhdünger ein und laufen dann, Hymnen ſingend, durch die Straßen. Andere haben das Gelübde gethan, nie zu ſprechen, und fordern ſtumm ihre Almoſen ein. Die Jadinams, Anhänger Wiſchnu's, gehen ſingend umher und tragen kleine Schellen am Arm, ihre Ankunft zu melden. Einige aus dieſer Sekte laſſen ſich ſogar lebendig begraben, und dann faſt erſtarrt und verhungert unter großem Beifall des gläubigen Volkes wieder lebendig machen.

Digitized by Google

Selbſt unter den Muſelmanen finden ſich Büßer, die wegen ihrer Heiligkeit auch von den Hindu's verehrt werden. So lebt zu Salone in Audh ein ſolcher Heiliger, Shah Puna Ata, der auf derſelben Matratze ſitzt, die ſeine heiligen Vorfahren beſaßen, nie davon weicht und ſeinen Segen an Alle ſpendet, die zu ihm wallfahrten.

Noch vor funfzig Jahren mußte ein Brahmane zu Kalkutta, weil er von einem Goldarbeiter ein Geſchenk angenommen hatte, zwei Tage faſten, einen heiligen Spruch hunderttauſend Mal herſagen und ſeinen Mund mit Kuhdünger reinigen, da er ihn mit der Nahrung des Goldarbeiters verunreinigt hatte. Dies würde nun heutzutage nicht mehr geſchehen, doch ſieht man noch immer Hindu's der niederen Kaſten mit Einſammeln des Staubes beſchäftigt, welcher den Braminen von den Füßen fällt, um ſich deſſelben als Heilmittel zu bedienen, oder damit die Stirn zu bemalen, wenn ſie eine Reiſe antreten. Es giebt Sudras, welche ſelbſt die Blätter ſammeln, deren ſich die Braminen als Teller bei ihrem Mahle bedienten, und dann in dem Glauben verzehren, nach ihrem Tode als Brahmanen wieder geboren zu werden.

Noch immer betrachten die höheren Kaſten ihr Mahl als verunreinigt, wenn der Blick eines Chriſten darauf fällt. Doch Noth bricht mitunter auch das Eiſen. Zur Zeit der Hungersnoth im Jahre 1838 in den Nordweſt-Provinzen, wo Mütter ihre Kinder verkauften, um ihr Leben friſten zu können, wurde auch der Kaſtenunterſchied vergeſſen, und man ſah, wie die Brahmanen die Ueberreſte des Mahls der Dhams (der niedrigſten Kaſte) heißhungrig verzehrten.

Auch Lord Haſtings zeigte, was Strenge vermag. Zu ſeiner Zeit befanden ſich gegen 20,000 Leute aus Oriſſa, faſt alle den höheren Kaſten angehörend, als Dienende in Kalkutta. Viele von ihnen gehörten zur Dienerſchaft des General-Gouverneurs. Einem dieſer erſten Diener befahl Lord Haſtings eines Tages, das Waſchbecken zu reinigen. Er weigerte ſich aus dem Grunde, weil er ſeine Kaſte beſchimpfen würde. Lord Haſtings ſprach heftig: „Wenn Du nicht alsbald das Waſchbecken reinigeſt, wirſt Du ſammt allen Deinen Oriſſa-Landsleuten ſogleich Kalkutta verlaſſen und in die Heimath zurückkehren!“ Sie kamen eilig zuſammen, beriethen ſich unter einander und entſchieden, daß der Diener das Waſchbecken zu reinigen habe. —

6. Die Bedienten der Europäer in Indien. *)

Die Bedientenwelt erfordert eine ganz eigenthümliche Behandlung um der Kaſtenvorurtheile willen. Im Hauſe meines Gaſtfreundes, Herrn Tor-

*) Graf Görz, Reiſe um die Welt (Stuttgart, Cotta). III.

Digitized by

rens, überſah ich zum erſten Male ein ſolches Etabliſſement, und trotz der wichtigen Stellung des Herrn erſchienen mir vierzig Dienſtboten für eine Familie, die mit Einſchluß eines dreijährigen Kindes aus drei Perſonen beſtand, etwas viel; der Maßſtab iſt jedoch der allgemeine und unumgänglich nöthig durch die Theilung der Arbeit. Der Hindu kann unmöglich einen Teller reinigen oder nur berühren, auf dem einmal Rindfleiſch gelegen hat, und zum Aufwarten bei Tafel gehören alſo Muhamedaner. Der Kammerdiener iſt ſoweit gut, aber rindslederne Stiefel kann er unmöglich reinigen, alſo bedarf es noch eines vorurtheilsfreien Subjekts, das weder dieſe noch andere unreine Arbeit zu thun verſchmäht, und mit Hunden, wenn ſolche im Hauſe gehalten werden, giebt ſich weder ein ordentlicher Hindu, noch ein Muhamedaner ab, ſondern ein ganz verachteter Paria muß dazu gehalten werden. Für jedes Pferd gehört ein Knecht und zwei Grasſchneider; außer dem religiöſen Vorurtheil kommt nun auch noch ein falſches Ehrgefühl hinzu, das dem Hausdiener verbietet, ein Packet von einigem Umfang zu tragen; die „Chupraſſans" ſind ohnehin nur vorhanden, um mit ſilbernen Stäben an den Thüren und auf den Wagen der Vornehmen Parade zu machen. Ein Anderer iſt nur zum Waſſertragen da, und der Schneider, den man im Hauſe hält, ſowie der Wäſcher ohnehin nur zu ihrem beſondern Geſchäft. Wer die Huka oder Waſſerpfeife raucht, bedarf dazu eines eigenen Pfeifenſtopfers, und nun kommt erſt der ganze weibliche Troß, ſo daß die 40 Perſonen in einem anſtändigen Hauſe bald voll ſind!

In einer zahlreichen Familie hat jeder Erwachſene ſeinen Kammerdiener, reſpektive Zofe, und einen eigenen Aufwärter bei Tiſch. Auf meiner Palankinreiſe, wo ich unmöglich Leute mitnehmen konnte, ließ man mich in den gaſtfreieſten Häuſern nicht ſelten Hunger leiden, weil es keinem der zahlreichen Aufwärter der Familie einfällt, für den Gaſt bei Tiſche zu ſorgen. In Kalkutta hatte ich ein ſolches Individuum, das mich zu allen Diners nach Landesart begleitete; dort hatte ich außerdem einen Kammerdiener und drei Leute für ein Pferd, alſo fünf Diener, natürlich ganz abgeſehen von den vielerlei Dienſten, die durch die andern Leute meines Gaſtfreundes für mich verſehen wurden. Will ein Europäer ſich behelfen, etwa auf der Reiſe, ſo wird er bald die völlige Gleichgültigkeit der Leute gegen Alles gewahr, was nicht urſprünglich ihres Amtes iſt, und bis jetzt iſt es noch nicht gelungen, die Vorurtheilsfreiheit der Bedienten von Madras nach Bengalen zu verpflanzen. Jedenfalls ſind dieſe Horden billig zu ernähren; ſie bekommen 4—8 Rupien*) monatlich, und leben davon man weiß nicht wie, und ſind obendrein ſtets reinlich gekleidet. Der Herr giebt meiſt nur Turban und Gürtel mit ſeinen Wappenfarben. Die Tracht iſt allgemein weiß, nur die Bedienten im Gubernialpalaſt tragen

*) 1 Rupie = 1 Gulden Konventionsmünze.

Digitized by Google

ſchöne rothe Livreen mit Gold, jedoch im nationalen Schnitt. Kein Hindubedienter in Nord-Indien ſpricht ein Wort Engliſch.

7. Die Jahreszeiten in Bengalen.

Gegen den November, zur Zeit, wo die nordöſtlichen Monſuns eintreten, endigt die Regenzeit auf den Küſten von Koromandel. Dann wird das Wetter ſchön, der Himmel klar und rein, ein milder Thau befruchtet die Erde, und in der Nacht begünſtigt eine angenehme Friſche den Schlaf. Reiche Ernten, fette Weiden, unabſehbare Reisfelder decken die Ebenen. Ungeheure Waſſerbehälter, majeſtätiſche Flüſſe machen dieſe ſchönen Felder fruchtbar. Allenthalben ſieht man Städte, Dörfer, neugeweißte, von Palmen, Tamarinden und Bananenbäumen umgebene Pagoden; aber dies ſo begünſtigte Land wird von kleinen Tyrannen und ihren Agenten auf alle Weiſe ausgeſogen. Die Häuſer ſind aus Lehm gebaut und mit einem Dache von Bambusrohr und Palmblättern bedeckt, auf welches die Frauen gern mit Kalk rohe Figuren malen. Jedes Dorf hat gewöhnlich eine von einem Braminen geleitete Schule, wo der Lehrer, meiſt auf einem Haufen von Matten ſitzend, ſeine Schüler leſen und ſchreiben lehrt und ſie in den Pflichten des Menſchen unterweiſt. Unter dem Schatten der Palmen werden die reichen, in Europa ſo geſchätzten Stoffe bereitet und jene zierlichen Töpferwaaren verfertigt, die wir nie werden nachahmen können.

Der Monat November iſt dem Acker- und Gartenbau und der Jagd der Vögel gewidmet, die ſich in Unzahl auf den Feldern einfinden und die Saaten verzehren. Der Thau, welcher im Monat Dezember fällt, bringt das Gras zum Keimen; dann wehen die Monſuns mit ſtärkerer Gewalt und führen eine Maſſe von Wolken herbei. Jetzt macht ſich die Kälte fühlbar, und gegen das Ende des Monats drängen ſich ganze Familien mit der Sichel in der Hand auf die Felder, um die Ernte nach Hauſe zu bringen. Gegen Mitte Januars laſſen die Monſuns nach, und die Witterung wird milder. Dies iſt die Zeit der Reiſen und der großen Jagden. Nun kommt der Februar, der Lieblingsmonat der Indier, denn es iſt die Zeit der Vergnügungen und der ländlichen Feſte. Die Tage ſind äußerſt mild, die Nächte friſch, die Blumen ſproſſen hervor, und die Früchte reifen. Auch die Religion hat die ſchönen Tage des Februar geheiligt. Tauſende von Pilgern begeben ſich an die Ufer des Godavery und flehen um den Schutz der Gottheit, indem ſie ſich in die Wellen des Fluſſes ſtürzen. Das geringe Dorf Kotahpilly verwandelt ſich in eine blühende Stadt, wo Käufer und Verkäufer, Schauluſtige und Fromme ſich ſammeln. Da ſind Waſſerfahrten, Nationaltänze, indiſche Dramen, Jongleurs und Spiele aller Art zu ſehen. An den Ufern des

Digitized by Google

benachbarten See's erheben ſich mitten unter Mangobäumen Zelte von verſchiedener Form und Größe; ſie ruhen auf Rädern und werden durch Elephanten und Kameele gezogen. Sie ſind ſo groß, daß mehrere Familien darin wohnen können, und ihr Inneres ſehr geräumige Geſellſchafts- und Speiſeſäle darbietet.

Indeſſen nimmt die Hitze zu, und die kalte Jahreszeit geht zu Ende. Im März iſt die Temperatur noch nicht drückend, die Nächte ſind erträglich; aber die Waſſerbehälter trocknen aus, die Erde bekommt Riſſe, der Raſen wird matt und gelb. Dies iſt die Zeit, wo man die Häuſer weiß anſtreicht, Schiffe baut und Holz ſchlägt, Salz und Palmenwein bereitet, und wo der Handel auf der Küſte Koromandel am blühendſten iſt. Im Monat April wird die Hitze ſchon heftig, das Thermometer ſteigt auf 24—25° R., der Himmel iſt Tag und Nacht rein, und der Mond glänzt in herrlicher Klarheit. Aber jetzt muß man ſich auch vor den hungrigen Schakals hüten, die in Schaaren die Wohnungen heulend umwandern. Je ſenkrechter die Sonne ihre Strahlen ſchießt, deſto kraftvoller widerſteht die Manilla, deſto mehr breitet die Ceder ihre Blätter aus, und erfüllt der Mango die Luft mit den Wohlgerüchen ſeiner Blüthen.

Aber was den Menſchen betrifft, ſo bemächtigt ſich eine unausſprechliche Mattigkeit aller Glieder. Zelte werden vor jedem Hauſe aufgeſchlagen, die Thüren geöffnet, um einen Luftzug herzuſtellen, und trotz dem fühlt man kaum ein friſches Lüftchen. Bösartige Inſekten durchziſchen die Luft, hängen ſich an die Wände oder kriechen auf den Teppichen umher; nur durch tauſend Vorſichtsmaßregeln kann man ſich ihren Stichen entziehen. Um dieſer Zeit arbeiten die Eingeborenen nicht, ſondern bringen ihre Zeit mit Rauchen zu. Der Monat Mai iſt noch wärmer, obſchon die Nordweſtwinde wehen. Gegen Süden häufen ſich Wolken an, Blitze durchzucken die Luft, ſchreckliche Donner rollen, der Wind bläſt mit Heftigkeit, die Atmoſphäre iſt ſchwer, der Himmel färbt ſich ſchwarz; — aber nicht immer regnet es, und ſelten gewährt die Gottheit ſolche Gunſt. Anfangs ſind die Winde friſch, dann warm, man glaubt ſich in einem glühenden Ofen zu befinden, macht keine Beſuche, keine Geſchäfte mehr, Jeder ſchließt ſich ein. Die Thiere ſinken vor Ermattung nieder, die Büffel ſtürzen ſich in die Sümpfe, die Vögel flattern mühſam und ſchwer; das Thermometer ſteht auf 30 Grad und darüber. In Süd-Indien ſind wenigſtens die Abende minder heiß, wegen der Nähe des Meeres; allein in Nord-Indien iſt keine Erholung. Die Hitze des Juni iſt dieſelbe wie im Mai, die glühenden Winde werden durch nichts gemildert, die Brunnen vertrocknen und manchmal entzünden ſich ganze Wälder. Indeſſen müſſen ſich doch die Ackerbauer beeilen, den Boden zur Ausſaat in Bereitſchaft zu ſetzen, und gegen Ende des Monats erfriſcht ein kleiner Regen die Atmoſphäre: eine neue Jahreszeit kündigt ſich an.

Im Anfang des Juli beginnen endlich die Südweſtwinde; die große Hitze iſt vorüber. Abends häufen ſich Wolken an, einige Blitze zucken, der

Digitized by Google

Donner rollt von ferne, leicht bläst ein frischer Wind, und die Erde ist in Dampf eingehüllt. Mit den Blitzen mehrt sich der Regen und stürzt bald gleich einer Sündfluth in Strömen herab. Glücklicherweise dauert dies nicht lange, der Regen mindert sich, und in einigen Tagen ist das Wasser vollständig abgelaufen. Wenn aber kein Regen fällt, dann wird das Land von den furchtbarsten Geißeln, Pest und Hungersnoth, heimgesucht. Dann betrachten auch die Hindu's den Regen als eine Gottheit. Im August dieselbe Abwechselung von Regen und Wind, die Temperatur ist frisch und erträglich. Die Bäche, die Flüsse, die Ströme treten durch den Regen geschwellt aus ihrem Bette und ergießen ihre unreinen Wellen in die Ebenen; es ist durchaus dasselbe Schauspiel, wie in Aegypten das Austreten des Nils. Weit und breit sieht man nichts als ein ungeheures Meer, in dessen Mitte sich Städte, Dörfer und einige Bäume erheben. Nur durch kleine Fahrzeuge, Dhonies genannt, welche sehr flach gebaut sind, wird die Verbindung unterhalten. Fährt man auf solchen Schiffchen den Godavery hinab, so fliegt man an Wäldern, Dörfern und Pagoden wie an einem Schattenspiel vorüber. So sehr diese Ueberschwemmungen befruchtend wirken, wenn sie nur einige Tage dauern, so verursachen sie doch die größten Unfälle, wenn sie einen Monat, ja sechs Wochen anhalten. Dann dringt das Wasser in die Häuser, zerstört ganze Dörfer und entwurzelt ganze Wälder. Wenn aber das Wasser zurückläuft, so läßt es auf dem Boden einen bräunlichen, äußerst fruchtbaren Schlamm zurück; die Saat sprießt empor, die Stengel des Reises und Indigo's erscheinen, Alles verspricht eine reichliche Ernte.

Der Monat September bringt endlich mehr Ruhe; der Baumwollenbaum und der Kambo schlagen kräftig aus, zahllose Papageien lassen sich auf den Bäumen in den Gärten nieder, und des Nachts erfüllen grüne Fliegen, durch die Flamme angelockt, das Zimmer und schwirren ohne Unterlaß um die Ohren.

Im Anfang Oktobers weht ein leichter Nordwind, die Temperatur ändert sich merklich, und die Luft wird frischer. Gegen Mitte des Monats, sonderlich bei'm Vollmond, tritt der Nordwest-Monsun ein, die Wolken erscheinen wieder am Horizonte und lassen einen schwachen Regen fallen, dem bald eine Stromfluth folgt, so heftig wie die erste im Jahre.

8. Der Tag eines reichen Engländers in Kalkutta.

Um 4 Uhr des Morgens wird der Herr von seinem Palankinträger geweckt, dessen Gurgelstimme dicht am Kopfkissen seines Gebieters ruft: „Sahib, Sahib (Herr, Herr), es ist 4 Uhr.“ Wenn der Ball vom gestrigen Abend nicht die Kräfte erschöpft hat, oder wenn er die Sorge für seine Gesundheit nicht der Süßigkeit des Schlafes vorzieht, steht der Herr

Digitized by Google

auf. Schon ſtrahlt die Sonne in voller Pracht. Ein arabiſches Pferd wird beſtiegen, das trabt leicht im Sande hin, den noch der Morgenthau benetzt. Etwa eine halbe Meile wird geritten bis zu dem Orte, wo die Nabobs ſich verſammeln, um ihre Gedanken auszutauſchen. Man ſpricht über die Vorzüge der Bordeauxweine, über das letzte Duell, über das letzte Diner; man kann über tauſenderlei Dinge reden hören, nur erwarte man von der Unterhaltung keinen Geiſt, keine Lebendigkeit, Anmuth, Neuheit. Das Leben in Indien giebt der Seele eine ſehr materielle Richtung und verwandelt alle Thätigkeiten des Geiſtes wie des Körpers in ſinnliche Vergnügungen. Manchmal finden ſich zwei Offiziere, von Eiferſucht, Ehrgeiz oder verletzter Eitelkeit getrieben, unter dem ſogenannten „großen Baume" ein, einem Feigenbaume, der, dem Zweikampf geweiht, ſchon Manchen verbluten geſehen hat. Es wird 6 Uhr, und Alles zerſtreut ſich.

Spazieren zu gehen, ſich in freier Luft zu bewegen, einen Ritt zu machen, wird unmöglich. Die glühende Sonnenkugel hat ſich hinter den großen Paläſten von Chouringhie gezeigt, ihre Strahlen, die ſie wie feurige Pfeile quer über den Platz ſchießt, ſcheuchen alle Spaziergänger vor ſich her. Man flieht vor dieſer unerbittlichen Feindin, die Milz und Leber der Europäer ſchwärzt und aufſchwellt, und die alle Jahre ganze Bataillone von Invaliden nach England ſendet. Der arme reiche Engländer ſtößt ſeinem Pferde die Sporen in die Seite, und ganz von Schweiß bedeckt langt er wieder in ſeiner Wohnung an, wo ihn ſein Hindudiener erwartet, ihm aus dem Sattel hilft und das keuchende Roß in den Stall führt. Große ſeidene Vorhänge, ein Fächer — von einer Hand, die an ſolche Arbeit gewöhnt iſt, in Bewegung geſetzt —, ein dunkles, kühles Gemach: das bildet den Zufluchtsort, in den ſich der unglückliche Brite flüchtet. Elaſtiſche Kiſſen ſeufzen unter ſeiner Laſt; er fällt faſt ohnmächtig auf ſie hin und ſchläft oder ſchlummert vielmehr bis halb 9 Uhr, unluſtig, irgend einen Gedanken zu faſſen.

Um halb 9 Uhr nimmt er ein Bad, und ein Bad iſt in dieſem Lande der größte Genuß. Man knetet und ſalbt ſeine Glieder, die von der Hitze gelähmt ſind, ehe er ſie noch in Bewegung geſetzt hat. Das Frühſtück, aus Pillau, Brodſchnitten und Thee beſtehend, wird um halb 10 Uhr aufgetragen. Nun ſteht der Palankin in Bereitſchaft. Der hinduiſirte Engländer läßt ſich in ſein Bureau tragen; hier angekommen, entledigt er ſich bald der läſtigen Tuchkleidung und zieht Pantalons und Jacke von Mouſſelin an; dann befiehlt er ſeinem Hindubedienten, den „Punkah," einen großen beweglichen Fächer über ſeinem Kopfe in Bewegung zu ſetzen, und nun beginnt er ſeine Geſchäfte, um das Geld zu gewinnen, das ihm die Regierung für ſeine Geſundheit und ſein Leben zu gewinnen erlaubt. Es ſchlägt 2 Uhr, und das zweite Frühſtück unterbricht die Langeweile ſeines Geſchäfts. Dieſe Mahlzeit iſt die genußreichſte: ſie bildet den Augenblick, wo man ſich glücklich fühlt, den Arbeitstiſch, die Rechenbücher und Zahlbretter verlaſſen zu können, um weißes Ale und Eiswein von Bordeaux

Digitized by Google

zu ſchlürfen, von den Früchten Indiens, die eine prächtige Tafel bedecken, zu naſchen und die hindoſtaniſchen Ragouts zu koſten, die ſo zahlreich und ausgeſucht ſind, daß ſie ein förmliches Mittagseſſen bilden.

Wer nichts zu thun hat, bringt die Zeit hin, ſo gut es gehen will; der Beamte verfügt ſich wieder an ſein Geſchäft, der Geſellſchaftsloſe macht Beſuche, ſpielt Billard, ſchlendert in den Bazars umher oder plaudert mit Damen. Iſt die erſte Einfaſſung, mit der alle Wohnungen umgeben ſind, geſchloſſen, ſo erkennt man daraus, daß man nicht zum Beſuche vorgelaſſen wird, und daß die Frau vom Hauſe Niemanden ſehen will. Findet man die Thür offen, ſo geht man hinein; das Kabriolet rollt unter den dunkeln Säulengang des Hauſes, oder die Schritte der Palankinträger hallen am Gewölbe wider. Läßt es der Portier geſchehen, ſo erreicht man ungehindert den innerſten Raum des Hauſes. Hier wird man von einem Kammerdiener empfangen, deſſen feierlich und ſtolz dahinſchreitende Geſtalt den Weg zeigt, dann von einem andern Bedienten, der den Beſuch des „Barkin-Sahib" (fremden Herrn) ankündigt, während im Gehen die elfenbeinernen Ringe, woran ſein Dolch hängt, erklirren. Man gelangt in ein ſtockfinſteres Gemach, wo man die weiche, markige Stimme der Herrin des Hauſes nach dem Namen des Beſuchers fragen hört. Der Hindu ſpricht ihn, ſo gut es gehen will, aus, indem er ein paar Vokale ausläßt und dafür eine Partie Konſonanten einſchiebt. Endlich ſitzt man dem orientaliſchen Idole gegenüber, das von dem entlegenſten Winkel des Abendlandes herübergekommen iſt, um den Divan der Bajaderen und Sultaninnen einzunehmen.

Die junge Engländerin ruht im Hintergrunde eines Gemaches, das kaum die zarteſte Dämmerung unter den tauſend Falten eines unaufhörlich in Bewegung geſetzten Punkah's zu erhellen vermag. Man muß ſich unterhalten; glücklicher Zufall, wenn ein neuer Roman, die Ankunft oder der Schiffbruch eines Schiffes, oder ein Feldzug Stoff genug zu Rede und Antwort bieten. In Ermangelung eines ſolchen Stoffes werden Nachbarn und Freunde, Bekannte und Unbekannte durchgehechelt und in all ihrem Thun und Laſſen einer ſtrengen Kritik unterworfen. Während dieſer Geſpräche arbeitet die elfenbeinerne Nadel, von einer weißen Hand geführt, die durch das zurückgezogene und unthätige Leben noch mehr gebleicht iſt, mit der Zunge um die Wette und durchſticht Spitzen oder Mouſſeline mit derſelben Schnelligkeit, wie die Zunge den guten Namen der Nachbarin. Man trennt ſich, vollkommen mit einander zufrieden, während die Nachbarin von der Veranda ihres Hauſes über Alles, was in den nahen Häuſern vorgeht, genaue Kontrole hält.

Gegen 6 Uhr verliert der Tyrann des hindoſtaniſchen Himmels und Bodens, die Sonne, ihre Kraft, die Schatten verlängern ſich, ihre letzten Strahlen zittern endlich in ſafrangelben Tinten am weſtlichen Horizont. Nun aber beginnt ein Geraſſel der Räder und ein Tumult, wie man ihn kaum in einer andern Stadt des Erdkreiſes hören mag. Der tiefen Ruhe

Digitized by Google

eines heißen Tages folgt das wildeſte Getümmel und die geräuſchvollſte Thätigkeit des Abends; tauſend Wagen mit zwei oder vier Rädern, mit einem oder mit ſechs Pferden raſſeln durch die großen Straßen von Paläſten dieſer großen Stadt. Der kleine peguaniſche Klepper galoppirt neben dem arabiſchen Renner, der mit ſeinem Schritt weiter ausgreift, als jener mit ſeinem Galopp. Damen in der offenen Karoſſe und Reiter im reichſten Anzuge wollen geſehen werden oder ſich ſehen laſſen. Selbſt Jene, deren Geſundheit, Alter oder Charakter ſie vor Gedanken ſolcher Eitelkeit bewahren, müſſen ſich in das lärmende Getümmel miſchen, das ſich auf der einzigen Promenade von Kalkutta, wo man friſche Luft ſchöpfen kann, zuſammendrängt. Die Spaziergänge ſind da mit Sand beſtreut. Endlich ruft aber die Stunde des Mittageſſens die Spaziergänger nach Hauſe, und die kurz vorher noch mit glänzenden Equipagen erfüllten Straßen ſtehen öde; kaum ſieht man noch einzelne Spaziergänger, die Freunde der kühlen Nachtluft oder auch ſittenloſer Leichtfertigkeit ſind. Indeß hat man ſich zu Tiſch geſetzt, aber die Magen, zerrüttet durch die glühende Atmoſphäre und den häufigen Genuß gebrannter Waſſer, ſind faſt außer Stande, der in Ueberfluß prangenden Mahlzeit die gebührende Ehre zu erweiſen. Niemand langt nach den Fleiſchſpeiſen, welche die Tafel bedecken, die Hammelskeule ſammt den Bergen von Fiſchen bleibt meiſtens unberührt.

Vor dem Nachtiſche werden die Haukahs (lange Pfeifen) von Silber und Perlmutter von den Bedienten mit großem Geräuſch hereingebracht, und Rauchgewölke verdichten die Luft; die ganze Unterhaltung beſchränkt ſich jetzt darauf, große aromatiſche Dampfwolken aus der Pfeife in die Luft zu blaſen. Dieſe rieſenhaften Inſtrumente werden ſodann von dem Speiſeſaal in den Salon hinübergeſchafft, und der Lärm, der hierdurch entſteht, betäubt die Töne des Piano und die Worte der Damen, die ſich im Geſellſchaftszimmer hören laſſen.

Wer zum erſten Mal aus Europa nach Kalkutta gekommen iſt, ſtarrt gewiß mit Verwunderung dieſe Gemächer an, die mit ſolchem Reichthum und ſo ausgeſuchtem Geſchmack ausgeſtattet und mit bleichen Frauen, die von Diamanten funkeln, erfüllt ſind, während rauchende Automaten umherſitzen und ein oder zwei Sklaven mit bloßen Füßen, ungeheure Fächer in der Hand haltend, Kühlung zuwehen, oder die Schnur des Punkah in Bewegung ſetzen.

Hat es halb 11 Uhr geſchlagen, ſo zieht man ſich zurück, und ſo wird der Tag beſchloſſen, um am folgenden Morgen in ähnlicher Weiſe zu beginnen.

Digitized by Google

II. Bilder aus Hinterindien.

1. Die Malayen.*)

Noch ehe ſich die Malayen in Malakka niederließen, hatten ſie ſchon einen großen Theil der Inſel Sumatra inne, dann ſetzten ſie ſich auf den übrigen Sundainſeln, den Philippinen und mehreren auſtraliſchen Inſelgruppen feſt, und auf den entfernteſten Inſeln Auſtraliens finden ſich noch jetzt Malayenſtämme, die in ihrer körperlichen Bildung, Religion und politiſchen Verfaſſung die größte Aehnlichkeit mit den Malayen von Malakka haben. Sie bildeten vor Zeiten eine große Nation, die in Aſien eine glänzende Rolle ſpielte; ſie trieben ausgebreiteten Handel mit zahlreichen eigenen Schiffen und ſchickten, wie einſt die Phönizier und Hellenen, Koloniſten in die entlegenſten Gegenden. Viele Schiffe aus China, Kochinchina, Siam und Hindoſtan belebten die Häfen der Malayen auf Malakka. Wie die germaniſchen Völker in Europa hatten ſie eine Lehnsverfaſſung, aber dieſe hat den Grund zu ihrer Schwäche und ihrem Verfalle gegeben. Je mehr die Macht der großen Vaſallen zunahm, deſto mehr entzogen ſich dieſe der Oberherrſchaft des Sultans, deſto mehr nahm innere Zwietracht und Widerſetzlichkeit zu. Der große Adel machte den kleinen Adel von ſich abhängig, aber beide — die Oranglai — drückten das Volk, das aus lauter Sklaven beſtand. Die innere Kraft der malayiſchen Nation war ſchon zerrüttet, als die Niederländer und Briten in die indiſchen Gewäſſer kamen und ihrer Herrſchaft völlig ein Ende machten.

Die Malayen gehören zu einer eigenthümlichen Menſchenrace. Sie ſind ſtark, nervig, haben eine dunkelbraune Farbe, langes, dunkelſchwarzes Haar, eine große, aber abgeplattete Naſe und große, feurig glänzende Augen. Heftigkeit, die an Wuth grenzt, ungezähmte Wildheit, Raub- und Mordſucht, charakteriſiren die Malayen in Aſien; jedoch die Stämme auf den Inſeln der Südſee ſind größtentheils ſanfter, gutmüthiger, geſellig, offen und redlich, und zeichnen ſich durch die ſchönſten, regelmäßigen Formen ihres Körpers aus. Die aſiatiſchen Malayen bekennen ſich meiſtentheils zur muhamedaniſchen Religion, lieben den Handel, den Krieg, Raub und Plünderung, ſind reiſeluſtig und Freunde kühner Unternehmungen. Man hat ſie die Normannen Aſiens genannt, und mit vollem Recht. Kühn und unternehmend in ihren Seefahrten, verachten ſie die Künſte des ziviliſirten Lebens. Faſt ihr ganzes Leben bringen ſie auf dem Waſſer zu, oft in jämmerlich kleinen Kähnen, in denen ſie ſich kaum zur Ruhe ausſtrecken können, und doch findet man in dieſen Sampans oft einen Mann, ſeine Frau und ein paar Kinder, deren Erhaltung lediglich von dem glücklichen Erfolg ihrer Fiſcherei abhängt. Sie haben

*) Nach Dr. G. Finlayſon.

Digitized by Google

ganz die Sorgloſigkeit für die Zukunft, wie ſie dem unkultivirten, rohen Leben eigen iſt; wenn ſie ihre Mahlzeit gehalten haben, legen ſie ſich in die Sonne, und wird ihnen dieſe zu heiß, in den Schatten eines Mangobaumes, bis der Hunger ſie von Neuem zur Thätigkeit ruft. Selten haben ſie einige Lumpen, um ſich vor dem brennenden Strahl der Mittagsſonne oder vor dem ſchädlichen Thau der Nacht zu ſchützen; die an den Küſten hauſenden ſind durchaus wilde Fiſcher, denen alle Milde, Freudigkeit und Behaglichkeit des Lebens fremd iſt. In der Lenkung der Boote ſind die Weiber eben ſo geſchickt, als die Männer, und wo es eine kühne Unternehmung gilt, nicht die Letzten.

Das ganze Geräth dieſes Volkes beſteht in zwei Kochtöpfen, einem irdenen Waſſerkrug und einer Matte, die ihnen als Dach gegen den Regen dient, bei gutem Wetter aber als Bett. In den zahlreichen Buchten und Einfahrten, welche Malakka und Singapore umgeben, lebt eine Menge von malayiſchen Familien auf dieſe Weiſe; aber auf einer Stelle bleiben ſie nicht lange. Unaufhörlich ſchwärmen ſie von Ort zu Ort, um den Fiſchfang zu betreiben; was ſie über ihr augenblickliches Bedürfniß fangen und erhaſchen können, vertauſchen ſie an die anſäſſigen Einwohner gegen Reis, Sago, Betel und Tuch.

Auffallend iſt die Aehnlichkeit eines ſolchen Lebens mit dem Leben jener Völker, die allein durch die Jagd beſtehen, wie die Botokuden und andere Bewohner der ſüdamerikaniſchen Urwälder. Wie jene an ihrer, ſo hält der Malaye feſt an ſeiner Lebensweiſe, dem wilden Fiſcherleben; durch das Beiſpiel Derer, die ihn umgeben, ſieht er ſich nicht veranlaßt, dieſe Lebensweiſe zu verlaſſen. So hartnäckig iſt der Menſch im wilden Zuſtande, und ſo langſam und unmerklich ſind die Schritte ſeiner Erhebung!

Nachläſſig, träge und ſorglos in den Augenblicken der Ruhe, faſt thieriſch dahin brütend, zeigen doch die Malayen zur Stunde der Gefahr und der Unternehmung den vermeſſenſten und unerſchrockenſten Muth. Weder die Freuden noch die Uebel des Lebens empfinden ſie mit dem ruhigen Sinn und der Mäßigung anderer Menſchen. Sie ſind ſtets bewaffnet, fortwährend im Krieg unter ſich, oder damit beſchäftigt, ihre Nachbarn zu plündern. Die raſende Wuth der Malayen hat die Europäer zu dem Geſetz genöthigt, welches jedem Schiffskapitän verbietet, einen Malayen als Matroſen zu nehmen; denn man hat geſehen, daß Einige von ihnen, wenn ihre Anzahl auch noch ſo klein war, mit ihren Dolchen über die Schiffsmannſchaft hergefallen ſind, und bereits Mehrere getödtet hatten, ehe man ihnen Einhalt thun konnte. Malayenſchiffe, mit 25 Mann beſetzt, greifen europäiſche Schiffe von 40 Kanonen an, entern und ermorden, den Dolch in der Hand, immer die erſten Matroſen, die ſie erreichen. Alle freien Malayen laſſen ſich nie ohne Dolch ſehen; die auf Sumatra und Manilla ſind in Verfertigung von Waffen ſehr geſchickt. Der häufige Genuß des Opiums mag bei ihnen viel zu ihrer an Wuth grenzenden Heftigkeit beitragen. Mehr für die unſinnigen Geſetze ihrer Ehre einge-

Digitized by Google

nommen, als für die Gerechtigkeit und Menschlichkeit, sieht man, daß bei ihnen stets der Stärkere den Schwächeren unterdrückt. Bei ihnen dauert das Zeitalter des Faustrechts fort und fort.

Die in den nächsten Umgebungen von Malakka und Singapore angesiedelten Malayen haben einen Schritt aus diesem rohen Zustande herausgethan; diese haben feste Wohnsitze, tragen Kleider und bebauen kleine Stücke Land. Sie umgeben ihre Häuser und Hütten mit hölzernen Zäunen, um die wilden Thiere abzuhalten, die oft ihre Felder verheeren; sie bauen Reis, Pisang, Yams, Betel, etwas Korn und einige Küchengewächse. Sie besitzen aber nur wenig Kenntnisse in den mechanischen Künsten und Wissenschaften. Die Holländer gebrauchen sie oft als Holzhauer in den Wäldern und zum Ackern auf ihren Ländereien; übrigens findet sich unter ihnen weder ein Zimmermann, noch ein Maurer, kein Hufschmied, noch Schneider oder Schuster. Im Innern von Sumatra sind die Malayen in einem weit bessern Zustande; dort leben sie vom Ackerbau und treiben Gewerbe.

2. Der Siamese und sein Fluß Menam.*)

Ein mehrere Monate hindurch überschwemmtes Thal reizte schwerlich den Menschen, sich dort willkürlich anzusiedeln. Höchstens konnte er aus Noth sich in diese feuchte, durch ungeheure Heere blutsaugender Sumpfthiere widrige Gegend hinabziehen. Nur das Schicksal, sich aus einem freiern, höhern, benachbarten Lande gewaltsam vertrieben zu sehen, ließ ihn hier vor seinen Ueberwindern einen Zufluchtsort suchen. Tobte nun der Asiate auf den um Siam gelagerten Hochflächen und Bergeshöhen in beständiger Fehde, so mußte das sumpfige Siam ein natürlicher Zufluchtsort werden für alle Flüchtlinge, Besiegte, Vertriebene, nicht blos einer Nation, sondern aller Nationen. So entstand ein eigenes, jüngeres Volk, ein Gemisch aus verschiedenen Nachbarvölkern, das, wenn es gleich Spuren seiner bunten Ahnenherrschaft an sich trug, doch ein neues Ganze erzeugte.

Hiermit stimmen auch die Sagen der Vorzeit und die, so weit sie reichen, ältesten schriftlichen Nachrichten der Siamesen zusammen. Sie bestätigen nämlich, daß durch die Kriege und Verheerungen in Laos, Kochinchina, Tunkin und China, in Ost und Nordost, so im Westen durch die der Peguaner und Birmanen und endlich im Süden der wilden Malayen, Siam nach und nach eine beträchtliche Masse Menschen, Flüchtlinge jener Nationen, erhielt, die das Land anbauten, so weit die dem Klima angehörige Trägheit es zuließ, und die üppige Vegetation die menschliche Nachhilfe nöthig machte. Vorzüglich aber mußten längs den fischreichen Gewässern, die mit ihrem Reichthum mühelose Nahrung spenden, namentlich

*) Vergl. Zimmermann's „Taschenbuch der Reisen," 11. Jahrgang.

Digitized by Google

längs den beiden Ufern des großen Menam, Ortschaften und Städte sich bilden, während die entfernteren Gegenden unbenutzt den wilden Thieren zum Aufenthalt verblieben.

Einige jener Urwälder hatten noch im 17. Jahrhundert und zu Anfang des 18. einzelne Kolonien in Siam; allein nach und nach sind sie fast alle dem Ganzen einverleibt worden, mit Beihilfe der despotischen Regenten, die Alles aufboten, den Geist der Landsmannschaften zu unterdrücken. Die Chinesen haben aber ihre nationale Selbstständigkeit behauptet und zeichnen sich durch ihr stets unveränderliches Aeußere, nicht minder aber auch durch ihre große Betriebsamkeit und Gewandtheit im Handel aus.

Die Mehrzahl des Volkes der Siamesen entspricht der Farbe nach dem Klima. Das Grünlichgelbe des Hindostaners ist hier schon weit dunkler, beinahe schwärzlich; dennoch schimmert auf den Wangen zuweilen etwas Röthliches durch. Das Haar ist schwarz, doch nicht wollig, sondern lang und straff. Die Zähne werden geschwärzt. Das Gesicht ist breit, besonders um die Backenknochen; die Stirn aber läuft spitz zu, fast wie das Kinn. Das Weiße im Auge fällt ins Gelbe. Die schon von Natur langen Ohren werden, wie bei den vielen andern Völkern der heißen Zone, Schönheitshalber noch länger gezerrt, durch schwere Ohrgehänge herabgezogen und dabei die Ohrlöcher so erweitert, daß man beinahe die Hand durchbringt, ein Fall, der auch im benachbarten Laos gewöhnlich ist.

Die Siamesen sind reinlich. Sie baden sich häufig, ja in einem Tage mehrere Male. Theils steigen sie in das Wasser, theils lassen sie sich nur mit Wasser übergießen. Sie salben sich dann und bestreichen den Körper mit wohlriechenden Dingen, Ambra, Bisam u. dgl., vornehmlich die Lippen, wodurch diese noch blässer werden, als sie von Natur schon sind.

Die jährlichen Ueberschwemmungen ihres Flusses machen es nothwendig, die Wohnungen hoch über die Erde zu erheben. Ihre Häuser ruhen daher auf starken Bambuspfählen; 13 Fuß hoch; denn so hoch setzen die austretenden Flüsse oftmals das flache Land unter Wasser. Eine Treppe, wie die auf unsern Windmühlen, führt zum Hause hinauf. Bei den Ställen für die Pferde und übrigen Hausthiere, welche ebenfalls hoch von der Erde erhoben, ist die Leiter mit Hürden durchflochten, um den Tritt der Thiere zu sichern.

Die Wohnungen selbst sind einfach, wie die Kleidung. Die Häuser haben nur ein Stockwerk. Dächer und Wände bestehen aus Flechtwerk und Hürden von Bambusrohr. Die Frauen haben indeß eigene Stuben oder Abtheilungen. Im Innern herrscht wie am Körper große Reinlichkeit. In den Zimmern der Vornehmen ist der Fußboden mit feinen Matten bedeckt, über welche oft noch Teppiche gebreitet werden, die Wände sind mit feinem Mousselin behangen.

Die Meubles entsprechen den Wohnungen: Stühle von Rohrmatten, bei den Reichen einige Kissen; Tische nur aus einem großen Brette, und

Digitized by Google

ſtatt der Betten ebenfalls nur ein Brett als Kopfkiſſen; höchſtens bei den Vornehmeren findet eine größere Bequemlichkeit ſtatt. Die Paläſte der Könige und die Pagoden (Tempel) zeichnen ſich blos durch ihren Umfang aus, ſtehen aber in der Bauart noch auf ſehr niederer Stufe. Die in Siam angeſiedelten Europäer, Muhamedaner und Chineſen bauen ihre Häuſer von Ziegelſteinen.

Werfen wir nun einen Blick auf das ganze Menamland, ſo zeigt ſich, daß derſelbe Strom, welcher in ſeinen Sümpfen und Moräſten gleich den Lagunen des Adriatiſchen Meeres von Venedig den Menſchen eine Zuflucht gewährte, zugleich ein Ganges und Nil für die Bewohner iſt. Alle dieſe Länder, Ava, Pegu, Siam, Laos, Kambodja und Kochinchina, ſind eigentlich große Thäler, die ſich von Norden nach Süden erſtrecken. Jeder aus weiter Ferne (dem Tibetaniſchen Hochlande) herabſtrömende Fluß wird zur Segensquelle für das Thal, das er durchſtrömt. Oft ſteht das Land umher drei Monate lang unter Waſſer, und man befindet ſich zu dieſer Zeit auf einer großen Waſſerfläche, die nur mit leichten Fahrzeugen zu beſchiffen iſt. Kaum ziehen ſich aber die Gewäſſer zurück, ſo ſprießt aus dem zurückbleibenden Schlamm unter dem lothrecht niederfallenden Sonnenſtrahl eine unermeßliche Vegetation hervor, wovon der Europäer ſich ſchwer einen Begriff zu bilden vermag. Die Reisfelder z. B. gewähren in Siam, und wenn ſie unbearbeitet bleiben, lediglich durch die in den Schlamm gefallenen Körner eine zweifache Ernte. Der König von Siam nennt ſich charakteriſtiſch „Großherr des Reiſes."

Wie Aegypten, iſt das Land nur längs des „Großen Fluſſes" angebaut und bevölkert. Hierher drängte ſich die ganze Menſchenmaſſe. Das ganze übrige Land iſt Wald und Wildniß; aber eine großartig-üppige Wildniß, in aller Fülle und Fruchtbarkeit des tropiſchen Klima's. Die herrlichſten und nahrhafteſten Palmen, die Kokos-, Sago-, Wein- und Kohlpalme, das unverwüſtliche Bauholz des Tiekbaumes, die ſchönſten Färbehölzer, die ſchmackhafteſte Frucht der Erde, der Apfel des herrlichen Manguſtanbaumes, die Piſangs, Yams, der mit vegetabiliſchem Rahm gefüllte Durion, die Pfeffer- und anderen Gewürzbäume — das Alles wächſt hier in höchſter Vollkommenheit: hier iſt das Paradies aller tropiſchen Früchte. Die Thierwelt aber zeigt ſich in furchtbarer Größe. Die Schlammniederungen des Menam wimmeln von Krokodilen, auf die der Menſch Jagd machen muß, wenn ſie ihn nicht vertreiben ſollen. Rudel der ſtärkſten Elephanten dringen verheerend in die Reisfelder ein; in dem ſchlammigen Boden wälzt ſich das Nashorn und der wilde Büffel. Durch die dichten Wälder ſchleicht der Königstiger, und wehe dem Menſchen, den er überraſcht. Selbſt Heerden von Affen ſchaaren ſich zuſammen und dringen wie eine kriegeriſche Räuberbande auf den Menſchen ein. In den Wipfeln der Bäume flattern die prächtigen Papageien, wilde Pfauen, ein Heer von Schreiern und Sängern. Wenn man auf dem Menam hinaufſchifft, hört man das Geſchwirre der Grillen und

Digitized by Google

Gezirpe der Zikaden wohl eine Meile weit aus dem Walde herüber. Aber ohne Bewaffnung und Begleitung wagt ſich kein Reiſender von dem Fluſſe weg, denn der Menſch hat hier noch nicht die Natur beſiegt, die in ihrer Kraftfülle ſeiner Macht trotzt.

Beides, die große Fruchtbarkeit des Bodens, wie die große Hitze der Luft, läßt indeſſen die menſchliche Kraft ſchwer aufkommen; der Siameſe iſt träge und ſchlaff; die Natur arbeitet für ihn, und was ſollte ihn bewegen, ſich anzuſtrengen, wenn noch überdies ſeine Deſpoten die Früchte ſeines Fleißes ihm rauben? Nur im Baue ſeiner Flußkähne hat er ſein Talent bewieſen, ſelbſt Kunſtſinn entwickelt. Ein Volk, das ſich ſechs Monate des Jahres unter Waſſer geſetzt ſieht, das faſt ganz durch den Hauptſtrom lebt, hat freilich Reiz genug, ſeine natürliche Faulheit zu überwinden, um ein Werkzeug zu Stande zu bringen, das ihn der Vortheile des Landes ohne große Mühe verſichert.

Die Fahrzeuge, „Balonen" genannt, beſtehen eigentlich blos aus Einem Baum. Oft hält ein ſolcher Stamm 16—20 Klaftern in der Länge; was für erſtaunliche Bäume ſetzt dies voraus! Aber die Breite beträgt nur ſo viel, daß zwei Perſonen auf einem querliegenden Brette Platz haben, um mit geſchränkten Beinen zu ſitzen. Die größten Balonen erfordern 120, ja 150 Ruderer. Vorder- und Hintertheil des Fahrzeuges ragen ſehr hoch empor. Die Ruder, „Pagaien" genannt, ſind nur kurz; ihr und der Menſchen geſammtes Gewicht drückt dennoch das Fahrzeug ziemlich tief in's Waſſer. An jedem Ende deſſelben hat nur Ein Pagaier Platz; der Steuermann am Hintertheil des Schiffs. In der Mitte befindet ſich ein ſehr erhabenes, bedecktes Gerüſt, worin der Herr der Balone ſeinen Sitz hat. Je vornehmer dieſer iſt, deſto größer iſt gewöhnlich das Fahrzeug, und deſto reicher ſind die Zierrathen von Schnitzwerk. Oft haben die Balonen die Geſtalt eines Drachen, woran der Kopf, Hals und Schwanz nicht blos zierlich ausgeſchnitzt, ſondern auch vergoldet ſind.

Die vornehmen Frauen haben ihre eigenen Balonen, deren Ruderer gleichfalls vom anderen Geſchlechte ſind, denn dieſes wird auch hier, wie bei allen rohen, trägen Völkern, zu den härteſten Arbeiten angehalten.

Das ſiameſiſche Land zieht ſich an ſeinem Strome bis zum 17. Grad nördlicher Breite hinauf. Hier im Norden wird der Menam durch verſchiedene kleinere Flüſſe der chineſiſchen Grenzgebirge waſſerreich; weiter ſüdlich, im eigentlichen Siam, theilt er ſich in viele Arme und bildet große Inſeln, die ſich erſt gegen die Hauptſtadt, Juthia oder Siam, zu verlieren, wo dann die Arme wieder zu Einem Hauptſtrom ſich vereinigen, der nach einem Laufe von 20 Seemeilen das Meer erreicht, nachdem er kurz vorher in zwei Aeſte ſich geſpalten hat, wovon der größere öſtliche den Namen Menam führt. Auf ſeinem Wege nach Juthia finden ſich abermals mehrere nicht kleine Inſeln, die größte iſt unweit des Forts und der Stadt Bankok, des Schlüſſels der ganzen Fahrt, des Reiches und des Stapel-

Digitized by Google

platzes für den oſtindiſchen Handel, der zu den wichtigſten Handelsorten der Erde theils ſchon jetzt gehört, theils aber in der nächſten Zukunft gehören wird.

3. Ein Aufenthalt in Bankok.

Nachdem wir bei dem Könige von Siam barfuß in Audienz geweſen waren, denn Niemand darf vor der geheiligten Perſon Seiner Majeſtät in Stiefeln oder Schuhen auftreten, führte man uns in die Ställe der weißen Elephanten, welche, da ſie bei den Siameſen außerordentlich verehrt werden, in dem innern Umfang des Palaſtes von Bankok ſich befinden, ganz nahe bei den Gemächern des Königs, der ihnen jeden Tag einen Beſuch abſtattete. Solcher weißer Elephanten beſitzt jetzt der König zehn, und es iſt ſehr ſelten, daß man ſo viele zugleich hat: ihre gegenwärtige Anzahl wird für eine höchſt glückliche Vorbedeutung gehalten. Ein weißer Elephant wird bei den Siameſen für unſchätzbar angeſehen, und alle Mühe wird angewendet, um einen ſolchen ſich zu verſchaffen, wenn er einmal zufällig entdeckt wird. Die Unterthanen Seiner Siameſiſchen Majeſtät können ſich kein größeres Verdienſt erwerben, als wenn ſie einen ſolchen ausfindig machen; ſie ſind, wie überhaupt alle Elephanten, Privateigenthum des Königs. Die weißen Thiere in den Ställen des Palaſtes werden mit der größten Aufmerkſamkeit behandelt, und jeder weiße Elephant hat eigene Aufwärter. Friſches Gras liegt im Ueberfluß neben ihnen, und ſie ſtehen auf reinlich gehaltenen Brettern; ein weißes Tuch iſt vor ihnen ausgebreitet, und während wir da waren, wurden ſie mit klein geſchnittenem Zuckerrohr und mit Piſang gefüttert. Schon Strabo ſagt, in vielen Theilen von Indien habe man die größte Ehrfurcht vor weißen Elephanten und erzeige ihnen alle mögliche Ehre. Dies iſt noch heutzutage in Siam der Fall. Wer einen entdeckt, wird als der Glücklichſte unter allen Sterblichen betrachtet. Es iſt ein Ereigniß von ſolcher Wichtigkeit, daß es unter Poſaunen- und Trompetenſchall im ganzen Reiche bekannt gemacht und dem Hiſtoriographen von Siam, der zum Hofſtaate des Königs gehört, befohlen wird, es in die Reichsannalen mit preiswürdigen Worten einzutragen. Der glückliche Entdecker eines weißen Elephanten wird mit einer ſilbernen Krone und mit einem ſo großen Strich Landes beſchenkt, als man die Stimme des Elephanten hören kann. Er und ſeine Familie bis zum dritten Glied ſind von allen Frohnen für den König und von allen übrigen Arten der Dankbarkeit frei, und ſeine Ländereien von allen Steuern. Nach der Behauptung der ſiameſiſchen Talapoinen können die böſen Geiſter den weißen Elephanten keinen Schaden zufügen.

Wir giengen weiter! um einen Tempel zu beſuchen, der ſich in der Nähe des Audienzſaales befand. Der Vorhof deſſelben iſt geräumig und

Digitized by Google

reinlich und enthält außer dem Tempel noch ein kleines, hübſches Gebäude, in welchem die heiligen Bücher der Siameſen niedergelegt ſind. Bei jedem Hauptthore des Tempels ſtehen gigantiſche irdiſche Bilder von grotesker Form mit Keulen in den Händen, und an jeder Ecke eherne Figuren, die ein phantaſtiſches Thier vorſtellen. Außerdem ſah man noch andere Figuren von Thon, die aber nur dem Geſchmack der Siameſen, deren Götterlehre noch nicht recht ergründet iſt, zuſagen können. Der Tempel hat eine pyramidaliſche Form und iſt hoch hinauf mit kleinen Figuren in chineſiſchem Styl bedeckt. Der Charakter dieſer Zierrathen iſt gerade wie bei den Gemälden der chineſiſchen Tſchunken; ſie ſind nämlich zwar ſehr mühſam gearbeitet, aber grotesk und geſchmacklos; jedoch war der allgemeine Eindruck, den ſie hier auf das Auge machten, nicht unangenehm, wenn man nämlich aus einer gewiſſen Entfernung nur das Ganze betrachtete, ohne das Einzelne zu berückſichtigen. Ich machte die Bemerkung, daß die Siameſen anſtatt der Kuppel, welche bei den Buddhiſten von Ceylon die einzige Form ihrer Grabmäler iſt, die Pyramide als charakteriſtiſches Zeichen ihrer dem religiöſen Kultus gewidmeten Gebäude angenommen haben. Die Urſache dieſer Verſchiedenheit in einer ſo eng mit ihrer Religion zuſammenhängenden Sache liegt wahrſcheinlich in dem verſchiedenen Charakter beider Nationen. Derſelbe Grund gilt auch bei dem Unterſchiede, den man an ihren beiderſeitigen Buddhabildern bemerkt. Der Siameſe ſcheint ſich ein Ideal der Schönheit gebildet zu haben, welches von dem der Europäer ganz verſchieden iſt.

Der bürgerliche Zuſtand von Siam iſt ein ſehr betrübender; es giebt nur zwei Klaſſen von Menſchen, Sklaven des Königs, die nur für ihn arbeiten, und ſogenannte freie Leute, die aber auch ſechs Monate für das Staatsoberhaupt arbeiten müſſen. Der härteſte Deſpotismus drückt Alles nieder. Der König kann ſich vermählen, mit wem er will, ſelbſt mit ſeinen Schweſtern und Töchtern. Die bürgerlichen Geſetze ſind ſtreng und grauſam.

Bankok, an der Mündung des Menamfluſſes, iſt die bedeutendſte Stadt von Siam geworden, vorher war dieſer Ort von wenigem Belang und nur durch die Trefflichkeit ſeiner Früchte berühmt, die in großer Menge in die ehemalige Hauptſtadt Juthia geſchickt wurden. Der Palaſt des jetzigen Königs liegt am linken Ufer des Fluſſes und iſt mit einer ziemlich hohen Mauer umgeben. Nicht nur der König, ſondern auch einige von ſeinen Miniſtern wohnen in dieſem Raume. Ganz in der Nähe des Palaſtes hauſt in Hütten aus Palmblättern die zahlreiche Hofdienerſchaft.

Die Stadt hängt mit dem Schloſſe oder Palaſte zuſammen und erſtreckt ſich weit hin auf beiden Ufern des Fluſſes; am bedeutendſten iſt ſie auf dem linken Ufer, und der volkreichſte und wohlhabendſte Theil derſelben liegt gerade dem Hauſe des ſiameſiſchen Staatskanzlers (Praklang) gegenüber, aber etwas niedriger. Alle Schiffe, die nach Bankok kommen,

Digitized by Google

werden ſtreng unterſucht und müſſen einen Zoll erlegen. Die Stadt iſt ganz aus Holz gebaut, und nur die Paläſte des Königs und die Wohnungen einiger Miniſter beſtehen aus Backſteinmauern. Die Milde des Klima's, die Wohlfeilheit des Baumaterials und die wenigen Effekten, welche die Eingebornen gewöhnlich beſitzen, machen ſie gegen die Zerſtörungen des Feuers gleichgültig, und mit der größten Ruhe ſehen ſie dem Wüthen dieſes Elementes zu.

Ihrer Lebensweiſe nach kann man die Bewohner von Bankok Waſſergeſchöpfe nennen. Die Häuſer ſind vom Fluſſe ſelten mehr als hundert Ellen entfernt, und bei weitem der größere Theil derſelben ſchwimmt auf Bambusflößen, die dicht am Ufer befeſtigt ſind. Damit die Häuſer nicht leicht überſchwemmt werden, ſind ſie auf Pfoſten, die in den Boden eingerammt ſind, erbaut und erheben ſich ſo etwas über das Ufer — eine Vorſicht, welche ſowohl der tägliche Wechſel von Ebbe und Fluth, als auch die jährlichen periodiſchen Ueberſchwemmungen nöthig machen. An jedem Hauſe, es ſei ein ſchwimmendes oder nicht, iſt ein kleines Boot zum Gebrauch der Familie befeſtigt, denn man bewegt ſich hier von einem Orte zum andern faſt gar nicht anders, als zu Waſſer; von dem beſtändigen Rudern ſind die Arme bei Männern und Frauen ſehr muskulös.

Die wenigen Straßen, deren ſich Bankok zu rühmen hat, kann man nur bei trockenem Wetter zu Fuße paſſiren; die vorzüglichſten Kaufläden und die bedeutendſten Handlungen befinden ſich jedoch längs des Fluſſes in den genannten ſchwimmenden Häuſern, die faſt ausſchließlich von Chineſen bewohnt werden, welche ſich des Handels wegen in Bankok aufhalten; wenn man ſie betrachtet, wie ſie unaufhörlich in ihren Booten auf dem Fluſſe ſich auf- und niederbewegen, muß man ihre Regſamkeit und Geſchäftigkeit bewundern, und ſolche Gruppen in Kähnen dahinſchwimmender chineſiſcher Krämer und Handelsleute bieten eine ſehr maleriſche und belebte Szene dar. Allenthalben in Bankok haben ſich Chineſen eingeniſtet, um Handel zu treiben mit Getreide, Obſt, Kaffee, Zucker, Baumwolle, Zimmt, Bambus, Tunkinholz, Kalambak und Färbehölzern. In vielen der erwähnten ſchwimmenden Buden werden Hühner, Tauben, Gänſe, Enten und gekochter Reis, mit Zimmt und Zucker beſtreut, von ſiameſiſchen und chineſiſchen Viktualienhändlern feil geboten. Reis iſt des Volkes hauptſächliche Nahrung; in den ſumpfigen Niederungen um Bankok, die ſich meilenweit in's Land erſtrecken, ſind ungeheure Reisfelder, die von den Talapoinen an einem gewiſſen Feſttage alljährlich eingeſegnet werden, auf daß ſie mit Buddha's Hilfe dem Volke Brod ſpenden.

Im Aeußern der Häuſer herrſcht die größte Gleichförmigkeit; nur hier und da bringt eine hübſche Spitzſäule oder ſonſtige Zierde Mannigfaltigkeit in das Ganze; alle dieſe einſtöckigen Wohnhäuſer ſind meiſtens mit Palmblättern, bisweilen auch mit Ziegeln gedeckt; ſie ſind in einige kleine Gemächer getheilt, und das mittlere derſelben iſt ſtets den ſchützenden

Digitized by

Hausgöttern gewidmet. An vielen Wohnhäusern erblickt man Geländer, die mit lackirten Wasserkrügen und Blumentöpfen geschmückt sind. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend herrscht die größte Lebhaftigkeit auf dem Flusse, und an dieses Wasserleben sind Bankoks Bewohner so gewöhnt, daß sie die Unbequemlichkeit desselben fast gar nicht empfinden.

Die Chinesen sind hier nicht nur die vorzüglichsten Kaufleute, sondern auch die besten Künstler und Handwerker; viele von ihnen sind Zinngießer, Grobschmiede und Gerber; ihre Manufakturen von Zinngefäßen sind sehr bedeutend, und ihre Arbeiten der Art gewähren den Kaufläden ein sehr hübsches Ansehen, da sie hellglänzend polirt sind und oft recht niedliche Formen haben. Auch die Lederbereitung ist in Bankok sehr bedeutend, nicht für den Gebrauch von Schuhen und Stiefeln, die man hier fast gar nicht kennt, sondern zur Ueberziehung der Matratzen und Polster und zur Ausfuhr nach China. Nach dem Gerben wird das Leder mit der Rinde einer Mimosenart roth gefärbt. Die Häute, welche man braucht, sind von Hirschen, Rehen, Ochsen und Büffeln; Leoparden- und Tigerfelle werden nebst dem Pelzwerk zugerichtet und nach China ausgeführt. Es giebt in Bankok auch zwei Fabriken von gußeisernen Töpfen; das Verfahren bei der Verfertigung derselben ist einfach, die Waare billig und der Verbrauch sehr groß.

Von der Ausübung dieser und anderer Gewerbe haben die Chinesen einen guten Gewinn, weshalb sie auch viel besser leben können als die Eingebornen, und in der That leben die chinesischen Handelsleute auf größerem Fuße als die Minister des Königs; sie halten reichliche Mahlzeiten und auf ihre Tische kommen mancherlei Fleischsorten und Gemüse, schwimmend in einem See von Fett. Geräucherte Schinken und Wildpret sind auch für sie Leckerbissen. Ein Chinese giebt auf diese Art in einer Woche mehr Geld für seine Tafel aus, als ein Siamese in zwei oder drei Monaten; nur sein größerer Fleiß macht ihm dies möglich.

In Bezug auf animalische Nahrung beruhigt der Siamese sein Gewissen leicht; der Vorschrift des Gesetzes glauben sie schon genug gethan zu haben, wenn sie die Thiere nicht selbst schlachten; sie tragen kein Bedenken, auf dem Markte Fische und Geflügel lebendig zu kaufen, und zwar unter der Bedingung, daß der Verkäufer seine Waare vorher schlachte, ehe er sie überliefert, zufrieden damit, daß das Verbrechen auf dem Fisch- oder Hühnerhändler haften bleibt. Bisweilen geht aber ihre Buddhistische Frömmigkeit so weit, daß sie eine Anzahl lebendiger Fische kaufen, um ihnen wieder die Freiheit zu schenken, und der jetzige König hat oft auf diese Weise alle an einem Tage gefangenen Fische losgelassen. Aber dennoch wird die Erlaubniß zu fischen vom König an den Meistbietenden verkauft und aus dieser Quelle von ihm eine bedeutende Revenue gewonnen.

Die öffentlichen Gebäude gewähren der Stadt Bankok nur wenig Zierde, einige mit Sorgfalt gebaute Buddhatempel ausgenommen. Die

Digitized by

Paläſte der königlichen Beamten ſind nur von unbedeutender Größe, in chineſiſchem Styl gebaut und mit einer Reihe von drei oder vier immer kleiner werdenden Ziegeldächern bedeckt; bisweilen endigen ſie ſich in eine kleine Spitzſäule und ſind überhaupt mehr durch ihre Sonderbarkeit als durch ihre Schönheit merkwürdig. Der königliche Palaſt iſt mit Ziegeln von Zinn gedeckt.

Einige von den Tempeln nehmen einen großen Raum ein; ſie befinden ſich auf den höchſten und ſchönſten Plätzen der Stadt und ſind von Backſteinmauern oder Bambushecken umgeben. Thüren und Fenſter ſind gewöhnlich ſehr eng, und ſowohl das Aeußere als das Innere dieſer Tempel iſt mit einem Ueberfluſſe ſonderbarer Zierrathen überladen; an vielfacher Vergoldung ließ man es nicht fehlen, und der Fußboden jedes Tempels iſt mit Matten bedeckt. Die fabelhaften Sagen der indiſchen Mythologie ſind auf den inneren Wänden abgebildet. Die wildeſte Phantaſie ſcheint die Hand der ſiameſiſchen Künſtler geführt zu haben; bisweilen jedoch ſind menſchliche Leidenſchaften und Neigungen vielleicht mehr durch Zufall, als aus Abſicht mit einem Geiſt und einer Wahrheit dargeſtellt, die beſſerer Gegenſtände würdig wären. Obgleich aber eine große Nachfrage nach Gemälden dieſer Art iſt, ſo bleibt es doch auffallend und bemerkenswerth, daß dieſe göttliche Kunſt bei ihnen nicht nur immer noch in ihrer Kindheit, ſondern daß ſie auch in ihren meiſten Leiſtungen ihre völlige Unfähigkeit beurkundet, einen höhern Schwung annehmen zu können.

Hier in Bankok ſah ich zum erſten Male obſzöne Gemälde in einem Buddhatempel; auf Ceylon würde man ſo etwas nicht dulden. Wie allenthalben ſind auch hier die Vorhöfe und die inneren Tempelräume mit Buddhabildern angefüllt, die von frommen Wallfahrern mit mancherlei Zierrathen behangen werden. Hier und da zeigt ſich auch das Bild eines verſtorbenen Königs, kenntlich durch die ſchmale koniſche Kappe, die eigenthümliche Phyſiognomie und die reiche Tracht. Die Buddhabilder haben oft etwas Tatariſches, vorzüglich in der Bildung des Auges. Ueber ihnen hängen Sonnenſchirme von Tuch oder Papier.

Um die Bevölkerung von Bankok genau angeben zu können, haben wir nicht Data genug; die Chineſen bilden wenigſtens die Hälfte derſelben; die Uebrigen ſind Siameſen, eingeborne Chriſten von hier und von Kambodja, Birmanen, Peguer, Malayen und Anſiedler von Laos, einer Nordprovinz von Siam, welche an die Provinz Yünnan grenzt. Dieſe Alle bewohnen verſchiedene Theile der Stadt und vermiſchen ſich nicht mit einander.

Digitized by Google

III. Bilder aus der Inselwelt.*)

Borneo.

1. Ausflug zu den abhängigen Dayaks und den Antimonium-Minen.

Da ich gern mit den Dayaks Bekanntschaft gemacht hätte, war Kapitain Brooke**), der Bruder von James Brooke, so gefällig, mir einen Ausflug nach einer ihrer Behausungen vorzuschlagen; nur, meinte er, müsse ich das Bergklettern gut gewohnt sein. Die Dayaks lieben nämlich die Ebene nicht, sondern bauen ihre Hütten auf die Spitzen der Berge, je höher, desto lieber In früheren Zeiten thaten sie es der Sicherheit wegen; jetzt, unter der ruhigen Regierung Rajah Brooke's, thun sie es aus alter Gewohnheit.

Unser Ausflug galt dem Berge Serambo (etwa 1500 Fuß hoch), auf welchem ungefähr 80 Familien unter einem Häuptlinge leben.

Am 20. Dezember um 11 Uhr Nachts traten wir unsere kleine Reise auf dem Flusse Sarawak an. Die Nacht war finster und regnerisch. Doch unser Prauh***) war gut gedeckt, hell erleuchtet und durch Vorhänge in Gemächer getheilt, in deren einem ich ein weiches Lager unter einem Moskito-Netze fand. Die Fluth half unserer Fahrt, und als ich des Morgens erwachte, landeten wir gerade in Siniawan, einem chinesischen Kampon, aus zwei Reihen Hütten bestehend, die eine kleine Straße bilden. Ich sah hier, daß der Chinese den Schmutz nicht minder liebt, als der Malaye, der sein Haus auf Pfähle setzt, über dem Schmutze lebt, während der Chinese ihn vor seiner Thür hat.

Kapitain Brooke hatte Küche, Diener und Lebensmittel vorausgesandt, und bald war das leckere Mahl bereitet. Außer Herrn Brooke und mir waren noch zwei Europäer von der Gesellschaft. Nach dem Frühstücke gieng es an die Fußpartie. Ein munterer Trupp Dayaks, denen unsere Ankunft schon Tags zuvor bekannt geworden war, umringte uns; Jeder wollte etwas zu tragen haben, um ein wenig Tabak zu verdienen. Wir hatten über zwanzig im Gefolge, von welchen Manche blos eine kleine Kochpfanne trugen. Nichtsdestoweniger ließ Kapitain Brooke reiche Spenden von Tabak und Kupfermünzen unter sie vertheilen.

Der Weg führte bis an den Fuß des Berges durch ausgebreitete, gut kultivirte Reispflanzungen. Der Berg selbst erhob sich steil und schroff aus der Ebene.

---

*) Ida Pfeiffer, zweite Weltreise (Wien 1856).

**) Der muthvolle Engländer James Brooke half dem Rajah (spr. Radschah) Muda Hassinn, der ihm zum Dank den Distrikt Sarawak abtrat und ihn zum Rajah ernannte. Sein Name ward auch den wilden Dayaks bekannt und ehrwürdig. Bei der Anwesenheit der Frau Pfeiffer war er nach England gereist.

***) Prauh ist ein malayisches Boot von 20 bis 80 Fuß Länge und 6 bis 8 Fuß Breite. Dieser flachen Boote bedienen sich gern die Piraten.

Digitized by Google

Ich hatte schon viel von den steilen und schlechten Wegen auf Borneo gehört, dennoch war meine Verwunderung groß, als ich den wahrhaft lebensgefährlichen Pfad sah, der auf die Spitze des Berges führte. Ueber Pfützen, Sumpfstellen, Bäche oder Abgründe lagen zwei Bambusstämmchen oder ein rundes dünnes Bäumchen; an schroffen Felskegeln, die man erklimmen mußte, lehnten ebenfalls nur einzelne schmale Baumstämmchen, hie und da ein wenig eingekerbt, um dem Fuße einen Halt zu geben. An den gefährlichsten Stellen war wohl ein Geländer angebracht, aber von so zarter Beschaffenheit, daß man unvermeidlich gefallen wäre, hätte man sich im Ernste darauf gestützt. Ich mußte meine Augen beständig auf den Pfad richten, und konnte den mich umgebenden Naturschönheiten nicht die geringste Aufmerksamkeit schenken. Nur auf den Haltpunkten, die von Zeit zu Zeit gemacht wurden, fand ich Muße, die üppigen Wälder, durch welche unser Weg führte, die schönen Schlingpflanzen und Orchideen zu betrachten. Die Palmen sind auf Borneo umfangreicher, als irgendwo, besonders die Sagopalmen.

Auf einer Höhe von 1200 Fuß fanden wir den ersten Wohnplatz der Dayaks, eine große Hütte von 50 Fuß Länge und Breite, deren ganze Einrichtung aus einer Menge von Schlafstellen bestand, die rings an den Wänden angebracht waren. Es ist nämlich unter einigen der Dayak'schen Stämme Sitte, daß die Jünglinge einige hundert Schritte von dem elterlichen Dorfe entfernt in einer gemeinschaftlichen Hütte unter der Aufsicht des Häuptlings schlafen. Diese Hütte dient zugleich zum Tummel- und Festplatz und zur Aufbewahrung der Kriegstrophäen, die in den abgeschnittenen Köpfen der Feinde bestehen. Mit wahrem Grausen sah ich hier 36 Schädel an einander gereiht und gleich einer Guirlande aufgehangen. Die Augenhöhlen waren mit weißen länglichen Muscheln ausgefüllt. Unter Rajah Brooke's Regierung hat zwar das Kopfabschneiden in dem Bezirke von Sarawak sein Ende gefunden, aber die Eingebornen verehren noch immer diese Schädel-Denkmale einer blutigen Vergangenheit, die in ihren Augen aber sehr ruhmvoll ist.

Wir setzten unsere Wanderung fort zu dem nahen Wohnplatze der Familien. Hier standen zwei große Hütten auf Pfähle gebaut, jede über 150 Fuß lang, einander gegenüber. Als Aufgänge dienten schmale eingekerbte Baumstämme, die Nachts gewöhnlich weggenommen werden. Jede Hütte hatte einen geräumigen, gedeckten Vorplatz, von welchem Thüren zu den Kammern der Familien führen. Die meisten Familien haben ein, manche zwei Kämmerchen; diese enthalten Schlaf- und Feuerstellen und einiges Kochgeschirr. Das eigentliche Leben ist auf dem Vorplatze; hier wird gearbeitet, hier tummeln sich die Kinder umher, hier ruhen die alten Leute. Alles scheint Eine Familie zu bilden. Die Weiber flechten Matten und Körbe, die Männer schnitzen zierliche Büchschen für Tabak, Kalk und Gambir, so wie auch sehr schöne Hefte zu ihren Parangs (kurzen Schwertern). Auf den Vorplätzen giebt es ebenfalls Feuerstellen, die aber weniger

Digitized by Google

zum Kochen als zur Beleuchtung dienen. Ueber dieſen Feuerſtellen wurden noch vor wenigen Jahren die friſchen Menſchenköpfe getrocknet und geräuchert, worauf man ſie unter großen Zeremonien nach dem Ehrenplatze, der Hütte des Häuptlings, trug.

Die Dayaks wohnen gleich den Malayen über einer Pfütze, in der ſich Schweine, Hunde und Hühner umhertreiben. Da ſie nicht den muhamedaniſchen Glauben angenommen haben, iſt ihnen das Halten von Schweinen unverwehrt. Sie ſind eben ſo wenig mit Schönheit begabt, als die Malayen; ihre Naſenflügel ſind breit, der Mund groß, die Lippen blaß und aufgedunſen, die Zahnkiefer hervorſtehend. Die Zähne feilen ſie gleich den Malayen ab und färben ſie ſchwarz. Der Ausdruck ihrer Geſichter iſt im Allgemeinen gelaſſen und gutmüthig, mitunter etwas dumm, was von ihrer Gewohnheit herrührt, den Mund immer offen zu haben. Ihre Hautfarbe iſt lichtbraun, Haare und Augen ſind ſchwarz. Die Männer tragen das Haar kurz, die Weiber lang, ſtraff, herabhängend und ungeflochten.

Die Bekleidung der Dayaks iſt die allereinfachſte. Die ganze Garderobe der Männer beſteht in einem handbreiten Streifen von Baſt, den ſie um die Mitte des Leibes geſchlagen haben. Gewöhnlich gehen ſie auch ohne Kopfbedeckung, ſelten daß ſie ein Stück Baſt um den Kopf binden. Sie haben ein großes Wohlgefallen an Glasperlen und Meſſingringen und behängen ſich damit Hals und Arme. An der einen Seite tragen ſie ſtets ihren Parang, an der anderen das Siri-Körbchen, worin die bekannte Miſchung von Arekanuß, Betelblatt und gebranntem Muſchelkalke zum Kauen ſich befindet. *)

Die Weiber kleiden ſich in ein knapp anliegendes Röckchen von Zeug, und um den Leib tragen ſie einen Gürtel von vielen Meſſingreifen und ſchwarz geputzten Bambusringen. Dieſer Gürtel iſt zwei bis acht Zoll breit, je nach der Wohlhabenheit der Beſitzerin, und oft 15 Pfund ſchwer.

Wir brachten bei dieſem Völkchen den Reſt des Tages und die Nacht zu. Abends bewirthete Kapitain Brooke die Leute mit Branntwein, den ſie ſehr lieben, und forderte ſie auf, uns dagegen mit Tänzen zu unterhalten. Sie ſchienen nicht ſehr geneigt, unſerem Wunſche zu willfahren, und es koſtete Mühe, ſie dazu zu bewegen. Ihr Tanz iſt ruhig und gelaſſen, und giebt, gleich jenen Hindoſtans, weniger den Füßen als den Händen und Armen zu thun. Er wird entweder von einem Manne allein, oder von einem Manne und einem Weibe aufgeführt. Das Weib macht dieſelben Bewegungen wie der Mann, ſchlägt aber die Augen ſo tief zu Boden, daß man glauben ſollte, ſie ſeien geſchloſſen. Die Muſik beſtand aus zwei Trommeln und einem Gong. Die übrigen Dayaks ſaßen ſtill, faſt bewegungslos da. Ernſt und Ruhe ſcheint in ihrem Charakter zu liegen. Nirgends wurde ich weniger von Neugierde beläſtigt, als hier.

*) Auch Gambir, eine braune, gummiartige Subſtanz, von der ſtrauchartigen Uncaria Gambir gewonnen, wird gern gekauet.

Digitized by Google

Den folgenden Morgen gieng es an die Rückreiſe. War das Aufſteigen ſchon ſchwierig, ſo war es das Hinunterſteigen noch mehr, namentlich da ein ſtark anhaltender Regen in der Nacht die Pfade glatt und ſchlüpfrig gemacht hatte. Es blieb mir nichts Anderes übrig, als die Schuhe auszuziehen, und mit bloßen Füßen über Stock und Stein, durch Diſteln und Dornen meine Wanderung bis in das Thal zu machen.

Zu Siniawan wurde wieder gefrühſtückt; dann fuhren wir fünf Meilen den Fluß Sarawak ſtromaufwärts, giengen weiter drei Meilen in einem engen Thale zu Fuß und befanden uns mitten im Antimonium-Erz.

Das Erz liegt hier ſo reich auf der Oberfläche der Erde, daß man gar keine Minen zu graben braucht. Es wird ganz einfach mit Brecheiſen und Hämmern in Stücke geſchlagen, in Körbe geladen und durch Menſchen bis an den Fluß getragen. Ein Chineſe trägt mittelſt einer Stange, an deren jedem Ende ein Korb hängt, zwei Pikul*) und läuft mit dieſer Laſt noch ziemlich raſch fort. Das Erz ſoll 90 Prozent liefern.

Von dieſem Antimoniumlager begaben wir uns nach einem Sommerhauſe Rajah Brooke's, mit welchem eine kleine Meierei verbunden iſt. Herr Brooke hält hier einige Dutzend Kühe und läßt täglich Butter machen, die nebſt der Milch in ſeine Küche geliefert wird.

Kühe und Pferde findet man auf Borneo nur bei den Europäern; erſtere arten ſehr bald aus, geben wenig und ſchlechte Milch, die Kälber ſterben häufig; die Pferde werden nicht ſo alt, wie in ihrem Vaterlande, und pflanzen ſich nicht fort. Dagegen ſah ich beim Rajah Brooke einen herrlichen Naſenaffen, zwei große Orang-Utangs und einen Honigbären, die blos auf Borneo vorkommen.

2. Beſuch bei den unabhängigen Dayaks.

Am 17. Januar ſchiffte ich mich unter heftigem Regen zum zweiten Male ein und zwar dies Mal allein mit einem malayiſchen Führer, den mir Kapitain Brooke mitgab. Die See war ſehr ſtürmiſch und erſt am dritten Tage gelangten wir in die Mündung des Fluſſes Sakaran. Hier begünſtigten uns Wind und Fluth, und wir legten die 69 Meilen nach dem Fort in 9 Stunden zurück.

Kommandant Lee empfieng mich ſehr zuvorkommend in dem hölzernen Fort, welches Rajah Brooke erſt vor Kurzem hier an der Grenze ſeines Landes bauen ließ. Das Fort iſt von niedrigen Erdwällen umgeben und hat eine Beſatzung von 30 eingebornen Soldaten. Herr Lee und ein Beamter ſind die einzigen Europäer.

Der Fluß Sakaran iſt etwas bedeutender als der Sarawak, theilt ſich jedoch ſchon 30 Meilen von der Mündung in zwei Arme, an deſſen kleinerem, Luppar genannt, das Fort liegt. Die Ufer ſind abwechſelnd mit Nipa-Palmen, Laubwäldern, Jungle-Gras und mit Reispflanzungen bedeckt.

*) 1 Pikul = 125 Pfund leicht Gewicht.

Digitized by Google

Auch hier, wie bei dem Sarawak, tritt das Waſſer an vielen Stellen tief in's Land, eine Eigenthümlichkeit der meiſten Flüſſe auf Borneo; ihre Ufer ſind ſo niedrig, daß Alles meilenweit unter Waſſer ſteht und ſich Sümpfe und Moräſte bilden.

Herr Lee war von meiner Ankunft unterrichtet, und hatte dieſe Nachricht den Eingebornen mitgetheilt, die von allen Seiten herbeiſtrömten, mich zu ſehen, da eine weiße Frau noch nie hierher gedrungen war. Vom Morgen bis zum Abend mußte ich ſo gefällig ſein, mich betrachten zu laſſen. Die Beſucher, Malayen und Dayaks, benahmen ſich übrigens ſehr beſcheiden, ihre Neugierde war nicht beläſtigend, ſie reichten mir die Hand, ſetzten ſich nieder und begafften mich ſtillſchweigend. Einige der Dayakerinnen hatten kurze Oberleibchen an, die ſie jedoch bei dem Eintritt in's Zimmer ganz ungenirt ablegten.

Den folgenden Tag erwiederte ich einige Beſuche; dann machte ich mich auf, einen unabhängigen Dayaker-Stamm in der Nähe von Sakaran zu beſuchen. Hier fand ich eine große Hütte von wenigſtens 200 Fuß Länge. In der Veranda war ſo viel Kram ausgelegt, daß ich dieſe Dayaks für Kaufleute gehalten hätte, wenn es ſolche unter ihnen gäbe. Da lagen Stoffe von Zeug oder Baſt, herrliche Matten, ſchön geflochtene Körbe von allen Größen und Formen und von ausnehmend geſchickter Arbeit; dort ſtanden Vaſen, hingen Parangs, Trommeln, Gongs; alle ihre Reichthümer waren zur Schau ausgeſtellt, der großen Vorräthe von bereitetem Bambus und Nipa, ſowie der aufgeſtellten Säcke von Reis nicht zu vergeſſen.

Dieſe Dayaks tragen viel mehr Schmuck, als jene auf dem Berge Serambo. Die Männer hatten den Hals bis an die Bruſt mit Glasperlen, Zähnen des Honigbären und Muſcheln behängt; die Arme bis an die Ellenbogen, die Füße bis an die Hälfte der Waden mit Meſſingreifen umgeben. Das Werthvollſte für ſie ſchien ein Hals- und Armband von Menſchenzähnen zu ſein. Die Ohren waren durchſtochen und mit Meſſingringen geſchmückt. Auf dem Kopfe trugen Manche ein Käppchen von rothem Stoff, mit Perlen, Muſcheln und Meſſingplättchen und mit einer hohen Feder des ſchönen Argusvogels verziert. Andere hatten ein Stück Baſtzeug kranzartig um den Kopf geſchlungen.

Herr Lee erſuchte den Häuptling, den Schwerttanz aufführen zu laſſen. Zwei Parangs wurden zu dieſem Zwecke kreuzweis auf den Boden gelegt. Die Tänzer waren zwei feſtlich geſchmückte Jünglinge. Sie hatten rothe, ſchmale Tücher, mit Goldbörtchen beſetzt, um den Kopf geſchlungen und ein langes Stück buntes Zeug gleich einem Shawl über die Achſel geworfen. Der Tanz war äußerſt zierlich und anſtändig. Hier hatten nicht nur die Arme und Hände, ſondern auch die Füße zu thun. Die beiden Tänzer machten hübſche Stellungen und vollführten kunſtvolle Bewegungen. Erſt tanzten ſie einige Minuten um die Schwerter, dann ſchienen ſie ſie erheben zu wollen, ſprangen aber jedes Mal, wie von Entſetzen erfaßt, zurück, bis ſie dieſelben endlich wirklich erhoben und in der geübteſten Weiſe

Digitized by Google

kreuzten, gleich den beſtgeſchulten Fechtern. Die Muſik beſtand aus zwei Trommeln und einem Gong.

Denſelben Tag beſuchte ich noch einen zweiten Stamm weiter ſtromaufwärts. Ich fand Alles ſo wie beim erſteren; nur ſah ich hier zwei erſt kürzlich abgeſchnittene Menſchenköpfe. Der Rauch hatte ſie kohlſchwarz gefärbt, das Fleiſch war halb eingetrocknet, die Haut unverſehrt. Lippen und Ohren waren ganz zuſammengeſchrumpft; erſtere ſtanden weit von einander, ſo daß ſich das Gebiß in ſeiner ganzen Häßlichkeit zeigte. Die Dayaks nahmen die Köpfe aus dem Geflecht, um ſie mir genau zu zeigen — ein Anblick, den ich nie vergeſſen werde.

Sie hauen die Köpfe ſo knapp am Rumpfe ab, daß man nur auf eine äußerſt geübte Hand ſchließen kann. Das Gehirn wird am Hintertheil des Kopfes herausgenommen.

Als ſie die Köpfe in die Hand nahmen, ſpieen ſie ihnen in's Geſicht, die Knaben gaben ihnen Püffe und ſpieen auf die Erde. Die ſonſt ruhigen und friedlichen Geſichter nahmen bei dieſer Gelegenheit einen ſtarken Ausdruck von Wildheit an.

3. Die Nikobaren-Inſeln.

Eine geographiſche Skizze mit Rückſicht auf die Ergebniſſe der Novara-Expedition.*)

Oeſtlich von Ceylon und in gleicher Breite mit dieſer großen allbekannten und berühmten Inſel liegt die Gruppe der kleinen wenig bekannten und erforſchten Nikobaren-Inſeln, durch den 10. Parallelkreis nördlicher Breite von der Gruppe der Andaman-Inſeln getrennt, deren ſüdliche Fortſetzung ſie ſind. Beide Inſelgruppen fallen faſt unter den 90. Grad öſtlicher Länge von Paris — 92 bis 93° öſtlich von Greenwich —, doch weichen die Nikobaren von der Meridianlinie in ſüdöſtlicher Richtung ab, nach der Nordweſtſpitze der großen Inſel Sumatra (ſpr. Sumahtra) hin.

Die Nikobaren-Gruppe enthält 9 größere und 9 kleinere Inſeln, deren Flächeninhalt im Ganzen nicht viel über 35 deutſche Quadratmeilen betragen mag. Die Hauptinſel Groß-Nikobar, am ſüdlichſten gelegen, iſt 17 Quadratmeilen groß; nahe bei ihr liegt Klein-Nikobar; die nördlichſte der Inſeln heißt Kar-Nikobar, deren kleine Nachbarin die Inſel Dſchaury**) (Schowry) iſt; die bemerkenswertheſten Inſelchen der Mitte heißen: Kamorta, Nang-Kaury und Trinket. Die kleinſten Eilande, ganz mit Wald bedeckt, ſind meiſt unbewohnt; auf den bewohnten Inſeln iſt der Urwald auch überwiegend, wechſelt jedoch mit einigen Grasflächen. Da ſich dieſe Korallen-Sand-Inſeln nur zu niederem Hügellande erheben, und in den üppigen dichten Wäldern manche Sümpfe vom Sonnenſtrahl kaum berührt

*) Vom Herausgeber.

**) Die Einwohner ſprechen Dſchaura; jener Name Dſchaury iſt auf den holländiſchen Karten verzeichnet worden und ſo in Kurs gekommen.

Digitized by Google

werden, die niederen Lagunen die Küste auch sumpfig machen und in der nassen Jahreszeit Alles in den heißfeuchten Wasserdunst gehüllt wird: so ist das Klima sehr ungesund, und keine der von Europäern versuchten Ansiedelungen hat lange Bestand gehabt.

Die dänischen Ansiedelungen aus den Jahren 1760 und 1768 wurden schon 1772 wieder aufgegeben; die dänische Korvette „Galathea" besuchte neuerdings, im Jahre 1846, diese Inselgruppe mit dem Zweck einer Besitzergreifung und Kolonisirung, ohne diese in's Werk zu setzen. Die Naturforscher der österreichischen Fregatte „Novara" (auf ihrer Erdumseglung vom 30. April 1857 bis 26. August 1859) widmeten dem Besuch der Nikobaren 32 Tage, mußten aber, um den Wirkungen des Klima's, namentlich der feuchten Nachtluft in der Nähe des Waldes, sich nicht Preis zu geben, jeden Abend vor Sonnenuntergang wieder an Bord gehen.

Einen eigenthümlichen imposanten Eindruck machen die üppigen Wälder der Küste; diese ist ausschließlich mit Kokos- und Mangrovewald bestanden. Die Kokospalme wie die Rhizophoren (Wurzelbäume), welche die Mangrovewaldungen bilden, haben aber beide ihr gesondertes Gebiet, das sie sich nie streitig machen. Da, wo der Fluß in's Meer hinaustritt und sich mit dem Salzwasser mischt, also in niederen tief eingeschnittenen Meeresbuchten, auf seichten schlammigen Stellen, die von der Fluth regelmäßig mit Salzwasser benetzt werden — in und an den Lagunen der heißen Zone haben die Mangrovewälder ihren fruchtbaren Boden. Die Rhizophora-Mangle treibt ihre krummen, knotigen, bogenförmig über die Erde sich erhebenden Wurzeln in den Meeresschlamm, und ihr Stamm theilt sich wiederum in gekrümmte und verschlungene Zweige, deren Spitzen sich wieder zur Erde neigen, anfangs auf dem Boden hinlaufend, später sich einsenkende Wurzeln treibend. Die 2 Fuß langen keulenförmigen Früchte fallen nicht ab, sondern keimen, sobald sie den Boden erreichen, gleich aus der Frucht heraus, so daß schon aus einem einzigen Stamme ein kleiner Wald entsteht und eine Baumfestung sich bildet, die selbst dem Andrange der Meeresfluth Widerstand leistet. Es kann aber geschehen, daß ein Sturm vor die Mündung des Flusses eine Sandbarre lagert, wodurch das einfluthende Meerwasser vom Mangrovewald abgeschnitten und dieser ausschließlich vom süßen Flußwasser bespült wird: dann ist es um das Leben der Rhizophoren geschehen; ihre Wurzeln verdorren, die hohen Stämme fallen um und nun verpesten diese Baumleichen die Luft. Doch sobald der Fluß den Sandriegel weggeschoben hat und das Salzwasser wieder einzudringen vermag, beginnen die letzten noch am Leben gebliebenen Bäume wieder mit ihrer saftgrünen üppigen Laubkrone sich zu schmücken.

Die schmalen Kanots der Eingeborenen dringen gewandt in die Schlangenwindungen der Buchten und Kanäle, und die Mangrovesümpfe sind beliebte Schlupfwinkel für die Seeräuber, die gern in solchen Verstecken ihre kleinen Dörfer haben. Die Kanäle sind sehr fischreich und im feuchten Schlamm liegen Millionen von großen Sumpfmuscheln (Ceri-

Digitized by Google

thium); Schaaren von Schnepfen und Reihern halten da eine ergiebige Jagd.

Einen freundlichen Gegensatz zu den Mangrovewäldern, die mit dem unheimlichen Netzwerk ihrer Wurzeln, den von schweren Laubmassen ihrer wie Säulen zusammengereiheten Stämmen etwas Beengendes haben, bilden die helleren und luftigeren Kokoswälder auf den höheren felsigen Ufern oder auf den weißschimmernden Sandfeldern. Wie die Palmen überhaupt etwas Freundliches, Einladendes und Anmuthiges haben, so ist vor Allem die königliche Kokospalme mit ihren von reiner Seeluft umspülten prächtigen Blattkronen und ihrem zum Genuß winkenden Fruchtsegen von Nüssen Schmuck und Zier des Landes, das sie mit ihrer Gegenwart beglückt. Dem Nikobaren ist die Kokospalme in jeder Hinsicht der Lebensbaum; ohne ihn würde er keinen festen Fuß auf diesen Inseln haben fassen können.

Die Milch der Kokosnuß ist sein Trinkwasser, aus ihr bereitet er seinen Wein, mit ihr füttert er seine Hunde, Schweine und Hühner, und Kokosnüsse bilden das Haupttauschmittel, an das sich der Handel mit dem Auslande knüpft.

Der Kokoswald entscheidet über den Ort menschlicher Ansiedelung; da er blos am Küstenrande sich findet, bleiben auch die Insulaner an dem schmalen Küstensaume haften. Nach Außen gegen das Meer hin umsäumt den hohen Palmenwald ein blumenreiches Gebüsch von Hibiscus Guettarda und Scaevola, das oft wie eine künstlich angelegte Hecke aussieht. Vom Innern der Insel dringt aber auch der Hochwald mit seinen riesigen Ficus, Hernandia, Barringtonia und Calophyllum in den Kokoswald ein; die herrlichen Laubkronen dieser hochstämmigen Tropenbäume, die vielen Schlingpflanzen, die sich an den Stämmen emporranken, machen sich oft schon am Strande sichtbar. Auf sumpfigem Boden verschwindet aber der Hochwald und der Pandanus macht sich geltend, der (wie die Mangrovewälder im Salz- oder Brakewasser) sich im Süßwassersumpf es wohl sein läßt. Der Pandanus Milone, die größte Pandanusart, bildet ganze Wälder; die ungeheuren Fruchtkolben, aus vielen einzelnen keilförmigen Früchten zusammengesetzt, werden in Wasser abgekocht und dann ausgepreßt; die apfelmußartige Masse, von den Portugiesen Mellori genannt, wird mit der milchartigen Substanz der jungen Kokosnuß zugleich verspeist, und bildet das tägliche Brod der Nikobarenser.

In üppigster Fülle wachsen auf den Nikobaren diese Pandanusbäume, die von allen Tropenpflanzen vielleicht die wunderbarsten sind. Schlank wie eine Palme, 40 bis 50 Fuß aufstrebende Stämme ruhen auf 10 bis 12 Fuß hohen Wurzelsockeln, die wie gedrechselte Stöcke den Stamm stützen, zum Theil als Luftwurzeln aber noch frei schweben. In Schlangenwindungen breiten sich oben die Zweige mit spiralförmig geordneten Blättern gleich den Dracänen aus, und die 1½ Fuß langen und 1 Fuß dicken Fruchtkolben, im reifen Zustande prächtig orangegelb mit hellgrünen Tupfen, wagt man kaum mit den Koniferen zu vergleichen.

Digitized by Google

Die Pandanuswälder halten sich auch noch im Gürtel der Ebene; dann folgen Hügel, welche auf den nördlichen Inseln*) mit hohem Gras, auf den südlichen mit dichtem fast undurchdringlichem Urwald bedeckt sind, aus welchem die schlanke Nibongpalme (Areca Nibong) und die zierliche Katechupalme (Areca Catechu) sich bis an die steilen Flußufer hervordrängt und an deren Rande 30 Fuß hohe Farren erscheinen. Keines Europäers Fuß hat das Walddickicht durchschritten, in welchem, nach der Aussage der Eingeborenen, Waldmenschen wohnen, ganz wild, mit langen Haaren, auf den Bäumen hausend. Es ist wohl möglich, daß, wie auf der Insel Borneo der Orang-Utang, so auch im Inneren der Nikobarinseln eine größere Affenart lebt, wie es denn an Affen überhaupt in diesen tropischen Wäldern keinen Mangel hat.

Was nun die wirklichen Menschen, nämlich die Nikobar-Insulaner selber betrifft, so scheinen diese aus einer Mischung der indo-chinesischen und der malayischen Race hervorgegangen zu sein. Der Nikobare ist gut gewachsen, von bronzener Hautfarbe, welche durch das stete Einreiben der Haut mit Kokosöl glänzend geworden ist. Das Gesicht ist breit, mit etwas hervorstehenden Backenknochen, die Nase platt, die etwas zurückweichende Stirn nicht übel geformt. Die Ohren werden durchbohrt, und in die nicht kleine Oeffnung werden Muscheln, Bambusstöckchen oder Zigarren gehängt. Der große Mund ist durch das stete Betelkauen noch mehr verunstaltet; durch die allzugroße Beigabe von beizendem Korallenkalk, welchen man dem Stückchen Arekanuß (beides wird, in ein Betelblatt gewickelt, in den Mund gesteckt) beimischt, werden nicht blos die Zähne schwarz und morsch, so daß sie ausfallen, sondern auch das Zahnfleisch selber wird angegriffen.

Das schwarze Haupthaar wird kurz abgeschnitten, auch von den Weibern, die ein häßliches Aussehen haben, da sie auch den Männern gleich ihren Mund durch Betelkauen verunstalten. Die Männer raufen sich ihre Barthaare sorgfältig aus. Die jüngeren Männer lassen sich wohl an den Seiten ihres auf dem Wirbel geschorenen Kopfes lange Locken herabhängen.

Bei einer jährlichen Durchschnittstemperatur von 24° C. ist die Kleidung keine Nothwendigkeit, sondern bloßer Luxus. Den Männern genügt ein Stück blaue Leinwand oder rother Kattun, sehr schmal, aber lang, ein paar Mal um den Leib gewunden, dann zwischen den Beinen durchgesteckt und rückwärts am Gürtel befestigt, so daß ein Streifen frei herabhängt. Diese Tracht mag wohl den schwedischen Reisenden Köping, der im Jahre 1647 am Bord eines holländischen Schiffes die Nikobaren besuchte, zu der Annahme verleitet haben, die Inseln würden von Menschen bewohnt, die lange Schwänze, wie die Katzen hätten. Da sie bei Annä-

*) Das Hügelland der nördlichen Inseln besteht aus unfruchtbarem Thonmergel, das der südlichen Inseln aus fruchtbarem Sandstein- und Thonschieferboden.

Digitized by Google

herung von europäiſchen Schiffen gewöhnlich die Flucht ergreifen, ſo war der Irrthum verzeihlich.

Die Weiber tragen einen kurzen Rock von leichtem Kattun, in Ermangelung deſſelben auch von Binſen oder trockenem Graſe, welches jedoch nicht geflochten iſt, ſondern frei um den Körper herumhängt. Nur bei feſtlichen Gelegenheiten ſuchen Männer und Weiber ihre Schmuckſachen hervor, ſie ſetzen dann ihren Nikobariſchen Feſthut auf, der aus lauter einheimiſchen Zigarren, deren Deckblatt ein Pandanusblatt iſt, künſtlich zuſammengeſetzt und mit weißen Bändern geſchmückt iſt. Halsſchnuren von Glasperlen oder Goldſtücken, Armringe und allerlei bunte Gewänder kommen dann zum Vorſchein.

Sind die Nikobarenſer mit den Fremden vertraut geworden, ſo bringen ſie die Erzeugniſſe ihrer Inſeln: Schweine, Hühner, Ananas (die ſie auf Gartenbeeten ziehen), Orangen und Zitronen, zum Geſchenk herbei, erwarten jedoch, daß die Fremden ihnen ein gutes Gegengeſchenk machen. Beſonders legen ſie auf europäiſche Kleidungsſtücke hohen Werth und ihre Dorfhäuptlinge und Medizinmänner thun ſich nicht wenig darauf zu Gute, wenn ſie einen Frack über ihren Oberleib gepreßt, ihre Beine in ein Paar bunte Hoſen geſteckt und auf ihren Kopf einen ſchwarzen Cylinder geſtülpt haben. Unſere unſchönen Filzhüte in bekannter Cylinderform entſprechen am vollkommenſten ihren äſthetiſchen Grundregeln; für einen ſeidenen Hut, mag er auch ſchon alt und abgetragen ſein, bezahlen ſie den höchſten Preis, nämlich 1600 Stück Kokosnüſſe, während ſie für ein langes Stück buntfarbigen Mouſſelin, in das ſie ihre Todten einhüllen, nur 1200 Stück zahlen.

Ihre gewöhnliche Kopfzierde iſt eine um die Stirn gelegte Binde von getrocknetem Baſt; dieſes Stirnband dient zugleich als Riemen beim Hinaufklettern auf eine Kokospalme.

Hier und da bemalt ſich auch wohl ein Mann, der etwas vorſtellen will, das Geſicht mit rother oder gelber Farbe; von Tättowirungen ſcheinen jedoch dieſe Inſulaner keine Freunde zu ſein, obwohl ſie dieſe Art Hautverzierung ſehr vollendet an den Händen und Füßen der Birmanen und Malayen, die mit ihnen Handel treiben, zu beobachten Gelegenheit haben.

Gleich ihren Rhizophoren und Pandanen, welche ihre Stämme auf Grundlage eines Wurzelgerüſtes erheben, ſind auch die Wohnungen der Nikobarenſer auf einem Pfahlgerüſte erbaut, vielleicht um die Ratten und Schlangen abzuhalten und die Ausdünſtungen des Bodens in der naſſen Jahreszeit zu mindern. Die Pfähle ſind 6 bis 10 Fuß hoch, auf ihnen ruhen Bambusſtöcke, welche den Fußboden der runden, wie ein Bienenkorb ſich oben abrundenden Hütte bilden, deren Dach von Stroh, deren Wände von Rotang (ſpaniſchem Rohr) und Palmenblattrippen gar nicht übel geflochten ſind. Fenſter fehlen; es iſt ein einziger großer Raum, bis zu 120 Fuß in der Peripherie, worin 8 bis 10 Menſchen hauſen. Da die Inſulaner ſehr gaſtfrei und geſellig ſind, und ſich gern mit Trinkgelagen und Rauchen die Zeit vertreiben (um ein weitbauchiges irdenes Gefäß,

Digitized by Google

das mit Palmwein gefüllt ist, kauert mitunter die ganze Männerwelt eines Dorfes, das freilich oft nur aus 5 Hütten besteht), so bauen sie ihre Hütten nicht zu eng.

Eine Leiter von Bambusstäben zusammengefügt führt hinauf und wird Nachts emporgezogen. Auch kann die Thüröffnung durch eine Fallthür geschlossen werden. Der innere Raum dient nicht allein zum Wohn- und Schlafzimmer, sondern auch zur Küche, und die Wände sind vom Rauche ganz geschwärzt. Außer den Schätzen, die ein „Tapferer" etwa durch Seeraub oder durch ein gestrandetes Schiff erworben hat, ist der Hausrath so einfach wie möglich; von Stühlen und Bänken ist gar keine Rede, es fehlen sogar die Matten zum Schlafen, da die entfaltete Blüthenscheide der Arekapalme als Unterbett vollkommen ausreicht und ein Deckbett vollends eine unbekannte Sache ist. Irdene unglasirte Töpfe dienen zum Auskochen des Pandanusbreies, Kokosschalen zu Trinkgefäßen, ein paar Körbe aus Rotang geflochten zum Aufbewahren der Früchte. In den Fugen der Wand birgt man die Speere und Harpunen zum Fischfang; Angelhaken und Netze sind unbekannt.

Auf den südlichen Inseln sind die Hütten am höchsten, und haben unter sich stets ein Erdgeschoß für Hühnerställe, Holz- und Fruchtvorräthe. Der Boden der eigentlichen Hütte besteht aus Brettern, die mit der Axt zugehauen sind, und in der Seitenwand sind auch wohl Fensterlöcher angebracht. Am Eingange jeder Hütte finden sich allerlei Menschen- und Thierfratzen, buntbemalt und mit allerlei Flitter behängt, um als Hausgötter den bösen Geist, vor welchem die Nikobarenser allein Furcht haben, abzuhalten. Ja, schon weit vor dem Dorfe, im See- oder Flußwasser, stellen sie allerlei Scheuchen und Schutzmittel auf, Stöcke mit Kokosschalen oder Schweinskiefern behangen, und die Wohnung eines Doktors vollends ist mit so viel Schlangenhäuten, Zähnen, Muscheln und Skeletten gewaffnet, daß man in ein Naturalienkabinet zu treten meint.

Außer Trepang (eßbare Holothurie, spannenlang, unten röthlich, oben braun, auf den Korallenbänken im indischen Meere häufig), eßbaren Vogelnestern, Schildpad, Papageien als Nebenartikel bildet die Kokosnuß den Haupthandelsartikel der Nikobaren. Auf Kar-Nikobar langen alljährlich 20 bis 24 Schiffe an, und man rechnet 3 Millionen Kokosnüsse, die allein von dieser Insel, freilich dem Haupthandelsplatze, ausgeführt werden. Dort verstehen die Einwohner das Englische und sprechen es auch so, daß man sich mit ihnen verständigen kann. Die kleine bei Kar-Nikobar gelegene Insel Dschaury ist der Sitz der Töpferindustrie, und verhältnißmäßig am meisten bevölkert; die 27 Hütten, welche dicht beisammen am Kokospalmenstrande stehen, könnten schon für eine Nikobarische Stadt gelten. Die Zahl aller Insulaner, welche die Nikobaren bevölkern, mag 5000, höchstens 6000 Seelen betragen. Ihre Fruchtbarkeit ist gering.

Digitized by Google

Sechszehnter Abschnitt.

1. Algier. Algier als französisches Kolonieland im Jahre 1860. — 2. Ein Besuch bei der Mutter des Bey von Tunis. (Eine Szene aus dem Haremsleben.) — 3. Die Bevölkerung von Tunis. — 4. Maurische Religiosität, Gesetzgebung und Schulbildung. Tanger. Tetuan. — 5. Landschaftlicher Charakter der Wüste. — 6. Die Dattelpalme in Fezzan. — 7. Reise durch's Tibbuland und Gegend um Aschenumma. — 8. Eine Negerhütte in Adamava.

1. Algier. *)

Rhede von Algier, den 13. Januar 1835.

Wir haben Anker geworfen auf derselben Stelle, wo der Lord Exmouth Algier bombardirte. Der Mond scheint fast tageshell, ein milder Zephyr fächelt meine Wangen und süße Wohlgerüche dringen vom Ufer her. Es ist Alles wie mitten im Sommer, ruhig wie ein Spiegel schimmert das bläuliche Meer; links erhebt sich, noch mit Schnee bedeckt, der Atlas mit dem gezackten Mons serratus (gesägter Berg) der Alten; rechts dreht der hohe Leuchtthurm seine Feuer, und vor Dir liegt gespenstisch, von drei illuminirten Minarets matt beschienen, eine schloßweiße, dicht zusammenhängende Masse, Todten gleich, an den Bergen hingelagert. Nicht eine Stadt, nein — der in ein unermeßliches Leichentuch gehüllte Geist einer Stadt scheint diese seltsame Erscheinung zu sein. Ohne die Minarets aber, die, gleich Kandelabern am Paradebett, darüber glänzen, hätte ich es für einen ungeheuren Marmor- oder Kalkbruch angesehen.

Algier, den 16. Januar.

Um 9 Uhr des andern Morgens schifften wir aus. Von Neuem staunte ich, am Tage wie in der Nacht, beim Anblick der blendend weißen Stadt ohne Dächer, die, so eng zusammengebaut, daß wenig Straßen über 5 Fuß breit sind, eine einzige, ganz kompakte, an den Berg gelehnte

*) „Semilasso in Afrika." Erster Theil: Algier.

Digitized by Google

Masse, ungefähr in der Form eines oben abgebrochenen Zuckerhutes, bildet. Da nun die Häuser wie ihre Plattformen alle Jahre wenigstens zwei Mal, viele jeden Monat, frisch geweißt werden, so ist kaum hier und da auch nur ein Fleckchen von einer andern Farbe zu erblicken. Die Minarets, welche nicht schlank und denen in der Türkei daher ganz unähnlich sind, kann ich Dir nicht treffender schildern, als wenn ich sage, daß sie vollkommen riesenmäßigen Feilner'schen Porzellanöfen gleichen, oben sogar von einem ähnlichen Bande bunter Kacheln und dem Kranz von Schnörkeln darüber eingefaßt, als Aufsatz aber statt des Amors, Adlers oder der Vase eine Zierrath mit dem halben Monde tragen. Die Aehnlichkeit ist vollständig, sowie die ganze Stadt, wenn sie aus Bisquit bestände, nicht im Geringsten anders als jetzt aussehen könnte.

Noch seltsamer für den Europäer erscheint das Innere derselben, um so mehr vielleicht gerade jetzt, wo neben dem Afrikanischen das Französische sich im kurioseſten Mischmasch eingebürgert hat, und dadurch den bizarren Effekt noch verdoppelt.

Sowie wir den Fuß an's Land gesetzt hatten, fielen hundert braune und schwarze Gestalten, alle in ursprünglich weiße Burnus *) gekleidet, die meistens in schmutzigen Lappen um sie herum hingen, wie Räuber über meine Koffer her und prügelten sich unter einander, um sie für mich in den Gasthof zu tragen. Ein Aengstlicher würde die Sachen schon für geraubt und verloren angesehen haben, und mein Pariser Maulaffe, den Alles, was er nicht in der Hauptstadt erlebt hat, aus der Fassung bringt, war auch ganz dieser Meinung. Dennoch ist eine Veruntreuung bei solchen Gelegenheiten fast beispiellos. Es dauerte übrigens eine gute Viertelstunde, bis endlich fünf oder sechs dieser dämonischen Wesen ihrer Nebenbuhler so weit Herr geworden waren, daß diese sie mit der sehr ungleich vertheilten Bürde abziehen ließen.

Als wir vom Molo **) an's Thor gelangten, entstand ein neuer Aufenthalt. Ein langer Zug von Eseln, Maulthieren und Kameelen drang langsam daraus hervor. Voran ritt auf einem arabischen Schimmel eine nicht häßliche Negerin, und allerlei wunderliches Gemengsel folgte. Wir befanden uns, nachdem wir das Thor passirt hatten, in der breitesten Straße der Stadt, rechts und links die Häuser halb in Ruinen, weil sie die Franzosen zur Verbreiterung der Straße abgerissen haben. Ueberall lagen daher Schutt und Steine umher, zwischen denen das geräuschvollste Gewühl keinen Augenblick abbrach. Die Lastträger, oft fünf bis sechs für einen Gegenstand, liefen meistens im Trabe, und wer sich nicht genug vorsah, konnte leicht umgestoßen werden, besonders von den langen Balken, die Einzelne auf dem Kopfe trugen. Trachten aller Art umringten uns: schwarze Kabylen vom Atlas in weißen Mänteln; Mauren in stattlicher

*) Eine Art wollener Mäntel mit einer Kapuze.
**) Damm.

Digitized by Google

bunter Kleidung; Neger in wahren Harlekinsjacken, über und über mit grell ſchillernden Blumen und Sternen geſtickt; elegante franzöſiſche Offiziere; Suaven*) und Spahis in franzöſiſcher Uniform; Pariſer Mädchen und mauriſche Frauen, die Letzteren dergeſtalt in Leinwand gehüllt, daß nur die Augen frei blieben, und ſie ganz einer Leiche glichen, die eben vom Todtenbette aufgeſtanden iſt, um ſich noch einmal die Stadt zu beſehen; Jüdinnen mit nackten Füßen und Sandalen, aber mit Gold behangen und ein 3 Fuß langes Tuyau, von Draht geflochten, auf dem Kopfe tragend — alles Das wimmelte, mit vielen Thieren vermiſcht, bunt durch einander. Jetzt ſtanden wir vor einem eingeriſſenen Hauſe, welches man uns als das Hotel ankündigte. Ich erſchrak. Ueber den Schutt mühſam kletternd drängten wir uns durch ein enges, halb demolirtes Gewölbe, traten dann ſeitwärts in eine niedrige Thür, und — wie durch Zauber — war die Szene verwandelt. Ein eleganter mauriſcher Saal, mit Arkaden rings umgeben, die auf ſchön gewundenen Marmorſäulen ruhten; die Bogen zierlich mit farbigen Fayencetafeln ausgelegt, in der Mitte ein wohlgarnirtes Büffet, mit einer nach der neueſten Mode gekleideten Pariſerin dahinter; eine Menge kleiner runder Tiſche voll dampfender Schüſſeln, von luſtigen Gäſten umringt, und das Ganze durch den Duft einer guten franzöſiſchen Küche für Hungrige ſehr anziehend gemacht — beruhigte unſere Sorge, die beim Eintritt ſich auf das Uebelſte gefaßt gemacht hatte.

Faſt alle Häuſer der Mauren, die von den Europäern unangefochten geblieben, ſind innerlich auf dieſelbe, ebenſo zweckmäßige, als gefällige Weiſe eingerichtet.

Zuerſt findet man gewöhnlich eine kleine bedeckte Halle mit Bädern an der Seite und tritt dann in einen mit Marmor oder Flieſen gepflaſterten viereckigen Hof, in deſſen Mitte oft eine Fontaine ſprudelt, und welchen oben ein Zeltdach deckt, das nach Belieben abgenommen werden kann. Der Orient ändert ſeine Sitten nicht, und der Doktor Shaw bemerkt ſchon, daß der Pſalmiſt auf dieſe Zeltdecke anſpielt, wenn er ſagt: „Der Herr breitet ſeine Himmel aus wie einen Vorhang.“ Gar viele Stellen der Bibel zeigen übrigens deutlich, daß zu Chriſtus', wie in früheren Zeiten die Häuſer der Orientalen vollkommen den heutigen gleich waren; auch mit der römiſchen Bauart haben ſie große Aehnlichkeit.

Doch um wieder auf den Säulenhof zurückzukommen, den man nach unſerm Sprachgebrauch beſſer einen Saal nennen würde, ſo iſt er ſtets auf allen vier Seiten von zwei Stockwerken Arkaden über einander umgeben, wodurch zwei bedeckte und geräumige Gallerien rund umher gebildet werden. Längs dieſen Gallerien laufen die Zimmer hin, welche lang und ſchmal ſind, aber durch große Niſchen mehr Raum gewinnen, welche Marabuts heißen. Geflochtene Matten und Teppiche auf dem Boden und

*) Orientaliſch gekleidete Infanterie, Eingeborene des Landes, im Dienſte der Franzoſen.

Digitized by Google

Divans an den Wänden, mit kunstreichen Schränken, auf denen Vasen und dergl. in kleinen Blenden stehen, machen fast das ganze Ameublement aus. Kamine und Oefen gab es, ehe die Franzosen sie einführten, sonst nirgends hier. Die Fenster und Thüren gehen sämmtlich nach der Gallerie und dem Hofe, sind aber vergittert; nach der Straße zu sind nur in der Höhe bunte kleine Fensterchen angebracht, Blumen und dergl. vorstellend, deren Farben oft ganz das Feuer des gemalten Glases in manchen gothischen Kirchen erreichen.

Gewöhnlich führt eine schmale Marmortreppe in der Ecke des Hauses von Gallerie zu Gallerie und auf die Terrasse hinauf. Diese, mit einer niedrigen Brustwehr versehen, ist der angenehmste Aufenthalt in der Abendkühle; und da Algier an einem steilen Berge aufgebaut ist, hat man fast von jedem Hause die Uebersicht über die ganze Stadt, welches an einem Sommerabend, wo auf den Dächern allgemeines Leben herrscht, den seltsamsten Anblick gewähren muß.

Durch die Gefälligkeit eines reichen bretagner Kaufmannes, mit dem etwas sonderbaren Namen Pied de Vache (Kuhfuß), war mein Quartier bereits früher bestellt worden, und ich fand mich bald recht bequem und behaglich, wenn gleich sehr eng eingerichtet, mit einem hinlänglich großen Schreibtisch und einem vortrefflichen Bett, durch dichte Moustiquaires geschützt; denn trotz des Winters giebt es bereits Moskitos, diese abscheuliche Mückenart, hier in ziemlicher Menge.

Wenn man von dem Meere kommt, ist die darauf folgende Mahlzeit auf dem Lande immer ein kleines Fest. Unter so angenehmen Auspizien war sie es mir jetzt doppelt, und ich ließ es mir trefflich schmecken. Nach Tische führte mich Herr Pied de Vache, der acht Tage in Algier vor mir voraus hatte, in der Stadt umher. Es wird eine gute Weile dauern, ehe ich mich in diesem Labyrinth von beiläufig mehrere hundert Schritte lang überwölbten Fußstegen, die man hier Straßen nennt, zurecht finden werde. Auf beiden Seiten derselben arbeiten in offenen Räumen, oft ohne Fenster und Thüren, die Muselmanen in verschiedenen Handwerken, oder bieten in stolzer Ruhe ihre Waaren feil. Einige der Handwerker sind originell anzuschauen, z. B. die Goldsticker, welche sehr langsam arbeiten, aber vortreffliche Waare liefern; die Weber, die Alles noch mit den Händen, ohne Maschine und auf die seltsamste Weise zu Stande bringen — einer von ihnen saß auf dem Dache und hielt dort unbeweglich wie eine Statue eine Spindel hoch in die Luft empor; von dieser Spindel hing ein langer Faden bis vor die Werkstatt herab, wo er abgesponnen wurde; — die Drechsler, welche mit der einen Hand vermittelst einer Art von Fiedelbogen drehen, mit der andern den Meißel halten und mit den Zehen des rechten Fußes den zu drechselnden Gegenstand handhaben oder vielmehr fußhaben u. s. w.

Mit großem Interesse sah ich die sogenannte „Christliche Moschee," die zur katholischen Kirche umgeschaffen worden ist. Ein herrlicher Tempel,

Digitized by Google

gleichfalls in Form eines viereckigen Saales mit Arkaden rings umher, die im zweiten Stock von Säule zu Säule immer eine eigene kleine gewölbte Kapelle bilden, deren Decken mit der geschmackvollsten Steinarbeit, und alle verschieden, verziert sind. Ein kunstreicher, bunter und vergoldeter Dom deckt das Ganze, kleine farbige Fenster verbreiten überall ihr magisches Dunkel, Teppiche schmücken den Boden, und fast mit Verwunderung heftet sich das Auge auf den ganz geschmacklos geschnörkelten Hochaltar mit einer hölzernen angestrichenen Maria und einem verzerrten gekreuzigten Christus, welche mitten unter arabischen Inschriften und Stellen aus dem Koran die wundervolle Einheit und Zierlichkeit des sonst untadelhaft schönen Ganzen hier nur zu stören scheinen. Man merkt übrigens an diesen Gebäuden ganz deutlich, wie vielfach die gothische Baukunst aus der arabischen entsprossen ist, und in den katholischen Klöstern, wo die Kreuzesform nicht wie bei den Kirchen durchaus erforderlich war, findet man viele Bauwerke, welche dieser Moschee fast ganz ähnlich sind.

Wir bestiegen hierauf die auf dem höchsten Gipfel der Stadt gelegene Kassauba, die ehemalige Wohnung des Dey. Diese Kaßba, wie sie gewöhnlich genannt wird, bestand, wie alle Residenzen der Sultane, Beys und Deys, aus mehreren Palästen, von einer gemeinsamen (ausgezackten) Mauer umgeben. Diese Paläste sind nun zwar noch vorhanden, aber schrecklich verheert, und von ihrer frühern Herrlichkeit sind nur noch wenige Spuren geblieben. Die Arkaden sind zugemauert, die Gärten zerstört, und da die Kaßba jetzt als Kaserne für 1300 Mann, die Offiziere ungerechnet, dient, so kann man daraus eben so gut ihre imposante Größe abmessen, als im Voraus errathen, in welchem Zustande der Unreinlichkeit und Vernachlässigung sie sich befindet. Alle die weiland vergoldeten Kiosks, die große Spiegelgallerie, die schönen Marmorfußböden sind nicht mehr; selbst die bunten Porzellantafeln, welche sich als Bänder zwischen den Stockwerken, als Thür- und Fenstereinfassungen u. s. w. so zierlich ausnehmen, sind meistens zerbrochen. Von den mannigfaltigen Bäumen ist nur noch eine riesenförmige Platane nebst einigen 20—30 Fuß hohen Orangenbäumen übrig geblieben. Ein unbedeutendes Holzkabinet von Gitterwerk, auf einer der Gallerien des innern Hofes, in der Wohnung des Dey, hat man verschont, weil es in diesem war, wo die berühmte Konsular-Ohrfeige (von den Franzosen höflich „le coup d'éventail" [Fächer-Schlag] genannt) ertheilt wurde, die bekanntlich dem Dey sein Reich kostete.*) Er hätte sich des schönen arabischen Spruches erinnern sollen: „Der erste Begleiter des Zornes ist Thorheit, der zweite — Reue."

*) Der Dey von Algier ließ seine Raubschiffe (Kaper) auf dem Mittelländischen Meere kreuzen und machte die gefangenen Europäer entweder zu Sklaven oder ließ sie ermorden. Im Jahre 1827 verlangte Frankreich für seinen vom Dey beleidigten Konsul und für andere Ungerechtigkeiten Genugthuung, die verweigert wurde, worauf die Franzosen 1828 Algier blokirten, eroberten und (im Sommer 1830) den Dey gefangen nahmen.

Digitized by Google

Den 21. Januar.

Das Klima ist doch eine liebliche Sache hier! Ich besitze keinen Kamin in meiner Stube, welche mit einer Glasthür und drei Fenstern versehen ist, die alle schlecht schließen, und dennoch habe ich es noch nie darin weder zu kühl noch zu warm gefunden. Bis jetzt regnete es nur selten, und selbst ein starkes Gewitter äußerte wenig Einfluß auf die Temperatur. Nie erlebt man hier solche Schneestürme, wie z. B. häufig in dem nicht unter viel mehr nördlicher Breite liegenden Andalusien, wo, wie mir neulich der Gouverneur erzählte, dieser einmal bei der drückendsten Hitze ausmarschirend, plötzlich von einem so furchtbaren Schneewetter überfallen wurde, daß eine Menge seiner Leute auf dem Wege blieben und in den nächsten Tagen ihre Erkältung mit dem Leben büßen mußten. Selbst Pferde erlagen diesem jählingen Frost. Hier giebt es nur Eine Plage der Witterung, den Wind der Wüste im Sommer, der jedoch selten länger als 24 Stunden anhält. Nicht sowohl die Hitze, obwohl sie bis zu mehreren dreißig Graden steigt, als die außerordentliche Trockenheit der Luft soll eine ganz eigene, dem Europäer fast unerträgliche Pein hervorbringen. Niemand verläßt seine Stube, wenn dieser Wind geht, und Viele versicherten mich, daß sie sich nackt auf die Fliesen des Bodens geworfen hätten, um sich nur einige Kühlung zu verschaffen. Den Soldaten ist es sogar anbefohlen, sich bei Annäherung dieses Windes, selbst im Dienste, mit dem Gesicht auf die Erde zu werfen. Allerdings wäre es übel, wenn die besser gegen den Samum abgehärteten Beduinen einmal einen solchen Moment zum Angriff wählten.

Den 24. Januar.

Heute bin ich fast den ganzen Tag in der Stadt und Umgegend umher geritten und will noch einiges Bemerkenswerthe mittheilen. — Nur eine Straße der Stadt, die von Babazun, ist gepflastert, und zwar sehr schlecht. Die übrigen Straßen, aus Lehmboden bestehend, sind im Untertheile der Stadt häufig grundlos, und z. B. jetzt durch ein paar Regentage schon so kothig geworden, daß man, um sich Abends zu einem Diner oder in eine Gesellschaft zu begeben, nothgedrungen eine Sänfte nehmen muß, welcher Transport aber hier zu Lande nicht der angenehmste ist und selten ohne einige Beulen abgeht.

Algier hat fünf Thore. Das neue, oben auf dem Berge neben der Kaßba, welches östlich nach dem Fort l'Empereur führt, das von Babazun, durch welches man unten, dem Meere entlang, in derselben Richtung die Ebene von Metidschia erreicht; das von Babaluet an der entgegengesetzten westlichen Seite der Stadt, wodurch man zu den ehemaligen Gärten des Dey, dem Berge Budscharia, und am Meere hin nach der Pointe (Landspitze) de Pescade gelangt; das der Marine, um nach dem Arsenal und dem Molo zu gehen; und endlich das der Fischer, wo die Schiffe debarkiren. Die ganze Stadt ist nach dem Meere zu imposant mit Batterien gespickt; von einer solchen wurde einst der französische Konsul Le Vacher, in die große Kanone geladen, nach Du Quesne's Admiralschiff abgeschossen,

Digitized by Google

auf das, wie man ſagt, wirklich einige blutige Stücke des Leichnams flogen. Nach den drei Landſeiten umgiebt die Stadt ein breiter und tiefer Graben und eine ſehr hohe gezähnte (krenelirte) Mauer mit kleinen Thürmchen, wodurch das pittoreske Ausſehen dieſes ehemaligen Raubneſtes noch ungemein erhöht wird, um ſo mehr, da der Graben jetzt mit Kaktus, Aloe und Epheu in wilder Unordnung verwachſen iſt. Von den Thürmen dieſer Mauer wurden früher die Verbrecher auf Haken herabgeſtürzt, wo ſie bis zu ihrem qualvollen Ende hängen blieben, oder ſie wurden auf den Plattformen geſpießt, allen Blicken zugänglich, als ſchauderhaftes Beiſpiel.

So reizend auch die Umgegend dem Europäer erſcheint, ſo fehlt es ihr doch leider faſt ganz an ſolchen großen und hohen Bäumen, wie unſere Wälder ſie darbieten. Ich habe bis jetzt nur zwei dergleichen geſehen: eine wenigſtens 80 Fuß hohe Platane am Thor von Babazun und eine ähnliche im Hofe der Kaßba. Beide beweiſen wenigſtens, daß an dem erwähnten Mangel nur die Menſchen, nicht der Boden Schuld ſind. Was man hauptſächlich an Bäumen vorfindet, ſind Bruſtbeer- (jujubiers), Maulbeer-, Oel-, Mandel-, Aprikoſen-, Pfirſich-, Birn-, Aepfel- und kleine Nußbäume, auch mehrere Pappelarten, Akazien, Orangen-, Zitronen- und Feigenbäume, Zypreſſen, Palmen, Bananen und Elsbeerbäume, und einige ausländiſche in Gärten, unter andern der prächtige perſiſche wilde Fliederbaum, der die Größe einer Akazie erreicht, und deſſen unſerm ſpaniſchen Flieder ganz ähnliche Blüthe ſtark nach Vanille riecht. Blühende Sträucher und Blumen ſieht man jetzt ſchon häufig, und im Frühjahr ſollen ſie eine große Pracht über die Gegend verbreiten. Darunter zeichnet ſich die Agave aus, welche binnen zwei Monaten oft einen Stengel von 30 Fuß Höhe emporſchießt, der 5—6000 Blumen, freilich nur von blaßgrüner Farbe, trägt. Aloe und Kaktus ſind beſonders für undurchdringliche und ſchnell wachſende Befriedigungen unſchätzbar; der Boden iſt aber überall dankbar, wo man nur Kultur darauf verwenden will, und dabei ſchmücken die Menge immergrüner Sträucher und Bäume hier den Winter wie den Sommer.

Ich nahm meine Richtung durch das Thor Babaluet nach den Gärten des Dey. Der Weg führt bei einigen Forts vorbei, die auf Felſen ſtehen, an denen ſich zu jeder Zeit das Meer mit weißem Schaume bricht. Sein glänzend blauer Spiegel bietet von hier ein herrliches Schauſpiel dar, während auf der linken Seite ein Amphitheater von Bergen, mit Villen bedeckt, ein halbrundes Thal einſchließt, in dem der große Kirchhof der Juden, mit weißen Würfeln ſeltſam beſäet, beſonders hervorſticht. Nahe dabei liegen die weitläufigen, von vielen Mauern umgebenen und durchſchnittenen, mit marmornen Kiosks verzierten Gärten des Dey. Leider ſind ſie jetzt in ein Labyrinth mit Gemüſegärten verwandelt, und die Gebäude ſtehen ſchmutzig und verfallen. Ein einziger Orangenhain mit nett gepflaſterten Moſaikwegen iſt von dem alten Schmuck allein noch übrig, nebſt einigen Reſten jener lieblichen bedeckten Gänge von Wein, Roſen und Jasmin, welche ſonſt jeden der einzelnen Gärten, längs den Mauern hingeführt, umgaben. Der

Digitized by Google

Jasmin wird hier faſt zum Baume und größer als bei uns der Haſelnußſtrauch. Ein Theil des Ganzen iſt zu einer Kaktusplantage für die Zucht der Kochenille*) beſtimmt. Es wird viel Mühe darauf verwendet; man glaubt jedoch an keinen ſonderlichen Erfolg, da man im Winter die Thierchen hier bedecken muß, was große Koſten verurſacht und einen Aufwand von Leuten erfordert, der mit dem Profit ſchwerlich gleichen Schritt halten möchte. Mein Pferd kletterte von hier nach dem Budſcharia wie eine Ziege den Felſen hinan, mit einer Ausdauer und Sicherheit, die nur die Gewohnheit geben kann. Als ich auf den wüſten Haiden oben anlangte, blühten in dieſer ſchweigenden Wildniß Tazetten, Myrthen und große blaue Iris um mich her, und die fernen Berge ſelbſt ſchimmerten ſo violett wie Blumen. Die Ausſicht vom Blockhaus iſt gewiß eine der ſchönſten in der Welt, wenn man einen ſo günſtigen Tag trifft, als der heutige war. Man befindet ſich in bedeutender Höhe im Mittelpunkte des bergigen Landvorſprungs, den Afrika hier bietet, und den die impoſante Ebene von Metidſchia vom kleinen Atlas trennt, welcher in gerader Linie von Horizont zu Horizont ſich zieht. Auf dieſer unermeßlichen, auf drei Seiten vom Meere umſchloſſenen, die höchſte Abwechſelung und die barockeſten Küſtenlinien bildenden Ausdehnung geſtattet die klare Luft, Millionen Gegenſtände mit der größten Genauigkeit zu ſehen, und ein gutes Fernglas brachte mir ſelbſt den Atlas nahe vor's Auge, obgleich er über zwölf Stunden entfernt iſt. Es ſcheint unnöthig, einen ſolchen Anblick zu beſchreiben; keine Einbildungskraft iſt ſo arm, daß ſie ihn ſich nicht ſelbſt ausmalen könnte.

Algier als franzöſiſches Kolonieland im Jahre 1860.**)

Algerien iſt ein fruchtbares Land, und Plinius hat nicht übertrieben, wenn er uns Wunderdinge von der geſegneten Fruchtbarkeit der afrikaniſchen Kolonieen erzählt, und von dem hohen Werthe, den zu ſeiner Zeit der Grund und Boden daſelbſt hatte. Wollten die Römer ihr prokonſulariſches Afrika allegoriſch darſtellen, ſo wählten ſie eine Frau mit einer Kornähre in der Hand, ſitzend auf einem gefüllten Fruchtſchiff. Algier könnte den Odeſſaer und Galaczer Weizen von den europäiſchen Einfuhrhäfen verdrängen und wieder werden, was es ehemals war, die Kornkammer für Italien und ganz Südeuropa. Die Körnerernte reift hier viel früher als die europäiſche. Algier hat 2 bis 3 Grad mittlere Jahreswärme mehr als das ſüdliche Spanien. Gemüſe aus Algier erreichen bereits im Februar und März Paris und Straßburg, und in mancher deutſchen Haushaltung am Rhein wird ſchon jetzt in den letzten Wintermonaten afrikaniſcher Salat verzehrt. Alle Früchte der Citrusarten, Limonien, Orangen und Zitronen, ferner Feigen, Mandeln und ſelbſt Bana-

*) Vergl. die Skizze: „Neu-Spanien oder Mexiko".

**) Conquest and Colonisation in North Africa, by George Wingrove Cooke. London, 1860. Ausland 1858, 43.

Digitized by Google

nen gedeihen in hoher Vollkommenheit. Ebenso wichtig sind seine Ernten an Gummi, Harzen, Krapp, Leinsaat, Opium, Tabak, Olivenöl, Weinen. An edlen Luxushölzern ist eben so wenig Mangel, als an bauwürdigen Eisen-, Kupfer- und Bleierzen; die wichtigen Korallenfischereien bei Bona, die großen Weiden für Schafzucht, das leichte Gedeihen des Seidenwurms sind Dinge, die man nicht hoch genug anschlagen kann. Handel und Industrie machen von Jahr zu Jahr unverkennbare Fortschritte.

Dennoch ist Algier immer noch blos eine künstliche Soldaten-Kolonie, die dem Mutterlande viel Geld kostet. Die Franzosen haben, seitdem sie ihre Herrschaft bis in's Innere des Landes ausdehnten, selten weniger als 80,000 Mann auf afrikanischem Boden stehen gehabt, und bis vor einem Jahrzehnt bestand die Ausfuhr Algeriens fast nur „aus Datteln und verwundeten Soldaten", wie ein bekanntes Witzwort die Sache nicht übel bezeichnete. Die kriegerischen Eingeborenen fügen sich nur der Gewalt; sie sehen finster und grollend dem Thun und Treiben der europäischen Eindringlinge zu, folgen wohl augenblicklich der Uebermacht, die sie zwingt, Baumwolle zu pflanzen und in den Bergen wilde Olivenbäume zu pfropfen, aber sind dennoch stets bereit, über die unbeschnittenen „Kaffur" (Ungläubige) herzufallen, falls sich Gelegenheit bietet. Fortwährende Aufstände der arabischen und berberischen Stämme haben bisher die Rothhosen in Athem erhalten und ihnen eine große Kriegstüchtigkeit verliehen durch stete Märsche, Razzia's, Züge durch Dick und Dünn, über Berg und Thal.

Die Franzosen besitzen nun Algerien 30 Jahre lang, sie haben 9 Millionen engl. Acres zur Vertheilung an Auswanderer in Bereitschaft, und doch sind sie bisher nur 100,000 Acres los geworden, haben also kaum 1600 Auswanderer-Familien angelockt. Früher hatten sich nur Hausirer, Marketender, einige lose Handwerker und Handwerkerinnen, Tänzer und Schauspieler an die Soldaten angeschlossen, und von solchen Leuten waren keine tüchtigen, seßhaften Ackerbauer zu erwarten. Jetzt ist zwar eine etwas solidere Bevölkerung nachgefolgt, aber Deutsche und Nordgermannen, Engländer und Irländer ziehen alle lieber nach Amerika oder nach Australien, wo sie die größte persönliche Freiheit finden und nicht auf jedem Schritt von Beamten und Polizeimännern belästigt werden.

Die französische Regierung schenkt jedem Einwanderer, der ein Kapital von nur 300 Franks nachweisen kann, 60 Acres Fruchtland. Die 300 Franks sollen zum Aufbau seiner Hütte dienen, aber der Arme muß diesen Nothpfennig schon halb in Algier oder Oran verzehren, denn bis er alle seine Anmeldungen bei den Behörden vollzogen hat, vergehen oft mehrere Wochen. Man schickt ihn von einem Büreau zum andern und zwingt ihn, eine ganze Reihe von Verpflichtungen zu unterzeichnen, in welcher Art er sein Land bewirthschaften, wie viel Bäume er pflanzen, welche Methode er anwenden, wann er die Urbarmachung vollendet haben soll.

Digitized by Google

Die Straßen, welche die Franzoſen für militäriſche Zwecke erbauet haben, ſind unübertrefflich, die Straßen aber für den bürgerlichen Verkehr — mit einziger Ausnahme der nächſten Umgebung von Algier — ſind kläglich. Die wichtigſte Straße dieſer Art, von Philippeville nach Konſtantine, auf der alle Erzeugniſſe der Provinz Konſtantine ausgeführt werden müſſen, iſt halb im Zerfall.

2. Ein Beſuch bei der Mutter des Bey von Tunis.*)

(Eine Szene aus dem Haremsleben.)

Wir waren ſeit drei Monaten in Tunis und bewohnten das Stadtpalais des regierenden Bey Achmet Paſcha, einen wahren Feenpalaſt aus „Tauſend und einer Nacht.“ Mauern von Marmor ſtützen die bemalten und vergoldeten Deckengewölbe, auf die von oben ein gedämpftes, geheimnißvolles Licht herabfällt. Von den Terraſſen dieſes mauriſchen Schloſſes überſieht man die ganze Stadt: „Tunis die weiße, die Stätte des Friedens und der Glückſeligkeit“, wie ſie von den arabiſchen Dichtern genannt und gefeiert wird. Die hohen Minarets auf ihren Moſcheen, die weißen Dome, die alte Kaßba, der ſchöne See, worin, gleich einer ſchönen mauriſchen Prinzeſſin, die Stadt ſich wohlgefällig beſpiegelt — als ſich dies Alles ſo mit Einem Blick mir darſtellte, da ward ich hingeriſſen von Bewunderung und Entzücken. Fortan ſtieg ich jeden Abend auf die Terraſſen, blieb hier in ſtille Betrachtung verſunken, bis die Sonne ſich neigte, der Ruf der Muezzin erſcholl, welche die Gläubigen zum Gebete ermahnten, und bis von fern her die Geſänge der Neger zu mir herüberdrangen, die in der Abendkühle von der Laſt und Hitze des Tages in fröhlichen Tänzen und Liedern ſich erholten.

Alle Freitage erſchien ein Geſandter von der Mutter des Bey, um meine Mutter zu begrüßen und der Hochachtung ſeiner Gebieterin zu verſichern; am Schluſſe ſeiner Komplimente verfehlte er nie, den lebhaften Wunſch auszuſprechen, welchen die Fürſtin habe, meine Mutter perſönlich kennen zu lernen. So beſchloſſen wir denn, am dritten Tage des Beiram**) unſern Beſuch zu machen. Ich ſage „wir“, denn Mama hatte auf unſer inſtändiges Bitten die Erlaubniß ertheilt, daß ich mit meinem

*) Mlle. Branche Lavellaine de Maubeuge („Journ. des Dem.“ 1845). Vom Herausgeber.

**) Ein großes Feſt der Moslemim, das gleich nach dem Faſtenmonat Ramadan fällt und mit vieler Pracht gefeiert wird. Der Sultan zieht in glänzendem Aufzuge in die Moſchee, nachdem er die Glückwünſche der Staatsbeamten empfangen hat, die an dieſem Tage bei ihm ſpeiſen und von ihm beſchenkt werden. Das Volk beluſtigt ſich durch Schmauſen und Beſuche u. ſ. f.

Digitized by Google

Bruder, einem Knaben von ſieben Jahren, den der Bey kurz vorher zum Kapitän ernannt hatte, ſie begleiten durfte. Unſer Wagen, von vier Mauleſeln gezogen, die von zwei reich geſchmückten mauriſchen Poſtillons geführt wurden, und von einer Abtheilung Janitſcharen in Gallauniform geleitet (eine große Aufmerkſamkeit von Seiten des Bey), brachte uns ſehr raſch auf das Gefilde der Manubah. Nachdem wir die weiten Friedhöfe, die mit ihren Wohnungen der dahingeſchiedenen Geſchlechter die Wohnungen der Lebenden einſchließen, verlaſſen hatten, zogen wir noch eine gute Strecke an ihren Mauern hin, dann wandte ſich der Weg rechts, und unſer Wagen fuhr unter dem hohen Bogen einer Waſſerleitung hin, deren kühner Bau einen maleriſchen Anblick gewährt, und die aus weiter Ferne das vereinigte Waſſer zweier Quellen in die Hauptſtadt führt. Die Ebene, durch welche wir fuhren, war von der Sonnenhitze ausgedörrt und geborſten; hier und dort erhob ſich ein ſchlanker Palmenbaum, deſſen ſaftig grüne Blätter im Sonnenſtrahl glitzerten. Wir kamen auch an einigen Kameelheerden vorüber; die Beduinen, welche ſie anführten, waren in lange Burnuſſe von Wollſtoff gehüllt, mit Kapuzen, die durch eine Schnur aus Kameelhaar, drei- bis viermal um den Kopf geſchlungen, an der Stirn befeſtigt waren und ihnen das Ausſehen jener alten numidiſchen Könige gaben, wie wir ſie auf einigen Münzen in den Antikenkabineten zu Paris geſehen hatten; andere, mit ihrem langen, ehrwürdigen Barte, erinnerten uns an die Patriarchen, von welchen uns die heiligen Geſchichten des Alten Teſtaments erzählen. Dann begegneten wir auch einigen ſchön herausgeputzten Reitern, die, während ſie mit ihren Pferden die kühnſten Schwenkungen machten, im vollen Galopp aus ihren langen Karabinern nach einem Ziele ſchoſſen. Bald langten wir, Dank dem trefflichen Trott unſerer Maulthiere, unter den ſchattigen Baumgängen der Manubah an. Vor uns erhob ſich ein ausnehmend großes Gebäude, es war der Bardo, die Hauptreſidenz des Beys. Als wir näher kamen, bemerkten wir, daß dieſer Bardo nicht ein Palaſt, ſondern die Vereinigung vieler Paläſte war, die von einem breiten, mit Feſtungswerken verſehenen Graben umgeben wurden. Arabiſche Soldaten in europäiſcher Uniform, welche viel Aehnlichkeit mit der des franzöſiſchen Militärs hatte, bewachten den Eingang; als wir die Zugbrücke überſchritten, ward von den Tambours der Feldmarſch geſchlagen, und ein Reiter ſprengte voraus, um die Prinzeſſin von unſerer Ankunft zu unterrichten. Nun aber mußten unſere Janitſcharen dem Wagen einen Weg bahnen durch eine dichte Menſchenmaſſe von Mauren, Beduinen und Juden, die vor dem Palaſte ihren Bazar aufgeſchlagen hatten und mit ihren Buden den ohnedies nicht geräumigen Zugang verſtopften. Als wir an den Eingang des Harems gelangten, ſtiegen wir aus und ließen unſere Dienerſchaft zurück. Sidi Muſtapha, der Hüter der Frauen, ein alter Neger, dem ſein einziges Auge das Anſehen eines Zyklopen gab, empfing uns und zeigte uns den Weg, indem er voranſchritt. Er ließ

Digitized by

uns mehrere große Patios *) durchschreiten, die mit weißem Marmor gepflastert waren und durch Wasserbehälter und plätschernde Springbrunnen eine angenehme Kühle erhielten.

Ehe wir zu dem Empfangsaale gelangten, mußten wir drei Thüren passiren, die von einander in einem Zwischenraum von 2—3 Fuß getrennt waren; sie lagen nicht in Einer Linie, die eine von der andern, sondern in schräger Richtung. Jede war sorgfältig verschlossen und von Negern bewacht, die an ihrem Gürtel ein wahres Arsenal von Dolchen und Pistolen zur Schau trugen. Endlich erreichten wir den Saal. Auf einem Divan sitzend oder vielmehr niedergekauert, erhob sich die alte Prinzessin, als Mama eintrat, gieng ihr entgegen, küßte sie auf beide Wangen und machte ihr italienisch ein Empfangskompliment. Während Mama in derselben Sprache hierauf antwortete und der jungen Frau des Bey vorgestellt wurde, der Prinzessin Mabruka **), bewunderten meine überraschten und geblendeten Augen die Schönheit des Saales; die feinsten Arabesken, welche von einer Feenhand ausgeschnitten zu sein schienen, überzogen Decke und Wände und schienen sich in der Spitze des domartig gerundeten und emporsteigenden Deckengewölbes zu vereinigen. Der Fußboden von Marmor war mit den reichsten persischen Teppichen belegt. Anstatt der Möbeln aber zog sich blos ein breiter niedriger Divan um den ganzen Umfang des Zimmers; das prächtige Hellroth des seidenen Damastes bildete einen reizenden Gegensatz mit dem Tiefblau der Sammetkissen. Die Araber verstehen sich meisterhaft auf die Kunst der Farbenmischung, und meist gelangen sie gerade durch die schroffsten Gegensätze zur besten Harmonie. Nimmt man nun noch hinzu das gedämpfte Halblicht, das durch die vergitterten Fenster und Jalousieladen eindrang und über das Ganze ein magisches Helldunkel verbreitete, so kann man sich vorstellen, wie die Wirkung der strahlenden Farben im Innern noch erhöht werden mußte.

Auf dem Divan nahmen nun Platz die Mutter des Bey, dessen Frau und Schwestern und Mama. Die andern Frauen der Gefolges blieben stehen, mein Bruder und ich gleichfalls. Wir wurden von ihnen mit vieler Neugierde, aber zugleich mit vielem Anstande untersucht; mein Bruder machte in ihren Armen die Runde und ward mit Liebkosungen und Höflichkeiten überhäuft. Es waren fast lauter Georgierinnen und Zirkassierinnen, blühend in frischester Jugend und Schönheit und von der liebenswürdigsten Heiterkeit und Gutmüthigkeit beseelt. Ohne Aufhören lachten und schäkerten sie und schienen sich durchaus glücklich zu fühlen.

Die Mutter des Bey trug eine seidene Juba, halb weiß und blau, um Hals und Brust ausgeschweift und hier mit reicher Silberstickerei geziert; ihre Arme waren kaum verschleiert durch eine feine Sorte durchsich-

*) Die innern Höfe der maurischen Paläste und Häuser.

**) Deutsch: Glückseligkeit, Freude.

Digitized by Google

tiger Silberſpitzen, welche die weiten Aermel bildeten. Die Juba endigte oberhalb der Kniee und ließ die anliegenden Beinkleider von violetter Seide ſehen, die bis auf die Knöchel hinabreichten und hier wiederum mit einem ſtarken Silberbeſatz endigten. Ein kleines hellblaues ſeidenes Tuch, das kunſtvoll um den Kopf ſich ſchlang und mit langen von Diamanten beſetzten Nadeln feſtgeheftet war, ließ die zuſammengeflochtenen Haare vom ſchönſten Schwarz durchſcheinen, von welchen einzelne Flechten unter einem langen weißen, mit Silberſternchen beſetzten Schleier bis auf die nackten Füße herabfielen. Die Füße waren von beſonderer Kleinheit; ihre Hände, mit koſtbaren Brillantringen überladen, waren in der That königliche Hände. Ihrer 50 Jahre ungeachtet, konnte man die Prinzeſſin noch immer ſchön nennen. Ihre edeln Geſichtszüge verkündeten den edeln Geiſt, der noch immer in ihr lebte und nichts von ſeiner Kraft verloren zu haben ſchien. Aus den glänzenden großen Augen (der Sitte gemäß mit einer Lage von Koolh*) bedeckt) ſprach gleicherweiſe ein heller Verſtand und große Herzensgüte. Ihre Tugenden haben ihr einen bedeutenden Einfluß auf das Herz ihres Sohnes verſchafft, welcher nichts Wichtiges unternimmt ohne Rath und Zuſtimmung der Mutter. Sie that, ſo gut es in der italieniſchen Sprache gehen wollte, viele Fragen über unſere Sitten und Gebräuche, über unſere Königin und die ganze königliche Familie, und intereſſirte ſich lebhaft für Alles, was Mama ihr mittheilte.

Die Prinzeſſin Mabruka war auf dieſelbe Art wie ihre Schwiegermutter gekleidet, nur in etwas verſchiedenen Farben und mit breiteren Stickereien. Ihre Juba war viel tiefer ausgeſchnitten und ließ die ganze Bruſt ſichtbar werden; die Diamanten, womit ihr Kopf, ihre Arme, Hände, Füße und der Hals wie beſäet waren, mochten die allerkoſtbarſten ſein.

Wenn auch nicht ganz ſo prachtvoll, waren doch die übrigen Prinzeſſinnen, Schweſtern ſeiner Hoheit, in ganz ähnlicher Weiſe angezogen und geſchmückt.

Man ſchwatzte lange Zeit zuſammen in Erwartung des Diners, das in einer langen Gallerie angerichtet wurde, die, obwohl überall durch dichte Vorhänge geſchützt, doch eine reine friſche Luft gewann, welche nach Belieben den Rollvorhang aufhob, um mit ihrer Friſche und ihren Wohlgerüchen, die ſie von den Waſſerbecken und Blumenbeeten des Gartens mitgenommen hatte, die Gäſte zu erquicken. Von dieſer Gallerie aus hatte man den reizendſten Anblick auf die Orangenhaine und Tuberoſenreihen, auf die Roſenhecken und Springbrunnen des zierlich angelegten Gartens.

Das Tiſchgeräth war auf europäiſche Art, wie man denn überhaupt das Beſtreben wahrnahm, unſere Gebräuche nachzuahmen. Jedoch behielten

*) Koolh = ſchwarze Farbe, womit die arabiſchen Frauen ihre Augenwimpern bedecken mit Hilfe einer ſilbernen Nadel. Die ſchwarze Einfaſſung verleiht dem Blicke eine große Sanftmuth und etwas Schmachtendes.

Digitized by Google

die Gerichte ihre nationale Form und darum ihren eigenthümlichen Wohlgeschmack. Ein ganzer Hammel, gebraten und mit Pistazien gespickt, kam mir ausnehmend lecker vor. Als aber das „Schischuka" an die Reihe kam, machte die arme Mama, ihrer großen Höflichkeit ungeachtet, eine furchtbare Grimasse, die ihr der lange Pfeffer, die Blätter der Minze, der Zitronensaft und das reichliche Muskatgewürz abnöthigten. Das Gericht ist hier sehr beliebt und besteht nebst den angegebenen Bestandtheilen noch aus Goldäpfeln, in Oel gesotten. Als ich einen Mund voll davon verschluckt hatte, stand mein Gaumen in Feuer, und ich beeilte mich, ein Glas Wasser nachzutrinken. Der „Kußkussu"*) fand meinen Beifall, nicht minder die Phtaïrs, Butterschnitte mit Honig bestrichen und die Ratlokum, Sultanin-Bonbons, die nur von den Datteln des Dscherid, wenn sie mit Pistazienmandeln durchzogen werden, an Wohlgeschmack erreicht werden können.

Wir blieben sehr lange bei Tische. Während des Essens sangen junge arabische Mädchen ihre Lieder, die sie mit ihrer klagenden Daarbuka**) und ihren baskischen Trommeln begleiteten. Es waren sanfte, liebliche Melodien, die aber sehr langsam und eintönig vorgetragen wurden, denn die Araber kennen das nicht, was wir Harmonie nennen (mehrstimmige Akkorde). Dessenungeachtet ist diese einfache Musik nicht unschön; ich habe seitdem öfter ihre Kriegslieder und Nationalgesänge auf unsern europäischen Instrumenten vortragen hören, und fand dann, welch' einen tiefen musikalischen Gehalt sie in sich bargen. Zu den Sängerinnen gesellten sich die Tänzerinnen; ihre Stellungen waren zierlich, ihre Schritte aber sehr langsam.

Als wir von Tisch aufstanden, begoß man unsere Hände mit einer wohlriechenden Roseneſſenz, über den Kopf und übrigen Körper ward Jasminwasser gesprengt, und auf schönen silbernen, kunstvoll ziselirten Glühpfannen wurden verschiedene aromatische Kräuter und Hölzer angezündet. Durch die Gallerie gelangten wir in einen etwas kleinern Saal, wo man Kaffee servirte, wie hier zu Lande überall, ohne Sahne und Zucker und in sehr kleinen Tassen. Als der Kaffee eingenommen war, verabschiedeten wir uns, indem wir den Prinzessinnen versprechen mußten, bald wieder zu kommen. In dem Augenblicke, wo wir die Schwelle des Harems überschritten, erschien der Saaptaf oder Minister des Bey, um uns im Namen Seiner Hoheit für den Besuch zu danken, den wir seiner Mutter gemacht hatten, und Mama ergebenst zu bitten, daß sie ein für sie und mich bestimmtes Kästchen von Perlmutterschalen, worin mehrere arabische

*) Eine Art von gedämpftem Kompot aus feinem Mehl, harten Eiern, Hühnern, Lammfleisch und stark gewürzt.

**) Ein Krug aus Steingut von sehr gefälliger Form, auswendig mit Arabesken verziert und inwendig glasirt; der Boden dieses Kruges ist von Pergament, worauf man mit den Fingern streicht und schlägt.

Digitized by Google

Schmuckſachen, mit Diamanten beſetzt, ſich befanden, gütig annehmen wolle. Wir ließen Seine Hoheit unſers lebhafteſten Dankes verſichern, grüßten den Saaptaf und beſtiegen den Wagen, der wiederum von den Janitſcharen eskortirt ward.

3. Die Bevölkerung von Tunis.*)

Die hieſigen Moslemim**) werden immer nachläſſiger in der Befolgung ihrer alten Gebräuche. Ungeachtet ihrer häufigen Abwaſchungen ſind ſie ſchmutziger als die Juden; Wein und Branntwein trinken ſie größtentheils, wo ſie deſſelben nur habhaft werden können; für das Tagesfaſten während des Beiram entſchädigen ſie ſich durch nächtliche Schwelgereien, und nach Mekka wallfahrten nur noch die Wenigſten. Der Fanatismus gegen die Chriſten hallt von allen ihnen gegebenen Vorſchriften noch am beſten wieder, und man iſt immer noch feſt überzeugt, den Himmel zu gewinnen, wenn man einen Ungläubigen von der Erde vertilgt. Kein Chriſt darf hier, ſelbſt wenn er einen Ferman des Großſultans dazu hätte, eine Moſchee betreten; würde er, etwa in arabiſcher Verkleidung, darüber ertappt, ſo müßte er es mit dem Leben büßen, oder ſein Leben durch Abſchwören ſeines Glaubens retten.

Wenn nun auch dieſelbe Religion der ganzen hieſigen muhamedaniſchen Bevölkerung eine Hauptfarbe giebt, ſo befinden ſich doch bedeutende Nuancen darunter; denn 50,000 Juden und viele Chriſten abgerechnet, ſind eine Menge gemiſchter Racen hier vereinigt, deren Gewohnheiten, Charakter und ſelbſt äußeres Anſehen bedeutend von einander abweichen. Türken aus Morea und Konſtantinopel, altſpaniſche Mauren, Neger aus dem Innern von Afrika, Beduinen von den Grenzen des Atlas u ſ. w. miſchen ſich in ein großes Ganze, von dem Jeder ſeinen Vortheil ſucht, ohne je für die Geſellſchaft und allgemeine Fortbildung mitzuwirken.

Die Berbern, zu denen die Kabylen und Hajuten gehören, können als die Urbewohner angeſehen werden. Sie bilden ohne Zweifel ein Gemengſel von Karthagern, Römern, Numidiern und Sarazenen und mögen von allen ihren Vorfahren etwas beibehalten haben. Dieſe Leute finden ſich in verſchiedenen Stämmen (Tribus) über die ganze Berberei, von Marokko bis zum Golf von Sydra vertheilt. Sie ſind in der Regel von hoher Statur, mager, muskulös und von entſchloſſenem Charakter, mit durchdringenden Augen und faſt immer ſchönen Zähnen, die mit ihren römiſchen Zügen und ſchwarz gebrannten Geſichtern ſchön kontraſtiren.

*) „Semilaſſo in Afrika ꝛc.," 3. Theil.

**) Moslemim (woraus wir „Muſelman" gemacht) heißt „Gläubige."

Digitized by Google

Sie wohnen meiſt in den Bergen, entweder in elenden Hütten von Erde und Steinen, oder in ſchwarzen Zelten, von Ziegenhaar gewebt. Höchſt genügſam und mäßig, faſt nur von Brod, Milch und Datteln lebend, erreichen ſie ein hohes Alter. Die Jagd, etwas Ackerbau und Viehzucht ſind ihre einzige Beſchäftigung; treu und gaſtfrei für Freunde, ſind ſie wild und grauſam gegen Feinde, Fremden abgeneigt und eiferſüchtig auf ihre rohe Unabhängigkeit.

Zahlreicher ſind die Beduinen, welche die Hauptbevölkerung des Landes ausmachen. Dieſe ſcheinen noch ganz die nämlichen bis auf den heutigen Tag, die ſie zur Zeit Moſis und der Propheten geweſen ſind. Ihre Tracht, mit dem einfachen faltenreichen Mantel, der zugleich den Kopf bedeckt, nebſt den nackten Füßen mit Holzſchuhen oder Sandalen, erinnert ebenfalls mehr an das Alte Teſtament, als an die gegenwärtige Zeit. Die Beduinen ſind von ſanfterer Natur als die wilden Berbern, ihr Teint iſt olivenfarben, der Ausdruck ihrer Augen mild und voll Leben. Sie ſind ebenfalls ſehr mäßig, von großer Ausdauer, gute Reiter, tapfer im Kriege und gewandt in Führung ihrer Waffen. Von Ort zu Ort wandernd und ihre Zelte überall aufſchlagend, wo der Boden, den ſie nur oberflächlich bearbeiten, ihnen eine ergiebige Nahrung verſpricht, haben ſie nirgends eine bleibende Stätte; ihre Weiber beſchäftigen ſich mit Zucht der Bienen und des Seidenwurms, verfertigen die Zeuge für die Kleidung ihrer Männer und die Zelte, in denen ſie wohnen. Ihre Gaſtfreiheit iſt ſprichwörtlich geworden, und ihre Sitten ſind noch eben ſo einfach, als in der urälteſten Periode. Geſellig, Freunde wunderbarer Erzählungen und der Poeſie, dem Luxus fremd und leicht in Enthuſiasmus verſetzt, ſollte man glauben, daß kein Volk mehr als ſie zur Ziviliſation geneigt ſei. Vielleicht ſteht ſie ihnen noch bevor, und in Spanien hatten bereits ihre Brüder ſie ſchon in einem Grade zu erlangen gewußt, den damals keine andere Nation Europa's erreichte.

Ein dritter bedeutender Theil der Bevölkerung beſteht aus Negern, welche, obgleich Muhamedaner und alle religiöſen Vorrechte derſelben genießend, doch nur Sklaven ſind. Der Sklavenhandel mit dem Innern Afrika's iſt ſehr bedeutend, doch werden die Schwarzen vielleicht hier beſſer als irgendwo behandelt. Auch ſcheinen dieſe Menſchen heiter und glücklich, obgleich zuweilen von einem ſchwermüthigen Heimweh ergriffen. Alle Eunuchen*) des Bey, welche oft einen großen Einfluß erlangen, ſind Neger. Früher wurden die Sklaven völlig nackt wie das Vieh auf dem dazu beſtimmten Markte verkauft; jetzt wird die Unterſuchung von den Käufern in einem abgeſonderten Raume vorgenommen, zu welchem keinem Chriſten der Zugang geſtattet iſt. Bekanntlich iſt es dieſen überhaupt nicht geſtattet, Sklaven zu kaufen.

Die hier anweſenden Türken zeichnen ſich beſonders durch Geldgier

*) Wächter des Harem.

Digitized by Google

und vielfachen Aberglauben aus. Die erſte betreffend, iſt es ein altes Sprichwort: „Gieb dem Türken Geld mit der einen Hand, ſo erlaubt er dir, mit der andern ihm das Auge auszuſtoßen.“ Hinſichtlich des zweiten Punktes glauben ſie nicht nur an Hexen und Zauberer, Vampyrs, unglückliche Zahlen und Thiere, übles Auge u. a. m., ſondern haben ſogar das hebräiſche Opferprinzip beibehalten. Wenn ſie den Grundſtein zu einem Gebäude legen, ſchlachten ſie gern ein Lamm, deſſen Blut ſie auf einen Stein träufeln laſſen; laſſen ſie ein Schiff vom Stapel laufen, ſo wird das Fleiſch des getödteten Thieres in das Waſſer geworfen. Aber ſie geben, wie man behauptet, noch weiter, und begnügen ſich nicht allein mit Lämmern, Ziegen und Hühnern. Ein reicher Türke, der mehrere Raubſchiffe ausgerüſtet hatte, opferte zu verſchiedenen Zeiten, wo er große Geldſummen vergrub, nach einander drei Neger. Dies geſchah in der abergläubiſchen Ueberzeugung, daß die Seelen der Getödteten dadurch gezwungen würden, den Schatz zu bewachen, den ihr Blut getränkt.

Da man annimmt, daß ſich 700,000 Juden in ſämmtlichen Staaten der Berberei befinden, ſo möge auch über ſie hier Einiges bemerkt werden. Als eine grauſame Politik an 200,000 Menſchen dieſes Glaubens aus Spanien und Portugal vertrieb, ſuchten ſie eine Zuflucht bei den Barbaren. Sie fanden in Fez, Algier, Tunis und Tripolis eine große Anzahl ihrer Brüder, urſprünglich aus Judäa und Aegypten hier eingewandert. Man erzählt viel von der harten und grauſamen Behandlung, welche die Juden von den Muſelmanen erlitten, doch iſt das oft übertrieben. Daß ſie noch immer mit Verachtung und Hochmuth behandelt werden, iſt gewiß, wiewohl auch dies täglich geringer wird. Sonſt durften ſie z. B. vor keiner Moſchee vorbeigehen und ihre Schuhe anbehalten; jetzt habe ich nicht geſehen, daß irgend Jemand daran denkt, ſie auszuziehen. Es iſt ein Irrthum, daß die Religion der Juden ein beſonderer Gegenſtand des Haſſes der Muſelmanen ſei; wie die alten Römer, verachten ſie im Ganzen die der Chriſten mehr, weil ſie die Letzteren nur als eine Sekte der Juden anſehen. Aber die Chriſten ſind mächtig und furchtbar, die Juden haben keine Beſchützer, ſie ſind bei den Muſelmanen, wie früher bei uns, als von Gott verlaſſen angeſehen, — und dennoch, trotz dieſer ſcheinbaren Unterdrückung ſind ſie es, die in Afrika wie in Europa den größten Einfluß ausüben. Sie ſind in der Berberei die vorzüglichſten Handwerker, ſie ſtehen an der Spitze der Douanen (Zölle), ſie haben den größten Theil der Einkünfte wie der Ausfuhr mehrerer Handelsartikel gepachtet, unter ihrer Kontrole ſteht die Münze, und ſie reguliren den Werth des Geldes, ſie haben des Bey Juwelen und Koſtbarkeiten unter ihrem Verſchluß, ſind ſeine Schatzmeiſter, Geheimſchreiber und Dolmetſcher; das Wenige, was man hier von den Künſten, Wiſſenſchaften und der Arzneikunde weiß, iſt größtentheils auf die Juden beſchränkt; ſie ſind im Genuß noch mehrerer anderer Monopole, und viele beſitzen ungeheure Reichthümer. Mit ſolchen Mitteln kann ihre Unterdrückung nur ſcheinbar ſein,

Digitized by Google

und ſo verhält es ſich auch in der That. Wenn z. B. ein Türke einen Juden mißhandelt, ſo kann dieſer es nicht erwidern, er beklagt ſich aber beim Bey, und der Türke wird beſtraft.

---

4. Mauriſche Religioſität, Geſetzgebung und Schulbildung. Tanger. Tetuan.*)

Tanger.

Das Erſte, was ich in dieſer Stadt der Ungläubigen erblickte, war ein kleiner Maure von 9—10 Jahren, der einen alten demüthigen Juden an ſeinem weißen Barte durch die Straßen zog, und da der unglückliche Sohn Iſraels im Vorübergehen bei der Moſchee ſeine Pantoffeln nicht ſchnell genug ausziehen konnte, ſo verabreichte ihm ein Soldat einen ſtarken Fußtritt, während eine alte Frau ihren Schleier aufhob, um ihm in's Geſicht zu ſpucken. Der alte Hebräer erduldete dies Alles ohne Murren, der geringſte Widerſtand hätte ihm das Leben koſten können, und er wäre unter Stockſtreichen geſtorben; für jetzt entgieng er der Verfolgung durch Winkelſtraßen und Nebenwege. Nach wenigen Minuten würde er einer Prozeſſion der Jambucha oder Hambucha unter die Hände gerathen ſein.

Dieſe Jambucha folgen dem Geſetze Jamadſcha und bilden eine mächtige, vielleicht die gefürchtetſte Sekte des Landes. Der Zufall führte mich ihnen gleich anfangs entgegen. Man kann ſich nichts Wilderes vorſtellen; das Haupt derſelben (mauriſch Mukkadem) war ein großer, anſehnlicher Greis, in einen weiten weißen Haik völlig eingehüllt; er ritt auf einem weißen Pferde und trug in ſeiner Hand eine weiße Fahne, wie die ſpaniſchen Hermandados. Während er ſelbſt eine majeſtätiſche Unbeweglichkeit affektirte, tanzten oder ſtampften vielmehr ſeine Jünger, zu Fuß und halb nackt, nach dem Ton einer Sackpfeife, Agual, und der großen Trommel, Tebel, wie Beſeſſene. Um den Mukkadem gereiht und vom Kopf bis zu den Füßen ſeines Pferdes niedergebeugt, überließen ſie ſich in ſchwindelnder Wuth den bizarrſten Bewegungen; ihr ganzer Körper wand ſich in wahnſinnigen Verrenkungen. Die Muſik machte ſie nur noch wilder und das Volk feuerte ſie an mit Geſchrei.

In dieſer Nervenaufreizung werden die Jambucha völlig wüthend. Sie werfen ſich auf die Thiere, zerreißen ſie mit den Zähnen und Fingernägeln und eſſen ihr rohes und blutiges Fleiſch. Hammel und Eſel werden in dieſem ihnen eigenthümlichen Wahnſinn zerfleiſcht. Sie rühmen ſich, moderne Pſyllen und vielleicht Söhne der alten zu ſein, alle Gifte ungeſtraft berühren zu können, und ſie ſpielen auf den öffentlichen Plätzen

---

*) Nach Charles Didier „Spaziergänge in Marokko."

Digitized by Google

mit Schlangen. In Ermangelung von Thieren werfen ſie ſich zuweilen auf die Juden, die ſich bei den erſten Tönen der furchtbaren Sackpfeife zitternd verbergen. Aber auch die Chriſten haben ſich vor dieſen Tollen zu hüten, die man oft mit Spalieren und Soldaten einſchränken muß.

So künſtlich und affektirt auch dieſe zerfleiſchende Wuth der Jambucha ſein mag, von denen die ſtarken Geiſter in Marokko als von Betrügern der Leichtgläubigkeit des Volks ſprechen, ſo genießen ſie doch allgemeine Verehrung, und das Volk küßte dem unbeweglichen Mukkadem bei ſeinem Eintritt in Tanger mit frommer Ehrfurcht die Kniee. An demſelben Abend fanden in Tanger neue Prozeſſionen bei Fackelſchein und unter Flintenſchüſſen ſtatt.

Dieſe Sekten oder Brüderſchaften ſind zahlreich in Marokko, obgleich ſich ſchwer angeben läßt, wodurch ſie ſich von einander unterſcheiden. Eine Prozeſſion der Aiſaua, Jünger des Sidi Ben Aiſa, ſchien mir weniger verwildert zu ſein, als die Jambucha, und die Gilala ſollen noch ſanfter ſein. Die Aiſaua, welche zu Fez ein großes heiliges Gebäude beſitzen, verbreiten ſich im Monat Juli in großen Banden in die mittägliche Provinz Sus, um Schlangen für ihre Vorſtellungen zu ſammeln. Als eine vierte Sekte nennt man die Amatſcha, deren Eigenheiten mir nicht bekannt ſind, und die Derkaua, eine Art Deiſten *), welche durch die Städte und Dörfer als Harlekins verkleidet ziehen. Die Andacht der „Gläubigen" legt ſich in Geſchenken allerlei Art an den Tag; die Reichen geben Geld, die Armen Naturalien.

Neben dieſen heerdenweiſen Heiligkeiten giebt es auch einſame. Die Santons oder Einſiedler theilen ſich in drei Klaſſen. Die Narren und die Blödſinnigen, welche von den Mauren als heilig verehrt und behandelt werden, dann die im guten Glauben Fanatiker und endlich die Betrüger. Alles iſt dieſen Menſchen erlaubt. Wenn ſich Einer beim Gang aus der Moſchee auf die Braut ſtürzt, fühlt ſich der zuſchauende Neuvermählte beſeligt, und wenn ſich ein Anderer aus einer Schaar Mädchen die ſchönſte raubt, preiſen die Geſpielinnen dieſe glücklich.

Uebrigens ſind nicht alle Santone toll oder wollüſtig; die Mehrzahl übt das einträglichere Handwerk von Propheten, Hexenmeiſtern und Thierärzten aus. Heute purgiren ſie im Stalle ein Kameel, und morgen verkündigen ſie öffentlich das Schickſal der Welt. In der Zwiſchenzeit geben ſie ſich einem beſchaulichen Leben hin, ohne Sorge für den kommenden Tag. Ihre Heiligkeit erbt ſich auf die Kinder fort, wie ein Adelstitel oder die Vorrechte einer ägyptiſchen Kaſte. Auch iſt der Wohnort und die Begräbnißſtelle derſelben heilig und ein Aſyl für Verbrecher. Eine rothe Fahne bezeichnet den Ort.

Weder die unermeßliche Entfernung, noch die unzähligen Gefahren der

*) Die wohl an Gott, aber an keine Offenbarung glauben.

Digitized by

Reiſe können die marokkaniſchen Racen von der Pilgerfahrt nach Mekka abhalten. Jedes Jahr geht die heilige Karawane unter ihrem Emir-al-edſchas von Fez ab. Sie überſteigt den Kleinen Atlas und durchſchneidet die Wüſte Angad, läßt Algier, Tunis und die anderen Küſtenſtädte zur Linken liegen und zieht ſich gerade nach Tripolis, von wo aus ſie ſich durch die gefährliche Wüſte Barka und die räuberiſchen Beduinenſtämme wagt und über den Iſthmus nach Arabien einzieht, wo ſie in Mekka nach einer Reiſe von beinahe 2000 Meilen zum Feſt Kurban ankommt. Jeder rückkehrende Pilger trägt auf Lebenszeit den Ehrentitel „Hadſchi" und eine beſondere Art von Turban.

Wenn die Wahabiten und die Zentralländer des Islam bereits dem Unglauben zueilen, ſo glühen die äußeren Enden noch in vollem Fanatismus und Chriſtenhaſſe. Nur in Tanger hat ſich der letztere durch die lange Anweſenheit der Konſuln und die vor zwanzig Jahren abgeſchaffte Sklaverei der Chriſten etwas gemildert.

Außer den Konſuln zählt man in Tanger ungefähr zwanzig chriſtliche Familien, die ſich unter dem Schutze der europäiſchen Flaggen daſelbſt niedergelaſſen haben, ſogar ein Kloſter, von zwei Franziskaner-Geiſtlichen beſorgt, den einzigen chriſtlichen Prieſtern in Marokko, von denen einer, der als Einſiedler auf dem Chriſtenkirchhofe lebt, bei den Mauren in größerer Achtung ſteht, der Andere, ein Welt- und Lebemann, bei den Chriſten mehr beliebt iſt.

Das Erſte, was dem Auge eines Europäers in einer arabiſchen Stadt auffällt, iſt die Volkstracht. Die von Marokko iſt einfach, aber maleriſch, und unterſcheidet ſich von der reichern und koſtbarern zu Algier. Die weſtlichen Mauren ſind der alten Einfalt treuer geblieben; ſie tragen weder Gold noch Edelſteine. Das eigenthümliche Hauptſtück des marokkaniſchen Koſtüms, das ihm ſeinen beſondern Charakter giebt, iſt der Haik, ein langer, ſehr weiter Rock von weißer Wolle, welcher den ganzen Körper einhüllt und, der römiſchen Toga ähnlich, Anmuth mit Würde vereinigt. Der Haik iſt aus einem weichen Stoffe gemacht, der ſich den Bewegungen anſchmiegt, ohne ſie zu hindern, der dem Gange und der Haltung Ernſt verleiht, was, nach dem Ausdruck der Mauren, „der Würde des Mannes wohl anſteht." Dieſe Toga gehört allen Klaſſen, von dem Sultan bis zum ärmſten Tagelöhner; da ſie aber ziemlich theuer iſt, ſo wird ſie meiſt nur von wohlhabenden Leuten getragen und bezeichnet eine gewiſſe Vermöglichkeit. Man zieht darunter weiße leinene Unterhoſen an und einen Kaftan, der um die Mitte des Leibes durch einen ſeidenen Gürtel zuſammengehalten wird. An den Füßen trägt man Pantoffeln oder gelbe Stiefeln. Den Kopf bedeckt ein Turban.

Die Kleidung der Landleute und der ärmeren Klaſſe in den Städten beſteht in einem groben Rocke von Leinwand oder Wolle, den man wie einen Sack über den Kopf zieht, und der ein wenig über das Knie her-

Digitized by Google

abfällt. Unter diesem wird weder Hose noch Hemd getragen; die Toilette eines Mauren ist demnach bald gemacht. Dieser Bauernkittel heißt Dschilabad und ist allgemein im Gebrauch.

Die Juden tragen den schwarzen Sulam, der auf den Schultern zusammengeheftet ist, und gehen mit entblößtem Kopfe.

Die mauriſchen Frauen, reiche ſowohl als arme, tragen alle den Haik; ſie bedecken damit den Kopf wie mit einem Schleier, ſo daß blos die Augen frei bleiben. Von hinten angeſehen, erſcheinen ſie wie unſere alten Druidinnen. Einige tragen einen großen Strohhut. Oft haben ſie kein anderes Kleidungsſtück als den Haik, und da dieſer bei ihnen aus einem feineren Stoffe beſteht, als bei den Männern, ſo verräth er oft Formen, die nichts weniger als ſchön ſind. Es iſt bekannt, daß das Fettſein zu den erſten Bedingungen mauriſcher Schönheit gehört; je dicker, deſto ſchöner. Um ſich vollends zu verunſtalten, umwickeln ſie die Füße mit Leinwandſtreifen, was ganz abſcheulich ausſieht.

Das zweite, nach der Tracht in den Städten am meiſten Auffallende iſt die allgemeine Stille. Sie iſt ſo groß, daß man in einem Dorfe zu ſein glaubt; in Europa hat jedes Dorf ſeine Glocke, eine mauriſche Stadt hingegen gar keine. Alle zwei Stunden ſteigt der Muezzin auf das Minaret, Soma; er pflanzt eine weiße Fahne auf und ruft mit eintöniger zitternder Stimme die Gläubigen zum Gebet. Man kann nichts Traurigeres hören, beſonders in der Nacht, als dieſe Stimme aus der Luft.

Tanger hat nur Eine Moſchee von einiger Bedeutung; ein hohes, viereckiges Minaret ſteigt daraus empor, mit grünen Ziegeln bedeckt, die im Sonnenſchein wie die Schuppen einer rieſenhaften Eidechſe glänzen. Die Moſchee hat keine Thorflügel. Die Gläubigen gehen zu jeder Stunde des Tages und der Nacht hinein, laſſen aber ihre Pantoffeln am Eingange zurück. Ich konnte nicht bemerken, daß der Prieſter eine andere beſondere Kleidung trug, wohl aber entgieng mir der grimmige, auffreſſende Blick nicht, den er jedesmal auf mich warf, ſo oft ich an ſeiner Moſchee vorübergieng, wobei ihn am meiſten zu ärgern ſchien, daß ich meine Stiefeln anbehielt. An eine Einführung in das Heiligthum iſt nicht zu denken; ein Chriſt, der aus freien Stücken eine Moſchee betritt, wird ſogleich vor den Kadi geführt, wo ihm keine andere Wahl gelaſſen wird, als zwiſchen der Abſchwörung ſeines Glaubens und dem Tode.

Wenn in Konſtantinopel den Konſuln aus beſonderer Gunſt, um die ſie bei der Antritts-Audienz nachzuſuchen haben, erlaubt wird, die Sophienmoſchee einmal zu beſuchen, bei welchem Beſuche der ruſſiſche Geſandte von einer wüthenden Frau eine Maulſchelle erhielt, weil er unvorſichtig auf den Boden ſpuckte: ſo würde das in Marokko noch viel ärger ausfallen, und kein Geſandter, wäre er auch noch ſo mächtig, dürfte es wagen, das Einlaßverbot zu übertreten. Ich durfte blos die drohenden Geberden der Vorübergehenden anſehen, als ich mich der heiligen Schwelle nur zu nähern wagte, um einen Blick in das Innere zu thun. Ohne Begleitung

Digitized by Google

wäre ich nicht ſicher geweſen, und doch iſt Tanger unter allen Städten des Reichs am meiſten an den Anblick der Chriſten gewöhnt.

Tanger, auf arabiſch Tandſcha, iſt nichts weniger als eine ſchöne Stadt. Die Häuſer ſind niedrig, unregelmäßig, ſchlecht gebaut und ohne alle architektoniſche Zierde. Sie ſind alle nach Einem Muſter zugeſchnitten: eine große viereckige Maſſe, ohne Fenſter nach Außen, mit einer Terraſſe ſtatt des Daches, und Alles weiß übertüncht. Man kann ſich leicht vorſtellen, daß dieſe großen weißen Würfel, einförmig und ohne Fenſteröffnungen, nicht eben heiter ausſehen und der Stadt keine Mannigfaltigkeit verleihen. Die Häuſer ſind ſich im Innern eben ſo ähnlich, wie im Aeußern; ſie haben alle, wie zu Pompeji, einen viereckigen Hof, auf den ſich ein Erdgeſchoß und ein erſtes Stockwerk öffnen, ſorgfältig mit eiſenbeſchlagenen und verriegelten Thüren verwahrt. Einige dieſer Höfe werden von Weinſtöcken und Feigenbäumen beſchattet.

Die Straßen, oder vielmehr die Fußſteige, welche ſich zwiſchen dieſen eiferſüchtigen Feſtungen hindurchſchlängeln, ſind eng, krumm, voller Steine und Unrath. Eine einzige derſelben iſt noch leidlich gerade und durchſchneidet die ganze Stadt von oben nach unten bis zu dem Hafen hinab. Sie wird durch einen großen Platz, den einzigen von Tanger, in zwei Hälften getheilt, deren obere mit zwei Reihen von Buden eingefaßt iſt. Mit ſolchen iſt auch der Marktplatz ſelbſt umgeben: es iſt das Palais Royal von Tanger. Aber welcher Schmutz, welcher Geſtank! Eine mauriſche Bude iſt eine Art ſchwarzer und tiefer Höhle, die in die Mauer eingeſenkt iſt, ohne Thür, mit einem Fenſter in der Höhe der Ellenbogen, worin die Waaren zur Schau ausgeſtellt ſind, und durch welches hindurch die Kunden, welche außerhalb ſtehen bleiben, bedient werden. Gravitätiſch unter ſeinem Schirmdache niedergekauert, verſieht der phlegmatiſche Verkäufer ſein Geſchäft und raucht dazu den Kif oder die Hadſchiſchia, zwei Pflanzen, welche bei den Mauren die Stelle des Tabaks einnehmen.

Alle Kaufläden werden von Männern gehalten, die Weiber werden eines ſo hohen Amtes nicht würdig erachtet. Die letzteren haben, als eigentliche Laſtthiere, Waſſer und Holz zu tragen. Oft gebraucht man ſie zum Umtreiben des Mühlſteins in den Mühlen; ſogar vor dem Pfluge ſieht man ſie oft, neben einem Eſel oder Maulthier eingeſpannt und mit dieſen die harte Arbeit theilend.

Mit den Buden leicht zu verwechſeln ſind die Tribunale und Amtsſtuben. Die hohen Beamten ſitzen mit untergeſchlagenen Beinen unter dem Fenſter, wie der Krämer; in dieſer Stellung ſpricht der Kadi das Recht und verwaltet der Muhtoſib die Polizei. Man führt den Angeklagten vor, der Fall wird ohne viel Redens vorgetragen, und das Urtheil auf der Stelle und ohne Appellation vollzogen.

In Polizei- und ſelbſt in Kriminalfällen kommen die Reichen meiſtens mit einer Geldſtrafe davon. Die Armen, welche nicht mit ihrem Beutel genug thun können, haben mit ihrem Körper zu büßen; ihr Antheil ſind

Digitized by Google

die Hiebe. Je nach der Größe des Vergehens ſchlägt man ſie entweder von vorn oder von hinten. Das Strafwerkzeug iſt ein Ochſenziemer, genannt Aſſil, den die Schergen auf der Schulter zu tragen pflegen. In keinem Falle dürfen dem Angeklagten mehr als 999 Streiche gegeben werden; man zählt ſie an einem Roſenkranze ab. Einem Diebe wird die Hand abgehauen.

Uebrigens hat man in Marokko eine große Mannigfaltigkeit von Strafen: bald wirft man den Verurtheilten in die Luft, ſo daß er beim Niederſtürzen, je nach dem Strafurtheil, einen Arm, ein Bein oder den Hals bricht, und die Scharfrichter ſind ſo gut eingeübt, daß ſie niemals ihren Wurf verfehlen; bald gräbt man denſelben bis an den Hals in die Erde und giebt ſeinen Kopf den Mißhandlungen der Vorübergehenden Preis. In andern Fällen nähet man ihn lebendig in einen todten Ochſen ein, oder bindet ihn an den Schwanz eines Maulthiers, das man zum Galopp antreibt. Oft füllt man ihm auch die Naſenlöcher, den Mund und die Ohren mit Schießpulver und zündet es darauf an. Der Pfahl, der Trog, die Verſtümmelung, der Haken ſind eben ſo viele verſchiedene Arten dieſer ſchrecklichen Strafmethode. Aber das vorzüglichſte und beliebteſte Geſetz iſt immer das Recht der buchſtäblichen Wiedervergeltung; man wendet es in allen thunlichen Fällen an. So hatte man kürzlich ein ſchaudererregendes Beiſpiel davon. Ein Garkoch, welcher überführt war, in Oel gebackenes Menſchenfleiſch verkauft zu haben, wurde nach und nach in kleine Stücke zerſchnitten, die man eines nach dem andern in einen ſiedenden Keſſel warf, und dann vor den Augen des Sterbenden den Hunden zu freſſen gab.

Da es keinem Manne erlaubt iſt, die Hand an eine Perſon des andern Geſchlechts zu legen, ſo giebt es für die Weiber eine eigene Scharfrichterin, welche per antiphrasin den Namen Ahriſa, „die Duldende", führt, wie bei den Griechen die Furien, „Eumeniden", die Wohlwollenden, hießen. Dieſe afrikaniſche Eumenide verhaftet die Frauen, peitſcht, köpft ſie, oder ſchneidet ihnen die Brüſte und Ohren ab. Je älter und häßlicher ſie iſt, deſto mehr Freude macht es ihr, die Jugend zu martern und zu verſtümmeln. Die weiblichen Strafen und Hinrichtungen gehen übrigens insgeheim vor ſich.

Der Zufall, der mich am Tage meiner Ankunft in eine Prozeſſion der Jambucha fallen ließ, machte mich am folgenden Tage zum Zeugen einer öffentlichen Hinrichtung. Man enthauptete vor dem Marktthore zwei Schleichhändler vom Riff. Sie waren des Verbrechens der beleidigten Majeſtät überführt, weil ſie den Landesherrn um ſeine Zolleinkünfte betrogen hatten, und dafür ſchnitt man ihnen mit einem ſchlechten Meſſer langſam den Kopf ab, wobei man hinten beim Genick anfing. Die unerſchrockenen Gebirgsmänner ertrugen dieſe gräuliche Marter mit ſtoiſchem Heldenmuthe; ſie ließen keinen Klagelaut hören und ſtarben ſchweigend. Nachdem die Köpfe vom Rumpfe getrennt waren, ließ man ſie zur Be-

Digitized by Google

ſchimpfung durch einen Juden einſalzen, und in dieſem Zuſtande wurden ſie zum warnenden Beiſpiel für die Menge auf die Mauer geſteckt.

Sobald die Hinrichtung beendigt war, liefen die Henker, ſo ſchnell ſie konnten, davon, verfolgt von den Steinwürfen des Volks. Auf dieſe Art bezahlen die Zuſchauer bei dieſen ſchrecklichen Tragödien jedesmal ihre Plätze. Hierin läßt ſich ebenfalls der Urſprung eines ſpaniſchen Gebrauchs nachweiſen. Zu Granada, der letzten Stadt, die dem Halbmonde entriſſen wurde, hat der Scharfrichter eine Wache vor ſeiner Thür und geht niemals ohne Begleitung aus, was darauf hinweiſt, wie ſehr die Granadaer noch in dieſem Punkte Mauren geblieben ſind, und daß der Henker dort denſelben Verfolgungen ausgeſetzt iſt, wie ſeine Kollegen dieſſeits der Meerenge.

Wie barbariſch aber auch die marokkaniſche Geſetzgebung ſei, ſo muß man ihr doch zum Ruhme nachſagen, daß ein Menſchenleben dort niemals der Willkür untergeordneter Behörden preisgegeben iſt; über alle Todesurtheile muß an den Sultan berichtet werden, und ohne ſeinen ausdrücklichen Befehl kann keine Hinrichtung ſtattfinden. Uebrigens bleibt es wahr, daß dieſer Befehl gewöhnlich in unbeſtimmten und zweideutigen Ausdrücken abgefaßt iſt und eine mehrfache Auslegung zuläßt. Dies iſt ein machiavelliſtiſcher Kunſtgriff: der Sultan hüllt ſeine Meinung abſichtlich in's Dunkel, um bei Gelegenheit die Verantwortlichkeit für einen ſchlecht verſtandenen Befehl auf einen Kaid oder Paſcha, den er verderben will, zurückſchieben zu können. Zwar ſcheint es, daß ein ſo abſoluter Deſpot, wie der Scherif oder Scherife, keines Vorwandes bedürfe, um ſich eines Mannes zu entledigen; aber es iſt immer klüger, ſelbſt in Afrika, wenn nicht das Recht, ſo doch den Schein des Rechts auf ſeiner Seite zu haben, und die Geldgier oder andere Leidenſchaften unter die Maske der Gerechtigkeit zu verſtecken.

Der Kaiſer iſt unumſchränktes Haupt der Kirche und des Staats, und ſein Wille iſt die einzige geſetzgebende Gewalt. Der Kaid oder Paſcha — denn es iſt dieſelbe Würde unter einem andern Namen — wird von dem Sultan erwählt und vertritt ihn unmittelbar. Er muß für die öffentliche Sicherheit ſorgen, und dazu ſteht ihm ein Regiment Soldaten zu Gebote. Er iſt zugleich Richter, Gemeindevorſteher und Militärbehörde, er macht das Geſetz und entſcheidet über die Strafe. Die niedere Beamtenſchaar iſt ſehr groß, kann aber jeden Augenblick gewechſelt werden; ſie erhält keine Beſoldung, weiß ſich aber durch Liſt und Betrug ſchadlos zu halten Der Kaid iſt auch gering beſoldet, denn er bekommt nur 20 Piaſter (100 Franken) monatlich, muß aber der kaiſerlichen Schatzkammer dreifachen Tribut entrichten. Das wird ihm leicht, da die Erpreſſungen viel Geld einbringen. Um aber den Verdacht zu großen Erpreſſungen von ſich abzuwenden, affektiren die reichſten Statthalter die größte Armuth. Der Kaid von Tanger bewohnt eins der einfachſten Häuſer in der Stadt und beſitzt eine Meile von den Stadtmauern entfernt einen kleinen Garten, wohin er jeden

Digitized by

Tag auf einem Klepper reitet, begleitet von einem Soldaten zu Fuß, mit dem er ſich auf dem ganzen Wege unterhält.

Tetuan.

Tetuan gilt im marokkaniſchen Reiche für eine ſchöne Stadt, und verdunkelt in dieſer Hinſicht Tanger, trotz der Pracht konſulariſcher Gebäude in letzterer; ſie hat einen mehr mauriſchen und eigenthümlichen Charakter. Viele ihrer Straßen ſind bedeckt und bilden unterirdiſche Gänge mit Thoren oder Gattern. Andere ſind mit Lauben überzogen, deren unerwartetes Grün eine köſtliche Friſche bereitet.

Kaufläden finden ſich daſelbſt in großer Menge und werden meiſt von Algierern gehalten, deren glänzende Tracht ſehr von der marokkaniſchen Einfachheit abſticht. Dieſe Algierer ſcheinen ziviliſirter zu ſein als die Eingeborenen, und gelten für gewandter in Handelsgeſchäften. Uebrigens ſind ſie bei der Bevölkerung nicht ſehr beliebt, die ihnen ihren Luxus und ihre religiöſe Lauheit vorwirft, und ſie beinahe, wie die Türken, als Ketzer behandelt. Das Viertel der Kaufleute, man könnte es das Algieriſche nennen, iſt ziemlich reinlich und belebt. Ueberhaupt iſt die mauriſche Stadt bei Weitem nicht ſo unrein und ſtinkend als die jüdiſche; die Straßen ſind zwar eng, krumm, voller Steine, und einige ſind ſehr ſteil, aber man kann doch durchkommen, während im iſraelitiſchen Quartier oft Berge von Unrath den Paß verſperren.

Man verkauft in dem Bazar, al Kaiſſeria, — rohe Seide, Pantoffeln, Gürtel von Fez und alle Arten von Kramwaaren und Schmuck. Andere Produkte einheimiſcher Induſtrie ſind die Aſulejos oder glaſirten Ziegel für Fußböden und die Eſteras, Binſenmatten, die in Tetuan ungemein wohlfeil angefertigt werden. Eben ſo fabrizirt man Schießpulver, Tabak, irdene Gefäße und viele Pantoffeln, aber am meiſten thun ſich die Einwohner auf ihre Gewehrfabriken zu Gute. Die Marokkaner ſind lächerlich eiferſüchtig auf ihre Gewehre, ſo grob auch dieſe gearbeitet ſind, und verbieten deren Ausfuhr ſtreng, aus Furcht vor Nachahmung. Die halbnackten Arbeiter in dieſen Schmiedewerkſtätten ſind von ſehr wildem, kräftigem Ausſehen, aber ihre Werkzeuge und ihr Verfahren ſind noch in der Kindheit der Kunſt. Von Perkuſſionsſchlöſſern haben ſie noch nichts gehört.

Tetuan iſt eine theokratiſche Stadt; man zählt darin 30 Moſcheen. Die Hauptmoſchee iſt von großem Umfange und impoſantem Aeußern. Aber das bloße Stehenbleiben nahe beim Eingange iſt einem Europäer gefährlich, und nur der bloße Säbel meiner Wache konnte mich ſchützen; die Weiber machten noch drohendere Mienen als die Männer. Um die Moſcheen herum halten ſich die Adul und die Taleb auf, die Gelehrten. Sie haben die Beſchäftigung öffentlicher Schreiber und bewohnen Buden, in denen ſie wie die Schneider ſitzen und mit Strohröhrchen, ohne andere Unterlage als ihre linke Hand, die zierlichſten Charaktere in geraden

Digitized by

Linien auf reinlichen Blättern bewundernswürdig zusammenreihen. Man kann keine schöneren Manuskripte sehen, und der Druck, den man in Marokko nicht kennt, könnte sie nicht schöner ausführen. Der Inhalt dieser Schreibereien ist dagegen um so thörichter, und unbedeutender; außer Abschriften von Dokumenten und Verträgen sind es empirische Rezepte, theologische Formeln oder kabbalistischer und astrologischer Unsinn.

Beinahe alle diese Taleb sind ausgezeichnet schöne Männer, die Elite der Bevölkerung. Herrliche Gestalten, beinahe alle durch eine Blässe ausgezeichnet, die sich noch verschönert und den Glanz des schwarzen und dicken Bartes, der auf ihre Brust herniederwallt, noch mehr heraushebt.

Um die Moscheen her finden sich auch die Schulen, Mektib. Hier werden Sprüche des Koran, auf die sich aller Unterricht beschränkt, auf kleine Brettchen geschrieben, von denen die Kinder lesen lernen. Man läßt sie dieselbe Lektion bis zum Ekel wiederholen; wenn sie dieselben auswendig wissen, läßt man sie die Schriftzüge nachahmen, und so lernen sie schreiben. Die Lehrmethode hat viel Aehnlichkeit mit der Lancasterschen, und wird seit undenklichen Zeiten im ganzen Orient ausgeübt. Die Kinder verlassen diese Schulen, sobald sie lesen und schreiben können, aber viele bleiben darin, bis sie den Koran ganz auswendig gelernt haben. Darauf gehen sie zu den höheren Lyzeen, Mudari, über, von diesen geht es auf die Universität von Fez, genannt Dar-el-i'lm, Haus der Weisheit. Dort wird, wer weiß auf welche Art, Grammatik, Theologie, Dichtkunst, Arithmetik, Astrologie und Medizin gelehrt; man erklärt die Ueberlieferungen und die Kommentare des Koran, wozu noch endlich das bürgerliche und das kanonische Recht kommt. Die Universität war im Mittelalter sehr berühmt; sie schrieb poetische Wettkämpfe aus, welche die Zöglinge der Musen von allen Theilen Afrika's nach Fez zogen. Die gekrönten Sieger erhielten unter andern Preisen ein schönes Pferd und eine schöne Sklavin.

Noch heutiges Tages ertheilt die Universität Fez die Grade eines Taleb oder Lizentiaten, Fkih, Doktor, und eines A'lem, Gelehrten. Das Haupt dieser verehrten Körperschaft ist der Mufti, dessen Gewalt sich nicht blos in theologischen Angelegenheiten, sondern auch in Sachen der Gesetzverwaltung über das ganze Reich erstreckt. Die Sprache von Marokko ist das Arabische, mit den Idiomen der Amazirgen oder Berbern vermischt, selbst spanische Wörter und andere fremdartige Bestandtheile enthaltend.

Will man sich ein Bild von den Elementarschulen machen, so stelle man sich einen Haufen nackter oder lumpiger Kinder vor, unordentlich beisammen sitzend in einer dunkeln mit Gestank erfüllten Halle; einen alten Meister, der in schmutziger Kleidung und zerknittertem Turban statt des Szepters einen furchtbaren Stock in der Hand hält, auf einem Tische sitzt wie der Mogul auf einem Thron, und mit den Fingern in einem verwirrten gräulichen Barte zaust. Die unglücklichen kleinen Gefangenen

Digitized by Google

in dieſer Höhle ſagen in endloſem Chorus die Verſe des heiligen Buches her. Bei jedem Fehler ſetzt es harte Worte, und oft genug ſauſt der Stock des Pädagogen den Unachtſamen auf den Rücken.

---

5. Landſchaftlicher Charakter der Wüſte.*)

Es giebt keine Gegend auf Erden, die eine reinere Atmoſphäre hätte, als die Wüſte Zentral-Afrika's; ſie iſt beinahe ohne alle Dünſte, die Sonne gießt über die Bodenfläche einen blendenden Glanz aus, und Alles, worauf dieſes Licht fällt, ſpiegelt in wunderbarer Helle; was im Schatten bleibt, hebt ſich ſcharf ab und bildet auf der Oberfläche der Wüſte eben ſo viel dunkle Gegenſtände. Aber dieſe Härte, im Gegenſatz zwiſchen Licht und Schatten, nimmt der Landſchaft im Ganzen alle Anmuth und Harmonie; ſie hat vielmehr etwas befremdend Großartiges, ſie iſt hart und wild; ſie bildet einen völligen Kontraſt zu einer niederländiſchen Landſchaft. In der Tageszeit, wo das Licht am ſtärkſten wirkt, ließe ſich dieſe bizarre Natur mit ihrem Spiegelglanze gar nicht wiedergeben; nur bei Sonnenaufgang oder am Abend, wenn das Geſtirn des Tages hinabgeſunken iſt, möchten die Hauptzüge, welche die Wüſte darbietet, ſich einigermaßen annähernd zeichnen oder malen laſſen. Aber auch Morgens und Abends thut dieſe Landſchaft europäiſchen Augen gewiſſermaßen weh, und wer nicht in Afrika geweſen iſt, wird geneigt ſein, maleriſche Darſtellungen derſelben für unwahrſcheinlich oder übertrieben zu halten. Der Anblick der Wüſte, der unermeßliche Horizont, die Einförmigkeit und das tiefe Schweigen, welches auf dem Ganzen ruht, machen einen gewaltigen Eindruck auf Jeden, der ſich zum erſten Mal in eine ſolche Welt verſetzt ſieht. Das Meer und das Eis in den Polargegenden haben eine ähnliche Wirkung; man fühlt ſich einſam und ſchwach in einer ſo großartigen und doch ſo einfachen und einförmigen Naturumgebung; es lagert ſich tiefer Ernſt über unſern Geiſt, unſere Gedanken faſſen ſich zuſammen und gewinnen an Tiefe; bei religiöſen Menſchen wird das Gefühl noch inniger, die Einbildungskraft dichteriſcher Naturen gewinnt höheren Flug. Und dabei wird inmitten dieſer Wüſte der Stolz des Menſchen wach, denn er fühlt ſich hier als den Herrn der Schöpfung, er bekämpft die Wüſte und wappnet ſich gegen tauſend Gefahren; er fühlt in der Einſamkeit ſich gehoben.

Für jeden Anblick, welchen die Wüſte darbietet, haben die Araber eine beſondere Benennung, dieſe iſt aber nicht immer dieſelbe, ſondern verſchieden in Waegla oder in Tripoli, in Kordofan oder Bornu. Die Wüſte

---

*) Die Afrikaniſche Wüſte, vom Grafen d'Escayrac de Lautüre. (Herausgegeben von K. Andree, Leipzig 1855.)

Digitized by

ist bewohnbar, Fiafi, oder unbewohnbar, Khela; sie hat Gesträuche, Haitia; ist bewaldet, Ghaba; steinig, Serir, oder mit großen Felsblöcken übersäet, Warr. Sie heißt, wenn sie eine Hochfläche bildet, Dschebel (Gebirge), im Gegensatz zum maritimen Flachlande, Sahel oder Nedsched im Gegensatz von Tehama.

Der 17. Breitegrad bildet die äußerste Grenze der Sommerregen und die natürliche Grenze der Wüste und des Sudan; zwischen dieser Linie und der Grenze der Sommerregen erblickt das Auge nur ungeheuere Sandebenen, Dünen, welche fortwährend vom Winde gepeitscht werden, ausgedehnte Hochflächen mit nacktliegendem Gestein und besäet mit dunkelem Getrümmer. Der Pflanzenwuchs mangelt dieser öden Region; er hat sich in die Tiefthäler an dem Nil oder in die quellenreichen Oasen geflüchtet.

Die Sahara selbst ist ein ungeheures Tafelland*) von 1000 bis 2000 Fuß Erhebung über den Meeresspiegel, das aber nach Süden sich absenkt und am Tschadsee und Scharifluß ist die Höhe über dem Meere nur etwa 350 Fuß. Die Einsenkungen innerhalb des großen Tafellandes, „Wady" genannt, sammeln gewöhnlich das Wasser und bilden fruchtbare Oasen.

6. Die Dattelpalme in Fezzan.**)

Ganz Fezzan und halb Tripolitanien lebt von der Dattelpalme. Hier ist jede Thür, jeder Pfosten aus Dattelholz gemacht; in den Häusern besteht die Decke der Zimmer aus Dattelstämmen, zwischen und über welche Zweige gelegt sind, wie bei uns das Rohr. Die ärmeren Leute wohnen in Hütten, ganz von Palmenzweigen zusammengebaut; Palmenzweige liefern das gewöhnliche Feuerholz. Die armen Kerle bringen sie von 6—8 Meilen weit her nach der Stadt und verkaufen hier zwei Bündel, soviel wie ein

*) Man hielt bisher die Sahara großentheils für ein Tiefland; auch Graf d'Escayrac de Lautüre meint noch, die Ebenen der Sahara lägen tiefer als das Meer. Dieser Irrthum ist nun durch die neuesten Reisen der Herren Overweg, Barth und Vogel zerstört. Dr. Ed. Vogel sagt: „Die höchste Erhebung, die ich zwischen Tripoli und Kuka erreicht habe, ist unter 20° 36' nördl. Br. bei El Wahr. Der Boden steigt von Tedgerri an bis dahin von 1500 bis 2050 Fuß auf; die Hügel, die auf diesem Kamme liegen, erheben sich bis zu 2500 Fuß. Von dort aus senkt sich das Terrain wieder sehr allmählig nach der Oase Tiboo zu, welche 1100 Fuß über dem Meere liegt. Ihre höchste Bergspitze erhebt sich bis zu 1700 Fuß, die tiefste Stelle (Salzwerke bei Bilma) liegt 1000 Fuß hoch. Nachdem man wieder eine unbedeutende Erhebung passirt hat, kommt man zum Thale von Agadem, 1000 Fuß, die Hügel 150—200 Fuß hoch. Die Wüste von Tintumna liegt 970 Fuß, dann erhebt sich wieder das Land zu einem Kamme von 1100 Fuß (Fuß und Meilen englisch), der, 40 Meilen vom Tschadsee, allmählig zu diesem abfällt."

**) Dr. Ed. Vogel (Reise nach Zentral-Afrika in Dr. Petermann's „Mittheilungen." IX. S. 247 ff.).

Digitized by Google

Menſch ſchleppen kann, für 1 Piaſter = 2 Pence. Datteln ſind das Futter für Menſchen und Thiere; Kameele, Pferde, Hunde, Alles ißt Datteln hier. Sogar die Steine derſelben werden eingeweicht und in dieſer Form dem Viehe gegeben. Denn es giebt hier durchaus kein Gras oder ſonſtiges grünes Futter für das Vieh, ein wenig Safsfah (Melilotus, Steinklee) ausgenommen, der mit derſelben Mühe wie das Korn in Gärten gezogen wird und deshalb ſehr hoch im Preiſe ſteht.

Von den ungeheuren Maſſen, in denen die Dattelpalme ſich hier vorfindet, kann man ſich kaum eine Vorſtellung machen. Als Abd el Gelil Sokna belagerte (1829), ließ er, um die Stadt zur Uebergabe zu bewegen, die Palmen in den Gärten fällen, und es hieben ſeine Leute in ſieben Tagen 43,000 um, und trotzdem ſtehen jetzt noch gegen 70,000.

Der Ertrag, den ſie bringen, iſt verhältnißmäßig gering: hundert große Bäume geben im Durchſchnitt 40 Zentner Datteln, die hier einen Werth von 1 Pfund 15 Sh. engl. haben. In Tripoli würde die gleiche Quantität ſchon viermal mehr koſten. Die Datteln werden, ſowie ſie geſchnitten, auf dem Boden zum Trocknen ausgebreitet, und wenn ſie ſteinhart geworden ſind, in den Sand vergraben. So halten ſie ſich gegen zwei Jahre; allein ſchon etwa nach 18 Monaten kommen die Würmer dazu, und nach dem fünften halben Jahre wird man kaum mehr als die Kerne finden.

Als Nahrungsmittel ſind Datteln ſehr erhitzend, weshalb man ſie nicht gern den Leuten auf der Reiſe giebt*), indem dieſelben zu viel darnach trinken müſſen. Am beſten und wohlſchmeckendſten ſind ſie mit Gerſtenmehl, Zumita, zu einem Teig geknetet. Wenn man die innerſten Blätter, das Herz, aus der Palme herausſchneidet, ſo ſammelt ſich in der Höhlung ein trüber, ſüßlicher Saft, „Lagbi," der recht erfriſchend und ſanft abführend wirkt. In wenigen Stunden geht derſelbe in Gährung über, wird ſauer und iſt dann ſtark berauſchend. Uebrigens wird der Saft nicht abgezapft, wie bisher vielfach behauptet wurde. Aus den reifen Früchten wird Syrup gemacht, der vorzüglich dazu dient, Lederſchläuche ölicht zu machen, und ein Branntwein „Arogi" gebrannt.

Im Frühjahr (April) blüht die Palme und wird dann künſtlich befruchtet, indem man mit einem ſpitzen Stocke die weiblichen Blüthenriſpen öffnet und ein Bündelchen mit männlichen Blüthen dazwiſchen klemmt — eine männliche Palme reicht für hundert weibliche hin —; das iſt die einzige Mühe, die der Baum macht; er wird keineswegs „mühſam" bewäſſert,

*) Die Datteln ſind auch für die Wüſtenreiſe unſchätzbar; mit einer Handvoll Datteln und einem Schluck Waſſer hält der Beduine gar oft ſein Mittagsmahl. Merkt eine voranziehende Karawane, daß in der nächſten Oaſe die Nahrungsmittel ausgegangen ſind, ſo hinterläßt ſie wohl ihren Nachfolgern einen Vorrath von Datteln auf freier Straße, nur mit einem Stückchen Holz bezeichnet, und jeder Reiſende hält ſo ein Depot heilig.

Digitized by Google

nur etwa für die erſten ſechs Monate, nachdem er gepflanzt iſt. Man pflanzt ihn in ein Loch, das mit verweſtem Dünger angefüllt worden; ſpäter iſt ihm Waſſer nicht nur unnütz, ſondern hier ſogar höchſt ſchädlich, da es das Salz auflöſt, welches im Ueberfluß im Boden enthalten, und dadurch die Wurzeln tödtet.

Das Dattelholz iſt ziemlich zähe, kann aber ſeiner groben Faſer wegen nicht in dünne Bretter zerſägt werden (weshalb hier Thüren und Fenſterläden von halben Stämmen zuſammengeſetzt ſind); der Baſt, welcher die jungen Zweige einhüllt, giebt ſehr gute Stricke. Junge Dattelpalmen bilden ein nicht zu durchdringendes Dickicht, indem die Blätter ungemein hart und ſpitz ſind, und der niedrige Stamm zahlloſe Zweige nach allen Richtungen ausſtreckt. Alljährlich bringt die Palme einen neuen Kreis Blätter hervor. Der unterſte Kreis ſtirbt ab, wird aber nicht abgeworfen, ſondern bleibt verdorrt ſtehen. An wenig bewohnten Orten, wo dieſe Zweige nicht für häusliche Zwecke geſammelt werden, iſt dann der ganze Stamm in dieſelben eingehüllt, da ſie ſich mit der Zeit immer tiefer hinabbeugen, was einen ganz ungemein wilden Anblick giebt.

Die Höhe der ausgewachſenen Dattelpalmen variirt von 40 bis 70 Fuß; ſie werden bis gegen hundert Jahre alt.

Die Früchte variiren wie unſere Pflaumen und Kirſchen, und in der Umgegend von Murzuk in Fezzan zählt man nicht weniger als 37 verſchiedene Arten, die alle ihre beſonderen Namen haben. Da giebt es große von Fingerlänge und wieder ganz kleine, grobe und feine, gelbe, rothe, braune, grüne, ſchwarze in den verſchiedenſten Farbenmiſchungen, und die arabiſche Sprache iſt für ſolche Unterſchiede ſehr reich.

---

7. Reiſe durch's Tibbuland und Gegend um Aſchenumma.

Ein Brief Dr. Ed. Vogel's an ſeine Mutter.*)

(Aſchenumma, 26. Nov. 1853.)

Ich habe ſo eben einen Mann aufgetrieben, der mit Depeſchen von mir nach Murzuk gehen will, und da kann ich denn nicht umhin, Dir den erſten und einzigen Brief, den je ein Sterblicher von Aſchenumma (eine Oaſe, in der Mitte der großen Wüſte Sahara gelegen) empfing, zu überſenden.

Ich habe eine ſehr beſchwerliche Reiſe von Murzuk bis hierher gehabt und 15 Tage lang nichts als Sand und Himmel geſehen, auch nicht

*) Dr. Petermann's „Mittheilungen" a. a. O.

Digitized by Google

das kleinſte Hälmchen Gras. Jetzt bin ich, Gott ſei Dank! nur noch 20 Tagereiſen vom See Tſchad und dem prächtigen grünen Bornu entfernt, und, allen Aufenthalt eingerechnet, hoffe ich ſicher, Neujahr in Kuka feiern zu können.

Ich bin ſo wohl, als die Umſtände erlauben, nur etwas matt, was ſehr natürlich iſt, wenn man bedenkt, daß ich zwanzig auf einander folgende Tage täglich 13 Stunden zu Pferde geſeſſen habe und dabei jede Nacht zwei Stunden Wache gehalten, ohne irgend eine andere Nahrung als Reis und eine Art Graupen von Weizenmehl in Waſſer gekocht, und hin und wieder eine Hand voll Datteln. Hier haben wir Fleiſch im Ueberfluß, ich genieße aber nur die Brühe davon, da mein Magen etwas ſchwach iſt, und man ſich hier mehr als irgendwo vorſehen muß, Schwerverdauliches zu genießen.

Wenn Du nur einen Blick auf dieſe Gegend werfen könnteſt, auf dieſes Meer von Sand mit ſeinen Inſelchen von Palmen und den ſchwarzen Felſen, die überall nackt und kahl emporſtarren, und wenn Du mich ſehen könnteſt, faſt ſchwarz gebrannt von der Sonne in halb arabiſcher, halb europäiſcher Kleidung, in meinem Zelte platt auf der Erde liegend, während ich dieſe Zeilen ſchreibe! Denn mein ganzes Ameublement beſteht aus einem Feldſtuhl und einer Matratze nebſt zwei Strohmatten; mein Tiſch hat ſchon längſt in Zeltpflöcke und Brennholz verwandelt werden müſſen.

Da Du eine ſo große Freundin von Thieren biſt, ſo würden Dir meine beiden Pferde, ein graues und ein braunes, viel Freude machen; ſie ſind ſo zahm, daß ſie mir wie Hunde überall nachlaufen, und wenn ich eſſe, ſicher kommen, um ſich ein paar Datteln zu holen. Das graue Pferd iſt ſehr ſchön und ein Geſchenk von Haſſan Paſcha, dem Gouverneur von Murzuk; das braune Pferd, auf dem ich in Tripoli reiten gelernt, iſt auch recht hübſch, aber ſo unbändig, daß keiner meiner Begleiter es je beſteigen will; ich bin die einzige Perſon, die es nicht abwirft.

— Geſtern machte ich dem Sultan von Tibu, in deſſen Lande ich mich augenblicklich aufhalte, meine offizielle Viſite. Er lebt in einem kleinen Erdhäuschen mit Palmenzweigen bedeckt, und empfing mich in einem Zimmer, das außer ihm und den Vornehmſten des Volks noch zwei Ziegen und ein Pferd beherbergte. Se. Majeſtät ſaß auf einer niedrigen Bank von Rohr, gekleidet in eine blaue Blouſe, mit einem ungeheuern, furchtbar ſchmutzigen Turban auf dem Kopfe. Ich gieng auf ihn zu und gab ihm die Hand, zum Zeichen, daß ich ihn für keine über mir ſtehende Perſon hielt — zum Erſtaunen aller Tibu's — und erkundigte mich nach ſeinem Befinden. Er fragte mich dagegen, wie ich die Königin von England verlaſſen, und verſicherte mich, daß ich ohne alles Bedenken ſein Land durchziehen könne, da er Alles für mich thun werde,

Digitized by Google

was er thun könne. Er war ſehr erfreut über meine Abſicht, einen Kourier nach Murzuk zu ſenden, den erſten einzelnen Boten, der je dieſe Reiſe gemacht, und verſprach mir, etwaige Briefe, die ich nach Kuka ſenden wolle, ſicher zu befördern. Ich beſchenkte ihn darauf zu ſeiner großen Freude mit einem rothen Burnus und Kaftan, einem Stück Mouſſelin, einer rothen Mütze, zwei Raſirmeſſern und einigen Stück grauem Kaliko.

So wie ich zu meinem Zelt zurückgekehrt war, ſchickte er mir dagegen zwölf große Schüſſeln mit gekochtem Reis und ein fettes Schaf, welche Vorräthe von meinen Leuten in weniger als einer Stunde verſchlungen wurden.

— Ich wurde ſo eben im Schreiben durch etwa ein Dutzend vom ſchönen Geſchlecht unterbrochen, die, eine augenblickliche Abweſenheit meines Bedienten benutzend, ſich in mein Zelt gedrängt hatten, wo ich viel Noth hatte, ſie mir vom Leibe zu halten. Ich beſchenkte jede mit vier Nähnadeln, über welche ſie höchlichſt entzückt waren.

Die Damen hier zu Lande tragen im linken Naſenflügel einen großen Knopf von rother Koralle, ihre Kleidung aber beſteht in einem Stück Kattun von etwa einer Elle Breite und drei Ellen Länge, welches ſie um den Leib wickeln. Uebrigens ſind ſie mit einem glänzend ſchwarzen Fell angethan, welches ſie durch übermäßiges Einölen zu verſchönern ſuchen. Ihr Haar iſt in unzählige kleine Zöpfchen geflochten, die gleichfalls von Fett triefen.

Höchſt unangenehm und drückend finde ich hier den Mangel an Geld; Alles wird mit Stückchen Kaliko bezahlt, und das giebt natürlich ein ewiges Ausmeſſen und Abſchneiden, was höchſt läſtig iſt.

— Der Ort hier liegt an einem großen, ſteilen Felſen, der faſt wie der Königſtein ausſieht, aber in jeder Richtung durchwühlt iſt. Dieſer Felſen bildet nämlich den Zufluchtsort der Eingeborenen, wenn ſie von den Tuariks, einem räuberiſchen Araberſtamme, weſtlich von hier wohnend, angegriffen werden. Ein ſolcher Angriff erfolgt faſt alle zwei Jahre, und es wird dann Alles mitgenommen, was transportabel iſt; die Männer werden niedergemacht, Weiber und Kinder aber in die Sklaverei geführt. Dieſelben Herren wollten auch unſerer Karavane einen Beſuch abſtatten, und während dreier Nächte ſchlief ich nicht anders, als mit dem Revolver zur rechten und einer Doppelflinte zur linken Hand; allein ſie fanden uns ſtets zu ſehr auf unſerer Hut und zu ſtark, und ſo ſind wir denn bis jetzt ungeſtört und unbeläſtigt geblieben.

Das Wetter iſt hier recht unausſtehlich; fortwährend Nordoſtwind und Staub, der die Sonne verdunkelt; am Morgen eine Temperatur von 8 Grad und Mittags von 30 Grad Réaumur! Apropos! Was denkſt Du wohl, was ich dem Boten gebe, der mit dieſen Zeilen über 500 engliſche Meilen weit durch eine Wüſte ohne alle Spur von Ve-

Digitized by Google

getation geht und dann denſelben Weg wieder zurück machen, dabei ſein Kameel und ſich erhalten muß und keinen Augenblick des Lebens ſicher iſt? Alles in Allem drei preußiſche Thaler.

8. Eine Negerhütte in Adamava.*)

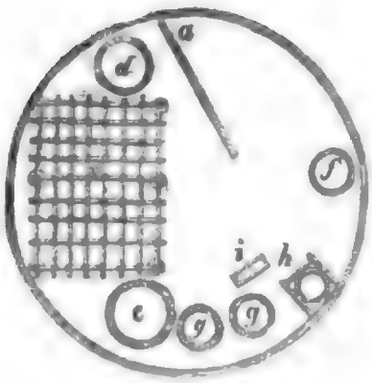
Früh am Morgen (8. Juli — die Reiſenden waren aus Jola ausgewieſen) erreichten wir Mubi, wurden jedoch ſo ungaſtfreundlich aufgenommen, daß wir große Schwierigkeit hatten, ein Quartier zu finden, und mußten, als wir uns endlich auf eigene Hand ein Obdach verſchafft hatten, den ganzen Tag um ſeinen Beſitz kämpfen, da uns ein ſtreitſüchtiger Mallam wieder gewaltſam daraus entfernen wollte.

Allerdings war es für dieſe Lande ein recht gemüthliches Häuschen und wohl eines Streites werth; nur das Dach war in dieſer Jahreszeit (des Regens) zu tadeln, während es für die warme Jahreszeit vortrefflich war. Denn da es nicht dicht auf der Thonwand auflag, ließ es eine anſehnliche Menge Luft ein, die bei feuchtem Wetter eine etwas zu große Kühlung verurſachte. Sonſt aber war dieſe kleine Behauſung ſo behaglich eingerichtet, daß ſich nicht Jeder mit Gleichmuth daraus verjagen laſſen würde. Glücklicherweiſe ertrug die beſſere Hälfte des Ehepaares das Ungemach mit mehr Gemüthsruhe und ich dagegen fügte mich willig in die kleine Beſchwerde, die ſie mir verurſachte, indem ſie ſich von Zeit zu Zeit an der Thüröffnung — natürlich in dieſen einfachen Behauſungen zu gleicher Zeit das Fenſter — ſehen ließ, und bald den einen, bald den andern kleinen Gegenſtand ihres einfachen Hausgeräthes ſich ausbat, bald ein altes Kleid, das in der Kornurne verſteckt war, oder eine Schöpfkelle oder ihre kleine lederne Schmuckbüchſe. Meine drei Leute waren ſo krank und bewußtlos, daß ſie leichenähnlich auf dem Boden meiner Hütte umherlagen. Wirklich war der Zuſtand ſo bedenklich, daß er uns auch am folgenden Tage am Aufbruch verhinderte, ungeachtet uns bei dem gänzlichen Mangel an Gaſtfreundſchaft der Aufenthalt hier keineswegs angenehm ſein konnte. Ich hatte daher, da das unfreundliche Wetter und mein eigener ſehr angegriffener Zuſtand kein Umherſtreifen erlaubten, volle Muße, die Bauweiſe meiner Reſidenz bis in's Einzelne zu ſtudiren.

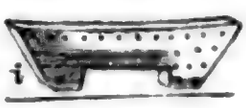
Die Hütte, die etwa 12 Fuß im Durchmeſſer maß, war in dem gebräuchlichen Bango-Style erbaut, d. h. ſie beſtand aus Thonmauern mit einem gut geflochtenen Rohrdache.

*) Dr. Bahrdt, Reiſen ꝛc. II. (Gotha, Perthes 1857).

Digitized by Google



Die Thüröffnung a, wie gewöhnlich einige Zoll über dem Boden erhaben, war 3 Fuß hoch und 15 Zoll weit, und so allerdings für sehr starke Leute nicht geeignet. Von der Wand zur Rechten der Thür lief eine etwa 6 Fuß lange Querwand, „die Schutzmauer der Häuslichkeit" — von derselben Höhe, wie die Thonwand, aber oben offen und mit dem Dache nicht verbunden, in schräger Linie durch die Hütte, einen Theil des Gebäudes abtrennend und ihm einen größeren Grad von Heimlichkeit verleihend. In dem so gegen die Thüröffnung abgesonderten Raume war das Bett c, das wie gewöhnlich aus einem Gestell von jungen Baumästen bestand und auf etwa 3 Fuß hohen Thonstützen ruhte. Am Kopfende des Bettes stand die Kornurne d, etwa 6 Fuß hoch und im breitesten Theile 2 Fuß im Durchmesser. Die Bestimmung derselben, sowie einer anderen breiteren, aber nur halb so hohen Urne am Fuß des Bettes war die, einen gewissen Vorrath von Korn stets zur Hand zu haben; daneben diente dieser wohlgesicherte Winkel noch zu einem Versteck für allerlei kleine Habseligkeiten der Frau. Zur Seite der kleinen Kornurne am Fuße des Bettes waren zwei thönerne Postamente g, um Töpfe oder sonst etwas aus der Hand zu stellen, eins etwas größer als das andere. Dann folgte die einfache afrikanische Kochstelle, noch eben unter dem Schutze der das Gemach durchschneidenden Scheidewand, aber so, daß sich ihr äußeres Ende genau mit ihr auf derselben Linie befand. Die Küche bestand aus einem engen Plätzchen von etwa 16 Zoll Breite, das auf jeder Seite von einer niedrigen Mauer eingeschlossen war, um das Feuer zu beschützen, und der einfache Herd h war von drei in Gestalt eines runden Steines geformten Thonerhebungen gebildet, worauf der Kochtopf stand. Ein ansehnlicher Grad von Behaglichkeit sprach sich jedoch in einem noch zur Küche gehörigen Geräth aus, nämlich einem kleinen, aus sehr hartem Eichenholz gefertigten und mit regelmäßigen löcherartigen Vertiefungen nett gezierten Schemel i mit leicht ausgetiefter Oberfläche, auf welchen sich die Hausfrau bei Besorgung der Küche bequem niederlassen kann.



Während durch diese Anordnung einer Quermauer dem ganzen bisher beschriebenen Theil der Hütte ein gewisser Grad von Heimlichkeit und Abgeschlossenheit gesichert war, blieb ein ansehnlicher Theil zur Linken der Thüre unbeschützt, gleichsam als Eintrittsraum für jeden Bekannten — Unbekannte werden natürlich gar nicht in die Hütte eingelassen — und hier stand eine große Wasserurne f, die stets an ihrem Platze blieb und mit Hülfe kleiner Urnen gefüllt wurde.

Die interessanteste und am meisten auffallende Eigenthümlichkeit dieser einfachen afrikanischen Wohnstätten besteht darin, daß sie gar keine Vor-

Digitized by Google

kehrung zum Aufbewahren von Kleidungsſtücken haben, außer daß, wie ſchon geſagt, gelegentlich ein Kleid in die Kornurne geſtopft wird — ein hinreichender Beweis, was für ein unbedeutender Theil des Haushaltes in dieſen Gegenden die Kleidung iſt. Ein Hemd, ein Beinkleid und eine Mütze genügen dem Manne und dieſe Sachen trägt er meiſt ſo lange, bis ſie nicht mehr Stich halten; ſelten hat er ein Paar überflüſſige Sandalen; die Frau beſitzt allerdings 2 Tücher oder Kleider, wie wir ſagen würden, und ein Paar kleine Lederbüchſen, aber das findet leicht irgendwo ſeinen Platz. Uebrigens war aus der Hütte, die ich in Beſitz genommen, der kleinere Hausrath, der eigentlich bewegliche Theil entfernt und was oben beſchrieben iſt, haftete Alles feſt an ſeinem Platze.

Siebzehnter Abschnitt.

1. Ein Blick auf die Baudenkmale Aegyptens. — 2. Die Pyramiden und ihre Umgebung. — 3. Der Nil. — 4. Die Zigeuner in Aegypten. — 5. Ueber die Entdeckung der Nilquellen.

1. Ein Blick auf die Baudenkmale Aegyptens.*)

Aegypten ist ein Land der Wunder; sein Himmelsstrich, seine Fruchtbarkeit, seine zahllose Menge von alten Denkmälern und seine mancherlei Naturerscheinungen erregen Bewunderung und Erstaunen; Denkmäler, an denen viertausend und vielleicht noch mehr Jahre vorübergegangen sind, haben in ihrem Innern noch Gemälde aufzuweisen, die so neu scheinen, als ob sie erst vor Kurzem verfertigt worden wären; die ungeheuern Massen, welche die Aegypter auf einander gehäuft haben, und die zahlreichen Grabgewölbe in den Bergen verrathen eben so viel Kunstgeschicklichkeit, als Sinn für das Große und Uebersinnliche.

Aegypten ist von Aethiopien her bevölkert worden: eine Kolonie aus diesem Lande ist dem Laufe des Nils gefolgt und ließ sich in dem südlichsten Theile des Landes, Aegypten, nieder. Seine mittäglichen Gegenden sind zuerst bevölkert worden, und je näher die Monumente am Wendekreise liegen, desto älter sind sie. Es bildet sich gleichsam eine Generation von Denkmälern, und das Alter eines jeden beträgt dreimal mehr, als das Alter der ältesten Staaten von Europa.

Alle Tempel und Paläste sind von Sandsteinen erbaut; blos zwei bis drei sind von Kalkstein, und nimmt man die Obelisken und Kolossalbildsäulen aus, so findet man allein unter den Trümmern von Alexandrien und in seinen Moscheen mehr Granit verarbeitet, als man von Kahiro aus bis zu den Wasserfällen antrifft. Erst dann hat man die Denkmäler

*) Nach dem „Narrative of a journey in Egypt and the country beyond the Cataracts. By Thomas Legh, Esq." Vergl.: „Malerische Reise in Aegypten und Syrien ꝛc." Leipzig, bei Gerhard Fleischer, 1820.

Digitized by Google

ganz von Granit aufgeführt, als der Sitz der Monarchie nach Memphis verlegt wurde, worauf man Oberägypten alles das raubte, was man fortschaffen konnte, um damit die anderen Theile des Landes zu bereichern. Aus den Felsen von Elephantine zog man die ungeheuern Blöcke, aus denen man die thurmhohen Obelisken meißelte und die wunderbaren Kapellen zu Sais und Butos erbaute. Die Arbeiter, die dazu erforderlich waren, um sie vom Felsen loszumachen, sie auf Flöße zu bringen, 220 Stunden von den Steinbrüchen fortzuschaffen, sie zu behauen, auszuhöhlen, zu poliren u. s. f., zwingen uns Achtung ab eben sowohl vor der Wissenschaft und Geschicklichkeit, als vor der Ausdauer und Beharrlichkeit der alten Aegypter. Die bloße Aufstellung eines Obelisks ist noch jetzt hinreichend, einem Baumeister einen berühmten Namen zu machen, und die Aegypter haben eine große Anzahl derselben aufgerichtet.

Alle diese Denkmäler liefern den Beweis, daß Alles in diesem Lande für die Götter und die Könige gebaut worden ist. Es sind jetzt noch fünf ungeheuer große Paläste und vierunddreißig Tempel vorhanden.

Bei den alten Aegyptern war ein Tempel nichts Anderes, als ein großes Buch, das ihrer Ehrerbietung und Anbetung geöffnet war, und das ihnen die Gottesfurcht lehren sollte. Auch sind alle zum Gottesdienste gehörigen Orte inwendig und auswendig mit religiösen Bildern und heiligen Lehrsprüchen bedeckt. Man trifft sie an unter den Säulengängen (Arkaden) an den Säulen, in den niedrigen Sälen, an den Wänden der Treppen und in den langen Gängen. Lebhafte und schreiende Farben, welche diese Gemälde verschönern und auffallend machen sollten, mußten dazu mitwirken, die Einbildungskraft zu erschüttern, während das feierliche Halbdunkel in den Tempeln zum heiligen Schauer und zur Anbetung stimmte. In den Vorsälen der Tempel trifft man Zeichnungen, welche auf die Kenntniß der Gestirne sich beziehen; die Tempel zu Dendera und Esneh gehören zu den neuesten Gebäuden des alten Aegyptens, und zeugen von dem Zustande der Sternkunde, wie sie vor 4800 Jahren blühete!

Der Zweck, nach welchem die Aegypter ihre Denkmäler bearbeiteten, war ihre ewige Dauer. Zwanzig Tempel sind jetzt noch vollkommen so gut erhalten, als wären sie vor wenigen Jahren erbaut.

Als die Aegypter ihre ersten Säulen errichteten, schienen sie keine andere Idee zu verfolgen, als einen Lotuskelch*) auf seinem Stengel darzustellen. Die Franzosen, welche unter Napoleon die Unterneh-

*) Die Lotus- oder ägyptische Seeblume (Nymphaea Lotus *L.*), mit weißen Blumen und herzförmig gezähnten Blättern, spielt in der Religion der Hindu's wie bei den Aegyptern eine große Rolle. Sie ist, wie ihre Verwandte, die Nymphaea Nelumbo (mit bald weißen, bald röthlichen Blumenblättern, von der Größe unserer Sonnenblumen), durch ihre Wurzel und Samen so nahrhaft, daß alte Völker sich fast ganz davon nährten. Darum verehrten die Braminen und die Aegypter sie als Symbol der zeugenden, fruchtbaren Naturkraft.

Digitized by Google

mung nach Aegypten mitgemacht, haben zuerſt die Aehnlichkeit der ägyptiſchen Säulen mit den verſchiedenen Naturerzeugniſſen des Landes bemerkt. An der Baſis der Säulen haben die Aegypter im Zirkel die Blätter der Nymphäa eingegraben, und dem Theile des Schaftes, der dem Knaufe am nächſten iſt, haben ſie die Form eines Bündels Lotusſtengel gegeben. Dieſe Nachahmung haben ſie ſpäter auch auf andere Erzeugniſſe des Pflanzenreichs ausgedehnt. Sie haben die Lotusknospe und den Kopf des Dattelbaums dargeſtellt, und unter den Verzierungen von Knäufen die Zweige des Dums (einer Art Fächerpalme) und die Blüthen des Nelumbo gezeichnet. Die Griechen ſcheinen das Meiſte in ihrer Bauart von den Aegyptern entlehnt zu haben.

Wenn der Anblick eines ägyptiſchen Tempels unſern Geiſt zum Erſtaunen und zur Bewunderung hinreißt, ſo wird er eben ſo ſehr überraſcht durch die Gemälde, die auf allen Theilen zur Verſchönerung angebracht ſind. Alle beziehen ſich auf die Verehrung der Götter des Landes; ſie ſtellen Geſchenke, Opfer und Gegenſtände dar, die zur Aſtronomie und zum Ackerbau gehören. Man bemerkt da mehrere Gottheiten, von denen die Geſchichte noch gar nichts gemeldet hat.

Jedes Gemälde beſteht gewöhnlich aus drei Perſonen: der Gottheit, an die man das Geſchenk richtet; dem Prieſter, der ihr daſſelbe überreicht, und einer Gottheit von niederem Range, die hinter der erſten ſteht.

Die Gemälde in den Paläſten unterſcheiden ſich weſentlich von denen in den Tempeln. Beinahe alle ſtellen große Thaten, kriegeriſche Unternehmungen, Uebergänge über Flüſſe, Belagerungen feſter Plätze, Gefechte zu Lande und zu Waſſer, Truppenmärſche u. ſ. w. vor. Die Form der Waffen und ihre Anzahl zeigen deutlich, daß ſchon damals die Zerſtörungsmittel eben ſo mannigfaltig und zahlreich waren, als jetzt. Die Basreliefs, welche die Triumphzüge des Siegers vorſtellen, folgen auf jene, die ſeine Siege ſelbſt verherrlichen ſollen. Man ſchleppt die Gefangenen vor ihn hin, und unter ſeinen Augen zählt man die Haufen von Händen und andern abgeſchnittenen Gliedmaßen, um damit die Zahl der erlegten Feinde zu veranſchaulichen.

Man beſchuldigt die alten Aegypter, ſie hätten Feinde geopfert. Aus dieſen Basreliefs ſieht man, daß es der Fall war; man brachte die Feinde den Göttern zum Opfer dar.

Mit den Göttern und Königen haben die Todten die Sorgfalt und Huldigung der alten Aegypter getheilt. Das längſte Leben eines Königs konnte ihm kaum ſo viel Zeit laſſen, ſein Grab zu machen; auch ſind die Gräber der Könige von Theben das Erſtaunenswürdigſte, was die größte Geduld und Anſtrengung zu Stande bringen konnte. Bei der Aushöhlung der Grotten konnte man nur eine ſehr kleine Anzahl von Arbeitern beſchäftigen, und dennoch ſind ſie bis auf die kleinſten Theile mit Gemälden und Hieroglyphen geſchmückt, deren Farben noch ihre ganze Friſche und

Digitized by Google

Lebhaftigkeit haben. Die Figuren, welche man nicht kolorirte, ſind gleich der ſchönſten Gypsarbeit polirt.

Die alten Aegypter hatten den Glauben, ſie würden nach einer gewiſſen Reihe von Jahrhunderten wieder in's Leben zurückkehren, wenn ihre Körper keine Veränderung in den Gräbern erlitten hätten; daher rührte das Einbalſamiren, und deshalb ſuchte man auch die Mumien gegen die Ueberſchwemmungen des Fluſſes zu ſichern. Dieſe Hoffnung auf Wiederbelebung war auch die Urſache, warum man Pyramiden zur Aufbewahrung der Königsleichname baute. Die Pyramiden verſahen vielleicht die Stelle der Berge und wurden in der flachen Sandwüſte Mittelägyptens errichtet; in dem mehr bergigen Oberägypten fehlen ſie faſt ganz.

Ueberall in Oberägypten, wo man die Stelle und Ruinen einer alten Stadt antrifft, kann man mit Sicherheit im Schooße der benachbarten Berge die Gräber ihrer Einwohner finden. Auch kann man in jedem dieſer Gräber die Geſchichte des Aegypters finden, der darin begraben liegt. Sie iſt an den Wänden und Mauern dargeſtellt.

Die Liebe zu dem Ungeheuern, welche den Morgenländern eigen iſt, war die Schöpferin der gewaltigen Denkmäler in Oberägypten und bei Memphis, der Koloſſalſtatuen und der Tempel und Pyramiden. Alle dieſe Werke konnten nur aus dem religiöſen Geiſte der Menſchen entſpringen und unter einer Prieſterherrſchaft zur Vollendung kommen.

Die erſtaunenswürdigſten Ueberreſte von Baudenkmälern findet man zu Theben, in Mittelägypten, auf beiden Seiten des Nils gelegen, der hier breiter iſt, als irgendwo. Man benennt die noch vorhandenen Ruinen nach den Dörfern, welche ſich auf der Ebene zu beiden Seiten befinden. Auf der Weſtſeite ſtehen die Dörfer Medinat-Abu und Kurnu, und auf der Oſtſeite Luxor und Karnak, wozu noch am Nordoſtende das Thal Med-Amuth kommt. Die Meiſten geben den Monumenten auf der Oſtſeite den Vorrang.

Wenn der Reiſende den Palaſt von Luxor beſucht, ſo fallen ihm zunächſt zwei aus einem einzigen Granitblocke gearbeitete Obelisken in die Augen, die der Eingangsmauer gegenüber in einer Entfernung von 14 Schritten von einander ſtehen. Zwiſchen ihnen und der Mauer ſind zwei Koloſſalſtatuen von ſchwarzem Granit; 38 Fuß hoch, und einen ſitzenden Mann darſtellend, deſſen beide Hände auf ſeinen Schenkeln ruhen. Dieſe Statuen ſind von der Mauer 3 und von den Obelisken 8 Schritte entfernt. So findet man alſo ſchon in einem Raume von 11 Schritten ungeheure Denkmäler, wovon ſchon jedes, wenn es allein ſtände, durch ſeine Größe auffallen würde.

Links, wenn man durch den Thorweg kommt, ſieht man eine Säulenreihe, die jetzt einen Theil arabiſcher Häuſer bildet. Die Flügel des Gebäudes, welche hinter der Eingangsmauer ſein ſollten, ſind gänzlich zerſtört. Sie führten zu einer zweiten Kolonnade, die noch vorhanden iſt,

Digitized by Google

und die aus zwei Reihen, jede von 8 Säulen mit dem Lotuskelche, besteht. Ihre Höhe beträgt 56 Fuß und ihr Abstand von einander 15 Fuß.

Links und rechts, und zwar 25 Schritte von der großen Kolonnade, fangen zwei andere Säulenreihen an, deren Knäufe eine abgestutzte Lotusknospe darstellen. Aus dem Plane des Ganzen sieht man, daß es aus ungefähr 60 einzelnen Gebäuden bestand. Einem solchen Riesenbau entsprach dann auch das Hauptthor von 52 Fuß Höhe mit seinen gewaltigen Seitenflügeln (Pylonen = Propyläen), die noch mit ganz deutlich zu erkennenden Skulpturen bedeckt sind. Auf dem östlichen oder rechten Flügel sieht man eine Menge Krieger auf ihren Kriegswagen, von zwei Pferden gezogen. Sie setzen über einen Fluß oder Graben und verfolgen den fliehenden Feind. An der Spitze fährt der König mit dem Bogen in der Hand. Oben sieht man ein Lager mit vielen Zelten. Auf dem linken Flügel erscheint der Sieger auf seinem Wagen, wie er die Gefangenen mustert. Von allen den historischen Reliefs ist vielleicht keins, das in Rücksicht auf den Ausdruck so merkwürdig wäre, als dieses. *)

Die Ruinen von Karnak liegen nördlich von Luxor, von den Ufern des Nils etwa 400 Toisen entfernt. Sie befinden sich, wie jene zu Luxor, auf einer durch Kunst gemachten Erhöhung und sind mit einer Mauer von Backsteinen eingefaßt. Der Umfang dieser Mauern beträgt ungefähr 2500 Toisen (= 15,000 Fuß), und man brauchte anderthalb Stunden, ehe man sie im Schritt umreiten könnte. Auch hier gaben die Ruinen von den zahlreichsten und verschiedenartigsten Gebäuden Kunde, die das Ganze bilden. Die Façade des großen Palastes von Karnak ist gegen den Fluß gekehrt, von welchem eine Allee von Sphinxkolossen herüberführte, wovon aber blos noch zwei übrig sind. Sie haben Widderköpfe und Löwenkörper. Einer von den innern Sälen ist so riesenmäßig, daß eine von unseren größten Kirchen bequem darin stehen könnte, denn sein Flächeninhalt beträgt 47,000 Quadratfuß. Die Decke, welche aus ungeheueren Steinblöcken besteht, wird von 134 Säulen getragen. Jede Säule der beiden mittleren Reihen, die etwas größer sind als die übrigen, hat nicht weniger als 65 Fuß Höhe und bei einem Durchmesser von 10 Fuß einen Umfang von 30 Fuß. Von welchen Begebenheiten, welche die Weltgeschichte nicht mehr kennt, von welchen Szenen sind diese Säulen einst Zeugen gewesen?

Auf den Riesensaal folgt abermals ein Säulenhof, und endlich erst eine Menge von anderen Sälen und Gemächern, die vermuthlich dem Könige zur Residenz dienten, während er in dem großen Saale den Gesandten fremder Völker Audienz gab und den Tribut empfing, welchen sie seiner Macht brachten.

Der Tempel von Medinat-Abu liegt fast ganz in Trümmern; aber nordwestlich davon erstreckt sich eine Ebene, zum Theil mit einem Mimosen-

*) „Description de l'Egypte" — das auf Befehl Napoleon's ausgearbeitete Prachtwerk der Gelehrten, welche ihn auf seiner Expedition begleiteten.

Digitized by Google

walde bedeckt, die ein wahres Koloſſenfeld iſt. Man ſieht hier 17 Koloſſe, theils noch ganz, ſitzend, ſtehend, theils umgeſtürzt und halb zertrümmert. Einer von ihnen iſt die berühmte Memnonsſäule, von der man erzählt, daß ſie bei Sonnenaufgang einen wunderbaren Klang von ſich gegeben habe. Ihr Kopf wird jetzt zu London im britiſchen Muſeum aufbewahrt. Es iſt eine Koloſſalbüſte aus einem einzigen Granitblocke, die von der Bruſt bis zum Kopfwirbel 10 Fuß hoch und 240 Zentner ſchwer iſt.

Die noch vorhandenen Pyramiden (ſämmtlich in Mittelägypten) theilt man in fünf Gruppen, die ungefähr 40 Pyramiden enthalten. Die Gruppe von Gizeh (Dſchiſſeh, in der Nähe des alten Memphis) iſt die berühmteſte. Die größte derſelben iſt an 500 Fuß hoch, alſo höher als unſere höchſten Stadtthürme. Da die großen, hellgelben Quadern (meiſt aus hartem Kalkſtein) ſtufenförmig gelegt ſind, ſo kann man mit geringer Mühe auf der Außenfläche bis zum Gipfel hinanſteigen. Von unten ſieht dieſer ganz ſpitz aus; oben angelangt, findet man aber Raum für eine ganze große Geſellſchaft. Dreißig Fuß über der Grundfläche befindet ſich ein niederer, ſchmaler Eingang, zu welchem man über Schutt und Steintrümmern hinanſteigt. Ein ſo enger Gang, daß nur Einer hinter dem Andern gehen kann, führt erſt abwärts, dann wieder aufwärts in ein weites, längliches, ganz mit Granit bekleidetes Gemach, in welchem ein leerer marmorner Sarkophag ſteht, aus Einem Stück, aber ohne Deckel. Scherben irdener Gefäße ſind über den Fußboden verſtreut. Unter dieſem größern Zimmer liegt ein zweites kleineres, zu dem wiederum ein abſchüſſiger Gang führt. Auch zwei brunnenähnliche Schachte ſind da, die ſich zuweilen mit Waſſer füllen, und mit dem Steigen und Fallen des Nilwaſſers im Zuſammenhang ſtehen ſollen.

Ob die Pyramiden noch zu anderen Zwecken gedient haben, als zu Begräbnißſtätten — wer weiß es? Aegypten iſt ein geheimnißvolles Wunderland.

2. Die Pyramiden und ihre Umgebung.*)

Kahira, 13. Dez.

Am 4. Morgens lagen wir vor Alexandrien, nach glücklicher, ſchöner Fahrt; flach und ſeicht ſteigt das Ufer, hoch ragt die Pompejusſäule über die weißen Palaſtgebäude empor. Durch die zahlreiche, aus großen, ſchweren Schiffen beſtehende Kriegsflotte des Paſcha hindurch waren wir bald im Hafen und ritten auf Eſeln, mit Hilfe tüchtiger Prügel, durch die

*) Aus einem Briefe des Prof. Lepſius: „Ueber die ägyptiſche Expedition.“ (Nach ausführlicheren Mittheilungen der Preuß. Allgem. Staatszeitung bearbeitet.)

Digitized by

ſchreiende Menſchenmenge und durch die engen ſchmutzigen Gaſſen nach dem Hotel auf dem großen Platze der Konſuln. Alexandrien iſt ein Gemiſch von Orient und Okzident ohne allen Charakter; die Pompejusſäule, eigentlich dem Diocletian geweiht, hat meine Erwartung nicht befriedigt; von der Inſchrift iſt keine Spur mehr vorhanden. Am 7. Dezember ſchifften wir, gezogen von galoppirenden Pferden, den Kanal Muhmudie, der doch ein ſtattliches Werk iſt, hinauf; Nachts hinüber auf ein kleines Dampfſchiff auf dem Nil, der dann am 8. Morgens, nachdem der kalte Nebel ſich verzogen hatte, in aller ſeiner Herrlichkeit mit ſeinen dorf- und palmenreichen Ufern unter einem orientaliſchen Himmel vor uns lag, während wir ſeinen ſtarken Wogen mit jener modernen Dampfkraft entgegenfuhren, die weder die Pharaonen, noch Antonius und Kleopatra kannten. Am 9. Morgens in Kahira; da erfuhr ich, daß die Expedition noch bei den Pyramiden von Gizeh ſei. Dort traf ich mit den Freunden zuſammen. Sie können denken, mit welcher Freude! Am Sonntag Morgen waren wir auf der großen Pyramide. Die Ausſicht, das reiche Nilthal auf der einen, die todte Wüſte auf der andern Seite, in der nächſten Nähe das Gräberfeld, über das fünf Jahrtauſende hingegangen ſind, ohne ſeine Male zerſtören zu können, iſt vollkommen einzig und nicht zu beſchreiben. Die ganze Expedition iſt wohl; von Hitze leidet man nicht, aber wohl von Kälte. Ich bin jetzt wegen der Einkäufe wieder einige Tage in Kahira. Hier iſt nun der volle Orient — Alles, was man ſich davon träumt aus den Mährchen der Tauſend und Einen Nacht, iſt hier Wirklichkeit; Konſtantinopel, ſelbſt Kleinaſien iſt Nichts dagegen; ſo ſagen Alle, die dorthin kommen. Kahira iſt eine Wunderſtadt mit ihren dicht gedrängten Häuſermaſſen, ihren engen Gaſſen und vortretenden Häuſern voll wunderlichen Schnitz- und Schnörkelwerks, ihren rieſengroßen Moſcheen, ihren ſchlanken pfeilartig emporſteigenden Minarets, ihrer reichen, üppigen Umgebung voll der ſchönſten Gärten mit Palmenhainen, großblätterigen Bananen, Zypreſſen; durch dieſe bunte Szenerie läuft der lärmende, halbnackte, muskulöſe Araber und Aegypter, reitet auf geputztem Eſel der ſchweigende Türke, und zieht mit langſamem Schritt das hohe Kameel einher. An der einen Seite der Stadt dehnen ſich Gärten und Felder bis zum Nil, an der andern tritt das Mokattamgebirge nahe an dieſelbe heran; auf einem Vorſprung liegt die Zitadelle. Geſtern Abend hatten wir einen Zauberer bei uns, nicht denſelben, von dem wir in Lane's Reiſe laſen, welcher ſeinen Knaben die Erſcheinung des Admirals Nelſon, einarmig und nicht zu verkennen, in dem Spiegel eines Tintenkleckſes hatte erblicken laſſen, aber einen ganz ähnlichen. Er beſchrieb uns den jetzigen Prinzen von Wales mit ſchwarzen Hoſen und Schnurrbart u. ſ. w. Heute Abend werden wir einen Schlangenbeſchwörer haben. Sobald die Unterſuchungen auf dem Pyramidenfelde beendet ſind, denken wir uns nach Sakkara überzuſiedeln, deſſen Pyramiden zwar kleiner, aber vielleicht noch älter ſind; von da geht es nach dem Fayum, das nur etwas über eine Tagereiſe

Digitized by Google

entfernt iſt. Dann hat Lepſius den Plan, daß wir Alle zu Kameel und Eſel auf dem öſtlichen Ufer langſam bis Syene hinauf und am weſtlichen Ufer wieder hinunter gehen. Die Reiſe nach dem weiten Süden bleibt dem nächſten Winter aufbehalten.

Gizeh, im Zelt bei den Pyramiden, 1. Jan.

Hier, an der Spitze des Delta, wo das Wüſtenplateau, das bisher von Norden her die weſtliche Seite des Delta entlang in ſüdöſtlicher Richtung ſtrich, nun in faſt ſüdlicher fortgeht, bildet ſich gerade an der Ecke ſüdlich von Kahira, nördlich von der Stätte des alten Memphis, eine etwas vorſpringende Terraſſe in unregelmäßigem Viereck von etwa 4000 Fuß in's Gevierte. Dieſe hat ſich die vierte Dynaſtie memphitiſcher Könige (nach Manetho) zum Begräbnißplatz auserſehen und auf der Diagonale derſelben die drei Rieſenwerke erbaut: auf der nordöſtlichen Ecke Cheops die große Pyramide, auf der ſüdweſtlichen Mykerinus die kleine, in der Mitte des ganzen Plateau Chephren die zweite; rings um ſie her dehnt ſich ein ungeheures Gräberfeld aus jenen uralten Zeiten. Mit der Erforſchung dieſer bisher viel zu wenig beachteten Monumente (das Intereſſe hatte ſich bisher faſt ausſchließlich Theben und den Dynaſtien der Amenophis und Ramſes zugewandt) fand ich unſere Expedition beſchäftigt, die ſeit dem 9. November hier weilte und wohl noch einiger Tage bedarf, um mit der reichen Ausbeute auch nur einigermaßen abſchließen zu können. Vom Fuß der zweiten Pyramide geht ein tiefer Einſchnitt durch das Plateau öſtlich in die Ebene hinab; in dieſem, geſchützt vor den jetzt herrſchenden Weſtſtürmen, ſtehen unſere Zelte; auf erhöhtem Hügel daneben die preußiſche Flagge. Ein anderer Theil unſerer Geſellſchaft hat ſich die nahen Felſengräber zur Wohnung eingerichtet, und ähnliche Räume dienen uns zur Küche, zu Magazinen, zur Stallung für unſere Kameele und Eſel. Daß wir auf ſolche Weiſe nur diejenigen gebrauchen, in welchen ſich keine Hieroglyphen finden, verſteht ſich von ſelbſt.

Hier beginnt denn immer frühmorgens in der ſchweigenden Wüſte ein reges Leben; wenn bei Ihnen noch Alles in tiefem Dunkel begraben liegt (bei uns geht die Sonne jetzt vor 7 Uhr auf, und wir ſind zugleich um eine ganze Stunde Ihnen in der Zeit voraus), vergolden die erſten Strahlen die Spitzen der Pyramiden, und bald ſteigt die goldene Kugel mit ihrem ſiegreichen Glanz auch für uns über das öſtliche Gebirge herauf; dann kommen aus dem nahen Dorfe unſere Arbeiter und harren, im Kreiſe kauernd, daß man ſie an die verſchiedenen Orte ihrer Beſtimmung ſende; auch unſere Geſellſchaft zerſtreut ſich noch in der friſchen Morgenkühle (wir haben oft nur + 2° R. bei Sonnenaufgang gehabt) an die Arbeit, und nun beginnt der Tag warm zu werden. Von unendlicher Schönheit und Lieblichkeit ſind dieſe ſtillen und heiteren Tage, wie wir deren in der vorigen Woche viel gehabt haben; dann leuchtet die maſſenhafte, durch Licht und Schatten wunderbar durchbrochene Wüſte in ganz eigenthümlich ernſten,

Digitized by Google

braunen, rothen und gelben Tönen; das fruchtbare Nilthal iſt wie eine Sammetdecke aus Grün und Schwarz zuſammengeſetzt; zwiſchen durch ziehen ſich blau leuchtende Kanäle, erheben ſich in maleriſchen Linien Dörfer aus Palmenhainen und fernhin die weißen Minarets von Kahira; darüber liegt an der Spitze des Mokattamgebirges die Zitadelle in ſcharfen Linien; am Gebirge ſelbſt aber zeigt ſich jede Schlucht, jede Felsbildung bei der heitern klaren Luft in den deutlichſten Formen und Umriſſen, obgleich Alles mit dem reizendſten violetten, lilarothen Duft übergoſſen iſt, und über dem Allen wölbt ſich der wolkenloſe Aether in tiefblauer Pracht! Freilich ſind nicht alle Tage ſo ſchön; wir haben auch kalte, bezogene und ſtürmiſche Tage, an denen wohl einmal ein Zelt zuſammenſtürzen will, und man ſich gern zu einem Freund in ſein Grab flüchtet. Faſt immer aber ſind die Sonnenuntergänge von einer nicht auszuſprechenden Schönheit; da erglänzt der weſtliche Himmel unten in orangenfarbener Gluth, oben in roſenrothem Licht, bis zum Zenith hinauf, das Gebirge aber in goldenem Purpur. Dann kommen Deutſche und Araber aus allen Gräbern und Thälern zurück; Letztere hocken im Kreiſe nieder, in ihre weißen Mäntel gehüllt, auf die Bezahlung wartend; die Männer bilden einen, die Kinder einen zweiten Kreis, und ſo geht Alles in ſeiner Ordnung. Ein Grab iſt unſer Eßzimmer; daß die lange türkiſche Pfeife und der Kaffee in ſeinen kleinen Schälchen, die ſtatt der Untertaſſe ein metallenes Täßchen haben, nicht fehlen, verſteht ſich von ſelbſt. Aber von der Pracht und Herrlichkeit des Sternenhimmels können Ihnen ſelbſt die klarſten deutſchen, ja auch die römiſchen Nächte noch keinen Begriff geben. Gerade über uns leuchtet der Orion, unter ihm der Kanopus, den Europa nicht kennt; dagegen hat der Polarſtern ſich ſchon tief gegen den Horizont geneigt, und der große Bär iſt nicht mehr „untheilhaftig der Salzfluth.“

Jede Pyramide bildet den Mittelpunkt eines Gräberfeldes, auf welchem die Verwandten, Prieſter und hohen Beamten des königlichen Erbauers begraben liegen, theils in Kammern in den Felſen ausgehauen, theils in hohen Malen, die in oblonger Geſtalt mit ſchrägen Wänden und flachen Decken meiſt etwa zwölf Fuß hoch aufgebaut ſind, als ſolide Würfel aus gewaltigen Quadern. In dieſen Malen findet ſich dann meiſt eine Kammer voll reicher Hieroglyphen und bildlicher Darſtellungen, die als Kapelle gedient haben mag, und hinter derſelben ein tiefer Schacht oder Brunnen. Aehnlich iſt die Einrichtung der Felſengräber, und die Geſammtanſchauung dieſer Denkmäler giebt die überraſchendſten Aufſchlüſſe über die Bedeutung der Pyramiden und ihr Verhältniß zu den vor ihnen erbauten Tempeln. Die Hieroglyphen und Darſtellungen in den Gräbern, aus denen frühere Reiſende nur einzelne pikante Lebensſzenen ausgezogen, ſind ſowohl für die Sprache, wie für die künſtleriſche Entwickelung und für die Geſchichte jener uralten Zeit ſehr wichtig, und die Reihenfolge der Namen giebt manchen fehlenden hiſtoriſchen Anhaltepunkt. Manchmal können wir eine und dieſelbe Familie in verſchiedenen Gräbern durch drei

Digitized by Google

Geſchlechter hindurch verfolgen. Der künſtleriſche Charakter dieſer uralten Hieroglyphen iſt in feſter, geſunder Derbheit und Wahrheit ſehr eigenthümlich ausgeſprochen, und ſehr bald ſowohl von der Blüthenzeit der Thutmoſis und Seſoſtriden, als von der Eleganz der Pſammetiche zu unterſcheiden. Aus erſterer finden ſich hier nur einzelne verlorene Spuren; die große Sphinx, deren Inſchrifttafel wir zum erſten Mal genau haben, iſt bekanntlich von einem Thutmoſis; aus der Zeit der Pſammetiche aber, ungefähr 700 Jahre vor Chriſtus, hat ſich eine ganze Gräbergruppe zwiſchen die vielleicht ſchon damals ſehr zerſtörten Bauten der urälteſten Zeit eingeniſtet.

Aber keine Karte, keine Worte, keine Bilder können Ihnen den Eindruck dieſer Stätte der Herrſchaft des Todes geben. Mit den Pyramiden geht es wie mit dem Koloſſeum von Rom, das Auge oder die Seele kann den Eindruck ihrer Größe nicht feſthalten, und man wundert ſich immer von Neuem darüber, wenn man den Blick wieder darauf richtet. Die ungeheure rieſenhafte Maſſe iſt in die einfachſten geometriſchen Formen eingegrenzt; ſie wirkt ganz als Maſſe und iſt doch auch durch die Form vollkommen beherrſcht, darum erdrückt ſie nicht mehr; der Geiſt hat ihr ſchon ſein Siegel aufgeprägt. Intereſſant iſt es mir, bei dieſem Anblick unſerer germaniſchen Baukunſt zu gedenken, deren vollkommenſtes Meiſterwerk, den Kölner Dom, ich noch vor Kurzem in all ſeiner Pracht geſehen, und deſſen Eindruck mir daher ſo lebendig vor Augen ſteht. Da hat der Geiſt ſich in einen Kampf mit der Maſſe eingelaſſen und hat ſie überwunden — ähnlich wie ſie im Organismus überwunden iſt durch das Lebensprinzip, und zuletzt mit freiem heitern Spiel der Willkür über der urſprünglichen Geſetzmäßigkeit ſchwebend entfaltet ſich dort jene Linie in immer neue Blüthen und Glieder; die einfache, zu Grunde liegende mathematiſche Linie iſt wie durch einen reichen Schleier verhüllt, wie mit den freien ſchwellenden Formen des Lebens umkleidet. Hier dagegen kommt Alles darauf an, daß die einfache mathematiſche Linie in der Maſſe ſelbſt ſich ganz und klar dem Auge entgegenſtelle und ſich der Seele ungeſtört in ihrer herrſchenden Geſetzmäßigkeit aufdränge. Sie bringt dadurch einen ungeheuern, aber erhebenden Eindruck hervor. Die zweite Pyramide, die Chephren (Schafra der Hieroglyphen) erbaute, liegt etwas höher als die größte; auch iſt an der Spitze ein Stück der Bekleidung erhalten, welches ſie jetzt über die größere hervorragend macht. Dieſer glatten Bekleidung wegen iſt aber die höchſte Spitze faſt unzugänglich; doch ſind Lepſius und Bonami oben geweſen; wir Andern drangen nur bis unter die Bekleidung vor, was leicht iſt. Ein Panorama von der Spitze, gerade im Mittelpunkt des Ganzen, iſt eine der intereſſanteſten unter der Maſſe von Zeichnungen, die wir von dieſem wenig durchforſchten Feld mitbringen. Auch eine Anzahl Gypsabgüſſe der bedeutendſten Sachen hoffen wir unſerm Muſeum zu gewinnen.

In dieſer großartigen Umgebung haben wir nun unſere Weihnacht

Digitized by Google

gefeiert. Von der Spitze der großen Pyramide leuchtete Abends ein prächtiges Feuer, höher als das Kreuz auf St. Peters Dom. Im Innern der Pyramide aber, in der hohen, rings mit Granitblöcken von fast 20 Fuß Länge gedeckten Kammer des Königs hatten unsere deutschen Freunde ein Christfest angerichtet; in dem Sarkophag des Cheops stand ein schöner Palmbaum, mit unzähligen Lichtern und Südfrüchten geschmückt.

Nach einigen Tagen werden wir von hier aufbrechen und uns nach dem nur wenige Stunden entfernten Sakkara wenden, wo auch kleinere Pyramiden sind, und wo wohl der eigentliche älteste Begräbnißplatz für Memphis war. Von da geht es nach dem eine Tagereise entfernten Fayum, wo Labyrinth und Mörissee unser harren, für welche der ausgezeichnete Architekt Linant, im Dienst des Pascha's, bedeutende Vorarbeiten gemacht hat.

Sakkara, 30. März.

Daß ich an einem solchen Tage, wie der heutige, an Sie schreibe, um den Abgang des Postdampfschiffes nicht zu versäumen, müssen Sie mir hoch anrechnen; denn dies ist einer von den Tagen, wo man vollkommenes Recht zu haben meint, sich höchstens für sich selbst, keineswegs aber für Andere existirend zu betrachten. Sie kennen einen römischen Sirocco; Sie kennen auch einen Londoner Novembernebel — setzen Sie diese beide zusammen, substituiren aber dabei in dem Gemenge des letztern dem dicken röthlichen Rauch einen noch dickern röthlichen Sand, und geben Sie dem Ganzen eine Temperatur von 29—30° R., so haben Sie einen Tag des Chamsinwindes, wie wir ihn am Montag hatten und heute wieder haben. Mit Mühe macht sich um Mittag die Sonne Bahn durch diese dumpfe, schwere Masse; aber das Gebirge gegenüber ist nicht zu erkennen, kaum die nahen Dörfer des Nilthals; heute Morgen sah man nicht über dreißig Schritte weit. Wenn ich dem noch hinzufüge, daß dieser Wind seinen Namen (die Funfzig) von der Zahl der Tage hat, die er in dieser Jahreszeit zu wehen pflegt, so mögen Sie sich einen ungefähren Begriff von der Stimmung machen, in die ein solcher Tag den Reisenden versetzt, und werden diesen Begriff mit angemessener Nachsicht beurtheilen. Wir leben unter Gräbern; unsere Beschäftigung ist nur mit den Todten. Denn alle Spuren einstiger Herrlichkeiten sind von der Stätte des alten königlichen Memphis verschwunden. Die Paläste der Könige und die Tempel der Götter sind so spurlos vergangen, wie die Hütten der Armen, nur die Wohnungen der Todten haben sich erhalten. Die Stätten des alten Memphis deckt größtentheils ein weit ausgedehnter Palmenwald, in welchem mehrere Dörfer auf Schutthaufen oder Unterbauten alter Ziegel von Nilerde liegen. Bei dem Dorfe Mit-Rahenne sind ungeheure Wälle oder künstliche Hügel von solchen Ziegeln; man hat sie für Umwallungen gehalten und gar von dem Wall gefabelt, durch den Menes den Nil abgedämmt habe — nach Herodot 2½ Meilen weiter südlich; wir sind geneigt,

Digitized by Google

ſie für Reſte mächtiger Subſtruktionen zu halten, für jene Höhen, auf welchen nach Strabo die Königsburg lag. In ihrer Nähe liegt auf dem Antlitz, theilweiſe noch im Schlamm begraben, der Koloß des Ramſes-Seſoſtris, der zu dem Schönſten gehört, was die ägyptiſche Skulptur aufzuweiſen hat. Das vollkommen wohl erhaltene Geſicht iſt von einer Schönheit und Feinheit der Formen und des Ausdrucks und von einer Vollendung der Arbeit, die man an dieſer Stätte nur mit Wehmuth anſchauen kann. Unweit davon Fragmente eines gleich großen (34 Fuß) Koloſſes und einige kleine Statuen von Granit, auch eine Thürſchwelle und wenige andere Bruchſtücke. Alles dies bezeichnet wohl wenigſtens die Nähe des Tempels des Pytha (Vulkan), der beinahe das größte Heiligthum Aegyptens war, und das iſt Alles, was von Memphis geblieben! An Ausgrabungen können wir in dem feuchten, ſcholligen, jetzt noch dazu meiſt bebauten Boden nicht denken; unſer Arbeitsfeld iſt die Wüſte.

Am Rande dieſer Wüſte, gerade weſtlich von jenen Reſten, zwiſchen Abuis und Sakkara, hängen denn unſere Zelte am ſteilen Felsabhang auf einer kleinen Terraſſe auf halber Höhe des Wüſtenplateau, mit der herrlichſten Ausſicht nach Oſten über die Thalebene auf die Steinbrüche des Mokattam; in den Felſen hinter uns ſind große Gräber, darunter ein ſehr intereſſantes mit vielen Kammern, ſternverzierten Decken und Wänden voll von hieroglyphiſchen Inſchriften, die lange Kapitel aus dem Todtenbuch enthalten; es iſt aus der Zeit der Pſammetiche. Das Wüſtenplateau ſelbſt iſt hier nichts als ein weit ausgedehntes Gräberfeld, ſeit Jahrtauſenden von Todten und von Schatzgräbern durchwühlt; nur die unterirdiſchen Grabkammern, die Schachte und Brunnen haben ſich erhalten; die Grabgebäude ſind verſchwunden bis auf wenige Spuren. Sind doch ſelbſt viele Pyramiden bis auf die Grundfläche abgetragen. Welchen Anblick mußte in alten Zeiten dieſe „Berghöhe" mit vielen Pyramiden, „den Gräbern der Könige," darbieten, als Strabo ſie ſah! Noch jetzt iſt's ein ſtaunenswerther Anblick, von jenen Ziegelhügeln bei Mit-Rahenne geſehen. Da ſieht man zuerſt in Nordoſten auf hohem und ſteilem Fels die Pyramide von Abu-Roaſch, von der nur der untere Theil erhalten, dann, etwa eine Meile weiter nach Süden, die drei Rieſen von Gizeh; etwa anderthalb Meilen weiter die Gruppe von Abuſis, von der ſich drei auszeichnen; wieder eine halbe Stunde weiter, gerade im Oſten, unſere vier Pyramiden von Sakkara; in gleicher Entfernung von da nach Süden, von den vorigen durch einen Thaleinſchnitt getrennt, in dem ein großer Weg zur Nekropole (Todtenſtadt) hinaufgeführt haben muß, vier andere, die man auch noch von Sakkara benennt; dann über eine halbe Meile weiter die merkwürdige Gruppe von Daſchur, aus zwei rieſenhaften Pyramiden von Quadern (ähnlich der Bauart derer von Gizeh und an Größe der des Mykerinus zu vergleichen) und zwei anderen nicht minder intereſſanten aus Ziegeln von Nilerde beſtehend. Bei der zweiten Gruppe von Sakkara zeichnet ſich noch ein großes oblonges Grabgebäude aus mächtigen

Digitized by Google

Blöcken aus, etwa 120 Schritt lang und 30 breit, von den Einwohnern Mortabat el Farahan — Thron des Pharao — genannt. Ob man ehemals die mehrere Meilen stromaufwärts gelegenen Pyramiden von Lischt und Meidun von da aus gesehen, mag zweifelhaft bleiben; aber gewiß ist, daß zwischen diesen Gruppen vereinzelt, aber meist mit einem Gräberfeld umgeben, noch eine Anzahl anderer Pyramiden gestanden, von denen zum Theil nur die Fundamente erhalten sind; viele kleinere neben den größeren, offenbar für Familienglieder der Könige, nicht für selbstständige Herrscher bestimmt.

Merkwürdig ist es, daß sich beweisen läßt, daß die bestgebauten die ältesten sind; ebenso bei den Grabmälern. So beginnt unsere Kenntniß ägyptischer Kunst bei einer Stufe der Vollendung architektonischer Technik und Tüchtigkeit des Baues wie der Skulptur, die, in jenem grauen Alterthum so unmittelbar aus der Nacht hervorspringend, Staunen erregen muß.

Die ältesten Gräber sind wahrscheinlich schon im Alterthum, zum Theil schon von den Hykſos geplündert und zerstört worden. Doch haben wir einige Mumien gefunden in bisher unberührten Gräbern, die wir in die Pyramidenzeit setzen müssen. Es ist ein eigenes Gefühl, in einen solchen eben geöffneten tiefen Schacht hinabzusteigen und unten in der Seitenkammer den noch unberührten hölzernen, inwendig reich bemalten Sarkophag zu öffnen: drinnen liegt, meist in einem zweiten innern Sarge, der Todte, in ein Leichentuch von der schönsten, festesten Leinwand mit zierlichen Fransen sorgsam eingeschlagen, das Antlitz mit einer Maske von einer Art Papiermaché bedeckt, der Körper aber meist sehr zerstört, das Haupt auf eines jener zierlichen hölzernen Kissen oder Gestelle gestützt, die Sie wohl aus den Museen kennen; neben ihm liegt meist sein Stock, der Wanderstab seiner Pilgerschaft! Einmal fanden wir auch einen Bogen dabei. Auf den Sarkophagen standen mehrere Male Schiffe mit Ruderern, auch das Modell eines Häuschens und einer Scheune, von Holz und sehr roh gearbeitet. Dergleichen Sachen sind in Theben viel und schöner; was wir hier gefunden, hat nur den Werth des höhern Alterthums. Nicht ohne fromme Scheu kann man diese Räume, welche die Pietät der trauernden Freunde geschmückt, dieser Zeichen frommer Liebe berauben; doch die Gegenwart mit ihrem Wissensdrang macht ihr Recht, wenigstens ihre Macht über den Tod geltend.

Die Araber hier, gewöhnt an die habgierigen Ausgrabungen der Antiquitätenkrämer, können nicht recht begreifen, was wir wollen, und sehen uns verwundert an, wenn wir mehr nach beschriebenen Steinen, als nach goldenen Arm- und Halsbändern u. dgl. suchen. Uns aber ist die schönste Mumie ohne ein historisches Datum natürlich viel weniger werth, als ein unscheinbarer Stein mit einem Königsring, und wir sind glücklich genug gewesen, auch hier einige neue, bisher unbekannte Königsnamen aus der ältesten Zeit zu finden. So reiht sich Bruchstück an Bruchstück, um die Geschichte der ältesten Zeit aufzuklären, mit der wir in innigem Zusam-

Digitized by Google

menhang des Bewußtſeins ſtehen können. Aeußerſt wichtig iſt uns darum dieſer erſte Theil unſerer Reiſe, der ſich über Erwarten ſo lange verzögert hat, der Süden kann uns wohl eine reichere Anſchauung ägyptiſchen Lebens, aber keine hiſtoriſchen Reſultate von gleicher Wichtigkeit geben. Manche von den wichtigſten Steinen finden wir vermauert in den Häuſern der nahegelegenen Dörfer, aus denen ſie meiſt mit Leichtigkeit zu erhalten ſind. Die Einwohner der nächſten Dörfer hier genießen keines beſondern Rufes; doch haben wir eben keine Urſache zu klagen. Es iſt ein Volk von edlen Anlagen, und nach dem übereinſtimmenden Zeugniß Aller, die das Land kennen, viel bildſamerer Natur, als die Türken. Möchte nur einmal ein Verſuch gemacht werden, ſie zu bilden! Was hilft die Bildung von Fabriken, Flotten, Heeren, wenn die bildſamen Menſchen nicht gebildet werden! Dagegen liegt in der Natur des Türken etwas Nobles, Feines und wenigſtens der Anſchein einer ſittlichen Würde, die dem Araber abgeht. Daher die Autorität, die dem Türken immer über und gegen den Araber zu Gebote ſteht, und von der wir mancherlei Beiſpiele geſehen. Bei einem neulichen Beſuch in Abuſis trafen wir mit einem türkiſchen Steuereinnehmer zuſammen, der uns zu Pfeife und Kaffee auf ſeinen im Schatten ausgebreiteten Teppich einlud, während ſein koptiſcher Schreiber mit den Aelteſten des Dorfes die Steuer abmachte; neben ihm ſtanden die gefürchteten Waffen ſeiner Autorität: Stock und Kurbatſch (Peitſche aus der Haut des Nilpferdes). Das Dorf zählt etwa 300 erwachſene Männer und zahlt dem Paſcha monatlich 24 Beutel, d. i. 816 Thaler Courant — eine Summe, die nicht nach der Kopfzahl, ſondern nach den Ländereien berechnet wird. Für einen Feddan, ungefähr einen Morgen, werden jährlich im Durchſchnitt 57 Piaſter (à 2 Sgr.) bezahlt; das iſt Pacht und Steuer in Einem.

Das Nilthal ſteht jetzt in voller Frühlingspracht da; die Hülſenfrüchte faſt reif, das Korn ſchon lange in ſchweren Aehren nickend, Gurken und Melonen Früchte anſetzend, erſtere zum Theil ſchon reifend. Dieſen drohte neulich ein gefährlicher Feind: ein ungeheurer Heuſchreckenſchwarm, der, von Südweſt kommend, die Luft wie ein dichtes Schneegeſtöber erfüllte, in ſtundenweiter Erſtreckung — uns ein intereſſantes Schauſpiel. Mehrere Tage zogen ſie ſo heran; dann ſah man ſie millionenweiſe am Rande der Wüſte liegen, die von weitem wie mit grünem Moos bedeckt erſchien — alle in Paaren, die Weibchen grau, die Männchen grünlich-gelb. Regen und Gewitter hinderten ſie, hier großen Schaden zu thun, wirkſamer als die Feuer und Trommeln, mit denen die Bauern ſie von ihren Melonenfeldern zu verſcheuchen ſuchten. Am neunten Tage waren ſie alle verſchwunden. So iſt die Witterung noch immer wechſelnd, von großer Hitze und trockenem Sandtreiben zu Kälte und Gewitterregen, welche oft von der Wüſte kommen, ſich doch meiſt erſt über dem Thale entladen. An ſchönen, etwas luftigen Tagen iſt eine Temperatur von 23—24° R., eben, was man wünſcht; mehr haben wir nur ſelten gehabt. Auch der

Digitized by Google

Frühlingsſchmuck der zierlichſten Feldblumen fehlt dem Thale nicht; Veilchen werden freilich nur in Gärten gezogen; mit einem ſchönen, heimathduftenden Sträußchen beſchenkte uns neulich Soliman Paſcha (Oberſt Selves), der in ſeinem Garten wohl ein dankbareres Kulturfeld finden mag, als in der ägyptiſchen Armee. Er will in dieſem Jahre einen Verſuch machen mit der neuerlich aus Algier gemeldeten Entdeckung der Zuckergewinnung aus der Kaktusfrucht; Roſen werden wir in Fayum finden, wo wir unſere Oſtern zu feiern hoffen. Denn hier ſind wir nun ſo gut wie fertig und mit den Vorbereitungen zur Abreiſe beſchäftigt.

Sakkara, 17. April.

Die ganze Umgegend iſt äußerſt fruchtbar; aber faſt vier Fünftel des Ertrags gehen an den Paſcha. Faſt alle Dörfer ſind in beſtändigen Rückſtänden. Ein reicher Mann iſt Zielpunkt aller Intriguen von oben und unten. Die Leute hier in Sakkara und Abuſis ſtehen übrigens in keinem beſonderen Ruf, doch haben ſie alle patriarchaliſche Sitten. Geſtern Abends kam der Schech von Sakkara mit den Wächtern und ſetzte ſich zu unſerm Kaffee ins Zelt. Er hatte ſeinen Sänger mit, welcher niederkauernd, unter ausdrucksvollen Geſten der Arme und des Kopfes, die beliebte Romanze von Abu Zeid ſang (über die Sie in Lane's vortrefflichem, durchaus leſenswerthem Werke nähere Auskunft finden). Der Sänger trug Mancherlei faſt die ganze Nacht über vor, und da mein Zelt etwas entfernt ſtand, tönte der einfache Rhythmus, die eintönige Melodie gar nicht unangenehm durch die ſtille ſchöne Vollmondnacht herüber. Das Volk iſt leiblich ein prächtiger Menſchenſchlag; ſchöne Geſichter, wie in Alatri und Olevano, muß man freilich hier nicht ſuchen. Aber vortrefflich gebaut ſind ſie; ſchlanke und kräftige Geſtalten, durch geringe Bekleidung und viele Bewegung in der Luft vollkommen ausgebildet.

So oft ich aus der Einſamkeit unſerer Wüſte nach Kahira komme, überraſcht mich ſtets auf's Neue die wunderbare Mannigfaltigkeit des orientaliſchen Lebens. Nichts iſt dem bunten Gewimmel am Hafen von Alt-Kahira zu vergleichen, wo ich gewöhnlich Halt zu machen pflege. Große Haufen verſchiedenartigen Getreides liegen aufgeſchüttet; daneben ſitzen die Eigenthümer rauchend in ihrer orientaliſchen Ruhe; zwiſchendurch drängen ſich Kaufleute in langen Gewändern, Fellahs und Beduinen in Lumpen, Soldaten in ſchmutziger Uniform, hier und da ein Arnaut in prächtiger Kleidung mit ſchweren, ſchön verzierten Waffen; Waaren aller Art werden feilgeboten von Trödlern aller Farben, vom Schwarz des Negers bis zur Weiße des Europäers; Pferde galoppiren, Kameele ſchreiten langſam durch das Gedränge; Boote laufen ohne Aufhören ein und aus. Und dahinter breitet ſich nun im hellſten Sonnenglanz der herrliche Strom, durchſchnitten in allen Richtungen von unzähligen Barken und Booten jeder Größe, mit ihren ſo maleriſchen ungeheuern dreieckigen Segeln. Aus der Mitte des Stromes erhebt ſich das reiche Eiland Rodda mit ſeinen üppigen Gärten,

Digitized by Google

aus denen heitere weiße Landhäuser im neutürkischen Styl vorleuchten; am jenseitigen Ufer ebenfalls Gärten und Häuser, dann die Palmen und Minarets von Gizeh und dahinter in blauer Ferne, riesengroß, die Pyramiden. Das sieht sich vom gastlichen Kafé, in das die Schwalben ein- und ausfliegen, während oben in der Luft Habichte und Geier kreisen, gar behaglich an.

Endlich muß ich Ihnen doch auch von den Festlichkeiten des Mulid en Nebbi, d. h. des Geburtsfestes des Propheten, erzählen, die mir, wie Alles, was ich bisher von dem religiösen Leben der Muhamedaner gesehen, einen höchst widerwärtigen Eindruck gemacht durch das dumpfe orgiastische Wesen, gegen welches doch selbst unsere ärgste Mystik auf einer ganz anderen Stufe steht. Es war zwar auch manches Heitere dabei. So bot der große Platz Birket el Esbekieh (der bei einer Ueberschwemmung unter Wasser steht) und die daran stoßenden, mit Konditorläden gefüllten Straßen, besonders Abends im festlichen Schmuck bunter Lampen, einen seltsamen, aber heitern Anblick dar. Am Platz waren eine Menge großer, bunter, weit offener Zelte aufgeschlagen, reich erleuchtet, theils zum Kaffeetrinken, theils zu den religiösen Tänzen bestimmt; an hohen Mastbäumen hingen Lampen in mancherlei Formen und Zusammenstellungen; eine Anzahl Schaukeln trieben ihre Räder auf und ab, oder im Kreise herum, zu höchstem Ergötzen alter und junger Kinder; zahlreiche Gruppen saßen im Kreise um Märchenerzähler, Tänzer (Tänzerinnen sind jetzt verboten und verbannt) und Sänger des Abu Zeid und anderer Romanzen; eine Menge Volks drängte sich im hellsten Mondschein zwischen den Zelten und Bäumen auf und ab, lärmend und schreiend, oder saß ruhig bei einer langen Pfeife, des schönen Abends sich freuend, während Viele dort im Freien ihre Nachtruhe hielten. Das Alles war recht hübsch; wenn man dann aber eine Prozession der wilden, halb betrunkenen, halb begeisterten Derwische (Leute aus dem Volk, Arbeiter, die sich aber zu einer der vier großen Klassen oder Sekten der Derwische zählen) hinter einer mit Sprüchen gestickten Fahne herziehen sah, oder zu einem der Kreise unter Zelten oder freiem Himmel hintrat, wo ein Zikr gehalten wurde, da ward Einem grauenhaft zu Muthe. Ein Zikr ist ein Tanz, von diesen Derwischen und wer will ausgeführt, während Einer oder Zwei ein Kapitel aus dem Koran singen; die Andern fallen dabei von Zeit zu Zeit ein, murmelnd aber immer das Wort Allah, auf einer Stelle stehen bleibend, aber die mannigfachsten Bewegungen machend. Sie fangen an mit leiser Stimme, sanftem Nicken des Kopfes und Erheben der Hand, allmählig aber steigern sie sich bis zu den lautesten, wiewohl heiseren Tönen und den fürchterlichsten Verzerrungen des Leibes und Antlitzes — immer Allah! Allah! murmelnd oder schreiend. Bisweilen sollen Einzelne sich bis zu epileptischen Anfällen steigern. In der Mitte eines der Zikr stand an einem hohen Mast ein uralter Schech, von ehrwürdigem Ansehen, mit langem grauen Bart, vom Gürtel auf nackt, barhaupt (auch bei Tage, in der heißesten Sonne), die

Digitized by Google

Hände über den Bauch gefaltet; ſtundenlang ſtand er, das Haupt von der Linken zur Rechten in nickender Bewegung erhaltend – wofür er beſonders Anſehen und Ehre genießt. Es war wie eine wunderbare dämoniſche Gewalt über dieſen Leuten, als wären ſie vom Gotte beſeſſen, als konzentrirte ſich ihr ganzes Leben und Daſein in der Anbetung dieſes einen ausſchließlichen Gottes, deſſen Namen ſie ausrufen — „des Wahren, des Ewigen, des Einen und Allmächtigen" — der aber die Freiheit und die Liebe nicht kennt. Es ſteigen Einem ſeltſame Gedanken dabei auf, und manche Erinnerung an die Schellingſchen Vorleſungen wurde in mir lebendig. Es war wirklich, als ſehe man noch eine jener enthuſiaſtiſchen, orgiaſtiſchen Religionen des Alterthums vor ſich, nur mit ihrem ganzen Charakter auf einen Gott übertragen. Der Islam iſt in der That eine ganz vorchriſtliche Religion, und es iſt ſehr intereſſant, mit dieſer Stufe des Bewußtſeins einmal in lebendige, ſinnliche Berührung gekommen zu ſein. Was hat das Chriſtenthum und die Weltgeſchichte nicht Alles an und in uns okzidentaliſchen und germaniſchen Völkern gebildet — welchen Rhythmus, welche Melodie von Seelen- und Geiſtesſchwingungen ſich folgen laſſen; der Orient ſteht im Grunde noch immer da, wo der Islam ihn gefunden.

Bei Tage ſah man viele Frauen unter dem Volksgedränge, bei Nacht auch nicht eine einzige. An einem Tage ſah ich, was man eine Derwiſchin nannte, eine im Lumpen gehüllte Frau, ohne Schleier, mit fliegendem Haar, vom Volke geneckt und auf daſſelbe mit einer langen Stange losſchlagend, wahrſcheinlich wahnwitzig. Aber das Merkwürdigſte iſt am letzten, dem Haupttage des Feſtes, Dienſtag den 11. dieſes Monats, die Prozeſſion der Doſeh.

Sie erinnern ſich des ſchönen römiſchen Blumenfeſtes, der Infiorata von Genzano, wie dort die Leute mit Luſt und Liebe den ganzen Tag über den zierlichen Blumenteppich bereiten, und die Erde, über welche die Füße der Geſalbten, die das Heilige tragen, hinſchreiten ſollen, in tauſend Farben und Lichtern zu erblühen ſcheint; wie die weite Straße ein Blumenfeld wird, bis dann endlich in den goldenen Abendſtrahlen auf wallender Fahne das Bild der göttlichen Himmelskönigin heranwallt, von den ſchönſten der irdiſchen Frauen und Mädchen gefolgt. Welch kindlicher, freundlicher, liebevoller und heiterer Dienſt! Nun ſehen Sie die Prozeſſion des Islam. Der Schech, einer der vier Derwiſchſekten, zieht aus der Moſchee, wo er gebetet, mit einem großen Gefolge über den Esbekieh-Platz nach der Wohnung eines andern Schechs, kurz nach der Mittagsſtunde. Die Menſchenmenge auf dem Platz drängt ſich, eſſend und trinkend, dazwiſchen. Endlich wurde die Volksmenge aus einander getrieben, es bildete ſich eine Gaſſe, ich gelangte glücklicherweiſe in die erſte Reihe, wo ich mich mit den nächſten zerlumpten und bärtigen Muſelmannen umfaßt hielt, um ſicher zu ſein gegen das Gedränge. Durch die Gaſſe kam nun ein wüſter Haufe fanatiſch aufgeregter Derwiſche geſchritten, gerannt, getaumelt, ſich umfaßt haltend, Schaum vor dem Munde, Allah! Allah! rufend, die

Digitized by Google

ſtieren Augen faſt leblos. Nach wenigen Schritten warfen ſie ſich mitten in der Gaſſe auf's Angeſicht nieder, ihrem Beiſpiele folgten bald mehrere, und ſo bildete ſich durch die ganze Gaſſe ein Teppich von Menſchenleibern, dicht an einander gedrängt, quer durch gelegt, die Arme vor ſich geſtreckt; unmittelbar an den Köpfen und Füßen ſtanden die dichten Reihen der Zuſchauer. Ueber die Menſchenleiber hin liefen ein paar andere Derwiſche, ſie zurechtlegend, Gebete und den Namen Allah über ſie murmelnd. Es mochten wohl über hundert daliegen, ſo weit ich ſehen konnte, dicht gedrängt; viele zitterten am ganzen Leibe, alle murmelten Allah! Immer von Neuem ergriff Einen aus der umſtehenden Menſchenmenge, alt oder jung, die Wuth, ſich plötzlich auch neben die Liegenden zu werfen. Da kam der Zug des Schech, voran zu Fuß mehrere Fahnenträger, über die Männer hin, dann der Schech zu Roß, eine alte ehrwürdige Geſtalt. Das Roß, von zwei Derwiſchen geführt, ſcheute ſich zuerſt, den Fuß auf die Menſchen zu ſetzen, aber nach einigem Widerſtreben gelang es, und nun zog es langſam, gemeſſenen Schrittes, obwohl noch immer etwas widerſpenſtig, über den Teppich von Menſchenleibern hin. Es war ein grauenhafter Anblick! Einige Derwiſche folgten noch nach; die Getretenen, von denen jeder zwei Tritte vom Huf bekommen haben mußte (ſie hatten ſo dicht gelegen, daß das Pferd auch nicht ein einziges Mal dazwiſchen hätte treten können) ſprangen meiſt auf und ſchloſſen ſich der Prozeſſion an, einige aber mußten aufgehoben und theils beſinnungslos, theils in bittern Schmerzensſchreien weggeſchleppt werden. Das Volk aber ſagt, daß Keiner verletzt werde, in Folge des Namens Gottes und der Gebete, die der Schech in der Nacht zuvor verrichtet. Dieſer zieht nun nach dem Hauſe eines andern Schech; in dem Hofe deſſelben wird daſſelbe Schauſpiel des Hinreitens über die Menſchenleiber wiederholt, damit es mit Bequemlichkeit Diejenigen ſehen können, welche der Schech beſonders in ſein Haus einladet, worunter immer viele angeſehene Franken. — Ich gieng auch noch nach dem Hauſe des Schech, dort aber waren nur die gewöhnlichen Zikrs, und das ſonſt wohl vorgekommene Auffreſſen von Schlangen und Glas fand diesmal nicht ſtatt.

Es iſt mir ſehr lieb, daß ich dieſen grauenvollen Gottesdienſt einmal mit angeſehen und die Menſchen in ihrer Dummheit, ihrem Fanatismus und ihrer Gleichgiltigkeit dabei beobachtet habe. Aber wie wohl war es mir doch, als ich dem Allen entflohen war und am Gründonnerstag auf meinem Dromedar durch Palmenhaine hindurch unſern Zelten zuritt, zur Feier eines ſtillen Oſterfeſtes in unſerer Wüſte. — In meinem nächſten Briefe ſage ich Ihnen, wie ich hoffe, wohl ſchon von unſerer Abreiſe nach dem Fayum zum Labyrinth und Möriſſee.

Digitized by

3. Der Nil. *)

Das Thal Aegyptens nimmt in ſeiner Länge etwa den dritten Theil des Landes ein, welches der Nil auf ſeinem Laufe von Mittag gegen Mitternacht, bis er ſich in's Mittelländiſche Meer ergießt, durchſtrömt. Dieſer Fluß tritt in Aegypten ein, nachdem er den Katarakt (Waſſerfall) von Aſſuan und Elephantis zurückgelegt hat. Auf dem rechten Ufer iſt das fruchtbare Land durch Sand, die arabiſchen Gebirge und das Rothe Meer begrenzt; auf dem linken Ufer ſind die Wüſten Libyiens mit ihren Oaſen. Nach der Sage wäre einſt der Nil zwiſchen Aſien und Afrika die Grenze geweſen. So viel iſt gewiß, daß der durch den Nil befruchtete Theil Aegyptens durch ſeine reiche Vegetation zwiſchen zwei weiten, gleich öden und unwirthlichen Ländern eine Scheidewand bildet.

Die Länge des Thals von Aegypten in der Richtung von Süden nach Norden mit einer kleinen weſtlichen Abweichung beträgt 7½ Grad, gerade den 50. Theil des Flächenraums der Erde, wie die Alten ſagten. Zwei Bergketten ſchließen dieſes Thal im Süden und auf etwa zwei Drittheilen ſeiner Ausdehnung; hierauf erweitert es ſich plötzlich zu einer großen dreieckigen Ebene, die durch die Waſſer des in mehrere Arme geſpaltenen Nils und ſeiner zahlreichen Verbindungskanäle vielfach durchſchnitten wird.

Aegypten zerfällt in drei große Landſchaften: Oberägypten (Saitis oder Thebais), Mittelägypten (Heptanomis), Niederägypten oder das Delta, weil die an das Meer anſtoßende Ebene zwiſchen den äußerſten Armen des Nils die Triangelform dieſes griechiſchen Buchſtabens hat. Mehrere Seen, darunter einige vom Umfange von 20 Lieues **), liegen an dem Ufer des Meeres, mit dem ſie durch Durchſchnitte, in welchen man alte Mündungen des Nils erkennt, zuſammenhängen. Wirklich hat ſich Manches ſeit dem Alterthum ſehr verändert. Die Anſchwemmungen des Fluſſes und des Meeres haben ſich vermehrt und die Länge der Grundlinie das Delta vergrößert. Dagegen befindet ſich ein Theil des Landes, den die alten Aegypter mit Dämmen ſchützten, heutzutage unter Waſſer, und man ſchreibt die ſeit der hiſtoriſchen Zeit vorgefallenen Einſenkungen der Ausdehnung mehrerer dieſer Seen zu. Durch neuere Arbeiten wurden einige derſelben ſo hergeſtellt, daß ſie jetzt zum Schifffahrtsverkehr zwiſchen dem Nil und dem Hafen von Alexandrien dienen.

Zwei Bergketten engen, mit Ausnahme des Delta, das ganze Thal Aegyptens ein. Dieſe Gebirge ſind von mittlerer Höhe, unbebaut und vom Fuß bis zum Gipfel völlig kahl. Von ihrem Endpunkte gegen Niederägypten bis etliche Lieues vor dem Katarakt ſind beide kalkſteinartig, weiterhin beſtehen ſie aus dem zu den Bauwerken von Theben benutzten Sand-

*) „Aegypten von Champollion-Figeac.“ (Deutſch von Dr. Mebold.) „Weltgemälde-Gallerie.“ Stuttgart 1840.

**) Eine franzöſiſche Lieue = 14,173 Fuß Rheiniſch, alſo etwas größer als eine Stunde.

Digitized by Google

ſteine. Endlich gegen Syene und Philä trifft man die Steinbrüche mit dem roſenfarbenen Granit, berühmt durch die großen Denkmäler, die dort ausgehauen wurden, und von wo auch der nach Paris gebrachte Obelisk von Luxor herſtammt. Dieſe beiden Ketten nähern ſich zuweilen, und zuweilen gehen ſie wieder aus einander, ſo daß das Thal eine verſchiedene Breite hat, die aber gegen das Meer hin immer mehr zunimmt. In der Granitregion laſſen die Bergketten nur ſo viel Zwiſchenraum, daß der Fluß durch kann, nebſt einem ſchmalen Saum Erde, der manchmal unter dem Waſſer verſchwindet. Zwiſchen den Sandſteingebirgen mißt die Breite nicht über eine Lieue. Aber in dem Kalklande, in Saitis, dehnt der Nil ſein Bett auf 1000—12,000 Metres*) aus — auf dem rechten Ufer reicht das bebaute Land eine Stunde, auf dem linken Ufer zwei Stunden weit.

Die arabiſche Kette bricht bei Kairo plötzlich ab. Die libyſche oder weſtliche Kette läuft im Norden in einer weniger ſteilen Böſchung aus. Auf der Höhe von Kairo, das auf dem andern Ufer des Nils liegt, entſendet ſie gegen das Innere des Thals einen Abſenker, der die Plattform (plateau) der Pyramiden bildet und, gegen Nordweſten vorgehend, in den Sandebenen des Delta ſich verliert. Dort iſt es, wo ſich das Thal der Natron-Seen und des ſogenannten Fluſſes ohne Waſſer bildet, der wirklich nichts enthält als eine beträchtliche Menge verſteinerten Holzes.

Man kann vorſtehende Bemerkung in die Worte zuſammenfaſſen: Aegypten iſt ein angebautes Thal, ein Streifen Pflanzenerde, der ſich durch die Wüſte zieht. Sonſt bilden die Thäler, welche großen Flüſſen zum Bette dienen, eine Art Wiege, wo die Waſſer den unterſten Grund einnehmen. Anders iſt es in Aegypten. Der Querdurchſchnitt ſtellt ſich hier als eine leichte konvexe Kurve mit tiefer Ausrandung der oberen Theile dar, welche bei niederem Waſſerſtande das eigentliche Nilbett iſt. Aus dieſer ſeltſamen Geſtaltung des Bodens folgt, daß der Fluß, wenn er ſich ein wenig über das Niveau des Ufers erhebt, den ganzen rund erhabenen Theil des anſtoßenden Landes, d. h. das ganze angebaute Land, überſchwemmen muß. So iſt Aegypten nichts als das Flußbett des Nils, und was dieſer nicht bewäſſert, iſt Wüſte. Die Waſſer des Himmels vermögen die Wüſte nicht zu verwandeln, das iſt nur dem Schlammwaſſer des Nils möglich.

Bevor der Fluß Aegyptens Grenze erreicht, bildet er fünf Waſſerfälle; der von Syene bei ſeinem Eintritt in Aegypten iſt der ſechſte, oder wenn man vom Mittelländiſchen Meere aufwärts geht, der erſte. Es erheben ſich hier auf beiden Ufern Widerlagen eines quer dahinlaufenden Gebirges, welches der Fluß, um ſich eine Bahn zu eröffnen, faſt perpendikulär durchſchneiden mußte. Dieſe Bahn iſt ſehr ungleich, überſäet mit mehr oder minder hohen Granitblöcken, von denen einige große Inſeln ſind. Dieſe Felſen ſteigen über das Waſſer empor und verſperren den

*) Eine Metre = 3 Fuß 2 Zoll.

Digitized by Google

Nil nach allen Richtungen. Aufgehalten von diesen Hindernissen wälzt sich der Fluß zurück, bäumt sich auf und setzt darüber hinweg. So bildet er eine Reihe kleiner Kaskaden, deren jede einen halben Fuß und weniger hoch ist, mit vielen Wirbeln und Schlünden.

Man könnte sich über das Vorhandensein eines solchen Hemmnisses der Flußschifffahrt wundern, wenn man an die zahlreichen Proben einer achtsamen und weisen Verwaltung des ägyptischen Landes denkt. Allein diese Klippen von Syene, anstatt ein Vorwurf gegen die Voraussicht der alten Regenten Aegyptens zu sein, zeugen vielmehr für sie, indem man bei näherer Ansicht in ihnen ein sehr wirksames Vertheidigungsmittel gegen die Einfälle der äthiopischen Völkerschaften erblickt, die mehr als ein Mal Aegypten angegriffen und dasselbe durch die Gewalt der Waffen einer temporären Herrschaft unterwarfen, die vielleicht dauernd geworden wäre, hätte nicht dieses natürliche Bollwerk, durch Hilfe der Kunst noch fester gemacht, dazu beitragen müssen, der Eroberungslust dieser Horden Einhalt zu thun und sie in den Grenzen ihres Gebietes südlich von Aegypten zurückzuhalten.

Das Merkwürdigste am Nil sind aber die periodischen Ueberschwemmungen. Es ist wunderbar anzusehen, wie jedes Jahr regelmäßig unter einem heitern Himmel, ohne irgend ein Vorzeichen, ohne eine wahrnehmbare Ursache, wie durch eine übernatürliche Gewalt die bis dahin klaren und durchsichtigen Wasser eines großen Flusses um die bestimmte Zeit der Sommernachtsgleiche mit Einem Male die Farbe wechseln, sich in einen Strom von Blut verwandeln, anschwellen, bis zur Herbstnachtgleiche allmählig steigen, das ganze umliegende Land überschwemmen, und dann in einem ebenso bestimmten Tempo wieder abnehmen, nach und nach zurückweichen, und um die Zeit, wo andere Flüsse anfangen auszutreten, in ihre Ufer zurückkehren.

Die alten Philosophen haben sich mit vielerlei Erklärungsversuchen dieses Phänomens abgemüht. Heutzutage weiß man, daß die periodischen Regen in Kordofan, Abyssinien und den noch südlicheren Ländern im Süden vom Wendekreise des Krebses, die einzige Ursache dieser Ueberschwemmungen sind.*) Denn in Aegypten fällt fast gar kein Regen; im untern Theile des Landes ist er eine Seltenheit, im obern ein Phänomen. Die ganze Vegetation ist somit das Resultat der jährlichen Ueberschwemmungen des Nils, durch die tropischen Regen veranlaßt. Diese Regen beginnen im Monat März, ihre Wirkung spürt man in Aegypten aber nicht vor Ende Juni. Von dieser Zeit an ist der Fluß drei Monate lang (bis zur Herbstnachtgleiche) im Steigen begriffen, und von da ab wieder drei Monate im Fallen.

*) Der vom Engländer Speke aufgefundene große Ukerewe-See, der sich noch über den Aequator auf die südliche Halbkugel erstreckt und nach Norden einen Abfluß haben soll, scheint die Wiege des Nils zu sein.

Digitized by Google

Während der Ueberſchwemmung iſt der Anblick Aegyptens höchſt originell; es gleicht einem großen Meere, aus deſſen Schooß Städte, öffentliche Gebäude und Straßen, welche die Verbindung unterhalten, hervorragen.

Nun aber die Wirkung dieſer Erſcheinung! Die Ueberſchwemmungen des Nils haben inmitten einer Wüſte das Erdreich herbeigeführt, welches zur Entſtehung eines der berühmteſten Reiche, die je exiſtirten, erforderlich war. Der Nil iſt der Schöpfer des Bodens geweſen; ganz Niederägypten iſt nichts als eine allmählige Anſchwemmung des Fluſſes, welcher, indem er die Grenzen der See zurückdrängte, durch ſeinen Niederſchlag eine ganze Landſchaft dem Thale von Thebais anfügte. Das Delta iſt eine Spolie (Raub) Abyſſiniens, aus einer Entfernung von 300 Stunden durch den Fluß herbeigeſchafft. Mit Recht ſagten die Alten: Niederägypten ſei ein Geſchenk des Nils. Aber das gilt auch von ganz Aegypten, wenn man den kulturfähigen Boden betrachtet, der erſt das Land zum Lande macht.

Die ägyptiſchen Prieſter erzählten den griechiſchen Reiſenden, daß, als Menes, ihr erſter König, den Thron beſtieg, Niederägypten aus einem Moraſte beſtand, der ſich vom Mittelländiſchen Meere bis zum See Möris ausdehnte, was eine Entfernung von ſieben Schiffstagereiſen ausmacht. Herodot fügt die Bemerkung hinzu, noch bis auf drei Tagereiſen oberhalb dieſes Sees ſei das Land Alluvialgrund (Anſchwemmung), und wirklich iſt dieſer bis zur erſten Spaltung des Fluſſes in zwei Arme, in gerader Linie ungefähr 40 Stunden vom jetzigen Ufer des Meeres, deutlich zu erkennen.

Was Herodot und die ägyptiſchen Prieſter ſagten, wurde von den neueren Gelehrten richtig befunden, und die Erhöhung des Bodens des ägyptiſchen Delta iſt eine der wichtigſten Thatſachen, an denen die Geologie ihre Theorie üben kann. Was ſich auf Menes bezieht, iſt vielleicht weniger genau; die Friſt ſcheint zu kurz, daß der Fluß zu dieſem Zeitraume von 7000 Jahren die Untiefen des Meeresſtrandes hätte in wohnliches und anbaufähiges Land verwandeln können.

Die Erhöhung wird durch die Stoffe bewirkt, welche der Nil von den Gebirgen Abyſſiniens ablöſt, mit ſich fortführt und nach und nach in den verſchiedenen Gegenden ſeines Laufes zurückläßt. Durch dieſe Materien erhöht ſich das Flußbett, und durch den links und rechts vom Flußbett abgeſetzten Schlamm eben ſo das Land umher. Es iſt ein gleiches Verhältniß in dieſen beiden Wirkungsarten. Aus einer Menge von Beobachtungen hat man herausgebracht, daß die Erhöhung in 1000 Jahren 57 Zoll betrug, ſo daß ſich ſeit König Menes eine Erhöhung von 33½ Fuß ergäbe. Nun kam man aber bei Nachgrabungen in dem Delta auf 40—50 Fuß, blos durch Lagen von Pflanzenerde mit quarzigtem Sande vermiſcht, wie ihn der Nil mit ſich führt.

Das Waſſer des Nils ſteht ſchon von Alters her in dem Rufe, daß es geſund ſei, und die Neueren haben dieſen Ruf beſtätigt. Es iſt ſehr leicht und von angenehmem Geſchmack, ſo daß ein Reiſender ſich der Ver-

Digitized by Google

gleichung bedient hat, es sei unter den Wassern, was der Champagner unter den Weinen. Die Aegypter sagen, wenn Muhamed davon getrunken hätte, so würde er Gott um ein ewiges Leben gebeten haben, um es immer trinken zu können. Man macht davon noch häufig Sendungen nach Konstantinopel für den Gebrauch des Großherrn und des Serail.

Aus dieser gedrängten Schilderung des Nils ersieht man die Wohlthaten, die er über Aegypten verbreitet. Es bildet sich, es besteht nur durch ihn. Wenn seine Ueberschwemmungen aufhörten, geriethe es in die furchtbarste Noth. Wenn der Fluß vertrocknete, würde Aegypten von der Oberfläche des Erdballs verschwinden, sein Ackerboden würde veröden und in kurzer Zeit von der Wüste verschlungen sein. Ein erlauchter Portugiese, Albuquerque, wollte im 15. Jahrhundert, um dem portugiesischen Handel in Indien das Monopol zu sichern, Aegypten zerstören, und zu diesem Ende entwarf er den Plan, den Nil, bevor derselbe den Katarakt von Syene erreicht, abzuleiten. Der Gedanke war für menschliche Kraft zu kühn — aber es lag ihm Wahrheit zu Grunde.

Der Nil wurde von den alten Aegyptern nicht nur durch den Beinamen des Heiligen, des Vaters und Erhalters des Landes gefeiert, sondern er wurde als ein Gott verehrt und hatte einen Dienst und Priester. Man gieng in der Verehrung des Stromes so weit, daß er als ein sichtbares Abbild Ammons, der höchsten Gottheit, betrachtet wurde. Er war für die Aegypter eine Offenbarung dieses Gottes, der in dieser Gestalt das Land belebte und bewahrte, weshalb auch die Griechen den Nil den ägyptischen Jupiter nannten.

Der Nil ward unter einer Person dargestellt, die von menschlicher Gestalt und sehr dick war; auf dem Haupte ein Kranz von Iris oder Schwertlilien, dem Symbol des Flusses zur Zeit der Ueberschwemmung. Der Nilgott brachte im Namen der Könige, die er unter seine Obhut genommen, den großen Göttern Spenden dar. Man sieht ihn abgebildet, wie er ein Tabulett trägt, worauf bald vier Vasen sind, gefüllt mit heiligem Wasser, und ein Szepter, das Emblem der Reinheit, bald Brod, Früchte, Blumensträuße und verschiedene Eßsachen, aus denen gleichfalls das Szepter der Reinheit emporragt.

4. Die Zigeuner in Aegypten.*)

Außer den Juden giebt es nur noch Eine Völkerschaft, welche, ohne daß die Sage wie bei diesen auf ein göttliches Strafgericht hinwiese, zerstreut durch die Länder wandert, nirgends zu Hause und dennoch überall heimisch, aber stets ihre eigenthümlichen Merkmale in Gesichtsbildung,

*) Von A. v. Kremer, aus dessen „Aegypten in seinem gegenwärtigen Zustande."

Digitized by Google

Sprache und Sitten bewahrend. Es ist dies das verrufene Völklein der Zigeuner, das in aller Herren Ländern durch Wahrsagen, Kesselflicken, Musiziren, gelegentlich auch durch gewandte Auffassung des Begriffes vom Eigenthum und Verwechselung von „Mein" und „Dein" leichten, sorgenlosen Unterhalt sich zu erwerben weiß. Während gegenwärtig von europäischen Ländern nur noch Ungarn und Spanien die Zigeuner in ihrer vollen Eigenthümlichkeit aufweisen, da im übrigen Europa die Alles mit gleichem Firniß überziehende Zivilisation derselben bald ein Ende zu machen droht und sie in Kürze nur noch als ethnographische Kuriosa gelten werden, hat der klassische Boden des Orients, auf dem eben so wie manche Trümmerreste alter Prachtbauten auch nicht wenige alte Völkerruinen unter dem dichten, wild fortwuchernden Gestrüppe türkischer Barbarei den Sturm und das Ungemach von Jahrtausenden überdauerten, die Zigeuner in echter Ursprünglichkeit erhalten. Der Türke und Perser bezeichnet dies Völkerreſtchen mit dem uralten Namen „tschingâneh", das er auch als Schmähung und Ausdruck der größten Verachtung gebraucht. Auffallend ist es, daß in den arabischen Ländern diese Bezeichnung vollkommen unbekannt ist. In Syrien giebt es Zigeuner in beträchtlicher Anzahl, aber sie führen hier den echt arabisch klingenden Namen Nuwâr und werden auch als ein besonderer Araber-Stamm der Beni Nuwâr aufgeführt. In Aegypten wird ihnen der Name Ghagar gegeben. Der Name Nuwâr wird zwar auch in Aegypten verstanden, aber man bezeichnet damit besonders in Ober-Aegypten, wo man Nauêr ausspricht, die als Goldschmiede herumziehenden Zigeuner.

Die Ghagar bilden in Aegypten einen zahlreichen Volksstamm, der nach bekannter Zigeuner-Art seinen Unterhalt gewinnt, indem die Männer als Kesselflicker, Affenführer, Seiltänzer oder auch als Schlangenfänger (die Psyllen Herodot's) sich im Lande herumtreiben, während die Weiber als Tänzerinnen, Buhlerinnen und Wahrsagerinnen sich Geld verdienen. Uebrigens erhellt aus vielen übereinstimmenden Nachrichten, die ich einzog, daß außer dem Handel mit Eseln, Pferden und Kameelen, den sie mit Vorliebe betreiben, fast der ganze Kleinhandel Aegyptens, welches sie nach allen Richtungen als Kleinverkäufer, Hausirer (Bad'd'âa'h), durchziehen, vollkommen in den Händen der Ghagar ist. Sie machen ihre Einkäufe in Kairo, wo sie den einheimischen Kaufleuten wohl bekannt sind, besuchen die großen Messen von Tanta, deren zwei jährlich abgehalten werden, dann die erst seit etwa 10 Jahren in Aufschwung gekommene Messe, die 3 Stunden von Beni-Suêf zum Geburtsfeste des heiligen Schilk'âni (Mauled esch-Schik'âni) alljährlich im Monat Mai abgehalten wird. Auf diesen Messen vermitteln sie einen sehr bedeutenden Waarenumsatz und machen so schöne Gewinnste, daß reiche Ghagar gar nicht zu den Seltenheiten gehören.

Während so ein Theil Handel treibt, lebt ein anderer in Kairo als

Digitized by Google

Schlangenfänger (H'āwi) *) und als ſchlangenfreſſende Derwiſche Biſāijjeh, und ſo mancher Reiſende hat in Kairo die ekelhaften Leiſtungen der letzteren geſehen, ohne zu ahnen, daß hinter der mohammedaniſchen Derwiſch-Maske der Zigeuner verſteckt iſt. Dieſe letztere Klaſſe kommt oft mit den europäiſchen Reiſenden in Berührung und leiſtet den Naturforſchern willkommene Dienſte, indem ſie alle Arten von Wüſtenthieren, Schlangen mit und ohne Giftzähne, Eidechſen, Uromaſtix, Wüſtenratten, Schakale, Wölfe, Stinkthiere u. ſ. w., ſtets bereit haben und lebendig oder todt in kürzeſter Friſt liefern. Die Behendigkeit, mit der dieſe Leute Schlangen aufzufinden und zu fangen wiſſen, iſt wirklich überraſchend. Mit einem Palmſtabe bewaffnet, womit er an die Mauern und Decken klopft, und mit einer Rohrflöte, durch deren Ton er die Schlangen aus ihren Schlupfwinkeln herauszulocken vorgiebt, bleibt ſelten eine von einem „H'āwi" vorgenommene Hausdurchſuchung fruchtlos, was allerdings aus dem Grunde erklärlich iſt, daß in vielen der alten Häuſer Kairo's ſich Schlangen aufhalten, die aber faſt immer dem harmloſen Geſchlechte der Nattern angehören. Dennoch flößen ſie den Bewohnern großen Schrecken ein und Niemand würde es wagen, ein Gemach zu betreten, wenn der „H'āwi" erklärt hat, daß eine Schlange darinnen ſei.

Der Name „Ghagar" iſt ein ganz allgemeiner, womit alle Zigeuner bezeichnet werden; nach ihrer eigenen Angabe zerfallen ſie in verſchiedene Stämme. Alle geben ſich aber für echte Araber aus und thun ſich auf ihre rein arabiſche Abſtammung viel zu Gute. Sie geben an, aus dem Weſten, alſo aus Weſt-Afrika, eingewandert zu ſein; über den Zeitpunkt, wenn dieſes Ereigniß Statt fand, wiſſen ſie nichts Beſtimmtes zu berichten. Für die Richtigkeit dieſer Angabe ſpricht übrigens auch der Umſtand, daß ſie ſich ohne Ausnahme zur Religionsſekte der Malikiten bekennen, welche bekanntlich in ganz Nordweſt-Afrika die herrſchende unter den vier orthodoxen Sekten des Islam iſt. Alle führen ein unſtetes Wanderleben und verſtehen ſich hierzu mit eigenen Wanderbewilligungen, die von dem Scheich der Gilde der Riſāi'j-Derwiſche oder der Polizei ausgeſtellt werden.

Am zahlreichſten iſt allenthalben in Aegypten der Stamm, welcher mit dem Namen „Ghawāzi" bezeichnet wird. Er hat faſt in allen größeren Städten und Dörfern ſeine in allen Künſten der Verführung wohlbewanderten Vertreterinnen, welchen die Schönheit eine ſehr gefährliche Waffe verleiht. Sie bezeichnen ſich ſelbſt mit dem Namen „Berāmikeh", d. i. Bermekiden, und ſcheinen ſomit ihren Urſprung auf das in der Geſchichte des Orients hoch berühmte Geſchlecht der Bermekiden zurückzuführen, das, nachdem es die höchſten Würden des Chalifats bekleidet hatte,

*) Der ſonſt ſo genaue und wohlunterrichtete Lane macht ſich eines Irrthums ſchuldig, indem er angiebt, daß mit dem Worte „H'āwi" ausſchließlich die Taſchenſpieler bezeichnet würden; die eigentliche Bedeutung deſſelben iſt „Schlangenfänger", von dem Worte „H'ajjeh", Schlange, abgeleitet.

Digitized by Google

von dem Chalifen Harun-er-Raſchid geſtürzt und vernichtet ward. Zugleich ſind ſie aber auf ihre Beduinen-Abſtammung ſehr ſtolz. Sie führen in der That auch ein wahres Beduinenleben, halten ſich faſt immer unter Zelten auf und ziehen von einem Jahrmarkte zum andern. Alle Ghazieh-Mädchen wählen ohne Ausnahme das leichte Handwerk der Tänzerinnen und die älteren treiben Wahrſagerei. Sie verheirathen ſich ſelten, bevor ſie ſich ein kleines Vermögen erworben haben, und wählen oft zu ihren Gatten ihre Sklaven. Der Mann einer Ghazieh iſt überhaupt ſelten mehr, als ihr Diener, der die Flöte bläſt oder die Handtrommel ſchlägt, wenn ſie tanzt, oder auch ihr neue Bekanntſchaften zubringt. Beiſpiele, daß eine Ghazieh einen Dorf-Scheich heirathet, ſollen nicht ſelten ſein und, was merkwürdiger, ihre eheliche Treue ſoll dann eben ſo gewiſſenhaft ſein, als ihr früherer Lebenswandel leichtfertig war.

Die „Ghawāzi" ſprechen den allgemeinen Zigeuner-Dialekt, deſſen ſich auch die anderen Stämme bedienen.

Die Zigeuner Ober-Aegyptens nennen ſich ſelbſt „Saāi'deh", d. i. Leute aus Said, d. i. Ober-Aegypten. Sie ziehen im Lande herum und betreiben Wahrſagerei, Kleinhandel oder den Verkauf von Eſeln und Pferden. Ihre Züge ſind echt aſiatiſch, die Hautfarbe dunkelbraun, die Augen ſtechend ſchwarz, das Haar ſchlicht und ebenfalls ſchwarz. Die Weiber tätowiren ſich oft blau an den Lippen, Händen und auf der Bruſt; in den Ohren tragen ſie große meſſingene Ohrgehänge, um den Hals Schnüre von blauen und rothen Glasperlen. Sie wahrſagen mittelſt Muſcheln, die ſie in einem ledernen Schnappſacke tragen, der über die Schulter geworfen wird; je nach den Gruppirungen der Muſcheln, die mit der Hand geworfen werden, wollen ſie die Zukunft erkennen. Im Sommer, um die Zeit, wenn der Nil zu ſteigen beginnt, ſieht man ſie häufig in den Straßen von Kairo, wo ſie leicht an ihrem ledernen, über die Schulter gehängten Schnappſacke, ſo wie an dem eigenthümlichen Rufe zu erkennen ſind, den ſie erſchallen laſſen: „nibejjin-ez-zein", d. i. wir wahrſagen Gutes und Schönes, oder auch „nidmor-el-ghāib", d. i. wir finden Verlorenes auf. In Kairo hält ſich eine zahlreiche Geſellſchaft ſolcher Wahrſagerinnen auf, welche auf die Leichtgläubigkeit der Kairiner ſpekulirt; ſie wohnen alle zuſammen in einem Gebäude, das Hōſch Bardak heißt und knapp unter der Zitadelle gegenüber der Moſchee des Sultan Haſſan liegt. Mit ihnen konkurriren die maghrebiniſchen Zauberer und Wahrſager, deren beſonders das innere Afrika, namentlich Darfur, die größte Anzahl liefert. Man kann ſie an den Straßen ſitzen und aus Karten oder Sand wahrſagen ſehen. Die Wahrſagerin aus dem Sande, Im-er-raml genannt, iſt alt im Orient und dürfte dem Leſer ſchon aus „Tauſend und Einer Nacht" bekannt ſein, wo ſie eine große Rolle ſpielt.

Weitere Stammnamen ſind H'aleb, oder auch Schah' āini und T'at'ar. Die Weiber ſind faſt alle Wahrſagerinnen, die Männer, welche dem letztgenannten Namen angehören, größtentheils Hufſchmiede oder Keſſelflicker

Digitized by Google

und werden auch mit dem Namen A'wwādāt oder Mua'merrātijjeh bezeichnet. Auch unter den Ghagar giebt es viele Schmiede, welche die Messingringe machen, die sowohl an den Fingern und Armgelenken, als auch an den Ohren, der Nase und dem Halse getragen werden.

Die zahlreiche Klasse von Leuten, die mit abgerichteten Affen herumziehen und sie für Geld sich produziren lassen, deren man viele in Kairo sehen kann, wo sie besonders auf der Ezbekijjeh nie fehlen, gehören fast alle dem Zigeunerstamme an, und man bezeichnet sie hier mit dem Namen Kurudāti (von kird, der Affe). Von demselben Volke sind auch die Athleten und Gymnastiker, die unter dem Namen „Bahlawān" bekannt sind und in größeren Städten bei Jahrmärkten und festlichen Gelegenheiten sich einfinden. Besonders zum Feste B'd-ed-d'ah'ijjeh kommen sie in großer Anzahl nach Kairo.

Alle diese verschiedenen Unterabtheilungen, in welche die ägyptischen Zigeuner zerfallen, sprechen dieselbe Diebssprache, die sie Sim nennen. Ueber die Bedeutung und den Ursprung dieses Wortes ist nichts Gewisses zu erfahren; nach den Angaben der Eingeborenen soll das Wort „sim" etwas Verborgenes oder Geheimnißvolles bedeuten. Mit dem Ausdrucke „sim" bezeichnet man eine Art unechten, blos äußerlich vergoldeten Golddrahtes, der aus Oesterreich importirt wird. Die einzigen Balawān sollen eine andere eigene Sprache haben, wovon ich mir jedoch leider keine Proben verschaffen konnte; auch scheint mir diese Angabe nicht ganz zuverlässig.

5. Ueber die Entdeckung der Nilquellen.

Es ist merkwürdig genug, daß die Quellen desjenigen Stromes, der in seinem Unterlauf das älteste Kulturland der Erde bespült und der am frühesten bekannt und berühmt geworden ist, am allerspätesten entdeckt werden sollten und ein Problem bildeten, an dessen Lösung die Gelehrten, Forscher und Entdecker bis jetzt vergebens gearbeitet haben. Ganz dasselbe ist es auch gegenwärtig, nachdem der Engländer Speke bis zu dem See vorgedrungen ist, welchem der Weiße Nil, der am weitesten nach Süden hinabgehende Quellfluß, entströmt — denn nun sind erst noch die Zuflüsse zu ermitteln, welche den See bilden —; aber man ist doch der Lösung sehr nahe gekommen.

Aus der Rede, welche der Präsident der Londoner Geographischen Gesellschaft, Sir R. Murchison, im Mai dieses Jahres (1863) gehalten hat, theilen wir folgende Hauptergebnisse mit.

Seitdem Bruce den Blauen Nil so ziemlich bis zu seiner abyssinischen Quelle verfolgt hatte, war die große Frage der Nilquellen ihrer Beantwortung nicht viel näher gerückt, und der entfernteste Punkt, bis zu

Digitized by Goog

welchem europäiſche Reiſende nach Süden hin vorgedrungen, lag nur wenig jenſeits des 4. Grades nördlicher Breite und mithin nicht hundert Meilen oberhalb Gondokoro. Zwiſchen Gondokoro und Kazeh, welchen Punkt Burton und Speke auf ihrer früheren Reiſe erreichten, iſt ein Zwiſchenraum von mehr als zehn Graden, und nehmen wir ſelbſt die Entfernung der Südküſte des großen Sees Nyanza, welche Speke allein geſehen, und des von de Bono und Miani in ſüdlicher Richtung von Gondokoro aus erreichten äußerſten Punktes dieſes Sees, ſo haben wir zum mindeſten 400 Meilen. In dieſen Gegenden, wußte man, lag die Quelle des Weißen Nil. Ob der Fluß aus dem erwähnten oder aus einem andern See ſtröme, oder ob er von den Quellen nahe gelegener Gebirge genährt werde, war eine offene Frage.

Durch Murchiſon's Rede werden dieſe Zweifel gelöſt. Es iſt klar feſtgeſtellt, daß der See Nyanza, welcher ungefähr 3 bis 4000 Fuß über dem Meeresſpiegel liegt, ſich beinahe 150 Meilen ſüdlich vom Aequator erſtreckt, welchen letztern man als ſeine Nordgrenze betrachten mag; die Breite des Sees von Oſten nach Weſten iſt vermuthlich noch größer. Dieſem weiten Baſſin, nahe dem Mittelpunkte der Nordküſte, entſtrömt der Weiße Nil in einer Breite von 150 Yards, und ſchießt bald darauf einen 12 Fuß hohen Kataraкt hinunter. Das iſt die hervorſtechende Thatſache, aber keineswegs der einzige Gewinn der Entdeckungsreiſe. Weſtlich von dem großen See liegt eine Gruppe (nicht eine Reihe) von Bergen, von welchen einer die Höhe von 10,000 Fuß erreicht, und weiter im Nordweſten befindet ſich ein anderer See, der Nzigé, der von Nordoſt nach Südweſt eine Längenausdehnung von 150 Meilen hat und an dem nordöſtlichen Endpunkte wahrſcheinlich mit dem Weißen Nil zwiſchen ſeinem Ausfluß aus dem See Nyanza und Gondokoro in Verbindung ſteht. Ferner hat es ſich ergeben, daß die genannte Gebirgsgruppe ihre Gewäſſer in den See Nyanza entſendet, und zwar in größerer Menge, als daß ſie allein durch den Weißen Nil einen Abzugskanal haben könnten. Zwar haben mehrere kleinere Zuflüſſe dieſes Stromes ihren Urſprung an der Nordküſte des Sees, und zudem iſt Grund zur Annahme vorhanden, daß ein See von geringerer Ausdehnung, der mit dem nordöſtlichen Endpunkte des Sees Nyanza zuſammenhängt, einen Fluß ſpeiſt, welcher von Südoſten her, näher bei Gondokoro, in den Weißen Nil mündet; aber es bleibt doch noch die Schwierigkeit, wie die ganze ungeheure Waſſermenge, welche ſich in den See Nyanza ergießen muß, ihren Ausfluß findet; und hier bietet ſich, auf andere Beobachtungen geſtützt, die Hypotheſe dar, daß der See, wie einen nördlichen, ſo auch einen ſüdlichen Ausfluß beſitze. Es mag eine Waſſerſtraße zwiſchen dem See Nzigé und dem muldenähnlichen See Tanganyika, weſtlich von Zanzibar, beſtehen.

Um von der wiſſenſchaftlichen auf die praktiſche Bedeutſamkeit dieſer Entdeckungen überzugehen, ſo ſprach ſich Sir Roderick Murchiſon in beſtimmter Weiſe gegen die Möglichkeit aus, daß in einer Gegend von ſolcher

Digitized by Google

geologiſcher Beſchaffenheit, wie ſie ſich hier erweiſe, auf das Daſein von Goldminen zu rechnen ſei; ebenſo wenig zeigt ſich einſtweilen eine Ausſicht, mit den Eingebornen verſprechende Handelsverbindungen anzuknüpfen. Die drei großen Stämme, welche Kapitän Speke auf ſeiner Reiſe um den See Nyanza antraf, waren weit weniger roh, als er vermuthet hatte; was merkwürdiger iſt, in dem ganzen Lande von Zanzibar bis zu den Sitzen des Stammes der Chopis, 200 Meilen von Gondokoro, herrſcht eine einzige Sprache. Ob dieſe Erſcheinung darin begründet iſt, daß das Land von Abyſſinien aus koloniſirt worden, bleibt noch zu unterſuchen; es ſteht jedoch feſt, daß die Chopis von einer wilderen Race ſind und eine andere Sprache reden, als ihre ſüdlichen Nachbarn. Vielleicht war die Wildheit der Chopis das eigentliche Hinderniß, welches ſich dem Vordringen von Expeditionen alter und neuer Zeit entgegenſtellte. Die drei anderen Stämme, die Ugandas und die Nationen von Unyoro und Karagwe, kontraſtiren ihnen gegenüber ſehr ſtark durch ihre faſt milden Sitten — Speke nennt dieſelben die Franzoſen des öſtlichen Afrika's.

Doch hören wir von keinen Handelsartikeln, ausgenommen etwa Elfenbein, welche dieſe Gegend zu beiden Seiten der oſtafrikaniſchen Waſſerſcheide darböte. Sind die Mondgebirge auch nicht erforſcht, ſo ſind ſie doch ihrer angeblichen Schneehülle entkleidet, und in eine Gruppe oder vielmehr zwei Gruppen anſtatt einer Kette aufgelöſt; die Hypotheſe von einer Anzahl von Seen, welche die Aequator-Regengüſſe aufnehmen und dem Weißen Nil zuführen, hat ſich als wahr erwieſen; das periodiſche Steigen und Fallen des Stromes iſt auf den richtigen Grund zurückgeführt; die Möglichkeit einer Bereiſung durch jene irrthümlich ſogenannten Wildniſſe iſt genügend konſtatirt. Das ſind ſo große Triumphe der Wiſſenſchaft, daß die Kapitäne Speke und Grant ihre Lorbeeren reichlich verdient haben, auch wenn für den Handel oder den Landbau ſich aus ihren Entdeckungen geringe Ausſichten eröffnen ſollten.

Digitized by Google

Achtzehnter Abschnitt.

1. Die Menschen im Negerreich Ashanti. Ein festlicher Aufzug. Aberglauben und daraus entspringende Unmenschlichkeit. Das Königreich Dahomey. — 2. Die Wüste Kalahari. — 3. Die Hottentotten. — 4. Die Kaffern.

1. Die Menschen im Negerreich Ashanti.*)

Ein festlicher Aufzug.

Der Küstenstrich vom Kap der drei Spitzen bis zum Vorgebirge St. Paul wird die Goldküste genannt, und mit Recht, denn das Gold ist hier in Ueberfluß zu finden. Reist man nach Osten landeinwärts, so kommt man durch das Land der besiegten Fantis in das Land der Ashantis, ihrer Sieger, in das gefürchtete und mächtige Negerkönigreich. Wie in diesen Ländern der heiße Sonnenstrahl und die gewaltige Triebkraft der Erde zusammengewirkt haben, um den Stein in edles Metall, den Erdenstaub in Goldsand zu verwandeln, um eine Pflanzenwelt hervorzurufen, wo die Sträucher zu Bäumen werden, wo die Aeste der Bäume wieder Bäume sind, und jeder einzelne Baum hundert andere Pflanzen auf sich beherbergt und nährt, wo die Schlingpflanzen gleich Schiffstauen von einem Baume zum andern ranken und dem Wanderer den Weg versperren; — um die größten, mächtigsten, stärksten, furchtbarsten Thiere zu erzeugen, wo nicht blos der Elephant seinen gewaltigen Rüssel schwingt, sondern auch die Hyäne schreit, der Schakal heult, der Löwe brüllt, wo der Panther lauscht, und die Katze schleicht: so hat sie auch den schwarzen Menschen, welche dieses Land bewohnen, eine mächtige Energie verliehen, hat sie mit Glanz

*) „Mission der englisch-afrikanischen Kompagnie von Cape Coast-Castle nach Ashanti," von T. Edward Bowdich, Esq. (Capo Coast [sprich Khep Kohst] ist die Hauptniederlassung der Engländer an der Goldküste. In neuester Zeit machten die kriegerischen Ashantis einen furchtbaren Ausfall auf die englische Besitzung, welcher dieselbe ihrem Untergange nahe brachte.)

Digitized by Google

und Reichthum umgeben, mit Heldenmuth begabt. Aber es ist eine furchtbare Größe und ein schrecklicher Glanz, es ist ein wilder Muth und eine rohe thierische Kraft, was in diesen Menschen lebt. Vor den Prachtschauspielen, die sie dem Europäer darbieten, schaudert dieser zurück, gleichwie ihm nicht wohl wird bei der üppigen Schönheit dieser Natur. Die Vögel haben das glänzendste, strahlendste Gefieder, aber sie schreien nur zornig und böse, kein lieblicher Sänger entzückt den Wanderer unter dem Schatten eines Baumes. Die Todtenstille, die am Tage, vorzüglich von 10 bis 3 Uhr herrscht, ist auffallend, es ist, als ob rings umher Alles ausgestorben wäre. Zwar erwacht die ganze Natur gegen Abend zu desto regerem Leben, und von den Waldungen, Gebüschen und Feldern hört man die verschiedensten Töne, aber keinen wohlthuenden, erquickenden Laut: es ist das Geschrei der Wildniß.

— Die Hauptstadt und Residenz heißt Kumassie und ist eine ziemlich große Stadt. Jede ihrer langen, hier und da mit Bäumen besetzten Straßen hat in der Mitte einen Hügel, auf den ein Stuhl für den König gesetzt wird, wenn es diesem einmal einfällt, in einer Straße seinen Palmwein zu trinken. Hinter dem Marktplatz ist ein kleines Gehölz, das die Leichen der geopferten Menschen aufnimmt, eine willkommene Speise für die Geier, welche es bei Tage umflattern, und für die Schakals und Hyänen, die es des Nachts besuchen.

* * *

Um 2 Uhr Nachmittags hielten wir (so erzählt unser Reisender), unter einem Fetisch oder Opfer eines todten Schafs, das in rothe Seide gehüllt und zwischen zwei hohen Stangen aufgehangen war, unsern Einzug in die Hauptstadt des Landes. Ueber 5000 Menschen, größtentheils Krieger, kamen uns mit einer fürchterlichen kriegerischen Musik, die durch ihr Gemisch noch mißtönender wurde, entgegen; denn Hörner, Trommeln, Klappern und andere Instrumente wurden alle mit einem Eifer in Bewegung gesetzt, der an Raserei grenzte, um so durch den ersten Eindruck auf uns zu wirken. Der Rauch, der uns von dem unaufhörlichen Abschießen der Musketen umgab, beschränkte unsere Aussicht auf das Nächste, und wir mußten Halt machen, während die Hauptleute in einem von ihren Kriegern gebildeten Kreise ihren pyrrhichischen Tanz aufführten, eine Menge englischer, holländischer und dänischer Flaggen wurden nach allen Richtungen hin geschwenkt, indem ihre Träger von einer Seite zur andern sprangen und sich mit einem leidenschaftlichen Enthusiasmus bewegten, der nur von dem der Hauptleute, die ihnen folgten, übertroffen wurde, die ihre glänzenden Flinten in solcher Nähe abschossen, daß die Flaggen oft im Feuer zu stehen schienen; und erblickte man sie selbst aus dem Rauche heraus, so glichen sie mit ihren Geberden und Verzerrungen den Wahnsinnigen. Ihr Gefolge fuhr beständig fort zu feuern. Die Klei-

Digitized by Google

dung der Hauptleute war ein Kriegshut mit vergoldeten, vorn herausstehenden Widderhörnern, der nach beiden Seiten durch einen unverhältnißmäßig großen Busch von Adlerfedern sich ausbreitete und unter dem Kinn mit Bändern befestigt war. Die Weste war von rothem Zeuge, mit Fetischen und Saphies*) in Gold und Silber bedeckt; gestickte Scheiden und Futterale, beinahe von allen Farben, die ihnen, wenn sie sich bewegten, an den Leib schlugen, und mit kleinen, ehernen Schellen, Hörnern und Schwänzen von Thieren, Muschelschalen und Messern abwechselten. Lange Leopardenschwänze hingen vom Rücken herab, an einem kleinen mit Fetischen bedeckten Boden befestigt. Sie trugen leichte, baumwollene Matrosenbeinkleider mit ungeheuern Stiefeln von grobem rothen Leder, die bis auf den halben Schenkel hinaufreichten und durch kleine Ketten an ihrem Leibgurt befestigt waren. Auch diesen hatten sie mit Schellen, Pferdeschwänzen Amuleten und unzähligen Stückchen Leder ausgeputzt. Ein kleiner Köcher vergifteter Pfeile hing von ihrem Handgelenk herab, und zwischen den Zähnen hielten sie eine lange eiserne Kette, an deren Ende ein Stück Papier mit mauriſchen Schriftzügen befestigt war. In der linken Hand trugen sie einen kleinen, mit rothem Zeuge überzogenen Speer, woran einige seidene Troddeln befestigt waren. Die schwarze Farbe ihrer Haut erhöhte noch die Wirkung ihres Putzes und vollendete den Eindruck einer unmenschlichen Gestalt.

Diese Vorstellung dauerte ungefähr eine halbe Stunde, ehe es uns gestattet wurde, von Kriegern umgeben, weiter zu gehen, und zwar des Volksgedränges willen in der langsamsten Bewegung. Die verschiedenen rechts abgehenden Straßen waren vollgedrängt von Menschen, und da die zur Linken an einer Anhöhe hinliefen, so erhoben sich unzählige Reihen Köpfe über einander. Die breiten offenen Hallen der Häuser waren gleich den vorderen Seiten der Schaubühnen bei kleinen Theatern mit Frauen und Kindern der vornehmern Klassen angefüllt; Alle voll Ungeduld, zum ersten Mal weiße Männer zu sehen. Ihre Ausrufungen verhallten bei dem Schießen und der Musik, aber ihre Geberden trugen das Gepräge der ganzen Szene.

Als wir ungefähr eine halbe (englische) Meile von dem Orte, wo wir zuerst die Stadt betreten hatten, den Palast erreichten, machten wir wieder Halt, und durch eine offene Reihe giengen die Träger, um Geschenke und Gepäck in dem uns angewiesenen Hause niederzulegen. Hier erfreute uns der Anblick einiger Kabosirs**), die mit ihrem Gefolge vorbeizogen, und die Pracht dieses Schauspiels setzte uns abermals in Erstaunen. Musiker mit Hörnern und Flöten, geübt zusammen zu blasen, schienen durch ihre

*) Saphies sind Stückchen Papier mit mauriſchen Schriftzügen und dienen als Amulete, um Unglück abzuwenden.

**) Ein Name, den man den Häuptlingen und vornehmsten Personen in diesem Theile Afrika's giebt.

Digitized by

wilden Melodien unſere Ohren ergötzen zu wollen, während ſehr große Sonnenſchirme, die durch ihre Träger auf- und zugezogen wurden, und große, überall um uns her ſich bewegende Fächer bei der brennenden Sonnenhitze, bei Wolken von Staub und einer beinahe erſtickenden Luft uns Kühlung zufächelten. Mit demſelben Leichenſchritte wurden wir dann noch eine Straße hinaufgequetſcht zu einem nach der Vorderſeite zu offenen Hauſe, wo ein Bote des Königs uns bat, eine fernere Einladung deſſelben abzuwarten. Hier wurde unſere Aufmerkſamkeit zu einem höchſt unmenſchlichen Schauſpiel hingelenkt, das wahrſcheinlich den Prunk des Aufzugs erhöhen ſollte. Es war ein Mann, der vor ſeinem Opfertode gepeinigt wurde. Seine Hände waren auf den Rücken gebunden, durch ſeine Wangen hatte man ein Meſſer geſteckt, woran ſeine Lippen in Geſtalt einer 8 befeſtigt waren; ein Ohr war abgeſchnitten und wurde vor ihm hergetragen, während das andere nur noch an einem Stück Haut am Kopfe hing. In ſeinem Rücken hatte er mehrere Wunden, und unter jedem Schulterblatte ſtak ein Meſſer. Er wurde an einem durch die Naſe gezogenen Stricke von Männern, die durch ſehr große Mützen von zottigen ſchwarzen Häuten ſich verunſtaltet hatten, unter Trommelſchlag fortgeführt. Leicht kann man ſich die Gefühle denken, welche dieſe Barbarei in uns erregte. Bald befreite uns jedoch die Einladung, vor dem Könige zu erſcheinen, von dieſem ſchrecklichen Schauſpiele, und wir kamen durch eine ſehr breite, ungefähr eine Viertelmeile lange Straße auf dem Marktplatze an.

Unſere Erwartungen von dem Schauſpiele, das nun kommen würde, waren mit jedem Schritt geſteigert worden, aber ſie hatten uns keineswegs auf die Entwickelung einer Szene vorbereitet, die ſich nun vor unſern Blicken entfaltete. Der Flächenraum von faſt einer Meile war mit Menſchen dicht beſetzt und von einer nie geſehenen Pracht erfüllt. Der König, ſeine Vaſallen und Hauptleute ſtrahlten aus der Ferne, umgeben von dem bunteſten Gefolge, die wieder ſämmtlich von einer Maſſe Krieger eingeſchloſſen wurden, welche den König für uns unzugänglich machen zu wollen ſchienen. Die Sonne ſtrahlte mit einem Glanze, der ebenſowenig als die Hitze zu ertragen war, von den maſſiv goldenen Zierrathen zurück, die an allen Orten uns entgegenglänzten. Mehr als hundert Muſikantentrupps ließen bei unſerer Annäherung die Lieblingsſtücke ihrer Hauptleute ertönen; Hörner ſchmetterten, Trommeln wirbelten, Metallbecken klirrten; dann war wieder Alles ſtill und die langen Flöten mit ihren in der That lieblichen Tönen ließen ſich hören. Wenigſtens hundert ſehr große Sonnenſchirme oder Thronhimmel, die wohl dreißig Perſonen ſchützen konnten, wurden dabei auf- und niedergezogen. Sie waren aus ſcharlachrothen, gelben und den hellſten ſeidenen Stoffen verfertigt und auf der Spitze mit Halbmonden, gemalten Elephanten, Pelikanen, Waffen von Gold u. ſ. w. geziert, auf die verſchiedenſte Weiſe geformt und ausgezackt und zur Seite mit herabhängenden Zierrathen verſehen. Einige Wenige waren mit Leopardenhäuten überzogen und mit natürlichen ausgeſtopften Thieren beſetzt.

Digitized by Google

Die Staats-Tragſeſſel waren gleich Wiegen hinten höher, und die Stangen lagen auf den Häuptern der Träger; Sitz und Kopfkiſſen waren mit karmoiſinrothem Taffet überzogen, und die reichſten Zeuge hingen an den Seiten herab. Des Königs Boten mit goldenen Bruſtplatten machten uns Platz, und wir begannen, indem Bambusrohre und engliſche Flaggen vor uns hergetragen wurden, unſere Runde. Bei jedem Kaboſir ſtanden wir ſtill, um ihm die Hand zu reichen, welches uns lange genug aufhielt, um ihre Zierrathen näher in Augenſchein nehmen zu können.

Die Kaboſirs ſowohl, als ihre vornehmſten Offiziere und Diener trugen Aſhanti-Kleider von fremder, koſtbarer Seide, von allen möglichen Farben und Muſtern; ſie waren unglaublich groß und ſchwer und wurden wie die römiſche Toga über die Schulter geworfen getragen. Ihre Schläfe umgab ein kleines ſeidenes Netz, und an künſtlich gearbeiteten Halsbändern von maſſivem Golde hingen theuer erkaufte mauriſche Zauberſprüche in kleinen viereckigen Gehäuſen von Gold, Silber und ſeltſamer Stickerei. Einige trugen auch Halsbänder, die bis in die Mitte des Körpers hinabreichten, von Agriesſteinen*). Ein Band von Gold und Perlen umgab das Knie, von dem einige ähnliche Schnüre herabhingen. Kleine goldene Reifen, woran Goldmünzen, Ringe und Thiergeſtalten waren, lagen feſt um die Knöchel. Ihre Sandalen waren von rothem, grünem oder weißem feinen Leder; Armbänder und unbearbeitete Stücke Gold, die ſo ſchwer waren, daß ſie die Hand auf einen Knaben ſtützen mußten, welcher, durch ſeine Schönheit ausgezeichnet, bei ſolchen Gelegenheiten ihren Pagen macht, hingen von ihrem linken Armgelenke herab. Goldene und ſilberne Rohre und Bambusſtäbe blendeten das Auge von allen Seiten. Wolf- und Widderköpfe, maſſiv aus Gold gegoſſen, befanden ſich an den goldenen Griffen der Schwerter, die in großer Menge zu ihrer Seite hingetragen wurden; die Klingen hatten die Geſtalt von runden Sicheln und waren vom Blute geroſtet; die Scheiden waren von Leopardenhäuten oder der Haut eines Fiſches, die wie Chagrin ausſah. Die großen Trommeln, die ein Mann auf dem Kopfe trug, und zwei andere ſchlugen, waren mit den Schenkelknochen von Feinden behangen und mit Schädeln geſchmückt. Auf den mit Leopardenhaut bezogenen Pauken kratzte man mit naßgemachten Fingern. Die Handgelenke der Tambours waren mit Schellen und wunderlich geformten Stücken Eiſen behangen, welche laut klingelten, während ſie ſchlugen. Kleinere Trommeln umgaben an Streifen rothen Zeuges den Hals: die Hörner (Zähne von jungen Elephanten) waren am Mundſtück mit Gold verziert und mit menſchlichen Kinnbacken geſchmückt. Die Stühle der Vornehmſten waren von ſchwarzem Holz mit eingelegter Arbeit von Elfenbein und Gold; dahinter ſtanden ihre ſchönſten Jünglinge, mit breiten

*) Heilig gehaltene Steine, die aus Benin kommen, nach Einigen im Leibe der Schlangen entſtehen und eine gewiſſe Zauberkraft haben. Sie ſind von verſchiedener Farbe: wer aber einen findet, iſt eines ununterbrochenen Glückes gewiß.

Digitized by

Gürteln von Leopardenhaut, mit Muſchelſchalen bedeckt und voll kleiner Meſſer in goldenen und ſilbernen Scheiden; die Griffe waren von blauem Achat. Patrontaſchen von Elephantenleder, auf gleiche Weiſe verziert, hingen bis auf die Erde; ein großes Schwert mit goldenem Griff, an der linken Schulter befeſtigt, und ſeidene Schärpen und Roßſchweife, gewöhnlich von weißer Farbe, hingen von den Armen und Weſten herab. Ihre langen däniſchen Musketen waren in kleinen Zwiſchenräumen mit goldenen Reifen, ſo wie die Schäfte, mit Muſcheln verziert. Schön gewachſene Mädchen ſtanden mit ſilbernen Becken hinter dem Rücken einiger Häuptlinge. Die Krieger ſaßen neben ihnen auf dem Boden und ſo dicht an einander, daß wir nicht durch konnten, ohne auf ihre Füße zu treten, was ihnen jedoch ganz gleichgültig zu ſein ſchien.

Plötzlich wurden wir durch den Anblick von Mauren*), die ganz anders gekleidet waren, überraſcht. Es waren ihrer ſiebzehn, und ſie ſchienen ſämmtlich zu den Vornehmſten zu gehören, denn ſie hatten Mäntel von weißem Atlas, durch Stickerei reich verziert; Hemden und Beinkleider waren von Seide, und ein ſehr großer Turban von weißem Mouſſelin war mit einer Kante von verſchiedenartigen Steinen beſetzt. Ihre Begleiter trugen rothe Turbans, und lange weiße Hemden trugen ſie über ihren weiten Beinkleidern, die von dunkelblauem Zeuge waren. Langſam erhoben ſie, als wir vorübergiengen, ihre Augen vom Boden und ſahen uns mit einem höchſt boshaften, hämiſchen Blick an.

Ein heftiges Blaſen der Hörner, ein betäubendes Wirbeln der Trommeln und das vollere Konzert aller Inſtrumente gab uns kund, daß wir dem Könige nahe wären; wir giengen jetzt vor den Hauptoffizieren ſeines Hofſtaates vorüber. Der Kammerherr, der Goldhornbläſer, der Kapitän der Boten, der Befehlshaber bei den Hinrichtungen, der über Kauf und Verkauf geſetzte Kapitän, der Aufſeher über den königlichen Begräbnißplatz, das Oberhaupt der Muſikanten — Alle ſaßen da, umgeben von einem Gefolge und einem Glanze, der von der Würde und Wichtigkeit ihrer Aemter zeugte. Hinter dem Koch ſtand eine Menge kleiner Gerichte, die mit Leopardenfellen zugedeckt waren, und eine große Menge maſſives Silbergeſchirr war vor ihm aufgeſtellt, Punſchnäpfe, Schwenkkeſſel, Kaffeekannen, Deckelkrüge und ein ſehr großes Gefäß mit ſchweren Griffen und Klauenfüßen, welches wahrſcheinlich Weihrauch enthielt. Auf einem dieſer Gefäße bemerkte ich eine portugieſiſche Inſchrift.

Der Scharfrichter, gleichfalls in der nächſten Nähe des Königs, ein Mann von ungeheuerer Größe, trug ein maſſiv goldenes Beil auf der Bruſt; den Armenſünderſtuhl trug man ihm vor, faſt ganz mit geronnenem Blute beſchmiert.

---

*) Die arabiſchen Bewohner des nördlichen Afrika's, welche nach dem Innern Afrika's durch Karawanen Handel treiben. Der Handelsneid machte ihnen die Engländer zu unwillkommenen Gäſten.

Digitized by Google

Des Königs vier Dolmetſcher umgab eine Pracht, die alles ſchon Geſehene übertraf, und ihre beſonderen Inſignien, goldene Bambusſtäbe, eben in Bündel zuſammengebunden, ſtanden um ſie herum.

Der Schatzmeiſter vermehrte die Pracht ſeines Anzuges noch durch Auslegung ſeines ganzen Geſchirrs; Schüſſeln, Büchſen, Wagſchalen, Gewichte waren alle von gediegenem Golde.

Endlich ſtanden wir dem Könige gegenüber und berührten ſeine Hand. Seine Haltung zog meine ganze Aufmerkſamkeit an. Angeborne Würde bei Fürſten, die wir Barbaren nennen, ſchien mir der Aufmerkſamkeit doppelt werth. Seine Manieren waren ſeinem Stande angemeſſen und doch ſehr herablaſſend. Obwohl ſein Erſtaunen groß ſein mochte, ſo verlor er doch nicht einen Augenblick die Haltung des Monarchen. Er ſchien etwa 38 Jahre alt zu ſein und zur Korpulenz geneigt. Um ſeine Schläfe trug er ein Stirnband von rothen Korallenkugeln, um den Hals ein Band von goldenen Mispelſchalen, die am breiteſten Ende aufgereiht waren, und über ſeine rechte Schulter eine rothe ſeidene Schnur, woran drei in Gold gefaßte Saphirs hingen. Seine Armbänder waren das reichſte Gemiſch von Korallen und Gold, und ſeine Finger ganz mit Ringen bedeckt. Sein Kleid war von dunkelgrüner Seide. Ein ausgezacktes Diadem war mit weißer Farbe auf ſeine Stirn gemalt, ſowie auf jeder Schulter eine Art von Epauletts, und auf der Bruſt trug er, ebenfalls weiß gemalt, eine aufgeblühte Roſe. Seine Kniebänder beſtanden aus rothen Korallen und ſeine Knöchelbänder aus einem goldenen Schmuck der feinſten Arbeit, woran ſich kleine Trommeln, Becken, Stühle, Schwerter, Flinten und Vögel dicht an einander reihten. Seine Sandalen von weißem Leder hatten Querbänder von erhabener Arbeit, mit Saphirs in kleinen goldenen und ſilbernen Einfaſſungen. Er ſaß auf einem niedrigen, reich mit Gold verzierten Stuhl und hatte ein paar goldene Kaſtagnetten an ſeinen Fingern und Daumen, durch deren Zuſammenſchlagen er Stillſchweigen gebot. Die Wachen dicht hinter ſeinem Stuhl waren reich mit Goldzierrath verſehen, vor Allem der Eunuch, welcher den Oberbefehl über die Dienerſchaft führte. Der königliche Thron, mit Gold faſt bedeckt, ſtand unter einem glänzenden Schirme, von welchem die verſchiedenſten Inſtrumente und Trommeln, alle aus Gold, herabhingen.

Wir ſetzten unſern Zug durch dieſen blendenden Kreis fort, der bis zuletzt uns eine Mannigfaltigkeit darbot, die weit über alle Beſchreibung und Erinnerung geht. So viel neuer, noch nie geſehener Glanz ließ uns die Hitze, den Staub und das Gedränge faſt ganz vergeſſen. Dennoch waren wir erſchöpft, als wir das Ende erreichten, und man uns nun erſuchte, unter einem Baume Platz zu nehmen, um die Höflichkeiten Aller wieder zu empfangen.

Der ganze Aufzug gieng nun zum zweiten Mal an uns vorüber. Abermals erhob ſich das Getöſe der kriegeriſchen Inſtrumente, unterbrochen von den kurzen, ſanften Tönen der Flöten. Die bunten Thronhimmel

Digitized by Google

ſchienen in der Ferne zu tanzen, und indem ſie auf- und niedergezogen wurden, kamen ſie näher und näher. Flaggen und Paniere wehten dazwiſchen, und die Oberhäupter ſaßen, zwiſchen Schaaren von Musketieren, hoch auf ihren Tragbahren. Sie ſtiegen ab, als ſie bis auf 30 Schritte zu uns herangekommen waren. Ihre vornehmſten Kapitäns giengen voran, mit gezogenen Säbeln; eine Schaar Soldaten folgte mit umgekehrten Waffen, dann kamen die einzelnen Muſikchöre. Der Oberbefehlshaber mit einer kleinen Leibwache, die ihn dicht umgab und unter demſelben Sonnenſchirme Schutz fand, wurde von den Händen ſeiner Lieblingsſklaven, welche die Mitte des Leibes umfaßten, faſt ganz getragen, während die Hauptleute ſich ihm näherten und ihm ſeine Kriegsthaten und Beinamen in's Ohr ſchrieen, was hinter und vor ihm von Stentorſtimmen wiederholt wurde. Alte Hauptleute von zweitem Range wurden auf den Schultern eines ſtarken Sklaven getragen. Einen anziehenden Anblick gewährten aber die noch unmündigen und jungen Kabosirs, von denen viele noch nicht über fünf oder ſechs Jahre alt waren und, mit Schmuckſachen überladen, auf dieſelbe Weiſe unter einem Thronhimmel getragen wurden, umgeben von allem Pomp ihrer Vorgänger. Eine Menge Fetiſchmänner oder Prieſter drehten ſich im Vorübergehen mit erſtaunlicher Geſchwindigkeit im Kreiſe herum. Ihre Geberden hierbei waren ſo verſchieden als ihr Schmuck; Einige tanzten mit Gaukkerſprüngen vorüber, Andere mit einer Haltung, als forderten ſie zum Kampfe heraus. Ein ausgezeichneter Kabosir tanzte einige Minuten lang vor uns den Kriegstanz mit einem langen Speer, welcher bei jedem Sprunge, den er that, ganz nahe an uns vorbeiſtreifte. Die größere Menge gieng in Ordnung und mit Würde an uns vorüber; Einige ließen eine Sandale, Andere beide fallen; Einige drehten ſich auch, nachdem ſie Jeden von uns mit der Hand berührt hatten, im Kreiſe herum. Die Mauren beehrten uns diesmal, wie es ſchien, mit einem Segen. Obwohl des Königs Boten den Zug fleißig antrieben, ſo wurde es doch beinahe 8 Uhr, ehe der König ſelbſt herankam.

Es war eine ſchöne ſternhelle Nacht, und die Fackeln, die man vor Seiner Majeſtät hertrug, machten den Glanz ſeines Aufzuges noch feierlicher. Er hielt an, um zum zweiten Male nach unſerm Namen zu fragen und uns eine gute Nacht zu wünſchen. Seine Anrede war mild und bedächtig. Ihm folgten ſeine Muhmen, Schweſtern und andere weibliche Verwandte, alle mit goldenen Halsketten geſchmückt. Noch waren wir aber des Zwanges der Zeremonien nicht ledig, denn es kamen neue Schaaren von Kriegsleuten mit ihren Befehlshabern; wir ſchätzten die Zahl des an uns vorbeigezogenen Heeres auf 30,000 Mann. Endlich erſchienen die ſehnlichſt erwarteten Boten, um uns in unſere Wohnung zu geleiten.

Aberglauben und daraus entſpringende Unmenſchlichkeit.

Die Sage der Neger von dem Buche und dem Kürbis wird bei den Aſhantis alſo erzählt:

Digitized by Google

Im Anfange der Welt ſchuf Gott drei weiße und drei ſchwarze Männer mit eben ſo viel Weibern. Er beſchloß, damit ſie ſich künftig nicht beſchweren möchten, ſie Gutes und Böſes ſelbſt wählen zu laſſen. Eine große Schachtel oder Kürbis wurde auf den Boden geſetzt, mit einem verſiegelten Stück Papier daneben. Gott ließ die ſchwarzen Männer zuerſt wählen; dieſe nahmen die Schachtel, in der Erwartung, daß ſie Alles enthalten würde; aber beim Oeffnen zeigte ſich nur ein Stück Gold, ein Stück Eiſen und einige andere unbekannte Metalle. Als die weißen Männer das Papier öffneten, ſagte es ihnen Alles, und ſie wurden weiſe. Gott ließ die Schwarzen im Walde und führte die Weiſen nach der Waſſerſeite zu, an die Weſtküſte von Afrika. Er kam nun mit ihnen jede Nacht zuſammen, lehrte ſie ein Schiff bauen, das ſie in ein anderes Land führte, von wo ſie nach langer Zeit, mit den verſchiedenſten Waaren beladen, zurückkehrten, um mit den Schwarzen, die das erſte Volk hätten ſein können, wofern ſie das Papier gewählt, Tauſchhandel zu treiben.

Da nun der Univerſalgott zürnt, ſo wenden ſich die Neger an die unteren Gottheiten, die Fetiſche, denen ſie eine große Macht zutrauen, und die ihre Sachen bei dem oberſten Gotte vermitteln. Dieſe untergeordneten Gottheiten wohnen in gewiſſen Flüſſen, Wäldern und Bergen. Sie werden in dem Maße verehrt, als ihre oft ſehr zweideutigen Orakel in Erfüllung gehen. Der jetzige Lieblings-Fetiſch der Aſhantis iſt der des Fluſſes Tando.

Der König, die Kabosirs und die vornehmen Klaſſen kommen nach ihrem Tode zu der oberſten Gottheit und ſetzen dort das prachtvolle, üppige Leben fort, das ſie auf Erden hatten. Darum werden bei der Leichenfeier eine gewiſſe Anzahl von Menſchen beiderlei Geſchlechts getödtet, um den Verſtorbenen zu begleiten, ſeinen Rang zu verkünden und für ſein Vergnügen zu ſorgen.

Die Geiſter der unteren Volksklaſſen wohnen in den Häuſern der Fetiſche (Tempel), in einem Zuſtande träger Erſtarrung, welcher ſie für die Plagen des Lebens belohnt, und ganz den Gefühlen eines Negers angemeſſen iſt. Die Geiſter, welche ſich in dieſem Leben durch Weisheit ausgezeichnet haben, werden nach dem Tode mit einem Blick in die Zukunft begabt und angewieſen, auf das Leben der Sterblichen, die den Fetiſch anerkennen, Acht zu haben und ihnen zu rathen. Diejenigen, deren ungeheure Verbrechen die Sühne der Leichenfeier zu nichte machen, oder die aus Nachläſſigkeit derſelben beraubt waren, ſind verurtheilt, im Dunkel der Wälder zu hauſen, von wo ſie ſich zuweilen in ihre früheren Wohnungen zurückſchleichen. Die, welche die Leichenfeier ihrer Familie vernachläſſigt haben, werden von den abgeſchiedenen Geiſtern gequält und beunruhigt.

Es giebt zwei Klaſſen von Fetiſchmännern (Prieſtern). Die erſte wohnt bei dem Fetiſch, der ein kleines rundes Haus hat, das gewöhnlich in einiger Entfernung von der Stadt aufgebaut wird. Dieſe Prieſter

Digitized by Google

befragen das Orakel — den Fetiſch — über das künftige Schickſal eines Staates oder eines einzelnen Menſchen, ſagen die empfangene Antwort wieder und fordern die hörenden Geiſter vor, die ein Glied der Familie gern befragen möchte.

Die untere Klaſſe der Fetiſchmänner geht ihren gewöhnlichen Lebensbeſchäftigungen nach, wohnt den Feſten und abergläubiſchen Zeremonien bei, und man gebraucht ſie wie die Wahrſager oder Geiſterbeſchwörer in Europa; beſonders bei Diebſtählen, wo ſie durch ein geheimes Spionirſyſtem nach langem Widerſtande, der oft ſo weit geht, daß ſie ſich weigern, den Schuldigen zu entdecken, gewöhnlich glücklich ſind. Die Gebräuche bei dieſen Zaubereien beſtehen darin, daß ſie einige lederne Riemen und Lumpen hinter dem Rücken zuſammenknüpfen, verwirren und wieder aus einander wickeln.

Die Oberprieſterwürde iſt in den Familien erblich, wie im alten Aegypten; der eheloſe Stand iſt nicht vorgeſchrieben; auch das Eigenthum erbt fort. Die untere Prieſterklaſſe wird häufig durch die vermehrt, welche erklären, daß der Fetiſch ſie plötzlich ergriffen hat, oder über ſie gekommen iſt, und welche, nachdem ſie ſich einer harten Behandlung unterworfen haben, zuletzt anerkannt werden. Die Fetiſchweiber, welche man gewöhnlich bei Krankheiten zu Rathe zieht, da ſie eine vollkommene Kenntniß der giftigen und heilſamen Kräuter und Rinden haben, haben Aehnlichkeit mit den Druiden der alten Gallier.

Ein Sklave, welcher ſich in den Tempel flüchtet, kann ſich dem Fetiſch weihen; aber durch Bezahlung von zwei Unzen Goldes und vier Schafen kann der Herr ſeinem entlaufenen Sklaven die Thür des Fetiſchhauſes verſchließen.

Die Hälfte der dem Fetiſch dargebrachten Gaben wird, wie man ſagt, in den Fluß geworfen; die andere Hälfte gehört den Prieſtern. Des Königs Opfer beſteht gewöhnlich aus zehn Unzen Gold und drei bis vier Sklaven; das eines armen Unterthans aus einigen Loth Goldes.

Jede Familie hat verſchiedene Hausfetiſche, welche die Prieſter ihr gegeben, und die den Penaten der Römer entſprechen. Einige ſind hölzerne Figuren, andere von willkürlichen Formen und Stoffen. Auch Thiere werden als Fetiſche verehrt; darum eſſen einige Familien nie Rindfleiſch, andere enthalten ſich des Schweinefleiſches. Geflügel und Rinder ſind die Fetiſche der königlichen Familie und werden von dieſer nie gegeſſen.*)

*) Die Staaten an der Seeſeite verehren mancherlei Thiere als Fetiſche. Zu Akra wird die Hyäne als Fetiſch verehrt, zu Dix-Kove und Anamaboe das Krokodil, und der Geier überall, aus augenſcheinlichen Gründen, da er zur Geſundheit des Landes durch die Vertilgung des Aaſes ſo wirkſam beiträgt. Ein Schwarzer, der zu Akra eine Hyäne tödtete, würde eine ſchwere Strafe auf ſich ziehen. Ein Europäer iſt genöthigt, ein Flaſchenfutter voll Rum und ein Stück weißes Zeug, worein der Kopf des Thieres gewickelt und alsdann von den Eingeborenen begraben wird, als Erſatz zu geben. (Der Rum wird von den Eingeborenen leidenſchaftlich geliebt.)

Digitized by Google

In Aſhanti iſt kein beſonderer Fetiſchtag, wie an der Küſte, wo es der Donnerstag iſt, an welchem Niemand weder fiſchen, noch pflanzen, noch ſonſt arbeiten darf. Die Familien feiern verſchiedene Tage der Woche als ihren Fetiſchtag, wo ſie von der Arbeit ruhen, ſich des Palmweins enthalten und weiße Kleider tragen.

Wenn die Einwohner von Aſhanti trinken, gießen ſie zuvor einige Tropfen auf den Boden zum Opfer für den Fetiſch; und wenn die Herren von ihren Stühlen aufſtehen, ſind die Sklaven gleich bei der Hand, einen Fetiſch auf den verlaſſenen Sitz zu ſtellen, um zu verhindern, daß der Teufel, den ſie ſich weiß denken, ſich nicht auf ihres Herrn Platz ſchleiche.

Der auffallendſte Aberglaube der Aſhantis iſt ihr Vertrauen auf die Fetiſche oder Amulete, die ſie toller Weiſe von den Mauren kaufen, indem ſie feſt glauben, daß ſie dadurch im Kriege unverletzlich und unüberwindlich werden, die Hand des Feindes lähmen, ſeine Waffen zertrümmern, den Lauf der Kugeln abwenden und alle Uebel lindern können. Der König bezahlt oft einen Fetiſch mit dreißig Sklaven.

Das Ableben einer Perſon wird, nach ihrem Range oder dem Reichthum ihrer Familie, durch eine Musketenſalve kund gethan. Im Augenblicke ſieht man eine Menge Sklaven aus dem Hauſe ſtürzen und nach dem Walde zu laufen, indem ſie ſich ſchmeicheln, daß die Hinterſten oder die, welche noch im Hauſe ergriffen werden, zu Opfern dienen, wofern ſie ſich nur bis nach der Feier verſteckt halten können. Der entſeelte Körper wird mit ſchönen ſeidenen, goldbeſetzten Kleidern angethan und auf einem Bette ausgeſtellt. Ein oder zwei Sklaven werden an der Thür des Hauſes geopfert. Ich will die Leichenfeier von der Mutter des Quatſchin Quufin, eines der vier oberſten Würdenträger, bei der wir am 2. Auguſt zugegen waren, beſchreiben. Es war keineswegs eine große, wie bei dem Tode eines Gliedes der königlichen Familie; ſie wird aber doch den richtigen Begriff von dieſen eben ſo glänzenden als barbariſchen Zeremonien geben.

Kaum hatte die Verſtorbene den letzten Seufzer ausgehaucht, als der König und ſeine beiden Miniſter, Quatſchin Quufin und Odumata, jeder ein junges Mädchen opferte, damit es ihr bis zum großen Opfer nicht ganz an Bedienung fehle. Das Gefolge, die Anhänger und Freunde der Familie, ſchickten Beiträge an Gold, Pulver, Rum und Zeugen, die zur Leichenfeier beſtimmt waren. Der König als Erbe*) gab das reichſte Geſchenk, den nächſten Verwandten ausgenommen, der den Stuhl und die Sklaven erbte. Der König ſchickte auch eine Summe Gold und einige reiche Kleider, die der Verſtorbenen in's Grab mitgegeben werden ſollen. Die Dienerſchaft des Quatſchin Quufin gab etwas Gold und 24 Ellen

*) Der König erbt das Gold ſeiner Unterthanen, vom Höchſten bis zum Niedrigſten; gewöhnlich ſchenkt er aber das Fetiſchgold (in Bildern verarbeitet) und die Kleider dem Nachfolger des Stuhls, von welchem auch die Sklaven und übrigen Sachen des Verſtorbenen unzertrennlich ſind.

Digitized by

Zeug. Man ſagte mir, dieſe Beiträge wären ungewöhnlich klein, aber es geſchehe auf Befehl des Königs, weil wegen des nahen Krieges das Pulver ſo viel als möglich geſchont werden ſolle.

Wir giengen um 2 Uhr nach Aſſafao; die Geier waren ſchon über zwei, kaum kalt gewordene, enthauptete Leichname her. Einige Haufen Weiber, im Ganzen wohl hundert an der Zahl, tanzten, indem ſie die Verſtorbene in den traurigſten, aber nicht unharmoniſchen Melodien lobten und beklagten. Wegen der großen Menge hörte man dieſe Klagetöne ſehr weit. Andere Haufen trugen die reichen Stoffe und ſeidenen Zeuge der Verſtorbenen in glänzenden ehernen Keſſeln auf den Köpfen. Geſicht, Arme und Bruſt dieſer Weiber waren mit rother Erde bemalt, als eine gräßliche Nachahmung derer, denen es gelungen war, ſich mit dem Blute der Opfer zu beſtreichen. Das Gedränge war übermäßig groß. Hörner, Trommeln und Musketen, Heulen, Aechzen und Schreien betäubte unſere Ohren. Dann und wann ſahen wir ein Schlachtopfer vorbeiziehen; die ungewöhnliche, gräßliche Kleidung, ſo wie die frohlockende Miene Derer, die das Opfer umgaben, machten ſie Teufeln ähnlich. In den Blicken der zum Opfer beſtimmten Menſchen ſah ich mehr Apathie als Verzweiflung oder Bewegung. Die Oberhäupter und Hauptleute zogen von allen Seiten herbei, durch Musketenfeuer und beſondere Fanfaren angemeldet, von denen uns manche bereits bekannt waren. Als der alte Odumata auf ſeinem Seſſel vorbeigetragen wurde, hieß er uns, wohl auf ihn Acht zu haben, wenn er wieder zurückkehren würde, was uns einigermaßen vorbereitete. Jetzt wurde des Königs Ankunft auf dem Marktplatze gemeldet. Die Menge wälzte ſich ungeſtüm dorthin, aber die Soldaten machten ohne Umſtände überall Platz für den Zug. Quatſchin Quufin eilte vorüber, wie ein Wahnſinniger vor Freude tanzend und ſpringend, trunken von der Schmeichelei ſeiner heulenden Begleiter. Die Schlachtopfer, mit großen Meſſern durch die Backen, ſahen ihn gleichgiltig an; er aber blickte auf ſie mit wilder Freude, die an Raſerei grenzte. Bald darauf erſchienen zum zweiten Male die Oberhäupter, die wir unlängſt in ihrer dunkeln, kriegeriſchen Kleidung hatten vorüberziehen ſehen, in allem Glanze ihres Fetiſchputzes. Des alten Odumata's Kleid war ganz mit Fetiſchen bedeckt, die ſämmtlich mit goldenen und ſilbernen Einfaſſungen daran hingen. Die lebhaften Bewegungen dieſer Männer paßten aber ſchlecht zu der Leichenfeier.

Wir giengen bis auf den Marktplatz mit. Der König und diejenigen Hauptleute, die nicht ſehr genau mit Quatſchin Quufin bekannt waren, ſaßen unter ihren Thronhimmeln, mit ihren gewöhnlichen Ehrenzeichen und ihrem Gefolge, und bildeten einen Halbkreis, der wohl eine halbe (engliſche) Meile im Umfang haben mochte; die Krieger ſetzten den Kreis fort.

Dreißig Schlachtopfer, von ihren Henkern umgeben, deren ſchwarze, zottige Mützen und Kleider ſie mehr Thieren als Menſchen ähnlich machten, wurden von der Menge nahe an den König herangedrängt. Die ſchon vorher beſchriebenen Weiberhaufen zogen außerhalb des Kreiſes und ſangen

Digitized by

das Todtenlied. Rum und Palmwein floſſen in Strömen, Hörner ſchmetterten und Trommeln raſſelten zum Raſendwerden. Jetzt wurde eine Musketenſalve nahe beim Könige abgeſchoſſen, und das Schießen gieng nun eine Stunde lang im Umkreiſe herum. Je angeſehener der Todte iſt, deſto mehr Pulver darf verſchoſſen werden.

Nach beendigtem Schießen traten die vornehmſten Frauen der Familie, faſt alle hübſch gewachſen und von zierlicher Geſtalt, zum Tanze hervor. Sie waren in gelbe Seide gekleidet, und um den Hals hing an einer Kette ein ſilbernes Meſſer. Eine hatte ein goldenes, eine andere ein ſilbernes Horn; einige waren als Fetiſchweiber gekleidet, und von dieſen wurde über die Enkelin der Verſtorbenen ein Schirm gehalten, während ſie tanzte. Die Aſhantis tanzen unter den benachbarten Völkern noch am beſten.

Die Trommeln verkündeten nun die Hinrichtung der Opfer. Alle Anführer unterſuchten ſie nach der Reihe; ich ſaß aber nicht nahe genug, um zu ſehen, warum. Die Henker balgten und drängten ſich, um ſie hinzurichten, und die Gleichgiltigkeit, mit der das erſte arme Geſchöpf, trotz der Schmerzen, die es von den durch die Backen geſtoßenen Meſſern erdulden mußte, zuſah, war merkwürdig. Der nächſte Henker riß dem andern das Schwert aus der Hand; die rechte Hand des Schlachtopfers wurde zuvörderſt abgehauen, dann riß man es nieder und ſchnitt oder ſägte vielmehr den Kopf ab. Die Qual wurde auf eine grauſame Weiſe verlängert, obgleich ich nicht ſagen will, daß es mit Fleiß geſchah. Noch zwölf wurden herbeigeſchleppt; aber wir drängten uns mit Gewalt durch die Menge nach Hauſe. Andere Opfer, beſonders weibliche, geſchahen in dem Walde, wo der Leichnam begraben wurde. Es iſt gewöhnlich, mit dem Blute eines freien Mannes „das Grab zu benetzen.“ Wenn nämlich alle Anhänger der Familie gegenwärtig ſind, und die Köpfe der Schlachtopfer alle im Grabe liegen, ſo werden einige arglos und eilig herbeigerufen, um den Steg oder Korb ſtellen zu helfen, und ſobald dieſer auf den Köpfen oder Schädeln ſteht, ſo betäubt ein Sklave einen von dieſen Männern von hinten durch einen heftigen Schlag, ſtößt ihm dann einen Dolch in den Nacken, wälzt ihn über den Leichnam hinein, und das Grab wird ſogleich geſchloſſen.

Eine Art von Karneval mit Schießen, Trinken, Singen und Tanzen wurde nun einige Tage lang in Aſſafao gehalten. Die Anführer beſuchten es gewöhnlich jeden Abend, oder ſchickten ihre Dolmetſcher mit einem Geſchenk an Rum oder Palmwein an Quatſchin Quuſin; und man gab mir zu verſtehen, daß ohne den nahen Krieg und die Nothwendigkeit, das Pulver zu ſparen, acht große Feſtlichkeiten für dieſe Frau ſtattgefunden haben würden, und zwar wöchentlich eine; dann würde der König ſelbſt in der letzten Woche gefeiert haben. Am letzten Tage ziehen alle Frauen, die nur einigermaßen mit der Familie in Verbindung ſtehen, und die in den erſten drei Tagen nach dem Tode nichts eſſen dürfen, aber ſo viel

Digitized by Google

Palmwein trinken können, als sie wollen, durch die ganze Stadt, indem sie allen Denen einen Dank absingen, die der Feier beigewohnt haben.

Beim Tode eines Königs muß jede Leichenfeier, die während seiner Regierung für Unterthanen gehalten wurde, von den Familien derselben wiederholt werden, — die Menschenopfer sowohl als die andern Feierlichkeiten, — um desto mehr die Begräbnißfeier des Monarchen zu verherrlichen, welche mit der ausschweifendsten Tollheit und Barbarei begangen wird. Die Brüder, Söhne und Neffen des Königs stellen sich, als wären sie verrückt, stürzen mit ihren Musketen hervor und feuern ohne Weiteres unter die Menge. Sogar Leute von Rang werden ihr Opfer, wenn sie ihnen begegnen; auch wird ein Mord bei dieser Gelegenheit weder bestraft noch verhindert. Man kann sich eine solche Szene kaum vorstellen. Nur wenige der Vornehmeren wagen es, in den ersten zwei oder drei Tagen aus dem Hause zu gehen, machen sich's aber zur Gewissensache, alle ihre Vasallen und Sklaven hinauszutreiben, als die annehmlichste Vergütigung für ihre eigene Abwesenheit. Des Königs „Okras," von denen gleich noch Näheres gesagt werden soll, hundert an der Zahl, nebst einer Menge von Weibern, werden alle auf seinem Grabe geopfert. Man versicherte mich, daß die Leichenfeier des verstorbenen Königs drei Monate lang jede Woche wiederholt wurde, und daß jedesmal 200 Sklaven geopfert und 25 Fäßchen Pulver verschossen wurden.

Die Okras zeichnen sich durch einen großen goldenen Reif aus, der ihnen vom Nacken herabhängt; manche von ihnen sind Lieblingssklaven, manche sind Leute aus dem Volke, die sich ausgezeichnet haben und froh sind, für den König ihr Leben auf's Spiel zu setzen, um durch ihn erhalten zu werden und von Prozessen frei zu sein. Einige wenige sind auch Verwandte des Königs und Männer von Rang. Alle, die zu den beiden ersten Klassen gehören, etwa zwei oder drei ausgenommen, von denen man weiß, daß ihnen der König Staatsgeheimnisse anvertraute, werden auf seinem Grabe geopfert.

Die Könige werden auf dem Kirchhofe zu Bantama begraben, und das heilige Gold mit ihnen; ihre Gebeine werden hierauf in einem Gebäude daselbst beigesetzt, dem gegenüber der größte eherne Kessel ist, den ich jemals sah. Er ist zu Opfern bestimmt, hat ungefähr 5 Fuß im Durchmesser und vier kleine Löwen auf dem Rande. Hier sind Menschenopfer häufig und gewöhnlich, um die Gräber der Könige zu benetzen.

Die Leichname der Anführer führt die Armee oft lange mit sich herum, um sie bis zum Leichenbegängniß in der Heimath aufzubewahren; und so geschieht es auch mit angesehenen Empörern oder Feinden, um sie in der Hauptstadt auszustellen. Damit sich der Leichnam länger halte, wird er langsam über einem Feuer geräuchert.

Beim Einfalle der Fanti's starb des jetzigen Königs Mutter, welche Regentin des Reichs war. Zu ihrer Leichenfeier schenkte der König selbst 3000 Schlachtopfer, wovon 2000 gefangene Fanti's waren, und 25 Fässer

Digitized by Google

Pulver. Die fünf größten Städte des Landes lieferten jede 100 Schlachtopfer und 20 Fäſſer Pulver, und die meiſten kleineren Städte jede 10 Schlachtopfer und 2 Fäſſer Pulver.

Des Königs Schweſtern dürfen ſich mit jedem, auch dem ärmſten Unterthanen verheirathen, wofern er nur hübſch iſt. Stirbt aber die königliche Gattin vor dem Manne, ſo erwartet man von dieſem, daß er ſich ſelbſt umbringe, es wäre denn, daß er von hohem Range und ebenbürtig wäre. Eben ſo iſt auch der Mann verbunden, ſich zu tödten, wenn das einzige männliche Kind ſtirbt. Wenn er zaudert, ſo wird er gebieteriſch erinnert, daß er bald denen nachfolgen ſollte, welche ihm in dieſem Leben zu Glanz und Ehren verholfen hätten.

Die Fetiſchmänner, welche der Armee folgen, ſchneiden einigen Feinden das Herz aus, und nach vielen Zeremonien und Zauberſprüchen mit allerlei geweihten Kräutern eſſen alle Die, welche noch nie einen Feind zuvor getödtet haben, einen Theil davon; denn man ſagt, wenn ſie es nicht thäten, ſo würde ihre Kraft und ihr Muth im Geheimen durch die Geiſter der Gebliebenen gequält werden. Man vertraute mir, daß der König und ſeine Großen das Herz eines berühmten Feindes unter ſich theilten; doch flüſterte man ſich dies nur zu. Dagegen rühmten ſich jene ſelbſt, die kleineren Gebeine und Zähne der erſchlagenen Monarchen bei ſich zu tragen.

Wir ſahen in der Hauptſtadt mehrere verſtümmelte Frauen: der einen fehlte die Oberlippe, der andern das rechte Ohr, einer dritten ſogar die Naſe. Auf unſer Befragen theilte man uns mit, daß, wenn der Mann findet, daß ſeine Frau ihm untreu geweſen iſt, er ſie entweder auf der Stelle tödtet, oder, wenn ſie einen zu mächtigen Familienanhang hat, er ihr die Naſe abſchneidet und ſie einem ſeiner Sklaven zur Frau giebt. Wenn eine Frau ein Geheimniß verräth, kann ſie darauf rechnen, die Oberlippe zu verlieren, und wenn ſie eine heimliche Unterredung ihres Mannes behorcht und dabei ertappt wird, verliert ſie ein Ohr.

Wie in allen dieſen Ländern, iſt Vielweiberei gewöhnlich. Die Geſetze von Aſhanti erlauben dem König 3333 Weiber, welche Zahl ſorgfältig beibehalten wird, um ihn in den Stand zu ſetzen, Denen, die ſich auszeichnen, und welchen er eine Gunſt erweiſen will, eine gewiſſe Anzahl zu ſchenken. Jene Zahl iſt aber eine myſtiſche, heilige Zahl und darf nie überſchritten werden. Manche von den Frauen wohnen in einem abgeſonderten Theile des königlichen Krooms oder Landſitzes zu Barramang, mehrere noch in einem Kroom hinter dem Palaſte, der mitten im Sumpfe iſt, und die übrigen in zwei Straßen der Hauptſtadt. Viele von ihnen bekommt der König in ſeinem ganzen Leben nicht zu ſehen.

Das Königreich Dahomey.

Dieſes roheſte und gewaltthätigſte aller Negerreiche liegt weſtlich von Aſhanti; ſeine Hauptſtadt heißt Abomey. Der Goldreichthum iſt zwar

Digitized by Google

nicht so groß als bei den Aſhantis, aber der Boden ſehr fruchtbar und der Reichthum an Thieren ebenſo groß wie an Pflanzen. Die Könige des Landes ziehen es jedoch vor, nicht aus dem Anbau des Bodens, ſondern aus dem Sklavenhandel ihre Einkünfte zu gewinnen; darum hetzen ſie ihre Unterthanen zu unaufhörlichen Kämpfen und der Adel des Landes iſt gleichfalls ſo ſehr an die Kriegsbeuten gewöhnt, daß der König ſogar die Pflicht hat, alljährlich einen großen Kriegszug oder vielmehr eine große Menſchenjagd zu unternehmen. Das Heer zählt 24,000 Krieger und iſt eine zur Jagd abgerichtete Meute, die in Schnelligkeit der Bewegung, Liſt und Grauſamkeit wenig zu wünſchen übrig läßt. Die Leibwache des Königs beſteht aus einigen hundert Weibern, die alle mit Musketen bewaffnet und gut exerziert ſind; auch ein Theil der dienſtthuenden Linientruppen beſteht aus ſolchen Amazonen, deren Zahl im Ganzen ſich auf 5000 beläuft. Dieſe Negeramazonen ſollen im Kampfe noch mehr Muth und Feuer entwickeln als die Männer, und bei Erſtürmung der Städte gewöhnlich die Entſcheidung geben.

Jeder Raubzug hinterläßt eine Wüſte. Die überfallenen und erſtürmten Wohnplätze werden niedergebrannt, die Greiſe, Weiber und Kinder erſchlagen, die jungen Männer und Frauen gefeſſelt und in die Sklaverei geſchleppt, um dann den amerikaniſchen und europäiſchen Sklavenhändlern übergeben zu werden. Die Hafenſtadt Whydah iſt der Handelsplatz, wo die Menſchenwaare ausgeboten wird, und es leben dort ſeit langer Zeit ſpaniſche, portugieſiſche und braſilianiſche Sklavenhändler. Vor zwei Jahren (1860) verließ dieſen Hafen ein nach Cuba beſtimmtes Schiff mit 1200 Negern an Bord. Im Laufe des Jahres 1860 ſollen im Ganzen aus Whydah und der übrigen Weſtküſte von Dahomey 12,000 Sklaven verſchifft worden ſein. Die engliſchen Kreuzer, welche die Küſte bewachen, konnten nur 1400 der Unglücklichen befreien.

Als König Ghezo von Dahomey im Jahre 1859 ſtarb, machten die Engländer den Verſuch, mit ſeinem Nachfolger Badahung einen Vertrag abzuſchließen, worin ſich der Negerfürſt zur Abſchaffung des Sklavenhandels und der blutigen Menſchenopfer verpflichten ſollte. Aber eine friedliche Thätigkeit liegt zu wenig im Charakter dieſer Neger, die Menſchenjagden ſind beliebter, und Badahung veranſtaltete in den zwei erſten Jahren ſeiner Regierung nicht weniger als 14 große Sklavenjagden. Das bei der Thronbeſteigung übliche Menſchenopfer verſchob er zwar, aber nur, um die Feierlichkeit recht großartig zu machen, d. h. recht viele Opfer bluten zu laſſen. Im Juli 1860 feierte er die „große Ada" (Sitte), welche ein eingeborner afrikaniſcher Lehrer alſo beſchreibt:

Montag, den 16. Juli, band man einem armen Menſchen die Hände, verſchloß ihm den Mund, wickelte ein großes Stück Baumwollenzeug um ſeine Lenden und führte ihn zum Grabe des verſtorbenen Königs, wo man ihn tödtete. Der neue König erklärte, er habe den Geiſt dieſes Menſchen mit einer geheimen Botſchaft an den Geiſt ſeines Vaters abge-

Digitized by Google

ſandt. Auf gleiche Weiſe wurde ein Menſchenopfer auf dem großen Marktplatz der Stadt gebracht. Eine Stunde ſpäter brachte man vier Perſonen nebſt einem Stück Rothwild, einem Affen und einem Geier. Man tödtete ſie alle mit Ausnahme des Geiers. Zweck dieſer Zeremonie: Der Geiſt der einen Perſon müſſe alle Märkte beſuchen, um den dort befindlichen Geiſtern zu melden, was der König für ſeinen Vater zu thun im Begriff ſei; ein zweiter müſſe ſich zu allen Waſſern begeben und allen dort befindlichen Thieren die Botſchaft bringen; ein dritter müſſe auf alle Straßen gehen und es den reiſenden Geiſtern verkünden; ein vierter müſſe ſich zu dem Himmelsgewölbe erheben und allem Heer daſelbſt die Nachricht bringen. Der Geier aber ſolle in die Luft fliegen und es allen Vögeln verkünden.

Nachdem der König dieſen Zweck ſelber ausgeſprochen hatte, erklärte er, daß er alle Feinde ſeines Vaters beſtrafen werde. Insbeſondere ſprach er ſein Vorhaben aus, gegen die Stadt Abberkuta im Jorutta-Lande zu ziehen und ſie vom Boden wegzufegen.

Sonntag, den 29. Juli, nahm die eigentliche Feierlichkeit ihren Anfang. Bevor der König ſeinen Palaſt verließ und die Kanone abgefeuert wurde — um das Volk von der Feſtlichkeit in Kenntniß zu ſetzen — hatte man bereits im Innern des Palaſtes 100 Männer und 100 Frauen umgebracht, 90 große Häuptlinge (Kaboſirs) und 120 Prinzen und Prinzeſſinnen waren damit beſchäftigt, die erſchlagenen Perſonen herauszutragen und zu opfern.

Mittwoch, den 1. Auguſt, begrub der König ſeinen Vater, und mit ihm 50 Menſchen, 50 Widder, 50 Ziegen, 40 Hähne, Enteriche und Kauris (Muſchelgold).

Donnerstag, den 16. Auguſt, ſah man am Palaſtthor 90 Menſchenköpfe in Reihen gelegt, und mehrere Tage wurden jeden Morgen neue Reihen aufgeſtellt. Im Ganzen konnte man rechnen, daß 2000 Menſchen während der Feierlichkeit ihr Leben verloren.

2. Die Wüſte Kalahari.

Die ganze Strecke vom Orange-Fluſſe im Süden, unter 29° ſ. Br. bis zum Ngami-See im Norden, und vom 24° öſtl. L. bis in die Nähe der Weſtküſte iſt eine Wüſte genannt worden, weil ſie kein fließendes Waſſer und nur ſehr wenig Brunnen hat. Doch darf man keineswegs dieſen Landſtrich als entblößt von Pflanzenwuchs und lebenden Weſen, die ihn bewohnen, ſich vorſtellen; denn er iſt nicht nur von Gras, ſondern auch von einer Menge Schlingpflanzen, ſtreckenweis auch von Gebüſch und Bäumen bedeckt Er iſt außerordentlich flach, aber an verſchiedenen Theilen von den Betten früherer Flüſſe durchſchnitten; unge-

Digitized by Google

heure Heerden von Antilopen, welche wenig oder gar kein Waſſer bedürfen, ſchweifen über dieſe pfadloſen Ebenen hin. Die Bewohner, Buſchmänner und Bakalahari, ſtellen dem Wilde und den zahlloſen Nagethieren und kleineren Arten des Katzengeſchlechts nach, welche ſich von den letzteren nähren. Der Boden iſt im Allgemeinen hellgefärbter, weißer Sand, beinahe reine Kieſelerde. Die Betten der alten Flüſſe enthalten viel Alluvialboden, und da dieſer durch die glühende Sonnenhitze ganz ausgetrocknet wird, ſo bleibt das Regenwaſſer in einigen Tümpeln mehrere Monate des Jahres hindurch ſtehen.

Die Menge Gras, welche in dieſer merkwürdigen Wüſte wächſt, iſt überraſchend, ſogar für diejenigen, welche Indien genauer kennen. Das Gras ſproßt gewöhnlich in Bündeln, mit kahlen Stellen dazwiſchen, oder die Zwiſchenräume werden von Schlingpflanzen eingenommen, deren Wurzeln tief unter dem Boden liegen und daher wenig von den Wirkungen der ſengenden Sonnenhitze verſpüren. Die Zahl der Pflanzen mit Wurzelknollen iſt ſehr groß; dieſe Pflanzen ſind ſo eingerichtet, daß ſie Nahrung und Feuchtigkeit zugeführt bekommen, ſelbſt wenn während der anhaltenden monatelangen Trockenheit dies anderswo unmöglich wäre. Es giebt hier eine Pflanze, die für gewöhnlich keine Wurzelknollen hat, dieſelben aber unter Umſtänden bildet, wo jenes Anhängſel nothwendig iſt, um zur Erhaltung ihres Lebens zu dienen. Eine ganz ähnliche Erſcheinung findet ſich auch in Angola bei einer traubentragenden Rebenart, welche zu gleichem Zwecke in gleicher Weiſe ausgeſtattet iſt. Die Pflanze aber, die ich hier insbeſondere im Auge habe, gehört zu der Familie der Kürbiſſe (Cucurbitaceae) und trägt eine kleine, ſcharlachrothe, eßbare Gurke. Eine andere Pflanze, Leroſchua genannt, iſt für die Bewohner der Wüſte ein wahrer Segen. An der Oberfläche ſieht man nur eine kleine Pflanze mit linearen Blättern und einem Stengel, der nicht dicker iſt, als der Kiel einer Rabenfeder; gräbt man aber einen bis anderthalb Fuß tief in den Boden, ſo ſtößt man auf einen Wurzelknollen, welcher zuweilen die Größe eines Kinderkopfs erreicht. Entfernt man die Rinde, ſo zeigt ſich, daß der Knollen aus einem Zellgewebe beſteht, welches etwa wie bei einer jungen Rübe mit Flüſſigkeit erfüllt iſt. In Folge der Tiefe unter dem Boden, worin der Knollen ſich befindet, iſt dieſe Maſſe gewöhnlich köſtlich kühl und erfriſchend. Eine andere Pflanzenart, Mokuri genannt, findet ſich in andern Theilen des Landes, wo die Hitze den Boden ausdörrt; es iſt eine krautartige Schlingpflanze, welche unter der Erde eine Anzahl Wurzelknollen bildet, von denen manche die Größe eines Mannskopfes erreichen, und welche ſämmtlich in einem Umkreis von einer bis anderthalb Armeslängen horizontal um den Stengel herum liegen. Die Eingebornen ſchlagen den Boden ringsherum mit Steinen, bis ſie aus der Verſchiedenheit des Tones hören, wo die waſſerſpendende Knolle unter dem Boden liegt, graben dann etwa einen Fuß tief nach und finden ſie.

Die wunderbarſte Pflanze der Wüſte aber iſt die Kaffer-Gurke oder

Digitized by Google

Waſſer-Melone (Cucumis caffer). In Jahren, wo der Regen in ungewöhnlicher Menge fällt, ſind unabſehbare Strecken des Landes buchſtäblich mit dieſen Melonen bedeckt; dies war früher, wo die Regenmenge größer war als gegenwärtig, alle Jahre der Fall, und die Bakuana ſchickten alljährlich Handelsgeſellſchaften nach dem See. Jetzt kommt dieſe Ergiebigkeit kaum einmal in 10 bis 11 Jahren vor, und die letzten drei Male fiel ſie mit außerordentlich naſſen Jahren zuſammen. Dann erfreuen ſich Thiere jeder Art und Benennung, den Menſchen nicht ausgenommen, an den reichen Vorräthen. Der Elephant, als wahrer Herrſcher des Waldes, ſchwelgt in dem Genuſſe dieſer Frucht, und ſeinem Beiſpiele folgen die verſchiedenen Nashornarten, obſchon ſie von Natur in der Wahl ihrer Nahrung ganz von jenem abweichen. Mit gleicher Begierde laben ſich daran die verſchiedenen Antilopenarten, und ſelbſt Löwen, Hyänen, Schakale und Mäuſe ſcheinen ſämmtlich die allgemeine Wohlthat zu kennen und zu würdigen. Dieſe Melonen ſind jedoch nicht alle eßbar; einige ſind ſüß, andere ſo bitter, daß die ganze Familie dieſer Kürbiſſe von den Boërs „die bittere Waſſermelone" genannt wird. Die Eingebornen unterſcheiden ſie dadurch von einander, daß ſie eine Melone um die andere mit einer Axt anhauen und die Zunge in den Spalt ſtecken. So wiſſen ſie freilich am ſchnellſten, ob ſie ſüß oder bitter ſind. Die bitteren ſind giftig oder wenigſtens ſchädlich, die ſüßen dagegen ſind ganz geſund. Dieſe eigenthümliche Erſcheinung, daß eine und dieſelbe Pflanzenart ſowohl ſüße als bittere Früchte trägt, kommt auch bei einer rothen, eßbaren Gurke vor, welche man dort zu Lande oft findet. Sie iſt ungefähr 4 Zoll lang bei einem Durchmeſſer von 1½ Zoll; im reifen Zuſtande iſt ſie hell ſcharlachroth. Manche dieſer Gurken ſind bitter, andere ganz ſüß. Selbſt Melonen in einem Garten können bitter gemacht werden, wenn einige bittere Kengwe in der Nähe ſind, da die Bienen leicht den Blüthenſtaub von einer Pflanze zur andern tragen.

Die menſchlichen Bewohner dieſes Landſtriches beſtehen aus Buſchmännern und Bakalahari. Erſtere ſind wahrſcheinlich die Ureinwohner des ſüdlichen Theiles vom afrikaniſchen Kontinent; letztere die Ueberbleibſel von der erſten Auswanderung der Betſchuanen. Die Buſchmänner leben aus freier Wahl, die Bakalahari gezwungen in der Wüſte, aber beide ſind große Freunde der Freiheit. Die Buſchmänner unterſcheiden ſich durch Sprache, Race, Sitten und Ausſehen. Sie ſind die einzigen wirklichen Nomaden in dieſem Lande, bebauen niemals den Boden und halten auch keinerlei Arten Hausthiere, außer armſeligen Hunden. Die niedrigen Büſche, Felſenlöcher, ausgehöhlte Ameiſenhaufen u. ſ. w. bilden ihre Schlafſtätte; nur die an der Grenze der Kapkolonie wohnenden bauen ſich niedere, bienenkorbähnliche Hütten. Mit der Lebensweiſe des Wildes ſind ſie ſo genau vertraut, daß ſie demſelben auf ſeinen Wanderungen nachziehen und ihm von einem Ort zum andern nachſtellen. Sie thun auf dieſe Weiſe der übermäßigen und außerordentlichen Vermehrung des

Digitized by Google

Wildes ebenso wirksam Einhalt, als die größeren fleischfressenden Thiere. Die Hauptnahrung der Buschmänner besteht in Wild; außerdem sammeln die Weiber noch Wurzeln und Bohnen und Früchte der Wüste ein.

Diejenigen Buschmänner, welche die heißen sandigen Ebenen der Wüste bewohnen, zeigen meist jene hageren, ausgetrockneten Gestalten, welche große Anstrengungen und lange Entbehrungen ertragen können. Manche sind von niedriger Statur und haben in der That Aehnlichkeit mit Pavianen.

Die Bakalahari gelten der Ueberlieferung zufolge für die ältesten Stämme der Betschuanen und sollen meist ungeheuere Heerden langgehörnter Rinder besessen haben, bis sie derselben beraubt und durch eine neue Wanderung ihrer eigenen Nation in die Wüste getrieben wurden. Seitdem wohnen sie immer auf denselben Ebenen mit den Buschmännern, sind denselben klimatischen Einflüssen unterworfen, leiden denselben Durst und genießen seit Jahrhunderten dieselbe Nahrung wie jene, scheinen aber doch den unumstößlichen Beweis zu liefern, daß die Oertlichkeit an sich gerade nicht immer hinreicht, die Verschiedenheit der Racen zu erklären. Die Bakalahari haben noch immer eine gleich große Vorliebe für den Ackerbau und die Viehzucht, wie die Betschuanen. Sie graben alljährlich ihren Garten um, obschon sie nur Melonen und Kürbisse erwarten können. Auch halten sie kleine Ziegenheerden, obwohl sie das Wasser für dieselben mit Straußeneierschalen oder löffelweise aus dem sparsamen Brunnen schöpfen müssen. Gewöhnlich schließen sie sich an einflußreiche Männer in den verschiedenen Betschuanenstämmen an, die in der Nähe ihrer heimathlichen Wüste wohnen, um ihren Bedarf an Speeren, Messern, Tabak und Hunden gegen die Häute der von ihnen erbeuteten Thiere einzutauschen.

Die Bakalahari sind sehr schüchtern; nach ihrer körperlichen Entwickelung zeigen sie oft große Aehnlichkeit mit den Eingeborenen von Australien. Sie haben dünne Beine und Arme und große, aufgetriebene Hängebäuche, welche von ihrer schlechten unverdaulichen Kost herrühren. Die Augen der Kinder entbehren alles Glanzes, man sieht sie nie scherzen und spielen. Eine kleine Anzahl Betschuanen kann in ein Bakalahari-Dorf gehen und die ganze Einwohnerschaft desselben ungestraft tyranniſiren; stoßen aber diese nämlichen Abenteurer auf Buschmänner, so verwandeln sie ihr Betragen sogleich in die kriechendste Schmeichelei; denn sie wissen recht gut, daß, wenn sie die Bitte der Buschmänner um Tabak abschlagen, diese freien Söhne der Wüste alsbald sich anschicken, durch vergiftete Pfeile sich in den Besitz desselben zu setzen.

Die Furcht vor den Besuchen fremder Stämme der Betschuanen veranlaßt die Bakalahari, ihre Wohnsitze fern von Wassersammlungen zu wählen; über einer Quelle häufen sie Sand, Stein und Strauchwerk an und brennen ein Feuer darüber an, um die Spur zu verbergen. Wollen sie Wasser zu ihrem Gebrauch haben, so kommen die Weiber mit 20—30 Wassergefäßen in einem Sacke oder Netze auf dem Rücken. Diese Wassergefäße sind die Schalen von Straußeneiern, deren jedes ein Loch an

Digitized by Google

dem einen Ende hat, gerade groß genug, daß man mit einem Finger hinein kann. Die Weiber binden ein Büschel Gras an das Ende eines ungefähr 2 Fuß langen Schilfrohrs, und ſtecken dieſes in ein Loch, das ſie ſo tief gegraben haben, als ihr Arm reicht; dann ſtampfen ſie den feuchten Sand um das Schilfrohr wieder feſt. Bringen ſie nun den Mund an das offene Ende des Rohres und ſaugen daran, ſo bildet ſich unten in dem Gras ein leerer Raum, worin ſich das Waſſer ſammelt und in kurzer Zeit bis zu dem Mund empor ſteigt. Eine Eierſchale wird nun neben das Schilfrohr auf den Boden geſetzt, einige Zoll unter dem Munde der Saugenden. Ein Strohhalm leitet das Waſſer in die Höhlung des Gefäßes, während ſie es einen Mund voll um den andern emporziehen. Das Waſſer läßt man an der Außenſeite des Strohhalms, nicht durch denſelben, hinablaufen. Der ganze Waſſervorrath muß auf dieſe Weiſe durch den Mund des Weibes wie durch eine Pumpe gehen und wird, ſobald es nach Hauſe gebracht iſt, ſorgfältig vergraben. „Ich bin", ſagt Livingſtone, „in Dörfer gekommen, wo wir, wenn wir trotzig und gebieteriſch aufgetreten wären, in keiner Hütte Waſſer gefunden hätten; doch wenn wir uns ruhig niederließen und geduldig warteten, bis die Dorfbewohner zu einer günſtigen Meinung über uns gekommen wären, ſo brachte bald ein Weib eine Eierſchale des köſtlichen Naß aus irgend einem Verſteck hervor."

3. Die Hottentotten.

Die Hottentotten ſind an der ſüdlichen Spitze von Afrika zu Hauſe, aber in einzelnen Stämmen doch viel weiter nach Norden verſprengt, als man früher dachte. Als ſie die Holländer Beſitz von ihrem Lande nehmen ſahen, leiſteten ſie keinen Widerſtand. Ihre verſchiedenen Stämme oder Tribus lebten immer in Frieden. Sie kannten nur die unerläßlichſten Lebensbedürfniſſe. Ihre Reichthümer beſtanden in wenigen Heerden und einigen eiſernen Werkzeugen, die ihnen dazu dienten, Fiſche und Wildpret zu tödten, wovon ſie ſich nährten. Ihr Zuſtand hat ſich ſehr geändert. Von den europäiſchen Anſiedlern zurückgedrängt, zogen ſie ſich in's Innere des Landes zurück, geriethen dann aber zwiſchen die Kaffern und wurden von dieſen erdrückt.

Zwar findet man noch jetzt unter der engliſchen Herrſchaft einige Kraals oder hottentottiſche Dörfer, die ruhig unter der Regierung der Kolonie leben, ihre Autorität anerkennen, Heerden für die Koloniſten aufziehen und ſie beim Ackerbau und allen Arbeiten der Pflanzungen unterſtützen. Sei es aus Politik oder aus Gerechtigkeitsſinn — die Engländer behandeln jetzt die Häuptlinge mit aller Rückſicht, geben ihnen Hauptmannsrang und ſchmücken ſie mit einer ſilbernen Kette und einem Stocke mit einem Knopfe aus Silber oder Kupfer, als Symbole ihrer Würde. In

Digitized by Google

Erwiderung dieſer Auszeichnung ſind die Häuptlinge verpflichtet, zu gewiſſen beſtimmten Epochen in der Hauptſtadt zu erſcheinen, um dem Gouverneur und ſeinen Räthen Rechenſchaft zu geben von dem Tribus, den ſie befehligen, und die nöthigen Weiſungen zu empfangen. Dieſer Beſuch endigt ſich mit Geſchenken von Branntwein, Tabak, Eiſen und Arbeitswerkzeugen, die ſie in ihre Heimath mitnehmen. Die Häuptlinge ſind ſehr ſtolz auf ihren Kommandoſtab.

Die Hottentotten unterſcheiden ſich von allen übrigen Volksſtämmen Afrika's. *) Sie ſind ein friedliches, ſanftes und furchtſames Volk, durchaus nicht wild und hartnäckig. Sie ſind ſehr gelehrig und biegſam und deshalb leicht zu täuſchen, aber auch zu allen Künſten der Ziviliſation leicht abzurichten, wenn man ſich nur die Mühe geben wollte. Die Rechtlichkeit, die Treue und Sanftmuth ihres Charakters, ihre gegenſeitige Anhänglichkeit deuten auf die günſtigſte Anlage zur Kultur und zur Tugend. Leider werden ſie von den Koloniſten ohne beinahe allen Unterricht gelaſſen.

Die genannten guten Eigenſchaften haben ſich jedoch durch die Art von Sklaverei, wozu ſie herabgeſunken ſind, in eine ſklaviſche Unterwürfigkeit und in eine gänzliche Aufgebung ihrer Rechte und Hoffnungen verwandelt. Sie haben wenig Laſter oder Fehler, die nicht dieſer Urſache zuzuſchreiben wären und die eine andere Ordnung der Dinge nicht verſchwinden machen könnte. Sie ſind außerordentlich träge; der Hunger ſelbſt iſt nicht fähig, ſie in Bewegung zu ſetzen, und doch, wenn ſie Nahrung bekommen, verſchlingen ſie dieſelbe mit widerlicher Gefräßigkeit. Sie eſſen auf eine einzige Mahlzeit eine enorme Menge halb gebratenes oder geröſtetes Fleiſch, und ſelbſt ganz rohe Eingeweide. Von einer Zubereitung der Speiſen verſtehen ſie faſt gar nichts. Ihr einziger Genuß iſt zu eſſen; nach dieſem erſten Vergnügen iſt der Schlaf der zweite Hauptgenuß. Wenn die Wilden von Amerika auf die Jagd gehen, ſo macht ihnen dieſe zugleich Vergnügen, indem ſie ihnen den Lebensunterhalt gewährt; aber der Hottentotte bequemt ſich nur zur Jagd, um nicht Hungers zu ſterben. Die Hottentotten lieben das Fleiſch, wenn es halb verdorben iſt, und genießen es anſtatt des Salzes mit dem Saft von Limonen oder andern ſcharfen Pflanzen, oder endlich mit Aſche von grünem Holz.

Im Allgemeinen ſind die Hottentotten merkwürdig häßlich, ihre Größe iſt unter Mittelſtatur; ihr Geſicht iſt flach und entſtellt durch die Theilung der Naſenknorpel, eine Operation, die gleich nach der Geburt vorgenommen wird. Dieſe Theilung gilt bei ihnen für eine Schönheit und iſt ein Zug der Aehnlichkeit mit den Chineſen und Malayen, bei welchen dieſelbe Operation gebräuchlich iſt. Die natürliche Farbe der Hottentotten

*) Durch neuere Forſchungen hat ſich herausgeſtellt, daß die Hottentottenſprache zu dem großen indogermaniſchen, ſemitiſchen und ägyptiſchen Sprachſtamme gehört, welcher Umſtand auf eine Verwandtſchaft der Völker im Südweſten und Nordoſten von Afrika hindeutet.

Digitized by Google

iſt gelblich; aber von der Kindheit an ſchmieren ſie den ganzen Körper mit Schaffett und Aſche von Thierleber und andern Ingredienzen ein, was ihnen eine ſchmutzigbraune Farbe giebt. Doch ſchützt dieſe Einreibung ſie gegen die Moskitos und andern Inſekten, die in dieſem Lande in Ueberzahl vorhanden ſind. Sie haben eine große gerundete Stirn; ihre Augen ſind braun oder ſchwarz, aber ohne Glanz. Obwohl groß, ſind ſie doch ſo von der Stirn bedeckt, daß ſie ſich darunter zu verbergen ſcheinen. Ihre Backenknochen ſind ſehr hervorſtehend, Mund und Kinn klein, was ihnen das Anſehen giebt, als endigte er ſich unten in einer Spitze. Ihre Zähne ſind weiß wie Elfenbein; ihre Haare laufen in Locken wie von kurzer Wolle zuſammen und ſind minder dicht und ſchwarz als die der Neger. Bart haben die Hottentotten keinen. Ihre Glieder ſind zart und deuten keine Kraft an.

Trotz ihrer Trägheit gelten die Hottentotten dafür, ſehr ſchnelle Läufer zu ſein. Die Buſchmann-Hottentotten, die jetzt als die eingeborene Race anerkannt werden, ſollen eine Zeit lang mit einem galoppirenden Pferde gleichen Schritt halten. Der General Vandeleur, obgleich ſehr gut beritten, hatte, als er einſt von einem Haufen dieſer Wilden überfallen wurde, Mühe, ihnen zu entkommen. Es iſt in der That ein wunderbarer Anblick, ſie mehrere Meilen lang laufen zu ſehen, ohne daß ſie anhalten, und dazu noch mit ihren Waffen beſchwert. Dieſe Waffen beſtehen in Sagaien oder Piken mit eiſerner Spitze, die ſie mit ſo viel Geſchicklichkeit werfen, daß ſie in einer Entfernung von 60 Yards eine Karte treffen und durchbohren. Sie tragen auch große Keulen, einen Bogen und vergiftete Pfeile.

Der Hauptluxus dieſer Völker beſteht in Branntwein und Tabak. Die Kleidung des der Ziviliſation fremd gebliebenen Hottentotten iſt eine Art Mantel, Krötz genannt, der aus Schaffell gemacht iſt und über die Schulter geworfen wird. Man befeſtigt ihn mit einem ledernen Riemen oder einer Art von hölzerner Nadel. Im Winter tragen ſie dieſen Mantel mit der Wolle nach inwendig, und Nachts dient er ihnen zum Bette oder zur Decke, indem ſie ihren Körper ſo zuſammenziehen, daß ſie ſich ganz darin oder darunter bergen. Auch hüllen ſie die Beine in eine Art Gewand, das gleichfalls von Schaffell gemacht iſt. Auf dem Kopfe tragen ſie eine Art Mütze von koniſcher Form und aus Leder zuſammengenäht, ſo daß es unter dem Kinne zuſammengebunden werden kann. Lohfarbenes Leder wird anſtatt der Schuhe um die Füße gewickelt und mit Darmſträngen feſtgehalten.

Um ihren Hals und ihren Leib hängen ſie Stricke, aus Därmen oder Sehnen verſchiedener Thiere verfertigt, und wenn ſie vom Hunger gepeinigt werden, ſo eſſen ſie dieſen Putz und zuweilen ihre Kleider noch dazu, um ſich die Mühe zu erſparen, andere Subſiſtenzmittel zu ſuchen. Sie tragen immer einen Gürtel von Schafleder mit einer Taſche, worin ein Meſſer, eine Pfeife und Tabak iſt, denn ſie rauchen außerordentlich gern. Ein an beiden Enden verbranntes Stück Holz hängt an ihren Armen, als

Digitized by Google

ein Amulet gegen die Hexereien der Zauberer, vor denen sie große Furcht haben. Einige tragen überdies noch Ketten von Kupfer, Rosenkränze und Fischgräten als Putz, oder einige holländische Münzen als Zierrath.

Die Frauen sind klein und schlecht gebaut, das Gesäß springt so weit vor, daß sich die Kinder darauf setzen und forttragen lassen. Der Hauptunterschied zwischen den Kleidern beider Geschlechter besteht in einer Schürze von Schafleder, welche die Hottentottinnen tragen. Rücken, Hals, Schultern und Füße bleiben nackt; der Kopf ist aber mit einer kleinen ledernen Mütze bedeckt. Die Vornehmsten ihres Tribus geben sich durch die bizarren Verzierungen, womit sie sich überladen, ein groteskes Ansehen. Auf dem Kopfe tragen sie Federn von Straußen und anderen Vögeln, die sie mit Rosenkränzen durchwinden, deren Knospen von Messing inwendig hohl sind und klingen, wenn die Trägerin sich bewegt; eben solche Kränze tragen sie auch an den Armen und Beinen. Der Klang dieser Schellen, verbunden mit dem Ton der trockenen Häute, worein die Frauen gekleidet sind, macht ein sonderbares Geräusch, dessen Stärke den Rang der Person anzeigt. Die Kinder des einen und des andern Geschlechts sind ursprünglich nicht mißgestaltet, aber der Wuchs der Frauen verliert schnell jede Zierlichkeit und giebt, indem die Dicke des Leibes und der Rückseite einen doppelten Vorsprung bildet, die Form eines S, was diese Völker als eine große Schönheit betrachten.

Die Hütten, welche die Hottentotten bewohnen, sind klein und elend, gemacht wie ein Bienenkorb, mit einer kleinen Oeffnung statt der Thür, die so niedrig ist, daß sie nur hineinkriechen können. Das Feuer ist in der Mitte; die Familie schläft um dasselbe herum, die Füße dem Herde zugewendet. Da sie nur grünes Holz brennen, so leben sie in einem beständigen Rauche, der für jeden Andern unerträglich wäre, nur für sie nicht. Diesem Umstande schreibt man die trübe Farbe ihrer Augen und ihre häufigen Augenübel zu. Andererseits ist ihnen dieser Rauch wieder sehr nützlich, weil er die Moskitos und Insekten aller Art verscheucht, welche ihre Unreinlichkeit und besonders die halb verfaulten Stücke Fleisch und Eingeweide herbeiziehen würden, die da und dort in ihren Hütten zerstreut umher liegen. Die Häuser oder vielmehr Hütten jedes Tribus sind kreisförmig oder in Gestalt eines Halbmondes. Am Tage halten sie sich außerhalb in dem Raume, der die Wohnungen umgiebt, auf und bringen ihre Zeit damit zu, sich in der Sonne zu wärmen.

Sie haben immer eine große Menge häßlicher und halb verhungerter Hunde um sich, die sie sehr lieb haben, weil sie ihnen zur Jagd dienen und ihr Vieh gegen die Hyänen und Wölfe beschützen; die Holländer gebrauchen sie ebenfalls. Diese Gattung von Hunden ist stark und gleicht dem Wolfshunde.

Eines Tages machte es mir viel Vergnügen, Hottentotten nach dem Schall eines Instrumentes tanzen zu sehen, das eine junge Frau spielte; es war ein Brett von Tannenholz, 3 Fuß lang und 1 Fuß breit, auf

Digitized by Google

welches 4—5 Drahtſaiten gezogen und an ihrem Ende über einen Steg geſpannt waren; in der Mitte dieſer Art von Guitarre (Gabanie genannt) war ein kleines Bruchſtück von einem Spiegel angebunden, von dem die Muſizirende kein Auge wandte, während des Spiels Geſichter ſchneidend und, wie es ſchien, das Vergnügen ausdrückend, das ſie empfand, ſich darin zu ſehen.

Sie ſchnippte die Saiten mit einer Feder; ein Dutzend Männer umtanzte ſie im Kreiſe, heftig mit Füßen und Stöcken auf die Erde ſtampfend. Auch machten ſie alle Arten ſonderbarer Stellungen, immer gegen die Muſikerin gewendet, die eine andere Frau auf der Konza begleitete. Dieſes Inſtrument hat Darmſaiten, die an einem krummen Stock von 3 Fuß Länge mittels eines Wirbels, durch welchen man ihnen die nöthige Ausdehnung geben, d. h. ſie ſtimmen kann, befeſtigt ſind. Am andern Ende ruht die Saite auf Federkielen. Um dieſes Inſtrument zu ſpielen, legt man den Mund an die Federkiele, und der Athem oder Wind, den man ein- oder auch aushaucht, bringt eine Art von ſchwachem und klagendem Tone hervor, welcher dem der Aeolsharfe ähnlich iſt. Wenig fehlte, daß ſich durch meine Schuld ihre Freude in einen blutigen Zank verwandelt hätte: ich warf ihnen nämlich einige Münzſtücke hin, um die ſich Alles raufte. Die Männer ergriffen ihre Keulen, und es ward mir ſchwer, den Aufruhr zu dämpfen.

Die Hottentotten der Wälder oder Buſchmänner unterſcheiden ſich in mancher Hinſicht von denen, welche die Autorität der Engländer anerkennen und näher dem Kap wohnen. Sie ſind gelber und von weniger ſchmutziger Farbe, als die der Kolonie. Sie gleichen den Chineſen und werden auch chineſiſche Hottentotten genannt. Sie gelten für grauſam und wild und ſchlagen ſich bisweilen mit wahrer Verzweiflung. Doch im Allgemeinen erwarten ſie ſelten den Angriff und ſind furchtſam. Die Pflanzer verfolgen ſie aber mit Erbitterung und ſchonen ſie niemals, als um ſie dem Joche der Knechtſchaft zu unterwerfen. Sie machen mit ihren Hunden oft wahrhafte Jagd auf ſie und richten ein ſchreckliches Blutbad unter ihnen an. Kein Wunder, daß Feindſchaft zwiſchen den Ziviliſirten und Wilden herrſcht.

4. Die Kaffern. *)

Bei Weitem begabter als die Hottentotten, leiblich und geiſtig kräftiger ſind die Kaffern, welche aus den drei Hauptſtämmen der Kaffirs, Zuluhs und Fingrès beſtehen. Die erſteren zerfallen wieder in die

*) Vergl. Ausl. 1859, S. 606. Dr. Bleek's Forſchungen in Natal in Petermann's Mittheilungen 1856, S. 362 ff.

Digitized by

Amaxoſa-, Abatembu- und Amampondo-Kaffern. Jeder einzelne Stamm hat einen Häuptling, dem er unbedingte Verehrung zollt. Als ein Hirtenvolk bedürfen die Kaffern für ihre Heerden großer Weideplätze, und da ſie ſich von den vordringenden Bewohnern der Kapkolonie*) nicht wollten zurückdrängen laſſen, ſo geriethen ſie mit den holländiſchen Bauern und dann mit der engliſchen Regierung in blutige Kriege, die erſt jetzt, in Folge der Erſchöpfung der Kafferſtämme, ein Ende gefunden haben.

Die Kaffern ſind ein ſehr kräftiger Menſchenſchlag, die Männer durchſchnittlich 5 Fuß 6 Zoll rheinl. hoch, breitſchultrig und muskulös. Wohlbeleibtheit kommt bei ihnen, ſelbſt wenn ſie reichlich Nahrung finden, nicht vor. Ihre Haltung iſt aufrecht und ſtolz, ihr Gang leicht, ihre Gebehrden ausdrucksvoll. Die Farbe iſt ſchwarzbraun und die Bildung ihres Kopfes zeigt die Merkmale der äthiopiſchen Race; doch ſind ihre Kiefer nicht ſo vorſtehend, ihre Naſen nicht ſo platt und affenartig, ihre Lippen nicht ſo aufgeworfen, wie bei den näher nach dem Aequator hin wohnenden Völkern. Das Haar der Männer und Weiber iſt kurz und gekräuſelt, der Bart der erſteren ſchwach und wie das Haupthaar kraus. Die braunen Augen ſind ſcharf und glänzend, aber ſehr unſtät und Alles mit verſtohlenen Blicken muſternd. Ihre Zähne ſind trotz des beſtändigen Rauchens, welchem Männer und Weiber mit gleicher Leidenſchaft ergeben ſind, ſehr weiß. Die Frauen ſind im Allgemeinen wohlgeſtaltet und namentlich die jüngeren zeigen mitunter wahrhaft plaſtiſche Formen. Die Männer tättowiren ſich an Bruſt und Armen; beide Geſchlechter reiben ihre Haut von Kopf bis zu den Zehen mit Rindsfett und rother Thonerde ein, und es ſcheint bei allen dieſen Naturvölkern ein ſolcher Hautüberzug eine Nothwendigkeit zu ſein, damit ſie der Luft und Sonne beſſer Widerſtand leiſten können. Auch ſcheint das Rothfärben ein uralter Gebrauch zu ſein, da ſchon Plinius deſſelben bei Aufzählung der Völker Aethiopiens Erwähnung thut.

Ihre Kleidung beſteht in einer wollenen Decke, welche ſie als Mantel um die Schultern werfen, bei heißem Wetter aber auch über den Arm hängen oder ganz ablegen. Letzteres geſchieht namentlich in der Nähe ihrer Hütten, auf der Jagd oder vor einem Gefecht. Die Frauen tragen gewöhnlich Felle, die Haarſeite nach Innen, um den Leib. Dieſe rohen Pelzröcke reichen bis an die Kniee und werden unter den Armen durchgezogen und auf der Bruſt feſtgeknüpft. Schultern und Arme bleiben unbedeckt. Die Mütter ziehen ihre Brüſte lang, ſo daß ſie ſelbige ihren auf dem Rücken ſitzenden Kindern zum Saugen zuwerfen können; doch

*) Das kleine Küſtenland im Oſten der Kapkolonie, etwa 140 deutſche □Meilen groß, wird Brittiſch-Kaffraria genannt. Im Südweſten wird es durch den Keiskamma und ſeinen Nebenfluß Tſchumin, im Nordoſten durch den Kai, im Norden durch das Amatola-Gebirge und einen Fahrweg begrenzt, welcher nach dem Windvogelberg und dem Kai führt. Der Kaifluß trennt das Land vom eigentlichen Kaffraria, wie die Engländer das Gebiet der unabhängigen Kaffern nennen.

Digitized by Google

verhüllen und ſchmücken ſie die Bruſt gern mit einem Stück Tuch, das mit langen Schnüren weißer und ſchwarzer Perlen beſetzt iſt. In der kälteren Regenzeit werfen ſie ſich noch eine lange wollene Decke oder einen bis auf die Füße reichenden, aus Fellen zuſammengenäheten Mantel über. Sowohl Männer als Frauen lieben den Schmuck ſehr, legen gern Meſſingringe an die Fuß- und Handgelenke, an die Finger und in die Ohren. Zu den Halsbändern wählen ſie am liebſten ſchwarze Porzellanperlen und Schnüre von Zähnen wilder Thiere.

Der Reichthum der Kaffern beſteht in Rinder- und Ziegenheerden, deren Hütung und Pflege ein Vorrecht der Männer iſt. Keine Frau dürfte es wagen, eine Kuh melken zu wollen. Die Thiere weiden am Tage in der Nähe der auf ſanften Abhängen erbauten Dörfer oder Kraale, und werden Abends in den Viehkraal, einen aus trockenen Mimoſen gebildeten Verhau von kreisförmiger Geſtalt, getrieben. Die dornigen Bäumchen ſind ſo dicht neben einander gelegt und in einander geſchoben, daß eine recht gute Umfriedigung entſteht. Um dieſelbe herum liegen die Hütten, jedoch ſo, daß der am tiefſten gelegene Theil des Viehkraals frei bleibt.

Die Erbauung der bienenkorbartigen Hütten liegt den Frauen ob. Es werden dazu 10—14 Fuß lange biegſame Stangen etwa 1 Fuß tief in die Erde geſteckt, ſo daß ein kreisförmiger Grundriß entſteht. Durch Zuſammenbiegen und Feſtbinden der Stangenſpitzen wird dann eine Wölbung gebildet, und endlich das Ganze mit Reisholz durchflochten und mit trockenem Graſe ſo geſchickt bedeckt, daß der Regen daran abläuft und nicht in's Innere dringt. Ein niedriges Loch, in das man hineinkriechen muß, bildet die Eingangsthür, und weiter hat die Hütte keine Oeffnung.

In der Nähe der Kraale, vornehmlich an den Ufern der Flüſſe und Bäche, bauen die Frauen Mais und Kafferkorn, welches Getreide einen Haupttheil der Nahrung der Kaffern bildet. Um die Körner genießbar zu machen, werden ſie entweder in Waſſer gekocht oder zwiſchen Steinen zerrieben; in letzterem Fall knetet man aus dem Mehl kleine Kuchen und bäckt dieſe in heißer Aſche. Außerdem genießen die Kaffern viel Milch, welche ſie in ledernen Säcken gerinnen laſſen und vor der Mahlzeit in dicht geflochtene Körbe ſchütten. Eine merkwürdige Eigenthümlichkeit iſt es, daß ein Kaffer aus dem Kraale, in welchem er amasi oder dicke Milch gegeſſen hat, kein Mädchen heirathen oder ſonſt wie mit ihr zu thun haben darf. Fleiſch lieben ſie zwar ſehr, erlauben ſich jedoch, abgeſehen vom Wild, nur ſelten dieſen Genuß, da ſie nicht gern die Zahl ihrer Rinder vermindern. Sie ſchlachten in der Regel nur bei Opfern oder anderen feſtlichen Gelegenheiten, oder wenn ſie einen Krieg vorhaben. Das Fleiſch wird theils gekocht, theils in der Aſche geröſtet. Sie haben täglich zwei Hauptmahlzeiten, eine vor Mittag, die andere nach Sonnenuntergang.

Ihr Hausgeräth iſt ſehr einfach. Außer den bereits erwähnten Milchſäcken und Milchkörben verfertigen ſie Matten, die zur Unterlage beim

Digitized by

Schlafen dienen. Zur Aufbewahrung von Kleinigkeiten benutzen sie die Felle kleiner Thiere, die in Beutel verwandelt und mit Bändern zum Umhängen versehen werden. Ihre Tabakspfeifen schneiden sie aus Holz, die Köpfe derselben füttern sie mit Blech, welches sie ebenso wie die eisernen Kochtöpfe, die Beile zum Holzfällen und die Spitzen der Wurfspieße, deren sie sich bei häuslichen Verrichtungen auch als Messer bedienen, von den Weißen eintauschen.

Der Wurfspieß (Umkonto) besteht aus einem etwa 4 Fuß 4 Zoll langen Schafte von elastischem Holz und einer ungefähr 17 Zoll langen eisernen Spitze; letztere wird mit ihrem unteren Ende in den vorderen Theil des Schaftes, welcher nur einen Finger dick ist, eingebrannt und mit Darmsaiten umwunden. Nach hinten nimmt der Schaft noch dergestalt an Dicke ab, daß er endlich nur die eines Bleistiftes hat. Die Kaffern werfen diese Spieße etwa 70 Schritte weit, und auf 40—50 Schritte sehr sicher. Sie versetzen dieselben vor dem Fortschleudern in eine zitternde Bewegung, welche das Eindringen in das Ziel und die Sicherheit des Wurfs vermehren soll. Die eisernen Spitzen sind zweischneidig und zuweilen mit Widerhaken versehen; sie werden nicht blank erhalten, sondern zur Verminderung des Rostes mit Fett und Kohle geschwärzt. Neben den Wurfspießen führen die Kaffern noch 3½ bis 5 Fuß lange Stöcke, welche oben mit einem Knopf versehen sind und nach unten an Stärke etwas abnehmen. Sie bedienen sich derselben zum Werfen, und die Männer haben fast immer ein Paar bei sich. Schon die Knaben erlegen mit diesen Stöcken ziemlich sicher kleine Vögel.

Viele Kaffern besitzen auch Feuergewehre, die theils während der Kriege von ihnen erbeutet, theils aber auch durch Kauf und Tausch von ihnen erworben wurden und meist in schlechtem Zustande sind, da man ihnen die unbrauchbar gewordene Waare anpries.

Die Kaffern haben viel persönlichen Muth, sind dabei gute Schwimmer und ausgezeichnete Fußgänger. Ihr feines Gehör, scharfes Gesicht und ihre Geschicklichkeit, die Spur von Menschen und Thieren zu finden, lassen keine Bewegung ihrer Gegner im Kriege unentdeckt. Bei guter Leitung würden sie den an Zahl so geringen Europäern manche unliebsamen Ueberraschungen bereitet haben, da sie nicht langer Wagenzüge zur Nachführung von Gepäck und Proviant bedürfen, sondern außer den Waffen nur eine wollene Decke und geringen Mundvorrath in den Kampf mitnehmen. Sie sind auch gute Reiter. Ihre kleinen, aber ausdauernden Pferde legen in kurzem Galopp, der gewöhnlichen Gangart, 7—8 deutsche Meilen im Tage zurück. Gepflegt werden diese Pferde gar nicht; Gras ist ihr einziges Futter. Gelangen sie Abends am Rastplatze an, so ist das Erste, was die ermüdeten Pferde thun, daß sie sich im Staube wälzen, welche Prozedur wie ein erfrischendes Bad zu wirken scheint.

Tänze, Jagden und Ochsenrennen gehören zu den beliebtesten Vergnügungen. Die Ochsenrennen sind bei ihnen so beliebt, wie bei den

Digitized by Google

Engländern die Pferderennen. Die dazu bestimmten Thiere werden schon sehr jung abgerichtet. Sobald sie auf den Platz geführt werden, auf welchem sie eine Probe ihrer Schnelligkeit ablegen sollen, verräth ihre Ungeduld, daß sie wissen, was bevorsteht. Eine Anzahl von Kaffern sprengt schreiend zu Pferde voran, mit Mühe hält man die Ochsen zurück, die dann freigelassen in schnellem Galopp die Reiter verfolgen. Der zurückzulegende Weg ist gewöhnlich eine Viertel- oder eine Drittel-deutsche Meile lang. Zuweilen geschieht es, daß ein Ochs, am Ziele angelangt, sich nicht will zufrieden geben und in seiner Wuth auf die Versammlung losrennt, die dann eiligst auseinanderstiebt und Fersengeld bezahlt.

Die Tänze bestehen in höchst sonderbaren Bewegungen, Sprüngen und Gliederausrenkungen, die sie theils auf einem Flecke bleibend, theils in Form einer Polonaise ausführen, so daß ein Anführer den ganzen Zug leitet. Sie verdrehen dabei die Augen, zischen, brummen und schwingen wiederum so wild ihre Assagaien, daß einem zuschauenden Europäer ganz angst dabei wird.

Eigenthümliche musikalische Instrumente haben die Kaffern nicht außer dem ausgehöhlten und getrockneten Kürbis, über welchen sie einige Darmsaiten spannen, die kaum hörbar schwirren. Dagegen sind die europäischen Maultrommeln und Mundharmonika's bei ihnen sehr beliebt geworden. Ihr Gesang ist nur ein Brummen und Gurgeln, doch fehlt es ihnen keineswegs an musikalischem Gehör, da sie die von einer Musikbande gehörten Stücke bald nachpfeifen lernen.

Von dem, was über ihre eigenen Erlebnisse hinausreicht, wissen sie nicht viel; eine fortlaufende Zeitrechnung kennen sie nicht. Ein Kaffer sagt nie: „Vor so und so viel Jahren" — sondern er knüpft an ein Ereigniß an, z. B. an den Regierungsantritt eines Häuptlings, an ein gewonnenes oder verlorenes Treffen, an verderbliche Viehkrankheiten.

Gebete und Opfer werden an die a mahlozi, an die Geister der verstorbenen Familien- oder Stammeshäupter gerichtet. „Unter dem Einflusse dieser Geister der Vorfahren" verkünden die Zauberärzte das Ende einer Krankheit oder sonst eines Unglücks, indem sie zugleich die Opfer bestimmen, durch welche die Versöhnung der Geister zu Wege gebracht wird. Gehen ihre Vorhersagungen nicht in Erfüllung, so werden sie darob nicht verlegen, denn ein anderer Zauberer, der gegen sie wirkt, hat dann seine Hand im Spiel. Wenn die Häuptlinge das Volk für große Unternehmungen gewinnen wollen, so stellen sie besondere Propheten, auch wohl Prophetinnen auf, die nun dasselbe in ihrem Sinne bearbeiten. So geschah es im letzten Kriege. Da der Besitz großer Heerden für schnelle Kriegszüge hinderlich war, verkündeten die Propheten, das Volk möge getrost sein Vieh schlachten, nach dem Siege über die Weißen würden die Heerden aus dem Jenseits hundertfach ersetzt werden. So kam das arme Volk um alle seine Habe und gerieth in die bitterste Noth, so daß nach

Digitized by Google

dem Mißglücken der Unternehmung die engliſche Regierung Alles aufbieten mußte, um, ſo weit es in ihren Kräften ſtand, die Schaaren der vor Hunger Ohnmächtigen vom Tode des Verſchmachtens zu retten.

Die Häuptlinge haben das Recht über Leben und Eigenthum ihrer Unterthanen und ihre Befehle müſſen genau befolgt werden. Macht ſich ein Häuptling allzugroßer Ungerechtigkeiten ſchuldig, ſo läuft er jedoch Gefahr, daß ihn ſein Volk verläßt. Doch ſeine Perſon bleibt auch dann unverletzlich, und ſeine wie ſeiner Söhne Handlungen können nicht gerichtet werden. Die kleinen Häuptlinge, welche Vaſallen der größeren ſind oder nur vermöge ihrer Abſtammung dieſen Titel führen, können zwar bei dem erſten Häuptling verklagt werden, aber daß dieſer zum Nachtheil des Beklagten entſcheiden ſollte, iſt ein ſeltener Fall.

Digitized by Google

Neunzehnter Abſchnitt.

Auſtralien. 1. Die Deportirten in der Geſellſchaft von Sidney. — 2. Die auſtraliſchen Kolonieen. — 3. Eine Fahrt zu den Blauen Bergen. — 4. Ein Feſt der auſtraliſchen Schwarzen.

Auſtralien. *)

Auſtralien wird in immer höherem Grade die Aufmerkſamkeit Europa's auf ſich lenken. Schon vor der Entdeckung des Goldes hat dieſer uns ſo fern liegende Erdtheil eine erhebliche Bedeutung gewonnen. Hunderttauſende von Anſiedlern aus Großbritannien und Irland hatten dort eine neue Heimath gefunden, deutſche Koloniſten folgten und ließen ſich vorzugsweiſe in Adelaide nieder; die Hafenplätze ſteigerten ihren Handelsverkehr in demſelben Maaße, in welchem die Einwanderung zunahm und die inneren Hilfsquellen entwickelt wurden. Vor ſiebenzig Jahren wurde da, wo jetzt Sidney ſteht, zum erſten Male eine engliſche Flagge aufgezogen und der Grund zu einer „Verbrecherkolonie" gelegt, aus welcher ſeitdem blühende Gemeinweſen erwachſen ſind. Heute zählen die verſchiedenen auſtraliſchen Provinzen an 700,000 Einwohner.

Aus einem „Diebsſtaate" erwuchs eine Hirtenkolonie, ein Arkadien ſeltſamer Art bei den Antipoden. Der fünfte Erdtheil, der große Inſelkontinent, hat allerdings fruchtbare Erdſtrecken, welche den Anbau lohnen können; aber für den Ackerbau wird dieſer ſchwerlich von großer Bedeutung werden. Die ganze Bodengeſtaltung und die klimatiſchen Verhältniſſe berechtigen zu der Annahme, daß weder in den tropiſchen Gegenden noch in den gemäßigten Strichen die Plantagenkultur, oder der Feldbau in europäiſcher Weiſe, eine große Ausdehnung gewinnen werden. Auſtralien iſt eine ungeheure Viehweide, ein Kontinent der dürren Wüſtenei, der

*) Fr. Gerſtäcker, im Vorwort zu dem von ihm deutſch herausgegebenen Werke: Wanderungen in Auſtralien und Vandiemensland von G. C. Mundy (Leipzig 1856).

Digitized by

unabsehbaren Schaftriften und der Gumbäume. Eine mannigfaltigere Entwicklung und eine höhere Lebensthätigkeit wird stets auf den Rand des Landes beschränkt bleiben, dessen ärgste Plagen Wassermangel und Dürre bilden. Einzelne Strecken liefern vortrefflichen Weizen, andere eignen sich für den Anbau des Zuckerrohrs und der Baumwolle, auch gedeihen die dorthin verpflanzten Gewächse theilweise höchst üppig. Aber im Allgemeinen trägt der Kontinent den Charakter des Unfertigen; so weit wir ihn heute kennen, herrscht die Wüste, die trostlose dürre Oede im Innern des Landes vor. Selbst der Murray, ein Strom von etwa 300 Meilen Länge, und einer der wenigen, welche wenigstens einige Wasserfülle in den Ozean ergießen, nimmt seinen Lauf durch Regionen, die kaum etwas Anlockendes für den weißen Menschen haben.

Australien wird sich in einer ganz anderen Weise entwickeln, wie die übrigen Erdtheile, in denen große Ströme und vielfach verzweigte Flußgebiete leichten Zugang in's Innere gestatten und praktikable Wege bilden, welche die Natur selber geschaffen hat. Hier erheben sich an der Ostküste die Gebirge steil und schroff, und es vergieng ein Vierteljahrhundert, bevor man einen Paß über diese schneelosen „Alpen" nach Westen hin fand. Der Murray selbst besteht in manchen Theilen seines Laufes während einiger Monate im Jahre aus Wasserlöchern, und wenn auch einmal unter günstigen Umständen ein Dampfer ihn bis zum oberen Laufe befuhr, so leidet es doch keinen Zweifel, daß eine regelmäßige Beschiffung dieses Stromes nicht stattfinden kann. Auch ist die Anlage von Wohnplätzen an den meisten Flüssen unthunlich. Sie haben ein seichtes, oft mehrere Meilen breites Bett, das zur Zeit der Stromanschwellungen in einem Tage völlig ausgefüllt wird. Dann erreicht das gewaltig heranbrausende Wasser eine Höhe von 20 bis 90 Fuß und mehr, reißt in wildem Wirbel Alles mit sich fort, ist aber nach kurzer Zeit wieder verschwunden. Es mangelt überall die regelmäßige stetige Speisung in dem laub- und schneelosen Lande der Stauborkane.

Der Norden Australiens hat sich bisher der Kolonisation entzogen; die Versuche, welche man an Port Essington gemacht, sind ungünstig ausgefallen; eher scheinen im Südwesten Randansiedelungen zu gedeihen, wenn auch langsam. Die Bevölkerung lebt vorzugsweise im Süden und Osten südlich vom 25. Breitegrade, aber auch hier vorzugsweise am Rande. Dort liegen vortreffliche Häfen im Striche der großen Weltschifffahrtslinie; sie werden nicht blos von Wallfischjägern, sondern auch von Kauffahrern als Erfrischungspunkte besucht. Doch ist das Australische Meer im Süden und Westen stürmisch, und im Norden die Torresstraße wegen ihrer Korallenriffe eine höchst gefährliche Passage für den Seefahrer.

Australien ist ohne Anmuth, aber trotzdem ein interessantes Land für den Beobachter. Dieser unfertige Erdtheil bietet eine Menge neuer Erscheinungen dar, die anderwärts nicht mehr vorkommen Die Gestaltung der Oberfläche, welche nirgends 6000 Fuß erreicht, ist eigenthümlich; nicht

Digitized by Google

minder eigenthümlich sind Pflanzen und Thiere. Die Bäume verlieren nicht die Blätter, sondern die Rinde, und wie die starren laublosen Myrtaceen und Kasuarinen großen Schachtelhalmen und in Verwandlung begriffenen Kiefern gleichen, so zeigt auch das Känguru und Schnabelthier eine bloße Uebergangsform, die in der Entwicklung stehen geblieben ist; die ganze Natur ist düster, einförmig, ohne lachende Farben und schöne Formen. Den wenigen hellfarbigen Blumen fehlt der Geruch. „Das australische Festland ist — wie Alb. Heising bemerkt — der Marodeur in der organischen Entwickelung unseres Planeten."

Es wurde auch von Europa aus zuletzt entdeckt und zuletzt besiedelt, hat dann aber rasch mannigfaltige Beziehungen zu allen übrigen Erdtheilen gewonnen und ist für Schifffahrt und Handel ein wichtiger Faktor geworden. Es liefert dem letzteren Wolle, Häute, Talg, Pferde und Gold, und empfängt dafür Fabrikate aller Art. Mit der Zeit wird es vielleicht noch Wein, Tabak, Zucker und Baumwolle in den Verkehr bringen; seine Bevölkerung wird anwachsen, aber niemals die Dichtigkeit erreichen, wie in den übrigen Erdtheilen. Die germanische Kultur, in ihrer angelsächsischen Abzweigung, wird auch in Australien und der ganzen Südsee zur Herrschaft kommen.

Wie verschieden ist aber die Entwickelung der australischen Ansiedelungen von jenen in Amerika! In letzterem waren religiös-bewegte Menschen die ersten Ansiedler; Australiens erste weiße Menschen waren Verbrecher, deren England mehr als 100,000 hinübergeschafft hat, seitdem am 20. Januar 1788 die ersten Deportirten in der Botany-Bai landeten. Die ehrlichen Leute spielten in diesem grenzenlosen Zuchthaus Australiens anfangs eine untergeordnete Rolle; allmählig gewannen sie die Oberhand und die Verbrecher geriethen mehr und mehr in die Minderzahl; aber es ist begreiflich, daß alle gesellschaftlichen Verhältnisse in Australien einen eigenthümlichen Anstrich bekamen.

1.

Die Deportirten in der Gesellschaft von Sidney.*)

Daß Sidney die gemischteste und in kleine Parteien abgetheilteste Gesellschaft hat, läßt sich denken; das kommt jedoch anderwärts auch vor, nur die Beimischung der in die Gesellschaft zurückgekehrten Deportirten ist Sidney eigenthümlich.

Der zuerst ankommende Fremde fühlt anfangs eine große Unsicherheit über die Art seines Benehmens, wenn er sieht, welchen großen Einfluß jene anfänglichen Verurtheilten als nunmehr wohlhabend gewordene Kolonisten ausüben. Es scheint ihm fast unmöglich, daß diese Klasse von Menschen einen eigenen streng für sich abgeschlossenen Kreis bilden könnte,

*) G. C. Mundy a. a. O.

Digitized by

da ſie doch vollſtändig zur Ariſtokratie des Landes zu gehören ſcheint, manche der hübſcheſten Häuſer in der Stadt und den Vorſtädten, Waarenhäuſer, Bankierhäuſer, Schiffe, ungeheure Strecken Landes, Heerden ꝛc. beſitzt und auch in politiſcher Hinſicht den übrigen Einwohnern gleich geſtellt iſt. Und dennoch iſt dies der Fall. Es exiſtirt eine wenn auch unſichtbare doch beſtimmte moraliſche Grenzlinie, die ſie unter keiner Bedingung überſchreiten können. Die Unverſchämten und Zudringlichen unter ihnen — und deren giebt es wenige — werden gewaltſam zurückgeſtoßen, die Beſcheidenen und Zurückhaltenden nicht ermuthigt. Ihr Platz in der Geſellſchaft iſt feſt und beſtimmt vorgezeichnet. Sie haben vielleicht in jeder Hinſicht ihr begangenes Verbrechen gebüßt, was es auch geweſen ſei, und wenn es auch niemals in der Kolonie bekannt geworden iſt; ſie gehören auch in jeder andern Hinſicht der „allgemeinen Heerde" an, aber nichtsdeſtoweniger ſind ſie die „ſchwarzen Schafe" derſelben. Man begegnet ihnen freundlich und achtungsvoll, und in kaufmänniſchen oder anderen Geſchäften werden ſie von den Kauf- und Geſchäftsleuten auf vollkommen gleichem Fuße behandelt; aber — damit hat auch die Sache ihr Ende. Iſt das Geſchäft abgeſchloſſen, ſo tritt jede Partei dann wieder in die ihr gebührende Schranke zurück. Der geſunde Sinn der Engländer hat dies Verhältniß anſcheinend ganz aus ſich ſelbſt heraus und ohne die geringſte Schwierigkeit feſtgeſtellt. Kein unnöthiger Stolz auf der einen Seite, kein nutzloſer Widerſtand auf der andern, und die Schranke iſt vollkommen, feſt und ſicher abgeſteckt. Die „bedingte" oder „freie" Losſprechung dieſes unglücklichen Theils der Geſellſchaft von Seiten der Regierung hat ihnen alſo freien Zutritt und Verkehr im Geſchäftsleben geſichert, aber ſie dürfen nicht aus dem Komptoir in das Wohnzimmer der Beſſeren treten.

Während ich dies ſchreibe, rollt vor meinem Fenſter ein allbekanntes Individuum dieſer Klaſſe in einem höchſt eleganten Kabriolet mit einem Paar prächtiger Pferde in plattirtem Geſchirr vorüber, und Kutſcher und Diener in Livree und betreßten Hüten fehlen auch nicht. Der Anblick eines ſolchen reichen Exdeportirten in ſolcher Equipage iſt ſelbſt dem Wohlhabenden kein angenehmer Anblick, und es läßt ſich denken, welch' peinlichen Eindruck es auf den Armen hervorbringt, deſſen Leben noch durch keine Schuld mit Makel bedeckt iſt, und der trotzdem nur mit ſaurem Schweiß für ſich und die Seinigen den Lebensunterhalt erſchwingt. Und doch iſt dies ein Anblick, den er in Sidney jeden Tag vor Augen hat.

Man muß übrigens der Mehrzahl jener früheren Sträflinge die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß ſie ſich mit vielem Anſtand benehmen und eben ſo anſtändig von der Geſellſchaft behandelt werden. Wenn ſie auch manchmal durch ein zufälliges Wort oder eine Anſpielung gekränkt werden und ſich getroffen fühlen, ſo vermeiden es doch ihre Mitbürger beinahe ängſtlich, ſie das „früher Geſchehene" fühlen zu laſſen. Die Rückſicht, die man dabei auf dieſe Leute nimmt, grenzt in der That an Delikateſſe. Ein Sträfling wird in den Kolonien faſt nie mit ſeinem

Digitized by Google

Namen „convict“ genannt — er ist stets ein „Krongefangener,“ ein „old hand“ (alter Arbeiter) oder „Regierungsmann,“ oder es heißt auch blos, er sei „herausgeschickt.“ Diese Rücksicht wird nicht sowohl wegen der Sträflinge selber als ihrer unschuldigen Abkömmlinge wegen genommen, die ohnedies genug an den Sünden der Eltern zu tragen haben.

2.

Die australischen Kolonieen.*)

Es giebt vielleicht kein interessanteres Thema für den Geschichtschreiber, als das wunderbare Aufblühen der australischen Kolonieen — denn die Weltannalen bieten uns kein ähnliches Beispiel einer so raschen Entwicklung, eines so schnellen Fortschreitens dar.

Wo noch vor weniger als hundert Jahren der große Weltumsegler Cook nur einige fast auf der Stufe der Thierheit stehende Wilde antraf, erheben sich Städte, deren Pracht mit der der Metropolen des Mutterlandes wetteifert, und die Häfen, wo noch vor fünfzig Jahren nur der Auswurf der Menschheit zur gezwungenen Arbeit ausgeschifft wurde, sehen jetzt jährlich tausende von freien Auswanderern aus allen Welttheilen herbeiströmen.

Die acht Merinoschafe, die ursprünglich ein unternehmender Emigrant — M'Arthur — einführte, sind zu Millionen herangewachsen; das Land, welches keine einzige wilde Frucht oder Wurzel hervorbrachte, die dem Menschen als Nahrung hätte dienen können und mit Ausnahme eines wandernden Känguruh's oder scheuen Emu's keinen Vierfüßer oder Vogel, der des Schusses werth war, führt jetzt für viele Millionen Pfund Sterling an Wolle, Talg, Kupfer und Gold aus; und ein zahlreiches Volk lebt im Vollgenuß aller Produkte, welche der Kunstfleiß oder die Natur in allen Welttheilen erzeugen!

Der Verbannungsort der Verbrecher, der verrufene Aufenthalt der Thränen und der Verzweiflung, wo der Mangel an Lebensmitteln oft so groß war, daß Morde für eine einzige Mahlzeit begangen wurden; die Hölle auf Erden, wo die menschenverachtende Tyrannei der Machthaber einen solchen Grad erreichte, daß schon ein böser Blick mit Geißelhieben bestraft wurde, und zu Zeiten des Mangels der Gouverneur seine Gefangenen zwar auf Viertelrationen setzte, seinen Hunden aber ganze gab; diese verachtete und verabscheute Missethäter-Kolonie ist jetzt zu dem Lande geworden, wo die Arbeit am besten belohnt wird, die Bevölkerung am raschesten zunimmt und der Lebensunterhalt mit den geringsten Sorgen sich gewinnen läßt.

Im Jahre 1788 wurde die englische Flagge zuerst auf den einsamen Ufern von Sidney-Cove aufgepflanzt. Die kleine unfreiwillige Kolo-

*) Nach der Quartely Review von Dr. G. Hartwig. (Vgl. Maje von O. v. Horn [Wiesbaden, Niedner] 1860, X.)

Digitized by

nie beſtand bei ihrer Gründung aus 1030 Seelen und zählt gegenwärtig eine Bevölkerung von 310,000. Einige Stück Rindvieh und Pferde bildeten den ganzen Viehſtand; während nach den letzten offiziellen Berichten die Hausthiere von Neu-Süd-Wales auf 168,929 Pferde (beiläufig eine der beſten Racen der Welt), 2,023,418 Stück Hornvieh und 7,734,323 Schafe angewachſen ſind.

Die Stadt Sidney ſchmückt ſich mit öffentlichen Gebäuden, deren Herrlichkeit an den Glanz des italieniſchen und belgiſchen Mittelalters erinnert. Prachtvolle Fenſter aus gemaltem Glaſe zieren die ungeheure Univerſitätshalle und ein Stadthaus, deſſen Saal an die 6000 Perſonen faſſen ſoll, ſo wie ein großartiger proteſtantiſcher Dom ſchreiten der Vollendung entgegen.

Die Ein- und Ausfuhren von Sidney, die im Jahr 1848 2,337,883 Pfund Sterling betrugen, erreichten in 1857 die enorme Summe von 10,741,000 Pfund; eine Handelsbewegung, die nur der der erſten europäiſchen Häfen nachſteht.

Gegen Ende des Jahres 1857 beſaß die Kolonie 500 Segel- und Dampfſchiffe mit einem Gehalt von 52,661 Tonnen (größer als der der belgiſchen Marine) und der unermeßliche Reichthum der Newcaſtle Steinkohlenbergwerke (weniger als 20 deutſche Meilen von der Stadt entfernt) bürgt für die unbegrenzte Ausdehnung des Verkehrs.

Doch trotz dieſes rieſigen Aufſchwungs iſt die Provinz Neu-Süd-Wales, die älteſte unter den jugendlichen Kolonien Auſtraliens, durch ihre glänzende Tochter Viktoria verhältnißmäßig verdunkelt worden. Vor dem Jahre 1851 war Melbourne nur ein höchſt unbedeutender Ort, nicht viel größer als ein kleiner, engliſcher Marktflecken. Man hatte ihn 1835 zum Sitz eines Lagers gewählt und als zwei Jahre drauf Sir Richard Bourke, der damalige Gouverneur von Neu-Süd-Wales das neugeborene Städtchen beſuchte, welches in einer für die Schafzucht günſtigen Lage und von einem fruchtbaren Boden umgeben, ſich eines wachſenden Wohlſtandes erfreute, nannte er es nach dem engliſchen Premierminiſter Melbourne. Doch führte es noch immer ein ſchwaches ſchläfriges Daſein, als es plötzlich mit der ungeheuren Entdeckung, daß es in einer dicht mit Gold beſäeten Gegend liege, wo fabelhafte Reichthümer mit geringer Mühe ſich erwerben ließen, zum regſamſten Leben erwachte.

Ich wüßte nicht, wie das ſtaunenswerthe Wachſen und Emporblühen der Provinz Viktoria deutlicher vergegenwärtigt werden könne, als durch die einfache Thatſache, daß ſie gegenwärtig 211 Poſtſtädte zählt, deren entfernteſte 270 engl. Meilen von der Hauptſtadt liegt. Im Jahr 1851 betrug die Bevölkerung 77,345 Seelen, von welchen 28,143 in der Hauptſtadt Melbourne wohnten. Im März 1857 war ſie bereits auf 410,766 und die der Stadt auf 99,345 geſtiegen. Im Juni 1858 finden wir ſie auf 477,345 gewachſen und gegenwärtig beträgt ſie in aller Wahrſcheinlichkeit über 600,000 Seelen!

Digitized by Google

Ein erfreuliches Zeichen bei dem raſchen Wachsthum der Goldſtadt iſt, daß ſie auch Sinn für Kunſt und Literatur zu haben ſcheint. Sie beſitzt eine zahlreich beſuchte öffentliche Bibliothek und das Parlament hat vor Kurzem 2000 Pfund zur Anſchaffung von Gypsabgüſſen der berühmteſten Statuen ausgeſetzt. Der belvederiſche Apoll wird bei unſern Gegenfüßlern bewundert und der herrliche Künſtler, der den Laokoon ſchuf, hätte wohl ſchwerlich geahnt, daß man ſeinem Genius dereinſt noch huldigen würde in einer den Griechen unbekannten Welt.

Das größte Intereſſe wird der geiſtigen Erziehung gewidmet und der Genuß einer vorzüglichen Bildung iſt in Melbourne erreichbar.

Um einen Begriff von dem Reichthum dieſer Stadt zu geben, will ich nur anführen, daß das jährliche Einkommen des Grundeigenthums, welches in 1843 nur 91,270 Pfund betrug, in 1854 auf 2,330,947 Pfund geſtiegen war, und daß die Einfuhren, die in 1851 ſich auf 1,056,437 Pfund beliefen, ſchon im Jahre 1857 die fabelhafte Summe von 17,256,209 Pfund erreichten!

Doch wenden wir uns nun zu einigen Betrachtungen über die Goldproduktion, welche jenen wunderbaren Aufſchwung erklärt. Man hatte lange geglaubt, daß Auſtralien der neueſte und jüngſte jener Kontinente ſei, die in unvordenklichen Zeiten durch die Gewalt des Feuers aus dem Schooße des Ozeans emporgehoben worden ſind. Genauere Forſchungen haben jedoch erwieſen, daß es zu den älteſten gehört. Die Golddiſtrikte Auſtraliens ſind von ungeheuren Ketten von Granit, Porphyr und metamorphiſchen Geſteinen umringt, die an vielen Stellen durch nackte Nadeln und zahnförmige Joche gekrönt werden, welche der Landſchaft einen kühnen, erhabenen Charakter verleihen und das Gebirge an manchen Stellen ſchwer zugänglich machen. Das niedrige Binnenland war unzweifelhaft einſt Meeresboden, und langſame Erhebung hat endlich einen fortlaufenden Kontinent gebildet, wo früher nur eine Gruppe von Inſeln ſich erhob.

Da die ödeſten Steinwüſten und Sandebenen ungeheure Strecken einnehmen, ſo giebt die Flächengröße Auſtraliens keinen gültigen Maßſtab für das der Koloniſation zugängliche Areal. Ein ſehr großer Theil des Inneren iſt von einer hoffnungsloſeren Unfruchtbarkeit als die Sahara — im Sommer ein hohles Becken brennenden Sandes; zur Regenzeit ein ungeheures ſeichtes Binnenmeer. In Auſtralien hat das Feuer nach einem ungeheuren Maßſtabe gewirkt und ſeinem Einfluß iſt wahrſcheinlich die Bildung des Goldes zuzuſchreiben. Die ergiebigſten Goldfelder Viktoria's trifft man dort an, wo die älteren Formationen von feurigflüſſigen Maſſen durchbrochen worden ſind; und das koſtbare Metall findet ſich vorzüglich in den Quarzadern, welche in großer Ausdehnung die unteren ſiluriſchen Lager durchziehen, und wo es wahrſcheinlich während der Periode jener feurigen Ausbrüche durch thermo-elektriſche Kräfte ausgebildet worden iſt.

Die Wirkung des Waſſers, welche im Verlauf unzähliger Jahrhun-

Digitized by

derte die großen Bergmaſſen und deren mineraliſche Beſtandtheile zerſtückelte und zu feinem Sand zerrieb, hat mitunter in den tieferen Rinnen einen Goldreichthum aufgehäuft, der faſt allen Glauben überſteigt. So wurden aus einem einzigen Schacht auf einem Flächenraume von 24 Fuß Quadrat nicht weniger als 55,200 Pfund Sterling an Gold gewonnen.

Die goldführenden, tieferen Alluvialniederſchläge werden wahrſcheinlich in nicht allzu ferner Zeit erſchöpft ſein, da dieſe Rinnen, welche durch Strömungen und Wellenſchlag nicht fern von den Standorten, wo das Gold zuerſt gebildet wurde, entſtanden ſind, nothwendig keine ſehr weite Ausdehnung haben können.

Aber das Alluvialgold von Viktoria iſt nicht auf einzelne Rinnen beſchränkt, es giebt hunderte, vielleicht tauſende von engliſchen Quadratmeilen, wo der Boden reichhaltig genug an Gold iſt, um das Auswaſchen zu lohnen.

Außerdem iſt auch noch Gold in den großen Bergketten eingeſchloſſen, welches nur durch die Kenntniſſe und Energie des ſyſtematiſchen Bergmannes an's Tageslicht gefördert werden kann. Der Quarzbau auf Gold wird gegenwärtig ſchon bedeutend betrieben und liefert nicht ſelten überraſchende Erfolge.

Ein Herr Ballerſted im Sandhurſt-Diſtrikt, durch den Reichthum der Oberfläche angelockt, folgte einer Quarzader 200 Fuß tief und fand kein Gold, führte jedoch den Schacht noch 100 Fuß tiefer, wo ein metallreicheres Geſtein als je zuvor ſeine Ausdauer lohnte. In einer der Gallerien gab er ſpäter dem Gouverneur Sir Henry Barkly ein Champagnerfrühſtück beim Schein von 1200 Wachskerzen und dem Funkeln der goldbeſetzten Wände der Höhle!

Ein Schlächter Namens Dawborn hatte mit einigen Freunden eine kleine Geſellſchaft gebildet, welche einen Schacht bis zu einer Tiefe von 145 Fuß trieb, ohne Gold zu finden. Die Mittel der armen Spekulanten waren nun völlig erſchöpft und ſie ſelbſt gänzlich entmuthigt. Es iſt ein gewöhnlicher Gebrauch bei den Quarz-Bergleuten, das Tageswerk mit Sprengen zu beſchließen, damit die Arbeit am folgenden Morgen nicht aufgehalten werde, bis der Rauch ſich verzieht, und dieſer Sitte gemäß feuerten ſpät an einem Nachmittage Dawborn und ſeine Genoſſen ihr letztes Bohrloch, gewiſſermaßen um von der Grube Abſchied zu nehmen, welche ſie alle zu Bettlern gemacht hatte. Denſelben Abend gieng der arme Schlächter nach einer Kneipe, wo er ſich die größte Mühe gab, ſeinen vierten Antheil für 15 Pfund zu verkaufen, überall jedoch mit Hohngelächter abgewieſen wurde. Als er aber am folgenden Morgen die Grube beſuchte, um ſeine Geräthſchaften wegzuholen und noch einen letzten Blick in das Grab ſeiner Hoffnungen zu werfen, wurde er faſt überwältigt durch ihren glänzenden Anblick. Das erſte Zerſtampfen von 6 Tonnen Quarz lieferte 370 Unzen Gold oder ungefähr 1480 Pfund Sterling. Seit der Zeit iſt der Reichthum der Geſellſchaft ſchnell gewachſen und die Aktie, die für

Digitized by Google

15 Pfund keinen Käufer fand, würde gegenwärtig gerne mit 10,000 Pfund bezahlt werden.

Ein Herr Wetherell, ein Gentleman von Geburt, der in Oxford studirt hatte, war nach Viktoria gezogen und arbeitete dort so angestrengt und fleißig, wie der tüchtigste Bergmann. Lange waren alle seine Mühen vergebens, doch als endlich Fortuna ihm lächelte, erschien sie in ihrem vollen Glanze, denn in einer unglaublich kurzen Zeit zog er nicht weniger als 8000 Pfund Sterling an Gold aus dem Schachte, der seine Geduld und Ausdauer auf eine so schwere Probe gestellt hatte. Unglücklicher Weise wurde er durch diese plötzliche Gunst der Glücksgöttin in einen solchen Zustand der Aufregung versetzt, daß er in einem Anfall von Wahnsinn aus dem Fenster sprang und seinen Hals brach.

Im Bendigo Flat fand eine ähnliche Katastrophe bei einem armen Teufel statt, der eines Morgens nach langer, vergeblicher Arbeit durch den Anblick des goldfunkelnden Gesteins so überwältigt wurde, daß sein Verstand auf einmal entfloh und sein plötzlich aufglimmender Reichthum ihn zum Irrenhause führte.

Erfreulich ist es, daß auch unsere Landsleute beim Aufschließen der australischen Schätze nicht leer ausgehen, da unter andern ein Deutscher Namens Weisenharm genannt wird, der in einer Woche aus einer Tiefe von 300 Fuß nicht weniger als 4 Zentner Gold hervorholte. Möge er seinen Verstand dabei behalten haben!

Sollte die Ergiebigkeit der goldhaltigen Quarzadern in einem größeren Maßstabe sich als eine nachhaltige erweisen, so dürfte mit vollem Rechte die Gewinnung des edlen Metalls in Australien eine unbegrenzte genannt werden. Die Schätze, welche Kortez in Mexiko und Pizarro in Peru der Welt offenbarten, sind unbedeutend gegen die unerschöpflichen Reichthümer jenes ungeheuren Landes, wo noch vor zehn Jahren keiner von der Existenz des edlen Metalls etwas wußte, und welches schon in den ersten Jahren von 1851, bis zum 30. Juni 1858, nicht weniger als 16,565,838 Unzen Gold, über 62 Millionen Pfund Sterling an Werth dem Weltverkehr überlieferte.

Selten mag wohl irgend eine Entdeckung eine so schnelle und weitgreifende Umwälzung in den bestehenden Zuständen eines Landes hervorgebracht haben, als die der australischen Goldschätze. Das Stürzen der Bevölkerung von einem Distrikt nach dem andern, so wie neue und noch glänzendere Aussichten sich eröffneten, war wie das Heranfluthen eines angeschwollenen Stromes, der mit gewaltigem Wogendrang aus dem alten Bette tretend, seine Gewässer in neue Bahnen wälzt. Zwanzigtausend Goldgräber im Genuß eines hohen Lohnes oder eines befriedigenden Erfolges haben schon an einem Tage das bereits erworbene Feld verlassen und ihre Zelte gefaltet, um mit wilder Gier sich auf ein neues Gebiet zu werfen, wo sie manchmal doch nur die bitterste Enttäuschung fanden. Die unedelsten Leidenschaften der menschlichen Natur waren in ihren

Digitized by Google

Grundtiefen aufgeregt und Wahnſinn und Selbſtmord die Folgen der überſchwenglichen Freude oder der wildeſten Verzweiflung — gehörten durchaus nicht zu den Seltenheiten. Die ganze Ordnung der Geſellſchaft war geſtört und der Tagelöhner ſah ſich auf einmal eine wichtigere Perſon als ſein geſtriger Brodherr. Das Leben wurde zu einem wilden Bacchanal in den Zwiſchenräumen einer Arbeit, die das Gemüth noch mehr aufregte als die Orgien einer gewöhnlichen Ausſchweifung. Der Schaum der Nachbarkolonieen kochte plötzlich über und ergoß eine Sündfluth von Laſtern und Verbrechen über das Land. Straßenräuberei herrſchte über das ganze Gebiet und Mordthaten wurden ſogar in den Straßen von Melbourne verübt. Die herbeiſtrömenden Goldgräber waren von allen Nationen — Engländer, Deutſche, Franzoſen, Italiener, Chineſen, und, das Schlimmſte von Allen, Kalifornier, die ihre eigenthümlichen Inſtitutionen und Sitten hinzuführten, um das ſchreckliche Pandemonium zu vervollſtändigen. Diejenigen, die ſich am beſten aufführten, waren die Chineſen, deren Anzahl gegenwärtig über 50,000 beträgt.

Trotz einiger beſchränkenden Maßregeln des Lokalparlaments, um ihren Zufluß zu hemmen, iſt die Verſuchung des Goldgrabens und des außerordentlich hohen Lohnes doch zu ſtark für die Söhne des himmliſchen Reiches; ihre Anzahl nimmt beſtändig zu, und als Einer vor Kurzem gefragt wurde, ob man noch viele ſeiner Landsleute zu erwarten habe, war die Antwort „*ſie kommen Alle!*“

Unglücklicher Weiſe herrſcht auf den Goldfeldern eine bedeutende Antipathie gegen dieſe Menſchen, und Prügel und ſchlechte Behandlung ſind ihr häufiges Loos. In Ballarat iſt im Jahre 1856 eine *chineſiſche* Zeitung gegründet worden und in demſelben Jahre wurde ein *chineſiſcher* Tempel in Melbourne gebaut. In dieſer Hauptſtadt giebt es einige ſehr reiche chineſiſche Kaufleute, die mit ihren Landsleuten auf den Goldfeldern bedeutende Geſchäfte machen. Die Chineſen bringen nur ſelten Frauen mit, doch Ehen mit Irländerinnen ſollen nicht ſelten ſein. Das mag eine kurioſe Race geben!

Die größte aller neueren Goldentdeckungen verdankt man den Chineſen. Die Einwanderungsſteuer brachte ſie auf den Einfall, ſich auf Umwegen in die Kolonie zu ſchleichen; ſie landeten in Gurchen Bai in Südauſtralien und von dort über die Grenze wandernd, kamen ſie in der Nähe des Berges Ararat auf ein Goldlager von wunderbarem Reichthum. Auf einem ihrer erſten Lagerplätze, während ſie das Gras entwurzelten, um den Boden zu unterſuchen, fanden ſie das berühmte „*Chineſenloch*,“ welches in wenigen Stunden 3000 Unzen Gold (90,000 Thlr.) lieferte. Dieſe glänzende Entdeckung führte zur bedeutendſten Bewegung unter den Goldgräbern, die man bis jetzt nicht gekannt hat, denn in wenigen Wochen waren 60,000 Menſchen verſammelt, und ehe noch ein Monat verfloſſen war, hatte man ſchon den Grundplan einer großen Stadt ſyſtematiſch entworfen. Kaufläden, Gaſthäuſer, Reſtaurationen erhoben ſich wie die myſti-

Digitized by

ſchen Bäume der indiſchen Taſchenſpieler, worauf bald Theater, Billardzimmer, eine tägliche Eilpoſt und eine täglich erſcheinende Zeitung folgten. So verwandelte ſich innerhalb zweier Monate eine wilde Bergſchlucht in die regſamſte Stadt, wo gutgelegene Bauloose faſt ſo theuer bezahlt wurden, wie in denjenigen Straßen Londons, wo der Weltverkehr am lebendigſten rauſcht.

Die drohende Auflöſung aller geſellſchaftlichen Bande, welche die erſten Jahre nach der Goldentdeckung beunruhigte, hat jetzt nachgelaſſen, Ordnung und Sicherheit herrſchen überall, und die gewöhnlichen Beſchäftigungen des Lebens werden mit derſelben Regelmäßigkeit wie in den älteſten Staaten betrieben.

Auch dürfen wir nicht befürchten, daß die beſtehenden Vermögensumſtände und Werthverhältniſſe des Geldes in Europa durch das wahrſcheinlich fortdauernde Einſtrömen des auſtraliſchen Goldes auf eine beunruhigende Weiſe geſtört werden. Wie es mit allen ihren andern Gaben der Fall iſt, wird auch hier die Vorſehung die Zeit der großen Entdeckung mit der größten Weisheit beſtimmt haben und mit einer genauen Erwägung ihres Einfluſſes auf das Fortſchreiten und das Glück des Menſchengeſchlechts. Ein außerordentlicher Aufſchwung iſt jetzt ſchon dadurch dem Handel und der Induſtrie gegeben worden, und aus dem örtlichen Chaos, die nothwendige Folge einer ſo großen Umwälzung, entwickeln ſich bereits Ordnung, Bürgerſinn und Bildung.

Und nun die Fortſchritte des Landbaues! Es kommt einem faſt unglaublich vor, daß im Jahre 1835 der erſte Morgen Landes in Viktoria mit Weizen beſtellt wurde, an derſelben Stelle, wo nun in Melbourne eine ungeheure Eiſengießerei ſich erhebt, die täglich ganze Tonnen von Werkzeugen zur Erſparung der landwirthſchaftlichen Arbeit oder zur Ausbeutung der mineraliſchen Schätze liefert. So raſch hat ſich nach jenem erſten Verſuch die Bodenkultur entwickelt, daß im Jahre 1858 nicht weniger als 237,729 engl. Morgen gepflanzt wurden, die 1,808,434 Buſchel Weizen, 1,249,800 Buſchel Hafer und 51,115 Tonnen Kartoffeln lieferten. Neben ihren außerordentlichen mineraliſchen Schätzen iſt die Provinz Viktoria kaum minder merkwürdig durch die Ergiebigkeit ihrer Kornproduktion, da ſie an verhältnißmäßigem Reichthum des Ertrages ſowohl den Staat New-York als Kalifornien übertrifft.

Süd-Auſtralien iſt aber vorzugsweiſe die Landbaukolonie des fünften Welttheils. Bei einer Bevölkerung von nur 110,000 Seelen waren im Jahre 1858 187,560 Morgen allein mit Weizen beſtellt und voriges Jahr führte die Kolonie 30,000 Tonnen Mehl vorzüglich nach Viktoria aus, um ſie ſich dort mit Goldſtaub reichlich bezahlen zu laſſen.

Der Weinbau macht in vielen Theilen Auſtraliens bedeutende Fortſchritte, doch ſcheint Süd-Auſtralien ſich am beſten für dieſe Kultur zu eignen. Die Weine aus dieſer Provinz ſollen von den Sachkundigen bei der Pariſer Ausſtellung den beſten dort ausgeſtellten Rheinweinen vor-

Digitized by

gezogen worden ſein; die Sorten jedoch, von welchen man das Meiſte hofft, nähern ſich mehr dem Charakter der ſpaniſchen Weine.

Ein ungeheurer Aufſchwung wurde natürlich dem Ackerbau durch die enormen Preiſe gegeben, welche durch das plötzliche Anſchwellen der Bevölkerung von Viktoria in den erſten Zeiten nach der Goldentdeckung hervorgerufen wurden, wo man Heu mit 50 Pfund und Kartoffeln mit 25 Pfund die Tonne bezahlte, wo der einzelne Kohlkopf 25 Silbergroſchen galt, ein paar Hühner 10 Thaler und ein Truthahn nicht weniger als 20! Wer damals ein Pferd mit einem Knecht (Lohn 800 Thlr.) halten wollte, mußte ſich auf eine jährliche Ausgabe von 415 Pfd. oder 2800 Thlrn. gefaßt machen. Doch jene Zeiten ſind nicht mehr, und die Preiſe der Landbauprodukte haben ſich ſchon längſt wieder ins Gleichgewicht geſtellt.

Neben dem Golde wird die Schafzucht immer noch die größte Quelle des Reichthums für die auſtraliſchen Kolonieen bleiben, und ſie wirkt noch ſchneller als das Gold dahin, die Strecken zu erweitern, welche die Ziviliſation der Wildniß entreißt. Die Anzahl der Schafe verdoppelt ſich in ungefähr zwei und ein viertel Jahren, ſo daß ſie alsdann einen doppelten Raum erfordert und ſo geht es fort in geometriſcher Progreſſion. Es liegt etwas Erhabenes in jenem regelmäßigen Fortſchreiten des Menſchen und ſeiner friedlichen Heerden über die Wildniß, die er ſeinen Bedürfniſſen zinsbar macht. Vor ihm flieht in die noch unbekannten Einöden der ſchwarze Schwan mit lautem Trompetengeſchrei, das ſcheue Känguruh mit gewaltigen Sprüngen und der träge Ureinwohner mit ſeinem Speer und ſeiner Wurfkeule. Wo eben noch eine Wüſte war, erheben ſich Hütten, die allmälig zu Weilern und Dörfern heranſchwellen, und wo vor Kurzem noch bunte Papageien und ſchneeweiße Kakadu's ihr ohrzerreißendes Geſchrei ertönen ließen, ſingt der Kanarienvogel in ſeinem Käfig von chineſiſchem Bambusrohr das liebliche wohlbekannte Lied. Beiläufig will ich bemerken, daß man nicht das peruaniſche Alpaco in Auſtralien eingeführt hat, ſondern auch unſere Nachtigall nebſt den andern beliebteſten Sängern unſerer heimathlichen Fluren. Auch ſind gerade jetzt junge Lachſe, die durch eine ſinnreiche Vorkehrung mit ſüßem fließendem Waſſer für die lange Reiſe verſehen ſind, unterwegs, um die Ströme Auſtraliens zu bevölkern.

Man kann ſich denken, daß Schäfer ſehr geſucht ſind, und einen Lohn erhalten, um den mancher Höhergeſtellte in Europa ſie beneiden möchte. Das ruhige Leben in der Wildniß hat für manche einen unausſprechlichen Reiz und unter den Hütern der Heerden befinden ſich Einige, die in Cambridge oder Oxford ſtudirt haben und nun, wie die alten Einſiedler der thebaiſchen Wüſte, fern von der Welt und den friedlichen Schafen folgend, ein glückliches, beſchauliches Leben führen.

Viele der großen auſtraliſchen Schafzüchter — Freiherren in der vollen Bedeutung des Wortes — die Beſitzer von ganzen Quadratmeilen

Digitized by Google

Weideland und Eigenthümer von hunderten von Pferden, tausenden von Rindern und zehntausenden von Schafen lebten früher in einem fast barbarischen Zustande; doch nun giebt es unter diesen vermögenden Familien manche von feiner Erziehung, die sich mitten in ihren einsamen Triften mit Blumengärten und schönen Anlagen umgeben und den Junggesellen unter den Schäferlords, welchen noch die alte Barbarei anklebt, mit gutem Beispiele vorangehen.

Süd-Australien ist, wie ich bereits erwähnte, vorzugsweise die Provinz des Ackerbaues. Es hat nur wenig Gold aufzuweisen, dagegen aber einen erstaunlichen Reichthum an Kupfer. Die ungeheure Ergiebigkeit der Burra-burra Minen macht sie zu einem würdigen Stellvertreter des Goldes und sucht in der Geschichte des Bergbaues ihres Gleichen.

Bemerkenswerth ist es, daß das Klima Australiens in Folge der Ansiedelung des Menschen sich bedeutend zu verbessern scheint. Die mittlere Temperatur mag dieselbe geblieben sein, aber die unausstehlichen heißen Winde und Staubgestöber vermindern sich von Jahr zu Jahr, wenigstens in der Nachbarschaft der Städte, so wie die Sandhügel und Wüsten mehr und mehr überbaut und in Kornfelder und Gärten verwandelt werden.

So bieten uns die australischen Kolonieen in manchen Beziehungen ein erfreuliches Bild, und wir möchten wünschen, daß in Europa der thätige, arbeitsame Mensch eben so reichlich wie dort für seine Mühen belohnt würde. Sollen auch wir dorthin wandern und unser Zelt unter den Goldgräbern Viktoria's oder den Schäfern von Neu-Süd-Wales aufschlagen? O nein! lieber Leser! vielmehr wünsche ich, daß es uns in unserm theuern Vaterlande stets so erfreulich gehe, daß wir nun und nimmer an's Auswandern denken mögen!

3.

Eine Fahrt zu den Blauen Bergen.

Das Wetter war drückend warm, aber rasch durchschnitten wir die Luft mit unsern guten Pferden und die kühleren Berge lagen uns vor Augen!

An der Straße fanden wir viele Schenkhäuser; sie sahen recht ländlich, ja freundlich aus. Gewöhnlich sind sie hölzerne Gestelle mit Brettern benagelt („Framehäuser"). Vor der Thür liegt ein ausgehauener Baumstamm als Trog für die Pferde, und ein Schild zeigt gewöhnlich an, daß sich hier „gute Bequemlichkeit für Reisende" finde. An einem der etwas solider aussehenden Schenkhäuser, das auch eine Privat-Rennbahn hatte, besagte ein Anschlag, daß an einem der nächsten Tage ein „vorzüglicher Sattel" und ein „fettes Schwein" als Preise „ausgelaufen" werden sollten; das gewöhnliche Mittel solcher Wirthe, eine beträchtliche Anzahl durstiger Seelen zusammenzubringen.

Wir fuhren durch Penrith, ein sehr kleines, doch freundliches Städtchen, dem sich für etwa eine halbe Stunde Wegs noch reizende kleine Güter

Digitized by

anſchloſſen, deren Häuſer freilich nur aus geſpaltenen Baumſtämmen aufgeführt waren. Am Nepeanfluß beim Emu-Fähr-Hotel machten wir Halt. Freundlicher als Wirth und Wirthin war von hier der Blick auf die „Blauen Berge", die ſteil und plötzlich aus der dürren Emu-Ebene ſich erhoben. Noch 25 Jahre nach der Beſitznahme von Auſtralien bildeten dieſe Blauen Berge die Grenzlinie von Neu-Süd-Wales. Erſt 1815 ward die große Straße dorthin vollendet und überſchritt Gouverneur Macquarie dieſe auſtraliſchen Pyrenäen, um den Anſiedlern und Viehzüchtern ein neues weites Feld der Thätigkeit und des Unternehmungsgeiſtes zu öffnen.

Um Mittag brachte uns die Fähre über den Fluß und auf die Emu-Ebene. Der Jäger, der hier wirklich Emu's (auſtraliſche Kaſuare) zu finden hoffte, würde ſich übrigens eben ſo getäuſcht finden, als wenn er in ſeiner eigenen Geburtsſtadt darnach jagte. Die Kaſuare, die einſt ihre Fährten dort eingedrückt, ſind längſt vernichtet oder verjagt. Der kleine Fluß iſt jetzt etwa 200 Schritte breit, ſcheint aber früher die ganze Ebene überſchwemmt zu haben, wie die überall umhergeſtreueten rundgeſcheuerten Quarzblöcke und Kieſel zeigen. Die Regierung hatte hier früher eine landwirthſchaftliche Station; ein paar wettergebrochene, halbverfallene Gebäude ſind Alles, was davon noch übrig geblieben iſt.

Nachdem wir die Ebene etwa 2 Miles weit in ſchnurgerader Richtung gekreuzt hatten, lief der Weg direkt gegen die Blauen Berge zu, und wand und drehete ſich von da an dem ſteilen Hang am Lapſtonehill aufwärts. Die ſüdliche Wand einer mächtigen Schlucht iſt hier mit großem Geſchick gewählt worden, die Straße daran hinzuführen; ganze Theile des Berges wurden mit Pulver abgeſprengt und durch Sträflinge in das Thal hinabgeworfen. Hätte England nur tugendhafte Unterthanen gehabt, ſo könnte man jetzt hier unterwegs nicht Kuchen und Bier bekommen, und nur ſeinen Räubern, Dieben, Mördern und Falſchmünzern verdanken wir es, daß Auſtralien überhaupt als Kolonie und dieſe prachtvolle Straße im Beſondern beſteht.

Zu unſerer Rechten gähnte ein furchtbarer Abgrund, in welchem ſich nur hier und da durch gewaltige abgeriſſene Felsblöcke, kaum erkennbar und nimmer zu erreichen, ein dünner Faden blitzenden Waſſers hindurchzog. Der Straße gegenüber erhebt ſich eine eben ſo wilde, ſchroffe Felswand, an der noch einige mächtige Bäume hartnäckig mit den Wurzeln feſtkleben. Rechts und links, oben und unten füllt dabei der trockene unvermeidliche Gumbaum die Landſchaft, und nur an einigen feuchten, geſchützten Stellen zeigen die zierlichen Kaſuarinen ihr feingefiedertes, nadelartiges, dunkles Laub neben der zartgelbblumigen Akazie.

Auf dem Gipfel von Lapſtonehill wurde den Pferden kurze Raſt verſtattet, und wir ſelber konnten in der Zeit eine ſehr zierliche Brücke bewundern, die über eine trockene Schlucht hinübergeſpannt war. Unter der Brücke und mitten unter den Gumbäumen ſtand ein einzelner Pfirſich-

Digitized by Google

baum in voller Blüthe, der ſein Daſein dort jedenfalls einem von einem Reiſenden hinuntergeworfenen Kern verdankte.

Neun Miles vom Nepeanfluß, welche Strecke wir in einer Stunde und funfzig Minuten zurücklegten, erreichten wir ein anderes Wirthshaus, the Welcome-Inn. Dieſer dem Reiſenden in der That ſehr willkommene Platz wird von einem alten Soldaten gehalten, in deſſen Beſitz ſich vortreffliches, auf Flaſchen gezogenes Ale befand. Dieſe Delikateſſe koſtete hier allerdings 3 Schillinge die Flaſche, aber auf dem Plateau der auſtraliſchen Kordilleren war das immer kein zu hoher Preis.

Hinter dem Wirthshauſe arbeiteten wir uns manche lange Meile durch tiefen Sand; rechts und links vom Wege lag dichte Gumwaldung ohne jede menſchliche Wohnung, welche der Szenerie auch nur die geringſte Abwechſelung gegeben hätte. Die Neigung des Berges war ſehr gering. Hier und da begegneten wir langen Karawanen von großen mit Ochſen beſpannten Karren, die Häute, Wollballen u. dergl. nach Sidney ſchafften; andere, die Thee, Tabak, Zucker, Mehl von Sidney nach dem Innern führten. Die ſchwerfälligen Fuhrwerke hielten an einer Stelle, wo ſich in einzelnen Höhlungen etwas Waſſer von einem Gewitterſchauer geſammelt hatte. Die Treiber kochten ihr frugales Mahl, während die Zugthiere ſich die ſpärlichen Gräſer und Kräuter pflückten. Von Wind und Wetter ſind dieſe Fuhrleute ganz ſchwarzbraun geworden; des Nachts breiten ſie ihre Poſſumfelle und wollene Decken unter den Karren aus und halten ihr Nachtlager im Freien.

Ausgenommen in den tieferen Schluchten und Thälern fand ich die Waldbäume hier eher verkrüppelt als ſchlank. Unter den beſten Holzarten muß ich den ſogenannten Eiſenrindenbaum zuerſt erwähnen. Sein Holz iſt vorzüglich, eignet ſich gut zu haltbaren Zäunen und fault faſt gar nicht in der Erde. Dann fand ſich auch der „Stringybark", deſſen langfaſerige Rinde in Streifen von 20 bis 30 Fuß niederhängt und dem Baum das Anſehen eines zerlumpten Bettlers giebt, während die abgefallene Rinde in langen, trockenen, braunen Rollen wie rieſige Zimmtſtengel am Boden umherliegt. Auch der weiße und rothe Gumbaum mit ſeinen nackten Aeſten und Stämmen und dem trockenen raſchelnden Gumblatt als Laub wird hier angetroffen.

Zwiſchen dem Unterholz bemerkt man die „Flaſchenbürſte." Sie hat rauhe, gedrehte Zweige und ein Blatt, das dem der Stechpalme ähnelt. Sir Joſeph Banks gab ihr den Namen Banksia, den andern gab ihr vielleicht ſein Haushofmeiſter. Die aufrechtſtehenden koniſchen Blüthen, mit denen dieſer eigenthümliche Buſch überſtreut iſt, gleichen in der That jenem nützlichen Inſtrument, nach denen ſie benannt ward. Bei voller Blüthe ſehen die tieforangenfarbenen Blumen vortrefflich aus; im Winter aber, wenn die braunen, haarigen Kegel noch immer an der Pflanze hängen, geben ſie dem Buſch ein wildes, wunderliches Anſehen. Neben der Flaſchenbürſte

Digitized by Google

ſtanden zwei zierlichere Gewächſe, das Exocarpus oder die wilde Kirſche, die den Kern außen trägt, und der „Wattle" oder die auſtraliſche Akazie, die mit gelben Blüthenbüſcheln bedeckt iſt und die Luft mit Wohlgerüchen erfüllt.

Spät am Abend erreichten wir das „Blaue-Berg-Wirthshaus". Dies liegt 2800 Fuß über dem Meere und hat eine freundliche Ausſicht. Nach Norden ſchweift das Auge über ein tiefes, von dem Großen River gebildetes Thal nach dem Mount-Thamar, der wie eine Inſel inmitten des wellenförmigen Waldes liegt; nach Oſten erblickt man über eine weite Ausdehnung von Wald und Thälern in der klaren Luft die Sandhügel von Sidney, in einer Entfernung von 50—60 Miles.

Am 12. November früh kamen wir wieder in eine wilde, einförmige Berglandſchaft, gleich jener des vorigen Tages, aber noch abſchreckender durch eine große Zahl abgeſtorbener Bäume, deren Wurzeln vermuthlich auf Felſen trafen; weite Strecken Waldes ſchienen durch Feuer verheert worden zu ſein. Nicht ein Grashalm war für das hungrige Vieh übrig geblieben, nicht ein Tropfen Waſſer da, die durſtige Zunge zu letzen. Die Buſchfeuer ſind übrigens in ganz Auſtralien gemein, und Sir Thomas Mitchell fand auf einem ſeiner Züge in das wilde Innere in den abgelegenſten Gegenden die Feuerſpuren an jedem abgeſtorbenen oder alten Baume.

Die Landſtraße wurde plötzlich glatt und eben; man hatte ſie vortrefflich makadamiſirt und wir raſſelten nach „Blackheath" hinein. Die Anſiedelung von Blackheath beſteht aus einer „Sträflings-Palliſadirung" unter dem Befehl eines Offiziers; ſie hat ein ziemlich gutes Wirthshaus. Das Haus des Kommandanten lehnt ſich mit der Hinterſeite an den Wald und überſchaut die Kantonnirung und die Hütten der Gefangenen. Die Kaſernen und Sträflingslogen bilden ein kleines Dorf von etwa zwei Dutzend Hütten; es ſind geweißte Blockhäuſer mit hohen Steinkaminen. Dieſe kleine Anſiedelung iſt auf einem offenen, ſteinigen Plateau angelegt, und ſieht traurig und düſter genug aus. Die Gefangenen bilden einen ſogenannten „Eiſengang." Sie arbeiten in Ketten an der Straße in einzelnen Trupps. Dieſe Galeerenſklaven Englands zogen ſchwerfällig und verdroſſen auf ihre Arbeitsplätze, mit Hacken und Spaten, Schlägel und Brecheiſen, um Steine zu brechen und klein zu pochen. Sie arbeiten mit ſichtbarem Widerwillen und nur die hinter ihnen ſtets bereitgehaltene Peitſche bringt ſie in Bewegung.

Se. Excellenz ließ die Gefangenen zu einer Muſterung zuſammenkommen, und wir giengen die ſoldatiſch aufmarſchirten Reihen entlang. Was für eine Sammlung von Galgenphyſiognomien ſah ich da! Viele aus der Bande waren wegen der ſchwerſten Verbrechen, die nur ein Menſch verüben kann, zu ſolcher Strafe verurtheilt worden.

Die Sträflinge werden bei der Arbeit, beim Eſſen, ja ſelbſt beim Schlafen bewacht, und trotz dieſer Wachſamkeit ihrer Aufſeher geſchieht es doch nicht ſelten, daß Einzelne entfliehen oder den Verſuch dazu machen. Der Galgen iſt das gewöhnliche Ende der Deſerteure; Manche, die glück-

Digitized by Google

lich entkommen, verſchmachten im Buſch; Einigen aber gelingt es, dem Geſetz Trotz zu bieten und ein Räuberleben zu beginnen, das mehrere Jahre lang ſein Weſen treibt.

4.

Ein Feſt der auſtraliſchen Schwarzen.*)

Der erſte Eindruck, den der Anblick eines grinſenden Wilden mit ſeiner kohlſchwarzen Farbe, ſeinen ſcharfen, funkelnden Augen, mit einer Reihe von Zähnen, die aus ſeinem großen offen ſtehenden Munde unverhältnißmäßig hervorſtanden, auf uns machte, war, daß er uns eher wie ein Pavian oder ſonſt ein fremdartiges Geſchöpf dieſer Neuen Welt, als wie ein menſchliches Weſen vorkam. Ein kurzes Gewand von Känguru-Fellen, das beſtändige Koſtüm des Eingeborenen, wie wir ſpäter fanden, war ſein einziges Kleidungsſtück und reichte etwa bis zur Mitte ſeiner Schenkel hinab, die untere Hälfte der dünnen, formloſen Beine unbedeckt laſſend. Seine Arme waren mager, aber kräftig, wie ſie denn bei den auſtraliſchen Wilden immer beſſer entwickelt ſind, als die dünnen unteren Gliedmaßen. Er war von kleiner unbedeutender Figur und wie ich erfuhr etwa dreißig Jahre alt, obwohl er viel älter ausſah. Sein dickes lockiges Haar wuchs tief in die niedrige, ſchwach entwickelte Stirn herein, ſeine Augen waren klein, tiefliegend und lebhaft, ſeine Naſe ſchmal und etwas abgeplattet, ſein Mund breit und vorſtehend. So war Wan-e-war, der erſte Eingeborne Auſtraliens, den ich zu Geſicht bekam, und ein guter Typus ſeiner herabgekommenen und unglücklichen Race. Bald hatten wir weiter Gelegenheit, die urſprünglichen Eigenthümer des Landes zu beobachten, in dem wir uns niederlaſſen wollten.

Gegen den Abend unſeres Landungstages hörten wir ein lautes Schreien und Schwatzen unter den Wilden, woraus wir ſchloſſen, daß ſie ſich auf eine beſondere Feſtlichkeit vorbereiteten. Die Männer waren um ihre Feuer verſammelt und emſig beſchäftigt, ſich aufzuputzen, indem ſie ihre Locken reichlich mit einer aus Fett und rothem Ocker bereiteten Pomade beſtrichen und ihren Körper auf die verſchiedenſte Weiſe zu verſchönern ſuchten. Alle dieſe Vorbereitungen galten dem Korroberry, einem Tanz, den ſie zu Ehren der Ankunft der Fremden ausführen wollten. Zu dieſem Zweck verſammelten ſie ſich bald nach Eintritt der Dunkelheit um ein in der Nähe unſerer Wohnung angezündetes großes Feuer, und nun begann die Feſtlichkeit.

Die Gewänder der Tänzer waren nicht, wie gewöhnlich, über die Schultern geworfen, ſondern um die Hüften befeſtigt, den Oberkörper vollkommen unbedeckt laſſend, der, wie auch das Geſicht, in der groteskeſten Weiſe mit rothem Ocker bemalt war und von Fett glänzte. Einige tru-

*) Von James Brown.

Digitized by Google

gen Büſchel von Federn oder Blumen in den Haaren, während Andere ihrem Kopfputz den Schwanz eines wilden Hundes hinzugefügt hatten. Bei Einigen war ein Känguruknochen durch ein Loch im Naſenknorpel geſteckt; Alle trugen Speere und Wamevas (Wurfſtöcke aus hartem Holz, welche die Hand des Wilden nie verlaſſen), und wie ſie ſo um das Feuer herumſtanden, das einen hellen Schein auf ihre fettglänzenden Körper warf, war die Wirkung eine wahrhaft pittoreske und wilde.

Die, welche an dem Tanze Theil nehmen wollten, gruppirten ſich auf der einen Seite des Feuers, auf der anderen ſaßen die alten Männer, die Frauen und die Kinder. Die Feſtlichkeit begann damit, daß die Tänzer eine Art klagenden Geſanges anſtimmten, in den die alten Männer und Frauen bisweilen einfielen. Der ganze Text des Geſanges beſtand in den Worten: Junger a bia, mati, mati! welche ſie immer und immer wiederholten; dabei fingen ſie mit einem lauten ſchrillen Tone an und ließen die Stimme allmählig ſinken, bis ſie zuletzt ſo ſchwach und ſanft wurde, daß man ſie kaum von dem Luftzug unterſcheiden konnte, der in den Gebüſchen raſchelte.

Während des Geſanges blieben die Tänzer in einer gebeugten Stellung und gaben den Takt mit den Füßen an, die ſie in kurzen Bewegungen vom Boden erhoben, zugleich die beiden langen Enden ihrer Bärte mit den Händen raufend. Plötzlich veränderten ſie ihre Muſik zu einem lauten: ha hei, ha hei, ha hei! während ſie die Speere und Wamevas an einander ſchlugen und mit den Füßen in voller Kraft gegen den Boden ſtampften. Dann richteten ſie ſich mit einem plötzlichen Ruck wieder auf und ſtießen ein lautes erſchreckendes Garra wai! aus. Wieder nahmen ſie ihre erſte Bewegung an, aber in doppelt ſo ſchnellem Takt; bald bewegte ſich die ganze Reihe raſch ſeitwärts auf und nieder, Schulter an Schulter, bald tanzten ſie im Kreis umher, und Alles zu derſelben Muſik und mit demſelben Aufſtampfen der Füße.

Dieſes Spieles müde, begannen ſie den „Känguru-Tanz.“ Dieſer iſt dem oben beſchriebenen ſehr ähnlich, nur mit dem Unterſchiede, daß mitten in dem Lärm einer der Männer ſpringend und hüpfend wie ein Känguru zwiſchen die Tänzer und das Feuer kam; plötzlich ſtockte der Tanz, und einer der Tänzer trat wie zur Verfolgung des Wildes hervor. Die Beiden ſtellten den ganzen Vorgang beim Erjagen und Niederſtechen des Känguru dar, und als dies endlich vollzogen war, vereinigten ſich wieder Alle zu dem Tanze. Mitten in dem Lärm, dem Fußſtampfen und dem Schlagen mit Speeren und Wamevas, dem Schreien und Heulen erloſch das Feuer, Dunkelheit bedeckte die Szene und die Abendunterhaltung hatte ihr Ende erreicht. So ſchloß der erſte Tag meines Aufenthaltes in Weſt-Auſtralien.

Digitized by Google

Zwanzigster Abschnitt.

1. Die Insel Teneriffa und der Pik de Teyde. — 2. Das tropische Meer und die Neue Welt. — 3. Der Golfstrom. — 4. Der Marannon und seine Ufer. — 5. Der Landbau und die Landschaft der heißen Zone. — 6. Plantagen und Neger im tropischen Amerika. — 7. Die charakteristischen Eigenthümlichkeiten des Negers. — 8. Mexiko.

1. Die Insel Teneriffa und der Pik de Teyde.*)

Den 19. Juni in der Frühe des Morgens warfen wir im Hafen von St. Kroix Anker, nachdem wir mehrere Male mit dem Senkblei sondirt hatten, denn der Nebel war so dicht, daß man nur mit Mühe die allernächsten Gegenstände unterschied; aber im Augenblick, als wir vor der Insel Teneriffa anlangten, zerstreute sich der Nebel völlig. Der Pik von Teyde zeigte sich jetzt in hellem Licht über den Wolken; die ersten Strahlen der Sonne, die für uns noch nicht aufgegangen war, erhellten die Spitze des Vulkans. Nur der Piton (Zuckerhut) war für uns sichtbar; dieser Riesenkegel zeichnete sich auf dem schönen blauen Himmelsgrunde ab, während schwarze und dichte Wolken den übrigen Theil des Berges bis auf eine Höhe von 1800 Toisen**) umhüllten. Der von den Sonnenstrahlen erleuchtete Bimsstein warf ein röthliches Licht zurück, dem ähnlich, welches oft die Gipfel der hohen Alpen färbt. Nach und nach wurde dieses Licht das blendendste Weiß, und getäuscht, wie die meisten Reisenden, hielten wir den Pik noch mit Schnee bedeckt, und gaben der Besorgniß Raum, viele Schwierigkeiten zu haben, um an den Rand des Kraters gelangen zu können.

Als wir in die Straßen von St. Kroix eintraten, empfanden wir eine erstickende Hitze. Auf der schmalen und sandigen Küste sind Häuser von einer blendenden Weise, mit flachen Dächern und mit Fenstern ohne Glas,

*) Reise in den Aequinoktialgegenden des neuen Kontinents in den Jahren 1799—1804. Verfaßt von A. v. Humboldt und A. Bonpland.

**) Eine Toise = 6 Fuß. Der Pik von Teneriffa hat eine Höhe von 11,000—12,000 Fuß

Digitized by Google

an einer Wand von ſchwarzen, ſchroff gehauenen Felſen angelehnt, von welchen die Sonnenſtrahlen mit doppelter Macht zurückprallen. Dieſe ganze öſtliche Küſte der Inſel trägt den Charakter der Unfruchtbarkeit und iſt faſt von aller Vegetation entblößt. Darum iſt auch der Anblick des Pik, wie er ſich über St. Kroix darſtellt, weit weniger pittoresk, als auf der weſtlichen Küſte, von dem höher gelegenen Orotava aus; denn da kontraſtirt eine lachende und üppig angebaute Ebene mit dem wilden Anblick des Vulkans, und von den Gruppen von Palmen und Bananen, welche die Küſte begrenzen, bis in die Region der Arbutus*), der Lorbeeren und der Fichten iſt der vulkaniſche Felſen mit einer kräftigen Vegetation bedeckt. Man begreift, wie ſelbſt Völker, die das ſchöne Klima Griechenlands und Italiens bewohnten, in dem weſtlichen Theile Teneriffa's eine der „Glücklichen Inſeln" zu erkennen glaubten.

Der Generalkapitain von Teneriffa ließ uns ſogleich die Erlaubniß ausfertigen, die ganze Inſel nach Belieben zu durchreiſen, und ſo begaben wir uns am folgenden Tage, den 20. Juni, vor Aufgang der Sonne auf den Weg, um nach der Stadt Laguna zu ſteigen, welche 350 Toiſen höher liegt, als der Hafen von St. Kroix. Unſer Weg ſchlängelt ſich an einem ſchmalen Waldſtrome aufwärts, der zur Regenzeit ſehr hübſche Waſſerfälle bilden ſoll. Nahe bei der Stadt begegneten wir weißen Kameelen, die man dazu verwendet, die Waaren von der Douane in die Magazine der Kaufleute zu ſchaffen. Man beladet ſie gewöhnlich mit zwei Kiſten Zucker von der Havanna, die zuſammen 900 Pfund wiegen, aber man kann dieſe Laſt bis auf 13 Zentner vermehren. Die Kameele ſind auf Teneriffa nicht ſehr gemein und pflanzen ſich ſchwer fort, während ſie ſich zu Tauſenden auf den beiden Inſeln Lanzerote und Fortaventure vorfinden, welche Afrika näher liegen, und eine Vegetation wie ein Klima überhaupt haben, was dieſem Kontinent ſehr ähnlich iſt.**)

Der Hügel, auf welchem die Stadt St. Chriſtoval de Laguna liegt, gehört zu dem Syſtem der Baſaltgebirge, welche einen Breitengürtel um den Pik von Teneriffa bilden. Der Baſalt, auf dem wir giengen, war ſchwärzlich braun, kompakt, halb verwittert und gab beim Anhauchen einen Thongeruch von ſich. In dem Maße, als wir uns Laguna näherten, empfanden wir gradweiſe die Abnahme der Temperatur, welche Empfindung um ſo angenehmer war, als die Luft von St. Kroix uns ganz erſchlafft hatte. Dieſe immerwährende Kühle, die man zu Laguna empfindet, verurſacht, daß die Kanarier dieſe Stadt als einen ſehr angenehmen Aufenthalt betrachten. Auf einer kleinen Ebene, umgeben von Gärten, und beherrſcht von einem Hügel, welcher mit einem Wald von Lorbeeren, Myrthen und Meerkirſchbäumen

*) Der Bananen-Piſang mit palmartigem Stamm, 20—25 Fuß hoch, und einer Krone von hellgrünen, 12 Fuß langen und 2 Fuß breiten Blättern. Der Arbutus gehört zu den Haidekräutern (Ericeen).

**) Die Kameele und die Pferde wurden im 15. Jahrhundert von den erobernden Normännern auf den Kanariſchen Inſeln eingeführt.

Digitized by Google

bekränzt ist, hat die Hauptstadt von Teneriffa wirklich eine der lachendsten Lagen. Eine große Anzahl von Kapellen, welche die Spanier Ermitas nennen, umgiebt die Stadt. Von immer grünen Bäumen beschattet und auf kleinen Erhöhungen erbaut, verstärken diese Kapellen, hier wie überall, die pittoreske Wirkung der Landschaft. Das Innere der Stadt entspricht aber nicht ihrem Aeußern. Die Häuser sind alt und verfallen, die Straßen verödet. Seitdem die Seitenausbrüche des Vulkans den Hafen von Garachiko zerstört haben, ist St. Kroix der Mittelpunkt des Handels geworden, und Laguna vom alten Wohlstande herabgesunken.

Kein Aufenthalt scheint mir geeigneter, die Schwermuth zu verscheuchen und einem schmerzhaft ergriffenen Gemüth seinen Frieden wieder zu geben, als der von Teneriffa und Madeira. In dem südlichen Europa sind die Veränderungen der Witterung noch zu merklich, als daß es den nämlichen Vortheil darbieten könnte. Teneriffa aber, gleichsam am Eingange der Tropen gelegen, nimmt, obgleich nur um einige Schiffstagereisen von Spanien entfernt, an den Schönheiten Theil, welche die Natur in den Aequinoktialländern verschwendet hat. Die Vegetation entwickelt hier schon einige ihrer schönsten und imposantesten Formen, jene der Bananen und Palmen. Die Luft ist rein und gesund, im Sommer zufolge der Erhebung über den Meeresspiegel gemäßigt. Im Winter treten zwar Nebel und Kälte ein, aber die Luft behält eben in Folge der Nachbarschaft des Meeres eine gewisse Milde, und in Laguna sah man es niemals schneien.

Unser Weg nach Orotava zur Westküste führte uns in das Thal von Takoronte hinab, in jenes herrliche Land, von welchem die Reisenden aller Nationen mit so vieler Begeisterung gesprochen haben. Ich habe in der heißen Zone Gegenden gefunden, wo die Natur noch majestätischer und reicher in der Entwicklung organisirter Formen ist; aber nachdem ich die Ufer des Orinoko, die Kordilleren von Peru und die schönen Thäler von Mexiko durchwandert habe, bekenne ich, nirgends ein mannigfaltigeres, anziehenderes und in der Vertheilung der Massen von Grün und Felsen harmonischeres Gemälde gesehen zu haben.

Die Küste der See ist mit Dattel- und Kokosbäumen geschmückt. Höher aber kontrastiren Gruppen von Musa mit Drachenbäumen, deren Stamm man mit Recht dem Körper einer Schlange verglichen hat. Die Abhänge sind mit Reben bepflanzt, welche ihre Ranken an hohen Geländern ausbreiten. Orangenbäume, mit Blumen beladen, Myrthen und Zypressen umgeben die Kapellen, welche die Frömmigkeit auf einzeln stehenden Hügeln errichtet hat. Ueberall sind die Grundstücke durch Hecken von Agave und Kaktus von einander geschieden. Eine unzählige Menge von Farrenkräutern bedeckt die durch kleines, klares Quellwasser befeuchteten Mauern. Im Winter, während der Vulkan mit Schnee und Eis bedeckt ist, genießt man in dieser Gegend eines beständigen Frühlings. Im Sommer verbreiten die Seewinde am Abend eine sanfte Kühlung.

Die Bevölkerung dieser Küste ist sehr bedeutend, und scheint es noch

Digitized by

mehr zu ſein, weil die Häuſer und Gärten von einander entfernt ſind, wodurch die Schönheit der Gegend noch vermehrt wird. Aber der Wohlſtand der Einwohner entſpricht nicht der reichen Natur. Diejenigen, welche das Feld bebauen, ſind ſelten die Eigenthümer; die Frucht ihrer Arbeit gehört dem Adel, und die nämlichen Feudalrechte, welche ſo lange das Elend über ganz Europa verbreiteten, hindern noch das Glück des Volkes auf den Kanariſchen Inſeln.

Von Tegueſta und Takoronte bis an das Dorf San Juan de la Rambla, durch ſeinen vortrefflichen Malvaſier berühmt, iſt die Küſte wie ein Garten bebaut. Ich würde ſie mit den Gegenden von Kapua und Valenzia vergleichen, wenn der weſtliche Theil von Teneriffa nicht wegen der Nähe des Pik, der bei jedem Schritte neue Geſichtspunkte darbietet, unendlich ſchöner wäre. Der Anblick des Berges intereſſirt nicht bloß durch ſeine impoſante Maſſe; er beſchäftigt die Seele lebhaft, indem er ſie an die geheimnißvolle Quelle des vulkaniſchen Feuers zurückführt. Seit Tauſenden von Jahren wurde keine Flamme, keine Erhellung auf dem Gipfel des Piton wahrgenommen, und doch beweiſen ungeheure Seitenausbrüche, wovon der letzte im Jahre 1798 ſtattfand, die Thätigkeit des Feuers, welches noch fern iſt zu erlöſchen. Es liegt überdies etwas Niederſchlagendes in dem Anblick eines Kraters, der in der Mitte einer fruchtbaren und wohlbebauten Landſchaft liegt. Die Geſchichte der Erde lehrt uns, daß die Vulkane der Erde zerſtören, was ſie in dem langen Zeitraume von Jahrhunderten hervorgebracht haben. Inſeln, welche das unter dem Meere thätige Feuer über die Fluthen emporhob, ſchmücken ſich nach und nach mit einem üppigen und lachenden Grün; aber oft werden dieſe neuen Länder durch die Gewalt der nämlichen Kräfte zerſtört, welche den Grund des Ozeans emporgehoben haben. Vielleicht waren manche der kleinen Inſeln, die gegenwärtig Nichts als einen Haufen von Schlacken und Aſche darbieten, ehemals eben ſo geſegnet und fruchtbar, als die Abhänge von Takoronte. Glücklich das Land, wo der Menſch dem Boden nicht mißtrauen darf, den er bewohnt!

Ehe wir Orotava erreichten, begaben wir uns in den botaniſchen Garten, welcher nicht weit von dem Seehafen entfernt iſt. Wir fanden daſelbſt Herrn Le Gros, franzöſiſchen Vizekonſul, welcher den Gipfel des Pik oft beſucht hatte, und für uns ein ſehr ſchätzbarer Wegweiſer war. Auch Herr Lalande, Sekretär des franzöſiſchen Konſulats zu St. Kroix, und der engliſche Gärtner, als ſie von unſerm Vorhaben hörten, entſchloſſen ſich, die Beſchwerlichkeiten der Reiſe zu theilen.

Den 21. des Morgens waren wir bereits auf dem Wege nach dem Gipfel des Vulkans. Der Tag war nicht beſonders ſchön, und der Gipfel des Pik, der gewöhnlich zu Orotava ſichtbar iſt, war von Sonnenaufgang an bis 10 Uhr mit dichten Wolken bedeckt.

Ein einziger Weg führt durch die Villa de Orotava auf den Vulkan, nämlich die Plaine des Genets (Region der Pfriemenkräuter) und des Malpays (kahles, dürres Land).

Digitized by Google

Orotava liegt an dem sehr steilen Abhange eines Hügels; die Straßen schienen uns sehr verlassen; die Häuser, von dauerhafter Bauart, aber von düsterem Ansehen, gehören fast alle einem Adel, den man vielen Stolzes beschuldigt, und der sich selbst mit den pomphaftesten Namen bezeichnet. Wir giengen längs einer sehr hohen Wasserleitung hin, die mit vielen Farrenkräutern bedeckt war, und besuchten dann mehrere Gärten, in denen die Fruchtbäume des nördlichen Europa's mit Orangen, Granat- und Dattelbäumen vermischt stehen. Doch tragen die letztern hier nie Früchte. Ungeachtet wir durch die Erzählung so vieler Reisenden den Drachenbaum in dem Garten des Herrn Franqui kannten, so wurden wir doch nichts desto weniger durch seine ungeheure Größe in Erstaunen gesetzt. Man versichert, daß der Stamm dieses Baumes, der in mehreren sehr alten Dokumenten als die Grenzscheide eines Feldes erwähnt wird, schon im 15. Jahrhundert eben so ungeheuer war, als heut zu Tage. Seine Höhe schien uns 50—60 Fuß zu betragen; sein Umfang in der Nähe der Wurzeln beträgt 45 Fuß. Der Stamm theilt sich in eine große Menge von Aesten, welche sich in der Form eines Kandelabers erheben und sich mit Blätterbüscheln endigen, wie bei der Yukka, welche das Thal von Mexiko ziert. Diese Vertheilung giebt ihm ein anderes Ansehen, als das der Palmbäume ist.

Bei dem Ausgang von der Villa Orotava führte uns ein schmaler und steiniger Weg durch einen schönen Kastanienwald in eine Gegend, die mit Gesträuch, mit einigen Arten von Lorbeer und baumartigen Haiden bedeckt ist. Der Stamm dieser letztern Pflanze erreicht hier eine außerordentliche Dicke und die Blumen, mit denen sie einen großen Theil des Jahres über behängt ist, machen einen angenehmen Kontrast mit denen des Hypericum canariense (Kanarisches Johanniskraut), das in dieser Gegend sehr häufig ist. Wir machten unter einer schönen, einzeln stehenden Tanne Halt, um uns mit Wasser zu versehen, welches in der Nähe reichlich hervorquillt. Hier, in einer Höhe von 522 Toisen, genossen wir eines prächtigen Anblickes des Meeres und des ganzen nördlichen Theiles der Insel.

Von nun an gieng der Weg bis zum Krater beständig bergan, ohne Unterbrechung durch eine Thalschlucht. Bald hatten wir die Region der baumartigen Haiden, Monte verde (Grüner Berg) genannt, hinter uns und kamen in das Gebiet der Farrenkräuter, welche indessen nicht wie im tropischen Amerika zu baumartiger Höhe aufschießen. Dann folgte ein Gehölz von Wachholderbäumen und Tannen, die sehr durch die Stürme gelitten hatten. Wir stiegen immer fort, einen engen Weg zwischen zwei Basalthügeln hinan, bis zur Ebene der Pfriemenkräuter (Plaine des Genets).

Nun hörte plötzlich alle Vegetation auf; die Ebene ist mit Bimsstein bedeckt, und ungeheure Blöcke von Obsidian *), welche durch den Vulkan ausgeworfen wurden, liegen zerstreut umher. Alles verkündet eine tiefe

*) Ein ganz schwarzer Stein, wie Glas.

Digitized by Google

Einſamkeit; einige Ziegen und Kaninchen durchirren allein dieſe Ebene. Der unfruchtbare Theil des Pik nimmt über zehn Quadratmeilen ein; und da die unteren Gegenden, von ferne geſehen, verkürzt erſcheinen, ſo hat die Inſel das Anſehen eines ungeheuern Haufens verbrannter Materien, um welchen die Vegetation nur einen ſchmalen Saum bildet.

Wir brachten nahe an drittehalb Stunden zu, um die Ebene der Pfriemenkräuter zu durchwandern, und gelangten endlich durch enge Schlünde und kleine Schluchten, welche die Bergſtröme in ſehr alten Zeiten ausgewühlt haben, zuerſt auf eine höhere Gebirgsplatte, ſodann an den Ort, wo wir die Nacht zubringen mußten. Dieſe Station, die über 1530 Toiſen (9180 Fuß) Höhe hat, führt den Namen „Halte der Engländer", ohne Zweifel, weil ehemals vorzugsweiſe engliſche Reiſende den Pik beſuchten. Zwei geneigte Felſen bilden eine Art von Höhle, welche einen Zufluchtsort gegen den Wind darbietet. Obgleich in der Mitte des Sommers und unter dem ſchönen Himmel Afrika's, litten wir doch während der Nacht von der Kälte. Das Thermometer fiel bis auf 5 Grad. Unſere Führer machten ein großes Feuer von trockenen Aeſten von Ratama. Ohne Zelt und Mäntel legten wir uns auf einen Haufen verbrannter Steine, wurden aber durch den Rauch und die Flammen, welche der Wind beſtändig gegen uns herblies, ſehr beläſtigt. Wir verſuchten mittelſt zuſammengebundener Tücher eine Art von Windſchirm zu errichten, aber das Feuer ergriff dieſe Einfaſſung und verzehrte dieſelbe, ehe wir es bemerkten. Ich hatte niemals in ſolcher Höhe eine Nacht zugebracht, und bildete mir damals nicht ein, daß ich ſpäter auf dem Rücken der Kordilleren Städte bewohnen würde, deren Boden höher liegt, als der Gipfel des Vulkans, den ich erſt am folgenden Tage erreichen ſollte.

Der Nordwind jagte gewaltig die Wolken, die mit der Kälte zunahmen; der Mond blickte bisweilen durch die Dünſte, und ſeine Scheibe erſchien auf einem außerordentlich dunkeln Blau; der Anblick des Vulkans gab dieſer nächtlichen Szene einen majeſtätiſchen Charakter. Bald war der Pik unſern Blicken durch die Nebel völlig entzogen, bald erſchien er in einer furchtbaren Nähe, und einer ungeheuern Pyramide ähnlich warf er ſeinen Schatten auf die Wolken, welche unter uns lagen.

Gegen drei Uhr des Morgens machten wir uns bei dem düſtern Schein einiger fichtenen Fackeln auf den Weg nach dem Gipfel des Piton. Man kommt dem Vulkan von der nordöſtlichen Seite aus bei, wo die Abhänge außerordentlich ſteil ſind, und wir gelangten nach zwei Stunden auf eine kleine Ebene, die wegen ihrer iſolirten Lage den Namen Alta vista (Hohe Ausſicht) führt. Es iſt dies auch die Station der Neveros, d. h. der Eingeborenen, die ein Gewerbe daraus machen, Eis und Schnee zu holen, um dieſe Naturprodukte in den Nachbarſtädten zu verkaufen. Ihre Maulthiere, welche an das Bergſteigen mehr gewöhnt ſind, gehen bis Alta Viſta, während die der Reiſenden nur bis zur Station der Engländer gehen. Ueber der Alta Viſta beginnt das Malpays, eine Benennung, mit welcher

Digitized by Google

man hier, wie in Mexiko und Peru und überall, wo es Vulkane giebt, ein von Dammerde entblößtes und mit Bruchstücken von Lava bedecktes Erdreich bezeichnet.

Wir machten einen Umweg, um die Eishöhle zu untersuchen, welche in einer Höhe von 1728 Toisen und mithin unter der Grenze liegt, wo in dieser Zone der ewige Schnee anfängt. Da die Höhle keine senkrechten Oeffnungen nach oben hat, so ruht die kalte Luftschicht unbeweglich auf der Eismasse und verwehrt der warmen Luft den Eingang. Dazu kommt, daß auch die Verdunstung Kälte erzeugt, also das Schmelzen verzögert. Während des Winters füllt sich die Höhle mit Eis und Schnee, und da die Strahlen der Sonne nicht weiter, als bis an die Oeffnung reichen, so ist ihre Wärme nicht genügend, den Behälter zu entleeren.

Es fing an zu tagen, als wir die Eishöhle verließen. Wir beobachteten jetzt, während der Dämmerung, eine auf hohen Bergen ziemlich allgemeine Erscheinung, die uns aber auf diesem Vulkane doch auffallend war. Eine Lage von weißen und flockigen Wolken entzog uns den Anblick des Ozeans und der niederen Gegenden der Insel. Die Lage schien nur 800 Toisen hoch zu sein; die Wolken waren so gleichförmig verbreitet und hielten sich so genau in einer wagerechten Ebene, daß sie aussahen wie eine ungeheure mit Schnee bedeckte Fläche. Die kolossale Pyramide des Pik, die vulkanischen Spitzen von Lanzerote, Fortaventure und Palma erhoben sich wie Klippen aus der Mitte dieses ungeheuern Dunstmeeres; ihre schwärzliche Färbung machte zu der Weiße der Wolken den auffallendsten Gegensatz.

Während wir uns durch die zerbrochenen Laven des Malpays durcharbeiteten, wobei wir uns oft mit den Händen helfen mußten, bemerkten wir ein sonderbares optisches Phänomen. Wir glaubten nach Osten zu kleine, in die Luft geworfene Racketen zu sehen. Leuchtende Punkte erhoben sich über den Horizont und schienen sich anfangs senkrecht zu bewegen; aber allmählig verwandelte sich ihre Bewegung in eine wahre horizontale Schwingung (Oszillation), welche acht Minuten lang dauerte. Wir dachten schon, daß diese leuchtenden Punkte, welche an verschiedenen Orten hin und her flogen, der Anfang eines neuen vulkanischen Ausbruchs seien, und unsere Reisegefährten, selbst unsere Wegweiser, wurden von dieser Erscheinung in nicht geringes Erstaunen gesetzt. Doch die Täuschung hörte bald auf, als wir sahen, daß die leuchtenden Punkte Bilder mehrerer Sterne waren, welche durch die Dünste vergrößert wurden.

Endlich stieg die Sonne aus den Fluthen empor, aus denen sie sich nur ungern loszumachen schien, denn der untere Rand verweilte länger am Horizont, als wir vermutheten. Die Sonnenscheibe, sehr abgeplattet, erschien rein begrenzt: es gab während des Aufganges kein doppeltes Bild oder eine Verlängerung des untern Randes.

Der Weg, den man quer über das Malpays zu nehmen genöthigt ist, strengt sehr an; er geht steil aufwärts, und die Blöcke von Lava weichen unter den Füßen des Wanderers. Diese Lavatrümmer haben scharfe Kanten,

Digitized by Google

und es finden ſich oft Löcher zwiſchen ihnen, in die man bis zur Hälfte des Körpers hineinfällt. Nach drei Stunden kamen wir an dem Ende des Malpays auf einer kleinen Ebene an, welche man La Rembleta nennt; in der Mitte derſelben erhebt ſich der Piton oder Zuckerhut, noch 84 Toiſen oder 504 Fuß höher. Am Fuße des Kegels fanden wir die Luftlöcher, welche die Eingeborenen unter dem Namen Naſenlöcher (Narices del Pico) bezeichnen. Wäſſerige und heiße Dünſte dringen von Zeit zu Zeit aus mehreren Spalten, welche ſich in dem Erdreich befinden, hervor; das Thermometer ſtieg hier auf 43 Grad. Die Dünſte haben keinen Geruch und ſcheinen reines Waſſer zu ſein.

Der ſchroffſte Theil des Berges blieb uns noch zu beſteigen übrig, der kegelförmige Gipfel des Vulkans. Der Abhang dieſes kleinen Kegels, mit vulkaniſchen Aſchen und Bruchſtücken von Bimsſtein bedeckt, iſt ſo ſteil, daß es faſt unmöglich wäre, die Spitze zu erreichen, wenn man nicht einem alten Lavaſtrome folgte, welcher aus dem Krater gefloſſen zu ſein ſcheint, und deſſen Trümmer den Verwüſtungen der Zeit widerſtanden. Dieſe Trümmer bilden eine Mauer von verſchlackten Felſen, welche ſich mitten durch die beweglichen Aſchen erſtreckt. Wir beſtiegen den Piton, indem wir uns an dieſe Schlacken hielten, deren Kanten ſehr ſcharf ſind, und die uns oft in der Hand zerbröckelten. Wir brauchten nahezu eine halbe Stunde, um einen Hügel zu erſteigen, deſſen ſenkrechte Höhe noch nicht 90 Toiſen beträgt. Der Veſuv, welcher drei Mal niedriger iſt, als der Vulkan von Teneriffa, endigt ſich in einen drei Mal höhern Aſchenkegel, aber ſein Abhang iſt viel ſanfter und zugänglicher. Der Pik iſt einer von den unzugänglichſten Vulkanen. Wenn der Piton mit Schnee bedeckt iſt, wie zu Anfang des Winters, iſt es faſt ganz unmöglich, ihn zu erklimmen.

Als wir auf der Spitze des Piton ankamen, waren wir erſtaunt, daſelbſt kaum ſo viel Platz zu finden, um bequem ſitzen zu können. Wir wurden durch eine kleine kreisförmige Mauer von porphyrartiger Lava, deren Hauptmaſſe Pechſtein war, aufgehalten. Dieſe Mauer entzog uns den Anblick des Kraters. Der Weſtwind wehte mit ſolcher Heftigkeit, daß wir Mühe hatten, uns auf den Beinen zu erhalten. Es war acht Uhr Morgens, und wir waren erſtarrt vor Kälte, obwohl ſich das Thermometer ein wenig über dem Gefrierpunkte erhielt. Seit langer Zeit waren wir an eine ſehr hohe Temperatur gewöhnt, und der trockne Wind vermehrte die Empfindung der Kälte, weil er jeden Augenblick die warme Luftſchicht wegführte, welche ſich durch die Hautausdünſtung um uns bildete.

Wir würden wegen des ſchon erwähnten felſigen Kammes, welcher den Krater wie eine Bruſtwehr umgiebt, gar nicht zum Schlunde gelangt ſein, wenn ſich nicht auf der weſtlichen Seite eine Oeffnung fände, welche durch den Erguß ſehr alter Lava hervorgebracht zu ſein ſcheint. Durch dieſe Oeffnung ſtiegen wir an den Boden des Trichters hinab, deſſen Figur elliptiſch iſt; die größte Breite ſchien uns 300 Fuß, die kleinſte 200 Fuß zu ſein. Die Wärme war nur an einigen Spalten bemerkbar, aus denen

Digitized by

ſich Waſſerdämpfe mit einem eigenen Brauſen entwickelten. Als wir das Thermometer hineinhielten, ſtieg das Queckſilber ſchnell faſt bis an den Siedepunkt. Wir überzeugten uns, daß die Tiefe des Kraters ſeit langer Zeit unverändert geblieben war, wie es bei ſolchen Vulkanen der Fall iſt, die nach der Seite zu ihre Eruptionen haben. Bei einem Vulkan, deſſen Thätigkeit vorzugsweiſe gegen die Spitze gerichtet iſt, wie bei dem Veſuv, verändert ſich die Tiefe des Kraters vor und nach jedem Ausbruch.

Als wir wieder auf den äußern Rand des Kraters zurückgeklettert waren, richteten wir unſern Blick nach Nordweſt, wo die Küſten mit Dörfern und Weilern geziert ſind. Zu unſern Füßen gaben Haufen von Dünſten, die beſtändig von den Winden getrieben wurden, das mannigfaltigſte Schauſpiel. Eine gleichförmige Wolkenſchicht, die nämliche, von der wir bereits geſprochen haben, und welche uns von den niederen Gegenden der Inſel trennte, war an mehreren Stellen durch kleine Luftſtröme unterbrochen worden, welche die von der Sonne erhitzte Erde uns zuſchickte. Der Hafen von Orotava, die darin vor Anker liegenden Schiffe, die Gärten und Weinberge, mit denen die Stadt umringt iſt, wurden durch eine Oeffnung ſichtbar, welche mit jedem Augenblick größer zu werden ſchien. Von der Höhe dieſer einſamen Gegenden berührten unſere Blicke eine bewohnte Welt; wir genoſſen den auffallendſten Kontraſt, den die entblößten Seiten des Pik, ſeine ſteilen, mit Schlacken bedeckten Abhänge, ſeine, aller Vegetation beraubten Ebenen mit dem lachenden Anblick bebauter Gegenden machen; wir ſahen die Pflanzen nach Zonen (Gürteln) geordnet, je nachdem die Wärme der Atmoſphäre mit der Höhe der Lage abnimmt.

Die ſcheinbare Nähe, in welcher man von dem Gipfel des Pik die Dörfer, die Weinberge und die Gärten der Küſte ſieht, wird durch die außerordentliche Durchſichtigkeit der Luft vermehrt. Trotz der großen Entfernung unterſchieden wir nicht nur die Häuſer, das Segelwerk der Schiffe und die Stämme der Bäume, wir ſahen auch in ſehr lebhaften Farben die reiche Vegetation der Ebenen prangen. Dieſe Erſcheinungen ſind nicht blos Folge der Höhe der Gegend, ſondern der vollkommenen Auflöſung aller Dünſte in der Atmoſphäre. Die Oberfläche eines Sees oder breiten Fluſſes glänzt weniger, wenn man ſie von den hohen Schweizeralpen, als wenn man ſie — bei gleicher Entfernung — von den Höhen der Kordilleren in Mexiko oder Peru betrachtet. Da wundert man ſich, ſieben bis acht Meilen entfernte Gegenſtände ganz nahe und deutlich zu erblicken. Der Pik von Teyde iſt nun zwar noch nicht in der eigentlichen Tropengegend gelegen, aber die Trockenheit der Luftſäulen, welche ſich beſtändig über die benachbarten Ebenen Afrika's erheben, und welche die Oſtwinde mit Geſchwindigkeit herbeiführen, giebt der Atmoſphäre der Kanariſchen Inſeln eine Durchſichtigkeit, die nicht nur die der Luft von Neapel und Sizilien, ſondern vielleicht ſelbſt die Reinheit des Himmels von Peru und Quito übertrifft. Dieſe Durchſichtigkeit kann als eine der Haupturſachen der Schönheit des Landes unter der heißen Zone betrachtet werden; ſie hebt

Digitized by

den Glanz der Farben der Pflanzen und trägt zu der magiſchen Wirkung ihrer Harmonien und Kontraſte bei. Wenn eine große Maſſe von Licht, welche um die Gegenſtände ſchwebt, während eines Theils des Tages die äußeren Sinne ermüdet, ſo wird der Bewohner mittägiger Klimate durch moraliſche Genüſſe entſchädigt. Eine helle Klarheit in den Begriffen, eine innere Heiterkeit entſpricht der Durchſichtigkeit der umgebenden Luft. Man empfindet dieſe Eindrücke, ohne nöthig zu haben, die Grenzen Europa's zu verlaſſen; ich berufe mich auf die Reiſenden, welche die durch die Wunder der Einbildungskraft und Künſte berühmten Länder, die glücklichen Klimate von Griechenland und Italien beſucht haben.

Wir wünſchten, uns des Anblickes des ganzen Archipels der „Glücklichen Inſeln" erfreuen zu können, und verlängerten deshalb unſern Aufenthalt auf dem Gipfel des Pik; aber vergebens. Wir entdeckten zu unſern Füßen Palma, Gomera und Groß-Kanaria. Die Berge von Lanzerote, die beim Aufgang der Sonne von Dünſten befreit waren, wurden bald in dunkle Wolken gehüllt. Bei durchaus heiterer Zeit umfaßt das Auge von der Spitze des Vulkans eine Oberfläche der Erde von 2700 Quadratmeilen, dem vierten Theil der Oberfläche Spaniens gleich.

Man könnte ſagen, der Vulkan erdrückt mit ſeiner Maſſe die kleine Inſel, welche ihm zur Grundlage dient; er ſchwingt ſich aus dem Schooß der Gewäſſer zu einer Höhe, die drei Mal größer iſt als die, in welcher im Sommer die Wolken ſchweben. Wenn ſein Krater, welcher ſeit Jahrhunderten halb erloſchen iſt, Feuerbüſchel ausſtrömte, wie der von Stromboli auf den Aeoliſchen Inſeln, ſo würde der Pik von Teneriffa, einem Leuchtthurm ähnlich, dem Schifffahrer in einem Umfang von mehr als 260 Meilen zur Richtung dienen.

2. Das Tropiſche Meer und die Neue Welt.

Erſte Fahrt des Kolumbus über den Atlantiſchen Ozean.*)

Es war an einem Freitag, Morgens ganz in der Frühe, am 3. Auguſt des Jahres 1492, als Kolumbus zu ſeiner erſten Entdeckungsreiſe die Anker lichten ließ. Aus dem Hafen von Palos, wo die Expedition ausgerüſtet war, ſteuerte er in ſüdweſtlicher Richtung nach den Kanariſchen Inſeln zu, von wo er gerade nach Weſten zu ſchiffen beabſichtigte. Am dritten Tage gab die Pinta, eines von den drei Schiffen der Flotille, Signal von einem vorgefallenen Unglück: ſie hatte das Steuerruder zerbrochen. Nicht lange darauf ward ſie auch leck und ſomit zur Weiterreiſe ganz untauglich. Dieſer Unfall beſtimmte den Admiral, bei den Kanariſchen Inſeln zu verweilen und ſich nach

*) Die Geſchichte des Lebens und der Reiſen des Chriſtoph Kolumbus von Waſhington Irving.

Digitized by Google

einem andern Schiffe umzuſehen, womit die Pinta erſetzt werden könnte. Am 6. Morgens kam man auf der Höhe der Kanariſchen Inſeln an.

Ueber drei Wochen wurden die Reiſenden bei dieſen Inſeln aufgehalten, indem ſie ſich vergebens nach einem andern Fahrzeuge umſahen. Sie waren daher genöthigt, der Pinta ein neues Steuerruder zu geben und ſie ſo gut wie möglich für die Reiſe auszubeſſern.

Während ſie zwiſchen Ferro und Gomera kreuzten, bekamen ſie auch Teneriffa zu Geſicht, deſſen hoher Pik das Schauſpiel heftigen Ausbruches von Rauch und Flammen gab. Das Schiffsvolk erſchrak bei dieſem Anblick, erklärte es in der Angſt für ein außerordentliches Naturwunder, und leitete eine üble Vorbedeutung daraus ab. Kolumbus hatte große Noth, ihnen ihre Furcht zu benehmen, erklärte den natürlichen Zuſammenhang dieſer vulkaniſchen Ausbrüche und erläuterte ſeine Lehre mit dem Beiſpiel des Berges Aetna und anderer wohlbekannter Vulkane.

Nachdem man ſich auf der Inſel Gomera mit Holz, Waſſer und Lebensmitteln verſorgt hatte, ließ Kolumbus am 6. September die Anker lichten, und nun erſt konnte man ſagen, daß er in die Regionen der Entdeckung eingedrungen ſei, da er die Grenzeilande der Alten Welt hinter ſich hatte und weſtwärts nach den unbekannten Gegenden des Atlantiſchen Meeres ſteuerte. Aber drei Tage hindurch hielt eine völlige Windſtille die Schiffe in einer kurzen Entfernung vom Lande gefeſſelt. Das waren Tantalusqualen für Kolumbus, welcher vor Begierde brannte, weit in das offene Weltmeer hineinzuſchiffen, wo den Blick kein Land und kein Segel mehr träfen. Am nächſten Sonntage, den 9. September, ſah er Ferro, die letzte der Kanariſchen Inſeln, ungefähr neun Stunden entfernt liegen. Zum Glück erhob ſich mit Sonnenaufgang ein günſtiger Wind, welcher die Segel wieder ſchwellte, und bald ſchwanden die Höhen von Ferro unter dem Horizont.

Nach einer Fahrt von vier Tagen, ungefähr 200 Seemeilen von der Inſel Ferro, entdeckte Kolumbus zum erſten Male die Abweichung der Magnetnadel, eine Naturerſcheinung, welche niemals vorher bemerkt worden war. Er gewahrte zur Zeit der Dämmerung, daß die Nadel, anſtatt nach dem Nordpol hinzuweiſen, eine nordweſtliche Richtung annahm, und am folgenden Tage in dieſer Abweichung fortfuhr. Betroffen über dieſen Umſtand, beobachtete er ſie drei Tage lang mit der größten Aufmerkſamkeit, und ſah mit Schrecken die Abweichung immer mehr und mehr zunehmen, je weiter man fuhr. Anfänglich äußerte er nichts von dieſer Erſcheinung, da er wußte, wie leicht dieſes Volk beunruhigt wurde, das ohnehin ſchon immer ängſtlicher ward, je weiter der Admiral in das unbekannte Meer vordrang. Doch bald hatten auch die Steuermänner die neue Erſcheinung an der Magnetnadel wahrgenommen und waren darüber außer ſich. Es ſchien, als ob die Grundgeſetze der Natur ſich veränderten, wo ſie hindrangen, daß ſie in eine neue Welt einträten, wo unbekannte Einflüſſe regierten. Sie ſahen, wie der Kompaß im Begriff ſtand, ſeine Kraft zu verlieren, und was ſollte ohne dieſen Führer in der Wildniß des ſpurloſen Ozeans aus ihnen werden?

Digitized by

Kolumbus bot seine Wissenschaft und seinen Scharfsinn auf, um mit Gründen der Vernunft gegen ihre Schrecken zu streiten; er sagte ihnen, die Abweichung rühre nicht von einem Truge in dem Kompaß, sondern von einer Bewegung des Nordsterns selber her, der sich um einen unbekannten festen Punkt bewege, seine ungeregelten Bewegungen und Umwälzungen habe. Es gelang dem Kolumbus, die Unruhe seiner Steuermänner zu beschwichtigen, und seine in der That sehr scharfsinnige Erklärung beweist die große Gegenwart des Geistes, mit welcher dieser große Mann allen Widerwärtigkeiten des Augenblicks entgegenzutreten wußte.

Am 14. September wurden die Reisenden durch den Anblick von Gegenständen erfreut, die sie für Vorboten von Land ansahen; ein Reiher nämlich und ein tropischer Vogel, die weiße Bachstelze, von denen weite Flüge über das Meer nicht bekannt waren, umschwebten die Schiffe. In der folgenden Nacht wurden sie durch die Erscheinung eines Meteors mit Grauen erfüllt. Es sah aus, wie eine große Feuerflamme, die von dem Himmel ins Meer fiel, in einer Entfernung von ungefähr vier bis fünf Seemeilen. Diese in warmen Klimaten und besonders in den Tropenländern gewöhnlichen Meteore werden immer bei klarem, blauem Himmel in jenen Breitengraden wahrgenommen, jedoch niemals unter Wolken. In der durchsichtigen Atmosphäre der dortigen Nächte, wo jedes Licht in seinem reinsten Glanze erscheint, ziehen sie oft einen leuchtenden Schweif nach, der ungefähr 12 bis 15 Sekunden dauert, und den man einer Flamme vergleichen kann.

Der Wind war bis dahin günstig gewesen, zuweilen mit vorübergehendem Wolkenhimmel und Regengüssen. Sie hatten täglich weite Fortschritte gemacht, und die Fahrt war noch günstiger, als sie unter die Passatwinde kamen. Diese Winde, der Sonne folgend, wehen regelmäßig in der Richtung von Osten nach Westen zwischen den Wendekreisen und in einige benachbarte Grade des Weltmeers übergehend. Die Schiffe brauchten sich nur diesem Luftzuge zu überlassen und wurden ebenso sanft als schnell über das ruhige Meer fortgetrieben, so daß sie mehrere Tage lang kein Segel zu wenden brauchten. Eine wunderbar erfrischende, ja würzige Luft erquickte jetzt die Reisenden, und sie konnten sich nicht genug erfreuen an dem milden, heiteren, sonnigen Wetter, welches in dieser Strecke des Weltmeeres so erfrischend und labend ist ohne große Kühle. Kolumbus konnte jene reinen balsamischen Morgen nur mit denjenigen des Aprils im schönen Andalusien vergleichen.

Sie sahen nunmehr breite Strecken von Pflanzen und Seegras auf der Oberfläche des Wassers schwimmen; die Kräuter trieben alle von Westen her und vermehrten sich in dem Maße, als sie weiter schifften. Einige dieser Pflanzen waren solche, die auf Felsen wachsen; andere, die in Flüssen angetroffen werden. Einige waren gelb und verwittert, andere so grün, daß sie erst so eben vom Lande weggetrieben zu sein schienen. Auf einem Gewächs saß ein lebendiger Krebs, den Kolumbus sorgfältig aufbewahrte. Sie sahen ferner einen weißen tropischen Vogel, eine Art, welche nie über Meer schläft. Auch Thunfische spielten um die Schiffe, und einer davon ward von den Ma-

Digitized by Google

troſen erlegt. Jetzt rief Kolumbus ſeinen Leuten die Stelle bei Ariſtoteles ins Gedächtniß, von Schiffen aus Kadiz, welche, an den Küſten jenſeits der Meerenge von Gibraltar ſegelnd, von einem heftigen Oſtwinde nach Weſten getrieben wurden, bis ſie eine Gegend im Ozean erreichten, die mit großen Feldern von Kräutern bedeckt war, welche verſunkenen Inſeln glich und von Thunfiſchen umſchwommen ward. Er vermuthete in dieſem Kräutermeer angekommen zu ſein, aus welchem zwar jene alten Schiffer unmuthig wieder umkehrten, welches er aber mit neubelebter Hoffnung als ein Zeichen nahen Landes betrachtete.

Am 18. September war noch immer daſſelbe Wetter: ein ſanfter ſtetiger Oſtwind ſchwellte alle Segel, während das Meer, um mit Kolumbus zu reden, ſo ruhig war, wie der Guadalquivir bei Sevilla. Er hatte zu bemerken geglaubt, daß das Meerwaſſer friſcher werde, je weiter ſie kämen, und er hielt dies für einen Beweis vorwaltender Milde und Reinheit der Luft.

Das Schiffsvolk war insgeſammt in geſpannter Erwartung; jedes Schiff ſtrebte dem andern voranzukommen, um zuerſt Land zu entdecken. Alonzo Pinzon jauchzte dem Admiral von der Pinta zu, und berichtete, daß er einen langen Zug von Vögeln geſehen habe, und aus einigen Anzeichen am nördlichen Horizont ſchließe, daß in dieſer Richtung Land zu finden ſei. Es war aber nur ein Gewölk im Norden, wie es oft auch über dem Lande lagert; bei Sonnenuntergang nahm es Geſtalten und Formen an, welche Viele für Inſeln hielten. Der allgemeine Wunſch war, nach dieſer Himmelsgegend zu ſchiffen, Kolumbus aber war überzeugt, daß ſie ſich getäuſcht hatten. Jeder, der eine Seereiſe gemacht hat, wird ſich an die Täuſchungen erinnern, die durch Wolken entſtehen, welche auf dem Horizonte, beſonders um die Zeit des Aufgangs oder Untergangs der Sonne, lagern, und welche das Auge, von der Einbildungskraft und dem Verlangen unterſtützt, gern in das langerſehnte Land verwandelt. Dies iſt insbeſondere innerhalb der Wendekreiſe der Fall, wo die Wolken bei Sonnenuntergang die ſeltſamſten Geſtalten annehmen.

Am folgenden Tage gab es Nebelregen, aber ohne Wind, und Kolumbus hielt dies für gute Anzeichen: auch kamen zwei Pelikane auf die Schiffe geflogen, Vögel, von denen er bemerkt hatte, daß ſie ſich ſelten auf 20 Stunden vom Lande entfernten. Er ſondirte daher mit dem Senkblei, fand aber bei einer Länge von 200 Faden*) noch keinen Grund. Er hielt es für möglich, daß ſie jetzt zwiſchen Inſeln ſchifften, welche weit aus einander ſüdlich und nördlich lägen, aber er wollte nicht den vorhandenen günſtigen Wind verſäumen, um dieſelben aufzuſuchen. Auch hatte er zuverſichtlich geäußert, daß nur dann Land erſcheinen werde, wenn man ſich in gerader weſtlicher Richtung halte; ſeine ganze Unternehmung war auf dieſe Vermuthung gegründet; er beſorgte deshalb, allen ſeinen Glauben und ſein ganzes Anſehen bei ſeinen Leuten zu verlieren, wenn er zu zweifeln und

*) Der Faden iſt circa eine Klafter = 6 Fuß.

Digitized by

zu ſchwanken ſcheine, und ſeinen Weg mit Querzügen verwirre. Er beſchloß daher, kühn den Lauf immer nach Weſten fortzuſetzen, bis er die Küſte von Indien erreichen würde, und lieber auf der Rückreiſe die etwaigen Inſeln aufzuſuchen.

Der Muth der Schiffsmannſchaft war aber niedergeſchlagen, da das Meer ſich immer grenzenloſer ausdehnte, und die Entfernung von der Heimath immer größer wurde. Selbſt der günſtige Wind, der wie von der Vorſehung geſandt ſchien, um ſie nach der Neuen Welt hinüber zu tragen, mit ſeinem ſchmeichelnden milden Hauch, wurde nun ein Gegenſtand des Schreckens und der Angſt, da man ſich einbildete, er wehe das ganze Jahr hindurch und mache eine Rückkehr nach Europa unmöglich.

Als ſich am 20. September der Wind aus Südweſt erhob, machte dies einen günſtigen Eindruck auf die Leute, obwohl ihre Fahrt dadurch verzögert wurde. Verſchiedene Vögel beſuchten jetzt wieder das Schiff; drei davon waren von kleiner Art, wie ſie ſich in Büſchen und Baumzweigen aufhalten. Sie kamen zwitſchernd am Morgen an und flogen am Abend wieder davon. Ihr Geſang war für die Herzen der niedergeſchlagenen Seeleute ſehr erquickend, und ſie bewillkommneten ihn als eine Stimme vom Lande. Der größere Vogel war ſtark von Schwingen und ſchien zu größeren Seereiſen tauglich zu ſein; aber die kleinen Thierchen waren zu ſchwach, um weit zu fliegen, und ihr Singen bewies, daß ſie vom Fluge nicht erſchöpft waren.

Den folgenden Tag trat faſt gänzliche Windſtille ein, und das Meer zeigte wiederum eine Menge von Seepflanzen, die weite Felder bildeten und ſo in einander verſchlungen waren, daß ſie die Schiffe am Weiterſegeln hinderten. Die Mannſchaft fürchtete nun, ganz feſtzufahren, oder auf Felſenriffe, Sandbänke und tückiſchen Flugſand zu gerathen und — ſo zu ſagen — mitten im Ozean zu ſtranden. Um dieſe Furcht zu zerſtreuen, ließ der Admiral das Senkblei fallen, konnte aber nirgends Grund finden.

Drei Tage hindurch wehten angenehme Sommerlüfte aus dem Süden und Weſten, und das Meer war ſo glatt wie ein Spiegel. Ein Wallfiſch tauchte mit ſeinem ungeheuern Rücken in einiger Entfernung auf, welches Kolumbus ſogleich für ein gutes Zeichen erklärte, indem er verſicherte, dieſe Thiere zeigten ſich nur in der Nähe des Landes. Aber dem Schiffsvolk ward bei der Stille des Wetters immer unheimlicher zu Muthe, und die Lage des Kolumbus ward von Tage zu Tage bedenklicher. Als der Wind wieder friſch aus Oſten wehte und die Schiffer nach Weſten trieb, glaubten ſie ihrem Untergange entgegen zu eilen und, wenn die Vorräthe aufgezehrt wären, in der öden Waſſerwüſte ihr Leben beſchließen zu müſſen. Wie ſollten ſie auf ihren gebrechlichen Fahrzeugen die Rückfahrt beſtehen? Warum ſollten ſie ihr Leben einem ehrgeizigen Tollkopf aufopfern, der blos ſeine verrückten Ideen verfolge und ſich berühmt machen wolle? Die Pläne des Admirals wären von den Gelehrten als nichtig und eingebildet verworfen worden, und alle vernünftigen Leute

Digitized by Google

hätten ihre Mißbilligung an den Tag gelegt. Er habe gar keinen Anhang in Spanien, und ſein Untergang würde für die Meiſten ein Triumph ſein. — So nährte Einer die Unzufriedenheit des Andern, man rottete ſich in den verborgenen Theilen des Schiffes zuſammen, erſt zu zwei und drei, dann zu immer größeren, drohenderen Haufen.

Kolumbus merkte die wachſende Meuterei, aber er behielt eine heitere und feſte Haltung, indem er die Einen mit gütigen Worten beſänftigte, den Ehrgeiz und die Habſucht der Andern reizte und die Widerſpenſtigſten mit harten Strafen bedrohte, wenn ſie irgend etwas unternähmen, was die Reiſe hindern würde. Dem, welcher zuerſt Land entdecken würde, ſicherte der Admiral eine große Belohnung zu. Mit welcher Sehnſucht er ſelber nach Weſten ſchaute, braucht wohl kaum geſagt zu werden. Er kam den Tag über faſt keine Minute vom Verdeck.

Während Kolumbus, ſein Steuermann und mehrere erfahrene Seeleute an der Karte ſtanden und ſich Mühe gaben, ihren jetzigen Standpunkt daraus zu erſehen, wurden ſie plötzlich durch einen Schuß von der Pinta aufgeſchreckt; und als ſie aufſahen, erblickten ſie den Martin Alonzo Pinzon auf dem Hintertheil ſeines Schiffes, wo er mit lauter Stimme ſchrie: „Land, Land! Sennor, ich bitte um den Lohn!“ Kolumbus warf ſich auf die Kniee und dankte Gott; Martin Alonzo wiederholte das Gloria in excelsis, worein ſein und des Admirals Schiffsvolk laut einſtimmten.

Die Schiffer ſtiegen nun auf den Maſtkorb oder kletterten im Takelwerk herum, das Auge nach Südweſten gerichtet; Alle beſtätigten die Gewißheit von Land. Die Ueberzeugung wurzelte ſo feſt, daß es Kolumbus für nöthig fand, von ſeinem gewohnten Wege abzuweichen und nach Südweſten zu ſteuern. Das Morgenlicht vernichtete aber alle ihre Hoffnungen wie einen Traum. Das begrüßte Land war nur eine Abendwolke geweſen und hatte ſich in der Nacht in Luft aufgelöſt. Mit ſchweren Herzen ſchlugen ſie wieder den Weg nach Weſten ein, den Kolumbus nur verlaſſen hatte, um ſich dem Wunſche Aller gefällig zu zeigen.

Mehrere Tage ſegelten ſie fortwährend mit demſelben günſtigen Winde, bei ruhigem Meer und mildem, lieblichem Wetter; die Gewäſſer waren ſo ſtill, daß ſich die Seeleute damit ergötzten, um das Schiff zu ſchwimmen; Delphine kamen in großer Menge, und fliegende Fiſche, die in die Luft ſprangen, fielen auf das Verdeck nieder. Die ferneren Anzeichen von Land unterhielten die Aufmerkſamkeit der Mannſchaft und täuſchten ſie unvermerkt auf ihrer Bahn.

Am 1. Oktober waren ſie nach der Ausrechnung des Steuermanns an Bord des Admiralſchiffes erſt 580 Seemeilen weſtlich gekommen, ſeitdem ſie die Kanariſchen Inſeln verlaſſen hatten, aber die Berechnung, welche Kolumbus heimlich führte, betrug 707. Am folgenden Tage fluthete das Kräuterwerk von Oſten nach Weſten, und am dritten Tage ſah man keine Vögel mehr. Das Schiffsvolk fing nun an zu fürchten, daß ſie zwiſchen Inſeln hindurchgekommen und die Vögel von einer derſelben

Digitized by Google

zur andern geflogen seien. Kolumbus hegte auch einige Bedenken der Art, allein er wollte doch seinen Lauf nach Westen nicht ändern. Die Leute fingen wieder an zu murren und zu drohen; aber am folgenden Tage wurden sie auf's Neue von Vögelschwärmen heimgesucht, und die Anzeichen von Land wurden so mannigfaltig, daß sie aus einem Zustande der Muthlosigkeit in ungeduldige Erwartung versetzt wurden.

Ein Jahrgeld von 30 Kronen war von der spanischen Regierung Dem versprochen, welcher zuerst Land sehen würde. Bemüht, diese Belohnung zu verdienen, schrieen die Schiffer bei der mindesten Veranlassung: Land! Um diesem falschen Lärm ein Ende zu machen, welcher beständig Verdruß erregte, erklärte Kolumbus, wenn Einer so rufen und dann am dritten Tage kein Land erscheinen werde, so sollte er alle ferneren Ansprüche auf diese Belohnung einbüßen.

Am Morgen des 7. Oktobers bei Sonnenaufgang glaubten Einige von der Mannschaft des Admirals Land im Westen zu erblicken, aber so undeutlich, daß Niemand es laut zu rufen wagte, aus Besorgniß, er möchte sich geirrt haben und damit jede Aussicht auf Belohnung verlieren; aber der Rinja, ein guter Segler, eilte voraus, um die Thatsache festzustellen. Bald darauf wurde eine Flagge an ihrem Mast emporgezogen und eine Kanone abgefeuert, welches das verabredete Signal von Land war. Neue Freude belebte Aller Herzen, und jedes Auge wandte sich nach Westen. Als sie jedoch näher kamen, sank ihre aus Wolken erbaute Hoffnung dahin, und ehe es Abend wurde, hatte sich das ersehnte Land abermals in Luft aufgelöst.

Nun sank das Schiffsvolk in desto größere Niedergeschlagenheit, als es sich vorher der freudigsten Hoffnung überlassen hatte. Kolumbus hatte ansehnliche Schwärme kleiner Landvögel bemerkt, die südwestlich flogen, und schloß daraus, sie müßten eines neuen Landes gewiß sein, wo jene Thierchen Futter und Ruheörter fänden. Er wußte, welche Wichtigkeit portugiesische Seefahrer auf den Flug der Vögel legten, denen folgend sie die meisten ihrer Inseln entdeckt hatten. So beschloß er, seinen bisherigen Lauf nach West-Süd-West zu ändern, und dies machte seinen Begleitern neuen Muth. Drei Tage lang segelten sie in dieser Richtung, und je weiter sie kamen, desto häufiger und ermuthigender wurden die Anzeichen von vorhandenem Land. Züge von kleinen, bunten Vögeln, einige von der Art, wie sie auf den Feldern singen, schwärmten um die Schiffe her und flogen dann weiter nach Südwest; andere hörte man bei Nacht vorüberziehen. Thunfische spielten in dem ruhigen Meere; man erblickte einen Reiher, einen Pelikan, eine Ente, alle nach der nämlichen Richtung schwimmend. Die Gewächse, welche um die Schiffe her auf dem Wasser trieben, waren frisch und grün, als kämen sie eben erst vom Lande, und die Luft, bemerkte Kolumbus, war so lieblich und balsamisch, wie Aprillüfte in Sevilla.

Das Alles erschien aber der Mannschaft nur wie Täuschungen, die sie in's Verderben zögen, und als sie am Abend des dritten Tages die Sonne an einem küstenlosen Horizont untergehen sahen, brachen sie in offenen Tumult

Digitized by Google

aus und wollten ihren Führer zur Rückkehr zwingen. Kolumbus hatte bis jetzt feſt und kühn Trotz geboten, aber ſeine Lage ward nun verzweifelt. Zum großen Glück vermehrten ſich aber ſchon am folgenden Tage die Zeichen des nahen Landes ſo, daß kein Zweifel mehr übrig blieb. Außer vielen friſchen Pflanzen, wie ſie in den Flüſſen wachſen, ſahen ſie grüne Fiſche von einer Art, die ſich an den Klippen aufhält; ein Dornzweig mit Beeren, erſt friſch vom Stamme getrennt, trieb neben ihnen; dann fiſchten ſie ein Rohr auf, ein kleines Bret und, was mehr als Alles war, einen künſtlich geſchnitzten Stab. Alle Trauer und Widerſetzlichkeit gieng nun in die fröhlichſte Erwartung über, und den ganzen Tag war Jeder darauf erpicht, der Erſte zu ſein, der das heißerſehnte Land entdeckte.

Am Abend, als, einer unwandelbaren Vorſchrift gemäß, die Schiffenden das Salve Regina oder das Abendgebet an die heilige Jungfrau geſungen hatten, hielt Kolumbus eine eindringliche Rede an ſein Schiffsvolk. Er pries die Güte Gottes, der ſie mit ſo ſanften und ruhigen Winden über den Ozean geführt, der ihre Hoffnungen beſtändig durch friſche Zeichen aufrecht erhalten habe, die ſich gemehrt hätten, wie ihre Furcht gewachſen ſei, und der ſie auf dieſe Art zu einem verheißenen Lande geführt und geleitet habe. Er halte es für wahrſcheinlich, daß ſie in derſelben Nacht noch das Land erreichten, und ſchärfte ihnen daher ein, auf dem Vorderkaſtell ſorgfältig Wache zu halten. Auch verſprach er Demjenigen, der zuerſt die Entdeckung machen würde, noch ein ſammtnes Wamms zu dem von den Regenten verſprochenen Jahrgelde.

Der Wind hatte in dieſen Tagen ganz friſch geblaſen, die See gieng höher als gewöhnlich, und ſie hatten weite Fortſchritte gemacht. Mit Sonnenuntergang nahmen ſie ihren Weg wieder nach Weſten und durchfurchten die Wogen in raſchem Lauf; die Pinta führte, als der beſte Segler, den Zug an. Die größte Aufregung herrſchte auf den Schiffen, und kein Auge ſchloß ſich die ganze folgende Nacht. Als die Dämmerung hereinbrach, nahm Kolumbus ſeinen Stand oben auf dem Kaſtell oder der Kajüte im Hintertheil ſeines Schiffes. Wie heiter und zuverſichtlich auch immer ſeine Haltung geweſen ſein mochte, dies war immer eine Zeit der peinlichſten Unruhe für ihn, und als er nun von den Schatten der Nacht der Beobachtung ſeiner Gefährten entzogen wurde, hielt er mit unausgeſetzter Aufmerkſamkeit Wache, indem das Auge längs dem düſteren Horizonte nach dem geringſten Zeichen von Land ſpähete. Plötzlich, um zehn Uhr, glaubte er, in einiger Entfernung ein Licht ſchimmern zu ſehen. Aus Beſorgniß, ſeine ungeduldige Erwartung möchte ihn getäuſcht haben, rief er den Pedro Gutierrez, Kammerherrn des Königs, zu ſich heran und fragte ihn, ob er in der bezeichneten Richtung Licht ſehe. Dieſer bejahete es. Doch war der Schimmer ſo ungewiß und vorübergehend, daß Wenige etwas daraus machten.

Sie ſetzten ihre Fahrt bis zwei Uhr des Morgens fort, als ein Kanonenſchuß von der Pinta das frohlockende Signal von wirklichem Land

Digitized by Google

gab. Einer von den Matroſen entdeckte es zuerſt; aber die Belohnung ward nachmals dem Admiral zuerkannt, weil er früher das Licht geſehen hatte. Das Land lag deutlich vor ihnen, ungefähr zwei Seemeilen entfernt; man zog daher die Segel ein und ließ die Schiffe langſam treiben, während man mit Ungeduld die Dämmerung erwartete.

So hatte denn Kolumbus ſein Werk glücklich vollendet, das Geheimniß des Weltmeeres war enthüllt; ſeine Idee, einſt der Spott der Weiſen, war zur Wirklichkeit geworden; er hatte ſich einen Ruhm erworben, welcher ſo lange dauern mußte, als die Welt ſtand.

Es iſt ſchwer, ſelbſt für die Einbildungskraft, ſich im Gefühle des großen Mannes in dieſem begeiſternden Augenblicke zu denken. Welch' verwirrendes Gedränge von Vermuthungen mag ſeinen Geiſt beſtürmt haben über dieſes Land, welches jetzt im Dunkel vor ihm lag! Daß es fruchtbar war, zeigten die Gewächſe, die von ſeinen Küſten hergeſchwommen kamen. Auch glaubte er, in der balſamiſchen Luft die Wohlgerüche gewürztragender Haine zu athmen. Das von ihm beobachtete Licht hatte bewieſen, daß das Land von Menſchen bewohnt ſei. Aber wer waren dieſe Bewohner? Glichen ſie denen der übrigen Welttheile, oder waren ſie irgend ein fremdartiges, rieſenhaftes Geſchlecht, womit die Einbildungskraft zu jenen Zeiten alle entlegenen und unbekannten Regionen bevölkerte? War er zu irgend einer Inſel weit im Indiſchen Ozean gelangt, oder war es jenes berühmte Zipango ſelbſt, der Gegenſtand ſeiner goldenen Träume?*)

Es war am Morgen eines Freitags, am 12. Oktober 1492, als Kolumbus die Neue Welt zum erſten Male erblickte. Wie der Tag graute, ſah er ein ebenes und ſchönes Eiland, von mehreren Meilen im Umfang, vor ſich liegen; es war ſehr friſch und grün und mit Bäumen bedeckt, als ſei es nur ein ununterbrochener Baumgarten. Wiewohl Alles in der wilden Ueppigkeit einer ungezähmten Natur erſchien, ſo war doch die Inſel augenſcheinlich ſtark bevölkert, denn man ſah die Bewohner aus den Wäldern kommen und von allen Seiten nach der Küſte rennen, um die Schiffe anzuſtarren. Sie waren Alle ganz nackt und nach ihren Stellungen und Bewegungen ſchienen ſie in Erſtaunen verloren zu ſein. Kolumbus gab das Zeichen zum Ankerwerfen und ließ die Boote mit bewaffneten Leuten bemannen. Er beſtieg ſein eigenes Boot, reich in Scharlach gekleidet und das königliche Banner tragend, während Martin Alonzo Pinzon und Vinzent Janjez, deſſen Bruder, zuſammen in ihren Booten abſtießen, jeder das Banner der Unternehmung tragend, welches mit einem grünen Kreuze

*) Kolumbus glaubte von Weſten nach der Oſtküſte von Aſien gelangen zu können, wo unter vielen kleineren Eilanden die große Inſel Cipango (Japan) liegen ſollte, die nach der Erzählung des Marko Polo einen Ueberfluß an Gold und Gewürzen enthalten müſſe. Da Marko Polo geſagt, daß es zwiſchen dieſer Inſel und dem Feſtlande von kleinen Inſeln wimmele (7448 an der Zahl), ſo meinte Kolumbus, zu ihnen gekommen zu ſein, als er den Antillen-Archipel befuhr und hier die Menge wohlriechender, gewürziger Pflanzen gewahrte.

Digitized by Google

bemalt war, und auf beiden Seiten unter einer Krone die Buchſtaben F. und J., die Anfangsbuchſtaben der kaſtiliſchen Monarchen Ferdinand und Iſabella, zeigte.

Als ſie ſich den Küſten näherten, erfreute ſie der Anblick der mächtigen Wälder, die in jenen Klimaten eine ausnehmend reizende Vegetation haben. Sie ſahen Früchte von der einladendſten Schönheit, aber unbekannter Art, an den Bäumen, welche über die Küſte herabhingen. Die Reinheit und Lieblichkeit der Atmoſphäre, die Kryſtallhelle des dieſe Eilande umſpülenden Meeres verliehen ihnen einen wunderbaren Reiz, welcher auf Kolumbus' empfängliches Gemüth den mächtigſten Eindruck machte. Kaum hatte er das Land betreten, ſo warf er ſich auf die Kniee, küßte die Erde und dankte Gott unter Thränen der Rührung. Alle folgten ſeinem Beiſpiel, und alle Herzen ſtrömten über von denſelben Empfindungen des Dankes. Kolumbus ſtand jetzt auf, zog ſein Schwert, entfaltete das königliche Banner und nahm feierlich im Namen der kaſtiliſchen Souveräne Beſitz von der Inſel, welcher er den Namen San Salvador beilegte. Nach Vollendung aller der nöthigen Formalitäten und Zeremonien forderte er ſämmtliche Anweſende auf, ihm den Eid der Treue zu leiſten, als Admiral und Vizekönig, der die Perſonen ihrer Gebieter vorſtelle.

Nun äußerten ſich die Empfindungen ſeiner Leute in Zeichen der heftigſten Bewegung. Sie, die ſich noch vor Kurzem für Geopferte angeſehen hatten, die man dem Verderben entgegenführe, betrachteten ſich jetzt als Günſtlinge des Glücks und gaben ſich dem grenzenloſeſten Entzücken hin. Sie drängten ſich in überſtrömender Begeiſterung um den Admiral; Einige umarmten ihn, Andere küßten ihm die Hände. Die, welche während der Reiſe die Widerſpenſtigſten und Unzufriedenſten geweſen waren, wurden nunmehr die Demüthigſten und Entzückteſten. Einige baten um ſeine Gunſt bei den zu vertheilenden Reichthümern und Ehrenſtellen. Mancher Verworfene, der den Kolumbus zuvor frech beleidigt hatte, kroch jetzt zu ſeinen Füßen und flehte um Verzeihung, für die Zukunft die unbedingteſte Unterwerfung gelobend.

Die Eingeborenen der Inſel hatten die Schiffe, als dieſe in der Morgendämmerung mit eingezogenen Segeln ſich um ihre Küſten bewegten, für Ungeheuer gehalten, die über Nacht aus der Tiefe des Meeres aufgetaucht ſeien. Sie hatten ſich am Ufer ſchaarenweiſe verſammelt und beobachteten die Bewegungen der Schiffe mit grauenvoller Erwartung. Ihr Wenden ohne Anſtrengung, das Einziehen und Entfalten ihrer mit rieſenhaften Flügeln vergleichbaren Segel erfüllte ſie mit Erſtaunen. Als ſie aber die Boote ſich der Küſte nahen und eine Anzahl fremder Weſen in blitzendem Strahl und buntfarbigen Kleidern am Ufer ausſteigen ſahen, da flohen ſie beſtürzt in ihre Wälder. Sobald ſie jedoch bemerkten, daß man weder Miene machte, ſie zu verfolgen, noch ſie zu beläſtigen, erholten ſie ſich allmählig von ihrem Schrecken und näherten ſich den Spaniern mit großer Ehrfurcht; ſie warfen ſich häufig auf die Erde nieder und machten

Digitized by

Zeichen der Anbetung. Während der Zeremonie der Beſitzergreifung ſahen ſie in furchtſamer Bewunderung auf die Geſtalten, die Bärte, die ſtrahlenden Rüſtungen und ſchimmernden Gewänder der Spanier. Vor Allen zog der Admiral ihre Aufmerkſamkeit auf ſich, denn ſeine mächtige Geſtalt, ſein gebietendes Weſen, ſein ſcharlachnes Kleid und die Unterwürfigkeit ſeiner Gefährten, Alles verkündete, daß er der Gebieter ſei. Als ſie ſich von ihrer Furcht mehr und mehr erholt hatten, kamen ſie zu den Spaniern heran, berührten ihre Bärte und prüften ihre Hände und Geſichter, deren Weiße ſie bewunderten. Kolumbus, erfreut durch ihre Einfalt und Sanftheit, ſowie durch das Vertrauen, welches ſie gegen Weſen zeigten, die ihnen ſo fremd und furchtbar erſcheinen mußten, ließ ſie in ihren Unterſuchungen durchaus nicht ſtören. Die verwunderten Wilden wurden durch dieſe Güte ganz gewonnen; nun glaubten ſie, die Schiffe ſeien aus dem kryſtallenen Firmamente herabgeglitten, das ihren Horizont begrenzte, dieſe Wunderweſen ſeien Bewohner des Luftreiches, die unmittelbar vom Himmel kämen.

Die Inſulaner waren nicht minder ein Gegenſtand der Neugierde für die Spanier, da ſie wirklich von allen bisher geſehenen Menſchenracen verſchieden waren. Ihr Aeußeres verſprach weder Reichthum noch Bildung, denn ſie waren völlig nackt und mit bunten Farben bemalt. Bei Einigen gieng die Zeichnung nur über einen Theil des Geſichts, über die Naſe und um die Augen, bei Andern erſtreckte ſie ſich über den ganzen Körper und gab ihnen ein wildes, phantaſtiſches Anſehen. Ihre Haut war von röthlichgelber, in's Kupferfarbene ſpielender Farbe, und Bärte hatten ſie gar nicht. Ihr Haar war nicht kraus, wie bei den neuentdeckten Völkern der afrikaniſchen Küſte unter der nämlichen Breite, ſondern ſtraff und dick, theilweis über den Ohren kurz abgeſchnitten; doch hinten waren einige Locken gelaſſen, welche über die Schultern herabfielen. Ihre Züge, obwohl undeutlich gemacht und entſtellt durch das Bemalen, waren angenehm; ſie hatten hohe Stirnen und beſonders ſchöne Augen. Sie waren von mäßigem Wuchs und wohlgebaut; die Meiſten ſchienen unter 30 Jahren zu ſein; nur ein Weib war unter ihnen, ganz jung, unbekleidet wie ſie, und von ſchöner Geſtalt.

Da Kolumbus die Vermuthung hegte, er ſei auf einer Inſel des äußerſten Indien angekommen, ſo nannte er die Einwohner mit dem allgemeinen Namen „Indianer", welcher einmal gebräuchlich war, als die wahre Beſchaffenheit ſeiner Entdeckung bekannt wurde und ſeitdem auf alle Ureinwohner der neuen Welt übergieng.

Die Spanier entdeckten bald, daß dieſe Inſelbewohner von Natur gutartig und ſanft, äußerſt einfach und kunſtlos ſeien. Ihre einzigen Waffen waren Lanzen, an einem Ende im Feuer gehärtet oder mit einer Spitze von Stein, oder dem Zahn und Knochen eines Fiſches. Man ſah kein Eiſen unter ihnen, auch ſchienen ſie deſſen Eigenſchaften nicht zu kennen, denn wenn ein bloßes Schwert gezeigt wurde, faßten ſie es ohne Argwohn bei der Schneide.

Digitized by Google

Kolumbus ließ farbige Mützen, Glasperlen, Schellen und andere Kleinigkeiten unter sie vertheilen, welche von den Portugiesen zum Handel mit den Nationen der Goldküste benutzt wurden. Sie nahmen sie als Dinge von unschätzbarem Werth, hingen die Perlen um den Hals, und waren unendlich entzückt über diesen Putz und den Klang der Schellen. Die Spanier blieben den ganzen Tag am Lande und thaten sich gütlich in den herrlichen Hainen der Insel; sie kehrten erst spät am Abend nach ihren Schiffen zurück, höchlich erfreut über Alles, was sie gesehen hatten.

Am nächsten Morgen bei Tagesanbruch war die Küste von Eingeborenen ganz erfüllt, alle Furcht vor den Gestalten der Europäer war verschwunden. Einige kamen an die Schiffe, die sie anfangs für Ungeheuer aus der Tiefe des Meeres gehalten hatten, herangeschwommen; Andere ruderten in leichten Barken heran, die sie Kanoes nannten und aus ausgehöhlten Baumstämmen verfertigt hatten, doch geräumig genug, um 40 bis 50 Menschen darin aufzunehmen. Diese handhabten sie geschickt mit ihren Rudern, und wenn sie umstürzten, schwammen sie furchtlos im Wasser wie in ihrem natürlichen Elemente umher, wandten ihre Kanoes mit großer Leichtigkeit und schöpften dieselben mit Kalabaschen aus.*)

Sie zeigten große Begierde, sich noch mehr von dem Spielzeug und Flitterwerk der weißen Männer zu verschaffen, nicht gerade, weil sie ihm einen innern Werth beilegten, sondern weil Alles, was aus den Händen der Fremdlinge kam, in ihren Augen eine überirdische Kraft besaß, als hätten Jene es aus dem Himmel mitgebracht. Sie lasen sogar Stückchen Glas und Scherben von irdenen Gefäßen als Dinge von Werth auf. Nur wenige Sachen konnten sie als Gegengabe bieten, blos Papageien, von denen sie eine Menge gezähmt, und baumwollenes Garn, woran sie Ueberfluß hatten, und dicke Ballen von 25 Pfund für die kleinlichsten Dinge hergaben. Sie brachten auch Kuchen von einer Art Brod, Kassava genannt, ein Hauptbestandtheil ihrer Nahrung und nachmals ein wichtiger Proviantartikel für die Spanier. Es wurde aus einer großen Wurzel, Namens Yukka, gemacht, welche sie auf den Feldern bauten. Sie schnitten dieselbe in kleine Stückchen, rösteten oder dörrten selbige, zerdrückten sie durch Pressen und formten sie dann zu einem breiten, dünnen Kuchen, den man hart werden ließ und lange aufbewahren konnte, aber jedesmal erst in's Wasser tauchen mußte, um ihn essen zu können. Diese Kuchen waren unschmackhaft, doch nährend; das bei der Bereitung ausgepreßte Wasser aber war ein tödtliches Gift. Sie hatten noch eine andere Art Yukka, welche nicht diese giftige Eigenschaft besaß und als Wurzel gekocht oder geröstet gegessen wurde.

Die Habsucht der Entdecker ward bald durch den Anblick von kleinem Goldschmuck gereizt, den einige der Eingeborenen in den Nasen trugen. Diese

*) Die Kalabaschen, aus hohen ulmenartigen Bäumen geschnitzt, vertreten bei den Indianern die Stelle der Gläser, des irdenen Geschirrs, der Schaufeln und aller möglichen Art von Hausrath.

Digitized by

tauſchten das Gold freudig gegen Glasperlen und kleine Schellen aus, und beide Theile waren mit dem Handel zufrieden, Einer ſich über die Einfalt des Andern wundernd. Kolumbus forſchte bei den Eingeborenen nach, wo das Gold gefunden werde. Sie antworteten ihm durch Zeichen, indem ſie nach Süden deuteten, und er verſtand ſie dahin, daß in jener Richtung ein König mit einem Ueberfluß an Schätzen lebe, ſo reich, daß er mit großen Gefäßen von purem Gold bedient werde. Er nahm auch aus ihren Zeichen ab, daß im Süden, im Südweſten und nach Nordweſten Land zu finden ſei, und daß man von letzteren Gegenden häufig ſüdweſtlich gehe, um Gold und Edelſteine zu holen, und auf dieſem Wege die Inſeln beſuche, auch wohl die Bewohner derſelben davon führe. Mehrere Eingeborene zeigten ihm die Narben von Wunden, welche ſie in Gefechten mit ſolchen feindlichen Eindringlingen erhalten hatten. Ihre eigene Inſel nannten ſie Guanahani, welchen Namen ſie neben dem von San Salvador bis auf den heutigen Tag behalten hat.

Ungeduldig, die ſo glücklich begonnenen Entdeckungen weiter zu verfolgen und vor Allem zu dem reichen Lande des Südens zu gelangen, verließ der Admiral die Inſel, nachdem er einen Vorrath von Holz und Waſſer eingenommen hatte. Er wußte anfangs nicht, welchen Weg er nehmen ſollte. Er ſah eine große Menge ſchöner Inſeln, grün, eben und fruchtbar, die ihn in verſchiedenen Richtungen einluden. So kreuzte er mehrere Tage lang zwiſchen den Bahamainſeln, landete auf mehreren und ward überall entzückt von dem üppigen Pflanzenwuchs, dem friſchen Grün der Wälder und der gewürzhaften Luft. Aber keins der Eilande ſchien ihm wichtig genug, eine Niederlaſſung darauf zu gründen. Eine beſonders reizend gelegene Inſel nannte er, ſeiner Königin zu Ehren, Iſabella. Hier ward er einige Tage feſtgehalten durch widrige Winde und durch Windſtille, von ſtarken Regengüſſen begleitet, die ſeit ſeiner Ankunft auf der Inſel mehr oder weniger angedauert hatten. Es war die Zeit der Herbſtregen, die in dieſen heißen Klimaten der brennenden Hitze des Sommers folgen, in der zweiten Hälfte des Auguſtmonats beginnen und bis zum Monat November anhalten.

Endlich am 24. Oktober um Mitternacht lichtete er die Anker, und nachdem er eine Gruppe kleiner Inſeln angetroffen und durch den Bahamakanal geſegelt war, kam er am Morgen des 28. Oktober auf der Höhe der Inſel Kuba an.

Als er ſich dieſer anſehnlichen Inſel näherte, erſtaunte er über das Großartige ihrer Umriſſe, über ihre hohen, luftigen Berge, welche ihn an die Gebirge von Sizilien erinnerten, über die fruchtbaren Thäler und langgeſtreckten Ebenen, von anſehnlichen Strömen durchſchnitten, über die herrlichen Waldungen, dann über die kühnen Vorgebirge und geſtreckten Plateaus, welche bis in die weiteſte Ferne verſchwanden. Er warf Anker in einem ſchönen Fluß, ohne Klippen und Untiefen, von durchſichtigem Waſſer, und die Ufer von Bäumen beſchattet. Hier ſtieg er an's Land und nahm

Digitized by Google

Beſitz von der Inſel; er gab ihr den Namen Juana, dem Prinzen Juan zu Ehren.

Bei der Ankunft der Schiffe waren zwei Kanoes von der Küſte abgeſtoßen, aber als die Inſulaner das Boot herankommen ſahen, welches den Grund zum Ankern unterſuchte, flohen ſie mit Schrecken davon. Der Admiral beſuchte zwei Hütten, welche die furchtſamen Bewohner verlaſſen hatten. Sie enthielten nur dürftigen Hausrath; ein paar Netze, aus Faſern von Palmen geflochten, Angeln und Harpunen von Knochen, noch einiges Fiſchergeräth und einen Hund von derſelben Art, wie er ſie auf den kleineren Inſeln angetroffen hatte, die niemals bellen. Er befahl, daß Nichts hinweggenommen oder von ſeiner Stelle gerückt werden ſolle, und kehrte dann in das Boot zurück, um den Fluß weiter hinauf zu fahren. Die Waldung, welche beide Ufer bedeckte, beſtand aus Bäumen von weitem Umfang und anſehnlicher Höhe. Einige trugen Früchte, andre Blüthen, andere Beides zugleich; unter ihnen waren viele Palmen, aber verſchieden von denen in Spanien und Afrika; mit ihren großen Blättern waren die Hütten der Indianer gedeckt.

Kolumbus überzeugte ſich immer mehr, daß er in einer Neuen Welt ſich befinde, und in ſeinem Tagebuche kann er nicht Worte genug finden, die Schönheit des Landes zu preiſen. Dieſe üppigen und heißen Klimate haben einen einzigen Glanz, eine wunderſame Mannigfaltigkeit und Ueppigkeit der Vegetation. Das Grün der Haine und die Farbe der Blumen und Blüthen erſcheint dem Auge vermöge der durchſichtigen Klarheit der Luft und der tiefklaren Bläue des Himmels in den lebhafteſten Tinten. Die Wälder ſind voll Leben, von Vögeln mit herrlichem Gefieder durchſchwärmt. Papageien und Spechte in vielfarbigem Gemiſch werfen einen bunten Schimmer über das grüne Laubwerk der Haine, und Kolibris ſchweben gleich belebten Theilen eines Regenbogens von Blume zu Blume. Hochrothe Flamingos werden zuweilen durch eine Oeffnung des Waldes auf einer entfernten Savannah erblickt; ſie haben das Anſehen von Soldaten, die in Bataillons anrücken, und ſtellen einen vorausgehenden Führer zur Wache, um bei drohender Gefahr ein Zeichen zu geben. Nicht die unbedeutendſte Seite der belebten Natur iſt das Gewimmel von Inſekten aller Art, die auf den Pflanzen leben und herrliche Flügeldecken entfalten, welche dem Auge gleich koſtbaren Gemmen entgegen ſchimmern.

Die Fiſche, welche das Antillenmeer im Ueberfluß enthält, waren dem Kolumbus eben ſo fremd, als die meiſten andern Dinge dieſer Neuen Welt. Sie wetteiferten mit den Vögeln in tropiſchem Farbenglanz; von einigen ſtrahlten die Schuppen das Sonnenlicht gleich köſtlichen Edelſteinen zurück; wenn ſie um die Schiffe ſpielten, warfen ſie den Schimmer von Gold und Silber durch die klaren Wellen, und die Delphine, die man aus ihrem Elemente zog, ergötzten das Auge mit ſchillerndem Wechſel der Farben.

Thiere des Feldes ſah man nicht auf dieſen Inſeln, außer Eidechſen, die ſtummen Hunde, eine Art Kaninchen, von den Eingeborenen Utia ge-

Digitized by

nannt, und Guanas. Die letzteren wurden von den Spaniern mit Abscheu und Entsetzen betrachtet, denn sie hielten sie für böse und giftige Schlangen, aber es waren ganz unschuldige Thiere, die von den Indianern als große Leckerbissen verspeist wurden.

Als die Reisenden an der Küste der Insel hinfuhren, wurden sie überrascht von der Durchsichtigkeit des Meereswassers. Man konnte wie in einem krystallhellen Brunnen bis auf den Grund sehen, und die Indianer tauchten fünf Faden tief unter, um die Muscheln zu holen, in denen die kostbarsten Perlen sich befinden. Aus dem Grase, welches am Rande des Meeres wuchs, schloß Kolumbus auf die friedliche Ruhe des Ozeans, der diese Insel sanft umspüle und niemals die Küsten mit zornigen Wogen peitsche. Seit seiner Ankunft auf den Antillen hatte er nur stilles, mildes Wetter gehabt, und er zog daraus den Schluß, daß eine ewige Heiterkeit über diesen glücklichen Meeren schwebe. Aber es war ihm noch vorbehalten, die Stürme zu erleben, die oft mit gräßlicher Wuth hier hausen.

Kuba war dem Kolumbus wie ein Elysium aufgetaucht. Es ist das reizendste Inselland, so schrieb er, welches je ein Auge erblickt hat, reich an trefflichen Häfen und tiefen Flüssen. Das Klima ist gemäßigter, als auf den andern Inseln, die Nächte sind nicht kalt, und die Vögel und Heimchen zirpen die ganze Nacht hindurch. Es liegt wahrlich ein Zauber in den Nächten der Tropenländer, in der tiefen Bläue des Himmels, in dem hellen Glanz der Sterne und in der leuchtenden Klarheit des Mondes, welcher der reichen Landschaft und den balsamischen Hainen Reize verleiht, die mächtiger sind, als die Pracht des Tages.

Die Schiffe segelten nordwestlich immer an der Küste der Insel fort; am 1. November, bei Sonnenaufgang, sandte der Admiral zwei Boote an's Ufer, um einige indianische Kabanen zu besuchen; aber ihre Bewohner flohen in die Wälder. Zwei Matrosen wurden ihnen nachgeschickt, um das Innere der Insel zu erkunden. Diese fanden das Land, wie überall, höchst fruchtbar, aber die Bewohner arm, und wurden von denselben nach Süden gewiesen, zu einem Lande „Bohio," wo Edelsteine und Gold in Menge wären.

Kolumbus hielt dieses Land für eine nahe Insel, die Insel Kuba selbst aber für das Festland von Asien, dessen Küste weiter zu verfolgen er nun aufgab. So steuerte er denn in den ersten Tagen des Dezember von der östlichen Spitze Kuba's in's weite Weltmeer nach Südost, und bald entdeckte er neues Land, welches vor dem Auge immer größer und ausgedehnter wurde, indem sich seine hohen Berge an dem reinen Horizont aufthürmten und die deutlichen Wahrzeichen einer Insel von großer Ausdehnung wurden. Als man näher kam, bewiesen die angebauten Felder, die vielen Feuer bei Nacht, und die Rauchsäulen, die bei Tage aus den verschiedensten Gegenden aufstiegen, daß die Insel gut bevölkert sei. Am Abend des 6. Dezember lief Kolumbus in einen Hafen am westlichen Ende der Insel ein, einer von den schönsten Inseln der Erde mit den

Digitized by Google

friedlichſten Bewohnern, die aber dazu beſtimmt war, die gräßlichſten Szenen des Unfriedens und der Unmenſchlichkeit zu erleben. Sie ward Hiſpaniola — Kleinſpanien — genannt, und auf ihr die erſte Kolonie gegründet, das erſte Fort erbaut und die tyranniſche Oberherrſchaft der weißen Race über die Rothhaut begründet. Die Neue Welt war auf Guanahani gefunden, die neue Geſchichte begann auf St. Domingo.

---

3. Der Golfſtrom.*)

Im Ozean iſt ein großer Strom. Er verſiegt nie, wenn ſonſt auch Alles verdorrt; er tritt nicht aus ſeinen Ufern, wenn auch die mächtigſten Fluthen ihn ſchwellen. Seine Ufer und ſein Grund beſtehen aus kaltem Waſſer, während ſeine Strömung warm iſt. Der Golf von Mexiko iſt ſeine Quelle und ſeine Mündung liegt in den Arktiſchen Meeren. Es iſt der Golfſtrom. Auf der ganzen Erde giebt es keine zweite Waſſerfluth, die ihm an majeſtätiſcher Größe gleich käme. Seine Strömung iſt reißender, als die des Miſſiſſippi und des Amazonenſtromes.

Die Gewäſſer des Golfſtromes zeigen bis an die Küſte von Karolina eine Indigofarbe. Sie grenzen ſich ſo beſtimmt ab, daß man die Linie, auf welcher ſie ſich mit dem gewöhnlichen Meerwaſſer vereinigen, mit dem Auge verfolgen kann; ja man kann bemerken, wie die eine Hälfte des Schiffes in Golfſtromwaſſer, die andere in gemeinem Seewaſſer ſchwimmt: — ſo ſcharf iſt die Grenzlinie und ſo gering die Affinität zwiſchen beiden Waſſerarten, die ſich lange gegen alle Vermiſchung ſträuben.

Erfinderiſche Köpfe haben in neuerer Zeit eine hübſche Methode der Stubenheizung angegeben, nämlich durch warmes Waſſer. Der Ofen und Keſſel werden bisweilen in einiger Entfernung von den zu erwärmenden Zimmern aufgeſtellt. So iſt es z. B. in der Sternwarte zu Waſhington. In dieſem Falle werden Röhren gebraucht, um das erwärmte Waſſer vom Keſſel aus unter der Wohnung des Inſpektors hin in eins der Zimmer in den Souterrains der Sternwarte, etwa 100 Fuß weit, zu leiten. Dieſe Röhren erweitern ſich dann, ſo daß ſie eine große Oberfläche zur Abkühlung darbieten; darauf vereinigen ſie ſich wieder zu einer, durch welche das nun abgekühlte Waſſer von ſelbſt in den Keſſel zurückkehrt. So fließt das zurücklaufende Waſſer fortwährend unten in den Keſſel ein, während das heiße von ſeinem oberſten Theile ausſtrömt. Dabei iſt die Ventilation der Sternwarte ſo eingerichtet, daß die erwärmte Luft von jenem untern Zimmer aus in alle andere Theile des Gebäudes zirkulirt; die Luft nimmt

---

*) Die phyſiſche Geographie des Meeres, von M. F. Maury; deutſch bearbeitet von Dr. C. Böttger.

Digitized by

die durch das Waſſer jenen Zimmern zugeführte Wärme auf und vertheilt ſie durch alle Räume.

Um nun das Große mit dem Kleinen zu vergleichen, ſo haben wir in den warmen, im Golf von Mexiko eingeſchloſſenen Gewäſſern gerade ſolch einen Heizungsapparat für den Norden des Atlantiſchen Meeres, für Großbritannien und für das weſtliche Europa.

Der Ofen iſt die heiße Zone; der Mexikaniſche Golf und das Karaibiſche Meer ſind die Keſſel und der Golfſtrom iſt das Leitungsrohr. Von den großen Bänken Neufundlands nach den Küſten Europa's zu liegt jenes Zimmer voll heißer Luft, in welchem ſich das Rohr erweitert, ſo daß es eine große Abkühlungsoberfläche hat. Hier wird die Zirkulation der atmoſphäriſchen Luft von der Natur beſorgt und zwar in der Weiſe, daß die ſo in dieſes Zimmer voll heißer Luft inmitten des Ozeans geleitete Wärme von den Weſtwinden fortgeführt und auf das Wohlthätigſte über ganz Großbritannien und den Weſten Europa's ausgegoſſen wird.

Die höchſte Temperatur des Golfſtroms iſt 86° (= 24° R.) oder ungefähr 9° (4° R.) mehr, als dem Ozean in derſelben Breite zukommt. Zehn Breitengrade nördlicher hat er nur 2° ſeiner Wärme verloren, und nachdem er 3000 (engl.) Meilen gegen Norden gefloſſen iſt, bewahrt er, ſelbſt im Winter, immer noch ſeine ſommerliche Wärme. Mit dieſer Temperatur durchkreuzt er den 40. Grad nördlicher Breite, breitet ſich da, ſeine flüſſigen Ufer überſtrömend, viele Tauſende von Quadratmeilen weit über die kalten Gewäſſer aus und bedeckt den Ozean ringsum mit einem warmen Mantel, der auch dazu dient, die Strenge des Winters in Europa zu mildern. Indem er ſich nun langſamer fortbewegt, aber ſeinen belebenden Einfluß freier ausübt, begegnet er endlich den britiſchen Inſeln. Durch dieſe wird er getheilt, indem ein Theil in das Polarbecken von Spitzbergen, der andere in die Bai von Biskaya eintritt, aber jeder mit beträchtlich höherer Temperatur, als der Ozean. Solch ein ungeheures Volumen erwärmten Waſſers muß natürlich eine milde und feuchte Atmoſphäre mit ſich über die See tragen, und ſo erklärt es ſich, daß das dortige phyſiſche Klima bedeutend milder iſt, als das mathematiſche.

Wir wiſſen nur an ein paar Stellen und auch da nur annähernd, was die Tiefe und untere Temperatur des Golfſtroms ſein mag; nimmt man aber an, daß die Temperatur und Geſchwindigkeit in einer Tiefe von 200 Faden *) der an der Oberfläche gleich kommt, und benutzt man die bekannte Differenz zwiſchen Kapazität der Luft und des Waſſers für ſpezifiſche Wärme als Beweismittel, ſo wird eine einfache Berechnung zeigen, daß die Quantität frei werdender Wärme, welche an einem Wintertage durch die Gewäſſer des Golfſtroms über das Atlantiſche Meer verbreitet wird, hinreichen würde, die ganze Säule der auf Frankreich und

*) 1 Faden = 1 Klafter = 6 Schuh.

Digitized by Google

den britiſchen Inſeln ruhenden Atmoſphäre vom Gefrierpunkte faſt bis zur Sommerhitze hinauf zu erwärmen.

Jeder Weſtwind, der ſich erhebt, muß auf ſeinem Wege nach Europa den Strom kreuzen; er führt alſo ein Theilchen jener Wärme mit ſich, um die nördlichen Winterſtürme zu mildern. Der Einfluß dieſes Stroms auf das Klima macht „Erin" zur „Smaragdinſel des Meeres", und kleidet Albions Küſten in ein immergrünes Gewand, während auf der Weſtſeite des Ozeans die Küſten Labradors in Eisbanden gefeſſelt liegen. Es iſt ſchon vorgekommen, daß 1831 der Hafen von St. Johns in Neufundland bis zum Monat Juni vom Eiſe geſperrt war; wer aber hat je vernommen, daß der auf der andern Seite volle 2° nördlicher liegende Liverpooler Hafen ſelbſt mitten im Winter durch Eis geſchloſſen worden wäre?

Scott erzählt uns in einem ſeiner ſchönen Romane, daß die Teiche auf den Orkneyinſeln (unter 59° n. Br.) im Winter nicht feſt zufrieren. Die Bewohner verdanken ihr mildes Klima jenem großen Heizapparate, denn das Treibholz wird von den weſtindiſchen Inſeln aus gelegentlich durch den Golfſtrom dort an's Ufer geworfen. Doch endet hier der wohlthätige Einfluß jener Strömung noch keineswegs. Der Weſtindiſche Archipel iſt auf der einen Seite von ſeiner Inſelkette, auf der andern von den Kordilleras der Anden, die ſich mit dem Iſthmus von Darien zuſammenziehen und über die Ebenen Zentral-Amerika's und Mexiko's ausbreiten, umſchloſſen. Steigen wir von den Gipfeln dieſer Gebirgskette, den Regionen ewigen Schnees, herab, ſo treten wir zuerſt in die Tierra templada und dann in die Tierra caliente, das brennend heiße Land, ein. Steigen wir noch tiefer, ſo erreichen wir das Niveau und die Oberfläche der mexikaniſchen Meere, wo wir, wenn dieſes ſchöne und wohlthätige Syſtem des Waſſerkreislaufs nicht beſtände, der eigenthümlichen Geſtaltung der umliegenden Gegend noch das heißeſte, vielleicht auch das peſtilenzialiſchſte Klima der Welt antreffen würden. Wenn die Gewäſſer in dieſen beiden Keſſeln erwärmt worden ſind, ſo werden ſie von dem Golfſtrom fortgeführt, und durch kältere Strömungen durch das Karaibiſche Meer erſetzt. Das Oberflächenwaſſer iſt hier beim Eintritt 3—4° und in der Tiefe 40° (beinahe 18° R.) kälter, als bei ſeinem Ausſtrömen aus dem Golf.

Die nach dem Norden eilende warme Strömung bedingt wiederum die nach dem Süden gehende kalte. Nichts ſcheint das Vorhandenſein kalter Strömungen ſo ſicher anzuzeigen, als die Fiſche des Meeres. Die Wallfiſche haben eigentlich zuerſt den Golfſtrom und ſeine Grenzen angegeben, indem ſie ſeine warmen Gewäſſer ſtets vermeiden. Längs der amerikaniſchen Küſte fehlen alle jene weichlichen Thiere und Seeprodukte, welche das warme Waſſer lieben, und ſie beweiſen ſo durch ihre Abweſenheit, daß dort kalte Strömungen vom Norden vorbeiziehen, die jetzt wohl bekannt ſind. In der belebenden Wärme des Meeres an den Bermudas-Inſeln auf der einen und an Afrika auf der andern Seite findet man in großem Ueberfluß jene delikaten Schalthiere und jene feinen Korallenformationen,

Digitized by

welche längs der Küſten Südkarolina's unter denſelben Breiten gänzlich fehlen. Daſſelbe findet an der Weſtküſte Südamerika's Statt; denn dort erreicht die kalte Strömung faſt die Linie, ehe man auf die erſten kleinen Aeſte eines Korallenbaumes ſtößt.

Als Benj. Franklin 1770 in London war, wurde er zufällig über ein von dem Boſtoner Zollamt an die Lords der Schatzkammer eingeſandtes Memorial befragt, welches angab, daß die Packetboote von Falmouth bis Boſton faſt durchſchnittlich 14 Tage mehr brauchten, als gewöhnliche Kauffahrer von London bis Providence auf Rhode-Island. Sie verlangten daher, daß die Packetboote nach Providence, ſtatt nach Boſton, geſandt werden ſollten. Dies erſchien dem Dr. Franklin ſonderbar; London lag viel weiter als Falmouth, von da war die Route dieſelbe und die Zeit der Differenz hätte ſich alſo gerade umkehren müſſen. Er befragte den Kapitän Folger, einen Wallfiſchfahrer, der gerade in London anweſend war. Dieſer erklärte das Paradoxon einfach dadurch, daß die Kapitäne von Rhode-Island den Golfſtrom kannten, die der engliſchen Packetboote aber nicht. Letztere fuhren in ihn ein und wurden täglich 60 bis 70 Meilen zurückgetrieben, während die erſteren ihn ganz und gar vermieden. Kap. Folger war durch die Wallfiſche mit ihm bekannt geworden, die er auf beiden Seiten deſſelben, aber nie darin antraf. Auf Anſuchen des Doktors zeichnete er dann den Lauf des Stromes von der Meerenge von Florida aus auf eine Karte. Franklin ließ dieſe auf Towerhill (in London) ſtechen und ſandte den Kapitänen von Falmouth Exemplare zu, welche dieſe aber nicht beachteten. Und doch ſtimmt das, was jener Fiſcher aus dem Gedächtniß ſkizzirte, ſelbſt heutigen Tages noch mit den beſten Seekarten im Allgemeinen überein.

Keine Gegend der Erde ſetzt vielleicht der Schifffahrt mehr Gefahren und Schwierigkeiten entgegen, als die Zugänge zu der Nordoſtküſte Amerika's im Winter. Ehe man die Wärme des Golfſtroms kannte, war in dieſer Jahreszeit eine Fahrt nach Neu-England, Neu-York und ſelbſt nach dem Delaware- und Cheſapeak-Kap weit ſchwieriger und gefährlicher als jetzt. Bevor die Schiffe an dieſen Theil der Küſte gelangen, werden ſie oft von Schneeſtürmen und Windſtößen überfallen, die der Kraft des Seemanns ſpotten und ſeine Geſchicklichkeit zu nichte machen. In kurzer Zeit verwandelt ſich ſeine Barke in eine Eismaſſe; mit ihrer erſtarrten, hilfloſen Mannſchaft gehorcht ſie nur noch ihrem Steuer und wird dem Golfſtrom zugetrieben. Nach wenigen Stunden erreicht ſie ſeinen äußeren Rand, und geht faſt durch ihren nächſten Aufſprung aus dem Winter in eine ſommerlich warme See über. Das Eis verſchwindet von ihrem Geräth; der Matroſe badet ſeine vor Kälte ſteifen Glieder in lauem Waſſer; neu gekräftigt, verſucht er abermals die Landung an den unwirthlichen Küſten, und wenn auch im Kampf mit Wind und Wetter manches Schiff zu Grunde geht, ſo entkommen doch viele der Gefahr, ſeitdem ſie in den warmen Waſſern des Golfſtroms eine Zuflucht zu finden gelernt haben,

Digitized by Google

während es früher vorkam, daß Schiffe, deren Kurs nach dem Vorgebirge Delawares gieng, bis nach Westindien vom Sturm verschlagen wurden. Jetzt, wo man mit Hilfe des Thermometers den warmen Kanal genau zu erkennen und zu benutzen weiß, beschleunigt derselbe die Seereise im selben Maße, wie er sie früher verzögert hat.

4. Der Marannon und seine Ufer.*)

Nach seiner Vereinigung mit dem Ukayale, den man seiner Größe willen den Hauptstrom nennen möchte, erlangt der Marannon ein wahrhaft majestätisches Ansehen. Wenn man diesen Amazonenfluß hinunterfährt und ein Hundert Meilen nach dem andern Hundert zurückgelegt hat, so ermüdet das Auge endlich über die Gleichförmigkeit der Landschaft, die Tage lang immer dieselbe bleibt — aber das geistige Interesse nimmt zu, je mehr diese Erscheinungen anwachsen, sich vergrößern und die Größe und Erhabenheit einer Natur offenbaren, die nur mit dem Maßstabe des Ungeheuern sich messen läßt.

Ein breiter Strom, der bald in zahlreiche Arme gespalten, zwischen sandigen, aber dennoch hoch bewaldeten Inseln dahin fließt, oder ungetrennt in ein seegleiches Becken sich ausdehnt; ein dunkelgrüner Waldrand, der auf so ebenem Boden und von tausend Schlingpflanzen übersponnen, in der Entfernung fast einer künstlich gezogenen, aber riesengroßen Hecke gleicht, das sind die einzigen Bestandtheile dieser landschaftlichen Ansichten. Wahr ist es, daß nirgends eine gewerbfleißige Stadt an den Ufern sich erhebt, daß man nur nach ein oder zwei Tagereisen einmal ein ärmliches Dorf erreicht, dessen Rohrhütten, von halbwilden Menschen bewohnt, schon in kurzer Entfernung nicht mehr zu unterscheiden sind; — allein über das Ganze spannt sich ein reiner, wolkenloser Himmel und die Strahlen der tropischen Sonne fallen auf eine Natur von so unendlichem Reichthum, die Kraft des Lebens spricht allenthalben sich mit solcher Stärke aus, daß der Reisende, weit entfernt, die Langeweile einer Seefahrt zu empfinden, mit zunehmendem Antheil den Weg fortsetzt und jeden Morgen mit neuer Freude die in heiliger Stille ruhende Wildniß begrüßt. Kühl ist dann die Luft und das Blätterdach des schwimmenden Hauses träuft von dem Thaue der Nacht, als sei eben ein heftiger Platzregen gefallen. Um diese Zeit ist höchst selten irgend ein Luftzug bemerkbar, denn die Regelmäßigkeit der östlichen Winde ist in den höheren Regionen des Stromes bei Weitem nicht so groß, als in den Provinzen, die seiner Mündung näher liegen. Spiegelglatt ziehen die Fluthen dahin, und ihre Schnelligkeit ist oft nur aus dem beschleunigten Laufe des Fahrzeuges oder dem dumpfen Rauschen ab-

*) Nach Eduard Pöppig.

Digitized by

zunehmen, welches ſie bei ihrer Ankunft an einem der natürlichen Verhaue auf halb verſunkenen oder überſchwemmten Inſeln hervorbringen. Der Aufgang der Sonne ruft zwar in tropiſchen Gegenden eine ſehr große Zahl von Thieren in's Leben, allein die allgemeine Thätigkeit derſelben wird nur erſt längere Zeit nach dem Erſcheinen des Tagesgeſtirns bemerklich; denn meiſt ſind die Bewohner der Wälder ſo froſtig, daß ſie, ſtatt in Zügen aus ihren Lagern aufzubrechen oder auch vereinzelt zum Suchen ihrer Nahrung auszugehen, ſich vorher erſt den Sonnenſtrahlen längere Zeit ausſetzen, um, von der zunehmenden Wärme durchdrungen und aufgeregt, mit verdoppelter Kraft ihre Geſchäfte zu beginnen. Große Familien von Affen nehmen die höchſten Baumgipfel ein, wo eben ſo wenig der Pfeil des Indianers, als das Blei des Europäers ſie leicht erreichen kann. Beſonders ſitzen die Brüllaffen in behaglichen Stellungen der Morgenſonne zugewendet, die ſie in Tönen begrüßen, welche wohl zu den rauheſten des vielſtimmigen Orcheſters der Urwälder gehören, allein dem freudig erregten Beobachter dieſer erhebenden Naturſzenen in ſolchen Augenblicken nur wie Opfer des Dankes erſcheinen, die ein jedes der lebenden Geſchöpfe auf ſeine Weiſe dem Geiſte des Weltalls darbringt. Die meiſten Thiere fliehen in jener Stunde die niedrigſten Stellen der Waldungen, denn die eigenthümliche Ausbreitung vieler tropiſcher Bäume in breite, platte Kronen bringt eben ſo viele Schirme hervor, die den waſſererfüllten Boden ſo dicht beſchatten, daß auf demſelben ſtets eine ausnehmende Kühle herrſcht, die nur des Mittags angenehm iſt. Darum ſteigen ſelbſt die Vögel, die ſonſt auf der Erde in niedrigen Büſchen oder auf den Sandinſeln ihre Nahrung finden, des Morgens bis in die luftigſten Kronen. Die Paupis*) flattern ſchwerfällig von Aſt zu Aſt, bis auf die gewünſchte Höhe, die ſie durch einen einzigen Flug nicht zu erreichen vermögen. Auf den weiß gebleichten blattloſen Gliedern eines Rieſenſtammes, den der Blitzſtrahl tödtete oder die Angriffe der Inſekten zum Vertrocknen brachten, ſitzen Schaaren der geſellig ſchlafenden ſchwarzen Geier, die mit weit ausgebreiteten Flügeln am Sonnenſtrahl ſich trocknen, unbeweglich, bis ſie ſich, ohne ihre Stellung zu verändern, langſam nach einer Seite wenden. Selbſt der Anblick eines Kahns oder einer Gruppe lagernder Menſchen, denen ſie in den ſpätern Stunden ſich mit widerlicher Kühnheit und mit diebiſcher Abſicht nahen, vermag ſie nicht zum Flug zu bringen. Selten ſteht ein koloſſaler Storch oder Touyouyou, wie in tiefe Gedanken verſunken, ſchon zeitig am Flußufer; der genügſamen Beute auch geraume Zeit nach Sonnenaufgang gewiß, nehmen auch ſie erhabene Stellungen ein, und vor Allem herrlich iſt der Anblick der dichten, dunkelgrünen Baumkronen, von denen die Schaaren ruhender ſchneeweißer Reiher wie eben ſo viele Feſtkerzen ſcharf ſich abzeichnen. Auch die Geſchöpfe der geringern Ordnung theilen dieſe Sehnſucht nach der Sonnenwärme. Die Fiſche ſchwimmen entweder ſo ſorglos

*) Eine große, ſchöne Hühnerart in Südamerika.

Digitized by Google

und ruhig an der Oberfläche, daß der wachsame Indianer sie leicht mit Wurfspieß oder Pfeil erlegt, oder sie fliegen schaarenweise hervor, während die plumpen Sprünge der großen Delphine hier in weiter Entfernung vom Ozean an die Szenen der gegenseitigen Verfolgung oder des fröhlichen Lebens erinnern, die in den milderen Breiten dem Seereisenden so vieles Vergnügen gewähren und jeder Zeit die langweilige Fahrt höchst angenehm unterbrechen.

Noch liegen niedrige und dünne Nebelstreifen, nicht den unfreundlich düsteren Decken des Nordens, aus denen sich Unwetter entwickeln, sondern dem durchsichtigen Schleier zu vergleichen, der ein kostbares Gemälde überzieht, über der Landschaft; — sie weichen, in dem Luftstrom zerschmelzend, der die Richtung der Gewässer befolgt, und leise in den spätern Morgenstunden an der Oberfläche des Flusses weht, wenn nicht ein kräftiger Wind der höheren Regionen an seine Stelle tritt. Wärmer wird der Strahl der jungen Sonne, und daß auch die Pflanzenwelt von einem höhern Leben ergriffen sei, verkündet der balsamische Duft unzähliger harziger Baumstämme und Blüthen, der späterhin unter dem Einflusse der Mittagshitze verschwindet. Nun erst entwickeln die zahlreichen Bewohner dieser Wildniß ihre volle Thätigkeit; sie sind die unangefochtenen Besitzer des weiten Reiches, in welchem der Mensch noch keine bleibende Stätte sich begründet hat. Zahllose Entenschaaren treiben auf den flachen Wellen, so unbekannt mit der Verfolgung des Jägers, daß dieser zwischen ihnen hinrudert, ohne Schrecken oder Furcht zu veranlassen. Wolken von schwarzköpfigen Möven sind, wie am Strande des Meeres, mit dem Fischfange beschäftigt. Auch größere Thiere werden sichtbar; am Ufer erscheinen die Rehe, und die Bewegung der Aeste verräth das Wandern einer Heerde von Affen, bald von den größeren Arten, denen nur die Onze*) furchtbar ist, bald von den kleinen Sagrinchen, die, von gefräßigen Raubvögeln umschwärmt und, in beständiger Furcht erhalten, nur durch außerordentliche Schnelligkeit sich retten. Um 9 Uhr herrscht auf diesem Naturtheater das geschäftigste Leben, begleitet mit den vielerlei Tönen, wie sie bald Freude, bald Furcht oder Gewohnheit den zahlreichen Theilnehmern des Drama's entlockt. Nur der Indianer vermag einzelne Stimmen aus diesem vielzähligen Chor herauszufinden, in welchen höchst selten ein menschlicher Laut sich einmischt. Viele Tage vergehen, ehe einmal der rauhe, aber sehr weit vernehmbare Ton der hölzernen Trompete die Nähe einer andern Gesellschaft von Reisenden verkündet; und eben so, wie auf dem Meere der Ungeübte lange Zeit umsonst nach einem Fahrzeuge umherspähet, das nur der kundige Seemann am fernen Horizonte sieht, eben so entgeht ihm auf diesem Flusse sehr leicht der kleine Kahn, der, mit braunen Indianern angefüllt, von den tief herabhängenden Aesten beschattet, langsam gegen die ruhigere Strömung

*) Der Jaguar (Felis onca — l'once) in Südamerika ist fast eben so groß und stark als der Tiger.

Digitized by

des Waſſers aufwärts geht. Am Lande ſelbſt wird noch mancher Laut vernehmlich und manches Leben ſichtbar. Unüberſehbare Flüge grüner Papageien aller Arten bis zu dem zutraulichen Lorito, der, nicht größer als ein Sperling und durch goldgelbe Stirn ausgezeichnet, der freundlichſte Geſellſchafter der Menſchen iſt, wenn er jung eingefangen wird, — haben ſich auf fruchttragenden Waldbäumen niedergelaſſen, und das Herabfallen der Kapſeln und Beeren bringt auf den harten Blättern der Helikonien des Ufers das Geräuſch eines Schloßenwetters hervor. An dem weißen Stamme einer Ixtimapalme wird ein glänzender Schweif von himmelblauen Federn ſichtbar; er verräth den gelben Ara*), der beſchäftigt iſt, das Innere eines Spechtloches mit ſeinem ſtarken Schnabel zum Neſtloche zu erweitern, aus welchem jedoch der ellenlange Schmuck auch bei dem Brüten hervorhängt. Die Spechte ſelbſt erfüllen den Wald mit ihren pochenden Tönen, denn nur eine einzige, die ſtrohgelbe Art, zieht es vor, die Termitenbaue**) zu zerbrechen, was ohne Mühe und Lärm geſchieht, aber dem Vogel einen ätzenden Geruch mittheilt, der ſelbſt der ausgeſtopften Haut noch nach Jahren anhängt. Bisweilen erklingt aus der Tiefe der Wälder von Orten, wo zahlreiche Palmen ein ſumpfiges Land vermuthen laſſen, ein Geräuſch, dem eiligen Herannahen einer Reitertruppe vergleichbar. Die zahlreichen Heerden wilder Pekaris bringen es hervor, indem ſie den Boden gemeinſam zerſtampfen, vielleicht um die Inſekten und Würmer aufzuſchrecken, ehe ſie das ſchwarze Erdreich mit dem Rüſſel aufwühlen. Doch erfordert es Vorſicht, ſie zu beſchleichen; denn nicht immer fliehen ſie vor dem Jäger, und alte Eber treiben ſelbſt die Onze auf die furchtbar ſtachligen Palmen hinauf.

Inzwiſchen naht der Mittag. Die Sonne wirkt dann ſelbſt für tropiſche Weſen zu heftig, Alles eilt den tiefen Schatten zu; viele Geſchöpfe, beſonders die Vögel, verfallen in tiefen Schlaf, und eine neue allgemeine Ruhe tritt ein. Keine Wolke zieht über das Himmelsgewölbe, die lorbeerartigen Blätter der Blumenkronen zittern unter dem ſenkrechten Strahle; aber heiliges Dunkel herrſcht näher am Boden, wo dann höchſtens ein Schmetterling oder Kolibri umher gaukelt. War der Horizont des Stromes nach abwärts, da, wo er gradlinig und inſellos hinſtrömt, ſchon des Morgens nicht immer deutlich, ſo verſchwindet er ganz um dieſe Zeit. Die Strahlen der Sonne brechen ſich dann auf ſo beſondere Weiſe, daß bisweilen die Luftſpiegelung der Seeküſten eintritt, und die langen Reihen von Palmen verkehrt erſcheinen. Zuweilen gewahrt man auch blos dieſe und jene Baumkrone in fernen Dunſt gehüllt und von dem Spiegel des mächtigen Stromes durch eine zitternde Schicht der ſtark erhitzten Luft geſchieden.

*) Die Aras bilden eine zahlreiche Gattung unter den Papageien, die ſich durch lange Schwänze auszeichnen.

**) Die Termiten (auch weiße Ameiſen genannt) leben in den Tropenländern in zahlreichen Geſellſchaften. Die Wohnungen einiger Arten erheben ſich pyramidenförmig über den Boden und bilden eine Art Thurm mit vielen Gängen.

Digitized by Google

Fiſche und Waſſervögel ſind verſchwunden; nur an den Mündungen der Nebenflüſſe, da, wo große Schlammbänke ſich angeſetzt haben, liegen ſchaarenweiſe die greulichen Krokodile ausgeſtreckt, um ſich zu ſonnen. Wenn die Sonne dem Untergange ſich nahet, entwickelt ſich dieſelbe Szene wie am frühen Morgen. Denn zum zweiten Male eilen die vielen Bewohner der Wildniß zu der Tafel, die eine allgütige Hand für ſie beſetzt hält. Bisweilen aber wird der Frieden furchtbar unterbrochen, wenn ein Ungewitter ſich bildet, was mit unbeſchreiblicher Schnelligkeit geſchieht. Das Geheul der Mycetes *) und der Nachtaffen, der ſchrille Ton der Möven und die ſichtbare Angſt aller Thiere verkünden die Schrecken, noch ehe ſie nahen. Geiſterhaft rauſchen die Baumwipfel, während doch kein Luftzug ſich rührt; aber wie eine warnende Stimme geht den ſchwarz herbeiziehenden Maſſen ein dumpfes Sauſen in den höchſten Regionen voraus. Der alte Forſt kracht bald darauf unter dem orkanartigen Sturme, nachtgleiche Dunkelheit tritt ein, und während Blitz und Donner unter einem wolkenbruchartig herabſtürzenden Regen ſich folgen, empören ſich die Gewäſſer des Stromes wie ein Meer zu gefahrdrohender Höhe. Indeſſen zürnt hier die Natur nur kurze Zeit. Die Wolken brechen, und einer beſſern Heimath gleich, zu der die Seele vom Irdiſchen entbunden auf freier Schwinge ſich dereinſt erheben wird, ſtrahlt mild und hoffnungsreich der Abendhimmel, bis die Nacht mit ihrem Sternenkranze Wald und Strom bedeckt.

— Mit der Schnelligkeit des Marannon, die in der trockenen Jahreszeit gewöhnlich über vier engliſche Meilen in der Stunde beträgt, ſchwamm das Floß den größten Theil des Tages fort, wohl auch des Nachts, wenn keine beſonderen Gefahren zu drohen ſchienen. Nur um dem allgemeinen Wunſche nach einem völlig ſorgenfreien Schlummer zu entſprechen, wurde bisweilen gelandet, wenn gerade ein weit ausgedehntes Sandufer (Playa) ſich zeigte. Vorſichtig befeſtigten wir das Fahrzeug, und errichteten in der Mitte der Wildniß das fröhliche Lager. Gewöhnlich wählt man zu dieſem eine Inſel, da die größere Entfernung vom Urwalde Sicherheit vor den Raubthieren verſpricht, auch die oft überſchwemmten, pflanzenloſen Uferſtrecken reinlich und luftig ſind und einen weiten Umblick erlauben. Der Indianer braucht das Brennholz nicht aus weiter Entfernung herbeizuſchaffen; denn ſtets ſetzen ſich auf der oberſten Landſpitze rieſengroße Baumſtämme feſt, die mit den Fluthen herabkamen, vielleicht ſechs Monate ſpäter von Neuem emporgehoben, die Reiſe wiederum antreten, und — obſchon am Fuße der Anden erwachſen — die Reiſe nach den traurigen Gegenden des Nordpols unternehmen, wohin die Meeresſtrömung ſie treibt. Gern zündet der Indianer aus Muthwillen das geſammte Bollwerk an, und es begiebt ſich wohl, daß, wenn die Gluth in unerwarteter Richtung

*) Brüllaffen — mit langen Wickelſchwänzen, meiſt ſchwarzen Zähnen und einem knöchernen Sack an der Kehle, durch den ſie die weithin ſchallenden, unharmoniſchen Töne hervorbringen.

Digitized by

vorschreitet, die ganze Gesellschaft auf das Eiligste zum Fahrzeug entfliehen muß und sich glücklich preisen kann, wenn sie ohne Verlust ein anderes Lager erreicht, während die Gluthsäule noch lange über den Urwald emporlodert. Fallen solche wilde Scherze selten vor, so zündet dagegen der Eingeborene öfters am Ufer ein Feuer an, sicher, in wenig Augenblicken eine Menge großer Fische herbeizulocken und mit der Wurflanze zu erlegen. Andere gehen aus, um die Schildkröten zu belauern, die allnächtlich an das Ufer kommen, um ihre Eier zu vergraben. Die Onze treibt aber dieselbe Jagd, und deshalb entfernt sich der Indianer nie allein und ohne Waffen von dem Wachtfeuer. Fast jede Landung auf solchen Inseln trägt Vorrath für eine Weiterreise ein; die gefangenen Amphibien werden auf dem Flosse angebunden, wo sie im Genuß des Wassers und Schattens noch lange fortleben. Kaum ist das am Orte selbst mit geringer Mühe erlangte Abendessen verzehrt, so plätschern auch schon die Indianer nach unveränderlicher Gewohnheit im Wasser, und wenn noch ein Baumstamm zum Wachtfeuer hingewälzt ist, strecken sich Alle in einer Reihe unter den schwarzgefärbten Toldos aus, welche auf dem weißen Sande wie eben so viele Särge erscheinen. Der ruhige Athemzug deutet an, daß die Eingeborenen in den schweren Schlaf gefallen sind, der ihrer Race eigenthümlich ist. Den Europäer aber fliehet der Schlaf unter Umgebungen von solcher Erhabenheit und Herrlichkeit. Die Seele wird betroffen von einem unsagbaren Etwas, das zum Nachdenken auffordert. Leise brechen sich die Wellen am Sandufer, kein Laut stört die Stille der Nacht, blos die Feuer knistern. Nur zuweilen vernimmt man das Hervorspringen einzelner Fische in der fernen Mitte des Stroms. Auch am Himmel herrscht dieselbe erhabene Ruhe, denn keine vorübergleitende Wolke bedeckt die ewigen Bahnen der still herabglänzenden Sterne. Auf einmal rauschen die Gewässer in der Ferne, als ob sich Welle über Welle dahinwälzte, und wie der wunderbare Ton in größerer Nähe sich zu entwickeln scheint, gewahrt man in der That eine ungewöhnliche Bewegung in der Mitte der monderleuchteten Wasserfläche. Scheu flüstern die erwachenden Indianer, denn sie halten eine riesige Amphibie für die Hervorbringerin der unheimlichen Erscheinung. — Um Mitternacht wird in dem Walde die Ruhe zum ersten Male unterbrochen, denn verschiedene Thierstimmen werden dann laut. Sie verkünden die Stunde, wie die Indianer sagen, und lassen von da an sich in ziemlich regelmäßigen Zwischenräumen hören. Der Ruf wiederholt sich häufiger, je näher der Morgen rückt; allein er weicht kurz vor Aufgang der Sonne der allgemeinen Stille, mit welcher die Nacht begann.

Nicht überall ist jedoch das Nachtlager in der Wildniß so ohne Beschwerde und sicher, denn manche Inseln sind so mit Stechmücken (Moskitos) erfüllt, daß es da Niemand aushalten kann, und andere Male bringt das Knurren der herumstreifenden Onzen oder das Sichtbarwerden herbeikriechender Krokodile, die keineswegs das Feuer fürchten, die ganze Gesellschaft in Unruhe. Nur auf der Mitte des königlichen Stromes genießt

Digitized by Google

man volle Sicherheit; ſehr ſelten zeigt ſich hier ein Krokodil, und die Inſekten werden von ihren gebrechlichen Schwingen nicht ſo weit vom Ufer fort getragen. Das Fahrzeug gleitet auf den Wellen langſam fort, während außer dem Wächter Alles in Schlaf verſinkt, obgleich Gefahren drohen, die nur dem Amazonenſtrome eigen ſind. An jenen Verhauen von Stämmen, die ſich auf den Landſpitzen feſtſetzen, bricht ſich das Waſſer mit großer Gewalt, und Stromſchnellen umgeben die Stellen, wo ganze Uferſtrecken mit donnergleichem Rollen in die Tiefe hinabſinken. Verloren iſt der Kahn, der zwiſchen die ſchwankenden Stämme geräth, die, halb verſunken, allein am Boden wohl befeſtigt und ihre Aeſte in den Wirbeln kreisförmig herumbewegend, ihn entweder umſtürzen oder zertrümmern. Zweimal gerieth, vom Strome ergriffen, dem unſer Ruder nicht zu widerſtehen vermochte, unſer Floß in ſolche Palliſados, allein es entkam glücklich der Gefahr. Bewies ſich auch die Feſtigkeit des Baues, ſo blieb doch viele Furcht vor ſolchen Abenteuern während der nächtlichen Fahrten auf einem unbekannten Strome und in einer Wildniß zurück, wo der Schiffbrüchige unrettbar verloren geweſen wäre, wofern er nicht zufällig ein nahes Indianerdorf erreicht hätte.

Die Schönheit der Nächte lohnt jedoch die Mühe des Wachens, wenn ſorglos Alles ſchläft. Es liegt ein eigener großer Reiz in dem Gefühle, auf einer Bahn ſich zu befinden, die man nicht einmal durch fremde Berichte kennt, ohne ſchmerzliche Erinnerung an die Vergangenheit und unbekümmert um die Zukunft auf einem Strome hinzuſchwimmen, wo bald der eine, bald der andere Arm das Fahrzeug mit ſich führt, das doch ſicher iſt, von dem Theil zum mächtigen Ganzen zurückzuführen.

5. Der Landbau und die Landſchaft in der heißen Zone.*)

Unſere nährenden Grasarten in Europa: Weizen, Roggen und Gerſte, decken ausgedehnte Landſtriche und die bebauten Felder berühren einander nothwendig überall, wo die Völker ſich von Getreide nähren. Unter der heißen Zone, wo der Menſch ſich Pflanzen aneignen konnte, die ihm viel reichere und minder zögernde Ernten liefern, verhält ſich das anders. Die ungemeine Fruchtbarkeit des Bodens ſteht in dieſen glücklichen Erdſtrichen im Verhältniß mit der Wärme und Feuchtigkeit der Atmoſphäre. Eine zahlreiche Bevölkerung findet auf einem nicht großen, mit Piſang, Manioc, Yamswurzeln und Mais bepflanzten Erdreiche überflüſſige Nahrung. Die vereinzelt im Walde ſtehenden Hütten bezeugen dem Reiſenden die Frucht-

*) Humboldt und Bonpland a. a. O.

Digitized by Google

barkeit der Natur; ein kleines, urbar gemachtes Stück Land reicht nicht ſelten für die Bedürfniſſe mehrerer Haushaltungen aus.

Dieſe Betrachtungen über den Landbau der heißen Zone erinnern unwillkürlich an die engen Verhältniſſe, die zwiſchen dem Umfang des urbaren Landes und den Fortſchritten der Geſellſchaft beſtehen. Dieſer Reichthum des Bodens, dieſe erhöhte Kraft des organiſchen Lebens hemmen, während ſie die Nahrungsquellen vervielfachen, hinwiederum die Fortſchritte der Völker zur Ziviliſirung. Unter einem milden und gleichförmigen Klima fühlt der Menſch das einzige Bedürfniß der Nahrung. Dieſes iſt es, was ihn zur Arbeit antreibt, und man ſieht leicht, wie mitten im Ueberfluß, im Schatten des Piſangs und Brotbaumes, die Geiſteskräfte ſich langſamer entwickeln, als unter weniger mildem Himmel, in Getreideländern, wo der Menſch unaufhörlich mit den Elementen zu kämpfen hat.

Bei einer allgemeinen Ueberſicht der Landbau treibenden Völker bemerkt man, daß das urbare und angebaute Land entweder durch Wälder getrennt iſt oder ſich unmittelbar berührt, nicht nur im Verhältniß der Bevölkerungszunahme, ſondern auch je nach der Auswahl der Nahrungspflanzen. In Europa ſchließen wir aus dem Verhältniß der Landeskultur auf die Zahl der Einwohner; hingegen in den Tropenländern, im wärmſten und feuchteſten Theile von Südamerika erſcheinen ſehr bevölkerte Provinzen faſt öde, weil der Menſch für ſeine Nahrung nur weniges Land urbar zu machen braucht. Dieſe bemerkenswerthen Umſtände haben gleich weſentlichen Einfluß auf die phyſiſche Geſtaltung des Landes und auf den Charakter ſeiner Bewohner; ſie ertheilen beiden einen eigenthümlichen Ausdruck, der etwas Rohes und Ungebildetes und eine Natur verräth, deren Urbild durch die Kunſt noch nicht verändert ward. Des nachbarlichen und faſt alles menſchlichen Umganges entbehrend, bildet jeder Koloniſtenhaushalt einen vereinzelten Völkerſtamm. Dieſe Vereinzelung hemmt oder verzögert die Fortſchritte zur Sittigung, deren Wachsthum nur in dem Verhältniſſe ſtattfinden kann, wie die Geſellſchaft ſich vermehrt und ihre Verhältniſſe inniger und mannigfacher werden; aber es entwickelt und kräftigt hinwiederum auch die Einſamkeit das Gefühl der Unabhängigkeit und Freiheit im Menſchen, und es wird durch ſie jener Charakterſtolz genährt, welcher von jeher die Völker des kaſtilianiſchen Stammes auszeichnete.

Dieſe nämlichen Urſachen tragen dazu bei, der Landſchaft in den bevölkertſten Gegenden des amerikaniſchen Aequinoctiallandes ein wildes Ausſehen zu ertheilen, das ſich in den gemäßigten Erdſtrichen durch den Anbau der nährenden Grasarten verliert. Zwiſchen den Wendekreiſen bedürfen die landbauenden Völker nur kleineres Erdreich; der Menſch dehnt ſeine Herrſchaft weniger aus — man möchte ſagen, er erſcheint da nicht als gebietender Herr, der willkürlich über die Erdoberfläche verfügt, ſondern als reiſender Gaſt, welcher friedlich die Wohlthaten der Natur genießt. Wirklich bleibt, ſogar in der Nähe der bevölkertſten Städte, das Land

Digitized by Google

mit Wäldern bedeckt oder von einem dichten Teppich, den noch kein Pflugschar durchschnitten hat, überzogen. Die wild wachsenden Pflanzen sind vorherrschend, ihre Masse erhält das Uebergewicht gegen das Angebaute und ertheilt ausschließlich der Landschaft ihre Gestaltung. Wahrscheinlich wird dies Verhältniß nur sehr langsam sich ändern. Wenn in unseren gemäßigten Erdstrichen der Landbau, d. i. der Anbau der Zerealien, eine traurige Einförmigkeit über das urbare Land verbreiten hilft, so läßt sich mit Sicherheit annehmen, daß der heiße Erdstrich, auch bei wachsender Bevölkerung, jene prachtvollen Pflanzenformen und jenen Ausdruck einer jungfräulichen und unbezwungenen Natur erhalten wird, die ihm eine so anziehende und malerische Gestalt verliehen. So äußern demnach, durch eine merkwürdige Verkettung physischer und sittlicher Ursachen, Wahl und Ertrag der Nahrungspflanzen ihren Einfluß auf drei wichtige Dinge: auf das gesellschaftliche oder vereinzelte Leben der Familie, auf den mehr oder minder langsamen Fortschritt der Sittigung und auf den eigenthümlichen Charakter der Landschaft.

---

6. Plantagen und Neger im tropischen Amerika.

Eine Kaffee- und Zuckerplantage auf Kuba.*)

Nachdem ich mir einen vollen Monat lang das behagliche und einigermaßen träge Leben von Habana hatte gefallen lassen, ergriff ich mit Freuden die dargebotene Gelegenheit, auf dem Besitzthum eines deutschen Pflanzers, an den man mir Empfehlungen freundlichst zukommen ließ, das Plantagenleben und die ländliche Natur Kuba's kennen zu lernen. Bis San Antonio benutzte ich die nach dem Hafen Batabano auf der Südküste quer durch die Insel führende Eisenbahn, eine Anstalt, die ganz in amerikanischem Styl, doch mit soliden Schienen und Wagen verschiedener Klassen ausgestattet war; auch wachten Bahnwärter mit tüchtigen Lanzenspitzen an ihren Fähnchen über die Sicherheit der Bahn.

Von San Antonio hatte ich viele Leguas (Wegstunden) zu Pferde zurückzulegen, eine bei Staub und Mittagshitze etwas beschwerliche, aber doch wieder anziehende Tour, denn man durchschneidet jenen prächtigen Theil der Insel, welcher der Garten von Kuba genannt wird, und in seinem reichen Grün, mit den Palmenalleen, welche die Landstraße und die anliegenden Pflanzungen begrenzen, Auge und Herz des Nordländers mit Entzücken erfüllt. Gegen diesen Garten ist freilich die Umgegend

---

*) Reise um die Welt, von Karl Grafen von Görz (Stuttgart, Cotta. 1853) II.

Digitized by

von Habana eine Einöde; die Kaffeegärten, welche links und rechts des Weges einer neben dem andern ſich hinziehen, bieten die anmuthigſte Abwechſelung zwiſchen friſchem, dunkelgrünem Gebüſch und hohen nervigen Stämmen, an denen üppige Schlingpflanzen, nebſt den Palmen das charakteriſtiſche Merkmal der tropiſchen Natur, ſich auf und nieder winden. Die Königspalme, wirklich die Königin ihrer Gattung, iſt der majeſtätiſchſte Baum für eine Allee; auf dem glatten, einige Fuß über der Wurzel ausgebuchteten, ſäulenförmigen Schaft erhebt ſich die Krone der Blätter aus einer grünen, den Stamm fortſetzenden Blattſcheide, in der Mitte die pfeilähnliche Spitze des jüngſten, noch unentwickelten Blattes tragend*), und Stamm für Stamm derſelbe regelmäßige, ſchlanke Wuchs. Wie man ſich Angerona nähert, erblickt man als ſchönen Hintergrund der bis dahin flachen Gegend die Gebirge „Las Tomas del Kusko", welche ſich hoch und in den kühnſten Formen aufthürmen. Eine vierfache, wohl zehn Minuten lange Säulenreihe von Königspalmen bildet die unvergleichlich ſchöne Avenue (Anfahrt) von Angerona, eine Avenue, wie kein europäiſcher Palaſt eine ähnliche beſitzt. Die gaſtlichſte Aufnahme harrte meiner, obgleich ich, durch Hitze und Staub ſchier zum Landſtreicher von Geſtalt umgewandelt, mit ſehr geringem Selbſtvertrauen eintrat.

Herr Andreas Souchay, oder, wie wir ihn nach ſpaniſcher Weiſe ſtets nannten, Don André, der Beſitzer dieſer herrlichen Pflanzung, iſt ein liebenswürdiger, behaglicher, gebildeter Mann, wohl faſt allen Deutſchen, die Kuba bereiſt haben, in angenehmer und dankbarer Erinnerung. Während ſein alter Onkel, ein Sonderling, von dem er dies Beſitzthum geerbt hat, jene Avenue mit Dornen verwachſen ließ und ſchon durch den gewählten Namen Angerona und die vor dem Haus aufgeſtellte Göttin des Schweigens den Beſucher wegſcheuchte, war ihm ein Gaſt um ſo willkommener, und die ſteinerne Angerona mit dem Finger auf dem Mund war oft die einzige Schweigſame in Mitte unſerer fröhlichen Geſelligkeit. Neben dem Reiz, welchen eine gaſtfreie deutſche Häuslichkeit und der Genuß eines paradieſiſch ſchönen Landes den Reiſenden bot, gewährte der Anblick einer durch deutſchen Fleiß in höchſte Blüthe gebrachten Beſitzung, und die Art, wie ein ehrenfeſter und ſtetiger Charakter die Sklavenfrage zu bemeiſtern wußte, das höchſte Intereſſe.

Die Pflanzung Angerona, eine der ſchönſten der Inſel, enthält an 1900 Morgen Landes, davon 800 Morgen Kaffeefeld, mit wohl 200,000 Bäumen, 250 Morgen Zuckerfeld, welche erſt in letzteren Jahren aus Kaffeefeld in ſolches umgewandelt waren; es ſollte ſich dieſe Umwandlung auch auf weitere 400 Morgen erſtrecken, da die immer mehr ſinkenden Kaffeepreiſe dringend dazu aufforderten. Der Ertrag war jährlich 2000 bis 3000 Zentner Kaffee und 2000 bis 2500 Zentner Zucker. Dazu

*) Dieſer Spitze halber gilt ſie auf einigen Weſtindiſchen Inſeln wohl mit Recht für einen guten Blitzableiter.

Digitized by Google

kommen noch 550 Morgen Weide- und Wieſenland, 150 Morgen Wald und an 150 Morgen für Gebäude und nächſte Umgebung derſelben. Das Ganze iſt einem Parke vergleichbar, prächtige Palmenalleen durchziehen es und begrenzen die einzelnen Kulturabtheilungen; hier zunächſt kommen aber die Palmen wegen des proſaiſchen Zweckes in Betracht, den die beerenartigen Früchte, beſonders der Königspalme, als Schweinemaſt haben. Von Kokospalmen, welche die ſalzreiche Meeresküſte lieben, war nur wenig da.

Der Kaffeebaum wird in Reihen zu 6 Fuß von einander gepflanzt und durch jährliches Beſchneiden in der Höhe von nur 5 Fuß und einem Umfang von 3 Fuß Durchmeſſer erhalten; er wird mit 3 Jahren tragbar und bei guter Pflege auf einem nicht zu ſehr geſchwächten Boden dauert er bis zu 30 Jahren. Das Erdreich wird deshalb häufig von Unkraut geſäubert und nur Mais und Bananen dazwiſchen geduldet; der eigentliche Kaffeeboden iſt ein röthlicher, dieſem Theil Kuba's eigenthümlicher Kalkboden. Nachdem in den erſten Tagen des Frühlings die weißen Blüthen hervorgetreten und im Lauf des Sommers die hellrothen, der Korneliuskirſche ähnlichen Beeren gereift ſind, wird vom September bis Januar, hauptſächlich aber im November und Dezember, die Ernte gehalten, indem während dieſer Zeit die ganze Pflanzung wohl acht Mal durchgepflückt wird. Die Beeren werden nun auf großen Tennen unter freiem Himmel einen Monat lang getrocknet, dann in einer Stoße oder von einem ſchweren hölzernen Rade gequetſcht, und die ſo abgehülſten Bohnen in einer Fegemühle vollends von der Schale gereinigt. Dann werden ſie von Negerinnen an langen Tiſchen Bohne für Bohne ſortirt, eine langwierige Arbeit, und endlich zum Verkauf zentnerweiſe in Säcke von Aloebaſt geſchüttet, was nicht zu lange verſchoben werden darf, damit die Bohnen nicht die Farbe verlieren. Die erſte und zweite Sorte ſind wenig verſchieden, die dritte aber enthält den Ausſchuß, verkrüppelte und mißfarbige Bohnen. Früher ſtand der Preis des Zentners auf 12 Dollars und mehr, jetzt kaum auf 6—7, und die ſchlechte Sorte nur 4—5 Dollars; man ſchiebt dieſen ungeheuren, den ganzen Wohlſtand der Kolonie erſchütternden Abfall beſonders dem Emporblühen der braſilianiſchen Kaffeepflanzungen zu. Wer kann, verwandelt deshalb ſeine Kaffeefelder in Zuckerpflanzungen.

Das Zuckerrohr gedeiht auf jedem Boden und bedarf der Näſſe durchaus nicht; man ſteckt wurzelloſe Stecklinge in die Erde, welche ſchon im nächſten Jahre geſchnitten werden können; dann läßt man den Nachwuchs wieder aufſchießen, und es dauert dieſe ergiebige Gewinnung bis zu zwanzig Jahren auf gutem Boden. Die einzige Arbeit iſt das Jäten, drei bis vier Mal im Jahr, und das Schneiden vom Dezember bis zum Mai; während letzterer Zeit iſt die Zuckerpreſſe Tag und Nacht im Gang, um die Rohre zu verarbeiten, die jedoch vier bis fünf Tage im Nothfall liegen dürfen, ehe der Saft verdirbt. Die Preſſe, aus drei ſenkrecht ſtehenden Walzen beſtehend, wird durch acht Ochſen getrieben, die alle vier Stunden

Digitized by

wechſeln, um erſt am nächſten Tage wieder zu arbeiten; Andere benutzen Waſſerkraft oder Dampfmaſchinen, und dann liegen die Walzen, was wohl zweckmäßiger iſt, wagerecht. Bei dem Reichthum an Viehweide ſind indeß die Ochſenmühlen in vieler Hinſicht vorzuziehen, und Don André pflegte ſcherzhaft zu Gunſten der ſeinigen anzuführen, daß man die abgenutzten Ochſen noch mäſten könne, eine alte Dampfmaſchine aber nicht. Die Rohre werden von den Negern zwiſchen die Walzen geſteckt, eine Manipulation, die manchem Unvorſichtigen ein Fingerglied gekoſtet hat. Die ſaftloſen Stengel werden zum Viehfutter und zum Brennen benutzt, während der Zuckerſaft, noch roh und ſchmutzig, zum Siedehauſe abfließt. Hier geht er nun in Zeit von fünf Stunden bis zur völligen Reinigung durch vier Keſſel, dabei wird er fortwährend abgeſchäumt, welches Geſchäft jahrelange Uebung erfordern ſoll. Durch eine eben ſo einfache als ſinnreiche Vorrichtung fließt aller Abſchaum in einen fünften Keſſel, von dem aus er dann zu dem übrigen Syrop geſchüttet wird. Der gereinigte Zuckerſaft aber wird in thönerne Formen von der Geſtalt der Zuckerhüte gefüllt, wo er ſich verdichtet; iſt dies geſchehen, ſo wird die obere Fläche mit feuchtem Lehm bedeckt, und die nach unten gerichtete Spitze des Hutes geöffnet, ſo daß die Feuchtigkeit durchſickert und die letzten unreinen Stoffe mitnimmt. Der Syrop fließt nun durch Rinnen von Palmrinde in ein großes Gefäß, ein wahres Meer von Süßigkeit, und wird etwa alle halbe Jahre an die Branntweinbrennereien verkauft. In den Vereinigten Staaten dient dieſe ſüße und, wie man ſagt, gar nicht üble Speiſe zur Koſt der Sklaven und Gefangenen. Die Zuckerhüte werden aus der Form heraus geſchlagen, der Lehm abgelöſt, die beſſere obere Hälfte von der unteren gelben noch ſyrophaltigen getrennt und an der Sonne getrocknet, worauf der Zucker in Kiſten geſchlagen und verſandt wird. Man nennt dieſen durch Thon gereinigten, der vom andern Rohrzucker durch ſeine hellere Farbe ſich unterſcheidet, Sucre terré (Thonzucker).

Der Neger ſteht mit Sonnenaufgang (in den Tropenländern alſo nicht mehr früh) auf und begiebt ſich an ſeine Arbeit, um 8 Uhr erhält er ein Frühſtück und arbeitet bis Mittag, wo ihm eine volle Stunde gegeben wird, um in oder vor ſeinem Hauſe das aus gedörrtem Fleiſch oder Gemüſe beſtehende Mahl einzunehmen und auszuruhen; dann wird wieder bis Sonnenuntergang gearbeitet, wo dann Alle in den Negerhof zuſammenkommen, ſich ihr Abendeſſen ſelbſt kochen und bis 10 Uhr frei umhergehen dürfen, worauf ſie in ihre Häuſer eingeſchloſſen werden. Jedes Ehepaar hat ein hohes, luftiges Zimmer, zwei bequeme Betten und ſo viel Bequemlichkeit, als es ſich ſelbſt ſchaffen will; ordentliche Neger haben ihre Häuſer beſſer eingerichtet, als mancher deutſche Tagelöhner. Sonntags wird blos bis 9 Uhr Morgens gearbeitet, der übrige Tag freigegeben; ſie arbeiten in ihren Gärten, ſorgen für ihr Vieh, namentlich ein oder ein paar Schweine, die Jeder hat, und es erwächſt einem fleißigen Neger daraus ein jährlicher Erwerb von 12 bis 16 Dollars, wäh-

Digitized by Google

rend die Mehrzahl ſelbſt zur Wahrnehmung des eigenen Vortheils durch Zwang angehalten werden muß. Will ſich der Neger freikaufen, ſo ordnet das Geſetz an, daß der Herr keinen übermäßigen Preis fordern darf, aber gerade die Ordentlichſten und Bemitteltſten kaufen ſich am ſeltenſten los, weil ſie die Arbeit nicht ſcheuen und den ſichern Unterhalt wohl zu ſchätzen wiſſen. So äußerte eine Sklavin Souchay's, der die Freiheit angeboten wurde, ihr Bedenken, ob ſie dann auch ſatt zu eſſen finden werde; hier habe ſie doch ihr tägliches Brot gehabt, und Schläge nur, wenn ſie es verdiente.

Zehnjährige Erfahrung, ſagt Souchay, habe ihn belehrt, daß der Negercharakter ſo unendlich tief ſtehe, daß man nach moraliſchen Antrieben zu ſeinen Handlungen vergebens ſuche; das moraliſche Gefühl iſt vollkommen unentwickelt, vielmehr gehen alle ihre Handlungen aus thieriſchem Triebe oder aus ſchlauer Berechnung des eigenen Vortheils hervor. Edelmuth und Nachſicht des Weißen iſt ihnen verächtlich, wogegen ſie die Uebermacht reſpektiren, dafür aber ihren Herrn haſſen und ihn zu verderben ſuchen würden, wenn nicht Gefühl der Ohnmacht und Unkenntniß der eigenen Kraft, ſowie abergläubiſche Furcht ſie zurückhielten. Die vielfachen Verſuche in anderer Weiſe, als mit der Peitſche, und mit Vermeidung dieſer wirkſam zu ſtrafen, zu denen der menſchenfreundliche Herr ſich hinleiten ließ, ſind vollkommen fehl geſchlagen, ebenſo wie alle Verſuche, auf edlere Triebe als die Sinnlichkeit zu wirken. Es iſt keiner unter den Negern, der nicht ſchon die Peitſche erhalten hat, aber auch keiner, der ſie nicht verdient hätte. Von perſönlicher Anhänglichkeit iſt unter Hunderten kaum Ein Beiſpiel, ſelbſt bei denen, die durch humane Behandlung dazu aufgefordert erſcheinen. Souchay herrſcht durch Geiſt und Konſequenz und durch die Bethätigung perſönlichen Muthes.

Mit großer Schlauheit wiſſen die Neger die Schwächen der Weißen zu erkennen und zu benutzen; ſie ſind die geſchickteſten Heuchler. Ihre Rache iſt kalt und tückiſch, — und wirkſam genug durch ihre feine Kenntniß der Giftpflanzen, an denen alle Tropenländer überaus reich ſind. Sie vergiften die eigenen Kinder, ja wohl ſich ſelbſt, um dem Herrn zu ſchaden.

Das religiöſe Gefühl ſchlummert, obwohl Sitte und Geſetz der Kolonie auf Seelſorge Bedacht nehmen; ſelbſt das Sterbebett des Negers zeigt keine ſittliche Erhebung über den habituellen Zuſtand, nur bösartige Neger pflegen dann von Gewiſſensqualen, aber ſehr dumpfer, materieller Art, zu leiden. Fetiſchdienſt und heimliche Gebete ſind beobachtet worden; Amulette und Hexenkram ſtehen in höchſtem Anſehen: Skorpionſtachel, Zunge und Kopf des Chamäleon, Vogelſchnäbel, Zangen der Buſchſpinne, Haare von Negern und Weißen, Stücke von alten Meſſern und Zäumen. Manches wird verbrannt und gekocht, mit Schießpulver verſetzt, in Ziegenhörner oder Schneckenhäuſer gefüllt, mit Wachs verklebt und mit Knoblauchsknollen, einem großen Schlüſſel der Zauberkraft, verwahrt. Sie tragen dieſe Stücke verſteckt am Leibe, um zu verhüten, daß Spitzbübereien

Digitized by

entdeckt werden; anderes wird an der Pforte des Aufſehers vergraben, um ihn krank zu machen, oder im Pferdeſtall angebracht, damit die Pferde lahm werden. Sie behexen ſich auch untereinander und zaubern dagegen.

Je untergeordneter die geiſtigen Fähigkeiten, deſto kräftiger und entwickelter iſt der Körper des Negers. Alles verräth Kraft und Geſundheit, jedoch iſt die Stärke nicht unverhältnißmäßig groß. Charakteriſtiſch iſt die Dicke des Schädels und dagegen die Schwächlichkeit der Beine; während ſie erſteren mit Vorliebe als Angriffswaffe gebrauchen, genügt ein verhältnißmäßig ſchwacher Stoß oder Schlag, um das Gleichgewicht der letzteren zu erſchüttern; ſie tragen auch Alles auf dem Kopfe. Die Arbeitskraft iſt keiner nervöſen Abſpannung unterworfen, und im Nothfall können ſie ungeheure Mahlzeiten im Vorrath wie die Raubthiere zu ſich nehmen; die Zähne ſind ſprüchwörtlich ſchön, im Allgemeinen die Natur geſund und voll Heilkraft; faſt ihr ganzer Arzneibedarf beſchränkt ſich auf das purgirende Rizinusöl (Talma Christi, Castor oil). Die phyſiſche Reife tritt früh ein; hat man mir doch eine Wittwe von zehn Jahren gezeigt*). Alter und graue Haare treten erſt ſpät ein und man nimmt an, daß von 900 Negern einer das Alter von 100 Jahren erreicht, während bei Europäern das Verhältniß wie 1 : 4000 angegeben wird.

In Afrika iſt der Preis eines Sklaven nur 10—40 Dollars; rechnet man, daß die Verſchiffungskoſten per Kopf etwa 30 Dollars betragen, und daß ein ſolcher Neger in Braſilien oder Kuba um 300 bis 400 Dollars verkauft wird, ſo begreift man, daß der Sklavenhandel trotz aller Erſchwerungen immer noch lohnend und verführeriſch bleibt.

Anm. Seit dem Jahre 1861 wüthet in Nordamerika ein erbitterter Kampf über die Sklavenfrage, der noch jetzt — Oktober 1863 — nicht entſchieden iſt. So gewiß der für die Weißen ſelber entehrende Menſchenhandel aufhören muß und wird, ſo gewiß iſt es aber auch, daß dies nicht mit Einem Schlage geſchehen kann. In Ländern, wie die Antillen, würden Europäer, wenn ſie die Feldarbeit der Neger übernehmen ſollten, ſchon nach dem erſten Jahre dahingerafft werden. In dem ſonſt ſo wohl angebauten Jamaika, wo England die Neger emanzipirt hat, liegen nun die ſchönſten Plantagen ſtreckenweiſe ganz brach; freie Neger arbeiten, wie die Erfahrung genugſam bewieſen, nur ſo lange, als der Hunger ſie nöthigt Im tropiſchen Klima iſt aber dieſer leicht zu ſtillen und die Winterkälte nicht zu fürchten.

*) Vgl. über dieſen Punkt den folgenden Aufſatz.

Digitized by Google

7. Die charakteriſtiſchen Eigenthümlichkeiten des Negers.*)

Sein Körper iſt im Allgemeinen gut ausgebildet, von 1620 bis 1700mm Größe und ſchlankem Wuchs; der Oberkörper, vom Becken bis zum Scheitel gemeſſen, größer als vom Becken bis zur Sohle; die Lenden ſind länger als beim Europäer, die Gliedmaßen fein gebildet, die Füße auffallend dünn bemuskelt, ſo daß z. B. die Wade nicht ſehr bemerklich iſt. Das Zellgewebe unter der Haut iſt, ſelbſt bei kleinen Kindern, viel lockerer als beim Europäer, und daher die Haut ſelbſt leichter verſchiebbar, wodurch ſie dem Gefühl, obgleich dem Gewebe nach derber, weicher erſcheint. Der Kopf des Negers zeigt die bekannten Abweichungen: vorgezogene Kiefer, dicke wulſtige Lippen, kurze und platte Naſenbeine, feingebildete Ohren, ſtark entwickeltes Hinterhaupt und enge, ſowie abgeflachte Stirn. Jedoch giebt es Ausnahmen von völlig europäiſcher Geſichtsbildung, wovon ich Originalafrikaner angetroffen und genau gemeſſen habe. Die Augen haben eine völlig ſchwarze Regenbogenhaut, und das Weiße im Auge iſt, wie bei manchen Pferden, bräunlich ſchattirt. Die blendend weißen Zähne ſind von unverwüſtlicher Dauer, die Naſenflügel ſind dünn, die Naſenlöcher weit, der Mund iſt meiſtens groß, aber das Kinn, trotz der ſtarken Unterkiefer, ſehr kurz. Alles Haar, ſowohl Haupt- als Körperhaar, iſt ſpiralförmig gekräuſelt, und der Bartwuchs ſchwach; ſeine Farbe iſt ſchwarz, ſelten roth. Die Hautfarbe wechſelt vom Dunkelſchwarzen bis in's Braunrothe, Handteller und Fußſohlen ſind orangefarben. Die wahrnehmbaren Abſonderungen ſind geringer, die Ausdünſtung dagegen ſtärker als bei anderen Racen, und von eigenthümlichem, dem der Schafe ähnlichen, jedoch ſelbſt bei großer Reinlichkeit ſtechendem Geruch, woran man in der größten Dunkelheit die Anweſenheit eines Negers bemerken kann. In Bezug auf Schärfe der Sinne ſteht der Neger dem Indianer ſo weit nach als der Europäer; ſüße, ſcharf gewürzte, ſtark geſalzene Nahrungsmittel zieht er vor und verſchmäht weder faulendes Fleiſch jeder Art noch das Ungeziefer ſeines Kopfes. Obgleich Schmerzen geringen Einfluß auf ihn ausüben, ſo empfängt er ſelbſt kleine Züchtigung nie ohne entſetzliches Geſchrei; Thränen vergießt er nicht oder nur in den ſeltenſten Fällen. Uebermaß der Gefühligkeit und des Stumpfſinnes, der Freude und der Verzweiflung, des Eigenſinns und der Willfährigkeit, der Ausdauer und der Ermattung ſind Extreme, in denen er ſich bewegt. Eine Negermutter ſtopft ihrem Kinde die Nahrungsmittel bis zum Platzen ein, ſie heult zwei oder drei Tage lang nach ſeinem Tode, und geht dann unmittelbar zur geräuſchvollſten Freude des Tanzes über. Jeder Neger ſchläft, wenn er nicht beſchäftigt iſt, Tage lang, mit Ausnahme der Eſſenszeit, und zwar feſt wie ein Murmelthier; aber jeder Neger tanzt auch, wenngleich nach ſchwerer Arbeit,

*) Brief aus Paramaribo (A. A. Z. 158, 1853).

Digitized by

die ganze Nacht durch unermüdet, als wären ſeine Sehnen von Stahl. An ſeinem Geburtsort, ſeinem Wohnplatz, ſeiner eingelernten Beſchäftigungsweiſe hält er mit unbezwingbarem Eigenſinn feſt: ein Neger, der auf einer Zuckerplantage erzogen war, iſt auf Kaffeeplantagen nicht zu gebrauchen; eine Negerin, als Wäſcherin angewöhnt, wird nie plätten, als Plätterin nie kochen u. ſ. w. Man irrt ſich, wenn man glaubt, dieſer Eigenſinn ſei zu durchbrechen, wie der eines Europäers; dieſer Eigenſinn iſt kein gemachter wie bei dieſem, ſondern in der innerſten Natur der Race begründet und ſo ſtark, daß z. B. Neger, welche aus verſchiedenen Zuckerplantagen auf eine nicht ſehr entfernt gelegene zuſammengebracht, obgleich ihnen keine andere als die gewohnte Arbeit aufgetragen wurde, in Folge des Heimwehs Seuchen bekamen und ſtarben. Noch mehr: an dieſen Eigenſinn knüpft ſich ein Aberglaube, der zur Entfaltung einer Energie führt, welche nichts Anderes iſt, als die äußerſte Anſpannung der Kraft der Schwäche, wenn ich ſo ſagen darf. Ein Neger, der ſeinen Herrn um irgend einer Urſache willen haßt, führt mit der größten Anſtrengung und Entbehrung Dinge aus, die dieſem ſchaden; er ſtiehlt, er entfremdet, was er kann, er entzieht ſich der Arbeit, er geht durch und erträgt geduldig alle, ſelbſt die härteſte Strafe, wenn er nur hoffen kann, ſeinen Herrn geärgert zu haben. Ja, es ſind Fälle bekannt, wo Neger, die einen mit allerlei abergläubiſchen Zeremonien verbundenen Schwur geleiſtet, ihren Herrn zu ermorden, aber dazu zu feig waren, ſich durch Freſſen von Erde um's Leben brachten, weil ſie der Alternative der Ausführung des Mordes oder des Eidbruchs nicht zu entgehen vermochten.

Für Schmuck und Zierde hat der Neger wenig Sinn, er ſcheint in dieſer Beziehung mehr auf den Eindruck ſeiner wohlgeformten Glieder zu vertrauen als auf Kleider. Geſchmeidigkeit der Glieder iſt ihm von Natur eigen, und wenn er dieſe Gabe in der ſogenannten Freiheit zu nichts Anderem nützt, als zu affenartigen Sprüngen, ſo zeigen in mehr kultivirtem Zuſtand beide, beſonders aber das weibliche Geſchlecht, eine natürliche Grazie und Würde der Haltung und Bewegung, die, ſelbſt in Lumpen gehüllt, Adel blicken läßt. Sorglos im höchſten Grade, giebt weder das eine noch das andere Geſchlecht Acht auf ſeine Kleider und folgt in der Wahl derſelben dem Trieb nach der geſchmackloſeſten Buntheit; allein die Art, die Kleider zu tragen, hat ſtets etwas Maleriſches. Was ihre Wohnung betrifft, ſo iſt die der freien Buſchneger hochgelegen, zugänglich, reinlich und nicht ſonder Zierde geflochten; die der Sklaven dagegen, wenn ſie ihrer Wahl folgen dürfen, unzugänglich, nicht ſehr reinlich und wohl hinter Gebüſchen verſteckt. Dieſe lieben es nicht, wenn irgendwer die Wohnung betritt, weil ſie fürchten, über irgend einem dort verborgenen Diebsgut ertappt zu werden.

Was den Neger am meiſten bezeichnet, ſind ſeine fixen Ideen, ohne die man keinen antreffen wird. Jeder bildet ſich ein, daß irgend etwas oder irgend welche Dinge für ihn ſchädlich ſind, wo nicht ihm den Tod bringen, und dieſe heißt er ſeine Drift; ſo hat einer einen gewiſſen Fiſch,

Digitized by Google

der andere eine oder mehrere Früchte u. ſ. w. zur Driſt, und iſt durch nichts zu vermögen, dieſe Dinge zu genießen, ja er wird wirklich krank, wenn er ſie genießt, ſo mächtig wirkt dieſe fixe Idee. Dies iſt Kleinigkeit, wenn man will, Geſchmackſache; allein dieſe fixen Ideen haben eine ſehr ernſte Seite: es herrſcht nämlich unter dieſem Volke der Glaube, daß in Jedem ihres Gleichen ein böſer Dämon ſtecke, welcher ſeine Handlungen regiere. Stirbt unter den freien Buſchnegern Einer, ſo wird von den Verwandten irgendwer bezüchtigt, ihn ermordet zu haben, und wäre dieſer Jemand auch lange Zeit ſtundenweit entfernt geweſen. Nach Befragung einer Art von Pythia wird der Bezüchtigte ergriffen und grauſam hingerichtet.

Gleichwie am Negerkopf das Ohr der ſchönſte Theil — denn es iſt fein und wohlgebildet — ſo iſt auch Sinn für Muſik dieſer Race eigen; ihre Geſänge, obgleich oft von wüſtem Inſtrumentallärm begleitet, bewegen ſich in Moll-Akkorden und ſind nicht ohne Wohlklang. Ihre Stimmen ſind knäbiſch, mehr Hals- als Bruſtſtimmen, und ihr Sprachſinn äußert ſich mehr melodiös als logiſch. Das ſogenannte Neger-Engliſch, das hier allgemein geſprochen wird, iſt ein Gemengſel von Engliſch, Holländiſch, Spaniſch und ſo zu ſagen Afrikaniſch, ohne allen innern Bau, gefügt nach Kinderart; allein das Verdienſt haben die Neger wenigſtens um die engliſche Sprache, daß ſie vermöge ihres muſikaliſchen Ohres alle die häßlich klingenden, ſchlechten Vokale in wohlklingende umgewandelt haben und dies immer thun, ſobald ihnen ein hartes Wort vorkommt. Ein Neger z. B., den man Achmed nannte, bekam alsbald von ſeinen Kameraden den Namen Hagometi (hog's meat, Schweinefleiſch), und wenn ich Ihnen einen Begriff von dem kinderartigen Bau dieſes Gemengſels geben ſoll, ſo kann dies durch den Wahlſpruch der hieſigen farbigen petites-femmes oder missies geſchehen, der lautet: monni kabá, lobi kabá, überſetzt: monni = money, Geld; kabá = accabado, zu Ende — und damit iſt die Ueberſetzung zu Ende, denn was lobi heißt, werden Sie ſich ohne Schwierigkeit ſelbſt erklären können.

Es iſt häufig behauptet worden, daß im Süden die Entwickelung der Reife früher eintrete als im Norden, und beſonders beim Neger früher als beim Weißen. Dieſer Behauptung muß ich, nach dem, was ich in Surinam geſehen und hierüber gehört habe, widerſprechen, und kann mir ſie nur daraus erklären, daß Unterſucher, welche ſie angaben, ſich auf die eigenen Ausſagen der Neger in Betreff ihres Lebensalters verließen. Man muß aber wiſſen, daß der Neger nie weiß, wie alt er iſt, und hierüber die lächerlichſten Angaben liefert; ſo gab mir z. B. ein etwa 40jähriger Neger auf die Frage, wie alt er ſei, in vollem Ernſt die Antwort: funfzehn Jahre. Genauen Erkundigungen zufolge tritt bei den Weibern die Reife zwiſchen dem 13ten und 17ten Jahr ein, und hört, wie bei uns, um das 40ſte Lebensjahr auf. Ganz anders verhält es ſich aber mit der Entwickelung und Ausbildung des Körpers in der Jugend. Wo ein europäiſches Kind noch ganz kinderartige Verhältniſſe zeigt, z. B. im vierten Jahr, iſt das Neger-

Digitized by

kind ſchon fertig proportionirt gewachſen, und ſieht, da ſein Wachsthum in die Höhe nicht ſchneller geht als bei andern Menſchen, eher einem Erwachſenen en miniature als einem Kinde gleich. Die Geſichtszüge haben ſchon in dieſem Alter den fertigen Ausdruck eines Europäers von zwanzig Jahren, die Haut läßt ſich falten, ohne daß, wie bei gleich alten weißen Kindern, eine dicke Schicht fetten Zellgewebes die Falte verdickt oder das Falten unmöglich macht; die Bewegungen ſind ſo gewandt, wie bei Erwachſenen, und überhaupt ſieht man an dieſen Kindern die Veränderungen, welche ein Europäer vom vierten bis ſechzehnten Jahr durchläuft, nur undeutlich.

Es war oben von Extremen die Rede, in denen ſich der Neger ausſchließlich bewegt; hierzu zähle man nun noch den wildeſten Trotz und die bis zur Verzweiflung gehende Feigheit, den abgeſchmackteſten Hochmuth und die bettelhafteſte Kriecherei, die zärtlichſte Affenliebe und die entmenſchteſte Grauſamkeit, ſo ergiebt ſich uns das Bild eines ſtationären Knabenthums. Der Neger iſt ein ſeiner Race nach ſtationärer Knabe. Denken wir zurück an unſere eigene Knabenzeit, ſo werden wir finden, daß damals dieſelben Gegenſätze von Gefühligkeit und Stumpfſinn, Frohſinn und Verzweiflung, Trotz und Feigheit, Eigenſinn und Willfährigkeit, Ausdauer und Trägheit, Hochmuth und Unterwürfigkeit unſer Eigenſtes waren. Es wird noch oft genug von Negertricks die Rede ſein, die ich jetzt nicht vorgreifend aus ihrem Zuſammenhang reißen kann, allein es iſt kein Charakterzug an dieſer Race zu finden, wodurch nicht die Wahrheit des oben ausgeſprochenen Satzes in die Augen ſpränge. Ein guter Neger iſt wie ein guter Junge: offen, ſchmeichleriſch, gierig nach Lob oder kleinen Spenden, willfährig und ausdauernd; ein ſchlechter das treffende Bild eines böſen Schulknaben: verſtockt, liſtig, voll freudiger Emſigkeit, wenn er am Werke iſt, um den Meiſter zu ärgern oder zu hintergehen, routinirt in der Verſtellung und Lüge, höchſt gewandt in Ausreden aller Art, Stoiker in Ertragung von Schmerzen, denn er weiß, es ärgert den Meiſter, wenn er Züchtigung mit Gleichmuth erträgt, und träge, gleichgültig und gefräßig über alle Begriffe. Dem Trunk iſt er im Allgemeinen nicht ſo ergeben als der Indianer, und kann demſelben entſagen, wenn deſſen Gebrauch ihm Gefahr bringt; ob er der Wolluſt mehr ergeben ſei als der Europäer, wird ſchwer zu entſcheiden ſein, aber ſeine Leidenſchaftlichkeit iſt zügellos, wenn angeregt, und Treu' und Glauben ſind bei ihm von dem Einfluß launenhafter Neigung oder dem der Angewöhnung von Jugend auf abhängig. Obgleich von guter Auffaſſungsgabe, iſt er ohne Urtheil und läßt ſich daher in dieſem durch die abgeſchmackteſten Phantaſien leiten. Ein Neger, den man auf eine Viertelſtunde Wegs verſchickt, braucht gewöhnlich, trotz aller Ermahnungen und Androhungen, hierzu 4 bis 5 Stunden; hierüber zur Rede geſtellt, behauptet er, nicht gewußt zu haben, daß es ſo ſpät ſei, leugnet jeden Fehler ab, ſcheint ihn nicht zu begreifen, oder begreift ihn in der That nicht gut, denn er hat kein Zeitmaß im Kopf; zeigt man ihm

Digitized by Google

aber die Uhr, ehe er fortgeht, und droht ihm mit Strafe, wenn er nicht zurück iſt, bis der Zeiger auf eine beſtimmte Ziffer weiſe, ſo kommt er pünktlich, denn er hält die Uhr für ein Wunderding, das den Meiſter über alle ſeine Schritte unterrichtet.

Wenn der Neger mit Ruhe Gefahren entgegengeht, ſo iſt dies nicht der ruhige Muth des Mannes, ſondern die Gleichgültigkeit und tollkühne Urtheilsloſigkeit des Knaben. Man hat häufig die Erfahrung gemacht, daß der Neger der Anſteckung nervöſer Fieber, wie z. B. der des gelben Fiebers, entgeht; es iſt aber Irrthum, wenn man glaubt, das dies ſeinen Grund in ſeiner körperlichen Organiſation habe; der Muth der Gleichgültigkeit ſchützt ihn vor Anſteckung eben ſo, als den Europäer ſein moraliſcher Muth in ähnlichen Fällen. Sobald der Neger aber die wahre oder eingebildete Größe einer Gefahr einſieht, ſo überläßt er ſich der graſſeſten Verzweiflung und geht dadurch ſchneller zu Grunde, als der Europäer; hat er beim gelben Fieber die Macht der Krankheit begriffen, ſo iſt er, da er ſich gleich anfangs verloren giebt, ſicher verloren. Obgleich durch ſeine erregbare Gefühligkeit mit beinahe hundeartiger Treue an ſeinen Meiſter und Erzieher gekettet, fehlt ihm jene Treue, die für den männlichen Charakter das Bezeichnendſte iſt; aber ſeine Treuloſigkeit iſt völlig grundlos, d. h. er zeigt nicht Mißtrauen, weil er getäuſcht wurde, ſondern er mißtraut Jedem, weil in ihm, ſeiner Natur nach, keine Treue wohnt. Am meiſten mißtraut er aber ſeines Gleichen, und hiervon kommt, verbunden mit ſeiner Anlage zu fixen Ideen, ſein Glaube: jeder Neger ſei von einem böſen Geiſt beſeſſen. Dies iſt auch das größte Hinderniß für die Erziehung der Neger durch ihres Gleichen, indem ſie Unterweiſung durch dieſelben bei Weitem weniger gut annehmen, als von Weißen, und dies beſonders, wenn der Unterweiſer ein freier Mann iſt, wo er nicht ſelten durch das Mißtrauen ſeiner Racegenoſſen, ſowie durch eigene angeborene Neigung, aus einem gebildeten Zuſtand in den der Rohheit zurückkehrt. Es ſind Beiſpiele von talentvollen Negern bekannt, welche, in Europa erzogen, gelehrte und tüchtige Prediger wurden; man ſchickte ſie als Miſſionäre nach Afrika, aber nach wenigen Jahren traf man ſie daſelbſt ſo nackt und roh an, als ihre wilden Stammgenoſſen.

Geld hat in der Hand des Negers daſſelbe Schickſal, als in der eines Knaben, es wird entweder nutzlos aufgehäuft oder auf die unſinnigſte Weiſe verſchwendet. So kaufte z. B. ein Buſchneger, der in Paramaribo eine Quantität Holz verkauft hatte, von einem Juden eine Schreibſchatulle, bloß weil er wußte, daß die Europäer ſich einer ſolchen bedienten, und ſchleppte dieſes eben ſo theure als nutzloſe Möbel mit ſich in die Urwälder. Wie Kaliban nur unter dem Einfluß der weißen Zucht Proſpero's, ſo iſt, mit äußerſt ſeltenen Ausnahmen, von Negerindividuen, die durch perſönliche Mannhaftigkeit das Knabenhafte ihrer Race überwinden können, der Neger nur in der Dienſtbarkeit des Weißen etwas werth. Man kann in den Straßen von Paramaribo die Freineger als himmelanſtinkende Faullenzer

Digitized by

kauen, liegen und gaffen ſehen, denn wenn ſie nur ein bis anderthalb Tage in der Woche ein wenig arbeiten, ſo haben ſie genug, um den Bauch zu füllen. Dies geſchieht mit den talentloſen; aber ſelbſt talentvolle, die ſich als Werkleute in jeder Beziehung ausgezeichnet hatten, fallen unmittelbar nach ihrer Freilaſſung aus Hochmuth (da ja nur der Sklave zu arbeiten braucht), Gedankenloſigkeit und Mangel an innerem Halt der elendeſten Faullenzerei anheim.

Dies Alles, wird man uns ſagen, kommt auch bei Europäern vor; das ganze europäiſche Proletariat, vom deutſchen Bummler bis zum Lazzarone, hat in ſeinem Charakter, in ſeiner Denkungsweiſe, in ſeinem Handeln die größte Aehnlichkeit mit dem, was hier von Negern geſagt wird; Trägheit, Gleichgültigkeit, Mißtrauen, Unfähigkeit im Gebrauch des Geldes u. ſ. w. kommt auch hier in ähnlicher Weiſe vor. Zugegeben! denn der Proletarier iſt nichts Anderes als eine Knabennatur; allein was ihn weſentlich vom Neger unterſcheidet, iſt das: der europäiſche Proletarier hat, obgleich ſeiner innern Individualität nach von der Geburt bis zum Tode ein pſychiſcher Knabe, hinter ſich die Männernatur der europäiſchen weißen Race; dadurch hat er die Fähigkeit, ſein Bubenthum zu durchbrechen, und ſeiner Obrigkeit iſt die Möglichkeit gegeben, auf dieſe Durchbrechung hinzuwirken, ohne gegen einen organiſchen Naturbeſtand anzukämpfen. Den Proletarier hindert ſeine äußere Freiheit nicht, die innere anzutreten, ſobald er in ſich gehen und die ihm von der Natur eingepflanzten männlichen Eigenſchaften kultiviren will. Ganz anders der Neger. Da ſeine Race knäbiſch und dadurch innerlich unfrei, ſo hat er — ein Fall, der unter allen Menſchenracen mehr Ausnahme als Regel iſt — eine ungewöhnlich ſtarke männliche Individualität nöthig, um ſeine Race-Eigenſchaften zu überwinden; für ihn iſt die äußere Freiheit, wenn dieſe Ueberwindung nicht vollſtändig geſchehen iſt, ein Hinderniß, die innere anzutreten, weil er ohne die väterliche Leitung des Europäers den durch nichts zu durchbrechenden knäbiſchen Eigenſchaften ſeiner Race zur Beute wird.

---

8. Mexiko.

1.

Land und Leute.*)

Der Golf von Mexiko bietet in ſeinem ganzen weiten Umfange den Schiffen bloß einen einzigen und noch obendrein ſehr gefährlichen Ankerplatz

*) Nach dem angeführten Werke des Herrn von Salvandy.

Digitized by Google

dar, den von Vera Kruz*); und gerade dort haben ſich zwei verheerende Landplagen in die Herrſchaft des ganzen Jahres getheilt: das gelbe Fieber und der Nordwind, welche in ihrem unerbittlich ſtrengen Regiment mit einander abwechſeln, von einer Sonnenwende zur andern.

Ich kam im November an, alſo in der Jahreszeit der Orkane. Wir hatten die Antillen durchſegelt, hatten denſelben Weg verfolgt, den vor 300 Jahren ein großer Seefahrer gebahnt, und waren ſo in's Angeſicht des Kofre de Perote und des flammenden Gipfels des Orizaba gelangt, die gleich einem zweifachen Pharus auf den Kordillerenkamm gepflanzt ſind; gleich wie zwei ungeheure Thürme, die ſich von der unermeßlichen Andenkette losgeriſſen haben. Da drüben, jenſeits des Reiches der Stürme, entfaltete ſich vor unſern Augen das majeſtätiſche Amphitheater eines Kontinents, höher über der Meeresfläche erhaben, als die Berggipfel der Pyrenäen, und der Strand, an welchem Fernando Kortez einſt ſeine Fahnen aufpflanzte, enthüllte bereits bis an den fernen Hintergrund der Gebirge ſeinen dürren, einförmigen Anblick. An der Scheidegrenze zwiſchen See und Gebirge zeigte vor uns Vera Kruz ſeine Mauern, die eben ſo von den Fluthen des Ozeans wie von hohen Sandwellen rings umlagert ſind. Unſere Schiffsgefährten, die vorher ihre Augen unabläſſig nach dem feſten Lande hin gerichtet hatten, wendeten ſich jetzt nach dem Atlantiſchen Ozean zurück, wie nach einem ſchönern Aufenthaltsorte, den man ſo eben zu verlaſſen im Begriff iſt und gern noch einmal zu ſehen wünſcht. Das Schloß von San Juan de Ulloa ſchien ganz in die feuchte Fläche zu tauchen. Seine Kanonen begrüßten unſer mit der königlichen Flagge geziertes Schiff, und dieſe Donnerſtimmen riefen eine große Menge von Menſchen nach dem Hafen hinaus, die alle voll ungeduldiger Sehnſucht da ſtanden, um Brüder, Ehegatten oder Söhne zu bewillkommnen. Ich war der Einzige, dem von dem unbekannten Strande her ſich weder die Arme einer Schweſter oder Mutter, noch die eines Freundes entgegenſtreckten.

— — Vier Monate waren verſtrichen, und ich konnte an meine Abreiſe denken. Als ich Vera Kruz verließ, war der Sommer der Aequinoktialgegenden, der im Oktober beginnt, ſeinem Ende nahe. Das gelbe Fieber wüthete gegen die dürren Gegenden der Seeküſte hin. Ich hoffte, dem glühenden Hauch der Südweſtwinde zu entgehen, wenn ich das prachtvolle Amphitheater der Kordilleren erſtiege, und dort zu Ende Mai die Donner murmeln zu hören, welche in dieſen Klimaten dem Winter vorauszugehen pflegen. Indeß, ſeit einiger Zeit hat der Himmel ſo gut ſeine Revolutionen, als die Erde, und Neu-Spanien hat es erlebt, daß die Zeit der Dürre ſich nicht mehr auf die von der Natur ihr zugewieſenen acht Monate beſchränkte, ſondern das ganze Jahr hindurch herrſchte, oder höchſtens im September auf kurze Zeit den wohlthätigen Gewittern Platz machte. So fand ich denn auch den glühenden Sommer meiner Heimath

*) „Wahres Kreuz."

Digitized by

(Spanien) in der winterlichen Jahreszeit des Aequators wieder und mußte alle Gluth der heißen Zone erdulden.

Ich würde mit meiner Darſtellung nicht zu Ende kommen, wollte ich alle die Leiden erzählen, die ich unter dem Druck eines brennenden Himmelsſtrichs, in einem Kontinent zu erdulden hatte, wo mir Alles neu und ungewohnt war, ſelbſt die Geſichtsbildung der Menſchen; wo ich unter zwanzigerlei Völkerſchaften gerieth, deren Sprache ich nicht verſtand; wo ich, irre geführt durch die Erſcheinungen der Nacht, wie durch die des Tages, weder über meinem Haupte die bekannten Sternbilder meiner Kindheit, noch um mich her die Pflanzenwelt, die Landſchaft, den Geſichtskreis meines Vaterlandes wieder fand, heute über ewigen Schnee, morgen durch tiefe, von der glühenden Lava gebildete Schluchten, bisweilen durch reiche, anmuthige Thäler, noch öfter aber durch weite, öde Savannen wanderte, wo ich oft mehrere Nächte hindurch keinen andern Zufluchtsort fand, als den Tambo der Mauleſeltreiber.

Indeſſen hatten doch die Mühſeligkeiten einer ſolchen Reiſe keinen ſo großen Einfluß auf mich, daß ich nicht die Szenen, die ſich meiner Bewunderung darboten, hätte betrachten ſollen. Soll ich es verſuchen, ein Gemälde mit Worten zu zeichnen, welches die Natur in ihrer Allmacht ausgeſchmückt und durch das Zauberſpiel ihrer Phänomene ſo großartig gemacht hat? Amerika iſt wirklich eine neue Welt, die ſich vor dem erſtaunten Blick des Europäers ausbreitet. Wie ſoll man dieſe eben ſo anmuthigen als großartigen Wirkungen einer Atmoſphäre ſchildern, welche durchſichtiger und dünner als die unſrige iſt, die ein helleres Licht durch ſie hindurchſtrömen läßt, einen Reichthum an Farben und Wiederſcheinen darbietet, dem Auge die Fernen ganz nahe rückt, und nach allen Seiten im tiefen Dunkelblau des Himmels mit den ſchärfſten Umriſſen den impoſanten Bau jener Kordilleren zeigt, welche das alte Reich des Montezuma bis zu einer alpengleichen Höhe emporheben? Wo ſich ihre Abhänge entfalten, da ſieht man angebaute Felder, Weidetriften, Urwälder, Flecken und Städte in ſo großen Provinzen, wie ſie in Europa für Königreiche gelten würden; und über dieſe reiche Landſchaft zieht dann die Rieſenbergkette ihre ungeheure ſilberne Binde wie ein Ehrenkranz. Die gewaltigen Felskegel ſcheinen, den Titanen der Vorwelt gleich, den Himmel erſtürmen zu wollen, und die rieſigen Baſaltmauern, die ſich in den ſeltſamſten Formen, bald wie Säulengänge und Vorhallen, bald wie die Ruinen mächtiger Burgen dem Auge darſtellen, ſcheinen Riſſe von Bauwerken zu ſein, die nur ein überirdiſcher Baumeiſter ſo zu entwerfen und auszuführen vermochte! Oft auch bleibt der Wanderer voll Ueberraſchung am Fuße eines Vulkans ſtehen, deſſen Krater ſechsmal höher iſt als der Veſuv oder die doppelte Höhe des Aetna erreicht. Hier thürmen ſich die Kegel des Orizaba und Perote wie ewige Pyramiden empor, dort die Spitzen des Kolyma und Jorulla, weiterhin auf der Zentralhochfläche neben der Stadt des

Digitized by Google

Guatimozin ſteigen ſtolz der Izzakkihuatl und der Popokatepetl, die Nebenbuhler des Chimboraſſo*), empor, gleichſam wie König und Königin der Mitte ihres Reiches, der Andes von Mexiko.

So tritt dem Auge das vormalige Kolonieland entgegen, das fünfmal größer iſt als Spanien.

Vermöge der ungleichen Geſtaltung des Bodens in dieſem Berglande iſt ein einziger Tag hinreichend, um aus dem Sonnenbrand des Aequators in das Eis der Polarzone zu gelangen. Die Pflanzengeſchlechter, die von den Ebenen der Küſte und von der unterſten Tiefe der Thäler bis zur Höhe des ewigen Schnees hinaufwachſen, wechſeln in eben dem Maaße, wie die Luftbeſchaffenheit. Am Strande der beiden Meere hin, wo die Perle unter dem Sande hervorblitzt, beginnt die Region der heilſamen Jalappe, der Ananas und ähnlicher köſtlicher Früchte, die unſer Europa gar nicht kennt, des Tabaks, dieſes treuen Lieblings der Spanier in beiden Erdhälften, der im Palaſt des Königs wie im elenden Zelte des Hirten die Langeweile vertreibt und aufheitert; hier liefert die Jatropha dem Dürftigen das nährende Maniokbrod**), hier entfaltet der Piſangbaum***) ſein zartes Laub und bietet den Menſchen Nahrungsmittel dar, die an Ueberfluß wie an Wohlgeſchmack die Getreidearten unſerer Gegenden weit übertreffen, die dickbelaubte Liane, welche die Vanille, dies wahrhaft amerikaniſche Gewürz, liefert, erfüllt mit ihrem balſamiſchen Duft den Luftkreis und tapeziert mit ihren zierlichen Blüthen die Spalten der Felſen, die Ufer der Ströme, das Dickicht der Gehölze. Neben dem Kaktus, deſſen furchtbare Stacheln den Scharlachwurm beſchützen †), ſchmückt das Land die für Künſte und Gewerbe ſo wichtige Indigoſtaude, dann der Kakaobaum, dem das Leben des Spaniers in Amerika wie daheim auf der pyrenäiſchen Halbinſel ſeinen hauptſächlichſten Unterhalt verdankt, die Baumwollenpflanze mit ihren ſchönen gelben Blüthen, welche faſt die ganze bewohnte Erde mit Kleidern verſieht, endlich

---

*) Der Chimboraſſo hat 20,100 Fuß, der Popoca-tepetl (Feuerberg) 16,600 Fuß.

**) Jatropha Manihot oder Kaſſavapflanze, ein ſechs bis ſieben Fuß hoher Strauch mit handförmigen Blättern, die lanzettförmige Lappen haben. Die Wurzel enthält einen giftigen Saft und würde daher, mit demſelben gegeſſen, ſehr ſchädlich ſein; allein wenn man ihn auspreßt und die Wurzel von der äußern Rinde ſäubert, ſo giebt ſie, in der Sonne getrocknet, ein herrliches Mehl, woraus ein wohlſchmeckendes, geſundes und nahrhaftes Brod gebacken wird.

***) Der Bananen-Piſang (Musa sapientum) hat wie die Palme einen krautartigen, grünen, markigen Stamm und oben eine herrliche Krone breiter, großer Blätter. Was die Getreidearten dem Nordländer, das ſind die Bananen mit ihren nährenden, reichergiebigen Früchten dem Tropenländer.

†) Mexiko iſt der Hauptort der Kochenille (Schildlaus), welche hier auf mehreren Arten des Kaktus, vornehmlich auch auf dem unter uns bekannten Cactus Opuntia (indianiſches Feigenblatt) lebt. Dieſes äußerlich ſo unſcheinbare Inſekt giebt die herrliche Farbe, die wir kennen, und bringt jährlich ein Kapital von circa neun Millionen Thalern Ausbeute.

Digitized by

der Kampechebaum mit ſeinen traubenförmigen wohlduftenden Blumen, ſeinen aromatiſch-ſtärkenden Früchten, ſeinen arzneilich wirkenden Blättern und ſeinem berühmten Holze, das ſelbſt das Waſſer, worin ein Stamm dieſes merkwürdigen Baumes eine Zeitlang gelegen, zu einer brauchbaren Tinte zu färben vermag; — eine ſolche reiche Flora belebt die Ufer der Seen, das Bett der Flüſſe, die Abhänge der Berge. Das Zuckerrohr von Taïti läßt mitten durch dieſes große Naturgemälde ſein helles Grün ſchimmern; der Kaffeebaum iſt, bis an die Grenze des ewigen Frühlings hin, ein freundlicher Gaſt geworden; der Reis und der Mais, der Yam und die Bataten*) knüpfen ihre nährenden Früchte an ein und dieſelbe fruchtbare Scholle; der Weinſtock Aſiens und der Weizen Europa's wachſen hier um die Wette; der Oelbaum, der Flachs und Hanf erwarten blos noch, daß man ihnen das Bürgerrecht ertheile, um ſofort dem Vaterlande des Goldes und Silbers neue Erdengüter zu bringen. In jeder Höhe findet ſich die Kartoffel, die im Pflanzenreich ganz ſo wie unter den Thieren der Hund, dieſer treueſte Begleiter des Menſchen, überall einheimiſch wird, wo der Menſch zu leben vermag, und die nicht minder leicht anzubauende faſt noch wohlthätigere Agave**) läßt wie eine Wunderquelle dreimal des Tages dem Ackersmann wie dem Hirten Wein und Honig ausſtrömen, und das bis in die Nachbarſchaft der eiſigen Zone hin.

Dieſen glücklichen Boden, der ſich für den Anbau der Pflanzen aller Gegenden eignet, darf der Pflanzer blos aufwühlen, um alle Metalle zu finden, die der Schooß der Erde nur irgend in ſich ſchließen kann. Das Eiſen, das Kupfer, das Queckſilber, das bis jetzt in den Minen Neu-

---

*) Die gemeine Yamswurzel (Dioscorea sativa) iſt in beiden Indien und auf den Inſeln der Südſee zu Hauſe. Das ganze Gewächs iſt faſt blos Wurzel, auf welche die Natur alle Kraft verwandt hat: ein dicker Knollen, äußerlich grau oder gelb, inwendig weiß, oft von 40—60 Pfund Gewicht. Man ißt ſie gewöhnlich in Aſche gebraten.

Die Bataten der Convolvulus batatas, einer Winde, ſind Knollen, einigermaßen den Kartoffeln ähnlich, aber zarter und lieblicher von Geſchmack. Der borſtige, kriechende Stengel hat herzförmige Blätter und blaue Blumen.

**) Die Gärtner rechnen die Agave ihrer ähnlichen Blattform wegen zu den Aloën, obwohl ſie ein eigenes Geſchlecht ausmacht. Die bekannteſte, welche auch in unſern Gewächshäuſern gezogen wird, iſt eben dieſe amerikaniſche (Agave americana), mit den dicken, 3 Fuß langen, in eine Stachelſpitze auslaufenden Blättern. Im zwanzigſten oder dreißigſten Jahre treibt der ungeheure Stamm zuweilen 30 Fuß hohe Blüthenſtengel hervor mit einem Durchmeſſer von 5 Zoll. Er breitet ſich oben in Aeſte aus, die, gleich den Armen eines Kronleuchters, eine Pyramide bilden und angenehm riechende grüngelbe Blüthen tragen. Die blühende Agave gewährt einen prächtigen Anblick. — In Amerika braucht man ſie zu Zäunen, die noch beſſer ſchützen als eine Mauer. Aus dem Saft kann Wein (Pulque), Zucker und Eſſig bereitet werden. In Mexiko giebt es Agavepflanzungen, die blos durch den Saft zehn und mehrere Tauſend Thaler eintragen. Aus den Blättern und ihren Fibern macht man Flechtwerk und Garn zu allerhand Zeugen.

Digitized by Google

Spaniens faſt vergeſſen ruhte, iſt eine bisher faſt gar nicht beachtete Quelle künftigen Glückes und Wohlſtandes, welchem dereinſt die alte Welt zinsbar werden wird. Mexiko, in der Mitte des Erdkreiſes gelegen, kann nach der einen Seite hin mit den Werkſtätten Europa's, nach der andern mit den Faktoreien Aſiens in Verbindung treten.

Aber nicht blos die Erzeugniſſe des Bodens und die Anſichten der Gegenden wechſeln hier in reicher Fülle mit dem mannigfaltigen Klima, der Einfluß des letztern äußert ſich auch in der verſchiedenartigen Sitte, Lebensweiſe, Geſichtsbildung der Menſchen; nur mit dem Unterſchiede, daß der Menſch gerade in dem Maaße deſto mehr Kraft und inneres Leben hat, je geringere Lebenskraft und Schönheit die Pflanzenwelt zeigt.

Dies kommt daher, weil die Früchte ſeiner Arbeit ihm weit mehr Gedeihen bringen, als die Früchte ſeines Bodens. Auch ſcheint er dies wirklich von jeher gefühlt zu haben; denn nach dem Beiſpiel der frühern und urſprünglichen Bevölkerung drängten ſich auch die ſpäteren Eroberer des Landes in die höheren Gegenden hin, auf das ungeheure Plateau von Anahuak, dieſen Mittelpunkt der Kultur und Geſittung früherer Zeiten. Hier blühten unter den blutigſten Fehden die Tlaskalaniſchen Republiken und die Monarchie der Azteken, dieſe ſtolzen Rivalen, welche man das Griechenland und das Perſien der neuen Welt nennen könnte; hier ſieht man Städte, geſchmückt mit den Erfindungen des menſchlichen Geiſtes, mit den ausgeſuchteſten Gegenſtänden des Luxus, mit den wohlthätigen Erzeugniſſen der Künſte und Gewerbe, die mitten unter den ehrwürdigen Ruinen einer längſt dahingeſunkenen Ordnung der Dinge eine europäiſche Pracht entfalten; hier ſtehen noch uralte Tempel, die ihre Götter und ihre Erbauer längſt überlebt haben; ungeheure Altäre, vor denen die Seele von dem majeſtätiſchen Eindruck ergriffen wird und eine gewiſſe religiöſe Rührung empfindet; — große Waſſerleitungen, die der alten Römer würdig geweſen wären; Pyramiden, die an Größe jenen Monumenten gleich kommen, welche noch aus dem Sande der ägyptiſchen Ebene hervorragen, und die gleich dieſen aus der Verehrung des Jenſeits entſprangen.

Sieben bis acht Millionen Menſchen ſind die einzigen Inſaſſen dieſes bezaubernden Landes, welches ein Drittheil der Bevölkerung der alten Welt ernähren könnte. Gleichſam als wäre es von jeher dazu beſtimmt, allem dem, was die entlegenſten Himmelsſtriche erzeugen, zum Vereinigungspunkte zu dienen, geben ſogar die Bewohner durch den Kontraſt ihrer Hautfarbe und ihrer Sitten und Gebräuche der ganzen Naturſzene, die ſie beleben, vollends einen ungewöhnlichen Anblick. Die drei großen Spielarten unſeres Menſchenſtammes leben hier neben einander; die verſchiedenartigſten Miſchungen und Abſtufungen von Schwarz, Weiß, Kupferroth laufen hier in einander, während daneben manche Familien die urſprüngliche Bildungsform mit aller Zähigkeit und Schärfe behalten haben.

Aber warum mußten doch Menſchen aus allen Zonen ſich blos darum

Digitized by

auf den Höhen der Kordilleren begegnen, um ſich gegenſeitig zu haſſen? Warum mußte dieſer Kaſtenunterſchied, der ſich auf das leerſte Vorrecht gründet, das der Zufall austheilt, überall Unterdrückung und Feindſchaft verbreiten? Es giebt keine Farbe der menſchlichen Haut, die nicht von dem Stolz der Weißen irgend einen Rang oder irgend einen Namen erhalten hätte. Der Eingeborene aus den unteren Volksklaſſen, der ſchon im Reiche Montezumas zum Pöbel gerechnet wurde, ſeufzte noch vor Kurzem unter dem Joch der Stellvertreter des ehemaligen aztekiſchen *) Adels, ſeinen Gemeinde- oder Munizipalobrigkeiten, die auf ihre Mitbürger tyranniſch niedertraten, um zu vergeſſen, daß ſie ſelbſt von der europäiſchen Race in den Staub getreten waren. Dieſe Kaziken, obwohl zum Range des kaſtilianiſchen Adels erhoben, verabſcheuen den Kreolen, d. h. den Nachkommen jener Spanier, die Mexiko eroberten und ſich bereits akklimatiſirt haben. Die Kreolen wiederum, die nur zu oft dem Andenken an das Mutterland untreu geworden ſind und die Wohlthaten deſſelben vergeſſen haben, können dem neuen Ankömmling aus der alten Welt die Aemter und Ehrenſtellen nicht verzeihen, womit die Politik des Mutterlandes ihn faſt ausſchließlich bekleidet. Die Kaſten von gemiſchtem Geblüt aber, welche von den reinen Racen gar nicht anerkannt werden, ſtehen in allgemeiner Verachtung. Doch hat ſich, nachdem Mexiko vom ſpaniſchen Mutterlande ſich losgeriſſen hat, auch Manches geändert. Die Kaſten ſtehen minder ſchroff einander gegenüber, aber die Kreolen bilden den eigentlichen Adel.

*) Das erſte bis jetzt uns bekannte Volk, das vermuthlich vor dem Ende des 7. Jahrhunderts aus dem Norden nach Anahuak kam, ſind die Tolteken, welche den Ackerbau und viele mechaniſche Künſte mitgebracht haben ſollen. Die prächtigen Ruinen von Tempeln und öffentlichen Gebäuden, die man in verſchiedenen Theilen Neu-Spaniens findet, werden dieſem Volke zugeſchrieben, deſſen Name gleichbedeutend mit „Baumeiſter" iſt. — Nach dem Eindringen mehrerer anderer erobernden Stämme machten ſich die Azteken geltend, die gleichfalls aus dem Norden kamen, und zwar zu Anfang des 13. Jahrhunderts. Sie gelangten 1325 an das Südweſtende des Hauptſees. Hier ſahen ſie auf einem Nopalbaum (indianiſchen Feigenkaktus), der aus einem von dem Waſſer dieſes Sees beſpülten Felſen hervorwuchs, einen Königsadler von außerordentlicher Größe und Schönheit. Dieſer Adler hielt eine Schlange in ſeinen Klauen, und ſeine großen Flügel waren gegen die aufgehende Sonne ausgebreitet. Die Azteken begrüßten dieſe glückliche Vorbedeutung, welche einem Orakelſpruch zufolge den Platz einer neuen Stadt bezeichnete, und gründeten eine ſolche auf den kleinen niedern Inſeln, die ſie durch Dämme unter einander verbanden, und deren Sümpfe ſie ausfüllten. Hier bauten ſie ihre zerbrechlichen Rohrhütten, lebten vom Fiſchfang und der Jagd und bauten einige Früchte auf ihren ſchwimmenden Gärten. Die neue Stadt, Tenochtitlan genannt, iſt jetzt den Europäern unter dem Namen Mexiko bekannt, welcher von dem Kriegsgott dieſer Völker, Mexitli abgeleitet iſt. Dieſe Sage der Gründung iſt aufgefriſcht worden durch das Wappen der jetzigen Republik Mexiko, welches den Adler und den Nopal darſtellt. — Aus jenem kleinen Anfang bildete ſich nach und nach das mächtige, große Reich Montezumas, dem Kortez ein Ende machte. In dem Wachsthum, dem kriegeriſchen Geiſte und der klugen Politik der Aztekenſtadt zeigt ſich eine große Aehnlichkeit mit Rom.

Digitized by Google

2.

Das Leben in Mexiko.*)

Etwas Zerfalleneres und Verlaſſeneres als den Anblick der Dinge um Vera Kruz herum kann man ſich nicht vorſtellen: das Fort mit ſeinen rothen und ſchwarzen Wällen auf der einen Seite, auf der andern die elende düſtere Stadt, um die herum Schaaren von ſchwarzen Vögeln, Sopiloten genannt, über einem liegengebliebenen Aaſe flatterten oder ſich neues ſuchten. Doch am Ziel unſerer Seereiſe war uns ſogar dieſer ſchauerliche Anblick willkommen. So weit das Auge reichte, war die Werfte mit der Bevölkerung von Vera Kruz bedeckt (und ſie ſchien von der merkwürdigſten Art zu ſein), um die Exzellenz bei ihrer Ankunft ſich zu beſchauen. Einige waren unbehoſt — einige waren es doppelt, um das Gleichgewicht wieder herzuſtelleu —, das obere Paar dieſer Kleidungsſtücke auf der Seite aufgeſchlitzt, nach mexikaniſcher Sitte. Alle trugen breitkrämpige Hüte mit Silber oder bunten Perlen geſchmückt, und die ganze Farbenfolge vom dunkeln Braun bis zum durchſichtigen Weiß glühte auf ihren Geſichtern. Einige Anzüge waren ganz aus Lumpen zuſammengeſetzt, die nur durch die naturgemäße Anziehungskraft an einander hielten; andere waren nur mit einigen Luftlöchern verſehen; Alles aber drängte ſich, ſtieß ſich mit den Ellenbogen und warf ſich beinahe in's Waſſer, um den Anblick des Tages nicht zu verlieren.

Als wir weiter kamen, war es ſchwer, ſich zu überzeugen, daß wir noch inmitten Dezembers ſeien; die Luft war lau und balſamiſch; die Hitze, ohne drückend zu ſein, die des Juli in England. Die Straße führt durch waldiges Land voll blüthenbedeckter, fruchtbeladener Bäume. Blumen aller Farben ſtrömten ihren Wohlgeruch aus, phantaſtiſche Schlingpflanzen durchflochten die Aeſte der Bäume und beſtreuten jeden Zweig mit ihren Blüthen; Palmen-, Kokos-, Orangen- und Zitronenbäume ſtanden unter einander, und einmal, als der Weg ſich wandte, erblickten wir ein indianiſches Weib mit langen Haaren, am Strom unter einem hohen Baume ruhend — ein orientaliſches Bild. Der Hut unſers Reiſemarſchalls Don Miguel war an ſich ſchon eine Merkwürdigkeit: er war von weißem Biber, mit ungeheurer Krämpe, mit feſtem Silbergewebe gefüttert und mit zwei dicken Silberrollen und Quaſten verziert. Man ſieht kein menſchliches Weſen, keinen vorübergehenden Gegenſtand, der nicht ein Bild abgäbe. Die indianiſchen Weiber mit langen Flechten, ihre Kinder auf dem Rücken feſtgebunden, von großen Strohhüten beſchattet, in zweifarbige Röcke gekleidet; die langen Reihen von Arrieros mit ihren belaſteten Maulthieren und dunkeln, wilden Geſichtern, der Reiter mit ſeinem vielfarbigen Sarape

*) Aus dem Reiſetagebuche der Madame Kalderon de la Barka (Gemahlin des ſpaniſchen Geſandten in Mexiko).

Digitized by Google

und reich geſchmückten Sattel, ſeinem mexikaniſchen Hut, ſilbernen Steigbügeln und ledernen Stiefeln — Alles iſt maleriſch. Bei La Calera hatten wir eine ferne Ausſicht auf das Meer. Zuweilen hielten wir an und kauften Orangen, Ananas und Granadilas, brodignakiſche Stachelbeeren, deren Fleiſch, in dicke, gelbe oder grüne Haut gehüllt, ſehr erfriſchend iſt..... Die Kälte wurde fühlbarer, und endlich ſahen wir bei Mondenſchein deutlich den Pik von Orizaba mit ſeiner weißen Haube, deſſen bloßer Anblick frieren macht. Bei der Annäherung an Jalapa wurde die Szene maleriſch; unſere Eskorte hatte ihre Sarapes umgenommen, und ihre hohen Helme und Federn tauchten in die Bäume und Büſche hinein, wie ſie vor uns her ſprengten. Der Orizaba und der Cofre de Perote leuchteten weiß in der Ferne, während ein köſtlicher Blumen-, beſonders Roſenduft, das Land bezeichnete, durch das wir zogen. Es war faſt 2 Uhr in der Nacht, als wir Jalapa erreichten, zum Tode müde und vor Kälte zitternd. Von einem Feuer war nicht die Rede, aber warmer Thee ward uns vorgeſetzt, und bald nachher genoß ich wenigſtens eines Schlafes, wie er mir ſeit Neuyork nicht geworden war. Nach dem Frühſtück wanderten wir, begleitet von mehreren Herren aus der Stadt, in derſelben umher. Sie beſteht faſt nur aus zwei ſteilen, ſehr alten Straßen mit einigen großen, vortrefflichen Häuſern, wovon die beſſeren engliſchen Kaufleuten und Veracruzer Einwohnern gehörten, welche die Jahreszeit des Vomito hier verleben; außerdem beſitzt ſie einige alte Kirchen, Klöſter und einen gut verſehenen Marktplatz. Aber überall drängen ſich Roſen aus den alten Mauerſpalten, und indianiſche Mädchen winden Kränze für einen Heiligenſchrein — Blumen in den Buden, Blumen in den Fenſtern und dabei überall eine der mächtigſten Gebirgsanſichten der Welt. Der Cofre de Perote mit ſeinem dunkeln Fichtenwald und der rieſenmäßigen Küſte von Porphyr, die ihm ſeinen Namen giebt, der noch höhere ſchneeweiße Pik von Orizaba beherrſchen alle anderen Gipfel und erſcheinen als die Rieſenwächter des Landes. Die ſich in einander ſchiebenden Berge, die dunklen Klippen und fruchtbaren Thäler, die dichten Wälder von hohen Bäumen, welche Anhöhen und Niederungen bekleiden; der Anblick des fernen Ozeans, die nahen Stege, durch Obſtbäume beſchattet; die Aloë, die Banane mit dem grünen Storaxbaum und der blühenden Myrthe gemengt, Hunderte von Sträuchern und Blumen jeder Farbe und jedes Duftes — alles dieſes vereinigt ſich, um eine der verſchiedenartigſten Szenerien zu bilden, die das Auge entzücken können. Und dann Jalapa ſelbſt, ſo alt und grau, und roſenbedeckt, mit einem Liede, das jeder Thür und jedem Fenſter entquillt, und der ſüßen, lauen Atmoſphäre! Der Eindruck wird nicht leicht verwiſcht.

Wir näherten uns der Hauptſtadt. Meine Gedanken, die 300 Jahre hinter mir geſchwärmt hatten, wurden durch die Ankunft eines Offiziers in voller Uniform in die Gegenwart zurückgerufen. Dieſer kam auf Befehl der Regierung, um den Ueberbringer der Friedenspalme aus Alt-

Digitized by Google

Spanien zu bewillkommnen, und war, unſere Ankunft erwartend, den ganzen vorhergehenden Tag zu Pferde geweſen. Da es angefangen hatte zu regnen, nahm er unſer Anerbieten an, Schutz in unſerm Wagen zu ſuchen. Wir waren jetzt von einem großen galoppirenden Troß umgeben und bemerkten bald, daß trotz des Regens und der beginnenden Dunkelheit unzählige Wagen und Reiter uns entgegen gekommen waren. Bald darauf hielt der Reiſewagen, und wir wurden erſucht, in eine prächtige, von vier weißen Pferden gezogene, hochrothe und goldene Kutſche zu ſteigen, die das Wappen der Republik, den Adler und den Nopalkaktus, inwendig im Dache in Gold geſtickt, zierte. Inmitten dieſes ungeheuren Zuges von Truppen, Wagen und Reitern hielten wir unſern Einzug in die Stadt Montezumas. Die Gegend auf dieſer Seite von Mexiko iſt öde und flach; und wo die Waſſer der Lagunen, einſt die Stadt umgebend, ſich als Kanäle durch ihre Straßen zogen, ſahen wir jetzt eintöniges Marſchland, nur wenig durch große Züge von wilden Enten und Waſſerhühnern belebt. Aber die Traurigkeit der Umgebungen ward erheitert durch den luſtigen Anblick des Zuges, durch die ſcharlachrothen und goldnen Uniformen, die hellfarbigen Sarapes, die Eleganz der Herren (meiſt Spanier, wie ich glaube) auf ihren hohen mexikaniſchen Sätteln mit goldgeſtickten Schabracken, reich ausgeſchlagenen Jacken, Beinkleidern mit ſilbernen Knöpfen, gepreßten Lederſtiefeln, ſilbernen Sporen und maleriſchen Mangas mit ſchwarz- oder buntfarbigen Kragen. An den Thoren von Mexiko hielt der Wagen, und drei enthuſiaſtiſche Bewillkommnungsrufe erſchallten. Es war beinahe dunkel, und der Regen fiel in Strömen; deſſen ungeachtet ſchloſſen ſich noch mehrere Wagen mit Damen und Herren dem Zuge an. Beſonders durch die Güte eines reichen mexikaniſchen Kaufherrn war ein Haus in der Vorſtadt von Buenaviſta vorläufig für uns eingerichtet worden; wir hatten alſo die ganze Stadt zu durchziehen, immer von der Volksmenge begleitet, welche, mit dem ſchlechten Pflaſter im Bunde, unſere Fahrt ſehr verzögerte. Durch den Regen und die Dunkelheit ſchimmerten uns zuweilen hohe Gebäude, Kirchen und Klöſter bei ſchwachem Lampenlicht entgegen. Als wir endlich ankamen, ſtieg Calderon im Gußregen aus und dankte für den freundlichen Empfang. Nachdem er dem Unteroffizier einige Unzen für die Soldaten gegeben hatte, betraten wir das Haus, von den mexikaniſchen Offizieren und einer großen Geſellſchaft von Spaniern begleitet. . . .

Bei Tageslicht fanden wir unſere Wohnung ſehr hübſch — ein großer Garten voll Blumen ſtößt daran — der Hof duftet von Roſen, aber da die ganze Flucht der Zimmer zu ebener Erde liegt, ſo ſind ſie etwas feucht. Das Wetter iſt, obgleich ſchön, doch des Morgens ſo kühl, daß ich manchmal denke, wie Fußteppiche und ſogar ein Soupçon von Kaminfeuer nicht überflüſſig wären. Erſtere werden wir bald erlangen, aber zu letzterm ſind keine Anſtalten, weder Kamine noch Oefen vorhanden; auch

Digitized by

würde es, ſobald die erſte Morgenſtunde vorüber iſt, läſtig ſein. Das Haus ſteht allein, ein großer Hof trennt es von der Straße, gegenüber liegt der große ſteinerne Aquadukt, ein prächtiges Werk der Spanier, doch gewiß nicht prächtiger als der, dem das alte Tenochtitlan ſein Waſſer verdankte. Hinter uns ſtehen allerlei alte Häuſer von Bäumen beſchattet, ſo daß wir wie auf dem Lande leben. Rechts von uns ſteht ein großes Gebäude mit Gärten und Olivenanlagen, wo die engliſche Geſandtſchaft früher wohnte, dem Umfang nach ein Palaſt; ſpäter reſidirte Santa Ana dort, und jetzt gehört es einem Senor Perez Galvez, dem wir es gern abmiethen wollen, wenn er es uns überläßt. Was uns aber am meiſten beſchäftigt, ſind die merkwürdigen und maleriſchen Menſchengruppen, die wir aus den Fenſtern ſehen: bronzefarbene Männer, als einzige Bekleidung in ein Stück Decke gehüllt, die irdene Gefäße, ganz wie ſie ſelbſt gefärbt, leicht auf dem Kopfe tragen, ſo daß ſie vollkommenen Statuen von terra cotta gleichen; dieſe Gefäße ſind mit eingemachten Früchten oder weißen Pyramiden von Fett (mantequillas) gefüllt; Weiber mit Roboſos, zweifarbigen kurzen Röcken, gewöhnlich ganz zerlumpt, aber dennoch eine Spitze um ihr Unterkleid geſetzt, ohne Strümpfe und ihre kleinen Füße in noch kleinere Schuhe von ſchmutzigem, weißem Atlas geſteckt; Herren zu Pferde mit mexikaniſchen Sätteln und Sarapes; müſſige Leperos, lebendige Lumpenbündel, die an die Fenſter kommen und mit einer höchſt kläglichen, doch verſtellten Jammerſtimme betteln, oder unter den Mauerbogen liegen und träge die Luft und den Sonnenſchein einathmen, oder an der Thür ſtundenlang ſitzend in der Sonne ſchmoren, oder im Schatten der Häuſer; indianiſche Weiber mit ihren engen, dunklen Röcken und ihren rothdurchflochtenen, verſchlungenen Haaren, die ihre Körbe niederſetzen, um ſich auszuruhen, und unterdeſſen bedächtig die Haare ihrer kupferfarbenen Sprößlinge unterſuchen. Kurz, wir haben genug Gegenſtände, die unſere Aufmerkſamkeit feſſeln.

Die mexikaniſchen Beſuche ſcheinen mir an Länge Alles zu übertreffen, was man ſonſt von einem Beſuch anzunehmen pflegt; nie dauern ſie unter einer Stunde, und manchmal nehmen ſie einen großen Theil des Tages ein. Herren glauben ſich zu jeder Tageszeit willkommen; gehſt du zum Frühſtück, ſo gehen ſie auch; zum Mittagseſſen, ſo eſſen ſie mit; ſchläfſt du, ſo warten ſie, bis du wach biſt; biſt du ausgegangen, ſo kommen ſie wieder. Ein ganz gleichgültiger Menſch, deſſen Namen ich vergeſſen habe, kam geſtern nach dem Frühſtück zu uns, behauptete ſeinen Platz und ſetzte ſich mit uns zu einem ſpäten Diner nieder. Man ſollte dieſes nicht Beſuche, ſondern Heimſuchungen nennen. Ein offenes Haus und ein offener Tiſch für Freunde, zu denen ſelbſt alle oberflächlichen Bekanntſchaften gerechnet werden, ſind ſpaniſche Gewohnheiten der Gaſtfreundſchaft, die hierher verpflanzt ſind.

Männer und Weiber gleichen ſich überall, ob in die anmuthige Mantille gehüllt oder nach der neueſten Mode gekleidet, ob ſie einen ſpaniſchen

Digitized by Google

Mantel, einen mexikaniſchen Sarape oder einen ſchottiſchen Plaid tragen. Die Weiſe der Frauen hat hier etwas ungemein Freundliches, die ſpaniſche Etikette etwas ungemein Langweiliges. Nachdem man der Sitte gemäß jede eintretende Dame geküßt, was im Ganzen etwas Zuthunliches hat, und die vornehmſte auf dem Sopha rechts Platz genommen — ein Punkt, der von Wichtigkeit ſcheint — beginnt nothgedrungen folgendes Geſpräch: „Wie befinden Sie ſich?“ — „Ihnen zu dienen, und Sie?“ — „Ich danke Ihnen, wie immer, zu Ihren Dienſten.“ — „Ich freue mich, und wie befinden Sie ſich, Senora?“ — „Zu Ihrer Verfügung, und Sie?“ — „Tauſend Dank, und der Senor?“ — „Zu Ihren Dienſten, wie immer“ u. ſ. w. Ehe man ſich ſetzt, ſagt man: „Bitte, nehmen Sie Platz.“ — „Sie zuerſt, Senora!“ — „Nein, Senora, Sie zuerſt!“ — „Nun wohl, um Ihnen verbindlich zu ſein, ohne weitere Zeremonie, ich haſſe Komplimente und Etikette!“ Und ſie haben ganz Recht, daß wirklich keine Etikette ſtattfindet; alles dies ſind bloß Zeichen des Wohlwollens, Worte, die es bekräftigen helfen. Sieht man ſich des Morgens, ſo geht dieſen Fragen noch eine: „wie man die Nacht zugebracht hat,“ und die Antwort: „zu Ihren Dienſten,“ voraus. Selbſt in Mexiko bietet das Wetter eine rechtmäßige Handhabe für das Geſpräch dar, beſonders wenn es regnet oder zu regnen droht, denn dieſe Umſtände erregen Erſtaunen und ſtacheln die Beobachtungsgabe; außerdem hält man Abhandlungen über leiſe Abſtufungen der Wärme oder Kälte, die uns entgangen ſind. Iſt der Beſuch abgethan, ſo küßt man ſich wieder; die Hausfrau begleitet ihren Gaſt bis auf die Flur, und es beginnt ein neuer Phraſenwechſel. „Senora, Sie wiſſen, daß mein Haus zu Ihrer Verfügung ſteht!“ — „Tauſend Dank, Senora! das meinige ſteht zu der Ihrigen, und wenn ich auch nicht im Stande bin, Ihnen zu nützen, ſo ſehen Sie mich als Ihre Dienerin an, und befehlen Sie in Allem über mich!“ — „Leben Sie wohl, ich wünſche ihnen eine gute Nacht!“ Am Ende der Treppe ſieht der Gaſt nochmals zurück, um den Blick ſeiner Wirthin zu erhaſchen, und die Höflichkeiten wiederholen ſich. Alles, was mich im Anfang in Erſtaunen ſetzte, erſcheint mir ſchon jetzt ganz natürlich, und würde kaum Erwähnung verdienen, wenn es nicht einen ergötzlichen Kontraſt zu unſerer gleichgültigen und geringſchätzigen Art abgäbe, Beſuche zu empfangen und abzuſtatten. Alle Damen nennen ſich und werden von Herren beim Taufnamen genannt, und alle, die mehr als zwei- oder dreimal bei mir waren, bedienen ſich mir gegenüber derſelben Freiheit. Unter Weibern gefällt mir dies, doch macht es mich etwas ſtutzig, wenn ich höre, wie junge Leute verheirathete Frauen Marie, Antonie, Anitta u. ſ. w. nennen; da aber keine Vertraulichkeit dabei in Anſpruch genommen wird, ſo hätte man Unrecht ſie hineinzulegen.

Während ich ſchreibe, ſieht mich ein abſcheulicher Leporo mit großen, lauernden Augen durchs Fenſter an und läßt die außerordentlichſte Folgenreihe von Seufzern aus ſeiner Bruſt dringen, indem er mir eine Hand

Digitized by

mit zwei langen Fingern hinhält, deren drei andere wahrſcheinlich nach innen feſtgebunden ſind. „Senorita, Senorita, der heiligen Jungfrau zu Liebe; um des reinſten Blutes Chriſti willen! bei der wunderbaren Empfängniß!“ O der ſchaudervolle Menſch, ich getraue mich nicht aufzublicken, aber ich fühle, daß ſeine Augen auf eine goldene Uhr mit Petſchaften gerichtet ſind, die auf dem Tiſche liegt. Das iſt das Schlimmſte daran, zu ebener Erde zu wohnen. Da kommen ihrer mehrere. Ein gelähmtes Weib, das auf dem Rücken eines bärtigen Mannes reitet — ein ſtämmiger Kerl, der ausſieht, als ob ihn nur die Eiſenſtäbe vor meinem Fenſter hinderten, wirkſamere Mittel zu ergreifen, zeigt ein verkrüppeltes Bein, von dem ich ehrlich glaube, daß es nur auf irgend eine erfinderiſche Weiſe in die Höhe gebunden iſt. Welch' ein Geheul, welche Lumpen, welch' ein Chor von Klageliedern! Dieſer Zuſammenlauf iſt wahrſcheinlich daher entſtanden, daß wir ihnen geſtern einiges Geld geſchickt haben. Ich verſuche, keine Notiz von ihnen zu nehmen und ſchreibe fort, als wäre ich taub. Ich muß hinausgehen, ohne ſie anzuſehen, und den Pförtner ſchicken, um ſie wegzuſcheuchen. Klingeln giebts in dieſem Lande nicht. . . . Ich komme zum Schreibtiſch zurück, kaum von meinem Schrecken erholt! Ich hatte eben das letzte Wort geſchrieben, als ich einen Schritt neben mir hörte, und — o! eine Elle von mir ſteht mein Freund mit dem Beine und ſtreckt ſeine Hand nach Almoſen aus. Ich erſchrak ſo heftig, daß ich einen Augenblick daran dachte, ihm meine Uhr zu geben, um ihn los zu werden; indeſſen ich glitt an ihm mit ein paar unverſtändlichen Worten vorbei, um meine Leute zu rufen. Durch den erſten, dem ich begegnete, ſchickte ich ihm etwas Geld. Der Pförtner hatte ihn nicht bemerkt, als er hinausgieng, um die Menge zu zerſtreuen.

Eine große Menge von Ausrufern beginnt ihr hundertſtimmiges, zuerſt unverſtändliches Geſchrei mit Tagesanbruch und endet nicht eher als bei einbrechender Nacht. Beim erſten Dämmerlicht weckt Einen der durchdringende, verzweifelnde Schrei des Kohlenverkäufers: „Kohlen, Senor!“ was, wie er es ausſpricht, „Karboſin“ lautet. Dann erſchallt des Fettmanns Lied: „Mantequilla! Speck! Speck! anderthalb Realen“ u. ſ. w. „Geſalzenes Rindfleiſch!“ unterbricht der Schlächter mit rauher Stimme. „Hay cebo — o — o — o —?“ Das iſt der lange und melancholiſche Ruf des Weibes, die den Küchenabfall kauft und vor der Thür ſtill ſteht. Dann kommt die Kambiata vorbei, eine Art indianiſches Kramweib oder Vertauſcherin, die „Tejocotos per venas de Chile“ herausſingt. Erſteres iſt eine kleine Frucht, die ſie gegen ſpaniſchen Pfeffer ausbietet. Ein Hauſirer übertönt den gellenden Triller der Indianerin. Er fordert das Publikum auf, Stecknadeln, Nähnadeln, Fingerhüte, Hemdenknöpfe, Zwirnband, Baumwollenknäulchen, kleine Spiegel u. ſ. w. zu kaufen. Er tritt in die Häuſer und iſt bald von den weiblichen Inſaſſen umgeben, die ihm den zehnten Theil der Summe anbieten, die er verlangt, und meiſt handelseins werden. Hinter ihm ſteht der Indianer mit ſeinem lockenden

Digitized by Google

Fruchtkorbe, deſſen einzelne Obſtarten er alle beim Namen nennt, bis die Haushälterin nicht länger widerſtehen kann und ihn mit ſeinen Bananen, Orangen und Granadilas heraufbeſtellt. Ein heller Ruf wird gehört, der andeutet, daß etwas Heißes da iſt und ſchnell erhaſcht werden muß, ehe es kalt wird. „Corditas de Norna calicute!“ Fette Küchelchen, heiß aus dem Backofen! Dieſer Ruf iſt weiblich und im höchſten Schlüſſel. Folgt der Mattenverkäufer. „Wer wünſcht Matten von Puebla? Matten von fünf Ellen Länge?“ Dies ſind die Morgenrufe. Zu Mittag werden die Bettler am unverſchämteſten, und ihr Geſchrei, ihre Gebete und langen Litaneien bilden eine gleichförmige Begleitung zu dem übrigen Gelärme. Dann ſteigt über Alles der Ruf: „Honigkuchen!“ empor. „Käſe und Honig!“ „Requeſon und guter Honig!“ (Requeſon iſt, was man hier Quark nennt;) dann kommen die „Dulce-Männer,“ die Verkäufer von Eingemachtem, von ſpaniſchem Wind, der vorzüglich iſt, und allen Arten von Zuckerwerk: caramellos de esperna bacadillo de coco. Dann die Lotterie-kollekteure: „Das letzte Billet iſt noch unverkauft, für einen halben Real!“ Ein lockender Ruf für den faulen Bettler, der es leichter findet, zu ſpielen, als zu arbeiten, und der dieſe Summe vielleicht in ſeinen Lumpen hat. Gegen Abend erhebt ſich der Ruf: „Tortillas de cuajada!“ „Käſekuchen“ oder „Nüſſe!“ dem der Nachtruf: „Heiße gebratene Kaſtanien!“ folgt — und der gefühlvollere Entenverkäufer: „Enten, o meine Seele, heiße, gebratene Enten!“ u. ſ. w. Wie die Nacht vorſchreitet, verhallen die Stimmen, um am andern Morgen von Neuem mit friſcher Macht aufzuwachen.

Ich war genöthigt, einen Arzt holen zu laſſen, der das harmloſeſte Geſchöpf der Welt zu ſein ſchien; täglich gab er mir eine andere kleine unſchuldige Mixtur und fühlte meinen Puls; was er mir aber vorzüglich adminiſtrirte, waren Lektionen im gebildeten Geſpräch. Täglich hatten wir folgende Zwieſprache, wenn er aufſtand, um ſich zu entfernen: „Gnädige Frau (dies neben dem Bette), ich bin zu Ihren Dienſten.“ — „Vielen Dank, mein Herr!“ — „Gnädige Frau (dies am Fuße des Bettes), erkennen Sie mich als Ihren unterthänigſten Diener an.“ — „Guten Morgen, mein Herr!“ — „Gnädige Frau (hier hielt er an einem Tiſche ſtill), ich küſſe Ihnen die Füße.“ — „Mein Herr, ich küſſe Ihnen die Hand!“ — „Gnädige Frau (dies an der Thüre), mein armes Haus und Alles, was darin iſt, auch ich, wenn auch nutzlos, was ich habe, gehört Ihnen!“ — „Vielen Dank, mein Herr!“ (Er dreht ſich um und öffnet die Thüre, dann wendet er ſich wieder zurück:) „Leben Sie wohl, gnädige Frau, Ihr Diener!“ — „Adieu, mein Herr!“ (Er geht hinaus, öffnet die Thür noch einmal, ſteckt ſeinen Kopf hinein:) „Guten Morgen, gnädige Frau!“

Ehe ich meinen Brief ſchließe, muß ich Ihnen erzählen, daß ich dieſen Morgen einen Beſuch von einer ſehr merkwürdigen Perſon bekam, die hier unter dem Namen „La Guera“ (die ſchöne) Rodriguez ſehr wohl bekannt iſt, und die vor vielen Jahren von Alexander von Humboldt als

Digitized by

das ſchönſte Weib gefeiert worden iſt, dem er auf ſeinen Reiſen begegnete. In Betracht des langen Zeitraums, der ſeit dem Beſuche dieſes berühmten Mannes vergangen iſt, war ich faſt erſtaunt, als mir ihre Karte als Vorläuferin ihres Beſuchs gebracht wurde, und ich ward es in noch weit höherem Grade, als ich fand, daß trotz der Jahre und der Furchen, die es der Zeit beliebt, in das lieblichſte Angeſicht zu ziehen, La Guera eine Fülle blonder Locken, ohne ein graues Haar, zwei Reihen weißer Zähne, ſehr ſchöne Augen und große Lebendigkeit aufzuweiſen hatte. Mir erſchien ſie ſehr angenehm und eine lebendige Chronik; ſie iſt mit ihrem dritten Manne verheirathet und hat drei Töchter, alle von berühmter Schönheit. Wir ſprachen von Humboldt, und indem ſie ſich ſelbſt ganz als eine dritte Perſon betrachtete, erzählte ſie mir alle Einzelnheiten ſeines erſten Beſuchs und ſeine Bewunderung ihrer Schönheit; daß ſie damals ſehr jung, obgleich verheirathet, und Mutter von zwei Kindern war; daß, als der Baron kam, um ihre Mutter zu beſuchen, er ſie, die im Fenſter nähete, anfangs nicht bemerkte, bis er in einem ſehr ernſthaften Geſpräch über die Kochenille den Wunſch äußerte, eine gewiſſe Pflanzung zu beſuchen. „Gewiß", erwiderte ſie aus ihrer Ecke, „können wir Herrn von Humboldt hinführen"; worauf er ſie anſah und erſtaunt vor ihr ſtand, und endlich ausrief: „Valgame Dios! Wer iſt dieſes Mädchen?" Von der Zeit an war er immer bei ihr, und man ſagt, noch tiefer durch ihren Geiſt, als durch ihre Schönheit beſtrickt; er betrachtete ſie wie eine amerikaniſche Frau von Staël. Dies Alles führt mich auf den Verdacht, daß der ernſthafte Gelehrte bedeutend bezaubert war, und daß weder Minen noch Berge, Geographie und Geologie, verſteinerte Muſcheln und Alpenkalkſtein ihn geſchützt haben. Es thut Einem wohl, daß ſo etwas ſogar dem großen Humboldt begegnen kann.

Eine von La Guera's Geſchichten iſt zu merkwürdig, um ſie nicht anzuführen. Als eine Dame von hohem Range geſtorben war, übergaben ſie ihre Verwandten der letzten Ruheſtatt in ihrem prächtigſten Kleide, wie es damals Sitte war. Dieſes Kleid war ſogar in Mexiko ein Wunder von Luxus. Es beſtand aus den feinſten Spitzen, und der Beſatz aus ſolchen, wo die Elle 50 Thlr. gekoſtet hatte; es gab ſeines Gleichen nicht mehr. So angethan, ward die Gräfin in ihren Sarg gelegt — tauſend theure Freunde giengen hin, um dieſes prächtige Todtenkleid zu ſehen, bis endlich das Grab dieſe Herrlichkeit einſchloß. Eine Geſellſchaft franzöſiſcher Tänzer unternahm damals ein Ballet erſten Ranges in Mexiko. Am Abend einer Lieblingsvorſtellung hüpfte Mademoiſelle Pauline pirouettirend auf die Szene, und als ſie auf den großen Zehen ſtill ſtand, um die gebührende Ernte von Lobpreiſungen einzuſammeln, zuckte ein elektriſcher Schlag des Grauens durch den Saal: Mademoiſelle Pauline hatte daſſelbe Kleid an, in welchem die Gräfin begraben worden war! Doch wies ſie ſich als unſchuldig aus: ſie hatte den Anzug um einen hohen Preis von einer Putzmacherin der Stadt gekauft — dieſe von einem Manne, dem ſie

Digitized by Google

ebenfalls eine große Summe dafür bezahlt hatte — und dieser Mann war, wie die Untersuchung ergab, der Sakristan der Kirche, in welcher die Gräfin lag. Seitdem begräbt man die Todten in einfachen Gewändern, wenn sie auch in prachtvollen auf dem Paradebette gelegen haben. — —

3.

Die Indianer in Mexiko. *)

Bei den Urbewohnern Amerika's ist eine Grundform der Gesichtszüge bemerkbar, von Kanada an bis zu den Gebirgen der Araukanen, welche nach Lage und Klima, Lebensweise und Stammsitte vielfach abgeändert ist, aber überall den Grundtypus durchblicken läßt. Auch der Urbewohner Mexiko's, wiewohl er in viele, durch völlig verschiedene Sprachen getrennte Stämme zerfällt, zeigt auf den ersten Blick die Eigenthümlichkeit einer Race.

Die Farbe ist rothbraun, die Haut sammetartig und weich, eine Folge des dickeren Zellgewebes, welches die starke Ausprägung der Muskeln wie das Durchschimmern der Adern verhindert. Nur bei der weiblichen Jugend sieht man bisweilen geröthete Wangen. Das Haar ist glänzend schwarz, dicht und schlicht, die Stirn niedrig und nicht vorspringend, der Hinterkopf stark, etwas in die Höhe gedrückt. Das Gesicht bildet ein gefälliges Oval, die Backenknochen sind ziemlich breit, die Augen groß und dunkel und stehen, wie bei der kaukasischen Race, wagerecht, — nicht geneigt, wie bei den Mongolen. Das Weiße des Auges ist gelblich gefärbt und giebt einen eigenen Ausdruck von Wildheit, zumal in der Leidenschaft. Die Nase ist sanft gebogen, an den Flügeln breit, der Mund in der Regel groß, mit vollen Lippen, wiewohl nicht aufgeworfen wie bei den Afrikanern. Zwei Reihen kleiner, blendend weißer Zähne sind beneidenswerthe Zierden des Indianers.

Das Kinn ist rund und voll, bei dem Manne dünn mit Haar bewachsen, das auch an der Oberlippe spärlich vorkommt. Der Hals ist kurz, der Nacken breit und stark, der Brustkasten hochgewölbt. Die Hüfte ist kräftig, das Bein muskulös und stark, mehr als die Arme; Hände und Füße sind klein, bei dem weiblichen Geschlecht meist rund und zierlich. Die Gestalt der Männer ist gedrungen und selten über Mittelgröße; die Weiber aber sind klein und fett.

Man hört oft: die Kinder der Indianer würden weiß geboren und würden erst braun mit der Zeit; das ist aber falsch. Die Neugebornen sind freilich heller als die ältern, aber nicht weiß, sondern etwas angeraucht gelb; nur die Handflächen und Fußsohlen sind weiß und bleiben es auch bei den Erwachsenen. Man sieht viel schöne Kinder mit großen, lebhaften Augen und langen Wimpern, aber sie bleiben nicht lange schön, die Züge

*) Mexiko. Landschaftsbilder und Skizzen aus dem Volksleben von C. Sartorius. (Darmstadt 1858.)

Digitized by

werden hart und ſtupid. Im Allgemeinen hat der Indianer einen eigenthümlichen, ſchwermüthigen Blick, um die Mundwinkel einen melancholiſchen Zug; wenigſtens erſcheint er uns ſo, obgleich er es vielleicht nicht iſt. Nie ſah ich ein fröhlicheres Volk als dieſe Indianer unter ſich; ſie plaudern und ſcherzen bis tief in die Nacht, ergötzen ſich an Witz und Wortſpielen, ſchäkern und lachen. Freilich den Kreolen und Meſtizen gegenüber ſind ſie kalt und zurückhaltend, ſie trauen ihnen nicht, ſie verſtehen auch ſchon die Sprache nicht ſo, um ſich bequem auszudrücken, denn unter ſich ſprechen ſie ſtets ihre indianiſche Sprache. In dem ganzen körperlichen Habitus des Indianers ſpricht ſich weniger die feinere Organiſation des Nervenmenſchen aus, als eine vorherrſchende Entwickelung des vegetativen Lebens.

Mit dichtem Haarwuchs wird das Kind geboren und bis zum höchſten Alter wird der Scheitel nicht kahl; nur ſelten ergraut die dichte Decke des Hauptes. Auch die Zähne bleiben unverſehrt bis in die ſpäteſten Jahre, und oft ſah ich Schädel, die einige Jahrzehnte in der Erde gelegen hatten, vollkommen erhalten und mit der vollen Zahl ihrer Zähne. Die Haut des Indianers ſcheint unempfindlicher gegen Hitze und Kälte; äußere Verletzungen, ja tiefe Fleiſchwunden heilen mit unglaublicher Schnelligkeit und ohne Wundfieber. Ich ſage dies nicht nach einer oberflächlichen Beobachtung, ſondern ich habe viele Fälle der Art geſehen und mit denkenden Aerzten darüber geſprochen, welche an Ort und Stelle unzählige ähnliche Beobachtungen gemacht haben. Vor meinen Augen ſah ich einem Indianer den Schädel zerſchmettern, ſo daß er bewußtlos lag, und fortwährendes Erbrechen die Erſchütterung des Gehirns vermuthen ließ — und trotzdem, daß ſeine Genoſſen ihr gewöhnliches Mittel, Waſchungen mit Branntwein, anwandten, genas er. Eine ſchwere Hiebwunde in den Kopf, welche den Knochen durchſchnitt, ſo daß man das Gehirn ſah, mehrere Stichwunden durch die Lungen mit Ergießung des Blutes nach innen, eine Schnittwunde, wodurch die halbe Milz hervortrat, und weil ſie ſich nicht zurückbringen ließ, abgeſchnitten wurde — und viele andere heilten raſch ohne Wundfieber. Die greulichſten Verletzungen der Extremitäten, z. B. Quetſchungen der Finger und Hände in den Zuckermühlen, erzeugen bei dem Indianer nie den Starrkrampf, er läßt ſich die zermalmten Gliedmaßen mit einer Kaltblütigkeit abſchneiden, als ob er keinen Schmerz empfände, und in der Regel heilen dieſe Wunden in ſehr kurzer Zeit. Zeigt ſich hierin ſchon eine geringe Empfindlichkeit der Nerven, ſo tritt ſie noch mehr hervor in der Wirkung des übermäßig genoſſenen Branntweins. Kein Indianer bekommt das delirium tremens, und doch ſind viele derſelben habituelle Trinker, ja man kann ſagen, ihr halbes Leben hindurch narkotiſirt, während Trinker kaukaſiſcher Race in kurzer Zeit durch das Gift des Alkohols verloren ſind. Umgekehrt aber iſt es bei nervöſen Fiebern: dieſen erliegt der Indianer viel leichter als der Weiße: er phantaſirt nicht, er tobt nicht, alle Energie fehlt, und kraftlos ſtirbt er nach wenigen Tagen dahin.

Digitized by Google

Der Arzt mag dieſe Andeutungen, die ich als Laie nur unvollſtändig beurtheilen konnte, nach ſeiner Wiſſenſchaft würdigen; mir gab eine langjährige Beobachtung der Indianer das Reſultat, daß ſie ihrer körperlichen Organiſation nach nicht zu der intellektuellen Entwickelung befähigt ſind wie die kaukaſiſche Race. Nicht, daß ihnen Sinnenſchärfe, klare Auffaſſung der Gegenſtände, Kombinationsvermögen mangeln; aber es fehlt ihnen die freie Stirn, das hohe Vorderhaupt, ſie entbehren jene Idealität, welche das Erbtheil höherer Nervenentwickelung iſt, ſie entbehren jenes feingeiſtige Element, welches in Aſien und Europa Jahrtauſende hindurch die ſchönſten Blüthen menſchlicher Bildung zur Entwickelung brachte. Was hat die amerikaniſche Race geſchaffen unter den günſtigen Umſtänden und Verhältniſſen des Klima's und ihres ungeheuren Kontinents? Im Norden und Süden durchziehen ſeit unvordenklichen Zeiten die Jägerſtämme, Raubthieren gleich, die Steppen und Wälder, jeder Geſittung abhold, ſich gegenſeitig vernichtend, abgeſchloſſen im engſten Bildungskreiſe einfachſter religiöſer Ideen und der dringendſten Kunſtbereitungen für die Bedürfniſſe des Lebens. Wo ſich zu beiden Seiten des Aequators, in Peru und Mexiko, eine höhere Geſittung entwickelte, der Landbau die irrenden Stämme feſſelte und durch das Band der Geſelligkeit auch der geiſtigen Kultur ein Boden errungen wurde, auch da gelangte die höchſte Stufe der Bildung nie zur Blüthe der Humanität. Die Religionsſyſteme der Inkas und Azteken, ihre aſtronomiſchen Kenntniſſe, Kunſtwerke und mechaniſchen Arbeiten ſind Erzeugniſſe ihres beobachtenden Verſtandes, ihres bei der ganzen Race unverkennbaren Talentes für Nachbildung, ihrer Anſtelligkeit und Kunſtfertigkeit; aber es fehlt der höhere Genius des Idealen, die ſinnende Pallas Athene der Griechen und die das Leben verſchönernde Charis.

Noch wiſſen wir nicht, ob nicht Einflüſſe von Oſten her das Samenkorn der Geſittung dem amerikaniſchen Kontinent zugeführt haben. Deuten nicht die beiden Sonnenkinder der Inkas, deutet nicht der weiße Mann der Mexikaner, Quetzalkoatl, auf frühe Einflüſſe der kaukaſiſchen Race? Im Weſten lag das „Hvitramannaland" (des weißen Mannes Land), welches die Isländer ſchon im 10. Jahrhundert kannten; wer ſagt uns, welche Fäden die Geſittung des Oſtens an die des Weſtens knüpften?

Mögen Andere dieſe Probleme löſen, ich fahre fort, die Indianer zu ſchildern, wie ſie jetzt ſind, wie ſie mir im Leben erſchienen. Gern geſtehe ich ihnen Bildungsfähigkeit zu, ſie lernen leicht, und ſchon die kleinen Kinder zeigen viel Anſtelligkeit und praktiſchen Sinn. *Geiſtiges Schaffen iſt aber nicht die Gabe ihrer Race*, ſie haben wenig Phantaſie, aber Fleiß und Ausdauer. Die gebildeten Indianer, und es giebt manche, welche ſich der Jurisprudenz und Theologie widmen, lernen ihre Wiſſenſchaft, aber gehen nicht weiter als ihr Kompendium. Man findet bei ihnen das Talent der Nachahmung und Vergleichung, vielleicht Humor und Witz, aber keine Poeſie.

Was ihren Charakter betrifft, ſo iſt dieſer im Allgemeinen nicht frank

Digitized by

und offen, ſondern verſchloſſen, mißtrauiſch und berechnend. Nicht etwa gegen Menſchen andern Stammes, nicht gegen die Enkel ſeines Unterdrückers umgiebt ſich der Indianer mit dem Bollwerk der Vorſicht, — das wäre natürlich; nein, er zeigt es gegen die Seinen, es liegt in ſeiner Sprache, in ſeinen Manieren, in ſeiner Geſchichte. So z. B. ſind die Begrüßungen der Indianer unter einander, namentlich der Frauen, eine lange Litanei von Wünſchen und Erkundigungen nach dem Befinden, welche völlig monoton und theilnahmlos von beiden Theilen zugleich hergeleiert werden, oft ohne ſich anzuſehen oder bei einander ſtehen zu bleiben. Der Indianer, welcher einen andern um etwas anſpricht, thut dies nie direkt oder ohne Umſchweife; er macht erſt ein kleines Geſchenk, lobt dieſes und jenes, bis zuletzt der Wunſch vorgetragen wird. Wenn ein Indianer bei dem Richter oder Bürgermeiſter ſeines Dorfes, der — ein Indianer wie er — vielleicht ſein Verwandter iſt, ein Geſuch hat, ſo wird er, auch wenn alles Recht auf ſeiner Seite wäre, erſt einen Freund vorausſchicken mit einer Flaſche Branntwein oder einem fetten Huhn (man nennt das den „Blumenſtrauß ſenden"), um dem Anliegen einen guten Eingang zu verſchaffen. Oft kamen Deputationen indianiſcher Dörfer zu mir, um mich über Geſchäftsſachen ihrer Gemeinden zu befragen; ſtets kamen ihrer zehn bis zwölf, weil ſie fürchteten, daß *ein* Geſandter das Geſchäft zu ſeinem Vortheil ausbeute. Der ganze Zug kam dann, ein Mann hinter dem andern, in mein Zimmer, den Großwürdenträger oder Sprecher an der Spitze, und jeder eine Gabe in der Hand. Der Zugführer eröffnete die Begrüßung mit vielen Bücklingen: „Guten Tag, Väterchen! Wie geht es Dir, was macht unſer Mütterchen, Deine Frau Gemahlin, und die Kinderchen? Sieh, wir ſind gekommen, um Dir eine Kleinigkeit zu bringen, es iſt wenig, denn wir ſind arm, aber Du mußt unſern guten Willen entſchuldigen." Und nun rückt die ganze Schaar heran mit Eiern, Hühnern und verſchiedenen Früchten. Da hilft kein Abwehren: „Ihr müßt wiſſen, ich kann das nicht leiden, Söhne, ich diene Euch gern, wenn ich Euch nützlich ſein kann; behaltet Eure Gaben, und ſagt, was Ihr wünſcht." — „Nein, Väterchen, wir werden nicht reden, wenn Du dieſe Kleinigkeit verſchmähſt" u. ſ. w. Iſt dieſes Zeremoniel beſeitigt, und die ſehr ehrenwerthe Geſandtſchaft zum Sitzen eingeladen, ſo nehmen die Väter der Gemeinde, wenn auch noch ſo viele Stühle zum Sitzen da ſtehen, im Halbkreis auf dem Boden Platz, nur der Sprecher bleibt ſtehen und trägt in wohlgeſetzter Rede ſein Begehr vor, wozu das Gefolge an manchen Stellen bedeutend mit dem Kopfe nickt, gleichſam um dadurch den Akzent auf die Worte zu legen. Sie ſind in ihren Verhandlungen wahre Diplomaten, ſtellen ihre Fragen gern zweideutig, um ſie nachher zu ihren Gunſten interpretiren zu können, und in Verträgen muß man ſich genau vorſehen, die Bedingungen gut zu ſpezifiziren.

Bietet man ihnen nach einer ſolchen Verſammlung ein Glas Rum an, ſo glänzen alle Geſichter und es werden bedeutende Blicke gewechſelt; ſie

Digitized by Google

ziehen aber vor, es vor der Thür zu trinken, und der, welcher mit dem Dank das leere Glas zurückbringt, weiß gewiß seiner Rede eine passende Wendung zu geben, um nochmals den Nektar perlen zu sehen.

Spricht sich in dieser Art des Verkehrs schon ihr Charakter aus, so tritt dies noch deutlicher in kleinen Zügen hervor. Schon ihre Sprache ist überreich an doppelsinnigen Ausdrücken, die sie anwenden, um sich nicht klar auszusprechen. Ich hörte von Geistlichen, welche die aztekische Sprache sehr fertig sprachen, daß sie häufig den Sinn einer Beichte nicht verstehen könnten, weil sich die Beichtenden in Räthseln und Metaphern aussprächen. Ein Indianer versteht sich nicht leicht dazu, Leuten, die ihn nicht kennen, seinen Namen zu sagen; er giebt in der Regel einen falschen an, um sich nicht zu kompromittiren. Eben so wenig geben sie Auskunft über Dritte, nach welchen man sie fragt, z. B. ob sie denselben unterwegs begegnet seien; sie werden gewöhnlich sagen, „sie hätten Niemand gesehen." Im Handel und Wandel sind sie mißtrauisch und fürchten stets übervortheilt zu werden, weil sie selbst kleine Betrügereien mit unterlaufen lassen. Ihre kleinen Pflanzungen legen sie gern mitten in den Wäldern an, oder in verborgenen Schluchten, um mit Niemandem in Berührung zu kommen. Sie gehen auf Umwegen dahin, damit die Spur nicht gefunden werde, und kommt irgend ein Jäger nach der einsamen Siedelung, so sehen sie das höchst ungern. Aehnliche Züge trifft man bei den stammverwandten Jäger-Indianern. Es ist das Schleichen des Raubthieres im Waldesdunkel, das unruhig spähende Auge, die Sinnenschärfe, die Sprungfertigkeit, aber auch die Feigheit. Man glaube aber nicht, der Indianer Mexiko's sei tigerwild; seine Vorfahren mögen es gewesen sein, und der Apache und Komanche im Norden des Landes ist es noch heute. Alle die christlichen Indianer sind unterwürfig und schmiegsam, durch lange Herrschaft der Spanier gewöhnt, sie sind es, wo sie glauben, den Kürzern zu ziehen. Wohl aber treten sie trotzig und impertinent auf, wo sie wissen, daß sie die Oberhand haben. Sie bilden die Mehrzahl im Lande, etwa fünf Achtel der Bevölkerung, und man könnte fürchten, daß ihr Bewußtsein erwachte, ein unterdrückter Stamm zu sein. Doch das ist nicht wohl möglich, denn die Kunde von der Geschichte ihrer Väter ist erloschen bei ihnen und kaum eine Spur der Tradition ist ihnen geblieben. Auch sind sie keine Unterdrückten mehr; sie genießen gleiche Rechte mit allen übrigen Bewohnern des Landes, sind Bürger mit freiem Eigenthum und verwalten ihr Gemeinwesen selbst. Sie haben also keinen Grund zur Unzufriedenheit. Es fehlt ihnen aber auch die Einheit, welche schon vor der spanischen Herrschaft fehlte und die Ursache war, daß viele kleinere Stämme dem Schwerte der Azteken erlagen. Diese Stammverschiedenheit besteht noch; mehr als vierunddreißig verschiedene indianische Sprachen werden gesprochen, die unter einander so viel Aehnlichkeit haben wie das Deutsche und Slavische; der Azteke versteht nicht den Otomiten, der Maya nicht den Migo u. s. w., ja manche Stämme hassen sich.

Digitized by Google

Die Indianer Mexiko's ſind gegenwärtig alle Bürger des Reichs, und wählen ihre Kommunalbehörden nach der geſetzlichen Vorſchrift. Daneben aber beſteht unverkennbar in den rein indianiſchen Dörfern die Ariſtokratie gewiſſer Familien, deren Anſehen durch Gewohnheit geheiligt iſt und deren Ausſpruch reſpektirt werden muß. Alle Indianer ſind katholiſche Chriſten; die Kirchen gehören dem Dorfe, und viele der Prieſter ſind indianiſches Vollblut, weil ſie die Sprache verſtehen müſſen. In größeren indianiſchen Dörfern ſorgt die Gemeinde ſtets dafür, daß ein Gemeindekind Theologie ſtudire, um einen der Ihrigen als Pfarrer zu haben. Der Pfarrer muß mit dem Adel des Dorfes harmoniren, wenn er Anſehen haben will; geräth er in Widerſtreit, ſo wird er ausgebiſſen. Die Indianer bezahlen geringere Stolgebühren, als alle übrigen Bewohner des Landes, ſtellen aber dafür dem Pfarrer einen Knecht und eine Magd und Boten, ſo oft er ſie bedarf. Auch haben ſie das Privilegium, an vielen Feiertagen vom Beſuch der Meſſe entbunden zu ſein und auf ihren Feldern arbeiten zu dürfen.

Der braune Menſch iſt einfach in ſeiner äußern Erſcheinung und hält etwas darauf, ſich nach der Sitte der Väter zu kleiden. Der Mann hat kurze, nur bis an die Knice reichende weite Beinkleider von Hirſchleder oder grobem Baumwollenzeug; eine Art langer Jacke oder kurzen Kittels ohne Kragen, um die Hüfte gegürtet, deckt den Oberkörper; er kennt nicht Hemd, nicht Weſte, noch ſonſt ein Luxusſtück. An den Füßen trägt er Sandalen, auf dem ſchwarzen üppigen Haarwuchs einen kleinen Strohhut oder groben ſchwarzen Filzhut. Der Stamm der Chinatekos in Oajaka geht immer barhäuptig; die Haare hängen oft lang zur Schulter herab. Schuhe oder Stiefeln zu tragen gilt dem Indianer von echtem Schrot und Korn für verderbliche Neuerung, und ein Pferd zu beſteigen für ſträflichen Hochmuth. Auch wenn ſie viele Pferde beſitzen, reiten ſie das beſcheidene Eſelein, höchſtens ein Maulthier. Ein grober wollener Teppich, einfarbig oder geſtreift, iſt die toga virilis des Indianers, bei Tage der Schirm gegen Kälte und Regen, des Nachts ſeine einzige Decke.

Die Kleidung der Frauen iſt eine Art Sack oder Stück Zeug, das um die Hüften mit einem Gürtel befeſtigt iſt und bis zu den Füßen reicht; der Oberkörper wird mit einem weiten Ueberwurf gedeckt, der eine Oeffnung für den Kopf hat, und zwei für die Arme, ohne Aermel. An manchen Orten wird zu gewiſſen Feſttagen von reichen Indianerinnen ein weißes geſticktes Oberkleid mit vielen Bändern getragen, an anderen kleiden ſich alle Mädchen weiß. Die dichten Haarflechten, mit buntem Bande durchflochten, hängen entweder über die Schultern herab oder ſind um den Kopf gewunden. Große Ohrringe und breite Halsbänder von Glasperlen vollenden die Toilette. Schuhe und Kopfbedeckung tragen ſie nie, höchſtens legen ſie bei großer Hitze ein gefaltetes Tuch auf den Kopf. Aber ein kleiner Roſenkranz, etwa ein Skapulier daran, und der ſtarke Dorn einer Kaktusart hängt als Zahnſtocher um den Hals beider Geſchlechter.

Digitized by Google

Die kleinen Indianerinnen in ihrem weißen, faſt griechiſchen Gewand, unter welchem die zarten Formen wie Bronzeguß erſcheinen, ſind oft ſehr reizend. Der von der Schulter an ſchön geformte Arm iſt entblößt, das weiche kleine Händchen hält einen Fächer von Federn, in das dunkle Haar ſind die Blüthen der Plumeria, einer Lieblingsblume der Indianer, geflochten; ſie lächeln und zeigen Zähne wie Perlen, und das große dunkle Auge iſt feurig wie die Sonne des Südens. Das Weib aber, das bei allen rohen Völkern das Laſtthier des Mannes iſt, erblickt man oft verkümmert.

Die Wohnung des Indianers entſpricht ſeinen wenigen Bedürfniſſen. In den wärmeren holzreichen Gegenden bildet er ſeine Hütte von Holz; unbehauene Pfoſten ſind in den Boden gerammt und tragen Gebälk und Dach, Alles ſtatt der Zimmerung mit Schlingpflanzen zuſammenhaltend. Stroh oder Palmblätter bilden die Bedachung, die Wände ſind von Bambusſtäben oder dünnen Stangen gemacht und laſſen Licht und Luft in's Innere dringen. Gewöhnlich iſt das Dach auf einer Seite verlängert zu einer Vorhalle, welche auf Pfoſten ruht. Dieſes Hauptgebäude iſt in der Regel 25 Fuß lang und 15 Fuß breit, ohne alle Abtheilung im Innern. Oft ſteht ein kleineres dicht daneben, um als Küche benutzt zu werden.

Auf den kälteren Hochebenen ſind die Hütten von ungebranntem Lehmſtein gebaut, und haben ein plattes Dach von dichtgelegten Balken mit einer Decke von feingeſchlemmtem Thon, welcher mit vieler Vorſicht aufgeſtampft wird. Im Gebirge ſieht man häufig Hütten mit Schindeln, und in den agavereichen Ebenen von den Blüthenſtengeln und Blättern der Agave, mit Wänden von Steinen ohne Mörtel, ſogenannten trockenen Mauern.

In der Mitte der Hütte brennt auf dem Boden der Erde, wie ſie die Natur ſchuf, bei Tag und Nacht das heilige Feuer des Herdes; dabei ſteht ein flacher und ein walzenförmiger Stein zum Zerreiben des Maiſes und die irdene Pfanne zum Backen des Maisbrodes. Einige unglaſirte Töpfe und Schüſſeln, ein großer Waſſerkrug, einige Trink- und Schöpfgefäße aus Kürbisſchalen ſind der ganze Reichthum des Indianers, einige geſchnitzte Hölzer, Heilige darſtellend, der Schmuck der Hütte. Weder Tiſch noch Bank verenget den Raum; Matten von Binſen oder Palmblättern dienen als Sitz und Tiſch zugleich, ſie ſind das Bett für die Nachtruhe und der Sarg für die ewige Ruhe im Grabe.

Eine Art Haue und Hacke, einige Stricke und Netze hängen als Geräthe des Mannes an der Wand, und daneben das Webegeräthe der Frauen, das nur aus einigen Stäben beſteht. Eine ganze Anzahl von Palmblättern geflochtene Körbchen, mit Bindfaden an den Balken aufgehängt, enthalten die geringen Vorräthe aller Art, Salz, Bohnen, Reis, Eier, Baumwolle, Seife u. ſ. w. Dieſe Körbchen repräſentiren Kiſten und Schränke, und hängen hoch, um den Inhalt den Kindern, Hunden und Ameiſen zu entziehen. An einem längeren Strick iſt ein größeres Ding aufgehängt,

Digitized by

von Stäben zuſammengebunden, etwa 3 Fuß lang und 2 Fuß breit, und von der Konſtruktion jener Fallen, womit die Knaben die Meiſen fangen. Ein Stück Matte kleidet das Innere aus; der Zweck bleibt nicht lange verborgen, denn ein halbnackter Indianerſprößling läßt ſeine Stimme hören, worauf ein Stoß den Kaſten wie eine Schaukel ſchwingt, um den kleinen Luftſchiffer wieder zur Ruhe zu bringen.

Wir waren in die Hütte getreten mit dem gewöhnlichen Gruße: Ave Maria! „En gracia concebida“ war die Antwort des Mannes, der auf einem Klötzchen ſitzt und Mais ablörnt, von einigen Hühnern umgeben, welche jedes abſpringende Korn begierig aufpicken, und die er bisweilen mit einem Bein verſcheucht, wenn ſie ihm zu nahe kommen. Einige Kinder, die auf dem Boden ſpielten in der ſchlichten Uniform des Paradieſes, retirirten ſich hinter ihre Mutter, welche, neben dem Feuer auf plattem Boden ſitzend, mit der Spindel ſpinnt und bisweilen mit einem Stöckchen in einem Topfe rührt. Einige dürre Hunde, welche in der Aſche liegen, recken die Köpfe und fangen ein gewaltiges Gebelle an, das der Hausherr mit dem derben Wurf einer Maiskolbe in Geheul verwandelt, und die unberufenen Schreier in eine Ecke jagt, wo ſie mit einem brütenden Huhn in Konflikt gerathen, das ſpreizend und kreiſchend ſein Neſt vertheidigt. Der Adamite in der Gondel erwacht von dem Lärmen und läßt ſich vernehmen. Die Mutter ſteht auf, neigt ſich über das Fahrzeug und ſenkt dem Kleinen die volle Bruſt in den Mund, was die Ruhe herſtellt.

„Könnt Ihr uns etwas Mais verkaufen?“ fragen wir den Indianer, „für unſere Pferde, die dort unter dem Baume angebunden ſind, und für uns ſelbſt etwas zu eſſen ſchaffen?“ Eine lange Verhandlung entſteht zwiſchen Frau und Mann in indianiſcher Sprache; ſie thun ungern dieſe Dienſte und erwidern oft, ſie hätten nichts. „Aber wir verlangen ja nur einige Eier und Bohnen mit Tortillas“ (Maisbrod) und laſſen die Reiſeflaſche ſehen, aus der wir dem Mann einen Schluck geben, und ſo etwas hilft zum Abſchluſſe des Geſchäfts. Der kleine Schreihals, der nicht wieder ſchlafen will, wird wie ein Aeffchen auf den Rücken gebunden; mit dieſer Bürde knieet die Mutter vor den Stein, wäſcht dieſen, ſich ſelbſt Arme und Hände, und beginnt nun die Arbeit des Zermalmens des halbgekochten Maiſes, um ihn dann in flache Kuchen zu formen. Eine junge ſtämmige Indianerin, welche mit einer ſchweren Bürde trockenen Holzes aus dem Walde gekommen iſt, hilft bei der Bereitung des frugalen Mahles, das als Zugabe geriebenen grünen ſpaniſchen Pfeffer enthält, eine hölliſche Brühe, welche den Unkundigen zum Verzweifeln brennt, aber von dem Indianer und Meſtizen zu jeder Mahlzeit reichlich genoſſen wird. Nur mit dem Manne können wir etwas in Spaniſch verkehren; die Frauen und Kinder wiſſen nur ihre eigene Sprache, die recht angenehm aus ihrem Munde tönt. Die Leute ſind, wie alle Indianer, Landbauer, ſie haben ihr kleines Maisfeld unten im Thal, und pflanzen nur ſo viel, als ſie das Jahr hin-

Digitized by Google

durch brauchen. Auch ihre Bohnen, Kürbiſſe, ſpaniſchen Pfeffer, Tomates (physalis und solanum), Bataten und Baumwolle pflanzen ſie, aber Alles für eigenen Gebrauch. Jedes Jahr werden einige Schweine aufgezogen und verkauft, und auch die Hühner wandern auf den Markt, um mit dem baaren Gelde die Abgaben für die Gemeinde und Kirche zu entrichten. Die meiſten Indianer haben reichlich zu leben bei ihren höchſt geringen Bedürfniſſen; in der Regel pflanzen ſie viele Obſtbäume um ihre Hütten und löſen viel aus dem Verkaufe der Früchte. Sie ſammeln manche Rohprodukte der Wälder für den Handel, gewinnen die Faſer einer Bromelie und der Agave, arbeiten auf Tagelohn, kurz, ſie haben vielfache Mittel, einen Unterhalt ſich zu erwerben; aber ſie verlaſſen ihre alte Lebensweiſe nicht, die Männer vertrinken entweder ihr Geld oder vergraben es, um es ſicher zu haben. Die arme Frau hat das ſchwerſte Loos, ſie arbeitet am meiſten und bekommt nichts vom Gewinn. Morgens um 4 Uhr ſtehen die Weiber auf, fachen das Feuer an und mahlen Reis für die Frühſuppe, während die Männer, wie Mumien in ihre Decken gewickelt, ſchlafen. Nach einer Stunde iſt der Brei (atolli) gekocht, die Männer trinken eine Schale und ſtrecken ſich wieder hin, während die Arbeit an dem Mahlſtein fortgeht, um das Brod für das Frühſtück vorzubereiten. So geht es den ganzen Tag; die Frauen holen das Waſſer und Holz, beſorgen die Kinder, bereiten dreimal täglich das Brod, ſpinnen die Baumwolle und nähen die Zeuge für die ganze Familie. Das Nähen der Kleider, das Färben, das Waſchen, liegt ihnen auch ob; oft ſieht man die ganze Familie am Bach, ein Kleid nach dem andern wird gewaſchen, während der Träger, in eine Decke gewickelt, wartet, bis es getrocknet iſt. Am Sonntag muß das arme Laſtthier die Früchte auf den Markt tragen, oder das irdene Geſchirr, welches auch Manufaktur der Frauen iſt; einen Säugling an der Bruſt, eine ſchwere Bürde auf dem Rücken und oft ein größeres Kind obenauf. So ſieht man ſie vielmals auf den Wegen nach den Dörfern. Auf dem Rückweg haben ſie mit unendlicher Geduld den trunkenen Mann zu führen, und wo er unrettbar zu Falle kommt, ſitzen ſie neben ihm in Wind und Wetter, bis die ſchweren Nebel aus dem Kopfe gewichen ſind.

4.

Die Kreolen.

Das Wort Kreole (criollo) bedeutet im Allgemeinen „Eingeborener," und ſo gebraucht man es auch in Mexiko; im engeren Sinne verbindet man damit den Begriff „Eingeborener weißer oder europäiſcher Abkunft." Wir wollen hier die Kreolen in letzterer Bedeutung kennen lernen.

Der weiße Mexikaner repräſentirt die Intelligenz des Landes und bildet demnach thatſächlich den Adel der Bevölkerung. Der Zahl nach rechnet man ein Siebentel der Einwohner unter die Kreolen, etwa 1,200,000.

Digitized by

Die äußere Erſcheinung nähert ſich der des Spaniers, doch iſt ein eigener Typus unverkennbar. Männer und Frauen haben ſelten mehr als Mittelgröße, ſchlanken Wuchs, dunkles Haar, lebhafte dunkle Augen, kleine Hände und Füße. Man findet viele Geſichter nach orientaliſchem Schnitt, mit gebogener Naſe und feinem Mund. Die Geſichtsfarbe iſt gewöhnlich nicht mehr friſch, zumal in den wärmeren Gegenden; in den kälteren dagegen ſieht man roſige Wangen und ſelbſt blonde Köpfe nicht ſelten. Beide Geſchlechter reifen früh, der Jüngling iſt im ſiebenzehnten, die Jungfrau im vierzehnten Jahre völlig entwickelt. Eine große Lebhaftigkeit iſt dem Kreolen eigen; er lernt mit Leichtigkeit, iſt körperlich gewandt, ein flinker Tänzer, ein geübter Reiter, aber nicht ſehr muskulös, nicht ausdauernd in ſchwerer Arbeit. Seine Sprache iſt raſch und von ſehr lebhaftem Geberdenſpiel begleitet. Iſt dieſes auch eine Eigenthümlichkeit aller ſüdlichen Nationen, ſo hat ſie doch der Mexikaner beſonders ausgebildet, und der Nordländer, der ſeine Rede kaum mit leichter Bewegung der Hand ergänzt, bewundert die tauſend Bewegungen, die als Zeichenſprache bald die Rede verſtärken, bald kommentiren. Will man z. B. die Höhe eines Gegenſtandes mit der Hand bezeichnen, ſo gebraucht man bei der lebloſen Sache die horizontale Lage, bei dem Thier die ſtehende Lage der ganzen Hand, bei einem menſchlichen Weſen den aufgerichteten Zeigefinger. Winkt man Jemandem zu ſich, ſo wird die Handfläche nach dem eigenen Körper zu von oben nach unten bewegt, macht man die umgekehrte Bewegung vom Körper weg, ſo heißt dieſes: geht nur fort! Fährt man aber mit der Hand ſenkrecht herab, ſo heißt dieſes: bleibe ſtehen! Man verſteht die Sprache eines Volkes nicht hinlänglich, wenn man nicht den Ausdruck durch Mienen und Geſten kennt; aber es gehört lange Uebung dazu, dieſe Zeichenſprache zu verſtehen, zumal wenn ſie von der Umgebung nicht verſtanden werden ſoll, wie es bei den telegraphiſchen Mittheilungen der Verliebten der Fall zu ſein pflegt.

Im Allgemeinen iſt der Kreole leicht zu elektriſiren und leidenſchaftlich, aber er weiß ſeine Affekten zu beherrſchen. Oft läuft das heiße Blut mit dem Kopf davon; Zorn, Liebe, Eiferſucht verleiten zu unüberlegter That: doch bald kehrt das Gleichgewicht zurück. Heimtücke iſt ſeinem Charakter fremd, man kennt nicht die Rache gedungener Banditen, wie in Italien oder Portugal. Wenn auch die Schilderungen mancher Touriſten berichten, daß der Beleidigte ſeinem Gegner das Meſſer in die Bruſt ſtoße, und wenn dies auch bei der niederen Volksklaſſe öfter vorkommt, ſo iſt es nie Folge langer Ueberlegung, ſondern ein Akt der höchſten Leidenſchaft und in der Regel eine Art Duell mit kurzer Waffe. Bei den Kreolen fällt dies ſeltener vor, als bei den Meſtizen.

Der Kreole, ſelbſt der ungebildete, hat im Umgang einen natürlichen Anſtand, eine gewiſſe Urbanität und Unbefangenheit; er iſt ehrgeizig und eitel, und wenn die Grundlage einer ſoliden Bildung fehlt, die eben nicht ſehr häufig anzutreffen iſt, ſo ſchimmern die Blößen der Oberflächlichkeit

Digitized by Google

durch. Die Eitelkeit führt oft zur Ueberschätzung des eigenen Werthes, nicht allein des persönlichen, sondern auch des nationalen. Die Kriege mit Nordamerika und mit den Franzosen haben in dieser Beziehung harte Lektionen gegeben und den Mexikanern gezeigt, daß beherzte Redensarten gegen einen muthigen Angriff nicht Stich halten.

Leichtsinn und Genußsucht charakterisiren den Südländer, und der mexikanische Kreole macht darin keine Ausnahme. Zwar ist er im Genusse geistiger Getränke äußerst mäßig, Trinker gehören zu den seltensten Ausnahmen, und auch die Gastronomie pflegt er nicht wie der Nordländer; aber er liebt Süßigkeiten und Näschereien. Vor Allem sind es Festlichkeiten und Vergnügungen, die Freuden der Liebe und des Spiels, denen er mit Leidenschaft nachhängt. Der Hang zum Hazardspiel ist allen Klassen des Volks, die Indianer ausgenommen, gemein und der Krebsschaden, welcher das Glück und den Wohlstand der Familien zerstört. In Städten und Dörfern sind Spielhäuser zu finden, in welchen monte eine Art Pharao, gespielt wird, und zu welchem sich Alles hinzudrängt. Keine Gesetze, keine polizeilichen Verfolgungen konnten bis jetzt diese Höllen vertilgen, weil der Hehler zu viele sind. Bei jeder Festlichkeit ist es das Spiel, welches sogleich in den Vordergrund tritt; bei dem Hahnengefecht und bei dem Pferderennen wird hazardirt, selbst auf dem Billard und im Kaffeehause wird gewettet und gewagt. So leidenschaftlich der Mexikaner sich dem Spiel hingiebt, so kalt erträgt er den Verlust. Er verliert große Summen, seine Uhr, seine Kleider, schießt sich aber darum doch nicht todt, sondern hofft es am nächsten Spielabend wieder zu gewinnen. Der Ruin vieler Familien ist die unausbleibliche Folge dieser verkehrten Leidenschaft; sie zerstört nicht allein den Wohlstand, sondern auch die Sittlichkeit der Familie.

Der reiche Kreole liebt den Luxus, hat glänzende Equipagen, schöne Reitpferde, viele Dienerschaft, aber er kennt nicht den Komfort im Hause. Was die Bauart der Häuser betrifft, so ist die Grundform die altrömische, welche durch die Spanier über den Ozean verpflanzt wurde und dem Klima ganz angemessen ist. Von der Straße aus tritt man durch ein großes Thor ein, unter dessen Bogen das Gemach des Portiers oder ein Geschäftszimmer des Mannes den Eingang hat. Man tritt in einen viereckigen Hof, von allen Seiten mit einer Säulenhalle umschlossen, in der Mitte gewöhnlich ein Springbrunnen, von Blumenvasen umgeben. Auch das breite Geländer des Säulenganges ist gewöhnlich mit Blumen verziert. In diese Vorhalle gehen die Thüren aller Zimmer aus. Nach der Straße zu ist das Hauptgemach, der Saal, der auch auf dem Dorfe nicht fehlt, aufgeputzt mit dem besten Hausrath, einem Spiegel, Ecktischchen mit Blumenvasen, einem Heiligenbilde in silberner Nische oder dergleichen. Ein Ende des Saales, dessen Wand weder Thür noch Fenster hat, bildet den Sitz der Frauen (estrado), ist oft einige Zoll erhöht, mit Teppichen oder Matten belegt und mit niedern Sopha's bestellt. Viele Stühle stehen

Digitized by

an den übrigen Wänden hin. Der Saal kommunizirt entweder unmittelbar oder durch den Korridor (Säulengang) mit den übrigen Zimmern, nämlich den Schlafzimmern, Speisezimmern und der Küche. Dem Eingangsthor gegenüber führt ein kleineres Thor gewöhnlich in den zweiten von Gebäuden umschlossenen Hof, welcher die Stallung, Remisen, Wohnung der männlichen Diener und andere Wirthschaftsräume enthält. Dieses ist die Einrichtung der einstöckigen Häuser, in den großen Städten aber haben sie gewöhnlich zwei Stockwerke und oft noch ein Entresol. In diesem Falle ist das Erdgeschoß für Waarenlager, Magazine oder Wohnungen der Diener benutzt und die Wohnung der Familie im ersten Stock; aber der Säulengang geht durch die verschiedenen Stockwerke hindurch, und die Einrichtung bleibt im Wesentlichen dieselbe.

Früh stehen die Kreolen nicht gern auf, und von sorgfältiger Toilette ist bei den Damen keine Rede. Die Haarflechten hängen über den Rücken; die Kreolinnen wissen nichts von Hauben, sondern werfen leicht ein Tuch über Kopf und Nacken, wenn sie daheim sind. Auch von Strümpfen ist nichts zu sehen, da das Klima so mild ist. Mädchen und Frauen rauchen gern leichte Zigarren.

Gegen 8 Uhr wird ein Täßchen Chokolade mit süßem Brod genommen, dazu vereinigt sich die Familie nicht, Jedem wird es in sein Schlafzimmer gebracht. Um 10 Uhr frühstückt man warm, gebratenes Fleisch, Eier und als ständige Schüssel bei allen Ständen Bohnen (frisoles), welche erst weich gekocht und dann geschmalzt werden, mit einem bedeutenden Zusatz von Zwiebeln. Um 3 Uhr Nachmittags ist der Mittagstisch, der seine stehenden Gerichte hat. Zuerst eine Tasse klare Fleischbrühe, dann Sopa, von Reis, Nudeln oder Brod gemüseartig in Fleischbrühe bis zur völligen Verdunstung der Flüssigkeit eingekocht und mit Tomaten stark gewürzt. Die Olla ist das dritte Gericht, welches auf keinem Tische fehlt. Es besteht aus Rindfleisch, Hammelfleisch, etwas Schweinefleisch, Schinken, Huhn, Würstchen, Kohl, grünen Bohnen, Möhren, Rüben, Birnen, Bananen, Zwiebeln, Sellerie, etwas Koriander und Petersilie, Alles zusammengekocht. Wein nimmt man selten bei Tisch, aber nach dem Konfekt ein großes Glas Wasser.

Die meisten Kreolen legen sich nach Tisch nieder, um Siesta zu halten. Um 6 Uhr wird Chokolade oder in der heißen Zone Eis oder Obstgelée mit Wasser genommen, eine kleine Promenade zu Fuß, Pferd oder Wagen gemacht, und dann kommt die Zeit des Theaters oder der Tertullas. Letzteres sind Abendbesuche der Frauen, woran auch Männer theilnehmen. Man sitzt im Saal an den Wänden hin bei sehr dürftiger Beleuchtung — zwei Talgkerzen in dem großen Raume, — raucht und plaudert; oft wird auch musizirt und ein Tänzchen gemacht; aber selten wird etwas dabei genossen, höchstens Süßigkeiten mit Wasser.

Die Abendmahlzeit ist gewöhnlich erst um 10 Uhr, etwas gebratenes

Digitized by Google

Fleiſch, Salat, Bohnen und etwas Süßes. Vom Tiſch geht es unmittelbar zu Bett.

Einladungen zu Tiſche ſind ſelten; werden aber bloß fremde Männer eingeladen, ſo erſcheinen die Frauen in der Regel nicht bei Tiſche. Der Mexikaner iſt gaſtfrei, und es iſt ihm Ehrenſache, ſeine Gäſte gut zu bewirthen. Bei Feſtlichkeiten auf dem Lande iſt die Zahl der Gäſte oft ſehr groß, und das Treiben und Lärmen iſt den Feſten der homeriſchen Völkerbeherrſcher gar nicht unähnlich.

In dem häuslichen Leben iſt Vieles verſchieden von der Weiſe germaniſcher Völker. Das Leben der Frauen in ihren Gemächern hat etwas Orientaliſches; ſie arbeiten mit der Nadel ſehr ſchön, verſtehen zu weben und zu ſticken, zu ſingen und zu muſiziren; aber es fehlt das geiſtige Element, Bildung des Verſtandes und Herzens, und die Sinnlichkeit wird leicht vorherrſchend. Die Hausfrau hat ohnehin weniger Sorge als in Europa, weil ſie weniger Wintervorräthe vorzuſehen hat und die Wäſche allwöchentlich beſorgen läßt. Man vermeidet ſogar alle Vorräthe im Hauſe, um ſie nicht dem Geſinde anzuvertrauen und nicht die Arbeit des Herausgebens zu haben. Für jede Mahlzeit wird alles Nöthige von der Köchin oder ihrer Gehilfin im Kleinen in den Buden geholt, nur die Gemüſe kauft man des Morgens auf dem Markte, und die Kohlen bringt der Köhler in's Haus, denn man kocht Alles bei offenem Kohlenfeuer. So haben die Frauen weniger Arbeit im Hauſe, und man muß geſtehen, daß von der jetzigen Generation Viele ihre Mußezeit zur Selbſtbildung durch Lektüre benutzen.

Im Umgange ſind die Kreolinnen liebenswürdig, und, was auch europäiſche Frauen auszuſetzen haben mögen, die Männer, welche ihrer ſchönen Sprache völlig mächtig ſind, werden ſtets die Unterhaltung mit ihnen anziehend finden und ihre Reize rühmen.

Dieſe flüchtigen Blicke in das Leben des Kreolen kann ich nicht ſchließen, ohne einen hervorſtechenden Zug zu erwähnen, der ihm zur Ehre gereicht. Es iſt die Achtung der Kinder gegen ihre Eltern. Die Söhne bleiben in der väterlichen Gewalt, ſo lange ſie nicht eine eigene Familie gründen, und ſelbſt bei der arbeitenden Klaſſe legt der Sohn ſeinen Erwerb in die Hand des Vaters oder verfügt nicht darüber ohne deſſen Bewilligung. Es kommt nicht vor, daß ſich die Kinder an ihren Eltern vergreifen, oder daß ſie ihnen geringſchätzend begegnen, ſelbſt auf die Klaſſe der Meſtizen iſt dieſe Sitte übergegangen; ſie wird in der Hütte, wie im Palaſte beobachtet. Von zarter Jugend an werden die Kinder nie, wenn ihre Eltern ſie rufen, fragen: Was? oder: Was ſoll ich? — wie dies bei unſern niedern Ständen ſo häufig geſchieht — ſondern ſtets: Was befehlen Sie, Herr Vater, Frau Mutter? Wenn ſie von ihren abweſenden Eltern ſprechen, gebrauchen ſie entweder das vertrauliche: mein Papa, meine Mama; oder ſie ſagen: mein Herr Vater, meine Frau Mutter — oder ſelbſt: ihre Gnaden (su Merced). Der Sohn erlaubt ſich nie, in

Digitized by

Gegenwart ſeines Vaters Tabak zu rauchen, ſelbſt der erwachſene, der verheirathete Sohn nicht. Die Mutter, welche mit ihren Töchtern ſtets im Hauſe zuſammenſitzt, iſt darin nachſichtiger, animirt ſie vielleicht ſelbſt dazu, aber bei dem Vater wagen ſie es doch nicht. Der Sohn nimmt den Hut ab, wenn der Vater mit ihm ſpricht; wenn er ſitzt, ſteht er auf, ſobald eins der Eltern in's Zimmer tritt und bietet den Sitz an; er vermeidet ihnen den Rücken zuzuwenden, ja er geht nicht vor ihnen vorüber, wenn er einen andern Weg nehmen kann, und wenn er dazu gezwungen iſt, wird er ſtets ſagen: Verzeihen Sie, oder: Mit Ihrer Erlaubniß!

In Mexiko exiſtiren keine Waiſenhäuſer, aber ſtets werden die Waiſen Unterkommen finden. Die Taufpathen übernehmen bei der Taufe die Verpflichtung, Elternſtelle zu vertreten, wenn die Täuflinge ihre Eltern verlieren ſollten. Dies iſt keine leere Formel, wie in Europa, ſondern wird buchſtäblich befolgt. Auch braucht die Obrigkeit nicht dazu aufzufordern; ſelbſt der arme Mann holt ſich ſeinen verwaiſten Pathen, ſobald er Nachricht vom Tode der Eltern erhält, und erzieht ihn wie ſeine eigenen Kinder. Sind aber die Pathen geſtorben, ſo iſt ſtets ein Wettſtreit verſchiedener Familien um das verwaiſte Kind. Oft hörte ich arme Leute ſagen: Ziehe ich doch ein Hündchen in meinem Hauſe groß, wie ſollte ich nicht die Pflege eines Weſens übernehmen, das mir gleich iſt?

Dieſer mitleidige Sinn zeigt ſich im Allgemeinen gegen Darbende und Nothleidende; ich ſah in dem Kriege mit Nordamerika Leute, welche mit eigener Gefahr verwundete Feinde pflegten und verbargen, um ſie ſpäter wieder zu ihren Landsleuten zurückzuführen.

Gegen ſeine Dienerſchaft iſt der Mexikaner mild und nachſichtig, und ſieht ſie als einen Theil ſeiner Familie an. In vielen Häuſern findet man deshalb alte Diener, deren Rath gern gehört wird. Die Ammen ſind, wie bei den Alten, oft die Pflegerinnen mehrerer Generationen, und der Thürſteher erzählt dem Enkel, welche Pferde er dem Großvater vorgeführt habe.

So wie ſich die ſpaniſche Sprache bei den Kreolen erhalten hat, ſo iſt Vieles von den Sitten ſeines Mutterlandes in ſeinem Leben geblieben. Im Laufe von drei Jahrhunderten hat ſich dieſes nach Klima und Boden eigenthümlich entwickelt, und der Charakter des Kreolen iſt nicht mehr der des Spaniers. Eine reiche Natur, welche faſt freiwillig ihr Füllhorn ausſchüttet, ein heiterer Himmel, ein mildes Klima, welches den Menſchen die Härte des Winters nicht empfinden läßt, haben den Kreolen verwöhnt und ihn weichlicher und leichtſinniger werden laſſen, als ſeinen überſeeiſchen Verwandten; aber es blieb ihm der lebhafte Geiſt, die Erregbarkeit, der romantiſche Sinn. Der Spanier hält mit Zähigkeit am Alten — der mexikaniſche Kreole iſt für den Fortſchritt; er iſt freiſinnig und tolerant ſelbſt in religiöſen Dingen. Der Spanier arbeitet mit Stetigkeit, ſucht oft den Gewinn im Kleinen, und bewahrt das Erworbene für's Alter; der Mexikaner erwirbt mit Leichtigkeit, aber eben ſo leicht gleitet es durch die Finger; er ſucht den Genuß des Augenblicks zu haſchen und läßt für die Zukunft den lieben Gott ſorgen.

Digitized by Google

5.

Lima und seine Bewohner.*)

Die peruanische Hauptstadt liegt etwas über 12 Breitegrade vom Aequator südlich in einer Höhe von 462 französischen Fuß über dem Meeresspiegel, nur 2 spanische Meilen (Leguas) vom Meere, dem Stillen Ozean, entfernt, an beiden Seiten des Flusses Rimac, welcher die Stadt in zwei ungleiche Theile scheidet, von denen der südliche die eigentliche Stadt ausmacht, der nördliche aus der Vorstadt San Lazaro oder dem fünften Quartiere besteht.

Fast alle Straßen durchschneiden sich unter rechten Winkeln, wodurch viereckige Gruppen von Häusern (Manzanas) gebildet werden. Man zählt im Ganzen 211 Manzanas, von denen die an der Peripherie gelegenen klein und unregelmäßig sind. Die Zahl der Häuser ist ungefähr 3380, nebst 56 Kirchen und Klöstern, von denen die letzteren allein ein Viertheil der Grundfläche der Stadt einnehmen. Vor den Kirchen giebt es 54 öffentliche Plätze. Die Straßen, in der Regel 34 Fuß breit, sind schlecht gepflastert, haben aber Trottoirs.

Wenn der Fremde die Stadt betritt, so ist der erste Eindruck durchaus nicht günstig, denn die Quartiere der Peripherie sind schlecht, die Häuser ärmlich, halb verfallen und schmutzig, die Straßen mit allen Arten von Unreinigkeiten angefüllt. Je mehr man sich aber dem Hauptplatze nähert, desto schöner und eigenthümlicher wird der Anblick, so daß man leicht den unfreundlichen Eingang vergißt. Die Häuser haben außer dem Erdgeschoß nur ein Stockwerk, sehr vielen fehlt auch dieses. Alle größeren Wohnungen stimmen in ihrer Bauart überein. In der Fronte haben sie zwei Thüren. Die eine ist der Haupteingang, neben welchem das Thor des Wagenschuppens ist, worin die Kaleza steht. Ueber diesem oder neben der Hausthür ist häufig ein kleines Zimmerchen mit einem durch ein hölzernes Gitter verschlossenen Fenster, hinter welchem die Schönen sitzen und die Vorübergehenden ungesehen beobachten, es auch gern sehen, wenn Einer zum „Guartar la reja" (Gitter) kommt. Der Azaguan führt in einen sehr geräumigen Hofraum (Patio), zu dessen Seiten kleine Zimmer angebracht sind. Gerade gegenüber vom Haupteingange liegt die eigentliche Wohnung, die meist mit einem Geländer umgeben ist. Durch die große, fast immer offenstehende Doppelthür tritt man in einen großen Saal (Sala), dessen Möbeln aus einer Hängematte, einem Sopha und einer langen Reihe von Stühlen bestehen. Auf dem Boden sind Strohmatten ausgebreitet. Aus der Sala führt eine Glasthür in ein zweites, etwas kleineres Zimmer (la Cuadra), das elegant, oft sehr reich ausgeschmückt und mit wollenen Teppichen belegt ist. Hier werden die Besuche empfangen. Neben der Cuadra sind die Schlafzimmer, Eßsaal, Kinderstuben u. s. w.;

*) „Peru, Reiseskizzen von Tschudi." (In den Jahren 1838—42.)

Digitized by Google

ſie ſteht durch eine Thür mit einem zweiten Hofe (Traspatio) in Verbindung, der oft mit hübſchen Freskomalereien geziert iſt. Hier befinden ſich die Küche, der Stall (Corral) und ein kleines Gärtchen. Der erſte Hof ſteht mit dem zweiten durch einen ſchmalen Gang (Callejon) in Verbindung, durch welchen die Pferde geführt werden. Wo das Callejon fehlt, wie dies bei vielen, beſonders den ärmlichen Häuſern der Fall iſt, müſſen die Pferde durch die Sala und Cuadra geführt werden. — Der obere Stock hat eine von dem untern etwas verſchiedene Anordnung. Ueber dem Azaguan befindet ſich die Cuadra, die mit dem Balkon, der die meiſten Häuſer ziert, in Verbindung ſteht; vor ihr iſt die Sala. Ueber den Hofzimmern des Erdgeſchoſſes ſind die übrigen Gemächer gebaut, aber über der Cuadra und Sala ſind keine Zimmer, ſondern ein geräumiger, mit Quaderſteinen beſetzter Platz (Azotea), der nach dem Hofe zu mit einem Geländer umgeben iſt. Dieſe Azotea dient den Kindern als Spielplatz; ſie wird mit Blumentöpfen geſchmückt und durch ein ausgeſpanntes Zelt gegen die Sonne geſchützt. Das Hausdach iſt flach und beſteht aus Rohr, das mit Matten bedeckt und mit Lehm beworfen, oder auch mit leichten Backſteinen ausgelegt iſt. Ein Theil der Zimmerfenſter iſt auf dem Dache angebracht, die übrigen, deren nur ſehr wenige ſind, befinden ſich auf jeder Seite der Thüren und ſind durch kunſtvoll gearbeitete, oft reich vergoldete Gitter geſchloſſen.

Die Bauart kann als typiſch betrachtet werden; natürlich giebt es hier und da einige Abweichungen davon. Die Mauern ſind bei den größeren Gebäuden aus Luftziegeln oder Backſteinen aufgeführt, bei den kleineren beſtehen ſie aus doppelten Rohrwänden, die mit Lehm beworfen und nachher weiß oder gelb übertüncht werden. Die Thüren und Fenſter ſtehen der Hitze wegen faſt immer offen, den Häuſern fehlt daher das Wohnliche und Heimiſche unſerer europäiſchen Wohnungen.

Von den ſehr zahlreichen Kirchen und Kathedralen verdienen einige eine beſondere Erwähnung.

Die Kathedrale nimmt faſt die ganze öſtliche Seite des großen Platzes (Plaza major) ein. Montags den 18. Januar 1534 legte Don Franzisko Pizarro den Grundſtein und eigenhändig den erſten Balken zu dieſer Kirche, die er „de nuestra Señora de la Asuncion“*) nannte. Neunzig Jahre lang wurde daran gebaut; den 19. Oktober 1625 weihte ſie der Erzbiſchof Don Gonzala de Ocampo mit ſolchem Pompe ein, daß er bei der Meſſe, die um 6 Uhr Morgens begann, die geheiligte Hoſtie erſt um 4 Uhr Abends aufhob.

Das Innere der Kirche iſt ſehr ſchön und hat einige ausgezeichnet gut gearbeitete Altäre. Der Hochaltar iſt prachtvoll mit ſieben ioniſchen Silberſäulen geziert, die 12 Fuß hoch und 1¼ Fuß dick ſind; über ihm wölbt ſich eine ſchwer vergoldete ſilberne Krone. Die Monſtranz iſt 7¼

*) Unſerer Herrin der Auffahrt (Himmelfahrt).

Digitized by Google

Fuß hoch, äußerst zierlich aus Gold gearbeitet und mit unzähligen Diamanten und Smaragden geschmückt. Zu den Seiten des Altars stehen mächtige, massiv silberne Kandelaber, von denen jeder 112½ Pfund wiegt. An hohen Festtagen übertrifft der Glanz und der Reichthum, die hier zur Schau gestellt werden, vielleicht an Pracht die ersten römischen Kirchen. Die Ornate und Meßgewänder entsprechen dem Glanze des Hochaltars; sie sind auf das Reichste mit Gold und Edelsteinen gestickt. Die geweihten Gefäße sind ebenfalls von außerordentlichem Werthe. Den Dienst in der Kathedrale versehen die Domherren (Canonigos).

Unter den Pfarrkirchen zeichnet sich San Lazaro durch ein geschmackvolles Aeußere und eine einfache, aber würdige innere Ausschmückung aus. Vor der Thür dieses Tempels werden die unbekannten Leichname, die man auf der Straße findet, 24 Stunden lang ausgelegt.

Das Kloster von San Franzisko ist das größte und imposanteste von allen, es ist ein ungeheures Gebäude, das in der Nähe der Plaza mayor zwischen dieser und dem Rimac liegt. In diesem Kloster wird täglich von Morgens um 5 Uhr bis Mittags um 12 Uhr jede halbe Stunde eine Messe gehalten. Während des Erdbebens von 1630 soll das Madonnenbild, welches über der Kirchthüre stand, sich gegen den Hochaltar gewendet, mit gefalteten Händen Gott um Gnade für die Stadt angefleht und sie dadurch vom vollkommenen Ruin errettet haben. Der Mönch, der mich im Kloster herumführte und mir die Wundergeschichte erzählte, meinte, es sei doch sonderbar, daß die Madonna im Jahre 1746 das nämliche Manöver nicht wiederholt habe.

Dem Franziskanerorden gehört auch die „Recelota de San Jago", in die sich während der Fastenzeit, besonders in der Charwoche, viele Männer zurückziehen, um unter Beten, Kasteien und Nachdenken, fern vom Geräusch der Welt und den Zerstreuungen der Gesellschaft, sich zur Beichte und zum Genuß des heiligen Abendmahls vorzubereiten.

Santo Domingo zeichnet sich durch seinen Reichthum aus. Das Kloster hat eine jährliche Einnahme von 70–75,000 Piastern (spanischen Thalern = 35—39,000 Thlr.), meistens Grundzinsen von Häusern in der Stadt.

In einem kleinen Kloster, „Refugio de San Jose", werden Frauen, die sich einer schlechten Behandlung ihrer Männer entziehen wollen, aufgenommen; auch können Ehemänner, um ihren zu liebenswürdigen Gattinnen Zeit zum Nachdenken zu verschaffen, mit erzbischöflicher Erlaubniß dieselben dort hinbringen.

Lima besitzt mehrere Hospitäler, die aber an Zweckmäßigkeit der innern Einrichtung, an Sorgfalt der Pflege und ganz besonders an einer vernünftigen ärztlichen Leitung viel zu wünschen übrig lassen. Das größte ist „San Andres"; es enthält fünf große und vier kleinere Säle mit 387 Betten und einer besonderen Abtheilung für Unheilbare. Hier werden auch die Wahnsinnigen, deren es immer eine große Anzahl giebt, aufbewahrt. Am

Digitized by

30. November, dem Tage des Heiligen Andreas, ist dem Publikum der Zutritt zu demselben gestattet. Dann strömen die Einwohner von Lima nach dem Hospitale hin, um sich am Anblick der Irren zu belustigen. Es ist empörend, zu sehen, wie diese Unglücklichen der Schaulust des Publikums und seinen Neckereien preisgegeben werden. Das Einsammeln von Almosen bei den zahlreichen Besuchenden ist eigentlich der Zweck dieses Gebrauchs, der aber immer verwerflich bleibt.

Der Mittelpunkt des Lebens und Handels von Lima ist der schon erwähnte große Platz, „Plaza mayor", ein verschobenes Viereck, von dem jede Seite 510 Fuß lang ist. Von jeder der vier Ecken gehen zwei gerade Straßen unter rechten Winkeln ab. Der Boden ist mit feinem Sande bedeckt. Die Kathedrale und der Palast des Erzbischofs nehmen die östliche Seite ein; auf der Nordseite steht der Palast der Regierung, früher der so mächtigen Vizekönige. Von außen hat er ein sehr ärmliches Aussehen, und die Façade nach der Plaza zu wird durch eine Reihe kleiner ärmlicher Buden, in denen Materialwaaren verkauft werden, entstellt. Ueber diesen ist ein schmaler, häßlicher Balkon. Ein großes Doppelthor führt von dieser Seite in den Haupthof. Die Westseite ist eben so wenig anziehend und gleichfalls durch eine Menge kleiner Buden mit Sattlerwaaren und altem Eisen entstellt. Der Haupteingang in den Palast befindet sich auf dieser Seite und ist ganz simpel. Das Innere des Gebäudes entspricht dem Aeußern; es ist geschmacklos und ärmlich.

Die westliche Seite der Plaza wird von dem Rathhause eingenommen und einer Reihe Häuser, die nicht schön sind und namentlich durch die Säulengänge mit ihren Kaufbuden entstellt werden. Denselben Anblick bieten die Häuser auf der Südseite, nur daß hier die Posamentiere ihre Knöpfe und Fransen spinnen.

In der Mitte der Plaza steht ein sehr schöner bronzener Brunnen mit drei Bassins; aus dem mittlern erhebt sich eine Säule, auf deren Spitze die Fama einen Theil des Wassers heraustrompetet; das übrige Wasser stürzt aus den Rachen von vier Löwen. Auch die anderen kleineren Brunnen sind geschmackvoll ausgeführt.

Der zweitgrößte öffentliche Platz in Lima ist der Inquisitionsplatz, seit dem Befreiungskriege der „Unabhängigkeitsplatz" genannt. Den Eingebornen ist indeß der alte Name viel geläufiger. Da der Markt hier abgehalten wird, so ist er während des Vormittags sehr belebt. Zwei Gebäude sind die ausgezeichnetsten: das Inquisitions- und das Universitätsgebäude. Von der frühern Einrichtung des Sitzes des „furchtbaren Tribunals der Drei" ist wenig mehr zu sehen, da nach der Aufhebung der Inquisition durch die Kortes von dem wüthenden Pöbel die Zimmer, Möbeln u. s. w. fast ganz zerstört wurden. Lima war der Sitz des Religionsgerichts für die ganze Westküste von Südamerika; es stand an Strenge wenig hinter dem von Madrid zurück. Jährlich wurden ihm eine große Menge Verdächtiger und Schuldiger von Chiloë bis nach Kolumbien überliefert und

Digitized by Google

größtentheils zu den fürchterlichſten Strafen verurtheilt. Ein Spanier, deſſen Gliedmaßen auf eine unnatürliche Weiſe verdreht und gekrümmt waren, gab mir auf meine Fragen nach der Urſache dieſer merkwürdigen Verrenkungen zur Antwort: er ſei in eine Maſchine gerathen, die ihn ſo zerquetſcht habe. Wenige Tage vor ſeinem Tode eröffnete er mir, daß er in ſeinem 24. Jahre vor dem Tribunal der heiligen Inquiſition geſtanden habe und durch die fürchterlichſten Marterinſtrumente zum Geſtändniß einer Schuld gezwungen worden ſei, deren er ſich nicht bewußt geweſen. Bei der Erinnerung an die ſcheußlich verdrehten Glieder ſchaudere ich noch jetzt vor den Qualen, die der Unglückliche ausgeſtanden haben muß.

Eine Anekdote vom Vizekönig Kaſtel-Fuerte wurde mir in Lima mehrmals erzählt, und ich will ſie mittheilen. Der Virey hatte ſich im Beiſein ſeines Beichtvaters einige Aeußerungen über Religion erlaubt, die dem guten Mönche nicht ſehr chriſtlich-katholiſch erſchienen und die er pflichtgemäß der Inquiſition hinterbrachte. Im Vertrauen auf ihre Allmacht benutzte dieſe freudig die Gelegenheit, um ihre Macht der oberſten Staatsbehörde, dem Stellvertreter des Königs gegenüber zu zeigen und berechnete wohl, wie furchtbar ihr Einfluß werde, wenn ſie ſelbſt dem Vizekönig eine Strafe auferlegte. Kaſtel-Fuerte aber war kein Philipp II. Er erſchien zur beſtimmten Stunde an der Spitze ſeiner Leibgarde und einer Kompagnie Infanterie, von zwei Kanonen begleitet, die vor dem Hauſe aufgefahren wurden. Der Virey (Vizekönig) ließ ſich in den verhängnißvollen Saal geleiten, trat ohne Zeremonie die drei Stufen zum Tiſche hinauf, zog ſeine Uhr und ſagte, indem er ſie ablegte: „Meine Herren, ich bin bereit, unſer Geſchäft zu beginnen; in einer Stunde aber muß es beendigt ſein; bin ich bis dahin nicht zurück, ſo ſchießt mein Offizier das Haus in den Grund.“ Betroffen über dieſe Kühnheit beriethen ſich die Inquiſitoren einige Augenblicke und bekomplimentirten dann mit der größten Höflichkeit den entſchloſſenen Kaſtel-Fuerte zur Thür hinaus.

Unter den Vergnügungsplätzen ſteht — die Stiergefechte natürlich ausgenommen — das Theater oben an. Das Gebäude aber iſt von außen wie von innen ziemlich häßlich und die Bühne ſehr klein.

Der Präſident fährt in ſeiner Kutſche, von ſechs Pferden gezogen und von ſeiner Leibwache begleitet, nach dem Theater, in welches er einen eigenen Eingang hat. Im Hofe iſt unter ſeiner Loge ein Korporal mit ſechs Mann, die das Gewehr ſchultern, aufgeſtellt. Eine Abtheilung Soldaten hält während der Vorſtellung Wache und erweiſt dem Präſidenten bei ſeiner Rückfahrt militairiſche Honneurs.

Die Stücke, die gegeben werden, ſind meiſtens höchſt mittelmäßig. Dies gilt insbeſondere von den Poſſen (Sagnetes), die der ſpaniſchen Sitte gemäß immer die Theatervorſtellung ſchließen, ſei nun das Hauptſtück ein Trauer- oder Luſtſpiel. Sie haben zu ihrem Gegenſtande ganz gemeine Liebesintriguen oder tölpelhafte Witze, und ſind ganz dazu gemacht, den günſtigen Eindruck, den möglicher Weiſe das Hauptſtück hervorbringen

Digitized by

könnte, gänzlich zu verwiſchen. Von einer Geſellſchaft Italiener werden auch zu Zeiten kleinere Opern gegeben, die, das elegante Koſtüm ausgenommen, ebenfalls ganz mittelmäßig ſind. Der Text der Opern iſt dem Publikum unverſtändlich.

Die Limeños ſind ſehr große Freunde von Tänzen. Eigentliche Ballets können indeß nicht gegeben werden; Boleros, Fandango, Kachucha und Don Mateo werden am häufigſten wiederholt.

Während der langen Zwiſchenpauſen wird im Parterre und Hofraum geraucht, auch ſind — theuer und ſchlecht — Erfriſchungen zu haben. Was den Beſuch des Theaters ſehr verleidet, ſind die vielen Flöhe, die ganz beſonders in den Logen ihren Sitz aufgeſchlagen haben. Man muß ſich da mit einer großen Portion Geduld verſehen und fleißig hin und her rutſchen.

In der Nähe des Theaters iſt der Zirkus für die Hahnenkämpfe (Coliseo de Gallos), in welchem faſt täglich einige Zweikämpfe ſtattfinden. Er beſteht aus einem Amphitheater mit einer zweckmäßigen Arena. Die Unternehmer, welche dieſes Etabliſſement vom Staate gemiethet haben, müſſen an beſtimmten Tagen für die nöthigen Hähne ſorgen, wenn ſich nicht hinreichende Parteien von Privatleuten mit Kampfhähnen einfinden und dieſelben gegen Erlegung des feſtgeſetzten Preiſes dort kämpfen laſſen. Bei der ſehr großen Vorliebe der Limeños für dieſe Unterhaltung fehlt es faſt nie an zahlreichen Kampfpaaren, nur zur Mauſerzeit ſind ſie ſelten. Es werden vor jeder Pelea (Kampf) nach dem bloßen Beſchauen der Hähne ſehr bedeutende Wetten eingegangen, welche den Leidenſchaften volles Spiel gewähren, ſo daß in der Perſon des Subpräfekten der Provinz ein beeidigter Schiedsrichter eingeſetzt iſt, deſſen Ausſpruche ſich die Parteien ohne Widerrede fügen müſſen.

Dem Kampfhahne wird der Sporn am rechten Fuße abgeſägt und an deſſen Stelle ein 1½—3 Zoll langes ſcharfes Meſſer gebunden. Oft ſtechen ſich dieſe Thiere ſchon beim erſten Angriffe todt; meiſtens verwunden ſie ſich gleich vom Anfang ſehr heftig, kämpfen aber doch noch ſo lange, bis ſie den Wunden und der Müdigkeit erliegen. Es iſt ein grauſames Vergnügen, ein würdiges Seitenſtück zu den Stiergefechten.

In der nämlichen Kuadra mit dem Koliſeo de Gallos iſt der Ballſpielplatz (Jugeo de pelotas), ein zweckmäßig eingerichteter, von ſehr hohen Wänden umſchloſſener Hof. Jetzt iſt er weniger beſucht, als früher, da die Kreolen das Ballſpiel nicht ſo leidenſchaftlich lieben als die Spanier.

Die Einwohnerzahl hat ſich ſeit dem Befreiungskriege ſehr vermindert. Zeugen davon ſind die vielen faſt ganz entvölkerten Stadtquartiere, die verfallenen Häuſer, die verwüſteten Gärten. Man ſchätzt die Geſammtzahl jetzt*) auf 53,000, aber eine genaue Zählung iſt nicht vorgenommen.

*) 1842.

Digitized by Google

Die Urſache der Verminderung der Einwohnerzahl läßt ſich aus dem natürlichen und ſtaatlichen (phyſiſchen und politiſchen) Zuſtande des Landes leicht erklären. Erdbeben haben Tauſende von Menſchen unter den Trümmern ihrer Wohnungen begraben. Der Befreiungskrieg hat eine große Zahl von Opfern gekoſtet. Verbannungen und freiwillige Auswanderungen haben die trefflichſten Bürger mit ihren Familien aus ihrer Vaterſtadt entfernt. Epidemien, als natürliche Folge einer mangelhaften polizeilichen Aufſicht und einer gänzlichen Vernachläſſigung der nothwendigen Reinlichkeit in den Straßen und der Umgegend, haben eine unzählige Menſchenmenge weggerafft. Die Zuwanderungen ſind unbedeutend, und ſo übertrifft die Zahl der Geſtorbenen die der Geborenen faſt um das Doppelte.

Ein ſo buntes Gemiſch von Farben und Phyſiognomien, wie in Lima, trifft man übrigens ſelten anderswo wieder an. Von der blendend weißen Kreolin, Tochter europäiſcher Eltern, bis zum ebenholzſchwarzen Kongo-Neger ſind alle Nuancen in regelmäßigen Farbenabſtufungen, oder durch den roſtbraunen Indianer modifizirt, im beſchränkten Raume bei einander. Bei den extremen (entgegengeſetzten) Formen tritt auch der Charakter mit jener Schärfe hervor, die es möglich macht, ein treues Bild von jeder derſelben zu entwerfen. Anders verhält es ſich mit den Miſchlingen*); eine genaue Charakteriſtik von ihnen zu entwerfen, iſt faſt unmöglich, denn ſie ſind körperlich wie geiſtig „Miſchlinge." Als Grundſatz kann für ſie gelten, daß ſie nur die Laſter der Eltern, nicht aber ihre Tugenden geerbt haben. Sie ſtehen als Menſchen weit hinter den reinen Racen zurück und ſind auch im Staate die ſchlechteſten Bürger.

Die weißen Kreolen, mit ſehr wenigen Ausnahmen Abkömmlinge von Spaniern, machen faſt den dritten Theil der Bevölkerung aus. Sie ſind ſchlank, ziemlich groß, mit ſcharfen Geſichtszügen, einer blaßweißen Hautfarbe und dunkelſchwarzem Haar. Die Männer ſind ſchwächlich, ſehen abgelebt aus, und ihre nicht unedle Phyſiognomie wird meiſtens durch Züge leidenſchaftlicher Sinnlichkeit entſtellt. Wie in ihrer Körperbildung, ſo ſtehen ſie auch in geiſtiger Beziehung weit hinter den Spaniern zurück; auch iſt ihre Bildung höchſt mangelhaft. Sie erheben ſich ſelten über die Sphäre des Alltagslebens und ignoriren faſt Alles, was außer dem engen

*) Sind die Eltern: Weißer und Negerin, Weißer und Indianerin, Indianer und Negerin, Weißer und Meſtiz, Weißer mit Mulata, Weißer mit Quarterona, Weißer mit Quintera, Neger mit Mulata, ſo heißen die Kinder: Mulato. Meſtizo. Chino. Kreole (nur durch einen blaſſen, in's Bräunliche ſpielenden Teint vom Europäer unterſchieden). Quarteron. Quintero. Weißer. Zambo negro u. ſ. w.

Digitized by

Kreiſe der Stadtmauern vorgeht. Ich war oft erſtaunt über die arge Unwiſſenheit, die ſogenannte gebildete Peruaner über die Lage, Größe, phyſiſche Beſchaffenheit und die Produkte ihres eigenen Vaterlandes an den Tag legten. Sollte man wohl glauben, daß ein peruaniſcher Kriegsminiſter weder die Einwohnerzahl, noch den Flächeninhalt von Peru angeben konnte, und mit der größten Hartnäckigkeit behauptete, Portugal bilde die öſtliche Grenze von Peru, und man könne zu Lande dorthin reiſen? Aus der Geſchichte kennen ſie faſt nur Napoleon, verwechſeln aber auf das Lächerlichſte Thatſachen, Perſonen und Jahreszahlen. So erzählte mir ein hochgeſtellter, angeſehener Herr, der noch dazu für gelehrt galt, einmal ganz ausführlich, wie Friedrich der Große Napoleon aus Rußland vertrieben habe.

Die Kreolen ſind eben ſo leidenſchaftliche Spieler als die Spanier. Das Spiel iſt der Ruin der meiſten Familien und größtentheils Urſache der vielen unglücklichen Ehen in Lima. Die Frauen aus den höheren Ständen nehmen ſehr häufig am Spiele Theil; ſie ſind in der Regel vorſichtiger als die Männer und ſetzen nicht ſo hoch an. Doch giebt es einzelne, die ihnen nicht nachſtehen. Ich kannte eine Dame in der Sierra, die an einem Abend 4000 Louisdor verlor und in weniger als einem Monat bald darauf 100,000 Thaler gewann, endlich aber den größten Theil ihres Vermögens einbüßte.

In der manière de vivre können die Kreolen nicht als Muſter hingeſtellt werden. Von der ſteifen Etikette der Spanier ſind nur wenige Spuren zurückgeblieben, oft zum Nachtheil des guten Anſtandes. In Geſellſchaften, auch in Gegenwart von Damen, beträgt ſich der weiße Limeño ſehr frei. Er raucht Zigarren, behält den Hut auf dem Kopfe und führt mit der größten Gleichgiltigkeit Geſpräche, die in Europa aus jedem anſtändigen Zirkel verbannt, oder höchſtens zwiſchen Arzt und Kranken geſtattet ſind. Bei Tiſche ſetzt er alle Rückſichten, die gegen ſeinen Magen ausgenommen, bei Seite; kommt er mit Meſſer und Gabel nicht ſchnell genug zum Ziele, ſo nimmt er die Finger zu Hilfe, fährt mit den Händen in die Schüſſel, dreht die Brocken ſo lange herum, bis er einen findet, den er entweder ſelbſt verſchlingt oder ſeinem Gaſte mit einer höflichen Verbeugung überreicht. Während der ganzen Mahlzeit wird von allen Seiten ſo ununterbrochen geſpuckt und gerülpſt, daß der Fremde nur mit Ekel am Tiſche ſitzt. Nach dem Eſſen ſpült ſich Jeder den Mund mit Waſſer und ſpeit es dann in langem Strahl auf den Boden. Bei den Kreolen iſt das fortwährende Spucken eine der läſtigſten Gewohnheiten.

Ueber dieſe Fehler dürfen wir aber die guten Seiten der Kreolen nicht vergeſſen. Er iſt ein Feind von geiſtigen Getränken; genießt er Weine, ſo ſind es meiſtens ſüße, die er in kleiner Quantität zu ſich nimmt. Ein betrunkener Limeño iſt eine der größten Seltenheiten: anders verhält es ſich aber im Innern des Landes, wo ſich gerade die Weißen durch unmäßiges Trinken hervorthun.

Digitized by Google

Er ist ferner in seinem Betragen frei und offen, aber charakterlos; vom ersten Eindruck läßt er sich leicht hinreißen, ohne die Folgen seiner Neigungen und Handlungen zu überlegen. Absichtlich thut er seinem Nächsten selten wehe, aus Unvorsichtigkeit aber sehr oft. Er ist gastfrei und zutraulich gegen Fremde und wohlthätig gegen die Armen; aber dem von mehreren Reisenden ihm gespendeten Lobe eines guten Ehegatten kann ich durchaus nicht beistimmen.

Weit über den Männern, sowohl körperlich als geistig, stehen die Frauen von Lima. Die Natur hat sie reichlich mit trefflichen Eigenschaften ausgestattet. Sie sind im Durchschnitt hohen, schlanken Wuchses und zeichnen sich dabei durch einen eben so kleinen als wohlgebildeten Fuß aus. Ihr Gesicht, dem die Tropenluft alle Farbe und Frische nimmt, wird dafür durch das große, dunkle, glühende Auge belebt und durch die, wenn auch nicht kleine, doch edel geformte Nase und den feinen Mund mit seinen kleinen, blendend weißen und schön gereihten Zähnen geziert.*) Nehmen wir die langen, schwarzen Haare dazu, die in zwei oder vier Flechten über den Nacken fallen, und die graziöse Haltung, so müssen wir gestehen, die Limeña ist eine stolze und edle Erscheinung, welche den Reiz weiblicher Liebenswürdigkeit in vollem Maße besitzt.

In den Häusern sind die Damen, besonders im Sommer, leicht und nachlässig gekleidet und geben sich gewöhnlich nicht einmal die Mühe, die Kleider zuzumachen. Bei Visiten und im Theater erscheinen sie nach französischer Mode; auf der Straße aber, bei Spaziergängen, in der Kirche, bei Prozessionen u. s. w. bedienen sie sich einer originellen, nur in Lima gebräuchlichen Tracht, der Saya und des Manto. Es giebt zwei Arten von Sayas. Die eine, früher allgemein gebräuchliche, jetzt aber nur selten gesehene, besteht in einem Oberrock von schwerem Seidenstoff, der in unzählige feine, röhrenförmige Längsfalten genäht ist, die nach oben enger und dichter sind. Er reicht vom Gürtel bis zu den Knöcheln und liegt dicht am Körper an, so daß die Umrisse desselben, besonders um die Hüften, scharf hervortreten. Nach unten zu ist er ganz enge. Da er sich fest um die Beine anschließt, so verhindert er das rasche Gehen und macht das Aufstehen und Niederknien in der Kirche sehr beschwerlich. Die andächtigen Frauen müssen sich daher oft lange drehen und krümmen, ehe sie sich wieder von der Erde erheben können.

Die zweite Art von Saya ist nur um den Gürtel eng anschließend, von da aber weit wie ein Reifrock. Sie wird aus der ersten Art gemacht, indem man die Fäden, welche die einzelnen Längsfalten vereinigen, wieder auftrennt. Die gewöhnliche Farbe der Sayas ist schwarz, grün, blau oder zimmetfarben.

Der Manto ist ein Schleier von dichtem, schwarzem Seidenzeug, der mit einer Schnur hinten am Gürtel befestigt wird, da, wo die Saya be-

*) Die Limeños reinigen sich öfters am Tage die Zähne mit der Rataniwurzel.

Digitized by Google

ginnt. Von hier wird er über den Rücken, die Schultern und den Kopf geſchlagen, von vorn zuſammengenommen, feſt an die Stirn gedrückt und ſo geſchloſſen, daß nur ein kleiner dreieckiger Raum um das Auge geſehen wird. Ein reicher Shawl hängt vorn über die Bruſt und verdeckt das darunter liegende Kleid, von dem nur die Aermel zum Vorſchein kommen; die eine der zierlichen, in elegante Handſchuhe gehüllten Hände hält den Schleier, die andere ein werthvolles Taſchentuch.

Das Eigenthümliche dieſer Tracht fällt dem Fremden ſehr auf, und er gewöhnt ſich ſchwer an ihren Anblick. Die enge Saya iſt weder graziös noch anſtändig, die weite dagegen kleidet ſehr vortheilhaft und paßt vortrefflich zu der anmuthigen Haltung und dem zierlichen Gange. Als ich zum erſten Mal nach Lima kam und mehreren dichtverſchleierten Damen begegnete, von denen einige Roſenkränze in den Händen hielten, dachte ich, die Nonnen genöſſen in dieſem Lande mehr Freiheiten, als anderswo. Nach der Oration (Abendgebet), Abends um halb 7 Uhr, dürfen ſich nach polizeilicher Vorſchrift keine Frauen mit Sayas mehr auf der Straße zeigen.

Die meiſten Fremden, die ſich mit Limeñas verheirathen, ſtellen als Hauptbedingung auf, daß ihre Frauen nach der Trauung die Saya und den Manto nicht mehr tragen ſollen. Die Bedingung wird angenommen, wie ſie aber erfüllt wird, mögen die glücklichen Ehemänner ſelbſt ſagen. Die Frauen ſind dieſen Kleidern mit Leib und Seele ergeben.

Verfolgen wir die weiße Kreolin ihn ihrem häuslichen Leben, ſo finden wir ſie zwar als beſorgte Mutter, aber nicht als tüchtige Hausfrau. Faſt jeder Dame ſteht eine mehr als nöthige Anzahl von Dienern, meiſtens Sklaven, zu Gebote. Köchin, Kindermagd, Stubenmädchen, Näherinnen, ein paar Bediente, einige kleine Neger oder Indianer, deren Hauptbeſchäftigung es iſt, hinter der Gebieterin, wenn ſie zur Meſſe geht, einen Teppich zu tragen, gehören zu einer ordentlichen Haushaltung. Jeder dieſer Diener thut, wie ihm beliebt, und die Frau vom Hauſe bekümmert ſich wenig um den Schlendrian, der bei mangelnder Aufſicht nothwendig einreißt. Sie ſteht ſpät auf, ſchmückt ſich das Haar mit Jasmin- und Orangeblüthen, und erwartet das Frühſtück; nach dieſem empfängt oder macht ſie Beſuche, ſchaukelt ſich während der Mittagsſtunde in der Hängematte oder ſtreckt ſich auf das Sopha und raucht eine Zigarre, und fährt nach Tiſche wieder zu Viſiten; am Abend iſt ſie entweder im Theater, auf der Plaza oder auf der Brücke. Wenige Frauen beſchäftigen ſich mit Handarbeiten, obwohl manche oft große Geſchicklichkeit im Sticken und feinen Nähen zeigen. In Geſellſchaften arbeiten ſie niemals, eben ſo wenig nach der Oration. Muſik lieben ſie leidenſchaftlich; die meiſten ſpielen Klavier und Guitarre und ſingen dazu, aber aus Mangel an guten Lehrern nur ſehr mittelmäßig.

Die Näſcherei iſt eine der übeln Eigenſchaften der Bewohnerinnen Lima's. Neben ihren gewöhnlichen Mahlzeiten naſchen ſie fortwährend Eßwaaren, die von den Negern auf den Straßen feilgeboten werden. Bald

Digitized by Google

wird der Tamalero*) angerufen, bald werden Omitas (ſüße Maiskuchen mit Roſinen), bald Pan de Chancay und Biskochos (ſüße Brode), bald Maſamorita moroda (ein Brei von Fruchtſäften und Waſſer) oder Frijoles koladas (geſtoßene, mit Syrup abgekochte Erbſen) gekauft, und doch wird dem Frühſtücke und Mittagseſſen eben ſo reichlich zugeſprochen, als wenn keine ſolchen Zwiſchenakte ſtattgefunden hätten. Darf man ſich wundern, daß die guten Damen ſich beſtändig über Magenſchmerzen beklagen?

Die Reinlichkeit im Innern der Häuſer erſtreckt ſich blos auf die beiden Beſuchszimmer, die Sala und Kuadra, während die übrigen Gemächer eher einem Stalle, als einer menſchlichen Wohnung gleichen, und durchaus nicht zum Vortheil der Hausfrauen ſprechen. Deutlich zeigt ſich darin der Nationalcharakter: viel Schein und wenig innerer Gehalt.

Schade, daß die vielen und großen natürlichen Anlagen der Limeñas nicht beſſer ausgebildet werden. Sie haben einen durchdringenden, ſcharfen Verſtand, ein klares Urtheil und ſehr richtige Anſichten über die verſchiedenen Lebensverhältniſſe. Wie die Frauen von Sevilla ſind ſie durch ihre ſchnellen, ſchlagenden Antworten bekannt, und es iſt gewiß, daß in einem Wortſtreite eine Limeña nie unterliegt. Sie haben eine ſeltene Charakterfeſtigkeit und einen dem weiblichen Geſchlecht im Allgemeinen nicht eignen Muth, und ſind dadurch weit über die feigen, charakterloſen Männer erhaben.

Von den Indianern ſind in Lima circa 5000. Dieſe Menſchen ſind hier thätige, unverdroſſene Leute. Viele von ihnen haben Krämerladen und genießen wegen ihrer Ehrlichkeit in den großen Handlungshäuſern eines guten Kredits. Faſt alle Poſamentiere in dem Portal der Knopfmacher ſind Indianer; auch unter den Sattlern und Silberarbeitern findet man viele derſelben. Die Indianer, die ſich als Dienſtboten vermiethen, ſind weniger thätig und ehrlich, und mehr verſchloſſen und mißtrauiſch, beſonders die neuangekommenen. Sie ſind in der Regel eitel, aber dabei unglaublich unreinlich. Alle ſtehen in ihren geiſtigen Fähigkeiten weit hinter den weißen Kreolen zurück, vor denen ſie eine gewiſſe, nicht leicht zu tilgende Scheu haben.

Die Neger bilden in Lima den fünften Theil der Bevölkerung; ihre Zahl beläuft ſich auf etwas mehr als 10,000, worunter 4800 Sklaven ſind. Obgleich ein Paragraph in der Unabhängigkeitsakte erklärt, daß „Niemand in Peru als Sklav geboren werde," ſo hat der Nationalkongreß doch zu verſchiedenen Malen für gut befunden, dieſen Grundſatz abzuändern. Auch iſt die Behandlung der Sklaven von Seiten der Kreolen äußerſt milde und im Durchſchnitt ganz ſo wie die der Dienſtboten in Europa. Die freien Neger ſind in Lima, wie in ganz Peru, eine wahre Landplage. Zu faul, eine anſtrengende Arbeit zu übernehmen und ſich dadurch den nöthigen Unterhalt zu verdienen, ergreifen ſie jedes Mittel, ſich auf

*) Tamal iſt eine Art Kuchen aus feingeſtoßenem Mais, in den etwas Schweinefleiſch gelegt wird. Das Ganze iſt in Maisblätter gewickelt.

Digitized by

möglichſt leichte Weiſe Geld zu erwerben. Das Bequemſte für ſie iſt, an den Straßen aufzulauern und die Reiſenden auszuplündern. Faſt alle Straßenräuber an der Küſte von Peru ſind freie Neger. Das Stehlen und Betrügen iſt ihnen zur andern Natur geworden, dabei ſind ſie viehiſch ſinnlich und in allen ihren Neigungen ausſchweifend. Kann der Neger leſen und ſchreiben und iſt er in den Wiſſenſchaften etwas bewandert, ſo wird er nur ein deſto feinerer Spitzbube, der im Innern der Stadt, im bürgerlichen Leben ſeine Schlechtigkeit ausübt.

Eine der Hauptbeſchäftigungen der Neger in Lima iſt das Laſttragen und der Waſſerverkauf. Jeder Waſſerträger hat ein Maulthier oder einen Eſel, der mit zwei in einen korbartigen Sattel geſtellten Fäßchen beladen iſt. Dieſe kleinen Tonnen werden gewöhnlich im großen Brunnen der Plaza mayor gefüllt und bis in die entfernteſten Stadtquartiere gebracht. Die Ladung koſtet einen halben Real.*) Die Sklaven müſſen ihren Herren täglich eine beſtimmte Summe abgeben; was ſie mehr verdienen, iſt ihr eigener Gewinn. Die Waſſerträger haben die Verpflichtung, im Sommer den Hauptplatz zu beſpritzen und alle Montage die herrenloſen Hunde, deren es eine ungeheure Menge giebt, zu tödten.**) Dieſe Beſchäftigung iſt für die Neger ein wahres Vergnügen, und man ſieht es ihnen an, mit welcher Mordluſt ſie die Hunde verfolgen und mit ihren langen Stöcken erſchlagen. Es werden oft an einem Montage 200—300 Hunde getödtet und in einem großen Karren vor die Stadtmauer geſchleppt, wo ſie den Aasgeiern zum köſtlichſten Futter dienen.

Alle Morgen wird auch durch die Neger der nahe gelegenen Landgüter Pferdefutter, aus Klee oder Gras beſtehend, nach Lima gebracht. Jeder derſelben treibt 60—80 beladene Eſel vor ſich her. Mit einer langen Peitſche bewaffnet, reitet er ſelbſt auf einem der ſtärkſten Eſel, und ſchlägt ſo unbarmherzig auf die armen Thiere los, daß ſie immer in ſcharfem Trab oder im Galopp davon laufen. Mit einer ſpitzigen Schafrippe ſticht er ſeinen Reiteſel unaufhörlich in die Lenden und reißt ihm damit große Stücke Haut und Fleiſch weg. Ueberhaupt iſt dieſen Barbaren jedes Gefühl von Menſchlichkeit fremd, und ihre raffinirte Grauſamkeit gegen die Laſtthiere kennt keine Grenze. Ich habe geſehen, wie ein Neger, deſſen Eſel müde war, einen hölzernen Steigbügel losſchnallte und ihn mit demſelben ſo lange ſchlug, bis er todt niederſtürzte.

Ein Sprichwort ſagt: „Lima iſt der Himmel der Frauen, das Fegefeuer der Ehemänner und die Hölle der Eſel.“

Das Klima.

Die Stadt Lima liegt ungefähr 462 franz. Fuß über dem Meeresſpiegel, alſo der Hitze des Strandes etwas entrückt.

*) Ein Real (real de plata) = 3 gGr.

**) Seit ungefähr 40 Jahren hat ſich an mehreren Punkten der peruaniſchen Küſte die Hundswuth gezeigt, daher dieſe polizeilichen Vorſichtsmaßregeln.

Digitized by Google

Größte Hitze (Thermometer im Schatten) circa 20 Grad Celsius = 24 Grad Réaumur, gewöhnlich in der ersten Hälfte des März. Einzelne sehr heiße Tage auch in der zweiten Hälfte des Januar.

Größte Kälte nicht unter 13 Grad R., gewöhnlich gegen Ende August. Im Juli durchschnittlich kühle Tage.

Lima hat bei seiner geringen Entfernung vom Aequator (12 Grad) eine niedrige Temperatur. Der Grund ist in der Lage und den herrschenden Luftströmungen zu suchen. Im Osten, nur 28 Leguas von der Stadt entfernt, streichen die mit ewigem Schnee bedeckten Kordillerenrücken, von denen eine sehr kühle Luft in das Thal hinunterweht. Nach Westen, nur 2 Leguas von der Stadt, liegt das Meer. Der herrschende Wind bläst aus Süd-Süd-West durch den Süd bis Süd-Ost, streicht also über das Meer und die südlichen Hochebenen. Westwinde sind sehr selten, erreichen aber zuweilen eine große Heftigkeit, und bilden, indem sie sich an den Bergen in der Umgegend von Lima brechen, über der Stadt Wirbel, die Angst und Schrecken unter den Bewohnern verbreiten. Die Luftströmungen aus Norden, die über die brennend heißen Sandflächen streichen, sind ziemlich selten, aber drückend schwül. Es müssen indeß noch andere unbekannte Einflüsse vorhanden sein, welche die niedrige Temperatur von Lima bedingen, denn in den Dörfern, welche nur wenige Meilen von der Hauptstadt entfernt liegen und den nämlichen atmosphärischen Einflüssen ausgesetzt sind, ist sie viel höher.

Das Klima von Lima ist zwar angenehm, aber nicht gesund. Während sechs Monate, vom April bis Oktober (Winterzeit), lastet ein schwerer, feuchter, aber nicht kalter Nebel auf der Stadt. Der Sommer ist regelmäßig heiß, aber doch nicht drückend. Die Uebergänge beider Jahreszeiten geschehen allmälig und fast unmerklich. Im Oktober und November hebt sich die Nebeldecke und weicht den Sonnenstrahlen. Die Weihnacht ist wie die wärmste Julinacht bei uns und wird von dem Volke mit Belustigungen bis gegen Morgen gefeiert. Tritt aber in Europa der Frühling ein, so umschleiert sich in Lima der Horizont (im April); die Morgen sind kühl und trübe. Die Mittagssonne scheint zwar noch hell und klar, aber mit Anfang des Mai wird auch sie den Blicken entzogen. Die große Feuchtigkeit ist Ursache mannigfacher Krankheiten, insbesondere von Fiebern; wenn sie mit Hitze abwechselt, von Ruhr.

An der ganzen Küste von Peru wiegt sich die Atmosphäre in einer fast ewig gleichmäßigen Ruhe; nie durch heftige Strömungen gestört, ist sie nur dem Wechsel einer allmäligen Verdichtung und dann eines freundlichen Lichterwerdens unterworfen. Nie wird sie durch zuckende Blitze erleuchtet, nie durch das Rollen der Donner bewegt, nie zerstören Regengüsse oder Wolkenbrüche die fruchtbaren Gefilde und die Hoffnungen des Landmannes. Sogar das Feuer scheint hier seine verderbliche Macht verloren zu haben, und in Lima ist eine Feuersbrunst fast etwas Unerhörtes.

Digitized by

Was aber die Elemente in ihrem überirdiſchen Walten gnädig verſchonen, das zerſtören ihre unterirdiſchen Kräfte mit grauſenhafter Gewalt.

Lima wird ſehr häufig von Erdbeben heimgeſucht und iſt ſchon mehrmals durch dieſelben in einen Schutthaufen verwandelt worden. Man kann im Durchſchnitt in dieſer Stadt 45 Erdſtöße zählen, von denen die meiſten in den Monat Januar fallen. Der Zeitabſchnitt zwiſchen zwei Erdbeben beläuft ſich in der Regel auf 40—60 Jahre. Die bedeutendſten Kataſtrophen fanden in Lima, ſeit Europäer die Weſtküſte von Südamerika beſuchen, in folgenden Jahren ſtatt: 1586, 1630, 1687, 1713, 1746, 1806. Es ſteht faſt mit Gewißheit zu befürchten, daß dieſe Stadt in den nächſten Jahrzehnten wieder eine Zerſtörung heimſuchen wird.

Die ſchwächeren Erdbeben ſind bald von Geräuſch begleitet, bald ohne ſolches, nur durch die Schwankungen der Erde fühlbar. Die unterirdiſchen Töne ſind ſehr mannigfaltig; am häufigſten gleichen ſie dem fernen Raſſeln eines ſchwer beladenen Poſtwagens, der raſch über ein Gewölbe hinfährt. Sie begleiten gewöhnlich den Erdſtoß, ſelten gehen ſie ihm einige Sekunden voran, und nur in wenigen Fällen folgen ſie ihm wie ein in der Ferne verhallender Donner. Einige Mal kam mir das Geräuſch wie ein ſchweres Aechzen aus dem tiefſten Grunde der Erde vor, oder wie das Kniſtern des Feuers, das an den dürren Holzwänden eines alten Hauſes nagt.

Unter den Bewegungen ſind die horizontalen Schwingungen die häufigſten; ſie bringen bei der leichten Bauart der Wohnungen am wenigſten Schaden. Vertikale (ſenkrechte) Stöße ſind meiſtens heftig, ſie reißen die Wände und heben die Gebäude aus ihren Fundamenten. Den heftigſten vertikalen Stoß fühlte ich am 4. Juli 1839 Abends 7½ Uhr in den Urwäldern des Chanchamayo-Gebietes. Vor meiner Hütte lag ein großer, ungeheurer Baumſtamm, der mit ſeinem untern Ende auf dem Wurzelſtocke auflag; ich war gegen den Stamm gelehnt und las, als plötzlich mit einem mächtigen Rucke der Stamm etwa anderthalb Fuß aufgeworfen und ich rücklings über denſelben weggeſchleudert wurde. Durch den nämlichen Stoß wurde der nahe gelegene Fluß Aynamayo aus ſeinem Bette gehoben und änderte in langer Strecke ſeinen Lauf.

Häufig fühlte ich in Lima eine Art rotatoriſche (drehende) Erſchütterung. Sie beſteht weder in einem Schwanken, noch in einem Stoßen, ſondern in einem raſchen, heftigen Zittern, ähnlich dem, das hervorgebracht wird, wenn man Jemanden an den Schultern faßt und ihn raſch ſchüttelt, oder beſſer dem Beben, das man an Bord eines Schiffes in dem Augenblicke fühlt, wenn der Anker auf den Boden aufſchlägt. Ich glaube, es ſind ſehr kurze und unregelmäßige horizontale Schwingungen, deren Unregelmäßigkeit ſie eben gefährlich macht. Ganz ſchwache Erdbeben dieſer Art reißen die Balken aus ihren Fugen und ſtürzen Dächer ein, laſſen aber die Seitenwände unverſehrt, die ſonſt am erſten und meiſten leiden.

Lufterſcheinungen ſind häufige, aber nicht untrügliche Vorboten von Erdbeben. Schwüle Luft, lichte, ſchmale, hohe Wolkenſtreifen, ein düſterer,

Digitized by Google

ſchwärzlich gefärbter Horizont geben immer Befürchtungen Raum, die meiſtens in Erfüllung gehen. Vor dem ſchrecklichen Erdbeben von 1746 ſah man mehrere Nächte hindurch zwiſchen Lima und Kallao feurige Dämpfe aufſteigen, welche die Erde aushauchte.

Viele Menſchen haben eine Vorahnung von einem bevorſtehenden Erdbeben. Sie empfinden ein unnennbares Gefühl von Angſt und Unruhe, ein Zuſammenpreſſen auf der Bruſt, als lägen zentnerſchwere Laſten auf ihr, eine fruchtloſe Anſtrengung, dieſe Laſt abzuwerfen, einen momentanen Schauer, der den ganzen Körper durchläuft, oder ein plötzliches Zittern an allen Gliedern. Ich habe ſelbſt ähnliche Empfindungen zu verſchiedenen Malen an mir ſelbſt wahrgenommen, und kann verſichern, daß es wohl kaum eine peinlichere Stimmung als dieſe giebt.

Die Lufterſcheinungen *während* und *nach* dem Erdbeben ſind ſehr verſchieden; meiſtens iſt die Atmoſphäre ganz ruhig, zuweilen aber ſtürmiſch bewegt. In Gegenden, wo es nie regnet, treten oft nach Erdſtößen anhaltende Regentage ein. Sehr merkwürdig iſt auch die Wirkung auf die Fruchtbarkeit des Bodens. Vielfältige Beobachtungen haben gezeigt, wie nach ſehr heftigen Erſchütterungen üppige Felder verödeten und mehrere Jahre lang nichts tragen wollten.

Die Urſachen der häufigen Erdbeben an der Küſte von Lima liegen in einem ſchwer zu enthüllenden Dunkel. Daß ſie mit vulkaniſchen Erſcheinungen in Verbindung ſtehen, iſt wahrſcheinlich. Lima liegt über 90 Leguas vom nächſten thätigen Vulkane (dem von Arequipa); die Erdbeben, welche in der Stadt Arequipa gefühlt werden, ſind aber immer unabhängig von der Thätigkeit jenes Feuerberges, und auch im Ganzen nicht ſo zahlreich als in Lima, obwohl dort die Stadt *am Fuße* des Vulkans gelegen iſt.

Die Erdbeben machen auf jeden nicht ganz gefühlloſen Menſchen einen wunderbar mächtigen Eindruck. Die plötzliche Ueberraſchung, meiſtens im Schlafe, die unabſehbare Gefahr, die Unmöglichkeit, ihr zu entfliehen, die Gewalt des Augenblickes, der dumpfe, unterirdiſche Donner, das Weichen der Erde unter dem Fuße — Alles vereinigt ſich zu einer furchtbaren Mahnung an unſere Ohnmacht.

Humboldt ſagt ſehr treffend: „Was uns ſo wunderbar ergreift, iſt die Enttäuſchung von dem angebornen Glauben an die Ruhe und Unbeweglichkeit des *Starren* der feſten Erdſchichten. — Dem Menſchen ſtellt ſich das Erdbeben als etwas Allgegenwärtiges, Unbegrenztes dar. Von einem thätigen Ausbruchkrater, von einem auf unſere Wohnungen gerichteten Lavaſtrom kann man ſich entfernen; bei einem Erdbeben glaubt man ſich überall, wohin auch die Flucht gerichtet ſei, über dem Herde des Verderbens.“ („Kosmos,“ Bd. I, S. 234.)

Keine Gewohnheit ſtumpft dieſes drückende Gefühl ab. Der Bewohner von Lima, der ſeit ſeiner früheſten Kindheit Zeuge der häufigen Wiederkehr dieſer Naturerſcheinung iſt, ſchreckt bei jedem Stoße aus ſeiner

Digitized by

Ruhe auf und flieht mit dem Angstrufe: „Misericordia!“ aus dem Zimmer. Der Fremde aus dem ruhigen Norden Europa's, der sich nur nach Beschreibungen ein Bild des Erdbebens gemacht hat, erwartet mit Ungeduld, daß die Erde einmal unter ihm erzittern möge, daß er die fabelhaft klingenden unterirdischen Töne einmal vernehme; leichtsinnig herausfordernd wünscht er eine Erderschütterung und belustigt sich wohl über die Furcht der Eingeborenen. Aber ein banges Grausen ergreift ihn, sobald sein Wunsch in Erfüllung geht, und entsetzt eilt er aus seiner Wohnung. Seine Angst vor einer Wiederholung ist noch größer, als die der Eingeborenen, und beschämt verstummt er, wenn man ihn fragt, ob sein Gleichmuth ihn nicht verlassen habe.

Stiergefechte.

Dieses Nationalvergnügen der Spanier tritt am grellsten und schroffsten in Lima hervor und charakterisirt vorzugsweise den Sinn und die Eigenthümlichkeit des Volkes.

Sobald ein Stiergefecht angekündigt wird, erfüllt ein allgemeiner Jubel die Stadt. Die Hoffnungen, Erwartungen und Vergnügungen jenes Festtages bilden den Hauptgegenstand der Gespräche, besonders der weiblichen Bevölkerung. Mehrere Tage vorher werden die Anzeigen des Stiergefechts an den Straßenecken angeklebt und verkauft. Jedermann sucht sich eine Liste de los toros (der Stiere) zu verschaffen, um das kämpfende Thierpersonal möglichst genau kennen zu lernen und im Voraus ein Urtheil sich zu bilden.

Besonders groß ist die Aufregung, wenn die Saison der Toros*) beginnt und nach Jahresfrist zum ersten Mal wieder eine Korrida stattfindet. Die erste Vorstellung ist immer die brillanteste. Wenn Peru politisch ruhig ist (was in zehn Jahren kaum ein Jahr der Fall), so beginnen die Stiergefechte in der heißen Jahreszeit vom Monat Januar und dauern acht Wochen. Während dieser Zeit werden jeden Montag 10 bis 12 der schönsten Stiere, meistens auf sehr grausame Weise, dem öffentlichen Vergnügen geopfert. Zu Revolutionszeiten werden keine Korridas abgehalten, nur ausnahmsweise zur Feier eines Sieges, und dann auch des Winters. „Que lastima!“ hört man in diesem Falle von allen Seiten rufen, „daß die Sonne nicht brennt, die Stiere werden sehr träge sein!“

Die besten Stiere werden in der ganzen Umgegend ausgewählt und bereits in der Mitte der Woche mit Blumen bekränzt nach Lima gebracht, damit sie einige Tage von ihrem beschwerlichen Marsche ausruhen können.

Unterdessen bereiten sich auch die Limeños für den Festtag. Die Billete für die offenen und geschlossenen Logen werden zeitig angekauft, je nach der Größe zu 4—8 Thlrn. Die Frauen sind besonders in Aufregung.

*) Toros, die Stiere, wird abgekürzt für corrida de toros gebraucht.

Digitized by Google

Keine echte Limeña bleibt am feſtlichen Montage zu Hauſe; ſie würde es für einen unglücklichen und verlorenen Tag ihres Lebens anſehen, wenn ſie gezwungen würde, dem Vergnügen eines Stiergefechtes zu entſagen.

Der Platz iſt ein weites, aus Luftziegeln aufgeführtes Amphitheater ohne Dach. Der Haupteingang iſt ein großes Doppelthor, durch welches man zuerſt in eine Art Hofraum gelangt, der das eigentliche Amphitheater wie ein breites Band umgiebt; verſchiedene Gebäude, wie das Toril, Korales u. ſ. w., ſind darin aufgeführt. Mehrere Eingänge führen von hier aus in die Arena, die einige Zoll tief mit Sand bedeckt iſt. Die unterſte Lage der für die Zuſchauer beſtimmten Plätze beſteht aus gemauerten Zimmerchen mit niedrigen, aber breiten Oeffnungen. Ihre vordere Wand bildet eine Bruſtwehr, die der Stier nicht überſpringen kann. Ueber dieſen Zimmerchen folgen ſtufenweis mehrere Reihen von Bänken; ganz oben iſt der Kreis der Logen. Sie ſind, wie im Theater, an den Seiten ganz geſchloſſen und nur nach vorn zu offen. In der Mitte dieſes Kreiſes, links vom Haupteingange, iſt die Loge des Präſidenten (früher der Vizekönige), mit rothem Tuch ausgeſchlagen; in ihrer Nähe ſind die Plätze für die Muſik und der Sitz des Kampfrichters, des jedesmaligen Subpräfekten der Provinz Lima. Der Präſidentenloge gegenüber iſt die ſchmale Thür des Torils. Es iſt dies ein ſchmaler Gang, in welchem der zum Kampfe beſtimmte Stier den Augenblick des Hervorſtürzens erwartet; er iſt ſo enge, daß ſich das Thier darin nicht umdrehen kann. Mit dem noch überdies durch Querſtangen eingepferchten Schlachtopfer werden die grauſamſten Vorſpiele vorgenommen. Mit breiten Nadeln werden ihm bunte Bänder durch das Fell gezogen und in künſtliche Knoten verſchlungen, auch reiche Schabracken auf den Rücken genäht, Schwärmer und Racketen an die Ohren, die Hörner und den Schwanz geheftet. Mit ſpitzigen, feinen Lanzen wird er von allen Seiten geſtochen. Ohnmächtig tobt der Stier gegen den Stachel; ſeine Wuth ſteigert ſich auf den höchſten Grad.

Rechts, neben dem Toril, iſt die Loge des Wärters, der die Aufgabe hat, dem tobenden Thiere die Thür zu öffnen und ſie hinter ihm raſch wieder zu verſchließen; links iſt ein größeres Thor, durch welches diejenigen Stiere aus der Arena getrieben werden, denen die Schmach widerfährt, mit ihrem Blut nicht den Kampfplatz zu färben.

In der Mitte des Zirkus ſind ein Dutzend Pfähle in der Form eines Kreuzes eingerammt und oben durch Querbalken verbunden; ſie ſtehen ſo enge, daß nur ein Mann durchſchlüpfen kann. Hierher retten ſich die hartbedrängten Kapeadores vor den gefährlichen Verfolgungen des Stiers.

Am beſtimmten Tage iſt die Alameda (Allee) in der Nähe des Zirkus ſchon früh mit langen Reihen von Tiſchen beſetzt, auf denen Limonade, Branntwein, Chicha (eine Art Bier aus Mais), Fiſche und Süßigkeiten aller Art ausgeſtellt ſind. Nur die Farbigen ſprechen dieſen Erfriſchungen und Leckerbiſſen zu; die vornehmen limeniſchen Familien bringen in der Regel ihren Mundvorrath in die Loge mit. Von 12 Uhr an beginnt der

Digitized by

Zug nach dem Kampfplatz, und ganz Lima ist in Bewegung. Das Amphitheater füllt sich mehr und mehr, und um 2 Uhr sind 12,000—15,000 Menschen darin versammelt. Gegen halb 3 Uhr kommt der Wagen des Präsidenten, von einer starken Leibwache Lanzenträger eskortirt, vorgefahren, und bald erscheint die Excellenz, von Ministern, Adjutanten u. s. f. begleitet, in der Regierungsloge. Je nach der Stimmung des Publikums und dessen Zufriedenheit mit der Staatsverwaltung wird sie mit stürmischem Viva oder stumm empfangen. Die Musik spielt eine rauschende Fanfare, und schweigend treten die elegant gekleideten „Kapeadores"*) zu Pferde und zu Fuß in den Zirkus, um den sie dreimal herumgehen, den Präsidenten und das Publikum begrüßend. Nur hin und wieder giebt einer der Reiter seinem Pferde die Hilfe, um die schönen Formen des edeln Thiers mehr hervorzuheben. Jubelnd begrüßt die Menge die wohlbekannten Gestalten; wenn aber die neue Amazone Felipa Muños**) in die Arena sprengt, dann ertönt tausendfältiges Jauchzen.

Die schmetternde Trompete giebt das Zeichen zum Beginn des Kampfes. Die Kapeadores zerstreuen sich; einer stellt sich dem Toril gegenüber, noch einmal ruft die Trompete und heraus zum aufgerissenen Thore stürzt „der schwarze Rächer von Bujama." Ein schönes Thier, echt kastilianische Race, kräftige, gedrängte Formen, niedrige, feine Beine, ein kurzer Rumpf mit mächtigem Kopfe! Wenig stark gekräuselte Locken bekränzen die eherne Stirn, von welcher Verderben drohend in leichter Biegung die kurzen, scharfen Hörner nach vorn ragen und verrätherisch mit Blumen umwunden sind. Eine weiß eingefaßte, mit Gold- und Silbermünzen reich behangene purpurne Schabracke bedeckt den glänzend schwarzen Rücken, den bunte Bänder zieren. Mit hochaufgehobenem Schwanze, feuersprühenden Blicken und grimmig geöffneten Nüstern tobt „der Rächer" in blinder Wuth durch die Arena. Ruhig erwartet ihn der Kapeador zu Pferde mit vorgehaltenem Poncho. Schon ist der Stier bei ihm, seine Hörner scheinen sich in die Weichen des Pferdes zu bohren, sein Untergang gewiß; aber eine leise Bewegung des Kapeador, sein Roß macht eine kühne Wendung — und vorbei rennt der Stier; aber eben so rasch überholt ihn der Reiter, reizt ihn von Neuem, wendet ab, reizt ihn wieder und

*) Kapeadores heißen Diejenigen, welche mit einem Mantel oder einem Poncho sich dem Stier gegenüberstellen, denselben reizen, und wenn er auf sie losstürzt, durch geschickte Wendungen ausweichen, um ihn von Neuem zu reizen. Sie sind unbewaffnet. In Spanien waren früher nur Kapeadores zu Fuß. Ein Neger des Marquis von Vallumbrosa aus Lima war der Erste, der als Kapeador zu Pferde auftrat, und ungeheuren Beifall erntete. Seitdem ist diese Vervollkommnung der Tauromaquia auch in Spanien sehr in Aufnahme gekommen. Das „Kapear" zu Pferde ist viel schwieriger, aber auch interessanter als der Kampf zu Fuß. Die Pferde müssen besonders dazu abgerichtet und aufgesattelt werden, damit der Stier nicht in dem hintern Theile des Sattelzeugs hängen bleibt und den Reiter zu Boden wirft.

**) Felipa Muños, eine Zampa, zeichnete sich eben so sehr durch ihre Gewandtheit im Reiten, als durch ihre Kühnheit aus, mit der sie die wildesten Stiere reizte.

Digitized by Google

entwickelt in einer Reihe von wohlberechneten und geſchickten „Suertes" ſeine bewunderungswürdige Gewandtheit und ſeinen kalten Muth.

Stürmiſcher Beifall ertönt von allen Seiten, und ein zweiter Kapeador zu Fuß löſt ihn ab. Der Stier ſtürzt ſich auf dieſen los, aber behende weicht er ihm aus und hält ihm wieder den ſcharlochrothen Mantel vor, ſpringt auf die Seite und neckt wieder; aber das Thier läßt ſich nicht irre machen, es dreht ſich in kurzen Wendungen und greift ihn immer raſcher an. Der hart bedrängte Kapeador kann nur noch durch die Flucht ſein Leben retten; in kurzem Zickzack eilt er den ſicheren Pfählen des Zentrums zu; der Stier hinter ihm ſtößt mit ſeiner Stirn machtlos gegen die Balken, rennt einige Male um das Kreuz, ſtutzt, ſammelt ſich und ſtürzt auf eine „weiße Geſtalt"*), die wenige Schritte vor ihm ſteht. Ein Knall folgt, Rauch ſteigt auf und zahlloſe Schwärmer ſchwirren um das tobende Thier. Die brennenden Reſte des Phantoms hängen an ſeinen Hörnern; mächtig ſchüttelt er den Kopf, ſtampft, brüllt, rennt, bebend vor Wuth, durch die Arena, um ſich von ſeiner Qual zu befreien.

Ein Kapeador zu Pferd ſtellt ſich ihm entgegen, ſchwenkt ab, kehrt wieder, macht eine zu kurze Wendung, der „Vengador" ſtürzt ſich auf ihn, und ſein Name bewährt ſich. Das Pferd bäumt, und in weiten Bogen ſpritzt ein dicker Blutſtrom aus der durchbohrten Bruſt. Wie mit Grauſen über ſeine Rache erfüllt, weicht der Stier einige Schritte zurück und eilt nach einer andern Stelle des Zirkus hin. „Bravo toro!" ertönen tauſend Stimmen, während der Kapeador mit ſeinem Pferde vom Platze eilt; aber noch ehe er das Thor erreicht, ſtürzt das Thier unter ſeinem Reiter zuſammen.

„La espada! la espada!"**) ſchreien einige Zuſchauer, und bald wird dieſer Ruf allgemein. Ein Matador erſcheint, in der rechten Hand einen langen, breiten Dolch, in der linken einen kurzen Mantel. Mit ruhigem Blick und feſter Haltung tritt er einige Schritte vor, ſchwingt ein paar Mal leicht ſeinen Mantel, um die Aufmerkſamkeit des Stieres auf ſich zu lenken, aber ſchon hat ihn dieſer bemerkt und rüſtet ſich zum Angriff. Weite Kreiſe ſchlägt er mit ſeinem Schweif, tief geſenkt hält er den Kopf, und mit Heftigkeit wühlt er bald mit einem, bald mit beiden Vorderfüßen den leichten Sand auf und hüllt ſich in eine Staubwolke, aus der ein dumpfes Brüllen, ähnlich dem fern dahinrollenden Donner, erdröhnt. Wenige ängſtliche Minuten verſtreichen. Mit leicht vorgebeugtem Körper und etwas aufgehobenem Arme, deſſen Fauſt krampfhaft um den Dolch gebannt iſt, heftet der kühne Matador ſeine Augen auf den

*) Es werden aus Reifen und Papier Männer- und Frauengeſtalten angefertigt mit leicht entzündbaren Schwärmern und Raketen angefüllt und in die Arena geſtellt. So wie ſie der Stier umrennt, entzünden ſie ſich mit heftiger Exploſion.

**) Espada, der Degen. Diejenigen, welche den Stier mit dem Degen oder ihrem Dolche tödten ſollen, werden kurzweg espadas genannt.

Digitized by Google

furchtbaren Feind, der nun mit Macht herantobt. Noch einen Augenblick, und im Todeszucken liegt der „Vengador" zu den Füßen seines Gegners.

Ununterbrochener Jubel erfüllt die Lüfte und übertäubt die rauschende Musik. Blumen und Gold werden von allen Seiten dem Sieger zugeworfen, der auf dem glatten Haar des leblos dahin gestreckten Thieres seinen Dolch vom Blute reinigt, die reiche Schabracke als Siegestrophäe loslöst und vom Kampfrichter seine Belohnung erhält.

Unterdessen wird dem Stier ein Strick um die Hörner gebunden; das Hauptthor des Zirkus öffnet sich, und zwei Neger jagen auf vier stolzen, reichgeschmückten Hengsten, die einen eisernen Haken nach sich schleppen, hinein. Wie sie sich dem todten Thiere nähern, scheuen die Pferde zurück, bäumen sich, aber mit Behendigkeit wird der Haken in den Strick eingehängt und in sausendem Galopp, von Trompetengeschmetter begleitet, reißen es die feurigen Rosse, eine tiefe Furche zurücklassend, mit sich in der Arena herum und zum Thore hinaus. Einige Neger mit Besen gleichen den Sand im Zirkus aus und verwischen alle Blutspuren.

Während dieses Zwischenaktes geht es unter den Zuschauern sehr lebhaft zu; Jeder giebt sein Urtheil oder seine Meinung ab. Besuche werden gemacht, Backwerk gekauft und die Plätze bezahlt. Beim Eingang in's Amphitheater wird nämlich ein halber Piaster Eintrittsgeld bezahlt, später aber verlangen besondere Einsammler noch vier bis sechs Reales Platzgeld.

Schon wird wieder zum Kampf geblasen, und die „mala intencion alazan de la Escala"*), mit blauer Decke und vielfarbigen Bändern geschmückt, tobt in die Arena. Die Kapeadores zu Fuß und zu Pferd thun ihre Schuldigkeit. Glänzende „Suertes" (Stöße und Wendungen) werden produzirt. Sobald die erste Wuth des Stiers gebrochen ist, reiten die tödtenden „Rejoneadores" vor. Bald greift er sie an. Auf zitterndem Pferde erwartet ihn der Erste mit emporgehobenem Arme, um die scharfe Spitze der kurzen Lanze in sein Herz zu bohren. Das Pferd, vielleicht in einem frühern Kampfe schon einmal verwundet, ist unruhig, der Stoß geht fehl, aber der Stier hat sicher getroffen. Seine scharfen Hörner haben die Weichen des Pferdes weit aufgerissen und die Gedärme quellen hervor. Unbekümmert darüber sucht der Reiter seinen Fehler wieder gut zu machen, sprengt hinter seinem Gegner einher, neckt ihn, stößt das zweite Mal besser, aber nicht tödtlich, wird dadurch noch mehr gereizt und wiederholt in gleichem Erfolge seine Versuche. Ein gräßlicher Anblick! Ein Theil der Eingeweide des Pferdes schleppt im Sande nach, aber doch folgt das edle Thier feurig dem Zaume, bis es todt zusammenbricht. Der zweite Rejo-

*) Mala intencion alazan: die böse Absicht, fuchsfarben, von der Hacienda (Landflur) de la Escala. Man sieht aus solchen Namen, mit welchem Geschmacke die Neger ihre Stiere taufen. Der Name bezieht sich gewöhnlich auf eine Eigenschaft des Thieres.

Digitized by Google

neador iſt nicht viel glücklicher; ſeine Stöße ſind nicht tödtlich, ſie vermehren nur die Wuth des mala intencion, der wie ſein Vorgänger ſeinem Namen Ehre macht. Bald ſind Reiter und Pferd über den Haufen geworfen und müſſen ſich zurückziehen.

Bluttriefend ruht das Schlachtopfer einige Augenblicke aus, um einen neuen Gegner zu erwarten. Keiner wagt ſich hinan. Nun treten die „Desgarretadores“ auf, um ihr ſchändliches Amt zu erfüllen. Jeder hält eine 14—16 Fuß lange Stange, an deren Spitze ein ſehr großes, äußerſt ſcharfes, ſichelförmig gebogenes Eiſen befeſtigt iſt. Leiſe nähert ſich einer von hinten dem Stiere bis auf 30 oder 40 Schritte, wirft ihm mit aller Gewalt ſeine Waffe nach den Hinterfüßen und durchſchneidet ihm die Achillesſehne. Der Stier knickt ein. Ein zweiter Desgarretador bricht ihm auf die nämliche Weiſe den andern Hinterfuß, und er fällt mit dem ganzen Hinterkörper auf die Erde. Seine Kraft iſt gelähmt, aber ſein Muth nicht gebrochen. Mit dem tiefſten Abſcheu wendet ſich der gefühlvolle Menſch von dieſem empörenden Schauſpiele ab. Auf den Knieen rutſcht das gequälte Thier ſeinen nun muthig gewordenen Gegnern entgegen. Sand und Blut vermiſchen ſich zu Klumpen in den Wunden; bewegungslos ſchleppen die Hinterbeine den langſam davon gezogenen Körper nach. Ein dumpfes, herzzerreißendes Gebrüll zeugt laut von den Schmerzen des hilfloſen Thieres. Mit ſataniſchem Triumphe eilen nun die Neger, bewaffnet mit Meſſern und Lanzen, herbei, um es vollends zu Tode zu martern. Noch im Todeskampfe vertheidigt es ſich mit Muth, und ſchon mancher dieſer Henker hat ſeine Mordluſt mit dem Leben gebüßt, wenn er glaubte, mit dem Dolche ungeſtraft im Fleiſche des Thiers wühlen zu können.

Die meiſten meiner Leſerinnen werden bei der bloßen Schilderung dieſer Szene ſchaudern, aber die Damen von Lima finden ein großes Wohlgefallen, ihr zuzuſehen, einen hohen Genuß an dieſem Schauſpiel. Ländlich, ſittlich! Auch ſind ſie ja von früher Jugend an dieſen ſchauderhaften Anblick gewöhnt.

Kehren wir aber auf den Kampfplatz zurück, den ſo eben der „Palangano mulato (tief-braune) de Vergara“ durchrennt. Ein leiſes Murmeln wird im Kreiſe gehört. „Que toro tan flojol“ (Wie iſt der Stier ſo flau!) tönt es von verſchiedenen Seiten. Der Stier erhält nicht und verdient auch nicht die Gunſt des Publikums. Die Heftigkeit, mit der er die Arena betrat, iſt bald zu Ende; er ſteht ſtill, ſieht ſich ganz verwundert im Kreiſe um, läuft in kurzem Trabe durch die Plaza und ſucht eine Thür, um herauszukommen. Vergeblich necken ihn die Kapeadores, er ſieht ſich nicht nach ihnen um, ſondern glotzt das geſchloſſene Thor an und brüllt ſehnſüchtig ſeinen abweſenden Gefährten zu. Die Rejoneadores ſtechen ihn mit ihren Lanzen, um ihn etwas zu reizen; für Augenbkicke rafft er ſich zuſammen, rennt ihnen nach, aber bald trottet er wieder harmlos im Zirkus herum. „Fort mit ihm“, ſchreit das Publikum

Digitized by Google

und der Schiedsrichter giebt das Zeichen, dem Wunsche Folge zu leisten. Mehrere Kühe und Ochsen werden in die Arena getrieben, und in ihrer Gesellschaft verläßt das feige Thier unter dem Hohngelächter der Zuschauer den Kampfplatz.

Der folgende Stier wird den laut werdenden Unwillen des Publikums besänftigen. Er ist für eine Lanzada*) bestimmt; in der Liste ist er als „Busca la punta barroso de Paramonga“**) aufgeführt. Ein untersetzter starker Indianer erscheint mit einer ungeheuern Lanze. Der Stiel ist 12—14 Fuß lang und an seinem hintern Ende fast schenkeldick; die Spitze ist breit und über eine Spanne lang. Dem Toril gegenüber, ungefähr 25—30 Schritte davon entfernt, ist ein starker Stein in den Boden gerammt, zu welchem der Indianer geht, um seine Vorbereitungen zu treffen. Nochmals untersucht er Lanze und Stein sorgfältig, probirt die Höhe, in die er die Spitze richten muß, legt die Lanze nieder, zieht seinen Rosenkranz und betet andächtig einige Paternoster und Ave, bekreuzt sich, greift wieder zu seiner Waffe und läßt sich auf ein Knie nieder. Mit beiden Händen faßt er den Stiel, den er mit aller Kraft gegen den Stier stemmt, erhebt die Spitze kaum eine halbe Elle über die Erde und giebt das Zeichen zum Angriff. Ein banger Augenblick folgt, Todesstille herrscht im weiten Kreise, und mit angehaltenem Athem erwartet Jeder den verhängnißvollen Moment. Die Thür fliegt auf, und der Stier stürzt sich mit Macht in die Lanze. Die Gewalt des Stoßes schleudert den Indianer weit weg; er hatte das Ziel verfehlt; statt die Stirn zu durchbohren und so den Stier augenblicklich zu tödten, drang die Lanze unter dem Schulterblatte in den Körper und zu den Weichen hinaus. Mit diesem Balken im Leibe rennt der Stier auf seinen wehrlos dahin geworfenen Gegner, stößt ihn mit den Hörnern und tritt ihn mit den Vorderfüßen, bis die Kapeadores herbeieilen und ihn einem gewissen Tode entreißen. Die Rejoneadores reiten vor, um dem von großem Blutverlust erschöpften Schlachtopfer den Garaus zu machen. Mit Wehgeheul stemmt er sich gegen die andringende Gewalt und empfängt den Todesstoß.

Jeder der folgenden Stiere bietet mehr oder weniger Interesse dar, je nachdem er mehr oder weniger Menschen verwundet oder tödtet und je nach der Geschicklichkeit, welche die Kapeadores, Rejoneadores und Espadas entwickeln. Aber das Publikum will noch eine bunte Abwechselung, welche ihm die Mojarreros***) verschaffen werden. Ein halbes Dutzend Indianer,

---

*) Lanzenstich.

**) Busca la punta, suche die Spitze; barroso, kuhbraun.

***) Die Mojarreros sind gewöhnlich Indianer, die sich in Masse dem Stiere entgegen stellen. Sie vertheidigen entweder einen mit Früchten und Branntwein besetzten Tisch, wobei sie, um ihre Prämie zu erhalten, darauf sehen müssen, daß der Tisch nicht verrückt wird, oder sie führen Tänze auf. Es geschieht zuweilen, daß der

Digitized by Google

von ihrem Kapataz angeführt, kommen ſingend und tanzend in die Plaza und ſpringen eine Zeit lang unter drolligen Geberden herum. Der Stier wird in die Arena gelaſſen, er wendet ſich bald gegen die luſtige Gruppe und greift ſie an. Vom Kapataz geleitet, ſtellen ſich die Indianer zur Wehr, halten den Stier ab, ſetzen ihre Tänze fort, werden wieder angegriffen, vertheidigen ſich und verwunden ihren Gegner, aber immer ſpringend und tanzend; zuletzt werfen ſie ſich auf die Erde und ſtoßen dem Stiere, indem er über ſie wegſetzt, die Lanzen in den Leib, daß er todt niederſtürzt.

Es wird Abend; ſchon ſeit vier Stunden hat das Schauſpiel gedauert und 11 Stiere ſind als Opfer eines barbariſchen Vergnügens gefallen; 16 ſtehen auf der Liſte. Ein Theil muß auf den nächſten Kampftag aufbewahrt werden, denn ſchon fängt das Publikum an, ſich zu entfernen; aber noch einmal öffnet ſich das Toril und heraus ſprengt ein Reiter auf einem ungeſattelten Stier. Die Schwierigkeit, ſich auf einem ſolchen tobenden Thiere zu halten, iſt ſehr groß; der Reiter bekommt daher ſeine Prämie, wenn er nur vom Toril bis mitten in die Arena gelangt, ohne abgeworfen zu werden. Es giebt einige ſehr gewandte Neger, die nicht nur mehrmals durch die Plaza reiten, ſondern auch zugleich Feuerwerke losbrennen, wodurch ſie des lebhafteſten Beifalls ſich erfreuen.

Die anbrechende Nacht macht der Beluſtigung ein Ende, das Amphitheater entleert ſich. In unabſehbaren Reihen kehren die Bewohner von Lima nach der Stadt zurück; wieder ſitzen eine Menge von Damen auf den Bänken der Alameda; die Brücke iſt aber diesmal von Männern beſetzt, die den langen Zug von Wagen und Fußgängern an ſich vorüberwogen laſſen und die vorübergehenden Frauen necken, aber immer mit witzigen Antworten bezahlt werden.

Die Stiergefechte werden in Lima nicht mehr mit der Pracht und in der ſtrengen Form gehalten, wie zu Zeiten der Vireys. Man hört ſehr oft ältere Männer über den Verfall dieſer Nationalbeluſtigung bitter klagen. Bald fehlt es an den Kapeadores und Rejoneadores, bald taugen die Espadas nichts. Beſonders ſchwer zu befriedigen ſind die Altſpanier, die immer von den Meiſtern der Peninſula (Halbinſel) ſprechen. Eine jetzt ganz vernachläſſigte Zeremonie der früheren Stiergefechte iſt die Uebergabe des Torilſchlüſſels. Ein geſchickter Reiter mit einem großen goldenen Schlüſſel in der Hand ſtellte ſich mit einem ausgezeichneten Pferde vor das Toril. Auf ein gegebenes Zeichen wurde die Thür geöffnet und der Schlüſſelträger ritt im ſchärfſten Paſſo, ohne in Galopp übergehen zu dürfen, nach der Loge des Vizekönigs, wo er den Schlüſſel abgab. Der Stier folgte ihm natürlich dicht auf den Ferſen und wurde erſt in der Nähe des Zieles von den Kapeadores abgelenkt. Es iſt ein Beweis von

---

Stier über den Tiſch wegſetzt und im nämlichen Augenblicke von den Lanzen durchbohrt wird.

Digitized by

der unglaublichen Schnelligkeit einiger peruaniſchen Paßgänger, denn es iſt eine bekannte Thatſache, daß ein Stier auf kurze Diſtanz ein Pferd im ſtärkſten Galopp überholt. Das Pferd, das dieſe Probe ablegte, wurde immer von ganz Lima gefeiert.

Ich habe verſucht, meinen Leſern in kurzen Umriſſen ein Bild der Stiergefechte, wie ſie jetzt in Lima gehalten werden, vorzuführen, und will nun noch mit wenigen Worten die Bedeutung dieſes Nationalvergnügens erwähnen.

Peru iſt das einzige Land in Südamerika, in welchem noch förmliche Stiergefechte gefeiert werden. Wie es ſich am letzten, dem Rufe der Freiheit folgend, von der ſpaniſchen Herrſchaft befreite, ſo hat es auch am längſten die Gebräuche ſeines Mutterlandes beibehalten und wird ſich auch am ſpäteſten davon losmachen, da ihm jede Energie und ſich aus ſich ſelbſt entwickelnde Nationalität mangelt. Die Charakterloſigkeit der Peruaner zeigt ſich hier ſehr deutlich. Die Fehler der Spanier werden bei ihnen zu Laſtern, indem ſie rückſichtslos dieſelben auf den höchſten Punkt treiben. Wenn die Stiergefechte auf der Halbinſel grauſam ſind, ſo ſind ſie in Lima ehrloſe Thierquälereien. Dieſe werden zwar nur von der Hefe des Volks, von Negern und Zambos ausgeführt, aber vom gebildeten Theil des Publikums gebilligt und mit Beifall aufgenommen. Die Limeños wollen Vergnügungen, ſie mögen ſo unmenſchlich ſein, als ſie wollen, wenn es nur Vergnügungen ſind, die ihre zügelloſen Leidenſchaften aufregen, und wobei ſie einen Tag müſſig ſein und öffentlich ſich zeigen können. Ein Gouvernement, was ſich beim Volke ſchnell in Gunſt ſetzen will, muß ihm öffentliche Unterhaltung geben, und die Stiergefechte ſtehen darin obenan. Damit werden zwei Zwecke erreicht: die Regierung ſichert ſich die Anhänglichkeit, wenn auch nicht die Liebe des Publikums, und lenkt zugleich die Aufmerkſamkeit von der politiſchen Schaubühne ab, was in einem Lande, wie Peru, welches fortwährend durch Revolution von einem irre geleiteten Pöbel und einem ehr- und pflichtvergeſſenen Militär zerfleiſcht wird, von höchſter Bedeutung iſt.

Wohl könnte eine weiſe Regierung darauf achten, daß bei den Stiergefechten, wenn ſie doch als nothwendiges Uebel beibehalten werden ſollen, mehr Vorſicht und Menſchlichkeit gebraucht würde; und Eltern, denen es daran gelegen iſt, nicht den Keim der Rohheit von früheſter Jugend an ihren Kindern einzupflanzen, ſollten dieſelben von einem Schauſpiele zurückhalten, das jedes edlere Gefühl verletzt und am Ende vernichtet.

Digitized by Google

Einundzwanzigster Abschnitt.

(Charakterbilder aus den Vereinigten Staaten.)

1. Die Frauen in den Backwoods oder Wäldern des Westens. — 2. Die Savannen und ihre Fruchtbarkeit. — 3. Eine brennende Prairie in Nordamerika. — 4. Aus Kalifornien. Geschichte der Entdeckung des Goldes in Kalifornien. Kalifornien in den letzten Monaten des Jahres 1849. San Franzisko im Jahre 1855. Der Telegraph von New-York nach San-Franzisko (1862). — 5. Cincinnati, die Königin des Westens. Lage. Der Markt. Boardinghäuser. Money-Brokers. Auktionen. Kleiderläden. Die Schweine in Cincinnati. — 6. Reise-Eindrücke. Nationalfest in Philadelphia. Ueber die Alleghanies nach Pittsburg. Mississippifahrt von Kairo nach St. Louis. — 7. Die Mississippi-Dampfer. Hudson-Dampfer. Panzerschiffe. — 8. New-York. Erziehung und Unabhängigkeitsgefühl der Amerikaner. — 9. Deutsches Wesen. — 10. Physische Kontraste zwischen der Alten und Neuen Welt. — 11. Ueber das Klima von Nordamerika.

1. Die Frauen in den „Backwoods" oder Wäldern des Westens.*)

Es wird so Vieles und Verschiedenes von den Männern der westlichen Wälder, den „Backwoodsmen," erzählt, und so wenig von den Frauen gesprochen, welche mit jenen die Einsamkeit der Wälder theilen, und doch sind gerade diese härteren Beschwerden, größeren Entbehrungen ausgesetzt, als die Männer, denen die Natur schon zum angeborenen Eigenthume Stärke und Ausdauer verlieh. Der Pionnier, von Kindheit auf an Sturm und Wetter gewöhnt, zieht mit Büchse und Axt in die Wildniß und gründet sich dort an Stellen, die noch kein menschlicher Fuß betrat, seine Heimath; ein gutes Feuer und eine wollene Decke sind ihm Schutz genug gegen Sturm und Unwetter; die schwache, zarte Frau aber, die vielleicht noch ihre ganze Sorgfalt dem Säugling, den kleineren Kindern widmen muß, sie, die bis dahin im warmen, sichern Haus, von Freunden und Verwandten umgeben, gelebt hat, wird nun geprüft, ob sie Muth und Seelenstärke genug besitzt, ob sie ihren Mann wahr und innig genug liebt, um ohne Murren und mit freudigem Herzen einem Wirken entgegen zu gehen,

*) F. Gerstäcker, Streif- und Jagdzüge durch die Vereinigten Staaten Nordamerika's. Mit einem Vorwort von Bromme. 2 Bde. Dresden und Leipzig.

Digitized by Google

das ihr in langen, langen Jahren keine einzige Freude, keine einzige Erholung, nur Noth und Gefahr verspricht.

In einem aus rauhen und unbehauenen Baumstämmen aufgeführten Verschlage, nur von drei Seiten gegen Wind und Regen geschützt, verlebt die Frau nicht Tage und Wochen, nein, Monate, nicht selten Jahre auf eine Art, die den gesündesten Körper eines Europäers zerrütten müßte. Die nasse, kalte Erde ist ihr Fußboden, der weite, einsame Wald ihr Aufenthalt. Kein Nachbar besucht sie; der nächste lebt vielleicht eine halbe Tagereise entfernt: kein Arzt kann ihr mit Rath und That beistehen, wenn Krankheit sie auf's Lager wirft; in jener wilden, unbebauten Gegend hat keiner von diesen seine kleine Apotheke aufgeschlagen. Die Lebensmittel sind aufgezehrt, Mais ist noch nicht angebaut, und der Farmer nimmt die Büchse auf die Schulter, um ein Stück Wild zu schießen und damit den Hunger der Seinigen zu stillen. Lagert er aber auch mitten im Walde, sieht er selbst die Fährte des scheuen Bären Morgens kaum hundert Schritte weit von seinem Wachtfeuer, so scheint doch die ganze Wildniß wie ausgestorben, kein Wild zeigt sich in Schußnähe, und Tage lang folgt er dem flüchtigen Hirsch durch Sumpf und Thal, über Berge und Flüsse.

Einsam und unbeschützt liegt indessen das arme Weib auf dem harten Lager und horcht die lange Nacht hindurch dem wehmüthigen Geheul der Wölfe und dem gellenden Schrei und kläglichen Winseln einzelner Panther, welche Beute witternd die Hütte umschleichen, aber zu furchtsam sind, sich dem Lagerplatz menschlicher Wesen zu nahen. Doch ebenso wie der Mann, wenn er stets von Andern geleitet wird, nie zur Selbstständigkeit gelangt, so erwartete die Natur des schwachen Weibes nur die Gelegenheit, ihre schlummernden Seelenkräfte zu wecken und da thätig und handelnd aufzutreten, wo sie bisher einzig und allein auf den Schutz und die Kraft eines Andern, Stärkeren gebaut hatte. Furchtlos sorgt die Mutter jetzt für die sie ängstlich umdrängenden Kleinen, tröstet, selber des Trostes bedürftig, die Zaghaften und trifft mit männlichem Muthe alle Anstalten zur Vertheidigung, wenn die näher und näher kommenden Raubthiere wirklich einen Angriff wagen sollten. Die Büchse hat der Mann mitgenommen, aber die Axt lehnt in der Ecke und wird an die Thür gestellt, ein tüchtiges Feuer im Kamin unterhalten, und jubelnd begrüßt sie endlich den nahenden Morgen, vor dessen freundlichem Lichte die Thiere der Nacht scheu entweichen.

Mit ihm kehrt auch der Gatte, reich mit Beute beladen, zurück; rüstig beginnt er die ländlichen Arbeiten, die riesigen Stämme fallen unter den kräftigen und geschickten Hieben der Axt, und jeder Tag macht die stille Waldesheimath sicherer, wohnlicher, menschlicher.

Indessen besorgt die Frau ihre täglichen Geschäfte und Arbeiten. Am frühen Morgen bereitet sie vor Allem das Frühstück; grobes Maismehl wird in einer hölzernen Schüssel mit Wasser und Salz angerührt, so daß es einen festen Teig bildet, und dann auf einem eisernen Deckel flach geschlagen und

Digitized by Google

ſchräg gegen die glühenden Kohlen geſtellt. Eine Kaffeemühle fehlt; die Frau weiß ſich aber zu helfen; die gebrannten Bohnen werden in dem blechernen Jagdbecher ihres Mannes mit dem Stiel ſeines Tomahawks zerſtoßen und dann in das ſiedende Waſſer der großen Blechkanne gethan, um mit demſelben einige Male aufzukochen und dann den erquickenden Kaffeetrank zu bilden. Bräunt ſich das Maisbrod, ſo ſchneidet ſie dünne Scheiben Speck in die eiſerne Pfanne, denen ähnliche Stücke Hirſchfleiſch folgen, gießt, um den Kaffee klarer zu machen, etwas kaltes Waſſer in den hochaufkochenden, rückt ihn ſchnell vom Feuer weg und ruft die Ihrigen zum ſchnell bereiteten Mahl.

Das „Geſchirr," wenn das wenige Hausgeräth mit ſolchem Namen belegt werden kann, iſt bald wieder aufgewaſchen, und nun wird das große Baumwollenſpinnrad hervorgeholt und mit emſiger Hand der Faden gedreht. Hat der Farmer ſeine Pflüge in Ordnung, iſt das Feld beſtellt, kommen die langen Winterabende, dann arbeitet er auch wohl an einem Webeſtuhle, auf welchem die thätige Hausfrau alsbald Platz nimmt, wenn die Tage wieder warm werden und der Mann draußen zu arbeiten hat. Den Faden, welchen ſie im vorigen Jahre geſponnen hat, webt ſie nun für ſich und die Ihrigen zum Kleide, das ſie ſelber nähet. Dabei vergißt ſie aber nicht, den kleinen Gemüſegarten zu beſtellen, die Hühner und Ferkel zu füttern, Seife zu kochen, die Wäſche zu beſorgen, die Kuh zu melken, die Milch in der Flaſche ſo lange zu ſchütteln, bis ſie zu Butter wird — denn ein Butterfaß iſt noch nicht vorhanden.

Die Söhne und Töchter wachſen allmählig heran, die Heerde vermehrt ſich, das urbare Land wird erweitert, und Ueberfluß tritt an die Stelle des Mangels. In einer Entfernung von ein paar Stunden ſieht man nun auch den Rauch der Nachbarhütte emporſteigen, und ſchon durchkreuzen einige gebahnte Wege den Wald, welche den gegenſeitigen Beſuch erleichtern. Hiermit werden auch die Arbeiten leichter, da die Nachbarn freundlich ſich an die Hand gehen. Sollen auf dem Felde rieſige Baumwurzeln und Klötze zuſammengerollt und verbrannt werden; iſt die Zeit gekommen, wo der Mais geſchnitten werden muß, damit er nicht fault; iſt ein neues Haus zu errichten, wozu ſtarke Arme gehören, ſo ruft eine bittende Einladung ſämmtliche Nachbarn, Männer und Frauen zuſammen, und keiner bleibt zurück. Iſt das Werk beendet, dann machen ſich die Frauen an's Kochen, wobei der „Stew" (ein Getränk aus Whiskey, Waſſer, Zucker, Gewürz und Butter) eine Rolle ſpielt, und nun vereinigen ſich beide Geſchlechter zum fröhlichen Tanze, der zuweilen mit einem Pfänderſpiel unterbrochen wird.

Es müßte ein ſehr armes Mädchen ſein, das ſich bei einem ſolchen Ball nicht zwei Mal umziehen könnte; die wohlhabenderen thun dies fünf bis ſechs Mal, ohne jedoch an ihrem Haarſchmuck, der ſtets ſehr einfach iſt, etwas zu ändern. Den amerikaniſchen Jungfrauen des Waldes wird ſo ſelten Gelegenheit geboten, ihren Schmuck und Putz von den jungen

Digitized by

Leuten bewundern zu laſſen, daß ſie dafür die Gelegenheit, wenn ſie ſich einmal bietet, recht gründlich benutzen. Uebrigens machen ſie dabei keineswegs Anſpruch auf koſtbare Stoffe, und hübſcher Kattun ſteht in großem Anſehen; nur der Schnitt der Kleider muß geſchmackvoll ſein, und in dieſer Hinſicht weichen ſie den „Stadtdamen" durchaus nicht.

In Amerika fällt überhaupt der Unterſchied zwiſchen Bauer und Städter, der in der Alten Welt ſo gewaltig iſt, faſt ganz hinweg; umſonſt wird der Einwanderer bei dem dortigen „Landmann" eine Spur von plumpem, unbehülflichem Weſen ſuchen, welches nur zu oft unſeren braven Nährſtand auszeichnet und daher rührt, daß dieſer mit den über ihm ſtehenden Klaſſen zu wenig in Berührung kommt. Der amerikaniſche kennt keine „vornehmere" Klaſſe, und das Gefühl ſeiner Unabhängigkeit und Freiheit giebt ihm jenes ungezwungene, ich möchte ſagen, gentile Weſen, daß in unſeren Kreiſen den Mann von Welt verräth. Ebenſo verhält es ſich mit den Frauen. Ein eigenes Intereſſe gewährt es, die natürliche Grazie zu beobachten, mit welcher ſich dieſe „Töchter des Waldes," die ihre wilde Heimath vielleicht nie verlaſſen haben, in allen Lebensverhältniſſen benehmen. Sie haben ein entſchiedenes Selbſtbewußtſein, und der Grund davon mag wohl darin liegen, daß den „weißen Frauen" überall in Amerika mit Achtung und Verehrung begegnet wird, daß kein Mann es wagt, irgend eine, ſelbſt die ärmſte, niedrigſte nicht, mit Wort oder That zu beleidigen. Oft ſieht man daher auch junge Mädchen und Frauen weite Reiſen ohne Begleitung unternehmen, denn ſie finden in jedem zufälligen Reiſegefährten einen Beſchützer und Freund. Die jungen Leute heirathen in den Vereinigten Staaten ſehr früh, und ich habe nicht ſelten Mütter von 14 und 15 Jahren gefunden. Sorgen um die Exiſtenz braucht ſich da Keiner zu machen, der Landmann des Weſtens kennt wenig Bedürfniſſe und gewinnt leicht die Mittel, ſie zu befriedigen. Merkwürdig iſt die Art, auf welche die Amerikaner nach dem deutſch-engliſchen Ausdruck „courten," d. h. den Hof machen, und unvergeßlich wird mir in dieſem Punkte ein junger Mann bleiben, der nach echt amerikaniſcher Weiſe eine Frau nahm.

Heinze — er war deutſcher Abkunft — hatte ſich mit unermüdlichem Fleiße ein Stück Land urbar gemacht, ein gutes Blockhaus gebaut, ein paar tauſend „Fenceſtangen" geſpalten, um noch ein zweites Feld einzäunen zu können, einen kleinen Pfirſichgarten gepflanzt und ſich eine ſo allerliebſte Zucht von Hühnern und jungen Ferkeln angeſchafft, wie man nur irgend in Arkanſas finden konnte. Die natürliche Folge hiervon war, daß alle Nachbarn feſt glaubten, Heinze ſei der Junggeſellenwirthſchaft müde und wolle heirathen. Trotz aller Sticheleien der Freunde leugnete er dies aber auf das Beſtimmteſte und meinte, „er habe noch Zeit, an's Heirathen zu denken." Die Sache war jedoch nicht ſo ganz richtig, denn eines Morgens begann er mit außergewöhnlichem Eifer ſeine Sonntagsſtiefeln zu wichſen und ſeinen baumwollenen Rock mit blanken Knöpfen auszubürſten.

Digitized by Google

„Sonny," ſagte der alte Vater, der mit ihm gemeinſchaftlich das kleine Haus bewohnte, verwundert, „Sonny, was haſt Du denn vor, daß Du Dein Sonntagskleid zum Donnerstag anziehſt? Du gehſt doch nicht courten?"

„Unſinn," ſagte Heinze, bürſtete aber nur deſto eifriger an dem beſtäubten Rockkragen, „ich will hinüber zu dem neuen Anſiedler und mir ein paar Kühe beſehen, die ich kaufen möchte."

„Ahem!" ſagte der Alte, ſchüttelte aber ſehr bedeutend mit dem Kopfe, als ſein Sohn das alte Stück Bärenfell vom Sattel nahm und ein zartgegerbtes Lammfell darüber breitete, das ſonſt nur bei feſtlichen Gelegenheiten benutzt wurde. Seine Vermuthung aber ward zur Gewißheit, als ſein Sohn mitten in der Woche ein reines Hemd anzog, vor dem kleinen Stück Spiegelglas, das er ſonſt nicht einmal zum Raſiren benutzte, die Haare ordnete und bald darauf, nachdem er mit größter Sorgfalt ſeine Toilette geordnet hatte, pfeifend forttrabte.

Der Verdacht des alten Mannes war nur zu gegründet; Heinze begab ſich keineswegs zu dem neuen Anſiedler hinüber, ſondern ſchlug den geraden Weg den Fluß hinunter ein, wo er nach einem dreiſtündigen Ritt bei einem Nachbar anlangte, der zwei ſehr hübſche Töchter und auch ſonſt ein ſehr anſtändiges Eigenthum hatte. Wenn er aber auch noch nicht recht feſt entſchloſſen war, um welches der beiden Mädchen er anhalten ſollte, ſo hatte er doch gutes Vertrauen zum günſtigen Zufall. Ein wenig beklommen ſtieg er vom Pferde, das ruhig zu graſen anfing, und trat in's Haus.

Es war noch früh am Tage, und er fand beide Mädchen emſig mit ihren Hausarbeiten beſchäftigt; die älteſte butterte und die jüngſte ſpann, während die Mutter am Webeſtuhle ſaß und das Schiffchen fleißig hin und wieder fliegen ließ. Heinze, der freundlichen Einladung folgend, rückte einen Stuhl zum Kamin und fing an, ſeinen Hut zwiſchen den Knieen herumzudrehen.

„Haben Sie ſchon ihr Korn dieſes Jahr gepflanzt, Miſter Heinze?" fragte die Mutter.

„Will gerade anfangen, Ma'm!" ſagte Heinze.

„Trocknes Frühjahr heuer!"

„Sehr!"

„Wie geht's Ihrem Vater?"

„O, danke ſchön — he his kicking about*)."

„Glauben Sie nicht, daß es heute regnen wird?"

„Nein!"

Hier ſtockte die Unterhaltung wieder, und Heinze wirbelte ſeinen Filz auf eine wahrhaft unmenſchliche Weiſe zwiſchen den Fingern herum. Die älteſte Tochter verſuchte zwar noch einige Male, ein Geſpräch anzuknüpfen,

*) Er ſchlägt ſich ſo herum.

Digitized by Google

es blieb aber vergeblich, Heinze beantwortete Alles ſo kurz als möglich und verfiel dann wieder in ſein voriges Stillſchweigen. Endlich nahte ſich die Mittagsſtunde, der Tiſch wurde gedeckt, das Eſſen aufgetragen, und der Beſuch ſtand jetzt auf, ſtrich ſeinen Hut glatt und ſagte: „Good by to you all!“*)

„Wollen Sie nicht mit uns eſſen, Mr. Heinze?“

„Habe nichts dagegen,“ erwiderte dieſer, ruhig umkehrend, ſetzte den Hut unter ſeinen eigenen Stuhl und vertiefte ſich gar bald in den gebratenen Speck und eine Schüſſel voll Kartoffeln.

Das Eſſen war weggeräumt, die Frauen hatten ihre Beſchäftigungen wieder aufgenommen, ja der Abend brach ſchon herein, der muthmaßliche Freier blieb aber immer noch auf ſeinem Stuhle ſtockſteif ſitzen und ſah bald die jüngſte, bald die älteſte der Schweſtern forſchend von der Seite an, daß die Mädchen, welche lange die Abſicht ſeines Beſuches gemerkt hatten, das Lachen kaum unterdrücken konnten. Da kam endlich der Vater aus dem Walde zurück und trieb ein paar Kühe heim, trat dann in die Stube und begrüßte den Gaſt, neben dieſem Platz nehmend. Heinze thaute jetzt ein wenig auf und wurde geſprächiger, rückte aber immer noch nicht mit der Sprache heraus, und ließ ſich erſt wieder zum Abendbrod einladen, ehe er zugab, daß ſein Pferd abgeſattelt und gefüttert würde, da er fortwährend behauptete, er müſſe augenblicklich nach Hauſe reiten; die hereinbrechende Dunkelheit und ein heranziehendes Gewitter machten überdies jedes fernere Nöthigen unnütz; ohne weitere Einladung holte er jetzt ſelbſt den Sattel in's Haus und band den Pony an einen Trog feſt.

Sobald das Wetter vorüber war, ſuchten Alle ihr Lager, und auch der Freiersmann ſah ſich bald unter zwei wollenen Decken ausgeſtreckt. Am andern Morgen, ehe es noch ganz hell war, erhoben ſich die beiden Mädchen (die ganze Familie ſchlief, den Gaſt eingerechnet, in der einen Stube), kochten den Kaffee, melkten die Kühe und trugen das Frühſtück, Speck mit Maisbrod, auf. Nun aber wurde auch Heinze unruhig, und die Frage um eine der Töchter lag ihm auf der Zunge. Das merkte der Alte, dem die Mutter ſchon ihre Vermuthung mitgetheilt hatte; dem armen Teufel alſo eine Verlegenheit zu erſparen, nahm er ihn beim Knopf, führte ihn vor die Thür und erzählte ihm hier — daß ſeine zwei Töchter ſchon Bräute wären und am nächſten Sonntage zu gleicher Zeit getraut werden würden.

Heinze ſagte blos das eine Wort „ſingular“**), drückte ſich dann den Hut feſter in die Stirn, ſchüttelte dem Alten die Hand, bat ihn, ſeinen Sattel aus dem Hauſe zu holen, und war zehn Minuten ſpäter auf dem Heimwege.

Er hatte aber einen ganzen Tag verſäumt und noch dazu in der

*) Lebt wohl Alle zuſammen!
**) Sonderbar.

Digitized by Google

Pflanzzeit, durfte alſo auf keinen Fall, ohne ſeinen Zweck erreicht zu haben, nach Hauſe kommen; als er daher an einer andern Hütte vorbeiritt, in der ebenfalls ein junges, obgleich ſehr armes Mädchen wohnte, ſo ſtieg er ab, trat hinein und beendete in anderthalb Stunden das Geſchäft, indem er ſchnell von den Eltern und dem Mädchen, die ihn alle als einen fleißigen Burſchen kannten, die Zuſtimmung erhielt. Vier Stunden ſpäter gieng er ſchon wieder in Hemdärmeln auf ſeinem eigenen Lande hinter dem Pfluge her und zog Furchen für die Maisſaat. Acht Tage darauf ritt er mit ſeiner Braut zum Friedensrichter und verließ dieſen als ein verheiratheter Mann.

So arm ein Backwoodsman aber auch ſein mag, ſo wird er doch nie zugeben, daß ſeine Frau eine ſehr harte Arbeit thue; ihre Beſchäftigungen beſchränken ſich auf Kochen, Waſchen, Spinnen und Weben. Von Vergnügungen — einen gelegentlichen Tanz ausgenommen — weiß eine ſolche Frau freilich gar nichts, — Städte kennt ſie nur dem Namen nach; ſie verlangt aber auch nichts weiter, als ihre eigene Familie gedeihen, ihre Heerden mit jedem Jahre wachſen zu ſehen. Sonntags reitet ſie an der Seite ihres Mannes auf einem hübſchen Damenſattel (den ſie ſich anſchafft, und wenn ſie darum eine Kuh verkaufen müßte) zur Betverſammlung, benutzt vielleicht zugleich die Gelegenheit, eine nicht ſehr entfernt wohnende Freundin zu beſuchen.

Welche Thatkraft aber in der Bruſt einer ſolchen Frau oft ſchlummert, die nur des Funkens bedarf, um zur Flamme empor zu lodern, mag das folgende Beiſpiel beweiſen:

Im April des Jahres 1840 hatte ein junger Miſſourier auf einem Jagdzuge, den er mit mehreren Kameraden unternommen, zufällig eine augenſcheinlich ſehr reichhaltige Bleimine entdeckt, die etwa 50 engl. Meilen von ſeiner eigenen und faſt eben ſo weit von jeder andern Farm entlegen war. Da ſeine Gefährten ſich zufällig von ihm entfernt hatten, ſo beſchloß er, Keinem ein Wort davon zu ſagen, ſondern mit Weib und Kind dahin auszuwandern und an der Stelle ein „Improvement" anzulegen, d. h. ſich dort niederzulaſſen, wo er erwarten durfte, aus dem Ertrag der Mine, wenn er ſich vor allen Dingen das Land geſichert hatte, reichen Nutzen zu ziehen. Gedacht, gethan. Schon am dritten Morgen kehrte er zu den Seinigen zurück, verließ, da er nicht gleich einen Käufer fand, ſein kleines Beſitzthum, packte das nothwendigſte Handwerkszeug auf ein Pferd, ſeine Frau und zwei kleine Kinder auf ein anderes, ſchulterte die Büchſe und trat nun wohlgemuth, voll froher Hoffnung, ſeinen Marſch nach der neuen Heimath an. Da aber das jüngſte Kind, ein Säugling von dreiviertel Jahren, unwohl war, ſo vermochte er nicht die ganze Strecke in einem Tage zurückzulegen, ſondern lenkte am Abend, da ſich überdies der Himmel umwölkte, die Schritte am Ufer eines kleinen Baches hinauf, wo er früher einmal eine alte verlaſſene Blockhütte geſehen hatte. Das erſehnte Obdach war kaum erreicht, als der Regen in Strömen herabgoß, grelle Blitze

Digitized by

das Firmament durchzuckten und der Donner in furchtbaren Schlägen hinterdrein schmetterte.

Bald hatte sich die kleine Familie für die Nacht eingerichtet, das Bett wurde in einer Ecke zurecht gemacht, das Kochgeschirr hervorgeholt und ein gutes Feuer in Brand gesetzt, wozu der Mann einige trockene Bretter von den Wänden abriß, dann aber, als das Unwetter etwas nachgelassen hatte, von Außen Brennholz nachholte.

Das Blockhaus war eine jener ganz roh aufgebauten Hütten, in denen der Pionnier des Westens seine ganze Lebenszeit zubringt, und die er nur dann verläßt, um sie gegen eine wo möglich noch einfachere, aber westlicher gelegene zu vertauschen. Das Dach, mit gespaltenen Brettern gedeckt, die wiederum durch gewichtige Stangen an ihren Plätzen festgehalten wurden, leitete übrigens den Regen gut genug ab, und nur hie und da bahnten sich einzelne Tropfen den Weg durch faul gewordene Stellen. Die Wände waren an der Nord- und Westseite mit Planken benagelt, und die Diele bestand aus roh behauenen Bohlen, in denen gewaltige Bohrlöcher bewiesen, daß sie einst einem Flatboot angehört hatten und wahrscheinlich von dem nicht sehr entfernten Missouri hierher geschafft worden waren. Der eingestürzte Schornstein gab dem Ganzen freilich ein etwas trübseliges, wildes Aussehen, doch entsprach er wenigstens noch theilweise seinem Zweck, und wenn auch etwas mehr Rauch im Zimmer verblieb, als sich eigentlich mit dem Wohlbefinden der Insassen vertrug, so diente dieser wieder als Schutzmittel gegen die keineswegs geringe Anzahl von Moskito's, die nach dem nassen Winter in zahllosen Schwärmen den benachbarten Sümpfen entstiegen.

Die Wanderer, von den Anstrengungen des Tages ermüdet, hatten sich schlafen gelegt, und mehrere Stunden herrschte eine fast durch Nichts als das regelmäßige Athemholen der Schlafenden unterbrochene Stille, als plötzlich der Säugling munter wurde, zu schreien anfing und auch nicht wieder zu beruhigen war.

„Ich wollte, Du holtest mir einen Becher voll Wasser!" sagte die Frau endlich zu ihrem Manne. „Das Kind will trinken, und mir selber klebt die Zunge am Gaumen."

„Gut — habe nur noch Geduld, bis ich das Feuer wieder ein wenig angeblasen und ein paar Späne angezündet habe, — ich kann sonst im Dunkeln die Quelle nicht finden."

Damit stand er auf und tappte dem Kamine zu, als er plötzlich einen Schrei ausstieß und in die entgegengesetzte Ecke des Zimmers sprang.

„Um Gotteswillen — was ist Dir?" rief die Frau erschrocken, — „was hast Du?"

„Nichts!" stöhnte der Mann, tief Athem holend — „Nichts — ich trat nur auf Etwas!"

„Ich will aufstehen und Feuer anmachen!" sagte die Frau und richtete sich vom Lager empor.

Digitized by Google

„Halt — um Deiner Seligkeit willen — halt!“ ſchrie ſchnell und heftig der Miſſourier, — „rühre Dich nicht von der Stelle, wo Du liegſt, bis es hell wird!“

„Was iſt Dir geſchehen? William — rede — ich beſchwöre Dich!“ bat die Frau in Todesangſt.

„Es ſind Schlangen hier, und ich habe auf eine getreten.“

„Biſt Du gebiſſen?“ fragte entſetzt ſein Weib.

„Ich glaube nicht; es ſprang eine nach mir, hat mich aber wohl gefehlt; bleibe nur ruhig liegen, rühre Dich nicht und halte auch die Kinder ſtill!“

„O mein Gott!“ jammerte das arme Weib — „wenn es doch erſt Tag wäre, mich wird die Angſt verzehren; bleib' nur ja, wo Du biſt, daß Dir kein Unglück geſchieht.“

„Ja, ja,“ ſagte der Mann, „ich rühre mich nicht; gieb nur auf die Kinder Acht!“

Lange noch wachte die Frau und lauſchte ängſtlich der geringſten Bewegung im Zimmer, endlich aber machte die Ermüdung ihr Recht geltend, und da ſich auch das Kleine beruhigt hatte, ſchlief ſie wieder ein. Aber bange Träume quälten ſie, und mit einem Angſtruf fuhr ſie plötzlich empor.

Es war heller Tag; die Sonne ſchien durch die breiten Spalten in's Innere der Hütte, die Kinder ſchlummerten noch an ihrer Seite, der Gatte lag an der entgegengeſetzten Wand regungslos, und keines der gefährlichen Thiere war mehr zu ſehen, der Morgen hatte ſie vertrieben. Da richtete ſich die Frau ſchnell empor, warf ihr Kleid über und trat zum Vater ihrer Kinder, um auch dieſen zu ermuntern; kaum hatte ſie aber ſeine Schulter berührt, als ſie mit einem Schrei zurückſprang, der die Kinder aufſchreckte und ſchauerlich in dem leeren Gebäude verhallte.

Eine Leiche lag vor ihr, kalt und ſtarr, mit weit geöffneten gläſernen Augen und geſchwollenen Gliedern. Jammernd ſank ſie an dem lebloſen Körper nieder und verſuchte Alles, was in ihren Kräften ſtand, ihn in's Leben zurückzurufen, es blieb vergeblich, und ſchluchzend warf ſie ſich endlich wieder auf's Lager, ihrem Schmerze Luft zu machen. Aber die Kinder, durch die lauten Klagen der ſonſt ſo freundlichen Mutter geängſtigt, ſtimmten mit ein und hingen ſich ſchreiend an ihre Beſchützerin.

Das gab ihr die Kraft, die ganze Seelenſtärke wieder und erweckte einen Muth in ihr, deſſen ſie ſich ſelbſt nicht bewußt geweſen war. Mit der Ruhe der Verzweiflung redete ſie freundlich den Kindern zu, gab ihnen das Frühſtück und bereitete ſich dann, den Gatten zu begraben. Unter dem mitgebrachten Handwerkszeug waren mehrere Spaten und Hacken, und eine kleine Strecke von der Hütte entfernt, neben dem murmelnden Bache, grub ſie das Lager für den geliebten Mann. Mit kaum glaublicher Kraft trug ſie dann den ſchweren Körper an den Ort ſeiner Beſtimmung, ließ ihn hinab in die Gruft, ſtemmte unmittelbar über der Leiche einige Bretter quer vor, faltete in ſtillem Gebet ihre Hände über dem

Digitized by Google

Grabe, und wollte jetzt daſſelbe füllen, als ihr das älteſte Mädchen, ein Kind von vier Jahren, in den Arm fiel und ſie bat, „keine Erde auf den Vater zu werfen!“ Da verließ ſie noch einmal ihr Muth, noch einmal drückte ſie laut ſchluchzend das Kind an ihre Bruſt, verſunken in ihren Schmerz. Dann raffte ſie ſich aber ſchnell wieder auf, trug liebkoſend das Kleine von der Stelle und beendete heldenmüthig ihre ſchmerz- und trauervolle Arbeit.

Nun galt es ihre ganze Energie zu zeigen. An dieſer Stelle konnte ſie nicht bleiben, wenn auch die Nahrungsmittel noch einige Tage ausgereicht hätten. Hier erfaßte ſie ein unbezwingbares Grauſen, und ſchnell ordnete ſie Alles an, um augenblicklich wieder aufbrechen zu können. Die Sachen, welche ſie nicht nothwendig brauchte, legte ſie in das Innere der Hütte und befeſtigte die Thür; das Uebrige trug ſie hinaus in's Freie, packte die Lebensmittel zuſammen, ließ das jüngſte Kind auf einige Minuten in der Obhut des ältern, um die nur wenige hundert Schritte entfernt graſende Stute herbeizuholen, legte dieſer den Sattel auf und holte dann ihres Mannes Büchſe, Kugeltaſche und Meſſer herbei, um nicht unbewaffnet ihren Marſch durch die einſame Wildniß anzutreten.

Mit unſaglicher Mühe gelang es ihr endlich, Alles in den Stand zu ſetzen, und mit Hülfe eines umgeſtürzten Baumes ſtieg ſie ſelbſt in den Sattel und hob die Kinder zu ſich empor. Eine neue Schwierigkeit war aber jetzt zu überwinden — wie ſollte ſie die genaue Richtung treffen, da ſie dieſelbe auf dem Herwege faſt gar nicht beachtet hatte, und von ihrem Manne blos wußte, daß ihr neuer Anſiedelungsort nordweſtlich liege? Doch hier half kein Zögern, und ſie vertraute viel auf den Scharfſinn des Pferdes, von dem ſie hoffte, daß es den Weg allein finden würde. Dieſes ſchien übrigens mit dem Wechſel des Weideplatzes ſehr zufrieden zu ſein, und gar nicht geneigt, das weniger üppige Gras der Heimath ſo ſchnell wieder aufzuſuchen; daher begann es jedes Mal, wenn es den Zügel locker fühlte, zu graſen, und beachtete weder Drohen noch Zurufen. Die junge hilfloſe Frau ſah ſich alſo auch hier auf ihre eigene Kraft angewieſen, und lenkte nun das ungern folgende Thier einen ſüdöſtlichen Kurs, ſo weit ſie ſelbſt im Stande war, dieſen genau einzuſchlagen. Aber nur ſehr langſam konnte ſie ihren Weg fortſetzen, denn die beiden Kinder wie die ſchwere, lange Büchſe nöthigten ſie, alle mögliche Vorſicht zu gebrauchen, um nicht durch einen vorſtehenden Aſt oder überhängenden Stamm abgeſtreift zu werden.

Gegen Mittag umwölkte ſich der bis jetzt klare Himmel, und die Unglückliche verlor damit ihren einzigen Wegweiſer, denn nach der Rinde der Bäume vermochte ſie nicht ihre Bahn zu beſtimmen; nach beſten Kräften verfolgte ſie aber deſſenungeachtet die, wie ſie glaubte, richtige Bahn, und machte, als der Abend kam, an einer Quelle am Fuße eines Hügels Halt, um hier die Nacht über zu ruhen. Wohl ängſtigten ſich die Kinder in der Dunkelheit über das Heulen der Wölfe und die ſchaurigen Töne der

Digitized by Google

Eulen, die gerade über ihnen ihren lauten Ruf erſchallen ließen; die Mutter beruhigte aber, ſelbſt mit bange klopfendem Herzen, die Weinenden, ſchüttete friſches Pulver auf die Pfanne und wachte über das geringſte Geräuſch, das ſich im dürren, raſchelnden Laube vernehmen ließ.

Der nächſte Morgen fand ſie wieder marſchfertig, aber noch war der Himmel trübe, und immer ängſtlicher klopfte der armen Mutter das Herz, wenn ſie an die vor ihr liegende bahnloſe Wildniß dachte, in der ſie ſich jetzt verirrt hatte. Am zweiten Abend verzehrte ſie, nachdem erſt die Kinder geſättigt waren, die letzten Brodkrumen, und nagender Hunger geſellte ſich am dritten Tage noch zu ihren übrigen Leiden. Zwar hatte ſie unterwegs mehrere Hirſche geſehen, auch in Schußnähe; aber die Furcht, das Pferd ſcheu zu machen und ihre Kinder der Gefahr auszuſetzen, abgeworfen zu werden, verhinderte ſie jedes Mal, die Büchſe zu gebrauchen. Jetzt aber, am dritten Tage, als der traurige Abend hereingebrochen war, ſah ſie ein Volk wilder Truthühner in die Bäume aufſteigen; da faßte ſie ſich ſchnell, und es gelang ihr, einen der nicht im mindeſten furchtſamen Vögel zu erlegen.

Eine unruhige Nacht ſtand ihr jedoch bevor; der Säugling ſchrie fortwährend, und die Wölfe, durch die ſcharfen, dem Rufe des Hirſchkalbes ähnlichen Laute herbeigelockt, umſchwärmten winſelnd das Feuer, ſo daß ſich das geängſtigte Weib nicht anders zu helfen wußte, als daß ſie die Büchſe mit Pulver lud und abſchoß, um die Beſtien zu ſchrecken. Wer aber beſchreibt das Gefühl, das ihre Bruſt beſtürmte, als in gar nicht großer Entfernung ein lautes Halloh! ihrem Schuſſe antwortete; o wie freudig jubelte ſie dem Retter entgegen, der endlich, durch ihre Stimme geleitet, zu ihr heran kam.

Man kann ſich des Mannes Erſtaunen denken, als er das ſchwache, blaſſe Weib allein mit den zwei hülfloſen Kindern in der Wildniß fand; ohne langes Fragen ſchaffte er ſchnell Alle zu ſeiner nicht ſehr fernen Wohnung, wo ſeine Frau mit liebreicher Theilnahme die ſpäten unglücklichen Gäſte empfing und pflegte. Der Mann hatte ſchon am Abend den Schuß, ja ſpäter ſogar in einzelnen Windſtößen das Schreien des Kindes gehört, dies aber für den Lockruf des Panthers gehalten, dem es täuſchend ähnlich lautete, und den erſten Schuß weiter nicht beachtet. Das immer lauter werdende Geheul der Wölfe machte ihn aber zuletzt aufmerkſam, und gerade, als er vor die Thür ſeiner Hütte trat, fiel der zweite Schuß, der ihm alsbald die Ueberzeugung aufdrang, daß ſich ein Verirrter im Walde befinden müſſe, wenn er auch nicht glauben konnte, daß dieſer eine arme verlaſſene Frau ſei.

Das Haus des Farmers befand ſich wohl 20 engliſche Meilen ſüdlich von dem beabſichtigten Kurs und dem elterlichen Hauſe der Unglücklichen; am nächſten Tage aber ſchaffte der Amerikaner ſie und die Ihrigen auf einem kleinen Wagen in die Heimath zurück.

Bis hierher hatte die Kraft der armen Frau ausgereicht, der ſtarke

Digitized by

Geiſt den Körper bezwungen; jetzt aber verlangte die Natur ihre Rechte, und ein Nervenfieber warf ſie auf's Lager.

Unterdeſſen machten ſich mehrere junge Leute nach der bezeichneten Hütte auf, die Einer von ihnen kannte, um die zurückgelaſſenen Sachen zu holen. Hier beſchloſſen ſie aber, das Haus zu bewachen und wo möglich die Schlangen zu erlegen. Bei wohlunterhaltenem Kienfeuer hatten ſie kaum eine Stunde nach Sonnenuntergang gewartet, als zwei große Klapperſchlangen züngelnd hervorgekrochen kamen und ſich der kniſternden Flamme näherten. Vier Kugeln machten ihrem giftigen Daſein zu gleicher Zeit ein Ende, und als Siegeszeichen wurden ſie über dem Grabe des armen Pionniers aufgehangen.

2. Die Savannen und ihre Fruchtbarkeit.

Wenn die Reiſe von der Atlantiſchen Küſte nach dem Innern lange Zeit großentheils durch Wälder führt, welche eine gebirgige oder hügelige, immer wellenförmige Oberfläche bedecken, die von Flußthälern mannigfaltig durchſchnitten iſt: ſo gelangt man wenige Meilen von dem Wabaſh in das Gebiet der Savannen, die natürlichen Wieſen, die ſich durch die weite Ebene von Illinois bis zum Miſſiſſippi erſtrecken. Man nimmt an, daß zwei Drittheile dieſes zu 2300 deutſchen Quadratmeilen geſchätzten Landes Wieſen ſeien.

Die Wieſen in Indiana wie in Illinois ſind von zweierlei Art: niedrige und hohe; die letzteren liegen 30—100 Fuß höher als die erſteren. Die niedrigen, minder zahlreichen, ſind größtentheils naß und ganz von Holz entblößt; die Hochlandwieſen hingegen mit Wäldern umkränzt, und einzelne Baumgruppen ragen hin und wieder mitten aus den Grasebenen wie Inſeln hervor. Der Boden iſt im Ganzen ſehr fruchtbar. Bei Vincennes hat man die vegetabiliſche Erde 22 Fuß tief gefunden; dort kann man ſich überzeugen, wie lange für dieſe fette Dammerde aller Dünger überflüſſig iſt. Die Aecker jener Stadt ſind jetzt beinahe 100 Jahre in Kultur, und noch zeigen ſich keine Spuren von Erſchöpfung. Man glaubt, daß die niedrigen Wieſen ihren Urſprung dem Waſſer verdanken und zum Theil der Grund von Seen geweſen ſeien. Die Hochlandswieſen erweitern ſich zuſehends durch das zufällige und abſichtliche Abbrennen des Graſes, was faſt jedes Jahr Statt hat und den Saum der Wälder nie unbeſchädigt läßt. Deshalb iſt man wohl berechtigt, an das unter den Indianern bei ihren Waldjagden ſo gewöhnliche Anzünden der Laubdecke in Betreff des erſten Entſtehens jener Wieſen zu denken.

Auf mich haben die großen Wieſenflächen keinen angenehmen Eindruck gemacht. Zudem wird Einem die Gegend dadurch widrig, daß zwiſchen Vincennes und St. Louis viele Meilen weit das Brunnenwaſſer durch

Digitized by Google

ſeinen Geſchmack nach Eiſenvitriol und ſeinen Schwefelgeruch abſtößt. Es rührt dies von einer Erdlage her, die eine ſehr bedeutende Ausdehnung haben ſoll. Man hält das Waſſer übrigens nicht für ungeſund, und die Pflanzer ſammt ihrem Vieh haben ſich daran gewöhnt. Da wir bei der trockenen Jahreszeit reiſten, ſo entbehrten wir den Anblick der zahlloſen Blumen, die in den Frühlingstagen dieſen Landſchaften einen herrlichen Schmuck verleihen; aber wir konnten dafür deſto ſchneller reiſen. Wir kamen durch Wieſen von 6, 10, 12, 20 Meilen Breite. Der raſche Lauf des Wagens fand wenig Hinderniſſe, und dieſe nur bei den langſam ſchleichenden Bächen und Flüſſen; doch brauchten wir keinen Fluß zu durchſchwimmen, überall, wo Fähren nöthig waren, fanden wir ſie vor.

Nördlich vom Miſſiſſippi zieht ſich eine Hügelkette hin, welche drei Meilen unterhalb der Stadt St. Charles anfängt, dort, wo das Miſſouri-thal mit dem Miſſiſſippithale zuſammenläuft. Dieſe Hügelkette ſcheidet die Gewäſſer des Miſſouri von denen des Miſſiſſippi; zum erſtern iſt die Abdachung ſüdweſtlich, zum andern nordöſtlich. Sie giebt unzähligen Gewäſſern ihren Urſprung, die ſich einerſeits zum Miſſouri, andererſeits zum Miſſiſſippi wenden. Der höchſte Rücken der Hügelkette bildet wellenförmige Flächen, welche größtentheils natürliche Wieſen ſind, die aber ſo mit Wäldern abwechſeln, daß ſie dem reiſenden Europäer wie anmuthige Schöpfungen des Landbaues vorkommen. An den Abdachungsſeiten wird der Boden durch die tiefen Einſchnitte der Gewäſſer uneben, und hier iſt nichts als Urwald, der ſich über die Anhöhen, ſo wie über die Schluchten und Thäler der Flüßchen bis zu den beiden Rieſenſtrömen hinzieht. Manche der das Miſſouri-thal einſchließenden Hügel erheben ſich zu beträchtlichen Kuppen. Andere ſind auf große Strecken faſt ſenkrecht abgeſchnitten, ſo daß die Felſenmaſſen in einiger Ferne gleich Mauern und Thürmen, durch Menſchenhände gebildet, erſcheinen. Die ganze Oberfläche dieſes Landſtrichs iſt viele hundert Meilen weit von der fetteſten Dammerde bedeckt.

Es iſt zu bemerken, daß der Ausdruck „fruchtbarer Boden" in dieſen Gegenden etwas Anderes beſagen will, als in Deutſchland. Guter Boden oder Boden erſter Ordnung bedarf in dem erſten Jahrhundert des Düngers gar nicht und iſt in den erſten Jahrzehnten ſelbſt für den Weizen zu fett. Hierher gehören die Thalebenen (bottoms), beſonders des Miſſouri. Mittlerer Boden oder Boden zweiter Ordnung iſt noch immer von der Art, daß in den erſten 12—20 Jahren der Dünger den Ertrag der Ernte nicht zu ſteigern vermag. Die Dauer des natürlichen Düngers hängt jedoch ſehr von dem Grade der Abſchüſſigkeit der den größten Flüſſen zunächſt gelegenen Hügel (bluffs) und dem Abſpülen derſelben durch Regengüſſe ab. Am dürftigſten iſt der Boden in den näher bei den Savannen befindlichen Wäldern. Die Savannen ſelbſt aber ſind größtentheils wieder ſo fruchtbar, als die Hügel an den Thalebenen. Nirgends bemerkt man Steine, außer in den Einſchnitten der Gewäſſer und an ein-

Digitized by Google

zelnen Bergkuppen. Nichts aber ist verkehrter, als unter Savannen Steppen oder gar Sandwüsten zu verstehen. Die schwarze Dammerde ist an den meisten Stellen 1½—2½ Fuß hoch, und unter ihr ist eine gute Mischung von Thon, Kalk und Sand.

Die Bäume der Wälder sind: Eichen, in mehr als 15 Arten (Deutschland hat deren nur drei), wovon eine Art Eicheln hat, so dick als Hühnereier, über 18 Arten Wallnußbäume, worunter der Pakapnußbaum, dessen von einer dünnen Schale umschlossene Frucht sehr angenehm schmeckt. Die Früchte der andern Wallnußarten verdienen dieses Lob nicht, die des weißen und schwarzen Wallnußbaumes sind, frisch genossen, wohlschmeckend genug, aber getrocknet sind sie zu ölig. Ferner giebt es Eschen, Sassafrasbäume, Eisenholzbäume, Ulmen, besonders die rothe Ulme, deren Bast ohne alle Zubereitung genießbar ist und sich beim Kauen ganz in Schleim verwandelt. Er wird oft in frische Wunden gelegt und soll namentlich für Schußwunden gut sein; man findet daher selten einen unbeschädigten Stamm. Zahme und wilde Thiere kennen diesen nahrhaften Stoff. Maulbeerbäume trifft man vorzüglich im Missourithale. Ihre Früchte werden sehr geschätzt. Platanen (platanus occidentalis), hier gewöhnlich Sykomoren genannt, gedeihen in einem ungeheuern Umfange. Ich habe mehrere von 8—10 Fuß im Durchmesser gesehen, und es soll deren im Missourithal von 20 Fuß im Durchmesser geben. Hunderte von Meilen kann man hier wandern, ohne daß ein Sonnenstrahl die dichten Schatten der gigantischen Bäume durchbricht und dem Wanderer den Scheitel berührt. Der Boden ist von dem seit Urzeiten angehäuften Pflanzenmoder schwarz wie ein Kohlenlager. Die Natur schafft so gewaltig, daß man Weinstöcke sieht, deren Stämme, über 1 Fuß dick, sich gegen 100 Fuß hoch frei emporheben und sich dann auf den Kronen von Ulmen mit ihren dichtbelaubten Ranken ausbreiten. Nicht selten erliegt die mächtige Stütze unter der vom Winde in Schwingung gebrachten Last, die den Baum, namentlich, wenn er schon alt ist, entwurzelt. Manche Hügel sind von Weinpflanzen so bedeckt, daß sich in kurzer Zeit Wagen voll Trauben sammeln lassen. Die Beeren an einigen Orten sind süß und wohlschmeckend, allein sie liefern wenig Saft. In den fetten Flußthälern sind sie meist sauer. Ich zweifle übrigens nicht, daß die Kultur eine erwünschte Veredlung bewirken würde. Man findet bloß rothe Beeren.

Unter den Fruchtbäumen darf ich den Persimombaum nicht vergessen. Man trifft ihn nicht sehr häufig. Die Frucht hat im Aeußern viel Aehnlichkeit mit einer gelben Pflaume; indessen enthält sie nicht bloß Einen Stein, sondern mehrere Nüsse, wie die Mispeln. Auch ist der Blüthenkelch bleibend (oben auf der Frucht). Bevor sie reif ist, hat sie viel Adstringirendes (Zusammenziehendes) und wird deshalb bei der Ruhr empfohlen; bei völliger Reife übertrifft ihr lieblicher Geschmack unsere meisten Pflaumenarten. Am auffallendsten unter allen Früchten aber war mir die des Papawbaumes (anona triloba). Der Baum selbst wird nicht

Digitized by Google

höher als etwa 20 Fuß und ſelten einen halben Fuß dick. Die Blüthe iſt eine ſchöne dunkelrothe Glocke mit fünf Staubfäden und einem Staubwege. Die Frucht möchte ich der Form nach vergleichen mit einer kurzen Wurſt, von 3 Zoll Länge und 1—2 Zoll Dicke. Die grüne, glatte Haut, welche das Fleiſch umgiebt, nimmt beim Reifen eine weißlich-gelbe Färbung an. Im Innern ſind mehrere kleine, kaſtanienähnliche Kerne, die, genoſſen, Erbrechen erregen. Das dieſe Kerne umhüllende Fleiſch, welches bei Weitem den größten Theil der Frucht ausmacht, iſt an Farbe und Geſchmack von einem gut bereiteten Eierrahm ſchwer zu unterſcheiden, weshalb auch die Kinder ſehr darauf erpicht ſind. Uebrigens iſt der Baum, ſowohl in den Thälern als auf den Höhen, ein ſicheres Merkmal von fettem Boden. Auch wohlſchmeckende Pflaumen finden ſich in den Wäldern.

Unter den Waldbäumen ſind jedoch die Ahornbäume nicht zu vergeſſen. Der Zuckerahorn iſt am Miſſiſſippi ſo häufig, daß faſt jeder Anſiedler ſeinen Zuckerwald (sugar-camp) beſitzt, und zwar nicht ſelten ganz bei der Hofſtelle, doch auch wohl eine oder mehrere Meilen davon entfernt. Im letztern Falle iſt der Wald meiſt Staatseigenthum. Die Benutzung der öffentlichen Wälder iſt aber unter Reichen und Armen ſo üblich, als ob ſie durch ausdrückliche Geſetze erlaubt wäre. Die erſte Beſitznahme gilt als Vorzugsrecht, in welchem man nur durch einen wirklichen Ankäufer des Bodens geſtört werden kann. Gegen die Mitte Februars beginnt das günſtige Wetter, d. h. es folgen auf ziemlich kalte Nächte heiße Tage. Dieſer Wechſel der Temperatur bringt den Saft der Bäume ſo ſehr in Bewegung, daß er aus einer in's Holz gemachten Verletzung nicht austropft, ſondern wahrhaft ausfließt. Sobald nun die Zeit gekommen iſt, verfügt ſich die ganze Familie — wie zu einem Familienfeſte — in den Wald, wo ſich eine geräumige Hütte befindet, mit einer aus rauhen Steinen aufgeführten Feuerſtelle für vier bis fünf eiſerne Keſſel. Die Bäume werden einige Fuß hoch über der Erde angebohrt (dicke Stämme mehrfach), die Löcher mit Röhren von Hollunder verſehen und Tröge darunter geſtellt. Eine Perſon fährt hierauf in einem von Pferden gezogenen Schlitten umher, um den Inhalt der Tröge in Fäſſer zu ſammeln und zum Feuer zu bringen, und dort iſt eine zweite Perſon, meiſt die Hausfrau, mit dem Einkochen*) beſchäftigt, während ihre Kinder neben der Hütte im Graſe ſpielen. Unter ihren Händen gelangt der Saft aus dem erſten Keſſel in den letzten, in welchem er bis zur Dicke des geſchmolzenen Zuckers bleibt, worauf er zum Erkalten ausgegoſſen wird. Das Brennholz iſt, wie man ſich vorſtellen kann, leicht herbeizuſchaffen. Der Zucker verdient an Farbe und Geſchmack, wenn er ſorgfältig bereitet wurde, vor dem hellgelben Rohrzucker den Vorzug und bedarf zum häus-

*) Um das Ueberwallen zu verhüten, legt man ein Stück Speck in den Keſſel, welches dann wahrſcheinlich auf dieſelbe Weiſe wirkt, wie Oel, das auf eine bewegte Oberfläche gegoſſen wird.

Digitized by

lichen Gebrauche keiner Reinigung. Zwei Personen liefern mit aller Bequemlichkeit, falls das Wetter gut ist, in einer Woche zwei bis drei Zentner, ohne an ihren gewöhnlichen Verrichtungen gehindert zu sein. Obgleich auch im Herbste Zucker gemacht werden könnte, so geschieht es doch selten. Denn es giebt dann andere Arbeiten, und der Pflanzer läßt es sich nicht sauer werden, weder sich selbst noch seinen Leuten. Der Preis des Ahornzuckers ist hier 10 Cents (15 Kreuzer) das Pfund; ein Zentner geht fast in jeder Haushaltung auf. Ueberhaupt kennt man hier keine europäische Dürftigkeit, hier, wo ein Tagelöhner in zwölf Stunden so viel verdient, als er die ganze Woche mit der besten Eßlust an Fleisch, Brod, Gemüse, Butter, Milch und Branntwein verzehrt. Die Benutzung der Ahornwälder haben die Weißen von den Indianern gelernt.

3. Eine brennende Prairie in Nordamerika.*)

Die Sonne war noch nicht aufgegangen, als der Wald von den Zurüstungen zu unserer Weiterreise widerhallte. Die Stimme unsers Halbfranzosen, Joe, ertönte; er rief den Maulthieren zu, die sich ziemlich weit verirrt hatten. Die Soldaten beluden die Packpferde; die Pawners sammelten ihren kleinen Vorrath von Kochgeschirren und packten sie auf den Rücken eines magern, knochigen Kleppers, dessen böses Geschick ihn zum Lastthier seines indianischen Herrn gemacht hatte; der Jotan sah sein Weib in den Wagen schlüpfen und stellte sich selbst nun als Führer an dem Waldsaume auf, um den Aufbruch der Gesellschaft zu erwarten.

Es war ein kalter, stürmischer Tag, der Himmel klar und wolkenlos. Der Wind brauste in heftigen Stößen durch die krachenden Bäume, und das Prairiegras wogte und raschelte, wenn der Sturm darüber hinfegte.

In kurzer Zeit hatten wir den Wald im Rücken und zogen in der von dem Jotan angegebenen Richtung über die Prairie. Er war in seiner Jugend ein kühner Landstreicher gewesen und hatte jeden Waldwinkel durchkrochen und jeden Prairiehügel erstiegen. Wenn er auf irgend eine hohe Spitze kam, da pflegte er seine jungen Krieger zu sich zu rufen und ihnen die verschiedenen Szenen seiner Kriegsabenteuer zu zeigen. „Dort," sagte er, auf einen dichten Wald deutend, „dort habe ich die Osagen skalpirt, und da" — eine andere Gegend bezeichnend — „habe ich ihnen die Pferde gestohlen. Hier ist kein Wald, der nicht widergehallt hätte von dem Geschrei meiner Feinde, und kein Baum, der nicht erzählen könnte, wie ich ihre Wachsamkeit betrog; kein Hügel, zu dem ich nicht hinangekrochen wäre, kein Grashalm, den mein Fuß nicht geknickt hätte." Er verweilte gern bei den Thaten seiner Jugend, und wenn er sie erzählte, so strahlte sein welkes

*) J. T. Irving's Indianische Skizzen. 2. Bd.

Digitized by Google

Geſicht, und leuchteten ſeine ſchwarzen Augen, „denn damals," ſagte er, „war mein Arm ſchwer und meine Glieder ſtark." Und doch waren ſie immer noch feſt und ſehnig, wie von Eiſen. Das war der Indianer, der uns als Führer diente und an der Spitze unſeres Zuges gieng; ich bemerkte nie, daß das Alter ſeine Kraft gebrochen oder vermindert hätte, denn nie, unſer Weg mochte über Hügel oder durch Schluchten, durch Wälder oder Ströme gehen, wankte ſein Gang oder ward ſeine Bewegung minder leicht und behend. Das Streifen durch die Prairie war ſein Leben, das Wandern ſein Element.

Nachdem ich ihm eine kurze Strecke gefolgt war, wendete ich mich mit einem ſtämmigen Soldaten, einem gebornen Irländer, ſeitwärts, um wilde Truthühner zu jagen, wovon es in den Forſten zu beiden Seiten des Namahaw wimmelte. Wir kamen über mehrere freie Plätze, welche ſich in der dichten Waldung öffneten, konnten aber, ſo viel Hühner auch bei unſerer Annäherung die Flucht ergriffen, nicht zum Schuſſe kommen, denn die Vögel wiſſen nicht bloß behend zu laufen, ſondern auch vortrefflich ſich niederzuducken, ſo daß ſie wie im Nu verſchwunden ſind.

Während wir den Wald durchſtreiften, trennten wir uns von einander, obwohl mit dem Vorſatze, immer noch nahe genug zu bleiben, um mit unſern Flinten uns Signale geben zu können. In der Hitze des Jagens verlor ich bald meinen Gefährten aus dem Geſicht, obwohl ich den Knall ſeines Gewehrs ein paar Mal ganz in meiner Nähe vernahm. Aber dann war der Knall plötzlich ganz ſchwach geworden, und ich hörte nichts mehr, obwohl ich mehrere Signalſchüſſe hinter einander that. Zwei Truthühner hatte ich flügellahm geſchoſſen, aber beide Male waren ſie mir im dichten Geſtrüpp entronnen.

So waren mehrere Stunden verfloſſen, und ich hatte, ohne es zu wollen, viele Meilen zurückgelegt, als mich der hohe Stand der Sonne erinnerte, daß es nahe am Mittag und daher Zeit ſei, mich wieder an meine Reiſegefährten anzuſchließen.

Ich verließ nun den Wald, richtete meinen Weg über die offene Prairie, nach der Gegend, wo ich die Spur der Reiſetruppe finden mußte. Aber vergebens ſtrengte ich mein Geſicht an, beſchleunigte ich meine Schritte, ſchaute ich mich um, verſchoß ich mein Pulver. Nichts war zu ſehen, kein Laut zu hören. Das hohe Gras ward von dem Winde durchweht, aber ein lebendiges Weſen war nirgends zu ſehen. Die Prairie war eine Einöde. Ich fieng nun an zu fürchten, daß ich über die Spur der Geſellſchaft bereits hinaus gekommen ſein möchte, aber doch ſchien es mir wieder unmöglich, daß ich die Tritte eines ſo großen Zuges hätte überſehen ſollen. Mit haſtigen Schritten erſtieg ich einen Hügel, der eine weite Ausſicht gewährte; eine Wildniß von Grasflächen und kleinen wellenförmigen Hügeln breitete ſich vor meinen umherſpähenden Blicken aus; aber von meinen Gefährten war nichts zu entdecken: über mir der Himmel, unter mir der Prairieboden, und ich das einzige lebende Weſen in dieſer Wildniß. Es

Digitized by

wurde Zeit, einen Ruheplatz für die Nacht zu ſuchen, und ich ſah mich nach einem Baume um, aber ſo weit mein Geſicht reichte, war keiner zu ſehen. Ueberall dürres Gras, Geſtrüpp und wieder Gras. Ich war dem Seefahrer gleich, der ſich mitten auf dem Ozean allein befindet, ohne Kompaß und Karte. Welchen Weg ſollte ich einſchlagen? Gieng ich nach Weſten, ſo konnte ich möglicher Weiſe meinen Gefährten mich nähern, aber es war ungewiß, und ich hätte mich von den Wohnungen der Weißen entfernt, zu denen ich in der Richtung nach Oſten gewiß gelangen mußte. So entſchloß ich mich denn, nach Oſten zu ſteuern, ſo lange der Hunger mir Kräfte ließ und bis ich das Ufer des Miſſouri erreicht haben würde.

Meine Schritte wurden ſchneller und ängſtlicher, denn ich mußte vor Allem ein Obdach finden. Es war zu Ende Oktobers; der Wind war bereits empfindlich kalt, und ich hatte nur meinen leichten Jagdrock ihm entgegen zu ſetzen. Die Sonne war eben im Begriff, unter den Horizont herabzuſinken; da erblickte ich einen noch mehrere Meilen entfernten Waldſtreif. Das wirkte auf mich, wie der Sporn des Reiters auf ein ermüdetes Pferd. Mit friſchem Muthe lief ich die Abhänge der Hügel hinab und bahnte mir einen Weg durch das ſtruppige Gras. Aber nun gieng die Sonne unter, und ſobald das Dunkel eintrat, verſchwamm Alles vor meinen Augen, und der Wald, welcher kaum noch zwei (engliſche) Meilen entfernt ſein konnte, war nicht mehr zu ſehen. Ich beſtieg abermals einen Hügel, um auf ſeinem Gipfel den Aufgang des Mondes abzuwarten, denn ich fürchtete, in der Dunkelheit die Richtung zu verlieren.

Ein trauriges Gefühl bemächtigte ſich meiner, wie ich ſo da ſaß, nichts als die troſtloſe Wüſte um mich, den kalten Himmel mit ſeinen funkelnden Sternen über mir. Der Wind hatte ſich in einen Sturm verwandelt und brauſte pfeifend daher, dann und wann das Geheul eines Wolfes mit ſich herüberbringend. Ueber eine Stunde lang ſaß ich, auf meine Büchſe gelehnt, die Augen auf den öſtlichen Horizont gerichtet, ungeduldig auf das Erſcheinen des Mondes harrend. Nie habe ich ſeinen Aufgang ſo freudig betrachtet, als jetzt, wo er über der grenzenloſen Fläche emporſtieg.

Alsbald ſetzte ich meine Wanderung fort, und nach einem angeſtrengten Marſche von einer Stunde erreichte ich den Wald. Von den Indianern hatte ich bereits gelernt, ein mit Zweigen überdecktes Lager zu bereiten, und es dauerte nicht lange, ſo wärmte ich mich an einem luſtig auflodernden Feuer, das ich neben dem Stamme eines umgefallenen Baumes angezündet hatte. Meine Eßluſt war ſtark, aber meine Ermüdung noch ſtärker und bald war ich eingeſchlafen. Doch die zunehmende Gewalt des Sturmes weckte mich wieder. Bisweilen ſank das Brauſen zu dumpfen Tönen herab, dann ſchwoll es wieder höher an und tobte heulend und pfeifend durch die krachenden Bäume. Ich ſetzte mich eine Weile an das verglimmende Feuer, dann vergrub ich mich wieder in mein Bett von Laub und Geſtrüpp, aber der Schlaf war verſcheucht. Es lag etwas Grauſenhaftes in den Tönen des Windes. Bisweilen ſchien es mir, als hörte ich

Digitized by Google

Stimmen durch den Wald ſchreien, dann war plötzlich jeder Laut verſtummt. Meine Ohren ſogen begierig jeden Laut ein, und es überfiel mich eine abergläubiſche Furcht, die ich Mühe hatte zu bekämpfen. Ich nahm meine Büchſe zur Hand, denn meine Sinne waren ſo verwirrt und befangen, daß ich jeden Augenblick einen bewaffneten Indianer in meiner Nähe zu ſehen glaubte. Endlich ſtand ich wieder auf und brachte das Feuer auf's Neue in Brand. Da brach ein heftiger Windſtoß durch den Wald und wehte Funken und Aſche nach allen Seiten hin. Augenblicklich ſchoſſen funfzig kleine Feuer ihre leckenden Zungen in die Luft, als lachten ſie triumphirend mich an. Kaum waren ſie geboren, ſo ſtiegen ſie auch ſchon zu einer hohen pyramidalen Flamme auf und hüpften leicht über die zerſtreuten Büſchel dürren Graſes dahin. Im nächſten Moment waren ſie auch ſchon draußen auf der Prairie, und nun leuchtete eine wogende Linie glänzender Flammen in die dunkle Atmoſphäre hinein.

Eine neue Windsbraut war im Anzuge. Ein Klagen und Winſeln in der Nähe kündigte ſie aus der Ferne an; ſo wie ſie näher kam, erfüllte eine Wolke wirbelnden Laubes die Luft, die jungen Bäume neigten ſich zur Erde, die alten Bäume krachten. Jetzt war der Windſtoß da und ſtürzte auf die Prairie. Myriaden glühender Aſchenſtäubchen wurden in die Höhe geſchleudert, wie Meteore flogen Büſchel brennenden Graſes durch die Luft. Die Flamme breitete ſich aus zu einem großen Feuermeere und ergoß ſich, unaufhaltſam weiter greifend, wie ein Lavaſtrom über die Grasfläche hin, den Wald bis in die weiteſte Ferne mit einem rothen Bande umfluthend. Das grelle Licht machte die ſchwarze Finſterniß des Waldes noch ſchwärzer. Das Brauſen und Ziſchen der Flammen übertäubte noch den heulenden Wind; es waren unzählige Feuerpyramiden, die in der Wüſte tanzten und raſend ſprangen und überall neue Tänzer erweckten. Ihr Brauſen glich dem Brauſen eines aufgewühlten Ozeans, deſſen Wellen gegen einander ſich bäumen und in wildem Aufruhr kämpfen. Gerade in der Richtung ihres Laufes ſtand eine Gruppe von Eichen, deren dürres Laub noch feſt an den Zweigen hing. Die lodernde Fluth kam heran und erleuchtete die Gruppe. Jetzt umhüllte ein ſchwarzer Qualm den nächſten Baum — und jetzt rauſchte die Gluth zu den Zweigen auf und ſchoß, wie im Triumphe ſpringend, an hundert Fuß in die Luft empor. Der Effekt war ein Augenblick, denn im Nu hatte das Feuer die Bäume durchlaufen. Es ſank wieder zur Prairie herab, und nur noch eine ſchwache dunkelrothe Gluth umſpielte die geſchwärzten Aeſte. Begierig ſtrömte das wüthende Element weiter, Schluchten und Hügel durchſpähend, nach Nahrung lüſtern. Mehrere Stunden lang wüthete das Feuer, und der ganze Horizont war mit einem feurigen Gürtel überzogen. Je mehr der Kreis ſich ausdehnte, deſto kleiner und kleiner wurden die Flammen, bis ſie endlich wie ein dünner goldener Faden um die Hügel ſich wickelten. Sie mußten wohl auf zehn Meilen fortgezogen ſein. Endlich legte ſich die Gluth, obgleich der purpurne Schein, der noch Stunden lang den Nachthimmel röthete, deutlich erken-

Digitized by Google

nen ließ, daß das unermüdliche Element noch immer nicht zur Ruhe gekommen ſei.

Die Sonne gieng auf, als ich mich von meinem Lager erhob und meine Reiſe wieder antrat. Welch' eine Veränderung! Aus der Prairie war eine völlige Wüſte geworden. Nicht ein einziger Halm, nicht ein Blättchen war verſchont geblieben. Die Bäume des Waldes ſtreckten ihre nackten, verſengten Aeſte in die Luft — ein Bild des überſtandenen Angriffs. Eine dünne Decke grauer Aſche lag über den Boden geſtreut, und einzelne Bäume, deren dünne Zweige die Flammen genährt hatten, brannten noch fort oder ſandten hohe Rauchſäulen empor. Ueberall bezeichnete eine kahle Oede den Lauf der Flammen, die ſich, das Gras bis auf die Wurzel verzehrend, ſelbſt gegen den Wind Bahn gebrochen hatten.

Noch immer tobte der Wind und wirbelte die Aſche empor, ſo daß es bisweilen unmöglich war, ein- oder zweihundert Yards weit zu ſehen.

Als ich die traurige Landſchaft überſchaute, erblickte ich einen magern, grauen Prairiewolf, der ſich leiſen Schrittes wie ein Dieb in eine der Schluchten ſchlich, gleichſam als ob ihn die Szene in Furcht geſetzt hätte. Er war das einzige ſichtbare lebendige Weſen. Er ſah mich, ſeinen Nebenwanderer, jedoch ohne zu fliehen. Die ringsum herrſchende Verheerung ſchien ihn dem Menſchen um ein Glied in der Kette der Weſen näher gebracht zu haben, denn er hatte ſeine Furcht vor ihm verloren. Als er den Fuß des Hügels erreicht hatte, ſtand er ſtill, ſtieß ein tiefes klagendes Geheul aus, worauf aus dem Walde her geantwortet ward, und bald darauf drei andere herbeikamen und ſich zu ihm geſellten.

Sie ſtanden einige Augenblicke ſtill und blickten mich mit ihren feurigen Augen an; dann wandte ſich einer und kam mir näher. Seine Begleiter folgten ihm. Mir lag indeß, trotz der Einſamkeit, nichts an der Geſellſchaft von Wölfen; ich legte daher meine Büchſe an und ſchickte eine Kugel unter ſie. Ein lautes Heulen antwortete auf den Schuß, und der hinkende Gang des einen, als die Rotte in die Wälder floh, überzeugte mich, daß meine Kugel ihr Ziel erreicht hatte.

---

4. Aus Kaliſornien.

1.

Geſchichte der Entdeckung des Goldes in Kalifornien.

Kapitain Sutter, früher Offizier der franzöſiſchen Schweizergarde, wanderte nach der Julirevolution aus und erwarb bedeutenden Grundbeſitz in Kalifornien. Er war der Entdecker des Goldreichthums jener Gegend, und erzählt darüber alſo:

„Im Monat Junius 1848 wollte ich mich eines Tages nach gehaltener Sieſta hinſetzen, um einen Brief an meine Verwandten in Luzern zu

Digitized by Google

ſchreiben, als ſich eilige Schritte hören ließen und mein Faktotum Marſhall, der damals gerade den Bau einer Sägemühle beaufſichtigte, haſtig bei mir eintrat. Er hatte mich erſt vor zwei Tagen verlaſſen und ich dachte ihn nicht vor Beendigung des noch nicht weit vorgeſchrittenen Baues wiederzuſehen. Wie groß war daher mein Erſtaunen, als ich Marſhall ganz unbeweglich, mit ſtarrem Blick, offenem Mund, ohne ein Wort zu ſprechen und die Arme ausſtreckend, vor mir ſtehen ſah.

Da er gar nicht zum Sprechen kommen wollte, rief ich ihm ungeduldig zu: „Habt Ihr den Verſtand verloren?“ — „Den Verſtand verloren?“ wiederholte er. — „Ich glaube;“ und dann, nachdem er ſich umgeſehen, ob kein Lauſcher in der Nähe ſei, flüſterte er mir halblaut zu: „Unerhörte Schätze! Berge von Gold!“ — „Wie wollt Ihr dazu kommen?“ — „Wie ich dazu kommen will? Wollen Sie einen unermeßlichen Reichthum beſitzen, Millionen von Dollars, um dieſes Zimmer zu füllen?“

Ich bezweifelte gar nicht, daß Marſhall verrückt geworden ſei, und ſagte es ihm unverhohlen. Aber als einzige Antwort hielt er mir die offene Hand hin, aus der er einen kleinen Strom von Goldkörnern rieſeln ließ.

Jetzt fühlte ich, daß ich nun die Miene annahm, die mir vorher bei Marſhall aufgefallen war, und war geneigt, ihn für einen großen Zauberer zu halten. Als ob er ſein Herz von einer großen Laſt befreit, ſetzte er ſich jetzt neben mich, und erzählte mir die Geſchichte ſeiner Entdeckung.

Er war am Ufer des Mühlenfluſſes auf- und abgegangen, die Arbeiter beaufſichtigend, als er in den Schlammſchichten des Bodens etwas Glänzendes bemerkte. Er hielt es für eine Art Opal, die im Lande ſehr häufig ſind, und ſetzte ſeinen Weg fort. Zwanzig, dreißig Mal wurden ſeine Blicke von dem Glanze dieſer Gegenſtände angezogen, ohne daß er ihnen mehr Aufmerkſamkeit ſchenkte. Die Häufigkeit ihres Vorkommens ſetzte ihn jedoch in Erſtaunen, und mehr als Ein Mal ſtand er ſchon im Begriff, an die Ufer hinunterzugehen, um einen dieſer Steine näher zu beſehen, aber er machte ſich Vorwürfe über ſeine kindiſche Neugier und gieng weiter. Aber auf einmal ſah er unmittelbar vor ſich eines dieſer glänzenden Steinchen liegen und diesmal war der Inſtinkt raſcher als die Ueberlegung. Er bückte ſich, hob es auf und hatte zu ſeinem größten Erſtaunen ein Korn des reinſten Goldes in der Hand. Auf der Stelle kehrte er nun wieder um und ſammelte ſorgfältig alle Steinchen, die er vorher verachtet hatte. Anfangs glaubte er, daß ſein Fund die Sache reinen Zufalls ſei und daß vielleicht Indianer hier ihre Schätze vor Jahrhunderten verſteckt hätten; aber bald lehrte ihn eine genauere Unterſuchung, daß der ganze Erdboden goldhaltig ſei und zwar in ſehr hohem Grade. Er füllte nun die Taſchen, ſetzte ſich zu Pferde und ſprengte mit verhängtem Zügel nach Hauſe, um mir die überraſchende Nachricht zu bringen.

Mein erſtes Wort nach vollendeter Erzählung war, ob er Mitwiſſer habe. Darüber beruhigt, ſaß ich alsbald im Sattel und ritt nun mit Marſhall zur Mühle zurück. Mit Anbruch der Nacht kamen wir an und

Digitized by

gruben mit unſern Taſchenmeſſern eine ſolche Menge Goldkörner von einer bis zu mehreren Unzen aus dem Boden, daß wir ganz ſtarr vor Erſtaunen waren. Beherrſcht von der ganz natürlichen Aufregung über eine ſo wunderbare Entdeckung, kehrten wir ſtillſchweigend nach der Mühle zurück, als uns die Arbeiter mit dem Rufe: „Gold! Gold!“ aus vollen Hälſen entgegen kamen. Wie wir ſpäter erfuhren, hatte uns Einer während der Nacht beobachtet und war unſerm Beiſpiele gefolgt, ohne ſein Geheimniß lange bewahren zu können. Alle verſprachen wir nun zwar das unverbrüchlichſte Schweigen, aber am nächſten Tage waren ſchon Hunderte von dem Goldfunde unterrichtet. Nach Verlauf von vier Wochen waren ſchon mehr als 4000 Goldſucher an Ort und Stelle!“

2.

Kalifornien in den letzten Monaten des Jahres 1849*).

Wir ſind unter dem 35ſten Grad nördlicher Breite und fahren mit vollen Segeln und friſcher Briſe der Einfahrt zu, die in die Bai von San Franzisko führt.

Die Einfahrt von San Franzisko gleicht der von Breſt. Sie iſt eng genug, damit die Forts, welche auf jeder Seite erbaut werden ſollen, ihr Feuer kreuzen und dadurch den Eingang beherrſchen können; ſie enthält außerdem genug Waſſers, um die größten Schiffe flott zu erhalten. Bei der Vorderſeite der Einfahrt angekommen, ſieht der Reiſende nicht einen Hafen oder eine See, ſondern ein Mittelländiſches Meer im Kleinen vor ſich. Der Hafen von San Franzisko könnte leicht alle Flotten der Erde in ſich faſſen — köſtlicher Schatz für den „Bruder Jonathan“ — und man muß ſich wundern, daß ein ſo wichtiger Punkt ſo lange unerobert geblieben iſt. Eine in dem Innern der Bai quer vor der Einfahrt gelegene kleine Inſel iſt ganz vorzüglich zur Errichtung einer Batterie geeignet; es ſcheint, als wenn die Natur ſie dazu beſtimmt hätte, dem Hafen ein neues Element der Kraft und Sicherheit zu geben, womit derſelbe ſchon ſo reich verſehen iſt. Herba Buena oder San Franzisko liegt zur Rechten, wenn man zur Bai hineinkömmt, ein wenig jenſeits von dem alten ſpaniſchen Fort. Es iſt heute eine Stadt von 50,000 Seelen, die in wenigen Jahren die Hauptſtadt des Stillen Meeres zu werden verſpricht. Wälder von Maſten, die ſich unabſehbar ringsherum ausbreiten, erinnern an Havre und Marſeille. Es liegen gegenwärtig mehr als dreihundertundvierzig Handelsſchiffe in dem Hafen vor Anker, ungerechnet die ſehr anſehnliche Zahl von Briggs und Goeletten. Alle, ohne Ausnahme, haben keine Schiffsmannſchaften; ſelbſt die Kapitäne ſind ans Land gegangen. Eine amerikaniſche Korvette, an deren Bord die Flagge des Kommodore Jones weht, wacht allein über die Erhaltung dieſer Maſſe von Gütern. Wir ſchiffen uns ohne Schwierigkeit bei einem Vorſprunge am Fuße des alten Forts aus. Hier iſt kein

*) Von Herrn Dillon, franzöſiſchem Conſul in San Franzisko.

Digitized by Google

Steuerbeamter, der unſere Taſchen, unſere Felleiſen oder Packete umkehrt oder durchſucht.

Zu San Franzisko, wo man vor funfzehn Monaten nur ein halbes Dutzend roher Hütten angetroffen hätte, findet man heute eine Börſe, ein Theater, Kirchen für jeden chriſtlichen Kultus und eine große Anzahl Häuſer von ſchönem Anſehen. Einige von ihnen ſind von Stein, andere von Holz gebaut; die Façaden ſind geweißt oder gemalt. Die Straßen ſind regelmäßig, und das Ganze macht einen guten Eindruck. Von zwei Seiten der Stadt ziehen ſich längs des Strandes zwei unabſehbare Zeltreihen hin, eine Stadt ganz neuer Art bildend, der eine gewiſſe Originalität nicht abzuſprechen iſt. Hier ruhen die Auswanderer zweier Welten, bevor ſie an ihre Arbeit in den Minen gehen, ein wenig aus: Chineſen, Malayen und die ganze Bevölkerung, welche vor Kurzem noch in den verſchiedenen Inſelmeeren Neuhollands wimmelte und der Botanybai zum Abfahrtspunkt gedient hatte. Da findet ſich ein früherer Juſtiz-Miniſter des Königs Kamehameha, jetzt der furchtbarſte Räuber Kaliforniens, derſelbe, welcher das berühmte Geſetzbuch, das die Bibelgeſellſchaften Englands und der Vereinigten Staaten als ein Meiſterwerk menſchlicher Weisheit verkündet haben, abfaßte. Da findet man Mörder, Straßenräuber, amerikaniſche Raubjäger brüderlich mit einander vereinigt. Das Schauſpiel und das Drama, das letztere hauptſächlich, würden hier reichlichen Stoff ſchöpfen können. Unglaubliche Entweichungen und Abenteuer, die ſelbſt die Einbildungskraft unſerer fruchtbarſten Romanſchreiber nicht erſinnen könnte, warten hier auf ihren künftigen Geſchichtſchreiber.

Schon die Stadt San Franzisko gleicht einem ungeheuren Bienenſtocke, in welchem ein fortwährendes Geſumme herrſcht. Kutſchen, Karren und Wagen bewegen ſich durch einander, ſie kreuzen ſich, ſie fahren von allen Seiten an einander. Ich beklage den Philoſophen, den Träumer, der ſich in den Straßen von San Franzisko verirrt; er läuft, während er ſich ſeinen Meditationen hingiebt, bei jedem Schritte Gefahr, zerquetſcht zu werden, ohne daß er vorher gewarnt worden iſt. Große Kerle von ſtarkem und knochigem Körperbau mit zuckerhutähnlichen Mützen auf den Köpfen peitſchen und ſchlagen ihr Geſpann, ohne die geringſte Aufmerkſamkeit auf die Fußgänger zu richten. Eine ſchweigende Menge geht mit eiligen, aber doch vorſichtigen Schritten ihren Geſchäften nach.

Alle Nationen der Erde ſind in dem Handel von San Franzisko reichlich vertreten; aber wie man es nicht anders hier erwarten kann, das amerikaniſche Element hat die Oberhand. Die amerikaniſche Geſetzgebung erlaubt einem Jeden, ſich einzurichten, wie es ihm beliebt. Jeder iſt in Folge deſſen Makler, Spediteur, Banquier, Wechsler und Taxator, Mehrere führen ſelbſt dieſe Geſchäfte alle zu gleicher Zeit. Ich weiß nicht, ob der Rheder oder der Handelsmann von Havre, der Waaren zur Lagerung nach San Franzisko ſchickt, gute Geſchäfte macht; aber ſo viel ſteht poſitiv feſt, daß der Spediteur ſich nicht damit zu Grunde richtet, ſeine Courtage

Digitized by

würde alle Kaufleute unſerer europäiſchen Handelsplätze zufrieden ſtellen. Man kann ſeinen Verdienſt ohne Uebertreibung auf funfzig Prozent vom Brutto-Betrag eines jeden Verkaufs veranſchlagen. Es iſt aber nicht zu verkennen, daß der Spediteur zu San Franzisko ſchwere Laſten zu tragen hat. Außer der Theuerung des materiellen Lebens in dieſem Lande, wo ein Ei oft fünf und eine Kartoffel drei Franken koſtet, betragen die Wohnungsmiethen zwiſchen 150,000—300,000 Franken. So beträchtlich auch immer die aus den Goldgruben erzielten Reſultate ſein mögen, ſo iſt es doch unmöglich, daß ſich ein ſolcher Zuſtand lange halten kann. Der Yankee iſt ſeiner Natur nach ein Wucherer, Niemand verſteht den Puff beſſer, als er. Gebe man einem Bürger von Maſſachuſetts hundert Morgen Sumpfland, ſo dauert es gar nicht lange, und er hat ſie Eden Fields, Edensgefilde, getauft; er bietet ſie nachher mit vielen Lobeserhebungen aus, weiß die Mängel ſo geſchickt zu verdecken und ſtellt ſeine Netze ſo fein, daß mehr als Ein Unwiſſender ſich bethören läßt. Und das heißt in den Vereinigten Staaten play a Yankee trick (einen Poſſen ſpielen à la Yankee). Gewiß war der General Jackſon auf ſeinen berühmten Sieg bei New-Orleans über die Engländer nicht ſtolzer, als es einer dieſer Schelme zu ſein ſcheint, wenn er ſeinen begeiſterten Landsleuten eine Heldenthat dieſer Art erzählt. Man bringe drei Amerikaner auf eine wüſte Inſel, wo nur eine Waſſerquelle zu finden iſt: zwei von ihnen werden ſich derſelben bemächtigen und dem dritten einen Tribut abverlangen, nachher ſind alle Drei ganz gewiß über den Yankee-Trick voller Freude. Das, was für den Augenblick den unbeweglichen Gütern in San Franzisko einen trügeriſchen und übertriebenen Werth giebt, iſt die große Anzahl von Spielhäuſern, die hier anzutreffen ſind. Alle Ausgewieſenen von Frascati, von den Nrn. 36 und 113 des Palais-Royal und von ähnlichen Etabliſſements in London, Berlin und Wien ſcheinen ſich in dieſem gelobten Lande des Spieles ein Stelldichein gegeben zu haben. Sobald ein Haus zu vermiethen iſt, bemächtigen ſich die Spieler deſſelben um jeden Preis, und die Bank nebſt ihrem Gefolge, den Rouletteſpielen, wird ſofort aufgeſtellt. Gegenwärtig giebt es zu San Franzisko mehr als hundert Etabliſſements dieſer Art, wo ſich jeden Abend nach acht Uhr eine Menge von Landſtreichern verſammelt. Sandwichs-Inſulaner, Mulatten, Chineſen, Malayen und Abenteurer aus allen Ländern drängen und ſtoßen ſich um die Spieltiſche. Alles Volk der Erde ſcheint einen Theil ſeines Abſchaums in dieſe Kloake der Menſchheit ausgeſchüttet zu haben. Es giebt nichts Befremdenderes, als dieſen Anblick, der ſich jeden Abend in den Spielhäuſern darbietet. Draußen eine ungeheure Menge, welche die Thüren belagert, drinnen erzwingen ſich die hitzigen Spieler einen Weg zum Spieltiſch, und in ihrer ungeduldigen Begierde laſſen ſie es häufig genug zu Handgemengen kommen, die nicht bloß mit Fauſtſchlägen und Fußſtößen endigen. Denn in Kalifornien wird eine leichte Beleidigung und ſelbſt bisweilen ein unverſehenes Anſtoßen nicht ſelten mit einem Dolchſtich oder einem Piſtolenſchuß

Digitized by Google

erwiedert. „Ruhe da unten!“ ſchreit man von der Bank her, wenn ein Piſtolenſchuß im Saale fällt. „Ihr macht zu viel Lärmen, Ihr verdammten Schurken.“ „I'll make a hole in you“ (ich werde Euch durchlöchern), ſchreit man von einem andern Punkte; „may the devil take me if I don't“ (der Teufel ſoll mich holen, wenn ich's nicht thue), das ſind die kurzen aber kraftvollen Bemerkungen, die von allen Seiten gewechſelt werden. Einmal vor dem Spieltiſche angekommen, ſchnallt der Arbeiter, der den größten Theil der Zeit in den Minen zugebracht hat, ſeinen gelben ledernen Gürtel los, giebt ihm einen leichten Schwung, und nachdem er das eine ſeiner Enden auf das grüne Tuch gelegt, läßt er mehrere Goldſtückchen auf den Tiſch rollen. Der Banquier greift mit ſeiner langen, knochigen Hand zu, bemächtigt ſich derſelben, wiegt ſie auf einer ihm zur Seite befindlichen Wage und giebt dann ihren Werth in Unzen, zu 85 Franken, an. Man ſpielt, dieſelbe Hand nimmt das Geld fort; man ſpielt wieder, und — daſſelbe Reſultat. Es iſt ſelten, daß ein Spieler eher den Saal verläßt, als bis die Bank ihn in einer einzigen Nacht der Früchte ſeiner Arbeit und ſeiner Monate langen Entbehrungen beraubt hat.

Die Bevölkerung von San Franzisko vermehrt ſich mit jedem Tage durch Auswanderer, die aus allen Theilen der Erde über das Meer ankommen. Die Sandwich-Inſeln, Taïti, das ganze Inſelmeer von Viti (oder Fidſchi), ſo wie Neu-Seeland und Sidney, verlieren einen großen Theil ihrer weißen Bevölkerung. Alle dieſe fremdartigen Elemente haben ſich in die große Maſſe der Arbeiter verſchmolzen und ſind größtentheils in den Minen. Erſt beim Herannahen des Winters kommen die Auswanderer in die Stadt, um Schutz gegen die unangenehme Witterung zu ſuchen. Im Sommer ſieht man in San Franzisko größtentheils nur Geſchäftsleute, Schiffskapitaine und die, welche ihr ſauer erworbenes Gut verſpielen wollen. Es iſt ſelten, daß ſich einige ehrbare Frauen, die ihren Gatten nach Kalifornien gefolgt ſind, auf die Straße wagen; doch iſt jetzt nicht mehr ſo große Gefahr dabei, als früher. Seitdem das rein amerikaniſche Element die Oberhand gewonnen hat, iſt es in dieſer Beziehung beſſer geworden. An keinem Orte, man weiß es, wird das weibliche Geſchlecht mehr geachtet, als in den Vereinigten Staaten. Niemand darf jetzt mehr zu San Franzisko eine Frau ungeſtraft beleidigen.

So fremdartig auch das Leben in Kalifornien iſt und ſo ſehr es auch die Neugierde des Reiſenden erregen mag, ſo iſt es doch etwas Anderes, was ihn, ſobald er an den Ufern des Sakramento landet, unwiderſtehlich anzieht. Was iſt Wahres an dem, was die wunderbaren Beſchreibungen, die ſo ſehr die Aufmerkſamkeit der Alten und Neuen Welt in Anſpruch genommen haben, von den Goldminen Kaliforniens erzählen? Wird dieſes köſtliche Metall wirklich in ſo großer Menge gefunden, als man behauptet? Werden die zahlreichen Auswanderer, die ſich von allen Orten Frankreichs, Deutſchlands und Englands nach Kalifornien wenden, hier das Glück finden, oder werden ſie vielmehr traurig, krank und enttäuſcht die Mittel

Digitized by

erbetteln müſſen, um wieder in ihr Vaterland zurückkehren zu können? Von der Wichtigkeit dieſer Fragen durchdrungen, habe ich Geſchäftsleute, Ingenieurs, amerikaniſche Militair- und Zivilbeamten und Arbeiter in Betreff der Minen gefragt, und Alle haben mir die vollkommene Wahrheit deſſen, was ich gehört hatte, beſtätigt. Ich habe Gelegenheit genug gehabt, mich mit eigenen Augen zu überzeugen, und ich muß geſtehen, daß das, was ich geſehen, die kühnſten Erwartungen übertrifft.

Wenn hier immer von Minen geſprochen worden, ſo iſt dieſer Ausdruck durch die Wirklichkeit nicht gerechtfertigt; man kann in Kalifornien nicht eigentlich von Minen ſprechen und folglich auch nicht von den zu machenden koſtſpieligen Ausgrabungen. Auf einer Ausdehnung von mehr als 150 Stunden im Quadrat hat man überall Gold gefunden, und man findet es noch in Menge. Wohin der Fuß tritt, iſt ein mit dieſem koſtbaren Metall vollſtändig geſättigter Boden. Man braucht ſich nur ein wenig zu bücken, ſeinen Hut voll Erde zu nehmen, damit nach dem nächſten Bach zu gehen und die Erde auszuwaſchen, um Gold zu haben. Dieſe Thatſache, ſo außerordentlich ſie auch erſcheint, unterliegt keinem Zweifel.

Hieraus folgere man aber ja nicht, daß das Glück Alle erwartet, welche in dieſes gelobte Land gekommen ſind; es will geſucht und errungen werden. Obwohl es keine ſchwierigen Ausgrabungen giebt, obwohl die Arbeit des Auswaſchens klein und unbedeutend erſcheint, ſo wird der Reichthum dennoch hier nur mit Schweiß und Entbehrungen mancherlei Art bezahlt. Die Hacke nehmen, die Erde umwühlen, das Gold herausnehmen, dieſes Alles wird ohne Zweifel auf den erſten Blick für eine Kleinigkeit, für einen angenehmen Zeitvertreib angeſehen werden; aber wenn der Augenblick kömmt, wo man ſich zur Arbeit gürten ſoll, wo man, getrennt von Seinesgleichen und den Annehmlichkeiten der ziviliſirten Welt, ſich in die Schluchten, wo Bären, Tiger und Schlangen hauſen, begeben ſoll, dann wird ſicherlich Manchem nicht gut zu Muthe ſein. Dann iſt es auch keine angenehme Arbeit, die Erde in einem Korbe bisweilen eine Stunde weit auf den Schultern zu tragen, um ſie nach dem Fluſſe oder Bache zu bringen, wo ſie ausgewaſchen werden muß, und dies noch dazu in voller Sonne und unter der Laſt einer brennenden Hitze. Ich habe große und dem Anſcheine nach kräftige Männer, die aber an Handarbeit nicht gewöhnt waren, nach San Franzisko ganz aufgelöſt zurückkehren ſehen; ſie hatten aus den Minen nichts als abzehrende Fieber mitgebracht. Dagegen giebt es Viele, die in einigen Wochen für 10, 15, 20 und oft 100 Tauſend Franken Gold in ihren gelbledernen Gürteln nach Hauſe tragen. Dies ſind im Allgemeinen Tagelöhner, deſertirte Matroſen oder kräftige Landleute. Die Ordnung der menſchlichen Dinge ſcheint hier umgekehrt zu ſein. Der einfache Arbeiter, der in ſeiner Heimath kaum ſo viel verdient, daß er die nothwendigſten Bedürfniſſe befriedigen kann, wird in Kalifornien ein Millionär, während der Mann der Wiſſenſchaft, der Advokat, der Banquier und der Kaufmann hier große Gefahr laufen, Hungers zu ſterben,

Digitized by Google

wenn sie sich nicht den Beschäftigungen, die ihren besonderen Fähigkeiten angemessen sind, widmen wollen.

Ober- und Nieder-Kalifornien sind plutonischer Erdbildung und scheinen erst in verhältnißmäßig neuerer Zeit durch vulkanische Ausbrüche verwüstet worden zu sein. Die Ufer des Sakramento ausgenommen, wo der Erdboden niedrig und mit Holzungen versehen ist, erblickt der Reisende hier nur kegelförmige Hügel, die mehr oder weniger hoch und größtentheils durch flache Thäler getrennt sind. In diese Thäler ergießen sich jedes Jahr die Gewässer des Sakramento, und der zurückgebliebene Schlamm ist goldhaltig. Von Ausgrabungen kann hier nicht die Rede sein — man operirt in diesen sogenannten wet diggings (feuchten Gräben) vermittelst einer Maschine, cradle (Wiege) genannt, oder mit einfachen zinnernen Schwenkkesseln. Die Resultate, welche man auf diese Weise erhält, sind zuverlässig; der Ertrag ist im Durchschnitt nicht unter 12 Piastern (16 Thlr.) täglich für jeden Arbeiter; aber ich wiederhole es, um diese Ausbeute zu haben, muß man arbeiten, wie vielleicht nirgends in der Welt: man muß sich begnügen mit einem Stückchen Speck, einem Zwieback und einem Schluck brackigen Wassers. Nur der starke Arbeiter, der lange Zeit einen schweren Dienst auszuhalten im Stande ist, kann auf ähnliche Resultate rechnen.

Anders wird die Arbeit in den dry diggings (trockenen Gräben) betrieben. Da verfährt man ausschließlich vermittelst einer Hacke oder zugespitzten Eisenstange, die man in die Granitlage, nachdem von derselben die sie bedeckende Erde entfernt worden, einschlägt. Die Ausbeute ist hier weniger gewiß, aber auch bei Weitem bedeutender. Man sieht oft Goldsucher ganze Tage arbeiten, ohne ein Körnchen zu Tage zu fördern; dann aber in dem Augenblick, wo sie es am wenigsten erwarten, treffen sie plötzlich ein sogenanntes Goldnest an, das, oft im Werthe von tausend Thalern, sie für alle Mühe entschädigt. Die Nachricht von dieser Entdeckung durchläuft alsbald die ganze Gegend. Von allen benachbarten Lagern läuft man zu diesem glücklichen Ort, man zerstreut sich um denselben her, man nimmt die mühevollsten Nachsuchungen vor, man verrichtet in wenigen Stunden eine Zyklopen-Arbeit: ohne Erfolg; denn die Goldnester in den Dry-Diggings sind fast immer isolirt. Man kann annehmen, daß in der Zeit, wo die vulkanischen Bergspitzen und der Granitboden noch nicht mit vegetabilischer Erde bedeckt waren, das Gold durch starke Regengüsse von den Bergen herabgeschwemmt worden sei und sich in die zufälligen Vertiefungen der Steinschicht abgesetzt habe. Für diese Annahme scheint die Form der Goldkörnchen zu sprechen, alle haben abgerundete Ecken, was jedenfalls daher rührt, daß sie lange Zeit fortgerollt sind.

Die Abenteurer aller Länder und jedes Standes, die Faulen, die Spieler, die ruinirten Kaufleute, die Land- und Seeoffiziere, die Gelehrten und Dichter geben den Dry-Diggings den Vorzug. Hier erhält man ja, wenn man auch Gefahr läuft, vor Hunger zu sterben, Resultate, welche die in dem Thale des Sakramento weit übertreffen. Welche sonderbare

Digitized by Google

Vereinigung bewirkt nicht der Durst nach Gold! Ein Philoſoph, der vor noch nicht langer Zeit zu New-York eine wohl überdachte, aber unglücklicherweiſe wenig beachtete Abhandlung über eine neue Organiſation der menſchlichen Geſellſchaft in die Welt geſchickt hat, ſieht ſich hier in den Dry-Diggings gezwungen, mit einem aus den Gefängniſſen von Sidney oder Hong-kong Entſprungenen Hand in Hand zu gehen. Es iſt, als ob das Lamm und der Wolf zu derſelben Quelle gekommen ſind, um zu trinken.

Seit Kurzem hat man verſchiedene Verfahren erfunden, die Goldkörnchen von der ſie einſchließenden Erde zu ſcheiden. Mehrere dieſer Verfahrungsarten haben ihren Erfindern ſchon anſehnlichen Gewinn gebracht, obwohl man für den Augenblick nur in dem Thale des Sakramento, alſo auf einem Gebiete, das ſchon ausgewaſchen iſt, und wo ſich verhältnißmäßig wenig Gold noch vorfindet, ſo operirt. Anderwärts verfährt man in der Weiſe, daß man die Bäche von ihrem natürlichen Bette ableitet und den Schlamm, welchen ſie während ihres hundertjährigen Laufes abgeſetzt haben, wäſcht.

Die Goldſucher, die Leute aus dem Volke, haben faſt alle eine unwiderſtehliche Neigung zu hitzigen Getränken; es kömmt gar nicht ſelten vor, daß Viele, ſobald ſie ſich im Beſitz von einigen Hundert Thalern ſehen, ihre Arbeit auf mehrere Tage ausſetzen, um dieſer Neigung die Zügel ſchießen zu laſſen. Die Folgen dieſer Ausſchweifung ſind gemeiniglich die Fieber, welche weniger ihre Urſache in dem Klima, als in dem unregelmäßigen Leben der Auswanderer haben; denn das Land iſt durchaus nicht ungeſund, und in San Franziſko ſelbſt iſt die Luft ſo friſch, daß man nur wollene Kleider tragen kann. Das faſt allgemeine Koſtüm der Arbeiter beſteht in einer Jacke von rothem oder blauem Flanell und einer Hoſe von grobem Tuche oder Leinwand.

Man begreift leicht, daß der Augenblick noch nicht gekommen iſt, wo man prüfen könnte, welchen Einfluß die Vereinigung Kaliforniens auf die politiſchen Geſchicke der amerikaniſchen Union ausüben wird; aber was heute ſchon augenſcheinlich daliegt, iſt, daß dieſes Land noch lange Zeit der Alten wie der Neuen Welt koſtbare Hülfsquellen darbieten wird.

3.

San Franziſko im Jahre 1855.*)

Morgens kam der Pilot an Bord und geleitete uns durch das „goldene Thor" (ſo wird die Einfahrt genannt) in die Bai von San Franziſko. Dieſe iſt im Ganzen ſchön zu nennen. Sie iſt von einer Fülle von Bergen, Hügeln und Felspartieen umgeben, die in den mannigfaltigſten Gruppen bald vortreten, bald zurückweichen; ferner beſitzt ſie viele kleine Eilande und bildet Buchten, Becken und Straßen, ſo daß der Blick

*) Frau Ida Pfeifer (Meine zweite Weltreiſe. 3. Theil. 1856.)

Digitized by Google

fortwährend gefesſelt bleibt. Ihre Länge beträgt 45 (engl.) Meilen, ihre größte Breite 12. Wir glitten an den Ziegen- und Vogel-Eiländchen vorüber und warfen endlich Anker vor der Stadt ſelbſt, die zwölf Meilen von der Einfahrt liegt und ſich in bedeutendem Umfange auf vielen Sandhügeln ausbreitet.

Den zerſtreut umherliegenden Häuschen gönnt man zwar nicht das Recht, zur eigentlichen Stadt gezählt zu werden; allein da die Stadt in ſo raſchem Aufblühen iſt und ſich gewiß mehrere Meilen in allen Richtungen ausbreiten wird, ſo werden ſie wohl bald dazu gehören. Die eigentliche Stadt beſteht bloß aus den Theilen, welche knapp am Strande liegen, wo ſich die hölzernen Quais und die Magazine befinden. Die Bevölkerung des Ganzen (der Stadt und ihrer Vorſtädte) wird auf einige 60,000 Seelen gerechnet.*)

Die Häuſer in den Vorſtädten und in der Umgebung ſind ſehr klein und von Holz; ſie liegen ohne die geringſte Regelmäßigkeit und Ordnung, das eine in der Tiefe, das andere auf ſteilen, ſpitzen Sandhügeln, was einen höchſt erbärmlichen Anblick gewährt. Die Stadt dagegen beſitzt ſchon**) viele große, zwei bis drei Stock hohe gemauerte Häuſer, die zum Theil auf Plätzen ſtehen, wo noch vor Kurzem die See war, und zwar mit einer Tiefe, daß die größten Schiffe vor Anker gehen konnten. Da nämlich die Sandhügel auf allen Seiten beinahe ſenkrecht aus dem Meere ſtiegen, war man gezwungen, ſie theilweiſe abzutragen, mit dem hinuntergeworfenen Sand die See zurückzudrängen und ſo eine künſtliche Fläche für die Geſchäftsſtadt zu bilden. Dieſe Arbeiten, ſowie auch die hölzernen Quais und Werfte, überraſchten mich mehr noch, als die großen Häuſer. Man kann nicht umhin, beide Unternehmungen als Rieſenwerke zu betrachten, wenn man bedenkt, wie kurze Zeit das Land von Amerikanern und Europäern in Beſitz genommen iſt, wie weit man das Holz für die Quais und Werfte zu führen hatte, und wie über alle Maßen theuer die Handwerker und gemeinen Arbeiter waren und noch heut zu Tage ſind. Die See iſt an der Küſte ſo tief, daß Schiffe von 2 bis 300 Tonnen an den Quais anlegen können.

Einen äußerſt drückenden und beängſtigenden Eindruck machten anfänglich auf mich die engen, niedrigen Wohnungen, in welchen die Leute hier leben. Die größten Gemächer ſind ſo winzig, daß man in den meiſten Wohnungen gewiß in Verlegenheit käme, wenn zehn bis zwölf Perſonen zur Tafel eingeladen würden. Von den Kämmerchen und Nebengemächern will ich nun vollends gar nicht reden, die ſind alle wie für Liliputaner. Mir fiel dies um ſo mehr auf, da ich gerade von Batavia kam, wo jeder Empfangsſaal ſo groß iſt, daß man ganze hieſige Häuſer hineinſtellen könnte. Dagegen iſt die Einrichtung reich, faſt überreich, ſo

*) Im Jahre 1860 66,000 Einwohner.

**) Bekanntlich verzehrte der große Brand von 1850 die leicht gebaute Stadt von Grund aus, doch bald ſtand eine neue Stadt auf dem Platze.

Digitized by

daß die vielen schönen Möbel beinahe den ganzen Raum stehlen. Die Fußböden sind mit kostbaren Teppichen belegt, die Wände mit Tapeten und Spiegeln bedeckt.

Auch in den neugebauten großen Ziegelhäusern sind die meisten Gemächer sehr klein; man sagte mir, dies sei amerikanische Sitte.

Ausgezeichnet groß und schön fand ich dagegen die Verkaufslokale; viele können mit jenen der größten europäischen Städte in die Schranken treten, so reich an Waaren, so zierlich arrangirt und so prachtvoll sind sie. Die größten und schönsten Waarenlager findet man in der Sakramento-, Kle-, Montgomery-Straße und auf der Plaza. An Spiel-, Kaffee-, Wein- und Tanzhäusern ist die Stadt überfüllt. Theater giebt es bereits sechs, in welchen Englisch, Französisch, Deutsch und Spanisch gespielt wird. Zeitungen erscheinen 13, große Buchdruckereien bestehen 18, außerdem noch viele kleine, die heute entstehen und morgen wieder verlöschen. Kirchen von allen denkbaren Sekten hat man 26 erbaut (darunter auch ein chinesischer Tempel), doch sind die meisten ganz unbedeutend.

Das gesellschaftliche Leben ist sehr großartig. Wer sich darin gefällt, findet gewiß jeden Abend in häuslichen und öffentlichen Zirkeln mehr Unterhaltung, als er wünschen kann. Bei Einladungen wird in Hülle und Fülle aufgetischt. Was mir bei den Diners auffiel, war, daß es nirgends Servietten gab, oder so kleine, wie für Puppen. Dies kommt von dem hohen Preise, der für's Waschen verlangt wird; man zahlt für das Dutzend, ob große oder kleine Stücke, 3 Dollars (oder 6 Gulden österreichisch Geld); man giebt daher in den meisten Familien nur die größeren Stücke außer Haus und sucht allen überflüssigen Aufwand an Wäsche so viel wie möglich zu vermeiden. Ueberhaupt findet man hier in Folge der übertriebenen hohen Preise vieler Gegenstände die höchste Oekonomie an der Seite der höchsten Verschwendung.*)

Kalifornien oder Neu-Mexiko gehörte zu dem Staate Mexiko, wurde im Jahr 1846 von den Amerikanern nach einjährigem Kriege erobert und im selben Jahre am 7. Juli im Vertrag von Monterey den Nordamerikanischen Staaten feierlichst einverleibt. Die Bevölkerung des neuen Staates mochte damals an 150,000 Seelen betragen, von welchen der größte Theil aus Indianern bestand; gegenwärtig wird sie auf 300,000 geschätzt.

Die Gründe der Stadt, wie die der nahen Umgebung, waren von der Regierung in Lots à 150 Fuß im Geviert getheilt worden. Wer das Glück hatte, solche Plätze im ersten Entstehen der Stadt zu kaufen, konnte mit einigen guten Lots reich werden. Man kaufte die besten zu

*) Eine Wohnung von 5—6 kleinen Zimmern kostete per Monat auf den besten Plätzen 250 Dollars; eine Magd 50 bis 60 Dollars per Monat; ein Handlanger 4 Dollars, ein Maurer oder Zimmermann 8 Dollars per Tag. Die Preise der Lebensmittel sind sehr ungleich. Ein Huhn oder ein Dutzend Eier 2 Dollars, 1 Pfund Rindfleisch oder 1 Maß Milch nur ¼ Dollar (10 Sgr.)

Digitized by Google

5—8000 Dollars, die jetzt 150,000 kosten. Ein dreistöckiges Backsteinhaus auf ein ganzes Lot gebaut, das eine Ecke bildet, kommt auf 200,000 Dollars zu stehen, trägt aber einen jährlichen Zins von 130,000 Dollars, so daß Haus und Grund längstens in drei Jahren bezahlt sind.

San Franzisko wurde sechs Mal von Feuersbrünsten zerstört, von welchen die meisten angelegt waren. Die zwei größten hatten im Jahre 1852 Statt. Am 4. Mai des letztgenannten Jahres brannte jener Theil der Stadt ab, in welchem die größten Reichthümer in den Magazinen aufgespeichert lagen, nämlich von der Ecke der Montgomerystraße bis an die Kerneystraße. Das zweite Feuer im Juli legte den westlich gelegenen Theil der Stadt in Asche. Während das Feuer noch wüthete, kamen zu den Grundbesitzern schon Leute, um den Grund auf drei oder vier Jahre zu pachten. Sie bauten auf dem beinahe noch glimmenden Boden hölzerne Häuschen, die sie vermietheten, und wenn der Kontrakt zu Ende war, hatten sie hinlänglich gewonnen, um den Grundbesitzern das Haus für nichts zu überlassen.

Die Amerikaner behaupten, daß die schnelle Entstehung von San Franzisko, sein oftmaliges Wiederaufbauen nach den Feuersbrünsten das Wunderbarste sei, was die Welt je gesehen habe. Dies ist gewissermaßen wahr. Es giebt auch nur zwei Kräfte, welche solche Wunder bewirken können: Despotie und Gold. Hier war letzteres der Hebel. Es wird aber zugleich der Hebel für die Kultur des ganzen fruchtbaren und gesegneten Landes Kalifornien sein, wie sich schon jetzt viele Goldsucher in Ackerbauer verwandelt haben.

* * *

Aus einem Geschäftsbericht vom Jahre 1861 geht hervor, daß im Jahr 1860 eine nicht unbedeutende Ausfuhr von Feldfrüchten Statt fand; nämlich

an Gerste	für	208,879	Dollars,
= Hafer	=	75,806	=
= Weizen	=	1,957,765	=
= Mehl	=	590,763	=

Somit hat sich rasch erfüllt, was schon vor 10 Jahren prophezeit wurde, daß nicht in dem Golde, sondern in der Fruchtbarkeit des kalifornischen Bodens des Landes große Zukunft liege. Jetzt schon erzeugt das Land noch einmal so viel Getreide, als es verzehren kann, und die Hälfte der ausgeführten Früchte wurde — nach England abgesetzt!

4.

Der Telegraph von New-York nach San Franzisko.*)

(1862.)

Vor noch nicht zehn Jahren brauchten Briefe und Depeschen einen vollen Monat, um von New-York am Atlantischen Ozean nach San Franzisko

*) Westermann's Monatshefte, 65.

Digitized by Google

am Stillen Meer zu gelangen. Jetzt bedarf es bloß weniger Stunden, um eine Nachricht von der einen Stadt nach der andern zu befördern. In Folge der Verschiedenheit zwischen der astronomischen Zeit der beiden Orte gewinnt es sogar den Anschein, als ob eine von Osten nach Westen gehende Depesche früher ankomme, als sie abgegangen ist, denn der elektrische Strom ist viel schneller als die Achsendrehung der Erde. Eine Botschaft, welche St. Johns auf Neufundland um 4 Uhr Nachmittags verläßt, ist an demselben Tage um 12 Uhr Mittags dortiger Zeit in San-Franzisko. Die Telegraphenlinie, welche diese Wunder bewirkt, wurde in verhältnißmäßig kurzer Zeit vollendet. Die Entfernung zwischen St. Johns und San Franzisko beträgt 70 Längengrade, von New-York nach der letztgenannten Stadt rechnet man in gerader Linie 500 deutsche Meilen. Zwischen St. Johns und New-York bestand seit längerer Zeit, seit dem ersten der verunglückten Versuche mit dem Atlantischen Tau, telegraphische Verbindung. Auf dem Festlande hatte man diese nach und nach bis St. Joseph in Missouri fortgeführt. Die Lücke zwischen St. Joseph und San Franzisko auszufüllen, kostete nicht mehr als 16 Monate. Ueber 200 deutsche Meilen der Strecke, in der die Drähte gelegt wurden, sind baumlose Steppen. Da sie kein Material zu Stangen liefern konnten, so mußte man letztere aus den weitesten Entfernungen herbeischaffen. Man konnte dabei keine Wege und Brücken benutzen, die nirgends existiren, und ebenso wenig gab es eine Beihülfe durch dort wohnende Menschen, da die pfadlose Wildniß noch heute zum Jagdgebiet der Indianer gehört. Vor wenigen Monaten war man mit dem Setzen der Stangen fertig und nun brach von St. Joseph und von San Franzisko je ein Trupp Menschen mit der elektrischen Kette auf. Der eine Trupp überstieg die Felsengebirge, der andere durchzog die weiten Flächen des Innern, und beide trafen in der Mormonenstadt am Großen Salzsee zusammen. Als sie ihre Ketten dort vereinigt hatten, war die Verbindung zwischen New-York und San Franzisko hergestellt.

So ist denn das System eines Welttelegraphen, zu welchem die Linie St. Johns-San-Franzisko gehört, in voller Ausführung begriffen. Rußland hat auf der asiatischen Seite bedeutende Strecken fertig hergestellt, und auf der amerikanischen Seite braucht man bloß noch von San Franzisko bis zum russischen Nordamerika zu bauen, um zur Verbindung beider Erdhälften über die Behringsstraße schreiten zu können. In einigen Jahren ist die Vollendung dieses Systems fast mit Sicherheit zu erwarten. Rußland und die Vereinigten Staaten haben dann die Vermittelungsmission zwischen der Alten und Neuen Welt, doch nicht ausschließlich, da das zwischen beiden liegende britische Nordamerika nicht umgangen werden kann.

Digitized by Google

5. Cincinnati, die „Königin des Westens.“*)

Lage.

Cincinnati ist, wenn man Regelmäßigkeit nicht für Schönheit gelten läßt, keine schöne Stadt, aber es hat eine anmuthige Lage. Vorgestern sah ich ihr vom Mount Auburn auf den Rücken, heute Morgen blickte ich ihr von den Hügeln über Kovington ins Gesicht. Ein Zeichner könnte nur das Bild, das sich ihm von letzterem Standpunkte aus darbietet, zur Aufnahme wählen. Denn während man, vom Mount Auburn herniederschauend, bloß eine Masse grauer Schindeldächer, rother Ziegelmauern und weißer Holzwände, durch schnurgerade Straßen in regelmäßige Vierecke, gleichsam ein Schachbrett vor Augen hat, auf dem ein paar Dutzend größere und kleinere Thürme die Figuren bilden, nimmt sich die Stadt von den Höhen jenseits des Flusses gut, ja beinahe großartig aus. Man steht auf dem südlichen Rand eines Bergkessels. Hart unter dem Beschauer liegen, durch den waldigen Grund getrennt, aus dem sich der Licking dem Ohio zudrängt, das freundliche Newport mit seiner vom Sternenbanner überwallten Kaserne und das weitgedehnte Kovington. Fünfzig Fuß tiefer unten, von Dampfern gefurcht, von Segelschiffen, Flachbooten und Flößen belebt, aus engem, dunkelschattirtem Thal strömt der 900 Ellen breite Ohiostrom vorüber, um hinter einem laubgrünen, von der achtwöchentlichen Dürre dieses Jahres schon in den Farben des Herbstes gekleideten Hügelvorsprung zur Linken zu verschwinden. Am jenseitigen Ufer aber erhebt sich, mit dem östlich sich anschließenden Fulton fast 5 Meilen breit und in der Mitte etwas über anderthalb Meilen tief, auf zwei Terrassen die Königin des Westens. Eine fast unabsehbare Reihe prächtiger Dampfboot-Dreidecker, bunt bemalt, meist aus zwei Schornsteinen rauchend, bildet die Basis der geräumigen, sanft ansteigenden, mit allerlei Gütern, Ballen und Tonnen bedeckten, von Karren, Lastträgern, Schiffern, Kaufleuten und gehenden oder ankommenden Reisenden überwimmelten Landungsplatzes, gleichsam des Gesichtes der Stadt, gleichsam der Pforte des Bienenstockes, dem sie ähnelt. Weiße oder ziegelrothe Häuser mit grünen Jalousien, hohe schmale Speicher, bis in die obersten Stockwerke mit weithin lesbaren Firmen bedeckt, besäumen die drei andern Seiten des Parallelogramms.

Von diesem Mittelpunkte des Verkehrs, nach dem die von hundert Omnibussen und Kutschen durcheilte Mainstreet, so wie zwei andere Hauptstraßen, ein Gewühl von Geschäftsleuten ausströmen, gehen links und rechts weitgespannte Flügel aus. Rechts qualmen Fabriken, brausen die Züge der Eisenbahn von Xenia, hämmert und sägt ein Heer von Zimmerleuten auf

*) Dr. Moritz Busch, „Wanderungen zwischen Hudson und Mississippi“ (Stuttgart, 1854).

Digitized by

der Schiffswerfte an zwei neuen Dampfbooten, deren Gerippe auf einſtige koloſſale Leiber deuten. Links erhebt ſich der gothiſche Thurm der erſten Presbyterianerkirche, auf den ſie eine Hand, die gen Himmel weiſt, ſetzen wollten, aber leider nur einen goldenen Handſchuh geſpießt haben. Weiterhin ſchaut die Kuppel des rieſigen Burnett-Houſe wie Saul über alles Volk Iſrael auf den Fluß. Noch ferner ſtreckt die katholiſche Kathedrale ihren weißen, geſchmackloſen Thurm empor, während in der Tiefe des Gemäldes über Mount Auburns Schatten die Kreuze von vier andern Kirchen Roms blitzen.

In der Mitte lückenlos, dicht, nur durch ihre acht Hauptſtraßen und die von dieſen im rechten Winkel durchſchnittenen, von Oſten nach Weſten laufenden Nebengaſſen geſpalten, wird die Stadt nach Weſten zu weitläufiger, häufiger von unausgefüllten Bauplätzen unterbrochen, ärmlicher und hölzerner, bis ihr der Millkreek, im Frühjahr ein Bach, jetzt eine Kette von Tümpfeln, eine vorläufige Grenze ſetzt. Im Oſten ſtemmt ſich ihr der Mount Adams entgegen. Umſonſt, wenn er ſie am Wachsthum verhindern wollte; denn ſchon haben ſie ihm eine Sternwarte und eine gute Zahl anderer Gebäude auf Haupt und Rücken geſtellt. Den Hintergrund des Hintergrundes endlich ſchließen Kalkhügel, zum Theil kahl, zum Theil mit Gärten, Rebenpflanzungen und Landhäuſern, zum Theil noch mit dem Urwald bedeckt, durch den vor 60 Jahren die Kriegspfade und Jagdfährten der Mingos und Miamis führten. Wenn die Stadt die ſie umſchließenden Höhen ſämmtlich eingenommen haben wird — ſchon hat ſie auch im Norden, ein beträchtliches Stück derſelben erklimmend, mit Häuſergruppen beſetzt — ſo wird ſie ein vollkommenes Amphitheater von den ungeheuerſten Dimenſionen darſtellen, und der Reiſende, der ſie im Jahr Neunzehnhundert von den Hügeln anſchaut, wo ich heute ſtand, wird ein Schauſpiel vor ſich haben, wie es der weſtliche Kontinent nirgends ſo impoſant zu bieten vermag.

Es liegt mir ein Holzſchnitt vor, Cincinnati im Anfang dieſes Jahrhunderts abbildend. Welch' ein Unterſchied zwiſchen dem Oertchen von damals und der Stadt von heute, und welch' eine Zukunft, die ſich aus dem Vergleich weiſſagen läßt!

Der Markt.*)

Durch ganz Nordamerika haben die Marktplätze ein ziemlich ähnliches Ausſehen: ein ſogenanntes „Markthaus" bildet den Mittelpunkt und beſteht aus einem auf einer doppelten Säulenreihe ruhenden Dache, unter deſſen Schutz die Fleiſchhauer oder Metzger den inneren Raum einnehmen; um dieſen reihen ſich die ein höheres Standgeld zahlenden Gärtner an der Außenſeite, aber ebenfalls noch unter dem Schutze des Vorbaues an. In Cincinnati ſind drei ſolche Marktplätze: der obere oder Flymarket, der

*) Fr. Gerſtäcker.

Digitized by Google

mittlere und der untere Markt, wo Montag und Donnerstag auf dem erſten, Dienſtag und Freitag auf dem zweiten, und Mittwoch und Sonnabend auf dem dritten Markt gehalten wird. Dort prädominiren die Deutſchen beſonders, denn ſie bilden nicht allein die Mehrzahl der Fleiſcher, ſondern haben auch mit wenigen Ausnahmen den alleinigen Verkauf der Gartenfrüchte, und zwar ſchon aus dem Grunde, weil der Amerikaner in dieſer Hinſicht nun einmal ein Vorurtheil zu Gunſten der Deutſchen hat, die, wie er glaubt, alle geborne Gärtner ſind. Will ein Amerikaner ſeinen Garten beſtellen laſſen, ſo ruft er den erſten beſten Deutſchen dazu und überträgt ihm die Arbeit; er fragt aber nie: „weißt Du mit einem Garten umzugehen?“ ſondern denkt, das verſtehe ſich von ſelbſt. Dabei haben unſere Landsleute das Monopol des Sauerkrautes, mit dem es ihnen wie den Kreolen mit ihrem Lieblingsgericht Gumbo geht: es iſt zum Spottnamen und zur Bezeichnung der Nation geworden, und nicht ſelten hört man unter den niederen Klaſſen der Amerikaner, wenn Jemand eine gemiſchte Verſammlnng bezeichnen will, den Ausdruck: „es waren Amerikaner, Gumbos und Sauerkrauts dort.“

Da übrigens die meiſten der zu Markte Kommenden ihre Produkte von Meilen weit entfernten Farmen herbeiſchaffen, ſo laſſen ſie dieſelben auf ihren kleinen, einſpännigen, mit Leinwand überzogenen Fuhrwerken und fahren dieſe auf beiden Seiten des Marktplatzes ſo auf, daß die Einkäufer, auf der Außenſeite umhergehend, den im Hintertheil des Wagens ausgelegten Inhalt ſehen und prüfen können. Oft ſtehen Hunderte derſelben in langer, die Straßen weit hinaufreichender Reihe beiſammen und geben dem Ganzen ein eigenthümliches Anſehen; was aber dem Europäer beſonders auffällt, ſind die Einkäufer ſelbſt. Wie ich zum erſten Mal auf einen amerikaniſchen Markt kam, traute ich meinen Augen kaum, als ich nicht allein anſtändig, ſondern ſogar elegant gekleidete Männer, oft in ſchwarzem Frack, mit Ringen an den Fingern, goldenen Urketten und blendend feiner Wäſche, großmächtige Körbe am Arme tragend, zu Markte gehen oder gar reiten ſah; es war etwas unſern deutſchen Sitten und Gebräuchen ſo ganz Entgegengeſetztes, daß ich nur mit vieler Mühe das Lachen verbeißen konnte. Nichts macht ſich dann komiſcher, als wenn es zu regnen anfängt, und der „Gentleman“ den ſchon zur Vorſorge mitgenommenen Regenſchirm aufſpannt, dem kleinen Pony die Hacken in die Seite ſetzt und mit kurzen Steigbügeln, daß die Kniee faſt den Sattelknopf berühren, nach Hauſe galoppirt.

Die Fleiſcher ſchmücken beſonders bei feierlichen Gelegenheiten, als am 4. Juli, am Tage der Unabhängigkeitserklärung, an Waſhington's Geburtstage, an verſchiedenen Dank- oder Bußtagen u. ſ. w., ihre Stände und das ausgeſchlachtete Vieh auf das Zierlichſte, wobei ſie etwas darin ſuchen, alle möglichen Fleiſcharten zum Verkauf auszuſtellen. Daher findet man nicht ſelten bei einem einzelnen neben den gewöhnlichen Thierarten ganze Bären, Hirſche, Waſchbären und Eichhörnchen, die durch Blumen-

Digitized by

guirlanden auf das Freundlichſte mit einander verbunden ſind. Den Gemüſeverkauf beſorgen, wie ſchon geſagt, faſt ausſchließlich die Deutſchen, denen auch die beſten und einträglichſten Farmen in der Nähe von Cincinnati gehören, und von welchen ſogar ſchon einige Weinberge angelegt und einen erträglich guten Wein gekeltert haben. Die Amerikaner ſchaffen hingegen mehr Käſe, Bier, Butter und Geflügel zu Markte, während die farbige Bevölkerung von Cincinnati meiſtens gedörrtes Obſt, Pfirſichen und Aepfel feil hält. Im Ganzen iſt Cincinnati die billigſte Stadt des Weſtens, und ein einzelner Mann kann mit 400 Dollars (1 Dollar = 1 Thlr. 8 gGr.) das Jahr anſtändig leben.

Boardinghäuſer.

Das Wort „boarding-house“ iſt faſt das erſte, welches der Einwanderer in Amerika lernt — er muß ein Obdach und Nahrung haben, und dies Alles findet er für einen verhältnißmäßig billigen Preis in ſolchen Koſt- oder Boardinghäuſern. Ich rede hier nicht von den beſſer eingerichteten Wirthſchaften und Hotels, die dem Reiſenden alle möglichen Bequemlichkeiten bieten, und von denen in Cincinnati beſonders eine große Anzahl exiſtirt, ſondern von den Häuſern, in welchen der Fremde, deſſen finanzielle Umſtände ihm nicht erlauben, 6, 8, ja 12 Dollars die Woche für Koſtgeld zu bezahlen, einkehrt, und wo er, wie der deutſch-amerikaniſche Ausdruck iſt, „boardet.“

Dieſe Anſtalten werden faſt ausſchließlich von Deutſchen gehalten, ſind ſich im Ganzen ziemlich ähnlich, und wir wollen dem Leſer eines dieſer „Kaffeehäuſer“, wie ſie ſich faſt alle nennen, näher vorführen. Es iſt ein ſchmales, zweiſtöckiges, grün angeſtrichenes Brettergebäude, das ſelbſt etwas windſchief, zwiſchen zwei große Backſteinhäuſer hineingepreßt, ſcheinbar von dieſen aufrecht gehalten wird. Ein breites Glasfenſter zeigt drei über einander angebrachte Reihen von Flaſchen mit Liqueur oder wenigſtens einer liqueurfarbenen Flüſſigkeit gefüllt, zwiſchen denen, um den ſonſt etwas zu leeren Raum auszufüllen, einzelne Zitronen liegen, während in der untern Reihe mehrere Glasgefäße mit Kandiszucker und anderen Näſchereien prangen. Ueber der mit einer rothen Gardine verhangenen Thür ſteht auf einem grün lackirten Schilde mit grell rothen Buchſtaben, daß die Augen kaum das Verſchwimmen der Farben ertragen können, „Battle of Bunkershill Coffeehouse,“ und darunter „Deutſches Koſthaus von N. N.“

Doch wir wollen hineingehen und das Innere des Heiligthums betrachten. Es iſt ein kleines, wahrſcheinlich früher zum Vorſaal beſtimmt geweſenes Zimmer, das jetzt aber zur Schenkſtube benutzt wird, und zugleich das Entrée des Hauſes bildet. Rechts ſind bis zur Decke hinauf Rahmen angebracht, die, mit Flaſchen, Karaffen, Gläſern, Apfelſinen und Zuckerwerk ausgeſchmückt, die eine Wand verdecken, während Thür und Fenſter die zweite einnehmen, und rieſenhafte Zettel, Ankündigungen von

Digitized by Google

Seiltänzern und Kunſtreitern, mit Abbildungen der merkwürdigen Sachen, welche dieſe auszuführen gedenken, die beiden anderen überziehen. Beſonders hervorſtechend zeigt ſich noch, gerade am mittelſten Rahmen befeſtigt, ein kleines Schild, auf dem mit größtmöglichen Buchſtaben die Worte „No credit!“ „Kein Kredit!“ zu leſen ſind, und mit dem eine zweite unter Glas und Rahmen gebrachte Tafel korreſpondirt, durch welche dem Eintretenden in zierlichen Verſen kund gethan wird, daß der Eigenthümer ſeine Weine und Liqueure, ſeine Flaſchen und Gläſer, ferner Hausrente und Taxen bezahlen müſſe, und deswegen unendlich bedaure, ſeinen geehrten Gäſten unter keiner Bedingung borgen zu können. Eine Art Ladentiſch trennt den Ausſchenker oder „Barkeeper“ von den Gäſten, zu deren Bequemlichkeit nur eine kurze, grün lackirte Gartenbank an der gegenüberſtehenden Wand angebracht iſt, die aber für den Augenblick leider nicht benutzt werden kann, da ein Engländer, der ein wenig zu ſchwer geladen, langgeſtreckt darauf liegt.

„Wer traktirt?“ ruft jetzt der Barkeeper, welcher ſich ſchon faſt eine Viertelſtunde lang die Anweſenden ungeduldig betrachtete. „Wer traktirt? Boy's — Ihr ſteht ja ſo trocken da, wie die Pulverfäſſer — wollen wir drum würfeln?“ Er hat bei den letzten Worten einen kleinen Lederbecher unter dem Ladentiſche hervorgeholt und ſchüttelt denſelben ein wenig; der Klang wirkt wie bezaubernd, Alle treten hinzu, und die drei niedrigſten Würfe müſſen den Trunk à Perſon mit einer Pikayune ($6\frac{1}{4}$ Cent, oder 2 gGr.) bezahlen. Obgleich der Barkeeper ſelbſt mit ſpielt, ſo iſt doch eher zu erwarten, daß der niedrigſte Wurf leichter einen der Gäſte, von denen ſechs gegenwärtig ſind, als ihn treffen wird, und ſchon auf ſolche Art und Weiſe verdienen die Wirthe manchen Dollar. Jetzt öffnet ſich aber die Thür, und ein anſtändig gekleideter Mann tritt herein und erkundigt ſich bei dem Ausſchenker, ob er hier eine oder mehrere Wochen „boarden“ könne. Dieſer beſchaut ihn zuerſt ſehr aufmerkſam vom Kopf bis zum Fuß, und fragt ihn dann vor allen Dingen, „ob er Gepäck bei ſich habe.“

„Nichts als dieſes,“ antwortet der Fremde und zeigt auf ein kleines, in ein rothſeidenes Schnupftuch eingeſchlagenes Päcktchen.

„Hm,“ ſagt der Ausſchenker, „dann müſſen Sie pränumerando bezahlen, ich kann Ihnen nicht helfen!“

„Und wer hat Ihnen denn geſagt, daß ich das nicht werde?“ entgegnet pikirt der Fremde.

„O well!“ ſagt der Ausſchenker, keineswegs dadurch außer Faſſung gebracht, „dann iſt Alles in Richtigkeit.“

„Und der Preis?“ fragt der Fremde.

„Drei Dollars die Woche!“

Der Mann bezahlt und bittet den Barkeeper nun, ihm ſein Zimmer zu zeigen; dieſer ſteigt mit ihm eine kleine ſchmale Treppe hinauf, öffnet

Digitized by

die ſich faſt an der oberſten Stufe befindliche Thür und weiſt den eben Gekommenen hinein.

Es iſt ein ziemlich großer Raum, der die ganze Breite des Hauſes einnimmt, mit drei Fenſtern und einem gewaltigen Kamin an der Seite; das Ganze hat aber ein unfreundlich kaltes Ausſehen, denn in dem Kamin liegen Stiefeln, Stöcke, Hutſchachteln, Pfeifen ꝛc., und beweiſen zur Genüge, wie wenig von dieſer Seite auf ein gutes, erquickendes Feuer zu hoffen ſei. Des Fremden, den Raum ſchnell durchfliegende Augen zählen funfzehn zweiſchläfrige Betten, die eines neben dem andern an den Wänden hin und in der Mitte ſtehen, und eine ziemlich zahlreiche Schlafgenoſſenſchaft verſprechen. Nur ein Tiſch und etwa acht oder neun Stühle dienen dem Worte „Mobilien" zur Entſchuldigung, und die umherhängenden verſchiedenartigen Kleidungsſtücke ſind nicht gerade geeignet, dem Ganzen ein freundlicheres Ausſehen zu geben.

„Und hier ſoll ich ſchlafen?" fragt mit nicht gerade freudiger Ueberraſchung der Fremde.

„Ja!" iſt die Antwort — „in dieſem Bette hier, mit einem Amerikaner — es iſt ein ganz ordentlicher Mann!"

„Und kann ich kein Bett für mich allein bekommen?"

„Unmöglich, wir haben jetzt kaum Platz für unſere Gäſte — alle Boardinghäuſer ſind überfüllt."

Noch ſteht der Fremde unſchlüſſig am Eingange, er weiß aber, daß, wenn er auch zu einem andern Hauſe gehen wollte, ſich die Verhältniſſe ziemlich gleich bleiben, wirft ſein Päckchen auf das ihm angewieſene Bett und — iſt eingezogen.

„Haben Sie denn wohl einen ruhigen Platz, wo ich einen Brief ſchreiben könnte?" fragt er jetzt nochmals den Barkeeper, der eben im Begriff iſt, die ſteile Treppe wieder herunter zu klettern.

„Unten im Zimmer, wo die Uebrigen ſind!" ſagt dieſer, „das iſt der einzige Platz im ganzen Hauſe." In jenes Zimmer führt er jetzt ſeinen Gaſt und zeigt ihm in der einen Ecke einen Tiſch, an welchem eben ein freundlicher Oldenburger emſig beſchäftigt iſt, zu dem morgenden Sonntage ſeine Stiefeln zu wichſen.

„Du mußt damit hinausgehen!" fährt er dieſen an, „das gehört ſich nicht in die Stube! Wir ſind nicht mehr auf dem Schiffe!" Schweigend räumt der alſo Abgefertigte ſeinen Platz ein, und der Fremde ſieht ſich vergebens nach einem Gegenſtande um, mit welchem er den ſtaubigen Tiſch abwiſchen könne.

„Warten Sie, ich will Ihnen etwas bringen," ſagt der Barkeeper und geht in das Schenkzimmer zurück; unterdeſſen hat aber Jener vollkommen Zeit, den Raum zu betrachten, in welchem er ſich jetzt befindet. Es iſt ein geräumiges Zimmer mit einem großen gußeiſernen Geſtell in der Mitte, das ein Mittelding zwiſchen Ofen und Kamin zu ſein ſcheint, denn es hat wohl die Geſtalt des erſtern, entſpricht aber ganz dem Zwecke,

Digitized by Google

des letztern, da es die Hitze nicht erst durch Röhren, sondern gleich durch die vorn im Rost sichtbaren Kohlen verbreitet. Um dieses haben sich in allen möglichen Stellungen und Lagen die verschiedenen Gäste des „Kaffeehauses zur Schlacht am Bunkershill" versammelt und befinden sich alle in einer sehr heitern Stimmung, lachen und erzählen und machen einen Lärm, daß die Gläser auf dem zweiten Tische zittern. Einige, die im Anfange gekommen sein mochten, hatten noch Stühle gefunden, die später Eintreffenden schon mit zwei grünlackirten Holzbänken, denen ähnlich, die in der Schenkstube standen, vorlieb nehmen müssen, und die Letzten konnten einzig und allein stehend an der Gesellschaft und zu gleicher Zeit am Ofen Theil nehmen. Unser Gast war gezwungen, sich auf irgend eine Art einen Stuhl zu verschaffen, und mit den Sitten solcher Häuser schon ziemlich vertraut, blieb er einige Minuten am Feuer, bis einer der Sitzenden aufstand, welchem er dann ohne weitere Umstände den kaum verlassenen Stuhl entführte und an seinen Tisch trug. Diesen mußte er übrigens, da der Barkeeper nicht wiederkehrte, mit seinem eignen Taschentuche abstäuben.

Jetzt klingelt es plötzlich im nächsten Zimmer, und der langersehnte Ruf „supper! supper!" (Abendessen) ertönt und erstickt bald den frühern Lärm; Alles strömt in das Speisezimmer, und der Barkeeper trägt den Davondrängenden die zurückgelassenen Stühle nach, da an der Table d'hote noch einige fehlen. Eine lange Tafel steht dort gedeckt, an welcher etwa 30 Personen Raum haben, und die mit mehreren Fleischarten, Kartoffeln, Eiern, Butter und Käse besetzt ist. Jeder Gast findet neben seinem Teller eine eingeschenkte Tasse Thee, die er, wenn geleert, blos emporzuheben braucht, um sie augenblicklich wieder von einem jungen Mädchen, das die Aufwartung besorgt, gefüllt zu bekommen; doch sieht es der Wirth nicht gern, wenn das öfter als zwei Mal geschieht. Das Essen ist gut und schmackhaft zubereitet, und nach der Mahlzeit, von der Jeder, sobald er fertig ist, aufsteht, ohne sich weiter mit Wort oder Blick um seinen Nebenmann zu bekümmern, versammeln sich die Gäste wieder um den kaum verlassenen Ofen, an welchem Jene jetzt die besten Plätze einnehmen, die am schnellsten essen konnten. Die Gesellschaft ist übrigens keineswegs uninteressant, denn nicht allein verschiedene Nationen, sondern auch verschiedene Stände treffen sich hier, und die gebildetere Klasse der Deutschen, als Advokaten, Aerzte, Theologen, Kaufleute ꝛc., die größtentheils, wenigstens für den Augenblick, noch gezwungen waren, eine ihren früheren Beschäftigungen gerade nicht entsprechende Arbeit zu übernehmen, um ehrlich und ordentlich in der neuen Welt durchzukommen, findet sich bald zusammen und verplaudert die langen Abende.

Die Zeit des Schlafengehens naht aber jetzt, und hier und da schleichen Einzelne mit abgebrannten Lichtendchen in der Hand die Treppe hinauf, denen die Uebrigen ebenfalls bald folgen und ermüdet das harte Lager suchen, welches nur aus einer Seegrasmatratze und zwei oder drei wollenen Decken besteht. Die Lichter verlöschen nach und nach, und sobald sich

Digitized by

die einzelnen Paare und Bettgenoſſenſchaften verſtändigt haben, ob ſie „doppeladler- oder löffelartig" liegen wollen, herrſcht für wenige Minuten tiefes Schweigen, das aber bald einem von allen Seiten hertönenden Schnarchen weicht, bei dem ſich der daran nicht Gewöhnte oft ſtundenlang auf ſeinem Lager unruhig umherwälzt.

Es exiſtiren übrigens auch mehrere amerikaniſche Boarding-Houſes in Cincinnati, wo der Gaſt für fünf Dollars pro Woche eine reinlichere und freundlichere Umgebung hat; das Unangenehme des Zuſammenſchlafens mit Mehreren findet ſich jedoch in den meiſten.

Money-Brokers.

Die Geldwechsler ſpielen in allen Städten Amerika's eine bedeutende Rolle, denn Tauſende von verſchiedenen Banknoten und Münzſorten zirkuliren, und es iſt daher unbedingt nöthig, Leute zu haben, welche nicht allein die echten von den nachgemachten unterſcheiden können, ſondern auch den Reiſenden mit den für ihn brauchbarſten Münzſorten oder Treſorſcheinen verſehen.

Die Brokers haben ihre kleinen, zierlich ausgeputzten Lokale gewöhnlich an Straßenecken, um recht in die Augen zu fallen, und ſuchen etwas darin, durch in den Fenſtern ausgelegte Banknoten und kleine Haufen von Goldſtücken die Augen der Vorübergehenden auf ſich zu ziehen.

Auktionen.

In einem Lande, wo ſo viel und ſo großartig ſpekulirt wird, wie in Amerika, iſt es eine ſehr natürliche Folge, daß ſich auch Tauſende in ihren Erwartungen und Hoffnungen betrogen finden, deren Eigenthum und Waare dann den Weg in die zahlreichen, durch die ganze Stadt zerſtreuten Auktionslokale findet und hier auf eine unglaubliche Art unter dem Werthe verſchleudert wird.

Eine kleine hellrothe Fahne, über der Thür aufgeſteckt, zeigt am Tage den Ort an, wo Abends mit dem Glockenſchlage Sieben der Ausverkauf beginnen wird, und Kaufluſtige oder Neugierige treiben ſich, einander ablöſend, fortwährend vor und in dieſen Lokalen herum, um die am Abend vorkommenden Waaren zu betrachten und zu prüfen; mit einbrechender Dämmerung jedoch, wo die blutrothe Flagge überſehen werden könnte, ſtellt ſich irgend ein Mann oder Knabe, ſehr häufig ein beſonders hierzu gemietheter Neger, mit einer Handglocke vor das Auktionslokal und läutet pauſenlos auf eine ohrenzerreißende Art, um die Bevölkerung von Cincinnati darauf aufmerkſam zu machen, daß die Verſteigerung bald beginnen werde. Es ſind wohl 12—15 verſchiedene Auktionen an jedem Abend, und hier kaufen beſonders die umherziehenden Krämer ihre Waaren ein, mit denen ſie ſpäter die Farmer im Innern des Landes beglücken.

Der Auktionator ſteht auf einer von dem Platze, welchen die Käufer einnehmen, getrennten hohen Bühne, die es ihm möglich macht, Alle zu

Digitized by Google

ſehen, wie von Allen geſehen zu werden, und die zu verſteigernden Gegenſtände werden ihm durch einen zweiten von Innen hinaufgereicht. Von dem Mittelpunkte dieſer Bühne aus läuft ein ſchmaler, langer Tiſch bis faſt zur Thüre hin, um auf dieſem vorkommende Ausſchnittwaaren aufzurollen und die Kaufluſtigen beſehen zu laſſen. Die Waaren ſelbſt ſind übrigens ſehr gemiſchter Art — Tuche und Steingut, Bijouterien und Glaswaaren, Kattune und Bücher, eiſerne Geräthſchaften und Porzellan, Schuhe und Hüte, Weine, Liqueure und eingemachte Früchte und Auſtern, Alles wird wild durch einander feil geboten, wobei ſich der Auktionator durch eine faſt fabelhafte Zungenfertigkeit auszeichnet, mit welcher er das aufbietende und aufmunternde going, going, going, going ruft, daß das Ohr dem Klange kaum zu folgen vermag, bis ein entſcheidendes „gone!“ den Bietenden entweder erſchreckt oder erfreut. Allerdings hat man öfters die Gelegenheit, auf dieſen Auktionen Waaren zu einem Spottpreiſe einzukaufen, im Ganzen iſt es aber doch ſehr gefährlich, denn entweder wird der mit den Gebräuchen nicht Bekannte angeführt, oder kauft, durch den anſcheinend billigen Preis beſtochen, eine Menge von Sachen, die er mit gutem Gelde bezahlen muß und nachher nicht gebrauchen kann.

Kleiderläden

ſind in Amerika, wo Alles ſo zauberhaft ſchnell geht und die Menſchen ſich faſt ſtets unterwegs befinden, unentbehrlich — wie hätte der Amerikaner Zeit, ſich einen Rock anmeſſen und nachher machen zu laſſen! Oft Hunderte von Meilen verreiſend, nimmt er gewöhnlich als einziges Gepäck ein kleines Felleiſen mit, in welchem er *ein* Hemd und mehrere reine Vorhemdchen und Kragen führt; das iſt das Einzige, was er waſchen läßt, alles Uebrige wird, ſobald abgetragen oder zerriſſen, neu angeſchafft. Kleiderläden, in denen man jedes zum Anzuge Nöthige antrifft, findet man daher auch in jeder Stadt und beſonders gleich an den Dampfbootlandungen in großer Anzahl, die faſt alle, ſei es nun im Norden oder Süden, New-York oder New-Orleans, St. Louis, Cincinnati, Buffalo oder Charlestown, von deutſchen Juden gehalten werden. Wie die Yankees den faſt alleinigen Uhrenhandel an ſich geriſſen haben, ſo verhält es ſich mit den Iſraeliten und Kleiderläden, in keiner Stadt aber mehr als in Cincinnati, das gewiſſermaßen den Mittelpunkt bildet, von welchem ſie ſich in die ganzen weſtlichen Staaten zerſtreuen, um als wandernde Krämer mit Tragekaſten und Laſtpferd ihre Waaren feilzubieten, oder auch in der Stadt ſelbſt zu bleiben und am Werft wie in den Hauptſtraßen vor ihren Läden förmlich auf die Vorbeigehenden zu lauern. Gnade Gott dem armen Teufel, der mit etwas ſchäbigen Kleidern und einem ſehnſüchtigen Blick auf die zur Schau ausgehängten Anzüge vorübergeht, er iſt unrettbar verloren; der Verkäufer, ein auf das Eleganteſte angezogener Jüngling, der nie Deutſch ſpricht, außer da, wo er ſieht, daß der, mit dem er es zu thun hat, auch kein Wort Engliſch verſteht, ſtürzt auf ihn zu, faßt ihn

Digitized by Google

um die Taille und zieht ihn unter den zärtlichſten Vorwürfen, daß „ſo ein hübſcher Menſch ſolch abgeriſſenes Zeug trage," in den Laden; hat dieſer dann noch hinlänglich baares Geld, und ſei es nur genug, um ein Taſchentuch zu kaufen, bei ſich, ſo kommt er ſelten ohne irgend einen aufgedrungenen Artikel fort. Freilich laufen dieſe Ladenjünglinge auch manchmal der unrechten Perſon in den Weg und ernten Grobheiten oder gar Ohrfeigen für ihre Zudringlichkeit. Was thut's aber? Sie leiden ja für die heilige Sache, und der nächſte Vorüberwandernde entgeht darum ſeinem Schickſal doch nicht.

Durch die in den Zuchthäuſern gefertigten Schuhe und Kleidungsſtücke, wie durch den geringen, wahrhaft grauſamen Preis, welchen arme Nähmädchen für eine Tagesarbeit bekommen, ſind Kleidungsſtücke, was nicht Seide oder Tuch iſt, erſtaunlich billig geworden, ſo daß man jetzt ſelbſt in New-Orleans ein baumwollenes Hemd mit leinenem Vorhemd und Kragen für einen Dollar kauft, eben ſo recht gut ausſehende Schuhe und Beinkleider, Jacken und Weſten, für einen Dollar das Stück. Wie nachläſſig übrigens dieſe Sachen gefertigt ſind, kann man ſich denken; es ſoll aber Alles ſchnell gehen, die Dauer und Solidität der Arbeit kommt nicht in Betracht. So z. B. kündigte eine Wäſcherin (Mulattin) vor mehreren Jahren in Cincinnati, Mainſtreet, durch ihr Aushängeſchild an, daß ſie jedes ihr anvertraute Kleidungsſtück „in einer Stunde waſche und trockne;" auf welche Art der Stoff dabei behandelt wurde, läßt ſich denken.

* * *

Die Schweine in Cincinnati. *)

Die offizielle Statiſtik der Vereinigten Staaten von Nordamerika vom Jahre 1840 giebt die Zahl der vorhandenen Schweine auf 26,301,293 an; ſie ſtieg im Jahre 1850 auf 30,354,000 und im Jahre 1856 auf 40 Millionen; das wäre mehr, als ganz Europa zuſammengenommen an Schweinen enthält.

Die Schweinezucht im Miſſiſſippithale iſt ſo bedeutend, daß manche der dortigen Bauern (Farmers) 1000 Stück dieſer Thiere halten, welche, viel fetter als in den öſtlichen Staaten, bis zu mehr als 700 Pfd. ſchwer werden. Man rechnet, daß jetzt jährlich 1,500,000 Schweine in dieſem Thale verzehrt oder verkauft werden, und daß davon ein Sechstel auf Cincinnati kommt. Im Jahre 1852 wurden hier nicht weniger als 296,054 Schweine nur geſchlachtet und verpackt.

Dieſe Stadt, der Mittelpunkt einer Gegend, welche Korn und Schweine in ungeheurer Menge erzeugt, iſt der Hauptplatz des Handels mit Schweinen und deren Fleiſch in ganz Nordamerika, ja der ganzen Welt, und ein großer Theil der Einwohner beſchäftigt ſich mit dieſem Handel und mit

*) Mechanics Magazine, Mai 1848. Vergl. Ausland 1849, 6.

Digitized by Google

der Verfertigung der verschiedenen aus jenen Thieren gezogenen Produkte, weshalb man auch scherzweise die Königin des Westens „Porkopolis" genannt hat. Und doch ist dieses Geschäft in Cincinnati erst seit dem Jahre 1826 entstanden und erst seit 1833 von großer Bedeutung geworden. Im Jahre 1833 wurden dort 85,000, im Jahre 1847 aber 250,000 Schweine verkauft, im Jahre 1852 wurden 410,000, im folgenden Jahre 425,000 Stück Schweine eingeführt und als Fleisch, Speck, Schmalz, Oel, Licht, Seife, Leder, Borsten, Farbstoff und Dünger auf das Vortheilhafteste verwerthet, und es erhielten dadurch Tausende von Arbeitern Brod zu einer Zeit des Jahres, wo sie sonst wenig oder nichts verdienen können. Cincinnati verdankt diesem Handel und dieser Industrie hauptsächlich seinen großen, noch immer wachsenden Wohlstand, und die Deutschen können daraus lernen, wie Vieles vom geschlachteten Schwein bei ihnen noch verloren geht.

In den in und vor Cincinnati gelegenen, sehr zweckmäßig eingerichteten ungeheuren Schlachthäusern werden von der Mitte Novembers an und etwa vier Monate lang Tausende von Schweinen täglich geschlachtet; das Fleisch und der Speck von mehr als der Hälfte der Gesammtzahl wird eingesalzen, in große Tonnen gepackt und nach den Hafenstädten Nordamerika's, vorzugsweise zur Verproviantirung von Schiffen, dann aber auch in das Innere, ferner nach Westindien und Südamerika in großen Quantitäten, und in geringerer Menge nach Deutschland ausgeführt. In Bremer Zeitungen kann man zuweilen lesen, daß eingesalzenes amerikanisches Schweinefleisch zu verkaufen sei. Auch geräucherte Schweineschinken werden gleichfalls in das Innere, nach Westindien und Südamerika in großer Menge ausgeführt.

Ein sehr wichtiges Produkt der geschlachteten Schweine, sowohl zur Ausfuhr, als zur einheimischen Industrie, ist das Schmalz. In Kisten von Holz oder Blech gepackt gehen sehr beträchtliche Quantitäten Schmalz jährlich von Cincinnati nach Westindien, hauptsächlich nach Havanna, wo es zum Schmälzen der Speisen gebraucht wird, weil dort Butter ein seltener und theurer Artikel ist. In Nordamerika, welches Butter in großer Menge erzeugt, bedient man sich des Schweineschmalzes sehr wenig. Eine große Quantität Schmalz, im festen oder flüssigen Zustande als Oel, geht von Cincinnati nach Frankreich und England, so wie in die östlichen Vereinigten Staaten. In den Hafenstädten der letzteren, aber auch in Cincinnati selbst, ist die Verfertigung des Schmalzöls ein wichtiger Industriezweig. In einer der größten Schlächtereien zu Cincinnati, welche jährlich wohl 30,000 Schweine fast ausschließlich dazu verbraucht, um das Fett derselben auszuziehen, wirft man die geschlachteten Thiere, nachdem nur die Schinken abgeschnitten sind, in sieben große, runde Butten, von welchen sechs jede 15,000 Pfund und eine 6000 Pfund enthalten. Diese Massen von Schweinefleisch werden mittelst einer Dampfmaschine, welche einen Druck von 70 Pfund auf einen Quadratzoll ausübt, so zusammengepreßt, daß

Digitized by Google

ſelbſt die Knochen pulveriſirt werden; das aus der ganzen Maſſe ſich ſammelnde Fett wird durch Röhren, die mit Hähnen verſehen ſind, in beſondere Gefäße abgeführt, und das Uebrigbleibende wird zu Dünger oder Farbſtoff verwendet. Man verarbeitet in dieſer Fabrik auf beſchriebene Weiſe Tag für Tag 600 Schweine, außer dem aus anderen Schlachthäuſern angekauften Abfalle von geſchlachteten Schweinen, als Köpfe, Knochen, Rippen u. ſ. w. Die auf ſolche Weiſe gewonnene Fettmaſſe wird durch einen Dampfprozeß zu dem reinſten und ſchönſten Schmalz geläutert; daraus wird das Schmalzöl bereitet, indem man dem Schmalz das ihm eigenthümliche Stearin entzieht. In Cincinnati ſind gegen 30 Fabriken, die blos Schmalzöl bereiten; die größte von dieſen und wohl die bedeutendſte in ganz Nordamerika hat bisher jeden Monat 140,000 Pfund Schmalzöl und Stearin produzirt und iſt in zunehmendem Betriebe. Im Jahre 1847 wurden in Cincinnati 11 Millionen Pfund Schmalz zur Oelfabrikation verbraucht, davon wurden $\frac{5}{7}$ zu 24,000 Fäſſern Oel, jedes von 41—42 Gallonen, und die übrigen $\frac{2}{7}$ zu Stearin gewonnen. Das Schmalzöl dient in den öſtlichen Staaten Nordamerika's zur Verſetzung des Spermacetiöls, in Frankreich aber beſonders zur Verfälſchung des Olivenöls. Die Geſchicklichkeit franzöſiſcher Chemiker hat es ſogar dahin gebracht, daß ſie ihrem Oel 65—70 Prozent Schmalzöl zuſetzen können, ohne daß die Fälſchung leicht erkannt wird. Doch aber läßt ſich dieſer Betrug an dem Niederſchlag ganz kleiner Stearintheilchen entdecken, die ſich auf dem Boden der Flaſche ſammeln.

Um Lichte aus dem Stearin verfertigen zu können, wird letzterer mittelſt der hydrauliſchen Preſſe bis auf $\frac{1}{3}$ der Maſſe zuſammengedrückt, die übrigen $\frac{2}{3}$, welche als unreines Oleïn abgehen, werden in den Seifenſiedereien verbraucht. Die Lichtfabrikation iſt ſchon auf eine ſolche Höhe gekommen, daß bald 6000 Pfund Lichte jeden Tag geliefert werden können. Aus dem unnützen Abfall geſchlachteter, ſo wie aus dem verdorbenen Fleiſche geſtorbener Thiere werden wöchentlich 100,000 Pfund ordinärer Seife und eben ſoviel feinere Seife erzeugt.

Wenn auch der aus den Füßen der Schweine gezogene Leim unbedeutend an Werth iſt, ſo wirft er doch Gewinn ab; für die Schweineborſten allein rechnet man 50,000 Dollars jährlich. Gegen 100 Menſchen beſchäftigen ſich dort mit Bereitung der Borſten, die blos in das Innere ausgeführt werden.

Aller Abfall endlich, der auf keine Art weiter zu verwenden iſt, wie das Ueberbleibſel der zu Schmalz ausgepreßten Schweine, die harten Theile der Füße u. ſ. w., werden in den Fabriken von Cincinnati zu blaugeſäuerter Potaſche verarbeitet. Dieſer Farbſtoff wird nach Neu-England verſandt, wo er in den dortigen Kattunfabriken ſehr geſucht iſt. Außerdem wird aus dem Blute der Schweine das ſogenannte Berlinerblau verfertigt.

Was aber allen dieſen aus dem Schlachten der Schweine hervorgehenden verſchiedenen Induſtriezweigen in Cincinnati einen ſo hohen Werth

Digitized by Google

verleiht, ſind die dazu erforderlichen Arbeitskräfte, indem dort mehr als 6000 Menſchen (darunter allein 1500 Böttcher) in den Wintermonaten beſchäftigt werden, wo ſie ſonſt wenig, zum Theil gar nichts verdienen würden. Außer denjenigen, die für den Aufbau und die Ausbeſſerung der nöthigen Gebäude in Thätigkeit geſetzt werden, außer den Künſtlern und Handwerkern, welche die nöthigen Inſtrumente und Maſchinen anfertigen, werden Ziegelbrenner und Pflaſterer, Steinhauer, Blechſchmiede, Tiſchler, Borſtenbereiter, Schlächter, Schweinetreiber, Fuhrleute und Kaufleute in Nahrung geſetzt; eine ganze Kulturwelt knüpft ſich an die Exiſtenz des einzigen Schweines.

---

6. Reiſe-Eindrücke.

Nationalfeſt in Philadelphia.*)

Es war gerade der vierte Juli, der Tag, an welchem in der Stadthalle zu Philadelphia von einer ehrwürdigen Verſammlung freiheitsbegeiſterter Bürger die Akte der Unabhängigkeitserklärung unterzeichnet und von deren Stufen herab proklamirt wurde, als wir in der freundlichen Hauptſtadt Pennſylvaniens ankamen und in einem beſcheidenen Boardinghauſe der Market-Street unſer Quartier aufſchlugen.

Philadelphia gilt allgemein als eine ſtille, traurige, ſteifleinene Quäkerſtadt mit pedantiſch reinlichen Häuſern, aus deren eleganten Fenſtern ſtatt heiterer Menſchengeſichter nur die Langeweile in feinlackirten Stiefeln herausgucken ſoll. Ein Mal im Jahre ſcheint indeß Philadelphia von dieſem traurigen Anſehen eine Ausnahme zu machen, nämlich am Erinnerungsfeſte ihrer Unabhängigkeit, und zwar iſt dieſelbe an dieſem Tage ſo toll und ausgelaſſen, als wollte ſie ſich in dem flüchtigen Zeitraum von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang für ein ganzes langes Jahr des Ernſtes austoben. Millionen Knallkügelchen (crackers) wurden von der übermüthigen Jugend zur Feier der amerikaniſchen Unabhängigkeit mit einem Eifer auf die harten Pflaſterſteine geſchleudert, als ſollte jeder dieſer Kracher einen Engländer erſchlagen, und in manchen Straßen entluden ſich völlige Pelotonfeuer dicht vor den Ohren der arggequälten Fußgänger. Sogar zarte Hände verſchmäheten nicht, von der Licenz des Tages Gebrauch zu machen, um Bekannten und Unbekannten eine donnernde Neckerei in's Ohr zu ſagen, und gegen Abend, wo das Gewühl und das Gekrach noch zunahm, konnte ſich ein Deutſcher leicht in eine von ihren eigenen Bewohnern bombardirte Stadt des Heimathlandes verſetzt glauben.

---

*) Reiſen in Nordamerika in den Jahren 1852 u. 53 von Dr. M. Wagner und Dr. K. Scherzer (Leipzig 1854.)

Digitized by Google

Diese Knalleffekte werden aus China bezogen, wo dieselben ebenfalls eines der unentbehrlichsten Bestandtheile der dortigen Volksbelustigungen ausmachen sollen. Wie viel alljährlich am 4. Juli im weiten Bereich der Union von diesen kleinen Krachern verpuffen, geht aus dem Umstand hervor, daß dieselben einen nicht unbedeutenden Handelsartikel bilden, obschon 100 Stück nur einen Werth von 4 Cents haben und ihr gesetzlicher Verbrauch und Verkauf sich nur auf einen einzigen Tag im Jahre beschränkt.

Als es dunkel geworden war, versammelte sich eine unabsehbare Menge am Ende der Marktstraße, wo zum Schluß des Festtages auf Kosten der Stadt ein großartiges Feuerwerk abgebrannt wurde. Die Amerikaner und namentlich die unteren Volksklassen sind durch Schaugenüsse wenig verwöhnt, und so folgte denn ein lautes, bewunderndes Ah! und Oh!, wenn eine Rakete aufzischte und hoch oben in buntfarbige Sterne sich auflöste.

Am Morgen nach diesem lärmenden Freudentaumel, wo in den langen, öden Straßen die alte Ruhe und Langeweile wieder ihr Heimathsrecht behauptet hatte, war der Kontrast desto augen- und ohrenfälliger, und es wunderte uns gar nicht, daß wir einem lebensfrohen italienischen Reisenden, der mit uns durch die einsamen Straßen wanderte, erst durch statistische Nachweise darthun mußten, daß Philadelphia 568,000 Einwohner*) zähle, die wirklich alle am Leben sind. Die fürchterlich erdrückende Sommerhitze, für welche Philadelphia und Washington berühmt oder vielmehr berüchtigt sind, und welche eben wieder das Quecksilber auf 97° F. hinauftrieb, trug noch mehr dazu bei, daß sich alle Bewohner, welche nicht der Drang momentaner Geschäfte oder die Noth des täglichen Erwerbes auf das heiße Straßenpflaster trieb, in die kühlen, verfinsterten Räume der 62,000 Steinhäuser zurückzogen, welche sich zwischen dem Schuylkill und Delaware erheben und die Stadt Philadelphia bilden.

Ueber die Alleghanies nach Pittsburg.

Um von Philadelphia nach der Hauptstadt des westlichen Pennsylvaniens zu gelangen, muß man zwischen Hollidaysbourg und Johnstown die Apalachen und Alleghanies überschreiten, jene lange Gebirgskette, welche, mit einer leichten Erhebung am Alleghanyfluß im Staate New-York beginnend, sich vom 33. bis zum 53. Breitengrade hinzieht, und die östliche Begrenzung des großen Thalbeckens von Nordamerika bildet. Der gewöhnliche Lauf dieser interessanten Wasserscheide, welche die Tributäre des oberen Sees von denen des Mississippi trennt, ist nordöstlich und fast parallel mit dem Westufer des Atlantischen Ozeans. Die Durchschnittshöhe der Alleghanies ist 1400 Fuß, aber sie sind häufig durch Flächen unterbrochen und verlieren sich bei ihrem Ende wie bei ihrem Beginne in eine völlige Ebene.

*) Zählung v. J. 1860; i. J. 1850 hatte Philadelphia 408,862 Bewohner.

Digitized by Google

Der Landſtrich, welchen die Lokomotive von Philadelphia nach Pittsburg durchbrauſt, gehört vielleicht zu den lieblichſten und reizendſten Nordamerika's. Dort, wo die Axt der Kultur noch nicht ihren verheerenden und doch ſo nutzbringenden Einfluß geübt, erblickt das Auge des Reiſenden üppige Wälder mit dem reichſten Gehölze geſchmückt, und wo ſich auf fruchtbarem Grund eine kleine Anſiedelung gebildet, grünt und duftet der Segen des menſchlichen Fleißes in ſeiner herrlichſten Pracht. Die Anſiedler ſind meiſtentheils Deutſche und Irländer, was ſich ſchon aus der Konſtruktion ihrer Waldhütten, der Einfriedigung ihrer Gehöfte und der Kulturweiſe des Bodens kund giebt. Die Farmerhäuſer im Staate New-York oder New-Jerſey ſind zierlicher, meiſt elegant angeſtrichen; dieſe Pennſylvaniſchen ſind nur aus übereinander gelegten Baumſtämmen gebaut und deren breite, lichte Klinſen nur mit Lehm verkittet; aber ſie blicken dennoch aus dem friſchen Waldesgrün gar maleriſch hervor, und der Naturreichthum, der ſie umgiebt, läßt die freudige Ahnung durch ihre breiten Fugen ſchimmern, daß dieſe proviſoriſchen Blockhütten gar bald durch ſtattliche Häuſer mit zierlichen Riegelwänden erſetzt ſein werden.

Die Fahrt von Philadelphia nach Pittsburg, eine Entfernung von nahe an 400 engl. Meilen, wird binnen 20 Stunden zurückgelegt. Und dieſe Reiſe würde in noch kürzerem Zeitraume gemacht werden, wenn nicht die vielen Anhaltepunkte (stoppings), die bedeutenden Krümmungen und die zeitweiſe ſo erhebliche Steigung der Bahn der vollen Schnellkraft der Maſchine vielfach hindernd in den Weg träten. In Amerika iſt die Eiſenbahn nicht wie in Europa gleichſam das letzte Werk der Kultur, ſondern das erſte; ſie iſt häufig nicht nur der erſte, ſondern auch der einzige Lichtſtreif, der ſich durch unendliche Wildniſſe und Wälderſtrecken hinzieht. Die Anſiedler haben durch die Eiſenbahn allein mit der übrigen Welt Verkehr, und dies erklärt das zahlreiche Stationiren, oft mitten im Urwald vor einer einſamen Bretterhütte.

Der Uebergang über die Alleghanies wird durch eine ſogenannte Portage-Railroad bewerkſtelligt, auf welcher, während einer Dauer von 36 Meilen, die Fortbewegung der Eiſenbahn-Waggons mittelſt 10 an verſchiedenen Höhenpunkten ſtationirten Maſchinen (station engines) geſchieht, ähnlich jenen Einrichtungen, wie ſie in Belgien zwiſchen Herbesthal und Aachen beſtehen. Steigung und Fall betragen zuſammen 2570 Fuß, von welchen 1398 Fuß die öſtliche und 1172 Fuß die weſtliche Seite des Berges bilden. Der höchſte Punkt iſt 2700 Fuß über der niedrigſten Waſſermarke in Philadelphia. Die Geſammtkoſten dieſer nur 36 Meilen (circa 8 deutſche) langen Bahn nebſt den zehn Stationsmaſchinen, welche die Eiſenbahn-Waggons auf die verſchiedenen künſtlichen Flächen ziehen, belaufen ſich auf 1,850,000 Dollars. Trotz dieſer enormen Verausgabung will man wegen des Zeitverluſtes den Verkehr auf dieſer Bahn eingehen laſſen, und durch einen Umweg von 9 Meilen ſich eine bequemere und

Digitized by

ſchneller zum Ziele führende Bahn eröffnen. Dieſe Verkehrsbeſchleunigung wird abermals eine Summe von 1½ Mill. Dollars in Anſpruch nehmen.

Einzelne Anſiedelungen, die wir paſſirten, nahmen durch ihre Ausdehnung bereits das Anſehen niedlicher Städtchen an, wie z. B. Hollidaysbourg, das ſchon 3500 Bewohner zählt, oder Johnstown mit einem Jeſuitenſeminar und 1200 Seelen. Bizarr ſind die oft klaſſiſchen Namen, mit welchen erſte Anſiedler den Fleck ihrer Niederlaſſung taufen. So ſahen wir z. B. zu verſchiedenen Malen ein paar kleine unanſehnliche Bretterbuden von deren Bewohnern Petersburg, Syrakus, Rom u. ſ. w. benannt. Auch ein Florenz war darunter, aber es hatte noch nicht ſeinen Cosmo de Medicis gefunden.

Nächſt der phyſiſchen Fortbewegung iſt es der geiſtige Verkehr, welchen der Amerikaner auf jede mögliche Weiſe zu fördern bemüht iſt, und darum durchzieht den Urwald nicht nur die zeitbeflügelnde Maſchine, ſondern auch der magnetiſche Draht, welcher in noch zauberhafterer Schnelle die Gedanken nach den fernſten Regionen trägt. Ueber mehr als 12,000 engliſche Meilen ſpannt ſich bereits der magnetiſche Sprech-Apparat, deſſen nicht unbedeutende Herſtellungskoſten ausſchließlich durch Privatmittel beſtritten worden ſind. Man bezahlt durchſchnittlich für die Mittheilung von zehn Worten in einer Entfernung von 100 Meilen 25 Cents und für jedes überzählige Wort 2 Cents. Je größer aber die Entfernung, deſto mehr verringern ſich die Koſten. So z. B. würde eine aus zehn Worten beſtehende Nachricht von Philadelphia nach Neu-Orleans, 2000 engliſche Meilen weit, nicht mehr als 2 Dollars betragen. Die Telegraphen ſind in Amerika der freieſten Benutzung überlaſſen und ſtehen unter keinerlei Staats-Kontrole; doch werden ſie durch Staatsgeſetze gegen jede Art muthwilliger Beſchädigung geſchützt.

Obwohl wir erſt ſpät des Nachts in Pittsburg einfuhren und der Fleiß ſeiner Bewohner bereits in wohlthätiger Ruhe zu neuer Kraft für den nächſten Arbeitsmorgen erſtarkte: ſo ließ uns doch die dicke, kohlenriechende Atmoſphäre errathen, daß wir uns im Birmingham der Neuen Welt befänden. Die Luft iſt da plötzlich ſo kompakt und räucherig geworden, daß man die braunen Aethiopier, die Einem bei der Ankunft in Monogahela-Houſe entgegen ſpringen, im erſten Augenblick für eingeräucherte Kaukaſier halten möchte.

Die Maſſe bituminöſer Kohle, welche in den Fabriken von Pittsburg verbrannt wird, iſt größer als an irgend einem andern Orte der Union, ſie ſoll jährlich über 10 Millionen Buſhel betragen. Der Kohlendunſt, welcher durch die koloſſale Feuerung entſteht, verdichtet die Atmoſphäre unaufhörlich mit Kohlenſäure, Kohlenwaſſerſtoffgas und ſchwefelſaurem Gas, und dieſe ſtoffliche Maſſe hängt um ſo ſchwerfälliger über der Stadt, als die freie Luftzirkulation durch die Hügel der Umgebung weſentlich behindert wird.

Digitized by Google

Miſſiſſippifahrt von Kairo nach St. Louis.*)

Wie wir uns dem Ausfluß des Ohio näherten, wurde der Fluß breiter, ſeine Ufer niedrig und unglaublich einförmig; bald konnte man auch weite Sumpfſtrecken überblicken. Auf der Landſpitze zwiſchen dem Ohio und Miſſiſſippi oberhalb der Mündung legten wir an vor Kairo.**) Der ganze Ueberreſt dieſer Stadt beſtand in ein paar jämmerlichen Hütten und einem langen, grauen Gaſthauſe, deſſen obere Ladenreihe verſchloſſen war, ringsum peſthauchender Sumpf, aus dem die Bäume mit niederhangenden Flechten voll gelblichen Kothes wüſt hervor ſahen. Verſchiedentlich hatte man auf dieſem Platze, der zum Handel gar nicht prächtiger liegen konnte, Fuß zu faſſen verſucht; man wollte auch die Landſpitze, um die Schifffahrt abzukürzen, durch einen Kanal abſchneiden, aber Millionen auf Millionen wurden hineingeſteckt, die Menſchen ſtarben jedesmal gleich zu Hunderten weg. Bei Hochwaſſer war Kairo mehrere Meilen weit vom Waſſer umzingelt, und wenn dieſes von dem niedrigen Lande zurücktrat, dann ſtieg gleich der Fieberqualm auf. Ich freuete mich, als wir den ſchaurigen Ort verließen und in den Miſſiſſippi hinausſteuerten.

Die Einfahrt in den „Vater der Ströme" bietet durchaus nichts Majeſtätiſches; man blickt auf eine breite Waſſerfläche, umſäumt von niedrig ſcheinendem Walde, aber bald hört man das Strudeln und Rauſchen der Wellen und merkt an dem heftigen Zittern des Schiffes und dem Keuchen und Stoßen der Maſchine, daß es wider mächtige Fluthen kämpft. Das klare Waſſer des Ohio geht wie ein Keil mit ſcharfgeſchnittenen Rändern in den Miſſiſſippi hinein; man ſieht deutlich, wie es ſich gegen die Kothwellen wehrt. Ich hatte von den letzteren ſchon gehört, aber begriff noch jetzt kaum, wie der „Vater der Gewäſſer" ſo gar ſchmutzig ſein könne. Kaum waren wir in dieſe ekelhafte Fluth hinein, als ſie auch ſchon in zwanzig Gläſern umhergegeben und mit Leidenſchaft getrunken wurde; ich glaube, mancher Amerikaner würde es für eine perſönliche Beleidigung anſehen, wenn man das „heilſame" Miſſiſſippi-Waſſer zu ängſtlich filtriren wollte. Bald machten wir auch mit Snags und Sawyers Bekanntſchaft, den ſcharfen Baumſtämmen, welche ſo beißluſtig dem Schiffe entgegen aus dem Waſſer ſehen oder ſich heimtückiſch unter deſſen Oberfläche verbergen, um ſich auf einmal dem Schiffe in den Bauch zu bohren.

Die erſte Nacht auf dem Miſſiſſippi war voll wilder Erhabenheit. Der Mondglanz lag über den hellgrauen, weiten Gewäſſern, die Maſchine ſtöhnte und wühlte fort und fort, der Wind ziſchte im Tauwerk und knarrte um die Rauchſchlote, aus denen die Funken flogen wie Feuerfliegen, und rollte dann dumpf durch die endloſen Urwälder. Aber das

*) Franz Löher.

**) In Amerika verſchwinden manche Städte eben ſo raſch wieder, als ſie entſtanden ſind, wenn ſich in der Nähe günſtiger gelegene Plätze eröffnen und die Einwohner das Auswanderungsfieber befällt.

Digitized by

Alles machte die tiefe Stille, die Oede nur furchtbarer. Hier und da zeigte ſich am Ufer ein grauer Punkt, ob Felſen oder Hütten, war nicht zu unterſcheiden. Es blitzte auch wohl in der Ferne ein Dampfſchiff auf, brauſte uns wie ein feurig Ungethüm, da der Gluthofen im Unterdeck ganz frei ſteht, entgegen und vorüber mit rauſchenden Fluthen; und dann war Alles wieder ſo ſtill und öde außer dem Wellenklatſchen und dem Raſſeln des Schiffs. Ich konnte dieſer finſtern Zauberwelt gar nicht Herr werden, es war ſchon drei Uhr Morgens, als mich der Nachtthau nöthigte, die trockene Kajüte aufzuſuchen.

Als ich am Vormittage wieder auf das Verdeck kam, waren die Ufer hügeliger und mannigfaltiger. Die Ortſchaften mit den gelben Maisfeldern wurden zahlreicher, Felſenlager ſahen hoch durch die Bäume, aber Alles blieb wie verloren in der Größe des Fluſſes. Der ſchönſte Anblick war nahe hinter Grandtown, wo eine helle Waldhöhe mit Felſenblöcken zu beiden Seiten aufſtieg. Die Sandſteinmaſſen, welche am Fluſſe manchmal hoch über dem Waſſer ſtehen, ſind zu ſeltſamen Formen ausgewaſchen, und haben eben ſo ſeltſame Namen, wie „Teufels Theetiſch" und „Teufels Backofen." Dieſe Benennungen rühren von den alten Hinterwäldlern her, welche oft genug dieſe Felſen im Fahrwaſſer mögen verwünſcht haben, als ſie noch allein mit ihren langen Flachbooten den Miſſiſſippi hinunterfuhren. Immerfort trieben mächtige Baumſtämme mit Wurzelſcheiben und dürren Aſtkronen den Strom hinab, der Steuermann hatte genug zu thun, ihnen auszuweichen; noch mehr Noth macht es ihm, daß das Fahrwaſſer ſich ſo häufig ändert. Der Strom reißt hier Strecken Landes vom Ufer ab und ſchwemmt ſie dort oder in ſeiner Mitte wieder an, im Schlamm ſchlägt dann bald eine Art Pappeln auf und befeſtigt den Grund. Später erheben ſich auf den alſo gebildeten Inſeln die ſtolzen Waldbüſche; viel häufiger aber werden ſie ſchon früher wieder weggeriſſen. Oft konnte man tief in die Wälder hinein die Sümpfe und den Schlamm der Ueberſchwemmungen ſehen, welche der große Fluß alljährlich ſo weit ausſchüttet. Wege am Ufer ſind da ganz unmöglich, und wenn ſie mit den größten Koſten geſchaffen wären, würde ſie der Strom vielleicht ſchon im nächſten Jahre ſammt dem Lande wegreißen. Weil die Gewalt des Stromes ſo mächtig iſt, brauchen die Schiffe zur Bergfahrt ſtarke Maſchinen und raſſeln deßhalb auch ſo arg; in der Regel ſind ſie in ein paar Jahren aufgebraucht. Und trotzdem iſt die Fahrt ſo billig, daß ich von Cincinnati bis St. Louis, die ganze gute Tafel eingerechnet, nur 10 Dollars bezahlte.

Die Strecke von Kairo bis St. Louis, nur 190 engliſche Meilen, iſt bekanntlich noch jetzt viel gefährlicher als eine Reiſe über den ganzen Ozean; ſie hatte allein im Jahre 1852 36 Dampfſchiffe eingeſchluckt, diejenigen nicht mitgezählt, welche in die Luft ſprangen. Daher hatte man auch für verſchiedene Stellen ſchaurige Namen von Hölle und Teufeln entlehnt, eine hieß der Schiffskirchhof — wie manche Leiche mag da unten liegen, umhüllt vom Schlamm des Miſſiſſippi. Zwei Schiffe mit Taucher-

Digitized by Google

glocken waren beschäftigt, noch etwas von den versunkenen Schätzen wieder aufzufischen, das untergetauchte Menschenleben konnte man freilich nicht wieder auffischen. Wozu auch so viele Mühe darum — das Land bringt und empfängt ja doch neue Menschen genug: so möchte mancher Anwohner des Mississippi denken in jenen Stadtlöchern, wo in der That Menschenleben manchmal noch jetzt mit so viel Gleichmuth ausgeblasen werden, als man bei uns etwa eine Injurienklage anstellt.

Ist man ein paar Tage auf diesen Gewässern gefahren, so fühlt man sich erleichtert, wenn Einem endlich das stattliche St. Louis in einer Ausdehnung von ein paar Meilen vom hohen Ufer herüberglänzt. Bei dem Abgeben aus dem Schiffe machte ich noch eine sonderbare Bekanntschaft. Es hatte die Reise ein langer Herr in dem unvermeidlichen Frackrock mitgemacht, der den altadeligen Namen Livingstone (Liebenstein) trug; unter den wenigen Worten, welche ich mit ihm gewechselt hatte, war mir aufgefallen, daß auch die Nachkömmlinge so reicher und berühmter Familien sich vollständig yankeesirten. Und wer war es? ursprünglich ein deutscher Jude aus der Gegend meiner Heimath, Löwenstein aus Warburg, seit einem Dutzend Jahren Kleiderhändler in einem der Raubnester am unteren Mississippi Der Mann hatte wirklich nicht bloß im Namen die täuschendste Umwandlung in einen echten Amerikaner fertig gebracht, auch Gesichtszüge, Sprache, Haltung waren vollständig yankeesirt.

7. Die Mississippidampfer.

Eine ganz eigenthümliche Art von Dampfschiffen findet man auf dem Mississippi und seinen Nebenflüssen. Ihrer Bauart liegt hauptsächlich der Zweck zum Grunde, auch bei niederem Fahrwasser schnell und mit bedeutender Ladung vorwärts zu kommen. Sie haben deßhalb keine Kiele, sondern sind unten ganz flach gebaut und laufen nach vorn zu in eine scharfe Spitze aus. Der unterste Raum in den größten Schiffen dieser Art ist kaum 6 Fuß tief; die Maschinen und Kessel befinden sich auf dem unteren Deck, also nicht im Schiffsraume, wie anderwärts. Ein solches Boot hat je nach Verhältniß der Größe zwei bis acht Kessel, die nebeneinander auf dem Vorderdeck stehen, und deren Oeffnungen sich gerade unter den Kaminen befinden. Meistentheils hat jedes Boot zwei Maschinen hinter den Kesseln mit horizontalem Hochdruck; denn weil sich im Strome ungeheure Sandmassen anhäufen, können die sonst üblichen Maschinen nicht angewandt werden, weil die Pumpen mit dem Wasser zugleich den Schlamm in den Kessel und durch den Dampf in die Röhren führen würden.

Hinter dem Maschinenraume ist das untere Deck, der Platz für Diejenigen, welche billig reisen und dafür arbeiten wollen; dasselbe ist oft so vollgepfropft, daß kaum der vierte Theil der daselbst Befindlichen zu gleicher

Digitized by Google

Zeit ſchlafen kann; ereignet ſich ein Unglück, ſo leiden dieſe Unterdeck-Paſſagiere — gewöhnlich Einwanderer — am meiſten.

Die Maſchinen der Miſſiſſippi-Dampfſchiffe werden nicht mit Steinkohlen, ſondern mit Holz geheizt, das bisher in unerſchöpflicher Fülle ſich dargeboten hat und noch eine geraume Zeit lang darbieten wird. Beim Einnehmen des Holzes müſſen die Deckpaſſagiere hilfreiche Hand leiſten; dafür fahren ſie ſehr billig, denn von New-Orleans nach St. Louis, eine Strecke von 1200 engliſchen Meilen, bezahlen ſie etwa 2½ bis 3 Dollars.

Ueber dem unteren Deck erhebt ſich der Salon, der die ganze Länge des Schiffes einnimmt. Auf beiden Seiten deſſelben befinden ſich die Staatszimmer, jedes für zwei Paſſagiere und äußerſt elegant eingerichtet und zugleich Wohn- und Schlafzimmer. Jedes dieſer Staatszimmer hat zwei Thüren, durch die es auf der einen Seite mit dem Salon, dem gemeinſamen Speiſezimmer, und auf der anderen Seite mit der um das Boot herumlaufenden Gallerie verbunden iſt. An ſchönen Tagen und heiteren Abenden kann ſomit der Paſſagier in aller Bequemlichkeit von ſeinem Zimmer aus die ſtets intereſſante Szenerie der Landſchaft ſich betrachten; überhaupt lebt man wohl auf keinem Dampfſchiffe der Welt ſo angenehm, als auf den Miſſiſſippibooten. Der Fahrpreis iſt in Anbetracht der vortrefflichen Einrichtungen außerordentlich gering. Man bezahlt von New-Orleans nach St. Louis 15 Dollars (36 Gulden rhein.); dafür hat man ein ſchönes Zimmer, täglich drei Mahlzeiten, Bedienung ohne Trinkgelder. Der läſtige Gebrauch oder vielmehr Mißbrauch von Trinkgeldern iſt auf allen amerikaniſchen Dampfſchiffen und Gaſthöfen abgeſchafft.

Das obere Deck iſt der gemeinſame Aufenthalt für die Salonpaſſagiere. Das hohe Häuschen auf demſelben hinter den Kaminen iſt der Platz für den Steuermann; es muß immer hoch und auf dem Vordertheile des Schiffes angelegt ſein, damit der darin befindliche Lootſe eine Strecke weit vorausſehen kann, ob Sandbänke oder Baumſtämme im Wege ſind, welche letztere oft in Maſſen den Fluß hinuntertreiben und im Schlamm oder, in Strudeln ſtecken bleibend, den Dampfſchiffen große Gefahr bringen. Die übrigen Zimmer im Thurme ſind ausſchließlich für die Lootſen und Maſchiniſten. Die lange Stange, welche ſich auf der äußerſten Spitze des Schiffes erhebt mit der großen ſchwarzen Kugel, dient dem Steuermann als Viſir.

Bei gutem Waſſerſtande fährt man in 4 bis 5 Tagen von New-Orleans nach St. Louis; von hier bis zu den Waſſerfällen von St. Anthony — eine Strecke von 1000 Meilen — braucht man gewöhnlich acht, bei niederem Waſſer auch wohl zehn Tage wegen der Stromſchnellen, wo die Schiffe durch Ausladen eines Theiles der Güter erleichtert werden müſſen.

Die größten Dampfſchiffe fahren zwiſchen New-Orleans und St. Louis; weiter oben iſt der Fluß nicht tief genug und man hat dort kleinere Boote. Die erſteren legen trotz ihrer Größe und Maſſenhaftigkeit 13 engl. Meilen in

Digitized by Google

der Stunde gegen die Strömung zurück! Die Maſchinen brauſen, knarren und pfeifen von der Gewalt des mächtig arbeitenden Dampfes, und es iſt nicht ſelten, daß die Dampfkeſſel ſpringen; aber ſchnell muß der Amerikaner ſich bewegen und ſollte es ihm das Leben koſten!

Mehr als 4 bis 5 Jahre hält keins dieſer Dampfboote aus; wenn ſie auch mit Vorſicht behandelt und nicht von gefährlichen Zufällen betroffen werden, denn wegen des flachen Bodens kann der Bau nicht der ſtärkſte ſein. Bleiben ſie auf Sandbänken hängen, ſo können ſie nur mit großer Beſchädigung des Bodens wieder flott gemacht werden. Die Maſchinen und Keſſel werden dann herausgenommen und zu neuen Schiffen verwendet; das alte Boot wird als Werftboot benutzt, um Güter und Paſſagiere darauf zu landen. Gewöhnlich findet man ſolche auf den Landungsplätzen der verſchiedenen kleineren Städte, wo ſie zugleich als Kaufläden und Wirthshäuſer gebraucht werden. Die größten Dampfböte halten 1200 bis 1400 Tonnen und ſind zuweilen über 300 Fuß lang.

J. Alb. Nov. 1856.

Hudſondampfer.

Dieſe Koloſſe erinnern an Paläſte europäiſcher Großen, von denen ſich ſagen läßt, ſie könnten für ganze Ortſchaften gelten, und deren Anblick ſtets nur aus einiger Entfernung überſichtlich wird, während ihre Einzelheiten immer insbeſondere anzuſchauen ſind. Gegen Abend pflegen an allen Wochentagen immer zu gleicher Zeit oft fünf bis ſechs ſolcher Leviathans ihre Fahrten ſtromaufwärts zu beginnen, und es gehört viel Gleichgültigkeit dazu, um nicht jedes Mal durch ſolchen Anblick hingeriſſen zu werden. Steht man etwa am Ufer in Hoboken, ſo ſcheint es, als löſten ſich ganze Particen New-Yorks los und träten eine Wanderung in's Innere des Landes auf der großen Waſſerſtraße an. Unwillkürlich wird man gereizt, ſolche Fahrt mitzumachen, und gälte es nur, das menſchliche Treiben auf dieſen Dampfern kennen zu lernen. Auch die Hudſondampfer erſter Klaſſe haben unter ihren Verdecken geräumige Säle, die als Speiſeſalons und nebenbei auch wohl zur Unterbringung von Paſſagieren für Tag- und Nachtreiſen benutzt werden; ſowie auf den Verdecken elegant eingerichtete weite Salons in ein oder zwei Stockwerken ſich befinden zur Verſammlung der „Ladies und Gentlemen.“ Auf dem erſten Geſchoſſe der Dampfer ſind öfters nur Verdachungen zum Aufenthalt im Freien, um — geſchützt gegen Regen und Sonne — die Stromſzenerie genießen zu können. Dieſe lobenswerthe Einrichtung iſt auch auf ſolchen Dampfern angebracht, welche zwei Stockwerke auf dem Verdeck mit doppelten Salons haben, nur ſind dann die Räume unter den Verdachungen beſchränkter. Die Hudſondampfer haben inſofern einen beſondern Charakter, als ihr Bau jenen ſcharfen Schnitt zu zeigen pflegt, der „amerikaniſch“ genannt zu werden verdient, und welcher die auf Schnelligkeit gerichtete Neigung des amerikaniſchen Schiffbaues hauptſächlich dokumentirt. Der Kiel läuft gleich

Digitized by Google

einer langen allmälig zugeſchliffenen Degenſpitze aus, die, von der Dampfkraft getrieben, ſich in's Waſſer bohrt.

Panzerſchiffe.

(Eine Szene aus dem letzten Kriege.)

Am 8. und 9. März 1862 fand bei Newport News und Fort Monroe ein Seegefecht Statt, das eine neue Epoche in der Schiffsbaukunſt und im ganzen Kriegsweſen begründet.

Nachdem der Krieg der abtrünnigen ſüdlichen Staaten der Union mit dem mächtigeren Nordſtaate ausgebrochen war, erkannten jene, die Sklavenſtaaten, wohl, daß ſie der Seemacht der Union nicht gewachſen ſeien, und die Noth gab ihnen den glücklichen Gedanken ein, auf dem Meere mit Eiſen gegen Holz zu kämpfen, und ſo baueten ſie in der kurzen Zeit von 10 Monaten die ſchwere eiſengepanzerte Fregatte „Merrimac." Dieſe war ganz abweichend vom Bau der engliſchen und franzöſiſchen Panzerſchiffe konſtruirt, indem ſie dem Feinde gar keine ſenkrechten Wände zum Schuß darbot, vielmehr den ganz kahlen Oberbau nur in Bogenlinien und ſpitzen Winkeln dachartig niederſenkte, ſo daß er bis 3 Fuß unter den Waſſerſpiegel reichte. Auf jeder Seite war ſie mit vier Dahlgreen- und zwei Armſtrong-Kanonen bewaffnet; am Bug, an der Waſſerlinie, führte ſie zwei ſtarke ſcharfe eiſerne Spitzen, geformt wie Pflugſchaaren und 6 bis 7 Fuß von einander entfernt.

Es fehlte nicht viel, ſo hätte der „Merrimac" die ganze Unionsflotte vernichtet. Der offizielle Bericht des Hergangs an den Marine-Sekretär lautet: Fort Monroe, 8. März. Geſtern erhielten wir die Kunde, daß ein verdächtig ausſehendes Fahrzeug, das man für den Merrimac hielt, und das wie ein untergetauchtes Haus ausſah, deſſen Dach allein über dem Waſſer iſt, von der Rebellenfeſte Norfolk herunterkomme. Unſere Fregatten Kumberland und Kongreß feuerten Signalſchüſſe ab, um die Kriegsſchiffe Minneſota, St. Lorenz und Ranoke von der bevorſtehenden Gefahr in Kenntniß zu ſetzen. Es ragte Nichts aus dem Waſſer empor, als eine Flaggenſtange mit der flatternden Rebellenflagge, und ein kurzer Rauchfang wurde ſichtbar. Das Ungeheuer gieng langſam vorwärts und dampfte geraden Wegs nach den Fregatten Kumberland und Kongreß. Sobald es auf Schußweite vom Kumberland gekommen war, ließ dieſer ſeine ſchweren Geſchütze auf daſſelbe ſpielen; aber die Kugeln trafen und prallten ab, ohne mehr Wirkung zu thun, als Erbſen aus einer Knallbüchſe. Die Geſchützpforten des Rebellenſchiffes waren alle geſchloſſen und es gieng ſchweigend, aber unter vollem Dampfe, vorwärts. Während ſo auf der einen Seite der Merrimac ſich den beiden Fregatten näherte, kamen die eiſengepanzerten Rebellendampfer Jamestown und Yorktown den Jamesfluß herab und engagirten unſere Fregatten auf der andern Seite. Die Batterien Newport News ſpielten auf dieſe Dampfer und thaten ihr

Digitized by Google

Möglichſtes, um den Fregatten Kumberland und Kongreß beizuſtehen, die als Segelſchiffe den nahenden Dampfern preisgegeben waren. Inzwiſchen verfolgte der Merrimac unbeirrt ſeinen Lauf und näherte ſich langſam dem Kumberland, als dieſer und der Kongreß in einer Entfernung von einigen hundert Schritten volle Breitſeiten auf das eiſengepanzerte Ungeheuer entluden, die jedoch wirkungslos blieben, indem die Kugeln abprallten, ſo daß der Merrimac nur einen Augenblick in ſeinen Bewegungen aufgehalten wurde. Nachdem er die erſte Breitſeite von den beiden Fregatten erhalten hatte, rannte nun der Merrimac auf den Kumberland los, traf ihn ohngefähr in der Mitte und brach wörtlich ſeine Seitenwände auf. Dann gieng er zurück, feuerte eine Breitſeite auf das jetzt ſchon kampfunfähige Schiff und ſtürzte ſich nochmals mit ſeinem eiſengepanzerten Schiffsſchnabel auf daſſelbe. Er ſtieß daſſelbe in die Seite und überließ es dem Sinken, während er mit der Fregatte Kongreß anband. Der Kongreß hatte inzwiſchen ein hitziges Gefecht mit dem Jamestown und Yorktown beſtanden, und als er die Hoffnungsloſigkeit des Widerſtandes ſah, ſo ſtrich er ſofort die Flagge. Jetzt ſteuerten die Rebellenſchiffe auf die Fregatten St. Lorenz und Minneſota los und ein Kampf begann mit dieſen Schiffen, bis die Nacht hereinbrach und der Merrimac ſich zurückzog. Am Abend um 10 Uhr kam der Monitor in Monroe an und eilte ſogleich unſeren Kriegsſchiffen zu Hülfe. Am Morgen des 9. zeigten die Rebellendampfer ſich wieder, der Monitor gieng ihnen muthig entgegen und alle, bis auf den Merrimac, zogen ſich zurück. Die beiden eiſengepanzerten Fahrzeuge fochten, indem ſie ſich eine Zeit lang berührten, von 8 Uhr Vormittags bis Nachmittags, wo ſich der Merrimac in beſchädigtem Zuſtande zurückziehen mußte. Der Monitor blieb unverletzt. Der Lieutenant Worden, Kommandant des Monitor, wurde verwundet, als er aus dem Rathaus herausſah.

Der „Monitor" war nur ein kleines Kanonenboot, dem Niemand eine ſolche Heldenthat zugetrauet hätte. Als die Kunde von der Erbauung des furchtbaren Merrimac nach dem Norden drang„ war bereits von dem berühmten ſchwediſchen Techniker Ericsſon in New-York ein Mahner (Monitor) in Angriff genommen. Der Rumpf deſſelben beſteht aus zwei beſondern Körpern, von welchen der untere, etwa 6 Fuß hoch, das eigentliche Boot darſtellt und den Raum für Maſchine, Steuervorrichtung, Mannſchaft ꝛc. enthält. Dieſer Theil des Fahrzeugs liegt tief unter Waſſer und wird auf allen Seiten von dem oberen ſchußfeſt gepanzerten Körper ſo weit überragt, daß eine Kanonenkugel ihn erſt nach einem 25 Fuß weiten Lauf durch das Waſſer erreichen könnte und daher ganz unſchädlich ſein würde. Dieſer obere Körper iſt 5 Fuß hoch, ragt aber nur 22 Zoll weit aus dem Waſſer hervor. Das Oberdeck iſt flach und trägt einen runden eiſernen, 670,000 Pfund ſchweren Thurm, welcher bombenfeſt iſt, ſich mit Leichtigkeit um ſeine Achſe drehen läßt und die Bewaffnung des Fahrzeugs enthält. Dieſe beſteht freilich nur aus zwei Kanonen, welche

Digitized by

aber runde Kugeln von 184 Pfund und kegelförmige von 350 Pfund werfen können. Der „Monitor" hatte in jenem Gefecht seine aus Schmiedeeisen gedrehten 184 Pfund schweren Geschosse noch nicht gegen den Merrimac angewendet, weil man diese noch nicht versucht hatte und eine Explosion fürchtete. Die Kugeln des Monitor waren ähnliche, wie die gegen das Fort Pulaski verwendeten, und doch schlugen sie drei Lecks in den Panzer des Merrimac, der weit stärker ist als der Panzer des englischen „Warriac" und des französischen „Gloire." Beim nächsten Mal wird wohl das Schmiedeeisen zur Verwendung kommen, und wenn das noch nicht genügt, so hat man Projektile von Gußstahl in Bereitschaft.

Die Stückpforten des Thurmes auf dem Monitor schließen sich in dem Augenblick, wo die Kanone abgefeuert ist, durch eine bombenfeste Schutzplatte. Für Ventilation ist durch siebartige Durchlöcherung des Eisenpanzers gesorgt. Außer dem Thurm ragt über das Deck nur noch der 4 Fuß hohe Schornstein hervor und das Steuermannshäuschen, das vorn steht. Das vor dem Thurm befindliche Radhaus kann mit seinem bombenfesten Dache so tief versenkt werden, daß es mit der Decke gleich ist. Das ganze Schiff wiegt 1,400,000 Pfund.

Die Vereinigten Staaten besitzen bis jetzt an Panzerschiffen nur den Monitor, allein zwei große Fregatten sollten am 30. März fertig werden. Die Batterie Stevens, die furchtbarste Kriegsmaschine, die je gebaut wurde, ist in 3 Monaten vollendet, und der Kongreß hat ferner den Bau von 35 Panzerschiffen innerhalb der kürzesten Zeit angeordnet. Es ist vorbei mit den Holzschiffen. Es ist aber auch vorbei mit den steinernen Festungsmauern. Welche Mauer soll den schweren gezogenen Kanonen eines Schiffes widerstehen, das ohne alle Gefahr in eine Entfernung von 400 Fuß vor Anker gehen kann? Die Festungen wie die Schiffe müssen nunmehr gepanzert werden, und der Festungsbau erleidet dadurch eine eben so große Umwälzung wie der Schiffsbau.

8. New-York.*)

Die drei fortschritteifrigsten, die moderne Kultur vorzugsweise darstellenden Hauptstädte der Welt sind gegenwärtig London, Paris, New-York. Die amerikanische Hauptstadt hat sich aber mit zauberhafter Schnelligkeit entwickelt, wie keine andere. Sie hatte 1793 nur 22,000 Einwohner, 1840 schon über 300,000, 1850 über eine halbe Million (515,000), im Jahre 1860 gar 814,000. Das nahe Brooklyn auf Long-Island, im Grunde blos eine Vorstadt New-Yorks, zählte im Jahre 1850 bereits 97,000 Einwohner, 1860 hatte sie schon 270,000, so daß sich auf dem kleinen Flächen-

*) Vgl. Graf Görz, Reise um die Welt I. „Ueber große Städte" in Puntnams Magazin 1855. Fr. Löher, Geschichte und Zustände der Deutschen in Amerika.

Digitized by Google

raum von 30,000 Akres*) mehr als eine Million Menschen zusammendrängt. Außer Brooklyn enthalten aber auch andere Vorstädte, wie Tompkinsville auf Staaten-Island, Morrisania und die fortlaufenden Ansiedelungen von Harlem-River bis Fordham, endlich Jersey-City und Hoboken eine fast ausschließlich zum städtischen Verbande New-Yorks gehörige Bevölkerung von 70,000 Seelen, die zur Gesammtbevölkerung der großen Mutterstadt geschlagen werden muß, welche sich im Jahre 1860 auf 1,116,958 Seelen belief.

Noch eine Ziffer möge die Größe und Bedeutung New-Yorks veranschaulichen. In dem mit dem 30. Juni 1854 geschlossenen Finanzjahr belief sich die gesammte Zolleinnahme der Vereinigten Staaten auf 64,224,190 Dollars 27 Cents, wovon 41,755,419 Dollars 17 Cents, also beinahe zwei Drittel des Ganzen, in dem einzigen Hafen New-York eingiengen.

Die Gründe jenes reißenden Wachsthums beruhen hauptsächlich in der ausnehmend günstigen Lage New-Yorks auf einer Landzunge, gebildet durch zwei tiefe Wasserbetten; auf der einen Seite mündet der herrliche Hudsonfluß, auf der andern der East-River (Ostfluß) in den Meerbusen von Long-Island. Das tiefe Fahrwasser auf allen Seiten erlaubt den größten Schiffen den Zugang und bietet unvergleichliche Häfen, da die Insel Long-Island und andere kleinere Inseln dergestalt vor der Mündung des Hudson lagern, daß sie vollkommen Schutz gegen Wind und Wellen gewähren. Die Landzunge aber, bis zu 2 englischen Meilen breit, ist der Art mit einem Straßennetz überzogen, daß alle Querstraßen vom Ufer der Mündung des Hudson zur gedachten Seebucht laufen. Während an jenem hauptsächlich der Verkehr mit dem Binnenlande Statt findet, die Menge von Flußschiffen und Dampfbooten des Hudson dort anlegen, kommen hier auf der Seeseite endlose Reihen von Seeschiffen bis dicht an die Quais heran und scheinen eine Fortsetzung der Straßen zu bilden. Hier entfaltet sich in großartigster Weise das Leben des überseeischen Großhandels und der Rhederei; die Geschäftslokale der Kaufleute, die Börse, das Zollhaus sind hier mit ihrem Getümmel und Gewimmel, und der Geschäftsmann rettet sich Abends in die vom Wasser abgelegenen Stadttheile, wo es ruhiger ist.

Quer durch die vielen kürzeren Straßen schneidet die große Hauptstraße der Stadt, „Broadway" genannt, in der Länge von einer guten Wegstunde. Der Amerikaner nennt sie die erste Straße der Welt, und wenn dies in Bezug auf Schönheit große Uebertreibung ist, so ist doch das rastlose, in wahrhaft fieberischer Hast sich auf- und abbewegende Menschengedränge, das immer neu sich gebärende geschäftige Treiben wirklich imposant und noch großartiger als in der City von London. Es ist für den Menschenstrom die respektable Breite von 80 Fuß vorhanden, wer aber nicht

*) 571 Akres = 905 preußische Morgen.

mit derſelben Haſt und Gewalt mit fortzuſchwimmen verſteht, wird ſchier wie ein fremdartiger Körper erdrückt, geſtoßen und herausgeworfen.

Broadway beginnt an der reizend gelegenen Battery, einem Park an der Spitze der Landzunge, und läuft — nicht ganz gerade, ſondern mit einem Knie, bis Union-Place, in welchen ſchönen großen Platz der Menſchenſtrom gleichſam mündet und ſich ausbreitet. Hinter Union-Place iſt Raum genug, daß einzelne Häuſer und Anlagen ſich ausbreiten können. Ein kleines Gewäſſer, der Harlem-River, vermittelt die Verbindung zwiſchen dem Hudſon und Eaſt-River, und macht ſomit die Landzunge, auf welcher New-York liegt, zur Inſel. Manhattan-Island iſt ihr alter Name.

Broadway hat breite Trottoirs, auch ſchattige Bäume; aber die Waarenballen und Verkaufsgegenſtände rücken nicht ſelten bis auf dieſe Trottoirs hinaus und die Bäume ſind ſehr unregelmäßig gepflanzt. Das Schöne hat eine ſehr untergeordnete Bedeutung da, wo das Geſchäft (business) die oberſte Gottheit iſt, der geopfert wird. Das allgemeine Baumaterial für die Häuſer iſt Backſtein, der Bauſtyl der engliſche — drei Fenſter breit, drei Stockwerk hoch. Die Backſteine ſind ziegelroth angemalt, mit weißen Zwiſchenlinien, was im Einzelnen wohl recht ſauber läßt, im Ganzen aber keinen Effekt macht. Da man ſtets haſtig und wenig ſolid baut, ſieht man in Broadway ſtets Gerüſte vor den Häuſern zum Umbau und zur Reparatur. Die Ausbängeſchilde ſuchen ſich in Größe und auffallenden Anzeigen zu überbieten. Die zahlloſen Kabs und Fiaker nebſt den ohne Unterlaß auf- und abfahrenden Omnibus bilden ein furchtbares Geraſſel; die Omnibus haben eine echt amerikaniſche Einrichtung, wodurch man den Kondukteur erſpart; die Wagenthür ſteht nämlich durch einen Riemen mit dem Sitz des Kutſchers in Verbindung, der nicht eher öffnen läßt, als bis das Fahrgeld bezahlt iſt. In der Bowery, einer zweiten Hauptſtraße New-Yorks, die bei City-Hall in Broadway mündet, iſt ſogar eine Eiſenbahn mit Pferdetransport. Nur an den beiden Endpunkten von Broadway kommt das heftig pulſirende Leben einigermaßen zur Ruhe; namentlich der obere Theil mit ſeinen Nebenſtraßen iſt die Wohnung der Reichen; da giebt es Squares nach engliſcher Weiſe, mit Anlagen geziert und umgittert.

Es fehlt aber auch nicht an großen und ſchönen Gebäuden, wie Aſtor-Houſe (auch in Broadway), der berühmte Gaſthof New-Yorks, von dem unternehmenden reichen Deutſchen Aſtor erbaut aus Granitſteinen von New-Hampſhire, und das Metropolitan-Hotel.*) Ferner das prächtige

*) Die Großartigkeit des amerikaniſchen Lebens lernt der Fremde zuerſt in dieſen großartigen Hotels kennen. Vor wenig Jahren wurde ein würdiger Nebenbuhler des Aſtor-Houſe, das Metropolitan-Hotel, eröffnet. Daſſelbe iſt 6 Stock hoch, enthält 500 Fremdenzimmer und kann über 500 Fremde beherbergen. Nach demſelben führen 3 Eingänge und 5 verſchiedene Treppen, wovon ein Zugang ausſchließlich für Damen beſtimmt iſt, die, wie in allen amerikaniſchen Hotels, auch beſondere Speiſe- und Empfangszimmer haben. Die Leſezimmer, Konverſationsſäle und Wohnzimmer der männ-

Digitized by Google

Stadthaus, City-Hall, an einem schönen, an Broadway grenzenden Platze gelegen, der zum Park umgeschaffen ist und vorzugsweise auch der „Park" genannt wird. Dieses Stadthaus ist von Marmorquadern errichtet und mit Kupfer gedeckt, 216 Ellen lang, 105 breit. Einen reinen Styl darf man freilich nirgends erwarten. So ist das Custom-House oder Zollhaus gleichfalls aus weißem Marmor nach dem Muster des Parthenon erbaut; es liegt an der Ecke der Wall- und Nassaustraße. Seine nach Wallstreet gerichtete Fronte ist imposant, hat eine Höhe von 90 Fuß und ist mit acht korinthischen Säulen verziert. Aber diese Säulen sind nur 30 Fuß hoch, und dazu von etwas großem Durchmesser, was ihnen ein gedrücktes Ansehen giebt. Der Aufgang wird durch 18 Marmorstufen gebildet, deren Eindruck jedoch wieder dadurch geschwächt wird, daß sie auf abschüssigem, nach Nassaustreet sich neigendem Boden, also schief liegen. Auf der rechten Seite klebt wie ein Schwalbennest ein Privathaus an dem Prachtgebäude. Die Staffage von Waarenballen und Packknechten bildet nebst dem Flaggenstock auf der Spitze einen merkwürdigen Kontrast zum klassischen Parthenon der Athener.

Am vollendetsten ist wohl die Justizhalle (Halls of justice), die 255 Fuß lang und 200 Fuß breit und zwei Stockwerk hoch ist, aus lichtgrauem Granit in ägyptischem Baustyl aufgeführt. Auch der gothische Baustyl ist vertreten in der Hauptkirche von New-York, Trinity-Church, am Broadway. Der Thurm hat die Höhe von 264 Fuß, aber die daran befindliche Kirche entspricht mit ihrer Größe keineswegs diesem Thurme, wie denn überhaupt dieses gothische Bauwerk sich nicht mit unsern deutschen Domen messen kann, die aus dem frommen Gemüth des Volkes heraus gebauet wurden. Immerhin bleibt aber die Zahl der Kirchen, Kapellen und Bethäuser, deren bis 250 vorhanden sein sollen, eine merkwürdige Erscheinung. Die kirchenreichsten Hauptstädte Europa's erscheinen gegen New-York kirchenarm, wenn man die Jugend dieser Stadt in Betrachtung zieht. Der Sonntag wird von dem Anglo-Amerikaner eben so streng durch Enthaltung von aller Beschäftigung gefeiert, wie von dem Engländer; die Straßen der großen Handelsstadt sind dann wie verwandelt und nur durch die schwarzen, braunen, gelben und weißen Kirchgänger belebt. Doch die Schifffahrt auf dem Hudson ruhet auch am Sonntag nicht, und besonders sind es die Deutschen, welche die Dampfboote zu Spazierfahrten benutzen.

Am größten und tüchtigsten zeigen sich die Amerikaner in solchen Unternehmungen, die auf rein praktische, materielle Zwecke gerichtet sind. So

---

lichen Gäste sind nicht weniger elegant. Jedes Fremden-Appartement der ersten zwei Etagen besitzt ein eigenes Badezimmer. Das ganze Haus ist mit Gas beleuchtet und wird durch Dampf geheizt. Die Wäsche wird ebenfalls mittelst eines Dampfapparats gereinigt, welcher den ganzen Waschprozeß auf eine Stunde reduzirt. Das neueste und größte Hotel in New-York ist das Fifth-Avenue-Hotel. Dieses hat 8 große öffentliche Salons, 120 Privat-Salons, 4 Speisesäle, 420 Zimmer, die für die Dienerschaft nicht mitgerechnet. Zehn große Fleischkessel können auf einmal 1000 Personen speisen.

Digitized by Google

haben die Bewohner New-Yorks, um die Stadt mit gutem Trinkwaſſer zu verſorgen, einen ganzen Fluß, den Krotenfluß, von Mount-Fair in zwei ungeheure Baſſins geleitet, die 7 Millionen Gallonen halten und durch gußeiſerne Röhren alle Straßen New-Yorks mit Waſſer verſehen. Auf dieſes Werk hat die reiche Handelsſtadt die Summe von 12 Millionen Dollars (30 Millionen Gulden) verwandt. Dieſer Anſtalt ſteben eine Menge anderer gemeinnütziger Bauten und Wohlthätigkeitsanſtalten zur Seite. Beſonders thätig iſt die Aſſoziation. Es giebt Geſellſchaften für Freiſchulen mit 5 Schulen für 2000 Kinder, für Erziehung der Waiſen, eine Marineſozietät für Unterſtützung der Wittwen und Waiſen von Seeleuten, eine phyſikaliſch-mediziniſche Geſellſchaft, eine Geſellſchaft der Wiſſenſchaften, eine hiſtoriſche Geſellſchaft; auch eine Geſellſchaft zur Verbreitung der deutſchen Sprache und Literatur, eine Geſellſchaft zur Beförderung der Künſte und des Ackerbaues, der Künſte und Gewerbe u. ſ. w. New-York hat auch eine Univerſität, das Kolumbia-Kollege, und eine Akademie der ſchönen Künſte, auch ein Athenäum, worin Vorleſungen über Künſte und Wiſſenſchaften für ein gemiſchtes Publikum gehalten werden; desgleichen mehrere zum allgemeinen Gebrauch beſtimmte Bibliotheken. Nur darf man bei dieſem Allen nicht an deutſche Wiſſenſchaft oder Pädagogik denken; der Unterricht muß überall möglichſt ſchnell zum Ziele führen und maſſenweiſe beſtimmte, ſichtbare Leiſtungen erzielen; die Wiſſenſchaft verſenkt ſich nicht in idealiſtiſche Regionen, ſie muß einen praktiſchen Hintergrund, einen greifbaren Zweck haben. Denn der Induſtrie- und Handelsgeiſt beherrſcht alle Klaſſen der Geſellſchaft und der Gegenſtand der tiefſten Spekulation iſt zuletzt — das Geld. In dieſem materiellen Streben entfaltet aber das amerikaniſche Volk eine ſo energiſche Thätigkeit, daß der Deutſche ihm gegenüber anfangs wie ein Träumer erſcheint, der über dem Denken das Handeln vergißt. Und doch liegt wieder in dem deutſchen Weſen ſo viel Fleiß und Beharrlichkeit, ſo viel Begeiſterung für das Ideelle, ohne welches alle materiellen Fortſchritte des ſittlichen Werthes entbehren, daß dieſes ſolide Element des deutſchen Charakters eine nothwendige Ergänzung des Yankeethums bildet. Die Anglo-Amerikaner mögen immerhin den Deutſchen haſſen und ſogar verfolgen, es liegt ſelbſt in dieſem Haß ein Gefühl von der Ueberlegenheit des Deutſchen in mancher Beziehung.

In der New-Yorker Luft, in dieſen Gegenſätzen von Hitze und Kälte, von ſcharfem Licht und Schatten, iſt aber auch etwas die Nerven Aufregendes. Die Sommer ſind ſehr heiß, die Winter empfindlich kalt durch ſcharfe Winde, ebenſo die Abende und Nächte auch in den heißen Sommertagen ſehr kühl. Die Männer ſind meiſt ſchmächtig, eine in's Gelbe ſpielende blaſſe Geſichtsfarbe, ein dünner, langer Hals ziemlich allgemein. Wie der Amerikaner auf ſich ſelber viel hält, ſo weiß er auch gegen Andere äußerlich den Anſtand zu beobachten, ſich in ſeinem Benehmen zu beherrſchen; aber unter dieſer Hülle entdeckt man leicht die innere Reizbarkeit und Unruhe, die plötzlich, ehe man ſich deſſen verſieht, ſich Luft macht. Dieſe

Digitized by Google

Unruhe iſt aber von Nöthen, wo eine neue Welt ſich geſtalten ſoll. Auch der Deutſche wird allmählig in dem amerikaniſchen Wirken mit fortgeriſſen; er muß Alles daheim erſt vergeſſen, um ſich an das neue Leben zu gewöhnen, er wird über kurz oder lang in Tracht, Behaben, ſelbſt in der Geſichtsbildung ein Amerikaner. Aber in New-York, wo ſo viele Tauſende von Fremden ihr Abſteigequartier haben, treten die Nationalitäten noch ſehr ſchroff hervor, und man erblickt gleichzeitig eine ſpezifiſch-amerikaniſche, eine franzöſiſche, deutſche, irländiſche, indianiſche Bevölkerung, und auch an ſchwarzen Geſichtern iſt kein Mangel. Jede Race, jede Volksthümlichkeit bewegt ſich und äußert ſich in ihrer Weiſe, und dies macht New-York in einem ganz andern Sinne zur Weltſtadt, wie Paris und London, wo das franzöſiſche oder engliſche Weſen alles Andere verſchlingt.

Außerdem, daß ein bedeutender Stadttheil New-Yorks am Eaſt-River faſt ganz von Deutſchen bewohnt iſt, haben dieſelben ein Gewerbe und einen Ort in eigenthümlicher Weiſe in Anſpruch genommen, nämlich die Groceries oder Viktualienläden, welche regelmäßig an den Eckhäuſern angebracht zu ſein pflegen. Da ſieht man dann oft einen wohlgenährten deutſchen Landsmann ſtehen, immer eine etwas auffallende Erſcheinung neben den dürren Yankees. Löher ſagt, indem er von jenem Stadttheil ſpricht: „Man kann dort in der Regel Jeden, der mit mehr Gemächlichkeit als Zierlichkeit gekleidet iſt, ſofort deutſch anreden.“ In New-York und deſſen nächſter Umgebung wohnen an 80,000 Deutſche. Es giebt unter dieſen ſehr reiche und vornehme Großhändler, welche den bedeutendſten Einfuhrhandel treiben; der Kern dieſer deutſchen Bevölkerung beſteht aber aus Apothekern, Sprachlehrern, Muſikern, Künſtlern und den kunſtmäßig arbeitenden Handwerkern, Gaſt- und Schenkwirthen und einer großen Anzahl Kleinhändler. Viele deutſche Handwerker arbeiten für fremden Verkauf, ſind Schuh- und Kleiderflicker, Kellerwirthe, Wichſe- und Zündhölzchenmacher, Tagelöhner, und es giebt da auch bittere Armuth genug.

New-York hat bereits, wie London und Paris, ſein erſchreckliches Proletariat; leider verfallen viele Deutſche gleich nach ihrer Ankunft den Netzen jener verſchmitzten Betrüger, die am Hafen ihrer warten und unter der Maske dienſtfertiger Freundſchaft ſie ausplündern. Beſonders ſteuern aber die leichtſinnigen, haltungsloſen Irländer dem Proletariat in die Arme; die Irländer ſind aber auch die verachtetſten unter den Fremden.

Dennoch hat die Armuth in New-York nicht ſo viel Gefährliches, wie in Paris, weil in Amerika die Luſt am Erwerb und auch die Leichtigkeit des Erwerbs größer iſt, und mancher Lump, wenn er ſich nur aufraffen will, es zum reichen und angeſehenen Manne bringen kann und gebracht hat. Im Ganzen iſt die Wohlhäbigkeit viel bedeutender, als in den großen Städten der Alten Welt. Man findet ſelbſt in den kleinſten Wohnungen Teppiche und polirte Möbeln, und auf den Märkten ſieht man ärmlich gekleidete Frauen fette Truthühner einkaufen. Es wird Keinem ſchwer gemacht, als „Gentleman“ zu erſcheinen und zu gelten; die Frauen,

Digitized by

eingeſchloſſen die Kammerzofen, ſind allzumal „Ladies“. Dort ſteigt ein Maurer von ſeinem Gerüſt — um ein Glas künſtliches Mineralwaſſer zu trinken. Genüſſe, welche in Europa ſich nur die wohlhabenderen Klaſſen verſchaffen können, ſind in Amerika Gemeingut. Jeder iſt Herr und ſtrebt es zu ſein; Arbeit und Erwerb iſt der einzige Adel, aber wohl zu merken: nur in dem Maße, als ſie Geld einbringen. Und doch iſt es wiederum nicht einzig und allein um's Geld gethan, was man thut und ſchafft, ſondern die Freiheit und Selbſtſtändigkeit, das „ſein eigener Herr ſein“ iſt es, was man erſtrebt.

Erziehung und Unabhängigkeitsgefühl der Amerikaner.*)

Bei allem Thun und Denken des Amerikaners klingt eine Saite ſeines Herzens durch: das Unabhängigkeitsgefühl. Dies ſitzt ſo tief und zähe in ihm und iſt ſo empfindlich, daß in Europa dafür den Meiſten das Verſtändniß fehlt, weil ſie durch Liebe und durch Zucht von Kindesbeinen an anders gewöhnt ſind. Wiederum iſt den Amerikanern, wenn ſie nach Europa kommen, nichts widriger, als das Gebieteriſche in dem Auftreten der Eltern, Dienſtherren und Obrigkeiten. Sie werfen uns den Egoismus vor, der Andere nach ſeinem Willen zwingt; im Grunde aber ſind ſie noch ſtärkere Egoiſten, weil Jeder ſein eigener Souverän ſein möchte.

Die Kinder werden mit aller erdenklichen Sorgfalt gepflegt, aber der Grundſatz, Jedem ſeinen Willen zu laſſen, iſt ſo eingewurzelt, daß ſie aus Mangel an Ueberwachung häufig in die größten Gefahren laufen. Sobald ſie ihr kleines Ich nur fühlen können, hört die elterliche Zucht für ſie auf. Ehe ſie bis fünf zählen können, ſpricht man ihnen ſchon Gründe vor, weshalb ſie das Eine thun und das Andere laſſen ſollen. Man braucht nicht gerade die ehrenfeſte pommerſche Anſicht zu theilen, daß Kinder und Jagdhunde nach gleichen Maximen abgerichtet werden müſſen, aber es kommt uns doch fremdartig vor, daß ein Amerikaner ſeinem Söhnchen die Gründe auseinander ſetzt, warum es Franzöſiſch lernen müſſe, und das Knäbchen ihm mit großer Gelaſſenheit bemerkt: Was Ihr ſagt, Vater, iſt Eure Meinung, was ich ſage, iſt die meinige; aber ich folge doch lieber der meinigen. Niemand iſt übler daran, als ein europäiſcher Schulmeiſter, der in eine amerikaniſche Schule gerathen iſt, denn die Rangen ſpielen ihm unbarmherzig mit, und dann verlangt man noch von ihm, er ſoll ihre „ſelbſtſtändigen Anſichten“ achten.

Es iſt nicht blos das Landesklima, welches der milden Frühlingsblüthe nur wenige Tage geſtattet, ſondern auch das angeborne Unabhängigkeitsgefühl die Urſache, daß der erſten Friſche und Unſchuld der Jugend eine ſo kurze Zeit zugemeſſen iſt. Kleine Mädchen drehen und wenden ſich

*) Fr. Löher.

Digitized by Google

wie Ballfiguren und laſſen ſich von den Knaben ernſthafte Komplimente ſagen, als wären es ſchon ſtattliche Kavaliere. Kindliche Freuden, naive Empfänglichkeit und zärtliches Anſchmiegen ſchwinden im Entſtehen, und ſo büßen die armen Kleinen den goldenen Zauber der Kinderzeit gänzlich ein. Kaum erwachſen, treten die Mädchen ſchon frauenhaft auf, geben und nehmen Beſuche, empfangen Geſellſchaften, gehen und fahren aus mit ihren Freunden, wann und wohin es ihnen beliebt. Bei dieſer Freiheit im täglichen Umgange gedeiht zwar der Unabhängigkeitsſinn, aber gleichzeitig wird damit alle Poeſie und Wärme in dem jungfräulichen Gemüthe getödtet. Die jungen Damen ſtellen ſich ſo weltklug an, als hätten ſie ſchon eine Brautſchaft gebrochen. Heirathen auf der Flucht oder insgeheim ſind häufig, und es iſt auch nichts Unerhörtes, wenn eines Abends eine junge Dame, die Jedermann für unvermählt halten mußte, der Geſellſchaft ihren Mann vorſtellt, dem ſie ſchon vor Jahr und Tag angetraut war.

Der Dienſtbote verläßt nach Laune und Willkür das Haus ſeines Herrn, und es giebt kaum ein Mittel, nur eine Entſchädigung von ihm zu verlangen. Und eben ſo ſeltſam würde man es finden, wenn der Vater ſeinen Töchtern den Beſuch einer Sektenkirche, die Wahl einer andern Konfeſſion unterſagen, oder die Söhne zu ſeiner politiſchen Partei zwingen wollte. „Ich erkläre," ſo gewöhnen ſich ſchon die Kinder zu ſagen, wenn ſie ihren Willen kund geben wollen. Die Knaben, wenn es ihnen einfällt, machen eine weite Reiſe auf dem Miſſiſſippi, oder treten in ein Geſchäft und ſpeiſen in einem Koſthauſe. Oft haben ſchon achtjährige Kinder mit dem Gelde ihrer Sparbüchſe einen kleinen Handel etablirt; Eltern, Bekannte und Verwandte kaufen von ihnen und freuen ſich der Gewandtheit der lieben Jugend, die ſchon ſo früh ihr Profitchen zu machen weiß.

9. Deutſches Weſen.

Ein deutſcher Farmer, der ſelbſt viel unter Deutſchen und Amerikanern gewirthſchaftet hatte, ſprach ſich gegen den bekannten Reiſenden J. G. Kohl alſo aus: „Auf einer kleinen Farm, wo der Amerikaner kaum ſein Leben friſten könnte, wird der haushälteriſche Deutſche noch reich. Aber freilich muß man dann Alles wahrnehmen. Man muß aufpaſſen! auf jede Kleinigkeit, mein Herr. Die Amerikaner rühmen ſich, daß ſie energiſcher arbeiten als wir. Es iſt wahr, ſind ſie einmal daran, ſo geht es tüchtig mit ihnen vom Fleck, und der Deutſche bringt oft in 12 Stunden nicht ſo viel zu Stande, als der Amerikaner in 6. Dabei fällt einem aber der Wettlauf der Schildkröte mit dem Windhunde ein. Der Amerikaner arbeitet mehr in fits und starts (Anläufen); er erſchlafft zuweilen, ſetzt Axt und Senſe bei Seite, greift zu Flinte und Pulver und geht auf die Jagd. Der Deutſche arbeitet immer fort, das ganze Jahr

Digitized by Google

hindurch, und zieht man die Resultate nicht nach Stunden, sondern nach Jahren, so ist der Deutsche am Ende doch weiter gekommen. In hundert kleinen Dingen giebt sich der Deutsche unendlich viel mehr Mühe, als der Amerikaner; so z. B. in der Erziehung seines Viehes und der so viel kleine Aufmerksamkeiten erfordernden Milchwirthschaft. Wenn dem Deutschen ein Kalb geboren wird, so sondert er es alsbald von der Mutter, um nichts von der süßen Milch zu verlieren; er giebt sich die größte Mühe, um das kleine ungeschickte Thier ohne Mutterbrust sich nähren zu lassen. Er netzt seinen eigenen Finger mit Milch und läßt es daran saugen. Er steckt des Thierchens Schnauze hundertmal geduldig in den Napf, um ihm am Ende begreiflich zu machen, wo es die Milch hinführo finden soll. Nach drei Tagen säuft es wirklich, wie sein Erzieher es haben will. In der ersten Woche, so lange es noch ganz zart ist, bekommt es ungeschmälert die Portion nahrhafter fetter Flüssigkeit, welche die Natur ihm zudachte. Ist es aber nach 8 Tagen etwas erstarkt, so wird es schon auf etwas magere Kost gesetzt. Die Milch wird zum Buttermachen abgerahmt. Nach 14 Tagen muß sich das Kälbchen sogar schon mit saurer Milch behelfen und bekommt auch diese nach 3 Wochen nur noch mit Wasser gemischt als eine kleine Delikatesse, da es nun schon gelernt hat, seine Hauptnahrung aus dem frischen Grase oder Heu zu ziehen, das man ihm vorlegte. So wird denn endlich die ganze Milchproduktion für den Haushalt und der Buttervorrath gewonnen, und man macht auf diese Weise von einer Kuh wohl 100 Pfund Butter im Jahr. — Wie ganz anders gehen diese Dinge beim Amerikaner vor sich! Er nimmt sich nicht die Mühe mit dem Saugen am Finger, mit der Napfoperation, er hat nicht die vielen feinen Unterabtheilungen von voller süßer Milch, von abgerahmter, von saurer und endlich auch verkürzter und gewässerter Milch. Er überläßt seinem Kalb großmüthig von Anfang bis zu Ende den ganzen Vorrath, läßt es saugen, so lange es mag. Fängt es endlich von selbst an, statt der Muttermilch die Kräuter auf der Wiese zu suchen, so benutzt er dann den Rest des Jahres die Milch für sich, und gewinnt daraus kaum 4 bis 5 Dollars auf jedes gehörnte Haupt. Freilich ist dabei sein dickes und feistes Kalb im ersten Sommer mehr werth, als das etwas kümmerliche Thierchen seines deutschen Nachbarn. Aber blos im ersten Sommer, denn im Winter darauf fällt es plötzlich sehr ab. Das deutsche Kalb ist durch seine allmählige Erziehung für den kommenden Winter vorbereitet. Es hält sich dann selbst bei Stroh und Streu noch in gutem Stande. Bei dem amerikanischen fehlt der Uebergang von der süßen Milch zu dieser dürftigeren Winterkost. Der Deutsche hat auch sonst schnell für größere Gemächlichkeit in der rauhen Jahreszeit und namentlich für warme Stallung gesorgt. Der Amerikaner ist auch in dieser Beziehung nachlässiger. Er läßt das Vieh, selbst die jungen Thiere, wie das Wild, im Freien leben und er hat wenig Erbarmen, selbst wenn er ihre Rücken mit Schnee und Eis bedeckt sieht. Das Aeußerste, was er ihm gewährt, ist ein

Digitized by Google

löchriger und windiger „shed", der mit Gras und Schilf aus dem benachbarten slough (Sumpf) dürftig gedeckt ist. Nach zwei oder drei Jahren sieht daher auch seine Kuh ziemlich wild aus, ist mager, verkommen und rauhhaarig, während die des Deutschen ein glattes und wohlbehagliches Wiesen- und Stallthier geworden ist, die jährlich regelmäßig ihr Kalb und ihre 100 Pfund Butter liefert.

Bei den großen Heerdenbesitzern in Illinois trifft man meist deutsche Viehknechte, weil diese als sorgsame Thier-Pädagogen bekannt sind und ein „Herz" für das liebe Vieh haben. Beim Engländer hält die Lust, etwas Großes und Vollkommenes in jeder Art zu erzeugen, daneben der Reiz des Gewinnes der Rohheit die Waage, die er im Uebrigen gegen die Thiere äußert; beim Amerikaner ist es ein ähnlicher Fall, nur mit dem Unterschied, daß sein rastloses Streben nach Erwerb, nach großen umfassenden Spekulationen ihn viel unsteter macht, als den englischen Landwirth, der in allen seinen ökonomischen Arbeiten viel gründlicher zu Werke geht.

---

10. Physische Kontraste zwischen der Alten und Neuen Welt. *)

Der hervorstechendste Zug in der Anordnung der Kontinente ist die Gruppirung der beiden Amerika's in einer und die der vier übrigen Kontinente in der andern Hemisphäre. Die Alte und Neue Welt unterscheiden sich in Gruppirung und Ausdehnung der Kontinente, in ihrer astronomischen Lage mit Bezug auf ihre klimatischen Zonen, in der allgemeinen Richtung ihrer Ländereien und in ihrem innern Bau. Diese entgegengesetzten Charakterzüge sichern jedem von beiden Theilen ein eigenthümliches Klima, eine eigenthümliche Vegetation und Thierwelt.

Die Alte Welt besteht aus vier Kontinenten; lassen wir Australien bei Seite, das nur eine Insel inmitten der ozeanischen Hemisphäre ist, so hat sie drei zusammenhängende Kontinente, die eine ovale kompakte Masse bilden, deren Umfang den jedes andern Erdraums weit übersteigt. Es ist die größte, in ihrem Mittelpunkt den Einflüssen des Ozeans unzugänglichste Länderstreckung; die Alte Welt ist vorzugsweise eine Kontinentalwelt. Die Neue Welt hat zwei Kontinente, die nicht in Einer Masse gruppirt sind und in zwei entgegengesetzten Hemisphären liegen. Kein Theil ist sehr entfernt von der Seeküste; die Neue Welt ist vorzugsweise ozeanisch. Auch die astronomische Lage in Bezug auf die klimatischen Zonen ist verschieden; die Alte Welt gehört größtentheils der nördlichen Halbkugel und der gemäßigten Zone an, wenigstens ist nur Afrika wirklich tropisch, Asien und

*) Nach Prof. Guyot: Silliman's Journal of science.

Digitized by

Europa faſt ganz gemäßigt; mehr als zwei Drittheile alles Landes der Alten Welt liegen in der gemäßigten Zone, nur ein Drittheil in der heißen. Die allgemeine Richtung beider Welttheile iſt völlig verkehrt, die Alte Welt hat ihre größte Verlängerung von Oſt nach Weſt in der Linie der Parallelen, die Neue Welt von Norden nach Süden in der Richtung der Meridiane; beide haben eine Länge von 7500 Meilen, aber die Breite der Alten Welt iſt doppelt ſo groß, als die der Neuen. Dieſe Stellung iſt von um ſo größerer Wichtigkeit für die Vertheilung der Klimate, da ſie mit dem innern Bau, mit der Richtung der Hauptbergketten und Tafelländer übereinſtimmt. In der Alten Welt können die Wanderſtämme über einen Raum von mehreren tauſend Meilen ziehen, ohne daß die Thiere oder die Vegetation, von denen ſie umgeben ſind, wechſeln; ſie verändern den Ort, aber nicht Klima und Lebensweiſe. Die Aehnlichkeit der Klimate auf langen Räumen iſt eine Eigenthümlichkeit der Alten Welt, welche die Zerſtreuung der Urſtämme weſentlich gefördert haben muß. In der Neuen Welt dagegen ſind die Zonen ähnlicher Klimate nur kurz, und wenn man über die ganze Länge der beiden Amerika's wandert, kommt man zweimal durch alle Zonen, von der kalten Zone zum Aequator und vom Aequator wieder zu der kalten Zone. Dieſe Verſchiedenheit des Klima's giebt den beiden Amerika's ihren Charakter. Jedoch ändert der innere Bau in beiden Welten dieſe klimatiſchen Verhältniſſe, ſo daß die Einförmigkeit des Klima's in der Alten Welt durch ſchärfere Kontraſte, und die zu große Verſchiedenheit in der Neuen durch mildere und beſſer abgeſtufte Uebergänge modifizirt wird.

Was den innern Bau der Neuen Welt charakteriſirt, iſt ſeine Einfachheit. Statt der Mannigfaltigkeit der Alten Welt, wo trotz einiger gemeinſamen Züge doch jeder Kontinent in eine beſondere Form gegoſſen iſt, ſcheinen die beiden Amerika's durchaus nach Einem Plane gebildet, der ſich in wenigen Linien zeichnen läßt: es ſind zwei Dreiecke, deren Spitzen gegen Süden gekehrt und durch die lange Linie der Felſengebirge und der Anden verbunden ſind; große Ebenen im Oſten bilden den bedeutendſten Theil ihrer Oberfläche, eine leicht erhobene Kette längs der Atlantiſchen Küſten beider, die Alleghanies im Norden, die Sierra do Espinhaço und Sierra do Mar im ſüdlichen Amerika, endlich in der Mitte drei kurze Querketten, die von Parima in Guiana, die von Venezuela und die große, in viele Inſeln zerbrochene der Antillen, das ſind in wenigen Worten die weſentlichen Züge dieſer ungeheuern Abtheilung der Welt.

Die Zahl und Fülle der inneren Kontraſte, welche die Thätigkeit der Natur und des Menſchen in Anſpruch nehmen, bilden den Reichthum der Organiſation in den Kontinenten. Aſien und Europa theilen Gebirgszüge, die ſich von den Pyrenäen über Alpen, Kaukaſus, Himalaya ꝛc. bis an das Chineſiſche Meer erſtrecken, in zwei ungleiche Theile, einen nördlichen und einen ſüdlichen, die in Klima, Vegetation und ſelbſt in ihren Racen verſchieden ſind; kaum irgendwo iſt der Uebergang allmählig, faſt allent-

Digitized by Google

halben iſt er ſchroff und plötzlich. In Amerika iſt dieſer Uebergang allenthalben allmählig, er bildet nirgends eine Schranke. Von den baumloſen Polargegenden des Mackenzieflusſes, die nur von Mooſen und Lichenen bedeckt ſind, geht man ſtufenweiſe über zu den Fichtenwäldern am Obern See, zu den Wallnuß-, Ahorn- und Kaſtanienbäumen in Ohio und Kentucky, zu den Magnolien und der Zwergpalme, die ſchon die Luft der Tropen und die Nachbarſchaft des Golfs von Mexiko verkünden; 2400 Meilen trennen die Extreme der Vegetation, die ſich am Himalaya faſt berühren. Daher die Verbreitung tropiſcher Pflanzen und Thiere oft bis in kältere Gegenden hinein. Amerika iſt minder reich an inneren Kontraſten, als die Alte Welt, hat aber dagegen mehr Einheit. In der Gleichförmigkeit des Baues, in dem Mangel aller Hinderniſſe einer freien Zirkulation von einem Ende dieſer Welt zum andern, müſſen wir eine der Haupturſachen jenes gemeinſamen Charakters ſuchen, jener amerikaniſchen Phyſiognomie, welche in allen organiſchen Weſen dieſes Kontinents ſo auffällt, und den wir auch im Menſchen ſelbſt, in dem Indianer, finden, deſſen Stämme ſämmtlich von den Ufern des Mackenzie bis nach Patagonien hinab dieſelbe Kupferfarbe und eine unverkennbare Familienähnlichkeit zeigen.

Wie Europa und Aſien in zwei ungleiche Hälften, eine nördliche und eine ſüdliche, getheilt ſind, ſo die beiden Amerika's in eine weſtliche und öſtliche durch den Zug der Kordilleren. Indeß iſt der Unterſchied des Umfangs beider Theile ſo groß, daß die Verſchiedenheit ihre Bedeutung verliert. Die dürre und unfruchtbare Weſtküſte iſt zu unbedeutend, um mit den ungeheuern Ländern im Oſten in eine Nebenbuhlerſchaft zu treten, und zudem macht die Schwierigkeit der Verbindungen die gegenſeitigen Einwirkungen und den Verkehr noch ſchwächer. Ferner haben beide Seiten der Kordilleren, da ſie unter einerlei Breite liegen, daſſelbe Klima, und der Unterſchied liegt nur in der größern oder geringern Feuchtigkeit. Der ſchmale Streif der Weſtküſte kann den Charakter, welchen die großen Ebenen dem Oſten aufdrücken, nicht ändern.

Das Klima der Neuen Welt zeichnet ſich, im Vergleich zu dem der Alten, durch eine größere Feuchtigkeit aus, denn ſeine beiden Kontinente ſind faſt ganz den Seewinden ausgeſetzt. Während die Alte Welt mit ihrer geſchloſſenen Geſtalt, ihren mächtigen Hochländern im Oſten, unter den Tropen nur etwa 77 Zoll Waſſer enthält, empfängt Amerika unter den Tropen 115 Zoll; die gemäßigten Gegenden Europa's haben 34, Nordamerika 39 Zoll. Zu dieſer Fülle der Regenwaſſer kommt noch die Ausdehnung der Ebenen, welche die Entwickelung ungeheurer Stromſyſteme geſtattet, und in der That iſt die Exiſtenz zahlloſer Flüſſe und Seen einer der charakteriſtiſchſten Züge der beiden Amerika's. Trotz einer viel geringern Landesaustheilung hat die Neue Welt die größten und waſſerreichſten Ströme der Erde. Nirgends auf der Welt gleicht ein Strom dem mächtigen Marannon, der ſeine Gewäſſer nach einem Laufe von 3000 Meilen in's Meer wirft, und ſeine Zuflüſſe, der Ucayale, Jupura, Rio Negro,

Digitized by

Madeira, kommen an Macht ihm beinahe gleich. Im nördlichen Amerika durchläuft der Miſſiſſippi gleichfalls eine Länge von 3000 Meilen, und ſein Zufluß, der Miſſouri, tritt nur mit Unrecht ſeinen Namen an den minder mächtigen Bruder ab. Neben dieſen Strömen hat der Laplata einen Lauf von 1900, der St. Lorenz von 1800 Meilen Länge, und letzterer noch ein Baſſin von faſt einer Million Quadratmeilen.

Die Alte Welt bietet nichts Aehnliches; ihr größter Strom, der Yang-tſe-kiang, hat nur 2800 Meilen Lauf. Der Ganges und der Nil kommen ihnen bei weitem nicht gleich. Die Wolga, der größte Strom Europa's, hat nur einen Lauf von 1700 Meilen, und wollte man in Amerika Flüſſe, wie der berühmte Rhein, aufzählen, ſo hätte man ſie faſt nach Hunderten zu nennen. Hierzu kommt noch die große Anzahl von See'n. Die Gruppe von See'n, wie ſie Kanada beſitzt, findet nirgends in der Welt ihres Gleichen. Dieſe ungeheuren Süßwaſſermeere bedecken im Verein mit dem St. Lorenz eine Oberfläche von nahe an 100,000 Quadratmeilen, und man hat berechnet, daß ſie etwa die Hälfte alles ſüßen Waſſers auf der Erdoberfläche enthalten. Und noch dazu ſtehen dieſe See'n nicht allein, ſondern ein Blick auf die Karte belehrt uns, daß weiter im Norden noch eine Menge kaum minder großer See'n ſich findet; der Athapeskow-, Winipeg-, Sklaven-, Große Bärenſee u. ſ. w. können ſich mit den Kanadaſee'n meſſen. Dieſe Ströme und See'n ſind der Reichthum und der Stolz Amerika's. Kein Kontinent der Welt beſitzt ſie in ſolcher Zahl, ſolcher Größe, ſo waſſerreich und ſo ſchiffbar. Sie befruchten aber nicht blos die reichen Länder, die ſie durchziehen, ſie ſind auch die großen Heerſtraßen des Handels zwiſchen allen Theilen dieſer ungeheuern Welt und werden es immer mehr werden. So herrſcht das wäſſerige Element in Amerika vor, es iſt im Ganzen genommen etwas minder warm als die Alte Welt, und ſein weſentlichſter Zug iſt ein ozeaniſches Klima. Wir wollen jetzt auf die Folgen dieſer phyſiſchen Verhältniſſe für die Entwickelung organiſcher Weſen eingehen.

Wärme und Feuchtigkeit ſind die günſtigſten Vorbedingungen für eine üppige Vegetation. Nirgends iſt die Pflanzendecke ſo allgemein, die Vegetation ſo vorherrſchend, wie in beiden Amerika's. Unter denſelben Breitengraden, wo Afrika nur dürre Tafelländer zeigt, ſieht man im Gebiet des Amazonenſtromes die endloſen Urwälder, dieſe 1500 Meilen weit faſt ununterbrochenen Salons, welche die rieſenhafteſte Wildniß dieſer Art auf der Welt bilden. Und welcher üppige Pflanzenwuchs! Palmen von 150—200 Fuß Höhe überragen alle andern Bäume dieſer Wildniſſe, unzählige Stauden und Bäume geringerer Höhe füllen die Zwiſchenräume zwiſchen ihren Stämmen; Kletterpflanzen, hochſtämmige Lianen umgeben in unendlicher Mannigfaltigkeit die Zweige, entfalten ihre Blumen auf dem Blätterwerk und verbinden Alles unter einander zu einer feſten, dem Menſchen undurchdringlichen Vegetationsmaſſe, wo die Axt allein ſich einen Weg bahnen kann. Südamerika, und namentlich das Gebiet des Amazonen-

Digitized by Google

ſtroms, iſt das echte Reich der Palmen, denn nirgends tritt dieſe prächtige Vegetationsform in einer größern Zahl von Arten auf. Dies iſt ein Zeichen überwiegender Entwickelung der Blätter über alle andern Theile des Pflanzenwuchſes. Amerika hat keine ſolchen Pflanzen mit ſchmalen, eingeſchrumpften Blättern, wie Afrika und Neuholland. Die Erikas oder Haidekräuter, ſo häufig, ſo mannigfaltig und ſo charakteriſtiſch in der Flora des Kaps der guten Hoffnung, ſind eine der Neuen Welt unbekannte Form. Nichts gleicht hier den Metroſideren Afrika's, den trockenen Myrten (Eukalyptus) Neuhollands und den weidenblättrigen Akazien, deren Blumen in den lebendigſten Farben glänzen, deren ſchmales, mit dem Rande gegen die vertikale Sonne gewendetes Blätterwerk aber keinen Schatten wirft. Allenthalben lange, reichliche Blätter, ein tiefes Grün, eine ſtarke, wohlgenährte Vegetation, das iſt es, was man im tropiſchen Amerika findet. Nordamerika theilt trotz ſeines kontinentalen Klima's dieſen Charakter der Neuen Welt.

Aber nicht blos iſt die Vegetation reichlich in der Neuen Welt, ſie iſt auch allgemein, und dies bietet eine weitere charakteriſtiſche Unterſcheidung von der Alten Welt. Hier ſehen wir nicht die ungeheuern Wüſten; die von Kalifornien und Atakama ſind Ausnahmen und können im Vergleich mit denen von Aſien und Afrika gleichſam nur als Probe dienen. Die Llanos am Orinoko, die ihr geologiſcher Bau zum Schickſal der Sahara zu verurtheilen ſcheint, ſind während der Regenzeit reichlich bewäſſert und mit einer bewundernswerthen Vegetation bedeckt; das Leben, das faſt zu ſchlummern, faſt ausgetilgt ſchien, erhebt ſie wieder ſchön und kräftiger. Auf den feinen Sand, den die Winde fortführten, folgt eine reiche Weide, auf der eine Unzahl einheimiſcher Thiere, vermiſcht mit Pferdeheerden und wilden Eſeln, ſich tummeln, und Tauſende während der trockenen Jahreszeit in dem wäſſrigen Schlamm vergrabener Reptilien erſcheinen wieder und füllen die temporären Flüſſe und See'n, von denen dieſe Thäler dann überſtrömt ſind, mit neuem Leben. Die Pampas ſelbſt ſind nicht ohne Vegetation und nähren zu allen Zeiten zahlreiche Heerden, ebenſo wie die mächtigen Prairien des Miſſiſſippi und Miſſouri.

Was wird aber aus dem Thierreich in dieſem eigenthümlichen Pflanzenreich? Die Segnungen ſind vertheilt, und Ein Land hat nicht alle Schätze allein. Dieſe üppige Vegetation ſcheint das höhere Leben in der Thierwelt zu unterdrücken. Von einem Ende der thieriſchen Stufenleiter zum andern geben diejenigen Familien, deren Lebensart mit dem Waſſer oder dem Pflanzenelement verbunden iſt, dieſen Ländern durch die Zahl der Arten und ihre relative Menge ihren Charakter. Nichts iſt glänzender als die Inſektenwelt Südamerika's; unter den Wirbelthieren ſind die Reptilien am zahlreichſten repräſentirt, denn Feuchtigkeit iſt ihr Element, und die Flüſſe und temporären Lagunen ſind angefüllt mit Kaimans, Iguenas, Baſilisken und andern Arten, die ſich in warmem und ſtillem Waſſer vermehren; die Wälder herbergen Schlangen von jeder Geſtalt und Größe

Digitized by

bis zu den rieſenhaften Boas; ſie ſcheinen in dieſem Lande zu Hauſe. Aber unter den höheren Thieren hält die Entwickelung inne; die vorherrſchenden Typen ſind zugleich die untergeordneten. Unter den Vögeln übertreffen die Strandläufer Amerika's die jedes andern Kontinents an Zahl der Arten. Unter den Säugethieren charakteriſiren die Zahnloſen: Armadillos, Faulthiere, Ameiſenbäre mehr als jede andere Familie die Fauna Südamerika's, und zwar nicht nur in der jetzigen, ſondern auch in den geologiſchen Epochen. Suchen wir Repräſentanten der höheren Ordnungen, ſo finden wir ſie ſchwächer an Zahl der Arten und kleiner, als die entſprechenden Thiere der Alten Welt. Statt des Elephanten, Hippopodamus, Rhinozeros, dieſer Rieſen der Alten Welt, finden wir unter den Pachydermen nur den harmloſen Tapir und das Pekari; unter den Wiederkäuern ſtatt des Kameels das halb ſo große Lama; ſtatt der Löwen und Tiger die Unze und den Jaguar, die kaum mehr als große Katzen ſind. Nicht nur ſind dieſe höhern Thiere ſchlecht repräſentirt, ſondern ſie haben auch nicht die Stärke, nicht den unbezwinglichen Muth, weder die Wildheit noch den Verſtand der ähnlichen Geſchöpfe der Alten Welt. Im ganzen tropiſchen Amerika erdrückt das vegetative Leben das höhere Thierleben. Nur Nordamerika, das ſchon einen wahren kontinentalen Charakter hat, beſitzt einige höhere Typen, wie den Büffel, den Hirſch, das Elennthier, den Bären.

Der Menſch ſelbſt, der Eingeborene, trägt in ſeinem ganzen Charakter den unauslöſchlichen Stempel dieſer eigenthümlich vegetativen Natur; das Ueberwiegen des lymphatiſchen Temperaments verräth dies. Der Indianer bildet eine melancholiſche, kalte, unempfindliche Race; er zeigt manchmal eine außerordentliche Muskelkraft, aber ohne Ausdauer; der Indianer ertrug und erträgt die harten Arbeiten nicht, die der Neger vollführt. Der geſellſchaftliche Zuſtand der indianiſchen Stämme zeigt in gleichem Grade den mächtigen Einfluß ſeines vegetativen Charakters. Der Indianer iſt weſentlich der Menſch des Waldes geblieben und hat ſich ſelten über den Jäger, die niedrigſte Stufe der Ziviliſation, erhoben; die Ueppigkeit des Bodens war werthlos für ihn, denn er zog nicht ſeine Nahrung daraus. Er iſt ſelbſt nie zum Hirten emporgeſtiegen, wie die nomadiſchen Völker der Alten Welt. Von einem Ende Amerika's zum andern finden wir dasſelbe klägliche Schauſpiel, und nur die hohen Tafelländer von Mexiko und Peru machen eine Ausnahme, welche ſelbſt wieder für den Einfluß der vegetativen und feuchten Natur der niedrigen Ebenen Amerika's zeugt; denn wenn dieſe Nationen nicht denſelben untergeordneten Charakter an ſich tragen, wenn ſie ſich, vielleicht mit Hülfe fremder Elemente, etwas höher auf der Stufenleiter der Menſchheit erhoben, ſo kann der Grund kein anderer ſein, als weil ſie auf dieſen Höhen über dem Einfluß der heißen und feuchten Atmoſphäre hauſten.

Dies iſt die wunderbare Verknüpfung der Naturerſcheinungen unter einander. Die Geſtaltung und Lage der Neuen Welt gaben ihr ein heißes

Digitized by Google

und feuchtes Klima, und dieſes Klima drückt ſeinen Charakter der ganzen organiſchen Schöpfung auf, ſelbſt der vorzugsweiſe freie Menſch iſt ihrem Einfluß unterworfen in dem Maße, als er die Ausbildung ſeiner höheren Fähigkeiten unterläßt, mit denen er zur Eroberung und Bezwingung der Natur ausgerüſtet iſt, die ihn nicht beherrſchen, ſondern ihm dienen ſoll.

11. Ueber das Klima von Nordamerika.*)

Jeder, der Amerika beſucht hat, wenn es auch nicht gerade als Arzt oder Naturforſcher war, iſt gewiß über den außerordentlichen und ſchnellen Wechſel der Temperatur erſtaunt, ſowie über zwei merkwürdige Verhältniſſe des Klima's der Vereinigten Staaten. Einmal iſt es dort um mehrere Grade kälter im Winter und heißer im Sommer als unter denſelben Breitengraden in Europa ſowohl, wie in Aſien und Afrika auf den Küſten des Mittelländiſchen Meeres. Dies iſt beſonders auffallend in den Landſtrichen längs des Atlantiſchen Ozeans. So, wenn man Salem im Staate Maſſachuſetts und Rom in Italien vergleicht, Plätze unter beinahe einer und derſelben Breite, läßt ſich ein außerordentlicher Unterſchied bemerken. Rom liegt unter 41° 53′ n. Br., Salem unter 43° 35′; dort iſt die größte Kälte 0° R., hier — 19½° R., dort die größte Hitze 24° R., hier 31½° R., alſo iſt in Rom der Unterſchied zwiſchen den Extremen nur 24°, in Salem dagegen 51°.

In den Staaten Maine, Vermont, New-Hampſhire und ſogar Maſſachuſetts, welche ſämmtlich zwiſchen dem 42. und 45. Grade der Breite liegen und dem Süden von Frankreich und dem nördlichen Spanien entſprechen, iſt der Boden beinahe jeden Winter drei oder vier Monate lang mit Schnee bedeckt, ſo daß man nicht ohne Schlitten fortkommen kann. Das Thermometer ſinkt während dieſer Zeit oft auf 23° R. unter Null.

In Unter-Kanada, zwiſchen dem 46. und 47. Breitengrade, der Mitte von Frankreich entſprechend, fängt der Schneefall im November an und währt bis zu Ende Aprils, alſo ſechs Monate, während welcher Zeit das Thermometer gewöhnlich 20—24° unter Null ſteht. Man weiß ſogar Beiſpiele, daß das Queckſilber hier gefriert, was einen Kältegrad von 30° R. vorausſetzt. Solche Fälle kommen nie in Europa vor, außer unter dem 60 Breitengrade, wie in Stockholm oder Petersburg.

In denſelben (kanadiſchen) Neu-England-Staaten iſt die Hitze in dem Sommerſolſtitium während ſechs Wochen ſo ſtark, daß das Queckſilber auf 24° R. ſteigt. Wenige Jahre vergehen, in denen nicht in Salem die Hitze auf 31° R. ſteigt, was die Temperatur des Perſiſchen Meerbu-

*) Dr. Ralph, nach Simmond's Colonial Magazine.

Digitized by Google

sens und der Arabischen Küstenländer ist. Auch in Quebeck und sogar in der Hudsonsbai steht das Thermometer während 20 bis 30 Tagen auf 24° R., und diese Orte liegen unter dem 59. Grad der Breite. Diese Hitze ist um so erschöpfender, als sie gewöhnlich von einer Windstille oder einem erstickend heißen Winde begleitet und das Extrem für den Winter so bedeutend ist, da alsdann das Thermometer auf 24° unter Null steht.

In den mittleren Staaten der Union, nämlich in New-York, Pennsylvanien, New-Jersey und Maryland, sind die Winter kürzer, der Schnee weniger häufig und anhaltend; selten bleibt er über 15—20 Tage liegen. Dennoch aber ist die Kälte mehrere Wochen lang außerordentlich streng. Zum Beispiel in Philadelphia, unter dem 40. Grade der Breite, welcher derjenigen von Madrid und Neapel entspricht, sinkt das Thermometer jeden Winter auf — 6½° R., ja zuweilen bis auf — 16° R. Im Winter von 1836 war das Queckſilber in New-York und Philadelphia mehrere Tage lang 10 und 12 Grade unter dem Gefrierpunkte. Die Kälte war damals so groß, daß der Delaware in 24 Stunden zugefroren war, trotz einer Ebbe und Fluth von je 6 Fuß.

Dagegen stellt sich wieder zwei oder drei Wochen vor dem Sommersolstitium die Hitze ein und ist in New-York und Philadelphia so überwältigend von Mittag an bis 5 Uhr Abends, daß sich die Einwohner in den Häusern verschließen und die Straßen beinahe verlassen sind. Das Thermometer erreicht öfters 24—25° R., und während der Nacht sinkt es wieder auf 12 Grade. Die Hitze ist jedoch noch unerträglicher, als der hohe Stand des Thermometers anzeigt, durch die völlige Windstille und den erstickenden Dunst, womit die Luft längs der ganzen Küste beladen ist.

In den mittleren Staaten läßt sich der äußerste Wechsel auf 100 Grade Fahrenheit = 44½° R. angeben.

In den südlichen Staaten, wie Virginien, den beiden Karolinas und Georgien, ist der Unterschied zwischen Hitze und Kälte nicht übermäßig. Gelegentlich fällt etwas Schnee, noch so weit südlich als bis Charleston, aber mehr ausnahmsweise. In Charleston, welches mit Morokko parallel liegt, wechselt das Thermometer im Verlauf des Jahres von 30 zu 100° F. Zu Savannah steht es zuweilen auf 106° F., welches höher ist, als es jemals in Aegypten steigt, da hier 88° F. (24½° R.) die gewöhnlichen Grenzen des Queckſilbers im Schatten sind.

So vermindert sich, je mehr man sich den Tropenländern nähert, die äußerste Verschiedenheit zwischen den Temperaturen des Sommers und Winters, daß sie sich auf den Westindischen Inseln auf 30—40° F. jährlichen Wechsels beschränkt. Dort steht in Folge der Seewinde das Thermometer im Sommer selten über 92° F. (26° R.).

Es ist aber längs der ganzen amerikanischen Küste am Atlantischen Meere nicht blos diese Verschiedenheit so groß, sondern es sind diese Wechsel bei Weitem häufiger, als in Europa, da das Thermometer in sehr kurzer Zeit von einem Extrem zum andern überspringt. Dr. Rush bemerkt

Digitized by Google

in ſeinen Beobachtungen über das Klima von Pennſylvanien, daß daſſelbe aus allen Klimaten unter der Sonne zuſammengeſetzt ſei: aus der Näſſe von England im Frühjahr, der Hitze von Afrika im Sommer, dem ägyptiſchen Himmel im Herbſt und der Kälte von Norwegen im Winter. Im Januar und Februar findet oft im Verlaufe von 18 Stunden ein Wechſel von 20—30° F. ſtatt, was natürlich die nachtheiligſten Folgen für die Geſundheit haben muß.

Dieſelbe Erſcheinung hat man auch im Sommer, denn je größer die Hitze des Mittags iſt, um ſo tiefer fällt das Queckſilber bei Tagesanbruch, den beiden Extremen von täglicher Hitze und Kälte in allen Klimaten. In einem Sommer fiel einmal das Queckſilber 19° F. in anderthalb Stunden. Und was über Pennſylvanien hier bemerkt iſt, gilt auch von New-York, New-Jerſey, Maryland, Virginien und den beiden Karolinas. Selbſt noch in Charleston kommen im Sommer Beiſpiele von einem Temperaturwechſel vor, der ſich bis zu 40° F. in 15 Stunden beläuft.

Ein anderer merkwürdiger Umſtand iſt, daß nicht dieſelben Grade von Hitze und Kälte auf denſelben Breitenparallelen Statt finden. Herr Jefferſon, vormaliger Präſident der Vereinigten Staaten, gab verſchiedene Beobachtungen über das Klima ſeines Geburtsſtaates Virginien heraus, ſowie über das von Amerika im Allgemeinen, und er bemerkt unter Anderem:

„Es erſcheint ſehr merkwürdig, daß, wenn man in derſelben Parallele von Oſten nach Weſten geht, unſer Klima in demſelben Verhältniß kälter gegen Weſten wird, ſo, als ob wir gegen Norden reiſten. Dieſe Beobachtung wird von allen Reiſenden beſtätigt, die von einem Theile des Kontinents im Oſten der Alleghanygebirge kommen, bis ſie den Gipfel derſelben erreichen, die höchſte Stelle zwiſchen dem Ozean und dem Miſſiſſippi. Sodann aber, wenn man ſich immer in derſelben Breite hält und gegen den Miſſiſſippi im Weſten fortſchreitet, kehrt ſich der Fall um: das Klima wird heißer, als es in denſelben Breitengraden oſtwärts an der Küſte iſt.“

Aus allen dieſen Thatſachen wird es vollkommen klar, daß das Klima durch andere Umſtände als nur durch die geographiſche Breite modifizirt wird. Dieſe Umſtände ſind der Boden des Landes, ſeine feuchte oder trockene Oberfläche, das Vorhandenſein von großen Wäldern, ſeine Lage über oder unter der Meeresfläche, ſeine Richtung gegen dieſen oder jenen Anblick der Sonne und beſonders auch die Art und Menge der Luftſtrömungen, die auf einer ſolchen Erdſtrecke vorherrſchen. Dieſe Umſtände bringen in ihren verſchiedenen Modifikationen diejenigen Folgen für das amerikaniſche Klima hervor, welche daſſelbe ſo weſentlich von demjenigen Europas, Aſiens und Afrika's unterſcheiden. In keinem andern Theile der Welt finden ſolche außerordentliche Wechſel Statt, und nirgends wechſeln auch ſo die Luftſtröme. Wir klagen in Europa, beſonders in England und Frankreich, über die Unbeſtändigkeit der Winde und den Wechſel in der Temperatur, aber was will das ſagen im Vergleich mit Nordamerika?

Digitized by

Was Nordamerika besonders auszeichnet, sind folgende Punkte, die jedenfalls Hauptfaktoren in seinem Klimaleben bilden:

1) Die tieferen und umfassenderen Anhäufungen um den Pol her. Männer, welche die Polargegenden Nordamerika's besucht haben, versichern, daß die Eisfelder dort unendlich größer, von längerem Bestand während des Sommers sind und sich viel weiter nach dem Süden erstrecken, als die im Norden Europa's. Die Einwirkung auf das Klima der Vereinigten Staaten ist sicher. Die Winde, welche über jene großen Eisfelder gegangen sind, kommen mit Kälte geschwängert im Süden an und verzehren die vorgefundene Wärme.
2) Die Menge von Landsee'n und Flüssen, welche über eine große Strecke von Nordamerika verbreitet sind, von denen alle kleineren See'n und die Mehrzahl der Flüsse im Winter zufrieren und das Eis verstärken, das in der Polarzone haftet. Ihr Aufthauen verzehrt bedeutend viel Wärme.
3) Der Mangel an Gebirgsketten, die von Osten nach Westen laufen und eine schützende Mauer gegen die Nordwinde abgeben könnten. In dem östlichen Theile von Asien ist eine ungeheure Länderstrecke, die sich vom Norden in einer ununterbrochenen Ebene erhebt, denselben Uebeln, nämlich den nördlichen Winden, ausgesetzt, wie Nordamerika.
4) Die dicken, grenzenlosen Wälder, unterbrochen und durchzogen von unzähligen See'n und Flüssen, welche das nördliche Amerika beinahe in seiner ganzen Ausdehnung bedecken. Die angebauten Strecken und Flecken, „Klärungen" genannt, stehen in so geringem Verhältniß zu der endlosen Wildniß, daß sie bis jetzt noch keinen Einfluß auf das Klima ausüben können. Die Sonnenstrahlen, welche auf das dichte Laub des Urwaldes fallen, werden zurückgeworfen und zerstreut, ohne in den Boden zu dringen und seine Nässe zu trocknen. Daher ist das vom Regen gewässerte Land beständig feucht und neblicht und haucht fieberbringende Dünste aus, anstatt Wärme zu empfangen und zu verbreiten.
5) Ein großer Theil des Waldes ist von Morästen und Sümpfen eingenommen, in welche sich das von den höhern Strichen fließende Wasser den ganzen Sommer über sammelt. Diese Sümpfe sind eben so viele Behälter der Feuchtigkeit und Treibhäuser der Kälte.
6) Der Mangel an künstlicher Hitze. Dichtbevölkerte Gegenden, wie z. B. in England, sind mit einer unzähligen Menge von Wohnhäusern, Fabriken, Glashütten, Schmiedeöfen u. s. w. bedeckt, von denen jedes Haus als ein wärmeausstrahlender und heizender Ofen zu betrachten ist und zur Milderung der umgebenden Luft, wenn auch in äußerst geringem Maaße, mitwirkt. Dazu kommen in bevölkerten Gegenden Millionen von Thier- und Menschenlungen, die in Amerika auf viel größere Räume vertheilt sind.

Digitized by Google

Von diesen sechs hier aufgestellten Ursachen, welche Nordamerika vor allen andern Ländern der Welt auszeichnen und ihm das verhältnißmäßig kälteste Klima geben, sind die drei letzten in beständiger Veränderung zum Besseren begriffen. Es steht daher zu erwarten, daß in dem Maaße, als die Wälder ausgerottet, die Sümpfe ausgetrocknet, Fabriken errichtet und Städte gebaut werden und Thiere und Menschen sich vermehren — auch die Fröste und Schneefälle geringer und seltener werden, und die Extreme zwischen größter Kälte und größter Hitze sich etwas ausgleichen müssen.

Die trockene Luft in den Vereinigten Staaten und ihre Wirkung auf die Gewohnheiten und Sitten.*)

Audiatur et altera pars.

Wenn ein deutscher oder schweizerischer Auswanderer zu New-York an's Land steigt, so findet er im Allgemeinen das Klima von dem seines Landes nicht verschieden. Allmählig aber fängt er an, einige Verschiedenheiten zu bemerken, die ihn veranlassen, einige seiner Gewohnheiten zu ändern, er mag wollen oder nicht, und endlich die amerikanische Art anzunehmen, die er Anfangs bitter getadelt hatte.

Die Erscheinungen, um die es sich hier handelt, sind zweierlei Art: die, welche sich auf das gewöhnliche Leben beziehen, und die alle Welt bestätigen kann, und diejenigen, welche man in der Ausübung gewisser Handwerke beobachtet.

In die erste Kategorie gehören die nachfolgenden Erscheinungen: 1. Die deutschen Frauen sind erstaunt über die Schnelligkeit, mit der die Wäsche trocknet, selbst im stärksten Winter, so daß das Wäschgeschäft nur halb so lange dauert, als in Europa. Dies macht auch, wie sie sagen, die in den Vereinigten Staaten allgemeine Gewohnheit möglich, jede Woche zu waschen. 2. Andrerseits sind dieselben Haushälterinnen, namentlich auf dem Lande, in Erstaunen über die Schnelligkeit, mit der das Brod vertrocknet. In ihrem Heimathlande gewöhnt, das Brod für mehrere Wochen zu backen, sind sie in Verzweiflung, daß ihr Brod, das doch auf dieselbe Weise wie sonst bereitet worden, in wenigen Tagen hart und ungenießbar wird; sie geben dem Mehl, dem Wasser die Schuld, werden ungeduldig, beklagen sich, und nach einiger Zeit nehmen sie die amerikanische Sitte an, alle Tage, oder wenigstens alle anderen Tage ihr Brod zu backen. 3. Dieser reelle Nachtheil wird aber wieder ersetzt durch Vortheile, die wir nicht besitzen. So ist z. B. das Schimmeln in den Vereinigten Staaten viel weniger zu fürchten, als bei uns; die Wintervorräthe leiden selten dadurch; die Keller, wenn sie nicht an ganz feuchten, niedrigen Orten ange-

*) E. Desor. (Vorgelesen in der Allgemeinen Versammlung der Helvetischen Gesellschaft.) Vergl. die Revue Suisse. 1853.

Digitized by Google

legt werden, ſind vortrefflich, ſo daß die Luft hier alle Arten von Vorräthen, Früchte und Gemüſe viel häufiger und ſicherer erhält, als bei uns. 4. Denſelben Mangel an Feuchtigkeit bemerkt man noch auffallender im Winter in den Zimmern; die Fenſter ſchwitzen viel weniger, als bei uns. Die Deutſchen, die gewohnt ſind, im Winter Eisblumen an den Fenſtern zu ſehen, ſind erſtaunt, ſie nicht häufiger in Amerika zu finden, wo es doch um Weihnachten eben ſo kalt, wo nicht kälter iſt, als in Hamburg oder München. 5. Neben dieſen Erfahrungen, die in den Bereich des gewöhnlichen Lebens gehören, giebt es noch andere, die den körperlichen Zuſtand betreffen, und die Jeder an ſeiner Perſon machen kann. Ich führe nur Ein Beiſpiel an, den Einfluß, welchen der Aufenthalt in den Vereinigten Staaten auf die Haare ausübt, die nach einer gewiſſen Zeit bedeutend an der Feuchtigkeit verlieren. Daher ein größerer Bedarf an Pomade und Oel, und ſomit eine verhältnißmäßig viel bedeutendere Zahl von Friſeuren. Viele junge Leute, die in der Schweiz und in Deutſchland ſich gegen Pomade und Makaſſaröl geſperrt hätten, um nicht weibiſch zu erſcheinen, ſchlagen, wenn ſie einige Zeit in den Vereinigten Staaten geweſen ſind, den Weg zum Friſeur ein.

Die Erfahrungen, welche man bei verſchiedenen Gewerben und Handwerken gemacht hat, ſind nicht minder bezeichnend. Nachſtehendes ſind einige Beiſpiele: 1. Die Unternehmer von Bauten kennen die Nothwendigkeit nicht, ihre Gebäude, ehe ſie ſolche zum Bewohnen abgeben, einige Zeit austrocknen zu laſſen. Der Maurer iſt kaum heraus, ſo zieht der Miethsmann hinein, ohne Furcht vor Rheumatismus oder anderen Krankheiten, die bei uns in neuen Gebäuden ſich ſo leicht einſtellen. 2. Die Anſtreicher können viel ſchneller als bei uns eine zweite Lage Firniß und Waſſerfarbe auftragen, ohne daß die Arbeit dadurch ſchlechter wird. 3. Dagegen müſſen die Tiſchler, und namentlich die Inſtrumentenmacher, das Holz, das ſie verwenden, viel ſorgſamer auswählen. Holz, das man in Europa für hinreichend trocken halten würde, können Tiſchler in Boſton oder New-York nicht brauchen, denn es würde in kurzer Zeit Riſſe bekommen. Parquetböden namentlich erfordern eine ganz beſondere Sorgfalt, und man ſieht ſie deshalb, ſelbſt in den reichſten Häuſern, ſehr ſelten. Demſelben Umſtand muß man die große Gunſt zuſchreiben, welche die amerikaniſchen Pianos genießen, während die Wiener, obgleich in Europa ganz vortrefflich, ſehr ſchnell ſich verſchlechtern. 4. Die Tiſchler ſind auch genöthigt, eines viel ſtärkeren Leimes, als in Europa, ſich zu bedienen. 5. Die Gerber ihrerſeits haben bemerkt, daß die Felle viel leichter trocknen, als in Europa, was ihnen geſtattet, bei weitem mehr in einer gegebenen Zeit voraus zu machen; ſie ſind namentlich erſtaunt über das ſchnelle Trocknen im Winter. 6. In Europa koſtet es nicht geringe Mühe, die naturhiſtoriſchen Sammlungen vor der Feuchtigkeit zu ſchützen; nur indem man Kalk oder andere abſorbirende Mittel in den Gallerien aufſtellt, kann man ſie, namentlich in neueren Gebäuden, gegen Schimmel ſchützen. Zu Boſton

Digitized by Google

ſtellt man Sammlungen von Vögeln und Säugethieren in Zimmern auf, die der Tüncher eben verlaſſen hat.

Alle dieſe verſchiedenen Erſcheinungen haben ihren Grund in Einer und derſelben Urſache — in der größern Trockenheit der Luft in den Vereinigten Staaten. Es könnte überflüſſig ſcheinen, auf dieſe Eigenthümlichkeit des nordamerikaniſchen Klima's ſo viel Gewicht zu legen, wäre dieſelbe nicht mit den meteorologiſchen Angaben, die wir über dieſes Land beſitzen, in Widerſpruch; denn die Waſſermaſſe, welche in den Vereinigten Staaten als Regen oder Schnee niederfällt, iſt größer als in Europa. Trotz der bedeutenden Waſſermenge kann aber das Klima in den Vereinigten Staaten doch trockener ſein, als in Europa. Der Grund iſt ganz einfach: Die Atmoſphäre iſt nicht, auch bei ſchönem Wetter, ſo ſehr mit Feuchtigkeit beladen, wie bei uns; die Luft erhält ſich nicht, wie in England und im weſtlichen Europa, in einem der Sättigung nahen Zuſtande; ſondern im Augenblick, wo es zu regnen aufhört und ein Windwechſel ſchönes Wetter zurückbringt, ſinkt das Hygrometer (der Feuchtigkeitsmeſſer) alsbald, und der Thaupunkt hält ſich merklich unter der umgebenden Lufttemperatur. Es iſt in dieſer Beziehung eine Aehnlichkeit zwiſchen dem Klima der Vereinigten Staaten und dem der Alpen. Aus der Thatſache, daß es daſelbſt mehr als in der Ebene regnet, hat man allzu raſch geſchloſſen, daß die Luft daſelbſt minder trocken ſei. Wir ſehen deshalb in älteren und neueren Lehrbüchern das Klima der Alpen unter den feuchten figuriren, während im Gegentheil die Luft viel trockener iſt, als in der Ebene, wie Jeder bei einem ſchönen Tage*) ſelbſt die Erfahrung machen kann. Dieſem Umſtande muß man ſogar großentheils die Thatſache zuſchreiben, daß man in den Bergen weniger müde wird, als in der Ebene.

Die Urſache dieſer größeren Trockenheit des amerikaniſchen Klima's iſt leicht aufzufinden. In Amerika wie in Europa ſind Weſtwinde die herrſchenden. An den europäiſchen Küſten kommen dieſe an beladen mit der Feuchtigkeit, mit der ſie ſich beim Zug über den Ozean geſättigt haben. Daher bringen ſie gewöhnlich Regen mit ſich. In den Vereinigten Staaten iſt es umgekehrt. Die Weſtwinde kommen an die Atlantiſche Küſte erſt, nachdem ſie einen ganzen Kontinent durchzogen und auf dieſe Weiſe einen großen Theil ihrer Feuchtigkeit verloren haben. Deshalb ſind ſie auch ſelten von Regen begleitet. Sie ſpielen dieſelbe Rolle, wie die Oſtwinde bei uns, welche eben darum, weil ſie über den Kontinent herkommen, trocken ſind. Wir wiſſen wohl, wie viel ſchneller unſere Wege und Felder trocknen unter dem Einfluß des N.-O., als dem des S.-W.

Es iſt etwa 235 Jahre her, daß die erſten Koloniſten in Neu-England ſich niederließen. Es waren in jeder Beziehung echte Engländer mit allen phyſiſchen und moraliſchen Kennzeichen der angelſächſiſchen Race. Jetzt iſt der Bewohner der Vereinigten Staaten nicht mehr ein Engländ-

*) Wie ſteht es aber um die Zahl der ſchönen Tage?

Digitized by Google

der; er hat eigenthümliche Züge, die man ſo wenig verkennen kann, als man die engliſche Phyſiognomie mit einer deutſchen verwechſelt. Es hat ſich mit Einem Wort ein Yankee- oder amerikaniſcher Typus entwickelt. Da dieſer Typus nicht das Reſultat einer Racenkreuzung ſein kann, indem er in den öſtlichen Staaten, gerade da, wo am wenigſten Racenmiſchung eintrat, am ausgeſprochenſten iſt: ſo muß er die Folge äußerer Einflüſſe ſein, unter welchen die des Klima's obenan ſtehen.

Einer der phyſiologiſchen Züge des Amerikaners iſt der Mangel an Körperfülle. Man durchwandere die Straßen von New-York, Boſton und Philadelphia, und man wird unter hundert Perſonen kaum Einen korpulenten finden, meiſtens wird dieſer Eine ein Fremder ſein. Beſonders auffallend iſt die Länge des Halſes; nicht als ob derſelbe überhaupt länger wäre, er ſieht nur länger aus, weil er mager iſt. Das ſchöne Geſchlecht iſt ganz zart und ätheriſch. Es iſt aber nicht blos das Muskelſyſtem, ſondern auch das Drüſenſyſtem minder entwickelt. Dagegen iſt die Empfindlichkeit und Reizbarkeit der Amerikaner groß, ihre Haſt und Ungeduld faſt inſtinktartig. Sie gönnen ſich kaum Zeit zum Eſſen, ſelbſt als Paſſagiere auf Schiffen, wo ſie Zeit genug dazu hätten. Sollte nicht die Trockenheit der Luft auf das Nervenſyſtem in ſolcher Weiſe wirken?

Digitized by Google

Zweiundzwanzigster Abschnitt.

1. Die Pontische Steppe. Oberfläche und Gestaltung. Umriß eines Limans. Das Klima. Vegetation. Thierleben und Hirtenleben. Vergleichende Hinblicke auf die nichtpontischen Steppen. — 2. Der Gaucho und die Pampas. — 3. Vergleichende Ansicht der Steppen.

1. Die Pontische Steppe.*)

Oberfläche und Gestaltung.

So eben die Steppen, welche sich im Norden des Schwarzen Meeres ausbreiten, auch sind im Vergleich mit vielen, ja den meisten Gegenden der Erdoberfläche, so sind sie doch sehr weit entfernt von dem Ideale, welches man von einem vollkommen ebenen Lande aufstellen könnte. Auch bieten sie keineswegs solche ununterbrochene und durchaus in gleichem Niveau stehende Ebenen dar, wie z. B. manche Deltaländer, oder wie die Pampas und Llanos Südamerika's. In ihrer ursprünglichen Anlage mögen sie allerdings ununterbrochen eben gewesen sein. Da sie aber, anders als die genannten Länder, nicht als flache Niederungen, sondern als 20—30 Klaftern über dem Meere erhabene Plateau's niedergeschlagen wurden, so veränderten die großen Urfluthen, die jetzt quellenden Flüsse und das Regenwasser ihre Oberfläche vielfach und durchschnitten die Steppenplateau's durch viele darin ausgebildete Furchen, Schluchten und Thäler in eine Menge von Würfeln, Kuppeln und Bergen, die alle von derselben Höhe in langgezogenen Gewölben neben einander liegen. Obgleich diese Höhen und Vertiefungen, mit denen anderer Länder verglichen, sehr unbedeutend sind, so erscheinen sie doch in den Steppen nicht so, und da hier oft die unbedeutendsten Erhebungen, die bei uns nicht beachtet werden würden, eine eigenthümliche Bedeutung für den Menschen gewinnen, so lohnt es sich der Mühe, sie näher in Erwägung zu ziehen.

*) „Reisen in Südrußland" von J. G. Kohl. 2. Theil. (Dresden, bei Arnold.)

Digitized by Google

Die Steppenbewohner haben alle die kleinen Nuancen des Bodenreliefs aufgefaßt und beſtimmte Namen für ſie ausgeprägt, die wir gleich verſammelt voranſchicken wollen. Es ſind die Limans, die Balki, die Dollinas, die Obruiwi, die Wuipolotſch, die Stawoks, Gorboks und Gorboſchoks.

Die neptuniſchen Kräfte, welche alle die mit den vorſtehenden Namen bezeichneten Formen hervorgebracht haben, ſind das abfließende Regenwaſſer, die Flüſſe und Quellen, ſo wie endlich die Meereswogen.

a. Veränderung der Oberfläche durch Regen.

Der Regen und das geſchmolzene Schneewaſſer ſtehen bei ſtarken Niederſchlägen auf den großen Flächen und flachen Wölbungen der Steppe oft mehrere Zoll hoch eine Zeit lang ſtill. Ein kleiner Theil deſſelben zieht in den Boden, ſammelt ſich in den unterirdiſchen Waſſerbehältern über dem in der Tiefe liegenden blauen Thon, oder über dem Granit oder ſonſt einer feſten undurchdringlichen Schicht, und bleibt entweder in dieſen Sammlungen, oder läuft in kleinen ſpärlichen Quellen zu Tage hervor. Der meiſte Regen aber fließt auf den großen, langgezogenen Abhängen in einer unzähligen Menge kleiner, oft unbemerkbarer Rinnen und ſonſt zwiſchen dem Graſe hindurch in die Limans und Flußthäler hinab. Dieſe kleinen Regenwaſſerrinnen ſind gewöhnlich ſo unbedeutend, daß ſie kaum die Grasnarbe der Steppe hier und da angreifen, und die einzige Wirkung dieſes ſo abfließenden Regenwaſſers beſteht darin, daß es hier und da die im Ganzen eine Elle tiefe Fruchterde verändert und ihre Decke verſchiebt, hier verringert, dort verſtärkt. Man bemerkt dieſes Abflözen der Fruchterde natürlich beſonders in den beackerten und daher beſtändig gelockerten Steppengegenden nach jedem ſtarken Regen, wo man immer bedeutende Maſſen friſch abgeſpülter fetter Erde in allen Thälern und Vertiefungen zuſammengeführt findet. In den allergeringſten Vertiefungen des Steppenbodens iſt auf dieſe Weiſe eine Fruchterdeſchicht mehrere Ellen dick zuſammengeflözt. Ja, in den bedeutenderen Thälern liegt die Fruchterde zuweilen mehrere Klaftern dick, wie man häufig bei Brunnengrabungen zu bemerken Gelegenheit hat.

Dieſes Flözen iſt eine im Ganzen ſehr bedeutende, im Einzelnen wenig bemerkbare, durch das Regenwaſſer bewirkte Veränderung der Bodenoberfläche. Eine andere von ihm veranlaßte Form, die mehr in's Auge fällt, ſind die von dem Regenwaſſer überall in die Steppen eingeſchnittenen Schluchten, von den Kleinruſſen „Wuipolotſch" genannt.

Wo ſich irgend ein Abhang findet, in Flußthälern, am Meeresufer, an einem ausgefahrenen Wege, einem aufgeworfenen Graben oder einer gezogenen Ackerfurche, da gräbt das ablaufende Waſſer ein, ſchwemmt die Grasdecke hinweg, und aus dem kleinen Einſchnitte wird zuletzt eine 100 bis 110 Fuß tiefe Regenſchlucht.

Digitized by Google

b. Veränderungen durch Flüsse.

Alle Flüsse der Steppen, selbst die kleinsten, fließen in sehr großen und weiten, in das Steppenplateau eingeschnittenen Thälern. Das Bett, welches sich der ohnmächtige Fluß in diesen großen Thalweitungen gegeben hat, ist nur durch sehr schwach erhobene Ufer bezeichnet, welche der Fluß sehr oft überschreitet. Aber sehr selten oder fast nie tritt er an den Fuß jener hohen Thalgehänge hinan, auf die er deshalb fast gar nicht verändernd einwirkt. Die feuchtesten Stellen der Flußthäler sind mit Schilf bedeckt, das sich oft eine Meile breit und mehrere Meilen lang hinzieht; andere Theile liegen trockener, werden nur im Frühjahr überschwemmt und bieten schöne Wiesen und Heuschläge. Noch andere Stellen bleiben von den Ueberschwemmungen ganz verschont, sind also dem Ackerbau, der Anlage von Verkehrswegen und Dörfern günstig.

Durch das Zusammenlaufen mehrerer Flußthäler, so wie durch das Kreuzen kleiner Nebenflußthäler mit denen der Hauptflüsse, entstehen nun eben die Zerlegungen des flachen Steppenplateau's in eine Menge flach gewölbter Hügel und Berge und alle die verschiedenen Formationen der Bodenfläche, für welche die Steppenbewohner zur Bewunderung des Reisenden fast eben so viele verschiedene Benennungen ausgeprägt haben, wie Gebirgsbewohner.

c. Die Einwirkungen des Meeres.

Das Meer, welches die Steppe nicht mehr bedeckt und dabei auch bedeutend niedriger liegt als sie, kann nur noch auf den Küstenrand der Steppe einwirken.

Die hohe Steppe, wo sie nicht von Flußmündungen ausgeschliffen ist, liegt fast durchweg gleich hoch, ungefähr 100—150 Fuß über dem Meere, und bietet also der Meeresbrandung eine schroffe Stirn dar. Das Meer kann also keinen andern Einfluß auf die Küste ausüben, als hier und da einige von ihr herabfallende Theile wegzuspülen, oder durch eigene Unterspülung solches Herabfallen zu veranlassen.

Wenn ein Absturz tief genug herabgefallen ist und mit seinem Fuße die unter ihm befindliche Höhle ausgefüllt hat, so befestigt er sich eine Zeit lang, bewächst überall mit Gras und erzeugt auch andere Pflanzen, die er als Theil der hohen Steppe nicht erzeugen konnte, nun aber in seiner niedrigern Lage und von dem hohen Steppenrande vor den Winden geschützt bei dem gebildeten mildern Klima hervorbringt. Es wachsen nun Hollundergebüsch, Weiß- und Schlehdorn u. s. w. Diese Gegend hat eine Zeit Ruhe; wenn aber die Quellen und das Meer neue Höhlungen auswaschen und einen Theil des Vorgeschobenen wegspülen, so wiederholen sich die Einstürze, und die Lage des früheren Einsturzes wird auch verändert.

Digitized by Google

und die wühlenden Thiere vermehren noch die von der Natur gebildete Zerrüttung. Ferner hausen da noch die Dohlen, Eulen, Habichte, Meerschwalben und sonstiges Gefieder in Menge, das an den schroffen Ufern sich Löcher ausarbeitet und in völlig unzugänglichen Nestern seine Jungen füttert. Bei den Dörfern und Städten führen treppenartig eingehauene Stiegen an schroffen Ufer hinunter. In diesen Gängen sitzen dann hungerige Vögel anderer Art, die den Auf- und Absteigenden auflauern. „Gebt dem armen Blinden," so heißt es da oft, „um Christi willen, gebt dem Blinden!" Die Bettler haben hier die Habichte und Eulen vertrieben. Da die Brunnen in den niedrigsten Obruiwen leichter anzulegen sind, als auf der hohen Steppe, so werden sie auch von den Anwohnern häufig hier eingegraben. In der Nähe von Odessa hat sich auch an einer Stelle, wo schon seit langer Zeit kein Absturz und keine Einsinkung stattfand, die Gartenkunst der Obruiwen bemächtigt und die bunte Gestaltung des Terrains zu allerlei hübschen Anlagen, wie zur Anpflanzung von allerlei Stauden benutzt, die wegen der rauhen Luft auf dem obern Ufer nicht fortkommen.

d. Vereinigte Operation des Meeres und der Flüsse.

Von der Mündung der Donau bis zu der des Dniepr ist es eine bei allen Strömen, Flüssen und Flüßchen vorkommende Erscheinung, daß ihr Bett und ihre Wasseroberfläche von einem schmalen Streifen zu einer unbedeutend breiten, stehenden Wassersammlung sich erweitern, die von den Russen „Liman" genannt wird. Der Boden des Limans ist gewöhnlich ganz flach und nur nach der Mitte zu unmerklich vertieft; in der Regel ist er mit einem dicken, schwarzen Schlamme belegt, von der durch das fließende Wasser hineingeführten Fruchterde der Steppe gebildet. Dieser flache Limanboden erhebt sich nun zu beiden Seiten ein wenig zu seinen Grenzen und Gehängen hinan, die mit Gras bewachsen sind.

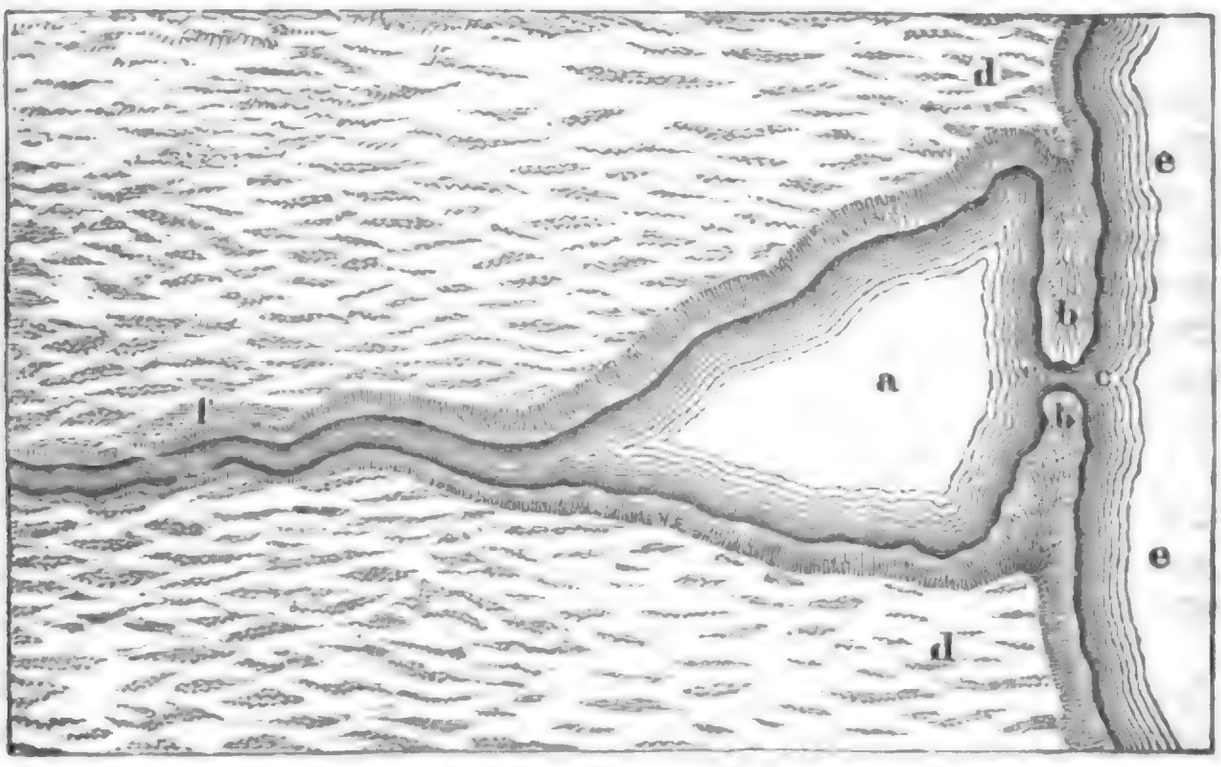
Die Flüsse der Steppe fielen in frühster Zeit als Wasserfälle vom hohen Steppenrande in's Meer, bis sie den Boden ihrer Thalrinnen tief genug ausgegraben hatten, und derselbe mit dem des Meeres von gleicher Höhe war. Nun trat das Meer bei hoher Sturmfluth hinzu, drang in die Mündungen der Flüsse ein, staute das Flußwasser auf, und in dem dadurch veranlaßten Kampfe der Fluß- und Meeresgewässer wurde dann die busenartige Erweiterung der Flußmündung hervorgebracht, die nun durch fortgesetzte Ausspülung mit Hülfe des Meeres immer mehr thalaufwärts drang, und so entstanden denn die landeinwärts gehenden Limans, wie man sie jetzt erblickt. Bei bedeutenden Fluthen und starken Ausströmungen des Meeres mochte dieses die Limans bedeutend austiefen, bei dem gewöhnlichen Stande des Meeres aber war der Erfolg ein ganz anderer. Der Fluß, dessen Wasser mit dem aus der Steppe fortgeführten Schlamm gefüllt, rasch gegen das stagnirende, träge Meer anstieß, und dessen Kraft durch die Gegenwirkung desselben plötzlich gelähmt wurde, ließ nun sein Material hier vor der Mündung der Limans fallen, und es entstand

Digitized by Google

allmälig ein Damm, an welchem dann auch das Meer bauen half, indem seine gewöhnliche Brandung Sand und Kiesel anhäufte. Die Russen nennen diese Dämme, die fast vor allen Limans hinlaufen, „Pereſſips," welche den „Nehrungen" unſerer baltiſchen „Haffs" entſprechen: niedrige, ſchmale, zum Theil mit Gras bewachſene Landſtreifen zwiſchen Liman und Meer. Bei einigen Limans, in die nur ſo viel ſüßes Waſſer einfällt, als auch wieder verdünſtet, ſind die Pereſſips ganz geſchloſſen. Bei den meiſten ſind ſie aber wieder durchbrochen, ſowohl von Seiten des Meeres, wenn die Springfluth heranſtürmt, als von Seiten des Landes, wenn das überſtrömende Süßwaſſer ſich Bahn bricht. Die Steppenbewohner nennen ſolche Durchbrüche der Pereſſips „Girls". Manche Pereſſips haben zwei Girls, die meiſten nur einen.

Umriß eines Limans.

a Der nach oben ſpitze, gegen das Meer hin breite Liman; bb der Pereſſip des Limans; cc ſein Girl; dd die hohe Steppe; ee das Meer; f der Fluß, welcher den Liman bildet.



Hier und da kommen auf der Steppenfläche kleine Vertiefungen vor, von denen man nicht recht weiß, wie ſie entſtanden ſind, ob durch das Ausgraben der Erde durch die Mongolen für ihre Todtenhügel, oder durch die Nomaden aus früherer Zeit, um Tränken für das Vieh zu bilden, oder wodurch ſonſt. Nach längerm Regen bilden dieſe Vertiefungen kleine Teiche, zu denen das Vieh herankommt, um Kühlung zu ſuchen und ſich darin gütlich zu thun. Auch im heißen Sommer, wenn das Waſſer ausgetrocknet iſt, haben dieſe „Stawoks" immer noch feuchten Boden.

Auch auf einige Schwankungen des Bodens, die man als Meilen lange, wenig erhabene Wellenberge betrachten kann, trifft man öfters in der

Digitized by Google

Steppe. Das Ansteigen auf einem solchen endlos sich hebenden Grasgewölbe ist eine wahre Geduldsprobe für den Reisenden, da das schnellste Wandern doch nicht fördert und aus dem grünen Grasbilde vor den Augen nichts heraustaucht, als Gras und wieder Gras. Man kann oft eine Stunde lang unmerklich steigen, bis dann endlich die Spitze eines Todtenhügels oder die Flügel einer Windmühle sich zeigen, welche die höchste Gegend der Wölbung ankündigen.

* * *

Das Klima.

Um das Steppenklima gehörig beurtheilen und schildern zu können, müssen wir

die geographische Breite,
die Gestaltung der Bodenfläche,
das Klima der Nachbarschaft

in Erwägung ziehen.

Was zunächst die geographische Breite der Steppen, ihre Stellung auf der Oberfläche des Erdkörpers und ihr dadurch bedingtes Verhältniß zur Sonne, Mond und Sternen betrifft, so müßte die sie deckende Luftschicht, als zwischen dem 45. und 50. Grade nördlicher Breite liegend, das ganze Jahr unter demselben Winkel von der Sonne beschienen, in demselben Grade erwärmt, auf dieselbe Weise bewegt werden, wie Ungarn, das südliche Deutschland, das mittlere Frankreich und die mittleren nordamerikanischen Freistaaten. Die Länge ihrer Tage und die Dauer ihrer Jahreszeiten wäre ganz dieselbe mit der dieser Länder. Würde das Klima nach dem Stande der Sonne allein bestimmt, so müßte man den Steppen, als in der mittlern Zone des gemäßigten Erdstrichs gelegen, ein ziemlich warmes Klima zuschreiben, ähnlich demjenigen der erwähnten Länder.

Aber die nahe und ferne Umgebung der Steppen ist der Art, daß die Sonnenstrahlen in ihnen nicht dasselbe leisten können, was sie in jenen Ländern thun, wo sie die trefflichsten Weine und Früchte gedeihen lassen, den Winter verkürzen und mildern und den Sommer freundlich verschönern. Die benachbarten Länderstücke sind nämlich: im Norden die polnischen Sumpfländer (Volhynien u. s. w.) und die großrussischen Hügellandschaften; im Osten die Ebenen der Wolgasteppen; im Westen die karpathischen Landschaften, die Moldau, Ungarn u. s. w. Im Süden macht das Asowsche und Schwarze Meer die Grenze.

Im Norden verlieren sich also die Steppen in die großrussischen Hügellandschaften und verschwistern sich so eng mit ihnen, daß sie deren Klima auf das Innigste theilen, und daß ihre südlichere Breite diesen Antheil nur unbedeutend schmälert. Frei und von keinem schützenden Kar-

Digitized by Google

pathendamme wie die ungarischen Ebenen umkränzt, bieten die russischen Steppen sich dem Boreas und seinen Dienern, die alle Jahre in ausgelassenem Triumphe über sie hereinbrechen, willenlos dar.

Gegen Osten ist die Verschwisterung noch entschiedener, denn die Pontischen Steppen sind nur die letzten Zipfel jenes ungeheuern, vom Fuße der Karpathen bis Südrußland und die Mongolei sich hinziehenden Steppengürtels.

Nur im Süden und Westen sind die Nachbarn zu finden, die einen mildernden Einfluß auf diese Steppen ausüben könnten, zunächst das südliche Meer, welches die Hitze mäßigen und die Kälte der Nachbarländer mindern müßte. Aber das Meer vermag nicht den Einfluß auf die Steppen zu üben, wie es denselben z. B. auf die ganz von ihm eingeschlossene Krim wirklich bethätigt. Einmal stößt das 20 Klaftern erhöhte Steppenplateau sehr oft gegen das Meer an, so daß im Sommer die kühlsten, im Winter die wärmsten Luftschichten, die niedriger als 20 Klaftern streichen, gar keine Wirkung auf die hohe Steppe äußern können. Dann bietet auch das Schwarze Meer, wenn wir Kleinigkeiten nicht mitrechnen, nur eine Küstenentwickelung von höchstens 50 Meilen als Wassergrenze, was zu der großen Steppenmasse, die viele Tausend Quadratmeilen beträgt, höchst unbedeutend erscheint.

Im Westen sind die Karpathen mit ihren Hügel- und Berglandschaften. Diese erkälten die milden Westwinde, die über sie hinstreichen, und wirken also auf die Rauhheit des Klima's mehr erhöhend als mildernd ein, ganz anders wie in Ungarn, wo sie den kalten Nordwind vom Lande abhalten.

Nun die Oberflächenbildung. Der flache, überall gleich gehobene, später nur hier und da wieder ausgetiefte Steppenboden ist außerordentlich geduldig und läßt alle Lüftchen, Lüfte, Winde und Stürme über sich hinsäuseln und hinbrausen. Da Alles bei ihm völlig gleich und einerlei ist, — da sich keine Sümpfe und See'n auf seiner Oberfläche befinden, die starke Ausdünstungen verursachen und heiße Luftströme temperiren könnten; — da keine hohen, mit Schnee bedeckten Berge sich in ihm erheben, welche die Wolken sammeln, Wetter erzeugen und auf die Ebene entlassen könnten; — da ferner keine bedeutenden Thäler und tiefe Schluchten, große Gebirgskessel und hohe schroffe Wände mit Niederungen abwechseln, welche bedeutende Störungen im Gleichgewichte des Luftmeers hervorbringen könnten; da wiederum auch nirgends leicht erwärmter und schnell erkaltender Sandboden mit dem immer kalten Lehmboden oder mit hitzigen Erdarten abwechselt, auch keine Feuchtigkeit haltenden und Dünste aussondernden Waldungen vorhanden sind; — da vielmehr Alles, im Ganzen und Großen genommen, flach und eben ist, Gras und nichts als Gras und darunter die überall gleiche fette Ackerkruste mit der schwarzen Fruchterde erscheint: — so leuchtet ein, daß der Charakter der Steppe in Bezug

Digitized by Google

auf das Klima im Allgemeinen passiv ist. Nichtsdestoweniger ist er aber in tausend kleinen Fällen aktiv.

Wie die Mongolen und Tataren aus dem innern Asien hervorbrachen, alle Steppen bis hierher durchwanderten, und wie erst am Fuße der schlesischen Sudeten und der Karpathen ihre Kraft sich brach, ebenso mögen manche Luftströmungen vom Altai ausgehen und ungehindert bis zu den Karpathen sich ergießen. Es läßt sich schon nach dem Obigen vermuthen, daß große allgemeine Landregen nichts Seltenes sind, und daß, wenn in einem Theile der Steppe die Temperatur erhöht oder vermindert wird, sogleich das Ganze daran Theil nimmt.

Die tiefen Balkis und Regenschluchten führen aber im Kleinen die schneidendsten Kontraste herbei. Im Winter, wenn auf der Steppe die alles Leben tödtenden Unwetter wüthen, sind sie ruhiger und wärmer als Keller. Im Sommer gleichen sie glühenden Backöfen, in denen die Sonnenstrahlen an den schroffen Wänden sich brechen und die Luft bis auf einen kaum erträglichen Grad erhitzen, der Art, daß die trockene Erde ellenlang klafft und aufreißt. Im Frühling weht auf der hohen Steppe oft noch ein schneidend kalter Wind, während in den Thalschluchten schon die liebliche Sonne wärmt. Des Abends jedoch kühlt sich die Luft in den Balkis sehr rasch ab, so daß, während es auf der hohen Steppe noch bis spät in die Nacht hinein warm bleibt, in den Schluchten, Thälern und Obruiwen alsbald ein klarer Thau niederfällt, sobald die Sonne in ihnen verschwindet.

So scharf der Kontrast zwischen dem Plateau und seinen Einschnitten, so auffallend ist auch die klimatische Verschiedenheit zwischen dem Steppenrande an den Obruiwen und dem Meere. Man muß sich die Linie des Steppenrandes weit in das Luftmeer aufsteigend denken, als wenn eine Wand die Luftschichten über dem Meere von den über der Steppe befindlichen trennte. Wir sahen im Mai und Juni 1838 wenigstens zwanzig Gewitter auf dem Steppenplateau aufsteigen, die sich nach allen Seiten darüber verbreiteten bis zu dem Obruiwenrande, über ihn aber nicht auf das Meer hinausgingen, der Art, daß die Nereïden im sonnigsten Himmelblau schwammen, während Zeus auf der hohen Steppenfläche donnerte und blitzte. Umgekehrt sahen wir oft das ganze Meer in Wolken gehüllt und nicht weit vom Obruiwenrande den Regen in's Wasser fallen, während die Viehheerden auf dem trockenen Lande dürres Gras rupfen mußten. Oft dauerte es halbe Tage lang, bis die Grenze überschritten wurde, und die Meeres- mit der Landluft sich ausglich. Am größten ist diese Verschiedenheit im Sommer, wenn die Steppe verbrannt und ihre Atmosphäre auf's Aeußerste erhitzt ist. Dann kommen die Gewitter, welche im Meere aufsteigen, nie auf die Steppe; und die, welche auf dem Lande sich zusammenziehen und ihre vollen Brüste hoffnungslos tief zu den schmachtenden Kräutern und Heerden herabhängen lassen, werden von der grausamen Steppe nicht angenommen, indem die heiße Steppenluft, in senkrechtem Winde von

Digitized by Google

unten nach oben aufsteigend, sie schwebend erhält, so daß sie auf das Meer hinabgleiten. Vergebens hofft der Gutsbesitzer auf seine großen von ihm angelegten Teiche, daß ihre Wasserfläche die in den Lüften schwebende Feuchtigkeit herablocken möchte; vergebens schöpft der kleinrussische Bewohner seinen Brunnen leer und schüttet alles Wasser weit und breit im Grase umher, Gott anflehend, daß er Gleiches zu Gleichem gesellen wolle — aber gegen diese Bitten, wie die Teiche und Tümpelchen, schreien die großen erhitzten Steppenplateau's ihr unbarmherziges Nein.

Der Steppenwinter ist sehr lang und rauh, besonders furchtbar durch seine Schneegestöber. Der Russe unterscheidet sehr genau drei Arten: die Mjatjols, Samets und Wjugas. Unter „Mjatjols" versteht man die gewöhnlichen Schneegestöber, bei denen der Schnee aus einer vorüberwandelnden Wolke herniederfällt, unter „Samet" aber das Schneejagen, wobei von heftigen Winden der Schnee von der Erde gehoben und flüchtig über die Gefilde hingeführt wird. Wenn man bei einem solchen Samet in der Steppe auf einem Todtenhügel oder sonst einem erhabenen Punkte steht, so sieht man, während oben die Sonne lacht, unten den sämmtlichen Schnee der Fläche in Aufruhr. Es ist, als wenn man in ein großes, nicht tiefes Nebelmeer von lauter Eiskrystallen hineinblickte, aus dem nur noch wenige, nicht überschwemmte Punkte hervorragen. Diese Samets sind in den Steppen nicht ohne Gefahr; das Sehen wird den Zugthieren und ihren Führern schwer, das Verirren ist leicht, und nicht selten ist das „Verschneien" und Herabstürzen in die Schluchten.

Mit dem Namen „Wjuga" bezeichnen die Russen die schlimmste und gefährlichste Art des Schneegestöbers, wo bei großer Kälte und ungemein heftigem Sturm der Schnee sowohl von oben herab, als von unten herauf getrieben wird. Bei diesen Wjugen verschwinden in den Steppen alle Wege und Stege. Himmel und Erde sind in dreitägigem Aufruhr, aller Verkehr hat ein Ende. Daß in den wald-, dach- und fachlosen Steppen ein solcher Luftaufruhr Menschen und Thieren oft gefährlich wird, kann man sich denken.

Schöne, heitere Wintertage, wie man sie in Deutschland mit Entzücken auf den glatten Eisbahnen genießt, sind in den russischen Steppen äußerst selten, und auch die Reize, die der Winter in dem Norden Rußlands durch die bereiften und beschneiten Wälder bietet, sind hier wie die Wälder unbekannt. Die Steppen bieten dann die ödeste, traurigste Fläche, über die eine zerrissene Schneedecke geworfen ist, und über welche der Himmel ein unveränderliches Trauergewand grauer Wolken herabhängen läßt.

Es giebt in diesen Gegenden (auch abgesehen davon, daß ein geringer Grad von Kälte für's Ganze empfindlicher ist, als im waldigen Norden) so harte Winter, wie man sie an der Ostsee kaum kennt. Sechs Monate hüllen sich, zur großen Verwunderung des Nordländers, die Steppenbewohner in Pelze, und in Odessa werden nicht viel weniger Pelze abgesetzt, als in Riga. Ja, der Schafpelz des gemeinen Mannes wird sogar das

Digitized by Google

ganze Jahr hindurch nicht bei Seite gelegt und ist noch bis zum Juni bei der Hand, wo die Tage zuweilen schon sehr heiß sind.

Fragt man nach den Schneemassen, die im Winter auf die Steppen herabfallen, so sind sie im Vergleich mit denen des Nordens gering, und dabei werden sie auch noch für die Benutzung von Seiten der Menschen sehr schlecht vertheilt, indem aller Schnee sich in den Vertiefungen anhäuft, so daß er hier oft sieben bis acht Klaftern tief liegt, während auf der flachen Steppe nichts bleibt. Es giebt sogar Winter, in denen nahe am Pontus gar kein Schnee fällt, die dabei überhaupt gar keinen Niederschlag zeigen. Ein solcher Winter war der von 1833, wo die Erde so weich war wie im Sommer, so daß die Leute graben und ackern konnten. Es gab in diesem Winter auf allen Steppenwegen oft bei 10—12 Grad Kälte einen so dichten Staub, wie sonst nur mitten im Sommer.

Die Natur schläft in den Steppen einen so langen Winterschlaf, daß man im Frühlinge wohl ein freundlicheres Erwachen erwarten könnte, als man im April und Mai zu sehen gewohnt ist. Der Steppenfrühling beginnt mit der schmutzigen Zeit der Schneeschmelze, und wenn die Steppe oft Monate lang kein Tröpfchen Wasser an sich zieht und meilenweit nicht die geringste Quelle aus dem klapperdürren Boden entläßt, so strömt im Beginn des Frühlings das unruhige Element überall, wo man es wünscht und nicht wünscht. Die ganze Steppe geht auf, und ihre ganze Oberfläche, wo nicht der dickste und älteste Rasen sie befestigt, verwandelt sich in einen schwarzen, schwammigen Brei, so daß es dem Menschen unmöglich ist, seinen Fuß irgendwo hinzusetzen. Von allen Rücken und in allen Schluchten und Thälern brausen die schmutzigsten Ströme des widerlichsten Wassers. In den Wohnorten der Menschen, wo durch die Straßen eben solche wilde Ströme und Wasserfälle geräuschvoll arbeiten, wird der gräulichste Unrath, den die Schneedecke lieblich verbarg, enthüllt und durch die Wege geführt. In dieser Zeit gehen die Hauptveränderungen der Bodenoberfläche der Steppen vor sich. Regenschluchten reißen sich oft in einer Nacht bis zur Klaftertiefe aus. Die Senkungen der Küste am Meere finden nun vorzüglich statt, so wie auch die oben erwähnten Verflötzungen der obern Fruchterdedecke, die so bedeutend sind, daß in einigen Tagen lange Thalstrecken mit einer mehrere Ellen dicken Erdschichte bedeckt werden.

Hat sich durch lange und viele Gährungen der Frühling endlich hindurchgearbeitet, und kommen die schönen Tage des Mai, so erscheint die Steppe wie eine grüne Oase zwischen den Schneeflächen des Winters und den Graswüsten des Sommers. Die ganze Steppe, so weit sie reicht, thut dann ihr Mögliches zur Erzeugung grüner Gräser; auch Tulpen, Hyazinthen, Krokus und Schneeglöckchen erheben ihre freundlichen Blumenkronen. Aber doch, großer Gott! welch' ein mongolischer Frühling ist so ein Steppenfrühling im Vergleich mit einem deutschen oder französischen. Zwar ist Grün eine schöne, wohlgefällige Farbe. Aber wie wird man

Digitized by Google

geſättigt mit Grün und Gras bei einer Reiſe durch das Reich des Steppenfrühlings, und wie verſchwinden in dieſer Einförmigkeit die farbigen Blumen! Und der grüne Mantel, den die Steppe anzieht, wie iſt er ſo grob gewoben, wenn man ihn näher betrachtet! Nur von der Höhe des Kaleſchenſitzes herab findet man dieſe Blumen ſchön. Wenn man ſich aber freundlich ihnen naht, ſo muß man über harte und ſchlechte Gewebe des Teppichs klagen. Ja, hätte man Alpenwieſen, oder nur den Raſen des Oden- und Schwarzwaldes, oder den Kunſtraſen des grünen britiſchen Eilandes! Aber an dergleichen darf man bei der Steppe nicht denken, wo alle Kräuter groß, grob und ſtrunkig ſind und dabei ſehr locker und gar nicht dicht bei einander ſtehen. In den ganzen großen Steppenlandſchaften iſt nirgends ein Plätzchen zu finden, wo man mit Gemächlichkeit ausruhen und dem Gott des Schlafes opfern könnte.

Wenn der Frühling ſchon ſo wenig Behagen bringt, ſo iſt der Sommer ganz und gar unerquicklich und ohne allen Reiz. Der erhitzte Boden klafft überall und ſchreit vergebens nach der Labung des Regens. Die Juliwolken und Gewitter laſſen keinen Tropfen entſchlüpfen, donnern aber und blitzen unaufhörlich über den Köpfen der durſtigen Thiere und Menſchen.

Die Sonne geht in dieſer heißen Zone meiſt feuerroth auf und unter, und um Mittag iſt der Himmel ganz bleich, denn die Luft wird mit den Dünſten der Meere, Flüſſe, Limans, der Thier- und Pflanzenwelt geſchwängert, die aber wegen der großen Hitze nicht zum Niederſchlag kommen. Die Steppe verliert ihre Friſche, wird braun, endlich ſchwarz, als hätte Alles ein verzehrender Brand verſengt. Menſchen und Thiere magern ab. Die Heerden der wilden Ochſen und mehr noch der Pferde, die im Frühling ſo voll und muthig waren, ſind matt und lahm. Selbſt die braune Haut der Steppenbewohner, die freilich nie ſehr friſch und elaſtiſch war, legt ſich ſchlaff in die hohlen Wangen; Alles macht ein leidendes Geſicht und ſchleicht träge einher. Die Waſſerteiche ſchmelzen zuſammen, die Brunnen trocknen aus und der ſchwarze Staub wirbelt empor.

In mancher Hinſicht iſt in dieſer heißen Zone die Steppe noch weit härter, als die Sahara und die Llaños; denn ihre Hilfsquellen verſiegen noch weit mehr, als in jenen unwirthlichen Gegenden bis zum letzten Reſte. Die Wüſten Afrika's ſchaffen doch, wo nur Waſſer erſcheint, ein Paradies, laſſen Dattelpalmen und andere Daſengewächſe in Fülle um jede Quelle aufſchießen, wogegen in den Steppen auch ſelbſt ſtarke Gewäſſer nur im ungenießbaren Graſe fließen, ohne auch nur Etwas mehr zu erzeugen, als Schilf. Jene dickhäutigen Pflanzen der Wüſte, welche die Säfte lange in ſich halten und trotz glühendem Sande und ſengender Gluth friſche Blüthen bilden, fehlen ganz in der Steppe, die Aloës, die Kaktus, in welche, wie in Südamerika, ein durſtiges Thier beißen könnte, um ſeine Lippen zu netzen.

Zu Ende des Juli und Auguſt erreicht die Dürre ihren höchſten Grad und geht gegen Ende dieſes Monats ſchon wieder merklich bergab. Dann

Digitized by Google

ſtellen ſich wieder ſtarke Nachtthaue ein, und Gewitter werden hier und da vom Boden angenommen. Die bleiche Dunſtatmoſphäre klärt ſich allmählig zu freundlichem Blau ab, und Alles bildet ſich mehr und mehr zum ſanften Herbſte hinüber. Die Lüfte werden nun äußerſt ſanft und mild, und zuweilen einfallende Regen halten den unholdigen ſchwarzen Steppenſtaub nieder. Die Steppe ergrünt von Neuem, und Menſchen, Thiere und Pflanzen erholen ſich wieder.

Mit dem Ende Septembers iſt aber auch ſchon alle Luſt wieder zu Ende, und der Oktober, der ſich bei uns noch mit Weinlaub und herrlichem Himmelblau ſchmückt, iſt ſchon wieder ganz Skythe und Wüſtenbarbar, trübe, nebelig und regneriſch. Früchte kennt er nicht und nicht die ſchönen Herbſtmorgen, an denen bei uns die kleine ſchwarze Spinne ihr zartes Gewebe in die Luft hinaushängt, auch nicht das goldgelbe Laub der Bäume und das melancholiſche Violett der hinſterbenden Wälder. Zu Ende Oktobers beginnt ſchon meiſtentheils das Graus und Braus der Wjugen und Samets, und gegen einen Steppen-November iſt ein deutſcher November als ein unſchuldiger Nachſommer zu betrachten.

* * *

Vegetation.

Obgleich die Maloroſſianen (Kleinruſſen) durch ihre große Zahl und allgemeine Verbreitung die Hauptnation in den ruſſiſchen Steppen bilden, ſo fehlt es hier doch keineswegs an Großruſſen. Vielmehr findet man ſie als Fiſcher, Tabuntſchiks (Pferdehirten), Handelsleute, Fuhrmänner, Holzarbeiter u. ſ. w. im ganzen Lande verſtreut. Man kommt daher überall mit ihnen zuſammen, und ſo traf es ſich denn auch eines Tages, daß ich meine Schritte neben denen eines langbärtigen, von dunkler Röthe im Geſichte wie auf ſeinem ponceaufarbenen Hemde glühenden Kapappen*) durch die Steppe ſetzte. Es war ein Fiſcher vom Meeresſtrande, der in einem benachbarten Dorfe bei Verwandten ſeinen Sonntag feiern wollte. Ich ſprach mit ihm von ſeiner diesjährigen Fiſcherei, und er ſagte, daß es ſchlecht gienge. Darauf fragte ich ihn, wie ihm die Steppen gefielen. Er ſagte: „Ach, Herr, wie könnte es mir hier gefallen? Was kann hier gefallen?“ — „Iſt denn Euer Rußland beſſer?“ — „Unſere Ruſſija? Ruſſija?**) Wie ſollte ſie nicht beſſer ſein?“ — Ich ſah, daß er ſich erwärmen wollte, und um ihn abzukühlen, hielt ich ihm die Widerpart und fragte: Wie ſo denn? — „O, in Ruſſija, Herr, da iſt von Jeglichem Jedes, und hier — iſt von Allem nichts. In Ruſſija iſt das Brod beſſer, die Häuſer beſſer, das Land beſſer, der Schnee beſſer, der Sommer und Winter und alle Jahreszeiten beſſer. Da giebt's Berg und Thal, Wald und Wieſe, Brunnen, Quellen und Flüſſe die Fülle. Alles wechſelt ab, und Alles iſt ſo ſchön!“ Ich

*) Spitzname der Großruſſen, den ſie bei den Kleinruſſen der Steppe haben.
**) Ruſſija iſt das Moskowiterland, der Kern von Großrußland.

Digitized by Google

ſah, daß er im Zuge war, ſagte nicht, daß ich auch in Ruſſija geweſen wäre, und er fuhr in der allen Ruſſen ſo eigenen bilderreichen, lebendigen und mimiſchen Beredtſamkeit fort: „Im Lande fließen große Ströme, vor allen die prächtige Mutter Wolga mit allen ihren Kindern. Die Wälder ſind groß und ſchön, die Eichen, Linden, Buchen, die Tannen und Fichten, alle bis zum Himmel! Und in den Bäumen ſingen Vögel von jeglicher Art, der eine ſo, der andere ſo.“ (Er pfiff dabei den Nachtigallen und Lerchen nach.) „Ach, und in den Wäldern, welche Luft von Wohlgeruch!“ (Dabei fächelte er ſich die Luft zu und athmete ſie ſo begierig ein, als wenn ſie mit lauter Veilchenduft geſchwängert wäre.) „Und wie nahe iſt Dir das Alles! Siehe hier iſt Deine Hausthür — Du machſt ſie auf — trittſt heraus, und da biſt Du gleich mitten im ſchönen Walde.“*) (Hierbei hielt er mich bei der Hand, und ich mußte ſtehen bleiben, als wenn ich die Hausthür wäre; er aber ſchritt in das hohe Gras hinein, als wenn es der Wald wäre.) „Welch' herrliche Muſik im Walde,“ ſagte er dann, „und wie die Sonne durch die Blätter ſcheint! Und im Raſen des Waldes auf dem Boden blühen und reifen allerlei Beeren um Dich her; Erdbeeren, Herr, kleine, ſüße, rothe, wilde Himbeeren, Brom- und Blaubeeren von jeglicher Art, ſo viele, viele, als Du nur wünſchen magſt. Du kannſt Dich niederlegen, wo Du nur willſt, rund um Dich herum pflücken, ohne anders als völlig ſatt wieder aufzuſtehen.“ — Dabei warf er ſich gar ins Gras und raufte rund umher die Halme, als wenn es Erdbeeren wären, und ich glaube, wenig fehlte, ſo hätte er ſie auch gegeſſen, um mir zu zeigen, wie gut ſie ſchmeckten. Dann ſprang er wieder auf und ſagte: „Auch Pilze ſind da von allen Sorten und in großer Menge. Man füttert bei uns die Schweine damit. Gras und Heu iſt noch das Einzige in dieſem Lande, überall Gras und nichts als Gras. Und auch ſelbſt dieſes Einzige, was ſie haben, wie ſchlecht iſt es! Holzig, ſtruppig und den größten Theil des Jahres ohne Saft. Bei uns giebt es auch Gras, aber ſo hoch bis zu meinem Barte, und was für Gras, grünes, feines, ſaftiges, ſüßes. Daß Gott erbarm'! Die Kühe werden ganz fett davon und ſo dick.“ (Er ſtellte ſich wieder hin, blies ſich auf und machte ſich mit Beinen und Armen ſo breit, als er konnte.) „Seht, und in dem Allen mitten drin liegt unſer Moskwa, die vor allen prächtige und heilige Stadt. Wie ich ſage, dort iſt von Jeglichem Alles. Und ſagt mir, was iſt hier? O! Ruſſija wäre gewiß das erſte und beſte Land, wenn nur Eins nicht wäre — die Herren, Die haben's verdorben.“ (Gewiß war er ein ſeiner Herrſchaft entlaufener Rebell.) „Wenn wir jetzt in Rußland giengen, anſtatt auf dieſer öden Steppe, wie würden wir ſchön gulaien**), bald an einem Bache, bald in einem Gehölz, bald durch ein Dorf. Und hier müſſen wir ein paar Stunden wie die Wachteln ſchnurſtracks im Graſe hinſtreichen, bis wir unſer

*) Die Großruſſen folgten in ihrer Verbreitung den Wäldern, die Kleinruſſen den Steppen.

**) Von dem ruſſiſchen galati (ſcherzend umher wandeln).

Digitized by

Dorf erreichen. Die Sonne brennt uns auf den Kopf, und nirgends Schatten, auch nirgends ein Erdbeerlein gegen den Durſt."

In der That ſcheint die Natur bei der Anlage und dem Aufbau dieſes Steppenplateau's ſo wenig Rückſicht auf den Menſchen genommen zu haben, und dagegen ſo viel auf das grasfreſſende Vieh, daß ſie den Menſchen nur inſofern dulden zu wollen ſchien, als er ſein Daſein an einen dieſer Grasfreſſer bindet. Die ganze Vegetation der Steppe bietet äußerſt wenige, dem Menſchen genießbare oder für ſeine Hauswirthſchaft nützliche Pflanzen; nur Schilf ſtatt Bauholz, Unkraut ſtatt Brennholz, Dorngebüſch ſtatt der Fruchtbäume, fürs Vieh dagegen unendlich viel Dienliches.

Daher kommt es, daß auch die Haupteintheilung der Pflanzen, von der man in dieſem Lande beſtändig reden hört, ihren Eintheilungsgrund von der Beziehung zum Viehe hernimmt. „Trawa" und „Burian" ſind die beiden großen Klaſſen, in welche der Steppenbewohner alle Vegetabilien ſeiner Graswüſte unterbringt. Trawa heißt Raſen, und man verſteht darunter alle niedrigen, kurzen Pflanzen, welche das Vieh mit ſeinen Zähnen leicht bezwingen kann, auch wegen ihrer heilſamen Säfte gern genießt. Unter Burian verſteht man alle die ſtruppigen, ſtrunkigen, hochaufſchießenden Pflanzen, welche das Vieh wegen ihres holzigen, ſaftloſen Gewebes nicht frißt.

Die Büſche und Bäume reduziren ſich auf wenige Arten von Dornen- und Hollunderbüſchen, wilden Birn- und Apfelbäumen und einigen noch weniger nennenswerthe Baumarten. Die Birnbäume, die oft bloßes Birn-Dorngebüſch ſind, kommen hauptſächlich in den Vertiefungen und Schluchten vor; hier und da ſieht man ſie auch mitten auf der Fläche und dem breiten Steppenrücken ſtehen. Weit häufiger und auch in ordentlichen Geſellſchaften ſind die Dorngebüſche, die Schleh- und Weißdorn-, Hagebutten- und Brombeerſträuche. Die Koſaken nennen ein ſolches dichtſtehendes Gebüſch „Derrina" und haben darin einen Erſatz für unſere Wälder und Gehölze. Im Herbſte ſchneiden ſie ſich die langen Stäbe aus den Dornen, die ſie zum Lenken ihrer Ochſen brauchen; auch verfertigen ſie aus ihnen die Heuſchreckeneggen, indem ſie eine Menge von Dornzweigen an einem Balken befeſtigen, ſie mit Steinen beſchweren und, ſie fortſchleifend, damit die Heuſchrecken auf dem Felde tödten. Selbſt die Egge, mit der ſie nach der Ausſaat die Körner eineggen, iſt auf dieſe Weiſe gemacht. Im Frühlinge freuen ſich die Koſaken über die Blüthe und den Duft des Schlehdorns und wandern um ihn herum, den Duft genießend.

Der Hollunder ſteht häufig an den ſchroffen Ufern des Schwarzen Meeres bei Odeſſa herum. Die deutſchen Koloniſten ſammeln hier ſeine Blüthe, wenn ſie noch ganz zart iſt, und machen ihre im Schwabenlande ſo beliebten „Holderküchle" davon, indem ſie die ganze Dolde in einen Mehlteig tauchen und ſie wie Blumenkohl verzehren.

Eine ſehr bedeutende Rolle im Leben der Steppenbewohner ſpielt das Schilf. Alle Häuſer der Landleute ſind mit Schilf gedeckt, die Zäune der Gärten werden, wenn man ſie nicht von Erde aufwerfen will, aus Schilf

Digitized by Google

geflochten. Man ſtellt dazu ganz einfach dicke Bündel von Schilf in ſchmalen Garben in die Erde und flicht ſie mit ihren obern Enden zuſammen. Ja, in vielen Gegenden bauen die Leute auch ihre Häuſer aus Schilf, und zwar oft ganz hübſche und wohnliche, wobei die Schilfwände ſo mit Lehm und Kalk überworfen werden, daß man ſich einbildet, in einem ſteinernen Hauſe zu ſein. Endlich dient das Schilf auch noch als Brennmaterial, wenn gleich nicht als das vorzüglichſte, denn es hinterläßt noch weniger anhaltende Gluth, als das Stroh. Der Dnieſtr und Dniepr verſehen weit und breit die Umgegend mit dieſem in ſo viele Lebensbedürfniſſe eingreifenden Hauptbedürfniſſe, und beſtändig winden ſich lange mit Schilf beladene Wagenreihen aus ihren Niederungen auf die Steppe herauf. Der Dnieſtr insbeſondere verſorgt die Stadt Odeſſa mit dieſem Artikel. Die Schilfwaldungen der Flüſſe ſind gemeinſchaftliches Gut der anliegenden Ortſchaften, und ein jeder der Ortsbewohner kann ſo viel herausholen, als er Luſt hat. Die Krone beſitzt auch große Gebiete in dieſen Schilfen und ſchickt zuweilen ganze Regimenter zum Abſchneiden hinein

Die Gräſer werden nur einmal im Jahre gemäht, denn die Steppe hat in den Monaten Juni, Juli und Auguſt zu wenig Kraft, um neue Halme zu treiben, da ſie in dieſer Zeit faſt eben ſo todt wie im Winter da liegt; im September und Oktober giebt es freilich wieder Regen und Gras, jedoch wird dieſes Herbſtgras zum Mähen nicht reif genug, und man läßt es daher blos vom Viehe abweiden. Die Heuernte macht den Steppenbewohnern nicht halb ſo viel Mühe, als uns im feuchten Deutſchland, wo man das Gras Tage lang liegen laſſen, trocknen, zuſammenrechen, wieder aus einander breiten und abermals trocknen muß, bis man endlich einmal das Glück hat, das Heu einfahren zu können. In den Steppen gehen unmittelbar hinter den Mähern Mädchen her und Burſchen, welche das gleich trockene Heu in Haufen, „Kopitzen" genannt, zuſammenlegen. In dieſen Haufen bleibt es einige Tage ſtehen und wird alsdann heimgefahren, oder für die Ueberwinterung in größere Haufen gebracht, die ſie „Skirten" heißen. Ja, zur Mitte des Juni iſt die Trockniß oft ſo groß, daß man das abgemähte Gras ſogleich als Heu nach Hauſe oder zu Markte fährt. Da es in den ſchwach bevölkerten Steppen an Arbeitern fehlt, ſo müſſen die Mäher reich bezahlt werden, und aus den Nachbarprovinzen wandert den ganzen Sommer hindurch eine Menge von Menſchen in die Steppen, um ſich ein Stückchen Geld zu verdienen.

* * *

Thierleben und Hirtenleben.

Erwägt man, daß jeder Baum in der Natur Bewohner hat, die auf ihn vorzugsweiſe angewieſen ſind, daß faſt jeden Strauch und jedes Blümchen ſeine eigenen ihm angehörigen Thierchen umſchwirren, daß im Sumpfe andere Weſen hauſen, im Walde andere, auf den Bergen andere, ja, daß faſt

Digitized by Google

jede Höhenstufe der Berge von anderen Thierfamilien erstiegen wird — und betrachtet man dann die Steppe in ihrer großartigen Einförmigkeit, diese unbegrenzte Ebene, diesen Mangel an Bäumen und Sträuchern, diese überall gleich fette, gleich schwarze, gleich begraste Erdschicht, die keine Sümpfe bildet und ohne See'n und Quellen bleiern da liegt: so wird man es natürlich finden, daß derselbe Boden, der eine so große Pflanzenarmuth hervorrief, auch keinen Reichthum an Thiergattungen erzeugen konnte; die Fauna ist so dürftig wie die Flora.

Wiederum ist aber erklärlich, daß, so gering auch die Zahl der Geschlechter, eben so groß die der Individuen ist. Die Steppen sind von Menschen noch wenig bevölkert, und die Kultur tritt den Thieren noch nicht sehr hinderlich und beschränkend entgegen. Daher finden die Familien welche einmal die Steppe vertragen lernten, einen um so freieren Spielraum, und der Reisende glaubt, in einem der lebensreichsten Striche der Erde sich zu befinden; zumal im Frühlinge, wenn Alles grünt und blüht und sich sowohl die einheimischen Thiere lustig regen, als auch fremde Pilgrime auf der Steppe sich sammeln, die sich nachher bei der Sommergluth in benachbarte oder entfernte Länder verlieren. Alsdann erblickt man Vögel, die sich bei uns nur einzeln zeigen, Adler, Geier, Habichte, in bunten Reihen geschaart, Trappen in großen Zügen, Enten, Gänse und Pelikane, die Schilfgebüsche füllend. Im Grase spielen überall die Erdhäschen in ausgedehntesten Ansiedelungen, und Wölfe streichen zahlreich umher. Lerchen, Kibitze, Drosseln, Tauben sind allenthalben, und selbst von Insekten zeigen sich große Massen, die Schmetterlinge im Verhältniß zu der Unzahl von Blumen, die Mistkäfer im Verhältniß zu den großen Viehheerden, und in schlimmen Jahren die Heuschrecken, von denen jede Abtheilung des großen Zuges Legion ist.

Im Frühlinge verfällt Alles in den Steppen, selbst das zahme Vieh, in einen Zustand halber Wildheit; die Pferde in den Tabunen (Pferdeheerden), die Ochsen in den Tscheredas (Ochsenheerden), Alles sucht die freie Steppe, oftmals selbst die Hunde. Die Hündinnen entlaufen den Städten und Dörfern, scharren sich in der Wildniß eine Höhle, werfen da ihre Jungen, fern von den Menschen, wie die Wölfe. Diese in den Steppen geborenen jungen Hunde sind den Sommer über völlig wild, scheuen den Menschen und lassen sich nicht fangen. Im Winter aber, der mit seinen Wjugen Alles bändigt, durch Hunger und Kälte selbst das Wilde zahm macht und sogar den Wolf in die Dörfer treibt, da erinnern sich erst die wilden Hunde ihrer alten Herren und kommen zu den Wohnungen der Menschen zurück.

Freie Bienen, wie in den polnischen Wäldern, giebt es nicht in der Steppe, auch nicht einmal Erdbienen. Das Klima ist zu hart, zu heiß und zu kalt, und des Schutzes wie der Nahrung ist zu wenig, als daß sie sich halten könnten. Der Baum- und Wassermangel, die Armuth an duft- und saftreichen Pflanzen ist Schuld daran, daß die Zucht der zahmen Bienen fast nirgends gedeiht. In Odessa sind wohl einige Bienenliebhaber, deren

Digitized by Google

Anzahl jedoch mit der Dürftigkeit der Gärten in dieſer Stadt in Proportion bleibt. Nur das einigermaßen fruchtbare Dnieſtrthal zeichnet ſich durch ſeine Bienenzucht aus. In den Steppenvorländern aber, in der buſchigen Ukraine, in Kleinrußland und Podolien, wo Wälder Schutz verleihen und viele Flüſſe auch ſelbſt im Sommer in den Thälern Feuchtigkeit und Blumenblüthe unterhalten, iſt die Bienenzucht ſehr bedeutend. In dieſen Provinzen hat faſt jeder Bauer Bienen, und ſelbſt Leibeigene beſitzen oft 300 Stöcke und mehr. Dort kann man ſelbſt auf den kleinſten Bazars den Honig zentnerweiſe kaufen, den die Kleinruſſen und Koſaken ſehr lieben, und, wenn ſie Gäſte haben, mit Löffeln eſſen. Von dort kommt auch aller Honig, der von Odeſſa verſchifft wird, und von dort ſtammt eine Menge des Wachſes zur Erleuchtung der ruſſiſchen Kirchen.

Von allen Thieren, welche die Steppe bewohnen, iſt das edelſte Geſchöpf das Pferd, das dem Menſchen nutzbarſte aber das Rind.

Es laſſen ſich im Ganzen drei Hauptklaſſen der in den Steppen lebenden Pferde unterſcheiden, die auf verſchiedene Weiſe gehalten und gezogen werden: die Hauspferde, die Pferde der Geſtüte und die der halbwilden Tabunen (Zuchtheerden). Die Haus- (Arbeits-) Pferde ſind die alltäglichen Genoſſen der Menſchen, ſeiner Mühe und Arbeit. Die Edelleute und deutſchen Koloniſten in der Steppe halten ihrer eine Menge zum Spazierenfahren, Reiten, Ackern, Waarentransport u. ſ. w. Der koſakiſche und bulgariſche Bauer beſitzt aber immer nur eins, das ihm bei kleinen Fahrten dient, wo er nicht gerade ſein Ochſen-Zweigeſpann in Gang ſetzen will.

Die Pferde der Geſtüte ſind von den verſchiedenſten engliſchen, arabiſchen und deutſchen Racen und bieten in ihrer Zahmheit kein eigenthümliches, durch die Steppe bedingtes Leben dar.

Anders iſt es mit den halbwilden Pferden der frei in der Steppe ſchweifenden Tabunen. Die Herren der Steppe, nämlich die großen Gutsbeſitzer, die ſich hier ganze Fürſtenthümer erworben haben, die Potockis, die Woronzows, Orlows u. ſ. w., beſitzen des Bodens ſo viel, daß ſie wegen Mangels an Mannſchaft nur den geringſten Theil davon bearbeiten können; ſie halten und hielten daher ſeit alten Zeiten neben ihren Schaf- und Kuhheerden auch eben ſo große weitſchweifende Heerden leichtfüßiger Pferde, die ſie überall auf die entfernteſten Wieſen und die ſchlechteſten Weiden ſchicken können, um doch das ſonſt nutzloſe Gras in nutzbare Kräfte zu verwandeln und ſich ſo auf billige Weiſe in der Wildniß einen kräftigen Schlag von Pferden aufwachſen zu laſſen.

Zu dieſem Zwecke verſchaffen ſie ſich eine Anzahl von Stuten und Hengſten, die den Stamm des Tabuns ausmachen, und die unter Aufſicht von Hirten in die Steppe geſchickt werden, um ſich zu nähren und zu mehren. Der junge Nachwuchs wird immer bei den Vätern und Müttern gelaſſen, bis mit der Zeit die Zahl der Thiere auf die Summe geſtiegen iſt, welche das Gut allenfalls ernähren kann, ohne der übrigen Oekonomie zu ſchaden. Dieſe Summe ſteigt von 100 bis auf 1000. Die Benutzung beſteht darin,

Digitized by Google

daß man theils die dem Gute selbst nöthigen Arbeitspferde aus dem jungen vier- bis sechsjährigen Nachwuchse nimmt, theils auch von diesen in der Freiheit erstarkten, muthigen und unverwüstlichen Thieren an andere Liebhaber, an die herumreisenden Remonteurs und auf den Märkten des Landes verkauft.

Es ist nicht wahr, was Manche in Deutschland fabeln, daß diese Pferdeheerden völlig frei*) und ohne Aufsicht wie die Hirsche in den Steppen leben. Wie froh würde da manche arme Tabuntschiks-Seele sein, der die Mühe abgenommen wäre, eine halbwilde Pferdeheerde zu bewachen! So heißen nämlich die Seelen der Leute, die dazu bestellt werden, die Zöglinge des Tabuns vor dem Verlaufen über das Gutsgebiet zu bewahren, sie den Pferdedieben abzujagen und Acker, Feld und Garten anderer Leute vor ihnen zu behüten. Diese Tabuntschiks sind eine eben so eigenthümliche Geburt der Steppen, wie die wilden Pferde selbst, und werden durch ihre Lebensweise eine so abweichende Race von Menschen, daß man in ganz Europa ihres Gleichen sucht, und nur wieder bei ihren Antipoden in den Pampas von Südamerika ein Stück von ihrer Brüderschaft findet.

In der That erfordert das Geschäft eines Tabuntschiks eine Leibeskonstitution, die ihr Blut bei 20 Grad Kälte eben so flüssig und munter erhält, als bei freundlichem Frühlingswetter, und deren Muskeln und Nerven auch bei zweimonatlicher Trockenheit eines Backofens dennoch so elastisch und markig bleiben, als wären sie eben im kühlen Salz der Meereswellen gebadet worden. Es gehört dazu eine Lunge, die den nächtlichen Thauhauch des Grases und den glühenden Athem des Sirokko gleich erquicklich findet, und eine Haut, die bei Regengüssen, wo kein Wassertropfen sie verfehlt, den Wasserabfluß duldet wie eine marmorne Bildsäule.

Die Schaf- und Ochsenhirten sind Wagenbewohner und führen auf ihren Wanderungen beständig Wagen mit sich herum, mit denen sie sich hier und da auf kurze Zeit ansiedeln. Diese Bequemlichkeit darf sich der Tabuntschik nicht gönnen; denn die Beweglichkeit und Wildheit seiner Rosse nöthigen ihn, beständig beritten zu sein; das unruhige Temperament seiner Pfleglinge läßt ihm nicht einen Augenblick Ruhe. Er haust Tag und Nacht auf seinem Pferde, welches nicht blos sein Stuhl, sondern auch sein Speisetisch, sein Divan und seine Bettstelle ist, und diese Leute erlangen eine bewunderungswürdige Geschicklichkeit darin alle Geschäfte zu Pferde abzumachen. Wenn andere Menschen am liebsten die Ruhe suchen, muß der Tabuntschik sie am meisten verschmerzen. In der Nacht, wo die Pferde am weitesten wandern und weiden, muß er vorzugsweise bei der Hand sein, um mit wachsamem Zurufe beständig die Runde um seine Heerde zu machen. Auch sind dann alle Gefahren, die von Wölfen, Dieben, Gewittern u. s. w. drohen, am dringendsten. Bei Regen- und Schneestürmen hat er es schlimmer als die Pferde selbst; denn diese dürfen sich von der Windseite abwenden, er aber muß den Stürmen Front machen, um die Heerde, die bei starkem Unwetter gern blindlings über die kahle Steppe dahin streicht, zu

*) Die ganz wilden Pferde sind jetzt kaum noch in der Kirgisensteppe zu finden.

Digitized by Google

überſchauen und zurückzuhalten. Dabei muß er ſich ſchneller tummeln, als die Pferde und Windgötter ſelbſt. Wahrlich, die Seele eines ſolchen Pferdehirten muß von Leder ſein, wie ſeine Kleidung.

In der Regel tragen die Tabuntſchiks Hoſen von behaartem Füllen- oder Kalbsleder, und ein Kollet von demſelben Stoffe, mit einwärts gekehrten Haaren, unter denen früher ein Pferdeherz ſchlug, wärmt ihre Bruſt. Beides hält ein lederner Riemen zuſammen, den ſie ſich drei- bis viermal um den Leib winden, und auf dem ſie ſich allerlei kleine Raritäten, Metallſtückchen, Münzen, Bernſtein u. ſ. w. angereiht haben. Da ſie zugleich die Aerzte ihres Tabuns und als ſolche im Beſitz von einem Dutzend altherkömmlicher Mittel ſind, ſo hängt ihnen gewöhnlich auch ihr ganzer chirurgiſcher und mediziniſcher Apparat am Gürtel, was ihnen das Ausſehen von Schamanen und Zauberern giebt. Ihren Kopf ſtecken ſie auch, wie alle zehn Millionen Kleinruſſen und Tataren, unter die hohe Zylindermütze von ſchwarzen Lämmerfellen. Ueber ihren ganzen Anzug werfen ſie noch die bei allen Hirten gebräuchliche Swita, einen aus brauner Schafwolle gewebten Mantel. An dieſe Swita iſt oben eine weite Kapuze genäht, die über Mütze, Kopf und Geſicht gezogen wird, und in der, wie bei den alten Ritterhelmen, blos für Augen, Mund und Naſe eine Oeffnung bleibt. Bei gutem Wetter hängt ſie auf dem Rücken wie ein Sack herunter, und wird dann auch in der Regel nur als Taſche benutzt. Dieſes letzte Kleidungsſtück giebt ihnen ein beſonders barbariſches Anſehen, und mir giengen immer die barbariſchen Namen der Petſchenegen, Alanen und Hunnen durch den Kopf, wenn ſo ein Tabuntſchik mit ſeiner hohen, wie ein Ochſenkopf eckigen Sturmhaube einherſprengte.

Doch es klirrt noch mehr an ſolch einem Roſſebändiger herum. Vor Allem ſein großer Harabnik, die drei Klafter lange Peitſche mit kurzem, dickem Stiele, alsdann ſeine Schlinge, ein 15—20 Ellen langer Strick, an deſſen einem Ende ein eiſerner Ring zum Durchziehen des andern Endes befeſtigt iſt. Will er ein Pferd einfangen, ſo wickelt er das eine Ende des Strickes um den Arm, jedoch ohne es weiter zu befeſtigen, damit er es nach Belieben nachſchießen oder ganz fahren laſſen kann, macht alsdann die Schlinge vorn recht weit, ſchwingt ſie, zu dem Pferde, das er ſich auserwählt hat, heranreitend, ein paar Mal um's Haupt, ſchleudert ſie, nie fehlend, demſelben um den Hals, zieht ſie ein wenig an und wirft dann mit einem tüchtigen Rucke den Gefangenen zu Boden.

Der Harabnik zum Regieren, die Schlinge zum Arretiren und endlich die Wolfskeule zum Vertheidigen, das ſind eines jeden guten Pferdehirten Waffen. Dieſe Keule iſt 3—4 Fuß lang, vorn mit einem dicken, eiſernen Knopf verſehen, und hängt gewöhnlich am Sattel. Er ſpringt mit dieſer Keule ſeinen Pferden zu Hilfe, wenn ſie nicht allein fertig werden können. Je nach Umſtänden ſchlägt er damit oder wirft ſie aus der Ferne, und weiß ihren eiſernen Knopf den Wölfen ſo geſchickt durch den Kopf zu jagen, wie ein tyroler Schütz ſeine Büchſenkugel.

Digitized by Google

Im Frühjahr, wo die Wölfe aus dem unwirthlichen Winter den größten Hunger mitbringen, ſind die Kämpfe zwiſchen Wolf und Pferd am häufigſten und bedeutendſten. Da die Wölfe die ſchwächere Partei ſind, ſo entwickelt ſich bei ihnen große Liſt und Gewandtheit, bei den Pferden aber ein großer und edler Gemeinſinn, der ſie und ihre Kinder gewöhnlich rettet. Daß ein oder mehrere Wölfe bei helllichtem Tage ſich in den Tabun machen, kommt nicht vor; ſie wiſſen recht wohl, daß ſie da ohne Rettung verloren wären und von den Pferden dem platten Raſen gleich getreten würden. Bei Nacht und unter beſonderen Umſtänden, wenn z. B. die Wölfe zahlreich und die Pferde nicht zahlreich ſind, geſchieht es wohl, daß ein Rudel Wölfe mitten unter den Tabun geräth, und der Kampf entwickelt ſich dann ſo: Die zunächſt angegriffenen Pferde, welche die Wölfe rochen oder ihre leuchtenden Augen auf der Steppe funkeln ſahen, ſpitzen die Ohren, brauſen und wiehern und ſtoßen Töne durch die Nüſtern, die man durch die Nacht weithin pfeifen hört. Auf den erſten Lärm ſpringen ſogleich alle nahen Hengſte, Walachen und Stuten — denn bei der Wolfsgefahr macht das Geſchlecht keinen Unterſchied, und Aller Muth iſt gleich — herbei und ſetzen gerade auf die Wölfe ein. Dieſe werden dann durch den erſten wüthenden Angriff der Pferde, den ſie ſelbſt aufregten, erſchreckt und ziehen ſich leiſe ein wenig zurück. Indeß geht das Geſchrei unter den Pferden fort, und der ganze Tabun, weit gefehlt, daß er ſich zerſprengen ſollte, drängt ſich im Sturmlaufe der gefährdeten Stelle zu. Die Mütter ſchreien nach ihren Jungen, und dieſe traben hinter den Alten her, im dicken Haufen Schutz ſuchend. Fühlen ſich die Wölfe an Zahl ſtark, und peinigt ſie der Hunger, ſo weichen ſie nicht völlig, nähern ſich hier und da wieder und erhaſchen vielleicht ein Junges, das täppiſch und ſchreiend mit der Mutter herbeiläuft, die ſelbſt noch nicht wußte, wo eigentlich die Gefahr drohete. Die Mutter geräth außer ſich und ſpringt mitten unter die Wölfe, ihr Kind zu retten. Allein ſie verfehlt es. Bald ſitzen auch ihr ein paar hungrige Rachen an der Kehle und legen ſie in den Raſen. Aber nun fackeln die Pferde auch nicht länger. Sie nehmen ihre Jungen in die Mitte, und die Stuten mit den Walachen bilden einen Kreis, der aber nicht ſo ſtarr und mit den Vorderfüßen eingewurzelt daeſtht, wie ihn unſere Bilderbücher darſtellen. Auf dieſen Bildern haben es die Wölfe ziemlich bequem. Sie hüten ſich vor den Hinterhufen der Pferde, und das Schlimmſte, was ihnen begegnen kann, iſt, daß ſie ſich den Gedanken an Füllenfleiſch aus dem Sinn ſchlagen müſſen. In der Wirklichkeit büßen ſie ihre Luſt gewöhnlich ſchwerer. Die Pferde ſetzen wie eine bewegliche Phalanx ſcharf auf die Wölfe ein und machen manchem von ihnen das verwünſchte Augenleuchten vergehen, denn ſie wollen ſich nicht blos vertheidigen, ſondern auch ihren Feind vernichten. Die Hengſte gehen nicht mit in jenes Quarré, ſondern bleiben draußen und umtoben es ſchnaubend mit wallender Mähne und mit bäumendem Schweife, als wenn jedes Haar eine Schlange wäre, zugleich als Feldherren, Fahnenträger und Schlachttrompeter. Wo ſie den

Digitized by Google

Wolf im Graſe ſchleichen ſehen, da ſpringen ſie Maul auf Maul gegen ihn ein und ſchlagen ihn mit den Vorderfüßen nieder. Man denkt bei uns, daß die Pferde Alles in den Hinterfüßen haben; allein dies iſt keineswegs der Fall. Vielmehr gebrauchen ſie allemal zum Angriff die Vorderfüße, und nur bei der Vertheidigung die Hinterfüße. Der Hengſt verſetzt zuweilen ſeinem Feinde zugleich den erſten und letzten Schlag mit den vorderen Hufen, zuweilen betäubt er ihn nur, packt ihn alsdann ohne Umſtände mit den Zähnen in dem Nacken und ſchleudert ihn durch's Gras den Stuten zu, die ihm dann den Pelz ſo gerben, daß auch nicht ein Knochen darin ganz bleibt. So machen es die muthigen Hengſte, und in der Regel ſind dies faſt alle. Natürlich giebt es auch feige, die blos aus dem großen Haufen vorwüthen. Auch giebt es ungeſchickte, die den Wolf beim Einſpringen verfehlen, und die dann in weniger Zeit, als ein Pferdewiehern dauert, mit herausgeriſſener Kehle auf dem Boden liegen und das letzte Gräschen riechen. Denn wenn die Pferde geſchickt ſind, ſo iſt es der Wolf nicht weniger und weiß ſeine Zeit abzupaſſen wie der Blitz.

Dieſe großen Schlachten der Wölfe und Pferde entſpinnen ſich jedoch nur ſelten, und immer gegen den Willen des Wolfs. Denn ſeine Kampfführung beſteht mehr in einem Koſakenkriege, in einem immerwährenden Plänkeln. Ein allgemeiner Angriff liegt nie in ſeinem Plane, und Ueberliſtung iſt ſeine Hauptkunſt. Er verfährt dabei nicht weniger ſchlau als Meiſter Reinecke. Ganz leiſe und vorſichtig kommt er durch's hohe Gras hergeſchlichen, und zwar gegen den Wind; denn er weiß recht gut, wie unangenehm den Pferden ſein Geruch iſt. Er ſpionirt ſich die Stellung des Tabuns aus. Bald entdeckt er nun auch eine Stute, die mit ihrem kleinen zierlichen Füllen etwas abgeſondert weidet. Wohl hütet er ſich jedoch, ſogleich ſpornſtreichs hervorzubrechen; er fällt nicht mit der Thür in's Haus. Leiſe und allmählig nähert er ſich dem Füllen, deſſen Manieren er in aller Unſchuld ſogar nachahmt. Wenn ſich das müde Junge in's Gras niederlegt, ſtreckt er ſich auch nieder und thut ganz unbefangen. Indeſſen wittert doch die Mutter etwas Unheimliches im Graſe, erſchrickt und ſpringt auf. Der Wolf nun legt wie ein Hund die Schnauze auf die Vorderfüße, macht die freundlichſten Augen von der Welt und wedelt mit dem Schwanze. Der Erfolg dieſes Manövers iſt verſchieden. Iſt die Alte täppiſch und läuft ſie unvorſichtig darauf zu, ſo ſpringt er im Nu ihr an den Hals, reißt ihr die Schreigurgel aus der Kehle und läuft mit dem Jungen davon. Zuweilen iſt aber die Alte eben ſo vorſichtig als wüthend, macht Lärm, und ſchlägt mit einigen herbeieilenden Schweſtern den Wolf auf der Stelle in die Flucht. Zuweilen aber iſt die Alte weder wüthend noch täppiſch, ſondern blos dumm, und denkt, wenn ſie den ſchwanzwedelnden Wolf angeſehen hat, es ſei wohl nur eine friedliche Hundeſeele, wie ihrer eben ſo viele als der Wölfe in der Steppe herumſchweifen, weidet ein wenig mit dem Füllen auf der Seite und hegt keinen Argwohn. In dieſem Falle ſiegt der Wolf wieder auf andere Weiſe. Will die Stute ſich

Digitized by Google

nicht gleich vollkommen beruhigen, so zieht er sich ein wenig zurück, als wolle er nichts mit ihr zu thun haben und ihr das freieste Feld lassen kommt aber auf Umwegen wieder näher und legt sich auf einer Stelle nieder, wo ein direkter Weg zum Füllen führt, das indeß müde geworden ist und wie ein Osterlämmchen im Grase liegt. Der Wolf wacht indeß bedeutend. Er könnte es schon längst erschnappen; aber es liegt ihm nicht blos am Fange, sondern auch am ruhigen Heimbringen und Verzehren, und dazu hört er immer noch die Tritte der Alten zu nahe. So unausgesetzt er auf das Junge schaut, so scharf horcht er auf die Stute, die er vor allen Wermuth- und Königskerzenstauden längst nicht mehr sehen kann. Denn sie gieng indeß, weidend und milchreiche Kräuter suchend, weiter und immer weiter. Auf Ein Mal, horch! welch' Gestrampel und Geschnaube! Ach, der Wolf an der Kehle des kleinen niedlichen Füllens! — Man muß dabei gewesen sein, um zu wissen, wie schnell er ein solches Thierchen zerlegt. Oft bekommt es nicht einmal Zeit zum Strampeln und Schreien, und der Wolf verzehrt es in aller Stille.

Wenn auch das Leben und Treiben der edlen Wildfänge mehr die Aufmerksamkeit des Reisenden fesselt, so muß er doch bekennen, daß die Heerden der stillen und unbeachteten Wollträger weit häufiger seinem Blicke begegnen, und wenn vom Reichthum eines Mannes die Rede ist, hört man immer nur seine Schafe und Rinder in Anschlag bringen, und selten nur seine Pferde. In neuester Zeit, wo sich die Schafzucht so sehr gehoben hat, sind die Schafe eine breite Unterlage des Reichthums geworden. Auf jedem Steppengute, wo man einen Tabun von 800—1000 Pferden findet, kann man dagegen auf 4—5 Schafheerden von 2000—3000 Schafen rechnen. Eine Schafheerde hatte sich binnen 30 Jahren von 1500 Stück auf 97,000 vermehrt.

Am allgemeinsten im Lande verbreiten sich die sogenannten „Fettschwänze" — das walachische Schaf. Dies ist ein großes langhaariges Thier mit einem dicken Fettschwanze, in dem es gewöhnlich 6—10, zuweilen sogar 20 Pfund Fett trägt. Seit der letzten Zeit nimmt aber diese Race sehr ab und macht den Merinos und den Mischlingen mit der Landesrace Platz.

Die gutmüthigen, friedlichen Leute, die den Leib nicht wie die Tabuntschiks in Pferdeleder, sondern in das weiße Vließ ihrer Zöglinge hüllen, und deren Seele eben so wenig in Wolfsfell gekleidet erscheint, heißen — in Kleinrußland, in der Moldau, bei den Tataren — überall „Tschabani."

„Irlik" heißt der große, fast zwei Klafter lange, mit Kunst gearbeitete, am obern Ende mit einem eisernen Haken versehene Stab, welcher dem Tschaban Keule, Schlinge und Harabnik zu gleicher Zeit ist. Mit dem eisernen Haken entert er am Hinterbeine die Schafe, die er einfangen will, zugleich stößt er sie mit dem Stecken, wo es nöthig ist, vorwärts, und weiß mit dem schweren Ende den Wolf auf den Rücken zu treffen und ihn mit einem Hiebe niederzustrecken.

„Swita" ist der schon erwähnte Mantel mit der schrecklichen Kapuze,

Digitized by Google

den der Tschaban beim Regen sich so arrangirt, als sollte er in der Zauberflöte den Bären spielen.

„Otara" heißt die Heerde der einfältigen Vließträger selbst, die 2000—3000 an der Zahl unter der friedlichen Zauberflöte dieser friedlichen Bären stehen.

„Oftschacki" endlich ist der Name der den Wölfen schrecklichen zottigen großen Hunde, die zu 10—15 eine Heerde von der genannten Stärke bewachen.

Außer diesen Dingen führen nun noch die Tschabans einen oder zwei Wagen bei sich, die, mit Ochsen bespannt, immer alle Lebensmittel, Medikamente, Kochgeräthschaften, die Felle der gefallenen Schafe, die gewonnenen Käse und die Pelze der erlegten Wölfe hinter sich herführen. Es sind das aus uralter Zeit gebräuchliche, große, schwerfällige, mit einem hohen Dache versehene Wagen, den Reisewagen der Tataren, „Madjaren" genannt, sehr ähnlich.

So ausgerüstet zieht der Tschaban um Ostern ins Feld zu gleicher Zeit mit den Tabunen, und den ganzen Sommer mit seiner Heerde (Otara) in den Steppen nomadisirend, kommt er erst im Herbste wieder heim. Ein Tschaban ist natürlich zu Fuß, denn seine Otara zerstreut sich nicht so leicht und so weit als die Tabunen. Die Schafe nähren sich auf kleinerm Raume, sind nicht so wählerisch, als die Pferde, fressen eifrig Alles ab, was sie Genießbares finden, und legen sich dann ruhig zum Wiederkäuen hin, während die Pferde in ihrem Tabun nie liegen, und selbst den Schlaf stehend abmachen, wie ihr Hirt im Steigbügel. Weit um sich greifend wogen die Roßheerden hierhin und dorthin, während der tägliche Marsch einer Schafheerde kaum einige Werste beträgt.

Die Marschordnung dabei ist folgende. Zunächst postiren die Tschabans ihren Wagen als Zentrum, Vereinigungspunkt und einstweilige Residenz, um welche herum, den Kreis immer erweiternd, geweidet wird. Der Platz wird natürlich mit Klugheit gewählt. Es müssen gute Steppen in der Nähe sein, wo möglich auch ein Brunnen oder Quell. Finden sie, daß die Stellung für mehrere Tage haltbar ist, so arrangiren sie sich noch weitläufiger, graben einen Herd und kleine Keller zum Aufbewahren ihrer Lebensmittel, schlagen sich wohl auch ein Zelt auf. Ist aber die Gegend unergiebig und abgeweidet, so ziehen sie am andern Morgen weiter. Der Wagen geht quikend und knarrend voran und die Heerde folgt nach, jedoch nicht früher, als bis der Nachtthau abgetrocknet ist, denn die Schafe verschmähen es, in der Nacht, der Zeit der lebhaftesten Pferdegelage, Speise zu sich zu nehmen, und lieben nicht den frischen Morgenthau. Bei gutem Wetter ist das Leiten der Schafe ein leichtes Geschäft. Ein Führer geht, den Wagen begleitend, voran, der Haupttschaban folgt hinterdrein, und zur Seite gehen wieder zwei bis drei mit ihren langen Irliks. Sie rufen sich beständig einander zu und geben sich Zeichen mit ihren langen Stäben. Die Hauptunterhaltung mit den Schafen läuft auf die zwei Worte hin-

Digitized by Google

aus: „No kudi? kudi?“ (nun wohin? wohin?), die ſie faſt ſo oft ausſchreien, als ſie einathmen, aus denen aber die Schafe ſo viel zu entnehmen wiſſen, als ihnen zu wiſſen nöthig iſt.

Bei ſchlechtem Wetter aber, und insbeſondere bei den in der Steppe ſo gefährlichen Stürmen, welche mit den ſich dann oft ſelbſt ihnen ganz überlaſſenden Schafen davon gehen, und ganze Heerden in Flüſſe und Regenſchluchten treiben, ſind die Schafe nicht leicht zu lenken. Aber auch ſonſt noch ohne ſchlechtes Wetter giebt es bei der unglaublichen Tölpelhaftigkeit und Dummheit der Schafe eine Menge von Ereigniſſen, welche das Regiment dieſer Thiere ſehr erſchweren. Man miſcht darum allen Schafheerden einige lebhafte, muthige und kluge Ziegen bei, welche als Führer und Lenker dienen. Die unbeholfenen Schafe ſchrecken oft ohne Urſache zuſammen, kommen gleich außer ſich, drängen ſich beim Bellen des kleinſten Hündchens, wollen oft nicht die Regenſchluchten hinab und verirren ſich leicht in den Schilf- und Rohrgebüſchen. Sie halten im Winde ſchlechten Stand, und es iſt unmöglich, ſie, wie dies doch zuweilen nöthig iſt, zu einem Marſche gegen den Wind zu vermögen. In allen dieſen und ähnlichen Fällen ſtreicht nun die vorwitzige und kluge Ziege den Schafen muthig voran, führt die Otara raſch an den Abhängen der Regenſchluchten und Thäler hin, leitet ſie ſicher durch die ſumpfigen Schilfgebüſche, durch welche ſich ohne ſie nie ein Tſchaban hindurch wagen würde, ſpringt auf nicht allzu überlegene Hunde ein, geht gegen den Wind, wenn es nicht allzu kalt iſt, und dient ſonſt noch vielfach der Schafdummheit als Salz und Reiz.

Iſt nun der Wagen an der Stelle des folgenden Nachtlagers poſtirt, und ſind die Schafe glücklich bei ihm angekommen, ſo beginnen, während dieſe vom Marſche ruhen und wiederkäuen, für die Tſchabans mancherlei Geſchäfte. Einer von ihnen ſpielt den Koch. Er zieht die Keſſel hervor, einen für die Menſchen, einen für die Hunde, und hängt ſie an zwei lange Stäbe, die am Wagen befeſtigt ſind. Mit dem Waſſer und der Feuerung geht der Koch ſparſam um, wenn Beides nicht in der Nähe zu haben iſt. Er ſucht trockenen Miſt, verdorrtes Gras und Schilf zuſammen, holt Waſſer herbei, wenn das Faß leer iſt, und läßt dann zur Freude der Hunde, die ſich ſo viel als möglich in ſeiner Nähe halten, bald eine lange Flamme aufflackern. In das kochende Waſſer thut er die nöthigen Kräuter, die Hirſe und den Kwas, und der „Borſcht,“ dieſes Nationalgericht der Kleinruſſen, iſt fertig. Dann ſchlägt er zum Zeichen für die andern Hirten an den Keſſel, oder er ſteckt eine Fahne auf, nach deren Erſcheinen die weiter entfernten ſchon lange ſchielten.

Die übrigen Tſchabans haben mittlerweile andere Beſchäftigung gefunden. Der Eine hat ein paar Schafe, die ſich krank erklärten, gefangen und nach Berathung mit ſeinen Kollegen ihnen Heilmittel eingegeben; der Andere hat einem gefallenen Schafe das Fell abgezogen, es gereinigt und geſalzen; Einige haben wiederum die Mutterſchafe und Ziegen gemolken, die Milch herbeigetragen und Käſe gemacht. Da ſie oft 500—600 Schafe

Digitized by Google

zu melken haben, so machen sie die Sache kurz ab, nehmen gleich den ganzen Euter zwischen beide Hände und drücken ihn aus wie Bachus die Trauben. Die so gewonnene Milch stellen sie in die Sonne und lassen sie bis zum Abend gerinnen. Alsdann schütten sie dieselbe, Mageres und Fettes durch einander, in Säcke und reihen diese um ihre Wagen rund herum, um das Wasser ablaufen zu lassen. Den so gebildeten Käse, der im ganzen Lande unter dem Namen „Brense" bekannt ist, schütten sie alsdann in die Felle junger Ziegen, die so zusammengenäht sind, daß bei der Ausfüllung die Form einer Ziege wieder herauskommt; jedoch wird die rauhe Seite nach innen gekehrt. Dadurch nimmt freilich der Käse einen sehr eigenthümlichen Geschmack an, der aber als sehr pikant gelobt wird. Beim Anfüllen der Felle wird immer auf eine Lage geronnener Milch eine Lage Salz gestreut, wodurch der Käse sehr scharf wird. In Odessa sind immer solche Käsezicklein in allen Kramladen zu kaufen, und der Brense geht weit umher.

Als Intermezzo haben die andern Tschabans auch wohl einmal eine Jagd auf einen Wolf gemacht und bringen triumphirend sein Fell heran, das ihm leider die Hunde weidlich zerrissen haben. Dann haben sie verlaufene Schafe herbeigeholt, an den Wagen reparirt, genäht, geflickt, den Koch zur Eile gereizt, einen Hasen erlegt, geschlafen, gewitzelt, und wer kann Alles sagen, was noch auf der kurzweiligen Steppe getrieben, bis dann endlich der Kesselruf des Koches erklingt und die ehrlichen alten braunen Gesellen sich zu ihrem einfachen Mahle hinsetzen, von dem sie auch gastfrei gern Jedem mittheilen, der etwa auf der Steppe bei ihnen einspricht.

Für die treuen Hunde giebt es in der Regel einen großen Kessel voll Grützebrei. Doch wissen sich die flinken Jäger noch sonst Allerlei auf der Steppe zu haschen und stellen den Vögeln und Erdhäschen nach. Eben so machen sich auch zuweilen die Hirten einen Sonntag, entweder wenn der Wolf ein Schaf anriß, das sie ihm noch zur rechten Zeit abjagten und für ihre Wanderung einsalzten, oder wenn sich zwischen die Schafe Hasen verliefen, die auf der Steppe, fern von den menschlichen Wohnungen, weder selten noch scheu sind. Auch Trappen erlegen sie mitunter, und das giebt dann festliche Tafel.

Am heißen Mittag fressen die Schafe eben so wenig als das Pferd, stehen immer auf demselben Flecke und schnaufen so leidenschaftlich, als hätte sie eben der Wolf gejagt. Wenn aber die Sonne vom Gipfel ihrer Gluth herabsteigt, dann beginnen sie wieder ihr liebstes Geschäft, das Kräutersuchen. Die Schäfer lassen sie bis nach Sonnenuntergang weiden, wo sich dann Alles zu der Wagenheimath wendet. Da spricht oft ein Reisender ein, der nicht weiter kann, von der Dunkelheit überrascht. Zu diesem sprechen die Hirten — mag er nun arm oder reich sein —: „Thut uns die Gnade, mit uns zu speisen!" Dann muß der Wandersmann unter dem Schutze der Hunde bei ihnen schlafen, und er bekommt den besten

Digitized by Google

Platz im Wagen. Am Morgen ſtecken ſie ihm ein paar Schafkäſe zu und ſprechen: „Gott mit Dir!“ — Die Schlafordnung aber iſt folgende:

Der Oberhirt, als der Aelteſte (Ataman) und die Gäſte wählen die Wagen ſelbſt zum Bette, die andern Tſchabans aber treiben die Schafe in einen dichten Kreis um die Wagen herum und ziehen mit den Hunden einen Kordon um die Heerde. Jeder Hirt legt ſich ſeinen Pelz und ſeine Swita, die Sommer und Winter ſein Ober- und Unterbett bilden, ins Gras der Steppe, und Alle placiren ſich in gleichen Entfernungen von einander. Zwiſchen je zwei Hirten legen ſich drei bis vier Hunde, ebenfalls in gleicher Entfernung. Man legt ihnen ein Stück eines alten zerriſſenen Mantels oder Schaffelles an den Boden. Für jeden Hund befindet ſich ein ſolcher, beſonders für ihn beſtimmter Flicken im Wagen, und da nun jeder ſeinen eigenen Geruch am beſten kennt, ſo legt er ſich allemal da nieder, wo er ſeinen Flicken findet. Die ſo garnirte Feſtung zu ſtürmen, wagt nicht leicht ein Wolf.

Da die großen Steppenweiden und ihre Wüſtennatur faſt Alles halb wild machen, ſo iſt es auch natürlich, von wilder Ochſenzucht in den Steppen zu hören, und wie die Pferde ſich in Haus- und Tabunenpferde theilen, ſo muß man ebenfalls bei den Rindern die Haus- und Steppenrinder unterſcheiden.

In jeder Wirthſchaft befinden ſich einige Ochſen, die bei den täglichen Arbeiten dienen und vom Hauſe unzertrennlich ſind. Da das Steppenrind zwar treffliche, aber wenig Milch giebt, ſo hat man jetzt viel mähriſches und deutſches Vieh eingeführt, das meiſt braun oder gelb gefleckt iſt.

Das Steppenrind iſt groß, hochbeinig, langhörnig und durchweg ſilbergrau oder weiß gefärbt. Beſtändig gehen lange Züge derſelben nach Odeſſa, Taganrog und andern Orten und beleben hauptſächlich den ungeheuern Handel, den Rußland mit dieſer Waare treibt. Die beiden Hauptſtraßen, auf denen die Rinder ausgeführt werden, ſind auf der einen Seite durch Galizien auf Mähren und Wien, auf der andern über Moskau nach Petersburg.

Wie in dem Steppenlande die Sprache für Nichts an Ausdrücken reicher iſt, als für das, was auf Heerden und Vieh Bezug hat, ſo hat auch die Rinderheerde ihren beſondern Namen. Sie heißt „Tſchereda,“ und ein Rinderhirt „Tſcherednik.“ Eine ſolche Tſchereda hält 100—800 Stück allerlei Alters. Im Sommer beſtändig auf den großen Steppen, im Winter in luftigen Stallungen, theilt ſie im Ganzen mit den Tabunen dieſelben Leiden und Freuden.

Die „Tſcheredniks“ ſind Infanteriſten wie die Tſchabans, denn auch ihre Zöglinge ſind viel ruhiger und im Ganzen leichter zu treiben als die Pferde. Freilich iſt der Ochſe ſchnell genug im Weiden, er iſt wähleriſcher in ſeinem Geſchmacke als das Pferd, hat eine Menge von Kräutern auf der Steppe, die ihm nicht behagen, und rupft nie da, wo vor ihm ein anderer biß; aber dafür dauert ſein Mahl auch nicht lange, deſto länger

Digitized by Google

ſein Nachmittagsſchläfchen zum Wiederkäuen. Den Regen erträgt er ſchlecht, und bei der Hitze wird er ungeduldig. Aber bei den Schneeſtürmen verliert er wiederum nicht ſo leicht den Kopf wie das Pferd, geht vielmehr raſch und geraden Weges mit dem Sturme und gegen ihn nach Hauſe, die Wjuga müßte denn gar zu arg ſein.

Den Durſt erträgt der Steppenochs wiederum leichter als das Pferd. Er kann zwei bis drei Tage durſten, ohne große Unruhe kund zu geben. Daß er aber den Durſt eben ſo gern löſcht wie das Pferd, davon finden ſich in der Nähe jedes Brunnens oder Teiches auf der Steppe merkwürdige Zeugniſſe, die zu ihnen führenden „Viehſteige" nämlich, die man als eine charakteriſtiſche Beſonderheit des Steppen-Thierlebens anführen kann. Das Vieh muß aus ſehr großen Entfernungen zum Waſſer laufen, ſechs bis ſieben Werſte weit und noch weiter. Es wird darum nur ſelten getränkt, zu Zeiten nur ein Mal des Tages. So wie es nun merkt, daß ſich die Zeit des Trinkens naht, und der Hirt zu der Gegend des Brunnens hinweidet, nimmt es einen raſchern Schritt an und wird ungeduldiger, beſonders wenn der Wind den Waſſergeruch vom Brunnen herweht. Die Durſtigſten hören alsdann auf, graſend vorzuſchreiten, und ſetzen ſich in Trab, und die ganze Heerde folgt ihnen bald trabend nach. Bei dieſem Manoeuvre formiren ſie jedesmal mehrere (acht bis zwölf) lange Reihen, in denen ganz regelmäßig ein Ochſe hinter dem andern hergeht und immer gewiſſenhaft in deſſen Spur tritt, als hätte der Hirt ſie ſo geordnet. Auf dieſe Weiſe treten ſie alsdann die Raſennarbe völlig weg und bilden ſich ſo Steige, die ganz und gar den Fußſteigen der Menſchen gleichen. Alle dieſe Wege laufen neben einander in gerader Richtung, als wären ſie mit der Schnur gezogen, und zielen immer direkt auf den entfernten Brunnen ab. Wenn die Richtung zum Brunnen an einem Abhange hinführt, ſo bilden ſie eben ſolche Wege an dieſem Abhange, der dadurch auf das Regelmäßigſte terraſſirt wird, indem eine Reihe immer etwas höher trabt als die andere.

Was das Verhältniß des Wolfes zum Ochſen betrifft, ſo iſt es natürlich ein eben ſo wenig freundſchaftliches, als das zum Pferde. Jedoch ſagt man, daß er dem Rindergeſchlechte nicht ſo begierig nachſtelle als den Schafen und Pferden, daß er ſich aber an die Schweine noch ſeltener mache. In eine Heerde von lauter großen Ochſen wagt der Wolf ſich vielleicht noch weniger als mitten in den Tabun, denn die Ochſen halten eben ſo ſtark gegen die Wölfe zuſammen als die Pferde, und wo ſich nur einer blicken läßt, da ſind gleich ein paar Dutzend ſpitziger Hörner gegen ihn gerichtet, und befindet er ſich unglücklicher Weiſe mitten zwiſchen ihnen, ſo hat er nicht ſo viel Gewandtheit zum Entrinnen, als die Hörner Gelegenheit haben, ihn zu durchſtoßen. Der Ochſe meint es ſo herzhaft mit dem Wolfe, daß, wenn er ihn recht trifft, er ihn auf einen Stoß durch und durch bohrt und ihn ſammt den Hörnern in den Boden heftet. Nichtsdeſtoweniger ſchleichen die Wölfe auch hinter den Rinderheerden her, und wo etwa ein lahmer oder kranker Ochſe nachhinkt, da wird er ihnen zum Opfer.

Digitized by

Da die Halsſtarrigkeit und der Eigenſinn des Ochſen, wie bei allen phlegmatiſchen Naturen, die ſich einmal verſtocken, viel größer iſt als bei den Pferden, ſo kann man ſich denken, welche Mühe es koſtet, ſolche Weſen an das Joch zu gewöhnen. Es giebt viele Ochſen, die man mit keiner Kunſt noch Gewalt zur Arbeit bringt. Mit ſolchen iſt dann weiter nichts anzufangen, als daß man ſie in die Talgſiedereien ſchickt, die ihnen den Uebermuth bald ausbrühen.

Was man in der Steppe von der Halsſtarrigkeit des Ochſen hört und ſieht, iſt, glaube ich, mehr als das, was man in dieſer Beziehung vom Kameel erzählt. Wenn man einen ſolchen wilden Ochſen an's Ziehen gewöhnen will, ſo ſpannt man ihn zunächſt mit einem alten zahmen Ochſen vor einen ſchweren Holzſtamm, den man auf dem Boden hinſchleifen läßt. Kommt man hiermit nicht zu Stande, und geht der wilde ſammt dem zahmen durch, ſo ſpannt man jenen mit fünf zahmen Ochſen an einen Pflug, ein Paar vorn, ein Paar hinten, und einen zur Seite. Da muß der wilde Gaſt denn allerdings wohl langſam und ordentlich mit fort, und kann er das ſtarke Joch nicht zerbrechen, ſo muß er ſich fügen. Nur ein Experiment bleibt ihm noch, welches er von den eigenſinnigen Kindern gelernt haben muß. Er legt ſich platt auf den Boden hin und läßt ſich von den andern Ochſen ſchleifen. Dies fürchten die Leute am meiſten, denn läßt man ihm dies ungeſtraft gelingen, ſo wiederholt er es in Zukunft bei jeder Fahrt wieder, die ihm mißfällt. Schlagen und zerren am Leitſtrick hilft da nichts; ja die ſtärkſten und grauſamſten Mittel ſind da unwirkſam. Am wenigſten verträgt der Ochſe die Schläge an den Wurzeln ſeiner Hörner; aber wenn er eigenſinnig iſt, ſo hält er die Erſchütterung aus, ſchlägt mit dem Kopfe um ſich und bleibt liegen. Oft hilft ein ſonderbares Mittel. Die Leute nehmen nämlich ſeinen Schwanz zwiſchen zwei Hölzer und reiben ihn darin hin und her. Dieſer Kitzel iſt dem Ochſen unerträglich, und meiſtens ſpringt er dann auf. Was aber ein recht eigenſinniger iſt, der bleibt liegen und hält aus. Dem verſtopfen ſie alsdann die Reſpirationskanäle. Davon ſchwillt ſein Leib auf, die Augen drücken ſich aus dem Kopfe, er hebt die Schnauze empor, kämpft nach Luft, und oft kommt er in dieſem Kampfe auf die Füße. Aber der ſchlimme bleibt auch dann noch liegen, und ſeine Herren, in der Angſt, ihn zu verlieren, geben ihm ſchnell wieder Luft. Darauf bringen die Leute, die wohl wiſſen, daß die ganze Erziehung des Thieres verfehlt wird, wenn ſie nicht dieſes ſeines erſten Eigenſinns Meiſter werden, Stroh und Heu herbei und machen rund um ihn ein Feuer an, ſo daß die Flamme an ſeinen Seiten hinaufleckt. Die Haare verſengen, die Haut ſpringt in Blaſen auf, der Ochſe ſtreckt den Hals lang auf den Boden hin und ſtöhnt und ſchnauft in's Gras, als läge er in den letzten Zügen. Das Feuer verlöſcht, ſein Eigenſinn lodert unverſehrt in vollen Flammen auf, und das Thier macht nicht die geringſte Miene zum Weitergehen. Die Bauern verzweifeln endlich über dieſen argen Märtyrer ſeines Eigenſinns, ſpannen ihn aus, laſſen den Starrkopf liegen und pflügen um ihn herum. Ein recht eigenſinniger

Digitized by Google

Ochse ist kapabel, so einen halben Tag auf demselben Platze zu bleiben. Sind die Menschen fern, so schaut er listig um sich und thut ganz unbefangen. Nahen sich aber Leute, so duckt er mit dem Kopfe nieder, als wollte er sich noch fester an den Boden klemmen. Endlich, endlich aber verraucht ihm doch die Laune, und was weder Feuer, noch Schläge vermochten, das bringt der Hunger zu Wege. Er sieht, daß die anderen Ochsen in der Nähe weiden, erhebt sich und schlüpft zu den übrigen in's Gras.

* * *

Vergleichende Hinblicke auf die nicht-pontischen Steppen.

Die Steppenlandschaften erstrecken sich mit einer erschreckenden Einförmigkeit von dem letzten östlichen Gebirge Europa's, den Karpathen, im Norden des Schwarzen Meeres, des Kaukasus und Aralsees hin durch die Gebiete der Kirgisen in das Reich der Mongolen hinein bis an die Vorberge des Mustag und bis an die Grenzen des alten Kulturreiches der Chinesen, dessen Beherrscher sich mit dem Kaiser von Rußland fast zu gleichen Theilen in die ungeheuere Erbschaft Dschingis-Chans und Tamerlans getheilt hat.

Wir sahen und beschrieben von diesem großen Steppengürtel nur den westlichen Zipfel, der an die Küsten des Pontus Euxinus (Schwarzen Meeres) streift, und den wir die Pontischen Steppen nannten. Doch ähnelt sich in diesen Himmelsstrichen Alles auf eine so frappante Weise, daß unsere Bemerkungen noch weit über das Pontusgebiet Giltigkeit haben. Es wird interessant sein, dies hier am Schlusse noch etwas näher nachzuweisen.

Ueber die ganzen unermeßlichen Steppengebiete wölbt sich im Herbste derselbe endlos graue, einförmige, mongolische Nebelhimmel. Derselbe unbarmherzige Winter erfaßt auf gleiche Weise die Maloroſſianen am Dniepr wie die Kosaken am Don, die Kalmücken am Momuysch wie die Kirgisen am Ural und Aral, die Truchmenen am Kaspischen Meere wie die Dschungaren am Balkasch, und plagt die Menschen und das Vieh aller der hier wandelnden Horden mit Hunger und mit Kälte. Im Frühlinge ergrünt und erblüht die tausend Meilen lange Steppenweide auf dem einen Ende wie auf dem andern mit derselben Fülle und jauchzt im Osten wie im Westen mit derselben Ausgelassenheit des Uebermuthes auf, während der Sommer am Sir wie am Ischim, an dem Fuße des Mustag wie des Kaukasus, in den taurischen wie in den karpathischen Ebenen Alles mit Trockenheit und Durst verwüstet und lähmt.

Eben so gilt Alles, was wir über die Fauna und Flora gesagt, weit und breit. Die Disteln, der Wermuth, die Dornen und wilden Birnbaumkrüppel umranken die kirgisischen Auls, die Kalmückenzelte, wie die Semlanken der Kleinrussen, und dieselbe Speise findet das bucharische Kameel auf den Waiden der Freien Tatarei servirt, die das Kosakenpferd am Don und Dniepr genießt. Die Salzpflanzen überziehen den Steppenboden, von dessen Salz und Salpeter zwischen China und Deutschland so viel vorhanden ist, daß, wenn man Alles auslaugen könnte, die ganze Menschheit bis an's

Digitized by Google

Ende der Welt zu eſſen hätte, ohne Mangel zu fürchten. Ueberall ſind die Steppenbrände und Schilfwaldungen in den Flußthälern zu ſchauen; alle Mündungsgebiete der Flüſſe verſtecken ſich in große Schilfgebiete, nur mit dem Unterſchiede, daß in dem ſüdlichen auch Faſanen, Leoparden und wilde Schweine hauſen, die in dem nördlichen nicht vorkommen.

Für Wölfe und Hunde ſind die aſiatiſchen Steppen ein eben ſo reich verſehenes Magazin, wie die des europäiſchen Rußlands, und die Mäuſe und Murmelthiere treten dort in eben ſolcher Menge auf wie hier. In der Vögelklaſſe gilt wiederum daſſelbe, in der ganzen Steppenwelt Falken-, Adler- und Kranichfülle überall, und wiederum gilt daſſelbe von den Fröſchen, Kröten, Eidechſen und Schlangen.

Da alle Völker türkiſch-tatariſch-mongoliſchen Stammes eine und dieſelbe flache, wilde, graſige Bodenfläche zu betreten haben, ſo theilen ſie unter einander auch dieſelben Sitten, Lebensweiſe und Zuſtände. Nomadiſches Treiben und Viehwirthſchaft ſind die Hauptbeſchäftigungen dieſer Völker in der freien wie in der eroberten, in der kleinen wie in der großen, in der chineſiſchen wie in der ruſſiſchen Tatarei, und während in Turkeſtan der ungebeugte Kirgiſe, noch frei ſchweifend, ſeine wandelbaren Lager aufſchlägt wo es ihm gut dünkt, ſehnt ſich der vom Ruſſen gezähmte Tatar nach dem alten Handwerk ſeiner Väter zurück, und ſelbſt der deutſche Steppenkoloniſt wird mit Leib und Seele Nomade und will vom Pflügen und Gartenbau nichts mehr wiſſen.

Die Millionen von Ruſſen, welche die Steppenplateaus beweiden, erſeiden zu allen Zeiten daſſelbe, und wie das Wort „Tabun" (Pferdeheerde) und die ganze Tabunenwirthſchaft die Reiſe um die halbe Erdkugel macht, ſo trägt auch das langhaarige Steppenſchaf auf der ganzen weiten Bühne von den Karpathen bis zur Chineſiſchen Mauer ſeinen dicken Fettſchwanz ſeit Jahrhunderten zur Schau, und Schafe, Ziegen, Kameele und Kühe leben und ſterben überall auf dieſelbe Weiſe.

Die Viehhürden und Stallungen der Moldauer und Bulgaren, die Erdhütten der Kleinruſſen, dieſe ganze Höhlenarchitektur hat als unfreiwilliges Naturprodukt eine größere Verbreitung gefunden, als die Nachahmung der Joniſchen und Korinthiſchen Säulen, und eben ſo wird der Ackerbau, ſo viel es deſſen in der Steppe giebt — denn ganz ohne Ackerbau iſt faſt keins der Nomadenvölker, — überall nach denſelben Normen getrieben. Die Steppe ſelbſt überall die Tenne — Pferde oder Ochſen überall die Dreſcher — Scheunen nirgends.

Die Kleinruſſen ſind in ihrer Art ſo große Teichmacher und Waſſerbaukünſtler, als die Holländer, nur im umgekehrten Sinne. Dieſe treiben jene Kunſt, um des Waſſerüberfluſſes los zu werden; jene, um es auf alle Weiſe zu feſſeln und zu hemmen. Man ſieht daher in allen Koſakenländern und in ganz Kleinrußland bei allen menſchlichen Wohnungen große Waſſerteiche gebildet, damit in dem brunnenloſen Lande nichts von dem koſtbaren Naß zum Tränken des Viehs, der Menſchen und der Aecker ver-

Digitized by Google

loren gehe. Zu dem Ende werfen die Bewohner aus Erde, Mist und eingerammten Balken quer durch die Flüsse und breiten Flußthäler lange Dämme auf, in deren Mitte zum Ablauf des überflüssigen Wassers eine Schleuse angebracht wird. Bei hohem Wasserstande werden Damm und Schleuse gewöhnlich gleichmäßig überfluthet, und im Sommer muß dann wieder mit Mist nachgeholfen werden. Diese Dämme sind in jenem Lande, das weder mit Holz noch mit Steinen Brücken bauen kann, auch die einzigen Brücken. Bei großem Wasser steckt man lange Stäbe in den Kamm der Dämme, damit die Wagen sie nicht verfehlen. Da zur Zeit der Schneeschmelze in den Steppen oft eben so weit und breit schmutzige Feuchtigkeit sich verbreitet, wie im Sommer die Trockenheit, so giebt es dann auf diesen Dämmen, wo die Reisenden in der weiten Wasserwüste den Weg suchen, oft höchst abenteuerliche Uebergänge.

Aus den Teichen werden hier und da kleine Kanäle herausgeleitet und dabei Schöpfräder angebracht, um die Gärten und Felder zu bewässern. Ein ganz ähnliches Verfahren nun zum Ansammeln der Wässer und zum Benetzen der Felder haben die Kirgisen, sowie die Usbeken und Turkomanen, die Bucharen und Samarkander in ihren Steppen und Sandwüsten.

In diesen weiten Ländern, die man als die wahren Melonen- und Gurkenländer bezeichnen kann, sind überall die „Baschtans" nach demselben Plane angelegt.*)

Geht man in der Vergleichung weiter, so wird man auf eine Uniformität in Charakter, Sitten und Gebräuchen, Kleidung und allen Dingen kommen, die mehr von der freien Willkür und Laune der Menschen abzuhängen scheinen. So werden die Teppiche auf ganz ähnliche Weise bei den Kosaken, wie bei den Kalmücken und Kirgisen gemacht. Namentlich ist der dicke Kuhfilz (Woilok), der auch in ganz Rußland so vielfach verwendet wird und den man in Odessa in großen Fabriken für die Steppen verfertigt, ein Hauptprodukt der Manufakturen aller Steppenvölker. So ist das zierlichste, künstlichste, unnachahmlichste Produkt der Steppenländer, der wahre Zauberstab der Steppenvölker — die Peitsche, dominirend. Sie heißt nach den nogaischen Tataren, die einst dies Szepter hier schwangen, die „Nogaika" und ist unter diesem Namen und in ihrem uralten Wesen auf die Kosaken und andere Völker vererbt worden. Sie ist dick, kurz und aus einer Menge sehr feiner, zäher Lederstreifchen so künstlich geflochten, daß

*) Wie die Aloës in den Sandwüsten Afrika's und die Kaktus in den Llanos Südamerika's, welche labendes Naß für die Thiere in ihren saftreichen Blättern bergen, so erquicken die schönsten „Wassermelonen" (Arbusen) den Bewohner dieser Steppen und bieten Ersatz für die Quellwasser. Viele trinken des Morgens so Arbusen, wie wir den Kaffee, und der Kleinrusse beißt bei seinem Mittagsmahl öfter in seine Melonen, wie man sonst ein Schlückchen aus dem Glase nimmt. Die Hauptgewächse sind außer den Melonen: Gurken, Kürbisse, Zwiebeln, Rettige, Kukuruz (Mais), Paradiesäpfel, die alle in den Baschtans gezogen werden. Das Wort und die Sache stammt von den Tataren her und bildet einen sehr wichtigen Artikel in sämmtlichen Steppenländern.

Digitized by Google

man weder einen Anfang noch ein Ende an dem Geflechte erkennt. Der Stiel ist sehr kurz, bei den Reichen mit Silberdraht verziert. Ein tüchtiger Tatar hält auf seine Nogaika so viel, wie ein Albanese auf den Schmuck seiner Pistolen, und zahlt oft nicht geringe Preise dafür. Kommt es zwischen diesen Völkern, wenn sie ihre Bogen und Pistolen abgeschossen und ihre Lanzen zerbrochen haben, zum Handgemenge, so sind es die Nogaiken, welche entscheiden, und dann sind es Peitschenschlachten, die sie einander liefern.

Um aber neben dem Aehnlichen noch auf ein Verschiedenes hinzudeuten, sei noch dies bemerkt. In den Steppen im Osten der Wolga giebt es große, völlig öde Sandflächen, in den Steppen zwischen dem Kaspischen Meere und dem Aralsee finden sich kahle Felsreihen, und die Kirgisensteppe wird hier und da von Gebirgen durchzogen. In unsern Pontischen Steppen ist von dem Allen keine Spur, vielmehr ist hier Alles ein so ebener, fester Steppenboden, wie er oben beschrieben ist. Jenseits der Wolga sind die Salzfelder, die Salzsümpfe und Salzsee'n weit größer, zahlreicher und bedeutender, als in unserm westlichen Steppenzipfel, die Unwirthlichkeit daher auch größer. Die Pontischen Steppen sind deshalb auch dem Ackerbau zugänglicher, als die Kaspischen und Aralischen, und haben, obgleich Rußland erst später von ihnen Besitz ergriff, größere Fortschritte in den Künsten des Friedens und der Kultur gemacht, als alle andern, selbst als die unmittelbar an der untern Wolga anliegenden Steppen, die Rußlands Zaren schon seit drei Jahrhunderten huldigten.

Das wilde Schwein, das in der Kaukasischen Steppe haust, das wilde Pferd, das in der Kirgisensteppe weidet, der Tiger, der in den Schilfen des Aralsee's lauert, und die Saiga-Antilope, die an der Jemba gejagt wird, der wilde Büffel, den man in den Vorbergen des Mustag trifft, und viele andere Thiere dringen nie in die Pontischen Steppen vor.

Manche von diesen Thieren waren früher allerdings auch hier einheimisch, doch sind sie längst über die Wolga zurückgedrängt worden, ebenso wie die vielen ausschließlich nomadisirenden Völkerstämme. Das eigentlich nomadische Gebiet beginnt erst hinter der Wolga, und echte Nomaden dringen selten in die Pontischen Steppen vor. Die Kalmücken, Kirgisen, Baschkiren und Turkomanen wandern alle jenseits des Dons, der Wolga und des Kaspischen Meeres. Alle Nationen der Pontischen Steppen sind mehr oder weniger ackerbauende, friedliche handelnde Leute, waren es theils längst, sind es aber zum Theil auch geworden. Die Armenier, die Juden, die Kosaken, die krimschen und nogaischen Tataren, die deutschen, bulgarischen, walachischen Kolonisten zeigen sich als alte und neuangekommene Bewohner unter gleichen Lebensverhältnissen auf gleiche Weise gemischt.

Kein Steppengebiet erscheint mit so rasch aufblühenden neuen Stadtanlagen geschmückt, als die Pontischen Steppen, weil keins eine so günstige geographische Lage hat. Die Wolga-, Ural-, Sir- und Jembasteppen ziehen sich an Flüssen hin, die in abgeschlossene kleine Binnenmeere münden. Ihre Thore sind verriegelt und liegen außerhalb des Stromes

Digitized by Google

des kreiſenden Weltverkehrs. Die Pontiſchen Steppen dagegen ſtoßen an ein offenes Meer und haben die Pforte des Bosporus, durch welche ſie mit der übrigen Welt kommuniziren. Aus dieſer ſo wichtigen Weltſtellung erklärt es ſich, daß ſie, kaum von dem Zauberſtabe des ruſſiſchen Szepters berührt, nach Verſcheuchung der türkiſchen Trägheit, ſo bald in die Reihe der europäiſchen Staaten ſich erhoben.

2. Der Gaucho und die Pampas.

Nirgends in der Welt trifft man eine ſo weite, gleichförmige Ebene als die Pampas, wie man die Niederungen am Rio de la Plata heißt, die ſich gegen 1500 engliſche Meilen von Norden nach Süden und gegen 500 von Oſten nach Weſten erſtreckt und ein Trapez von 100,000 Quadratmeilen bildet. Auf dieſem unermeßlichen Flächenraume erblickt das Auge kaum einen Baum oder einen Strauch oder nur eine perennirende Pflanze. Der Grund beſteht aus einer fruchtbaren ſchwarzen Gartenerde, ohne Stein, Sand oder Kies, mit einer Unterlage von Thon, worauf eine Kiesſchicht folgt. Das Ganze iſt eine üppige Wieſe, wo Millionen von Menſchen hinverſetzt werden könnten, die, um ſich Unterhalt zu verſchaffen, nichts zu thun haben würden, als ihr Vieh auf die Weide zu treiben oder die nächſte beſte Stelle umzupflügen und zu beſäen. Man verſichert, daß zwei bis drei Millionen Stück Hornvieh, drei bis vier Millionen Pferde nebſt unzähligen Schaaren von Maulthieren und Schafen auf den endloſen Savannen der Pampas umhertreiben, ungerechnet die Tauſende von Hirſchen, Straußen, Jaguars und wilden Hunden, die in dieſem reichen Jagdrevier hauſen.

Zwei Hinderniſſe erſchweren ſehr das Reiſen in den Pampas. Zuerſt die ſogenannten Pamperosorkane, die mit ungehemmter Wuth zwiſchen den Anden und dem Meere raſen und Alles vor ſich niederſtürzen. Eine zweite Unannehmlichkeit iſt folgende. Um die Zeit, wenn der Klee welkt, ſchießen mit einem Male ungeheure, 10—12 Fuß hohe Diſteln auf und bilden auf allen Wegen und Stegen ein undurchdringliches Dickicht. Das plötzliche Wachſen dieſer Pflanzen iſt zum Verwundern; ſo außerordentlich auch der Fall in der Kriegsgeſchichte wäre, ſo wäre es recht wohl möglich, daß eine Angriffsarmee, welche das Land nicht kennte, ſich von dieſen Diſteln eingeſchloſſen fände, ehe ſie Zeit hätte, zu fliehen.

Die Art, wie man in den Pampas reiſt, iſt dieſe: Man hat ſehr große unförmliche Wagen, wozu kein Eiſen kommt, und die mit ſechs Paar Ochſen beſpannt werden. Zum Schutz gegen die Witterung ſind ſie mit einem Strohdache oder einer Blache von Leder verſehen. Karawanen von 30—40 ſolcher Wagen, wovon jeder 400 Zentner ladet, fahren zuſammen. An

Digitized by Google

Wirthshäuser, wo man einkehren könnte, ist nicht zu denken; jeden Abend macht man in der Einöde Halt, läßt die Ochsen grasen, und Jeder bereitet sich sein Mahl. Auf diese Weise legt man den Weg nach Mendoza oder Tucuman, welcher gegen 900 Meilen beträgt, in 30 Tagen zurück.

Die Bewohner der Pampas sind die Gauchos und die Indianer. Es giebt schwerlich ein freieres, unabhängigeres Wesen in der Welt, als so ein Gaucho. Sein Hauptgewand besteht in einer Art von Mantel, Poncho genannt, einem Fabrikat ihrer Weiber. Der Poncho ist indianischen Ursprungs und eigentlich nichts als ein Stück Tuch, mit einem Schlitz in der Mitte, wo der Kopf durchgesteckt wird; die Arme bleiben dabei vollkommen frei. Bald tragen sie ihn um die Schulter geworfen, bald als Gürtel: stets aber brauchen sie ihn als Bettdecke bei Nacht. In der Regel wird er aus Wolle verfertigt und mit bunten Farben schön durchwoben. Außerdem tragen sie eine Jacke von grobem Tuche, Boy oder Manchester; ihre an den Knieen offenen Hosen sind von dem gleichen Stoffe. Brust und Knie pflegen sie mit einer Masse silberner Knöpfe zu verzieren; an den Füßen haben sie roßlederne Strümpfe, welche die Zehen bloß lassen. Ihre Sporen sind von Eisen oder Silber, mit Rädern von unmäßigem Umfange und mit scharfen Spitzen; ein großer Strohhut und ein baumwollenes Halstuch vollenden ihren Anzug. Ihr Sattel (recato) ist ein einfaches, mit Leder überzogenes Stück Holz, worüber noch eine Matratze und ein gefärbtes Schaffell kommt. Um den Sattel fest zu machen, bedienen sie sich keiner Schnallen, sondern eines Gurtes von dünnen Streifen, mit einem eisernen oder hölzernen Ringe, den man mittelst eines Riemens an einem andern kleinen Ringe an den Sattel anknüpft. Der Steigbügel ist von Holz oder Silber; im erstern Falle groß und bequem, im zweiten nur so groß, daß die große Zehe darin Platz hat. Die Schabracke ihrer Sättel läßt sie nie wegen eines Bettes in Verlegenheit gerathen. Jederzeit führt der Gaucho den Lasso, eine etwa 35 Fuß lange Schlinge von geflochtenem Leder, mit sich, welche sehr leicht und biegsam ist. An einem Ende derselben befindet sich eine Schleife, die mit fester Sicherheit jedem Thiere, worauf es abgesehen ist, über den Kopf geworfen wird. Ehe der Gaucho seinen Lasso entsendet, legt er ihn wie ein Schiffstau in einen Kreis zusammen und verfehlt dann nie sein Ziel. Ebenso führt er die Bolas, d. h. drei hölzerne oder eiserne Kugeln, mit sich, deren jede an einem besondern, 6 Fuß langen Riemen sich befindet, welche Riemen an einander gebunden sind, und von ihm auf eine weit größere Entfernung als der Lasso geschleudert werden. Nachdem er sie drei- bis viermal um den Kopf geschwungen, fliegen diese drei Kugeln, in der Luft ein Dreieck bildend, mit bewunderungswürdiger Genauigkeit auf ihren Gegenstand. Manchmal zerschmettert er damit einem Thiere den Kopf, oder schlägt ihm die Beine entzwei. Hierzu kommt noch ein 14 Zoll langes Vorschneidemesser, das in einer ledernen Scheide am Gürtel steckt — und die Rüstung des Gaucho ist fertig. Der amerikanische Löwe und Tiger, der wilde Ochse und das

Digitized by Google

Pferd, der Hirsch und der Strauß fürchten ihn. Er kennt keinen Gebieter, baut keinen Boden, weiß kaum, was Regierung heißt, in seinem Leben hat er vielleicht nie eine Stadt besucht, einen See gesehen oder einen Berg bestiegen. Man kann sich kein schöneres Bild der Unabhängigkeit denken, als einen Gaucho zu Pferd, wenn im Sommer der Wind durch das hohe Gras bläst, es in braunen und gelben Wellen wogt, und man nirgends die Spur einer Wohnung oder eines menschlichen Wesens gewahrt: wenn nun plötzlich am Horizonte die wilde und malerische Gestalt des Gaucho auftaucht, sein scharlachner Poncho ihn umflattert, seine Kugeln ihm um das Haupt fliegen, und er sich gegen seine Beute vorbeugt, sein Pferd aber mit Anstrengung jeder Muskel blitzschnell davon rennt. Vor ihm flieht der verfolgte Strauß, bald erscheinen sie einander näher, bald ferner; oft verschwindet das Pferd unter dem Horizont und man erblickt blos noch den Kopf des Reiters, während der Strauß mit vorgestrecktem Halse in prachtvollem Laufe über die Ebene eilt. Diese Jagd ist mit vieler Gefahr verknüpft, weil es in dem von den Biskachas*) unterwühlten Boden nicht selten Löcher giebt, in die man stürzen kann. Bricht der Gaucho bei einem Sturze das Bein, so läuft das Pferd davon, und der Unglückliche bleibt oft, dem Hungertode preisgegeben, im hohen Grase liegen, die Adler, welche auf jedes gefallene Wesen losstürzen, von sich abwehrend, so lange er es vermag.

Da seine Nahrung einzig aus Ochsenfleisch und Wasser besteht, so besitzt der Gaucho eine ausnehmend starke Leibesbeschaffenheit, welche ihn in den Stand setzt, die größten Strapazen auszudauern und unglaublich weite Entfernungen ohne Unterbrechung zu Pferde zurückzulegen. Die Hütten der Gauchos mit ihren aus Weiden geflochtenen und mit Lehm überzogenen Wänden sind nicht viel besser als die Wigwams der Indianer, mit denen sie auch die viereckige Form gemein haben. Einige Holzklötze oder die Skelette von Pferdeköpfen dienen als Sessel; ein kleiner Tisch, anderthalb Fuß über dem Boden, zum Kartenspielen, und ein Kruzifix oder ein heiliger Antonius, der an der Wand hängt, zum Schmucke der Stube. Schaffelle, worauf Weiber und Kinder schlafen, und ein kleines Feuer auf dem Herde sind der einzige Luxus. Ist der Gaucho daheim, so schläft oder spielt er, und an dem Spiele sieht man hier und da selbst einen Klosterbruder Theil nehmen. Bei Regenwetter versammelt sich die ganze Familie mit Gästen, Hunden, Schweinen und Geflügel in anmuthiger Mischung in der Hütte, und wenn der Rauch des nassen Holzes die Hälfte des Gemaches anfüllt, so können einem Europäer diese Nebelgestalten in der trüben Atmosphäre wie Spukgeister erscheinen.

Einige wenige Obstbäume umgeben in der Regel die Hütte. Die Weiber beschäftigen sich mit dem Anbaue des wenigen indianischen Kornes, woraus sie ihr Brod backen; auch pflanzen sie Wassermelonen und Zwiebeln. Sie tragen Hemden von Baumwolle und Röcke von Boy oder blauem

*) Eine Art Erdhase, so groß als ein Kaninchen.

Digitized by

Tuche; Arme und Nacken ſind blos. Wenn ſie ausreiten (ſie gelten in der Reitkunſt für eben ſo geſchickt, als die Männer), tragen ſie Schärpen oder Shawls von glänzendfarbigem Boy und haben Strohhüte auf. Der Gebrauch des Tabaks iſt beiden Geſchlechtern gemein; ſie rauchen ihn in Form von Zigarren, indem ſie die Blätter in ein Maisblatt wickeln.

3. Vergleichende Anſicht der Steppen.*)

Am Fuße des hohen Granitrückens, welcher im Jugendalter unſers Planeten bei Bildung des Antilliſchen Meerbuſens dem Einbruch der Waſſer getrotzt hat, beginnt eine weite, unabſehbare Ebene. Wenn man die Bergthäler von Karakas und den inſelreichen See Takarigua, in dem die nahen Piſangſtämme ſich ſpiegeln; wenn man die Fluren, welche mit dem zarten und lichten Grün des tahitiſchen Zuckerſchilfes prangen, oder den ernſten Schatten der Kakaogebüſche zurückläßt: ſo ruht der Blick im Süden auf Steppen, die ſcheinbar anſteigend in ſchwindelnder Ferne den Horizont begrenzen.

Aus der üppigen Fülle des organiſchen Lebens tritt der Wanderer betroffen an den öden Rand einer baumloſen, pflanzenarmen Wüſte. Kein Hügel, keine Klippe erhebt ſich inſelförmig in dem unermeßlichen Raume. Nur hier und dort liegen gebrochene Flötzſchichten von 200 Quadratmeilen Oberfläche, bemerkbar höher als die angrenzenden Theile. „Bänke" nennen die Eingeborenen dieſe Erſcheinung, gleichſam ahnungsvoll durch die Sprache den alten Zuſtand der Dinge bezeichnend, da jene Erhöhungen Untiefen, die Steppen ſelbſt aber der Boden eines großen Mittelmeeres waren.

Noch gegenwärtig ruft oft nächtliche Täuſchung dieſe Bilder der Vorzeit zurück. Wenn im raſchen Aufſteigen und Niederſinken die leitenden Geſtirne den Saum der Ebene erleuchten; oder wenn ſie zitternd ihr Bild verdoppeln in der untern Schicht der wogenden Dünſte: glaubt man den küſtenloſen Ozean vor ſich zu ſehen. Wie dieſer erfüllt die Steppe das Gemüth mit dem Gefühl der Unendlichkeit, und durch dieſes Gefühl, wie den ſinnlichen Eindrücken des Raumes ſich entwindend, mit geiſtigen Anregungen höherer Ordnung. Aber freundlich zugleich iſt der Anblick des klaren Meeresſpiegels, in welchem die leicht bewegliche, ſanft aufſchäumende Welle ſich kräuſelt; todt und ſtarr liegt die Steppe hingeſtreckt, wie die nackte Felsrinde eines verödeten Planeten.

In allen Zonen bietet die Natur das Phänomen dieſer großen Ebenen dar, in jeder haben ſie einen eigenthümlichen Charakter, eine Phyſiognomie, welche durch Verſchiedenheit ihres Bodens, durch ihr Klima und durch ihre Höhe über die Oberfläche des Meeres beſtimmt wird.

Im nördlichen Europa kann man die Haideländer, die, von einem

*) Nach Alex. von Humboldt: „Anſichten der Natur," Th. I.

Digitized by Google

einzigen, Alles verdrängenden Pflanzenzuge bedeckt, von der Spitze von Jütland ſich bis an den Ausfluß der Schelde erſtrecken, als wahre Steppen betrachten; aber Steppen von geringer Ausdehnung und hochhügeliger Fläche, wenn man ſie mit den Llaños und Pampas von Südamerika oder gar mit den Grasfluren am Miſſouri und Kupferfluſſe vergleicht, in denen der zottige Biſon und das kleine Moſchusthier umherſchwärmen. Einen größern und ernſtern Anblick gewähren die Ebenen im Innern von Afrika. Gleich der weiten Fläche des Stillen Ozeans hat man ſie erſt in neueren Zeiten zu durchforſchen geſucht: ſie ſind Theile eines Sandmeeres, welches gegen Oſten fruchtbare Erdſtriche von einander trennt oder inſelförmig einſchließt, wie die Wüſte am Baſaltgebirge Harudſch, wo in der dattelreichen Oaſe von Siwah die Trümmer des Ammontempels den ehrwürdigen Sitz früher Menſchenbildung bezeichnen. Kein Thau, kein Regen benetzt dieſe öden Flächen und entwickelt im glühenden Schooß der Erde den Keim des Pflanzenlebens. Denn heiße Luftſäulen ſteigen überall aufwärts, löſen die Dünſte und verſcheuchen das vorübereilende Gewölk. Wo dieſe Wüſte ſich dem Atlantiſchen Ozean nähert, wie zwiſchen Wadi-Nun und dem Weißen Vorgebirge, da ſtrömt die feuchte Meeresluft hin, um die Leere zu füllen, welche durch jene ſenkrechten Winde erregt wird. Selbſt wenn der Schiffer durch ein Meer, das wieſenartig mit Seetang bedeckt iſt, nach der Mündung des Gambia ſteuert, ahnt er, wo ihn plötzlich der tropiſche Oſtwind verläßt, die Nähe des weitverbreiteten, wärmeſtrahlenden Sandes.

Heerden von Gazellen, ſchnellfüßige Strauße, durſtende Pantherthiere und Löwen durchirren in ungleichem Kampfe den unermeßlichen Raum. Rechnet man ab die im Sandmeere neuentdeckten Gruppen quellenreicher Inſeln, an deren grünen Ufern die nomadiſchen Tibbos und Tuariks ſchwärmen, ſo iſt der übrige Theil der Wüſte als für den Menſchen unbewohnbar zu betrachten. Auch wagen die angrenzenden gebildeten Völker ſie nur periodiſch zu betreten. Auf Wegen, die der Handelsverkehr ſeit Jahrhunderten unwandelbar beſtimmt hat, geht der lange Zug von Tafilet bis Timbuktu, oder von Murzuk bis Bornu — kühne Unternehmungen, deren Möglichkeit auf der Exiſtenz des Kameeles beruhet, des Schiffes der Wüſte.

Dieſe afrikaniſchen Ebenen füllen einen Raum aus, welcher den des nahen Mittelmeeres faſt dreimal übertrifft. Sie liegen zum Theil unter den Wendekreiſen ſelbſt, zum Theil denſelben nahe; und dieſe Lage begründet ihren individuellen Naturcharakter. Dagegen iſt in der öſtlichen Hälfte des alten Kontinents daſſelbe geognoſtiſche Phänomen der gemäßigten Zone eigenthümlich. Auf dem Bergrücken von Mittelaſien, zwiſchen dem Goldberge oder Altai und dem Zung-Ling, von der Chineſiſchen Mauer an bis jenſeits des Himmelsgebirges und gegen den Aralſee, in einer Länge von 1000 Meilen, breiten ſich die höchſten und größten Steppen der Welt aus. Einige ſind Grasebenen, andere mit ſaftigen, immergrünen, gegliederten Kalipflanzen geſchmückt; viele fernleuchtend von flechtenartig aufſprießendem Salze, das gleich friſchgefallenem Schnee ungleich den Boden bedeckt.

Digitized by

Dieſe mongoliſchen und tatariſchen Steppen, durch mannigfaltige Gebirgszüge unterbrochen, ſcheiden die uralte, langgebildete Menſchheit in Tibet und Hindoſtan von den rohen nordaſiatiſchen Völkern. Auch iſt ihr Daſein von mannigfaltigem Einfluß auf die wechſelnden Schickſale des Menſchengeſchlechts geweſen. Sie haben die Bevölkerung gegen Süden zuſammengedrängt; ſie haben mehr als der Himalaya, als das Schneegebirge von Sirinagur und Gorka den Verkehr der Nationen geſtört, und im Norden unwandelbare Grenzen geſetzt der Verbreitung milderer Sitten und des ſchaffenden Kunſtſinnes. Aber nicht als hindernde Vormauer allein darf die Geſchichte die Ebene von Innerafien betrachten. Unheil und Verwüſtung hat ſie mehrmals über den Erdkreis gebracht. Hirtenvölker dieſer Steppen, die Avaren, Mongolen, Alanen und Uzen, haben die Welt erſchüttert. Wenn im Laufe der Jahrhunderte frühe Geiſteskultur, gleich dem erquickenden Sonnenlicht, von Oſten nach Weſten gewandert iſt, ſo haben ſpäterhin in derſelben Richtung Barbarei und ſittliche Rohheit Europa nebelartig zu überziehen gedroht. Ein brauner Hirtenſtamm, türkiſcher Abkunft, die Hiogmu, bewohnte in ledernen Gezelten die hohe Steppe von Gobi. Der chineſiſchen Macht lange furchtbar, ward ein Theil des Stammes ſüdlich nach Innerafien zurückgedrängt. Dieſer Stoß der Völker pflanzte ſich unaufhaltſam bis in das alte Finnenland am Ural fort. Von dort aus brachen Hunnen, Avaren, Chaſaren und mannigfaltige Gemiſche aſiatiſcher Völkerracen hervor; hunniſche Kriegsheere erſchienen erſt an der Wolga, dann in Pannonien (Ungarn), dann an der Marne und an den Ufern des Po, die ſchön bepflanzten Fluren verheerend, wo die bildende Menſchheit Denkmal auf Denkmal gehäuft. So wehete aus den mongoliſchen Wüſten ein verpeſteter Windhauch, der auf zisalpiniſchem Boden die zarte, langgepflegte Blüthe der Kunſt erſtickte.

Kehren wir nun von den Salzſteppen Aſiens, von den europäiſchen Haideländern, die im Sommer mit honigreichen röthlichen Blumen prangen, und von den pflanzenleeren Wüſten Afrika's zu den Ebenen von Südamerika zurück! Keine Oaſe erinnert hier an frühe Bewohner, kein behauener Stein, kein verwilderter Fruchtbaum an den Fleiß untergegangener Geſchlechter. Wie den Schickſalen der Menſchheit fremd, allein an die Gegenwart feſſelnd, liegt dieſer Erdwinkel da, ein wilder Schauplatz des freien Thier- und Pflanzenlebens.

Von der Küſtenkette von Karakas erſtreckt ſich die Steppe bis zu den Wäldern des Guyana; von den Schneebergen von Merida bis zu dem großen Delta, welches der Orinoko an ſeiner Mündung bildet. Südweſtlich zieht ſie ſich gleich einem großen Meeresarme jenſeits der Ufer des Meta und des Vichada bis zu den unbeſuchten Quellen des Guaviare und bis zu dem einſamen Gebirgsſtock hin, welchen ſpaniſche Kriegsvölker im Spiel ihrer regſamen Phantaſie den Paramo de la suma pax, gleichſam den ſchönen Sitz des ewigen Friedens, genannt haben.

Dieſe Steppe nimmt einen Raum von 15,000 Quadratmeilen ein.

Digitized by Google

Aus geographiſcher Unkunde hat man ſie, als in gleicher Breite, bis zur Magellans-Straße und ununterbrochen fortlaufend geſchildert; nicht eingedenk der waldigen Ebene des Amazonenfluſſes, welche gegen Norden und Süden von den Grasſteppen des Apure und des La Plata-Stromes begrenzt wird. Die Andeskette von Kochabamba und die braſilianiſche Berggruppe ſenden zwiſchen der Provinz Chiquitos und der Landenge von Villabella einzelne Bergjoche ſich entgegen. Eine ſchmale Ebene vereinigt die Hyläa des Amazonenfluſſes mit den Pampas von Buenos-Ayres. Letztere übertreffen die Llanos von Venezuela dreimal an Flächeninhalt. Ja, ihre Ausdehnung iſt ſo wundervoll groß, daß ſie auf der nördlichen Seite durch Palmengebüſche begrenzt und auf der ſüdlichen faſt mit ewigem Eiſe bedeckt ſind. Der kaſuar-ähnliche Tuyu (Struthio Rhea) iſt dieſen Pampas eigenthümlich, wie die Kolonien verwilderter Hunde, welche geſellig in unterirdiſchen Höhlen wohnen, aber oft blutgierig den Menſchen anfallen, für deſſen Vertheidigung ihre Stammväter kämpften.

Gleich dem größten Theile der Wüſte Sahara liegen die Llaños oder die nördlichſte Ebene von Südamerika in dem heißen Erdgürtel. Dennoch erſcheinen ſie in jeder Hälfte des Jahres unter einer verſchiedenen Geſtalt: bald verödet, wie das libyſche Sandmeer, bald als eine Grasflur, wie ſo viele Steppen von Mittelaſien. Sie ſind mit einer dünnen Rinde fruchtbarer Erde bedeckt, die periodiſch durch Regengüſſe getränkt und dann mit üppig aufſchießendem Graſe geſchmückt wird. Doch hat dies die angrenzenden Völkerſtämme nicht reizen können, die ſchönen Bergthäler von Karakas, das Meeresufer und die Flußwelt des Orinoko zu verlaſſen, um ſich in dieſer baum- und quellenleeren Einöde zu verlieren. Daher ward die Steppe bei der Ankunft europäiſcher und afrikaniſcher Anſiedler faſt menſchenleer gefunden.

Wohl ſind die Llaños zur Viehzucht geeignet; aber die Pflege milchgebender Thiere war den urſprünglichen Einwohnern des neuen Kontinents faſt unbekannt. Kaum wußte einer der amerikaniſchen Völkerſtämme die Vortheile zu benutzen, welche die Natur auch in dieſer Hinſicht ihnen dargeboten hatte. *Die amerikaniſche Menſchenrace* (eine und dieſelbe vom 65. Grad nördlicher bis 55. Grad ſüdlicher Breite, die Eskimos abgerechnet) *ging vom Jagdleben nicht durch die Stufe des Hirtenlebens zum Ackerbau über. Genuß von Milch und Käſe iſt, wie der Beſitz und die Kultur mehlreicher Grasarten, ein charakteriſtiſches Unterſcheidungszeichen der Nationen des alten Welttheils.*

Um ſo freier haben ſich in den ſüdamerikaniſchen Steppen die Naturkräfte in mannigfaltigen Thiergeſtalten entwickelt; frei, und nur durch ſich ſelbſt beſchränkt, wie das Pflanzenleben in den Wäldern am Orinoko, wo der Hymenäa in dem rieſenſtämmigen Lorbeer nie die verheerende Hand des Menſchen, ſondern nur der üppige Andrang ſchlingender Pflanzen droht. Agutis, kleine buntgefleckte Hirſche, gepanzerte Armadille, welche rattenartig

Digitized by

den Hasen in seiner unterirdischen Höhle aufschrecken; Heerden von trägen Chiguiren*), schön gestreifte Viverren**), welche die Luft verpesten; der große ungemähnte Löwe; buntgefleckte Jaguars (meist Tiger genannt), die den jungen selbsterlegten Stier auf einen Hügel zu schleppen vermögen: — diese und viele andere Thiergestalten durchirren die baumlose Ebene.

Fast nur ihnen bewohnbar, hätte sie keine der nomadischen Völkerhorden, die ohnedies (nach asiatisch-indischer Art) die vegetabilische Nahrung vorziehen, fesseln können, stände nicht hier und da die Fächerpalme (Mauritia) zerstreut umher. Weit berühmt sind die Vorzüge dieses Lebensbaumes. Er allein ernährt am Ausflusse des Orinoko die unbezwungene Nation der Guaraunen. Als sie zahlreicher und zusammengedrängt waren, erhoben sie nicht blos ihre Hütten auf abgehauenen Palmenpfosten, die ein horizontales Tafelwerk als Fußboden trugen; sie spannten auch — so geht die Sage — Hängematten, aus den Blattstielen der Mauritia gewebt, künstlich von Stamm zu Stamm, um in der Regenzeit, wenn das Delta überschwemmt ist, nach Art der Affen auf den Bäumen zu leben. Diese schwebenden Hütten wurden theilweise mit Letten bedeckt. Auf der feuchten Unterlage schürten die Weiber zu häuslichen Bedürfnissen Feuer an. Wer bei Nacht auf dem Flusse vorüberfuhr, sah die Flammen reihenweis auflodern, hoch in der Luft, von dem Boden getrennt. Die Guaraunen verdanken noch jetzt die Erhaltung ihrer physischen, vielleicht auch ihrer moralischen Unabhängigkeit dem lockern, halb flüssigen Moorboden, über den sie leichtfüßig fortlaufen, und ihren Aufenthalt auf den Bäumen, die ihnen zugleich Mehl zum Brod und Saft zum Wein liefern. Die Existenz eines ganzen Völkerstammes ist hier an die Existenz eines Baumes geknüpft.

Seit der Entdeckung des neuen Kontinents sind die Ebenen (Llaños) dem Menschen bewohnbar geworden. Um den Verkehr zwischen der Küste und Guyana (dem Orinoko-Lande) zu erleichtern, sind hier und da Städte an den Steppenflüssen erbaut. Ueberall hat Viehzucht in dem unermeßlichen Raume begonnen. Tagereisen von einander entfernt liegen einzelne, mit Rindsfellen bedeckte, aus Schilf und Riemen geflochtene Hütten. Zahllose Schaaren verwilderter Stiere, Pferde und Maulesel (man schätzte sie zur friedlichen Zeit der Reise Alex. von Humboldt's noch auf anderthalb Millionen Köpfe) schwärmen in der Steppe umher. Die ungeheure Vermehrung dieser Thiere der Alten Welt ist um so bewundernswürdiger, je mannigfaltiger die Gefahren sind, mit denen sie in diesen Erdstrichen zu kämpfen haben.

---

*) Die Cavia capybara, in der Provinz Karakas „Chiguire" genannt, ist das unglückliche Thier, das im Wasser vom Krokodil, auf der Ebene vom Tiger (Jaguar) verfolgt wird. Es läuft so schlecht, daß man es oft mit den Händen greifen kann. Die Arten des Meerschweinchens (Cavia), wie die des Agutis (Dasyprocta) sind in Amerika so gemein, wie bei uns die Hasen.

**) Die so schön gestreiften Stinkthiere sind Viverra Mapurito, Viverra Zorrilla, Viverra vittata. A. v. H.

Digitized by Google

Wenn unter dem ſenkrechten Strahl der nie bewölkten Sonne die verkohlte Grasdecke in Staub zerfallen iſt, klafft der erhärtete Boden auf, als wäre er von mächtigen Erdſtößen erſchüttert. Berühren ihn dann entgegengeſetzte Luftſtröme, deren Streit ſich in kreiſender Bewegung ausgleicht, ſo gewährt die Ebene einen ſeltſamen Anblick. Als trichterförmige Wolken, die mit ihren Spitzen an die Erde hingleiten, ſteigt der Sand dampfartig durch die luftdünne, elektriſch geladene Mitte des Wirbels empor, gleich den rauſchenden Waſſerhoſen, die der erfahrene Schiffer fürchtet. Ein trübes, faſt ſtrohfarbiges Halblicht wirft die nun ſcheinbar niedrigere Himmelsdecke auf die verödete Flur. Der Horizont tritt plötzlich näher; er verengt die Steppe, wie das Gemüth des Wanderers. Die heiße, ſtaubige Erde, welche im nebelartig verſchleierten Dunſtkreiſe ſchwebt, vermehrt die erſtickende Luftwärme. Statt Kühlung führt der Oſtwind neue Gluth herbei, wenn er über den langerhitzten Boden hinweht.

Auch verſchwinden allmählig die Lachen, welche die gelb gebleichte Fächerpalme vor der Verdunſtung ſchützte. Wie im eiſigen Norden die Thiere durch Kälte erſtarren, ſo ſchlummert hier, unbeweglich, das Krokodil und die Boaſchlange, tief vergraben im trockenen Letten. Ueberall verkündigt Dürre den Tod; und doch überall verfolgt den Dürſtenden, im Spiele des gebogenen Lichtſtrahls, das Trugbild des wellenſchlagenden Waſſerſpiegels. Ein ſchmaler Luftſtreifen trennt das ferne Palmengebüſch vom Boden. Es ſchwebt, durch die Kimmung gehoben, bei der Berührung ungleich erwärmter und alſo ungleich dichter Luftſchichten. In finſtere Staubwolken gehüllt, von Hunger und brennendem Durſte geängſtigt, ſchweifen Pferde und Rinder umher: dieſe dumpf aufbrüllend, jene mit langgeſtrecktem Halſe gegen den Wind anſchnaubend, um durch die Feuchtigkeit des Luftſtroms die Nähe einer nicht ganz verdampften Lache zu errathen.

Bedächtiger und verſchlagener ſucht das Maulthier auf andere Weiſe ſeinen Durſt zu lindern. Eine kugelförmige und vielrippige Pflanze, der Melonen-Kaktus, verſchließt unter ſeiner ſtachlichen Hülle ein waſſerreiches Mark. Mit dem Vorderfuß ſchlägt das Maulthier die Stacheln ſeitwärts und wagt es dann erſt, die Lippen behutſam zu nähern und den kühlen Diſtelſaft zu trinken. Aber das Schöpfen aus dieſer lebendigen vegetabiliſchen Quelle iſt nicht immer gefahrlos; oft ſieht man Thiere, welche von Kaktusſtacheln am Hufe gelähmt ſind.

Folgt auf die brennende Hitze des Tages die Kühlung der hier immer gleich langen Nacht, ſo können Rinder und Pferde ſich dann nicht der Ruhe erfreuen. Ungeheure Fledermäuſe ſaugen ihnen während des Schlafes vampyrartig das Blut aus, oder hängen ſich an dem Rücken feſt, wo ſie eiternde Wunden erregen, in welchen Mosquitos und andere Schaaren ſtechender Inſekten ſich anſiedeln. So führen dieſe Thiere ein ſchmerzenvolles Leben, wenn vor der Gluth der Sonne das Waſſer auf dem Erdboden verſchwindet.

Tritt endlich nach langer Dürre die wohlthätige Regenzeit ein, ſo

Digitized by Google

verändert ſich plötzlich die Szene in der Steppe. Das tiefe Blau des bis dahin nie bewölkten Himmels wird lichter. Kaum erkennt man bei Nacht den ſchwarzen Raum im Sternbild des ſüdlichen Kreuzes. Der ſanfte phosphorartige Schimmer der Magellaniſchen Wolken verliſcht. Selbſt die ſcheitelrechten Geſtirne des Adlers und des Schlangenträgers leuchten mit zitterndem Lichte. Wie ein entlegenes Gebirge erſcheint einzelnes Gewölk im Süden, ſenkrecht aufſteigend am Horizonte. Nebelartig breiten allmählig die vermehrten Dünſte ſich über den Zenith aus. Den belebenden Regen verkündet der ferne Donner.

Kaum iſt die Oberfläche der Erde benetzt, ſo überzieht ſich die duftende Steppe mit mannigfaltigen Gräſern und Kräutern. Vom Lichte gereizt, entfalten krautartige Mimoſen ihre geſenkt ſchlummernden Blätter und begrüßen die aufgehende Sonne, wie der Frühgeſang der Vögel und die ſich öffnenden Blüthen der Waſſerpflanzen. Pferde und Rinder weiden nun im frohen Genuſſe des Lebens. Das hochaufſchießende Gras birgt den ſchöngefleckten Jaguar. Im ſichern Verſteck auflauernd und die Weite des einzigen Sprunges vorſichtig meſſend, erhaſcht er die vorüberziehenden Thiere, katzenartig wie der aſiatiſche Tiger.

Bisweilen ſieht man — ſo erzählen die Eingeborenen — an den Ufern der Sümpfe den befruchteten Letten ſich langſam und ſchollenweiſe erheben. Mit heftigem Getöſe, wie beim Ausbruch kleiner Schlammvulkane, wird die aufgewühlte Erde hoch in die Luft geſchleudert. Wer des Anblicks kundig iſt, flieht die Erſcheinung; denn eine rieſenhafte Waſſerſchlange oder ein gepanzertes Krokodil ſteigt aus der Gruft hervor, durch den erſten Regenguß aus dem Scheintode erweckt.

Schwellen nun allmählig die Flüſſe, welche die Ebene ſüdlich begrenzen: der Arauca, der Apure und der Pagara, ſo zwingt die Natur dieſelben Thiere, welche in der erſten Jahreshälfte auf dem waſſerleeren, ſtaubigen Boden vor Durſt verſchmachteten, als Amphibien zu leben. Ein Theil der Steppe erſcheint nun wie ein unermeßliches Binnenwaſſer. Die Mutterpferde ziehen ſich mit den Füllen auf die höheren Bänke zurück, welche inſelförmig über den Seeſpiegel hervorragen. Mit jedem Tage verengt ſich der trockene Raum. Aus Mangel an Weide ſchwimmen die zuſammengedrängten Thiere ſtundenlang umher und nähren ſich kärglich von der blühenden Grasrippe, die ſich über dem braun gefärbten, gährenden Waſſer erhebt. Viele Füllen ertrinken; viele werden von den Krokodilen erhaſcht, mit dem zackigen Schwanze zerſchmettert und verſchlungen. Nicht ſelten bemerkt man Pferde und Rinder, welche, dem Rachen dieſer blutgierigen rieſenhaften Eidechſen entſchlüpft, die Spur des ſpitzigen Zahnes am Schenkel tragen.

Auch unter den Fiſchen haben die ſüdamerikaniſchen Pferde einen gefährlichen Feind. Die Sumpfwaſſer von Bera und Raſtro ſind mit zahlloſen elektriſchen Aalen gefüllt, deren ſchleimiger, gelbgefleckter Körper aus jedem Theile die erſchütternde Kraft nach Willkür ausſendet. Dieſe Gym-

Digitized by Google

noten haben 5—6 Fuß Länge. Sie ſind mächtig genug, die größten Thiere zu tödten, wenn ſie ihre nervenreichen Organe auf einmal in günſtiger Richtung entladen. Die Steppenſtraße von Uritucu mußte einſt verändert werden, weil ſich die Gymnoten in ſolcher Menge in einem Flüßchen angehäuft hatten, daß jährlich vor Betäubung viele Pferde in der Furth ertranken. Auch fliehen alle andern Fiſche die Nähe dieſer furchtbaren Aale. Selbſt den Angelnden am hohen Ufer ſchrecken ſie, wenn die feuchte Schnur ihm die Erſchütterung aus der Ferne zuleitet. So bricht hier elektriſches Feuer aus dem Schooße der Gewäſſer aus.

Ein maleriſches Schauſpiel gewährt der Fang der Gymnoten. Man jagt Maulthiere und Pferde in einen Sumpf, welchen die Indianer eng umzingeln, bis der ungewohnte Lärm die muthigen Fiſche zum Angriff reizt. Schlangenartig ſieht man ſie auf dem Waſſer ſchwimmen und ſich, verſchlagen, unter den Bauch der Pferde drängen. Von dieſen erliegen viele der Stärke unſichtbarer Schläge. Mit geſträubter Mähne, ſchnaubend, wilde Angſt im funkelnden Auge, fliehen andere das tobende Ungewitter. Aber die Indianer, mit langen Bambusſtäben bewaffnet, treiben ſie in die Mitte der Lache zurück.

Allmählig läßt die Wuth des ungleichen Kampfes nach. Wie entladene Wolken zerſtreuen ſich die ermüdeten Fiſche. Sie bedürfen einer langen Ruhe und einer reichlichen Nahrung, um zu ſammeln, was ſie an galvaniſcher Kraft verſchwendet haben. Schwächer und ſchwächer erſchüttern nun allmählig ihre Schläge. Vom Geräuſch der ſtampfenden Pferde erſchreckt, nahen ſie ſich furchtſam dem Ufer, wo ſie durch Harpunen verwundet und mit dürrem, nicht leitendem Holze auf die Steppe gezogen werden.

So iſt das Leben auf dieſen weiten Ebenen. Werfen wir noch einen Blick auf ihre Grenzen! Afrika's nördliche Wüſte ſcheidet die beiden Menſchenarten, welche urſprünglich demſelben Welttheile angehören, und deren unausgeglichener Zwiſt ſo alt iſt, als die Mythe von Oſiris und Typhon*). Nördlich vom Atlas wohnen ſchlichte und langhaarige Völkerſtämme von gelber Farbe und kaukaſiſcher Geſichtsbildung. Dagegen leben ſüdlich vom Senegal, gegen Sudan hin, Negerhorden, die auf mannigfaltigen Stufen der Ziviliſation gefunden werden. In Mittelaſien iſt durch die Mongoliſche Steppe ſibiriſche Barbarei von der uralten Menſchenbildung auf der Halbinſel von Hindoſtan getrennt.

Auch die ſüdamerikaniſchen Ebenen begrenzen das Gebiet europäiſcher Halbkultur. Nördlich, zwiſchen der Gebirgskette von Venezuela und dem Antilliſchen Meere, liegen gewerbſame Städte, reinliche Dörfer und ſorgſam bebaute Fluren an einander gedrängt. Selbſt Kunſtſinn, wiſſenſchaftliche

*) In dem Kampfe des blonden, Peluſium gründenden Fürſten Baby oder Typhon und dem dunkelfarbigen Dionyſos oder Oſiris könnte wohl der Gegenſatz zweier Menſchenracen angedeutet ſein.

Digitized by Google

Bildung und die edle Liebe zur Bürgerfreiheit ſind längſt darinnen erwacht. Gegen Süden umgiebt die Steppe eine ſchaudervolle Wildniß; tauſendjährige Wälder, ein undurchdringliches Dickicht erfüllen den feuchten Erdſtrich zwiſchen dem Orinoko und dem Amazonenſtrom. Mächtige bleifarbige Granitmaſſen verengen das Bett der ſchäumenden Flüſſe. Berge und Wälder hallen wieder von dem Donner der ſtürzenden Waſſer, von dem Gebrüll des tigerartigen Jaguar, von dem dumpfen, Regen verkündenden Geheul des bärtigen Affen. Wo der ſeichte Strom eine Sandbank übrig läßt, da liegen mit offenem Rachen, unbeweglich wie Felsſtücke hingeſtreckt, oft bedeckt mit Vögeln, die ungeſchlachten Körper der Krokodile. Den Schwanz um einen Baumaſt befeſtigt, zuſammengerollt, lauert am Ufer, ihrer Beute gewiß, die ſchachbrett-fleckige Boaſchlange. Schnell entrollt und vorgeſtreckt ergreift ſie in der Furth den jungen Stier oder das ſchwächere Wildpret, und zwängt den Raub, in Geifer gehüllt, mühſam durch den ſchwellenden Hals.

In dieſer großen und wilden Natur leben mannigfache Geſchlechter der Menſchen. Durch wunderbare Verſchiedenheit der Sprachen geſondert, ſind einige nomadiſch, dem Ackerbau fremd, Ameiſen, Gummi und Erde genießend, ein Auswurf der Menſchheit — wie die Ottomaken und Jaruren; andere angeſiedelt, von ſelbſt erzielten Früchten genährt, verſtändig und ſanfterer Sitten — wie die Maquiritarer und Makos. Große Räume zwiſchen dem Kaſſiquiare und dem Atabapo ſind nur vom Tapir und von geſelligen Affen, nicht von Menſchen bewohnt. In Felſen gegrabene Bilder beweiſen, daß auch dieſe Einöde einſt der Sitz höherer Kultur war. Sie zeugen für die wechſelnden Schickſale der Völker, wie es auch die ungleich entwickelten biegſamen Sprachen thun, welche zu den älteſten, unvergänglichſten hiſtoriſchen Denkmälern der Menſchheit gehören.

Digitized by Google

Dreiundzwanzigster Abschnitt.

1. Geographische Betrachtungen über die Hauptnahrungsmittel des Menschen. — 2. Die Brodpflanzen nach ihren kulturgeschichtlichen Beziehungen. — 3. Die Einwirkung des Menschen auf die Natur. — 4. Ueber die Verbreitung des organischen Lebens auf der Erde.

1. Geographische Betrachtungen über die Hauptnahrungsmittel des Menschen.*)

Wenn man auf unserer nördlichen Halbkugel von Norden nach Süden geht, so findet man im Allgemeinen, daß die Völker allmählig und stufenweise immer mehr Pflanzenkost genießen. Nur die Gebirgsgegenden, in denen die hohe Lage über der Meeresfläche selbst zwischen den Wendekreisen ein nordisches Klima hervorbringt, bilden davon eine Ausnahme. Der Russe und Schwede, der Norweger und Däne, der Deutsche und der Niederländer lieben Fleischspeise; der Südfranzose mehr Brod; der Italiener ist zufrieden mit seinen Makkaroni, seiner Polenta und seinen Gemüsen; der Grieche und Türke auch sehr mäßig im Fleischgenuß, ebenso wie der ackerbautreibende Asiate; im südlichen Indien bringen Millionen ihr Leben lang kein Stück Fleisch zum Munde und leben vorzugsweise von Reis und Gemüsen und den Früchten der Palmen und Bananen. Auch essen Südländer weniger als die Bewohner des Nordens, und die Schiffe nehmen, wenn sie die Meere im hohen Norden befahren, doppelt so viel Nahrungsmittel an Bord, als wenn ihre Fahrt nach dem Süden geht.

In manchen Küstengegenden bilden Fische das Hauptnahrungsmittel; diese stehen mitten inne zwischen Fleisch und Pflanzenkost und enthalten nicht so viel Nahrungsstoff, als jenes, weshalb sie auch in den verschiedensten Religionen für eine Fastenspeise gelten.

Das Thier genießt seine Nahrung im rohen Zustande; es nimmt sie, wie es dieselbe findet. Der Mensch bereitet sie sich zu, er verfeinert sie, macht sie durch Salz und Gewürze und durch den Einfluß des Feuers

*) Vgl. „Buch der Welt," 1842.

Digitized by Google

weicher, wohlschmeckender und leichter verdaulich. Das Thier nimmt von Flüssigkeiten nur Wasser zu sich, wie es die Quelle, der Sumpf oder der Strom ihm darbieten. Der Mensch bereitet sich allerlei künstliche Getränke, die seinem Gaumen schmeicheln und auf seine Nerven wirken.

Während das Thier in Bezug auf seine Nahrung vom Zufall und vom bloßen Instinkte abhängt, sorgt der Mensch im Voraus für dieselbe. Der Magen ist der Weltbeherrscher; ihm verdanken wir zunächst unsere ganze Gesittung, weil Ackerbau, Viehzucht, Fischerei und Jagd ohne ihn nicht vorhanden wären; ohne ihn gäbe es weder Gewerbe, noch Handel und Verkehr. Das nächste Bedürfniß für jeden Menschen ist, den Hunger zu stillen, und dieses Bedürfniß ist der erste Antrieb zur Thätigkeit. Zum Hunger gesellt sich das Bedürfniß der Kleidung und Wohnung. Kolumbus wollte auf einem nähern Wege Indien suchen, um die Produkte dieses Wunderlandes und Gold, als das Mittel, die leiblichen Bedürfnisse leicht und schnell zu befriedigen, bequemer nach Europa zu bringen. Er fand Amerika. Alle Kolonien waren und sind vorzugsweise Ackerbaukolonien, dazu gegründet, die Summe der vorhandenen Nahrungsmittel zu vergrößern, und Erzeugnisse zur Befriedigung der leiblichen Bedürfnisse, als Baumwolle, Tabak ꝛc. zu liefern. Weit über fünf Sechstel des ganzen Menschengeschlechts mühen sich ab für das tägliche Brod, müssen arbeiten, um den Hunger zu stillen, der tagtäglich wiederkehrt.

Der Bewohner der warmen und heißen Klimate wird von der Natur, welche in jenen Gegenden besonders die Vegetabilien entfaltet, vorzugsweise zum Genusse von Pflanzenspeisen angehalten. In der Gluthhitze der tropischen Sonne ist vor allen Dingen kühlende, erfrischende Nahrung nothwendig. Es bedarf ferner der Mensch in den warmen Ländern nicht viel zum Leben, das ihm viel leichter wird, als den Söhnen des rauhen Nordens und der gemäßigten Gegenden. Er ruhet im Schatten der Palme, die ihm eine gesunde Nahrung giebt, und seinen Durst löscht er an der nächsten Quelle. Sein Haus bauet er aus Bambusrohr, und seine Kleidung besteht in einem leichten Tuche, oder auch nur in einer Matte, welche er nachlässig um den Leib schürzt. Auf manchen Inseln der Südsee, z. B. dem schönen Taiti (Otahaiti) bilden Obdach und Kleidung nur Luxusartikel, und an Nahrung fehlt es niemals. Wo keine Palmen oder Getreidearten vorhanden sind, da wächst der Brodbaum, den die Insulaner jener großen Eilandflur leicht fortpflanzen, und den sie veredelt haben. An allen Küsten jener Inseln erhebt sich dieser nützliche Baum; auf den Gewürzinseln leben die Aermeren fast ausschließlich von den Kernen der samentragenden Brodfrucht, welche wie Kastanien in glühender Asche geröstet oder in Wasser gekocht werden.

Wie mühsam ist dagegen das Leben des Jägers, des Hirten, des Fischers, des Ackerbauers oder Winzers unter den kälteren Himmelsstrichen! Er muß das ganze Jahr hindurch im Schweiße seines Angesichts arbeiten,

Digitized by Google

für Kleidung und Obdach und Vorräthe auf den Winter ſorgen. Bei der ſchweren Arbeit und bei der rauhern Luft muß er mehr und öfter eſſen, als jene Südſee-Inſulaner. In den heißen Ländern iſt mäßiger Genuß von Speiſen eine Nothwendigkeit, aus körperlichen und klimatiſchen Rückſichten.*) Der zarte Hindu am Ganges, in der bengaliſchen Tiefebene, wäre eine Beute des Todes, wenn er den Mongolen nachahmen wollte, der bei einer Mahlzeit drei bis vier Pfund rohes Fleiſch hinabwürgt und es ohne alle Unbequemlichkeit verdaut. Die Eskimo's und Kamtſchadalen bedürfen zum Schutz gegen die Kälte fettiger Speiſen; ſie trinken über Alles gern Wallfiſchthran, genießen Wallfiſchfett und Fiſchthran als Suppe, und können ſie von den Europäern Talglichter erhalten, ſo dünkt ihnen das die koſtbarſte Speiſe von der Welt. Vor Schnecken und Froſchlenden, die unſern Feinſchmeckern für Delikateſſen gelten, würden ſie vielleicht Abſcheu haben, ebenſo vor Heuſchrecken, denen Syrer, Araber und Aegypter Geſchmack abgewonnen haben. Die alten Bewohner des kleinaſiatiſchen Landes Phrygien aßen gewiſſe Arten von Würmern, und einzelne Indianerſtämme Amerika's thun daſſelbe noch jetzt. Manche Eidechſenarten, welche in dieſem Erdtheile ſo häufig ſind, munden ſelbſt den Europäern, und viele Negervölker in Afrika, wie die Eingeborenen Neuhollands, verzehren das Fleiſch der Schlangen. Der Kalmücke ißt das Fleiſch von gefallenen Thieren, Mäuſen, Ottern, Raubvögeln, Füchſen und Wölfen, aber ſonderbarer Weiſe verſchmäht er Hunde und Wieſel; der Jakute ißt das Fleiſch vom Aasgeier und noch Wiederlicheres, aber Fröſche und Schweine würde er nicht anrühren. Die Tunguſen und Korjaken im öſtlichen Sibirien genießen Ungeziefer aller Art, die Samojeden Katzen und Hunde. In Tunkin werden auch Tiger und Löwen gegeſſen, und die Bewohner der Baſchiinſeln kennen keinen größern Leckerbiſſen, als einen Ziegenmagen und deſſen Inhalt. Die Neger genießen Elephantenfleiſch, Strauße und Krokodile, die Buſchhottentotten Ameiſen und Holzwürmer. Am Orinoko giebt es Indianerſtämme, welche Thonerde genießen, nachdem ſie dieſelbe mit Schildkrötenfett beträufelt haben. So wechſeln die Speiſen in den verſchiedenen Ländern und Klimaten der Erde nach Bedürfniß und Laune der Menſchen.

Das Hauptnahrungsmittel in allen Erdtheilen bilden die Getreidearten, von denen jeder wieder ſeine eigenen Arten hat, die ihm vorzugs-

*) „Wird auch im Allgemeinen in kalten und rauhen Klimaten mehr gegeſſen, als in warmen und heißen, ſo iſt doch auch der Tropenbewohner im Stande, gewaltige Mahlzeiten zu halten. Wir treffen im warmen Südafrika ſtarke Freſſer, die mit Jakuten und Tataren getroſt in die Schranken treten könnten. Der Kaffer und Buſchmann (der freilich oft lange hungern muß, länger, als es ein Eskimo oder Jakute vermöchte), wenn er einen Ochſen geraubt hat, verzehrt denſelben ſo zu ſagen in einem Athem. Der Tangalé im Süden ſchmilzt, wenn er einen Ochſen geſchlachtet hat, vor Allem das Fett deſſelben und trinkt erſchreckliche Maſſen davon.“ (Natur- und Kulturleben von A. W. Grube, II. S. 100.)

Digitized by Google

weiſe zugetheilt ſind. Der Europäer nährt ſich beſonders von dem Brode aus Weizen, Roggen, Gerſte und (der Bergſchotte z. B.) Haſer. Der Bau dieſer Getreidearten verlangt Fleiß, Sorgfalt, Ausdauer; er macht ſicheres Privateigenthum, Grundbeſitz, feſte und gute Geſetze nöthig. In den Ländern, wo er betrieben wird, finden wir die Menſchen geiſtig am meiſten entwickelt. — Der größere Theil der Aſiaten lebt von Reis, der nicht in gegohrnem Zuſtande, wie unſer Brod, genoſſen wird. Faſt in allen Ländern, wo man ihn einheimiſch findet, herrſcht Sklaverei und Deſpotie. Die reisbauenden Länder ſcheinen vorzugsweiſe für einen ſtationären Zuſtand beſtimmt zu ſein, z. B. China, Indien zu beiden Seiten des Ganges — Länder, die eine Bevölkerung von gewiß 350 Millionen Menſchen zählen, alſo ein Drittel ſämmtlicher Erdbewohner. — Die Hauptgetreidearten Afrika's ſind die Durrha oder Mohrenhirſe (Holcus sorghum L., auch Kafferkorn genannt), die kleine Negerhirſe (Pennisetum typhoideum) und die gemeine Hirſe (Panicum milliaceum), die in dem glühheißen Boden gut gedeihen und nur geringe Sorgfalt fordern. Die Bewohner dieſer Hirſeländer ſtehen an Kultur und geordnetem Staatsleben wieder tiefer als die Reisländer. — Amerika baut vorzugsweiſe Welſchkorn (Mais), ein ſchweres Nahrungsmittel, das in jenem Erdtheile gleichfalls nur geringe Wartung und Pflege erheiſcht und einen viermal größeren Ertrag giebt als der Weizen. Als die Europäer Amerika entdeckten, fanden ſie nur ein paar Völker, die in der Geſittung und in den Künſten des Friedens ſo weit vorgeſchritten waren, daß ſie ſich auf Ackerbau verſtanden und denſelben regelmäßig trieben. Es waren die Mexikaner und Peruaner auf den Hochebenen der Kordilleren. Alle übrigen waren Fiſcher- oder Jägervölker; ſie hatten es nicht einmal bis zum Hirtenweſen gebracht. Einen reichen Erſatz für das Getreide beſitzt aber das heiße Amerika in der Wurzel des Maniok- oder Kaſſawe ſtrauches, deren Saft zwar ſüß, aber giftig iſt. Man raſpelt die Wurzel, preßt den giftigen Saft aus und gewinnt auf dieſe Weiſe Mehl, das ein geſundes Brod liefert. Für uns Europäer hat die Kartoffel, welche gleichfalls aus Amerika ſtammt, dieſelbe Bedeutung gewonnen und muß namentlich den ärmeren Volksklaſſen die Mehlſpeiſen zum großen Theil erſetzen.

Die Bewohner des auſtraliſchen Inſelarchipels bedürfen keines Getreides, da die Brodfrucht ihnen völlig genügt. Auch beſitzen ſie an der Sagopalme (Sagus farinifera) einen guten Erſatz für Reis oder Mais, denn ihr Stamm enthält eine außerordentliche Menge ſchwammigen Markes, das ein eßbares Mehl und das ſogenannte Sagobrod liefert. Ueberhaupt hat der gütige Schöpfer die tropiſchen Länder mit den Palmen, deren Königin die reiche Kokospalme iſt, ſo reichlich geſegnet, daß ſie von denſelben zugleich Gemüſe und Butter, Mehl und Obſt, Kleidung und Geräthſchaften ernten. Dagegen ſind die Länder der gemäßigten Zone wieder reich mit Kirſchen, Birnen, Aepfeln, Aprikoſen, Pfirſichen, Pflaumen ꝛc., mit dem Oelbaum, mit der Kaſtanie und dem Nußbaum

Digitized by Google

gesegnet; sie haben mancherlei Gemüse zur gesunden Abwechselung mit Fleischspeisen, und das Fleisch selber ist in den gemäßigten Klimaten am wohlschmeckendsten; am Aequator wird das Fleisch unseres Rindes zähe und lederartig.

So wie die Mäßigkeit im Essen für den Südländer eine Nothwendigkeit ist, ebenso ist es auch für das Trinken. Der Bewohner des Nordens darf sich in dieser Beziehung weit mehr erlauben und ungestrafter das Maaß überschreiten. In Südeuropa und bei den meisten Asiaten gilt Trunkenheit für eine der abscheulichsten Sünden. Da in heißen Gegenden starke Getränke sehr schädlich wirken, so haben die orientalischen Gesetzgeber den Genuß derselben untersagt, Zoroaster wie Muhamed. Der nordische Odin dagegen war ein tapferer Zecher, unsere altdeutschen Helden zechten wacker, und in Walhalla wurde der edle Gerstensaft noch reichlicher getrunken. In nördlichen Ländern wird man den Menschen niemals von dem Genusse gegohrener Getränke abgewöhnen, und selbst der Orientale, dem der Genuß von Wein untersagt ist, berauscht sich im Opium, der Indianer bereitet sich aus dem Saft seiner Palmen einen Wein, der Chinese ein Bier aus Reis, der Amerikaner seinen Chika aus Welschkorn. Die Mongolen trinken gegohrene Stutenmilch, die gleichfalls berauscht; die Samojeden, Kamtschadalen und Ostjaken bereiten durch Aufgüsse auf den giftigen Fliegenschwamm ein Getränk, das sie Tage lang berauscht erhält, in eine kriegerische Wuth versetzt, aber auch dann die traurigste Abspannung folgen läßt.

Man muß aber wohl unterscheiden von dem Vergnügen, das geistige Getränke gewähren, das Bedürfniß, welches zu ihrem Genuß treibt. Der Engländer in seinem feuchten Klima und bei seiner starken Arbeit würde mit reinem Wasser nicht Kraft genug behalten, oder noch mehr und nahrhafter essen müssen. In seinem starken Bier genießt er aber zugleich flüssige Nahrung und eine hinreichende Menge von Kohlenstoff als Ersatz für den Verlust, den er durch anstrengende Arbeit und die feuchte Atmosphäre erleidet. In dem wärmern, trocknern Frankreich würde das schwere Ale und Porterbier nie heimisch werden.

2. Die Brodpflanzen nach ihren kulturgeschichtlichen Beziehungen.*)

Die Gesittung der Völker hat zu allen Zeiten in dem Anbau des Getreides ihren Ausgangspunkt gehabt. Die Kultur kann ohne feste Wohnsitze nicht gedacht werden, und dem Vertauschen der nomadischen

*) J. Fr. Schouw (die Erde, die Pflanzen und der Mensch).

Digitized by Google

Lebensweise mit festen Wohnsitzen muß unausbleiblich der Ackerbau vorangehen, weil nur seine Erzeugnisse den Menschen in Stand setzen, von einer bestimmten Stelle seine Nahrung bleibend zu beziehen.

In dem Kultus der älteren Völker, welcher den Erfinder des Ackerbaues und den Verleiher der Gesittung in ein einziges Wesen zu verschmelzen pflegt, liegt eine schöne Hindeutung auf diese Wahrheit; die praktische Seite derselben kann aber unmöglich klarer und tiefer aufgefaßt werden, als dies in der Rede eines nordamerikanischen Häuptlings geschehen ist, die der Franzose Crevecour überliefert hat.

Jener Häuptling, seinem Stamme (der Missisaes) den Ackerbau empfehlend, sprach: „Seht ihr nicht, daß die Weißen von Körnern, wir aber von Fleisch leben? Daß das Fleisch mehr als dreißig Monden braucht, um heranzuwachsen, und oft selten ist? Daß jedes jener wunderbaren Körner, die sie in die Erde streuen, ihnen mehr als hundertfältig zurückgiebt? Daß das Fleisch, wovon wir leben, vier Beine hat zum Fortlaufen, wir aber deren nur zwei besitzen, um es zu haschen? Daß die Körner da, wo die weißen Männer sie hinsäen, bleiben und wachsen? Daß der Winter, der für uns die Zeit der mühsamen Jagden, ihnen die Zeit der Ruhe ist? Darum haben sie so viele Kinder, und leben länger als wir. Ich sage also Jedem, der mich hören will: bevor die Cedern unseres Dorfes werden vor Alter abgestorben sein, und die Ahornbäume des Thales aufhören werden, uns Zucker zu geben, wird das Geschlecht der kleinen Kornsäer das Geschlecht der Fleischesser vertilgt haben, wofern diese Jäger sich nicht entschließen, zu säen!"

Nach ihrem häufigen Vorkommen und nach der Menschenanzahl, welche die verschiedenen Brodpflanzen ernähren, wird, was die Kornarten betrifft, der Reis ohne Zweifel den ersten Rang erhalten, demnächst der Weizen und der Mais und endlich Roggen, Gerste und Hafer. Unter den übrigen Brodpflanzen spielen der Pisang, Yams, die Brodfrucht und die Kartoffeln die bedeutendste Rolle.

Hinsichtlich der Fruchtbarkeit zeigen die Brodpflanzen einen großen Unterschied. Die tropischen Kornarten geben viel mehr Nahrungsstoff als die außertropischen. Während der Weizen nach einer Mittelzahl 5—6fältig in dem nördlichen Europa, 8—10fältig in dem südlichen Europa giebt, so giebt der Mais in temperirten Klimaten 80 - 100-, in der heißen Zone 300—400fältig, der Reis 100fältig. Aber wenn Regen eintritt, so mißräth der Mais, und bleibt die Regenzeit aus, so wird der Reis mißrathen. Deshalb ist in Indien und China häufig große Hungersnoth, besonders weil man dort so vorzugsweise auf Reis hingewiesen ist.

Der Pisang bringt auf gleichem Areal 133mal so viel Nahrungsstoff als der Weizen hervor. Ein kleiner Garten bei der Hütte des Bewohners ist hinreichend, eine Familie zu ernähren. Innerhalb eines Jahres, nachdem er gepflanzt ist, trägt er reife Frucht; werden alsdann

Digitized by Google

die Stengel abgeſchnitten, ſo kommen neue hervor, welche nach 3 Monaten tragen.

Ein Kokosbaum giebt nach einer Mittelzahl jährlich 30 große, ſehr mehlreiche Nüſſe, was ſchon viel iſt. Der Brodfruchtbaum giebt während 8—9 Monaten des Jahres friſche Früchte; in der übrigen Zeit ſpeiſt man das Brod, aus teigförmig zubereiteten Brodfrüchten gebacken; man nimmt an, daß 3 Bäume hinreichend ſind, einen Menſchen zu ernähren.

Aber noch leichter iſt die Anſchaffung des Brodes auf den öſtlichen Inſeln in dem aſiatiſchen Archipelagus, wo der Sago wild im Walde wächſt. Wenn die Bewohner, indem ſie ein Loch in den Stamm bohren, ſich davon überzeugt haben, daß das Mark reif iſt, ſo wird der Stamm umgeſchlagen und in mehrere Stücke getheilt, das Mark wird herausgekratzt, mit Waſſer gemiſcht und geſeihet; es iſt dann vollkommen brauchbares Sagomehl. Ein Baum giebt gemeiniglich 300 Pfund und kann 500—600 Pfund geben. Man geht alſo dort in den Wald und ſchneidet ſich ſein Brod, wie man bei uns ſein Brennholz ſchlägt.

Aber die Leichtigkeit, ſich ſein Brod zu erwerben, ſcheint beinahe in umgekehrtem Verhältniſſe zur Ziviliſation zu ſtehen. Der Ueberfluß der Natur trägt gewiß dazu bei, die Energie des Menſchen zu vermindern. Kampf gegen die Natur, wenn er nicht gar zu hart iſt, befördert die Ziviliſation. Arbeit iſt die Mutter der Aufklärung.

Die Geſchichte hat nicht die Nachricht aufbewahrt, wer die Brodpflanzen zuerſt benutzte, wer ſie zuerſt pflanzte. Die älteſte Geſchichte der Brodpflanzen iſt in Dunkel gehüllt, in Sagen und Mythen dargeſtellt; nach dieſen ſind es die Götter ſelbſt, welche auf die Erde herabſtiegen, um dem Menſchen die großen Gaben zu ſchenken. In Indien war es Brahma, in Aegypten Iſis, in Griechenland Demeter und in Italien Ceres, welche den Völkern das Korn ſchenkten und es anzubauen ſie lehrten. Aehnliche Sagen haben die alten Peruaner vom Mais, und noch bei der Ankunft der Europäer ward dieſe aus Amerika ſtammende Kornart beim Sonnentempel auf einer großen Höhe über dem Meere angebaut, und man theilte davon Korn an das Volk aus, welches dadurch einer glücklichen Ernte gewiß zu ſein glaubte.

Eine merkwürdige Thatſache iſt es, daß wir darüber in Ungewißheit ſind, ob die Kornarten der Alten Welt noch wild wachſen, und in welchen Gegenden dies der Fall iſt. Schon die Schriftſteller des Alterthums waren unter einander ſehr uneinig, wo der Weizen und die Gerſte, die gewöhnlichen Kornarten jener Zeit, ihre Heimath hatten. Dieſelbe Unſicherheit herrſcht noch über dieſe beiden Kornarten, und daſſelbe gilt vom Hafer und vom Roggen. Auf dem Kaukaſus hat man wilden Roggen zu finden geglaubt, aber ſpätere Nachweiſungen haben gezeigt, daß dieſe wilde Pflanze von der angebauten verſchieden iſt, namentlich durch den ſpröden Blüthenſpindel, welcher die Urſache iſt, daß ſie nicht gedroſchen werden kann. Sizilien bietet ebenfalls wilden Roggen, aber auch dieſer hat Kennzeichen,

Digitized by

durch welche er von dem angebauten abweicht. Wo man Pflanzen findet, welche mit unſeren Kornarten in wildem Zuſtande vollkommen gleich ſind, da iſt es gewöhnlich an Orten, welche früher Kultur gehabt haben, und deshalb iſt es wahrſcheinlich, daß ſie nur verwildert und nicht urſprünglich wild ſind. Wir wiſſen alſo nicht, ob die Stammpflanzen unſerer nordiſchen Kornarten gänzlich verſchwunden ſind, oder ob ſie im Laufe der Zeit durch die Kultur ſo verändert wurden, daß wir ſie in den Arten nicht wiedererkennen können, welchen ſie wirklich ihren Urſprung verdanken. Daſſelbe ſcheint vom Mais in Amerika zu gelten. Als die Neue Welt entdeckt wurde, war dieſe Kornart ſchon über Süd- und Nordamerika verbreitet, und die Angaben, welche die neuere Zeit über ihr Vorkommen als wilde Pflanze geliefert hat, z. B. in Paraguay, laſſen denſelben Zweifel, daß ſie nur verwildert iſt, wie er hinſichtlich der Kornarten der Alten Welt ſtattfindet. Der Reis ſcheint zwar in Indien ſeine Heimath zu haben, ob er aber dort wild angetroffen wird, wie Miſſionär Klein ſchreibt, ſcheint aus ähnlichen Gründen zweifelhaft. Die verſchiedenen Angaben, welche man über die Kartoffeln als wild wachſend in Chili, Peru und Mexiko hat, haben ſich ſpäter größtentheils als ungegründet gezeigt, da man gefunden hat, daß ſie andere Arten des zahlreichen Geſchlechts, zu welcher die Kartoffel gehört, betrafen.

Dagegen wächſt die Dattelpalme in Afrika und Arabien wild, die Kokospalme in Indien, Zeylon und ganz Polyneſien und Ozeanien, die Sagopalme in dem öſtlichen Indiſchen Archipelagus, aber alle drei kommen in einem mehr eingeſchränkten Verbreitungsbezirk vor, als demjenigen, welchen die jetzt kultivirten Gewächſe einnehmen. Der Brodfruchtbaum, welcher in dem Indiſchen Archipelagus vorkommt, und der Buchweizen, welchen man in Sibirien nach der chineſiſchen Grenze hin wild findet, können auch noch zu den Brodpflanzen gezählt werden, von welchen man weiß, daß ſie noch in wildem Zuſtande vorkommen.

So wie man Karten über die alte und neue Geographie hat, ſo könnte man auch auf verſchiedenen Karten die wichtigſten Brodpflanzen der Gegenwart und der Vorzeit darſtellen. Ein Vergleich würde die Wanderungen der Brodpflanzen, ihre Auswechſelung zwiſchen den verſchiedenen Welttheilen und Ländern zeigen.

Die Länder des Mittelmeeres (Italien, Griechenland, Nordafrika und Weſtaſien) hatten im Alterthum Weizen und Gerſte als die gewöhnlichſten Kornarten. Wir finden ſie in den älteſten Schriften erwähnt, in der Bibel, bei Homer und Herodot; wir finden ſie auf Denkmälern aus der älteſten Zeit abgebildet. Die Hirſe war damals auch bekannt, aber ſie ſpielte, ſo wie jetzt, eine untergeordnete Rolle. Den Reis hatte man damals nicht, man kannte ihn nur als eine indiſche Pflanze; die amerikaniſche Kornart, der Mais, war natürlich unbekannt; vom Roggen (welcher auch jetzt dort wenig gebaut wird) findet man keine ſichere Spur.

Digitized by Google

Das mittlere und nördliche Europa hatte damals sehr wenig Kornbau; und so wie jetzt in dem nördlichsten Skandinavien und Schottland Gerste und Hafer das Brod geben, so lebten nach Plinius die alten Germanen von Hafergrütze; die alten Bewohner des Nordens haben wahrscheinlich kein besseres Brodmittel gehabt. Der Roggen scheint zur Zeit der Völkerwanderungen aus den kaukasischen Ländern nach Nordeuropa gekommen zu sein, ohne die Länder des Mittelmeeres zu berühren, und der Weizen scheint erst später von Südeuropa gegen Norden, namentlich durch Frankreich gewandert zu sein.

In Afrika, südlich vom Atlas, herrschte damals so wie jetzt die Dattelpalme. Die Durrha, welche jetzt in Nordafrika sehr verbreitet ist ist entweder aus Nubien oder aus dem westlichen Asien gekommen.

Indien hatte, wie wir aus den Schriften des Alterthums sehen, damals so wie jetzt den Reis als Hauptnahrungsmittel. Der Pisang wuchs dort ebenfalls, wahrscheinlich auch der Yams.

Man muß annehmen, daß im Indischen Archipelagus der Sago wuchs, weil er jetzt dort wild vorkommt.

Vor der Entdeckung Amerika's hatte dieser Welttheil den Mais als Hauptnahrungsmittel; ebenfalls Maniok, auf den Bergen Kartoffeln und Quinoa.

Die großen Völkerwanderungen, welche im Mittelalter von Asien nach Europa stattfanden, scheinen nur die Veränderung hervorgebracht zu haben, daß der Roggen sich in Nordeuropa verbreitete und allmählig den Hafer verdrängte.

Die großen Eroberungen der Araber in Nordafrika, Spanien, Sizilien und mehreren Ländern des Mittelmeeres brachten den Reis aus Indien zuerst nach Aegypten und später nach Südeuropa; durch sie ward die Durrha, oder wie sie nach ihnen genannt wurde, die maurische Hirse, über die Länder des Mittelmeeres, aber besonders in Nordafrika und Portugal verbreitet.

Eine weit größere Umwälzung verursachte die Entdeckung des Weges nach Ostindien, südlich um Afrika, aber vor Allem die Entdeckung Amerika's.

Der Mais ward von Amerika eingeführt und verbreitete sich außerordentlich schnell über alle Länder des Mittelmeeres, einige Theile Mitteleuropas, ja selbst nach China und Japan und dem Innern Afrika's fand er den Weg. Viel langsamer ward die Kartoffel in Nordeuropa und dem nördlichen Asien bekannt. Maniok ward von Amerika nach den tropischen Gegenden Afrika's und Asiens gebracht.

Als Ersatz für diese großen Gaben erhielt Amerika die sogenannten europäischen Kornarten, welche die Kolonisten in Nordamerika, in dem temperirten Südamerika und in den Hochländern, innerhalb der Wendekreise, welche ein temperirtes Klima haben, verbreiteten und beständig verbreiten.

Brasilien, Karolina und mehrere Gegenden erhielten nun den Reis, Amerika bekam auch den Pisang, doch glauben Einige, daß eine der Pisangarten ursprünglich amerikanisch ist.

Die europäischen Kolonisten brachten auch den Weizen und andere

Digitized by Google

europäiſche Kornarten nach der Kap-Kolonie, und nach der Koloniſation Neuhollands und Vandiemenlands auch nach dieſen temperirten Gegenden.

Hinſichtlich der Veränderungen im Kleinern iſt es merkwürdig, wie der Roggen im nördlichen Europa allmählig vom Weizen verdrängt wird, wie er ſelbſt in einer älteren Periode den Hafer verdrängt zu haben ſcheint. In der Periode 1651—1675 verhielt der aus Danzig ausgeführte Weizen ſich zum Roggen, welcher dort ausgeführt wurde, wie 1 zu 3; in der Periode 1801—1825 war das Verhältniß gerade umgekehrt, wie 3 zu 1. Im Jahre 1758 rechnete man, daß nicht ganz $\frac{2}{3}$ von der Bevölkerung Englands und Wales vom Weizen lebte, die übrigen von Roggen, Gerſte, Hafer. Jetzt lebt nicht $\frac{1}{4}$ von dieſen. Im Jahre 1727 ward ein kleiner Weizenacker bei Edinburgh als eine Seltenheit betrachtet; ſeit 1790 iſt Schottlands Weizenproduktion auf das Zehnfache geſtiegen. Damals ſah man Weizenbrod nur bei den vermögenderen Klaſſen, jetzt ſogar bei den geringeren Leuten in Städten und theils auf dem Lande.

Während im Alterthum Sizilien und die ganze Berberei die großen Kornkammern waren, ſo müſſen wir dieſe jetzt hauptſächlich in den Oſtſeeländern, im ſüdweſtlichen Rußland, im ungariſchen Donauthal und in Aegypten ſuchen. Aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika wurden bereits vor zehn Jahren (1853) an Weizen und Weizenmehl für circa 19,600,000 Dollars ausgeführt. Bald nach der Entdeckung Amerika's durch Kolumbus brachten die Spanier den Weizen nach Mexiko; ein Negerſklave unter dem tapferen Kortez machte in Neu-Spanien den Anfang des Weizenbaues mit drei Körnern, die er zufällig unter dem für die Soldaten beſtimmten Reisvorrathe fand.

3. Die Einwirkung des Menſchen auf die Natur.*)

Der Menſch iſt ein Theil der Natur; ſie wirkt auf ihn ein, und er iſt ihrem Geſetze unterworfen; — aber der Menſch ſteht auch gleichſam außerhalb der Natur, und deshalb kann er auf eine ganz andere Weiſe als alle übrigen Geſchöpfe wieder auf ſie einwirken, ſie umgeſtalten, ja bis zu einem gewiſſen Grade ſie beherrſchen und ihr Geſetze vorſchreiben. Die Kultur, die geiſtige Entwickelung ſind die Mittel, durch welche der Menſch ſich nach und nach von der Herrſchaft der Natur befreit und gleichſam von der Stellung eines Dieners in die eines Herrn übergegangen iſt.

Betrachten wir den Wilden auf ſeinem niedrigſten Standpunkte, er, deſſen Wohnung aus einigen zuſammengeflochtenen Baumſtämmen beſteht, deſſen Nahrung Muſcheln aus der See oder die rohen Früchte des

*) F. Fr. Schouw a. a. O.

Digitized by Google

Waldes und des Feldes, deſſen Kleidung ein unzubereitetes Thierfell iſt, wenn ſie ihm nicht ganz fehlt, — dann ſehen wir, daß die Natur durch ihn ſo gut wie gar keine Veränderung erleidet, dagegen ſeine Nahrung, ſeine Kleidung, ſeine Wohnung, ſeine Exiſtenz ganz und gar von den Naturbegebenheiten abhängig ſind, die außerhalb des Wirkungskreiſes ſeines Willens liegen.

So lange der Menſch nur noch Jäger und Fiſcher iſt, bleibt ſeine Stellung im hohen Grade von der Natur abhängig, ſeine Einwirkung auf ſie ſehr gering, weil die Bevölkerung auf dieſer Stufe der Entwickelung ſich weſentlich auf zufällige Beſchädigung des Waldes durch unvorſichtigen Gebrauch des Feuers oder auf Ausrottung einzelner Thierarten in gewiſſen Gegenden beſchränkt.

Der Nomade wirkt mehr auf die Natur ein, als der Jäger und Fiſcher. Einzelne Thiere werden gezähmt und vermehren ſich in verhältnißmäßig großer Menge; das Ausſehen und die Lebensweiſe dieſer Thiere werden verändert; die wilden Thiere werden bekämpft; die Weiden werden in einer Gegend abgenutzt und man nimmt ſeine Zuflucht zu anderen; mitunter wird wohl auch die Haide und der Wald mit Hilfe des Feuers verheert, damit die Aſche einen üppigern Graswuchs veranlaſſe.

Es iſt aber doch erſt dann, wenn der Menſch als Ackerbauer auftritt, daß ſeine große Einwirkung auf die Natur beginnt, und nach und nach tritt jene Einwirkung in mehreren Richtungen hervor, wenn auch nicht immer ſo gewaltſam, als im Anfang, wo z. B. der Wald ohne Schonung, um Ackerland zu geſtalten, ausgerottet wird.

Wir wollen einen Blick auf die wichtigſten Veränderungen, die der Menſch in ſeinem Entwickelungs-Zuſtande in der Natur hervorruft, werfen. Der Boden, welcher größtentheils perennirende Grasarten und andere mehrjährige Pflanzen trägt, die mit ihren Wurzeln gleichſam die Erde durchweben und eine feſte Raſendecke bilden, — wird geordnet und unter die Herrſchaft des Pfluges oder des Spatens gebracht. Die Erde wird gelockert und mit der Pflanzenart, die gewöhnlich nach Verlauf eines halben oder ganzen Jahres geerntet wird, beſetzt; mehrere Unkrautarten erhalten hierdurch zur Verbreitung Gelegenheit. Aber die trockenen waldloſen Strecken erfordern oft nicht wenig Arbeit, um benutzt werden zu können; oft brennt man daher die Haide ab, oder man haut den Wald um und verbrennt ihn oder wenigſtens die Baumſtumpfen, wodurch man zugleich den Vortheil hat, daß die Aſche die Erde düngt und die Ernte vermehrt. Dieſes iſt der Haidebrand in Jütland, der Braatebrand in Norwegen, der noch in dieſen Ländern ſtattfindet; er wird noch, und zwar nach einem rieſenhaften Maßſtabe, in Nordamerika, in Braſilien und in Java, wo die Koloniſten ſich niederlaſſen, angewendet; er iſt in früheren Zeiten auf den Antillen, Kanarien, auf Madeira angewendet worden. Durch Zufall dehnt ſich der Waldbrand oft viel weiter aus, als beabſichtigt wurde. Später, wenn das waldbewachſene Land abgebrannt, das waldloſe gerodet worden, kommt das

Digitized by Google

Land an die Reihe, welches zu feucht für den Ackerbau iſt; das Moor und die Sümpfe werden ausgetrocknet, das Waſſer von den naſſen Wieſen abgeleitet, die Flußbetten beſchränkt, oder neue gebildete Selbſt das Meer wird nicht geſchont; man ſichert nicht allein durch Dämme die Küſten, ſondern man dämmt auch Meerbuſen ein, wandelt den Meeresboden zuerſt in Wieſen, ſpäter in Aecker um.

Aber es ſind nicht allein die eigenen Gewächſe des Landes, von denen man einigen das Privilegium ertheilt, die Oberfläche der Erde zu bedecken, man bringt auch viele fremde Gewächſe von den näheren oder entfernteren Gegenden. Unſere Getreidearten z. B. wurden uns aus Aſien zugeführt, die meiſten unſerer Baumfrüchte und Gemüſearten ebenfalls; die Kartoffeln und der Tabak aus Amerika; die Baumwolle wurde aus Indien nach Nordamerika und Braſilien, der Kaffee von Abyſſinien und Arabien nach Java, Weſtindien und Braſilien gebracht; eine große Menge von Nutz- und Zierbäumen erhielten wir ebenfalls aus Nordamerika, Aſien und Südeuropa. Es giebt auch Beiſpiele, daß die durch die Menſchen eingeführten Gewächſe, ſelbſt ohne Einwirkung des Menſchen, ſich bedeutend verbreiten, ja zum Theil die urſprünglichen Pflanzen verdrängen; die Artiſchocke und der Pfirſichbaum in den Pampas-Ebenen Südamerika's liefern ſolche Beiſpiele, die in der Thierwelt ihre Parallelen in den wilden Pferden und Ochſen haben. Auf St. Helena ſoll die urſprüngliche Flora durch die eingewanderten fremden Gewächſe faſt ausgerottet ſein.

Was von den Pflanzen gilt, gilt auch von den Thieren. Unſere Hausthiere ſind nach allen Theilen Amerika's gebracht, dem es vor der Ankunft der Europäer gänzlich an Hausthieren fehlte, — nach Südafrika, Neuholland, Vandiemenland, Neuſeeland ꝛc., und große Umwälzungen ſowohl in der Natur, als in dem Menſchenleben ſind dadurch hervorgebracht worden. Durch die Kultur wurden dann auch viele Thierarten ausgerottet oder verdrängt, als das Elennthier, der Auerochs, der Biber in Nordeuropa, die Pelzthiere in Nordamerika, das Flußpferd und das Krokodil in Aegypten, dieſe und die Giraffe in den Kap-Kolonien, der Löwe in Griechenland, der Wolf und das wilde Schwein in Dänemark und England.

Aber nicht allein dadurch, daß der Menſch von einem Lande zum andern Pflanzen und Thiere überführte, wurden große Veränderungen zu Wege gebracht; der Menſch hat auch hervorgerufen, oder beſtimmter geſagt, die Natur gezwungen, eine bedeutende Menge neuer Geſchöpfe hervorzubringen, die früher nicht exiſtirten, und deren Zahl täglich vermehrt wird; ich denke hier an das Entſtehen der Abarten (Varietäten und Racen). Die unendlich vielen Racen von Hunden, von dem großen Fleiſcherhunde bis zu dem kleinen Bologneſer, von dem leichten, hochbeinigen Windſpiel bis zu dem kurzbeinigen, plumpen Dachshund, würden nicht exiſtiren, wenn der Menſch nicht auf den Wolf und Schakal eingewirkt hätte; ebenſowenig die vielen Pferderacen, von dem leichten, feingebauten, ſchnellfüßigen Araber bis zu dem ſchwerfälligen, elephantenfüßigen Normänniſchen

Digitized by Google

Pferde, wenn nicht der Menſch auf die wilden Pferde Einfluß gehabt hätte; wir würden, wenn die Natur ſich ſelber überlaſſen geweſen wäre, nicht die vielen Apfelarten (1400—1500) kennen, ſondern nur den wilden Apfel; nicht die vielen Kohlarten oder die tauſend Arten von Roſen, oder, wie vor ungefähr 50 Jahren, nur die einfache Georgine haben, ſtatt der 1500 gefüllten Abarten, die wir jetzt beſitzen.

Aber, ſowie der Menſch die Pflanzen und Thiere eines Landes verändert, ſo bewirkt er auch Veränderungen an dem Erdboden. Die Bearbeitung der Erde, die Reinigung von Steinen, das Abbrennen der Haide und des Waldes, der Dünger, die Ableitung und Begrenzung des Waſſers, Alles dieß muß den Erdboden weſentlich verändern

Doch nicht allein hierauf iſt die Wirkung beſchränkt, ſelbſt auf das Klima übt der Menſch ſeine Einwirkung. Die Ausrottung des Waldes hat den Einfluß auf die Feuchtigkeitsverhältniſſe, wenigſtens in den wärmeren Ländern und namentlich in Gebirgsgegenden; die Erde und die Luft unter den Bäumen wird abgekühlt, und dieſe Abkühlung veranlaßt, daß die Dünſte in der Luft ſich verdichten, als Thau und Regen herabfallen, und daß Quellen leichter entſtehen. Das Umhauen des Waldes giebt den Winden einen größeren Spielraum; das Austrocknen der Sümpfe und See'n, ſowie das Abgraben der rinnenden Gewäſſer vermindern die Ausdünſtungen und dadurch wieder etwas die Feuchtigkeit der Luft. Aber die Wärmeverhältniſſe und die Winde werden zugleich mit den Feuchtigkeitsverhältniſſen geändert.

Es iſt eine oft ausgeſprochene Behauptung, daß die Kultur oder Ziviliſation die urſprüngliche Schönheit der Natur zerſtöre, daß ſie, indem ſie allein die materiellen Vortheile beachtet, des Genuſſes der freien ungekünſtelten Natur beraubt. Dergleichen Reden tönen uns beſonders von dem mehr äſthetiſchen Theile des Volkes entgegen; namentlich ſind es der Dichter, der Landſchaftsmaler und das ſchöne Geſchlecht, welche jene Klagen führen. Die einförmigen Kornfelder oder Kartoffeläcker treten uns überall ermüdend entgegen; die natürlichen blumenreichen Wieſen ſind von Kleefeldern oder anderen künſtlichen, einförmigen Wieſen abgelöſt worden. Das Vieh darf ſich nicht länger im Freien ungehindert umhertreiben, es wird ſelbſt während des Sommers in dem Stalle zurückgehalten, oder es wird reihenweiſe auf dem Felde angebunden. Die Straßen dürfen ſich nicht krümmen und ſchlängeln und dadurch Abwechslung in die Landſchaft bringen; auf ſchnurgeraden, meilenlangen Linien werden wir vorwärts geführt, langſamer auf den Chauſſeen, ſchneller auf den Eiſenbahnen, von wo aus die Landſchaft verſchwindet, bevor das Auge ſie erfaſſen kann; ſchnurgerade Hecken, im Süden hohe Mauern, theilen das Land in viereckige Abtheilungen und beſchränken die Ausſicht; den Bäumen erlaubt man nicht, in ihrer maleriſchen Unordnung zu bleiben, in einem beſtimmten Abſtande von einander werden ſie gepflanzt oder geſäet, und noch weniger geſtattet man ihnen, ihr natürliches Alter, ihre natürliche Größe oder Schönheit

Digitized by Google

zu erreichen. Die Hirſche und Rehe werden entweder ganz und gar verdrängt oder in Thiergärten verbannt; der Geſang der Vögel verſtummt; die einzelnen Bäume auf dem Felde werden umgehauen, weil ſie dem Landmann im Wege ſtehen; der Moorgrund verſchwindet, den Bächen und rinnenden Gewäſſern werden beſtimmte Grenzen und Richtungen vorgeſchrieben, damit ſie nicht den Feldern ſchaden, oder damit ſie die Mühlen und Fabriken treiben ſollen. Die Obſtbäume werden beſchnitten, an die Mauern befeſtigt und gerankt und verlieren dadurch ihre natürliche Form u. ſ. w. Eine Menge Thiere werden in Mißgeſtalten verwandelt, um die Fleiſch- oder Fettmaſſe zu vergrößern.

Dies Alles und viel mehr gebe ich zu. Aber die Sache muß auch von der entgegengeſetzten Seite betrachtet werden.

Ich will nicht darauf aufmerkſam machen, daß die Kultur in vielerlei Weiſe die Genüſſe des menſchlichen Lebens, beſonders die geiſtigen, ſteigert, und daß dadurch der Verluſt reichlich erſetzt wird, den man am Genuſſe der Naturſchönheiten erleidet; denn dieſer Anſicht dürften wohl Alle ſein. In unſerer Zeit giebt es wohl kaum Jemanden, der die Wohlthaten der Ziviliſation gegen die Genüſſe der Naturſchönheiten vertauſchen möchte; jene Periode der Sentimentalität, in der man der Meinung war, oder ſich wenigſtens ſo ſtellte, daß das glücklichſte Leben in der wilden Natur geführt würde, iſt bereits vorbei. Auch weiß der Maler wohl, daß er ſelbſt ein Sohn der Kultur iſt, indem die wilden Völker keine Maler haben.

Dagegen will ich zu behaupten wagen, daß die Kultur, wenn ſie auch den Genuß der Schönheiten der Natur um Etwas beſchränkt, doch gerade im Ganzen in einem weit höheren Grade und auf die mannigfaltigſte Weiſe die Genüſſe der Naturſchönheiten vergrößert. So bedeutend auch der Einfluß der Menſchen auf die Natur iſt, ſo iſt er doch bei weitem nicht ſo groß. Wie groß auch die Umgeſtaltung des Erdbodens und der ihn bedeckenden Pflanzen und Thiere iſt, die Luft, die Wolken, die Sonne, den Mond und die Sterne behalten wir doch unverändert; denn wenn auch eine große Stadt oder eine Fabrik durch Steinkohlendampf in ihrem nächſten Umkreis uns dieſer Naturſchönheiten beraubt, geſchieht es in einem ſo geringen Umfange, daß wir bald darüber hinauskommen können, um ſo mehr, weil die Steinkohle ſelbſt uns behilflich iſt, uns ſchnell von den rauch- und dampfangefüllten Städten zu entfernen. Auch das Meer behalten wir, denn ſelbſt die größten eingedämmten Strecken deſſelben ſind ja nur ganz kleine Theile der großen See. Die Linien der Gebirge und Hügel und all die Abwechslung, welche dieſe Linien und das Sonnenlicht bieten, behalten wir gleichfalls. Die großen Landſee'n und die großen Flüſſe bleiben uns auch. Aber wenn das Meer, die Luft und die Umriſſe der Erdoberfläche uns bleiben, dann haben wir doch die Landſchaft in ihren Grundzügen, die durch Detail-Veränderungen nicht weſentlich geſtört werden können.

Ferner darf nicht vergeſſen werden, daß die von den Menſchen geordneten Naturgegenſtände auch ihre beſondere Schönheit beſitzen, die wir

Digitized by Google

ohne die Existenz der Kultur gar nicht kennen würden. Auch das wallende Kornfeld ist schön, und die langen Allee'n der Lombardei mit ihren von Baum zu Baum sich schlängelnden Reben sind schön; der Obstgarten, wenn er des Frühlings in voller Blüthe steht, oder im Herbste von Früchten strotzt, ist schön, eine Lindenallee, ein Bogengang von grünenden Bäumen, eine Mauer mit blühenden Rosen, ein gut angelegtes Blumenbeet ist schön.

Ferner verschafft uns die Kultur den Anblick einer unglaublichen Menge von Pflanzen, die wir sonst nie in unserer Heimath zu sehen bekommen würden. So würden wir ohne Kultur allerdings eine Buche und die Eiche vielleicht schöner als jetzt erblicken, aber wir würden nicht die Tanne, die Fichte, den Lerchenbaum, die Akazie, die Platane sehen; wir würden zwar den Weißdorn, die Haselstaude antreffen, aber nicht die blühenden Stauden und Gebüsche, die jetzt unsere Lustgärten zieren. Wir würden nicht den blühenden Pfirsich- und Aprikosenbaum, nicht ihre Früchte sehen; des ganzen großen fremden Blumenflors mit seinen Genüssen und Mannigfaltigkeiten, der Gewächshäuser, die uns einen kleinen Begriff von dem tropischen Pflanzenwachsthum geben, nicht zu gedenken.

Ferner die durch Kultur hervorgebrachte Mannigfaltigkeit, die durch Racen und Abarten entsteht. Wir müßten uns mit der einfachen wilden Rose begnügen; die Levkoje, die Georgine, die Aster und Aurikel mit ihren unzähligen Abarten würden uns unbekannt sein. Man will doch diesen Gegenständen nicht Schönheit absprechen und auch nicht behaupten, daß sie keine Naturschönheiten seien? Hier werde ich jedenfalls den Blumenmaler und die Damen auf meiner Seite haben. Ohne die Kultur würden wir auch der herrlichen Abwechslungen der Früchte, z. B. der Aepfel, entbehren, und der unbedeutende wilde Apfel des Waldes wäre die einzige Frucht dieser Art. Von den Thieren gilt Dasselbe; ein hübsches arabisches Pferd, eine der hübschen Taubenracen sind gewiß Naturschönheiten.

Und wie viele Mittel und Wege zum Genusse der Naturschönheiten bietet uns die Kultur! Mit welcher Leichtigkeit erreichen wir jetzt die Alpen und Italien! Kommen denn nicht mehr denn hundert Mal so viel Menschen nach jenen Gegenden, als vor einem halben Jahrhundert und genießen dort, was ihr Auge sonst nie erblickt haben würde? oder wie viele Menschen, selbst der ärmeren Klasse, sind jetzt im Stande, namentlich durch Eisenbahnen, den nächsten Berg, die nächste Küste ꝛc. zu besuchen! Leiden wir auch mitunter einen kleinen Abbruch in unserer nächsten Umgebung, so wird dieser uns durch das Näherrücken fremder Naturschönheiten reichlich ersetzt. Selbst dorthin, wo die Natur noch in ihrem ursprünglichen Zustande verharrt, können wir jetzt leichter reisen.

Aber noch eine wesentliche Betrachtung. Ohne Kultur ist kein oder doch nur ein höchst dunkler Sinn für die Schönheiten der Natur zugegen. Bei den wilden Völkern trifft man ihn fast gar nicht; selbst bei dem gemeinen Manne unter den zivilisirten Völkern ist er schwach; in Norwegen kann man mitunter solche Redensarten hören, als „die häßlichen

Digitized by Google

Felsen," und für manchen Schweizerbauern, dessen Besitzthum die Ansicht einer schönen Gegend bietet, ist gewiß die damit verbundene Geldeinnahme das einzige Werthvolle. Je mehr die Kultur steigt und sich verbreitet, je mehr wird auch der Sinn für das Schöne in der Natur entwickelt und der Genuß dieser Art vermehrt.

Bedenken wir demnach, daß die Kultur Naturschönheiten schafft, die früher gar nicht existirten, daß sie uns Naturschönheiten zuführt, die uns früher gänzlich unbekannt waren, und es uns erleichtert, fremde Gegenden zu besuchen und ihre uns sonst verschlossenen Naturschönheiten zu genießen, endlich, daß sie die Zahl Derer, die die Natur zu genießen vermögen, vermehrt, — dann werden wir uns gewiß über den Verlust an Naturschönheiten trösten, den sie zwar mit sich führt, der uns aber von der Kultur nicht nur vergolten, sondern auch von ihr verringert wird. Wenn erst der Sinn für die Kultur recht lebendig geworden ist, dann wird man z. B. auch die ehrwürdige Eiche in dem Kornfelde ꝛc. stehen lassen, wenn es sich auch nicht lohnt.

Man beschuldigt dann aber auch die Kultur noch auf eine andere Weise, indem man behauptet, die Kultur zehre die Erde aus, verbrauche ihre Kraft und wandle sich nach und nach in eine Wüste um; nach dieser Ansicht sind es nicht allein die Völker, welche veralten und aussterben, auch die Länder unterliegen diesem Schicksale, und breitet sich aus von Osten nach Westen, sowie die Kultur diese Richtung nimmt. Als Beispiele hierzu führt man besonders die Länder an, die der Sitz der ältesten Kultur gewesen sind: Nordindien, Persien, Assyrien, Babylonien und Mesopotamien, die alle früher fruchtbar und stark bevölkert, mit großen prachtvollen Städten übersäet gewesen sein sollen, sich jetzt hingegen zum größten Theile in unfruchtbare Wüsten verwandelt haben, man führt auch Syrien, Theile von Nordafrika, ja selbst Griechenland und Sizilien an, die bedeutend an Fruchtbarkeit gelitten und ein anderes, mehr trockenes Klima erhalten haben, und die demnach, sowie jene älteren Länder, an der Reihe sind, unterzugehen. Daher, heißt es, ist es auch eine leere Hoffnung, die Wiedergeburt Griechenlands zu erwarten, denn nicht allein, daß das Volksleben sich seinem Ende nahet, selbst das Land befindet sich in demselben Falle, und es würde deswegen, auch wenn fremde Elemente in das Volk hineingebracht würden, doch nicht zu retten sein.

Es ist zwar nicht in Abrede zu stellen, daß ein Theil jener kultivirten Länder des Alterthums jetzt öde ist, aber es darf auch nicht außer Acht gelassen werden, daß jene Länder sich in dem sogenannten regenlosen Gürtel oder doch in dessen Nähe befinden: Nordafrika zwischen 15. bis 30. Grad (Sahara, Nubien, Oberägypten), ferner Arabien, der niedere Theil von den Ländern des Euphrat und Tigris, das südliche und besonders östliche Persien und nordwestliche Indien. In allen diesen Ländern fehlt es an Regen, oder er trifft so selten und so zufällig ein, daß kein Landbau auf ihnen basirt werden kann, welcher nur dann stattfinden kann, wenn entweder ein großer Fluß, z. B. der Nil, zu einer gewissen Zei-

Digitized by Google

das Land überschwemmt, oder wenn man durch Kanäle die kleineren Gewässer vertheilt, oder aus ihnen das Wasser herauspumpt und so die Erde tränkt. Aber wenn unter solchen Verhältnissen die Bevölkerung durch Krieg, Völkerwanderungen, Rückgang in intellektueller Hinsicht sich vermindert und auf einen niederen Standpunkt herabsinkt, dann werden auch jene und andere Veranstaltungen, die ganz nothwendige Bedingungen für den Landbau jener Länder und — gerade Kinder der Kultur sind, versäumt. Daß der Grund zum Verfalle jener Länder hierin, und nicht in klimatischen Veränderungen zu suchen sei, ergiebt sich schon daraus, daß der gänzliche Mangel an Regen jener Gegenden auf allgemeinen, nicht zu ändernden Naturgesetzen beruht. Die Regenlosigkeit liegt nämlich darin, daß die innerhalb der Wendekreise emporsteigende heiße Luft ein Zuströmen außerhalb den Wendekreisen in den am nächsten liegenden Gegenden, also in unserer Halbkugel von nördlichen Winden veranlaßt, welche, weil sie aus kälteren Gegenden und aus dem großen trocknen Hochasien kommen, nur trockene Luft bringen können. Aber es wird auch durch historische Zeugnisse dargelegt. Herodot sagt ausdrücklich, daß dem Nil kein Regen zufließe, und erklärt hieraus das Wunder, daß der Wasserstand des Flusses im Winter, während dem alle andern Mittelmeerflüsse am reichsten an Wasser sind, sich so niedrig hält; er sagt ferner, daß es als ein Wunder angesehen wurde, als es einmal in Oberägypten regnete. Und so ist es noch heutzutage; in Niederägypten fällt der Regen nur sparsam, in Oberägypten, sowie in Nubien, regnet es so gut wie nie. Ebenso beweisen viele Stellen der Alten, daß Persien, Babylonien, Assyrien, Syrien auch im Alterthume trockne Länder waren, die eine künstliche Bewässerung zum Baue ihrer Aecker und Gärten erforderten, oder wo selbst der Thau den Mangel an Regen ersetzen mußte. Auch wird, was Griechenland betrifft, der dort herrschenden nördlichen und nordöstlichen Winde, die damals gewiß nicht trockener als jetzt gewesen, Erwähnung gethan. Daß die Vegetation in Aegypten, Syrien, Palästina und den Ländern des Mittelmeeres überhaupt im Alterthume wesentlich dieselbe gewesen sei, als jetzt, ist schon längst bewiesen. Wenn es auch zugegeben werden muß, daß die Ausrottung der Wälder einen schädlichen Einfluß auf die Feuchtigkeitsverhältnisse ausübt, so möge man bedenken, daß die Ausdünstung des Meeres, sowie die südlichen und südwestlichen Winde (der wiederkehrende Passat) in Europa die Hauptmassen der Wolken und des Regens liefern. Im südlichen Frankreich giebt es Gegenden, wo nach Beobachtungen die Regenmenge im Zunehmen ist, während die Wälder bedeutend verringert wurden; die Lombardei bietet ähnliche Verhältnisse.

Daß ein Land, nachdem die Kultur während Jahrtausenden in ihm eine Heimath gehabt hat, noch immer fruchtbar sein kann, dafür liefert China den Beweis. Auch in Toskana, Lukka und der Lombardei ist die Kultur sehr alt, und diese Länder gehören doch den fruchtbarsten an, die man kennt; während des Mittelalters war die Kultur dieser Länder durch die Einwanderungen roher Völker sehr zurückgedrängt worden; sie hat sich

Digitized by Google

ſpäter zu der jetzigen hohen Stufe gehoben. Sizilien, früher die Kornkammer Italiens, produzirt jetzt freilich viel weniger, viele Strecken Landes liegen öde, aber dieſes iſt nicht dem Klima, ſondern den Fehlern der ſozialen Verhältniſſe zuzuſchreiben; mehrere Gegenden, z. B. die am Fuße des Aetna, gehören zu den fruchtbarſten und meiſtbevölkerten. Wenn die ſozialen Verhältniſſe Algeriens ſich ordnen laſſen, wird die Fruchtbarkeit dort gewiß nicht unter der des Alterthums zu ſtehen kommen.

Es iſt ferner leicht zu zeigen, wie die Kultur in vielen Beziehungen gerade die Produktion der Länder vermehrt. In den tropiſchen und ſubtropiſchen Ländern vertreibt das Umhauen der Wälder und das Austrocknen der Moräſte und Sümpfe die ungeſunde Luft und die daraus entſpringenden Krankheiten. Verliert man einerſeits an Waſſer, dann lernt man andrerſeits durch die Kultur es beſſer aufzubewahren und es auf eine zweckmäßigere Weiſe zu benutzen. Die durch frühere Unvorſichtigkeit zerſtörten Wälder erſetzt man theilweiſe durch neue Anpflanzungen, theils durch eine beſſere Sorge für die verſchonten. Verliert die Erde an nährenden Stoffen, ſo lernt man ſie durch das Zuthun von neuen, ſowie durch einen zweckmäßigeren Wechſel in dem Landbau u. ſ. w. erſetzen.

Und ſomit glaube ich, daß die Furcht, die Länder möchten durch die Kultur allmählig ihrem Untergange entgegengehen, ohne Grund iſt, und daß die Kultur in dieſer wie in allen Richtungen veredelnd wirkt; daß ſie in jedem Falle das Ungemach, das ſie in ihrem Gefolge hat, reichlich erſetzt.

4. Ueber die Verbreitung des organiſchen Lebens auf der Erde. *)

Die Natur ſorgt in manchen Fällen durch eine äußere Thätigkeit für die Verbreitung des organiſchen Lebens. Die Elſter auf Zeylon, die Tauben auf der Banda ſind die angeſtellten Säemänner des Zimmetbaums und der Muskatnuß. In jedem Sonnenſtrahl ſehen wir die Luft erfüllt mit kleinen Körperchen, die ein künftiges Leben einſchließen. Die Winde jagen Staubwolken auf, in welchen Keime und ganze mikroſkopiſche Organismen in zahlloſer Menge über Meere und Welttheile weggetragen werden. Staub, der in Lyon niederfiel, beſtand aus afrikaniſchen Infuſorien. Auf den Dächern und Thürmen Berlins werden Bazillarien gefunden, von denen Ehrenberg glaubt, daß ſie ſüdamerikaniſchen Urſprungs und von den Paſſaten dahin geführt ſeien. Eine ſchon dem Ariſtoteles bekannte, aber erſt von uns verſtandene Erſcheinung iſt das Rothwerden des Schnees in den Alpen, wie in den Polargegenden. Die rothe Farbe entſteht plötzlich,

*) Vergl. Deutſche Vierteljahrsſchrift. 1854. 1.

Digitized by Google

die Alpenſpitzen beleben ſich durch eine rothe, einzellige Alge; dabei findet ſich ein Räderthierchen, das ſie frißt. Kapitän Roß ſah beim Kap York 600 Fuß hohe, etwa acht Meilen lang ſich hinziehende Klippen roth gefärbt, die Karminklippen; an vielen Stellen war der Schnee 10 bis 12 Fuß tief von rother Farbe. Die Polarreiſenden beſchreiben auch grünen Schnee. Im menſchlichen Magen wird ein Pilz gefunden, die Sarzine, die ſonſt nicht vorkommt; auf der Haut der Kinder bilden Pilze dicke Ausſchlagskruſten, in den Lungen der Thiere werden ſie gefunden, oder wo ſonſt gährende Stoffe hingelangen. In der Mundhöhle, an den Zähnen der reinlichſten Menſchen bleiben kleine Speiſereſte, in welchen Schimmelfäden und Vibrionen ſich entwickeln.

Noch bedeutender wird die Betrachtung, wenn wir die organiſche Welt in der Abhängigkeit von ihren Lebensbedingungen anſchauen. Als erſter Faktor tritt hier die Wärme auf, welche den Stoffwechſel beſchleunigt. Dieſer Thätigkeit verdankt die tropiſche Natur ihre Fülle. An den Ufern des Magdalenenfluſſes ziehen ſich die indianiſchen Knaben in ihren Spielen die großen Blumen einer rankenden Ariſtolochia über den Scheitel, und in den Blüthenſcheiden der Maximiliana Regia Braſiliens, die 6 Fuß lang ſind, rudern die Eingebornen über den Fluß; ein Blatt der 200 Fuß hohen Talipotpalme Zeylons wird 18 Fuß lang und beſchattet zwanzig Menſchen. Und welch' eine Ueppigkeit des Wachsthums beſitzen die ſüdlichen Pflanzen! Selbſt in unſern Treibhäuſern wächſt das Bambusrohr einen halben Zoll in der Stunde; die Aloë treibt in einigen Monaten den 20 bis 30 Fuß hohen Blüthenſchaft. Was ſich in den Erdgürteln auf weite Entfernungen nach einander folgt, das kann man über einander antreffen, wenn man in den Aequinoktialgegenden hohe Gebirge beſteigt. In den Andes, am Pik von Teneriffa liegen die Klimate aller Zonen über einander. In dem heißen Gürtel wachſen die Palmen und Bananen, dieſen folgen Farren und Feigen, dann Myrten und Lorbeer, dann immergrüne Laubhölzer, europäiſche Laubhölzer, Nadelhölzer, Alpenroſen, Alpenkräuter, endlich nur noch Mooſe und Flechten. Die Grenze des ewigen Schnees, die in den Alpen bei 8500 Fuß, am Nordkap ſchon bei 2200 Fuß, am nördlichen Abhang des Himalaya erſt bei 18,700 Fuß Höhe ſich findet, iſt noch nicht die Grenze des organiſchen Lebens.

Die zweite erzeugende Kraft der Organismen iſt das Licht. In den Tropen iſt ſelbſt der Boden des Urwaldes zuweilen mit kleineren Pflanzen bedeckt. Im nördlichen Deutſchland pflanzt man ſchon auf den Feldern keine Obſtbäume mehr, weil deren Schatten das Reifen des Getreides hindert, aber im hohen Norden reift wegen der größern Tageslänge das Sommergetreide in neun Wochen, während es bei uns von der Ausſaat bis zur Ernte drei bis vier Monate nöthig hat. Umgekehrt ſind die Organismen wieder fähig, Licht und Wärme zu entwickeln. Die Leuchtkäfer Braſiliens durchſchwärmen die Nächte als ein lebendiges Feuerwerk, während der Schlag jeder Meereswelle die Quallen und Strahlenthiere zum Ausſprühen eines bald grünen, bald blauen, bald röthlichen Lichts reizt. Auch an den

Digitized by

Pflanzen laſſen ſich ähnliche Aeußerungen wahrnehmen. In der Blume der Viktoria Regia ſteigt die Wärme um 5 bis 6 Grad, in den Blüthenkolben der Aroideen ſelbſt bis zu 25 Grad R. über die der Umgebung; einen Lichtſchein aber verbreiten die Blumen der Kalendula und des Tropäolum, die Rhizomorphen und einige Pilze.

Alle organiſchen Gewebe enthalten Waſſer, und zwar durchſchnittlich, wie der menſchliche Körper, 80 Proz. Waſſer alſo iſt der hauptſächlichſte plaſtiſche Beſtandtheil der Organismen, und deshalb iſt die Thatſache ſo wichtig, daß in den Tropen jährlich 100 bis 130, bei uns in Deutſchland nur 20 bis 24 Zoll Waſſer fällt. Das Waſſer ſelbſt hat ſeine eigene organiſche Welt, es hat ſeine Wieſen und ſeine Gebüſche, wie die berühmten, ſchon den karthagiſchen Entdeckern bekannten Sargaſſomeere weſtlich von den Azoren. In ſüdlichen Meeren zeigt ſich dem Taucher oft die üppigſte Fülle des Wachsthums; einem Urwald gleich drängt ſich Pflanze an Pflanze. Der Boden iſt mit einem grünen Sammetteppich überzogen, auf dem der Meerſalat ſein breites Laub entfaltet; dazwiſchen prangen mächtige Blätter in Roſenroth und Scharlach; mannigfache Tangarten bekleiden die Klippen mit dunkler Olivenfarbe, zwiſchen denen die prachtvolle Meerroſe mit ihrem zarten Farbenſpiel ſich zeigt; gelb, grün und roth ſchillernd, bilden andere, bald als Rieſenfächer ſich ausbreitend, bald mit ſeltſam netzförmig durchbrochenen langen und breiten Blättern im Strom ſchwankend, die Büſche des Waldes, als deſſen Bäume die oft 30 Fuß langen wallenden Laminarien erſcheinen. Nicht geringere Reize entfaltet die ſubmarine Fauna. Es ſind die vielgeſtalteten Korallenthiere, die, von der zierlichſten Zeichnung, bald laub- oder becherförmig ausgebreitet, bald vielfach verzweigt oder baumartig veräſtelt, einem elfenbeinernen Schnitzwerk gleichen. Entfalten ſie ihre zarten Glieder, ſo erſcheinen ſie brennendroth oder ſmaragdgrün, gelb oder vom dunkelſten Blau. Die prächtigen Farben dieſer blumenförmigen Thiere erinnern, wie Ehrenberg ſagt, an den Tulpenflor der aſiatiſchen Kirgiſenſteppen; zwiſchen denſelben ſpielen, wie Vögel zwiſchen den Zweigen der Bäume, in Gold und Silber, in Purpur und Azur gekleidete Fiſchchen über bunten Rieſenmuſcheln und gewimperten Porzellanſchnecken. Wie an den Gebirgsterraſſen der Tropen, höher aufſteigend, mit der Wärme die Kraft der Vegetation abnimmt, ſo zeigt ſich in der Tiefe des Meeres mit der Abnahme des eindringenden Lichtes eine andere Erſcheinung. Im griechiſchen Archipel fand Forbes tiefer als 600 Fuß keine Pflanze, tiefer als 1500 Fuß kein Thier mehr; der Lichtmangel, der zunehmende Salzgehalt und Druck der Waſſerſchichten wird hier ein Hinderniß des organiſchen Lebens. Es iſt eine ſchöne Beobachtung, daß in den verſchiedenen Meerestiefen verſchiedene Farben der Pflanzen und Thiere vorherrſchen, entſprechend der Farbenbrechung, womit der Lichtſtrahl in die Tiefen dringt. In den obern Schichten zeigt ſich der bunteſte Farbenſchmuck, unter denſelben herrſchen Grün und Blau, tiefer Roth und Gelb vor, in der dunkeln Tiefe ſind die Thiere faſt farblos.

Der Luftdruck, der z. B. mit 30,000 Pfund auf dem menſchlichen

Digitized by Google

Körper laſtet, iſt eine unentbehrliche Bedingung des organiſchen Lebens. Mit dem Aufhören ſeiner Wirkungen hört das Leben ſelbſt auf; eine geringe Abnahme des Druckes zeigt ſich aber ſchon in der Mattigkeit der Glieder. Wir bewundern deshalb den Kondor, der ſich über die höchſten Spitzen der Andeskette bis zu 20,000 Fuß Höhe erhebt und, von hohen Bergen aus geſehen, noch als ein ſchwarzer Punkt in den Lüften ſchwebt. Katzen und Hunde bleiben in den Andes in mehr als 12,000 Fuß Höhe nicht am Leben; vergeblich hat man ſich bemüht, ſie in der 13,228 Fuß hoch liegenden Stadt Cerro de Pasko zu erhalten; dahin gebracht, ſterben ſie unter Krämpfen. Jagdhunde der beſten engliſchen Race konnten in Mexiko in 9000 Fuß Höhe nicht jagen, erſt ihre Nachkommen hatten ſich an die Luft gewöhnt. Der Menſch zeigt eine größere Biegſamkeit der Natur, die unter allen Geſchöpfen ihn allein befähigt, ſich über die ganze Erde zu verbreiten. Auf den Andesketten liegen Dörfer der Peruaner in 13,500 Fuß Höhe, auf dem Himalaya liegt eines 14,700 Fuß hoch, deſſen Ziegen die feinſte Wolle liefern. In den Städten Bogota, Potoſi, von denen dieſe 13,000 Fuß hoch, alſo faſt in der Höhe des Montblank liegt, tanzt man ſo lebhaft, als irgendwo in Europa.

Das organiſche Leben hat auch ſeine Geſchichte. Der Geolog hat ſich eine eigene Chronologie gebildet, er rechnet nach Zollen der Kohlenlager wie nach Jahrtauſenden. Aber ſelbſt das organiſche Leben, welches in die hiſtoriſche Zeit fällt, iſt großen Wechſeln ausgeſetzt. Das Lama und der Brodfruchtbaum, ſowie das indiſche Zuckerrohr, werden nicht mehr wild gefunden, ſie leben nur noch im Dienſt des Menſchen. Ueberall verdrängt das Saatkorn die einheimiſchen Pflanzen des Bodens, das Hausthier die freien Bewohner des Waldes. Was hier menſchliche Kultur zerſtört, das hat ſie reichlich in anderer Art durch Verbreitung von Organismen erſetzt, namentlich in dem an animaliſchem Leben einſt ſo armen Amerika.

In unglaublicher Menge haben ſich auf den Grasfluren Südamerika's die dort eingeführten und verwilderten Thiere vermehrt In den Pampas von Buenos Ayres ſchätzt man 3 Mill. Pferde und 12 Mill. Rinder; dieſe haben das Guanako, den Hirſch und Strauß verdrängt, wie die über Hunderte von Quadratmeilen verbreitete Kardendiſtel die einheimiſche Pflanzenwelt. Die Kaffeeſtaude und das Zuckerrohr, Farbhölzer und Gewürze aus dem fernen Oſten haben in dem fernen Weſten ein neues Vaterland gefunden. Wir haben aus dem neuen Welttheil Kartoffeln, Mais und Tabak gegen Korn und Weizen eingetauſcht; aber auch der Brodfruchtbaum und das ergiebige Zuckerrohr der Südſee-Inſeln, wie der Piſang Aſiens, ſind nach Amerika gewandert. Die Baumwollenſtaude aus Oſtindien giebt jetzt in Weſtindien und Braſilien, in Aegypten und Algier, an der afrikaniſchen Goldküſte, in China und Auſtralien reiche Ernten. Der Weinſtock, der in Kleinaſien und am Kaſpiſchen Meere wild wächſt, wurde ſchon von den Phöniziern nach Süd-Frankreich, von den römiſchen Kaiſern an die Donau und den Rhein gebracht; im vierten Jahrhundert

Digitized by Google

beſang Auſonius die rebenumkränzten Ufer und Höhen der Moſel. Jetzt reifen griechiſche Reben in Frankreich, rheiniſche am Kap der guten Hoffnung.

Furchtbar bleibt indeſſen immer die Vernichtung, welche der Menſch beſtändig im Thierreich anſtellt, ſo daß ganze Arten nach und nach vom Erdboden verſchwinden. Man ſchätzt die Zahl der Häringe, die allein von Holland aus jährlich gefangen werden, auf 2000 Millionen, und es wird keine Abnahme derſelbe verſpürt. An den Küſten von Neufundland werden gegen 400,000 Seehunde jährlich getödtet, in Norwegen 20,000 Haifiſche, im Südmeer des Reynold 10,000 Wale. Doch iſt die unausgeſetzte Verfolgung des Menſchen den meiſten Thieren, zumal den größeren, verderblich; ihre Zahl vermindert ſich; der Untergang, der einige ſchon betroffen hat, ſteht andern bevor. Ein in der Behringsſtraße ſonſt häufiger Wal, die Stellerſche Seekuh, iſt ſeit 1768 nicht mehr geſehen worden; die letzte Dronte, eine große Taubenart, wurde 1598 auf Isle de France angetroffen; die großen ſtraußartigen Vögel in Neuſeeland, der Rieſenhirſch Irlands, der deutſche Wiſent und Schelch ſind verſchwunden. Am Ende des 17. Jahrhunderts wurde in Sachſen der letzte Bär geſchoſſen, ein Wild, das nur noch in den Alpen jagdbar geblieben iſt. Die Büffel, die auf den Savannen von Illinois weideten, ſind mit den Indianern über das große Waſſer des Miſſiſſippi bis an die Felſengebirge zurückgewichen; auch die Arkanſas haben ſie ſchon verlaſſen. Auf den Grasfluren von Mexiko bis zum Winnipegſee hin ſchweiften vor zehn Jahren noch 300,000 Indianer, die nur vom Fleiſch der Büffel leben. Welche Zahl dieſer Thiere jährlich getödtet wird, mag man daraus abnehmen, daß oft 10- bis 12,000 Büffelzungen in einem Boot zu Markt gebracht werden. Wenn aber der Menſch Alles weit und breit um ſich her tödtet, ſagt Oken treffend, ſo vermehrt ſich dafür ſeine eigene Bevölkerung, und das Fleiſch, welches die Natur im Wild gewogen hatte, geht nun in menſchlicher Geſtalt umher.

Zu berichtigen

Im Band II. Seite 65 Zeile 4 v. u. damit ſtatt darum.
" 72 " 10 v. u. linienartig.
Im Band III. " 223 " 19 v. u. Wallenſee's ſtatt Bodenſee's.

Druck der Hofbuchdruckerei (H. A. Pierer) in Altenburg.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Charakterbilder

deutschen

Landes und Lebens

für

Schule und Haus,

bearbeitet und gruppirt

von

A. W. Grube.

Fünfte Auflage.

Mit einer Ansicht des Doms von Köln.

Leipzig:
Friedrich Brandstetter.
1864.

Digitized by Google

Digitized by Google

Vorwort.

Die Herausgabe dieses Bandes „deutscher Charakterbilder" ist von so vielen und achtbaren Seiten her gewünscht worden, daß ich nicht länger damit zögern mochte, sondern frisch Hand an's Werk legte. Zwar enthält bereits die fünfte Auflage der „geographischen Charakterbilder" einen nicht unbedeutenden Theil von Schilderungen deutschen Landes und Lebens, aber doch nur so viel, als sich mit der Anlage und Oekonomie des ursprünglich auf zwei nicht allzustarke Bände berechneten Werkes vertrug, und nicht so viel, als das Bedürfniß der Schule forderte. So bietet sich denn nun dieses Buch einerseits als Ergänzungstheil des Hauptwerkes, andererseits aber auch als ein selbstständiges Ganzes dar, das dem Unterricht in der Vaterlandskunde, ich möchte hinzufügen der patriotischen Seite des geographischen Unterrichts, ausschließlich Rechnung tragen will. Möge es denn von den Freunden einer tüchtigen geographischen Lektüre, insbesondere aber von der Lehrerwelt eben so willkommen geheißen werden, wie seine Vorgänger! An Mühe und Sorgfalt, das darf ich wohl sagen, hab' ich's auch bei der Auswahl und Bearbeitung dieser vaterländischen Schilderungen nicht fehlen lassen, obwohl die Schwierigkeit in Herbeischaffung passenden Materials

Digitized by

bei Weitem größer war, als bei den Geographiſchen Charakterbildern, für die ſich eine viel reichere Literatur öffnete. Es mußte dem Herausgeber nicht allein darum zu thun ſein, Gediegenes zu bieten, ſondern auch dieſes in entſprechender Fülle und Allſeitigkeit, wobei namentlich auf Parallelen (für ein vergleichendes, zur Beobachtung führendes Anſchauen ſo wichtig!) Bedacht genommen werden konnte; ferner mußte das Geographiſche überall ethnographiſch werthvoll ſein, und dabei wiederum jedes einzelne Bild ein abgerundetes Ganzes bilden, der Art, daß die Anſchauung des Leſenden und Lernenden ſich darin vertiefen kann. Endlich durfte die Charakteriſtik der deutſchen Volksſtämme nirgends zum ſtolzen Ueberheben des einen über den andern führen, nicht in eine negative Kritik ausarten, ſondern ſie mußte auf Liebe und Anerkennung beruhen, ohne der Wahrheit Abbruch zu thun.

Wo es anging, habe ich den Wortlaut des Originals unangetaſtet gelaſſen, übrigens jedoch das pädagogiſche Intereſſe dem äſthetiſchen keineswegs untergeordnet, und an vielen Orten die Bearbeitung nicht geſcheuet. Daß ich in der Darſtellung der verſchiedenen Seiten des deutſchen Volks- und der verſchiedenen Richtungen des deutſchen Kulturlebens die ſoziale Seite nicht vernachläſſigt habe, bedarf jetzt wohl keiner Entſchuldigung mehr. Auch der Unterricht ſollte ſie mehr berückſichtigen, als bisher geſchehen iſt. Die eindringliche Schilderung einer weſtphäliſchen Bauernſchaft oder einer Stadt wie Königsberg iſt jedenfalls mehr werth, als das Auswendiglernen und Herbeten der preußiſchen Provinzen und Regierungsbezirke, Städte- und anderer Namen, die bloße Namen bleiben; und wenn der Schüler keine Anſchauung einer Leipziger Meſſe bekommt, mag man ihm Leipzig lieber gar nicht nennen, denn daß Leipzig ſo und ſo viel Einwohner hat, am Zuſammenfluß der Elſter, Pleiße und Parthe in einer großen

Digitized by Google

Ebene liegt, ist an sich ganz gleichgültig, und daß die große Schlacht in der Leipziger Ebene geschlagen wurde, bekommt er im Geschichtsunterricht zu hören.

Die Anschauung vom Grund und Boden, auf welchem das Menschenleben erwächst, soll nicht zurückgeschoben werden — es ist dies vielmehr die Basis, von welcher ausgegangen wird; aber bloße Landschaftsbilder sind etwas sehr Abstraktes und Todtes, wenn wir vergessen oder es nicht verstehen, sie um den Menschen als ihren lebendigen Mittelpunkt zu gruppiren und sie mit der Schilderung des Menschenlebens in lebendige Wechselwirkung zu setzen. Durch die Anschauung des Menschenlebens wird dem Schüler die Gegend und das Land zugleich verständlich und interessant. Der Mensch bleibt dem Menschen überall das Wichtigste und soll auch für den geographischen Unterricht den Endzweck bilden. Vor Allem gilt dies von der Kunde des Vaterlandes, und nur dann, wenn der ausgesprochenen Forderung Genüge geschieht, wird der Unterricht in der vaterländischen Geographie auch den ethischen Zweck nicht verfehlen, mit der Kenntniß Deutschlands auch die Liebe zum großen, schönen Vaterlande in's Herz zu pflanzen, und das begeisternde Gefühl kräftig erblühen zu lassen, daß Oesterreicher und Preußen, Bayern und Schwaben, Sachsen und Thüringer Glieder Eines Leibes und Kinder Eines Blutes sind, verschiedene Zimmer bewohnend des Einen herrlichen Hauses.

Hard am Bodensee, am 17. August 1854.

A. W. Grube.

Digitized by

Vorwort zur zweiten Auflage.

Da in der kurzen Zeit von vier Wochen die erste Auflage fast vergriffen wurde, blieb dem Verfasser keine Muße, Veränderungen vorzunehmen, und es erscheint die zweite Auflage als unveränderter Abdruck.

Hard, am 1. November 1854.

A. W. Grube.

Vorwort zur dritten Auflage.

Diese neue Auflage ist sorgfältig durchgesehen und durch manche neue Artikel bereichert worden; um dem Neuen Raum zu schaffen, ward aber auch entbehrlich scheinendes Aeltere gestrichen, unbeschadet der Abrundung des Ganzen. Möge dann das Werk fortfahren, belebend und befruchtend dem geographischen Unterricht auf höherer Stufe zu Hülfe zu kommen, und in der Hand des geschickten Lehrers dem Zwecke zu entsprechen, zu welchem es abgefaßt ward.

Hard, bei Bregenz.

A. W. Grube.

Digitized by Google

Vorwort zur vierten Auflage.

Die deutschen Charakterbilder sind in der vorliegenden neuen Auflage sorgfältig durchgesehen, im Uebrigen aber nicht verändert worden. Die wenigen, unten angegebenen Druckfehler wolle man nachsichtig entschuldigen und corrigiren.

Hard, Ende August 1860.

A. W. Grube.

Vorwort zur fünften Auflage.

Indem Veraltetes gestrichen wurde, konnten drei neue Aufsätze mitgetheilt werden. Auf korrekte Darstellung des Ganzen ward große Sorgfalt verwendet.

Hard, im Herbst 1863.

A. W. Grube.

Digitized by Google

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Einleitung. Deutschland das Land der Mitte XIII

Erster Abschnitt.

1. Königsberg. Lage 1
   Ein Morgengang am Bohlenwerk 3
   Land- und Strandleben 8
   Pregelschlittenfahrt 10
2. Küsten- und Seeleben in Mecklenburg 11

Zweiter Abschnitt.

1. Oldenburger Land und Leute. 1. Geest, Marsch und Moor . . 21
   2. Der oldenburger Bauer 26
   3. Das Plattdeutsch 34
   4. Blumenliebe 36
   5. Witz 37
   6. Lustbarkeiten 38
   7. Singen und Fluchen 40
2. Insel Rügen 41
3. Das Fehn 52
4. Ein norddeutsches Erntefest 57
5. Westphälische und pommer'sche Bauernschaft 62
   a) Streifzüge durch Westphalen . . . . . —
   b) Das soziale Leben der westphälischen Bauerschaft . . . 66
   c) Pommer'sche Dörfer 73
6. Die Mark Brandenburg als Kulturland 81

Dritter Abschnitt.

1. Der Harz 86
   Eine Grubenfahrt zu Clausthal 99

Digitized by Google

Seite

2. Das Rieſengebirge 105
Das Knieholz im Rieſengebirge 111
Die „Bauden" im Rieſengebirge 113
Der Wieſenbau 115
Spinner und Weber 118
3. Aus dem Böhmerwald 121
1. Der Urwald 122
2. Das Holz und ſeine Verwendung 128
3. Filze und Auen 132
4. Aus dem Schwarzwald. 1. Die Uhrenfabrikation 136
2. Brennende Berge und ſtürzende Flüſſe 138

Vierter Abſchnitt.

1. Die Elbe 141
2. Hamburg. Der Hafen 160
Mäkler 161
Die Börſe 162
Der Rheder 163
Charakteriſtiſches der Lage 164
Charakteriſtiſches der Bewohner 167
Das Waiſengrün 168
Hamburgs Kinderjahre 169
3. Bremerhaven. Ein deutſches Hafenbild 172
4. Leipzig 180

Fünfter Abſchnitt.

1. Thüringen 192
Volksfeſte 197
2. Kurheſſen 198
3. Schwaben 201
4. Das würtemberg'ſche Neckarland 204

Sechſter Abſchnitt.

1. Der Rhein 208
Bilder aus dem Rheinthal 218
Bacharach 221
2. Der Bodenſee 223
3. Das Moſelthal 235
4. Aus der Pfalz 248
5. Köln. 1. Der Kölner Dom 254
2. Das Kölner Henneschen 263
3. Der Kölner Karneval 266

Digitized by Google

Siebenter Abschnitt.

		Seite
1.	Die bayerſche Hochebene	271
2.	München. Der Münchner und ſein Bier	284
	Die Kunſt in München	287
	Der neue Königsbau	288
	Volksfeſte	291
	Die Walhalla bei Regensburg	294
	Parallele zwiſchen der Gegend von München und Berlin	296
3.	Nürnberg. Die Stadt	298
	Ein Blick auf die Entwickelung von Nürnbergs Kunſt- und Gewerbsleben	308

Achter Abschnitt.

1.	Aus dem bayerſchen Hochlande. Eine Fahrt auf dem Königsſee	317
	Das Paſſionsſpiel im Ammergau	318
2.	Das Haberfeldtreiben im bayerſchen Oberlande	327
3.	Aus dem Salzkammergut, Steiermark, Tyrol	331
	Die Ramsauer Hochebene im ſteierſchen Hochlande	—
	Die Katzenburg	335
	Die Waldhornalp	336
	Alpwirthſchaft am Schwarzenſee	—
	Der Holzknecht	338
	Der ſteierſche Tanz	339
	Eine Fahrt in den Dürrenberg bei Hallein	341
	Die Zillerthaler in Tyrol	344
	Frohnleichnam in Meran	350
4.	Der Menſch in den deutſchen Alpen	354

Neunter Abschnitt.

1.	Die Donau. Weltſtellung der Donau	367
	Die Donauvölker	373
2.	Wien. Von der Spitze des St. Stephansthurmes	377
	Der Prater	388
	Charakterzüge des Wieners	395

Digitized by Google

Einleitung.

Deutschland das Land der Mitte. *)

Wir Deutschen können unser Vaterland das Land der europäischen Mitte nennen mit viel größerem Recht, als die Chinesen das ihre in Bezug auf Asien. Welches Lebensverhältniß wir auch immer nehmen mögen, in Deutschland gleicht sich Alles aus, und seien es politische und moralische, oder physikalische und kosmische Extreme, in unserm Vaterlande finden wir das Centrum aller europäischen Linien.

Wir Deutschen bewohnen den mittlern Hauptkörper Europa's, an den sich seine Glieder nach allen Seiten hinaus erstrecken. Von Deutschland geht es nach Italien hinaus zu den heißen Gebieten der südlichen Zonen, und ihnen gegenüber rühmen wir, wenn wir auch ihres schönen Himmels entbehren, die größere Frische und Kühle unserer Wälder und Quellen. Nach Norden in die Nachbarschaft der Polargegenden bauen sich Rußland und Skandinavien hinaus, und wenn sie dort im Winter frieren und Baumstämme gegen die grimmige Kälte in ihren Oefen verlodern lassen, so erscheinen wir ihnen gegenüber als Südländer, spalten unser Holz in kleine, zierliche Stückchen und preisen es, daß wir den Frühling vier Wochen früher haben.

Alle Naturformen Europa's finden sich in Deutschland zusammen; wir haben eine wahrhaft griechische Mannigfaltigkeit; wir haben die Plateaubildung Spaniens und die sarmatische Tiefebene; wir haben den eigenthümlichen Wechsel zwischen Bergland und Ebene der britischen Inseln und die Hochgebirgsform Skandinaviens. Dabei ist Deutschland waldreicher, als die drei Südländer Europa's, wo der Wanderer nur zu oft über nackte Höhen und baumlose Landschaften klagt. Haben wir auch keine Pomeranzenhaine und Olivenwälder (welche letztere überdies fahl aussehen)

*) Vgl. J. G. Kohl, Reisen in Steiermark, die Einl., und Th. Schacht, Lehrb. der Geographie, 2. Aufl. S. 389.

Digitized by Google

und keine Baumarten mit immergrünem Laub: so prangen dafür unsere Wälder mit herrlichen Eichen und Buchen, die nirgends schöner sind als bei uns, und zwar am stattlichsten im Norden (Mecklenburg, Holstein, Insel Rügen), so daß die Dichter nicht ohne Grund das Haupt der Germania mit Eichenlaub bekränzen. Tannen- und Fichtenwälder überziehen die höheren Berge; Linden, Ulmen, wilde Kastanien, Eschen, Akazien und Pappeln verschönern selbst im nördlichen Flachlande die Kirchhöfe, Dorfplätze und Straßen. Sümpfe, deren es in der Urzeit zwischen den Waldungen viele gab, sind größtentheils verschwunden, und nur wenige Gegenden durch Moräste ungesund, nirgends in solchem Maße, wie die pontinischen Sümpfe und Maremmen Italiens. Die Haiden und Moore des nördlichen Deutschlands sind reizlos, aber bei Weitem nicht so trübselig als die Sandflächen südlich von Bordeaux in Frankreich, und hält man Abrechnung, so ist unser deutsches Vaterland bei Weitem schöner als Frankreich. Die Seine läßt sich weder an Wasserfülle, noch an Herrlichkeit der nächsten Gegenden mit der Elbe vergleichen, nirgends bieten ihre Ufer solche Landschaften, wie die der Elbe bei Dresden. Schon daraus, daß sich in Deutschland viel mehr Gebirge verzweigen, als in dem größtentheils flachern Frankreich, kann man schließen, wie viel mannigfaltiger und reizender die Natur der Landschaften in Deutschland sein muß. An der Rhone ist's schön, namentlich bei Lyon, doch nicht reizender als im österreichischen Donauthale, und weder Rhone, noch Loire dürfen sich mit dem Rheinstrom messen, dessen prachtvolle Ufer mit Weinhügeln, Bergen, Städten und Burgruinen von den Reisenden aller Völker Europa's gern besucht und hoch gepriesen werden.

Freilich wendet der unwissende Provençale und der Italiener sein Angesicht hinweg von unserm theuern Vaterlande, und schilt es nebelicht und feucht, — und der vorurtheilsvolle Spanier meint gar, nur in Frankreich könne er es noch allenfalls aushalten; was jenseits liege, sei Alles ein nordisches Land ohne Sonne und Sterne. Mit Recht aber können wir diese Leute auf England verweisen, zu dessen Nebeln sich die unserigen verhalten wie zarte Schleier zu Sackleinwand, — mit Gleichmuth hüllen wir uns eine Zeit lang in unsere Rhein- und Donaunebel und denken, „die Sonne sieht nachher wieder um so schöner aus." Ein stets blauer Himmel, eine ewig blitzende Sonne wie in Spanien, kein Deutscher könnte sie ertragen. Wir haben durchaus die Poesie der Wolken nöthig, in welche sich unser Firmament bald so, bald so alle Tage mit einem andern Kostüm vermummt, ohne doch, wie im Lande der Hyperboräer, für immer in eine Nebelkappe gehüllt, gleich einem alten Greise dazusitzen.

Der schroffe, unzugängliche Engländer hat auf seiner rund vom

Digitized by Google

Meere umwogten Inſel außer ſich ſelbſt keinen einzigen Nachbar. Der Franzoſe hat nur zweierlei Nachbarn, romaniſche und deutſche. Wir Deutſchen aber haben faſt alle Europäer zu Nachbarn, germaniſche, romaniſche, ſlaviſche aller Art, ja ſogar auch walachiſche und türkiſche. Mit den Slaven im Oſten, mit den Ruſſen, Polen, Böhmen, Serben, Kroaten — ja wer nennt dieſe Racen alle! — ſind und waren wir in Freundſchaft und Feindſchaft vermiſcht. Die Italiener haben, wenn auch wider Willen, in unſere Gemeinſchaft treten müſſen; mit den Franzoſen im Weſten haben wir, leider! nur zu ſehr fraterniſirt, und im Norden haben wir uns an Holländer und Normannen angeſchloſſen. Es iſt keine dieſer Nationen, deren Sprache und Sitten nicht entweder in ganz Deutſchland oder doch in einem Theile deſſelben verſtanden würden, und ſie können alle zu uns kommen und irgend eine Gegend bei uns finden, in der ſie ſich faſt wie zu Hauſe fühlen mögen. Wir haben daher Gelegenheit, alle europäiſchen Nationen ganz aus der Nähe zu beobachten und das Gute von ihnen anzunehmen. Daher ſympathiſiren wir auch am Rhein mit den Franzoſen, an der Donau mit den Türken, an der Nordſee mit den Engländern, an der Oſtſee hie und da ſogar noch mit den Ruſſen, — rühmen uns aber zugleich auch allen Nationen gegenüber irgend einer guten Eigenſchaft, die ſie nicht haben. Dem engliſchen Stolz ſetzen wir Duldſamkeit entgegen, dem franzöſiſchen Leichtſinn gegenüber rühmen wir uns der langſamen Bedächtigkeit, — der italieniſchen glühenden Rach- und Eiferſucht gegenüber zeigen wir Verſöhnlichkeit und Ruhe, und dem ſlaviſchen gewaltthätigen Despotismus Rechtsſinn und Treue.

Alle religiöſen und politiſchen Syſteme Europa's ragen mit ihren äußerſten Zipfeln und Ausläufern in Deutſchland herein, ſo das konſtitutionelle Syſtems Englands, das bei uns mehr und mehr Boden faßt; ſo die unumſchränkte Fürſtengewalt des Oſtens, die ſich aber doch endlich dem Rechtsſinne des Volkes beugen muß, eben ſo wie die oft zügelloſe, zwiſchen republikaniſcher Ausgelaſſenheit und ſtraffem Soldatenregiment ſchwankende Freiheit des Weſtens bei uns gemäßigt und gezügelt wird. Der poetiſche Katholizismus hat ſeine Baſis in Italien und ragt bis hoch an den Norden Deutſchlands hinauf, ſo wie der kühle Proteſtantismus, der im Norden ſeine Quelle hat, bis tief nach Süddeutſchland hinabgeht.

Reiſt man von Rußland nach Deutſchland, ſo glaubt man im Lande der Freiheit zu landen; geht man von Frankreich her über die Grenze, ſo iſt es Einem zu Muth, als ſei man von dem Gipfel eines im Innern ſtets drohenden, unheilbringenden Kraters auf den Boden der Ordnung, Ruhe und Sicherheit gekommen. Naht man ſich von Belgien, ſo freut man ſich

Digitized by Google

der bigotten, finstern Menschengesichter los zu sein, und lobt im Stillen deutsche Aufklärung und Schulbildung, Offenheit und Freimüthigkeit. Verläßt man Italien, so dankt man Gott, nun mit gutmüthigen und ehrlichen Leuten zu verkehren, und hat man Ungarn im Rücken gelassen, so ist man herzlich froh, das Land der Mitte zu erreichen, in welchem auch so viele ungarische Steine des Anstoßes sich wegpoliren, so viele Knoten ihre Auflösung finden.

Wie die meisten europäischen Kriege ihre endliche Lösung und Entscheidung in Deutschland gefunden haben, so ist auch andererseits wieder die Ruhe und der Frieden Europa's durch die Haltung Deutschlands bedingt. Unser Vaterland ist das Herz Europa's und darum das Herz der Welt, alle tieferen Lebenssäfte des Geistes und Gemüthes gehen von diesem Lebensmittelpunkt aus und in denselben wieder zurück. Wie Deutschland die Bildung aller Länder und Zonen, Kunst und Wissenschaft aller Völker in sich aufnimmt und verarbeitet, so geht von seinem Geiste, wenn auch oft unmerklich und unsichtbar, der innere Bildungstrieb über die ganze Erde, gleich einem befruchtenden Thau und Regen. Sollte einst dieses Herz Europa's krank werden und dahin siechen, dann wäre es auch mit der europäischen Bildung vorbei. Daraus folgt aber auch, daß der Deutsche seine Freiheit nicht verlieren kann, wofern er nur sich nicht selber verliert. Was ihm aber vor Allem noththut, ist Vertrauen zur eigenen Kraft, die mit Gottes Hülfe schon so Großes geleistet hat und noch Größeres leisten wird, — Kenntniß der eigenen Mittel und hohen Güter des Vaterlandes und Brudersinn, der um alle so mannigfaltigen Lebensrichtungen und Eigenthümlichkeiten im lieben deutschen Vaterlande das Band der Einheit schlingt und stark wird durch „vereinte Kraft."

Digitized by Google

Erster Abschnitt.

1. Königsberg. — 2. Mecklenburger Küstenleben.

1. Königsberg.*)

Lage.

Königsberg liegt 1) in einer vollkommenen Ebene; 2) auf sieben Hügeln, wie Rom eine urbs septicollis; 3) an einem schiffbaren Fluß, dem Pregel, der 4) eine nicht unbedeutende Insel, Kneiphof genannt, bildet; d. h. seine Lage hat eine offenbare Universalität der Terrainformation und zugleich eine außerordentliche Verständigkeit. Für einen dauernden Aufenthalt ist eine solche Lage vortheilhaft. In Städten, die ganz von Bergen eingeschlossen sind, entsteht bald eine gewisse Befangenheit. Selbst ein hüglichtes Terrain kann noch analog wirken. So ist es z. B. der Fall mit Halle. Diese Stadt liegt recht angenehm an einem Strom, dessen Ufer sich sogar zu nicht unbedeutenden Porphyrmassen erheben. Allein der Blick wird sehr oft auf kurze Entfernungen beschränkt, weil das Hügelterrain bald hier, bald dort die Weitersicht abschneidet. Man kehrt zu schnell in sich selbst zurück und hat eine Empfindung, wie das Zucken von Fühlhörnern, die im Tasten auf einen Gegenstand stoßen. Die Vereinigung von Berg, Wasser und Ebene, welche Heidelberg und Salzburg so sehr auszeichnet, ist höchst selten. Die Lage aber in einer Ebene ohne ein größeres Wasser macht eine Stadt kleiner, als sie an sich ist. So scheint es mir mit Nürnberg und Leipzig der Fall. Beide liegen in einer ganz flachen Gegend, beide haben einen kleinen Fluß durch sich hinfließen, aber das Wasser ist gleichsam nur für die Nothdurft da. Es fesselt uns nicht durch sich und ist auch zu fadenartig, um die nachbarliche, oft so reich- und großartige Architektur in sich malerisch abzuspiegeln. Das Terrain von Königsberg ist, wie gesagt, die absolute Plattheit, aber die kleinen Hoch-

*) Königsberger Skizzen von K. Rosenkranz

Digitized by Google

punkte in ihm wirken darum auch viel mehr und laſſen das Auge ſich über weite Strecken ergehen. Das Waſſer aber gibt der Stadt überall große Lebendigkeit. Der Blick von der Promenade auf den Lindenmarkt, den Hauptarm des Pregels hinunter, iſt wirklich ſehr ſchön. Links große Holzwieſen, rechts eine Reihe zum Theil alterthümlicher Häuſer mit Balkonen und Bäumen, von dem ſogenannten blauen Thurme, einem Stadtgefängniß, bis zur Börſe ſich hinabſtreckend, in der Mitte zwei Brücken, über das Geländer der letzten von beiden, der grünen, die Maſten der zuſammengedrängten Schiffe hervorragend. Noch ſchöner iſt die Ausſicht von der grünen Brücke ſelbſt nach dem Haff zu. Durch die Einmündung des andern Pregelarms, der hier um die Inſel des Kneiphofs herum in den Strom einbiegt, wird die Waſſerfläche ſehr breit. Zu beiden Seiten des Bohlenwerks ziehen ſich die Speicher hinab. Auf der linken Seite ſchließt unten die Feſtung, auf der rechten das Zollhaus des Holländer-Baums. Die rechte Seite iſt durch die Packhofs- oder Licentgebäude, durch die Balkone des Dampfſchifffahrtslokals, durch den jetzt freilich verbrannten rothen Krahn die mannigfaltigere. Der größte Reiz aber wird durch die Schiffe hervorgebracht, welche, wenn der Pregel offen iſt, hier einen jeden Augenblick ſich verändernde Anſichten gewähren. Hier zur Rechten geht mit Schildkröten-Langſamkeit die Pfennigfähre über den einmündigen Pregelarm am Kai hin und her, dort fliegt ein Boot, von einem Matroſen gerudert, pfeilſchnell über den glatten Fluß; dort ſucht ein Schiffer vor dem Speicher, aus dem er Waaren einnehmen will, zwiſchen die andern Schiffe einzudringen; da endlich ſegelt eines mit voller Ladung dem Haff zu und hinter dem Holländer-Baum legen andere vor Anker, den Ballaſt auszukarren, der hier den Boden Amerika's, Norwegens, Hollands mit preußiſcher Erde miſcht, und wo beſtändig Schulknaben nach Muſcheln und Schneckengehäuſen ſuchen. Dieſer Blick in das weite Waſſer, dies Fortſtrömen mit den Wellen in das Meer, dies Vorempfinden des mächtigen Poſeidoniſchen Elements, dies Reiſeluſtige der Wimpel und Segel der Schiffe, dies Verſchwimmen der Abendröthe in dem fernen Spiegel iſt höchſt zauberiſch, und über die grüne Brücke ſchreitend muß man der Schönheit des Moments dankbar huldigen. Dazu kommt noch, daß auch die architektoniſche Umgebung überaus prächtig iſt. Die breite, in modernem Styl erbaute Straße der vordern Vorſtadt, das hohe Bankgebäude, der wenigſtens ſchlanke Thurm des grünen Thores, das freilich barocke, aber doch anſehnliche Börſengebäude geben einen hohen Vordergrund, von dem aus ſich die Fernſicht vortrefflich abſtuft.

Aber auch der die Stadt durchfließende Pregelarm, über welchen vier Brücken führen, gewährt viele maleriſche Proſpekte. Auf dem Kai der rechten Seite zieht ſich hier ein Fiſch- und Krammarkt hin, der ein mehr oder weniger munteres Menſchengetreibe unterhält, indeſſen auf der Gegenſeite die Gebäude des Albertiniſchen Collegiums, über welche der Dom herſchauet, einen idylliſch kloſterhaften Eindruck machen, der aber durch

Digitized by Google

kleine Gärten und durch die Laubmaſſen einiger hohen Bäume ſehr freundlich iſt. Das Waſſer ſelbſt wird theils durch die Fiſchkähne, theils durch die Käſe- und Butterſchiffe, zur Herbſtzeit auch durch die Obſtkähne belebt, die hier oft in langen Reihen auf einander folgen. Die Fiſchkähne ſind kaſtenartig breit, die Käſeſchiffe aber haben ein ſpitzes, zeltartiges Bretterdach zum Schutz gegen die Sonne, welcher Kontraſt das Pittoreske des Ganzen ſteigert.

Um den Wall der Stadt nach den übrigen Seiten hin zu iſt nichts als Blachfeld. Zwiſchen dem eigentlichen bebauten Acker und dem Wall befindet ſich hier theils Waſſer, wie am Oberteich, theils ſind durch die zur Ausſchüttung des Walles fortgenommene Erde Vertiefungen des Erdreichs entſtanden, welche erſt allmälig durch Füllung mit dem Kehricht und Hausunrath der Stadt, der hier, wie in Berlin, Müll genannt wird, verſchwinden. In dieſen Kehrichthaufen wühlen unſere Schiffoniers nicht nur, ſondern auch fremdländiſche Nebenbuhler, die polniſchen Dſchimken, welche hier die Abſchnitzel der Kultur, ein Stück Blech, eine Meſſerſchale, einen Mützenſchirm, Papierſtücke, zerbrochene Kämme, Glasſcherben, Knöpfe, Zeuglappen u. dgl aufſuchen.

Ein Morgengang am Bohlenwerk.

Das, was Königsberg äußerlich belebt, was ihm ſeine augenfällige Phyſiognomie gibt, iſt der Handel. Dieſer aber verkündet ſich hier allenthalben in den Gebäuden der Börſe, der Bank, der Speicher, des Packhofs; in den Schiffen aus Schweden, Norwegen, Dänemark, Holland, England, Schottland, Irland, Nordamerika; in den Laſtträgern, Steuerbeamten, Kaufdienern, die ſich auf den Brücken und an den Ufern durch einander tummeln. Da kommt ein Schiff den Pregel herauf und ſchlingt ein ausgeworfenes Tau wie einen Arm um einen der großen Pfähle auf dem Bohlenwerk, oder kettet ſich auch an einen der großen Ringe, die in Granitſteinen am Boden befeſtigt ſind. Das Hoehoi der Matroſen, welche die Zugleine abwinden, erfüllt die Luft. Da nimmt ein Schiff Ladung; die Helfer (Sackträger) laufen über Bretter, die von den Speichern ausgelegt ſind, mit den Säcken hin und wieder, und man vernimmt den einförmig melodiſchen Ruf der Meſſer beim Ab- und Aufſchütten des Getreides; da hat ein Schiff geladen, iſt ſegelfertig, und die Matroſen ſingen zum Abſchied, während ein anderes ausladet und die Matroſen beim Aufwinden der Waaren aus dem inneren Schiffsraum zum Ebenmaaß der Bewegung einen Kanon ſingen. Die größeren Schiffe bleiben allerdings in Pillau und ſenden ihre Ladung in kleineren Fahrzeugen, den Bordingen, zur Stadt; es kommen faſt nur Zweimaſter, aber doch genug, um einen maleriſchen Proſpekt darzubieten. Es iſt wunderbar, welche Macht die unmittelbare Wirklichkeit hat. Die Ferne wird zur Nähe, der Begriff bewährt ſeine Realität. Amerika, England u. ſ. w. exiſtiren, denn hier ſteht ein Schiff, hier ſind Menſchen von dorther. Wenn man ſo ein Schiff

Digitized by Google

aus New-York, Boston, Dublin, Hull, Navanger, Gröningen, Kopenhagen u. s. w. vor sich hat, so wird man unwillkürlich von der Freude an der Weite und Mannigfaltigkeit der Welt ergriffen. Diese Menschen da, zwei Fuß von Dir, auf diesem Schiff, gehorchen ganz andern Gesetzen als Du, haben eine ganz andere Heimath, leben zum Theil in ganz andern Sitten — und doch sind sie Menschen wie Du, sind deine Brüder, sind Christen! Wenn besonders auf den blanken holländischen Schiffen zwischen den wetterfesten Seeleuten eine Frauengestalt mit phantastischem Kopfputz, einem breiten Goldblech, das der Haube diademartig eingefügt ist, aus dem Schiffsraum auf das Verdeck kommt, wenn sie ein Kind an der Brust trägt, ein Hund sie bellend umschmeichelt, so hat man das rührendste Bild um sich. Dies schwimmende Holz birgt eine ganze Familie, eine Welt, die, an einer einsamen Insel landend, eine Menschengeschichte für sich anfangen könnte. Dies Kind, in dessen Ohren vom ersten Augenblick an das Geklatsch der Wogen, das Pfeifen des Windes in dem Tauwerk und den Segeln tönten, welches die Städte und Länder stets nur so von dem Wasser aus angesehen hat, wie wir die Schiffe vom Lande aus, muß ein guter Seemann werden. Poseidon ist seine Gottheit.

Es liegt einmal in der Schiffswelt etwas den Geist Beflügelndes. Da fährt ein Schiff uns dicht vorüber, wir könnten vom Bohlenwerk fast hineinspringen. Nach einigen Wochen begrüßt es ganz andere Ufer, gehen ihm ganz andere Menschen vorüber, liegt es in einem ganz andern Hafen und die Erinnerung an Königsberg ist wie ein Traum. Die Namen der Schiffe haben selbst oft etwas Märchenhaftes. Zwar kommen auch sehr viele Elisen, Henrietten, Mathilden u. s. w., vorzüglich auf holländischen Schiffen, vor; aber auch Helden der alten und neuen Geschichte, Cäsar, Washington, Hannibal; und Götter und Göttinnen, Fortuna, Ceres, Pluto u. s. w., blitzen uns ihre goldenen Buchstaben entgegen oder stellen sich auch wohl, mit lebhaften Farben bemalt, in dem Schnitzwerk der Bugsprietseite in effigie dar. Bei den polnischen Fahrzeugen fehlt die Poesie des Namens.

Am Ufer auf dem Bohlenwerk sieht es bunt aus. Waarenballen, Talgglocken, Zuckerhüte, Papierstöße, Roheisen, Eisengeschirr, Flachs- und Hanfballen, Fässer, Häringstonnen u. s. w. bedecken den Boden. Deutsch, Englisch, Holländisch, Polnisch, Dänisch wird durch einander gesprochen. Die Aufseher am Bohlenwerk, die Brückenwärter an den Durchlassen, reden, glaube ich, schon die allgemeine Mischsprache, welche Karl Nodier als das Resultat des steigenden Verkehrs der Nationen prophezeit hat. Sie wissen in allen Zungen sich mit Allen zu verständigen. Eben so mannigfaltig ist die Tracht. Obwohl die Matrosen aller Nationen viel Gleichartiges haben, so sieht man doch auch merkwürdige Unterschiede; die Holländischen z. B. lieben rothe Jacken, die oft zum Trocknen aushängen, die Nordamerikaner dunkel gestreifte. Die Holländischen scheeren sich den Bart am Kinn glatt weg, die Engländer und Amerikaner lassen sich gern einen

Digitized by Google

und weißem Sand, die ſtets ein zahlreiches Publikum von Köchinnen und Hausfrauen aus den unteren Volksklaſſen um ſich verſammeln. Die Bordinge haben die Gewohnheit, ſchwarze Tafeln auszuhängen, auf denen der Name des Schiffers und der Ort, nach dem er fährt, mit dem Beiſatz: „Will's Gott!“ zu leſen iſt. — Vor den Hanf- und Flachsſpeichern ſind gewöhnlich Juden verſammelt in ſchwarzem Kaftan mit großem, rundem, breitkrämpigem Hut, Stäben in der Hand, mit langem Bart und meiſt anſprechenden Phyſiognomien. Zwiſchen allen dieſen Geſtalten tauchen nun andere auf, die einen kleinen Verdienſt ſuchen. Hier werden dem Matroſen Schuhe und Stiefel, da Bürſten, dort Spiegel, ſeidene Tücher, kleine Pappkaſten u. ſ. w. angeboten. Endlich ſchleichen ganz verdächtige Figuren umher, die Holzſpäne, verſchüttetes Korn, Steinkohlenſplitter, Flachsbüſchel u. ſ. w. aufſammeln, gelegentlich aber auch ein Geräth, ein Kleidungsſtück entwenden. Mitunter, allein ſelten, läßt ſich auch auf einem Schiff ein Neger ſehen. Noch muß ich als eine Eigenthümlichkeit die Weiber erwähnen, die in den Speichern Heede (Werg), Hanf und Flachs zurichten und ſortiren. Sie ſingen häufig, noch mehr aber klatſchen ſie. Sie haben einen ſtarken esprit de corps.

Weiterhin folgt links und rechts, wo das Bohlenwerk aufhört, die Schiffswerfte. Das Ablaufen eines Schiffes vom Stapel gehört zu den größten Vergnügungen der Königsberger, und wird daher wohl auch zur Ehre fürſtlicher Perſonen veranſtaltet. Es iſt auch wirklich ein ſchönes Schauſpiel, wenn die Bruſt des Schiffes ſich in den Strom einbohrt, um dann mit einmal ſich zu heben und zu wenden. Eine Menge Boote umtanzen es auf den mächtig ſchaukelnden Wellen; die Nachbarſchiffe haben, wie zur Sonntagsfeier, die Flagge aufgezogen und es ſelbſt entfaltet die ſeinige, indem es abläuft. Bis zu dieſem Augenblicke hin harrt Alles in ſtummer Erwartung, die ſich dann in einem allgemeinen Geſchrei von ihrer Gepreßtheit befreit. Doch geſtehe ich, immer Muſik, mindeſtens Flinten- und Piſtolenſchüſſe, vor und während des Aktes vermißt zu haben.

Eine beſondere Schattirung haben die Dampfſchiffe in unſere Schiffswelt gebracht. Bei dem Dampfer fällt das reiche Segelwerk und die Kühnheit der Maſten fort. Er hat zwar auch Maſten und Segel, aber nur klein, niedrig, als Nebenhülfen. Die Hauptmacht ſind die Räder, und er bekommt daher durch den eiſernen Schornſtein etwas Hausartiges. Er wirbelt eine drohende Wolke über ſich fort, indeſſen die andern Schiffe innerhalb des Holländers nicht einmal kochen dürfen. Das königsberger Dampfboot, die Gazelle, ein ſchlankes, raſches Fahrzeug, geht beſonders zwiſchen Königsberg und Pillau, Königsberg und Danzig hin und her. Danzig, Memel, Schaaken, Elbing haben wieder ihre eigenen Dampfſchiffe.

Die Fahrt auf der Gazelle nach Holſtein, in's Haff nach Pillau gehört nun ſchon eben ſo zu den Volksbeluſtigungen, als eine Fahrt zu Wagen nach Arnau, Juditten, Aaweiden u. ſ. w. Die allmälige Erwei-

Digitized by Google

terung der Waſſerfläche, das immer fernere Zurücktreten der Ufer iſt ſehr ſchön. Schwarze Tonnen, Birkenäſte, an Stricken hängend und mit Steinen im Grunde befeſtigt, tanzen rechts und links unermüdlich auf den Wellen, die Fahrlinie zu zeichnen. Holſtein iſt eigentlich ein Schloß, in Form eines H von einem holſteiniſchen Prinzen, der hier lebte, erbaut. In der Nähe deſſelben befindet ſich ein vielbeſuchtes Kaffeehaus, nach welchem man auf einem Damm am Pregelufer zu Wagen fährt. Auf einer Landzungenſpitze, die zu einer Mole erweitert worden, ſtehen hier die Backen, d. h. die Feuerbecken, auf einem Holzgerüſt, als Wahrzeichen für die Schiffe auf dem Haff, und von hier beginnen die Reihen der hülfreichen Tonnen und Sträucher, bis weiterhin dieſe flottenden Symbole auch ausgeworfene Netze bezeichnen. Pillau, der eigentliche Hafen Königsbergs, liegt an der Mündung des Haffs in die freie See und iſt ein freundliches, mit holländiſcher Sauberkeit rein und blank gebautes Städtchen. Die Häuſer ſind mit dunkeln Oelfarben angeſtrichen, mit Doppelfenſtern geſchützt. Meſſingknöpfe zieren die Thüren; man macht einen Beſuch auf dem Leuchtthurm, an deſſen Scheiben ſich zur winterlichen Zeit oft viele Vögel, vom Lichtſchein getäuſcht, den Kopf einrennen. Man beſieht ſich die Feſtung, auf der gewöhnlich einige Staatsgefangene leben, und geht Kaffee zu trinken auf die Plantage, eine jüngere, trotz des vielen Sandes wohlgedeihende Baumpflanzung. Die übrige Zeit ſchlendert man am Ufer umher und ſieht dem Kommen und Gehen der Schiffe zu, worin einmal ein unausſprechlicher Zauber liegt. So bringt man einige Stunden ganz angenehm zu und iſt nach einer Fahrt von drei Stunden zum Abend wieder in Königsberg, vom Verdeck des Schiffes unter einem Zeltdach das Schauſpiel des Sonnenunterganges, der wechſelnden Ufer, der allmäligen Verengung der Waſſerfläche und des Hervortretens der Stadt Königsberg genießend. Früherhin galt die Fahrt nach Pillau auf der Poſt oder zu Waſſer ſchon für eine Reiſe; es iſt bekanntlich die einzige, die Kant gemacht hat; gegenwärtig iſt dieſe Tour zu ſieben Meilen hin und her in einen Spaziergang zuſammengeſchrumpft.

Will man ſich über das Schiffsweſen orientiren, ſo muß man auf den Maſt achten. Er iſt für die Architektur der ſchwimmenden Bauwerke daſſelbe, wasdie Säule für die Landarchitektur. Die Säule hat ihren Zweck im Tragen. Sie macht zwiſchen Fundament und Decke den Mittelpunkt aus. Ihre Stärke, Höhe, Anzahl iſt daher das wahre Weſen des Gebäudes. In der Wand iſt ſie, ſo zu ſagen, noch verborgen und muß erſt bei weiterer Vervollkommnung aus ihr heraustreten. Alles aber dreht ſich um dies Element. Je weniger die Säule entwickelt iſt, um ſo mehr iſt die Schönheit einer Architektur zurück; je mehr, je freier und mannigfaltiger zuletzt ſogar in Säulenbündeln ſie erſcheint, um ſo höher ſteht die Baukunſt. Gerade ſo iſt es mit dem Maſt, nur daß er, umgekehrt, wie die Säule, nicht zu tragen hat. Aber er führt das Schiff. An ihm hängen die Segel. Seine Stärke muß mit

Digitized by Google

dem Körper in genaueſter Proportion ſtehen, damit dieſer das Gleichgewicht behalte. Ein Fahrzeug ohne Segel muß gerudert werden, aber wie weit kommt man damit! Die Schiffsbaukunſt ſchreitet alſo von dem Fahrzeug, das ohne Segel iſt, ſo weit fort, daß ſie 1—3 Hauptmaſten aufſtellt.

Land- und Strandleben.

Der nordiſche Menſch gleicht dem bononiſchen Stein, der in der Sonne Licht einſaugt, um es im Dunkeln auszuſtrahlen. In der kurzen Sommerzeit ſucht er die Freundlichkeit der Natur ſo viel wie möglich zu genießen, denn er weiß, daß ein langer, trüber Winter folgt. Königsberg hat viele Häuſer mit ſchönen, großen Gärten, namentlich auf dem Steindamm, auf der Königsſtraße und dem Sack und Tragheim, alſo in den jüngeren Stadttheilen. Aber die älteren entbehren nicht nur der Gärten, ſondern ſelbſt der Höfe. Hier wird alſo das Bedürfniß, der Natur ſich zu nähern, zur ſommerlichen Zeit, namentlich für die Kinder, um ſo größer. Und auch ein Garten iſt doch nur ein Garten, den Gebäude einengen, oder der früh am Abend kalt und näſſig wird, oder worin die Kinder die zierlichen Beete verderben könnten. Daher iſt denn in Königsberg der Hang zum Landleben ſehr groß geworden, und von der Faſtnachtzeit an beginnt ſchon die Frage, ob man auf das Land, beſonders an den Strand ziehen werde, ein ſtehendes Element der Unterhaltung auszumachen. Man miethet Sommerwohnungen in der unmittelbaren Umgebung der Stadt, auf dem Huben und in den Dörfern Ponarth, Juditten, Aaweiden u. ſ. w., oder man zieht an die See.

Früherhin ſollen die Königsberger gar nicht recht gewußt haben, welch' ſchöne Gegenden der Strand von Kranz bis Pillau enthält. Erſt ſeit der Franzoſenzeit hat man dieſelben, ſo zu ſagen, entdeckt und ſie zum Gebrauch von Seebädern eingerichtet, die ebenfalls erſt am Ende des vorigen Jahrhunderts von einem Deutſchen, wenn ich nicht irre, von dem trefflichen Lichtenberg entdeckt wurden und die Anlegung eines Bades in Dobberan, alſo eines Oſtſeebades, zum Ausgangspunkt hatten. Gegenwärtig wird wohl die ganze Oſtſeeküſte von Kiel an bis nach Riga hinauf mit Badehütten beſetzt ſein. Der Hauptbadeort iſt für Königsberg Kranz, ein Dorf, das öfter an 400 Gäſte zählt, einen Arzt, eine Apotheke, Badewagen u. ſ. w. hat.

Der Wellenſchlag iſt hier am ſtärkſten, das Ufer hoch, die Gegend aber flach. Dann folgt Rantau, Neukuhren, Wangenkrug, Lapöhnen, Saſſau, Rauſchen, Georgswalde, Warniken mit ſeiner berühmten Schlucht, Kleinkuhren mit ſeinen maleriſchen Bergen u. ſ. w. Ueberall ſieht man hier in den Dörfern Zelte von Leinewand aufgeſchlagen, begegnet man Spazierfahrenden, Reitern und Reiterinnen, Luſtwandelnden. Am Ufer der See ſind Badehütten aus Stroh errichtet, die oft ausſehen, als wäre ein Dorf von Negern hierher verpflanzt. Der Eingang der Hütte iſt nach

Digitized by Google

der mehrentheils bergigten Landseite zugekehrt, die geschlossene Hinterwand nach der Seeseite, und während man sich entkleidet, vernimmt man hinter sich das wundervolle Rauschen der Wellen als Einladung, in ihnen sich Gesundheit, besonders kräftigen Appetit zu holen. „Tausend Spaß" würzt das Bad. Wer nicht schwimmen kann, muß sich an ein Tau halten, das an mehreren eingerammten Pfählen befestigt ist. Doch ist dies nur bei stärkerem Wellenschlag oder bei unsicher gewordenem oder steinigtem Grunde, der nicht fest zu stehen vergönnt, nothwendig. Die Schwimmer und Schwimmerinnen aber lassen sich von den Wellen schaukeln und bilden die gaukelnde Peripherie des Strickdurchmessers. Ein Lieblingsvergnügen Vieler ist, sich in den Sand der Brandung zu legen und die brechende Welle über sich fortsprühen zu lassen. Eine Welle mit ihrem weißen Kamm und gründunklem Grunde herankommen zu sehen, als ob sie uns in ewige Nacht begraben wolle, sie plötzlich über dem Haupt fortschlagen zu fühlen, in welchem Moment Meer und Berg unserm Blick entschwindet, und im Nu darauf doch wieder frei dazustehen, als ob nichts gewesen wäre, und dieselbe Welle am Ufer zerschäumend zu erblicken, ist in der That ein wonniger Genuß.

Jeder Königsberger hat sein Lieblingsdorf, wohin er zieht, dessen Lage, dessen Bad, Gesellschaft er herausstreicht. Im Bade selbst ist von Nichts als vom Bade, von der See die Rede. Hatten Sie heute gebadet? War es nicht ein schönes Bad? Wie viel Grad haben Sie? Werden Sie heute noch einmal baden? Haben Sie heute, bei diesem Sturm, baden können? Bekommt es Ihnen? Haben Sie gute Gesellschaft? u. s. w. So geht es vom Morgen bis Abend. Die Bewunderung der See ist der stete Kanon, den man singt. Mag sie nun lammfromm den Ufersand küssen oder wie ein urweltliches Ungeheuer mit tausend Riesenhäuptern und schauerlichem Gebrüll die Erde zu verschlingen drohen; mag sie wie ein flüssiger hellgrüner Smaragd blitzen oder in dunkelvioletten Tinten schimmern; mag sie mit anmuthigem Gewimmel einen sanften Wellentanz ausführen oder mit blanken Streifrissen wie zerbrochenes Eis stagnirend daliegen; mag sie sich mit hohlem Gebuller in Schaum zerkochen und ihr Inneres verhüllen, oder mag sie uns aufrichtig dasselbe offenbaren, so daß wir durch den glatten Spiegel die Steine und das Moos auf dem Grunde deutlich erblicken: die See ist immer schön.

Man wird ihrer nicht müde. Ihre Reize sind, wie ihr Wasser, unerschöpflich. Man kann auf einem Stein oder auf einem der Fischerboote, die am Ufer liegen, stundenlang dasitzen und zuschauen, wie die eine Welle reißend zurückströmt, während schon eine andere, wie es scheint auf derselben Bahn, wieder heranrollt, eben so zu zerschellen und rückstürzend einer andern todessehnsüchtigen Schwester sich unterzubreiten. Stundenlang kann man sitzen und den Wolken über der weiten Wasserfläche, dem Glanz der Sonne und des Mondes und der Sterne, wie sie aus der Tiefe wiederstrahlen, sich hingeben. Wenn man wieder fort ist von dem Schauspiel,

ſo meint man geträumt zu haben, aber von großen, herrlichen Dingen. Es iſt uns, als hätten Homer und Shakeſpeare, dieſe meervertrauteſten Dichter, denen das Waſſer all' ſeine Geheimniſſe offenbarte, mit uns eine Zwieſprache gehalten. Der Städter macht hier einen Kultus aus der Natur, in welchem er ſich auch in Beſchränktheit der Wohnung und andern Dingen ſo Manches lachend gefallen läßt, was er in der Stadt übel vermiſſen würde. Er tritt hier auch den Beſchäftigungen der Strandbauern näher. Dieſe ſind zu gleicher Zeit 1) Ackerbauer; 2) Fiſcher, die beſonders Dorſche, Flundern und Strömlinge fangen; 3) Bernſtein-Fiſcher und Gräber. Dieſe letztere Beſchäftigung hat etwas ſehr Aufregendes zur Folge, weil ſie mit einer ähnlichen Spannung verknüpft iſt, wie das Spiel in der Lotterie. Wochen vergehen ohne ſonderliche Ausbeute und plötzlich bringt eine Stunde einen Gewinn von fünf- bis ſechshundert Thalern. Früherhin war der Bernſtein Regal, aber die Bauern haben es abgelöſt und ſtehen ſich gut dabei. Dazu kommt noch der Miethzins, den ſie im Sommer von den Städtern ziehen, nebſt den hohen Preiſen für Milch und Butter, die ſie ihnen verkaufen. Man ſieht daher, wie ſie die Wohnungen verbeſſern, wie ſie größere Scheiben in die Fenſter bringen, die Laden mit freundlichem Grün ſtatt des frühern düſtern Roth ſtreichen u. ſ. w. Möge denn mit dem Wohlſtande auch das ſittliche Leben emporblühen und nicht der Dämon der Habſucht einerſeits, der Genußſucht andererſeits ſich der Dörfer bemeiſtern.

Pregelſchlittenfahrt.

Das Seebad und das ſpazierende Umherirren in dem lieblichen Hügellande der ſamländiſchen Küſte mit ſeinen ſchönen Wäldern, worin man noch Haſen, Rehe, Hirſche, wilde Schweine und Elennthiere findet, macht alſo für die Königsberger den Gipfel des ſommerlichen Naturgenuſſes aus. Ausgerüſtet mit den Erinnerungen an die Strandpartien in Kuhren, Rauſchen, nach Kram, Blinken, nach dem Borſtenſtein, nach der Finkenmühle, nach der Gauſuppſchlucht u. ſ. f., geht man in den langen Winter hinein. Iſt dieſer nicht ein unausſtehliches Schlackerwetter, worin man durch ſteten Wechſel von Froſt und Aufthau, von Schnee und Regen in endloſem Nebel lebt, mindeſtens bei bezogenem Himmel, der das Bild der Sonne oft monatelang verſchleiert, iſt er vielmehr ein guter Winter, ſo bietet ſich abermals ein großer Genuß. Der Pregel friert dann zu; der Schnee fällt ſchuhhoch und macht gute Schlittenbahn; die Sonne aber ſcheint ſo hell und freudig, und der Rauch quillt aus den Schornſteinen ſo gerade und kraftvoll in den hellblauen Himmel; die Tritte der Menſchen und Thiere knirren ſo vornehmlich auf dem feſten Schneeboden; die Raben und Krähen ſchreien ſo munter, daß man ganz aufgeräumt wird. Zuweilen hält dies „klare" Winterwetter acht bis neun Wochen, nur von einzelnen Sturm- und Schneetagen unterbrochen, an. Dann iſt für die Königsberger die Fahrt auf dem Pregel eine Hauptluſt. Zwar läuft man

Digitized by Google

auch, beſonders auf dem Schloßteich, viel Schlittſchuh, aber doch nicht ſo viel und nicht ſo ſchön, als im nordweſtlichen Deutſchland. Dagegen ſtehen unten am Kai, da, wo die Fähre zu gehen pflegt, Hunderte von Schlitten mit Pferden beſpannt. Von hier fährt man gewöhnlich nach Holſtein, Kaffee zu trinken. Der ganze Strom erklingt dann von den Hufen der Pferde, die mit Pfeilſchnelle getrieben werden, es einander zuvor zu thun, von dem Geläut der Schellen und dem Geknall der Peitſchen. Neben den Fahrenden ſchiebt ſich die Maſſe der ſchauluſtigen Spaziergänger hin und her, die gewöhnlich bis zur Koſſe, einem Kaffeehauſe an dem nach Holſtein führenden Damm, wallfahrten.

Der Anblick der vielen hin- und hereilenden Schlitten, der flinken Spaziergänger in ihren dunkeln Mänteln und Pelzen auf dem weißen Grunde, von dem ſich die Geſtalten höchſt maleriſch abheben, hat viel Eigenthümliches. Dazu kommen große Frachtwagen, die von Pillau und landeinwärts von andern Orten kommen und gehen. Denn der anhaltende Froſt befördert den Verkehr des Nordens außerordentlich, und Königsberg ſeufzt daher oft über das „Stiruwetter," worunter man ein Durcheinander von Schnee, Regen und Wind verſteht, und über den im November und Dezember ſo häufigen Schmutz, weil derſelbe die Wege unfahrbar macht und die Zufuhr von Lebensmitteln abſchneidet. Ein Froſt von 8 bis 10 Grad iſt daher dort das angenehmſte Winterwetter.

---

2. Küſten- und Seeleben in Mecklenburg.*)

1.

Ja wahrhaftig, an unſern norddeutſchen Küſten wohnen ſo kräftige, tüchtige Seeleute, wie nur ein Land der Erde ſie beſitzt, obgleich unſere deutſche Flotte bisher nur zum Geſpött unſeres ſeemächtigen Nachbarn gedient hat**). Man muß dies Geſchlecht, dem das Meer oft die Wiege und häufiger noch das Grab iſt, ſo recht kennen, muß aus eigener Anſchauung wiſſen, welch' unbezwingliche Neigung es für ſeinen Beruf hat, wie nur die wogende See ſein wahres Element ausmacht, um aus vollem, innigem Herzen es beklagen zu können, daß für eine allgemeine deutſche Marine bisher noch ſo unendlich wenig gethan worden. Welche Bemannung vermöchten die hannöverſchen, oldenburgiſchen, mecklenburgiſchen und preußiſchen Küſten derſelben nicht zu liefern, wie könnte ſie es darin kühn mit der ganzen Welt, ſelbſt das ſtolze England nicht ausgenommen, aufnehmen.

---

*) J. v. W. (Europa v. G. Kühne 1847).

**) Dieſelben Engländer aber, die uns keine Flotte gönnen und die Seetüchtigkeit abſprechen, zählen die deutſchen Matroſen in ihrem Dienſt zu ihren beſten

Zwei Meilen hinter der alten Hanſeſtadt Roſtock, dem wichtigſten Handelsort Mecklenburgs, zieht ſich eine mehrere Meilen lange und zwiſchen ¼ und 1 Meile breite Halbinſel weit in das Meer der Inſel Rügen, dieſer Perle der Oſtſee, hinein, die offene See umgibt ſie auf der einen, die ſogenannte „Ribnitzer Binnenſee," ein tief in das Land einſchneidender Meeresbuſen, auf der andern Seite; zur Hälfte Mecklenburg, zur Hälfte Preußen angehörend, wird ſie auf mecklenburgiſcher Seite das „Fiſchland," auf preußiſcher aber „der Darß" genannt; die Natur hat dieſen Landſtrich gerade nicht beſonders mit ihren Gaben begünſtigt, und wer ſo plötzlich aus den ſchöneren Gegenden Süddeutſchlands, z. B. von Linz oder dem Hardtgebirge oder Berchtesgaden, dahin verſetzt würde, könnte leicht bei dem Gedanken ſchaudern, daß hier viele Menſchen ewig ihr Leben zubringen müſſen. Spärliche Nadelwaldungen, deren kümmerlicher Wuchs von der Sterilität des Bodens zeugt, ziehen ſich in langen Strecken, oft nur von leeren Sandſtellen unterbrochen, dahin und verleihen der Gegend etwas Einförmiges und Düſteres; hier und da nur iſt dem Sandboden ein kleiner Fleck abgetrotzt und mit Hafer, Buchweizen oder Kartoffeln, alle nur von höchſt dürftiger Vegetation, bebaut. Magere, zottige Pferde von ſo kleinem, elendem Ausſehen, daß man in ihnen nicht die hochberühmten mecklenburgiſchen Roſſe zu erkennen vermag, mit nicht viel beſſeren Kühen oder einigen grobwolligen, ſchmutzigen Schafen untermiſcht, laufen wild auf den freien Flächen umher, gierig die wenigen dünnen Grashalmen aufſuchend. Ein ſchlechtes Loos iſt dieſen fiſchländiſchen Pferden zu Theil geworden, denn iſt der Winter lang und ſtreng, und reicht der ſpärliche Heuvorrath zu ihrer Erhaltung nicht aus, ſo müſſen getrocknete und dann zerſtoßene Fiſchgräten, Tannennadeln und Schilf zur Aushülfe mit dienen. Doch ſind ſie trotz alledem flink, gewandt und von faſt unermüdlicher Ausdauer, daher auch für leichtern Gebrauch im ganzen Lande beliebt, wie auch 1813 die Koſaken viele ihnen abgängig gewordene Pferde durch „Fiſchländer" wieder erſetzten. Hohe Dünen von ewig lockerm Triebſand, denen ein Windſtoß oft eine veränderte Geſtalt zu geben vermag, begrenzen den Saum des Meeres, und ihre blendend weiße Farbe kontraſtirt ſcharf mit dem dunklen Grün deſſelben, hier und da wächſt etwas Strandhafer auf denſelben; doch dient er mehr dazu, den lockern Triebſand zu befeſtigen, damit er nicht auf die etwa angebauten Felder wehet, als ſonſt recht reellen Nutzen zu gewähren. Oft aber fehlt auch der Strandhafer ganz und in gewaltigem Wirbel hebt ſich dann der Sand der Dünen in die Luft, ſobald ein Windſtoß brauſend in dieſelben hineinfährt. Und Wind gibt es hier auf dem ſchmalen, zwiſchen zwei Meeren gelegenen Fiſchland gar viel und ſtark, und Gott Boreas ſcheint eins ſeiner Hauptquartiere dort aufgeſchlagen zu haben. Zahlloſe Möven aller Art bewohnen dieſe Dünen und geben dem ſonſt öden Bild eine lebendige Staffage. Wäre das widrige, heiſere Angſtgeſchrei dieſer Vögel nicht, es wären ſonſt in jeder Weiſe ſchöne Thiere. Wie ſchneeweiß und

Digitized by Google

dann wieder perl- oder iſabellenfarbig iſt ihr Gefieder, welche Leichtigkeit, ja ſelbſt Eleganz liegt in ihrem wilden Herumtummeln! Gleich einem Pfeil, ſo ſchnell taucht einer in die Fluth, einen armen Fiſch als Beute zu erhaſchen, kreiſchend ſtürzt ſich der Gefährtinnen Schaar auf dieſelbe, um den Raub ihr wieder zu rauben. Welche Wendungen macht nicht die Verfolgte, ihrer Feindinnen Schaar zu entgehen, bald iſt ſie tief unter derſelben und ſcheint faſt von den Wellen verſchlungen, dann wieder hoch oben über den Dünen. Und immer folgt ihr die hungernde Schaar und immer entgeht ſie ihr wieder durch neue, unerwartete Wendungen. So treiben ſie es ganze Stunden, ja Tage in neuer Abwechslung, nie im Fluge ermüdend, nie im Hunger geſtillt, nie in der Kehle verſtummt. Wenn aber gar ein Sturm im Anzug iſt, wenn dunkle Wolken ſchon den fernen Horizont bedecken, wie verdoppelt ſich dann ihre Thätigkeit, wie ſchreien ſie dann ſo gellend und kreiſchend, als ob eine innere Angſt ihnen dieſe Klagetöne auspreßte. Und der kleine fiſchländer Bube läuft dann nach Haus und ruft: „Moder, et wat weihn, dee Meev dee ſchriet ſo doull!“ (Mutter, es wird wehen, die Möve ſchreit ſo toll.)

Sieht man hie und da auf dem Fiſchlande einzelne wenige Menſchen auf dem Felde mit ländlichen Arbeiten beſchäftigt, ſo werden es während der Sommermonate gewöhnlich nur Frauen ſein. Männer wird man nur ausnahmsweiſe erblicken. Wie ſtaunt aber der fremde Reiſende, den ein äußerſt ſeltener Zufall, Neugierde oder irgend ein Geſchäft in dieſe entlegene Gegend verſchlagen und der bisher, dieſen Weg verwünſchend, ſich Schritt vor Schritt von den keuchenden Pferden durch den tiefen, bis an die Achſen gehenden Sand ſchleppen ließ, biegt der Wagen um eine Ecke des Waldes und eins der ſehr weit zerſtreuten Dörfer liegt vor ihm; wie nimmt das Staunen noch zu, fährt er in die breite, ungepflaſterte Straße deſſelben erſt ein. Kaum vermag er zu faſſen, wie eine ſolche armſelige Gegend ſo wohnliche, zierliche Häuſer hervorzubringen vermag; zwar nur ein Stockwerk hoch und auch nicht von bedeutender Größe, iſt doch das Aeußere derſelben, beſonders durch ſeine Zierlichkeit und Sauberkeit, ſehr anſprechend. Das gutgehaltene Dach iſt gewöhnlich von rothen Ziegelſteinen, ſelten nur von Stroh, ſtets jedoch mit einem Schornſtein verſehen, den man ſonſt nicht allzu häufig auf den mecklenburgiſchen Bauerhäuſern findet. Die Wände des Hauſes ſind von Backſteinen und oft ganz, oft aber nur die Balken, mit einer hellen Farbe angemalt; die Thüre und Fenſterrahmen, in denen große hellgeputzte Scheiben, oft ſogar vom beſten holländiſchen Glaſe, ſchimmern, ſind ſtets mit grüner Oelfarbe angemalt, und das Beſchläge daran iſt ſo blank geputzt, wie es nur auf einem Kriegsſchiffe ſein könnte. Gewöhnlich iſt vor dem Hauſe, durch einen Zaun oder ein Stacket geſchützt, ein kleiner, ſorgſam gepflegter Blumen- und Gemüſegarten mit einigen Obſtbäumen. Alles iſt gut erhalten, im höchſten Grade reinlich und keine Spur von Verfall und Vernachläſſigung verrathend. So iſt die Mehrzahl der Häuſer, natürlich

etwas mehr oder weniger anſprechend, im Dorfe, und nur einzelne ſind zwar größer und mit mehr Stallungen umgeben, ſonſt aber viel weniger gut gehalten, und auch in ihrer Bauart und Einrichtung mehr den übrigen mecklenburgiſchen Bauerhäuſern gleichend, und im Vergleich zu den andern wüſte und ärmlich ausſehend. Man wird nach den Quellen fragen, die den Bewohnern es möglich machen, ſolche Wohnungen ſich zu bauen, ſie ſo im Stand zu halten, da der früher geſehene Feldbau und der ärmliche Viehſtand es doch gewiß nicht können. Die weite See iſt das Ackerfeld derſelben, das ſchnelle Schiff ihr Pflug und Spaten, ihr Alles. Hier iſt faſt Alles Seemann, nur ein ſehr geringer Theil der Bewohner, der in den größeren, aber ſchmutzigeren Häuſern wohnt, treibt ausſchließlich den Ackerbau, ſonſt liegt dieſe Sorge den Frauen und Greiſen ob, und die übrigen Männer legen nur Hand mit an, wenn ſie vielleicht in den Wintermonaten, wo das Eis die Schifffahrt hemmt, auf kurze Zeit zu Hauſe ſind. Der größte Theil der Kapitäne und Bemannung der 240 Seeſchiffe, welche die einzige Stadt Roſtock beſitzt, wohnt auf dem mecklenburgiſchen Antheil dieſer Halbinſel; der preußiſche liefert ein Gleiches der Stadt Stralſund. Fehlte dies „Fiſchland," es würde ſchlecht mit der mecklenburgiſchen Schifffahrt ausſehen, die jetzt doch trotz aller ungünſtigen Verhältniſſe, die auf ihr laſten, ſo weſentlich zum Wohlſtand des ganzen Landes beiträgt. Es iſt ein ganz eigenthümlicher Schlag von Menſchen, dieſe „Fiſchländer," nur zum Dienſt auf der See geeignet, darin ſich nur auszeichnend. Kaum hat der Knabe die Schule verlaſſen, ſo will und muß er fort, weit auf das Meer, das er, ſobald er nur gehen konnte, auch ſchon an der Küſte mit dem leichten Nachen befuhr, ein unwiderſtehlicher Drang zieht ihn dort hinaus; er würde auf dem Feſtlande nur verkümmern, dürfte er ihn nicht befriedigen. Was für eine traurige Rolle ſpielten dieſe armen fiſchländer Matroſen früher, wenn das Loos ſie zwang, in das Militär einzutreten, und ſie gewöhnlich wegen ihrer Größe und Stärke unter das Grenadierbataillon oder die Artillerie in Schwerin eingereiht wurden. Welche Unbeholfenheit, Tölpelhaftigkeit, Verdroſſenheit zeigten ſie nicht, wie vermochten ſie kaum ihre Gliedmaßen zu rühren, wie waren ſie oft ein Spott der dümmſten Bauernburſchen. Und doch können ſie, wie die Katzen in dunkler Nacht, bis auf den höchſten Maſtkorb klettern, werden, wenn der Sturm das Schiff wie einen Spielball umherſchleudert und es gleich der Tauchente vorn mit dem Kiel in die Wogen taucht, auf die äußerſte ſchwankende Spitze des „Jagers" hinausgetrieben, dort ein Segel zu reffen, werden ſich keinen Augenblick bedenken, im winzigen Boot durch die ſich hoch aufthürmende Brandung zu ſteuern, wenn es gilt, ein Menſchenleben zu retten. Das iſt ihre Luſt, ihr Beruf, darum wollen ſie leben und ſterben. Um dem Joch des Soldatenweſens zu entgehen, mieden Viele für lange, lange Jahre, ja oft für immer, das Vaterland, ſo ſchwer ihnen auch ſonſt die Trennung iſt, und dienten auf fremden Fahrzeugen, beſonders holländi-

Digitized by Google

ſchen Oſtindienfahrern, wo ſie als in jeder Weiſe ſehr zuverläſſige Matroſen geſucht und gut bezahlt wurden. Jetzt iſt, wie in Preußen, ſo auch in Mecklenburg das Geſetz, daß der Dienſt auf einheimiſchen Schiffen vom Militärdienſt befreit, was mit allgemeinem Jubel aufgenommen wurde und von dem beſten Erfolge iſt. Hier holen wir uns einſt mit unſere Matroſen für unſere zukünftigen Kriegsſchiffe, und ſollte die Gefahr des Vaterlandes es fordern, werden ſie mit freudigerem Eifer und größerem Nutzen ihr Blut auf denſelben für deſſen Rettung verſpritzen, als ſie es jemals in deſſen Landheeren vermöchten.

Man braucht nicht ſelbſt auf langen Seereiſen mit dieſen Fiſchländern geweſen zu ſein, um ihre Tüchtigkeit und Beherztheit auf dem Meere zu erkennen; man hat auch bisweilen Gelegenheit, dies vom Lande aus zu beobachten. Ein ſchwerer Sturm iſt losgebrochen, tiefſchwarz ſind die Wolken des Horizonts, die hoch auf einander ſich thürmenden Wogen des Meeres, faſt von gleicher Farbe am untern Theile, nur an der Spitze ſich in weißen giſchenden Schaum zerſchellend; ängſtlich klopft dem Landbewohner, der vielleicht vom ſichern Hauſe dieſen Kampf der Elemente mit anſieht, das Herz bei dem Gedanken an die Tauſende, die auf wildem Ocean ihn beſtehen müſſen, und er iſt hoch erfreut, nicht zur Zahl derſelben zu gehören. Da wird im fiſchländiſchen Dorfe die Klage laut, ein däniſcher Weſtindienfahrer ſei auf dem langen Sandriff, was ſich längs dem Fiſchlande in der See hinzieht und ſchon ſo manches Opfer gefordert, auf den Strand gerathen, und die Mannſchaft gebe Hülfszeichen. Wie wird die ganze Bevölkerung dadurch aufgeregt, welch' Leben kommt in dieſelbe. Alles, was nur irgend vermag, eilt der Düne zu, nicht achtend des Sturmes Wehen und des ſie faſt blendenden aufgewirbelten Sandes. Es ſind nur wenige kräftige Seeleute, die aus Zufall oder Krankheit von der Reiſe zurückgehalten waren; im Dorf aber, was nur irgend vermag, ſpringt in die kleinen Fiſcherböte, dem Schiff zu Hülfe zu eilen. Selbſt ſchwache Greiſe und kleine Buben, die kaum die Hoſen angezogen, wollen ſich nicht ausſchließen, und letztere klatſchen vor Freude in die Hände, haben ſie die Erlaubniß dazu bekommen. Fehlt es an Händen, fahren ſelbſt die Frauen, die eben ſo geſchickt wie die Männer die Ruder zu handhaben wiſſen, mit, um ja recht ſchnelle Hülfe zu bringen. So wagen ſie freudig ihr Leben, lenken kühn den ſchwachen Kahn durch die wilde Brandung, um ſo viel Menſchen und, geht es an, auch Schiffsgut, wofür ihnen nachher ein Bergelohn bezahlt wird, zu retten. Und wie gaſtfreundlich pflegen und beherbergen ſie nachher die Geſcheiterten, wie ſuchen ſie den Kummer derſelben auf alle Weiſe zu mildern. Freilich, es iſt ſo leicht keine Familie, in der nicht irgend ein Mitglied ſchon Schiffbruch gelitten, keine, die nicht ſtündlich einer gleichen Nachricht entgegen ſehen kann. Oder der harte nordiſche Winter hat die Oſtſee, ſo weit das Auge reicht, mit mächtigen, theils verbundenen, theils freiſchwimmenden Eisſchollen bedeckt, ein ſchneidender Nordwind pfeift dabei durch die Luft, und dunkle Wolken verkünden ein

baldiges Schneegestöber. Da wird ein Schiff, zwischen diesen Eisschollen eingefroren, sichtbar, was durch Nothzeichen andeutet, daß ihm der Proviant ausgegangen. Oft in strengen Wintern geschieht es in den nördlichen Meeren, daß Schiffe in große Eisfelder gerathen, darin einfrieren und dann oft wochenlang mit ihnen herumtreiben müssen. Unendliche Beschwerden muß dann bisweilen die Mannschaft solcher Fahrzeuge ertragen, das hartgefrorene Tauwerk zerschneidet den Matrosen, die damit umgehen müssen, die Hände, Proviant und Feuerung beginnen oft auszugehen, und man hat schon Beispiele, daß sämmtliche Leute darauf vor Hunger und Kälte umgekommen sind. So wie die Matrosen im Dorfe, die im Winter in großer Zahl zu Hause sind, dies sehen, bereiten sie sich vor, Hülfe zu bringen. Trotz Kälte und Sturm ziehen 20 – 30 junge Burschen, alle einen Sack mit Kohlen, Brot, Fleisch und Rumflaschen auf den Nacken gebunden, aus, um das Schiff zu erreichen. Es ist dies oft ein sehr gefährliches, langwieriges Unternehmen. Mit Eissporen an den großen Wasserstiefeln, die das Ausgleiten verhindern, müssen sie oft von Scholle zu Scholle springen, stets in Gefahr, abzugleiten oder den Sprung zu kurz zu machen. Sind die Schollen zu weit von einander entfernt, um den Sprung zu wagen, so legen sie Bretter hinüber, deren sie zu diesem Zwecke stets einige bei sich führen. So erreichen sie oft erst nach vielen mühevollen Stunden das Schiff bringen der Mannschaft darauf die ersehnte Zufuhr, wofür sie blos den Preis, den sie selbst dafür bezahlt haben, sonst aber weiter keinen Vortheil nehmen, sprechen derselben Muth zu, wenn sie dessen bedarf, und treten dann getrost den Heimweg wieder an. Oft überfällt ein Alles verdunkelndes Schneegestöber sie dabei, was die Gefährlichkeit des Weges, den sie dann nur vermittelst ihrer Taschenkompasse zu finden vermögen, sehr erhöht. Mitunter hat es sich auch wohl schon ereignet, daß die Eismasse sich unterdeß vom festen Lande trennte, und so die Abgeschnittenen mehrere Tage darauf herumtrieben, bevor sie wieder die Heimath erreichen konnten, ja selbst Alle darauf erfroren sind. Alles dies wird aber die jungen Burschen des Fischlandes nie abhalten, eingefrornen Schiffen im Winter alle mögliche Hülfe zu bringen, sobald nur irgend wie eine Aussicht vorhanden, dieselben zu erreichen.

2.

Der an Jahren gereiftere, wohlhabendere und gebildetere Theil der Bewohner der fischländischen Dörfer, deren es etwa 5—6 dort giebt, führt Rostocker Schiffe als Kapitän, der jüngere Bursche oder der auch im Alter nicht Vermögen und Kenntnisse genug hat, um diese Würde zu erlangen, dient als Steuermann, Matrose oder Schiffsjunge auf denselben. Stets muß aber ein junger Mann, bevor er Steuermann oder gar Kapitän werden kann, von unten als Schiffsjunge anfangen und mehrere Jahre in solchen Stellen zubringen. Die Kapitäne, ja selbst die Steuermänner und oft gar die ganze Mannschaft bis zum Jungen herab, haben

Digitized by Google

faſt immer einen Antheil, „Part“ genannt, an dem Schiffe, welches ſie führen, das ſonſt einen Kaufmann in Roſtock als „Korreſpondent-Rheder“ beſitzt, der den größten Antheil daran hat und die ſonſtigen Geldgeſchäfte dafür beſorgt. In dieſen Schiffsparten ſteckt außer dem kleinen Hauſe und einigen wenigen unfruchtbaren Ländereien das ganze Vermögen dieſer Leute, und ſie verwenden alle ihre Erſparniſſe dazu, um ſolche zu vergrößern. Dies gibt nun ſowohl dem Führer wie auch der Mannſchaft eine ſo außerordentliche Sorgfalt um die Erhaltung des Schiffes; alle ſind darauf bedacht, daß daſſelbe ja recht viel verdiene, da ihnen dies ſelbſt Vortheil bringt. Verſichert iſt faſt nie ein ſolches Schiff, was die Kapitäne auch für eine Art von Feigheit halten; von einem verſicherten Schiffe pflegen ſie zu ſagen: „He truht ſich nich up ſien eegen Fööt up dee See.“ (Er traut ſich nicht auf ſeinen eigenen Füßen auf die See.) Scheitert daher daſſelbe, und bei der beſonders im Herbſt ſo ſehr gefährlichen Schifffahrt auf der Oſtſee geſchieht dies nicht ſelten, ſo verlieren Kapitän und oft ſämmtliche Mannſchaft faſt ihr ganzes Vermögen. Dann zeigt ſich aber der edle Charakter der „Fiſchländer“ in vollem Lichte. Iſt ihnen nur irgend bekannt, daß der Kap.tän beim Untergang keine Schuld trug, ſo ruhen ſie nicht eher und legen ſo viel zuſammen, bis ſie ihm wieder ein neues Schiff und daran auch einen „Part“ verſchafft haben. Alles dies trägt ſehr viel dazu bei, die roſtocker Schiffe und beſonders diejenigen derſelben, welche „Fiſchländer“ zu Führern haben, ſo allgemein beliebt in fremden Häfen zu machen und ihnen ſo leicht Fracht zu verſchaffen, da der Verlader die Ueberzeugung hat, daß Führer wie Mannſchaft, und ſehr oft dient eine ganze Verwandtſchaft vom Großvater als Kapitän bis zum Enkel als Schiffsjungen zuſammen, ſchon aus eigenem Intereſſe Alles anwenden, um in jeder Weiſe ihn zufrieden zu ſtellen. Uns ſagte noch kürzlich in einem ſüddeutſchen Bade ein angeſehener Aſſekurator aus Amſterdam, wie ſie dort an der Börſe vorzugsweiſe gern Aſſekuranzen auf Waaren, die in von fiſchländiſchen Kapitänen geführten Schiffen verladen würden, zeichneten, da ſie ſicher wären, daß dieſe auf alle mögliche Weiſe dieſelben in Obhut behielten.

In der Regel kommen die meiſten Oſtſeefahrzeuge, die nicht auf ſehr entfernten Reiſen ſind, für einige Wintermonate nach Hauſe und entlaſſen dann ihre Leute, um den Winterlohn zu ſparen. So kommen oft Ende Oktober und im November 20—30 Schiffe an einem Tage im roſtocker Hafen an, die alle ſo ſchnell wie möglich abgetakelt und an den Pfahl gelegt werden. Dann herrſcht in den fiſchländiſchen Dörfern gar ein munteres, reges Leben, was ſehr von der Stille des Sommers abſticht. Die verheiratheten Kapitäne und älteren Männer beſorgen ihre kleine Wirthſchaft, ſtreichen ihre Häuſer und Hausgeräthſchaften ſelbſt mit Oelfarbe an und verſammeln ſich am Abend im Wirthshauſe beim Glas Grog, um ſich die Abenteuer und Ergebniſſe der letzten Reiſen zu erzählen. Das junge Volk, was gerade nicht ſtets häusliche Arbeiten genug hat, treibt vielerlei

Kurzweil, wozu besonders auch die Jagd auf wilde Schwäne und Enten gehört, die sich beim Frost zahlreich an den offenen Stellen der Küsten einfinden. Sonntags ertönt stets die Violine, um zum Tanzen aufzuspielen, was die Jugend beiderlei Geschlechts eifrig treibt. Bisweilen wird diese Ruhe auch wohl unterbrochen, weil irgend ein rostocker Kaufmann eine günstige Handelskonjunktur in England benutzen und mitten im Winter ein Schiff mit Korn dahin befrachten will, was dann oft mehrere Meilen weit durch das Eis durchgehauen werden muß. Froh, etwas zu verdienen und wieder in die See zu kommen, eilt die dazu bestimmte Mannschaft fort, obgleich die Beschwerden und Gefahren einer solchen Winterreise doppelt groß sind. Die Mehrzahl bricht aber erst im März, wo die Schifffahrt wieder beginnt, auf. Zu dieser Zeit herrscht im rostocker Hafen ein gar reges Leben, denn 40—50 Schiffe werden oft zu gleicher Zeit segelfertig gemacht und mit Korn oder Ballast beladen. Es kommen dann zum „Ribnitzer Thor" lange Reihen von mit den kleinen verkümmerten Pferden bespannten Wagen herein, jeder von 8—12 lustigen kräftigen Matrosen begleitet, die die Schiffskisten herbeiführen. Jubelnd trifft man dann auf den Straßen die ganze Bemannung eines Schiffes vereint, den Steuermann an der Spitze, die vom Rathhause kommen, wo die Musterung verlesen und die Namen eingezeichnet sind. Wohin die Reise geht, ist dem Matrosen ganz gleichgültig, ob das Schiff nach Konstantinopel oder Rio de Janeiro segelt, oder ob er Dienste auf einem „Grönlandfahrer" bekommt und bei Spitzbergen mit Wallrossen und Eisbären kämpfen muß, was kümmert's ihn, wenn er nur wieder hinaus in die See kommt und die „Heuer" (Monatsgeld), gewöhnlich 12 Thaler (=24 Gulden) betragend, hoch ist. Auch ein großer Theil der Schiffe, die in Rostock nicht zur Hälfte beladen werden können, geht mit Ballast in die hohe See und sucht sich erst mühsam in fremden, besonders russischen Häfen Fracht und Verdienst. Reisen, die vorzugsweise viel von rostocker Schiffen gemacht werden, sind nach Riga, Antwerpen, Amsterdam, in das nördliche Eismeer, nach Archangel, oder auch nach Konstantinopel und von dort in das schwarze Meer nach Odessa und nach Alexandrien, weniger im Allgemeinen nach Amerika und dann besonders nach Brasilien und Westindien für hamburger Rechnung. Oft kommt es vor, daß so ein Schiff immer von fremden zu fremden Häfen fährt und bisweilen in 4—5 Jahren nicht wieder die Heimath begrüßt. Und der kleine Bube des Kapitäns, den beim Weggang noch die Mutter als Säugling auf dem Arme trug, springt jetzt munter dem Vater, von dem ihm so viel erzählt worden, entgegen und weiß schon die Schiffsleiter flink wie eine Katze zu erklimmen, und der Braut des Steuermanns sind in den langen Jahren die Rosen der Wangen verblüht und die Zeit hat ihre Stirn mit Runzeln bedeckt. Aber mit gleicher Inbrunst wird er doch die Geliebte umfassen, und ob ihm auch des Südens feurige Töchter gewinkt, er ist zu der Braut auf dem Fischlande zurückgekehrt. Treu sind alle

Digitized by Google

dieſe Fiſchländer, eben ſo im Erfüllen ihres Verſprechens, wobei der Handſchlag Brief und Siegel vertritt, wie im Bunde der Liebe, und es wird nie der Fall vorkommen, daß ein dortiger Burſch das einmal angelobte Mädchen böswillig verlaſſen hätte. Oft freilich kommt ſtatt des heißerſehnten Fahrzeuges die Trauerpoſt, daß es im letzten Sturm mit „Mann und Maus verloren gegangen", und man findet in den fiſchländiſchen Dörfern gar manche junge Wittwe, manche verlobte Braut, die ihr Leben lang den untergegangenen Geliebten in ſtiller Abgeſchiedenheit betrauert. Das iſt die Poeſie des Seelebens, in wenigen Stunden im Arm der heißen Liebe, oder im Schooß des kühlen Meeres.

Als der Großherzog von Mecklenburg vor einigen Jahren auf ſeiner größern Reiſe im Orient auch in Konſtantinopel verweilte, ward im dortigen Hafen ſein Auge durch den Anblick der mecklenburgiſchen Flagge erfreut, die auf den Maſten zweier ſtattlichen Schiffe, von denen eins ein ſehr ſchöner Dreimaſter war, wehte. Er fuhr an den Bord derſelben, unterhielt ſich lange mit den Kapitänen, beide ächte „Fiſchländer", und erbot ſich Briefe und Grüße an ihre Frauen zu überbringen, da er doch wohl früher wie ſie, die noch nach dem ſchwarzen Meere wollten, die Heimath wieder erreichte, was denn auch von denſelben dankbar angenommen wurde. Bei ſeiner Rückkehr nach Mecklenburg hielt er auch getreulich Wort, machte gleich einen Ausflug nach dem „Fiſchland", beſuchte die Familien der Kapitäne und ſchenkte jeder einen ſilbernen Becher mit dem Datum, an dem er in Konſtantinopel bei ihren Männern an Bord geweſen war, zum Andenken.

Iſt das Aeußere der Wohnungen auf dem „Fiſchlande" ſchon im hohen Grade anſprechend und gut gepflegt, ſo iſt es noch mehr das Innere. Die ſauber geweißte Diele, auf der gewöhnlich einige blank polirte Schränke ſtehen, iſt mit zierlichen holländiſchen Klinken, ſtets rein gewaſchen, in bunten Muſtern belegt. Das Wohnzimmer iſt ganz wie eine Schiffskajüte, nur in vergrößerter Weiſe eingerichtet, mit vielen Wandſchränken in den Wänden, die oft ganz mit gefirnißtem Holz ausgetäfelt ſind. An der Decke hängt gewöhnlich ein gut geſchnitztes, bis auf das kleinſte Tauwerk getreues Modell des Schiffes, auf dem der Mann fährt, von dieſem in müſſigen Winterſtunden zur Freude und Belehrung ausgeſchnitzt, ſonſt aber noch Kokosnüſſe, große Muſcheln, ausgetrocknete Delphine, kurz ähnliche von den Reiſen mitgebrachte Merkwürdigkeiten. Kommt man als Fremder in eine ſolche Kapitänswohnung, ſo wird man auf eben ſo dringende wie gutmüthige Weiſe eingeladen, eine Taſſe Kaffee oder Thee, oder ein Gläschen Rum, wenn es kalt iſt, zu trinken, daß man es unmöglich abſchlagen kann, was auch ſehr übel genommen würde. Man bekommt dann ſo guten, ſtarken Kaffee, oder ſo feinen Zucker, ſo ächten Rum, was Alles der Mann von ſeinen Reiſen mitbringt, wie man es nur ſelten in einer deutſchen Binnenſtadt finden wird. Was aber ſehr überraſcht, iſt das vollſtändige Service vom feinſten engliſchen Porzellan,

die krystallene, mit Silber eingefaßte Zuckerdose, die schweren, gut gearbeiteten silbernen Löffel. Es ist nämlich Sitte, daß jeder fischländische Seemann bei der Heimkehr im Herbst seiner Frau oder Braut irgend ein derartiges Geschenk für den Hausstand mitbringt, und so sammelt sich denn in den Wohnungen der wohlhabenderen Kapitäne allmählig eine Menge oft ganz werthvoller Sachen. Sonst sind die „Fischländer" selbst bis auf die gemeinen Matrosen herab in der Regel sehr sparsam, ordentlich, nicht zu Excessen geneigt und dem Trunke nicht sehr ergeben, Eigenschaften, die man nicht allzuhäufig an Seeleuten findet. Kommen im rostocker Hafen Schlägereien vor, so sind es gewöhnlich geborne Rostocker oder fremde Matrosen, die dabei betheiligt sind, selten „Fischländer", obgleich ihrer an 1000 auf dortigen Schiffen dienen. In der Kleidung unterscheiden sie sich gar nicht von andern Matrosen, und auch wohlhabende Kapitäne gehen am Bord in kurzer Jacke von grobem blauem Tuch und essen mit ihrer Mannschaft aus gleicher Schüssel. Eigentlich Arme gibt es unter ihnen nicht, denn wird ein Matrose alt und schwach und kann nichts mehr verdienen, hat auch vielleicht nichts erspart, so nimmt die ganze Gemeinde sich seiner und seiner Familie auf das Bereitwilligste an. Ueberhaupt herrscht ein enges Zusammenhalten unter allen „Fischländern", sie werden sowohl in der Heimath wie in der Ferne stets bei einander zusammen sein und sich auf jede Weise mit Rath und That unterstützen.

Dies das mecklenburgische „Fischland". Man sieht, trotz seiner Oede und Rauhheit wohnen so glückliche, rechtschaffene Menschen auf demselben, wie nur auf irgend einem Punkte der Welt. Die Erde gibt ihnen wenig, desto mehr aber das weite unendliche Meer.

Digitized by Google

Zweiter Abschnitt.

1. Oldenburger Land und Leute. — 2. Insel Rügen.

1. Oldenburger Land und Leute.*)

1. Geest, Marsch und Moor.

Wir haben es hier natürlich nur mit den Bewohnern des Herzogthums, nicht des Großherzogthums zu thun, also mit dem von Hannover und der Nordsee eingeschlossenen Hauptlande, ohne die Fürstenthümer Eutin und Birkenfeld, die unnatürlich an dasselbe gefesselt sind. Die Bevölkerung des Herzogthums ist eine sehr dünne, denn es wohnen wenig über 2400 Menschen auf der Quadratmeile; dazu ist sie ungleich vertheilt, denn während man in der besten Marschgegend (Kreis Ovelgönne im Butjadinger Lande) 3300 Köpfe auf der Quadratmeile zählt, rechnet man im Kreise Kloppenburg, von dem zwei Drittheile mit Haide bedeckt sind, nur 1100.

Wir begegnen hier dem Gegensatze zwischen Geest und Marsch, der für das ganze oldenburger Land charakteristisch und auch für unsern Zweck von Wichtigkeit ist, indem die Art und Lebensweise der Bevölkerung wesentlich aus einander geht, je nachdem sie den magern oder fetten Boden angehört, wie denn auch die Volksstämme verschieden sind; denn während in der Marsch sich überall Friesen niedergelassen haben, werden die Geestdistrikte von dem alten Stamme der Sachsen bewohnt.

Berg und Ebene, Haide und Sumpfland bedingen nicht allein die Natur der Pflanzen und Thiere, die ihnen entstammen, sondern auch der Menschen. Der Tyroler und Schweizer ist das, was er ist, nicht allein durch gewisse Abstammung und Racenkreuzung, sondern wesentlich auch durch die Alpennatur, die sein Lebenselement ist. Will man ihn verstehen, so muß man die Landschaft verstehen, in die ihn der Künstler „überm Sternenzelt" als Staffage gesetzt hat. Eben so wird sich uns der Olden-

*) Grenzboten II. S. 177 ff.

burger aus ſeinem Lande und deſſen Gegenſätzen, der Geeſt und der Marſch, entwickeln.

Unter Geeſt verſteht man in dem ganzen nordweſtlichen Deutſchland, das von ähnlicher Beſchaffenheit wie Oldenburg iſt, das höher gelegene, meiſt ſandige, mehr oder weniger magere und trockene Land, wie denn geeſt oder güſt in der plattdeutſchen Sprache trocken bedeutet. Es tritt dieſer Ausdruck nur im Gegenſatze zu den von der Geeſt überall ſcharf abgegrenzten Niederungen jener Länder, zu Marſch und Moor, auf. Die oldenburger Geeſt hat im Süden des Herzogthums ihre größte Mächtigkeit; von da zieht ſie, durch große Moore zur Rechten und beſonders zur Linken eingeengt, in Geſtalt einer niedrigen Hügelkette nordwärts an der Stadt Oldenburg vorbei, und läuft, den Jahdebuſen zur Rechten laſſend, auf die Stadt Jever zu, welche, auf einer ſchmalen Geeſthalbinſel gelegen, wie von einer Zinne in die üppige Marſchfläche von Jeverland hinabſchaut. Die Aehnlichkeit dieſer Hügelkette mit Dünen iſt ganz augenſcheinlich; ja, die Dünengeſtalt iſt an vielen Orten, wie z. B. in den Oſenbergen, noch vollkommen erhalten, und es kann keinem Zweifel unterworfen ſein, daß die Geeſt das ältere, die Marſch das jüngere Land iſt, dem die Fiſche eine gute Zeit ſpäter Valet geſagt haben, als jenem. Die großen Haideflächen, die einen beträchtlichen Theil des oldenburger Landes ausmachen, gehören ſowohl den Geeſt- als den Moorgegenden oder ihren Uebergängen an; denn viele Strecken bilden Zwiſchenſtufen von Geeſt zu Moor, von Moor zu Marſch, wie denn z. B. die Stadt Oldenburg auf ſogenanntem anmoorigem Boden, der zwiſchen Geeſt und Moor die Mitte hält, gelegen iſt. Beſonders bekannt und verrufen in Deutſchland iſt die lüneburger Haide, und allerdings iſt ſie eine der ausgedehnteſten; Hannover und Oldenburg haben jedoch eine Menge Haiden aufzuweiſen, die nicht minder öde und abſchreckend ſind. Allerdings wird ihr Gebiet durch regelmäßig fortgeſetzte Kultivirung, durch Gründung kleiner Haidekolonien von Jahr zu Jahr geſchmälert; aber bei der geringen Bevölkerung und der Maſſe der zu vertilgenden Wüſte iſt dies im Ganzen und Großen ſo wenig bemerkbar, wie das Fehlen eines Haars, das aus einem vollen Barte gerauft wird. Man hat die kahle, in ſchwacher Wellenbewegung bis zum Horizont gebreitete Ebene mit dem Meere verglichen. Beide erwecken die Idee der Unbegrenztheit; allein das Meer iſt endloſes Leben, und die Haide endloſer Tod. Ungehemmt ſauſt der Wind über den nackten Boden, ohne Baum oder Buſch zu finden, in dem er wühlen könnte; ſtatt deſſen fegt er die dürren Grashalme und das ſtruppige Haidekraut, oder kräuſelt den Sand, der an vielen Blößen wie weißes Todtengebein hervorſtarrt. Einzelne Häuſer am Wege, mit dickem, tief herabgehendem Rohrdach bekleidet, von ein paar Birken und einem Fleckchen grünen Landes umgeben, mehren inmitten der unendlichen Wüſte noch den Eindruck der Einſamkeit. Die Natur, die ſonſt überall tauſendfaches Leben hervorruft, ſcheint hier einem ewigen Tode verfallen. Man kann

Digitized by Google

ſtundenlang der Straße folgen, ohne einem Wagen, einem Wanderer zu begegnen; kaum läßt ein einſamer Vogel ſeine Stimme hören, die wie eine Klage durch die Oede ſchallt. Doch dort zeigt ſich ein Schäfer, der, in weißwollenem Mantelkragen auf einem Erdwalle ſitzend, langſam ſtrickend die rothen Finger bewegt. Winzige Schafe von ſtruppigem und ſchmutzigem Ausſehen bewegen ſich in poſſierlichen Sprüngen um ihn her. Es ſind dies die Haidſchnucken, deren Wolle einſt ein leipziger Kaufherr für Hundshaar erklärte. Du redeſt den Maſter, ſo heißt der Schäfer im Münſterlande, an. Er wendet ſein rothbackiges, eben nicht reines Geſicht, ſeine blauen, ſtarren Augen auf dich; aber er öffnet den Mund nicht, um Dir zu ſagen, daß er Dich nicht verſteht. Sprechen iſt eine Kunſt, die er ſo ſelten übt, daß er vor einem Fremden die Anſtrengung nicht machen will. Hier in dieſen Gegenden wird, wenn irgendwo, die Eiſenbahn eine unendliche Wohlthat ſein; ſie wird, in weit höherm Grade als die öden Landſtraßen, als Brennpunkt des Verkehrs und der Kultur dienen, und nebenbei wird der Reiſende den Vortheil haben, in möglichſt ſchneller Zeit die braune Oede zu überwinden.

Man könnte den Großherzog von Oldenburg den Pharao mit den ſieben fetten und den ſieben mageren Kühen nennen; die ſieben mageren ſind die Geeſt, die ſieben fetten die Marſch. Marſch, ein Wort, das ſprachlich und ſachlich an das lateiniſche mare und das franzöſiſche marais erinnert, heißen die fetten Niederungen an den Flußmündungen und Meeresküſten, die jenen Mündungen benachbart ſind. Ein eigenthümlicher, durch Anſchwemmung gebildeter, ſchwerer Thonboden, Klei genannt, der neben Thon, Lehm und Sand auch Torf und andere Pflanzentheile, Muſcheln, Infuſorien und überhaupt verſchiedene thieriſche Ueberreſte enthält, verleiht der Marſch die außerordentlichſte Fruchtbarkeit, wovon Weiden und Fruchtfelder ein glänzendes Zeugniß ablegen.

Iſt der Süden des Herzogthums das Hauptgebiet der Geeſt, ſo iſt der Norden das der Marſch. Der großen, im Nordweſten und Nordoſten gelegenen Marſchen Jeverland und Butjadingen iſt ſchon oben gedacht. Ein dritter Marſchdiſtrikt iſt das Stedinger Land an der Weſer und untern Hunte, das, im Gegenſatz zu jenen, bloße Flußmarſch iſt. In alten Zeiten erſtreckte ſich die Weſermündung über dieſes dem Waſſer abgetrotzte Gebiet.

Alles Marſchland muß durch hohe, ſehr koſtbare Dämme, Deiche genannt, gegen das andringende Meer geſchützt werden. Beſondere Gefahr bringt das Zuſammentreffen von Spring- und Sturmfluth, wenn nämlich der höchſte Standpunkt der Fluth, der beim Voll- und beim Neumond ungewöhnlich ſchnell eintritt, durch einen auf das Land wehenden Sturm noch geſteigert wird. Zu verſchiedenen Zeiten ſind Sturmfluthen für das oldenburger Tiefland verderblich geweſen, ja der ganze Jahdebuſen iſt ein ungeheures Grab, worin eine Menge Ortſchaften, deren Namen noch bekannt ſind, ſeit drei, vier und ſechs Jahrhunderten verſunken liegen.

Um die Marſch zu entwäſſern, ſind eine Menge Kanäle, ſogenannte Sieltiefen, die ſich in immer kleinere Gräben verzweigen, in's Land geſchnitten und mit Sielen, d. h. mit Schleuſen verſehen, die ſich dem abfließenden Binnenwaſſer öffnen, dem von der Fluth aufwärtsgetriebenen Meer- oder Flußwaſſer aber ſchließen, das die Entwäſſerung vergeblich machen würde. Dieſe Deich- und Sielanlagen müſſen natürlich von ganzen Diſtrikten, Deichverbänden, gemeinſchaftlich unternommen und unterhalten werden; ein von der Regierung geſetzter Deichgräfe und zahlreiche Unterbeamte überwachen und leiten die Deicharbeiten. Dennoch bieten die Schutzmittel, obgleich ſie immer weiter vervollkommnet werden, keine vollſtändige Sicherheit, und das Meer, die Marſch als altes Eigenthum betrachtend, pocht mahnend jeden Winter an und ſcheidet ſelten, ohne nicht wenigſtens kleine Opfer mit ſich zu führen. Jeden Winter hört man von Deichbrüchen. Da die Häuſer nicht ſelten landeinwärts dicht hinter dem Deiche, wo ſie Schutz vor dem Winde ſuchen, erbaut ſind, hat ein ſolcher Deichbruch den unmittelbaren Untergang jener Wohnungen zur Folge. Da gilt es verzweifelte Gegenwehr, wenn der Sturm heranbrauſt, um ſich zu den Opfern auf der See auch Opfer auf dem Lande zu holen. Iſt es doch in einem der letzten Winter vorgekommen, daß eine oldenburger Gemeinde einen gefährdeten Deich an einer ſchwachen Stelle ſtundenlang mit den eigenen Leibern bedeckt hat, damit nicht die Kappe, d. i. der Rücken des Dammes, hinweggeſpült werde, und ein Deichbruch Verderben über Felder, Vieh und Menſchen bringe. Eine der furchtbarſten Sturmfluthen der neuern Zeit war die von Weihnachten 1717. Der Wind hatte 24 Stunden lang aus Südweſt geweht, und das Waſſer aus dem atlantiſchen Ocean durch den Kanal in die Nordſee gepeitſcht; darauf war der Südweſt plötzlich in Nordweſt umgeſchlagen und hatte das Waſſer, das ſo ſchnell nicht durch den Kanal ablaufen konnte, mit furchtbarer Gewalt gegen die Küſte geſchleudert. Halem, ein oldenburger Schriftſteller, der uns eine Schilderung jener Weihnachtsfluth hinterlaſſen hat, ſagt, die See ſei mit der Geſchwindigkeit des Waſſers in einem Topfe, das zu ſieden beginnt, aufgelaufen. Schon um 3 Uhr in der Nacht zerriſſen die Deiche von Butjadingen, und das Waſſer ſtieg innerhalb einer Viertelſtunde 8—16 Fuß im niedrigen Lande. Das Vieh ertrank in den Häuſern; viele Menſchen fanden in den Betten, oder auf Tiſchen und Schränken, wohin ſie geflüchtet waren, den Tod; viele, die halb nackt auf Böden und Dächer geklettert waren, kamen durch Zuſammenſturz der Gebäude um oder ſtarben vor Froſt und Hunger. In den Grafſchaften Oldenburg und Delmenhorſt, alſo in einem kleinen Theile des Herzogthums, wurden allein 150 Häuſer zerſtört; 2471 Menſchen und faſt doppelt ſo viel Pferde und Hornvieh kamen um's Leben; wie groß mag erſt die Zahl der Opfer in der butjadinger Marſch geweſen ſein! Iſt die Deichlaſt in gewöhnlichen Zeiten ſchon beträchtlich, ſo ſteigt ſie in ſolchen Unglücksjahren in's Unerſchwingliche. Darum pflegt auch der

Digitized by Google

Marſchbewohner zu ſagen, ohne die Deichlaſt könne er mit einem ſilbernen Pfluge pflügen. Den Deich ſelber aber nennt er ſeinen goldenen Ring, um den Werth, den er auf ihn legt, zu bezeichnen.

Während die Geeſt einzelne Waldungen beſitzt und reich an ſchönen Baumparthien iſt, die dem wellenförmigen Lande zu einiger Zierde gereichen, zeigt ſich die Marſch faſt baumlos und flach wie eine Tafel; dennoch geben ihr die weit zahlreicheren, ſehr ſtattlichen Häuſergruppen, die üppigen Fruchtfelder und vor Allem das reinliche Vieh, das Tag und Nacht bis zum Winter auf der Weide geht, ein lachendes, wenn auch einförmiges Anſehen. Es iſt eine holländiſche Landſchaft, ungemein reizend, wenn die Weiden mit friſchem Grün bedeckt ſind, aber ermüdend durch beſtändige Wiederholung. Man denke ſich den ſaftig grünen Raſenteppich bis zum fernſten Horizont aufgeſchlagen, geſtickt mit bunten Blumen und durch blinkende Waſſergräben in Hunderte von Feldern getheilt; man denke ſich auf dieſen Feldern die ſtattlichſten Roſſe in wilder Freiheit, ſchwarz und weiß gefleckte Hornvieh, gegen das Helios ſeine Rinder tauſchen würde; rieſige Schafe, deren Vließ an Weiße dem Schnee nicht nachſteht, und um die Wohnungen noch anderes Vieh in gleicher Größe und Schönheit; man denke ſich dieſe Thiere, wie ſie, einzeln oder gruppenweiſe vertheilt, die ſchöne Trift als Weide-, Tummel- oder Ruheplatz benutzen, die Rinder behaglich gelagert oder, wie es die Lokalität erlaubt, bis an's Knie im Waſſer ſtehend; die Pferde, von munteren Füllen umſchwärmt, umhergaloppirend und den Roſſen Deines Wagens mit lautem Gewieher einen guten Tag zurufend, und an den Deichen hinauf und hinab die ſchimmernden Schafe mit ihren Lämmern, die, aus dem Euter der Mutter gierig ſaugend, die leckere Koſt ſich holen:

Iſt irgendwo ein Paradies
Beſtellt für Thiere, ſo iſt es dies.

Die Studenten gebrauchen das Wort ochſen im tadelnden Sinne; von dem Oldenburger kann man aber nicht verlangen, daß er ein Thier, dem er ſo manchen ſchönen Thaler verdankt, in Redensarten mißhandle. Ochſig groß heißt bei ihm nur gewaltig groß, und wer von ſtarkem Körperbau iſt, muß es ſich ſchon gefallen laſſen, ein ochſiger Kerl genannt zu werden. Vergleichen ſich doch die Bauersleute ſelbſt unter einander ſehr oft mit Thieren. In Goldſchmidt's „Kleinen Lebensbildern aus der Mappe eines deutſchen Arztes", welche reich an oldenburger Skizzen ſind, äußert eine Bauersfrau gegen ihn: „As ick jung weer, ſä min Mann to mi: Deern, Deern, wat biſt du minn um 'n Kneep! Man kunn di wol affpuſten. Ick hewv di as Faſelſwin krägen; — un nu biſt doch rein ſo fett as 'n Maſtſwin. („Dirne, Dirne, was biſt Du ſo ſchmal um die Taille! Man kann Dich wohl abblaſen. Ich habe Dich als ein ungemäſtetes Schwein bekommen; — und nun biſt Du völlig ſo fett wie ein Maſtſchwein.")

Schließlich bemerke ich noch, und damit wollen wir den Beſtien Valet

ſagen, daß in der baumloſen Marſch der getrocknete Dünger häufig ein Brennmaterial für die ärmere Klaſſe bildet, ein Gebrauch, der bekanntlich in Steppenländern allgemein iſt.

Neben Geeſt und Marſch ſtellt ſich ein dritter Gegenſatz: das Moor. Unter dieſem Worte, das, wie Marſch, an mare und marais erinnert, verſteht man diejenigen ſumpfigen Niederungen voll ſtockender Gewäſſer, in denen eine eigenthümliche, mit verwitterten Baumreſten durchſchoſſene Pflanzenwelt eine ſchwammigfilzige Maſſe von hellbrauner, dunkelbrauner und ſchwärzlicher Farbe bildet, die als Torf das allgemeine Brennmaterial des Landes liefert, und zwar ſchon ſeit Plinius Zeiten, der von den Bewohnern jener Gegenden ſagt, daß ſie Erde brennen. Das Herzogthum iſt ſehr reich an Mooren. Eins zieht im Süden vom Dümmer See auf der Grenze des Kreiſes Vechta und der hannöverſchen Grafſchaft Diepholz. Andere Moore ſchließen die ſtedinger und butjadinger Marſch von der Südweſt- und Weſtſeite ein, an vielen Orten den Uebergang von Marſch zu Geeſt bildend. Hier iſt durch Ausdehnung der Abwäſſerung die Möglichkeit gegeben, den moorigen Boden für die Geeſt zu gewinnen. Ferner zieht ſich ein wahres Rieſenmoor, das zu den größten Norddeutſchlands gehört, durch den ganzen Weſten des Herzogthums nach Oſtfriesland hinüber.

Das Moorland wird im Oldenburgiſchen, wie in vielen andern Gegenden des nordweſtlichen Deutſchlands, ſtellenweiſe im Frühjahre abgebrannt und mit Buchweizen (Haidekorn), der mit magerm Boden fürlieb nimmt, beſäet. Das Land wird zu dieſem Zwecke zuerſt trocken gelegt und der Raſen abgeſchält. Der angezündete Torfboden brennt einen Zoll tief hinab und liefert ſo eine Aſche, die den eingeſtreuten Körnern als trefflicher Dünger dient. Der durch den Brand erzeugte dicke, ſchwere Rauch verpeſtet dem Oldenburger ſeinen Frühling. Vom Winde in das mittlere und ſüdliche Deutſchland geführt, figurirt er dort als Höhen- oder Heerrauch. Da der arme Mann bei mäßiger Arbeit, ohne Dünger, von dem Buchweizenbau, wenn er einſchlägt, reichen Gewinn zieht, ſo iſt derſelbe von großer Wichtigkeit für ihn; es kommt dabei aber ganz beſonders auf Glück an. Auch pflegen die reichen Bauern ihren Söhnen Buchweizenland als eine Art von Taſchengeld zuzuweiſen. Was ſie daraus ziehen, dürfen ſie zu ihrem Vergnügen verwenden.

2. Der oldenburger Bauer.

Ich wende mich jetzt von dem Lande zu den Menſchen. Wer als Neuling das oldenburger Land betritt, dem muß es nothwendig auffallen, daß dort das Wort Bauer von ſchwerem Gewicht iſt. Dies hat ſeinen Grund darin, daß der Bauernſtand der herrſchende, faſt, möcht' ich ſagen, der einzige Stand iſt. Außer Oldenburg, der Reſidenz, die an 12,600 Einwohner zählt, giebt es nur Landſtädtchen, die im Allgemeinen eine ſehr geringe gewerbliche Thätigkeit entwickeln. Ackerbau und Viehzucht ſind daher

Digitized by Google

die Hauptnahrungszweige. „Ich will Bauer werden", ſagt der Sohn des Beamten oder Offiziers, der nicht Luſt hat, den Stand des Vaters zu ergreifen. In Süddeutſchland würde man in demſelben Falle die Ausdrücke: Landwirth, Gutsbeſitzer gebrauchen. Der oldenburger Bauer oder Hausmann (im Münſterland auch Wehrfeſter, Zeller und Kolonus genannt) iſt aber auch wirklich Gutsbeſitzer, indem ſeine anſehnliche Stelle — ſo heißt ſein Gut — nach uraltem, heiligem Gebrauche ungetheilt als Majorat oder Minorat auf den älteſten oder jüngſten Sohn übergeht. Er bildet im Gegenſatz zu den Köthern und Brinkſitzern, die nur kleinere Stellen beſitzen, zu den Heuerleuten, die in den Nebengebäuden des Hofes zur Miethe (Heuer) wohnen, zu den Handwerkern, Tagelöhnern und Dienſtboten, die Ariſtokratie des Dorfes. „Ick bin 'n Buer", ſagt er mit Stolz; „de Annern ſind all' lütje Lü" (die Andern ſind alle kleine Leute).

Das Bauerngut geht auf einen Sohn, und im Fall keiner vorhanden iſt, auf eine Tochter über, und die andern Kinder erhalten zuſammen nur 20 Proz. vom Werth der Stelle. Die Ungerechtigkeit einer ſolchen Theilung wird weniger gefühlt als begriffen, wie denn das Sprüchwort: De Buur het man een ächt Kind; de annern ſind alle Hoorkinner, ſich derb genug darüber ausſpricht. Auf dem Gedeihen der Stelle, und ſie kann nur gedeihen, wenn ſie unverletzt bleibt, ruht die Ehre und der Stolz der Familie. Mag es dem Vater auch ſchwer ankommen, ein Kind, das er vielleicht weniger liebt, auf Unkoſten der andern in dieſem Grade bevorzugen zu müſſen; mag auch dieſer oder jener Abfindling im Herzen über das karge Loos, das ihm zufällt, murren: man findet ſich doch zuletzt in den tyranniſchen Gebrauch und tröſtet ſich mit einem 't is mal nich anners. Da die Erhaltung der Stelle Gewiſſensſache der Familie iſt, ſo gilt umgekehrt die Verkleinerung oder Belaſtung derſelben für einen Frevel. Wer die Stelle verletzt, findet nicht Ruhe im Grabe und muß umgehen. Aus dieſem Geſichtspunkte iſt folgende Handlungsweiſe eines oldenburger Landmanns zu beurtheilen. Dieſer Bauer hatte durch Meineid eine Wieſe an ſich gebracht und zu ſeiner Stelle geſchlagen. (Ich füge die letzten Worte ausdrücklich hinzu, weil ein Stellenbeſitzer die Güter, die er erwirbt, nicht gerade der Stelle einzuverleiben braucht, in welchem Falle ſie zu gleichen Theilen an die Kinder vererben.) Als nun unſer Bauer auf dem Todbette lag, drückte ihn das Verbrechen, und er ließ ſeinen älteſten Sohn und Erben vor ſich kommen, legte ein Geſtändniß vor ihm ab und ermahnte ihn, das Grundſtück dem rechtmäßigen Beſitzer wieder zuzuſtellen. Der Sohn hingegen gab dem Vater zu bedenken, wie die Wieſe der Stelle unentbehrlich ſei, da das Vieh ohne ſie kein Futter habe, das Gut aber bei vermindertem Vieh nicht bewirthſchaftet werden könne. Der Alte hörte ihn aufmerkſam an und ſagte dann tiefſeufzend: „Behol de Wiſch, min Jung. Mine unſtarfliche Seele mag ſehen, wo ſe rakt." (Behalte

die Wieſe, mein Sohn. Meine unſterbliche Seele mag ſehen, wie ſie fertig wird.)

In wiefern die Untheilbarkeit der Güter, die Viele einen Mißbrauch und bloßen Ueberreſt bäuerlichen Feudalweſens nennen werden, in der Natur des Landes eine Rechtfertigung findet, mögen Andere entſcheiden. Die große Mehrzahl der oldenburger Beamten vertheidigt ſie eifrig, und oft gerade die am meiſten, welche im Fürſtenthume Birkenfeld Gelegenheit gehabt haben, das aus der völlig unbeſchränkten Theilbarkeit der Güter entſpringende Proletariat kennen zu lernen. Da die Frieſen weder Adel, noch Hörigkeit, noch geſchloſſene Stellen gehabt haben, ſo giebt es in denjenigen Theilen des Kreiſes Kloppenburg, die von dieſem Völkerſtamme bewohnt werden, keine Untheilbarkeit der Güter: wohl aber findet man ſie in den großen Marſchen des Jever, Butjadinger und Stedinger Landes, obgleich ſie ebenfalls alte Frieſenſitze ſind. Freilich ſind die reichen Marſchbauern oft in der Lage, diejenigen ihrer Söhne, welche das Stammgut nicht erben, mit andern Stellen, die ſie zuſammenkaufen, auszuſtatten. Minorate ſind in manchen Gegenden des Butjadinger Landes und des Kreiſes Delmenhorſt gebräuchlich. Sie haben wohl darin ihren Grund, daß bei des Vaters Tode der jüngſte Sohn am erſten der Hülfe bedarf; ſie verſtoßen aber am meiſten gegen das Gefühl, indem dann oft ein Knabe Herr über Männer, ſeine Brüder, wird.

Man wird fragen, was denn aus den Brüdern des bevorzugten Sohnes werde. Sie bleiben, wofern ſie nicht als Handwerker oder Schiffer, oder vielleicht durch Erwerb eines kleinen Eigenthums in der Haide zur Selbſtſtändigkeit gelangen, als Knechte auf der Stelle, und leben unter der Bezeichnung ole Jungens (alte Jungen) mit dem Volke, d. i. dem Geſinde, auf gleichem Fuße. Hat ſich der „ole Jung" von dem kleinen Erbtheil, das ihm zugefallen, und ſeinem Lohne ein Sümmchen zuſammengeſpart, ſo vermacht er es oft nicht, wie man denken ſollte, denjenigen Söhnen ſeines Bruders und Herrn, die dem beſcheidenen Looſe entgegenſehen, auch „ole Jungens" zu werden, ſondern dem künftigen Erben, damit ſich der Glanz der Stelle, an der ja auch er, wenn auch nur als Dienender, Theil hat, mehre. Im Geſpräche mit Fremden pflegt er ſeine Abkunft gern zu erwähnen; denn, iſt er auch nicht mehr als ein Knecht, ſo hat er doch edleres Blut in den Adern.

Das Haus des oldenburger Bauers liegt, nach altſächſiſchem Brauche, in der Regel einſam mit ſeinen Nebengebäuden inmitten des Gutes, oder es bildet mit Häuſern ähnlicher Art eine loſe Gruppe, Bauerſchaft genannt. Eigentliche Dörfer findet man nur ſelten. Nicht allein die Felder, Kampe, ſind zum Schutz gegen die heftigen Winde mit Hecken auf Erdwällen umgeben, auch der Bauerhof erſcheint in dieſer Verſchanzung; auch zu ihm führt, wie zu jenem, ein niedriges Gitterthor, das Heck, deſſen Hauptbeſtandtheil ein ſchwerer, auf zwei Pfoſten horizontal ruhender Balken iſt, der auf der einen Seite ausgehoben wird. Hat man dieſe Schranke

Digitized by Google

hinter ſich, ſo betritt man einen weiten Raſenplatz, auf dem ſich ein Eichenhain erhebt. Beides, der friſchgrüne Raſen und die gewaltigen Eichen, gehören zu den Vorzügen des oldenburger Landes. Der Raſen verdankt ſeine Schönheit der Feuchtigkeit des Klima's, die Eiche der Eigenthümlichkeit des Bodens und den Stürmen, welche die Faſer durch ſpiralförmige Drehungen kräftigen. Während ſchwächere Bäume, wie die Ulmen, mitten in ihrem kräftigſten Wachsthum plötzlich gehemmt werden und abſterben, weil ſie eine ſehr häufig vorkommende unfruchtbare und eiſenhaltige Thonſchicht, Two genannt, nicht mit ihren Wurzeln zu durchbrechen vermögen, ſo überwinden die Eichen dieſes Hinderniß. Nirgends habe ich ſo gewaltige Bäume geſehen, als auf der oldenburger Geeſt, und mancher Bauernhof bewahrt, neben jungen ſchlanken Stämmen, noch manches Prachtexemplar aus alter Zeit, das den patriarchaliſchen Eindruck des Ganzen nicht wenig erhöht. Die knorrigen Aeſte derſelben tragen häufig das Neſt der Elſter, während Gevatter Storch auf dem Dach des Bauernhauſes ſich eingerichtet hat. Ein kleiner, von den Eichen umſtandener Teich auf dem grünen Hofe dient dem Kleinvieh, das hier weidet, als Tränke und den Enten als Schwimmplatz, ſo lange es nicht einem der rieſigen Schweine gefällt, ſie daraus zu vertreiben. Auf der Hochebene des Düngerhaufens ergeht ſich Sultan Hahn mit ſeinen Weibern; er weiß, daß er des Hausmanns und Wehrfeſters Hahn iſt, und kräht ſtolzer als die Hähne der umwohnenden Heuerleute.

Jedem Fremden wird die Größe und das ungemein ſtattliche Ausſehen der oldenburger Bauerhäuſer auffallen. Inmitten des Eichenkamps, zu beiden Seiten umgeben von ſehr ſtattlichen Schaf- und Schweinſtällen, die ſich oft in langer Reihe fortſetzen, mit den geringeren Heuerwohnungen, die halb im Grünen verſteckt ſind, im Hintergrunde, machen ſie entſchieden den Eindruck behaglichen Wohlſtandes. Die Seitenwände des Hauſes, zu deſſen Erbauung nicht ſelten der eigene Grund und Boden das Holz liefert, ſind ganz niedrig und aus Ziegelſteinen, im Münſterlande aus Fachwerk mit Lehm, aufgeführt. Das aus Ried oder Stroh, bei neueren Häuſern auch wohl aus Ziegeln beſtehende Dach ſteigt tief herab. Die dicke Lage von Ried giebt dem Hauſe das Ausſehen eines Bären, der ſich tief in ſeinen Pelz ſteckt. Die große Thür oder Einfahrt, über welcher beſonders im Münſterlande, unter bunten Holzverzierungen, die Namen des Erbauers und ſeiner Frau mit einem frommen Spruche zu leſen ſtehen, liegt auf der Giebelſeite, meiſt nach Weſten ſehend. Von da gelangt man auf eine breite Tenne, die, ganz wie die Tenne unſerer Scheunen, zum Dreſchen dient. Rechts und links iſt dieſelbe von hölzernen Verſchlägen eingeſchloſſen, in welchen Winters die Pferde und das Rindvieh, letzteres mit dem Kopfe nach innen, ſtehen. So iſt das Haus des oldenburger Bauers Wohnung, Stallung und Scheune zugleich. Es iſt auch Hühnerſtall, um Nichts zu vergeſſen; denn über den Verſchlägen für das große Vieh haben Hahn und Hennen ihr Quartier.

Gehen wir auf der Tenne weiter, ſo folgen die Milch- und Speiſekammern und die offenen oder auch geſchloſſenen, oft kojenartigen Räume, wo die Dienſtboten und einzelne Familienglieder des Nachts ein hochgethürmtes Bett empfängt. In der Mitte des Hauſes, wo die Tenne in ihrer ganzen Breite frei iſt, brennt auf ganz niedriger, runder Herdmauer das Feuer, dem Vorübergehenden durch die meiſt offenſtehende Einfahrt ſichtbar. Auf der einen Seite des Feuers iſt der Spül- und Waſchort, auf der andern ein großer Eichentiſch, der Mannſiedel, wo der Bauer mit ſeiner Familie und dem „Volk" Mahlzeit hält. Sowohl in der Richtung des Spülorts, als des Mannſiedels führen Seitenthüren aus dem Hauſe.

Hinter dem Feuer iſt, nach alter Einrichtung, die Schlafſtelle des Hausvaters und ſeiner Frau. Hier ſtehen auch die Kiſten mit den Kleidungsſtücken der Hausbewohner und die künſtlich geſchnitzten Schränke; hier hängt der Spiegel, vor dem ſich Mutter und Tochter zur Kirche ſchmücken. Hier, auf der Oſtſeite, finden ſich auch, zumal in neueren Häuſern, wirkliche Stuben; von dieſer Seite beginnt überhaupt die moderne Kultur die alten Sachſenwohnungen umzugeſtalten. Neben einer ſchmutzigen Wohnſtube, Döns genannt, findet man da nicht ſelten Prunkzimmer mit Mahagonihausrath und feinem Geſchirr, die freilich dumpfig genug ſind, da man ſich ihrer nur bei außerordentlicher Gelegenheit bedient.

Das ungeheuere Dach, unter dem der Segen des Feldes aufgeſpeichert wird, gewährt im Sommer Kühle, im Winter Wärme, die noch durch das zu dieſer Jahreszeit anweſende Vieh vermehrt wird, daher die Bewohner des Hauſes, ſelbſt bei ſcharfem Froſt, ſich nur ſelten in den Stuben aufhalten. Treibt ſie die ſtrenge Kälte doch zuletzt hinein, ſo heizen dieſelben Menſchen, welche Monate lang mit blauen Fingern, den Hauch vor dem Munde, auf der Hausflur ausgedauert, ſo gründlich ein, daß ihnen die Köpfe glühen. In den älteren Gebäuden iſt kein Schornſtein vorhanden, und der Rauch zieht unter dem Dache her durch die Einfahrt, indem er die ſchweren Speckſtücke, Schinken und Würſte beſtreicht, die in unendlicher Menge umherhängen — ein lachender Anblick für Jeden, der ihre Güte erprobt hat.

Dieſe Häuſer haben eine länglich viereckige Form. Denkt man ſich ein Kreuz durch ſie gelegt, ſo geht der Stamm deſſelben in der Richtung von Weſten nach Oſten, von dem Eingangsthor nach den Stuben im Hinterhauſe; der Querbalken aber, der den Stamm auf der Feuerſtelle ſchneidet, endet rechts und links mit den Seitenausgängen und Seitenthüren.

An dem Herde ſitzt, ihr Kind auf dem Schooße oder die Arbeit in der Hand, die Hausfrau, während die Feldarbeit den Mann und das Geſinde nach außen ruft. Hier kann ihr wachſames Auge Alles erreichen, ohne daß ſie ſich vom Stuhl erhebt. Vor ſich hat ſie das Thor, rechts und links die Seitenthüren, ſo daß Niemand, von ihr unbemerkt, aus- und eingeht. Die Kinder, die vor ihr auf der Tenne ſpielen, die Pferde und

Digitized by Google

Kühe zu beiden Seiten der Flur, der große, mit Heu und Getreide gefüllte Dachboden, Alles ſteht unter ihrer Hut, indeß ſie ruhig das Spinnrad tritt oder den weiten ſchwarzbauchigen Keſſel beſchickt, der über dem Feuer hängt. Von der Schlafſtelle hinter dem Herde — und ſie liegt immer vorn im Bette — hat ſie ungefähr denſelben Anblick; ſie ſieht Kinder und Geſinde aufſtehen und zu Bette gehen; ſie kann die Fütterung des Viehs in der Frühe überwachen und hört es in der Nacht freſſen. Selbſt als Kindbetterin oder Kranke bleibt ſie noch die Hüterin ihres Hauſes.

Der Sitz am Herd in dieſen alterthümlichen Häuſern iſt mit Recht der Lieblingsplatz Aller; hier ſammeln ſich die arbeitsmüden Hausbewohner am Abend um das glimmende Feuer; hier wird dem Gaſtfreunde und einkehrenden Wanderer ein Stuhl geſtellt. Abends, wenn draußen der Sturm die Haide fegt, iſt es doppelt ſchön in der weiten, behaglich warmen Halle, inmitten eines Kreiſes ſeltſam beleuchteter Menſchen, die um das Feuer gruppirt ſind. Vielleicht berichtet einer von dem Zuge nach Schleswig-Holſtein, den er in den oldenburger Regimentern mitgemacht, oder von den Abenteuern, die er als Matroſe auf der See und in fremden Landen erlebt, indeß die Andern, ihr Pfeifchen ſchmauchend, ſitzend und ſtehend um ihn lauſchend, indeß das Vieh, theils aufrecht, theils auf den Knieen ruhend, die Köpfe nach den Menſchen wendet, als ob es auch an der Erzählung Theil nähme.

Die wichtige Rolle, die das Feuer in dieſen Häuſern ſpielt, drückt ſich auch im Sprüchwort aus. „Er geht mir vor's Feuer," ſagt der Vater von einem Freier, der geradezu um die Tochter wirbt. Oft bedingt ſich der abtretende Kolonus von dem neuen Hausbeſitzer „einen Platz beim Feuer." Dies iſt nicht wie der coin du feu der Franzoſen zu verſtehen, ſondern bedeutet den freien Aufenthalt im ganzen Hauſe.

Das Herdfeuer brennt oder glimmt wenigſtens Tag und Nacht; iſt doch der Torf ein ſehr billiges Brennmaterial. Ueberdies haben ſehr viele Bauern ein Stück Land auf ihrer Stelle, von dem ſie den nöthigen Torf gewinnen; ſelbſt in der Marſch ſind, wo dies irgend angeht, die Stellen ſo angelegt, daß ſie bis in's Moor reichen, damit der Bauer ſeinen Brandbedarf nicht zu kaufen nöthig habe, wie denn überhaupt die Verbindung der Marſch-, Moor- und Geeſtkultur der Landwirthſchaft den meiſten Vortheil bringt. Nur bei des Hausherrn Tode wird nach altem Brauch das Feuer gelöſcht; ſelbſt die Heuerleute thun dies und fordern den Erben auf, die Gluth auf ihrem Herde wieder zu wecken. Der Wehrfeſter ſelber führt dann im Münſterlande ſeinen Heuermann dreimal um's Feuer, um ihn *einzufeſten*.

Vor der Oſtſeite des Hauſes, alſo vor den Stuben, wenn ſolche vorhanden ſind, liegt der Gemüſegarten, worin auch einem paar Blumen eine Stelle vergönnt iſt. Weiterhin umſchließen den Hof die Ackerfelder, Wieſen, Weiden und Holzungen der Stelle. Die Gemeindeflur führt den Namen *Eſch*; unter *Mark* verſteht man dagegen das ungetheilte, meiſt

unangebaute Land der Gemeinde, das durch Wall und Graben abgegrenzt zu ſein pflegt.

Die oben gegebene Beſchreibung der oldenburger Bauerwohnungen paßt übrigens auch auf viele Pfarreien und andere Häuſer auf dem Lande, die eben nicht Bauern angehören, wenigſtens dem Grundcharakter nach, inſofern Wohnhaus, Stall und Scheune unter einem Dache vereinigt ſind. Ich habe indeſſen bei dieſer Beſchreibung mehr die Geeſt als die Marſch, und beſonders das Münſterland im Auge gehabt. Mancherlei Variationen und Neuerungen kommen natürlich hier, wie in andern Dingen, vor; beſonders weicht die Marſch, die überhaupt vornehmer und hofſärtiger als die Geeſt iſt, von dem aufgeſtellten Typus ab, und natürlich wird die Moderniſirung, beſonders in ſo weit ſie Verbeſſerung iſt, noch weiter greifen. In der Marſch erheben ſich die Mauern, die das dicke Rieddach tragen, ſchon höher und ſind immer maſſiv aus Ziegelſteinen erbaut, die niemals verputzt, ſondern nur in den Fugen mit weißen, ſorgfältig gezogenen Mörtelſtreifen ausgefüllt ſind, was ſich recht gut ausnimmt. Die anſtoßenden Schwein- und Schafſtälle möchten manchem armen Teufel, der, aus Schwaben durch Hunger vertrieben, an dieſen Marſchen vorüber auf dem Dampfſchiffe die Weſer hinabſchwimmt, um ſich in Bremerhaven nach Amerika einzuſchiffen, eine ſehr ſchöne, einladende Wohnung dünken. Das Holzwerk des Dachs iſt meiſt mit grüner Oelfarbe bemalt, die, wie auch aller Anſtrich und Verputz in der Stadt, ſehr oft erneuert wird. Die Fenſter ſind größer, und ihre Scheiben glänzen rein und neu. Oft läuft eine Bretterwand quer durch's Haus, um den Wind von der Feuerſtelle abzuhalten. Sind Stallung und Scheune gar neben das Wohnhaus geſtellt, wie das der größere Vorrath, der hier aufzuſpeichern iſt, oft gebietet, und nur etwa durch ein gebrochenes Dach mit ihm vereinigt, ſo iſt der uralte Charakter dieſer Wohnungen zerſtört — Mehrere Häuſer in den Marſchen ſind, wie Burgen, ganz mit Waſſergräben umgeben, worüber niedliche Brücken führen.

In dem Gange des Menſchen ſpricht ſich vorzugsweiſe die Lebendigkeit ſeines Naturells aus. Franzoſen, Italiener, Spanier, Ungarn, Griechen zeichnen ſich vor dem Deutſchen und überhaupt vor den Völkern germaniſcher Abſtammung — man denke nur an den Grenadierſchritt der Engländerinnen — durch leichtern Gang und gefälligere Haltung aus. Unter den Deutſchen weiß der Tyroler ſeinen Körper gut zu tragen; er iſt eben ſo frei von dem ſteifen Nacken des Soldaten, wie von der hohlen Bruſt der meiſten Landleute. Der Oldenburger iſt ſein volles Gegentheil. Nicht blos der Marſchbewohner, auch der Geeſtländer ſchreitet wie mit bleiernen Füßen. Es mag dies zum Theil von den Holzſchuhen herrühren, die von der ärmern Klaſſe von klein auf die ganze Woche hindurch — Barfüßige ſieht man faſt nie — häufig getragen werden. Aber auch in Frankreich gibt es viele Gegenden, wo beide Geſchlechter von klein auf Holzſchuhe tragen, wo ſogar, was man im Oldenburgiſchen niemals ſieht,

Digitized by Google

in Holzſchuhen getanzt wird, und zwar der Tanz der Grazie, die Quadrille; aber dort hat es nicht dieſelbe Wirkung, weil queckſilberne Glieder in den sabots ſtecken.

Raſch zu gehen erlaubt dem Oldenburger ſein Naturell nicht, wie man ihn denn auch höchſt ſelten laufen ſieht. „Jetzt wollen wir einmal auskratzen," hörte ich neulich zwei pfälzer Landmädchen ſagen, die Abends von Mannheim aus nach ihrem Dorfe zurückkehrten; und nun fegten ſie, ohne ihr Geplauder zu unterbrechen, auf dem Fußwege die Straße dahin, als ob ſie Flügel an den Sohlen hätten. Zwei Oldenburgerinnen an ihrer Stelle, zu derſelben Eile gezwungen, wären in der erſten Viertelſtunde ohne Athem geweſen und in Butter zerronnen. In dem köſtlichen plattdeutſchen Mährchen: „Dat Wettlopen twüſchen den Haſen un den Swineggel" beſiegt der Schweinigel den Haſen dadurch im Wettlauf, daß er ſich am oberen und ſeine ihm ganz ähnliche Frau am untern Ende des Ackers aufſtellt und ſo den Haſen, der durch die Furche des Ackers auf- und niederjagt, jedes Mal glauben macht, daß er vor ihm an das Ziel gelangt ſei. Dieſer Triumph der ſchlauen Ruhe über die raſtloſe Eile iſt ſo recht aus der Seele des Oldenburgers genommen.

Das Temperament der Menſchen, welche feuchte Niederungen bewohnen, iſt das phlegmatiſche. Dieſes Phlegma zeigt ſich zunächſt in einer großen Mundfaulheit. Stundenlang ſitzen die Bauern um's Feuer, ſtarren, ihre Pfeife rauchend, ſtumm vor ſich hin und ſpucken hin und wieder in die Gluth, wobei ſie ſich nach ihrer Meinung gut unterhalten. Das viele Sprechen iſt ihnen ſogar an Andern läſtig; denn, ſagen ſie, väl Spräken giwwt väl totohären, und ein Menſch, der häufige Fragen an ſie ſtellt und ihnen ſo die Pflicht der Antwort auferlegt, iſt ihnen ganz zuwider. He fragt noch de Koh dat Kalf ab, heißt es. Selbſt bei Stadtkindern braucht der Lehrer das doppelte oder dreifache Quantum von Fragen, um zu erfahren, was er wiſſen will. Die Jungen ſind wie Pumpen mit wenig Waſſer, bei denen man den Schwengel immer bewegen muß. Läßt es ſich der Lehrer gar einfallen, eine Frage zu ſtellen, die ein Entweder — Oder in ſich ſchließt, ſo wird der Schüler ihm regelmäßig nur das Entweder bringen.

Wenn der Südländer redet, ſo ſpricht jeder Muskel des Geſichts, ſo ſprechen der Kopf, die Schultern und die Hände mit; der Lazzarone nennt kaum eine Zahl, ohne daß ſeine Finger wenigſtens nicht die Einer in die Luft ſchreiben. Kein Sterblicher iſt weiter von ſolchem Telegraphiren entfernt, als der oldenburger Landmann. Sein ganzer Körper, ja ſelbſt das Auge, bleibt theilnahmlos bei ſeiner Rede. Wie redſelige, ſo machen ihm überhaupt bewegliche Naturen Mißbehagen; er nennt ſie Quickſteerte (Bachſtelzen, von quick, lebendig, und Steert, Schwanz), und wer gar ſeiner Luſt durch Jauchzen Luft macht, gilt ihm für einen ahnwäten (d. h. tollen, eigentlich unwiſſenden) Keerl; denn er mag es nicht, daß ſich Fröhlichkeit oder Schmerz laut äußere, und prophezeiet den

Jubelnden einen ſchlimmen Ausgang: De Vägels, de froh Morgens ſingt, halt Abends de Katte (Die Vögel, die Morgens früh ſingen, holt Abends die Katze.) Nirgends geht es ſtiller zu, als auf einem oldenburger Bauernhofe; indeſſen wenn man dort wenig Geſang und Gelächter vernimmt, ſo iſt dafür auch der Zank ſelten.

3. Das Plattdeutſch.

Wenn ich hier ein Wort über die platte Sprache einſchalte, ſo geſchieht es nur, um den Charakter des Oldenburgers auch von dieſer Seite zu beleuchten; ſein Dialekt iſt weſentlich ein Ausfluß ſeines Phlegma's. Wie dem Munde des Engländers, ſieht man auch ſeinem Munde nicht an, wenn er ſpricht. Nach dem Prinzip der Bequemlichkeit läßt er ſich nur auf Sätze, Worte, Sylben und Buchſtaben ein, die keine Anſtrengung koſten, und ſelbſt dieſe werden mehr gemurmelt als geſprochen. Aus Pfeifer, Schneider, Schnauze, Geſellſchaft macht er Piper, Snider, Snute, Sellſchupp; dabei können die Organe auf der Faulbank liegen bleiben. Daß dabei die Konſonanten dutzendweis über Bord fallen, verſteht ſich, und für's Ohr iſt wahrlich kein Schade dabei. Schlimmer wird den Vokalen mitgeſpielt; dieſe trüben ſich, wie im Engliſchen. In „Licht" ſteht das i zwiſchen i und e; „Dieb" lautet beinahe wie Däf; in „Adler" klingt der erſte Selbſtlauter zwiſchen a und o; dabei wird dieſes Wort jambiſch geſprochen, ſo daß der Hauptton auf die zweite Sylbe fällt. In „Anna" ſtehen beide a zwiſchen a und o, jedoch ſo, daß das anlautende dem a, das auslautende dem o näher kommt. Die Ausſprache anderer Vokale iſt gar nicht zu beſchreiben; ſie erinnern, indem a, e, i, o, u in einen Laut verſchmelzen, an die Scheiben mit den ſieben Farben, welche, raſch gedreht, ſchmutzig weiß erſcheinen. Diphthonge werden natürlich als Luxus erachtet; alſo Ule ſtatt „Eule," Spiker (ſ ſcharf und ſpitz geſprochen, wie in Weſtphalen) ſtatt „Speicher," Tun ſtatt „Zaun." Je größer das Phlegma, deſto gedehnter, ſchleppender, ſchlottriger und murmelnder die Sprache. So iſt die Zunge der Oldenburger weit träger als die der umwohnenden Bremer und Hannoveraner, die im Gegentheil ſehr mundfertig ſind. In dem Herzogthum ſelbſt ſprechen die Frieſen, beſonders die Jeveraner, das faulſte Platt Während bei den Mittel- und Süddeutſchen, beſonders im Königreich Sachſen, die Tonhöhe der Rede lebhaft auf- und niederſteigt, wodurch leicht das ſogenannte Singen entſteht, läuft die Rede des Niederdeutſchen beinahe auf einer Note fort, und wechſelt nur am Schluſſe, ſo daß ſie klang- und tonlos zugleich iſt. Weit mehr Kraft und Mark iſt in dem Platt der Weſtphalen, Holſteiner und Mecklenburger, wie denn auch mehr Energie in den Menſchen iſt.

Mit dem Engliſchen hat das oldenburger Platt viel Aehnlichkeit. Eine Menge Wörter ſind gemeinſchaftlich; ganze Phraſen ſtimmen faſt buchſtäblich überein, wie z. B. die Frage nach der Tageszeit: Wat is de Glock? Auch lernt der Oldenburger das Engliſche leicht und gut, da ihm

Digitized by Google

der Mund von Haus aus engliſch gerichtet iſt. Mit dem Nachbar Holländer verſtändigt er ſich ebenfalls leicht, ſo daß die Hollandgänger, die dort in Arbeit ſtehen, ganz gut verſtehen und verſtanden werden.

Auffallend ſind die vielen Fremdwörter, namentlich die franzöſiſchen, im oldenburger Platt. Sollten ſie vielleicht durch die Schiffer eingeſchwärzt ſein? Von den Franken entlehnt ſind nicht allein die zahlreichen Zeitwörter auf eren, dem hochdeutſchen ieren (iren) entſprechend, wie mankeren (manquer), ſtreitparleren (Streit und parler) u. ſ. w., ſondern auch Adjektiva und Subſtantiva, wie bredal (brutal), kuntant (content, in der Bedeutung von geſund, wohl, wofür auch tofreen [zufrieden], die wörtliche Ueberſetzung von content, geſagt wird), Klör (couleur), Lewei (levée, in der Bedeutung von Aufſtand, Einſtellung der Arbeit), Plüm (plume, in der Bedeutung von Bettfeder u. ſ. w.; die Schreibfeder wird mit dem engliſchen Worte Penn bezeichnet), Beck (bec, in der Bedeutung von Schnabel und Mund), Kuraſche (courage). Dieſes „Kuraſche" iſt merkwürdiger Weiſe das einzige Wort, womit der Oldenburger das Wort „Muth" ausdrückt; denn ſein Mood heißt „Luſt" oder „Geſchmack." In ähnlicher Weiſe werden die Adjektiva „muthig," „entſchloſſen" durch reſolut, reſolveert, alſo durch umgemünzte Franzoſen, gegeben, wogegen an Originalwörtern kein Mangel iſt, die Hartnäckigkeit, Halsſtarrigkeit, Eigenſinn u. ſ w. ausdrücken, wie hartnackt, hallſtürig, biſig, egenſinnig, wedderhaarig. Es hat dies einen tiefen Sinn: der Oldenburger iſt wohl ſo beherzt und, wenn es gilt, auch ſo tapfer als ein Anderer; aber er beſitzt von vornherein nicht jenes Vertrauen auf ſeine Kräfte, das man Muth nennt, weil es ihm überhaupt an Selbſtvertrauen fehlt. Dagegen iſt er mit einem zähen, paſſiven Widerſtande ausgerüſtet, der ganz geeignet iſt, einen weniger geduldigen Feind mürbe zu machen.

Nach Allem, was bisher geſagt worden, wird man in der Mundart des Oldenburgers nichts Anmuthiges, Graziöſes, Schmeichelndes ſuchen, da er dies ſelbſt nicht hat. Gleich der nüchternen franzöſiſchen Sprache kennt deshalb auch ſein Platt keine Diminutiva, während die Italiener z. B. ſelbſt ihre Adjektiva mehrfach verkleinern und Diminutiva von ihren Diminutiven bilden. In dem Platt des geſchmeidigern Münſterländers treten ſchon gleich die Verkleinerungsformen hervor.

Im Gegenſatze zu dem Holländiſchen, welches ein Plattdeutſch iſt, das ſich als Sprache fortgebildet hat, iſt das Platt, welches in Niederdeutſchland von dem Volke und, neben dem Hochdeutſchen, zum Theil auch von den gebildeten Ständen geſprochen wird, eine verwilderte oder verſumpfte Mundart, die nicht unverdient von dem Schickſale, das ſie erleidet, betroffen wird, nämlich täglich immer mehr Boden zu verlieren. Während der zwölf Jahre, die ich in der Stadt Oldenburg verlebte, habe ich den Gebrauch des Platts ſehr zuſammenſchrumpfen ſehen; ſchwerer hält es in den Landſtädtchen, am ſchwerſten vielleicht bei den zähen Jeveranern.

Von Letzteren habe ich sogar Disputationen über die schwierigsten Sätze aus Hegel's Logik auf Platt führen hören, wobei natürlich alle wissenschaftlichen Ausdrücke aus dem Hochdeutschen geborgt werden mußten, so daß sich ein solcher Discours ungefähr ausnahm, wie eine alte Jacke mit hundert Flicken von anderem Stoff und anderer Farbe. In den Städten sind übrigens alle Klassen, auch die Handwerker und Dienstboten, im Besitze zweier Zungen, des Hochs und des Platts, woher es erklärbar ist, daß ihr Hochdeutsch, als ein künstlich erlerntes, reiner ist, als das der oberdeutschen Länder, wo Hochdeutsch und Dialekt sich meist näher stehen und zusammenfließen. Eine zweite Folge ist, daß die niedern Stände im Allgemeinen sehr orthographisch schreiben, so daß manches Dienstmädchen in Oldenburg mancher süddeutschen Dame in dieser Kunst — bei den im Allgemeinen recht guten Schulen — an die Seite gesetzt werden kann.

Um eine Probe des oldenburger Platts zu geben, setze ich Goethe's Schneider-Courage in der Uebersetzung hierher, wie sie ein Bekannter von mir einem Mädchen von Esenshamm (Butjadingen), das darüber weiter keine Auskunft zu geben wußte, nachschrieb:

Puff! Ha! Hört! Wat deit knallen?
Kieck (Guck)! Rüükt (Riecht) den Pulverstoff!
Dat deit de junge Jäger,
De schutt (schießt) in den Appelhoff.

De Lüünken (Spazen) in den Fruchthoff,
De maakten väl Verdreet un Noth.
Tween Lüünken un en Snieder
De füllen, als he schoot (schoß).

De Lüünken von den Hagel,
De Snieder von den Schreck,
De Lüünken in de Arsken (Erbsen),
De Snieder in den Dreck.

Es giebt Oldenburger, welche behaupten, diese esenshammer Schneider-Courage sei Original, die Goethe'sche Uebersetzung.

Schließlich muß ich noch bemerken, daß überall im Herzogthume die friesische Sprache bis auf geringe Reste von der niederdeutschen (altsächsischen) verdrängt worden ist, so daß sich von ersterer nur noch Wörter, nicht aber Wortformen erhalten haben.

4. Blumenliebe.

Sinn für Naturschönheiten im Kleinen offenbart der Oldenburger jedoch, so gut wie der Holländer, in seiner außerordentlichen Liebe für Blumen, wenn er auch in der Blumenzucht und namentlich in der Blumenindustrie weit gegen diesen zurücksteht. Die Kinder Flora's werden von ihm nicht allein in sehr reinlichen und nett gehaltenen Gärtchen, die,

Digitized by Google

wo es irgend angeht, das Haus umgeben, gepflanzt, sondern meist sind auch alle Fenstergesimse von oben bis unten damit bedeckt, das Küchenfenster etwa ausgenommen, und auch das nicht einmal; denn das Küchenmädchen zieht sich auch ein Heliotrop und ein Myrthenbäumchen. Da die Fensterbänke breit sind, und, der heftigen Winde wegen, die Fenster alle nach außen schlagen, so ist ein bequemer Raum zu diesem Zimmerschmuck gegeben. Wäre es nur keine förmliche Blumenbelagerung, welcher die blumenselige Hausfrau alle Zimmer unterwirft; denn nur sehr selbstständige Ehemänner halten sich ein Fenster in ihrer Arbeitsstube frei.

Diese Blumenliebe erstreckt sich von den reichsten Häusern der Städte bis zur ärmsten Hütte des Tagelöhners. Nicht ohne Rührung gedenke ich eines Häuschens in einer Vorstadt Oldenburgs, an dem mich meine Spaziergänge oft vorüberführten. Der ganze Bau war nicht größer als die Wohnstube eines geringen Handwerkers und diente, ohne Zwischenwände, als Wohnstube, Schlafkammer und Küche zugleich. Ein einziges Fenster gab dem engen Raume Licht; aber selbst dieses war, trotz seiner Kleinheit, dicht mit Blumen besetzt und mit einem kleinen weißen Vorhange geschmückt.

5. Witz.

Hat der Oldenburger nicht die poetische Ader des Schwaben, so zeichnet ihn eine andere Eigenschaft aus, die dem Schwaben abgeht: er ist witzig. Es ist dies „der langsame Spaß und die fortspielende Ironie", die Arndt einen hervorstechenden Zug des Niedersachsen nennt, und der auch in dem niederdeutschen Reineke Fuchs ein Denkmal gesetzt ist. Kurzen treffenden Antworten, wie man sie den Spartanern nachrühmte, wird man in diesem Lande leicht begegnen, ja, es gibt Witzbolde, wie der Förster Frerichs, welche um dieser Eigenschaft willen einer gewissen Berühmtheit durch das ganze Herzogthum genießen. Beispielsweise führe ich die dem französischen Präfekten von Kaversberg ertheilte Antwort eines Bauers an. Der genannte Präfekt hatte den Oldenburgern bei der Occupation von 1810 in einer pomphaften Proklamation alles Heil unter dem glorreichen Scepter des Kaisers zugesagt, und in Bezug auf die Haideſtrecken sich wörtlich so geäußert: „Ces landes arides, ces déserts affreux qui couvrent encore la moitié de votre sol, seront rendus à la culture, et ne tarderont pas à se parer de bois et de moissons." Zugleich fragte er bei jenem Bauer, der als erfahrener Landwirth bekannt war, nach, wie die Aufgabe zu lösen sei. Der Bauer antwortete: „Lassen Sie vierundzwanzig Stunden lang Mist regnen, und dann fragen Sie wieder nach." — Als vor längeren Jahren die Köhrungskommission sich die Hengste im oldenburger Münsterlande vorführen ließ und über die geringe Beschaffenheit derselben in großen Eifer gerieth, ohne zu bedenken, daß sich das Münsterland zur Pferdezucht wenig eignet, und daß nichts von Seiten der Kommission geschehen war, um die Zucht zu veredeln, unterbrach ein

Bauer das Schelten mit den trockenen Worten: „Es wird dem Uebel, so weit es möglich ist, bald abgeholfen sein, wenn der Großherzog künftig statt der Herren von der Kommission eben so viel gute Hengste schickt."

Der Leser wird Gelegenheit gehabt haben, zu bemerken, daß auch in den Sprüchwörtern des Oldenburgers der Witz sich überall geltend macht; zugleich blickt aus ihnen ein klarer Verstand, der scharfen Auges um sich schaut. Will der Oldenburger ausdrücken, daß er gegen eine höhere Macht, etwa gegen die Behörde, Nichts vermag, so sagt er sehr bezeichnend: Wer kann gegen Backawen jahnen? (Wer kann gegen den Backofen angähnen?) Auch hat ein solches Wort, an der rechten Stelle angebracht, über den oldenburger Landmann mehr Macht als die schönsten Reden. Besonders beliebt ist eine Art von Witzworten, wodurch die direkte Rede einer Person mit ihrem Thun oder Leiden kontrastirt wird, z. B.: Is man 'n Äwergang, sä de Boß: da trukken se em dat Fell äwer de Ohren. (Es ist nur ein Uebergang, sagte der Fuchs: da zogen sie ihm das Fell über die Ohren.) Wat olt is, dat rit, sä de Düwel: da reet he sin Grotmoer 'n Oor aww. (Was alt ist, das reißt, sagt der Teufel: da riß er seiner Großmutter ein Ohr ab.) Dickduhn is min Lewen. Broer, leh mi 'n halwen Groten. (Dickthun ist mein Leben. Bruder, leih mir einen halben Groten, d. h. ½ Kreuzer) Up de Biglin let sick good spälen, sä de Afkat: do kreeg he 'n Schinken. (Auf der Violine ist gut spielen, sagte der Advokat: da kriegte er einen Schinken.) It is nich ganz miß, harr de Jung seegt, da harr he na'n Hund smäten un sin Stiefmoer rakt. (Es ist nicht ganz übel, hat der Junge gesagt: da hat er nach einem Hund geworfen und seine Stiefmutter getroffen.) Dat holt hart, sä de Buck: do schull he lammen. Aehnlich ist: He ist so egensinnig as Jan Fink, de an den Galgen schull, und wull nich (der an den Galgen sollte und wollte nicht).

6. Lustbarkeiten.

Daß das oldenburger Volk kein frohes Zechen, wie in Weinländern, kennt, habe ich oben gesagt. Andere öffentliche Lustbarkeiten, wie Kirchweihen, Jahrmärkte, Tanz (oder Ball, wie der Oldenburger vornehm sagt), bieten sich einsam hausenden, der Geselligkeit ungewohnten Menschen seltner dar. Das Phlegma des Oldenburgers zeigt sich auch im Wirthshause darin, daß er, wenn er einmal sitzt, nicht leicht wieder zum Aufstehen kommen kann; namentlich gilt dies, auch in höheren Ständen, von den Jeveranern. Wie Fische auf dem Trockenen, werden sie erst lebendig und kordial, wenn sie gründlich angefeuchtet sind. Die Aristokratie des Landes, die reichen Bauern, schlagen bei solcher Gelegenheit furchtbare Schlachten, und die Zahl der leeren Franzweinflaschen, die den Morgen nach der Festlichkeit aufgeschichtet liegen, ist ungeheuer.

Eine durch alle Stände sehr beliebte Unterhaltung ist das Kegeln,

Digitized by Google

das auf wohlgepflegten Bahnen, deren Brett die ganze Tenne hinabläuft, mit außerordentlich großen und schweren Kugeln in allen Jahreszeiten betrieben wird. Es bestehen, besonders in den Städten, zahlreiche Kegelgesellschaften, deren Mitglieder auf ihrer Bahn so wohl eingekegelt sind, daß ein Fremder, Wilder genannt, unmöglich mithalten kann. Sie haben eine Menge Kunstausdrücke und entwickeln in ihrem Holz-auf-Holz-Spiel eine Feinheit und, was wirklich merkwürdig ist, einen Enthusiasmus, daß ich oft darüber erstaunt gewesen bin. Daß das Kegelspiel als eine Art Orakel benutzt wird, mag zu den Ausnahmen gehören; doch ist in der Stadt Oldenburg der Fall vorgekommen, daß zwei Kegelfreunde, die dasselbe Mädchen liebten, eine Parthie Kegel mit einander spielten mit der Bedingung, daß der Verlierende von dem Mädchen abstehen sollte.

Leider kenne ich nicht aus eigner Anschauung das sogenannte Klotschießen im Jeverlande zur Winterszeit. Der Klotschießer hat die Aufgabe, eine metallene Kugel möglichst weit über den Boden fortzuschnellen; hierzu ist nicht allein Kraft und Gewandtheit, sondern auch viele Uebung erforderlich. Die Kugel wird durch einen ganz eigenthümlichen Schwung des Armes in Bewegung gesetzt. Ganze Gemeinden stellen Klotschießen gegen einander auf; die Ortschaften rücken, Groß und Klein, mit aus, und es ist, ganz abgesehen von dem ausgesetzten Gewinn, eine hohe Ehre, den Sieg davonzutragen.

Von den Schützengesellschaften und Schützenfesten — letztere werden besonders im Münsterlande festlich begangen — rede ich nicht, weil sie nichts Eigenthümliches darbieten, und sage schließlich noch ein Wort über das Schlittschuhlaufen, das beinahe wie in Holland zu den Volksvergnügungen gehört, weil hier wie dort das schöne Eis, das die überschwemmten Niederungen oft in unübersehbarer Weite bedeckt, eine Gelegenheit bietet, die nicht günstiger gedacht werden kann. Auf den Weiden, welche die Stadt Oldenburg, die Nordseite ausgenommen, umgeben, kommen dann die Knaben, die Morgens die Milch bringen, auf Schlittschuhen angefahren, und mancher Landmann, der ein Geschäft in der Stadt hat, kehrt Abends Stunden weit auf dem Stahlschuh nach Hause zurück. Unter den schlittschuhfahrenden Herren gibt es natürlich viele Virtuosen; mitunter thut sich auch eine kleine Gesellschaft zusammen und macht, wenn das Eis von guter Beschaffenheit und der Wind günstig ist, mit Eisenbahnschnelle eine Tour nach Ostfriesland. Schlittenparthien nach den benachbarten Dörfern werden jeden Winter ausgeführt. Die Damen werden dann in Stuhlschlitten von schlittschuhlaufenden Matrosen geschoben; die Herren umschwärmen sie in kühnen Bogen, und Abends kehrt man mit Fackeln zurück. Wie an den mannheimer Schulen das Turnen während der Badezeit ausgesetzt wird, so an den oldenburger Schulen während der Periode des Schlittschuhlaufens. In der That sieht man Knaben, die kaum aus dem Ei gekrochen sind, mit unternehmenden Mienen die eben so gesunde als ergötzliche Uebung treiben. Seit einigen Jahren liegen auch die Da-

men der Stadt Oldenburg dieſem Vergnügen ob; man ſieht die junge Welt in Mantel und Muff ſich ſchaarenweis auf der Bahn tummeln, nachdem ſie auf einem entlegenen Teiche die Rudimenta überſtanden hat, und ſelbſt Schöne von reiferm Alter ſchreiben Schnörkel in's Eis. Es iſt aber für das weibliche Geſchlecht — von dem Muff, der die Hände bindet, abgeſehen — in dem langen Kleide ein großes Hinderniß gegeben, und ich muß geſtehen, daß ich nur wenige Frauen habe anmuthig dahin ſchweben ſehen. Wenn erſt die türkiſch-amerikaniſche Tracht in den größeren Städten Deutſchlands, und von da, etwa nach Jahresfriſt, in Oldenburg eingewandert und das Kleid gekürzt haben wird, dann werden die Schlittſchuhläuferinnen leichteres Spiel haben.

7. Singen und Fluchen.

Ueber den Geſang der Oldenburger habe ich oben ſchon andeutend geſprochen. Trotz Luther's Reimſpruch von den Narren, welche Wein, Weiber und Geſang verachten, trotz Methfeſſel's Motto:

Wo man ſingt, da laß dich fröhlich nieder:
Böſe Menſchen haben keine Lieder. —

ſind die geſangloſen Oldenburger weder Narren, noch böſe Menſchen. Das feuchte Klima, bei dem die Stimmen nicht gedeihen, und das Phlegma, das dem Geſang beinahe gram iſt, mögen die Schuld tragen. Zwar proſperiren ſeit einiger Zeit in den Städten und größeren Orten die Liedertafeln, es ſind dies aber nur Treibhauspflanzen; das Volk, das den Geſang nicht künſtlich erlernt hat, ſingt auch nicht, und wenn ſich einmal junge Leute bei außerordentlicher Gelegenheit, etwa bei einer Brautfahrt, in größerer Anzahl zuſammenfinden und, vielleicht vom Branntwein aufgeregt, ausnahmsweiſe ein Lied anſtimmen, ſo ſingen die Mädchen meiſt mit ſo ſchrillen Kehlſtimmen, und die jungen Männer murren und knurren in ſo tiefem Baß dazu, daß man ſich die Ohren verſtopfen möchte. Wenn die oldenburger Soldaten auf dem Marſch ſingen, ſo geſchieht es ebenfalls weniger aus freiem Antrieb, als auf Veranlaſſung eines Vorgeſetzten, der den Geſang bei ſeinen Leuten als ein Kulturmittel pflegt. Die Mehrzahl verhält ſich dabei ſchweigend, denn es iſt ihnen eine Arbeit mehr; und ſtimmt einmal Einer auf eigene Fauſt eine frohe Weiſe an, ſo iſt es ein Münſterländer oder ein Jude.

Kann der Oldenburger nicht ſingen, ſo kann er auch nicht fluchen: er iſt zu ruhig dazu. Zu ausgeführten Verwünſchungen, woran lebhafte Völker ſo reich ſind, fehlt ihm die Phantaſie. Die wenigen Schimpfwörter, die er gebraucht, ſind faſt alle von Fremden geborgt, wie Kujohn (cochon), Kanaille, Beeſt. Plattdeutſche Schimpfwörter ſind Donnerſlag und Dummſnut (Dummſchnauze, du dummer Schwätzer), wovon man beſonders das erſtere, das noch mit dem Gotte Thor oder Donar zuſammenhängen mag, auch als Ausdruck der Verwunderung hört. Sla mi de Donner! Gah na'n Satan! welche kurzen, zahmen, ich

Digitized by Google

möchte ſagen unſchuldigen Formeln ſind das nicht neben den nicht nur rein ſcherzhaften, ſondern oft auch wirklich infernaliſchen, aber meiſt humoriſtiſchen Produktionen, die wie ein Feuerwerk aus dem Munde der Italiener rauſchen. Freilich hat Oldenburg auch keinen Pöbel, der natürlich das Fluchen vorzugsweiſe kultivirt.

---

2. Inſel Rügen.*)

1.

Die Inſel Rügen iſt auf eine moderne Tagereiſe Wegs vor die Grenzen der Mark Brandenburg geſetzt, auf daß der Wanderer, der in den Marken nur Sand und verdorrtes Gras und niederes Nadelgebüſch geſehen, wogegen ihm vielleicht die Gänſeweiden und Erlenhaine Neu-Vorpommerns bereits paradieſiſch erſchienen ſind, wieder einmal erfahre, wie grundgewaltig die ganze Fülle einer friſchen und fröhlichen Pflanzenwelt des Menſchen Gemüth zu ergreifen vermag. Die Hälfte des Zaubers, mit dem es dieſe glückſelige Inſel faſt jeglichem Beſucher anthut, liegt in der Reizloſigkeit ihrer feſtländiſchen Nachbarſchaft. Und dieſer Effekt des Kontraſtes wirkt nicht nur beim Land, auch bei den Leuten. Man hat in Berlin nur Menſchen jeden Stempels erblickt, Geſichter von allerlei Schnitt, keine geſchloſſene Gruppe eines beſtimmt geprägten Volksſchlages. Das beunruhigt förmlich, gleichwie wenn man nur bunte Töne hört, keine geſchloſſene Melodie. Auf Rügen tritt uns eine beſtimmte Volksindividualität in der ſicherſten Charakterzeichnung entgegen. Wie überſchleicht uns dieſe Wahrnehmung ſo beruhigend und erquickend! Darum pilgern ſolche Schaaren von Berlinern nach Rügen, nicht blos um natürliche Buchenwälder zu ſchauen, ſondern auch natürliche Menſchen; nicht blos um ſich im Seebad, ſondern auch im Kreiſe dieſes eigenthümlichen Volkslebens als in einem ſtählenden Bade zu erfriſchen. Aber die Buchenwälder können die Touriſten nicht wegſchauen und die See nicht ausbaden; die Natürlichkeit dieſer friſchen Menſchen hingegen wird allmälig von den Beſuchern weggeſchaut und wegbeobachtet, ihre Sitte ausgebadet werden. Das Schweizervolk weiß von Aehnlichem zu erzählen.

Wer bei Putbus auf Rügen landet, dem ſtellt ſich dieſes Städtchen ſelbſt ſofort als das Wahrzeichen einer noch höchſt patriarchaliſchen Gegenwart dar. Lauter neue Häuſer reihen ſich in einem Halbkreis zur Seite der fürſtlichen Gärten. Dies iſt nicht ſowohl die Stadt Putbus, als die Stadt des Fürſten von Putbus, jedes Haus von ihm ſelber gebaut, ihm eigenthümlich zugehörig. Die Bewohner ſind ſeine Lehnsleute,

---

*) W. H. Riehl.

Pachter, Miether oder dergleichen. Im Hintergrund, in einer mäßigen Bodenfalte verſteckt, liegt dann das alte in natürlicher Ausbildung entſtandene Dorf Putbus. Dieſe halbkreisförmige fürſtliche Stadt bildet den erſten Ring, um welchen ſich mit der Zeit in weiteren konzentriſchen Kreiſen ein rügenſches Karlsruhe anſetzen könnte. Ein Gedanke des achtzehnten Jahrhunderts hat hier noch in der Mitte des neunzehnten fruchtbaren Boden gefunden, und das iſt nur auf Rügen möglich.

Aber ſelbſt in der Chronik dieſer Leute, denen der Fürſt die Stadt baut, ſteht doch ein Jahr 1848 eingeſchrieben. Auch auf dieſer Inſel beginnt der Widerſtreit einer alten und neuen Ordnung der Dinge in den Seelen der Menſchen aufzudämmern. Die nunmehr freigegebene Ablöſung der Grundherrlichkeit der zahlreichen ritterſchaftlichen Gutsbeſitzer verſetzt die Bauern zwar nicht in „Aufregung", wohl aber in Zweifel und Rathloſigkeit. Wo man im ſüdlichen Theil der Inſel mit einem Bauern in's Geſpräch kommt, da wird einem die Frage brennend zugeſchoben, was klüger ſei: ablöſen oder nicht? Man merke wohl, dieſe naiven Bauern begehren noch einen Rath von dem fremden Wanderer. Unſere mitteldeutſchen Bauern würden im Gegentheil in ſolchem Fall ihre feſte, unumſtößliche Meinung dem Beſucher aufdrängen, ſie würden uns wie im Harniſch entgegentreten, uns im Nothfall mit Prügeln bekehren — die Rügener wollen ſich noch bekehren laſſen. Es iſt von rügenſchen Bauern ſogar noch hie und da zu hören, daß ſie nicht ablöſen wollen, um den Gutsherrn nicht zu kränken!

Dabei erwäge man, was es heißen mag, wenn Leute wie dieſe Inſelbewohner, welche ſeit Menſchengedenken ſtets nach der Richtſchnur einer feſten Ueberlieferung gehandelt haben, plötzlich auf einen Fall ſtoßen, für den es gar keine Ueberlieferung, keine Norm des Herkommens gibt. Wenn ich den Bauern, die mir ihre Zweifel vorlegten, erwiderte: daß mir zu einem begründeten Urtheil die genaue Kenntniß ihrer Sonderverhältniſſe abgehe, daß ihre Stellung zum Gutsherrn eine ganz eigenthümliche ſei, für welche es bei uns zu Lande gar kein rechtes Gleichniß gebe, ſo wollten ſie das nicht glauben, und lächelten ſchlau, als ob ſie meine ausweichende Finte wohl verſtänden. Sie konnten es nicht begreifen, daß es drüben auf dem Feſtlande ganz anders geartete Bauern geben ſollte, als hier auf der Inſel, ja daß ſie ſtreng genommen noch gar nicht in die große Kategorie des modernen deutſchen Bauern, als des freien kleinen Grundbeſitzers, eingezählt werden könnten.

Häufig wird der Wanderer in den abgelegenen Dörfern und Gehöften Rügens mit der Frage empfangen: Wie ſieht es in der Welt aus? Die Frage iſt ſehr ernſtlich gemeint. Ein alter Häringsfiſcher auf Mönchgut, dem abgeſchloſſenſten Winkel der ganzen Inſel, der dieſelbe Frage an mich richtete, hatte, wie ſich's bald ergab, von dem gegenwärtigen politiſchen „Ausſehen der Welt" nicht die dunkelſte Ahnung, nur eines intereſſirte ihn: ob die Franzoſen ſchon wieder losgeſchlagen hätten, oder ob es bald

Digitized by Google

geſchehen werde? Sein ganzes Wiſſen von der europäiſchen Politik beſchränkte ſich auf den einzigen Gedanken, daß, zeitungsmäßig geſprochen, Frankreich der europäiſche Revolutionsherd ſei. Die „Revue des deux Mondes“ bezeichnete vor Kurzem dieſe Auffaſſung als ein künſtliches Werk der europäiſchen Reaktion. Aber ſie iſt in Deutſchland eine tief im Volke gewurzelte, ein wirklicher Volksglauben, oder nach Umſtänden ein Volksaberglauben. Dieſer Häringsfiſcher an den entlegenſten Nordoſtmarken unſeres Vaterlandes, der von der ganzen außerrügenſchen Welt nichts weiß, der von dem Lande Frankreich gewiß höchſt abenteuerliche Begriffe hat, iſt von der europäiſchen Reaktion in Petersburg, Wien und Berlin vermuthlich nicht bearbeitet worden, und doch wurzelt jener Gedanke als ein Glaubensſatz in ſeiner Ueberzeugung. Und der gemeine Mann in ganz Deutſchland ſchwört auf denſelben Glauben. Ein ſolcher allgemeiner Volksglaube ſteht aber nie ganz in der Luft. Ich möchte der Revue des deux Mondes zur Modifizirung ihrer Anſichten die Adreſſe jenes mönchguter Häringsfiſchers ſchicken.

Demſelben Mann erzählte ich von Süddeutſchland — es war ihm ein weit fremderes Land, als das revolutionäre Frankreich ſeiner Phantaſie. Ich ſchilderte ihm die Hochgebirge, die Gletſcher und den ewigen Schnee — und nahm dabei wohl wahr, daß er mich im Stillen für einen Aufſchneider hielt. Ich ſprach ihm von den reißenden Gießbächen, im Gegenſatz zu den zahmen, ſchleichenden Sumpfgräben der Inſel und des Küſtenlandes, von den verheerenden Ueberſchwemmungen, die wir dort bei dem kleinſten Bache zu gewärtigen hätten, während die Leute hier, umringt von der unermeßlichen Fluth des Meeres, ſicher vor dem Waſſer wohnten, von Hagelſchlag und Gewittern, die im Binnenlande ſo furchtbaren Schaden anrichteten, während es hier eine wahre Rarität iſt, wenn es einmal donnert, und fügte hinzu, wie bei den vorſorglichen Schwaben ſchier auf jedem Gartenhäuschen ein Blitzableiter ſtecke und die Stadt Stuttgart — von oben betrachtet — ausſehe wie ein Stachelſchwein, ſo geſpickt ſei jedes Dach mit Wetterſtangen, da doch an dieſen flachen Meeresküſten die höchſten Thürme, Fabrikſchornſteine und Paläſte meiſt ſchutzlos und ungefährdet zum Himmel ragten. Dem zweifelnden Alten gegenüber mochten ſich dieſe meine höchſt einfachen Schilderungen faſt wie die Reiſeberichte des Shakeſpeare'ſchen Othello ausnehmen:

„Wo's von gewalt'gen Höhlen, todten Wüſten,
Von Brüchen, Felſen, himmelhohen Bergen
Zu reden im Verlauf der Dinge galt,
Von Kannibalen, die einander freſſen,
Anthropophagen, Leuten, deren Kopf
Hervorwächſt unterm Arm.“ — —

Aber der Eindruck bei dem Alten ſchlug völlig um, als ich ihm die bäuerlichen Verhältniſſe im Innern Deutſchlands darſtellte. Ich erzählte ihm von der unbegrenzten Theilbarkeit der Güter, die dort alljährlich

Tausende von kerngesunden, arbeitsfähigen Bettlern in's Land setze, während man auf Rügen nur Krüppel und Lahme betteln sehe Ich machte ihm anschaulich, wie dort die Morgenzahl der einzelnen Bauerngüter in derselben Proportion abnehme, in welcher die Zahl dieser kleinen im Elende freien Gutsbesitzer wachse Ich führte ihm als Exempel die mir genauer bekannte Lage von sechs zu einer gemeinsamen Herrschaft gehörigen Dörfern im Hohenzollernschen an. Dort hatten vor 40 Jahren noch 77 Hofbauern gesessen, deren Güter je über hundert Morgen umfaßten, während jetzt in allen sechs Ortschaften kein einziger Bauer mehr hundert Morgen besitzt. Das erklärt sich leicht, denn jetzt müssen sich 5000 Menschen in denselben Güterkomplex theilen, worin sich damals nur 3000 getheilt hatten. Vor 40 Jahren gab es in diesen sechs Dörfern 360 Pferde, jetzt gibt es noch 60; früher waren dort 830 Zugochsen vorhanden, jetzt besitzen die dortigen Bauern gar keinen mehr und pflügen mit den Kühen. Wollte man vordem in Mitteldeutschland einem recht armseligen Bauern einen Schimpfnamen anheften, so nannte man ihn einen „Kuhbauern", d. h. einen Bauern, der so heruntergekommen ist, daß er mit den Milchkühen pflügt und diese im Zug abmelkt. Bald wird dieser Schimpfname ein prahlerischer Ehrentitel geworden sein, denn schon beginnt man da und dort auf den winzig zusammengeschrumpften Bauerngütern die ganze Ernte mit Menschenhänden nach Hause zu schaffen, und wer es noch mit einer Kuh kann, der gilt so viel als weiland ein zweispänniger Pferdebauer. Ich bat den Häringsfischer, nun einen Vergleich mit seiner heimathlichen Insel zu ziehen, wo der Ueberschuß der jungen Mannschaft, statt das väterliche Gut zu zersetzen, hinaus auf's Meer geht und — oft genug auf englischen Schiffen unter der Firma eines „dänischen" Matrosen — den Engländern Respekt vor der Seetüchtigkeit des Volkes an der Ostsee beibringt, mit seiner Insel, wo die bäuerliche Abgeschlossenheit so schroff ist, daß die Mönchguter nicht einmal von einem andern Theil Rügens sich eine Frau holen und so „auswärtige" Familien in ihren väterlichen Gutsbesitz hineinziehen mögen. Als der Alte das gehört, da begann er meinen vorhergegangenen Schilderungen einer großartigen Berg- und Flußnatur, für die ihm seine Hügel und Bäche keinen Maaßstab abgegeben, Glauben beizumessen und meinte: so etwas Schlimmes müsse freilich bei unserm Land dahinterstecken; gleich als wäre der Gedanke des Dichters in ihm aufgestiegen, daß es auch Länder gebe, die zu schön sind, als daß dort die Menschen glücklich sein könnten!

Wo ich in Altpreußen den Fragenden gestand, daß ich aus Bayern komme, fuhr es den Leuten wie ein elektrischer Schlag über das Gesicht. Sie können dort die Bayern vom Spätherbst 1850 schlechterdings noch nicht vergessen. Nur mein mönchguter Häringsfischer blieb ganz kalt bei dem Gedanken, einen Bayern vor sich zu haben. Als ich ihm dieses Land nannte, nahm er seinen Pfeifenstummel aus dem Mund und sagte mit unnachahmlichem Phlegma: „Ich möchte wohl auch 'mal auf Eurer Insel

Digitized by Google

ſein.“ Dieſer Mann alſo, der nichts von Gletſchern, Wetterſtangen und dem Königreich Bayern wußte, der von dem tiefen Bruch zwiſchen Nord- und Süddeutſchland keine Ahnung hatte, zu deſſen Ohr der preußiſch-öſterreichiſche Kriegslärm des Jahres 1850 nicht gedrungen war und der Bayern für eine Inſel hielt, dieſer Mann hielt doch dafür, daß Frankreich der „europäiſche Revolutionsherd“ ſei!

So muß der Beſucher Rügens zwar das Studium der großen Politik ruhen laſſen, denn politiſche Zeitungen ſind faſt eben ſo ſelten auf der Inſel, wie reines, ſüßes Quellwaſſer; aber politiſche Naturſtudien an Land und Leuten kann man gerade hier in rechter Fülle machen.

Ich bemerkte ſchon oben, daß auch Rügen ſein Jahr 1848 gehabt. Damals wurden hier wie anderwärts die Hirſche in den Forſten weidlich zuſammengeſchoſſen, und ſeit Menſchengedenken ſah man die erſten Soldaten in dieſen grünen Thälern, am Saum dieſer unausſprechlich friedlichen Buchten ihr Biwak aufſchlagen. Auf dem „Pehrd“, dem weitſchauenden höchſten Vorgebirge der Halbinſel Mönchgut, war eine Theertonne aufgepflanzt, die angezündet werden ſollte, wenn Nachts eine feindliche Landung verſucht würde. Ein loſer Geſell machte ſich den ſchlechten Spaß und ſteckte in einer ſtürmiſchen Nacht die Theertonne in Brand, und die ganze Inſel gerieth in Allarm. Es ſollen dabei dieſelben drolligen Szenen aufgeführt worden ſein, wie ſie Walter Scott in ſeinem „Alterthümler“ bei dem falſchen Lärm wegen vermeintlicher Landung der Franzoſen ſo meiſterhaft ſchildert. Die rügenſchen Seeleute können einem heute noch nicht ohne Lächeln von den damaligen militäriſchen Vertheidigungsmaaßregeln erzählen, und doch iſt ihnen jene Anweſenheit von einer Handvoll Landſoldaten ein großartiges Ereigniß, welches in glänzenden Zügen der Ueberlieferung noch über mehr als ein Menſchenalter ſich fortpflanzen wird. Für Kinder und ein kindlich Volk ſind die brennende Theertonne und die biwakirenden Soldaten „Revolutionserinnerungen“ genug, um bis zur nächſten Revolution davon zehren zu können.

Welch' ungeheurer Kontraſt gegen das kriegeriſche Treiben der Rügener in alter Zeit, wo ſie noch im Verein mit den Pommern Kriegsflotten gegen Dänemark ſandten, deſſen Küſten verheerten, Kopenhagen eroberten und ſelbſt Norwegen bedrohten! Und doch iſt das rügenſche Volk nicht entnervt und entartet, es fehlen ihm nur die Schiffe. Es giebt viele Leute in Preußen, die nicht mehr gern von der preußiſchen Kriegsmarine ſprechen, weil ihre beſcheidenen Anfänge weſentlich dem böſen Jahre 1848 angehören. Man ſpürt etwas Revolutionäres in dieſen paar Kanonenbooten und Korvetten. Dem liegt ein ganz richtiger Inſtinkt zu Grunde. In dem Maaße, als Preußen ſeine Seemacht ausbildet, wird es mit einem guten Stück der bisher überlieferten Politik brechen müſſen. So knüpfen ſich bedeutungsvoll an die zwei entſcheidendſten Momente in der neuern Geſchichte Preußens, an die Regierungszeit des großen Kurfürſten und Friedrich's des Großen, auch die beſten hiſtoriſchen Erinnerungen der preußiſchen Marine.

Die kühnen, wenn auch in noch ſo enge Schranken feſtgebannten Plane des großen Kurfürſten, Preußen zu einer Seemacht zu erheben, ſind neuerdings in Tauſenden von Zeitungsartikeln und Flugſchriften dem modernen Preußen als ein ſtolzes und beſchämendes Exempel wieder vorgehalten worden.

Am Südrande der Inſel Rügen, nicht weit von Putbus, liegt Neuenkamp; dort landete der große Kurfürſt im Jahre 1678 und eroberte die Inſel und die Feſtung Stralſund dazu, deren Bewohner heute noch alljährlich ein Feſt feiern zum Gedächtniß der frühern ſprüchwörtlichen Unbezwinglichkeit ihres Meerbollwerks und der langen Naſe, welche ſich weiland Wallenſtein davor geholt. Und wiederum nicht weit von Putbus, an der Südküſte gegen Mönchgut hinüber, liegt ein anderer Ort, Streſow, dort landete König Friedrich Wilhelm I. im Jahre 1715, um im entſcheidenden Kampfe die Macht Schwedens an den pommerſchen Küſten zu brechen. An beiden Orten, zu Neuenkamp und Streſow, will jetzt König Friedrich Wilhelm IV. Denkſteine aufrichten laſſen. Dieſe neuen rügenſchen Monumente werden Erinnerungszeichen zweier, die künftige Seemächtigkeit Preußens vordeutender Tage ſein. Man wird die fürchterliche Selbſtironie nicht über ſich kommen laſſen, daß zu gleicher Zeit dieſe Denkſteine aufgerichtet werden — und die erſten paar Schiffe einer werdenden preußiſchen Kriegsmarine im Hafen von Swinemünde verfaulen, weil ſie mißliebig ſein könnten als Monumente der Ideale und Idole des böſen Jahres 1848.

Und weiterfort war es Friedrich der Große, der entſchiedenſte Bewegungsmann in der ganzen preußiſchen Geſchichte, der juſt vor hundert Jahren dieſes Swinemünde ſammt dem Swinekanal und dem Hafen anlegte, den künftigen erſten preußiſchen Kriegshafen. Es war diesmal nicht der geniale Kriegsheld Friedrich geweſen, wie ihn Rauch in ſeiner koloſſalen Erzgruppe in Berlin gebildet, ſondern der praktiſche, ſcharfblickende Fürſt, wie ihn Schadow für die Metropole der preußiſchen Oſtſee, für Stettin, in Marmor gehauen; er dachte ſchwerlich an eine künftige Seemacht, als er Swinemünde ſchuf, ſondern zunächſt an den Aufſchwung des Oderhandels. Aber es bleibt immerhin ein wunderbares Omen, daß ſich in Friedrich's Regierung die Gründung der Wiege der neuen preußiſchen Marine eingewebt findet. Die königliche Bibliothek zu Berlin beſitzt eine Denkſchrift von Hertzberg, dem Miniſter Friedrich's, in welcher der hiſtoriſche Nachweis verſucht wird, daß vornehmlich die maritimen Beſtrebungen des großen Kurfürſten und, damit zuſammenhängend, die Erwerbung Oſtfrieslands es geweſen, wodurch die Erlangung der Königswürde für das Haus Hohenzollern vorbereitet worden ſei. Wie eine neue Politik in Preußen begann, drängte ſich die Seefrage in den Vordergrund. Es iſt ein feinfühliger Inſtinkt, der etwas Revolutionäres in den Kanonenbooten wittert, die jetzt ſo harmlos zwiſchen den Hafendämmen von Swinemünde vor Anker liegen. So ging auch in Oeſterreich der Eifer für Trieſt, für die Flotte Hand in Hand mit der großen politiſchen Kriſe.

Digitized by Google

Die Bewohner der preußiſchen Oſtſeeküſten, namentlich Pommerns, haben ſich bekanntlich in ihrer überwiegenden Maſſe den politiſchen Doktrinen der letzten Jahre ſchwer zugänglich gezeigt. Ihre Loyalität iſt ſchon lange ſprüchwörtlich. Aber dieſe Leute ſehen die Bruchſtücke der preußiſchen Marine vor den Mauern ihrer Städte ſchwimmen. Es iſt ein Ereigniß, wenn ein ſtattliches Kriegsſchiff, wie gegenwärtig der „Merkur", da und dort vor den Häfen erſcheint. Auch der rügenſche Häringsfiſcher, der gar nichts Weiteres von Politik weiß, als daß Frankreich der Herd der europäiſchen Revolution ſei, ſieht doch zu Zeiten eines dieſer Schiffe von der hohen See herabkommen, und ſie ſind für ihn der thatſächliche Beweis, daß ſeit der Zeit, wo die Soldaten auf der Inſel lagen, wo die Dänen landen ſollten und die Theertonne zur unrechten Stunde in Brand geſteckt wurde, Manches anders geworden ſein müſſe in Preußen. So findet man auch in den abgeſchloſſenſten Winkeln Deutſchlands, wo alle politiſche Kultur aufhört, doch immer die Spuren der Eindrücke des Jahres 1848.

Als der König von Preußen vor einigen Jahren die Oſtſeeküſten bereiſte, illuminirte die Stadt Stralſund. Mehrere Bürger ſollen — ſo wurde mir erzählt — Transparente aufgeſtellt haben mit den kategoriſchen Worten: „Marine! — Hafenbaggerung! Eiſenbahn!" — Das iſt der letzte Nachklang der ehemaligen „Volksforderungen." Eine Sturmpetition, die in der Schreibart von 1851 als loyales Transparent in bunten Lämpchen flimmert. Und obenan ſteht die Marine und die Baggerung. Die Marine iſt der letzte Gedanke der Bewegung, der Neugeſtaltung, der Reform — der ökonomiſchen wie der politiſchen — an der preußiſchen Oſtſeeküſte.

2.

Vom Fuße der Alpen war ich wie im Sprung nach dieſer Oſtſeeinſel gekommen, und nichts mochte mich tiefer überraſchen, als die Wahrnehmung, wie nahe das Volksleben hier am äußerſten Rande Norddeutſchlands dem Volksleben unſers äußerſten Südens verwandt iſt. Sieht man von den Zufälligkeiten, von der Dekoration, dem äußern Koſtüm des Volksthums ab, dann ſtehen die Oſtfrieſen, Schleswig-Holſteiner, Mecklenburger, Pommern den Altbayern, Tyrolern, Steiermärkern unendlich näher, als beide den Sachſen, Thüringern, Rheinfranken ꝛc.

Der Norden und Süden zeigt entſchieden wahlverwandte Gruppen von Volksindividualitäten, Mitteldeutſchland bildet den Gegenſatz dazu. Im Norden und Süden ſitzen noch Volksſtämme in großen und ganzen Gebilden, im Binnenland ſind die Trümmer originaler Stämme aufgelöſt und bunt durch einander geworfen. Im Norden und Süden findet ſich noch eine rein bäuerliche Bevölkerung, reine Dörfer, dazwiſchen aber auch reine Städte. In der Mitte iſt bäuerliches und ſtädtiſches Weſen faſt durchweg verwiſcht und in einander getrieben, die Bauern ſind ſtädtiſch, die Kleinſtädter bäueriſch, bei Hunderten von kleinen Städten und großen

Dörfern läßt es ſich gar nicht genau beſtimmen, ob ſie mehr das Eine oder das Andere ſind. Rein bäuerliche Bezirke ſind da nur noch als Enklaven eingeſtreut. Reine Großſtädte, wie etwa Hamburg, Berlin, Wien, hat Mitteldeutſchland nicht aufzuweiſen, eben ſo wenig ſo reine Bauerndörfer, wie die am Fuß der Alpen und an der Meeresküſte gelegenen. In Ober- und Niederdeutſchland herrſchen noch reine Volksdialekte vor; die Auflöſung und Verwitterung des Volksdialekts charakteriſirt Mitteldeutſchland. Im Süden und Norden wurzelt vorzugsweiſe noch ein ſtrenges Kirchenthum im Volk, und der Pommer ſieht noch eben ſo gut im Papſt den wirklichen Antichriſt, wie ihn der Tyroler im Dr. Luther ſieht. Im Binnenlande miſchen ſich die Konfeſſionen, und Toleranz und Indifferentismus haben ſelbſt im Volksthum faſt nur noch gebrochene und gedämpfte Tinten des kirchlichen Lebens übrig gelaſſen.

Im Norden und Süden wohnen noch einſame Menſchen, der Kultur entrückte Volksgruppen, in der Mitte ſind alle Pfade aufgeſchloſſen und jedes Einzelnen Haus ſteht an der großen Heerſtraße.

Norddeutſches und ſüddeutſches Volksthum unterſcheidet ſich in vielen Aeußerlichkeiten; im Kern und Weſen ſteht ſich beides erſtaunlich nahe. Schon in der landſchaftlichen Natur iſt dieſe Verwandtſchaft im Gegenſatz zu Mitteldeutſchland auf's ſchärfſte herausgekehrt. Im Norden und Süden herrſchen die maſſenhaften geographiſchen Gebilde vor, große Ebenen, das Meer, große Ströme, große Gebirge; in Mitteldeutſchland der bunteſte Wechſel kleiner Hügel- und Flachlandpartien, Mittelgebirge der mannigfaltigſten geognoſtiſchen Zuſammenſetzung, eine Ueberfülle kleiner Gewäſſer. Dem entſpricht maſſenhaftes zentraliſirtes Volksthum auf der einen Seite, zerſplittertes auf der andern.

Betrachtet man die Silhouette der Inſel Rügen auf der Landkarte, dieſe ſpinnenartig ausgeſpreizte Zuſammenſetzung von Vorgebirgen, Halbinſeln und Iſthmen, der kleine Kern ſelber wieder von Binnenſeen durchlöchert, dann ſollte man glauben, hier könne nur ein höchſt individualiſirtes, zerriſſenes Volksthum ſeinen Sitz haben. Wirklich tritt auch die entſchiedene Anlage zu dieſer Zerſplitterung überall hervor. Und doch iſt der Volkscharakter dieſer Inſulaner zugleich wieder in den Hauptzügen auf's ſtraffſte zuſammengehalten und in ſich abgeſchloſſen. Dieſe doppelſeitige Natur macht das Eiland zu einem ethnologiſchen Beobachtungspunkt, der wohl ohne Gleichen in Deutſchland iſt. Wie es beſonders bevorzugte meteorologiſche Stationen giebt, ſo auch ethnologiſche Hauptſtationen, auf denen ſich je ein ſteter Beobachter der Entwickelungen im Volksleben feſtſetzen müßte.

Die Bewohner Rügens ſind ſo partikulariſtiſch, daß ſie in der gemeinen Redeweiſe ihre Inſel gar nicht einmal als ein einheitliches Ganzes gelten laſſen. Von den Halbinſeln Wittow, Jasmund, Mönchgut, Zudar ſpricht man hier, als ob das lauter ſelbſtſtändige Länder ſeien. Rügen iſt nur die Bezeichnung für einen kleinen Theil, und wollte man den Namen

Digitized by Google

für die ganze Insel gebrauchen, so würde der gemeine Mann aus dieser geographischen Abstraktion so wenig klug werden, wie andere Leute aus der Abstraktion eines Gesammtdeutschlands.

Der Verkehr zwischen den einzelnen Halbinseln ist erstaunlich gering, und auf den beiden verbindenden großen Isthmen, der „Schabe" und der „smalen Haide", hört fast alle Kultur auf. Man kann hier den ganzen Tag auf sogenannten Straßen bis über die Knöchel im Dünensand und Geröll waten, ohne einer sterblichen Seele zu begegnen. Wie in den Hochalpen ein Felsrücken, ein Gletscher zwei nachbarliche Thäler wie zwei ferne Welten von einander abscheidet, so halten hier die Landengen die selbstständigen Gestaltungen des Volkslebens aus einander. Jede Halbinsel hat ihre besondere Schattirung des Dialekts, Mönchgut namentlich seine ganz originelle Sprache. Hier herrscht auch eine besondere Volkstracht, während sich sonst überall an der Ostsee bei dem außerdem so zäh beharrenden Volke nur kümmerliche Reste der alten Trachten erhalten haben. Die Leute in diesen Landen haben wenig Sinn für künstlerische Formen und Farben. Frisia non cantat, sagt man auch auf der andern Seite der schleswig-dänischen Landzunge. Charakteristisch für den farb- und klanglosen Norden ist bei der Fischertracht auf Mönchgut, daß das Auszeichnende beim Kleide der Männer nur im Schnitt, nicht in der Farbe liegt, die als ein wahres sans-couleur, als ein abscheuliches Gemisch von Schmutzgrau und Theerbraun sich darstellt. Nur die Frauen tragen noch derbe reine Farben an Rock und Mieder. Die Mönchguter haben anderes Herkommen, als die Leute von Jasmund, von Wittow. Man spricht auf Mönchgut noch von dem Bußplatz der gefallenen Mädchen, von dem Schemel der Wittwen in den Kirchen. Davon weiß man auf andern Theilen der Insel nichts mehr. So herrscht hier überall das eigensinnigste Sonderthum, aber das Volksleben fällt darum doch nicht aus einander, wie im Binnenland. Das würde nur dann möglich gewesen sein, wenn dieses so reich individualisirte Land nicht eine Insel wäre, und zwar eine Insel im Meer.

Was dieser bunte unruhige Wechsel von Berg und Thal, Feld und Wald, Haideland, Dünenland, Sumpfland, Felsland in der Natur der Eingebornen zersplittern mochte, das hielt das ringsum fluthende Meer wieder mit starkem Arm zusammen. Das Meer ist die oberste sozial erhaltende Macht für Rügen. Im Großen wiederholt sich die gleiche Erscheinung bei den britischen Inseln. Deutschland liegt an drei Meeren, aber der handelspolitische Gewinn, welcher ihm dadurch zugefallen, war durchaus nicht von einem entsprechenden sozialpolitischen begleitet. Unsere Meeresküsten haben Deutschland nicht zentralisirt, sie haben im Gegentheil in ihrer Dreitheiligkeit und ihrer neben den ungeheuren binnenländischen Grenzlinien zu geringen Ausdehnung wesentlich die Zersplitterung mehren helfen. Auch zur Zeit der größten Seemächtigkeit, im Mittelalter, war

Deutſchland im Großen und Ganzen dennoch keine Seemacht, und die Süßwaſſerpolitiker ſind bei uns ſo alt wie die Politik ſelber.

Auf dem feſten Boden der Inſel ſind die Intereſſen der Rügener mannigfach geſtuft und gekreuzt, auf der See ſind ſie gleichartig. Die See erzeugt hier jene Einſeitigkeit, die eine weſentliche Vorbedingung alles Genies iſt beim Einzelnen wie bei einer Volksperſönlichkeit.

Der Ausfall des Häringsfanges iſt eine „brennende Frage" für die ganze Inſel. Kommen im Frühjahr die Häringe in zahlloſen Schwärmen angeſchwommen, dann ſind die Leute auf Rügen für's ganze Jahr luſtig, wie die Weinbauern nach einem guten Herbſt. Beide beten um volle Fäſſer, und das volle Häringsfaß läßt ſich ſo wenig mit Sicherheit prophezeien, wie das volle Weinfaß. Die rügenſche Chronologie zählt nach guten Häringsjahrgängen, wie die rheingauſche nach guten Weinjahrgängen. Aber die Olympiaden der guten Häringsjahre ſind glücklicherweiſe nicht ſo lang, wie die Olympiaden der guten Weinjahre. Selbſt der Bauer auf Rügen, der keinen Fiſchfang treibt, iſt wenigſtens ſtolz darauf, eine Tonne „ſelbſt eingemachter" Häringe, die er „grün" angekauft, im Hauſe zu haben, und ſetzt ſie dem Fremden mit den nämlichen ſelbſtgefälligen Randbemerkungen vor, wie der Weinbauer ſeinen Haustrunk als eigenes Wachsthum.

Die ganze Art der Bildung, der Stoff des Wiſſens iſt bei dieſen Küſtenbewohnern bedingt durch das Meer. Ein rügenſcher Bauer weiß ſich in der Regel auf einer Landkarte ganz gut zu orientiren. Am Meere fehlt auch dem gemeinen Mann ſelten einige Anſchauung von den gewöhnlichſten geographiſchen Hülfsmitteln. Ueberdies braucht der Rügener nur auf den Rugard, das Pehrd oder die Höhenpunkte der Granitz zu ſteigen, ſo hat er ſeine Inſel gleich als Landkarte im Original vor ſich liegen. Zieht dagegen bei abgelegenen ſüddeutſchen Bauern der Wanderer eine Karte aus der Taſche, ſo kann er noch in den Verdacht kommen, ein Hexenmeiſter zu ſein, oder ein Beamter, der die Grund- und Hypothekenbücher zu revidiren komme. Von der Bedeutung einer Karte als Reiſehülfsmittel haben dieſe Leute noch keinen Begriff. Die Rügener erſchrecken auch nicht, wenn man ein Fernrohr an's Auge ſetzt, denn ſie halten das Ding nicht, wie noch hie und da unſere binnenländiſchen Bauern, für eine Schießwaffe. Daraus aber zu ſchließen, daß dieſes Inſelvolk gebildeter ſei, als das binnenländiſche, wäre ſehr verkehrt. Die oberdeutſchen Gebirgsbauern, welche von den niederdeutſchen Küſtenbewohnern in allerlei Kenntniß und Wiſſen weit überflügelt werden, beſitzen wiederum für ſich einen Schatz techniſcher und künſtleriſcher Fertigkeiten, von welchen jene keine Ahnung haben. Wenn in den bayeriſchen und tyroliſchen Dörfern hübſche Heiligenbilder gemalt, niedliche Holzſchnitzereien gemacht werden, wenn dort vor allen Feldern ſinnige Volkslieder in hundertfacher Auswahl erklingen, wenn auf dem Schwarzwald in Strohflechterei und Uhrmacherei Treffliches geleiſtet wird, ſo iſt das auch Volksbildung. Es gehört zu den größten

Digitized by Google

modernen Verkehrtheiten, daß man die Volksbildung blos darnach mißt, wie viel Prozent von Artikeln des Konverſationslexikons der gemeine Mann im Kopfe hat.

Dem Küſtenbewohner wird ſeine Intelligenz gleichſam vom Meere an den Strand geworfen; das Meer macht ihn zum Genie der Volksperſönlichkeit, aber nur — weil es ihn zur Einſeitigkeit zwingt. Die Thierfabel der Rügener ſpielt unter den Waſſerthieren, wie die Thierfabel der Binnenlandsbewohner unter den Thieren des Waldes. Die Flunder z. B., ein kleiner plattgedrückter, poſſirlicher Fiſch mit zur Seite gezogenem, aufgeworfenem Maul, iſt den rügener Fiſchern der hohle Renommiſt in der Fiſchgeſellſchaft. Als die Flunder den erſten Häring ſah, zog ſie ein ſchiefes Maul und ſagte hochmüthig-ſpöttiſch: „Iſt der Häring auch ein Fiſch?“ Da blieb ihr zum Wahrzeichen ihres Hochmuths für alle Zeiten das Maul ſchief ſtehen. Vielleicht ſchreibt einmal ein Volkspoet an der Oſtſee einen Reineke Fuchs, der in der Meerestiefe ſeine Ränke und Schliche entfaltet, und Kaulbach zeichnet die Charakterbilder der menſchlich närriſchen Fiſche dazu.

Selbſt die Poeſie des volksthümlichen Sagenſchatzes hat hier ihre lauterſten Heiligthümer in die Tiefe des Meeres verſenkt. Der Nibelungenhort dieſer Oſtſee-Inſulaner iſt Vineta, die verſunkene Stadt an der Küſte von Uſedom, das Traumbild unter den goldglitzernden Waſſerwogen. Wisby auf Gothland, die märchenhafte Trümmerſtadt, das ſkandinaviſche Pompeji, iſt gleichſam ein über den Wellen ſtehen gebliebenes Vineta. Auf Arcona, der am weiteſten in die offene See vorgeſchobenen rügenſchen Inſelſpitze, ſtand der Tempel Swantowit's, des großen Slavengottes. Der Punkt, wo das Meer, das „alte, ewige, heilige Meer,“ ringsum brandet, wo die ſchmale Spitze Landes Dem, der lange ſinnend über die Fluth hinausſchaut, unter den Füßen ſchwindet, daß er mitten in den Wogen zu ſtehen vermeint — dieſer Punkt und kein anderer mußte das Mekka der Inſel ſein. Mir iſt die tiefpoetiſche Erzählung des Evangeliums, wie Chriſtus auf dem Meere wandelt, nie großartiger und ſo ganz in ihrer anſchaulichen und plaſtiſchen Fülle erſchienen, als hier auf der Tempelſtätte des Swantowit. Wäre ich Paſtor auf Rügen, ich würde dem Inſelvolk fleißig über dieſe Perikope predigen. Saxo Grammaticus beſchreibt den vierköpfigen Götzen Swantowit. Die Geſichtszüge waren ernſt und tiefſinnig, der Bart herabhängend, die Haare nach Art der Wenden geſcheitelt. Das geſtrehlt herabhängende Haar zeichnet heute noch die Fiſcher auf Rügen aus. Statt die Haare aus der Stirn zu ſtreichen, laſſen ſie dieſelben niederfallen, wie man wohl bei Meergöttern die Blätter des Schilfkranzes über die Stirne niederhängend malt. Die Sitte iſt wiederum, wie faſt Alles auf dieſer Inſel, vom Meere diktirt; Waſſer und Wind ſind die einzigen Haarkräusler dieſer Leute.

Der ganze Entwickelungsprozeß von Rügen ruht gleichſam auf einem fortwährend ausgebeuteten Strandrecht. Nicht blos „Bildung“ wirft den

Küſtenbewohnern die See aus, nicht blos Muſcheln und verweſenden Seetang, den die Bauern zu wirthſchaftlichen Zwecken heimfahren, nicht blos Quallen und vornehme Badegäſte, auch die Granitblöcke, mit denen die Kirchen gefundamentet, die Landſtraßen unterbaut ſind, wurden in einem großen Weltſchiffbruch auf dieſes Land geſchleudert. Die räthſelhaften erratiſchen Blöcke aus den ſkandinaviſchen Gebirgen liegen auf Rügen noch in ungezählter Menge, obgleich doch ſchon Jahrhunderte an dieſem gefundenen Kapital gezehrt haben. Sie ſind vielfach ſo groß, daß man ſie mit Pulver ſprengen muß, um die Bruchſtücke zur weiteren Benutzung fortzuſchaffen. Höchſt charakteriſtiſch nehmen ſich dieſe Granitſteine an den Untermauern und Sockeln der zahlreichen gothiſchen Kirchen der Oſtſeeländer aus. In bunter Farbenmiſchung, grün, grau, roth durch einander, ſind die verſchiedenartigen formloſen Steintrümmer zu einem cyklopiſchen Bau zuſammengeſetzt, wie ſie gerade eine Sündfluth von den Wracks der verſchiedenſten Urgebirgsfelſen abgeriſſen hat. In ſcharfem Gegenſatz erhebt ſich dann darüber der Oberbau aus gleichgeformten, gleichfarbigen Backſteinen. So ſind auch auf Rügen die mannigfaltigſten Steinbrocken, wie man ſie nur aus Dutzenden von Steinbrüchen zuſammentragen könnte, zu buntſcheckigen trockenen Gartenmauern aufgeſchichtet, während überhängende Dornbüſche dieſe Granitmuſterkarte maleriſch bekrönen. Man muß eine von den pommeriſchen, aus Granit gebauten Landſtraßen, die gleich den norwegiſchen faſt wie aus Eiſen gegoſſen ſind, einmal auf einen Tagemarſch unter den Füßen gehabt haben, um in dem brennenden Schmerz der Sohlen, für welche die granitene Solidität des Guten zu viel iſt, eindringlich belehrt zu werden, welch' königliches Geſchenk das Meer dem ſteinloſen Flachlande mit dieſen geſtrandeten Steinblöcken gemacht hat. So muß das Strandrecht den Oſtſeevölkern wohl als das erſte Naturrecht erſchienen ſein, und es iſt kein Wunder, daß ſie ſich angeſichts ihrer Kirchen, ihrer Straßen, ihrer Gartenmauern ſo ſchwer von ſeiner Unmenſchlichkeit überzeugen konnten.

3. Das Fehn.*)

So nutzbringend ſich auch das Moor durch den Torfſtich und das Moorbrennen erweiſt, ſo iſt es doch noch einer viel wichtigeren Benutzung fähig, denn es kann in die fruchtbarſten Ackerfelder und an ſehr vielen Orten in blühende Handels- und Schifffahrtsplätze umgeſchaffen werden. Schon ſind in den niederländiſchen und norddeutſchen Mooren Hunderte

*) Nach Dr. Fr. Miquél (Die norddeutſchen und niederländiſchen Moore, ihre Bewohner und Benutzung. — Prakt. Schulm. III. 10.)

Digitized by Google

ſolcher Anlagen in vollem Aufblühen begriffen, obgleich ſie erſt im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts begonnen wurden.

Der Name Fehn, holländiſch Veen, ſtammt vom plattdeutſchen Venne, welches der alte und allein landesübliche Name für Moor iſt; zur näheren Bezeichnung ſetzt man noch ein Wort vor Fehn, um die Lage, das Ausſehen, den nächſten Ort oder den Gründer mitzunennen, z. B. Horgeveen (das hohe Fehn), Weſterfehn, Schwartefehn (das ſchwarze Fehn), Frieſenveen ꝛc.

Alle Fehne haben das Charakteriſtiſche, daß ſie entweder mit der See, oder meiſtentheils auch mit einer großen Stadt entweder direkt oder indirekt durch einen Kanal in Verbindung ſtehen, welcher an ſeiner Mündung in's Meer durch eine große Schleuſe, Syhl oder Siel genannt, geſchloſſen werden kann — zu dem doppelten Zwecke, um zur Ebbezeit und bei öſtlichen Winden das überflüſſige Binnenwaſſer in's Meer zu entlaſſen, aber auch, um bei hoher Fluth das Eindringen des Meerwaſſers zu hindern. Es ſind das ſehr koſtſpielige Werke, und diejenigen Fehne, welche ſie ihrer größeren Entfernung von der Küſte willen entbehren können, haben in der Vermeidung dieſer Ausgabe wenigſtens einen Erſatz für die mancherlei Nachtheile, die mit ihrer Binnenlage verknüpft ſind.

Die älteſten Fehne wurden alle dort angelegt, wo die Natur ſelber ſchon eine Waſſerverbindung mit dem Meer- oder dem Abſatzorte geſchaffen hatte. Dieß iſt häufig der Fall, weil alle Moore hoch liegen und eine Menge Waſſer nach den niedrigen Gegenden entlaſſen, welches, indem es die natürlichen Vertiefungen des Bodens aufſucht, ſich allmählig zu einem Abzugskanal geſtaltet, der ein „Tief" (holländiſch diep) heißt. Erſt die ſpäteren Fehnanlagen mußten mit einem Kanale nach dem auszubeutenden Moore durchbrechen, und ein ſolcher Kanal iſt dann ſchnurgerade, während jene natürlichen Dieps allerlei Windungen zeigen.

Bei der Anlage eines Fehns ſieht man darauf, daß das Moor nicht zu tief liegt, und man ſucht deßhalb gerade ſolche Moore auf, deren Oberfläche aus einer 2 bis 4 Fuß dicken Lage eines leichten, leicht zerreiblichen Torfes beſteht.

Es iſt dieß meiſt jener Raſen- und Moostorf, der ſich immer wieder erzeugt, falls die hinlängliche Feuchtigkeit und darauf die Ausdörrung zu dem Pflanzenwuchſe des Moores hinzukommen. Auf dieſe Oberſchicht ſetzt eine zweite Schicht von 4, 5, 6 — an einzelnen Stellen ſogar 16, 18, 20 Fuß mächtigem ſchwarzen Torfe, der größtentheils Holztorf iſt, aus den zerſtörten germaniſchen Urwäldern entſtanden. Endlich folgt eine Schicht weißen Sandes, 2 bis 4 Fuß tief, und dann die „Welle", d. h. das Quellwaſſer. Soll nun der Boden urbar gemacht werden, ſo wird zuerſt die Oberſchicht abgetragen und zur Seite gelegt, an beiden Seiten in parallelen Linien; darauf nimmt man die Mittelſchicht weg, indem man den Torf vollſtändig abgräbt. Die erſte Bevölkerung der Fehne iſt ſomit überall die der Torfgräber, welche ſich von den Beſitzern der Moorflächen die

Erlaubniß zum Torfſtechen und zur Urbarmachung eines kleinen Grundſtückes pachtweiſe ausbedungen haben. Sie wohnen anfänglich in Torfhütten der elendeſten Struktur, ſie müſſen ihre Lebensmittel, Speck und Buchweizenmehl, des Sonntags aus den kultivirten Hinter- und Seitengegenden holen, und bezahlen Alles mit Torf, welcher ihnen von Schiffern abgekauft wird. Sobald ſie einen hinreichenden Platz vom Torf entblößt haben, rücken ſie in die Tiefe mit ihrer Hütte, die nun vor dem kalten Haidewind beſſer geſchützt iſt. Bald können ſie etwas Gartenland anbauen und ſich ein Schaf anſchaffen. Es würden aber Jahrzehnte bis zum weiteren Fortſchritte einer ſolchen Torfgräberkolonie vergehen, wenn jetzt nicht das Kapital mit ſeiner Macht hinzukäme.

Es treten nämlich entweder die Beſitzer der Moorflächen zuſammen, oder es kommen auch Kapitaliſten aus den größeren Städten, kaufen anſehnliche Flächen an und ſchließen mit den Fehnbaaſen, d. h. Torfmeiſtern, einen Vertrag, nach welchem dieſe die Ausbeutung eines beſtimmten Moorreviers gegen eine feſtgeſetzte Summe übernehmen.

Die Fehnbaaſen ſind Leute, welche ihr ganzes Leben im Moore zubringen, und die ihre Tüchtigkeit vor Allem durch eine geſchickte und wohlfeile Anlage von Waſſerkanälen beweiſen müſſen. Sie werden gewöhnlich ſehr wohlhabend, erwerben auch bald in dem abgegrabenen Boden eine ſchöne Beſitzung, aber die Luſt zu ihrer Moorarbeit iſt zu groß, als daß ſie nicht ſtets neue Kultivirungen beginnen, neue Kontrakte abſchließen ſollten, und man findet nicht wenige unter ihnen, die trotz ihres Wohlſtandes ſelbſt ihr Greiſenalter im öden Moore zubringen. Die Torfgräber, welche der Fehnbaas anſtellt, werden gewöhnlich mit der Zeit deſſen Afterpächter.

Iſt nun der Torf weggegraben, ſo geſchieht die Urbarmachung des Bodens auf folgende Weiſe: Die Oberſchicht des Raſentorfes, welcher anfänglich zurückgelegt war, wird in die Vertiefungen auf den weißen Sand geſtürzt, mit demſelben vermengt und dieſe Miſcherde eine Zeit lang dem Verwitterungsprozeſſe ausgeſetzt, worauf ohne weitere Düngung und mit dem beſten Erfolge Bäume gepflanzt werden können, am beſten Eichen, die man ſogar in dem unabgegrabenen Moore pflanzt, indem man ein Loch gräbt und daſſelbe bis zu einer mäßigen Tiefe mit jener Miſcherde ausfüllt.

Aber der Beſitzer oder der Fehnbaas der abgegrabenen Moorfläche will eine beſſere Kultivirung, als zu Holzſchlägen, und dazu bedarf es des Düngers. Dieſen aber würde er ohne Hülfe der Tiefe und Kanäle nie bekommen können, da er nur in den großen Städten wohlfeil und für die Düngung des Moores heiß und ſcharf genug in dem Straßendünger zu haben iſt. Die rückkehrenden Torfſchiffe bringen ganze Ladungen von demſelben mit, fahren ihn bis hart an die Grundſtücke, welche von den andern alle durch Seitenkanäle getrennt ſind, und nun wird der Boden zwei, drei Jahre lang tüchtig gedüngt, worauf er eine überraſchende Fruchtbarkeit für alle Arten von Landprodukten entwickelt. Um ſich gegen die herrſchenden

Digitized by Google

Winde zu ſchützen, legt man Holzanpflanzungen gegen die Windſeite an; anfänglich durch Anpflanzungen von Ellern auf den Ufern der Seitenkanäle und auf den Rückwällen der Grundſtücke gegen die Haide und das Moor, bald auch durch Pflanzen größerer Bäume und Anlegen kleiner Bosquets. Je weiter die Kultivirung des Bodens vorſchreitet, je mehr Menſchen in Folge deſſen ſich einfinden, um ſo mehr Sorgfalt verwendet man auf die Erbreiterung und Vertiefung des Kanales, Tiefes oder Vaart, wie die Holländer ſagen, weil vaaren bei ihnen ſchiffen heißt. Anfänglich gehen dieſe Verbeſſerungen von den Beſitzern der Grundſtücke aus, bald aber kommt gewöhnlich der Kanal in die Hände einer Aktiengeſellſchaft, welche dann von jedem beladenen Schiffe einen ſtets ſehr mäßigen Zoll hebt. Die Kanäle müſſen natürlich zuletzt von bedeutender Tiefe und Breite ſein, da die Fehnſchiffe ihren Torf über den Süderſee und längs allen Küſten der Nordſee verführen.

Sehen wir nun, wie das Ausſehen einer ſolchen Fehnkolonie iſt, wenn ſie bis zu dieſer Entwickelung gekommen iſt. Entweder iſt es ein Längenfehn, d. h. der Kanal läuft der Länge nach durch das Moor, und von beiden Seiten ſind eine Unzahl Kanäle in daſſelbe hineingetrieben; dann — und dieſes iſt bei Weitem das gewöhnlichſte — hat es eine Länge von drei bis vier, und eine Breite von circa einer Stunde, welche Maaße natürlich nur bei der Mehrzahl zutreffen. Aber es giebt auch Querfehne, und ein ſolches beſchlägt ein großes Parallelogramm, nicht ſelten mit einer Diagonale von 2¼ Stunden, und dieſer ganze Raum iſt dann ausgefüllt mit allen den verſchiedenen Betrieben, die wir ſogleich ſchildern wollen, und einer Anzahl großer und kleiner Kanäle, deren Zahl oft an die 70 ſteigt. Mag es nun aber ein Längen- oder ein Querfehn ſein, immer ſind voran nach dem Moore zu die Fehnbaaſen mit ihren Torfgräbern, gleichſam die Principes der vordringenden Kultivirungsarmee, dicht hinter ihnen die Hastati der kleinen Häusler mit ihren Schafen, Torfgräbereien und kleinen Grundſtücken und weiter hinunter die Triarii der großen Grundbeſitzer. Rechts und links von der großen Vaart und den größeren Seitenkanälen laufen breite, in mehreren Fehnen ſchon chauſſirte, mit ſchönen Fußwegen verſehene und dichten Gebüſchen eingefaßte Fahrwege, die aber von einer Unzahl Seitenkanälen durchſchnitten werden; weiter nach dem Moore zu, wo nur noch ein Fußweg und kleine Beſitzungen, alle paar 100 Schritte einer, dann nicht breiter als 6—10 Fuß und mit einer Wippbrücke, die aus zwei Brettern beſteht, verſehen; wo der Fahrweg dagegen und die großen Grundſtücke beginnen und die Abwäſſerung nicht mehr ſo nöthig iſt, paſſirt man alle 20 Minuten eine ſchöne Zugbrücke über einen Seitenkanal, breit genug, um kleine Seeſchiffe zu tragen. — Unendliche Abwechſelung herrſcht in einem Fehne hinſichtlich der Größe der Beſitzungen und des Betriebs der Bewohner.

Hier das große Gut des reichen Kapitaliſten mit unabſehbaren Getreidefeldern, auf denen rieſige Düngerhaufen zur Kultivirung der noch

weiter rückwärts liegenden Flächen liegen, den üppigſten Wieſen, auf denen das ſchönſte Vieh in wohlbehaglichem Wiederkäuen gelagert, kaum noch den Kopf nach den häufigen Vorübergehenden umdreht; in der Mitte ein ſchönes mehrſtöckiges Haus mit einem Garten, Bosquet, Fiſchteiche, und nach der Vaart zu die ſchönſten Blumen, und doch wohnt hier nur der Geſchäftsführer des reichen Mannes, der ſeine Moorbeſitzungen vielleicht nie geſehen; daneben der beſcheidene Beſitz eines Erbpächters, der arm hierher kam, aber durch raſtloſe Arbeit und Sparſamkeit ſeinen wüſten Boden in ein nettes Bauerngut umſchuf; gegenüber eine Schiffswerfte und in ihrer Nähe die Schmiede, welche ſie in's Leben gerufen hat; dort eine Kalkfabrik und hier die Schiffer- und Arbeiterhäuschen, welche von ihr leben; weiterhin das moderne Haus des Arztes, deſſen leichter Wagen bei Tag und bei Nacht die Straßen an den Kanälen auf- und abrollt, und dort das kleine, aber zierliche Häuschen des Barbiers, der zu Fuß dieſelben Wege zurücklegt, Haare und Bärte abnehmend und Neuigkeiten in Empfang nehmend und weiter tragend; hier ein Bäcker, der zugleich Spirituoſen verkauft; dort ein Zimmermann, der auch Maurer iſt, und ein Schneider, der auch ſchuſtert; ein Ackerwirth, der mit Kolonialwaaren handelt; ein Schiffer, der zugleich webt, und ein Buchhändler, der Tapeten verkauft. Denn in den Fehnen kennt man keine Zunft, oder Gilden, oder Bannrechte, ſondern überall herrſcht völlige Gewerbefreiheit und unbeſchränkte Konkurrenz, da die Verhältniſſe hier keine ökonomiſchen Zwangsjacken erlaubten; wer heute Buchhändler war, wird morgen Schulmeiſter werden, wenn er ſich beſſer dabei ſteht.

Natürlich hat jedes Fehn eine große Schifferbevölkerung, da die größern gewöhnlich mehrere Hunderte kleinerer oder größerer Schiffe beſitzen und beſchäftigen, und das iſt eine Urſache, weßhalb die Mehrzahl der Fehnbevölkerungen frieſiſch iſt, auch dann, wenn das Fehn nicht auf frieſiſchem Boden liegt; denn den Frieſen zieht's allenthalben nach dem Waſſer, nach den Schiffen, und deßhalb ziehen ihn die Fehne weiter in's Binnenland hinein, als ſonſt ſeine Neigungen erlaubt hätten.

Ueberhaupt aber gehen nach den Fehnen nur thatkräftige und wageluſtige Leute, da Aller anfangs ein mühſeliges Leben, harte Arbeit wartet, welche nur nach jahrelanger Ausdauer durch reichen Gewinn belohnt wird, ganz wie in Nordamerika.

Verfaſſer beſuchte in einem holländiſchen Fehn einen Landsmann, einen ehemaligen Landwehroffizier, der ſich vor 20 Jahren dort niedergelaſſen hatte, und der erzählte ihm, wie damals dieſe jetzt ſo üppige Landſchaft, ſein jetzt wie ein engliſches Gut angebautes Beſitzthum, eine kahle, dürre Moorfläche mit einigen Torfgruben und Torfgräberhütten geweſen ſei; er habe damals täglich von ſeinem Wohnſitze aus 3 Stunden hin, 3 Stunden her zur Beſichtigung ſeiner Kultivirungen gemacht; 3¼ preuß. Morgen Boden hätten ihm 25 Gulden zum Ankauf gekoſtet, und jetzt gebe er die 3¼ Morgen nicht für 1000 Gulden weg. „Alles", ſagte er mit gerechtem

Digitized by Google

Stolze, wie Stauffacher im Rütli, „was Sie hier ſehen, Haus wie Hof, Land und Baum, Menſchen und Vieh, ja ſelbſt das Waſſer iſt meine Schöpfung; denn ich ſelbſt habe alle dieſe 3—4 Stunden langen Kanäle, welche meine weitläufigen Beſitzungen durchſchneiden, graben laſſen."

Kommt man in ein Querfehn, wo Alles dichter zuſammengedrängt iſt, als in den Längenfehnen, ſo ſieht man erſt recht, welche Betriebſamkeit in den Fehnen herrſcht; das webt und dreht, ſchmiedet und klopft, hämmert und ſägt, theert und färbt aller Orten, wohin das Auge fällt; dazu alle Kanäle voller Schiffe, welche fortwährend die Zugbrücken paſſiren, das Rufen und Singen der Matroſen und Arbeiter; kurz, man fühlt, man könne hier nur leben, um durch harte Arbeit Geld zu verdienen, und ſo iſt es in der That in allen Fehnen, mit Ausnahme der wenigen Beſitzer, die längſt allen Torf weggegraben, und nun in ſtolzer Behaglichkeit dem Ackerbau und Handel leben.

Die Bevölkerung der Fehne iſt der Zahl nach natürlich ſehr verſchieden, von einigen Hunderten bis zu vielen Tauſenden; es gibt mehrere mit 8—10,000 Einwohnern; bei allen aber iſt die Schifffahrt und die Zahl der dem Fehne gehörigen Schiffer unverhältnißmäßig lebhaft und groß, was von dem fortwährenden Austauſche der Produkte gegen den Dünger, die Waaren und Rohſtoffe der großen Städte kommt; es gibt nicht wenig Fehne, die ein paar Hundert Schiffe beſitzen, und Baarten, auf denen monatlich 12—1300 Schiffe paſſiren.

Die Zahl und Bedeutung der Fehne wird immer noch wachſen, da die Moore ſich von der Süderſee bis zur Elbe ziehen, und tief in das norddeutſche Tiefland hinein; bis jetzt finden ſich die Fehne nur noch in den vier nördlichen Provinzen der Niederlande, ſodann in Oſtfriesland, und endlich im Bremenſchen. Wenn dieſelben mit der Zeit, — wie gewiß iſt — alle durch Kanäle mit einander verbunden ſein werden, ſo hat Norddeutſchland eine beſſere innere Kommunikation, als irgend ein andres Land, mit Ausnahme der Lombardei und der Niederlande, und kann in Kriegszeiten auch der Seewaarentransport auf dieſen Fehnkanälen geſchehen.

4. Ein norddeutſches Erntefeſt,

wie es an der Weſer im Schauenburgiſchen gehalten wird.

Bevor wir an deſſen Darſtellung gehen, werfen wir einen Blick auf die dortige Gegend, auf Sitte und Brauch ihrer Bewohner.

Durch den teutoburger Wald im Süden und das Süntelgebirge im Norden begrenzt, wird von Hameln bis an die porta Westphalica ein etwa 10 Stunden langes und 2—3 Stunden breites Thal von der Weſer durchfloſſen, deſſen linker Theil ehemals der Oſtergau, der rechte aber der Buckigau hieß. Der Name Oſtergau ſtammt ohne Zweifel von der altdeutſchen Göttin Oſtara, deren Kultus hier, wie an der ganzen Weſer beſonders verbreitet war, und ſich noch in den alterthümlich gepflegten

Oſterfeuern lebendig erhalten hat. Am erſten Oſtertage nämlich werden Abends von allen Landgemeinden, Gütern und einzelnen Höfen auf möglichſt erhöhten Punkten Theerfäſſer angezündet, die an großen ſtrohumwundenen Fichtenſtangen hängen. Jung und Alt tanzt unter Frohlocken und Jubel den Ringeltanz darum, und zuletzt werden in die Feuertrümmer alte Tücher, Hüte ꝛc. ꝛc. zum Verbrennen geworfen. Der Tod — in Süddeutſchland der Winter — wird ausgetrieben, verbrannt. Es gewährt ein überraſchendes Schauſpiel, Tauſende ſolcher mit allem Fleiße genährter Flammenſäulen von irgend einem Höhenpunkte des Süntels durch die weite Ebene gegenüber auf allen Gipfeln des teutoburger Waldgebirges und zur Seite auf den vielen vorſpringenden Bergrücken des Süntels leuchten zu ſehen. Das Oſterfeſt, das ſeinen Namen eben von der Göttin Oſtara hat, war ſchon vor dem Chriſtenthume ein altgermaniſches, heiliges Feſt, das Frühlingsfeſt, das Auferſtehungsfeſt der Natur. Der Göttin Oſtara war der Monat April ganz beſonders geweiht. Ob in ihr eine eigene Gottheit, ob unter dieſem Beinamen nur Frigga, Wodan's Gemahlin, verehrt wurde, ſteht noch zu ermitteln. Der Buckigau, Buchengau, hieß von ſeinen Buchen ſo, die noch heutigen Tages in ſeltener Größe und Schönheit dort gedeihen. So ſtehen z. B. auf dem Hohenſteine, dem höchſten Punkte des Dachtelfeldes, noch die rieſigen Buchen, die einſt die noch ſichtbare Opferſtätte (noch heute der ſinngrüne Altar genannt) unſerer Väter überſchattet haben, deren wunderbare Zweige und Aeſte ſo ſtark und mächtig zur Erde niederhängen, daß man nur mit Mühe zum Fuße des Stammes durchzudringen vermag. Gegenwärtig bilden dieſe Gaue den Hauptbeſtandtheil der ſeit 1647 durch Theilungsrezeß an Kurheſſen gekommenen Provinz Schaumburg, die Perle der heſſiſchen Lande.

Trotz der verſchiedenen Ländergebiete, die ſich hier im Bereiche weniger Stunden Entfernung berühren (Preußen, Kurheſſen, Lippedetmold, Lippebückeburg, Waldeck, Hannover und Braunſchweig), hat doch das Volk ſehr viel Erinnerung älteſter Zeit und eine Menge alter Sitten und Bräuche in ſich lebendig erhalten, die vielleicht in andern Gegenden längſt erloſchen ſind. So findet ſich nicht nur in dem Ortsnamen des jetzigen Marktfleckens Varenholz noch die Beziehung auf Varusholz*), ſondern ſelbſt der Kindermund hat in folgendem Abzählſpruche die Erinnerung an Hermann bewahrt.

Hermann ſchlank Lerm an,
Mit Pipen und Trummen,
Din Kaiſer iſt kumen
Mit Hammer un Tangen
Will Hermann uphangen.

*) Man hat die Ableitung des Namens von Varus bezweifeln wollen; allein der Name des dort fließenden Blutbaches, ſowie die noch vor Jahren ſichtbaren Spuren alter Römerſchanzen und die ausgegrabenen römiſchen Münzen und Waffen laſſen nicht wohl eine andere Auslegung zu.

Digitized by Google

Die Untheilbarkeit des Grund und Bodens, nach welcher das ländliche Gut, je nach Ortsgebrauch, entweder an den älteſten oder jüngſten der Söhne übergeht, erhält im Allgemeinen den Grundbeſitz in derſelben Familie; denſelben Geſchlechtsnamen der Bauern, die ſchon vor vielen Jahrhunderten urkundlich auf ihren Höfen genannt werden, begegnet man noch heute auf den alten Väterſitzen. Von den andern Geſchwiſtern, deren übrigens ſelten mehr wie zwei bis drei ſind, und die mit einer Kleinigkeit abgefunden werden, treten die Mädchen in Dienſt des das Gut übernehmenden Bruders; die Söhne aber gehen meiſt als Matroſen zur See, oder zur Erntezeit als Grasmäher, Torfſtecher ꝛc. ꝛc. nach Holland. Man erzählt ſcherzweiſe, daß einſt ein ſolcher Grasmäher auf ſeiner Rückreiſe mit drei Thalern im Beutel klingelnd ſich gegen Amſterdam zurück gewendet habe mit den Worten: Amſterdamken, Amſterdamken, wenn eck di (ich dir) noch mal ſo kome, biſte kaput!

Auch die Güter des Adels, gleichfalls Höfe genannt, ſind, dem Brauche nach, untheilbar und ſeit Jahrhunderten in denſelben Familien geblieben. Nur Ausſterben bringt ſie in andere Hände; ein Verkauf würde etwas Beſchimpfendes an ſich haben.

Durch dieſen unverrückten, ungeſchmälerten Familienbeſitz des Landvolkes hat ſich aber bei ihm auch zugleich viel altſächſiſcher Brauch und Sitte erhalten; in Lebensweiſe, Kleidung, Wohnung und ſonſtiger Beziehung iſt Alles nur mehr den unabweisbarſten Einflüſſen der Zeit gefolgt. Das nationale Hafermus als Frühſtück und die Gerſtengrütze*) als Abendeſſen, hat noch kein ſchwächender Kaffee mit dem Heere ſeiner Surrogate verdrängen können; der weißleinene, mit rother Wolle gefütterte Kittel, kurze Beinkleider, Schuhe und Strümpfe, ein ſchwarzer, auf einer Seite aufgeſtülpter Filzhut, ſind noch immer die allgemeine Bauerntracht der Männer.

Wenden wir uns nun zur Erntezeit, bei welcher noch einige alterthümliche Bräuche vorkommen, denen man kaum mehr anderswo begegnen möchte.

Sie beginnt mit dem Mähen des Rübſamens. Zu ihr legen alle betheiligten Schnitter, Knechte wie Taglöhner, entweder ganz neue oder ſauber gewaſchene weißleinene Kleidung an, und zwar kurze, über den Hüften und unter den Knieen geſchnallte Beinkleider, weißleinene Strümpfe mit Schuhen, kurze Jacke mit Metallknöpfen und rothe Weſte. Auf dem Filzhute ſteckt rechts der ſogenannte Flinkerbuſch, ein etwa fußhoher, mit Flittergold

*) Die dortige, auch durch ganz Weſtphalen gehende, beſondere Verehrung dieſer Grütze beſpottet ſchon ein alter alliterirender Vers:

Wenn alle Berge Butter wären
Und alle Gründe Grütze,
Und es käm' ein warmer Sonnenſchein,
Und es flöß die Butter in die Grütze hinein,
Himmliſcher Herr, was müßte das für ein Freſſen ſein!

und rothen, ſchmalen Bändern gezierter Federbuſch. Auch die Senſe ziert ein rothes Band.

Die Mägde tragen kurze, dichtfaltige rothe Röcke, ſchwarze Mieder, weiße Strümpfe mit rothen Zwickeln und Schuhe. Den Kopf deckt eine eigenthümliche, kleidſame, engaufliegende Haube, deren vorderer Theil ſich ſchnabelförmig auf die Stirne drückt. Am Rechen tragen ſie ein rothes Band. Es gewährt einen ſchönen, ſehr freundlichen Anblick, überall auf gleiche Art geputzte, zweckmäßig gekleidete Arbeiter in der weiten Getreideflur zu ſehen. Kommt man zu ihnen heran, ſo nimmt ſich wohl einer der Schnitter die Erlaubniß und tritt dem Nahenden in den Weg, und mit freundlich dargebotener Senſe, als wollte er zur Mithülfe auffordern, ſpricht er:

Da der Herr iſt hergegangen,
Thun wir ihn freundlich empfangen;
Mit einer Kanne Bier oder Wein,
Da kann der Herr mit erlöſet ſein.
Dies geſchieht nicht aus Haß oder Neid,
Sondern aus Lieb' und Freundlichkeit;
Wir werden trinken des Herrn Geſundheit.
Wird's der Herr aber übel nehmen,
Werden wir unſere Senſe wieder zurücknehmen.

Für dieſe und ähnliche Sprüche hat man ſich mit einer kleinen Gabe auszulöſen.

Die Heu- und Roggenernte findet in gleicher Weiſe Statt, und fortwährend müſſen alle Betheiligten ſauber und reinlich gekleidet erſcheinen. Mit dem Schluſſe der Roggenernte jedoch, als der Hauptfrucht des Landes, wird den Arbeitern ein kleines Feſt gegeben. Sie erhalten das Wodansbier, in der Volksſprache Wadelbier genannt. Dies beſteht in Tanzmuſik und Bier. Um die letzte Roggengarbe, die ſtets auf dem Felde liegen bleibt*), wird im Reigen getanzt, und dann die letzte Fuhre unter Muſik heimgebracht. Vor der Scheune wiederholt ſich dieſer Reigen, worauf dann die Nacht über in einem paſſenden Lokale getanzt und gezecht wird.

Bei der Flachsernte bilden die Mägde aus Flachs eine mit Bändern verzierte Puppe, die, auf einer großen Schüſſel liegend, Mittags bei Tiſch der Herrſchaft von der Großmagd mit einer gereimten Anrede überreicht wird, und wogegen die Familienglieder ein beliebiges Geldgeſchenk auf die Schüſſel legen. Die Puppe heißt das Flachskind.**)

*) Die liegenbleibende Garbe war im germaniſchen Alterthume das Opfer, welches Wodan gebracht wurde.

**) Den Flachs vor dem Erdfloh zu bewahren, muß ein unbeſcholtenes Mädchen kurz vor Sonnenaufgang unbekleidet dreimal um das Flachsland gehen und ſprechen:

Erdfloh verpacke dich,
'Ne reine Jungfer jaget dich!

Beim Einfahren ſämmtlichen Getreides darf übrigens kein Erntewagen umgeworfen werden; der dagegen Fehlende verliert das Recht am Erntefeſte ſelbſt Theil zu nehmen. Die fahrenden Knechte wachen deshalb auch ſorgfältig, daß Niemand weder unter dem leeren noch vollen Wagen durchkriecht, wie es z. B. bei Kindern leicht vorkommen kann, weil ſie glauben, daß dann der Wagen unfehlbar im Laufe der Ernte umgeworfen werde. Nur das ſofortige Wiederzurückkriechen ſchützt vor dieſem Unfalle.

Mit dem Abſchluſſe der Ernte ſelbſt kömmt nun das eigentliche Erntefeſt, das ſogenannte Erntebier.

Hierzu wird ein großer Erntewagen ausgerüſtet, mit Halmfrüchten, Blumen und Bändern ausgeſchmückt, und mit ſechs ebenfalls aufgeputzten Pferden beſpannt. In der Mitte des Wagens ſitzt erhöht die Großmagd zwiſchen zwei andern Mägden. Sie trägt den großen, faſt kugelförmig geſtalteten Erntekranz, durch welchen zum Tragen ein Stab geht. Er iſt aus allen Halmfrüchten des Feldes gemacht, mit Blumen und Bändern reich ausgeziert. Auf ihm thront, als Sinnbild der Wachſamkeit, ein vergoldeter Hahn mit zwei Haferähren im Schnabel. Unter ihm liegt als Bild der Fruchtbarkeit ein Kranz vergoldeter Eier.

Vor der Großmagd ſitzen die Muſikanten und hinter ihr ſtehen die Knechte mit rothbebänderten Korngabeln und Rechen. Einige von ihnen tragen Bier- und Branntweinkrüge. Vor dem Wagen reitet der Verwalter, dem ein Laufer voraneilt. Dieſer Laufer trägt ein auf die Kniee gehendes, wie ein Hemd geformtes, weißes Gewand, das über den Hüften und an den Handgelenken mit rothem Band gegürtet iſt, weiße Strümpfe und Schuhe, und auf dem Kopfe eine hohe goldpapierne Krone. In der Hand hält er eine kurzſtielige, aber langſchnürige, ſehr ſtarke Peitſche, welche im lauteſten Doppelknalle recht anhaltend zu ſchwingen ſein Hauptbemühen iſt, und worauf ſich der gewöhnlich dazu verwendete ſtärkſte der jüngeren Burſche beſonders eingeübt hat.

So geht der Zug gegen Mittag vom Hofe ab und holt die eigens dazu liegen gelaſſenen letzten Garben feierlich heim. Auf dem Wege hin und her ſchließen ſich alle diejenigen an, die in der Erntezeit geholfen haben, ſo wie die Nachbarn der Felder, von welchen die letzten Garben geholt wurden, und denen der Willkommtrunk gereicht wird.

Nach Zurückkunft begiebt ſich, unter Muſikbegleitung und Vorantritt der Großmagd mit dem Erntekranze, Verwalter und Haushälterin zu beiden Seiten, der ganze Zug in die Zimmer des Hausherrn. Die Großmagd hält an ihn eine gereimte Rede, worauf er ihr wie allen Betheiligten für bewieſenen Fleiß und Treue dankt und wünſcht, daß ſie ſich nun der ungeſtörteſten Freude und Luſt überlaſſen möchten. Dann führt er ſelbſt mit ſeinen Familiengliedern und Gäſten die ganze Verſammlung in das eigens hergerichtete Erntefeſtlokal. Dort wird der in der Mitte desſelben unter der Decke hängende vorjährige Erntekranz vom älteſten Knechte, dem ſogenannten Hofmeiſter, abgenommen, und der neue dafür aufgehängt.

Hierauf tritt die ganze Verſammlung unter dem Erntekranze in einen Kreis und ſtimmt das Lied: „Nun danket alle Gott“ ꝛc. an.

Nach deſſen Beendigung beginnen dann die alterthümlichen Ehrentänze des Hausherrn und der Hausfrau mit den Untergebenen, darauf des Verwalters und der Haushälterin mit denſelben, bis ſich ſpäter Alles, was tanzen will, betheiligt.

Die Ernteleute erhalten dabei Bier, Branntwein, eine beſondere Art Kuchen, Tabak, irdene Pfeifen und Spielkarten. So zieht ſich der Tanz durch die Nacht hin. Etwa ausbrechende Streitigkeiten beim Tanze ſelbſt ſuchen, nach dortigem Brauche, die Muſikanten zu ſchlichten, weshalb man gern zu ihnen ſtarke Leute nimmt.

Gegen Tagesanbruch beginnt der Kehraus, und die ganze Geſellſchaft bringt dem Hausherrn ein Ständchen und Lebehoch, worauf ſich derſelbe bedankt und über's Jahr ein gleich fröhliches Erntefeſt wünſcht.

Fr. v. Ditfurth.

---

5. Weſtphäliſche und pommerſche Bauernſchaft.

a) Streifzüge durch Weſtphalen.

Die Provinz Weſtphalen iſt unverdienter Weiſe dem Geſpött anheimgefallen. Man nennt ſie höhnend „das deutſche Böotien“, oder „die Vendée des deutſchen Reichs“, indem man ſich durch einige Züge täuſchen läßt, deren Verhältniß zum Ganzen man nicht begreift. Weſtphalen wurde ignorirt und wird es theilweiſe noch, obwohl in der letzten Zeit die aufſteigenden Ideen des ſich entwickelnden Selbſtbewußtſeins nicht mehr verkannt werden können. Der Grundcharakterzug der Weſtphalen iſt der Konſervatismus im ächten Sinne des Wortes. Aus dieſem laſſen ſich alle geſchichtlichen Ereigniſſe begreifen, die Weſtphalen von ſeinem erſten Bekanntwerden an aufzuweiſen hat. Jenes Feſthalten am Gewohnten, am Beſtehenden, für welches man Gut und Leben zu opfern bereit war, iſt der tiefere Grund, weshalb die römiſchen Heere einſt in Weſtphalen einen ſo energiſchen Widerſtand fanden. Kein Volksſtamm Germaniens kämpfte in dem Maaße für ſeine einheimiſchen Zuſtände, wie die Bewohner des Lippe- und Weſerufers. Die Weſtphalen bekämpften die Römer nicht, um Deutſchland von den fremden Eindringlingen zu befreien, ſie ſtellten ſich ihnen entgegen, weil man ihnen ihre Einrichtungen entreißen wollte, weil ihre Zuſtände gefährdet waren, mit denen man ſo verſchmolzen war, daß man ohne ſie nicht leben konnte. Nach der Vertreibung der Römer aus Weſtphalen, als man wieder ſeinen Sitten und Gewohnheiten gemäß leben konnte, war man zufrieden, und erſt dann trat Weſtphalen wieder in der Geſchichte auf, als ſeine Zuſtände zum zweiten Male gefährdet waren.

Die Römer wurden bald vergeſſen; nur einige Ortsnamen erinnern noch an jene Kämpfe und an Hermann, und wenige Strophen ſcheinen Klänge aus einem alten Volksliede zu ſein, das dieſe Kämpfe verherrlichte. Sie leben in Weſtphalen im Munde der Jugend, und man hört ſie nur auf der Straße in der originell und ungeſchliffen klingenden plattdeutſchen Mundart:

„Hermann,
Schlag' Lärm an,
Schlag' Pauken und Trommeln,
Der Kaiſer will kommen,
Mit Schippen und Stangen,
Und Hermann einfangen."

Das zweite Auftreten der Weſtphalen in der Geſchichte bilden die ſogenannten Sachſenkriege. Die muthigen Kämpfe für den Glauben der Väter, das tapfere Auftreten gegen den welterobernden Zug des Chriſtenthums iſt wieder nur das Produkt der Nothwendigkeit, die mehr Aehnlichkeit hat mit der Treue des Hundes, der auf dem Grabe ſeines Herrn ſtirbt, als mit dem ſelbſtbewußten Kampfe eines Volkes für die Geltung ſeiner freien Nationalität.

Die Liebe zum Fremden, welche Gervinus den Germanen als einen Charakterzug vindizirt, iſt auf Weſtphalen nicht anzuwenden. Nirgends giebt es eine größere Anhänglichkeit an die Scholle, nirgends eine kräftigere Abſperrung gegen das Neue und Fremde, als gerade hier. Die Reformation fand hier nur einen ungünſtigen Boden, obgleich auch keinen fanatiſchen Widerſtand. Dieſer trat erſt ein, als der alte Glaube gefährdet ſchien. Nirgends hielten die altdeutſchen Rechtsinſtitute länger aus, als in Weſtphalen, nirgends exiſtirte die Schöffengerichtsverfaſſung länger, als hier; ihre verwitterten Spitzen ragen noch bis in das vorige Jahrhundert hinein.

Eine Folge der Liebe zum Beſtehenden iſt auch der Rechtsſinn. Schon auf der Gaſſe bei den Spielen der Jugend tritt er in unendlich vielen Sprüchwörtern zu Tage. Die Rechtswiſſenſchaft wird in Preußen meiſtens von Weſtphalen vertreten. Den weſtphäliſchen Scharfſinn weiß die Regierung wohl zu würdigen: die höchſten Stellen der Rechtsſphären ſind von Weſtphalen beſetzt.

Ein anderer Grundzug der Weſtphalen, der übrigens nicht ohne alle Verbindung mit der Liebe für das Beſtehende daſteht, iſt der Hang zum Partikulären, der Mangel an Intereſſe für das Allgemeine. Schon in der äußern Erſcheinung giebt ſich dieſer Zug zu erkennen. Man beſteige nur einen Hügel, von dem aus man einen Ueberblick über eine weſtphäliſche Gegend hat. Ringsum liegen einzeln und zerſtreut unzählige Häuſer, die mit ihren rothen Ziegeldächern aus dem umſchattenden Pappelgrün hervorleuchten. Tacitus ſpricht ſchon von dieſen einzeln liegenden Gehöften. Der Landmann mag lieber allein wohnen und auf ſeinem Hofe „eigener Herr" ſein, als in Gemeinſchaft mit Andern in Dörfern und Städten

Digitized by Google

leben. Dieſe Separationsſucht hat ſich in zwei Richtungen manifeſtirt. Sie wurde erſtens der Keim des Bewußtſeins der freien Perſönlichkeit, des Auffichgeſtelltſeins, andererſeits aber auch der Grund der Trennung vom großen Ganzen, der Gleichgültigkeit gegen das Gemeinſame.

Wer Tacitus' Germania praktiſch ſtudiren will, muß das weſtphäliſche Land kennen lernen. Es iſt dort Weniges geändert, noch exiſtiren die nämlichen Verhältniſſe wie vor Jahrtauſenden. Der fortſchreitende Geiſt der Volksentwickelung hat hier nur geringen Eingang gefunden.

Münſter iſt der Sitz des Konſervatismus in ſeiner ſchroffſten Geſtalt, mehr jedoch in kirchlicher als in politiſcher Beziehung. Die Ariſtokratie Münſters iſt wegen ihres ſchroff ſich abſchließenden Weſens bekannt. Der Bürger hat Ehrfurcht vor ihr; das hiſtoriſche Recht und die Anmaßung imponiren ihm. Dazu kommt der Reichthum, der auch kein geringes Mittel iſt, die Ehrfurcht zu ſichern. Das patriarchaliſche Leben, das die Ariſtokratie in Münſter führen darf, muß ihr gefallen — ſie gibt ſich daher alle Mühe, dieſes Verhältniß aufrecht zu erhalten. Dies wollte ſie einerſeits dadurch erreichen, daß ſie ſich ſelbſt kräftigte und ſo ihr Anſehen erhöhte; andererſeits dadurch, daß ſie vom Bürgerſtande allen Einfluß von außen abhielt. Doch die Anſtrengungen beider Art blieben fruchtlos. Die Regierung ſchlug die Bitte um Gewährung korporativer Rechte ab, und eben ſo wurden ihre Hoffnungen, von Münſter die Eiſenbahn fern zu halten, vereitelt.

Dem Münſterlande ſteht an Bildung zunächſt das ſogenannte Sauerland, der bergige Theil Weſtphalens, reich an Naturſchönheiten, aber arm an geiſtigem Streben. Die Stadt, welche dieſen Diſtrikt vor Allem repräſentirt, iſt Arnsberg, die zweite Regierungsſtadt der Provinz. Dunkle Berge mit verfallenen Ruinen, die öde und leblos in die friſche Gegenwart hineinſtarren, klare, die engen Thäler durchrauſchende Bergſtröme bilden das Gepräge der Gegend. Nur ſelten ſieht man noch einzeln ſtehende Häuſer, die Menſchheit hat ſich in kleine ſchmutzige Dörfer zuſammengeflüchtet, deren niedrige Häuſer, mit ſchwarzen Schindeln gedeckt, dem Ganzen ein trauriges Ausſehen geben. Arnsberg iſt, wie ſchon geſagt, die Hauptſtadt dieſes Bezirks. Während in Münſter der Adel Alles gilt, gibt hier der Beamte allein den Ton an. Wer nicht Beamter iſt, wird ſchwerlich beachtet. Rang und Orden entſcheiden überall, ſowohl bei den Soirées und auf Bällen, wie auf der Straße und in der Familie.

Ein Bürgerſtand, welcher dieſe Beamtenariſtokratie parallyſiren könnte, exiſtirt nicht. Der Mangel an Produktion der Lebensmittel in den engen Thälern läßt ihn nicht aufkommen. Sollten ſich einige Nichtbeamte durch zufälligen Einfluß hervorthun, ſo bemüht ſich die Beamtenherrſchaft, ſie niederzudrücken. Wie die münſterſche Ariſtokratie durch Abſperrung der Stadt gegen allen Einfluß von außen ihre Herrſchaft zu erhalten ſich bemühte, ſo ſtrebt hier die Bureaukratie danach, alle mißliebigen Tendenzen,

die den Mechanismus des Geſchäftsganges irgendwie ſtören könnten, in ihrem Aufkeimen zu erdrücken, wenn ſich dieſelben zeigen ſollten.

Das Weſen des Sauerlandes iſt die Abgeſchloſſenheit. Schon die Natur trennt es von allem Verkehr; die ſteilen Berge machen den Transport beſchwerlich. Die wuchernden Ideen des fortſchreitenden Volksbewußtſeins finden hier noch keinen rechten Boden; es fehlt ihnen an Organen, welche ſie weiter tragen ſollten.

Die Intelligenz Weſtphalens wird beſonders durch die frühere Grafſchaft Mark und das ſogenannte Ravensbergiſche vertreten. Es iſt dies weſentlich der Diſtrikt, welchen die Köln-Mindener Eiſenbahn durchſchneidet, wenn man den Theil abrechnet, der zum Regierungsbezirk Münſter gehört. Der Kohlenbetrieb der Ruhrgegend, die Induſtrie auf der ſogenannten Enneger Straße, der Chauſſee zwiſchen Hagen und Schwelm, die Kornproduktion und die Salzwerke des Hellwegs, die Schifffahrt der Lippe, der Handel mit der berühmten bielefelder Leinwand vermittelten ſchon früh den Verkehr dieſes Bezirks mit den umliegenden Provinzen. Deshalb herrſcht hier ſchon eine größere Lebendigkeit; das berüchtigte weſtphäliſche Phlegma hat ſo ziemlich aufgehört, man bekümmert ſich auch um das, was in der Außenwelt vor ſich geht. Gute Schulanſtalten befördern dies günſtige Verhältniß. Die Söhne der Beamten beſuchen entfernte Univerſitäten und kehren, von neuen Ideen getragen, nach Hauſe zurück. In einzelnen Städten findet ſich unter der jungen Generation eine verhältnißmäßig zufriedenſtellende Intelligenz, die Unterhaltungen ſind allgemeinern Inhalts, ſie drehen ſich nicht allein um die Qualität des Biers und den Vorzug einzelner Speiſen, obwohl auch dies nicht vergeſſen wird — denn das iſt zu wichtig für den weſtphäliſchen Magen.

Das platte Land iſt ungeheuer bevölkert, aber meiſtens fehlt es den Bewohnern an aller Bildung. Schon ihre äußere Erſcheinung iſt roh und ungeſchliffen. Die ſchweren, beim Gehen weithin klappernden Holzſchuhe laſſen wohl einen Vergleich des weſtphäliſchen Landvolks mit den ſchwer hinwandelnden Thieren der Homeriſchen Geſänge zu. Uebrigens ragen die Landbewohner dieſes Bezirks weit über die des Münſterlandes an Intelligenz hervor. Ein Faktum wird genügen, den geiſtigen Zuſtand dieſer letzteren aufzudecken. Es war in einem Dorfe ſeit einer langen Reihe von Jahren üblich geweſen, den Charfreitag dadurch zu feiern, daß ein vierſchrötiges Gemeindeglied auf ein großes Kreuz geſchnallt und in dieſer Lage durch das Dorf getragen wurde. Der Gekreuzigte mußte die Leidensworte Chriſti der Reihenfolge nach ausrufen; bei dem „Mich dürſtet!“ wurde ihm ein in Branntwein eingetauchter Schwamm hingehalten, den er auszuſaugen ſich bemühte. Das Volk ging andächtig hinterher. Die preußiſche Regierung wollte dem während des Epiſkopats aufgekommenen, frommen Unweſen ſteuern. Es gelang ihr dies aber erſt nach mehrmaligen Zuſammenrottungen der Dorfbewohner und nach mehr-

maligen Attentaten auf die Fensterscheiben des Rathhauses. — Die Bemühungen der preußischen Regierung für erhöhte Schulbildung können nicht genug anerkannt werden. Die Elementarkenntnisse sind jetzt fast Jedem geläufig, während sie noch vor zwanzig Jahren selten gefunden wurden.

Der Kern des westphälischen Volkes ist gesund, die Verhältnisse sind noch natürlich, der Geschmack durch Verschrobenheit noch nicht verbildet; der westphälische Scharfsinn ist bekannt. Es kommt nur darauf an, diesen kräftigen Boden zu bebauen. Durch die eiserne Kette der Schienen ist Westphalen jetzt an die übrige Welt gefesselt; es ist gezwungen, in den Weltverkehr zu treten. Seine Bequemlichkeit muß auf etwas Anderes gerichtet werden, als auf bloße Erhaltung der Zustände. Wie es für diese immer Leben und Gut auf's Spiel setzte, wie es mit bewundernswerther Treue an dem Angestammten festhielt, so möge es, vom fortschreitenden Geiste befruchtet, auf diesen seine Treue werfen, und die Treue für die Idee wird ihm die Sympathie seiner deutschen Mitbürger wieder erwerben.

— o —

b) Das soziale Leben der westphälischen Bauernschaft. *)

Die bestimmende Grundlage für das soziale Leben geben die Gehöfte ab, jetzt schlechtweg Bauernhöfe genannt. Eine Anzahl solcher Höfe, etwa zwanzig bis siebzig, machen eine „Biuerskop" (Bauernschaft) aus, mehrere Bauernschaften oder Dörfer ein „Kaspel" (Kirchspiel). Mit dem Kirchspiele, mit der gemeinsamen Kirche und dem gemeinsamen Friedhofe nimmt die Zentralisation ein Ende, so daß selbst die Vereinigung mehrerer Kirchspiele zu einem Gerichtsbezirke und zu einem landräthlichen Kreise von unwesentlichem Einflusse auf die Denkungsweise geblieben ist. Die Einigung im Kirchspiele ist eine durch die Religion hervorgerufene, deshalb dauernde und feste, und es liegt in der Natur der Sache, daß das römische Recht der Gerichte darüber nicht hinauszugehen vermag. Analysiren wir ein Kirchspiel, so erhalten wir folgende Elemente: die Geistlichen, die Kaufleute des Dorfes oder Marktfleckens, in welchem sich die Kirche befindet, zwei oder mehrere adelige Güter, Bauern, d. h. Besitzer von Bauernhöfen, Neubauern, Erbpächter, Kötter, Knechte und Mägde, beide noch mit dem alten Namen „Gesinde" benannt, und endlich Handwerker. Die letzteren sind entweder Kötter oder Erbpächter, seltener Neubauern. Aus der Analyse eines Bauernhofes ergeben sich hinsichtlich der Bewohner desselben folgende Elemente: 1) die Besitzer; 2) die Kinder des Hauses; 3) die Leibpächter, falls solche vorhanden; 4) das Gesinde; 5) die Kötter; 6) die Erbpächter, falls solche vorhanden. Die Gebäude des Hofes bestehen aus der Hauptwohnung für den Besitzer und das Gesinde, aus einem, höchstens

*) Dr. H. Boegekamp.

zwei Häuſern für die Leibzüchtner; aus den Scheunen, Speichern, Kotten und Erbpachtswohnungen. Die organiſche Gliederung der Dorfbewohner ergiebt ſich im Allgemeinen ſchon aus dem Geſagten. Voran ſtehen die Bauern, deren Höfe eine Nummer führen, ſo daß aus dieſer Nummer mit ziemlicher Sicherheit auf die Größe des Hofes geſchloſſen werden kann. Die erſte Nummer führt alſo der Hof, der das größte Areal beſitzt, mithin die meiſten Pferde halten kann und über die meiſten Kötter gebietet. Ihm folgt der ſchon kleinere Hof mit der zweiten Nummer, dann der dritte u. ſ. f. Sammeln der Geiſtliche, der Küſter oder Kantor des Kirchdorfes, der Schullehrer und Feldhüter („Feldſchütter") des Dorfes im Frühling oder zur Erntezeit den zum Theil ſchuldigen, zum Theil freiwilligen Beitrag an Eiern und Korn, ſo richtet ſich die Größe der Gabe nach der Hofnummer, eine Norm, die offenbar nur auf Grund der Unveränderlichkeit des Hofes möglich iſt. Hie und da kommt allerdings der Fall vor, daß von einem Hofe in Folge ſchlechter Bewirthſchaftung und der daraus entſtandenen Schuldenlaſt einzelne Grundſtücke verkauft worden ſind, aber ein ſolcher Verkauf gilt als eine Schande, die das Dorf nicht leicht vergißt. Iſt ein Hof vollſtändig parzellirt worden und auf dieſe Weiſe aus der Reihe der Lebenden geſtrichen, ſo werden die von andern Bauern angekauften Ländereien gleichwohl noch ſorgfältig von den geerbten Grundſtücken unterſchieden. Ich erwähne dies, weil es jeder tüchtige Bauer für ſeine erſte Pflicht hält, den Hof wenigſtens in keinem ſchlechtern Zuſtande ſeinen Nachkommen zu übergeben, als er ihn ſelbſt von ſeinen Vätern überkommen hat. Daher in Weſtphalen der Widerwille gegen die Eiſenbahnen, daher die Heiligkeit der „Schnat" (Grenze), daher die furchtbaren Strafen, die den falſchen Landmeſſer oder Den nach dem Tode treffen, der im Leben den Schnatſtein verrückt hat. Wie wir für den Staat leben und ſterben, wie wir in ihm die Unvergänglichkeit unſers Thuns anſchauen ſollen, ſo ſteht und fällt ein wahrer weſtphäliſcher Bauer mit ſeinem Hofe. Es iſt das Unvergängliche in den Wogen der Zeit; er war ſchon vorhanden zu Tacitus' Zeiten, als der Beſitzer das Prieſteramt ausübte und zu Gericht ging; Urgroßväter, Großväter und Väter haben, wie es der Vater dem Sohne erzählt, dieſe und jene Verbeſſerungen getroffen; wie dürfte da der Sohn, alle fromme Scheu bei Seite ſetzend, zerſtören, wo jene gebaut? Würden da nicht Kinder und Kindeskinder Dem fluchen im Grabe, der ſo freventlich das Erbe der Väter geſchmälert? Der weſtphäliſche Bauernhof hat alſo eine ſittliche Bedeutung, iſt ein Ganzes nicht nur in ſeinen äußern Verhältniſſen, ſondern auch in geiſtiger Beziehung, in der Denk- und Anſchauungsweiſe der Beſitzer. Bevor wir auf die ſich heraus für das Verhältniß der Dorfbewohner unter einander ergebenden Folgerungen näher eingehen, noch einige Worte über die äußere Form des Hofes. Die Lage des Haupthauſes iſt verſchieden, wie das ſchon Tacitus berichtet: hier liegt es auf einer Anhöhe, dort in der Ebene, im Grunde,

an der Heerſtraße, am Waldesſaume u. ſ. f. Allgemein iſt jedoch, daß daſſelbe von Obſtbäumen, Linden, Eichen oder Buchen umgeben iſt. An das Haus ſchließt ſich, außer dem Garten, der durch einen Zaun oder wohl auch durch eine Mauer eingefriedigte Hofraum, auf dem ſich die Scheune, der Kornſpeicher und der eine oder andere Kotten (Kotte, Schnitt, un coupon, cut, cutter, ein segmen, das zu einem tegmen benutzt iſt) befinden. Ein Fiſchteich iſt wenigſtens nicht ſelten. Die einfriedigende Mauer iſt ein Produkt neuerer Zeit, eben ſo iſt die Sitte neu, die Kotten in einer Linie neben einander auf den Hofraum zu bauen. Der Raum des Hofes, den Gebäude und Fiſchteich übrig laſſen, dient zur Weide für das Vieh. Das Haupthaus ſelbſt trägt in ſeiner Bauart noch manche Züge, die uns an die älteſten Wohnungen der Deutſchen erinnern. Zur Vergegenwärtigung des äußeren Umriſſes denke man ſich ein Oblongum von ſechzig bis einhundertundzwanzig Fuß Länge, ſo daß die eine ſchmale Seite nach Süden, die andere nach Norden gewendet iſt. Von dem ſüdlichen Theile des Oblongum iſt ein Theil (dreißig bis fünfunddreißig Fuß) abgeſchnitten, Kammerfach genannt, in welchem ſich befinden: die Wohnſtube mit Fenſtern nach Oſten, Süden und der Hausflur; die Kammer des Beſitzers mit Fenſtern nach Süden und mit einem Laden nach der Hausflur, der letztere, damit der Beſitzer von ſeinem Bette aus, wenn er will, Nachts die Hausflur überſehen kann; endlich die bei feſtlichen Gelegenheiten, bei Verwandtenbeſuch u. ſ. f. benutzte „kleine Stube" mit Fenſtern nach Süden und Weſten. Ueber dieſen drei Zimmern befinden ſich die geräumigen Kornkammern, ſo daß das Kammerfach zwei Stockwerke hat, während der übrige Theil des Hauſes mit ſeinem ſchon zehn bis zwölf Fuß von der Erde beginnenden Dache nur einſtöckig iſt. Da, wo der Einſchnitt des Kammerfaches beginnt, führt ſowohl an der Oſt-, wie an der Weſtſeite eine Thür in das Haus, „die Siudduirs" (Seitenthüren), neben welchen ſich ein hohes und breites Gefach Fenſter, „Jutluchte", befindet. Auf der Grenze zwiſchen Hausflur und Kammerfach, das bei älteren Häuſern etwas ſchmaler, ſo daß das ganze Haus die Geſtalt der alten Kirchenbaſilika hat und der Chorraum hier durch das Kammerfach vertreten wird, bei neueren etwas breiter gebaut iſt, als der übrige Theil des Hauſes, damit das Wohnzimmer noch ein Fenſter zur Ueberwachung des Hofraums erhalten kann — auf der Scheide alſo zwiſchen Hausflur und Kammerfach treffen wir auf den Herd, von welchem aus die Hausfrau das Haus überſieht und auf eine äußerſt bequeme Weiſe, wie ſchon Juſtus Möſer bemerkt, das ganze Miniſterium des Innern verwalten kann. Auf die breite Hausflur — zwei Wagen müſſen auf derſelben bequem neben einander ſtehen können — führt das große nördliche Thor, „Nuienduir" (die niedere Thür), zum Einfahren der Früchte. Längs der Hausflur finden ſich etwa folgende Räume, wenn wir mit dem Südende beginnen: an der einen Seite eine Polterkammer, eine Kammer für die Knechte, eine Schneidekammer (zum Schneiden des Häckerlings)

Digitized by Google

und endlich die Pferdeſtälle; an der andern Seite Schlafzimmer für die Mägde und ſodann die zahlreichen Kuhſtälle. Ueber den Kuh- und Pferdeſtällen erheben ſich bis zum Kornboden die „Huilen", zur bequemen Aufbewahrung des nöthigen Bedarfs an Futter, daher ſie auch nach der Hausflur hin ganz offen ſind. Der Keller iſt unter dem Kammerfache. In der Mitte der Hausflur hat der „Balken" eine Oeffnung, „Liuke", die aber nicht mehr, wie in alten Zeiten, durch das Dach hindurchgeht, da ja der Hausherr nicht mehr das Prieſteramt ausübt, alſo auch nicht von ſeinem Sitze aus den freien Himmel zu ſehen braucht. Gänſe und Schweine u. ſ. w. beſitzen ihre Gemächer in Nebengebäuden. Die Kotten haben niemals ein Kammerfach, eben ſo nicht die älteren Wohnungen der Erbpächter und Neubauern. Es iſt bereits geſagt, welche Stellung der jedesmalige Beſitzer eines Bauernhofes in der Geſchichte deſſelben einnimmt, daß er ſich nämlich als einen nur Gott und ſeinem Gewiſſen verantwortlichen Verwalter des väterlichen Erbes anſieht, als ein Glied in der Kette der Hofbeſitzer, das nicht befugt iſt, willkürlich zu handeln. Dieſe Stellung prägt ſich in der ganzen Haltung des Bauern ſeiner Umgebung gegenüber aus, und erzeugt das Gegentheil von dem, was ſie beim erſten Nachdenken erzeugen zu müſſen ſcheint: ſie erzeugt nämlich eine feſte, ſichere Haltung, eine Energie und Beſtändigkeit des Charakters und endlich ein Selbſtgefühl, das nicht ſelten in ſtarres und herriſches Weſen ausartet. Im Allgemeinen iſt ſein Verhältniß zum Geſinde und zu den Köttern ein patriarchaliſches. Er wird von den Knechten, Mägden, Kindern und Köttern zwar mit dem Taufnamen genannt, niemals mit dem Familiennamen, aber in der Rede mit „Jui" angeredet, während er ſich gegen ſeine Umgebung des Taufnamens und des „Diu" bedient. Iſt eine genauere Bezeichnung als der Taufname erforderlich, ſo tritt der Familienname als Genitiv vor den Taufnamen. Heißt alſo der Bauer Gerhard Haltkamp, ſeine Tochter Marie, ſein Knecht Albert, einer ſeiner Kötter Heinrich Vogelgeſang, ſo nennt man dieſe Perſonen im Dorfe: „Haltkamp's Geierd", „H. Marie", „H. Alwert", „H. Hinnack". Iſt der Bauer bereits bei Jahren, ſo wird er von den Kindern der Kötter „Hiusvah" (Hausvater), ſeine Frau „Hiusmoime" genannt. Die Knaben des Bauern helfen, ſobald das Alter es zuläßt, auf dem Acker oder in der Scheune, die Töchter zu Hauſe den Mägden. Wo noch alte Sitte herrſcht, nehmen die Kinder, ſelbſt dem Geſinde gegenüber, eine höchſt untergeordnete Stellung ein. In die Tiſch- und Abendgeſpräche dürfen ſie ſich nicht einmiſchen. Kinder müſſen auf das achtzehnte Wort paſſen, heißt ein altes Sprüchwort. Den Anordnungen des Geſindes haben ſie ſtets Folge zu leiſten. Kommen ſie dagegen mit Kindern ihres Alters von geringeren Bauern, von Neubauern, Erbpächtern und Köttern in Berührung, ſo macht ſich das Bewußtſein, daß ſie Kinder großer Bauern ſind, ebenfalls nicht ſelten in einer höchſt ſchroffen Weiſe geltend, ſo daß die Geiſtlichen beim Konfirmationsunterricht ſich oft dieſerhalb zu Ermahnungen veranlaßt ſehen. Die Verheirathung der

Mädchen geſchieht in der Regel ſchon im frühen Alter. Der Wille der Kinder iſt dabei unweſentlich. Die Eltern treten mit ihren beiderſeitigen Verwandten in Berathung, markten und feilſchen oft Tage lang um die Mitgift und theilen nach abgemachter Sache den Beſchluß ihren Kindern mit. Gemildert wird die hierin liegende Härte nur einigermaaßen dadurch, daß auch die Hausfrau ein gewichtiges Wort zu reden hat, und zu ihrem Herzen die Tochter leichter einen Weg findet, als zu dem des Vaters. Das Hauptſtreben geht natürlich dahin, daß die Kinder auf Bauernhöfe ausgebracht werden. Daß der Erbe des Hofes — der jüngſte Sohn, oder in Ermangelung von Söhnen die jüngſte Tochter, deren Mann dann den Namen des Hofes annehmen muß — nur eine Bauerntochter mit einer genau der Größe des Hofes entſprechenden Mitgift heirathen darf, verſteht ſich bei dem nüchternen Sinne, mit dem das Heirathen betrieben wird, von ſelbſt. Die Mitgift beſteht in baarem Gelde und im „Briutwagen". Zu letzterm gehören Pferde, Wagen, Kühe, Vorräthe von Leinenzeug und eine genau beſtimmte Summe von Hausgeräthen, während die Vorräthe an Lebensmitteln und Flachs zum Spinnen von den Nachbarn und Verwandten am Morgen des Hochzeitstages als freiwillige Gabe dargebracht werden. Das Geſinde eines Hofes erſten Ranges beſteht der Reihe nach in folgenden Perſonen: aus dem Kuhhirten, dem Schweppen- oder Pferdejungen (Schweppe, Peitſche), dem kleinen und dem großen Knechte, der kleinen und der großen Magd. Beide Reihen gipfeln zwar in dem Hausherrn und der Hausfrau, in deren Abweſenheit aber im großen Knecht und in der großen Magd. Das Fortrücken zu dieſen höchſten Stufen hin richtet ſich nach der Länge der Dienſtzeit, nach der Tüchtigkeit und Gewiſſenhaftigkeit im Arbeiten. Namentlich hat das Geſinde auch nach außen hin die Ehre des Hauſes zu wahren. Ein Knecht, der nicht ſtiehlt, taugt nichts, d. h. ein Knecht, der nicht ſeinem Herrn das Korn zu ſtehlen ſucht, um damit die Pferde zu füttern, ſtrebt nicht darnach, mit den beſten Pferden des Dorfes zu fahren, hat keine Ehre im Leibe. Fährt gleichwohl ein Knecht mit mageren Pferden, giebt er dem Geiz ſeines Herrn nach, ſtatt ihm den Dienſt aufzukündigen, ſo hat er wenig Ausſicht auf einen anderweitigen guten Dienſt, wenn er ſolchen zu ſuchen in den Fall kommt. Belohnt wird das Geſinde mit baarem Gelde, mit Leinwand und mit einer „Luinſaat", welche letztere darin beſteht, daß der Bauer den Knechten und Mägden ein Stück Land von beſtimmter Größe mit Leinſaamen zu beſäen und ihnen den Ertrag an Flachs zu überliefern hat. Dieſer wird an den langen Winterabenden zu Garn verſponnen und dadurch ein guter Nebenverdienſt möglich gemacht. Wird die Gelegenheit nicht benutzt, bleibt der Flachs liegen oder wird er gar verkauft, ſo iſt das in hohem Grade ſchimpflich und bringt der Magd nimmermehr einen Mann. Uebrigens ißt der Bauer mit dem Geſinde an demſelben Tiſche, während der wärmern Zeit auf der Hausflur, während der kältern am großen Tiſche auf der Hauptſtube. Tafelt dagegen der Bauer mit ſeiner

Digitized by Google

Frau am „lütken“ (kleinen) Tiſche hinter dem Ofen, welche Sitte in neuerer Zeit überhand genommen hat, ſo wird das vom Geſinde ſehr übel bemerkt und giebt ſelbſt im Dorfe zu vielfachen gehäſſigen Bemerkungen Anlaß. Sicher gereicht ein ſolches Vornehmthun dem Bauer zum Nachtheil. Haben ein Knecht und eine Magd ſich während des Dienſtes den für eine kleine Haushaltung erforderlichen Bedarf an Kleidungsſtoffen zurückgelegt, dazu noch ſo viel Geld, daß eine Kuh und das nöthigſte Hausgeräth gekauft werden kann, ſo ſteht die öffentliche Meinung der Heirath nicht entgegen und ſie können auf die Unterſtützung ihrer Brodherrn rechnen. Die „jungen Leute“ miethen ſich nach der Trauung auf irgend einem Hofe als Kötter ein, und wenn ihnen das Glück beſonders wohl will, können ſie es zu einer Erbpacht oder gar zu einer Neubauerei bringen. Letzteres kommt am häufigſten bei Bauernkindern vor, die als Kötter mit einem verhältnißmäßig großen Vermögen ihre Ehezeit beginnen können Der Kötter muß, ſo oft es gefordert wird, auf dem Hofe arbeiten. Eine Weigerung würde die Kündigung der Wohnung zur Folge haben und gegen allen Gebrauch ſtreiten. Das Verhältniß, das er zum Bauern einnimmt, iſt nicht unähnlich dem Verhältniſſe des Klienten zum Patrizius. Hat er eine Kuh zu kaufen, ſo kauft ſie in der Regel der Bauer für ihn oder überläßt ihm dieſelbe aus ſeinem eigenen Stalle. Hat er einen Prozeß zu führen, ſo führt ihn der Bauer, wenigſtens that er dies in früheren Zeiten. Iſt endlich das dem Kötter zur Miethe übergebene Land zu bearbeiten, ſo geſchieht dies abermals mit dem Pfluge des Bauern. Nahrungsmittel, Geldvorſchuß bei vorkommenden Verlegenheiten, Weide für die Kuh u. ſ. f., alles das wird dem Kötter nach Maaßgabe des Bedürfniſſes zugeſtanden und am Ende des Jahres auf billige Weiſe in Gegenrechnung zu dem verdienten Tagelohn gebracht. Außerordentliche Fuhren werden auch wohl umſonſt vom Bauer beſorgt; von dem Fortführen der Leichen verſteht es ſich von ſelbſt. Arbeitet der Kötter zugleich mit der Frau auf dem Hofe, ſo eſſen und trinken dort auch die „Kötterkinder“, und ohnedies immer, wenn der „Hiusvah“ und die „Hiusmoime“ gerade große Kinderfreunde ſind. Sind die Kötterkinder zu Jahren gekommen, ſo dienen ſie ihrem zweiten Vater und ihrer zweiten Mutter als Mägde, als Kuhhirten, als „Schweppenjungen“, als kleine und große Knechte. Für alle dieſe Vortheile, ſo wie dafür, daß er nur einen geringen Zins aus ſeiner Wohnung und ſeinen Ländereien zahlt, hat der Kötter allerwege den Vortheil ſeines Bauern wahrzunehmen. Er muß um geringen Lohn arbeiten, muß ſich bereit finden laſſen zu außerordentlichen Dienſtleiſtungen, ohne dafür außerordentliche Vergütungen beanſpruchen zu können. Im Fall der Kötter reich iſt, ſo gilt das als ein böſes Zeichen, da dann die Verſuchung ſehr nahe liegt, daß der Bauer ſich mit Geld von demſelben aushelfen läßt. Je reicher der Kötter, deſto ärmer der Bauer, ſagt daher ein Sprüchwort mit Recht; denn der Kötter kann mit ſeinem dem Bauer

geliehenen Gelde dadurch wuchern, daß er ſich als Gläubiger deſſelben an allen Ecken und Enden den üblichen Verpflichtungen entzieht.

Die bisher näher aufgeführten Elemente geben die nothwendige Grundlage für den Beſtand eines Bauernhofes, ſind Glieder eines Organismus, richten ihre Thätigkeit auf einen gemeinſamen Zweck, wenn ſie auch mit dieſer Thätigkeit lediglich ihr eigenes Intereſſe im Auge zu haben ſcheinen. Dagegen ſind die Leibzüchtner und Erbpächter zufälligere Elemente. Leibzüchtner im weiteſten Sinne iſt der Bauer, ſobald ſich der Anerbe verheirathet und dieſem, was damit in der Regel verknüpft iſt, der Hof übergeben wird. Nach dieſer Uebergabe können nun die bisherigen Beſitzer im Haupthauſe bleiben, ſich nach Belieben um dieſe oder jene Arbeit kümmern und am kleinen Tiſche hinter dem Ofen eſſen und trinken, oder ſie können die auf jedem Hofe ſich befindende Leibzucht beziehen, und ſind ſie dann Leibzüchtner im engern Sinne. Die Größe der Leibzucht richtet ſich genau nach der Größe des Bauernhofes. Sie beſteht aus einer Wohnung, aus einem Garten und aus Ackerland, aus Lieferungen des Bauern an Holz, an baarem Gelde und Korn. Zugleich hat der Bauer alle Leibzuchtsländereien umſonſt zu bewirthſchaften.

Die Erbpächter ſind, wie ſchon erwähnt worden, dadurch unabhängiger geworden, daß ſie ihre Kühe zum Ziehen verwenden. Die „Ehrenfuhren", wie das Führen der Leiche, des Hochzeitswagens u. ſ. f., beſorgt indeß nach wie vor der Bauer. Auch bequemt ſich derſelbe wohl gegen gute Bewirthung zu außerordentlichen Fahrten. Die Neubauern ſind ganz unabhängig, nehmen aber, wie ſich das von ſelbſt verſteht, eine untergeordnete Stellung in der Gemeinde ein, da ja die Wucht der Laſten und Abgaben auf den Schultern der Bauern ruht und der weſtphäliſche Bauer die moderne Schätzung nach Köpfen nicht kennt. Die Handwerker arbeiten gegen Tagelohn und Koſt in den einzelnen Häuſern. Die geehrteſten von ihnen ſind Tiſchler und Schmiede. Letztere arbeiten aber nicht gegen Tagelohn, ſind in der Regel kleinere, jedoch vermögende Bauern und ſtehen im Ruf der Zauberei, ein Loos, das ſie mit den Schäfern theilen. Der Unterſchied zwiſchen beiden iſt nur der, daß der Schäfer ſeine geheimnißvollen Künſte zur Heilung von Krankheiten und zu Entzauberungen verwendet, der Schmied dagegen Rath weiß, um den Dieb ausfindig zu machen und auf eine eben ſo geheimnißvolle Weiſe zu züchtigen. Ein merkwürdiger Glaube, der ſo oft erſchüttert worden iſt und ſich immer von neuem wieder geltend gemacht hat.

Allgemeinen Zwecken des Dorfes dienen hauptſächlich folgende Perſonen. Zuerſt der Schulmeiſter. Wie ich häufig aus den Erzählungen alter Leute habe ſchließen können, haben die Schulmeiſter des vorigen Jahrhunderts nicht ſelten tiefere Blicke in die Schwarzkunſt gethan. Jetzt ſind ſie ganz moderne Figuren und für den Beobachter des Volksthümlichen nur in ſo weit von Intereſſe, als ſie bei der Dorfjugend auf Aus-

Digitized by Google

rottung alles Volksthümlichen, als da ſind alte Sagen, Märchen, Lieder, Gebräuche u. ſ. f., hinarbeiten. Bei den Hochzeiten, zu welchen ſie von den Bauern meiſt eingeladen werden, haben ſie das Amt, die freiwilligen Gaben der Gäſte zu verzeichnen. — Der „Feldſchütter" wird gewählt aus der Zahl der Neubauern oder Erbpächter, und hat zum Lohn für ſeine Mühen das Recht, nach der Ernte zu ſammeln. Hat er ſeinen Dienſt gut verwaltet, ſo wird es mit dem Geben nicht ſo genau genommen; iſt er hier oder da nachläſſig geweſen, ſo wird ihm ſogar das Schuldige nicht ohne handgreifliche Ermahnungen verabreicht. Der Koch des Dorfes, d. h. derjenige Einwohner, der bei Hochzeiten, Kindtaufen und andern Schmauſereien die Küche zu beſorgen hat, iſt gewöhnlich zugleich Leichen- und Hochzeitbitter, ein Kötter, und wenn es ſein muß, die luſtige Perſon bei den Schmauſereien. Zu ſeinem Amte iſt eine gewiſſe Gewandtheit und Geiſtesgegenwart erforderlich, weil er ſich ſehr oft als Volksredner bewähren muß. Sobald nämlich bei den hochzeitlichen Gelagen das Eſſen beendet und das Trinken im beſten Zuge iſt, nimmt er die eiſerne Feuerſchüppe, ſchlägt damit an die „Wendeſäule" des Herdes und beginnt, ſobald die Gäſte die erforderliche Aufmerkſamkeit beweiſen, eine drollige Rede des Inhalts, daß man nunmehr, nachdem man ſich ſatt gegeſſen und ziemlich vollgetrunken habe, auch des Kochs, der Alles ſo tadellos beſtellt, durch freiwillige Gaben zu gedenken habe. Weiß er ſeine Worte zu ſetzen, daß er allgemeinen Beifall erntet, ſo iſt ſein Lohn anſehnlich, weil der eine oder andere Bauer beim Trinkgelage nicht ſo genau rechnet, als er ſonſt zu thun pflegt.

Das Amt des Schulzen oder „Vorſtehers" wechſelt unter den Altbauern und trägt nichts ein. Seine Boten ſind oft originelle Individuen, die ihr Amt mehr der Ehre, als des Verdienſtes halber gewählt haben. Die Hebamme des Dorfes iſt meiſt eine Säuferin, oder wird dazu allmälig herangebildet. So erhält ſie bei den Kindtaufen von jedem der Gevattern ein Stück Geld, das dieſer in ein großes Glas Branntwein wirft und das ſie nicht eher in Beſitz nehmen kann, als bis ſie das Glas geleert hat. Eine eben ſo liederliche Perſon iſt der „Muſikant," obwohl nicht jedes Dorf einen ſolchen hat. Vor allen Dingen muß er im Lügen und Aufſchneiden zu Hauſe ſein. Nachtwächter ſind bis jetzt noch nicht üblich geworden.

c) Pommerſche Dörfer.*)

Dem Reiſenden in Pommern fallen zuerſt die vielen wendiſchen Dorf- und Städtenamen, von denen manche verſtümmelt noch deutlich die ſlaviſche Wurzel verrathen, auf. Auf der Straße von Stettin bis Lauenburg längs der Chauſſee führen ſämmtliche Städte wendiſche Namen,

*) Grenzboten 1851.

eben ſo wenigſtens zwei Drittel der Dörfer. Ein gebildeter Serbe drückte mir ſein Erſtaunen aus, ſo fern von ſeiner Heimath im breiteſten Plattdeutſch heimiſche Klänge zu vernehmen, er betrachtete die Landkarte von Pommern als eine ſlaviſche Stammtafel, die ſpäter durch deutſche Ortsnamen verunreinigt ſei. In Böhmen, der Mark, in der Lauſitz, in Mecklenburg macht man dieſelbe Beobachtung.

Seit dem 12. Jahrhunderte, wo das Chriſtenthum nach Pommern kam, begann mit der Gründung deutſcher Klöſter die Germaniſirung des Landes durch niederſächſiſche Anſiedler aus Oſtfriesland, Weſtphalen ꝛc., welche mit eiſerner Zunge, d. h. mit dem eiſernen Pfluge, das Evangelium eines verſtändigen Ackerbaues verpflanzten. Die Jägerdörfer an der Oſtſee ſind von ihnen bevölkert, ſie führen hochdeutſche Namen, welche ſich auf „hagen“ endigen, wie Saſſenhagen, Arndtshagen, ſo daß die Vorſylben gewöhnlich den Namen des erſten Anbauers ausdrücken.

Die pommerſchen Dörfer haben ſeit der Aufhebung der Leibeigenſchaft, ſeit der Verbeſſerung der Viehzucht und Landwirthſchaft überhaupt ſich weſentlich verändert. Damals meiſt verfallene Gebäude, ohne Schornſteine, hohe, ſchwer herabhängende, mit Moos bewachſene Strohdächer, die Wände ohne Anſtrich, während jetzt die angeſtrichenen Wände der Tagelöhnerwohnungen ſchon ein freundlicheres Bild gewähren. Freilich iſt die Farbe nicht das Weſentliche, aber ſie verräth doch ſchon einen gewiſſen Sinn für das Aeußere, das eine Folge von verbeſſerter Lage iſt. Die vielen Gänſe, welche man ſonſt auf den Feldern und auf der Dorfſtraße an Pfühlen, Bächen und Seen fand, ſieht man heute nicht mehr, da die Gemeindeweiden getheilt und die Aufſicht und Hütung der Gans auf einzelnen Feldern zu umſtändlich iſt. In Vorpommern ſehen wir noch viele Gänſe, an Hinterpommern ziehen die kleineren Leute noch die meiſten auf, da ſie an den Gutsbeſitzer, an den Prediger bei Einſegnungen ſolche zu liefern haben. Seit zwanzig Jahren hat ſich der Preis einer magern lebendigen Gans faſt um zwei Drittel erhöht. Nächſt den Dorfhunden, welche einen Knüttel zwiſchen den Beinen führen, wird man von dieſen Gänſen zuerſt in den Dörfern begrüßt, und im Frühjahr, wo die Zuchtgänſe mit ihren Gänschen auf der Dorfſtraße ſich aufhalten, ſieht man um dieſe zugleich die ganze kleine Dorfjugend verſammelt, die mit den älteren Geſchwiſtern die junge Brut bewachen müſſen. Die kleinen Kinder kriechen oft ohne Strümpfe mit einem kleinen Unterrocke auf dem Boden herum, aber die rothen Backen beweiſen, daß Abhärtung gegen die Einflüſſe der Witterung von Jugend auf geübt wird. Mancher dieſer Flachsköpfe kriecht auf allen Vieren umher, und der Blick zeigt nicht ſelten an, daß Vater und Mutter noch nicht Zeit gehabt haben, den Geiſt durch Fragen, Vorſprechen ꝛc. zu beſchäftigen. Der Sand iſt das Hauptſpielwerk dieſer Kinder, indem ſie allerlei Figuren bilden, bis allmälig der Schulmeiſter ſie mit dem Katechismus, dem Tafelrechnen und Schreiben bekannt macht. In der Kirſchenernte fanden wir einſt die ganze Dorf-

Digitized by Google

jugend am Abend um die gefüllten Körbe ſtehen, die ſie für den Gutsbeſitzer hatten pflücken müſſen. Die Backen und der Mund waren vollſtändig mit Kirſchſaft geröthet, ſo daß man leicht bemerken konnte, welchen Feſttag die Kinder gefeiert hatten. Die älteren Kinder bis zum vierzehnten Jahre müſſen die kleineren warten und beaufſichtigen und ſonſtige Dienſte verrichten. Nicht ſelten ſahen wir die Kinder einer Familie im Walde dürres Holz leſen, das dann auf einer Karre mit Mühe nach Hauſe gebracht wurde. Solch' ein Dorfjunge von acht Jahren wirft meiſt einen Stadtknaben, der vier, ſechs Jahre älter iſt; Arbeit iſt ſein frühes Loos; ſieht man aber den Lehrapparat manches Schulhauſes, ein zerbrochenes Federmeſſer, eine vergelbte Karte von Paläſtina, nebſt einigen friſch geſchnittenen Haſelſtöcken, ſo macht man bald den Schluß, welche Stärke der Geiſt erhalten muß.

Das Aeußere der pommerſchen Dörfer iſt nach dem Wohlſtande, nach der Ackerfläche verſchieden. Am meiſten fallen die Güter mit ihren großen Wirthſchaftsgebäuden, dem Brennereiſchornſteine, dem Herrenhauſe in die Augen, die kleinen Tagelöhnerwohnungen heben den Kontraſt. Bei der großen Linnenfabrikation findet man an jedem Dorfe Bleichen, deren weiße Streifen im grünen Graſe am Waſſer ſich maleriſch ausnehmen. In Vorpommern fällt es namentlich unangenehm auf, daß der größere Grundbeſitz den bäuerlichen immer mehr verſchlungen hat. Wo Gutsbeſitzer und Bauern in einem Dorfe wohnen, da endete in vielen Dörfern das nachbarliche Zuſammenwohnen damit, daß die Bauernhöfe in die Hände des Gutsbeſitzers übergingen und die Nachkommen ihrer früheren Beſitzer als Arbeitsleute in freier Leibeigenſchaft zum Hofdienſte verpflichtet ſind. In Vorpommern fanden wir dieſe Vernichtung des Bauernſtandes am weiteſten ausgeführt, in Hinterpommern annähernd. Im Dorfe Schöneberg bei Stargard gab es im Anfange dieſes Jahrhunderts noch vierzig Bauern, jetzt nur noch einen, der trotz aller Anerbietungen, trotzdem, daß beim Baue einer Chauſſee dieſe zweimal über ſeinen Acker geführt wurde, ſtandhaft ſeinen kleinen bäuerlichen Beſitz bewahrt hat.

Wer in Pommern den Bauern in ſeiner Kraft und Stärke, ſeiner Einfalt und Wunderlichkeit genießen will, der ſuche die Kämmerei- und Amtsdörfer auf, wo der vernichtende Kampf zwiſchen dem großen und kleinen Grundbeſitz ſich noch nicht geltend gemacht hat. In Weitzacker bei Pyritz, im Amte Treptow und Rügenwalde, auf den Kämmereidörfern bei Stargard kann man noch heute dieſen eigenthümlichen Menſchenſchlag auffinden, vor deſſen breitſchultriger, markiger Geſtalt man ſinnend, wie vor einem tiefen Waſſer, ſtehen bleibt, deſſen Grund man nicht erblicken kann. Ein „Willkommen" mit einem Händedruck empfängt den Eintretenden, ein braun angeſtrichener hölzerner Stuhl wird dem Gaſte hingeſtellt, und nun hat man Zeit, ſich im kleinen Zimmer umzuſehen, welches im Spätſommer oben auf einem Rande längs der Wände mit einer Reihe der ſchönſten Aepfel geſchmückt iſt, welcher Rand ſonſt von einer

Reihe Teller eingenommen wird. Eins oder mehrere Spinnräder ſtehen in der Stube, ſo wie ein Webeſtuhl; denn Spinnen und Weben ſind Hauptbeſchäftigungen der Frau, wenn die Wirthſchaft ſie ſonſt nicht in Anſpruch nimmt. Die Mägde müſſen eine gewiſſe Anzahl von Stücken ſpinnen, und wenn Einlieger zum Bauernhofe gehören, ſo liefern dieſe auch eine beſtimmte Anzahl von Stücken ab. Nachdem der eigene Bedarf gedeckt iſt, verkauft manche Bauerfrau noch für 20 Thaler Leinwand auf den großen Leinwandmärkten zu Damm und Stargard; jedoch iſt in jüngſter Zeit auch Baumwolle beim Weben ſo ſtark benutzt worden, daß der Werth der Leinwand dadurch geſunken iſt.

Die Mahlzeit iſt einfach. Im Sommer ſieht man Knecht und Magd, die ganze Bauernfamilie aus einer großen Schüſſel Kartoffeln eſſen, die mit dem Löffel erſt zum Munde gebracht werden, nachdem ſie in einer daneben ſtehenden Schüſſel voll Butter- oder ſüßer Milch befeuchtet ſind. Grobes ſchwarzes Brod, das bei der Arbeit länger den Magen füllen ſoll, als weißes, liegt auf dem Tiſche; Fleiſch giebt es nur an gewiſſen Tagen, beſonders in der Erntezeit, wo auch die Frau des Tagelöhners die Tafel ihres Mannes mit einem Stücke Speck zu verſehen pflegt. In der Erntezeit ißt man, wie beim Schlachten, am beſten. Als Lieblingseſſen gelten in Milch gekochter dicker Reis und braun gekochte Fiſche, die bei Hochzeiten, Begräbniſſen und Kindelbier verſpeiſet werden. Zu einem Gaſteſſen bringt ſich Jeder ſein Meſſer mit; die Fiſchköpfe und Gräten werden unter den Tiſch geworfen, weshalb beim Aufheben der Tafel erſt die Mägde mit Beſen die Stube auskehren. Das Eſſen iſt für den Städter nicht ſchmackhaft bereitet. Bei Aufhebung des alten Jagdrechts befanden wir uns auf der Taufe bei einem Bauer, der zum erſten Male Haſenbraten auftiſchte. Seine Frau, die wohl nicht als Köchin auf einem Hofe gedient, hatte den guten Lampe wie Hammelfleiſch gekocht; trotzdem fanden die Bauern den Haſen in der Wonkerſuppe ſehr ſchmackhaft und ſtellten Betrachtungen darüber an, daß der gnädige Herr ſolche Biſſen doch nicht mehr allein genieße. Kliebenſuppe giebt es des Morgens, Kartoffeln mit Häringen des Abends, jedoch verdrängt das ſchmackloſe Cichorienwaſſer in manchen Gegenden die weit kräftigere und nahrhaftere Frühſuppe. Honigbrod giebt es nur ſelten, da die Bienenzucht abnimmt; ein gutes Stück Speck oder Schinken zum ſchwarzen Brode gilt als Leckerbiſſen.

Der Bauer trägt gewöhnlich einen blauen Rock, Kniehoſen in vielen Gegenden; nur auf der Halbinſel Mönchgut auf Rügen, in einigen Dörfern bei Stargard und Köslin fanden wir eigenthümliche Trachten, welche als Erbſtücke der Vorfahren beibehalten werden. Auf Mönchgut fanden Weſtphalen ächtes paderbornſches Platt, und da jene Gegend zum Kloſter Eldena gehörte und durch Bauern aus Weſtphalen vor ungefähr 600 Jahren koloniſirt wurde, ſo hat ſich dort Jahrhunderte lang eine abgeſchloſſene Eigenthümlichkeit erhalten. An Weſtphalen erinnerten uns auch Bauerndörfer bei Neuſtettin, wo die Bauart und Ackerlage uns jene Gegend vor

Digitized by Google

Augen führte. Dort liegen die Ackerstücke auf die bunteste Weise durch einander gewürfelt, jedes ist mit einem lebendigen Zaune von Eichen, Buchen ꝛc. umgeben, deren Stämme eingeknickt und deren Zweige durch einander geflochten sind. Wiesen, Aecker, Hütung und Gehölz folgen auf einander. An der Küste findet man andere Dörfer, die an Oberdeutschland erinnern. In ihnen zieht sich der Acker in einem langen Streifen bis zur Grenze, an dessen Ende die Hütung liegt. Zum äußersten Ackerstücke gelangt man nur, wenn man die vorderen passirt hat, so daß manche Unbequemlichkeiten dadurch entstehen. Vor der Ansiedelung war in solchen Dörfern die Gemeinheitsaufhebung schon eingetreten, die im andern Kreise erst durch Separation durchgeführt werden mußte. Zwischen Greifenberg und Kolberg stießen wir auf Bauernhäuser, die Wohnung, Scheune und Stallung unter einem Dache enthielten. Das größte Bauerndorf, Balm bei Neustettin, hat einige 80 Bauern, die ihr Vieh von Knechten und Mägden einzeln in den Knicken, die sich vom Dorfe eine Meile hinziehen, weiden lassen. Man melkt und buttert dort auf der Weide. Knecht und Magd liegen in einer Hütte, ersterer liegt auf Stroh, letztere kriecht in einen Sack, welchen sie unter den Armen zuschnürt. Trotz dieses engen Zusammenlebens ist die Sittlichkeit wenig gefährdet.

Der schönste Menschenschlag ist in Weitzacker bei Pyritz, aber die sonstige Körperbeschaffenheit ist nicht makellos, da beim Ersatze viele junge Leute wegen körperlicher Gebrechen zurückgestellt werden müssen. Die Physiognomien dieser Familien haben ein stereotypes Gepräge, das sich mehr als bei städtischen Familien fortpflanzt. So sahen wir das Bild eines stettiner Kaufmanns, Namens Loitz, der im 16. Jahrhunderte der Rothschild von Pommern war und der als Knabe mit einem Stocke in der Hand auf der langen Brücke beim Aufziehen der Klappe als Laufbursche sich vermiethet und dann sein Glück gemacht hatte. Er war der Sohn eines Bauern aus dem Dorfe Klempin bei Stargard; dort lebt noch heute das Geschlecht der Loitzen, und wer das Bild jenes Kaufmanns gesehen und den noch lebenden Bauer Loitz betrachtet, der sieht dasselbe Gesicht. Die Physiognomie Cromwell's, als die eines ächten norddeutschen Bauern, fanden wir in ihren Hauptverhältnissen am häufigsten wieder.

Wie der große Haufe, so hat auch der Bauer eine Vorliebe für das Wunderbare, und so nüchtern er auch sonst auftritt, der Aberglaube ist noch seine schwache Seite. In einer Gegend fanden wir den Glauben an die Stimme aus den Wolken, wie sie im Alterthume gehört wurde, verbreitet; einige Spaßvögel hatten nämlich von einem Thurme mit einem großen Sprachrohre einem auf städtischem Acker pflügenden Bauern, Namens Sieocke, zugerufen: „Sieocke, Du mußt sterben." Als der Bauer dreimal die Stimme gehört hatte, spannte er seine Pferde ab, ritt nach Hause und legte sich nieder, um nicht wieder aufzustehen. Der Spaß hatte ernstliche Folgen, aber die Stimme von „boaven" war nun wieder gehört worden, ohne daß man ihren Ursprung kannte.

In der Kindererziehung nimmt der Bauer noch eine niedrige Stufe ein; er verwendet nicht mehr darauf wie der ärmste Katenmann, und nur höchst selten wagt er es auf Zureden des Predigers oder Schullehrers, einen seiner Söhne in die Stadt zu schicken. Die Eltern treten bei guten Jahren schon ihren Hof an den ältesten Sohn oder Schwiegersohn ab und beschließen ihre Tage im Speicher (Spinker), einer zum Bauernhofe gehörigen kleinen Wohnung. Da sie ein nicht unbedeutendes Deputat an Korn, Holz, Flachs, baarem Gelde erhalten, leben sie meist ihren Kindern zu lange, was ein schlechter Zug im Charakter des Bauern ist. Wenn bei den Nachfolgern emeritirter Beamten sich eine gleiche Stimmung zu zeigen pflegt, so fehlt hier das verwandtschaftliche Band und die Erscheinung ist weniger widerlich.

Gutsbesitzer.

Gehen wir zu den großen Grundbesitzern über, so ist an reichen grundbesitzenden Familien, wie wir sie in Böhmen und Schlesien finden, ein großer Mangel, da zwar die meisten alten schloßgesessenen Geschlechter, die Flemminge, die Borcken, die von Dewitz, die von Wedell, die v. d. Oster und Blücher, die Manteuffel, die Glasenappe noch heute bestehen, ihr Besitz aber sehr zerstückelt ist. Nach diesen hauptsächlich mit Grundbesitz einst gesegnet gewesenen Familien gab es einen Dewitzer, einen Flemmingschen, einen Oster und Blücherschen, einen Borcker und einen Wedeller Kreis. Die Borcken, das mächtigste Geschlecht unter den Schloßgesessenen Hinterpommerns, ursprünglich eine nordische Familie, leistete die zahlreichste Heeresfolge, besaß zwischen 50 bis 60 Dörfer, viele Burgen, mehrere Städte und hatte einige adelige Familien zu Afterlehnsleuten, die ihnen Heeresfolge leisten mußten. Durch den letzten französischen Krieg ist dieses Geschlecht wie die übrigen heruntergekommen, und wer die Größe einer Besitzung mit nach der Zahl der Wollsäcke abmißt, die auf den Wollmärkten erscheinen, der findet, daß dieses Geschlecht mit vielen Familien aus reinem Bürgerblut auf demselben Niveau des Besitzes steht. Der reichste Grundbesitzer ist der Fürst von Putbus, dessen jährliche Rente man auf 120,000 Thlr. schätzt. Da er keinen ehelichen männlichen Erben hat, so ist jetzt seine schöne Besitzung unter der Hand zum Verkaufe ausgeboten, ohne daß dieser bis jetzt erfolgt wäre. Seine Residenz Putbus beweist, daß der Fürst trotz großer Sparsamkeit von der edlen Leidenschaft zu bauen und seine Umgebung geschmackvoll zu gestalten, erfüllt ist, doch ist man ihm nach dieser Richtung nicht immer entgegengekommen. Die Wege bei Putbus sind aus der Chatulle des Prinzen bequem und solide erbaut worden; als er sich bereit zeigte, dieselben auf eigene Kosten über fremdes Gebiet gegen unentgeltliche Abtretung der zahlreich vorhandenen Steine fortzusetzen, lehnte man eine solche ab. Er ist ja auch nur ein Edelmann wie wir andere, rief uns ein rügenscher Junker

Digitized by Google

zu; wir müſſen einig ſein, daß er nicht zu viel Einfluß gewinnt. Auf vielen Edelhöfen findet man Sparſamkeit, oft Geiz, ſtatt früherer Verſchwendung, und das ehemalige koſtſpielige Repräſentiren mit ſtolzen Karoſſen, Vorreitern, faulen Bedienten und koſtſpieligen Paſſionen hört immer mehr auf. Man wendet Alles an, nicht zu jenem armen Adel degradirt zu werden, der ſich und der Geſellſchaft zur Laſt fällt und jede ernſte Anſtrengung ſcheut. Die Verbeſſerungen auf dem landwirthſchaftlichen Gebiete gehen natürlich von den größeren Gütern aus; der vermehrte Anbau von Futterkräutern mit einer verſtändigeren Feldereintheilung, Drainage, Ueberrieſelungen ꝛc. ꝛc. wurden auf ihnen begonnen; ſie können auch bei mißlingenden Projekten, durch die größeren zu Gebote ſtehenden Mittel, leichter das Lehrgeld verſchmerzen, und der kleinere Beſitz gewinnt ſo, durch fremde Erfahrung gewitzigt, Zeit und Gelegenheit, langſam und vorſichtig nachzufolgen. Seit Jahren haben ſich Mecklenburger angekauft, die nach andern Wirthſchaftsgrundſätzen, wie ſie hier gebräuchlich ſind, nicht immer die gehofften Erfolge erzielen. Auch verſtehen dieſe bisweilen die Tagelöhner nicht gehörig zu nehmen, da der kleine Arbeiter auf dem Lande noch nicht ſo tief das Selbſtgefühl verloren hat, wie in Mecklenburg der Trunk und die Noth im Gefolge dies bewirkten. Einer dieſer Mecklenburger wollte die neue Sitte einführen, ſtatt der Klapper die Knallpeitſche zum Zuſammenrufen der Tagelöhner zu benutzen. Hiergegen lehnten ſich die ſonſt ſo phlegmatiſchen Leute auf's entſchiedenſte auf, da man durch die Peitſche in ihrer Gegend die Schweine, aber nicht die Menſchen zuſammentreibe. Ein Anderer gab ſchlechteres Eſſen, namentlich zu den ſtereotypen Kartoffeln ſchlechte Häringe. Am Morgen war das Portal des Hauſes mit angenagelten Häringen verziert. Angenehm ſpricht in manchen adeligen Häuſern die Sitte an, ihre alt und ſchwach gewordenen Dienſtleute zu verſorgen, während man ſonſt ſelten außer dem geſetzlich vorgeſchriebenen Gnadenbrode zu Unterſtützungen ſich willig finden läßt.

Zu den Grundbeſitzern, welche zwiſchen Bauer und Gutsbeſitzer ſtehen, gehören diejenigen Männer, welche durch den Ankauf mehrerer Bauernhöfe beim hohen Preiſe der Güter ein ihren Mitteln entſprechendes Beſitzthum ſich erworben haben. Dieſe ſind für den landwirthſchaftlichen Fortſchritt inſofern von großer Wichtigkeit, als ſie, auf größeren Gütern ausgebildet, den Wirthſchaftsbetrieb für eine kleinere Ackerfläche angemeſſen verändern und ſo den Bauern, welche zu zähe in ihrem alten Schlendrian beharren, durch ein näher und bequemer liegendes Vorbild die paſſendſte Gelegenheit gewähren, Verbeſſerungen in kleineren Verhältniſſen durchgeführt zu ſehen. Jene Grundbeſitzer erfüllen dieſe Miſſionen beſſer, als Lehrer und Geiſtliche; jene beſitzen zu wenig Acker und dieſe zu geringe Kenntniſſe vom Wirthſchaftsbetriebe, wenn ſie ihr Amt antreten. Zugleich hat der Geiſtliche noch Nebeneinnahmen, die nicht vom Acker fließen, und der Bauer vermuthet, daß nicht ſowohl die verſtändige Ackerbewirth-

ſchaftung, als vielmehr die zukommende Einnahme bereits vollſtändig die Exiſtenz der Familie begründe.

Die Erziehung der Kinder von Gutsbeſitzern wird für die Töchter überwiegend von Gouvernanten und für die Söhne von Hauslehrern geleitet, bis beide dann in die Stadt zur weitern Ausbildung geſandt werden. Für Söhne wählt man die Gymnaſien und höheren Bürgerſchulen. Als Univerſität wählte man früher am liebſten Halle, das viele Jahrzehnte durch als das Saal-Athen für Pommern galt, ſo daß „nach Halle gehen" ſo viel als „die Univerſität beſuchen" bezeichnete. In den alten Univerſitätskatalogen, an den Wänden der Carcer, auf den Fenſterbrettern und den Scheiben alter Studentenwohnungen zu Halle fand man zahlreich dieſe guten Pommern verzeichnet, welche mehr der Klinge und dem Biere, als den Muſen zu opfern pflegten, eine große Neigung zu verbotenen Verbindungen zeigten und die ſtärkſte Oppoſition mit den Weſtphalen gegen die kraft- und ſaftloſe hallenſer Küche machten. Im Jahre 1834 gelang es, die berüchtigte Pommerania, vier Corpsburſchen zählend, zu ſprengen; die ganze Verbindung ſoll damals nur im Beſitze eines ſchweren weißen Flauſchrocks geweſen ſein, und als man einige Jahre ſpäter den Verſuch machte, ſie wieder in's Leben zu rufen, da ward die Univerſitätspolizei in ihrem ſchnell- und langbeinigſten Pedell Schönberger wieder aufgeboten, die Kneipen fleißig abzupatrouilliren, und privatim ergingen die dringendſten Bitten, das kaum ausgejätete Unkraut Pommerania um Gotteswillen nicht wieder anzubauen und zu begießen. Bis dahin reicht unſere akademiſche Erinnerung. Trotz jener polizeilichen Mißliebigkeit waren die Pommern bei Bürgern und Studenten gern geſehen, die „Herrens" aus Pommern bezahlten ehrlich nach der Anſtellung Miethe, Hauspump, Bier- und Schneiderrechnungen, während die Studenten die Gutmüthigkeit ihrer akademiſchen Komnilitonen als geſelliges Ferment nicht entbehren mochten. Jetzt, bei vergrößerter Verbindung mit ganz Deutſchland, ſtudiren die Pommern auch auf ſüddeutſchen Univerſitäten, obwohl die Zahl der Studirenden immer mehr abnimmt, da das frühere Vorurtheil, als müſſe jeder talentvolle Jüngling Beamter werden und ſei derſelbe für das gewöhnliche bürgerliche Leben zu gut, immer mehr ſchwindet.

Digitized by Google

6. Die Mark*) Brandenburg als Kulturland.

Eine Lobrede auf den märkiſchen Sand.**)

Vom Herausgeber.

Unſere allezeit geſchäftige Phantaſie iſt nur zu ſehr geneigt, aus irgend einer Beſchreibung oder Schilderung ſich ein hervorſtechendes Merkmal herauszuheben und dieſes dann in's Unbeſchränkte auszumalen. So hat ſchon Mancher, der von der durchaus ebenen Fläche um Leipzig gehört oder geleſen, ſich dieſe Ebene ſo abſolut vorgeſtellt, daß er ſich nicht wenig wundert, wenn er dann, an Ort und Stelle gelangt, die Flußniederungen der Elſter, Pleiße und Parde mit ihren ſchattigen Eichenwäldern und grünen Wieſen, wenn er das Ackerland erblickt, das von vielen kleinen Einſenkungen durchſchnitten iſt und im Gegenſatz zur Flußniederung wieder eine Hochebene bildet. Es überläuft wohl manchen Rheinländer, Schwaben oder Schweizer ein kleiner Schauer, wenn er vom Sande der Mark Brandenburg hört, von ihren dürren Haideflächen und ſchattenloſen Kieferwäldern, er malt ſich in ſeiner Phantaſie ein Bild aus von einem heilloſen Steppenlande, einem Seitenſtück zur Wüſte Sahara: die gelben und grauen Sandfelder dehnen ſich in ſeinen Gedanken in's Unabſehbare aus, Sand und nichts als Sand, von ſtruppigen Kiefern umſäumt — man begreift nicht, wie überhaupt in ſo gottverlaſſenen Gegenden noch Menſchen exiſtiren können! Hat doch ſchon Altmeiſter Göthe von den „Muſen und Grazien der Mark" ebenſo wenig zu rühmen gewußt, wie vom proſaiſchen Boden ſelber!

Nun iſt es allerdings wahr, ein Süd- oder Weſtdeutſcher wird, wenn er zum erſten Mal eine von den verrufenen „Marken" des Preußenlandes betritt, keineswegs poetiſch geſtimmt; da ſind keine in froher Jugendluſt dahin ſtürmenden Flüſſe oder ſchäumenden Gießbäche mit felſenreichen Ufern, Obſt- und Weinbergen geſchmückt, keine hochgipflichen Bergreihen zieren den Hintergrund, kein ſchattiger Laubwald will ſich zeigen. Doch gemach, ein wenig weiter gewandert und die Gegend näher angeſchauet! Sie iſt, zu dieſem Bekenntniß nöthigt ſie dann den fremden Wandersmann, doch nicht ſo arm, als ſie ſcheint, iſt nicht von aller Schönheit entblößt. Schon die Haide als ſolche hat ihre eigenthümliche Schönheit; zur Kiefer geſellen ſich freundlich die Birken in lieblichen Gruppen, ja in ganzen Wäldern, und die pfirſichrothen Blüthenglöckchen der Erika bilden nicht unſchöne Teppiche, auf denen ſich's auch wohl ruhen läßt. Weiter nach Norden, wo der Thonboden mehr überwiegt, entfalten ſich dann vor dem überraſchten Auge die goldgelben Weizenfelder, und große Wälder der hochſtämmigen Buche umkränzen den ſtillen See. Die

*) Im weiteren Sinne als Provinz, alſo die Altmark, Mittelmark, Uckermark, Neumark, Priegnitz und Niederlauſitz umfaſſend.

**) Vgl. den betreffenden Artikel in Pfeil's Archiv für Landeskunde im Königreich Preußen. Bd. I.

Buchenwälder der Uckermark können wetteifern mit den beſten der däniſchen Inſeln. Nirgends iſt das Flachland ſo eben, daß aller Gegenſatz fehlte; es iſt ein welliger Boden, von Hügelreihen durchzogen, die gleicherweiſe überraſchende Anſichten und anmuthige Fernſichten darbieten. Der hohe Flemming, die Kronsberge, Müggelsberge, Ravensberge — ſie erſcheinen dem Flachländer als „Berge", mitunter als „hohe" Berge, weil in der Ebene jeder Hügel eine impoſante Größe iſt. Im Gegenſatz dieſer märkiſchen Bergzüge ziehen ſich die breiten Flußthäler hin, deren Sohle allerdings faſt eine vollkommene Horizontalfläche bildet, ſo daß die fließenden Waſſer meilenweit nur um ein paar Zoll ſich ſenken und darum mit aller Muße und Bequemlichkeit in vielen Seitenarmen und Krümmungen ſich winden. Weite Torfmoore und Bruchwieſen, die unter dem Tritt des Wanderers erzittern, mit Binſen und Röhricht und weißglänzendem Wollgras beſetzt, von Kranichen und Störchen gern beſucht, könnten melancholiſch ſtimmen, wenn nicht wiederum eine Reihe lachender, blumiger, ſaftiggrüner Wieſen, von ſtarken Eichbäumen überſchattet, auch hier manch' heimliches idylliſches Gemälde vor das Auge ſtellten, das der Fremde nicht erwartet hatte. Im „Spreewalde" hat die unter den Flußnymphen keineswegs gefeierte Spree ein Kanalnetz gebildet, auf welchem ein wahrhaft holländiſches Leben ſich wiederholt. Denn der Landmann fährt auf den vielfach in einander geſchlungenen Flußarmen ſein Vieh auf die Weide, ſein Heu in die Scheuer; die Gemeinde ſchifft in kleinen Kähnen zur Kirche, und ſelbſt der Jäger rudert leiſe auf den Anſtand. Keine hellaufjauchzenden Naturleute, keine überſtrömende Freude, aber ein ſtilles emſiges und zufriedenes Schaffen und Wirken, kein ausgezeichneter Wohlſtand, aber eine zwiſchen Land- und Stadtbevölkerung gleichmäßig vertheilte Wohlhäbigkeit — das iſt es, was dem Fremden in der Mark überall in wohlthuender Weiſe entgegentritt, und je mehr er die volkswirthſchaftlichen Verhältniſſe der Mark kennen lernt und Parallelen zieht mit der ſchöneren Natur des Südens, um ſo mehr werden dieſe zum Vortheil des „armen Sandlandes" ſich herausſtellen.

Die Schweiz mit ihren herrlichen Thälern und himmelanſtrebenden Bergen iſt an Naturſchönheit reich geſegnet, aber ſie muß ihr Brot zum Theil aus den deutſchen Nachbarländern holen, denn die Berge und Felſen ſind oft nur wenige Zoll mit Fruchterde bedeckt, und tragen wohl Gras, aber kein Korn. Die ſtürzende Lawine, der toſende Waldſtrom, der ſchroffe Fels und der ſteil anſteigende Tannenwald ſprechen zum Menſchen: Bis hierher und nicht weiter! Sie weiſen ihm ein für alle Mal den Platz ſeiner Wohnung, den Bezirk ſeiner Wieſen und Alpweiden an; ſeit Langem hat die wachſende Bevölkerung nur künſtlich, durch die Induſtrie, ſich Leben und Wohlſtand geſichert. Die Thäler der Moſel, des Rheingaues, wie ſchön ſind ſie! Aber auch wie unſicher iſt der Erwerb geworden, den die Rebe bietet, wie mühſam ſchleppt der Bauer den Dünger auf die Anhöhen, wie wenig lohnt die Arbeit! Im geſegneten Würtemberg, das

Digitized by Google

Acker-, Wein- und Holzland in ſchönſter Abwechslung hat, finden wir die Bevölkerung gehäuft, die Güter bis in die kleinſten Atome zerſplittert, das Volk zur Auswanderung gezwungen! Die ausgedehnten Waldſtände müſſen Wald bleiben, und doch iſt das Holz in Stuttgart theurer als in Berlin, und wenn man näher zuſchauet, ergiebt ſich, daß der Märker mit ſeinen Kieferwäldern beſſer daran iſt, als der Schweizer und Schwabe mit den ſeinigen. Denn 1) ſeine Wälder ſtehen auf ebenem Boden, ſind überall leicht zugänglich, die Menſchen können ſich anſiedeln, wo es ihnen bequem dünkt, und ſomit 2) nicht blos jedes Reis und jede Kiefernadel benutzen, ſondern auch humusreichere Waldſtrecken in Ackerland verwandeln. Lohnt die urbar gemachte Strecke nicht den Anbau, ſo iſt bald wieder der Wald nachgewachſen; während in den Schweizerbergen dort, wo der Wald geſchwunden iſt, die Regengüſſe und Schneeſchmelzen bald die lockere Erde abwaſchen und eine Wüſte bilden. Iſt die märkiſche Sandfläche nicht mit hoher Naturſchönheit geſegnet, ſo iſt ſie dafür auch vor großen Verwüſtungen und Angriffen der Natur geſchützt und der Mangel ſelbſt wird wieder zum Segen. Dies gilt recht eigentlich vom märkiſchen Sande.

Es giebt wohl einige gleichſam in's Binnenland vorgeſchobene Dünen und Sandwellen, die, vom Waſſer ausgewaſchen und auf ſtarrem Kiesgrunde ruhend, ewig unfruchtbar bleiben, aber die Hauptmaſſe des Sandbodens iſt doch mit Mergel und Löß (Lehm und Thon) und fruchtbaren Humusſchichten durchwirkt. Der Dünger iſt zwar dringende Nothwendigkeit und der Bauer holt ihn ſorgſam aus den benachbarten Städten zuſammen; aber muß nicht auch der Anwohner des Bodenſees, der Appenzeller auf ſeinen wieſenreichen Halden, der Tyroler in ſeinen Thälern mit raſtloſem Fleiß die durſtigen Wieſen durch die ſogenannte „Jülle" tränken, um nur hinreichenden Heuertrag ſich zu ſichern? Der bei weitem größte Theil des Sandbodens vergilt aber dem fleißigen Ackerbauer den Fleiß, ja er belohnt ihn mit Früchten, die in ihrer Art vorzüglich ſind. Das treffliche Roggenbrot und der märkiſche Kuchen vom feinſten Weizenmehl giebt hinlänglich Zeugniß. Wer hat ferner nicht, wenn nicht gekoſtet, doch gehört von den feinen außerordentlich wohlſchmeckenden Teltower Rübchen, dieſen Ananas im Rübengeſchlecht! Ja, die Ananas ſelber, gedeiht ſie nicht unter der kunſtreichen Hand der Berliner und Potsdamer Gärtner am vorzüglichſten in brandenburger Erde? Desgleichen haben die Melonen das feinſte Arom, und das Obſt der Mark kann mit dem ſüddeutſchen getroſt in die Schranken treten. Und ſind nicht zum Zeugniß der edlen Kräfte, welche im unſcheinbaren Sandboden ſtecken, an der Havel bei Potsdam an die Stelle der Kieferwälder freundliche Weinberge getreten, die recht wohlſchmeckende Trauben liefern? Es iſt der Sandboden, welcher die Sonnenſtrahlen ſo eifrig ſammelt, der den Weinbau in ſo hoher Breite möglich macht. Und wiederum iſt es dieſer ſandreiche Boden, der das Kornfeld vor zu großer Dürre, wie vor zu großer Näſſe ſchützt. Sein lockeres Gefüge läßt die Feuchtigkeit leicht durchſickern; wiederum

wird letztere nicht so vollständig eingesogen, wie vom schweren Lehmboden, und kann bei anhaltender Wärme als Wasserdampf wieder emporsteigen und die zarten Wurzeln erfrischen, während der dürr gewordene Letten wohl borstet, aber von der unteren Feuchtigkeit nicht mehr durchdrungen werden kann. Selbst auf den leichteren Verkehr der Dörfer und Städte hat der Sandboden günstigen Einfluß, indem die Wege und Straßen nie so grundlos und morastig werden, wie es bei fetterem Boden der Fall ist, auch viel leichter trocknen. So ist der Sandboden ein Vermittler zwischen den Extremen; er kann nicht mit den Weizenfeldern des Altenburger Landes und der Magdeburger Börde, auch nicht mit dem Marschlande Holsteins oder Danzigs wetteifern, gewährt aber seinen Anbauern doch eine ziemlich gesicherte Existenz, und Mißernten sind verhältnißmäßig selten.

Dazu kommt die Menge gesunder, klarer Wasserquellen, welche jedenfalls die Anlage jener zahlreichen kleinen Gehöfte und Ortschaften sehr erleichtert haben. Der Sand der brandenburger Marken verhindert eine zu große Anhäufung von Menschen auf kleinem Raume, er begünstigt auf der andern Seite nicht jene stolze gutsherrliche Abgeschlossenheit des westphälischen Bauers, aber er giebt den Einzelnen doch hinlänglichen Spielraum, ihre Kräfte zu entfalten und sich's wohl sein zu lassen. Denn so ergiebig ist bereits die Ernte des brandenburger Bauern geworden, daß er seine Hühner und Gänse, seine Eier und Speckseiten mit Behagen verzehren kann, ohne gezwungen zu sein, Alles so schnell als möglich versilbern zu müssen. Der Wohlstand und der Werth der Bauerngüter hat in der letzten Zeit mit der Betriebsamkeit der Bevölkerung stetig zugenommen.

Hier muß man abermals fragen: Wäre wohl der märkische Bauer so beweglich und emsig, so haushälterisch und betriebsam geworden ohne den märkischen Sand? Diese sehr unpoetischen Felder und Wälder des Sandlandes haben ihn Oekonomie gelehrt, und diese phlegmatischen Flußläufe haben, indem sie den Handel so sehr erleichterten, auch indirekt dem Landbau in die Hände gearbeitet. Berlin, so reizlos seine Umgebung auch ist, liegt in Bezug auf den Handelsverkehr keineswegs ungünstig, da es durch die Spree mit der Havel, Elbe, Nordsee in natürlicher, mit der Elbe und Oder, mit der Warthe, Weichsel, Ostsee in künstlicher Verbindung steht. Ebenso nimmt es auch im großen norddeutschen Eisenbahnnetz zwischen Nord und Süd (Hamburg und Stettin, Leipzig und Hof), zwischen West und Ost (Frankfurt und Köln, Breslau und Krakau) eine zentrale Stellung ein. Welches andere Terrain wäre aber auch für Kanäle und Eisenbahnen geeigneter gewesen, als diese Provinz Brandenburg, die mit Recht das Herz der preußischen Monarchie genannt wird, in welcher die Thätigkeit des Volks mit der Tüchtigkeit einzelner seiner Regenten von jeher gewetteifert hat, ein Reich zu bilden, das trotz seiner Kleinheit ein bedeutendes Gewicht in die Wagschaale der europäischen Geschicke legt und den Schwerpunkt des deutschen Vaterlandes bildet. Wenn sich Friedrich der

Digitized by Google

Große den Inhaber der Erzſtreuſandbüchſe des heil. römiſchen Reiches nannte, ſo lag darin ebenſoviel Ernſt als treffender Witz; der große König durfte mit Stolz auf ſeine märkiſchen Sandbüchſen blicken, denn von dieſem Kern war jene raſtloſe Thätigkeit ausgegangen, die aus Wenigem Viel zu machen weiß. Er hatte ſchon 1743—45 den plauenſchen Kanal zur Verbindung Berlins mit Magdeburg ziehen laſſen, darauf den Finowkanal gebauet zur Verbindung der Havel und Oder, der Kanalbauten in Vorpommern und der Urbarmachung der Oderbrüche zu geſchweigen, nach deren Vollendung er freudig ausrief: „Ich habe eine Provinz gewonnen!“ Im Brandenburger Sandlande gewinnt noch fort und fort der Bauer eine Provinz nach der andern, indem er die verſumpften Niederungen entwäſſert, auf Moor und Sumpf die überall bereit liegende Sanderde fährt, die keineswegs unfruchtbar iſt, und als fruchtbaren Untergrund faſt überall in geringer Tiefe Thon- und Mergellager hat. Bald kommt dann auch Klee und Gras hervor, Unterfrüchte finden hinlängliche Nahrung und Haide und Bruch iſt ein Ackerland geworden! Eröffnet auf dieſe Weiſe das Sumpfland dem Menſchen ein ergiebiges Feld der Thätigkeit, ſo hat es auf andere Weiſe bereits ſeit Jahrtauſenden für ihn geſorgt durch Bildung reicher Torflager, die nebſt den Braunkohlen der Mark nicht minder ergiebige Schätze liefern, als die Metalladern des Harzes oder Erzgebirges. Und damit der Mangel der Berge mit ihren Granitſteinen oder Kalkflötzen nicht zu ſehr empfunden werde, hat die allgütige Natur auch hierin das Sandland bedacht durch die „Findling-Blöcke“ feinkörnigen Granits, die ſie auf den Ebenen — man weiß nicht, ob durch ſchwimmende Eisblöcke aus dem ſkandinaviſchen Norden oder in Folge des Durchbruches zurückgehaltener Waſſermaſſen bei Hebung der deutſchen Gebirge — ausgeſtreuet hat. Dieſe Granitblöcke ſind, eben weil ſie ſparſam vertheilt wurden, um ſo dankbarer benutzt worden zum Straßenbau, zu induſtriellen wie zu künſtleriſchen Zwecken. Die herrliche Granitſchaale vor dem Muſeum in Berlin*), aus einem einzigen großen Steinblock gebildet, und die Unterlagen mancher Monumente, wie der unterſte Sockel des prächtigen Friedrichsdenkmals, geben Kunde, daß auch die Mark ihren carrariſchen Marmor hat. So iſt, Alles in Allem genommen, die „ſandige Mark“ mit allen Mitteln bedacht, um ein reiches Kulturleben zu entwickeln, ja in vieler Beziehung beſſer geſtellt, als manches deutſche Land, das einer ſchöneren Natur ſich rühmt.

*) Sie wiegt 1500 Zentner und iſt aus dem Granitblocke bei Fürſtenwalde, der „Markgrafenſtein“ genannt, gehauen.

Dritter Abschnitt.

1. Der Harz. — 2. Das Riesengebirge. — 3. Aus dem Böhmerwald. — 4. Aus dem Schwarzwald.

1. Der Harz.*)

Es ist ganz charakteristisch, daß die Römer von einem „hercynischen Walde" sprachen, im Gegensatz zu den „Gebirgen" der Alpen; mit diesen verglichen bildet der Harz blos eine bergige Waldregion, aus welcher wohl einzelne kahle Gipfel hervorragen, aber doch nur als sanft gekrümmte Flächen mit vorherrschend horizontaler Dimension, während in den Alpen der Fels und die senkrechte Ausdehnung entschieden hervor-, der Wald aber zurücktritt. Darum wundert sich auch ein Harzer oder Thüringer, wenn er in die Schweiz kommt, daß er dort so wenig eigentliche „Wälder" findet. Die Berge sind ein Erbtheil des deutschen Südens, die Wälder ein Vorzug des deutschen Nordens, ein Vorzug, dessen sich selbst die märkische Sandfläche erfreut, „wenn's auch dort nur Kiefern hat." Uebrigens ist von der bergarmen norddeutschen Tiefebene aus betrachtet der Harz ein ganz respektables Massengebirge, worauf der Sachse mit Recht stolz sein kann, und dem Bewohner der Ebene imponirt der Blocksberg fast noch mehr, als der Montblanc dem Bewohner des Chamounythales.

Der „hercynische Wald" der Alten, der mit dem Thüringerwald und Fichtelgebirge zusammenfloß, ist freilich nun sehr zusammengeschmolzen**) und auf das eigentliche „Harzgebirge" zurückgeführt worden. Dieses erstreckt sich in einer Länge von 12 Meilen und in einer Breite von 4 Meilen in südöstlicher Richtung von Lutter am Barenberg, wo der alte Tilly den Dänenkönig Christian IV. auf's Haupt schlug, und von der alten Kaiserresidenz Goslar bei Mansfeld, dem klassischen Boden Luther's. So gerechnet, mag das hercynische Gebirgsland einen Boden

*) Vgl. H. Pröhle (Grenzboten 1851, Nr. 25).

**) Noch jetzt heißt eine kleine Waldstrecke bei dem bernburgischen Orte Günthersberge die „Hercyne".

Digitized by Google

von 36 Quadratmeilen überlagern. Die Waſſerſcheide zwiſchen Weſer- und Elbgebiet (Ocker- und Bodefluß) windet ſich quer über den Harz von SSW. nach NNO. zwiſchen Andreasberg und Braunlage, Ilſenburg und Wernigerode hindurch, und theilt das Gebirge in zwei ungleiche Hälften. Die nordweſtliche iſt die kleinere, aber höhere, heißt Oberharz und iſt mit Nadelholz bewachſen, die ſüdöſtliche iſt die größere und freundlichere, meiſt mit Laubholz bewachſen und heißt Unterharz; doch fehlen auch hier nicht rauhere, finſtere Felspartien, und die Forſtkultur hat mancherlei Fichtenbeſtände erzeugt.

Wenn übrigens von dem Harze, ſeiner Ausdehnung und ſeinen Grenzen die Rede iſt, ſo muß zunächſt gefragt werden, in welcher Beziehung davon gehandelt werden ſoll, denn andere Grenzen zieht der Statiſtiker, andere der Hiſtoriker, andere der Naturforſcher, andere der Naturfreund. Um daher nicht einſeitig zu beſtimmen, müſſen wir dem Harze nicht blos die Ausdehnung geben, die er an Bergen und Thälern hat, ſondern müſſen die an ſeinem Fuße vor tauſend Jahren noch bewaldeten Flächen hinzuzählen, die in der Endſylbe der Städte und Dörfer mit „rode" noch erkennbar ſind, ja auch ſeine Seitenzweige beachten. Geben Harzreiſende daher dieſer von Oſten nach Weſten hinziehenden Bergkette die Ausdehnung von 12 geographiſchen Meilen Länge, 4 geographiſchen Meilen Breite und 36 geographiſchen Quadratmeilen Flächeninhalt, und bezeichnen ihre Grenzlinien mit den Städten Seeſen, Goslar, Wernigerode, Blankenburg, Gernrode, Ballenſtedt, Mansfeld, Wallhauſen, Ilfeld, Schwarzfeld und Oſterode, ſo müſſen wir auf allen Seiten mit einer bald mehr, bald minder parallel nach außen hinlaufenden Linie unſere Grenzen bezeichnen, wodurch Länge, Breite und Flächeninhalt um Einiges vermehrt werden. Die Längen- und Breitengrade, wonach ſich der Harz vom 27. Grade 50 Minuten bis zum 29. Grade 10 Minuten öſtlicher Länge (von der Inſel Ferro gerechnet) und vom 51. Grade 25 Minuten bis zum 51. Grade 57 Minuten nördlicher Breite erſtreckt, würden ſich nach der ausgedehntern Grenzangabe wenig verändern. Der Brocken liegt in der Breite von 51° 40′ 3″, in der Länge von 28° 16′ 37″ und hat alſo 2 Minuten 41 Sekunden früher Mittag als Göttingen. Clausthal liegt unter 51° 48′ 30″ n. Br. und 28° 0′ 28″ öſtlich von Ferro. Es hat 1 Minute 36 Sekunden früher Mittag als Göttingen, aber 1 Stunde 19 Minuten 25 Sekunden ſpäter als Petersburg. — Man theilt jetzt übrigens auch ſo ab: Ober-, Unter- und Vorharz. Demnach umfaßt, obſchon geographiſch auch nicht genau, der Vorharz die hügeligen und waldigen Ausläufe, weſtwärts mit den Städten Goslar, Gittelde, Seeſen, Oſterode und Harzberg. Der Unterharz beſteht aus den fünf Bezirken: Blankenburg, Anhalt-Harzgerode, Stolberg-Stolberg, Stolberg-Wernigerode und dem braunſchweigiſchen Amte Walkenried. Der Oberharz beſteht aus den ſieben Bergſtädten Clausthal, Zellerfeld, Andreasberg, Altenau, Lautenthal, Wildemann und Grun; er bildet mit dem

Brocken (der übrigens zum Gebiet der Grafſchaft Stolberg-Wernigerode gehört) den nordweſtlichen Theil des Harzes.

Als Kern ſtellt ſich dem prüfenden Auge des Geognoſten im Brocken (mons bructerus) und den ihn umgebenden Bergen (dem ſogenannten Brockengebirge) wie in dem Rammberge und ſeinem Fuße der Granit dar, der theils in zuſammenhängenden Maſſen, theils in zahlloſen, die Oberfläche der Berge bedeckenden Trümmern hervorbricht. An dieſen Kern, der ſelbſt kein Erz enthält, ſchließt ſich in ſüdlicher, öſtlicher und weſtlicher Richtung eine zweite Bergmaſſe, die aus mancherlei Gebirgsarten beſteht, aber größtentheils doch zu einer und derſelben Formation, nämlich zur Grauwacke, gehört. Dieſe Bergmaſſe, älter noch als der Granit, enthält die erzführenden Gänge, weshalb man ſie das harziſche Ganggebirge zu nennen pflegte. Auf die Baſis dieſer Grauwackenformation ſind nun nach allen Richtungen größtentheils horizontal wellenförmig über einander geſetzt und in beſtimmter Ordnung verſchiedene Lager, welche ein ſich weit ausdehnendes, viel jüngeres Flötzgebirge bilden, das unter dem Namen des thüringiſchen oder des Kupferflötzgebirges ſich als Vorharz in einzelnen Gebirgszügen nach Thüringen, Heſſen, Niederſachſen bis Weſtphalen ausdehnt, wenn man ſie auch jetzt nicht mehr „Vorharz" nennt.

Faſſen wir zunächſt den Oberharz in's Auge, ſo iſt dieſer durch eine gewiſſe Starrheit und Wildheit charakteriſirt. Jene gewaltige Naturrevolution, die von dem Scheitel des Blocksberges die Granitkrone herabſtürzte und in tauſend und abertauſend „Brocken" zertrümmerte, die nun meilenweit an den Abhängen und in den Thälern zerſtreut ſind, hat dem Oberharz ein ganz eigenthümliches Gepräge verliehen, und indem ſie ihm ganz beſondere Schönheiten — des Finſtern und zugleich Abenteuerlichen, Barocken und Phantaſtiſchen und wiederum großartig Erhabenen verlieh, mußte ſich gerade hier die Volksſage von der Walpurgisnacht und dem Hexentanz entwickeln. Da haben die Berggeiſter ihre Teufelskanzeln und Hexenaltäre aufgethürmt, dort liegt Schierke, deſſen ärmliche Bewohner mit bleichen Geſichtern und dicken Hälſen ſelber faſt wie Gnomen ausſchauen, umgeben von rieſigen Granitblöcken, die abenteuerlich mit Strauchwerk, Heidelbeerkraut und ſtruppigen Tannen bewachſen ſind; dazwiſchen rauſcht die kalte Bode durch's ſchauerlich „enge tannendüſtere Thal". Da liegen maleriſch die Gruppen der Hohneklippen, an deren Fuße die trefflichen Milchkühe weiden und mit melodiſchem Glockengeläut die einſame Wildniß beleben. Da liegt aber auch das prächtige Thal der holden Emma, nach Wernigerode zu, in die Ebene ſich erſtreckend. Zwar wild und ſchwer zugänglich, iſt das Thal doch eins der ſchönſten und nächſt der Roßtrappe das Großartigſte, was der Harz aufzuweiſen hat. In jähem Abfall brauſt jugendlich übermüthig die Holzemme in ihrer „ſteinernen Renne", faſt in lauter kleinen Waſſerfällen vorwärts ſpringend, aber ſorgſam vom Tannenzweig und dem zierlich gefiederten Farrnkraut überſchattet, ſo daß nur hier und da der milchweiße Schaum aus dem finſtern

Digitized by Google

Grün hervorſchaut, aber weithin das Rauſchen und Toben des kleinen Brockenſohnes zu den Bergeshöhen hinaufdringt. Ernſt und feierlich ſchauen die im Sonnenſchein wie Silber glänzenden Klippen Dich an, als wollten ſie erzählen von der großen Kataſtrophe, die ſie dorthin geführt; je höher Du ſteigſt, deſto mehr ſcheint das Auge in der Unendlichkeit dieſer Bergwüſte ſich verlieren, den unheimlichen Mächten des Waldes widerſtandslos anheimfallen zu müſſen. Plötzlich aber wird es wieder Licht, Du betrittſt einen Felsvorſprung, und das Thal öffnet ſich zur lachenden Ebene nach Halberſtadt und Magdeburg mit den fruchtbaren Aeckern und großen Dörfern. So brauchſt Du, um die Erhabenheit der Bergnatur in ihrer ſtillen Majeſtät zu ſchauen, nicht erſt Alpen von 7000 Fuß Höhe zu erſteigen, Du bekommſt ſchon in der „ſteinernen Renne" einen mächtigen Eindruck, und der Kontraſt zwiſchen Berg und Ebene iſt gerade im deutſchen Norden ſo groß, weil die Ebene hier vorherrſcht. Der Harz iſt ein völlig iſolirtes Gebirge, ſcharf und abgeſondert aus der Ebene aufſteigend, beſonders gegen Nordweſt bis gegen Nordoſt. Selbſt im Süden iſt ſein Hervortreten durch die Ilefelder Berge ſcharf genug bezeichnet; nur öſtlich nach Mansfeld hin ſind die Grenzen des Gebirges undeutlich, indem es ſelbſt verflacht und von einer hohen Gegend umgeben iſt. Aber am erhabenſten und großartigſten ſteht der Oberharz mit dem Brocken da, der viel höher erſcheint als er iſt, wie die Alpen niedriger erſcheinen als ſie ſind. Freilich fehlt dem Brocken die in ſcharfen ſpitzen Winkeln abgegrenzte Pyramidenform der Alpenberge, und es reicht keine Schönheit des Harzes an die Großartigkeit und Pracht der Schneepyramiden, der Gletſcher und mächtigen Waſſerfälle in den Alpen, und von Bergſeen iſt im Harz vollends keine Rede. Das iſt ein großer Mangel, namentlich des Oberharzes, daß er waſſerarm iſt und damit an die Armuth des Landes überhaupt erinnert. Dem Brocken fehlen die großen Eis- und Schneemagazine der Alpen, die gerade in der heißen Jahreszeit am reichlichſten die Flüſſe ſpeiſen; das eigentliche Waſſermagazin iſt das am weſtlichen Fuße des Brockens gelegene „Brockenfeld". Dieſes, mit einer umfangreichen ſchwammigen Moosdecke bekleidet, ſaugt Schnee, Regen und Nebel ein und ſtrömt die eingeſogene Feuchtigkeit in vielen Quellen nach allen Weltgegenden wieder von ſich. Aber im Sommer erſchöpft ſich doch der Vorrath, und die Flüßchen werden dann ſo klein, daß man oft trockenen Fußes durch ihre Betten gehen kann. Indeß liegt der Schnee auf dem Brocken bis in den Mai und Juni hinein. Der ganze Oberharz hat wenig Frühling, viel Nebel und Regen, etwa ſechs Wochen Sommer, ganz dem Klima von Norwegen und Schweden entſprechend.

Die Bode, welche die Holzemme und Selke in ſich aufnimmt, iſt das rüſtigſte der Brockenkinder, und ihr Thal iſt vorzugsweiſe geſegnet mit Naturſchönheiten. Unweit des Hüttenortes Rübeland liegt die Baumanns- und Bilshöhle mit ihren wunderlichen Tropfſteinbildungen, in denen der Kalktuff ſich meiſt ſäulenartig kryſtalliſirt hat. Nach Einigen ſollen ſich dieſe

Höhlen durch bloße Aufblähung des Blasenkalks gebildet haben, nach Andern sind sie ursprünglich Flußbetten hindurchströmender unterirdischer Gewässer gewesen. Am interessantesten wird aber das Thal da, wo die Bode in die Ebene tritt (in's Quedlinburger Thal). Der Fluß tobt schäumend zwischen Felsstücken hin und wird immer enger eingeschlossen von hohen Felswänden, deren eine fast senkrecht aufsteigt zu einer Höhe von 700 Fuß. Oben zeigt man einen riesig großen Roßhuf (Roßtrappe)*), der vor Alters

*) Die Sage lautet (nach Otmar) also: Vor tausend und mehreren Jahren, lange vorher, ehe auf den umliegenden Bergen Raubritter die Hoymburg, die Lauenburg, Steckelnburg und die Wingenburg erbauten, war das ganze große Land rings um den Harz her von Riesen bewohnt, welche Heiden waren und Zauberer. Diese hatten ihre größte Lust an Raub und Gewaltthat. Fehlte es ihnen an Waffen, so rissen sie die nächste sechszigjährige Eiche aus und fochten mit ihr. Was sich ihnen entgegenstellte, schlugen sie mit ihren Keulen nieder, und die Weiber, die ihnen gefielen, schleppten sie mit sich fort, auf daß diese ihnen dienten bei Tag und Nacht.

In dem Boheimer Walde hauſete zu der Zeit ein Riese, Bohdo genannt, ungeheuer groß und stark, das Schrecken des ganzen Landes. Vor ihm beugten sich alle Riesen in Boheim und Franken. Aber die Königstochter vom Riesengebirge, Emma, vermochte er nicht zu seiner Liebe zu zwingen, und hier half ihm weder Stärke noch List, denn sie stand mit mächtigen Geistern im Bunde. — Einst ersah Bohdo seine Geliebte jagend auf der Schneekoppe, und sattelte sogleich seinen Zelter, der meilenlange Fluren in Minuten übersprang; er schwur bei allen Geistern der Hölle, diesmal Emma zu fangen, oder zu sterben. Schneller, als ein Habicht fliegt, sprengte er heran. Und fast hätte er sie erreicht, ehe sie es merkte, daß ihr Feind so nahe war. Doch als sie ihn, nur noch zwei Meilen von ihr entfernt, ersahe und ihn an den Thorflügeln eines zerstörten Städtleins, die ihm zum Schilde dienten, erkannte, da schwenkte sie schnell ihr Roß. Und es flog, von ihren Sporen getrieben, von Berg zu Berg, von Klippe zu Klippe, durch Thäler und Moräste und Wälder, daß von dem Hufschlag getroffen die Buchen und Eichen umherstoben wie Stoppeln. So floh sie durch das Thüringerland und kam an die Grenze des Harzes. Oft hörte sie, einige Minuten hinter sich, das Schnauben von Bohdo's Roß, und spornte dann den unermüdlichen Zelter zu neuen Sprüngen an.

Jetzt stand ihr Roß, ein wenig verschnaufend, auf dem furchtbaren Fels, der von dem Jubeltanz des Bösen der Teufels-Tanzplatz heißt. Angstvoll blickte Emma, zitternd schauete ihr Roß in die Tiefe. Denn mehr als 1000 Fuß ging senkrecht wie ein Thurm die Felsenmauer herab zum grausigen Abgrund. Tief unter sich hörte sie das dumpfe Rauschen des Stroms, der hier in einem furchtbaren Wirbel sich dreht. Der entgegenstehende Fels auf der andern Seite war weit und steil, doch als sie das Schnauben von Bohdo's furchtbarem Roß ganz nahe hinter sich hörte, rief sie die Geister ihrer Väter um Hülfe an, und ohne sich noch länger zu besinnen, drückte sie ihrem Zelter die ellenlangen Sporen in die Seiten.

Und siehe, das Roß sprang! Es sprang über den tiefen Abgrund hinweg, erreichte glücklich die spitze Klippe, und schlug seinen Fuß vier Fuß tief in das harte Gestein, daß die stiebenden Funken wie Blitze das ganze Land erhellten. — Das ist jener Roßtrapp. Die Länge der Zeit hat die Vertiefung kleiner gemacht, aber kein Regen konnte sie ganz verwaschen.

Emma war gerettet! Doch die zentnerschwere goldene Krone der Königstochter fiel während des Sprunges von ihrem Kopf in die Tiefe. Bohdo, der blos auf Emma schauete und nicht den Abgrund sah, sprang mit seinem Streitroß der Fliehenden nach und stürzte in den Strudel des Stromes, dem er den Namen gab.

Digitized by Google

in den Felsgipfel gehauen ist und wahrscheinlich den heidnischen Priestern dazu gedient hat, sich hineinzustellen und zu weissagen. Seitwärts von der Roßhufklippe gelangt man durch laubigen Bergwald zum Hexenplatz, einem kleinen Felsenplateau, dessen Höhe auf 1464 Fuß geschätzt wird. Vom Bodethal aus gesehen erscheint, zumal im Glanz der Abendsonne, der Felsen des Tanzplatzes wie ein prächtiges Schloß. Etwas weiter nördlich hat man diese schroff emporsteigenden Granitfelsen die Orgel genannt, und ferner sogar in der Bildung, welche ihre Spitze annimmt, nicht mit Unrecht eine Reihe von Falken wahrgenommen, die hier am nördlichen Harzabhange sitzen und in's offene Land hineinstarren. Auch den Namen des Bodethores hat man diesen Granitmassen gegeben, und in der That sind sie aus weiter Ferne wie ein gastlich offenstehender Thorflügel an diesem großartigen Felsenpalast der Natur anzuschauen.

Unbeschreiblich herrlich ist der Anblick des dunkeln Roßtrappfelsens, mag man ihn nun von oben herab, vom Thale aus oder vom jenseitigen hohen Ufer betrachten. Bei den Einheimischen, welche gleich den Fremden nur auf kunstvoll gewundenem Wege dahin gelangen, geht die Sage, Tyroler hätten ihn einst erklommen, und das ist charakteristisch, denn in diesem norddeutschen Gebirge bleiben die Menschen hinter der Natur zurück, wenn nicht überhaupt ein Gleiches von allen lebenden Wesen hier gesagt werden muß. Auch kein eingebornes Wild vermag an diesem Felsen emporzuklimmen, und man beabsichtigte daher schon, die kühne Gemse künstlich aus dem Süden in die Wildniß dieser nordischen Granitblöcke zu verpflanzen.

Die Harzflüsse sind eben so krystallhell als wasserarm, doch reich an Krebsen und Fischen, besonders an Forellen. Der Graf von Wernigerode, durch dessen Besitzungen zwei Brockenflüsse, die Holzemme und die Ilse, ihren Weg nehmen, führt sogar eine Forelle im Wappen. Wo die Thäler weit werden, wie das Wipperthal bei Wippra, werden auf Wiesen und Angern große Leinwandbreiten an den Flüssen ausgespannt, um mit dem klaren Bergwasser zu bleichen. Wohlhabende Leute aus dem Flachlande, oder, wie man hier schlechtweg sagt, aus dem „Lande", verdingen deshalb ihr Leinen hierher, der rauhe Harz selbst kennt den Flachsbau mit seinem wogenden blauen Blüthenmeere nicht. Die Kartoffel ist die einzige Ackerfrucht, die dem Harzer treu bleibt. Wenig Obst und Korn, worunter man auf dem Harze bescheiden nur den Roggen versteht, noch weniger Weizen gedeiht in diesem Klima; desto mehr stehen Blumen, Wald und Wiesen in Flor. Pflanzensammler tragen die offizinellen Kräuter zusammen, auch mancher Botaniker zieht mit seiner Blechtrommel über Berg und Thal. Der Ertrag an Beeren ist so überreich, daß er als theilweiser Ersatz für den Mangel an Korn betrachtet werden kann. Am häufigsten sind die rothe Kronsbeere (Preißelbeeren) und die blaue Heilbeere (Heidelbeere). Beide werden von den Harzfrauen in's offene Land hinabgetragen, die Kronsbeere zum Einmachen für die Honoratioren und Gastwirthe, die

Heidelbeere als Leckerbiſſen zu Roheſſen, auf die großen Bauernhöfe, wo man Hede (Werg) und Flachs dafür eintauſcht. Reiche Sendungen von Heidelbeeren und Himbeeren gehen nach Magdeburg und Hamburg zum Färben des Weins. Auch an Erdbeeren iſt kein Mangel, und arme Kinder tragen wohl in ſchmalen Körbchen oder auf dem beſten Teller, den ſie haben, die Beeren zum Verkauf durch die Stadt. Die Zeit der Haſelnüſſe iſt für Jung und Alt ein ähnliches Feſt, wie in milderen Gegenden die Weinleſe.

Die Baumarten wechſeln im Unterharz ſehr häufig, und man kommt zuweilen in den Wäldern auf lichtere Plätze, wo die verſchiedenartigſten Bäume, alle groß und ſchön gewachſen, nahe bei einander ſtehen und einen prächtigen Anblick gewähren. Da findet man neben einander die Hainbuche, den Ahorn, die Eſche, Ulme, Birke und die Rothbuche, welche bei all' dieſem Baumreichthum am Unterharz vorherrſcht. An den mildeſten Punkten, Auen, ſtehen wilde Kaſtanien (Roßkaſtanien) und Espen. Selbſt von der ächten Kaſtanie findet man bei Wernigerode und Blankenburg kleine Wäldchen. Am Oberharz findet man nicht die breiten ſtämmigen Bäume des Unterharzes; hier herrſcht die Fichte vor, die überhaupt durch die bis jetzt ganz vom Bergbau abhängige Forſtwirthſchaft des Harzes am meiſten begünſtigt wird, ſo daß man an allen Wegen die „friſchgrüne Tannenſaat" auf wohlabgemeſſenen Feldern aufſchießen ſieht. Sie leidet aber auffallend von Wind und Wetter. Auch die ſchlanke Birke ſteigt eine Strecke weit den Oberharz hinan, aber ſehr vereinzelt. Sie iſt der Weinſtock des Gebirges, denn aus ihrem Saft wird im Frühling ein ſehr beliebter Champagner, das Birkenwaſſer, bereitet. Noch höher als die Birke ſteigt die „Quitſche", deren rothe Vogelbeeren dem Oberharzer bei ſeiner Lieblingsbeſchäftigung, dem Vogelfange, gute Dienſte leiſten, und mit denen er mitten in der Armuth ſeiner Natur die Thür ſeines Hauſes verziert, wenn Hochzeiten und Kindtaufen in die Herbſtzeit fallen, wo dann auch der Tannenzweig als Zierde dienen muß. Die immer grünen Tannenzweige ſind da gleichſam die Palmen, zu denen man in allen Bedürfniſſen ſeine Zuflucht nimmt. Das quellende Harz iſt dem Bergbewohner nicht minder werthvoll als der Gummiſaft tropiſcher Bäume, und wenn auch Harz und Tannenzapfen nicht verſpeiſt werden können, ſo iſt doch ihre Leucht- und Wärmekraft ſo viel werth als Speiſe. Darum iſt aber auch die Tanne ein Ehrenbaum, die über dem Tanzzelte („Tannentanzen" hat daher den Namen*)), das überdies auch ſeine Wände aus Fichtenzweigen dekorirt hat, eben ſo wenig fehlt, als die grünen ſpitzigen Blätter auf dem Pfade der Konfirmandenkinder, wenn ſie am Palmſonntage eingeſegnet werden, auf weißblinkendem Sande den Feſtſchmuck bilden in brüderlichem Verein mit dem immergrünen Epheu. Auch der Herr

*) Es findet zur Zeit der reifen Kirſchen ſtatt und heißt auch „Kirſchhochzeit".

Digitized by Google

Pfarrer bekommt an ſolchen Ehrentagen ein paar Tannen an die Thür gepflanzt.

In der Umgegend des Brockens tragen die Bäume nach der Windſeite hin eine ſchützende Moosdecke, und an die Stelle des blumigen Wieſenteppichs im Unterharz und in den tieferen Thälern des Oberharzes tritt auf den höheren Theilen des letztern farbloſes Moos. In der Höhe von 3170 Fuß ſchwindet am Brocken ſchon der Baumwuchs, nachdem er zuvor niedrig und krüppelig geworden; nur das heilſame isländiſche Moos, die Berganemone und einige Alpenkräuter fühlen ſich auf dem kahlen Scheitel des nebelumflutheten Vater Brocken wohl. Deſto großartiger ſind die Tannenwälder, die ſeinen Gürtel bilden. Eine zahlloſe Menge von Fichtenſtämmen gelangt jetzt durch die harzburger Eiſenbahn in's offene Land, wo ſie nicht ſelten von Harzzimmerleuten bis zum Richten der Häuſer bearbeitet werden. Im Gebiet des Harzes werden faſt alle Häuſer von Holzſtämmen aufgeführt und die Fächer dann mit Steinen und Mörtel ausgefüllt; im Gebirge trifft man auch reine Blockhäuſer. Wenn man nun rechnet, wie viel Holz alljährlich verbauet und verbrannt und verkohlt wird, wie viel in manchen Ortſchaften (wie Friedrichsbrunn und Bennekenſtein) zu Mulden, Klammern, Löffeln, Kellen und „Tagſtöcken" (Gehſtöcken) verarbeitet wird: ſo wundert man ſich billig, daß die Wälder nicht noch viel lichter geworden ſind. Der Holzverbrauch auf dem Herde des Harzes wird, ohne Holzdiebſtahl, noch jetzt von den dürren Bäumen und Zacken beſtritten, da ſich die Forſtwirthſchaft nur um den grünen und lebendigen Baum kümmert. Man heizt überall faſt das ganze Jahr hindurch die Stuben und nennt es Staat machen, auch wohl „Stolberger Staat", wenn man vor Hitze die Fenſter in den ſonnigen Stunden des Tages aufſperrt.

Die Wieſenkultur iſt im Oberharz unbedeutend und ſtellenweis auch noch im Unterharz nicht ſo, wie ſie ſein könnte, wenn man nach Art der Schweizer das Düngen beſſer verſtände, oder nach Art der Erzgebirgsbewohner das Berieſeln mehr berückſichtigte. Doch iſt auf vielen Punkten des Unterharzes der „Wieſenwachs" ſo reichlich, daß manche kleinere Wirthſchaft, trotz einer verhältnißmäßig bedeutenden Viehzucht, noch davon in die benachbarte Ebene verkauft. Mit dem Gemüſebau ſieht es am ſchlimmſten aus, da nicht einmal jeder Landprediger ſeinen Garten hat. Dafür haben einzelne Städte und Dörfer am Fuße des Gebirges ungeheuere Gärtnereien; ſo am nördlichen Abhange Quedlinburg und Weſterhauſen. Dieſe Gemüſe führen theils die ſogenannten „Harzträgerinnen", in langer Reihe ſchaarenweis auf den geebneten Straßen hinter einander her gehend, dem Gebirge zu, theils die betriebſamen Bauern von Weſterhauſen, „Zipollen" oder „Mauren-(Mohrrüben-) Könige" genannt, die wie Handelsjuden mit Gemüſe hauſiren gehen.

Der Obſtbau iſt nur am Gebirgsrande bedeutend, wo ſich beſonders viele Kirſchen (es giebt alljährlich eigene Kirſchhochzeiten), auch Wallnüſſe

finden; im Oberharze fehlt er ganz. Das Korn für den Bedarf des Harzes und namentlich des Oberharzes wird von den Eſeltreibern im offenen Lande aufgekauft, und man ſieht die Treiber mit ihren ſchwerbeladenen Maulthieren in Karavanen die Straße über Elbingerode nach Bennekenſtein oder das unwegſame Oberthal hinauf ziehen. Im Vorharz iſt übrigens die Südſeite von Oſterode reich an fruchtbaren Feldern, und man hat dieſe Gegend die Brotkammer der Bergſtädte genannt; auf dem Unterharz heißt es der Merkwürdigkeit wegen von Harzgerode auf einer aus dort gewonnenem Silber geprägten Münze: „Das Harzgeröder Feld trägt Korn und Geld.“

Im Thierreiche ſind natürlich die Vögel am zahlreichſten vertreten, und der Spottvogel, der Zaunkönig, der Bergfinke, das Goldhähnchen, die Meiſe, der Zeiſig, der Staar, das Rothkehlchen, der Falke und die Droſſeln, welche Heinrich I. den Harz ſo lieb machten, daß noch jetzt mancher Platz ſeinetwegen der Finkenheerd, der Kaiſerſteig oder gar der Heinrichswinkel heißt, ſind noch jetzt ſehr laut in dieſen Waldungen. Der Finke und Zeiſig vor allen ſind die Lieblinge des Harzers, dem es nicht genügt, dieſe luſtigen Genoſſen ſeines Reviers im Walde ſingen und ſchlagen zu hören, ſondern der ſeine drei bis vier Vogelbauer an's Fenſter hängt und allerlei Tauſch und Handel mit dieſem ſeinen Reichthume treibt. Am Unterharz iſt auch die Holztaube ſehr häufig. Oefter als jetzt fanden ſich in früheren Jahren Eisvogel, Seidenſchwanz, Adler, Mandelkrähe und Haſelhuhn. Sumpf- und Schwimmvögel, welche den alten deutſchen Kaiſern die Gegenden von Memleben an der Unſtrut ſo lieb machten, ſind bei dem Waſſermangel des Harzes nur ſelten. Die Nachteulen, namentlich der große Uhu, treiben des Nachts ihr Weſen und laſſen dann ihre unheimlichen Klagelaute ertönen. Der Buchfinke, der Dompfaff, die Amſel, die man auf Leimruthen fängt, ſo wie die in Hecken gezogenen Kanarienvögel, werden in niedrigen Holzbauern von den Oberharzern verſchickt, und dem Reiſenden, der im Herbſt das Gebirge durchzieht, zeigen die auf den Tiſchen in den einſamen Waldſchenken aufgehäuften Sprenkel oder Dohnen mit Roßhaaren, daß hier bald ein ſchmackhafterer Braten als der, den man ihm vorſetzt, ein ganz alltägliches Gericht ſein wird.

Die kriechende Bevölkerung des Harzes iſt nicht unbedeutend. Kleine Schlangen, worunter auch die Ringelnatter und zuweilen die Kreuzotter, ſieht man nicht ſelten. Die ſchwarze fette Schnecke und der ſchwarze, gelb gefleckte Salamander (der letztere in der Umgegend von Wernigerode) werden nach dem Regen ſchaarenweis ſichtbar, und jene legt der Fuhrmann, der neben ſeinem Wagen hergeht, zwiſchen Rad und Axe, um ſie als Wagenſchmiere zu benutzen. Auch Eidechſen und Blindſchleichen ſieht man häufig.

Die Jagd liefert noch manchen Eber und Hirſch (aus den Thiergärten ſchauen prächtige Damhirſche hervor), aber beſonders eine Unmaſſe

Digitized by Google

von Rehen. Bei Blankenburg, Wernigerode und Ballenſtedt finden ſich große Wildgärten, welche Kunſtſtraßen durchziehen und deren Thore ſonſt vor den Fuhrleuten und Reitern im Anhaltiſchen von tauſend zu tauſend Schritt geöffnet und hinter ihnen geſchloſſen wurden. Der Harz ernährt, beſonders im hannöverſchen Antheil, noch immer eine große Anzahl von Wilddieben, durch welche mancher Unbemittelte einen Wildbraten auf den Tiſch bekommt, der ſonſt ſich den Appetit darnach müßte vergehen laſſen. Zwiſchen den Förſtern, die in dieſer Beziehung einen ſchlimmen Stand haben, und den auf Tod und Leben kämpfenden Wilddieben kommt es oft zu hitzigen Kämpfen, und oft genug blieb ſchon einer oder der andere der Gegner auf dem Schlachtfelde in der grünen Waldeinſamkeit. Im preußiſchen Gebirgsantheil iſt vor zwei Jahrzehnten der eben ſo gewandte als tapfere Wilddieb Gangloff, der namentlich in der Herrſchaft Falkenſtein den Jägern viel zu ſchaffen machte, eine populäre Figur geworden, und man ſieht noch ſein Bild in vielen Hütten und Häuſern.

Auch wilde Katzen (einer der beliebteſten Punkte im Bodethale heißt „Waldkater") verkünden noch hin und wieder die Wildheit der Harzgegend. Die Wölfe ſind ganz ausgerottet und auch von Luchſen mag ſchwerlich noch ein Epigone vorhanden ſein. Im Jahre 1818 zeigte ſich ein ſolches Raubthier bei Appenrode, wurde aber, nachdem es freilich mehrere Edelhirſche getödtet hatte, im lautenthaler Revier am Teufelsberge glücklich erlegt.

Was die Hausthiere betrifft, ſo ſind im Oberharz weder Ziegen noch Schafe zahlreich, obwohl ſich in einigen Städten, wie Blankenburg und Stolberg, auffallend große Ziegenheerden finden und die Harzhammel im Vor- und Unterharz bei den Fleiſchern ſehr beliebt ſind. Dagegen iſt die Schweinezucht, die früher durch die großen Branntweinbrennereien in Quedlinburg, Nordhauſen, Wernigerode ſehr gefördert ward, nicht unbedeutend, und ſelbſt auf Schierke und Elend fehlt das nützliche ſpecktragende und wurſtliefernde Rüſſelthier nicht. Vorherrſchend iſt die Rindviehzucht; man ſchickt aus den ebneren Gegenden gern in die Rinderhäuſer, Viehringe und Molkenhäuſer die Kühe während des Sommers in Koſt. Haftet auch nicht die Poeſie der Sennhütten an dieſen Viehringen, ſo macht doch das melodiſche Heerdengeläut auf jeden Reiſenden einen unauslöſchlichen Eindruck. Uebrigens könnte und ſollte die Rindviehzucht des Harzes viel bedeutender ſein, als ſie wirklich iſt, denn die Verbreitung der würzigen Harzbutter und der kleinen runden Harzkäſe ſteht zu ihrem Rufe in gar keinem Verhältniß, weshalb die braunſchweigiſche Regierung, um bei ſo ausgezeichneten Futterkräutern die Rindviehzucht noch weiter ausgedehnt und vervollkommnet zu ſehen, eine regelmäßige Thierſchau zu Haſſelfelde veranſtaltet und auf das beſte Stück Rindvieh einen Preis ausgeſetzt hat. Auch in Zellerfeld und Clausthal wird jetzt eine Thierſchau gehalten. Leider iſt auch in dieſem Punkte der Waſſermangel des Harzes mit ein Grund, daß die Viehzucht nicht zur Blüthe gelangen will.

Auch der Bergbau des Oberharzes hat viel mit dem Waſſermangel zu kämpfen gehabt und zu ſeiner Abhülfe die größten Anſtrengungen gemacht. 62 Sammelteiche arbeiten ihm allein im Gebiete der Schweſterſtädte Clausthal und Zellerfeld entgegen. Ja, bis zum Brocken hat ſich das ſuchende Auge des Bergmanns gewandt. Ein merkwürdiger Bergrücken, der Bruchberg, beginnt jenſeits des Brockenfeldes, geht, durch kein Thal unterbrochen, vier Stunden lang ſüdlich hinab, krümmt dann die untere Spitze weſtlich nach Oſterode zu und theilt ſo den Oberharz in zwei faſt gleiche Theile. Bis hierher iſt er ohne Bergbau; doch kaum hat ſich eine Bergſchlucht zwiſchen dem Bruchberg und dem Rehberg eingeſenkt, ſo nehmen auch die reichen andreasberger Silbergruben ihren Anfang. Da es aber dieſen im Sommer oft an Waſſer fehlte, ſo begann man in der Nähe des Forſthauſes Oberbrück am Brockenfelde, wo aus vielen kleinen Quelläſten ſich die Oder bildet, eine Waſſerleitung für den andreasberger Bergbau zu bauen, die ſeit 1722 vollendet iſt. Quer durch die Enge des Thals legten ſie einen gewaltigen Damm, eine Baſtion von 60 Fuß Höhe, aus Granitblöcken gebildet, die durch eiſerne Klammern mit einander verbunden wurden. Die Lücken wurden mit zerriebenem Granitſande ausgefüllt. Hinter dieſem unzerſtörbaren Walle bildeten nun die Waſſer des Brockenfeldes einen Teich von 5000 Fuß Länge, 500 Fuß Breite und 60 Fuß Tiefe. Durch einen Graben, der an der öſtlichen Seite des Rehberges hinabgeleitet wurde, bekamen dann die andreasberger Werke das Waſſer in geregelter Weiſe. Auch dieſer 3767 Lachter*) lange rehberger Graben iſt durch Holzbau und Granitmaſſen geſchützt, und er endet in einen 400 Lachter langen Kanal, welcher durch den Röhrenberg geht. Nachdem ſein Waſſer über die andreasberger Kunſträder hinweggerollt iſt, füllt es unterhalb dieſer Bergſtadt die ſogenannte Sperrlutter, die der Oder ihr Waſſer, nachdem es ſeine Dienſte geleiſtet hat, wieder zurückbringt. — Seit 1734 ſammelt der ſperberhainer Damm das Waſſer des Gerlachsbaches vom Bruchberge für die clausthaler Bergabhänge. Das merkwürdigſte Waſſerwerk des oberharziſchen Bergbaues aber iſt die tiefe Waſſerſtrecke, ein unterirdiſcher Kanal bei Clausthal, der 1360 Fuß tief unter dem Markte dieſer Stadt zur Schifffahrt benutzt wird, hauptſächlich um Erde auf Kähnen von einem Schacht zum andern zu ſchaffen. Durch eine Waſſerſäulenmaſchine, welche in einem 1177 Fuß tiefen ſenkrechten Schacht der Grube „Silberſegen“ errichtet iſt, werden die geſammelten Waſſer aus der tiefen Waſſerſtrecke auf den 360 Fuß höhern „Georgſtollen“ gehoben, auf dem ſie abfließen und der ſich drei Stunden weit hinzieht. Jene Waſſerſäulenmaſchine hebt mit jedem Stoß 70 Kubikfuß Grundwaſſer.

*) Ein im Bergbau gebräuchliches Längenmaß, getheilt in 8 Achtel à 10 Lachterzoll à 10 Primen à 10 Secunden. Im Harz hat ein Lachter = 6 Fuß 6 Zoll 10,1 Linien hannöv. Maß.

Digitized by Google

Der älteſte Bergbau iſt der von Goslar im Unterharz, wo man Gold (in geringer Quantität), Silber, Kupfer, Schwefel, Zink, Vitriol, Oker und Arſenik beiſammen findet. Die Sage erzählt, daß Ramme, ein kaiſerlicher Jäger, einſt auf dem Berge bei Goslar ſein Roß an eine Tanne gebunden hatte. Als ſein Herr zu ihm zurückkehrte, habe das Pferd die Erde aufgeſcharrt und eine Silberſtufe bloßgelegt. So ſei das reiche Bergwerk des „Rammelsberges" entdeckt worden. Otto I., der Sohn Heinrich's „des Finkler's", der um eins ſeiner Jagdſchlöſſer Wall und Graben gezogen und ſo Goslar gegründet haben ſoll, zog zur Ausbeutung der Bergſchätze Franken nach Goslar. Viele derſelben wandten ſich von da nach dem Oberharz, gründeten Zellerfeld, ſandten Koloniſten in's innerſte Thal, wodurch Wildemann und Lautenthal in Aufnahme kamen. Andere gingen über den Bruchberg und ſiedelten ſich da an, wo jetzt St. Andreasberg ſteht. Unzufriedenheit mit der Verwaltung, Peſt und andere Unglücksfälle vertrieben ſpäter einen großen Theil der Franken, doch kamen andere Anſiedler wieder, hauptſächlich aus Franken und Thüringen. Zwiſchen ihnen erhielten ſich aber auch Niederdeutſche, die Ureinwohner. So kommt es, daß auf dem Oberharze beides zu finden iſt, oberdeutſches und niederdeutſches Idiom, ja in einigen Ortſchaften ſogar beides zuſammen. Namentlich in Andreasberg klingt viel Thüringiſches durch, doch überwiegt das Fränkiſche. In einem neuern Gedicht, wo der Harzfranke aufgefordert wird, ſeine Mundart in Ehren zu halten, heißt es:

Is arſcht unſre Schprohch noch wack,
Dann leit gans der Harz in Drack. —
Die Gelehrten ah und Kluhng
Schprohchen: Unſre Schprohch wär gut!
Denn zu Alles paſtſe prächtig,
Sie ärſcht geh dann frehling Muth.
Harzer Schprohch, und Schwarz, Grien, Gold
Schwärt drauf, bleit dann ewig hold. —
Kling, ſulang noch Vugel flieng,
In den Hols de Toun noch grient,
Iwern Harz noch Wolken ziehn,
Un ä Barkmann hie noch friehnt,
Harzer Schprohch un Harzer Gald
Bes zum Untergang der Walt!

Zellerfeld und Clausthal bilden die beiden Hauptſtädte des Oberharzes und im Grunde nur Eine Stadt, da ſie nur durch einen Bach geſchieden ſind. Die Wanderung durch dieſe Städte macht einen eigenthümlichen Eindruck. Die Häuſer ſind meiſt aus Holz gebaut, nur einzelne aus jenen ſchwarzglänzenden Backſteinen, die aus den Schlacken des geſchmolzenen Erzes geformt ſind. Die Stadt, welche ſich faſt eine Stunde lang erſt an einem Berge hinab- und dann ſogleich an einem andern wieder hinaufzieht, ſcheint wie ausgeſtorben, und man ahnt keineswegs, daß dieſer Ort noch 2000 Einwohner mehr als Göttingen zählt, denn die männliche Bevölkerung arbeitet unter der Erde, Geſchäfte werden nicht

Digitized by Google

getrieben, und man ſieht faſt nichts als einige von Goslar oder Oſterode kommende Eſeltreiber mit ihren kornbeladenen Thieren. Dazwiſchen ſchreitet allenfalls eine Reihe von Harzträgerinnen einher, welche den Bedarf an Gemüſe und Früchten für ihre Familie in Oſterode oder Goslar eingekauft haben und ihn auf dem Rücken heimtragen. Dieſes Harztragen iſt die einzige härtere Arbeit der Bergmannsfrauen.

Die allgemeine Stille, nur durch das Knarren und Pfeifen der überirdiſchen Waſſerwerke unterbrochen, gibt der Gegend einen eigenthümlichen Charakter. Man denke ſich dazu den hellen Wiederhall der Axt des Holzhauers, die einförmig und laut durch die Einſamkeit der Wälder hinklappernden Kohlenkarren, von denen jeder mit einem großen Pferde beſpannt iſt, auf dem ein Fuhrmann mit breitkrämpigem Hute ſitzt und mit einem Geſicht noch ſchwärzer als das ſchwarze Holzgeflecht ſeines Karrens. Dieſe Fuhrleute klatſchen auf das kunſtvollſte mit ihrer Peitſche völlige Symphonien, um an den engen Hohlwegen ſich den ihnen entgegenkommenden Kollegen ſchon von Weitem anzumelden. Neuerdings ſind zwar die „konzentrirten" Köhlereien aufgekommen, doch trifft man noch häufig den kleinern dampfenden Meilerhaufen und nach altgermaniſcher Sitte am rinnenden Quell die mit grünem Raſen belegte Erdköthe. Zwiſchen beiden geht der kundige Köhler hin und her, der die kohlende Gluth in dem mit Erde belegten Meiler durch Zuglöcher nach Belieben hin- und herlenkt, indem er ſie kunſtgerecht von der Spitze aus nach allen Seiten hinabführt zur breiten Baſis. Grüßend mit dem fröhlichen „Glück auf!", geſchmückt mit dem feſtlich glänzenden Hinterleder, der Gürtelſchnalle und dem „Gewürzbeutel", den er ſelbſt an ſeinem Hochzeittage nicht ablegt, ſchreitet des Sonntags der Bergmann vorüber, deſſen Haar durch die ſcharfen Metalldünſte früh ergraut, in den Kupferbergwerken auch wohl grün geworden iſt, wie das des Neptun. Seine Geſtalt iſt ſchlank und ſchmächtig, ſie hat nichts von bäuriſchem Behagen, im Geſicht wohnt die Bläſſe des Fabrikarbeiters, dabei ſieht man aber doch dem Körper die Muskelkraft an, die ihm eigen iſt. Folgen wir einem ſolchen Wandersmann in ſeine Wohnung, ſo dringt aus derſelben eine wahre Backofenhitze; übrigens iſt ſie gewöhnlich ſchmuck und reinlich, mit vielen niedrigen Fenſtern erhellt, die mit Blumentöpfen und an den Seiten mit kleinen Käfigen geziert ſind, in denen Zeiſige zwitſchern und gelehrige Vögel aller Art ihre Melodien herſtammeln. Von der Thür des Wirthshauſes her ruft uns wohl ſchon von Weitem ein Kolkrabe aus dem Käfig im ſcharfen Harzdialekt ſein: hiehar, Kevatter, hiehar, Kevatter! entgegen.

Der Charakter des Harzfranken iſt heiter und lebensluſtig; er ſelbſt nennt ſich oft genug gemüthlich. Komplimente werden nicht gemacht, „guter Freund" iſt die Anrede, welche Hoch und Niedrig vom ächten Bergmann erhält. Am Abend des Samstags, wo der Lohn ausgezahlt wird, giebt es in jedem Bergmannshauſe einen feſtlichen Schmaus, wie er bei einer bäueriſchen Bevölkerung nicht möglich wäre und nur bei dieſen

Digitized by Google

kleinen Beamten denkbar ist, die stets ihr „Gewisses" haben, und auch, wenn sie krank werden, einen Theil des Wochenlohns als „Gnadengeld" (Pension) erhalten. Für diesen Sonnabendsschmaus wird der sechste Theil der ganzen Wocheneinnahme ausgesetzt, und am Montag ist die ganze „Loning" (Lohn) schon verausgabt, am Dienstag und Mittwoch wird sehr kümmerlich gelebt, am Donnerstag und besonders am Freitag werden bei dem Kaufmann schon wieder Schulden gemacht auf den „Lohntag." Auch an Schneider und Schuhmacher werden von jedem Wochenlohn einige Mariengroschen abbezahlt, denn niemals bezahlt der Bergmann eine Rechnung thalerweise, sondern jeder Wochenlohn wird in unzählige kleine Theile getheilt, mit denen sowohl die laufenden Ausgaben bestritten, als die Gläubiger bedacht werden müssen. Nicht der kleinste Theil des Lohnes wird aber für den Schnaps, hier „Schluck" genannt, ausgesetzt, und des Sonnabends spielt der Schluck die Hauptrolle. Das Wirthshaus wird höchstens Sonntag Nachmittag besucht, wenn „der Schluck alle ist," um mit den Kameraden noch ein Gläschen zu trinken.

Da der Harzer und besonders der Oberharzer sich durch eine muntere Laune, der gemeine Bergmann sich durch derben, naiven Volkswitz auszeichnet, so ist er im Allgemeinen ein guter Gesellschafter, und die Sagen und Märchen des Harzes, die er nicht müde wird, immer wieder zu erzählen, machen nicht selten den Gegenstand seiner Unterhaltung aus; der Sinn für Musik hat sich seit dem letzten Jahrzehnt besonders in den Vereinen der Hüttenleute für Hornmusik geäußert, und man trifft gegenwärtig fast an jedem Hüttenort solche Vereine. In diesem Fröhlichkeitssinne, verbunden mit der Armuth, wodurch des Harzers Kost so schlecht und kümmerlich ist, mag auch wohl der Grund liegen, daß er dem Branntwein so zugethan ist, daß selbst manche Krankheiten ihren Ursprung im Branntweingenuß haben. In den Tannenwäldern wachsen keine Reben, und gutes Bier ist annoch zu theuer; somit greift der Mensch, wenn er über die Prosa seines Lebens hinaus will, zu dem Trank, der am leichtesten und billigsten ihn in eine erhöhte Stimmung bringt; dabei bleibt dies Völkchen doch im Ganzen stets gutmüthig. Ferner gehört auch Ehrlichkeit, durch Ehrliebe und einen gewissen Stolz hervorgerufen, zum Charakter dieser Bergbewohner. Höchst selten wird man von Einbrüchen und Anfällen der Fremden, obwohl die Gelegenheit günstig wäre, hören, und selbst zwischen den Gehöften in den Harzdörfern vermißt man oft jede Verwahrung oder auch nur einen Zaun.

Eine Grubenfahrt zu Clausthal. *)

Der bemerkenswertheste Punkt in der Umgegend Clausthals ist die frankenscharner Silberhütte, welche im Jahre 1554 erbaut wurde,

*) Thüringen und der Harz. C. Düval.

Digitized by Google

von den fränkiſchen Metzgern, die an dieſem Platze ihre Fleiſchbuden hatten, ihren Namen empfing und vortrefflich eingerichtet iſt. Zu ihrer Beſichtigung bedarf man eines vom Berghauptmann ausgeſtellten Erlaubnißſcheins. An einer ununterbrochenen Reihe von Pochwerken wandert man vorüber, umwimmelt von rüſtigen Knaben, welche jeden Vorübergehenden mit dem Titel „Herr Vetter" beehren und um eine Gabe bitten. Um ſie zufrieden zu ſtellen, verſehe man ſich mit kleiner Münze, oder mache ſich darauf gefaßt, aus hundert Kehlen den Spottruf zu hören: „Der Herr Vetter hat Stroh in der Ficke." *)

Die frankenſcharner Hütte iſt zwar ¾ Stunden von Clausthal entfernt, aber ſchon in der Ferne kündigt ſie ſich durch eine erkrankte Vegetation an. Die Blei- und Arſenikdämpfe, welche dieſen Hütten unaufhörlich entſteigen, wälzen ſich wie düſtere Wetterwolken umher und vergiften alles Pflanzenleben ſo, daß in der ganzen Umgegend kein Grashalm grünt und kein Buſch zu ſehen iſt. Die Hüttenwerke ſind ſehr bedeutend, und die Brenn-, Schmelz- und Treibhütten, die Röſt-, Saiger-, Poch-, Kohlen- und Spritzenhäuſer, Schmieden, Magazine, Mühlen und Schoppen **), über welche ſich das Hüttenhaus erhebt, ſcheinen ein Städtchen auszumachen. Die gewaltigen Oefen dieſer Hütten, in denen die Flamme nie erliſcht, verbreiten eine infernaliſche Hitze, und wenn man die ausgedörrten, hagern Schmelzer betrachtet, welche mit todtblaſſem Antlitze, das die Gluth, in der ſie leben, nicht mehr zu röthen vermag, wenn man das unheimliche Pochen, Hämmern und Klopfen hört, ſo glaubt man ſich, wenn nicht in den Orkus, doch an den Eingang deſſelben verſetzt.

Vom Raſſeln der Räder,
Von dem Pfeifen der Bälge, vom wilden Donner des Hammers
Schallt ein lautes vermiſchtes Gebrüll in die hohlen Gebirge,
Und die Gegend umher erfüllt ein betäubender Nachhall.
Nie ermüdet Vulkan, den glühenden Ofen zu feuern,
Welcher in unaufhörlichen Strömen von ſchmelzenden Erzen
Heiß ſich ergießt, indeß daß bei der verſengenden Hitze
Munter der Hüttenmann geht. Ihm fahren die ſprühenden Funken
Um das blaſſe Geſicht, und Flammen folgen dem Fußtritt.

Mit einem aus Bewunderung und einem geheimen Schauer gemiſchten Gefühle verließen wir die bleichen Hüttenarbeiter und ihre großartige Werkſtätte, in der fort und fort wenigſtens 200 Menſchen beſchäftigt ſind.

Am andern Morgen ſchwebte noch die Dämmerung über der Stadt, als wir ſchon wieder über ihre ſtillen Straßen ſchritten, die ein ſcharfer Morgenwind durchzog. Unſer Führer trieb zur Eile, und ſo ſetzten wir unſern Weg raſch fort, kamen an vielen Schachten mit ihren Göpeln (Winden) vorbei und hörten durch die Morgenſtille das taktförmige, ge-

*) „Ficke" Provinzialismus für „Taſche".

**) Um aus der in Arbeit genommenen Erzmaſſe alles Silber und Blei darzuſtellen, iſt eine Zeit von ſieben Vierteljahren erforderlich (Dr. Zimmermann a. a. O.).

Digitized by Google

heimnißvolle Leben der Waſſerkünſte. Von allen Seiten ſtrömten die Bergleute nach ihren Gruben; wir gingen an der etwas ſchmutzigen Carolina vorüber und wandten uns zur Dorothea, die eine ſehr bequeme Einfahrt hat und von Reiſenden am liebſten beſucht wird.

Im Zechenhauſe waren die Bergleute bereits verſammelt, und der Oberſteiger ſprach bei den flimmernden Grubenlichtern das Frühgebet. Während deſſelben herrſchte tiefe Stille, und zum Schluß ſtimmten Alle dem Einzigen, der ſie auf dem gefahrvollen Tagewerke beſchützen könnte, einen Lobgeſang an; dann knieeten ſie nieder und ſprachen leiſe und andächtig das Vaterunſer.

Man kann ſich kaum einer innern Angſt erwehren, wenn man die dunkelgekleideten, ernſten Männergeſtalten betrachtet, wenn ſie hinabfahren in den finſtern Schlund der Erde, wie ſie bei dem ſchwachen Schein ihres Lämpchens auf gebrechlicher, halbverfaulter Leiter in die dunkle Tiefe hinabklimmen. Still und in uns gekehrt ſtanden wir da, nach dem Eingange der Grube blickend, in welchem ein Bergmann nach dem andern verſchwand; da trat unſer Führer zu uns heran und ſprach:

Kommt, Freunde, kommt! Feſt tretet in die Fahrten,
Die ſenkrecht ſtehn,
Getroſt hinab! Damit wir die verwahrten
Erdſchätze ſehn.

Kein Räderraſſeln, auch kein Donner eines Schuſſes
Schreck' Euch zurück!
Vertraut dem Grubenlicht, der Leuchte Eures Fußes
Und Bergmannsglück!

Wir ſchritten auf den Fahrſchacht zu, aus welchem die erſte Fahrt (Leiter) hervorſah, betraten die zerbrechlichen Sproſſen und ſchritten, uns feſt anklammernd, behutſam an der ſteilen Wand hinunter. „Achtung!“ rief von Zeit zu Zeit der Führer, wenn eine beſonders gefährliche Stelle zu paſſiren war, und noch behutſamer als vorher kletterten wir in die immer wachſende Finſterniß hinab und wahrten unſere Hände, welche das Schachtgeſtänge (ein Pumpwerk, welches das Waſſer aus der Tiefe holt) bedrohte, indem es in gleichförmiger Bewegung immer dicht neben uns auf- und niederſtieg. Endlich verließ der Fuß die letzte Sproſſe, und mit einem „Gottlob!“ und dem ſeligen Gefühl einer überſtandenen Gefahr fühlten wir wieder feſten Boden unter uns und ſtreckten mit Wohlgefallen die erlahmten Kniee. Aber auf der kalten, naſſen Erde der Schachtſohle war an kein Ausruhen zu denken; der Führer trieb zum Weitergehen, und ſo durchſchritten wir die langen Strecken bald eng, bald weit, bald hoch, bald niedrig, nur erleuchtet durch eine Menge Grubenlichter und nur erfüllt mit traurigem, eintönigem Geräuſch. Das Raſſeln der Ketten, das Stöhnen der Pumpen, das Knarren der Kunſtgeſtänge, das Halloh der Bergleute, das Krachen des Geſteins, das Rauſchen des Waſſers und das unaufhörliche Klopfen und Klingen der Schlägel und Bohreiſen bilden

eine ſchaurige Muſik, welche durch das Rollen des Donners, wenn die Felſen mit Pulver geſprengt werden, von Zeit zu Zeit unterbrochen und übertäubt wird. Bergleute mit ihren erzbeladenen Karren eilten an uns vorüber, dort arbeiteten andere mit Fimmel und Fäuſtel, hier „vor Ort“ engeingeſchloſſen vom unterirdiſchen Geſtein, zuſammengekauert oder knieend in der unbequemſten Stellung, begannen andere an dem harten Geſtein ihre ſaure und Geduld prüfende Arbeit und bohrten im Schweiße ihres Angeſichts ein Loch in den Felſen. — „Es wird angeſteckt!“ tönte uns aus einer Halle, in die wir eben eintreten wollten, entgegen. Der Führer hatte kaum Zeit, uns hinter eine Felſenwand zu ſchieben, als ein Blitz die dunkle Nacht zerriß, ein dröhnender Schlag erfolgte, als ſei die Erde geborſten, der Boden unter unſern Füßen zitterte, als rüttelte der Bergesfürſt an den Grundveſten der Erde, weißer Dampf quoll uns entgegen und beengte die klopfende Bruſt. Lange rollte der Donner in den weiten Höhlungen und Gängen dieſer unterirdiſchen Welt, dann wurde es ſtiller, der Dampf verzog ſich, wir athmeten freier, und lächelnd über unſere Aengſtlichkeit geleitete uns der Führer zu den blinkenden Trümmern, welche, durch die Gewalt des Pulvers abgeſprengt, den Boden bedeckten.

„Sie ſehen, meine Herren,“ nahm der Führer das Wort, „wie mühſam der Bergmann ſein Brot verdient und wie großen Gefahren er ausgeſetzt iſt. Gewiß möchten ſie nicht hier unten leben, verlaſſen, „von der menſchlichen Hülfe ſo weit“ und nur beſucht von dem Berggeiſte, der ſich ſonſt gar häufig ſowohl in dieſer als auch in anderen Gruben hat ſehen laſſen.“

„Der Berggeiſt?“ fragten wir neugierig. „Habt Ihr ihn ſelbſt ſchon geſehen? wie ſieht er aus?“

„Der Berggeiſt oder Bergmönch,“ berichtete unſer Führer, „wird gar oft in der Tiefe geſehen, und meiſtentheils erſcheint er als ein Rieſe in einer ſchwarzen Mönchskutte. Einmal iſt er eine ganze Zeit lang des Freitags erſchienen, hat das ausgegrabene Erz aus einem Eimer in den andern geſchüttet und einem Arbeiter, der über dieſe vergebliche Arbeit zürnte, den Hals umgedreht, ein ander Mal zwölf Arbeiter angehaucht, daß ſie auf der Stelle todt liegen blieben. Hier in dieſer Grube hat er einmal einen böſen Steiger, der die armen Bergleute quälte, beſtraft; denn als derſelbe zu Tage fuhr, ſtellte er ſich ihm unſichtbar über die Grube, und als er emporkam, drückte der Geiſt ihm mit den Knieen den Kopf zuſammen!“

„Aber,“ fuhr unſer Cicerone fort, „der Bergmönch erſcheint nicht immer als ſtrafender Geiſt, er hat auch gar oft den Bergleuten Gutes gethan, und vor einigen funfzig Jahren iſt er hier zwei Bergleuten erſchienen. Dieſe arbeiteten immer gemeinſchaftlich, und einſtmals, als ſie anfuhren und „vor Ort“ kamen, ſahen ſie an ihrem Geleucht, daß ſie nicht genug Oel zu einer Schicht auf den Lampen hatten. — Was fangen wir da an? ſprachen ſie zu einander. Geht uns das Oel aus, ſo daß wir im Dunkeln ſollen zu Tag fahren, ſind wir gewiß unglücklich, da der

Digitized by Google

Schacht ſchon gefährlich iſt. Fahren wir aber jetzt gleich aus, um von Haus Oel zu holen, ſo ſtraft uns der Steiger, und das mit Luſt, denn er iſt uns nicht gut! — Wie ſie alſo beſorgt ſtanden, ſahen ſie ganz fern in der Strecke ein Licht, das ihnen entgegenkam. Anfangs freueten ſie ſich, als es aber näher kam, erſchraken ſie gewaltig, denn ein ungeheurer, rieſengroßer Mann ging, ganz gebückt, in der Strecke herauf. Er hatte eine große Kappe auf dem Kopfe und war auch ſonſt wie ein Mönch angethan, in der Hand aber trug er ein mächtiges Grubenlicht. Als er bis zu den Beiden, die in Angſt da ſtill ſtanden, geſchritten war, richtete er ſich auf und ſprach: „Fürchtet euch nicht, ich will euch kein Leides thun, vielmehr Gutes," nahm ihr Geleucht und ſchüttete Oel von ſeiner Lampe darauf. Dann aber ergriff er ihr Gezäh und arbeitete in Einer Stunde mehr, als ſie ſelbſt in einer Woche bei allem Fleiß gearbeitet hätten. „Nun," ſprach er, „ſagt's keinem Menſchen je, daß ihr mich geſehen habt," und dabei ſchlug er mit der Fauſt links in die Seitenwand; ſie that ſich aus einander, und die Bergleute erblickten eine lange Strecke, ganz von Gold und Silber ſchimmernd. Und weil der unerwartete Glanz ihre Augen blendete, ſo wendeten ſie ſich ab: als ſie aber wieder hinſchaueten, war Alles verſchwunden. Hätten ſie ihre Hacke oder ſonſt nur einen Theil ihres Gezähes hineingeworfen, ſo wäre die Strecke offen geblieben, und es wäre ihnen viel Reichthum und Ehre geworden, aber ſo war es vorbei, weil ſie ihre Augen davon abgewandt hatten. Doch blieb ihnen auf ihrem Geleucht das Oel des Berggeiſtes, das nicht abnahm und darum großen Vortheil gewährte. Aber nach Jahren, als ſie einmal am Sonnabend mit ihren guten Freunden im Wirthshaus ſich luſtig machten, erzählten ſie die ganze Geſchichte, und am Montag Morgen, als ſie anfuhren, war kein Oel mehr auf der Lampe, und ſie mußten fortan wie die andern Bergleute ſtets friſch aufſchütten!"

Indem wir dem erzählenden und erklärenden Führer überall nachfolgten, gelangten wir an einen der inneren Eingänge des tiefen

Georgſtollens,

durch welchen die die Grube befahrenden Reiſenden gewöhnlich wieder an das Tageslicht gefördert werden.

Dieſer Stollen iſt eins der großartigſten, kühnſten und vortheilhafteſten Werke, die jemals im Innern der Erde unternommen worden ſind. Tauſend Schwierigkeiten ſetzten ſich der Vollendung entgegen. Viele Gruben waren nämlich ſo tief, daß es in einigen nicht mehr möglich war, ihr Grundwaſſer heraufzuſchaffen, während in andern die Hebung des Waſſers durch Künſte immer beſchwerlicher wurde. Mit Schrecken blickten die Bergleute in die Zukunft und glaubten ſchon, der Bergbau müſſe über kurz oder lang ganz erliegen. Da kam der damalige Berghauptmann von Reden auf die kühne Idee, einen Stollen zu treiben, der drei Stunden lang und 36,541 Fuß durch das Gebirge hinanſteigend die Gruben von ihren Waſſern befreie; allein die Behörden zweifelten an dem

glücklichen Erfolge dieſer koſtſpieligen Unternehmung. Jahre vergingen, und immer gefährlicher, immer drohender zeigten ſich die Gewäſſer im Innern der Erde. Reden aber ſparte keine Mühe, ſeine Idee zu verwirklichen und ſetzte es endlich beim Könige Georg III. durch, der auch den größten Theil der Koſten, die ſich am Ende des Werks auf 412,142 Thaler beliefen, auf ſich nahm. Am 26. Juli des Jahres 1777 ſchlug Reden unter Muſik, Kanonendonner und Freudengeſchrei des Volks in den Felſen bei Grund ein, von wo der Stollen durch das Gebirge hinaufgeführt werden ſollte. Der Bergmeiſter Stelzner, dann von Trebra und endlich der Berghauptmann von Meding leiteten den Bau, ließen auch von der entgegengeſetzten Seite, von den Gruben her, entgegenarbeiten und Luftlöcher anſetzen, durch welche das losgearbeitete Geſtein zu Tage gefördert werden konnte. Trotz des größten Fleißes und der angeſtrengteſten Arbeit gingen 22 lange Jahre dahin, ehe das Werk fertig war, und erſt am 5. September 1799 wurde der Stollen durchſchlägig, d. h. man durchbrach das letzte Geſtein, welches die ſich entgegenarbeitenden Bergleute noch von einander trennte. „Glück auf!“ riefen die Bergleute mit freudig glänzenden Augen, „Glück auf!“ rief der Oberbergmeiſter, und Alle umarmten ſich, während der Donner der Kanonen durch die Berge ſchallte, die Bergmuſikanten den Choral: Nun danket Alle Gott! ſpielten, ſämmtliche Beamte ſich anſchickten, den Stollen zu befahren, und alle Bergleute, feſtlich geſchmückt, mit brennenden Grubenlichtern, grünen Schachthüten und flatternden Bergfahnen nach dem Mundloche zogen. Der Oberbergmeiſter wurde mit einer Ehrenmedaille beſchenkt, der Geſchworne, welcher ſich bei der Arbeit beſonders hervorgethan hatte, wurde zum Bergmeiſter erhoben, der alte Bergmann Schmid, der Einzige von Denen, welche den Bau begonnen, wurde Steiger und Stollenaufſeher, und ein großes feſtliches Mahl unter Gezelten krönte das Feſt zu Ehren des großen Sieges über das widerſpenſtige Geſtein. — Groß war die Mühe, groß der Aufwand geweſen, welchen der Bau gekoſtet; aber die Vortheile, die er gewährt, ſind unverkennbar. Eine große Menge von Waſſerkünſten und Kunſtſchachten haben ſeitdem eingeſtellt, viele eingegangene Zechen wieder aufgenommen und mehrere Gruben von Neuem verfolgt werden können, da die Grundwaſſer aus den tiefen Geſenken nun ſämmtlich durch dieſen tiefen Stollen abgeleitet werden. Die Fortdauer des Bergbaues, der Wohlſtand und Unterhalt der Harzer iſt gerettet, und ſo lange man Bergbau auf dem Harze treibt, wird man ſich gewiß auch dankbar der Urheber dieſes trefflichen Baues erinnern.

Während uns der Alte mit den Feierlichkeiten, welche bei der Eröffnung des Stollens ſtattgefunden, und mit den Vortheilen, welche er gewährte, ausführlich bekannt machte, waren wir unter Clausthal und der Marktkirche der Stadt immer weiter fort einige Stunden lang auf dem feuchten Boden, in deſſen Mitte das Waſſer hinabrieſelte, hingewandert, als uns plötzlich friſche Luft und das helle Licht des Tages entgegen-

Digitized by Google

ſtrömte. Immer heller wurde es um uns her, und mit dem ſtolzen Gedanken, wie des Menſchen Kraft und Muth im Kampfe mit der Natur den Sieg erringt, verließen wir das mit einem ſtattlichen Portal aus Sandſtein geſchmückte, mit goldenen Inſchriften gezierte und mit Linden umpflanzte Mundloch des Stollens und grüßten von Herzen das ſonnige Licht, das uns, nach den Wundern der Tiefe, doppelt reizend erſchien. Mit größter Verwunderung aber erblickten wir dicht vor uns die Häuſer des Bergſtädtchens Grund, welches wenigſtens zwei Stunden von Clausthal entfernt iſt und zwiſchen hohen Bergkuppen eingezwängt liegt.

2. Das Rieſengebirge.*)

Der Name „Rieſengebirge" kommt nur einem kleinen Theile jener großen Gebirgskette zu, die ſich in nordweſtlicher Richtung über dreißig Meilen weit, von den Quellen der Oder und dem Fuße der Karpathen bis über die Quellen der ſächſiſchen Neiße unter mancherlei Abwechslungen ihrer Höhe und Breite ausdehnt und die in geographiſchen Handbüchern und Reiſebeſchreibungen das ſudetiſche Gebirge oder die Sudeten genannt wird. Der Theil dieſer Kette, der im eigentlichen und engern Sinne das „Rieſengebirge" heißt, erſtreckt ſich nach genauer geographiſcher Beſtimmung nur von 33° 6′ bis 33° 36′ öſtl. L. von Ferro, und von 50° 40′ bis 50° 50′ nördl. Br., und hat in dieſer Ausdehnung, abweichend vom Laufe der Hauptgebirgskette, eine mehr weſtnordweſtliche Richtung.

Um die 5000 Fuß hohe Schneekoppe lagern ſich in kleinem Raume ſo viel beträchtliche Höhen, große Sturmhaube, Mittagſtein, Tafelfichte, Reifträger, großes Rad (4660 Fuß), Brunnberg (4680 Fuß), Keſſelberg (4300 Fuß), welche z. B. die Höhe des Brockens zum Theil übertreffen, daß ſchon in Beziehung auf den niedern Theil des Bergzuges und gegenüber den deutſchen Mittelgebirgen der Name gerechtfertigt erſcheint. Möglich aber, daß ihm auch ein alter Mythus zu Grunde liegt, nach welchem in grauester Vorzeit, lange bevor der Volksſtamm ſeiner heutigen Bewohner ſich in dem Gebirge anſiedelte, daſſelbe von einem mächtigen Rieſengeſchlechte bewohnt war, das, lange mit den hohen Göttern im Streit, endlich von ihnen beſiegt und um ſeiner Bösartigkeit willen ganz von der Erde vertilgt wurde.

Vergleicht man die Bergketten, welche Deutſchland vom Rhein bis nahe an die Oder und von den Alpen bis an die norddeutſche Tiefebene durchſchneiden, mit dem Rieſengebirge: ſo ergiebt ſich, daß dieſes nach

*) Das Rieſengebirge und ſeine Bewohner, von Dr. K. Hoſer, herausgeg. von der Geſellſchaft des vaterl. Muſeums in Böhmen, Prag 1841.

Digitized by Google

Form und Größe und Umriß unter ihnen eben so sich auszeichnet, wie es selber wiederum von den Alpen übertroffen wird, und so gewissermaaßen eine Mittelstellung als subalpinisches Hochgebirge einnimmt. Das Riesengebirge hat freilich nicht die malerischen Kegelformen, wodurch sich die oft viel weniger hohen Trappegebirge so vieler Gegenden unsers Welttheils und namentlich die der Länder am Rhein und der Elbe so vortheilhaft auszeichnen; noch weniger prangt es mit den himmelanragenden beschneiten Scheiteln, Hörnern und Nadeln, wodurch die Alpen schon von fern jedem empfänglichen Gemüthe Staunen und Bewunderung einflößen. Allein, wenn die übrigen Gebirge Deutschlands, die mit den Alpen in keiner unmittelbaren Verbindung stehen, wie der Schwarzwald und die schwäbische Alp, die Donaugebirge in Oesterreich, das Böhmer- und Thüringerwaldgebirge, das Erz- und Fichtelgebirge, die Rhön, der Spessart, der Harz, der Odenwald und die Bergketten am Rhein, in der Ferne dem Auge nichts als sanfte, wellenförmige, mit Wäldern bewachsene Bergrücken zeigen, unter welchen sich etwa blos ein einzelner Punkt durch besondere Höhe auszeichnet: so bietet das Riesengebirge dem Auge eine viel ausgezeichnetere Kontur, mehrere kahle Berghöhen und stumpfpyramidale Gipfel, steilere Abhänge und scharf zugeschnittene Kämme, mehr schroffe Klüfte und finstere Abgründe, als alle die angeführten Gebirge, und es hat deshalb eine von den allgemeinen Gesichtszügen gewöhnlicher Berge sich sehr unterscheidende, erhabene und ehrwürdige Physiognomie, eine Großheit, die zu den Alpen hinstrebt, wenn sie auch deren Größe nicht erreicht.

Auf der südlichen, nach Böhmen zugekehrten Seite ist die Abstufung freilich allmälig, während auf der schlesischen Seite das Gebirge ziemlich steil aus der Tiefe emporstrebt; doch hat auch die böhmische Seite schon darum, weil sie die ausgedehntere ist, einen großen Reichthum an eigenthümlichen Formen und eine größere Fülle und Reichhaltigkeit der Gegenstände.

Das Riesengebirge ist seiner Länge nach in zwei Hälften, eine kleinere nördliche und eine größere südliche getheilt; in jener ist Granit, in dieser Glimmerschiefer herrschend Bei der Koppenform der Berge entscheidet dort der Granit für die stumpfe Pyramide, hier der Glimmerschiefer für das Kugelsegment.

Die Grenze des ewigen Schnees erreicht das Gebirge freilich nicht (es fehlen dazu noch nahe an 400 Klaftern oder beinahe die Hälfte seiner ganzen Höhe), aber der Winter ist doch bereits sehr lang, acht bis neun Monate in den oberen Höhen dauernd. Die vier Sommermonate tragen ganz das Gepräge des Frühlings. Die Luft ist — wenige besonders schwüle Tage im Juli und August ausgenommen — selbst während der Mittagsstunden und bei sonst schönem Wetter immer kühl auf diesen Höhen, der Boden theils wegen der noch übrigen Winterfeuchtigkeit, theils wegen seiner schwammigen Beschaffenheit, mittelst welcher er

Digitized by Google

die Feuchtigkeiten der Atmosphäre so leicht an sich saugt, immer naß und sumpfig. Die Bergbäche sind daher reich und schwellend; dazu der bunte Schmelz der blühenden Alpenpflanzen, die in verschiedener Aufeinanderfolge hervorbrechen und wieder verschwinden, und die außerordentlich üppige Vegetation an den Abhängen der Berge und in den Thälern: das Alles begünstigt die Idee eines im Vergleich mit dem Unterlande viel längern und wonnereichern Frühlings.

Während dieser reizvollen, aber nur zu schnell vorübergehenden Periode gehört die lange Morgen- und Abenddämmerung zu den herrlichsten sie begleitenden Erscheinungen und gewährt dem Naturfreunde, der um diese Zeit die heiteren Höhen und Thäler der Sudeten durchwandert, den Vortheil, seine Tage auf die höchst mögliche Benutzung zu bringen. Die Abenddämmerung hat nämlich fünf Wochen vor, eben so viele Wochen nach der Sommersonnenwende eine Dauer von beinahe vier Stunden vom Untergang der Sonne bis Mitternacht, und die Morgendämmerung von dieser bis wieder zum Aufgang der Sonne eine eben so lange. So ist, wenn zumal die Atmosphäre rein ist, auf den höheren Gipfeln des Riesengebirges eigentlich von einer Nacht gar keine Rede durch ganze zehn Wochen lang. Im gleichen Verhältniß ist auch die Morgen- und Abendröthe auf den Spitzen der Sudeten immer heiterer und schöner, als unter gleichen Umständen bei wolkenfreiem Horizonte im Unterlande. Noch breitet die zögernde Nacht ihren Schleier über Böhmen aus, wenn die Koppe und andere Riesenberge schon von der Sonne erleuchtet werden, und Schlesien entschlummert schon im Riesenschatten der Sudeten, wenn den Brunnberg und Krkonosch*) des Tages milder Schimmer noch röthet.

Der Uebergang aus dem ungefähr vier Monate langen Lenz in den Winter ist indeß auch wieder viel schneller als im tiefen Lande. Kaum sind nach der Herbstnachtgleiche einige Nebel als Vorboten des nahen Winters eingefallen, als auch sofort Kälte und stürmisches Wetter hereinbricht, ungeheure Schneelasten alle Höhen und Thäler des Gebirges erfüllen und nun der Winter mit allen seinen Unannehmlichkeiten und Schrecken von den Höhen der Sudeten Besitz nimmt. Wolken- und schneefreie, andauernd schöne Oktobertage sind auf dem Riesengebirge eine große Seltenheit.

Die Höhen der Sudeten sind wie alle höheren Bergspitzen unseres Planeten den größern Theil des Jahres in Wolken gehüllt. Der Hauptwolkenherd ist aber in dem nordwestlich an das Riesengebirge anstoßenden Isargebirge; aus dieser Gegend werden die Wolken in ihrem weitern Zuge durch die herrschenden Westwinde fortgetrieben und hüllen zuerst den westlichen Flügel — bald darauf, durch diejenigen Dunstmassen, welche in den

*) Die Anwohner czechischer Zunge nennen das ganze Gebirge Krkonossh (wörtl. Halsträgergebirge), was vielleicht auf eine Gewohnheit der Bewohner hindeutet, ihre Lasten auf dem Kopfe zu tragen.

Digitized by Google

waldigen und feuchten Thälern der Siebengründe entstanden sind, verstärkt, auch den östlichen Flügel des Riesengebirges ein. Beinahe das Nämliche geschieht, wenn schon geformte Wolkenmassen durch Winde aus entfernten Westgegenden herbeigeführt werden. Das waldige Isargebirge und der westliche Theil des Riesengebirges sind auch alsdann immer die ersten Bollwerke, welche ihrem fernern Zuge nach Osten ein Hinderniß in den Weg legen, und erst wenn sie an diesen angeprellt und sich zu zertheilen gezwungen sind, legen abgerissene Massen derselben sich an die hohen Lehnen des Riesengebirgsflügels an und entziehen auch diesen nach und nach dem Anblick des Beschauers. Die Riesenkoppe, die in dieser Richtung den letzten hohen Scheitel dieses Flügels ausmacht, ist daher auch meist der zuletzt eingehüllte Gipfel des Riesengebirges, und wenn es ja zuweilen geschieht, daß sie allein „eine Haube hat", während der übrige Gebirgsrücken frei bleibt: so ist dies meist dann der Fall, wenn bei übrigens schönem Wetter einzelne Gewölke durch Windströme hin und her getrieben werden und nun eine solche Masse der Koppe nahe genug kommt, um durch ihre Kegelform und mit Hülfe der in ihrem Wesen noch so wenig erkannten Luftelektrizität angezogen und zum Aufsitzen gezwungen zu werden.

Sind alle Bedingnisse vorhanden, so hüllt sich oft in wenigen Stunden das ganze Riesengebirge in Wolken ein. Der Gebirgsbewohner bedient sich dann, wenn die Koppe oder einzelne Berggipfel bereits von Wolken bedeckt sind, des Ausdrucks: das Gebirge popelt sich ein; überziehen aber dichte Nebel bereits das ganze Gebirge, zugleich schon die Thäler ausfüllend, so heißt es: das Wetter oder der Nebel sackt sich ein — im Gegensatz, wenn's sich wieder aushellt: das Wetter räumt auf, wird gescheuter. Es ist ein höchst anziehendes Schauspiel, obwohl es den Reisenden oft in Verlegenheit setzt, den Uebergang vom heitern zum bedeckten Himmel und endlich zum Regen zu beobachten. Eine einzelne, nach ihrem Umfang sehr unbedeutend scheinende Wolke, die sich irgendwo niederläßt, eröffnet meist die Szene; unter den Augen des Zuschauers wächst sie durch unsichtbare Zuflüsse, und daher gleichsam aus ihrer eigenen Masse, zu einem weit verbreiteten Dunstmeere an, dessen ungeheure Wogen bald das ganze Riesengebirge überfluthen. Das niedere Land von Schlesien genießt unter solchen Umständen gewöhnlich noch einen oder ein paar Tage eines heitern Himmels, oder hat bloßen Wind, wenn es bereits auf der benachbarten böhmischen Seite regnet und stürmt, weil das hohe Bollwerk des Gebirges das von Westen heranziehende Gewölk noch eine Zeitlang aufhält. Bald verlieren aber die ungeheuren Wollballen des „Windgewölkes" ihre Spannkraft, ändern ihre weißliche Farbe in Grau und Dunkelblau, senken sich immer tiefer an den östlichen Scheiteln der Sudeten herab, bis der Wolkenozean seinen Vorrath über ganz Schlesien ausschüttet.

Nicht immer geht indeß das Windgewölk in Regengewölk über; bei

Digitized by Google

ſchnell umſetzenden Luftſtrömen und veränderter Elektrizität theilen ſich plötzlich die Dunſtmaſſen, und die Gipfel des Bergzuges ragen wieder kühn in die blaue Luft, ſtolz auf die tiefer geſenkten und aus einander geſprengten Wolken hinabſchauend. Nach wirklich erfolgtem Regen iſt aber das Schauſpiel noch ſchöner. Es wogen dann noch ungeheure Wolkenmaſſen unter tauſend phantaſtiſchen Formen an den Abhängen der Berge, enthüllen hier einzelne ſchon wieder von der Sonne beſchienene Theile des Gebirges, zeigen ſich dort von noch höheren Wolken beſchattet, oder verklären ſich zuſehends zu einzelnen weißen Dunſtkreiſen, die, dem Rauche verlöſchender Brandopfer gleich, an dem Saum der Wälder hinziehen, um in das Nichts zu verſchwinden, aus welchem ſie kurz zuvor entſtanden zu ſein ſchienen. Die Wolken ſind ſehr vernehmliche Stimmen Gottes, die uns verkündigen, daß auch die felſige einſame Gebirgswelt nicht todt ſei. Im Gebirge fühlt man die Wahrheit des Pſalmenwortes: „Du rührſt die Berge an, und ſie rauchen!“

Auf den höheren Bergregionen iſt der Regen mehr ein ſtarker Nebel und feiner Staubregen. Dagegen werden in den Thälern und den am Fuß des Gebirges gelegenen Flächen die Regen ohne Dazwiſchenkunft trockener Oſtwinde oft ſehr heftig und anhaltend. Gewitterregen zumal arten leicht in verheerende Hagelwetter und Wolkenbrüche aus, deren Wirkungen dann auch für entferntere Gegenden um ſo trauriger werden können, je mehr die Gebirgsbäche mit dem außerordentlichen Vorrath von Waſſer, der ihnen von den hohen, breiten und ſteilen Berglehnen zugeführt wird, weit über ihre gewöhnlichen Rinnſäle austreten und eine unſägliche Menge von Steinen, Felsſtücken, Waldbäumen, oder auch Trümmer nahgelegener Gebäude mit ſich fortreißen und in weit entlegene Gegenden hinführen.

Beſonders herrlich iſt aber der Regenbogen. Viele Sudetenwanderer werden mit dem größten Entzücken ſich des Eindrucks erinnern, den der wundervolle Anblick dieſes ſchönſten aller Meteore auf ihr Gemüth machte, wenn ſie, nach abendlichen Gewitterregen auf den Höhen des ſchleſiſchen Gebirgskammes weilend, das niedere Land von Schleſien und deſſen maleriſches Vorgebirge vom Fuße der Sudeten an bis an den entfernteſten Horizont in einem zur Hälfte geſchloſſenen Farbenbogen gleich einem Gemälde Edens erblickten, oder wenn ihnen von den weſtlichen Vorgebirgen Böhmens unter gleichen Umſtänden das Rieſengebirge ſelbſt mit dem ganzen Zauber irdiſchen Farbenſchmucks wie ein hehres, überirdiſches, von bengaliſchem Feuer erleuchtetes Wunderland erſchien.

Dem Freunde der Natur, der emſig in den verborgenſten Winkeln des Gebirges die Schönheiten aufſucht, gelingt es auch wohl, an dieſem oder jenem der ſchönen Waſſerfälle nicht minder ſchöne Farbenzirkel zu entdecken, als diejenigen ſind, von welchen die Alpenreiſenden ſo viel zu rühmen wiſſen. Daſſelbe gilt von den Luftbildern, die namentlich dann zuweilen geſehen werden, wenn große dichte Wolkenmaſſen dem Stande

Digitized by Google

der Sonne gegenüber aus der Tiefe der Thäler emporsteigen, und auf ihrer Oberfläche sich die Schattenbilder der ihnen vorliegenden ländlichen Gegenstände, Bäume, Felsenmassen, Menschen oder Heerden abmalen, Szenen, die, wie manches andere Ungewöhnliche in der Bergnatur, wohl geeignet waren, in früheren Zeiten beim Volke den Glauben an einen diese Berge beherrschenden Geist zu erwecken, der in allerlei Gestalten da sein Wesen treibt. Bei leichten Frühnebeln zur Sommerszeit und bei Reif und scharfer Kälte im Winter bilden sich auch wohl farbige Rundscheine, Glorien, um die Köpfe, aber auch um den ganzen Körper der Menschen und Thiere. Dagegen im hohen Sommer bei hellem Sonnenschein und großer Hitze erscheinen dem Auge Wasserspiegel, die es auf den nur mit niedrigem Gras bewachsenen Steppen des obersten Gebirgsrückens wahrzunehmen glaubt, die aber in der Nähe wieder verschwinden.

Die großen Waldstrecken des Riesengebirges, die kräuter- und wasserreichen Gehänge seiner Berge und die vielen engen, von der Sonne nur wenige Stunden beschienenen Thäler und Schluchten in demselben begünstigen, da sie in der Temperatur des Tages und der Nacht die grellsten Kontraste zeigen und darum zur Einsaugung der Dünste am meisten geeignet sind, ungemein die Erzeugung des Thaues; daher sind auch die Morgen- und Abendthaue hier viel stärker als im flachen Lande und immer Gefährten anhaltend schöner Sommerwitterung, weil alsdann das Verhältniß zwischen der Temperatur niederer Erdgegenden und der höheren Regionen der Atmosphäre am meisten abweicht. Der Morgenthau ist immer häufiger als der Abendthau, und da des Morgens bei Aufgang der Sonne selbst in den Sommermonaten die Temperatur der Luft auf den hohen Gebirgsflächen öfter bis auf den Gefrierpunkt herabsinkt, so wird der Thau gewöhnlich in Reif (Draum im Gebirgsdialekt) verwandelt, und die Bergwiesen sehen dann immer wie mit Schnee bestäubt aus. Der Verfasser hat in den ersten Septembertagen mehrmals die Wassertröge vor den höher gelegenen Gebirgsbauten des Morgens stark mit Eis belegt und nach abendländlichem Regen die Dächer stark mit Eiszapfen behangen gesehen; auf der Koppe selbst fand er unter solchen Umständen alsdann gewöhnlich noch um die Mittagszeit den Schnee über einen Fuß hoch an die darauf befindliche Kapelle angeweht, nachdem am Abend oder Morgen vorher, bei vollkommen schönem Wetter und sonst ganz wolkenfreiem Himmel, sich blos an dieser Höhe einige Wolken gelagert hatten.

Da die Wolkenerzeugung im Winter eben so wie im Sommer vor sich geht und Feuchtigkeiten aus der Luft eben so niedergeschlagen werden wie in der wärmern Jahreszeit, die Niederschläge aber wegen der verminderten Temperatur der Erde und Luft nicht in tropfbarer, sondern in fester Gestalt erscheinen, deshalb auch nicht so wie im Sommer die Regengüsse ablaufen oder von der Erde eingesaugt oder durch Wärme schnell verdunstet werden können: so folgt nothwendig daraus, daß vom Anfange November bis Ende Februar, wo lang anhaltende Thauwetter eine Sel-

Digitized by Google

tenheit sind, sich nach und nach eine ungeheure Menge von Schnee über dem Riesengebirge anhäufen muß, der gewöhnlich ohne andere Verminderung als die durch Verdünstung mittelst trockener Winde bis Ende April liegen bleibt. In der That werden die Wohnungen der Bergbewohner öfters so hoch überschneiet, daß man keine Spur von ihnen entdecken würde, verriethe nicht der aufsteigende Dampf der Rauchfänge die Stelle, wo sie stehen. Solchergestalt bei einfallenden Schneestürmen und Windwehen oft innerhalb weniger Stunden lebendig begraben — müßten die Bewohner des Riesengebirgs ohne Rettung zu Grunde gehen, hätte die Erfahrung sie nicht längst über die Nothwendigkeit belehrt, sich mit allen zum Unterhalt des Lebens unentbehrlichen Bedürfnissen bei Zeiten zu versehen. Vornehmlich sind die Bewohner der einsam auf dem hohen Gebirge gelegenen Bauden *) gewöhnlich monatelang außer aller Verbindung mit den Thalbewohnern gesetzt, und selbst Leichen müssen vor der Hand oft wochenlang im Schnee aufbewahrt werden, bis eine milde Witterung es gestattet, sie auf dem mehrere Stunden entfernten ordentlichen Begräbnißplatze zu beerdigen. Werden die Bewohner dieser sudetischen Alpen doch manchmal genöthigt, eine Wanderung in benachbarte Bauden zu unternehmen, so müssen sie ihren Ausgang entweder durch den Dachgiebel nehmen, oder sich nach Bergmanns Art ihre Wege stollenartig durch den Schnee an den Tag arbeiten und dann ihre beschwerliche Reise mit Hülfe der Schneereifen, oder bei Glatteis mit Hülfe der Fußeisen fortsetzen.

Des oft klafterhohen Schnees willen müssen die betretensten Gebirgssteige jeden Winter mit Stangen, die gewöhnlich 6—8 Fuß lang sind und an die man Strohbüschel befestigt, um sie kenntlich zu machen, ausgesteckt werden.

An steilen Abhängen in Felswänden fehlt es auch nicht an Schneestürzen (Schneelehnen in der Gebirgssprache), und die Lawinen sind da eben so gewöhnliche Erscheinungen wie in den Schweizer- und Tyroleralpen; auch hier zeichnen sie sich, obwohl in verjüngtem Maaßstabe, durch dumpf donnerndes Getöse und heftige Windstöße aus. Glücklicherweise richten sie jetzt selten Unfälle an, da die Gebirgsbewohner nicht mehr ihre Hütten an solchen den Abstürzen vorzüglich ausgesetzten Stellen anbauen.

Das Knieholz im Riesengebirge.

Mit dem Aufhören des Hochwaldes, am gewöhnlichsten in einer Seehöhe von 600 Klaftern, zuweilen aber noch tiefer, erscheint eine im Riesengebirge sehr gemeine Nadelholzgattung, das sogenannte Knieholz (in den Karpathen Krummholz genannt), Pinus pumilio, Zwergkiefer. Diese Holzgattung, die, als ein 4—10 Fuß hohes Strauchwerk am Boden hinkriechend, auch auf andern deutschen Gebirgen, auf den Alpen, auf den höheren Punkten des Böhmerwaldes und Erzgebirges ziemlich gemein ist,

*) Siehe S. 113.

Digitized by Google

bedeckt ausschließend die höchsten Abhänge und obersten Flächen des Riesengebirges und bildet da theils einzelne Buschpartieen, theils ganz weit ausgebreitete Waldstrecken. In niedrigeren, etwas sumpfigen Gegenden, wie auf dem westlichen Riesengebirgsflügel nach den Niederungen der Milnig zu, im benachbarten Isargebirge und auf der ungefähr 450 Klaftern hohen Isarwiese, wo noch Tannen und Fichten wachsen, erreicht diese strauchartige Kiefer eine Höhe von 8—10 Fuß, auf höher gelegenen steinigen Bergflächen wird sie gewöhnlich nicht über 3—4 Fuß hoch; so auf den Kuppen des Brunnberges, des Hasselberges und großen Rades. Auf der über 800 Klafter hohen Riesenkoppe wächst gar kein Knieholz mehr.

Die äußerst biegsamen und elastischen Zweige dieser Holzgattung sind immer nach einer Seite hin gerichtet und bereiten dem Sudetenwanderer, der sich in ihrem Dickicht verirrt und verstrickt hat, die größten Hindernisse und Verlegenheiten, aus denen er sich nur mit großer Anstrengung wieder herauswinden kann. Von erhöhten Standorten gesehen, gewinnen große, mit Knieholz bedeckte Waldstrecken das Ansehen beschorner Buchsbaumgesträuche, und ihr dunkeles Grün steigt in einer dem Auge wohlthuenden Abwechslung mit dem hellen Grün des Farrnkrauts, des Preiselbeergebüsches und anderer Pflanzen des höhern Gebirges ab. Das schöne rothe Holz dieser Kiefer ist seines großen Harzgehaltes willen zur Feuerung besonders tauglich. Auch werden aus demselben allerlei Drechslerwaaren verfertigt und zierliche Schnitzarbeiten, welche fremden und einheimischen Gebirgsreisenden nicht nur in den gewöhnlichen Einkehrbauden des Gebirges selbst, sondern auch in den benachbarten Brunnenörtern und Städten zum Verkauf angeboten und von den Reisenden als Andenken an ihre Bergfahrt gern nach Hause mitgenommen werden. Die Erzeugung und Vervielfältigung dieser Artikel geht bereits so in's Große, daß sie dem Bestande des Knieholzes gefährlich zu werden droht. Denn es ist auch außerdem die Benutzung und der Verbrauch dieses Holzes im Hochgebirge noch außer seiner Verwendung als Feuerungs- und Baumaterial für die Bauden bei den Industriewerken, namentlich den Bleichen, Eisen- und Glashütten sehr bedeutend, abgesehen, daß auch noch ein großer Theil zur Beleuchtung als Späne und zur Verfertigung häuslicher Geräthschaften verbraucht wird.

Die Knieholzstrecken sind wie das üppig aufschießende, oft undurchdringliche Gestrüpp in einer Steppe und bieten die Staffage zur Einsamkeit dieser Waldwüsten des Hochgebirges. So gesangreich die Haine der Thäler und die Wälder der Sudetengebirge sind, so still und einsam ist es auf ihren obersten Höhen; denn nur wenige Vogelarten erheben sich bis zu den Gipfeln der Sudeten, um dort den Winterstürmen Trotz bietend sich Nester zu bereiten und ihre Jungen zu besorgen. Nur das traurig eintönige Zwitschern der Schneelerchen (Alauda alpestris Linn.), die gewöhnlich paarweise einander nachjagend zwischen den Knieholzgebüschen und Steinklüften herumfliegen, oder der Ruf der Schneeamsel

Digitized by Google

(Tardus torquatus Linn.) erinnert den Wanderer zuweilen an das Daſein lebender Geſchöpfe.

Die „Bauden" im Rieſengebirge.

Seine Wohnung erbauet der Gebirgsmann ſehr zweckmäßig an den grasreichen Abhängen der Berge, weil er Weide für ſeine Heerde und treffliches Quellwaſſer zu ſeinem und zu ihrem Bedürfniſſe allenthalben in der Nähe findet. Gewohnt, für dieſe letztere mehr als für ſich ſelbſt zu ſorgen, da er fühlt, daß von ihrem Wohle auch das ſeinige abhängt, iſt der größere Theil ſeines Hauſes mehr auf die Unterkunft und Erhaltung ſeines Viehes, als auf ſeine eigene Bequemlichkeit berechnet. Allgemein iſt für dieſe Gebirgswohnungen der Name „Bauden" üblich geworden.

Ihre Bauart und Größe iſt im ganzen Rieſengebirge ſo ziemlich dieſelbe. Außer einer von Stein aufgemauerten Terraſſe, die dem ganzen Hauſe zur Unterlage dient, iſt der größeren Wärme wegen alles Uebrige von Holz. Doch fängt man ſeit einigen Jahren an, nach dem Vorbilde der Rennerbaude auf der weißen Wieſe, auch die Wände der Häuſer von Stein aufzuführen, beſonders in Gegenden, wo die Bauden der ſtarken Paſſage willen (zwiſchen Böhmen und Schleſien) auch im Winter ſtärker beſucht werden. Dabei wird jedoch das Innere immer ſorgfältig mit Holz verkleidet. Dicht zuſammengefügte Bohlen bilden in der Regel die Wände der inneren Räume, und die Fugen werden, um eindringende Kälte und Feuchtigkeit möglichſt abzuwehren, dicht mit Moos ausgeſtopft und zuweilen noch mit Lehm überſchmiert. Ueberdies wird die innere Seite der Wände mit Brettern verſchaalt und der Fußboden gedielt; von außen werden die Häuſer gegen die Wetterſeite (alſo gegen Norden oder Weſten) mit Schindeln überkleidet. Der Eingang zur Baude wird im Winter mit Reiſigwänden, Holzſchobern und Fichtengrannen verſchanzt, damit er nicht vom Schnee verweht werde und zugleich die Wärme im Innern des Hauſes ſich länger halte.

Die kleinere Hälfte des Hauſes begreift die Wohnſtube und zuweilen neben dieſer eine kleine Kammer; vor der Wohnſtube iſt eine enge Hausflur mit der Küche, hinter dieſer gegen die Bergſeite hin die Milchkammer oder der Keller, durch welchen immer ein Arm des kälteſten Bergwaſſers geleitet wird, um die dort aufbewahrten Vorräthe in möglichſter Friſche zu erhalten; ſeitwärts der Baude wird dieſes Waſſer zu anderm Gebrauch in einem hölzernen oder ſteinernen Troge geſammelt.

Dem Stubeneingange gegenüber führt eine andere Thür aus der Hausflur in den geräumigen Stall, eine andere Thür iſt an der Vorderſeite des Hauſes angebracht, wo das Vieh ein- und ausgeht. Zwei bis vier kleine Fenſter mit Glasſcheiben erhellen die Wohnſtube; jedes derſelben iſt mit einem Schieber verſehen, der, wenn er auch geöffnet wird, doch nicht hinreicht, die Stube gehörig zu lüften.

Digitized by Google

Das Dach läuft an den beiden ſchmalen Seiten der Baude ſpitzig zu und iſt mit Schindeln gedeckt; der Aufgang zu dem Dachraum oder Boden führt gewöhnlich durch eine Giebelthür vermittelſt einer Leiter, oder an der Bergſeite über einen hölzernen Steg; der ganze Bodenraum ſelbſt aber iſt zur Aufbewahrung des Heues beſtimmt und vertritt auch die gewöhnliche Schlafſtelle der erwachſenen Kinder und des Geſindes. Wo der Thalabhang jäh iſt, läuft an der Vorderſeite der Baude ein Vorſprung der ſteinernen Terraſſe hin, welche mit dem überhängenden Dach eine Art Gallerie bildet, die der Sicherheit wegen ein einfaches Geländer verwahrt.

Dieſe Einrichtung findet im Weſentlichen ſowohl bei den das ganze Jahr über bewohnten Winterbauden, als auch in den nur während der Sommerweide bevölkerten Sommerbauden ſtatt; der Hauptunterſchied liegt nur in der größern oder geringern Bequemlichkeit der Einrichtung. Es iſt natürlich, daß, da die Winterbauden die eigentliche beſtändige Wohnung des Gebirgsmanns ſind, man in ihnen noch mehr Schutz gegen Kälte und größere Geräumigkeit findet, obgleich ſie wie die Sommerbauden nur ein Erdgeſchoß hoch ſind. Zufällige Unterſcheidungsmerkmale ſind außerdem wohl noch dieſe, daß die Sommerbauden mehr den Sennhütten der Alpen ähnlich ſind, nicht ſelten aber von ſo luftiger, baufälliger Konſtruktion, daß man ſich der Beſorgniß kaum erwehren kann, der nächſte Sturmwind werde ſie in die Tiefe des Thales hinabſchleudern. Dies zu verhüten, iſt das nur leicht ohne Befeſtigung aufgeſetzte Dach oft nur mit großen Steinen beſchwert und an beiden Giebelſeiten offen, um dem Winde lieber freien Durchzug zu verſtatten, als ihm einen gefährlichen und am Ende doch vergeblichen Widerſtand entgegen zu ſtellen. Außerdem liegen die Winterbauden an den Abhängen der Berge und in dem Buſen der Thäler mehr dorfmäßig beiſammen, und haben dann auch Benennungen wie wirkliche Dörfer, als Kleinaupe, Kolbendorf, Wolfshau, Brückenberg. Die Sommerbauden hingegen liegen mehr zerſtreut im höhern Gebirge, obgleich ſie in einer und derſelben Gegend wieder eben ſo wie die Winterbauden unter einem Namen begriffen werden, der faſt immer aus dem Zunamen des erſten Anſiedlers und dem Worte Baude zuſammengeſetzt iſt, z. B. Krauſenbauden, Leierbauden, Rennerbauden u. ſ. w. Mehrere der höchſten Bauden des Rieſengebirges, die Wieſenbaude, die Hampelbaude, die alte und neue ſchleſiſche Baude, die Grenzbauden von Kleinaupe, ſind durchaus keine Sommerbauden, ſondern in Anbetracht, daß ihre Bewohner nebſt der Viehzucht auch noch von Beherbergung der Reiſenden leben und deshalb das ganze Jahr im Hauſe verbleiben, als wirkliche Winterbauden zu betrachten.

Die innere Einrichtung und das gewöhnliche Hausgeräth einer Baude hat immer Bezug auf die Beſchäftigung der Bewohner. Ein Kachelofen mit einer Bratröhre, um im Winter die Mahlzeit zu kochen und Erdäpfel zu braten, und ein paar eiſerne oder kupferne Keſſel, um heißes Waſſer darin zu unterhalten, fehlt in einer Sommerbaude ſo wenig als

Digitized by Google

in einer Winterbaude, und ist überhaupt in relativer Wichtigkeit das erste Möbel im Hause. Ein Topf- oder Hafenbrett, d. i. ein offener Wandschrank mit Querabtheilungen zur Aufbewahrung des hölzernen, des Thon- und Glasgeschirrs, ist ein zweiter sehr nothwendiger Bestandtheil der häuslichen Einrichtung einer Riesengebirgsbaude; verschiedene große und kleine Kufen, Kübel und Näpfe zur Käsebereitung, ein Butterfaß, eine Käsepresse, Schöpf- und Rührlöffel, Spinn- und Lichtstöcke u. dgl. füllen den übrigen Raum der Stube. Unter den zur Bequemlichkeit und Nothwendigkeit bestimmten Geräthschaften bemerkt man selten mehr als einen gewöhnlich aus schönem weißem Ahornholz verfertigten Tisch in der Fensterecke der Stube, nebst Bänken an den Wänden und etwa ein paar hölzernen ganz schmucklosen Stühlen.

Alles dies ist sehr rein gehalten und Ordnung in allen Theilen sichtbar; allein es gehört Gewohnheit dazu, um die außerordentlich schwüle und beängstigende Luft einer selbst in den heißesten Sommertagen geheizten engen Stube erträglich zu finden, die überdies noch mit so vielen bei der Bereitung des Viehfutters, der Butter und des Käses unvermeidlichen üblen Ausdünstungen und Gerüchen geschwängert ist.

Der Wiesenbau.

Der Heuertrag der Wiesen vertritt im Riesengebirge die Stelle des Feldbaues; ihre Pflege ist daher auch nebst der Viehzucht, deren Grundlage die Wiesen ausmachen, für den Sudetenbewohner der erheblichste Gegenstand seiner Sorgfalt. Jeder Baudenmann besitzt unmittelbar vor seiner Wohnung, längs dem Abhange des Berges, ein nach Verhältniß seines Viehstandes größeres oder kleineres Stück Land in erblichem Pacht (emphyteutisch), das er sorgfältig von Steinen reinigt und gleich seinem Gemüsegarten mit den aufgeschütteten Haufen derselben einzäunt. Diese Grasplätze (Grasgärten), in der Entfernung von ein paar Meilen schon durch das frische Grün von den übrigen Bergweiden leicht zu unterscheiden, sind die eigentlichen Matten oder Wiesen dieses nördlichen Hirtenlandes; ihre Kultur ist mit jener der schweizerischen Matten im Wesentlichen eine und dieselbe, aber ihre Güte und auch ihr Werth weit unter diesen. Man theilt sie gewöhnlich in drei Klassen, gute, mittelmäßige und schlechte Wiesen. Die Thalwiesen sind, wenn sie nicht durch die oft eintretenden Ueberschwemmungen leiden, in der Regel die besten und grasreichsten und haben selten Dünger nöthig; auf sie folgen die Grasplätze an den Abhängen der Berge, die, um ergiebiger zu werden, mit der Gauche der Viehställe gedüngt werden müssen; die Grasplätze auf den höchsten Gebirgsflächen endlich können wegen ihrer großen Entfernung von den Wohnungen und der Unmöglichkeit der Zufuhr nicht gedüngt werden, und da sie der ganzen Rauhigkeit des Klima's ausgesetzt sind, so bringen sie auch das schlechteste, magerste Gras (Wolf oder Läuserich genannt) hervor, welches erst in zwei Jahren die Mühe des Abmähens lohnt

Digitized by Google

und zur Aushülfe bei mangelndem Winterfutter auf Schlitten abgeholt wird.

Der Kaufpreis der Wieſen von einem Strich oder 800 Quadratklaftern Grundfläche ſteigt von 10 bis 50 Gulden, bei ſchon kultivirtem Boden auch bis auf 100 Gulden W. W. (40 Gulden C.-M.). Manche Wieſen, die in einer Gegend für mittelmäßig gehalten werden, gelten in der andern für gute. Zur Verbeſſerung der Wieſen bietet ſchon ihre abhängige Fläche zunächſt und unterhalb der Bauden durch die Leichtigkeit, ſie zu bewäſſern, die beſte Gelegenheit dar; denn da jede Baude ihr reichliches Quellwaſſer an der Hand hat, ſo hat es auch keine Schwierigkeit, jeden nützlichen Gebrauch davon zu machen, den die häuslichen Geſchäfte nur irgend erfordern; man leitet es in den Milchkeller, wo es die Milch kühl und die Butter friſch erhält, von da in die Miſtlacke unter dem Stall (Adel genannt) und aus dieſem verbreitet es ſich, mit den Düngertheilen vermengt, mittelſt kleiner Gruben in alle Theile der Wieſe oder des ſogenannten Grasgartens. Dieſer Vorkehrungen ungeachtet iſt der Graswuchs der Wieſen in der zweiten mittlern Region des Gebirges doch nie ſo üppig, wie in der untern der äußern Sudetenthäler.

Für die beſten Wieſen des Rieſengebirges werden allgemein die in den Siebengründen gehalten; die ſüdliche, von drei Seiten durch die höchſten Bergkoloſſe geſchützte Lage dieſer Thäler, die vielen Wälder, welche eine größere Feuchtigkeit der Atmoſphäre unterhalten, der eben deshalb vorzügliche Reichthum an Quellen und Bächen, das dadurch begünſtigte Verwittern des Geſteins und ſchnellere Urbarwerden des Bodens befördern in dieſen Thälern mehr als in irgend einer andern Gegend des Rieſengebirges das Gedeihen des vegetabiliſchen Lebens. Daher werden auch hier und in manchen der Lage nach mit den Siebengründen ganz übereinſtimmenden Gegenden des Aupen-, Elb- und Iſarthals die Wieſen zweimal des Jahres gemäht und einmal abgeweidet; bei den übrigen findet nur eine einzige Behauung oder Heuernte (Heumad) des Jahres ſtatt, und das erhaltene Heu ſelbſt iſt an Güte nur dem Nachhau oder Grummet jener, die zweimal behauen worden ſind, gleich.

Es iſt bereits darauf hingewieſen, daß die mittäglichen Lehnen der Berge (oder die Sommerſeite) vor den nördlichen (der Winterſeite) den Vorzug haben in Bezug auf Fruchtbarkeit. In demſelben Thale können zuweilen die Wieſen der Sommerſeite zweimal gemäht und einmal behütet werden, während die Winterſeite nur Grummet giebt und zuletzt nur ſo im Vorbeigehen oder aus Noth beweidet wird. Die ganze nach Böhmen gehörige Lehne der hohen Sudeten iſt die eigentliche Sommerſeite des Rieſengebirges, und ihre Wieſen und Bergweiden ſind daher auch im Ganzen beſſer als die nördlichen ſchleſiſchen. Nichts deſto weniger hat auch dieſe Regel wieder ihre vielfachen Ausnahmen; gar manche Wieſen der ſchleſiſchen Gebirgsſeite übertreffen an Güte und Ergiebigkeit des Futterbaues viele der ſüdlichen Gegenden, da verſchiedene Theile des dortigen Gebirges eine ſolche

Digitized by Google

Richtung haben, daß ihre Abhänge gleichfalls eine Sommerseite bilden. Dies ist vorzüglich in der Gegend von Schreiberhau häufig der Fall, wo der vom Isergebirge gegen Osten auslaufende Zweig oder Gebirgsstock des Schwarzenbergs mit dem Hauptstamme des Riesengebirges einen sehr geräumigen Thalbusen bildet, den der Zacken und seine Nebenbäche bewässern.

Vom Anbau nützlicher Futterkräuter ist bei den Bewohnern des Riesengebirges noch wenig die Rede, und doch würden manche Gebirgspflanzen, die zugleich nahrhafte Futterkräuter sind, durch Kultur bald große Verbreitung finden. Selbst der Klee könnte aus den Vorthälern in höhere Bergthäler hinaufgezogen werden, wenn ihm auch der Boden des Hochgebirges schwerlich genügen möchte.

Die Zeit der Heuernte ist nach der Höhe und Lage der Wiese verschieden. Vom Anfang Juli bis Ende September kann man gewiß sein, jede Woche in irgend einer Gegend Menschen auf dem Gebirge zu treffen, die mit derselben beschäftigt sind. Wo der Bodenraum der Baude groß genug ist, den vollen Wintervorrath aufzunehmen, wird das getrocknete Heu oder Grummet sogleich eingebracht; wo dieses aber nicht der Fall, wird es in Schobern bis zur eintretenden Schlittenfahrt aufbewahrt und dann, wenn ein Theil des Wintervorraths bereits verzehrt ist, mittelst der im ganzen Riesengebirge üblichen Hörnerschlitten herbeigeschafft. Eine solche Schlittenladung beträgt etwa 2¼ Zentner, und ein Schober enthält ungefähr 8 Schlittenladungen, also durchschnittlich 20 Zentner Heu. So gering die Preise des Heues an Ort und Stelle gewöhnlich sind, so sehr werden sie doch theils durch den Arbeitslohn, noch mehr aber durch die weite, beschwerliche oder selbst gefährliche Zufuhr von dem hohen Gebirge in die Thäler vertheuert. Wenn der Preis eines Zentners im Ankauf an der Stelle 10 bis 12 Kreuzer = 3 bis 4 Silbergroschen ist, so steigt er doch 4 bis 5 Stunden davon entfernt, selbst zur Sommerszeit, leicht auf das Dreifache und Vierfache, auf 30 bis 50 Kr.; im Winter aber, wo manche Baudenwirthe mit ihrem Futter bereits in Verlegenheit sind, bringen die Heuspekulanten den Preis leicht auf 1 Thaler Cour. und darüber. Nur der Preis des Läuferichs übersteigt selten den Betrag von 15 bis 20 Kr. = 5 bis 6 Silbergroschen für den Zentner.

Das auf den höchsten Bergebenen der Sudeten gemähte Heu kann mit dem, was der Schweizer „Wildheu" nennt und welches er mit Lebensgefahr zwischen steilen Felswänden und über furchtbaren Abgründen, oft an Händen und Füßen mit Steigeisen versehen, einsammelt, in Hinsicht der Güte nicht verglichen werden. In den Alpen ist das Wildheu, wegen der Menge guter und gesunder Kräuter, gerade das beste und gesuchteste. Obgleich es dem Riesengebirge an solchen, zwischen hohen steilen Felswänden eingeschlossenen und beinahe unzugänglichen Plätzen, wo oft eine reiche Vegetation ihren Sitz hat, keineswegs fehlt, so benutzt doch der sudetische Senn solche kräuterreiche Plätze nicht und begnügt sich, das ihm

Digitized by Google

abgehende Viehfutter in Wäldern und leicht zugänglichen Gründen ohne Mühe zu sammeln.

Spinner und Weber.

Unter den Handelspflanzen, die im Riesengebirge angebaut und gepflegt werden, ist für den gegenwärtigen Gewerbstand seiner Bewohner und bei der hohen Wichtigkeit der hiesigen Leinenmanufaktur der Flachs die wichtigste, und das Spinnen nächst der Viehzucht die allgemeinste Beschäftigung des hiesigen Gebirgsvolks. Der Flachsbau findet jedoch nur in den Vorgebirgen statt, das Spinnen aber ist sowohl im innern als äußern Riesengebirge in jeder Jahreszeit allgemeine Angelegenheit für beide Geschlechter und für jedes Alter, mit einziger Ausnahme der ersten Jahre hilfloser Kindheit und der letzten des schon dem Grabe zuwankenden Greises. Deswegen entsteht aber auch zwischen dem Betrage des erzeugten Flachses und der Anzahl der Spinner, zumal in weniger fruchtbaren Jahren, sehr leicht ein nachtheiliges Verhältniß für letztere, und der Abgang muß theils aus den Gebirgsgegenden des innern Böhmens, theils selbst aus Mähren ersetzt werden. Der mährische Flachs steht überhaupt in dem Rufe, Vorzüge der Güte vor dem böhmischen zu haben und wird wegen seiner besonderen Tauglichkeit zu feinen Gespinnsten selbst bei hinreichendem Vorhandensein des inländischen dennoch von den Flachshändlern gesucht und von den Spinnern dem einheimischen vorgezogen.

Der zur Verfertigung feiner Gespinnste bestimmte Flachs muß vorerst eine Reihe sehr sorgfältiger Zubereitungen durchgehen, ehe er völlig tauglich befunden wird, wobei denn zuletzt nach Verschiedenheit der ursprünglichen Güte und Brauchbarkeit des Materials von einem Pfunde nicht mehr als vier bis fünf Loth feiner Flachs übrig bleibt, welchen dann erst die gewandte Hand des Spinners in das feinste Garn zu verwandeln weiß.

Außer der allgemeinen gröbern Zubereitung, die jeder Flachs, bevor er versponnen werden kann, erleiden muß — des Brechens und Hechelns, — wird der zu den feineren und feinsten Gespinnsten bestimmte noch gepocht, d. i. mit hölzernen Schlägeln geschlagen, fein gehechelt, geschabt und gebürstet, bis zuletzt nur die feinste seidenartige Faser des Bastes (die sogenannte Herder) übrig bleibt. Jeder Spinner hat dabei seine eigenen Handgriffe, die er geheim zu halten sucht. Unglaublich ist der Grad der Verfeinerung, zu welchem der beharrliche Kunstfleiß mancher Spinner diese Produkte in unsern Tagen gebracht hat. Schon vor mehr als funfzig Jahren wurden (insbesondere auf der Herrschaft Starkenbach) die feinsten Lothgarne gesponnen und dem besten holländischen Battist in Nichts nachstehende feine Leinwand gewebt. Es gibt Stücke, deren Gewicht nicht über 6 Quentchen steigt, und dennoch hat ein Stück Garn 4 Strähne, der Strähn 3 Zaspeln, die Zaspel 20 Gebinde und jedes Gebind 20 Faden, deren jeder 7 Fuß oder 3½ böhmische Ellen lang ist; folglich wiegt ein Faden von 16,800 böhmischen Ellen Länge nicht mehr als

Digitized by Google

6 Quentchen *) Die Sache wird noch erstaunlicher, wenn man weiß, daß es nicht etwa die Händchen zarter, zu früher Geduld gemißhandelter Kinder, sondern die Finger volljähriger Personen und mehrentheils Männer sind, die solche Wunder verrichten.

Als Werkzeug bedient sich der Spinner sowohl der Spindel als des Spinnrades. In Schlesien scheint die Spindel mehr im Gebrauch zu sein, als das Spinnrad; auf böhmischer Seite sieht man sowohl mittelst des Rades als mit der Spindel feine Gespinnste bereiten. Indeß bedient man sich zu dem feinsten Garn in Böhmen lieber der Spindel, und zwar aus dem Grunde, weil der Faden mit dieser lockerer und biegsamer, die aus ihm gewebte Leinwand daher weicher und geschmeidiger werden soll. Die Gewohnheit, mit der Spindel zu spinnen, hat überdies auch noch den Vortheil für sich, daß man überall und selbst gehend spinnen kann, wie man denn auch wirklich Kinder von 6 bis 8 Jahren, mit dem Spinnrocken am Busen, spinnend der Heerde auf die Weide folgen sieht. Das Spinnrad hingegen hat den unläugbaren Vorzug vor der Spindel, daß der Spinner bei gleicher Geschicklichkeit in derselben Zeit um ein Drittel mehr Garn zu liefern im Stande ist. Wie kärglich aber im Ganzen der Verdienst des Spinners sei, kann schon daraus beurtheilt werden, daß ein Stück des feinsten Gespinnstes, das zur Werfte bestimmt ist, dem Spinner zu 3, höchstens 4 Gulden, das Stück zum Einschuß zu 2½ bis 3 Gulden vergütet wird — wobei aber der Spinner sich den Flachs selbst anschaffen und zubereiten muß. Minder feine Gespinnste werden zu 1 bis 2 Gulden 30 Kr., gemeine zu 36 bis 45 Kr. bis 1 Gulden das Stück bezahlt. Wer insbesondere bei seinem Gespinnste seinen Erwerb sucht, kann keine andere gröbere Beschäftigung mehr wählen; denn das feine Gespinnst fordert nicht nur ein äußerst zartes Gefühl der Finger, sondern auch eine beständige Uebung. Die Erzeugung solcher hochfeinen Garne dürfte für die Zukunft wohl noch das Einzige bleiben, was die beginnende Einführung der Flachsspinnmaschine dem Handspinner noch übrig lassen wird.

Aus dem Gesagten erhellt, daß der Verdienst des Spinners ein sehr kümmerlicher Erwerb ist, wenn er das Unglück hat, ohne andere Nahrungswege auf seine Spuhle eingeschränkt zu sein; denn der Gewinn fällt, zumal bei dem gröbern Gespinnste, wo die erstaunliche Konkurrenz der Produzenten den Werth des Erzeugnisses ohnedies schon sehr vermindert, so gering aus, daß nur die Genügsamkeit des armen Sudetenbewohners es möglich macht, bei diesem Erwerbe das Leben zu fristen. Hat er überdies, wie es meistens der Fall ist, kein Vermögen, um sich in wohlfeilen Zeiten vorräthigen Flachs anzuschaffen, muß er vielmehr seinen Bedarf bei den Garnaufkäufern, die meistens auch Flachshändler sind, in kleinen Parthien, und zwar um die willkürlich bestimmten Preise nehmen; nöthigen ihn diese Leute ferner, so oft er Garn abliefert, wieder Flachs oder andere Dinge,

*) Vgl. Geogr. Charakterbilder, 7. Aufl. Th. I. S. 126.

Digitized by Google

die er zu seinem Gewerbe braucht, anstatt baarer Zahlung anzunehmen, oder geben sie ihm auf dringendes Bitten nur einige Groschen in die Hand und zählen ihm dabei herzlos die Bissen vor, die ihn, sein Weib und seine acht Kinder die ganze Woche zu ernähren hinreichen sollen: dann füllt sich das Herz des Menschenfreundes mit Trauer, da er vergeblich auf Mittel sinnt, dem sozialen Uebel zu steuern.

Wenn der arme Baudenbewohner im Winter, wo er von seinem Viehe nur geringen Nutzen zieht, durch Noth und Langeweile gezwungen wird, mit Spinnen etwas zu verdienen, so bringt er mit dem angestrengtesten Fleiße sammt seinem Weibe oder etwa drei oder vier Kindern seinen täglichen Erwerb auf 24, höchstens 30 Kreuzer = 8 bis 10 Silbergroschen, vorausgesetzt, daß er dabei noch das Glück hat, sein Gespinnst frei zu verkaufen und von keinem Wucherer abhängig zu sein. Von diesem Gelde soll er seine Familie unterhalten und kleiden, Holz und Licht schaffen und auch noch für den Ankauf neuen Vorrathes an Flachs etwas erübrigen. Da kann man denken, in welche Noth das arme Volk, besonders bei strengem Winter, geräth! Dazu kommt, daß diese von Noth und Sorgen oft leiblich und geistig verkümmerten Menschen aus mißverstandener Frömmigkeit noch glauben, im Sommer einige Wochen wallfahrten zu müssen, wobei ihr häuslicher Nahrungsstand vollends zu Grunde geht und der Bettelstab ihr unvermeidliches Loos wird. Aufgeklärte und menschenfreundliche Seelsorger haben, von der Noth des armen Volks im Innersten ergriffen, sich in schweren Zeiten manchmal bewogen gefunden, ihnen zu erlauben, auch an Sonn- und Feiertagen zu arbeiten, um nicht gerade am Tage des Herrn und zu seiner Ehre zu verhungern.

* * *

Die bei Weitem zahlreichste Handwerkerklasse im Riesengebirge bilden die Weber. Es ist erstaunlich, wie sehr sich diese Gewerbschaft seit dem letzten halben Jahrhundert im Riesengebirge und seinen Vorbergen verbreitet hat. Man kann ohne Uebertreibung annehmen, daß die größere Hälfte aller Bewohner des Riesengebirges Weber sind; manches Dorf, das vor sechzig Jahren etwa 3 Webestühle hatte, zählt jetzt 30; beinahe jeder Hausbesitzer in den manufakturtreibenden Dörfern ist Weber und beschäftigt auch noch seine Kinder und sein Gesinde auf 3 oder 4 Webstühlen. Bei dieser großen Menge von Webern würde weder der einheimische Flachs, noch das im Riesengebirge gesponnene Garn zu ihrer Beschäftigung ausreichen, würde beides nicht aus dem Innern Böhmens und Mährens zugeführt. Am stärksten wird im Herbst und Winter gearbeitet, wo in der Feldwirthschaft und Viehzucht nur geringe Beschäftigung ist; viele Baudenbewohner sind 4 Monate im Jahre Sennen und 8 Monate Weber.

Die Leinwandmanufaktur im Riesengebirge ist höchst wahrscheinlich mit der Bevölkerung desselben von gleichem Alter, sie erstreckt sich weit über die Grenzen dieses Gebirges, mehrere Meilen tief nach Schlesien und

Digitized by Google

Böhmen, und folgt der Richtung der — beiden Ländern zur Grenze dienenden — Sudetenkette, von der Oberlausitz bis nach Mähren. Auch die Schleiermanufaktur ist in der Gegend von Hirschberg schon über drei Jahrhunderte einheimisch, in Böhmen kaum ein Jahrhundert. Die Arbeiten der Weber sind natürlich nach den Graden der Feinheit oder auch nach ihrem Endzweck sehr verschieden: gemeine, feinere, höchstfeine Leinwand und Battiste; gewürfelte gemeine und mit verschiedenen Mustern (Zeichnungen, Dessins) versehene Leinwanddamaste; glatte, dünne oder dichte und geblumte Schleier u. s. f. Alle diese verschiedenen Arten der Waare erfordern auch eigenthümliche Einrichtung des Webstuhls und eigenthümliche Fertigkeit, welche letztere gewöhnlich in der Familie forterbt. Da die Maschinenweberei in England und Belgien und andern Gegenden weit der Handweberei voraus ist, so haben diese Handweber einen schlimmen Stand, und im Allgemeinen ist ihr Loos nicht glücklicher als das der Spinner. Gleich jenen sind auch sie allen dem Handel ungünstigen Zufällen ausgesetzt, andererseits hängen sie von der Willkür der reicheren Käufer ab, die mehr als ein Mittel besitzen, sich des armen Produzenten zu bemächtigen und durch's ganze Gebirge die Preise der Waare nach ihrem Gefallen zu bestimmen. Nur ausgezeichnete Geschicklichkeit oder besondere Glücksumstände begünstigen Einzelne aus der Weberklasse; die bei Weitem größere Anzahl lebt in Armuth und weiß in der einen Woche nicht, wie sie in der nächsten Woche nur das Nothdürftigste erschwingen soll. Unter allen Lehrsätzen der Staatswirthschaft leidet wohl keiner so häufige und bedeutende Ausnahmen als der, daß die Allgemeinheit einer Beschäftigung ein sicherer Beweis ihrer Einträglichkeit für alle daran theilnehmenden Individuen sei.

3. Aus dem Böhmerwald.

Von Dr. Ferdinand Hochstetter.

Von den Grenzen des Voigtlandes bis nach Oberösterreich hinab, von Nordwest gegen Südost zwischen Böhmen und Bayern die natürliche Grenze bildend, zieht sich an die 30 Meilen lang das dunkle Waldgebirge, von den Alten als Gabreta silva zu den Silvae Hercyniae (Harzwald) gerechnet, von den Böhmen Ceskyles und Sumava genannt, ein Theil der großen Wasserscheide zwischen Nordsee und schwarzem Meer. Vom Fichtelgebirge aus gegen Südost steigt der Gebirgswall höher und höher an, im Arber und Rachel bis zu 4600 Fuß, breitet sich da, wo die Quellen der Moldau zusammenfließen, in seinem eigentlichen Centrum, mehr und mehr aus, und bildet mächtige Gebirgsstöcke, an deren rechtem und linkem Ufer, die weit in's Land hinein nach Böhmen und Bayern in unzähligen Berg- und Hügelketten ihre Ausläufer senden. Vom Kubany (4200 Fuß) und Plöckenstein (4300 Fuß) fällt das Gebirge wieder allmälig ab und

Digitized by Google

verläuft bei Friedberg und Hohenfurt, da wo die Moldau nach langem und trägem Lauf durch weite Torfmoore nur schäumend die Granitmassen der Teufelsmauer durchbricht und ihre südöstliche Richtung plötzlich zu einer nördlichen verändert in einzelnen Berggruppen mit dem Manhartsberg in Oesterreich einerseits und mit dem böhmisch-mährischen Grenzgebirge andererseits. Eine tiefe und breite Einbuchtung zwischen Neumark und Eschelkamm, auf der die Wasserscheide bis zu 1300 Fuß herabsinkt, trennt die nördliche Hälfte des Waldgebirges von der viel ausgedehnteren südlichen. Der nördliche Gebirgszug, der sich kaum bis zu 3000 Fuß erhebt, liegt den böhmischen Bädern Marienbad und Franzensbad nahe, und gewiß hat schon mancher Naturfreund und Besucher dieser Kurorte seine Ausflüge ausgedehnt bis auf den granatreichen Dillenberg, die letzte Kuppe des Böhmerwaldes gegen das Fichtelgebirge, oder bis zur romantischen Burgruine Pfraumberg (böhmisch Primda) bei Hayd, dagegen sich begnügen müssen, das südliche Hauptgebirge mit seinen gewaltigen Hochgipfeln nur in blauer Ferne von der Basaltkuppe des Podhorn bei Marienbad aus zu erblicken. Aber gerade dieser Theil ist der landschaftlich schönste und für den Naturfreund interessanteste. Hier ist noch bis in unsere Tage ein Stück von dem Deutschland erhalten, wie es Tacitus schildert, als ein Land „silvis horrida aut paludibus foeda." Alles ist Wald und Moor und Fels, kaum da und dort eine armselige Holzhackerkolonie oder ein einzeln stehendes Forsthaus.

1. Der Urwald.

Wer denkt bei dem Wort: „Urwald" nicht weit über den atlantischen Ozean hinweg an die Ueppigkeit und Fülle tropischer Himmelsstriche in Südamerika, an die Wildnisse des Orinoco, an v. Humboldt's und Burmeister's herrliche Schilderungen! Unser Urwald ist im rauheren Norden düsterer Fichten- und Tannenwald:

Es ist als wäre diese Gegend früh
Zurückgeblieben hinterm Schritt der Zeit,
Die weiten stillen Wälder, wo der Mensch,
Des Schöpfers letztes Werk, noch fehlt. Uhland.

Als sich im Jahre 1849 der böhmische Forstverein versammelt hatte, um Exkursionen zu machen in diese Urwälder, da redete der wackere Forstmeister J... von Winterberg die Forstmänner Böhmens also an: „Meine Herren, Sie betreten im lieben Vaterland eine Gegend, über deren Berg und Thal massenhafte Forste sich ausbreiten, unberührt von des Menschen Hand, Urbildungen der Schöpfung, wildschön, großartig, staunenerregend, ehrfurchtgebietend, worin die Natur seit Jahrhunderten ungestört waltend die riesenhaftesten Holzkörper bildet und wieder zerstört, dort dieser, hier jener Holzart besonderen Standort anweist, dort wieder mehrere Spezies harmonisch zusammenstellt, immer und überall aber die individuell schwindende Generation durch frisches, auf modernden Leichen keimendes Leben

Digitized by Google

erſetzt. Es ſind dies Urwälder, wie wir ſie nennen, ein aufgeſchlagenes Buch der Natur, lehrreich für Jedermann!" Damals hat vielleicht mancher Forſtmann am Kubany, bei Tuſſet, am Plockenſtein zum erſtenmal geſehen, was ein Wald iſt, was dagegen — eine Baumpflanzung.

Mir ward der erſte große Eindruck einer Böhmerwaldlandſchaft, mit ihren rieſigen Urwaldſtämmen, als ich im Jahr 1853, am ſüdlichſten Theil des Gebirgs meine Unterſuchungen beginnend, an einem ſchönen Mai-Abend von Unter-Wuldau aus zur Schloßruine Wittinghauſen hinaufſtieg zu jenem „luftblauen Würfel über dunklem Waldesrücken", dem klaſſiſchen Punkt aus Adalbert Stifters „Hochwald." Der Weg führt von Unter-Wuldau aus zuerſt über weite Moorgründe, durch welche die Moldau in unzähligen Krümmungen und Biegungen trägen Laufs ſich ſchlängelt. Man muß fein Obacht geben, daß man nicht zu weit hinaustritt über den betretenen Pfad und verſinkt in den „zerriſſenen Gründen, aus nichts beſtehend, als aus tiefſchwarzer Erde, dem dunklen Todtenbette tauſendjähriger Vegetation." Rechts die Waldmaſſen des Hochfichtel, Plöckenſteins, Dreiſeſſelberges, links das St. Thomasgebirge mit der Schloßruine Wittinghauſen, dazwiſchen der Paß, der von Böhmen nach Oeſterreich führt, über den hinweg der merkwürdige fürſtlich Schwarzenberg'ſche Schwemmkanal die Moldau mit der Donau verbindet. Bald iſt man im Wald. Nie genoß ich einen Waldſpaziergang ſo voll. Es war die Ruhe der Luft nach einem Gewitter, alle Bäume dufteten, ein Wohlgeruch überall, eine Stille von allem menſchlichen Treiben und Weſen, nur das Rauſchen friſcher Waldwaſſer hörte man, oder den eintönigen Rothſchrei des Rehbocks oder die ſchrillen Töne einer vorüberſtreichenden Waldſchnepfe. Lange hallte der Schuß nach in den Bergen und Wäldern, und zuckend lag der Langſchnäbler vor uns. Die kleinen Federn an ſeinen Flügeln, die als die feinſten Pinſel gebraucht werden können, nahm ich mir mit. Wir waren im „Brandl-Wald", ein Hochwald von Fichten und Tannen mit dunklem Schwarzgrün, untermiſcht mit dem jungen Friſchgrün der Buchen und des Ahorn. Aber wie erſtaunte ich, als mein biederer Jägersmann mich vor den Rieſenſtumpf einer Weißtanne führte, und mir den Stamm zeigte wie er dalag; dabei nahm er andächtig ſeinen Hut ab. Ja den Hut ab! Hier ſtand ein Baum, mit ſeinen Aeſten und Zweigen ein ganzer Wald im Walde, mit ſeiner Krone ein Wald über dem Walde! Der Sturmwind hat den 500jährigen Rieſen abgeriſſen und hingeworfen. Schwärzer haben den hohlen Stumpf angezündet, aber jetzt noch ſtarren die ſchwarzen verkohlten Reſte ehrfurchtgebietend in die Höhe. Ich maß den Durchmeſſer in Bruſthöhe zu 9½ Wiener Fuß, den Umfang zu 30 Wiener Fuß. Dann erkletterte ich den daliegenden Stamm, ging darüber hin, und zählte 72 Schritte. Aber die Krone, die ſchon früher vom Wind abgeriſſen worden ſein mag, fehlte noch. Rechnet man dieſe und den ſtehenden Stumpf dazu, und fünf meiner Schritte zu zwei Klafter, ſo bekommt man eine Geſammthöhe von 200 Fuß, faſt die halbe Höhe des Stephansthurms in Wien! Das

Digitized by Google

glaubt freilich nur, wer es ſelbſt geſehen, es iſt wohl die größte in Deutſchland bekannte Tanne! Und dieſer daliegende Stamm wird zu 30 Klaftern 30zölligen Brennholzes geſchätzt; er vermodert und verfault, weil keine Säge groß genug iſt, dem Rieſen den Leib zu zerſchneiden. Rings um den todten Baumkoloß ſtehen nun aber noch eine Menge ebenbürtiger Schweſtern in friſchem Grün, und des andern Tages maß ich unweit davon im „Schloßwald" einen Umfang von 20′ 6″ in Bruſthöhe, und der begleitende Förſter gab mir die gemeſſene Höhe des noch ſtehenden Stammes zu 168 Fuß an. Und dazu die Krone, die abgeriſſen an einer Stelle, wo der Stamm noch 16 Zoll Durchmeſſer hat. Der Urwald iſt hier der Kultur ſchon gewichen, um ſo mehr fallen aber die rieſenhaften Dimenſionen der uralten Stämme, den gewöhnlichen Hochwaldſtämmen gegenüber, in die Augen. Die größten bleiben hier ſtehen, um der kleineren Nachwelt zu zeigen, wie groß die Vorwelt war.

Von der Schloßruine Wittinghauſen hat man bei hellem Wetter die großartigſte Fernſicht in's Land jenſeit der Donau bis zu den noriſchen Alpen. Mir hatte der Himmel nur vergönnt, in die Nähe zu ſchauen, auf das Waldgebirge, das vor mir lag, ein ſchwermüthig düſterer Anblick; denn zerriſſen und phantaſtiſch wie Feengeſtalten ſchwebten weiße Nebelwolken an den dunkeln Wäldern, und dazwiſchen wie ein Silberfaden die ſpiegelnden Waſſer der Moldau. Auf ihrem rechten Ufer am Plöckenſtein, Dreiſeſſelberg, Tuſſetberg, den Schillerbergen hin die Waldreviere Salnau, Neuthal, Tuſſet; auf ihrem linken Ufer die Reviere Schwarzwald, Chriſtianberg, Müllerſchlag, Schattawa u. ſ. w. mit dem großen Sternberg, den ſchwarzen Steinwänden in Langenberg, dem Kubany, Schreiner, Baſum, und weit dahinter die Gegend von Außergefild, Buchwald, Maader, Pürſtling, Stubenbach, die waldbedeckten Hochplateaux, über die ſich der Luren und Rachel erheben. Alle dieſe Gegenden enthalten noch große Urwaldſtrecken, und keineswegs blos auf den unzugänglichſten hohen Gipfeln und Gebirgsrücken, ſondern bis weit herab in die Thalgründe.

Aber ich muß das, was ich auf den langen Wanderungen geſehen, in Ein Bild zuſammenfaſſen. Die Urwälder ſind ſich hier überall ziemlich gleich: wilder an den Gehängen der Berge, wenn zu dem Gewirr der Vegetation noch das Gewirr der Felsmaſſen ſich geſellt, und die Waldbäche ſchäumend über Baum- und Felstrümmer hinwegſtürzen; üppiger in Thalgründen oder auf niedrigeren Plateaux, am üppigſten zwiſchen 2000 bis 3500 Fuß Meereshöhe, wo neben der Fichte auch die Tanne und Buche noch gedeiht, daher auch im ſüdlichſten, weniger hohen Theil des Gebirges ſchöner als im eigentlichen Centrum bei Außergefild, Maader, Stubenbach, wo auf den Hochplateaux von 4000 Fuß nur noch die Fichte übrig bleibt, bis an den Hochgipfeln auch ſie verſchwindet, und nur krüppeliges Holz, Knieliefern und isländiſches Moos die nackten Felsmaſſen ärmlich bedecken.

Schon von einiger Entfernung kann man den Urwald an ſeinen

image
not
available

dichtes Gestrüppe von Himbeeren, Brombeeren, Heidelbeeren, Weidenröschen, ein Gewirr von Felsblöcken, modernden Zweigen, Aesten, Stämmen, Stöcken. Hier steht ein Riesenstamm noch grün, aber der Sturmwind hat ihm die Krone abgerissen, und von den Aesten hängt, wie greises Haar, das Bartmoos in klafterlangen Fäden, die der Wind hin- und herwiegt; hier steht ein Stamm längst abgestorben, morsch und faul, ausgedörrt, daß er angezündet wie glimmender Zunder fortglüht, eine graue gespenstige Gestalt, die ihre nackten Knochenarme in die Luft reckt. Hier liegt eine Fichte mit der Wurzel ausgerissen, in deren Netzwerk Erdklumpen und Felsstücke hängen, der mächtige Wurzelstock wie eine Mauerruine, und daneben eine breite Grube, dort liegt eine Tanne am Stamm abgerissen; sie vermodert und verfault und auf dem Leichnam keimt üppig junges Leben, eine neue Tannen- und Fichtensaat; und zwischen all' dem Gewirr rundliche, von weißen Flechten überzogene Granitblöcke, wie gebleichte Riesenschädel, üppiges Strauchwerk, Farrnkraut und Moos, Tod und Stein mit frischem Grün, mit saftigem Leben überwuchernd. Ist man in solchen Wirrwarr einmal hineingerathen, so hat man Mühe und Noth, wieder herauszukommen. Die morschen Stämme fallen dumpf krachend unter dem Tritt zusammen, weiche Mooshügel überdecken trügerisch lockeres Haufwerk und Felsklüfte, in die man durchbricht. Aber gewiß wird Jeder die großen Eindrücke gerne sich zurückrufen, die er empfand, wenn er in solcher Wildniß mühsam emporkletternd über Felstrümmer und Baumleichen durch fest verwachsenes Gestrüppe langsam vordringend endlich hervortrat auf die letzte hohe Felsplatte, und nun von der Kuppe eines Sternberges, Tussetbergs, eines Kubany, Antigels hinwegsah über die ungeheuern, düstern schwarzen Waldmassen, aus denen nur da und dort ein blauer Rauch aufsteigt, das Zeichen des Holzhauers, der mit Feuer und Eisen sich Bahn bricht in die uralten Wälder.

Wie aber auch das Bild des Urwaldes sein mag, immer ist es gleich interessant und giebt Gelegenheit zu mancherlei Beobachtungen. Die Humusschicht ist gewöhnlich so mächtig, daß der Same den eigentlichen Boden zum Keimen gar nicht findet. Um so üppiger wächst aber die junge Saat auf den faulenden Wurzelstöcken und den liegenden modernden Stämmen. Es ist ein eigener Anblick, wenn man eine solche Leiche daliegen sieht, und auf ihr der ganzen Länge nach Tausende von jungen Tannen und Fichten im frischesten Grün. Daher auch die merkwürdige Erscheinung, daß die Stämme im Urwald auf 150 bis 200' hin oft in einer geraden Linie hintereinander stehen, wie aus einer Riesensaat aufgewachsen. Der lange Stamm, auf dem die jungen Pflanzen aufgewachsen, ist längst vermodert, aber die Richtung, in der nun die großgewordenen Stämme stehen, zeigt noch seine alte Lage an. Höchst interessant sind in dieser Beziehung die Aufnahmen, die Forstmeister J. zu Winterberg von größeren Urwaldstrecken machen ließ, auf denen jeder einzelne liegende und stehende Stamm verzeichnet ist, auf denen daher jene Reihen besonders charakteristisch in die

image
not
available

Nadelholzgeneration, die jetzt schon unter den Buchen keimt, ihrer Freiwerdung harrt. Freilich aus dem Lagerholz läßt sich für diese Ansicht nichts schließen, da das Buchenholz schon in wenigen Jahren verwest, während das Nadelholz selbst über 100 Jahr sich gesund erhält. Ueberall in der Natur zeigt sich Wechsel, und warum sollte die Baumwelt nicht auch ihre Dynastien haben, die in ewigem Kampf mit einander abwechselnd herrschen und beherrscht werden, bis der Herrscher der Erde über sie kommt! Forstmänner mögen dies entscheiden.

Vereinzelt kommen noch vor: Kiefern, verschiedene Arten von Ahorn, die Ulme, Esche, Erle, Schwarzbirke, Saalweide und als Seltenheit der Taxusbaum oder die Rotheibe, nirgends aber im ganzen Gebirg die Eiche. Dem Botaniker geben die Urwälder wohl eine mannigfaltige Ausbeute an Kryptogamen, Moosen, Flechten und Farrnkräutern, um so weniger aber an Phanerogamen. Die Waldwiesen dagegen sind im Julius und August ganz gelb von Arnica montana, der Waldsaum von Impatiens noli me tangere, und auf den Hochgipfeln wird man durch manches schöne Pflänzchen überrascht, das an die Alpen erinnert, wie Soldanella montana, Phyteuma nigrum, Sonchus alpinus, Homogyne alpina, Pyrola uniflora.

2. Das Holz und seine Verwendung.

Auf Glashütten wohl zuerst fanden die massenhaften Holzschätze des Böhmerwaldes Verwendung und Verwerthung. Nomadisirend zog man von Revier zu Revier. War rings um den ersten Ansiedelungspunkt der Wald aufgezehrt, so wurde die Hütte wieder an einem neuen Punkt mitten im Wald aufgebaut. Durch die Glasfabrikation wurde daher auch das Gebirge zuerst kolonisirt; denn in die verlassenen Gebäude zog nun der Gebirgsbauer ein, schuf die vom Wald befreiten Strecken in Wiese und Feld um, hielt sich einen kleinen Viehstand und baute Kartoffeln, Hafer, Gerste und Korn. Daher die vielen im Gebirg zerstreut liegenden „Einschichten" und kleinen Walddörfer, deren Namen auf — hütten enden; Mayerhütten, Tobiashütten, Philippshütten, Alt- und Neuhütten ꝛc. Die bedeutendsten Glashütten im südlichen Theil des Böhmerwaldes sind derzeit bei Kuschwarta (Eleonorenhain), dann bei Außergefild, Hurkenthal und Eisenstein. Die Eisenindustrie hat bei dem Mangel an Eisenerzen nie geblüht. Im südlichen Theil des Gebirgs ist der einzige Hochofen der zu Adolphsthal bei Krumau. In der nördlichen Hälfte des Böhmerwaldes sind dagegen mehrere bei Bischofteinitz, Plan, Tachau ꝛc. Deswegen findet man hier auch mehr Kohlenbrenner, die dem südlichen Theile fast ganz fehlen.

In größerem Maaßstabe konnte jedoch der Holzreichthum erst ausgebeutet werden, als durch Anlage von Kanälen, durch Floßbarmachung von Flüssen und Bächen es möglich wurde, die Holzmassen weiter in's Land hineinzuschaffen und theils als Bauholz, theils als Brennholz in holzärmeren Gegenden zu verkaufen.

Digitized by Google

image
not
available

So hört man denn überall im Gebirge, wo sonst Todesstille herrschte, die Axt anschlagen und die ächzenden Töne der Säge. Lustig wirbeln aus den Wäldern die Rauchsäulen auf von den Feuern der Holzhauer, die Aeste, Zweige und dürres Holzwerk verbrennen. Sommers wird das Holz geschlagen, Winters auf der Schneebahn den Bächen und Flüssen zugeführt, und im Frühjahr, wenn der Schnee geht, fängt das Schwemmen und Flößen an. Da ist ein Leben und Treiben an den Wassern und auf den Wassern, dem man oft gerne zuschaut. Das Forstpersonal leitet die Schwemme und führt die Aufsicht. Kinder, Weiber und Männer ziehen hinaus mit Stangen, mit Rechen, mit Gabeln, um oft mit Lebensgefahr die Rinden und Splitter, die sich lostrennen von den Scheiten, herauszufischen. So viel hat sich in kurzer Zeit im Böhmerwald verändert; wenn noch vor wenigen Jahrzehnten das Holz im Gebirg kaum einen Werth hatte, so kostet jetzt schon die Klafter überall selbst an Ort und Stelle 3 bis 4 fl. K.-M. Dadurch sind die Wälder für ihre hohen Besitzer zu wahren Schatzkammern geworden.

Und nun, lieber Leser, denkst du wohl auch daran, wenn dir in Wien oder Prag am rauhen Winterabend das Holz lustig im Ofen prasselt, und behagliche Wärme zuströmt, daß du vielleicht ein Stück der schönsten Böhmer Waldtanne verbrennst, die ihre Gipfel in der Bergluft kühlte; oder wenn dir die Kunde zukommt, daß ein stolzer Mastbaum auf dem atlantischen Ozean oder auf dem schwarzen Meer Sturm und Wetter Stand gehalten, daß dies ein Böhmerwaldkind ist, das, wenn es reden könnte, dem Seemann, der bewundernd an ihm hinaufschaut, zurufen würde: ich bin ein Gebirgssohn, von Jugend auf an Wind und Sturm gewöhnt; langsam bin ich aufgewachsen auf Bergeshöhe, die Stürme von Jahrhunderten haben durch meine Wipfel gebraust, ich habe ihnen Stand gehalten; darum ist mein Mark so kräftig, meine Faser so zäh!

Nicht unbedeutende Massen von Holz werden aber auch im Gebirge selbst durch verschiedene Industriezweige aufgearbeitet, vor allem zu Zündhölzchen und zu Resonanzholz. Die Zündholzfabriken von Fürth in Goldenkron bei Krumau und in Schüttenhofen verarbeiten jährlich viele 100 Klaftern Holz. Außerdem werden an vielen Punkten Zündholzstäbe geschnitten, oder eigentlich gehobelt, die dann nach Wien gehen, um durch die Kunst des Hrn. Pollak salonfähig zu werden. Zu Zündhölzchen müssen die schönsten Scheite mit geradliniger Holzfaser ausgesucht werden. Rechnet man, daß ein Scheit 30zölligen Holzes 72,000 Hölzchen giebt, eine Klafter Holz zu 75 Kubikfuß aber 200 Scheite hat, so liefert eine Klafter Holz 14,400,000 Hölzchen, die als Zündhölzchen 1152 fl. K.-M. kosten, wenn ein Kasten Zündhölzchen mit 50 Schachteln, zu je 50 Stück, 12 Kreuzer kostet. Die Klafter ausgesuchten Zündhölzchenholzes aber kostet 11 fl. K.-M. Danach würde die größte Böhmerwaldtanne mit 30 Klaftern, angenommen, daß Alles zu Zündhölzchen verarbeitet werden könnte,

image
not
available

3. Filze und Auen.

Filze und Auen, so heißen im Böhmerwald die Torfmoore. Sie sind das Seitenstück zum Urwald, eben so urwüchsig wie dieser, ja, sie sind selbst Urwald, aber nicht in der großen Welt der Bäume, sondern in der kleinen Welt der Moose.

Wie starrgewordene Wasserbecken liegen sie in den muldenförmigen Einsenkungen der Gebirgsplateaux, oder auf den breiten Rücken, welche die höchste Wasserscheide bilden — öde, fahle, gelb- oder braungrüne Flecken in dem Schwarzgrün des Waldes. Oder, wie angeschwemmtes Schuttland begleiten sie Flüsse und Bäche, weithin die ganze Thalsohle ausfüllend — die einzigen ebenen Flächen, die einzigen Horizontallinien, welche sich dem Auge im Gebirge darbieten.

Jene beiden Namen bezeichnen nicht verschiedene Arten von Torfmooren, sondern sind Lokalnamen aus dem Munde des Volks in verschiedenen Gegenden. Im südlichsten Theil des Gebirges bis in die Gegend von Kuschwarta heißen alle Moore „Auen", z. B. „See-Au", „Habich-Au", „Große Au" u. s. w.; von Kuschwarta an nordwärts aber, mehr im Centrum des Gebirges, ist der Name „Filz" gebräuchlich, z. B. „Seefilz", „Judenfilz", „Zwergbirkenfilz", „Weitfällerfilz" u. s. w. Charakteristisch ist, daß gerade da, wo der eine Name aufhört und der andere anfängt, einer der größten Torfmoore des Böhmerwaldes die „Todte Au" bei Humwald an der Moldau auch „Filzau" heißt, und beide Namen an ihrer Grenze auf diese Weise verbunden sind. In der nördlichen Abtheilung des Böhmerwaldes bei Eisendorf und Tachau sagt man weder Filz noch Au, sondern „Lohe", z. B. „Schleißloh", „Brenteloh", „Schwarzloh." Dagegen ist das Wort „Moos" mit den daraus abgeleiteten „Mööśler" (Moosbewohner) „mööśerig", wie das in den Alpen gebräuchlich ist, im Böhmerwalde nirgends zu finden.

Mehr durch ihre örtliche Lage und äußere Form, als durch ihre eigentliche Natur, d. i. die Art ihrer Entstehung und Zusammensetzung, unterscheiden sich die Torfmoore längs Flüssen und Bächen von den Hochmooren auf dem Gebirge. Wesentlicher ist die theilweise Verschiedenheit der Vegetation in den niedriger gelegenen Mooren des südlichen Gebirges von den im Centrum des Gebirges höher gelegenen. Dadurch verbindet sich mit dem Namen „Au" auch von selbst eine etwas andere Vorstellung als mit dem Namen „Filz."

Den größten Antheil an der Bildung der Torfmoore des Böhmerwalds haben Moose, und zwar Sphagnum-Arten: Sph. acutifolium mit seinen matt gelbgrünen Blättern, seltener Sph. cymbifolium mit den breiteren, röthlichen Blättchen. Aus der durchnäßten, wie ein Schwamm mit Wasser angesogenen Moosdecke wachsen da und dort Andromeda multifolia, Vaccinium oxycoccos (die „Moosbeere") und Drosera rotundifolia hervor. Zahlreiche Rasenstöcke mit allerlei Gräsern bilden hervorragende Knoten, und bezeichnen dem Wanderer die trockeneren und

image
not
available

ſchiedenſten Namen: „Keſſelfilz," „Rebhühnerfilz," „Torffilz," „Siebenfilz," „Stangenfilz," „Rechenfilz," „Müllner-Schachtlfilz," „Fiſcherfilz" u. ſ. f.

Bei vielen dieſer Filze kann man ihr Größerwerden von Jahr zu Jahr beobachten; die Mooſe breiten ſich mehr und mehr in den Wald hinein aus, die Bäume ſterben ab und weichen zurück, zuerſt Tanne und Buche, zuletzt die Fichte, die in krüppeligem Wuchs oft ſelbſt mitten in den Filzen noch lange aushält. Die Bedingungen für das Torfwachsthum ſcheinen in der Mitte der Moore am günſtigſten zu ſein. Sie bauchen ſich nach der Mitte zu auf, ſind hier am mächtigſten. Oft iſt man überraſcht, wenn man den höchſten Punkt des Torfmoors erreicht hat, vor einem tiefen Waſſerbecken zu ſtehen, wie im Seefilz bei Ferchenhaid und im großen Seefilz bei Innergefild. Dieſe Waſſerbecken haben weder ſichtbaren Zu- noch Abfluß und heißen dann „Seen;" haben ſie nur einen ſichtbaren Zufluß, ſo nennt man ſie „Trichter." In dem See bei Ferchenhaid bildet ein abgeriſſenes Stück Moor eine ſchwimmende Inſel. Alle dieſe Erſcheinungen erinnern ſehr an die Eruptionen der Torfmoore in Irland; die Moore — ſo wird berichtet — ſchwellen hier oft an, in der Mitte entſtehen Hügel oft von 30 Fuß Höhe, der Boden bewegt ſich und mit donnerähnlichem Getöſe brechen gewaltige Schlammſtröme hervor, die oft fürchterliche Verwüſtungen anrichten. Nach der Eruption aber ſenkt ſich die Moorfläche wieder und in der Mitte entſtehen nun häufig runde, tiefe Waſſerbecken. Vielleicht verdanken die Moorſeen des Böhmerwaldes mit ihren ſchwimmenden Inſeln auch derartigen, wenn auch nicht ſo gewaltſamen Aufberſtungen der Torfmoore ihre Entſtehung.

Die Tiefe der Moore beträgt im Maximum zwei bis drei Klaftern, im Minimum drei Fuß. Den Untergrund bildet meiſt ein blaulicher glimmerreicher Thon und Sand, die Zerſetzungsprodukte von Gneiß und Granit. In der unterſten bis zum Austropfen naſſen, röthlichen oder braunſchwarzen Torfmaſſe, die knetbar iſt und plaſtiſch wie Thon, liegen faſt gewöhnlich noch gut erhalten mächtige Baumſtämme von Kiefern, Fichten und Tannen. Die begrabenen Wälder geben uns Aufſchluß über die Bildung der Moore. Große Windbrüche ſind nichts Seltenes im Gebirg. Ganze Waldſtrecken werden oft umgeworfen, die Bäume entwurzelt und zerknickt, über den Trümmern wachſen Mooſe auf, breiten ſich immer mehr und mehr aus, und nach Jahren findet man ſtatt des Waldes den Torfmoor. Aber ſchon die ungeheure Menge abgeſtorbener Baumſtämme, gebrochener und geknickter Aeſte, welche den Boden des Urwaldes bedecken, kann genügen, um durch die auf dem Pflanzenmoder aufwachſenden Sphagnum-Arten die Waldſtrecken in Naßländer, auf denen die Waldbäume nur noch kümmerlich fortvegetiren, und endlich in wirkliches Moor zu verwandeln. An Flüſſen und Bächen mögen überdies die Waſſer ſelbſt Baumſtücke in großer Menge zuſammengeſchwemmt haben und auf dieſe Weiſe beſonders die Moore an der Moldau entſtanden ſein. Oft ſcheinen auch im Wachsthum der Moore wieder Stagnationen eingetreten zu ſein, es wuchſen wieder

image
not
available

wo man aufhört, die Moore in Acker- und Wieſenland umzuwandeln, wo es ebenſowohl im Intereſſe des allgemeinen Wohls, wie in dem des Grundbeſitzers iſt, den Torf als Torf zu kultiviren, ihn zu ernten und wieder nachwachſen zu laſſen, wie man einen wohlkultivirten Wald ausbeutet, ohne ſeine gänzliche Erſchöpfung herbeizuführen.

4. Aus dem Schwarzwald.*)

1. Die Uhrenfabrikation.

Ich bin jetzt im Uhrmachergebiet des Schwarzwaldes angelangt, und Sie wiſſen wohl, daß aus den urſprünglichen hölzernen Wanduhren nach und nach immer beſſere Meſſingwerke, Spieluhren und endlich ſehr komplizirte Muſikinſtrumente, ſelbſt ſpielende Drehorgeln, hervorgegangen ſind, die gar nichts mehr von einer Uhr an ſich haben, als das bewegende Gewicht. Dieſe Inſtrumente werden beſonders in Föhrenbach und in Kirnach gefertigt, und vorzugsweiſe nach Rußland verkauft. Dort ſtellt man ſie in den Wirths- und Theehäuſern auf und der Ruſſe trinkt und tanzt nach der Schwarzwälder Pfeife, deren Noten von Petersburg bis Odeſſa gern gehört und pünktlich befolgt werden. Herr M. Welte in Föhrenbach hat vergangenes Jahr das größte Inſtrument der Art, welches je gemacht worden iſt, ſelbſt nach Odeſſa gebracht, und dort in einem Theehauſe aufgeſtellt. Es hatte nicht weniger als tauſend Pfeifen und wurde ihm mit 20,000 Fl. bezahlt, dem Wirth koſtete es aber bis zur Aufſtellung in ſeinem Haus gegen 13,000 S.-Rubel. So großen Werth legt man alſo in Odeſſa auf muſikaliſche Unterhaltung beim Theetrinken!

Gegenwärtig ſah ich bei Hrn. Welte ein Inſtrument von 203 Pfeifen ziemlich fertig, das koſtet nur 900 Fl., führt aber auch keine Trommeln und Pauken in ſeinem Leib, wie jenes große. Das Inſtrument beſteht aus einem Blaſebalg, welcher die Pfeifen von ungleicher Größe bläſt. Eine Walze mit kleinen Stiften hebt Taſten auf und regulirt dadurch die Muſik. Die Stifte der Walze vertreten ſomit die Finger des Orgelſpielers, und bringen durch ungleiche Höhe ſogar ungleiche Stärke des Tones hervor. Auf einer Walze ſind natürlich nur ein oder zwei kleine Muſikſtücke um die ganze Peripherie vertheilt, während ſie gleichzeitig unter der Umdrehung langſam nach einer Seite geſchoben wird, um ihren Raum beſſer benutzen zu können, weshalb denn alle Stifte in engen Spirallinien ſtehen. Die Walzen, welche den höchſten Zoll geben, werden auch in Rußland von dahin ausgewanderten Schwarzwäldern gefertigt, man ſendet

*) Bernh. Cotta.

image
not
available

2. Brennende Berge und ſtürzende Flüſſe.

Wer die Eigenthümlichkeiten des Schwarzwaldes recht kennen lernen will, der muß in der erſten Hälfte des Septembers ſeine Thäler durchſtreifen. Feuer und Waſſer ſind da in großer Thätigkeit. Brennende Berge überall, hie und da die luſtige Fahrt eines großen Floßes. Jene brennenden Berge ſind eine Folge der eigenthümlichen Niederwaldwirthſchaft, welche auch im Odenwald und im Siegen'ſchen ſehr verbreitet iſt, und die man dort Hackwaldwirthſchaft nennt. Eichen, Haſeln, Birken und anderer Stockausſchlag bildet den Beſtand, der alle 15 oder 20 Jahre abgetrieben wird. Der Abtrieb erfolgt im Frühjahr, die Eichen werden geſchält, um die Lohe zu benützen, die geeigneten Haſel- und Birkenruthen werden zu Reifen und Floßſeilen ausgeſucht, alles dünne Reis mit dem Laube bleibt an Ort und Stelle liegen, um während des Sommers zu trocknen, wird aber durch dazwiſchengelegtes Stangenholz in einzelne, 15 Schritte breite Streifen geſchieden. Wenn nun im September das Reiſig trocken iſt, ſo zündet man es an der obern Seite eines der 15 Schritte breiten Streifen an, die ſich ſtets an Bergabhängen herabziehen, und vier oder fünf Männer mit langen Stangen und eiſernen Haken daran wälzen die Feuerwelle nach und nach den ganzen Berg herab, wobei ſie ſich vorſehen müſſen, daß nicht mehrere Streifen zugleich in Brand gerathen, oder ein Nachbarſtreifen ſich von unten entzündet und aufwärts brennt, weil ſie dann leicht alle Macht über die Ausbreitung des Feuers verlieren würden. Erſt vergangenes Jahr iſt bei Wittichen ein Haus dadurch abgebrannt. Das Abbrennen bezweckt theils Düngung durch Aſchenbildung, theils die Zerſtörung vieler Unkräuter, während den Stöcken und Wurzeln des Holzes dadurch kein Schaden geſchieht. Die abgebrannte Stelle wird, ſoviel es Steine und Felsvorſprünge erlauben, zwiſchen den Stöcken bearbeitet und ein Jahr lang mit Korn beſtellt. Im zweiten Jahr ſind hier auf dem fruchtbaren Granitboden die neuen Holztriebe ſchon wieder zu groß, während man z. B. im Odenwald auf Sandſteinboden zwei Jahre nacheinander Frucht bauen kann. Da im Kinzigthal und ſeinen Seitenarmen alle die kuppigen Granitabhänge unter dem hohen Sandſteinplateau mit Niederwald bedeckt ſind, und der Prozeß des Abbrennens ſich alle 15 oder 20 Jahre für jede Stelle wiederholt, ſo iſt es begreiflich, daß zur Brennzeit allerorten Flammen auflodern und Rauchſäulen emporſteigen. Dazu kommt noch, daß auch auf vielen Feldern die Stoppeldecke mit den Wurzeln durchgebrannt wird, und zu all' dieſen Vertilgungsfeuern miſchen ſich hie und da noch die Rauchſäulen der Kohlenmeiler; kein Wunder alſo, wenn zuweilen ein feiner bläulicher Rauch alle Thäler durchzieht.

Außer dieſer Niederwaldzone nützt aber der Schwarzwälder auch ſeine großen Hochwälder oben auf den Sandſteinhöhen und in den engen Thälern tüchtig aus. Während ſie noch wachſen, müſſen ſie ihm vielfach ihre Säfte als Harz abgeben. Dann aber folgt mit dem Abtrieb die Haupt-

image
not
available

Steifheit des Floßes es etwas verhindert. Da kommt aber ein Geſtör mit drei kleinen Knaben, jubelnd fahren ſie dem Wehr entgegen; ſie halten ſich freilich feſt an den emporſtehenden Binderuthen, aber das Waſſer umſpült ſie auch faſt bis zu den Armen. Sie ſind das ſchon gewohnt und müſſen ſich eben früh daran gewöhnen, um einſt tüchtige Flößer zu werden. Mit reißender Schnelligkeit ſchießt das lange Ungethüm knarrend an uns vorüber, es iſt nicht möglich, ihm im ſchnellſten Lauf zu folgen. So geht's im Thal hinab von Station zu Station. Es muß etwas ungemein Anregendes in ſolcher Waſſerfahrt liegen, ſicher nicht ohne Einfluß auf die Entwickelung des Charakters und der Manneskraft der Bewohner dieſer Thäler. Sie ſind Waſſerhelden ſo gut als die Schifferbevölkerung vieler Küſtenländer.

Der Schwarzwald nährt ſeine Bewohner faſt nur durch die Erzeugniſſe der Oberfläche, ſehr wenig durch innere Bodenſchätze. Die Steingut- und Porzellanfabriken zu Zell am Hammersbach und zu Schramberg beziehen ihren Thon vom äußeren Rand des Gebirges, die Porzellanerde ſogar aus Frankreich. Ihre lokale Exiſtenz iſt lediglich durch billiges Brennmaterial und billige Menſchen- und Waſſerkraft, ſowie durch Zollverhältniſſe bedingt. Daſſelbe gilt für die Granatſchleifereien derſelben Gegenden, die rohen Granaten kommen aus Böhmen. Die früher vorhandenen Schmaltefabriken bezogen die Kobalterze aus Oberitalien; als man etwas Kobalt im Lande ſelbſt kennen lernte (z. B. bei Wittichen), da waren ſie bereits eingegangen. Metallbergbau wird nur wenig betrieben; nennenswerth ſind jetzt eigentlich nur noch die Eiſengruben bei Kandern, die Silbergruben im Münſterthal und im Schappachthal.

image
not
available

image
not
available

ſich hier nicht blos die maleriſchen Geſtalten der ſtarren, ſenkrechten (weil aus Quaderſandſtein gebildeten) Felſen mit dem lebensvollen Bilde eines großen fließenden Gewäſſers, welche eine ſchöne Vegetation und eine lachende Induſtrie an ſeine Ufer feſſelt, ſo daß zwiſchen beiden Mächten ein unübertreffliches Gleichgewicht herrſcht, ſondern es ſind auch die Gruppen ſo gedrängt, daß für den Beſucher faſt alle Vermittelungsglieder der langgeſtreckten und langweiligen Wege hinwegfallen. Er biegt nur um eine Ecke, und ein neues liebliches Gelände thut ſich lachend hervor. Darum iſt die ſächſiſche Schweiz die Parthie der Damen und der luſtreiſenden jungen und alten Ehepaare. Hier hat die Elbe mit dem Sandſtein eine eben ſo harmoniſche Ehe geſchloſſen.

2.

Mit dem Durchbruche durch das böhmiſche Thor und ſeine Außenwerke begrüßt die Elbe die norddeutſche Ebene. Doch ſie ſoll zunächſt davon nur einen Vorgeſchmack haben, und dieſen hat ſie, indem ſie, ausruhend von den Kämpfen mit den Berggeiſtern, ein Mittagsmahl an dem dresdener Keſſel einnimmt, welchen ſie mit dem eigenen Waſſer füllt und in welchen der nordiſche Gott einige Brocken aus ſeiner Vorrathskammer wirft. Ja man kann ſagen: In dem Thal von Dresden genießt ſich die Elbe ſelbſt; ſie kommt hier zum erſten Male zu ſich ſelbſt, zur gemächlichen und doch nicht ſtagnirenden Sieſta. Die Mittagshöhe ihres Naturlebens iſt erreicht, die Arbeit gethan, welche dem ſpätern Alter die Ruhe ſichern ſoll. Aber noch einmal beginnt ihr Kampf mit den harten Naturmächten; unterhalb Dresdens begegnet ſie der Arrièregarde der am böhmiſchen Thor geſchlagenen feindlichen Hauptarmee, und der Granit hat hier auch ſeinen jüngern Bruder, den Porphyr, zu Hilfe gerufen, wie ihrerſeits die Elbe ſich durch allerlei Gewäſſer, gleichſam durch Flankeurs, verſtärkt. Der Kampf iſt kurz und leicht; der Feind iſt ſchwach und weicht bald zurück. Die Felſenufer werden niedrig und niedriger, ziehen ſich mehr und mehr, beſonders auf dem rechten Ufer, zurück. Die Glocke von St. Afra verkündet, daß die vorüberziehende Göttin in die arva (Gefilde) Norddeutſchlands eintritt.

Es beginnt ihr Unterlauf; ihr Angeſicht färbt ſich, das reine Waſſer des Felſenbettes wird trübe. Doch es hebt bei dem Eintritt in die norddeutſche Ebene, nach der Arbeit des Kampfes, für die Elbe die Arbeit des Segens, des poſitiven Schaffens an. Das Diluvium der deutſchen Ebene hat ihr zwar die allgemeine geognoſtiſche Unterlage in den Thon-, Lehm- und Sandſchichten gegeben; aber ſie gräbt ſich nun ihr Bett mit Leichtigkeit ſelbſt und hat daher Zeit und Muße, um nicht mehr an ſich allein, ſondern auch an ihre Umgebung zu denken und die mitgebrachten Schätze, gleich dem Nil, als fruchtbringendes Alluvium ihrer Nachbarſchaft mitzutheilen. Dieſe Arbeit iſt ihr aber durch die Konfiguration des umgebenden Landes bedingt. Ihr Arm reicht ſo weit, als die überfluthenden Wogen

image
not
available

körner zur Hand, so lassen sich die oft höchst interessanten Wassergebiete eines Flusses sehr genau begrenzen; denn die Wasserscheiden der einzelnen Flußgebiete sind an den Quellen der Zuflüsse leicht aufzufinden. Es ergeben sich dabei zuweilen die überraschendsten Resultate. Das Wassergebiet der Elbe hat seinen südlichsten Punkt in dem Winkel, welchen das mährische Gebirge und der Böhmerwald bilden, einige Meilen nördlich von Linz, wo es hart an das Donaugebiet heranrückt. Von hier läuft die Grenze des Elbreiches nordöstlich auf dem Kamme des (böhmisch-) mährischen Gebirges, dessen Südostabfall der Donau angehört, welche hier eine mächtige Anziehungskraft auszuüben beginnt, nachdem sie bis dahin auf der Nordseite wenig Terrain hat gewinnen können. Wo das mährische Gebirge sich an den Zug der Sudeten anschließt, am großen Schneeberge, wendet sich unsere Grenze nordwestlich und geht auf dem Kamme des Riesengebirges bis in die Gegend von Görlitz. Hier hört die durch hohe Gebirge markirte Scheidewand zwischen Elbe und Oder auf und verflacht sich in niedrige Hügel, wo sie anfangs zwischen der lausitzer Neiße auf der Oderseite und der Spree auf der Elbseite in einer weiten Strecke verlaufen, und zwar so, daß beide genannten Flüsse ziemlich langgestreckte, nahe Parallelen bilden. Die Elbgrenze tritt hier immer näher an die Oder heran und erreicht in der Gegend von Frankfurt den nächsten Punkt. Aber auch von hier an zieht sich das Elbgebiet, resp. das Havelgebiet, ziemlich hart an der Oder hin, welche demnach auf dem linken Ufer ihres Unterlaufes das Recht des Wasserholens fast gänzlich an die Elbe abtreten muß. Von den Havelquellen an nöthigt die Ostsee die Grenze des Elbgebietes zu einem Rückzuge, und letztere nimmt nun ihren Verlauf durch das südliche Mecklenburg in einer ungefähr ostwestlichen Richtung, welche sich auch nach Holstein hinein bis nahe an Hamburg fortsetzt. Hier jedoch steigt sie plötzlich nach Norden und geht erst wieder von der Westseite des plöener Sees nach Westen, um zwischen Eider und Elbe in der Nordsee zu endigen.

Beginnen wir wieder mit dem südlichsten Punkte des Elbgebietes, so nimmt dessen Grenze auf der linken Seite zunächst einen nordwestlichen Verlauf und zwar auf der Höhe des Böhmerwaldes, welcher die Abflüsse seines nördlichen Endes auch auf der Westseite der Elbe durch die Eger abtritt. Die Fortsetzung der Grenze für das Elbgebiet wird hier durch die Höhen des Fichtelgebirges gebildet, welches die Saale entsendet und das Elbgebiet auf eine kleine Strecke mit dem Rhein- resp. Maingebiet in Berührung bringt. Da, wo an das Fichtelgebirge der Frankenwald sich anschließt, zieht sich die Grenze der Elbwasser auf dem Kamme des letztern und des Thüringerwaldes bis in die Nähe des großen Beerberges, des höchsten Punktes des Thüringerwaldes, hin. Hier tritt eine interessante Erscheinung auf: die Weser greift durch die Hörsel in den Nordostabfall des Thüringerwaldes ein, ein Gebiet, welches dem Anscheine nach der Elbe zukommt, weil es wahrscheinlich ist, daß spä-

Digitized by Google

image
not
available

der Hauptstrom erst das Resultat der Nebenflüsse sei, in demselben Grade berechtigt ist. Die Anziehungskraft des erstern für letztere muß als das Fundament des Verhältnisses gelten. Die vier Hauptzuflüsse der Elbe, die Moldau und Saale auf der einen, die Elster und Havel auf der andern Seite, halten sich in regelmäßigem Wechsel ihrer Mündung fast das Gleichgewicht. Doch liefern die westlichen Nebenflüsse mehr Wassertribut als die östlichen, da sie einen schnellern Lauf haben und auf ihrer Seite sich größere Erhebungen befinden. Die Nebenflüsse von Osten sind daher die Venen mit dem trägern Blute, die von Westen dagegen sind die Arterien mit dem raschern Blute. Und dürfen wir den physiologischen Vergleich mit dem menschlichen Körper fortsetzen, so erweist sich die rechte Seite der Elbe als die linke oder schwächere, die linke dagegen als die rechte oder stärkere. Oder, damit das Bild sofort in die rechte Lage kommt, warum dürfen wir uns die Elbkarte nicht auch von Norden nach Süden ansehen?

4.

Hat denn aber die Elbe, dieser größte rein deutsche Fluß, stets den gegenwärtigen Lauf und ihr jetziges Wassergebiet gehabt? Wie interessant auch diese Frage ist, so läßt sie sich doch begreiflicher Weise nur muthmaßlich beantworten. Wir müßten zum Zweck einer erschöpfenden Antwort über die Naturgeschichte der Elbe mit Genauigkeit die äußeren Umrisse der nach und nach aus dem Meere auftauchenden Inseln und Kontinente, ihre oberflächliche Konfiguration, ihre geognostische Beschaffenheit nach den einzelnen geologischen Perioden zeichnen können; wir müßten wissen, wie die einzelnen Erhebungen und Einsenkungen auf einander gefolgt sind. An die jetzige Gestalt der Elbe und ihres Wassergebiets, auch nur in einzelnen Theilen, ist für die Zeit des Uebergangsgebirges und der Steinkohlenformation nicht zu denken; denn damals ragten über dem Meere da, wo jetzt Deutschland liegt, nur erst einzelne Inseln empor, und ein Fluß von der Länge der Elbe gehörte wohl zu den Unmöglichkeiten. Bei den späteren Formationen vergrößerten sich zwar die Landstücke und verlängerten sich die Flüsse, aber letztere hatten bereits auch andere Läufe, Richtungen und Gebiete. Erst in der neuesten Zeit, also nach der Diluvialperiode, in einer Zeit, wo die jetzigen Kontinente fertig waren und sich durchaus nicht mehr wesentlich, weder in ihrer Ausdehnung, noch in ihrer Oberflächengestalt modifizirten, haben die Flüsse, mithin auch die Elbe, ihre jetzige Gestalt gewonnen, wenngleich vorher einzelne ihrer Theile eine Aenderung erfahren haben mögen. Die Elbe in ihrem untern Mittellaufe, also von Böhmen an bis einige Meilen unterhalb der Stadt Meißen, setzte sich in ihrem jetzigen Bette fest, resp. grub und erweiterte es, als das böhmische Meer oder ein Theil desselben, durch Hebungen veranlaßt, abfloß. Dies muß nothwendig nach der Kreideperiode geschehen sein, vielleicht erst nach der Braunkohlenzeit. Aber es währte noch lange Zeit,

Digitized by Google

image
not
available

jetziges Gebiet und ihren jetzigen Lauf, und wenn sich in dieser Zeit irgendwo größere Wasseransammlungen gebildet hatten, so flossen sie nach und nach im Elbbett dem Meere zu. Die früher erwähnte Entstehung des böhmischen Mittelgebirges fällt daher in die Zeit, wo die jetzige Elbe noch nicht existirte.

5.

Von dem allgemeinen Wassergebiet der Elbe unterscheidet sich sehr bestimmt das engere Elbgebiet oder die Thalsohle der Elbe. Dieses spezielle Gebiet reicht so weit — nicht einen Zoll weiter — als das in der Elbeinsenkung, also zu beiden Seiten des Bettes für die wasserarme Zeit, zusammen abfließende Wasser des weitern Gebiets bei seinem höchsten Wasserstande, wobei z. B. auch Eisschütze lokale Verbreiterungen der Wassermasse verursachen. Im Ober- und Mittellaufe, also da, wo markirte Höhenzüge oder Felsenberge nahe an den Fluß herantreten, hat dieses engere Gebiet ein für allemal seine scharf bestimmten Grenzen. Anders ist es im Unterlaufe, für die Elbe in der norddeutschen Ebene, wo das nur um 1 Fuß höher steigende Wasser sich um viele Quadratmeilen weiter ausbreitet. Hier wird die Grenze des speziellen Elbgebiets durch diejenigen Punkte bezeichnet, bis zu welchen irgend einmal das Elbwasser vorgedrungen ist; aber die eigentliche, scharf bestimmte, in's Auge fallende Thalsohle hört hier an vielen Stellen ganz auf. Kurz, wir haben es mit den Elbüberschwemmungen zu thun, welche für die Bewohner des speziellen Elbgebiets von der eingreifendsten Wichtigkeit sind. Sie verschütten ganze Strecken des frühern Schifffahrtsbettes, aber sie graben auch neue, oft bessere Kanäle den dahin segelnden Fahrzeugen; sie zerstören in wenigen Tagen die Arbeit von Jahrzehnten, aber sie geben auch Tausenden von armen Arbeitern auf viele Jahre Lohn und Brod; sie vernichten in wenigen Augenblicken Kapitalien von Millionen, aber sie locken auch andere Kapitalien hervor, welche der Strom seinen Besitzern gegeben hatte, und zertheilen sie, nicht blos wie man das Geschwür nationalökonomischer Ungleichheiten zertheilt, sondern zugleich so, daß die Theile zu Antheilen für arbeitende Hände werden und ein wohlthätiger Ausgleichungsprozeß entsteht; sie reißen hier eine fruchtbare Uferstrecke fort, aber sie setzen dieselbe an einer unfruchtbaren Strecke wieder ab; sie überschütten mit Sand und Kies ein üppiges Weizenfeld, aber sie füllen anderwärts einen Sumpf oder eine andere bis dahin unfruchtbare Strecke mit fruchtbarem Boden aus und locken die Steine von den Bergen, um eine Bühne zu bauen; sie graben meilenlange Löcher, aber sie gründen auch die Wasserschädenversicherungen; sie machen die theuersten Kunstwerke zu Schanden, aber sie wecken auch den größern Scharfsinn und lassen den Verstand des Anwohners nicht in faule Ruhe versinken. Kurz, wo diese Königin eines Flusses baut, haben die Kärrner zu thun. Und die Rührigkeit der Arbeit für die Elbanwohner beginnt vorzugsweise da, wo die Elbe in die Provinz Sachsen eintritt.

Digitized by Google

image
not
available

Jahrzehnten, namentlich im Deſſauiſchen, noch Biber zu ſehen; allein jetzt dürften ſie wohl gänzlich vertilgt oder ausgeſtorben ſein.

Weit wichtiger iſt die Vegetation. So weit die Alluvionen (Anſchwemmungen) der Elbe reichen, alſo bis zu den Grenzen der höchſten ehemaligen und jetzigen Fluthen, ſo weit iſt auch durch ſie eine eigenthümliche Flora bedingt, wozu wir ſogar einen Theil der unterirdiſchen Flora rechnen dürfen. Was von mehreren andern Flüſſen, das gilt auch von der Elbe. Sie bildete früher in ihrem Unterlaufe theilweis Sümpfe, Torfmoore und Seen, welche eben durch die Elbe verbunden, reſp. mit Waſſer geſpeiſt waren. Hier ſetzten ſich Lagen von Torf ab; die Elbe überdeckte dieſen mit Geröllen, Sand und Lehm, und ſo entſtand ein foſſiles Brennmaterial, eine Art von Braunkohle, welche freilich nicht in mächtigen Lagern auftreten kann. Aber auch Braunkohle von älterer Formation iſt durch den Elbeinſchnitt bloßgelegt worden; wir erinnern an das linke Ufer bei Belgern. Wenn es ſich um die gegenwärtige wilde Flora der Elbgegend handelt, ſo kann überhaupt von der charakteriſtiſchen Naturvegetation eines Stromes in einem Kurlande nicht wohl die Rede ſein, beſonders nachdem die ehemals ſo gewaltigen Wälder, von denen einzelne Baumſtämme noch jetzt im Sande des Elbbettes gefunden werden, verſchwunden ſind. Kann auch der Botaniker an der Oberelbe in Böhmen einige Pflanzen als charakteriſtiſch namhaft machen, ſo ſind doch dieſe, als ein Theil der Uferdraperie, von wenig eigenthümlicher und unterſcheidender Bedeutung, ſo wie ſie anderntheils nicht eigentlich der Elbe, ſondern der geognoſtiſchen Formation, etwa dem Glimmerſchiefer in Böhmen, angehören Im Mittel- und Unterlaufe hat die Kultur ſo ſehr die wilde Flora ausgerottet, daß von ihr faſt gar keine eigenthümlichen Formen mehr übrig ſind. Zwar pflegt hier vor Allem die Weide ein treuer Begleiter der Elbe zu ſein; allein ſie wächſt auch an andern Flüſſen, und ihre Exiſtenz verdankt ſie zum großen Theil der Menſchenhand, welche ſie als ein Schutzmittel für Ufer und Dämme benutzt. Deſto wichtiger ſind die Kulturpflanzen. So weit die Anſchwemmungen durch das Elbwaſſer gehen, oder einſt gegangen ſind, findet ſich auch jener überaus fruchtbare Boden, welcher eine glückliche Miſchung von Thonerde, Sand, Kalk, Gips, Kali, Eiſenoxyd, Humus u. ſ. w. iſt und nur in verhältnißmäßig geringem Grade der künſtlichen Düngung bedarf. Die Elbe hat darum herrliche Wieſen, wie man ſie durchaus nicht an jedem Fluſſe trifft; aber vor Allem ſind ihre Ufer ein vortreffliches Weizenland. Die Elbe gibt in dieſer Hinſicht ihren Schweſtern, der Oder und Weichſel, nichts nach; aber der ſchwere Boden, welcher oft vier Pferde vor einem Pfluge erfordert, und wenn er in Folge einer Ueberſchwemmung und einer plötzlich folgenden Sonnenhitze riſſig wird, mit Keulen zur Raiſon gebracht werden muß, eignet ſich eben nur zu einigen Kulturgewächſen, worunter noch Oelfrüchte angeführt werden mögen, wogegen die Elbe z B. keine Roggenkammer und kein

image
not
available

und die Räder der Wagen auf den grundlosen Wegen versinken sieht, hat dies in ihrem Oberlaufe vorausgesehen, und was sie zum Bau der Wege hier nicht brauchen kann, führt sie ohne Achse und Kahn der Niederung zu. Was es in der ganzen Bitterkeit der Thatsache heißt, fern von einem Flusse kein Material zum Wegebau haben, davon ist z. B. das südliche Texas ein sprechendes Beispiel.

7.

Aber die Elbe hat sich nicht blos ihre Straßen, sondern auch ihre Brücken und Dome gebaut, und dadurch für Tausende von Menschen, Thieren und Wagen eine lohnende Industrie geschaffen. Hätten wir die Elbe nicht, so hätten wir die pirnaischen Sandsteine nicht, deren Profil sie so lockend dem Hammer und dem Meißel zeigt. Freilich gäbe es auch ohne sie diese herrlichen Bausteine, aber sie würden todt und unbenutzt im Schooße der Berge ruhen. Als daher die Elbe das linke von dem rechten Ufer schied, verband sie dieselben sofort durch diese Trennung, und die Brücken von Dresden, Meißen, Riesa, Torgau u. s. w. sind die schlagenden Zeugnisse dieser Wahrheit, die Auflösung jener Paradoxie, daß die trennende Kraft zugleich die verbindende sei. Wasser war die Wiege des wohlthätigen Steines, Wasser ist sein Lebensweg, Wasser das Ziel seiner Aufgabe, und diese Harmonie sich gegenseitig korrigirender Thatsachen dürfte nicht in demselben Grade der Vollendung bei jedem Flusse gefunden werden, wie sie bei der Elbe auftritt. Doch diese hat durch ihren Sandstein auch die prächtigen Dome an ihren Ufern, diese Brücken zwischen Himmel und Erde, gebaut. Gäbe es keine Elbe, so gäbe es auch keine katholische Kirche in Dresden, keinen protestantischen Dom zu Magdebukg, vielleicht keine Festungen zu Torgau und Magdeburg! Und welche gewaltigen Konsequenzen lassen sich knüpfen an diese Werke des Krieges und des Friedens, zumal wenn wir die Geschichte zu Hülfe nehmen, so weit ihre Stätte das Elbthal gewesen ist! Ferner: die Elbe speist Hunderte von Ziegelöfen mit einer Thonerde, welche für diesen Zweck nicht besser sein kann. Diese Ziegelsteine bilden nicht minder wie die Felsblöcke von Pirna einen beträchtlichen Theil der Elbschifffahrt.

Gehen wir zu dem Pflanzenreiche über, so bedeckten zwar in früheren Jahrhunderten weit zahlreichere Holzflöße den Spiegel der Elbe; allein noch gegenwärtig gehört dieser Industriezweig zu einem hervorragenden Erwerbsquell der Elbanwohner, obgleich die das meiste Holz liefernden Wälder vorzugsweise an der Moldau, so wie an der Saale (im Frankenwalde) u. s. w. wachsen. Bekanntlich werden Hunderte von böhmischen Kähnen sammt dem Inhalte in Berlin verkauft und dann weiter zu Holzarbeiten verwendet. Neben dieser Industrie des Nadelholzes steht die des Weidenholzes, welches den Elbanwohnern die Erwerbsquelle der Korbflechterei darbietet. — Einen weit höhern Antheil an der gewerblichen Arbeit der Elbe und ihres engern Gebietes haben indessen die eigentlichen

Digitized by Google

image
not
available

nämlich die Steuer für die in der Faſtenzeit geſtattete Butter. Vielleicht wirft die Elbe in kurzer Zeit auch ihre letzte hölzerne Brücke, die von Magdeburg, ab, und ſieht eine neue, nämlich bei Wittenberg. Denn die Lokomotive faſtet und raſtet nicht gern.

Während wir von den ſogenannten Fähren hier nur ſo viel ſagen wollen, daß ſie wegen der Unbequemlichkeit, Kleinheit und Art der Bewegung, wegen der damit verbundenen Gefahren, wegen der Unerfahrenheit der meiſten Fährleute im Schwimmen u. ſ. w. meiſt recht mangelhafte, in der Entwickelung zurückgebliebene Transportmittel ſind, wie ſie wohl kaum bei einem andern norddeutſchen Fluſſe gefunden werden, gedenken wir noch der Schiffmühlen, welche ebenfalls an vielen Gebrechen leiden, wohin z. B. ihre Neigung zum Verbrennen gehört. Die Zeit iſt noch nicht lange her, wo man's einem ſolchen Dinge oder einem gewiſſen Geſicht anſehen konnte, ob der „Zufall" bald neben dem eiſernen Anker auch nach dem Feueranker der Rettung greifen werde. Das gab zwar ein herrliches Schauſpiel, wenn die brennenden Balken elbabwärts fuhren und das Wort wahr machten: die Elbe brennt; allein die Mitverſicherten verbaten ſich dieſes Feuerwerk, und ſeitdem die Schiffmühlen — wir nehmen viele aus — das Vergnügen der abgeſonderten Aſſekuranz haben, außerdem durch Dampfmühlen und Dampfſchiffe vielfach beeinträchtigt worden ſind, dürfte eine Zahl derſelben bald auf den Ausſterbeetat geſetzt werden.

8.

Die vergleichende phyſikaliſche Geographie der neueſten Zeit hat bezüglich der Frage nach der Abhängigkeit der geiſtigen Phyſiognomie des Menſchen von der Naturbeſchaffenheit ſeines Wohnorts höchſt beachtenswerthe Reſultate, einen bleibenden Gewinn für die Wiſſenſchaft, zu Tage gefördert. Wir erinnern beiſpielsweiſe an die Vorleſungen von Guyot, worin eine Ueberſicht der neueſten Reſultate gegeben iſt. Wenn nun hier in großen Zügen die von den phyſiſchen Bedingungen abhängige geiſtige Signatur der Europäer im Unterſchiede von den Aſiaten, der Südeuropäer im Unterſchiede von den Nordeuropäern (d. h. denen, welche nördlich von den Alpen wohnen) u. ſ. w. entworfen wird, ſo iſt es freilich eine andere Aufgabe, dieſe Vergleiche zwiſchen den Menſchen verſchiedener Flußgebiete aufzuſtellen, welche einer ſo homogenen Ebene, wie die norddeutſche iſt, angehören. Denn ſoll der Elbanwohner in ſeiner geiſtigen Eigenthümlichkeit hervortreten, ſo kann dies nicht dadurch geſchehen, daß man ihn neben den Fellah des Nil oder den Yankee des Miſſiſſippi ſtellt, ſondern dadurch, daß ihm etwa der Mann von der Weſer, der Oder u. ſ. w. als Folie und Maaß dient. Wollte man in aller Gründlichkeit den Vergleich ausführen, ſo müßte man die vier Parallelen mit der Oder, der Weſer, der Donau und dem Main, reſp. Rhein ziehen, und würde in dieſer ſchulmeiſterlichen Gründlichkeit ein ganzes Buch füllen. Uebrigens

image
not
available

vom Hörenſagen kennt; welcher ſeine Dämme nicht parallel mit den Waſſerläufen, ſondern in ſenkrechter Richtung gegen ſie zieht, um die Gewäſſer aufzuhalten, daß ſie ſeine Mühlen treiben. Daher auch an der Elbe ein volubler, beweglicher, für Neuerungen empfänglicher Volkscharakter, wobei wir ſelbſtverſtändlich diejenigen Striche ausnehmen, wo die Elbe entweder noch zu ohnmächtig, d. h. ein Bach iſt, oder bereits den Seecharakter angenommen hat. Ein Fluß iſt das Bild, darum das Vorbild der Arbeit: die Elbanwohner ſind fleißige, thätige Leute. Zwar iſt die Ausſaat ihrer Arbeit vielfach der Einſatz in eine Lotterie, aber auf der andern Seite auch wiederum eine ſichere Quelle des Wohlſtandes, und wo dieſer waltet, da findet ſich ein gewiſſer Geldſtolz ein, ſofern er nicht durch die Macht einer höhern geiſtigen Bildung neutraliſirt wird.

Gilt das Vorhergehende im Allgemeinen von den Elbanwohnern und im Beſondern von der ländlichen Bevölkerung, ohne daß man von dieſer eine hervorſtechende Eigenthümlichkeit ausſagen kann, ſo nehmen dagegen die Städte mehr eine charakteriſtiſche Farbe, die Elbfarbe, an. Die eigentlichen Elbſtädte beginnen erſt mit Dresden, und können als ſolche nur die größeren in Betracht kommen. In Dresden hält ſich die Elbe den Spiegel ihres lieblich-romantiſchen Weſens vor; Dresden mit ſeinen höflichen, gefälligen, ſächſiſch-gemüthlichen Bewohnern faßt die Elbe, das Thal, die Höhen in Eins zuſammen; daher mußte hier die Kunſt der Plaſtik, der Malerei, der Tonkunſt, der Poeſie gedeihen und die Fremden von weit her locken. Weder der Flug, noch der Berg dominirt hier einſeitig; das Thal iſt die glückliche Vermittelung und die Stadt die ſchöne Mitte. Das Auge hat nicht den Anblick ſchwerer Laſt- und Kauffahrteiſchiffe, welche ausgeprägte Bilder des Materialismus ſind; es hat den Genuß der leichten, zierlichen Dampfſchiffe, deren Dimenſionen mit den benachbarten mignonen Uferpartien harmoniren. Kann Meißen als eine Vorſtadt von Dresden, als das nach der norddeutſchen Ebene führende Thor der ſächſiſchen Hauptſtadt betrachtet werden, ſo beginnt mit Torgau ein mehr exkluſiver Waſſercharakter. Wie Torgau neben dem jetzt entſchwundenen Ruhme des Bieres und des Zwiebacks zu dem Ruhme der Grobheit gekommen ſei, kann hier nicht erörtert werden; vielleicht daß letztere der ſubjektive Reflex des ſächſiſchen Geiſtes in den anfänglichen Erfahrungen der preußiſchen Herren iſt. Denn der mit ſeinen Sympathien noch vielfach nach Dresden gravitirende Torgauer hat die preußiſche Montur noch nicht ganz angezogen, während die Elbe hier zum erſten Male die Faſſung des ſtraffen preußiſchen Geiſtes annimmt. Zwar liegt Wittenberg an der Elbe und hat dieſe in den erſten Jahrzehnten die Reformation zu Berg und zu Thal bis an ihre beiden Endpunkte getragen, ſo daß ſelbſt Böhmen proteſtantiſch ward; allein man kann nicht im vollen Sinne ſagen, daß die Elbe der proteſtantiſche Strom Deutſchlands ſei. Und dennoch iſt ſie der größte proteſtantiſche Strom der Welt. Denn obgleich der Proteſtantismus an der Elbe nicht die Energie gehabt

image
not
available

2. Hamburg. *)

Der Hafen.

Wer aus dem innern Deutschland sich hier zum ersten Mal der Nordsee nähert, wird von eigenen Gefühlen erfüllt werden. Eine solche Wasserwelt hat er noch nie erschaut; Hamburg dehnt sich stolz zwischen einem Walde von Masten aus, der seine Häfen erfüllt. Wenn man sich auf einer Jölle nach dem Binnenhafen fahren läßt, mitten durch die Handelsschiffe aller Nationen hindurch, und dann am Baumhause aussteigt, so sieht man sich sogleich vom regsten Leben umschwärmt. Eine Menge von Tabagien, Waarenlagern und Gewerben, die alle mehr oder minder auf die Bedürfnisse der Seefahrer berechnet sind. Die Aushängeschilder tragen englische, manchmal auch spanische Inschriften. Die vielen Matrosen, die sich in fremden Sprachen unterhalten, und selbst das Plattdeutsche, das die Einwohner sprechen und das dem Süddeutschen vollkommen unverständlich ist, erregt in ihm die Empfindung, als sei er in einem wildfremden Lande, als seien es nicht mehr die Ufer der deutschen Elbe, die ihm in Dresden so wohlbekannt und heimisch vorkommen — man fühlt, Hamburg sei eine Weltstadt, dem Ozean offen.

Alles erinnert hier an's See- und Matrosenleben. In den Kellern der Häuser sind Beefsteakküchen, Grog- und Punschfabriken, und man liest an allen „Beefsteak, Gin and Grog." Die Bäcker machen hier Schiffszwiebacke und empfehlen sich in englischer Sprache den Herren Kapitäns, damit sie ihre Provisionen von ihnen nehmen mögen. Dieser Kaufmann hat Spiritus, Gin und spanische Weine, jener dort Ankertaue und Theer; hier sieht man die rothen und blauen Hemden der Matrosen, dort die wollenen Mützen und die Komfortables, die sie um den Leib oder Hals zu schlingen pflegen, zum Verkauf ausgehängt.

Am Bohlwerke, das mit Krahnen zum Ausladen der Schiffsgüter reichlich besetzt ist, lehnen müssige Schiffer, die den Vorübergehenden ihre Jölle empfehlen und sich zu einer Fahrt in den Hafen antragen, gleich wie es die Gondoliere in Venedig zu thun pflegen. Ein Blick über das Bohlwerk zeigt uns eine Menge dieser Leute auf ihren kleinen Fahrzeugen stehend, rudernd, den Fluß nach allen Richtungen durchkreuzend. Dies sind nicht blos Fahrten zum Vergnügen. Der Rheder, der Geschäftsmann, der Mäkler bedient sich oft dieses Mittels, um zu den im äußern Hafen vor Anker liegenden Schiffen zu kommen, Ordres zu überbringen, Waaren an Bord zu besichtigen u. dgl. Der Anblick ist sehr ergötzlich; die kleinen Jöllen schießen pfeilschnell dahin in den engen Gassen, welche die Schiffe bilden, und die Geschicklichkeit dieser Ruderer ist eben so bemerkenswerth, als die der venetianischen, und kann wohl mit der Gewandtheit der Pariser Kabrioletführer und Wiener Fiaker wetteifern. Wenn der Fremde auf einer solchen schmalen Nußschaale hart an einem großen

*) Vgl. Geogr. Charakterbilder, 9. Aufl. Th. I, S. 227.

image
not
available

image
not
available

Schiffes. Oben ist ein Frühstück mit allem Luxus servirt, dessen nur das reiche Hamburg fähig ist. Alles strotzt von Krystall und Silber, die kostbarsten Weine, die seltensten Leckerbissen aus fernen Meeren und Ländern — Dinge, die der Binnenländer nur dem Namen nach kennt oder nur in den Naturalienkabinetten zu sehen bekommt — werden hier zu Madeira und Portwein verschluckt. Ein Musikkorps spielt, Alles ist lustig und guter Dinge. Doch der feierliche Augenblick ist gekommen, und plötzlich tritt Stille ein. Der Rheder begiebt sich an das Vordertheil des Schiffes und spricht einige Worte voll Hoffnung und Freudigkeit über die Bestimmung des annoch Namenlosen; hierauf überreicht man dem schönsten Mädchen, oft der Tochter des Hauses, eine Flasche des edelsten Rheinweins, den sie als Libation ausgießt. Damit vollzieht sie die Taufe des Schiffes, dessen Namen in demselben Augenblicke unter Abfeuern von Böllern und dem Tusch der Trompeten verkündet wird. Zugleich werden die vordern Stützen, die letzten, welche das Schiff noch hielten, entfernt, und das Schiff macht eine Bewegung nach vorwärts, wie ein muthiger Renner, der sich nicht mehr zurückhalten läßt. Doch es binden noch einige mächtige Ankertaue den Koloß am Lande fest. Jetzt werden auch diese gekappt und majestätisch, wie ein Held zu künftigen Siegen, gleitet das Schiff das abschüssige Ufer hinab, unter dem Hurrah der versammelten Menge, unter dem Geschrei der Hüte und Tücher schwenkenden Menschen auf dem Verdecke, unter dem Donner des Geschützes und dem kriegerischen Schall der Musik. Die Balken des Werftes beginnen zu brennen durch die gleitende Riesenwucht und senden Rauch und Dampf dem Flüchtling nach. Das Wasser kocht brausend bei seinem Empfange und das Schiff gehorcht zum ersten Mal der Lenkung des Kapitäns, indem es sich stromabwärts schwenken läßt, um nicht mit Macht auf die gegenüberliegenden Elbinseln an den Strand zu laufen. Bei dieser Schwenkung legt es sich stark auf die Seite, und den auf dem Verdeck befindlichen Damen preßt der momentane Schreck einen so durchdringenden Schrei ab, daß man ihn mitten durch Musik, Hurrahs und Schießen hindurch hört.

Jetzt liegt der Meeresriese ruhig da; die Gesellschaft verläßt in Böten den Bord, um sich an's Land zu begeben und Abends durch einen glänzenden Ball im Hause des Rheders den wichtigen Freudentag zu beschließen.

Manchmal zerstört jedoch schon die erste Reise alle frohen und großen Hoffnungen, die sich an dieses Ereigniß knüpfen; ich erinnere mich in meiner Jugend den prächtigsten Dreimaster, der auf den Werften meiner Vaterstadt erbaut wurde, den stolzen „Ozean", vom Stapel laufen gesehen zu haben, der von seinem ersten Fluge nicht heimkehrte und den die Gewässer Westindiens begruben.

Charakteristisches der Lage.

Wer die Geschichte der Hansa, eine der glänzendsten Epochen deutscher Geschichte, kennt, dem müssen die Ueberreste davon, unsere drei freien

image
not
available

beladenen zweirädrigen Karren durch die Straßen schieben. Die schmucken Blankeneserinnen mit ihren bienenkorbartigen Strohhüten, und die Helgoländerinnen mit den nach hinten offenen, aber von einem schwarzen Tuch fortgesetzten Hüten bilden eine sehr malerische Abwechslung; ihre Brüder und Vettern bieten Schellfische Schollen, Zungen, Steinbutten und Hummern zum Verkauf; die frischen und blühenden Bäuerinnen haben Blumen, Früchte (besonders große Erdbeeren im Sommer) und Gemüse feil; die Vierländer kommen mit Kälbern und Ferkeln gezogen. Die über die Kanäle führenden Brücken bilden die Knotenpunkte des Verkehrs, wo es besonders lebhaft hergeht. — Je näher man dem Hafen kommt, um so mehr gewinnt aber Alles ein schiffsmäßiges Ansehen; es ist wie der Uebergang von den Landthieren zu den Amphibien und durch diese zu den Fischen. Die „Amphibien" sind die bewohnten, mit Gartenbeeten auf dem Verdeck geschmückten Schiffe, die Jahr aus Jahr ein Blumentöpfe, Früchte aus Sachsen und Böhmen, Bretter und Latten verkaufen. Noch näher am Hafen liegen die tieferen Elbschiffe, mit Steinen, Holz und Torf beladen. Sie gleichen schon darin den Seeschiffen, daß sie einen höhern Bord und rundgewölbten Boden haben. Man wundert sich, daß sie auf dem Trockenen liegen; aber es ist eben Ebbezeit, und die Fluth, mit der sie kamen, trägt sie auch wieder von dannen. Jeder Hamburger kennt diese Zeit, und man benutzt sie, um die Waaren so tief als möglich in die Stadt zu bringen.

Dieser lebendige Handelsverkehr wiederholt sich Tag für Tag, ohne Aufhören kommen und gehen Seeschiffe und Flußschiffe, wenn auch nach der Fluthzeit die Stunde des Abgangs und der Ankunft wechselt. Regelmäßig gehen und kommen aber die Dampfschiffe von Amsterdam, Hull, London u. a. O., und die Dampfschifffahrtsgesellschaft hat auch Sorge getragen, daß man täglich nach Harburg und Cuxhafen gelangen kann.

Man staunt über die Betriebsamkeit eines Volkes an den Ufern eines Flusses, dem Hamburg Alles verdankt, der freilich auch, trotz der Eindeichungen, es seine Anwohner zuweilen fühlen läßt, welch' ein strenger Herr er ist; denn bei großem Wasser, namentlich Springfluthen, werden die niedrig gelegenen Wohnungen und die Kellerstuben unter Wasser gesetzt. Doch wenden wir uns nun zur innern Stadt!

Das Flüßchen Alster, im Holsteinschen entspringend, ergießt sich in Hamburg durch mehrere Kanäle, „Fleete" genannt, in die Elbe und bildet, von den Jungfernstiegen, dem Wall und Alsterdamm umgeben, zwei schöne Becken, die Binnen- und Außenalster. Der dritte Theil der innern Stadt wurde vom 5. bis 8. Mai 1842 durch den großen Brand verwüstet; indessen sind neue Straßen und herrliche Gebäude wieder erstanden, wodurch Hamburg eine der schönsten Städte geworden ist. Besonders reizend ist der Jungfernstieg, dieser mit der Esplanade und dem Wall in Verbindung gebrachte, mit zwei Reihen schöner Linden bepflanzte Spaziergang im Mittelpunkte der Stadt am innern Alsterbecken. Auf

Digitized by Google

image
not
available

Schinken. Der Seehandel liefert aus erster Hand russischen Kaviar, westindische Schildkröten und indianische Vogelnester, die köstlichsten Südfrüchte Portugals und Frankreichs. Es herrscht in Hamburg viel Gastfreiheit, wenn gleich das Abfüttern empfohlener Reisenden mehr zum guten Ton gehört, als auf geistigem Interesse beruht. Dabei spielen die Trinkgelder eine große Rolle; unter einem preußischen Thaler kommt der Gast nicht fort.

Das Volk liebt und kennt nur Sinnengenuß und strotzt von Gesundheit, ist aber dabei gutmüthig und bereitwillig, wenn gleich derb. De Pott (Topf) ist in seiner Sprache hundertfaches Symbol. De Pott is aff „das Spiel ist aus."

Man stößt im Norden überhaupt weit mehr auf verdrießlich-stumme Gesichter, als im freundlichern aufgeschlossenern Süden; so auch in Hamburg. Der Hamburger ist noch von altem Schrot und Korn, mehr derb als eigentlich grob, und derb sind ja auch im Süden die niederen arbeitenden Klassen, wenn man sie in ihrer Arbeit stört, von der sie leben müssen, namentlich in großen Fabrik- und Handelsstädten, wo Zeit Geld ist. Stört sie ein Müssiggänger, so greift er in die Triebräder der großen Handelsmaschine ein und verstaucht sich natürlich die Finger. Wer mit einem stolzen: Hör' Er mal! einem Hamburger in die Quere kommt, kann leicht das schönste Plattdeutsch zu hören bekommen. Der Karrenführer stößt den ihn beirrenden Grafen oder Ordensritter so gut in den Koth, als den Bettler; mit seinem Fuhrwerk ohne Pferd verdient er aber mehr, als anderswo ein Fuhrmann mit zwei Pferden.

Je betriebsamer und volkreicher eine Stadt, desto theurer sind ihre Wohnungen. So muß leider auch in Hamburg die arbeitende ärmere Klasse in Twieten (Zwischengäßchen), Gängen und Höfen nisten, ja in dunkeln feuchten Kellern, und muß sich bei hohem Wasserstande flüchten. Zu Hamburg wie zu London tritt man die Armuth mit Füßen, zu Wien und Paris wandelt sie über den Köpfen der Reichen.

Das Waisengrün.

Welch' ein feierlicher, rührender Zug bewegt sich dort einher, so liebreich von Allen empfangen? Er bannt die Schritte der eilig Vorübergehenden; man horcht den Tönen der sanften Musik, die ihn begleitet; man öffnet die Börsen, um Geld zu spenden; die Thüren und Fenster stehen offen, die Blicke spähen dem Zuge entgegen und folgen ihm, wenn er sich langsam entfernt.

Es ist Hamburgs Waisengrün. Ein altes frommes Fest, jenen armen Kindern geweiht, die elternlos der allgemeinen Mildthätigkeit anvertraut sind und von ihr die Bestimmung ihres fernern Schicksals erwarten. Sobald der Frühling sein schönstes Kleid angethan hat, in den ersten Tagen des Maien, halten die Waisen, geschmückt mit grünen Reisern und Blumen, ihren ersten Umzug durch die Stadt, allenthalben empfangen von den

image
not
available

gelegen, den Namen „Hammaburg" erhielt, das so viel wie „Waldburg" bedeutete und der Ursprung Hamburgs wurde.

Die zur Fischerei und zum Seehandel so sehr geeignete Lage zog bald sächsische Kolonisten herbei, und so oft auch deren erste Anlagen zerstört wurden, erweitert stiegen sie bald wieder empor. Besonders kräftig wirkte zum Emporblühen des jungen Hamburgs der wohlthätige Eifer frommer Bischöfe, unter welchen besonders Anschar sich auszeichnete. Normannen und Dänen, Slaven und Wenden — die das heutige Jütland, Mecklenburg, Pommern und die Marken bewohnten — blieben stets Feinde der jungen Anpflanzung, aus Neid wie aus Habgier. Heinrich der Große, der erste König aus sächsischem Geschlecht, und Otto I., sein Sohn, thaten viel zum Schutze des Orts; aber dieser Schutz war immer nur vorübergehend. Ferne Kriegszüge beschäftigten die Kaiser und Hamburg ward dadurch ihrer Pflege entrückt und mußte, so gut es gehen wollte, sich selber helfen.

Die Noth war oft so groß, daß das Dasein der jungen Ansiedlung ernstlich bedroht ward. Mistevoi ein mächtiger Fürst der Obotriten (im heutigen Mecklenburg), verlangte eine Verwandte des Herzogs von Sachsen, der vom Kaiser zum Statthalter in Hamburg eingesetzt war, zur Ehe. Da soll Markgraf Dietrich von Brandenburg gesagt haben: „Es ist nicht recht, eine christliche Fürstin einem wendischen Hunde zu geben!" Als diese schnöde Abfertigung dem Mistevoi zu Ohren kam, erwiderte er: „Der Hund sei wenigstens stark genug, um zu beißen." Ein allgemeiner Aufstand aller wendischen Fürsten war die Folge, und im Jahre 1012 wurde Hamburg in einen Schutthaufen verwandelt, die Einwohner wurden getödtet oder in die Sklaverei geführt, und erst nach 13 Jahren konnte an den Wiederaufbau der Stadt gedacht werden. Wie manche andere Städte jener Zeit, mächtiger und blühender als Hamburg, unterlagen ähnlichen Schlägen und erholten sich nie wieder — doch der Boden, auf dem Hamburg gegründet worden war, zeigte eine stärkere Kraft der Anziehung und der Wiedergeburt. Die überall hin zerstreuten Einwohner sammelten sich nach und nach wieder zu ihrer alten Wohnstätte, es wurden die Kirchen und Klöster wieder aufgebaut, und die Stadt erhob sich so schnell aus dem Schutt der Zerstörung, daß Schriftsteller jener Tage sie bereits „die schönste Stadt in Sachsen" nannten.

Damit waren die Gefahren für Hamburg nicht vorüber. Die Gegend war durch Anbau verschönert, der Gewerbfleiß und Handel regte sich frisch und der Wohlstand wuchs. Dies erregte fort und fort den Neid der stumpfsinnigen Nachbarn, und Kruko, der wilde Wendenfürst, brachte abermals die Gräuel der Verwüstungen über Nordalbingien. Die Familien sahen sich zur Auswanderung genöthigt. Doch der Kaiser übertrug nun die nordalbingischen Gebiete dem Grafen von Schauenburg als Lehen, und mit den Schauenburgern kam ein kräftiger Schutz gegen die Einbrüche der benachbarten Horden. Dazu kam noch ein Gewinn: Ueberschwem-

Digitized by Google

image
not
available

image
not
available

einen höchſt unbehaglichen Eindruck. Hier und dort erheben ſich ſchon ſtattliche Gebäude, indeß die meiſten ſind kleine, einſtöckige, krämerhafte Giebelhäuſer. Erſt mit einem gegen alle Fluthen geſicherten Hafenbecken, deſſen Bau denn doch endlich in Angriff genommen wird, und vor Allem mit der heißerſehnten Eiſenbahn wird Geeſtemünde wahrhaft aufblühen und jene glänzenden Hoffnungen erfüllen, zu denen ſeine Gründer und Bürger wohl berechtigt ſein mögen.

Der Kontraſt des ſtillen Geeſtemünde mit dem rührigen, lebhaften Bremerhaven iſt um ſo größer und auffallender, da beide Orte einander ſo nahe liegen. Kaum hat uns das Fährboot der Geeſte an's andere Ufer gebracht, als auch ſchon das ganze rege und bunte Treiben und Lärmen einer ächten Seeſtadt uns entgegenwogt. Alles rund um uns her arbeitet, ſchleppt und rennt in geſchäftigſter Eile durcheinander; die nahen Schiffswerften und Drydocks hallen und dröhnen früh bis ſpät von fortwährendem Sägen, Rumoren und lautem hundertfachen Hammergepoch; während vom Hafen her aus dem Dickicht der Maſten und Taue buntes Flaggengeflatter leuchtet und das „Ho i ho" und der eigenthümlich melancholiſch klingende Geſang arbeitender Matroſen zu uns herüberſchallt.

Schon unter ſchwediſcher Herrſchaft erregte dieſer für Handel und Schifffahrt ſo günſtige Platz die Aufmerkſamkeit der damaligen Regierung, und beinahe auf demſelben Fleck, wo jetzt das kleine hannöverſche Fort Wilhelm über den Strom ſchaut, ließ Karl XI. 1673 durch ſeinen Artillerie-Oberſten Melle eine aus Erdwällen beſtehende Veſte anlegen, genannt die Karlsburg, deren 80 Kanonen bis zum jenſeitigen Weſerufer nach Blexen reichten. Durch dieſe geſchützt, ſollte ſich gleich dahinter eine Handelsſtadt erheben, für die der Name „Karlsſtadt" beſtimmt war.

Schon ſtanden einige Häuſer derſelben, auch allerlei Freiheiten, Rechte und Privilegien waren bereits für die neuen Anbauer feſtgeſtellt; doch ſchon 1675 erlitt Burg und Stadt durch ein vereinigtes Corps Dänen, biſchöflich Münſterſcher und herzoglich Celleſcher und Wolfenbüttelſcher Truppen eine Belagerung, oder vielmehr Blokade.

Ein Vierteljahr hielt ſich Oberſt Melle in der noch nicht einmal ganz fertigen Veſte, mußte dann, durch Mangel an Lebensmitteln und Munition genöthigt, kapituliren, worauf man ſie theilweiſe zerſtörte. Noch einmal, im Jahr 1698, verſuchte Karl ſie wieder herzuſtellen, doch geſchah wenig, man ſchien die Luſt daran verloren zu haben. Die furchtbare Weihnachtsfluth von 1717 zerſtörte die letzten Wälle vollends, ſo daß man hernach nur noch an einer ſehr geringen Erderhöhung ſah, wo die Karlsburg gelegen hatte. Auch die Häuſer waren theils fortgeſpült, theils abgebrochen worden. Alles gerieth halb in Vergeſſenheit. „Das iſt," ſagt der alte Chroniſt Visbeck in ſeinem Buche über die Niederweſer, „das traurige Schickſal eines Platzes, der zu großen Dingen beſtimmt war." Dann ſchließt er ſeinen Bericht von der Zerſtörung dieſer paar Erdwälle mit einem pathetiſchen „Sic transit Gloria mundi!"

image
not
available

image
not
available

ſie es durch die That beweiſen. Franzöſiſche, ſpaniſche und portugieſiſche Flaggen wehen jetzt von Maſten, die in deutſchen Wäldern gegrünt und geprangt haben, und über Planken, die auf Bremiſchen Werften zuſammengefügt worden ſind.

Wenn Einige behaupten, man könne von den Schaufenſtern der Läden ſicher auf den Charakter, Bildungsgrad und Reichthum einer Stadt ſchließen, ſo gilt dies wohl nirgends mehr, als an ſolch' einem Platz wie Bremerhaven iſt. Laden reicht hier an Laden, und jeder von dieſen weiſt mehr oder weniger auf Schifffahrt und Auswanderung hin. Reich ausgeſtattet und elegant ſind dieſe Läden ſelten, aber vollgepfropft mit allen möglichen Bedürfniſſen jeder Art.

In dieſen hängen Maſſen von rothen und blauen Wollhemden und Leinenhoſen für die Matroſen, derbe Südweſterhüte mit ihrem Nackenſchirm und ölgetränkte Buſeruntzos gegen Regenſchauer und Wogengeſpritz neben Baumwollenzeugen und breitkrempigen Panama- und Strohhüten gegen den Gluthenbrand der Tropenſonne; in jenen ſieht man aufgeſtellt in langen Reihen Flaſchen mit Liqueuren, Magentropfen und Eſſenzen für die Seereiſe, Büchſen mit Konſerven aller Art, Fleiſch, Gemüſe, ſelbſt Milch im trockenen Zuſtande, Gläſer mit Eingemachtem, daneben von fernen Ländern herübergebrachte tropiſche Früchte und Konfituren, braune Kokos- und Paranüſſe, Orangen und Citronen, goldfarbige und köſtlich duftende Ananas, feurigen Ingwer und ſüßen Guajavaſaft; weiterhin iſt Alles zu haben, was Auswanderer gebrauchen: Matratzen, wollene Decken und allerlei Blechgeſchirr; dort wieder ſtehen Muſcheln, Korallen, chineſiſche und indiſche Raritäten zur Schau; hinter einem noch andern Fenſter funkeln und blitzen nautiſche Inſtrumente, Bouſſolen und Chronometer, Oktanten und Fernröhre, dabei Logbücher, Logarithmentafeln und Seekarten; viele Läden endlich führen ganz wie ein ächt amerikaniſches Store Alles und Jedes, was nur gefordert wird: Speiſe und Trank, Kleider, Schuhe, Eiſenwaaren und Gewürze, und ihre Schilder tragen neben der deutſchen meiſtens noch engliſche, und ſogar einzelne auch ſpaniſche Aufſchrift.

Indeſſen wollen wir ächtes Seemanns- und Handelsgetreibe ſtudiren, müſſen wir eine Stunde am Quai des Hafens auf- und abſchlendern oder auf dem Trottoir der breiten Straße, die, mit dem alten Hafen parallel laufend, dieſen von der Stadt ſcheidet. An ihr ſtehen einige der anſehnlichſten Gebäude: die Poſt, das Amthaus, in dem auch der Hafenmeiſter wohnt, das Groß'ſche Hotel, der Sammelpunkt aller Schiffskapitäne, ferner hohe Packhäuſer, Läden und Magazine aller Arten. Eine Reihe von Linden- und Kaſtanienbäumen ſteht davor, aber die Bäume kränkeln und verkrüppeln vom rauhen Seewind, dem ſie ausgeſetzt ſind.

Gegenüber aber das Baſſin ſelbſt mit ſeinem tauſendfach ſich kreuzenden und durchſchneidenden Liniengewirr aller Maſten, Raaen, Wanten und Taue, die, wenn man ſich an einem Ende des Hafens befindet, zu einem wahren Dickicht werden, zu einem ächten Maſtenwald. Wir winden uns

image
not
available

nur mit einem Fuß noch ſtehen ſie im Vaterland. Darum ſind auch die meiſten völlig gleichgültig, ja ſelbſt fröhlich und guter Dinge, und miſchen wohl ihre Lieder in den Geſang arbeitender Matroſen; doch ſieht man auch, wenn man die Schaar durchwandelt, manchen thränenſchweren Blick und manches Antlitz, in deſſen gramvollen Zügen ſich die Geſchichte einer trüben Vergangenheit malt, ein Stück Leidensgeſchichte des deutſchen Volks.

4. Leipzig.

(Vom Herausgeber.)

Die Sachſen ſind ein ruhiges, arbeitſames, induſtriöſes und dabei anſpruchsloſes und mäßiges Völkchen, das, mit einem feinen Verſtande begabt und ſtets aufgeweckten Sinnes, mit vielem Glück nach den leiblichen wie nach den geiſtigen Gütern dieſes Lebens zu ringen weiß, und auch mit vielem Geſchick den Genuß beider verknüpft. Der meißniſche*) Sachſe, der das jetzige Königreich Sachſen einnimmt, iſt, mit andern deutſchen Stämmen verglichen, von einer gewiſſen Weichheit, Biegſamkeit und Schmiegſamkeit, die ihn vor manchen Extremen bewahrt; er hat nicht die tiefgehende Gemüthsenergie des Schwaben, nicht die heitere Lebensluſt und derbere Natürlichkeit des Oeſterreichers, auch nicht die Schärfe und Kühnheit des Preußen, aber er iſt auch weniger einſeitig als ſeine Brüder und Vettern, erfreut ſich einer Harmonie, eines Gleichmaaßes ſeiner Kräfte, das ihn zum vermittelnden Bindegliede macht von Nord und Süd, Oſt und Weſt. Der Sachſe iſt die Kopula zwiſchen dem Oeſterreicher und Preußen, Baiern und Schwaben. Daß der meißniſche Dialekt zur Schriftſprache des ganzen gebildeten Deutſchlands erhoben wurde, war nicht zufällig, ſondern Ergebniß eben ſeiner größern Weichheit und Biegſamkeit. Alle Hauptrichtungen des deutſchen Kulturlebens treffen wir im kleinen Sachſen vereint, und es iſt, als ob es ſeine Kraft in dem Maaße konzentrirt hätte, als unglückliche politiſche Verhältniſſe ein Stück nach dem andern von dieſem Lande abgeriſſen haben. Die glückliche Einheit von Luſt an gelehrter Forſchung und der Praxis eines regen Fabriklebens, von kaufmänniſchem Handelsgeiſt und muſikaliſchem Sinn, von bürgerlicher Einfachheit und Sinn für äußere Eleganz und Schönheit hat ſich das meißniſche Sachſenland nicht zerreißen laſſen. Wie ſind doch die mannigfaltigſten Bildungsrichtungen in dem kleinen Sachſen zuſammengedrängt! Man denke an die Vergangenheit: Zu Annaberg im Erzgebirge, wo noch jetzt eine Hauptniederlage von Spitzen, erfand Barbara Uttmann das Spitzenklöppeln zu Anfang des 16. Jahrhunderts; zu Schneeberg ward um dieſelbe Zeit durch Schürer Blauglas bereitet aus Kobalt und

*) Von den zehn Kreiſen, in welche man einſt Deutſchland theilte, hieß einer Oberſachſen; dies umfaßte aber Thüringen, Meißen, Brandenburg und Pommern.

image
not
available

sie durch den Vater erhalten hatte, zur Vertheidigung gegen den Sohn gebrauchte. Markgraf Dietrich ließ die Stadtmauern niederreißen, dagegen aber drei Schlösser anlegen, wovon sich eines, die Pleißenburg (freilich in oft veränderter Gestalt), noch erhalten hat. Es war dies im ersten Viertel des 13. Jahrhunderts, zur Zeit des mächtigen Emporblühens der Städte. Die Leipziger Kaufleute traten um diese Zeit zu einer geschlossenen Gilde zusammen, die Zünfte konsolidirten sich und traten in gegenseitigen Wetteifer. So erstarkte die Bürgerschaft, und im hessischen Erbfolgekriege thaten sich die Leipziger hervor durch große Kühnheit und Tapferkeit. Unter Anführung des Schenk Rudolf von Vargula überfielen sie das braunschweigische Lager zwischen Wettin und Halle und nahmen den Herzog Albrecht von Braunschweig gefangen, durch welche kühne That der Friede herbeigeführt wurde. Als einige Jahre später Leipzig durch Theilung an den Markgrafen von Landsberg, Dietrich den Weisen, gekommen war, ertheilte dieser der frisch emporstrebenden Stadt einen Freiheitsbrief, worin er allen fremden Kaufleuten Sicherheit, d. i. Schutz für ihre Person und ihre Waaren, gelobte, auch wenn er mit ihren Landesherren in offener Fehde sich befinden sollte. Dieser Freiheitsbrief zog viele Käufer und Verkäufer auf den Leipziger Markt und bahnte den Uebergang zur Messe. Im Jahre 1507 erkannte bereits Kaiser Maximilian I. die Leipziger Märkte unter dem Namen kaiserlichen Messen dergestalt an, daß im Umkreis von 15 Meilen kein Jahrmarkt, keine Messe oder Niederlage gehalten werden sollte, Käufer und Verkäufer unter kaiserlichem Geleit standen und sie Niemand, bei Strafe der Acht, stören durfte; jede Stadt, die den Gerechtsamen Leipzigs zu nahe trat, sollte in eine Strafe von 50 Mark löthigen Silbers verfallen. Wenn auch das noch hie und da aufwogende Raubritterthum nicht immer an solche kaiserliche Verordnung sich kehrte, so war doch ein Damm gezogen und ein Rechtsboden gewonnen, welcher Leipzigs Bürgerschaft sehr zu Gute kam, so daß sie auf diesem Grunde die höchst wichtige Niederlags- und Stapelgerechtigkeit erwarb. Nach damaligem Brauch ließ sich Leipzig die errungenen Privilegien durch eine besondere Bulle des Papstes (Leo X.) bestätigen und von den folgenden Kaisern stets erneuern.

Zu diesen Begünstigungen durch die Fürsten kamen aber auch manche Einwanderungen von Seiten Fremder, die eben so günstig wirkten. So hatte schon zu Anfang des 13. Jahrhunderts die Reise Konrad's von Wettin nach Italien zur Folge, daß lombardische Kaufleute nach Leipzig übersiedelten und durch ihre Gewandtheit im Wechselgeschäft, wie durch ihre Handelsverbindungen mit der Heimath die Handels- und Gewerbsthätigkeit von Leipzig sehr erhöhten. Von diesen Lombarden mögen die noch in Leipzig befindlichen „italienischen Keller" herrühren. Die Bedrückung, welche im 16. Jahrhundert das industriöse Volk der Niederlande durch Spanien erfuhr, führte auch manchen gewerbfleißigen Bürger in die

Digitized by Google

image
not
available

eines Bürgers zu ſeiner Vaterſtadt, des Kaufmanns Schletter, der ſeine höchſt werthvolle Gemäldeſammlung ihr teſtamentariſch hinterließ und außerdem zur theilweiſen Deckung der Baukoſten des Muſeums ſein mächtiges Haus vermachte. Bis die neuen Anlagen ſich entwickeln, mag freilich eine Reihe von Jahren vergehen, dann aber wird ſich längs der ganzen Süd- und Oſtſeite zwiſchen der innern und äußern Stadt ein landſchaftliches Bild geſtaltet haben, welches der größte Schmuck Leipzigs zu ſein verſpricht, und in deutſchen Städten wenig Aehnliches finden möchte. Und nicht blos die Freunde der Natur und des Schönen werden ſich durch die mächtige Umwälzung befriedigt fühlen, ſondern auch Die, welche in dem Leben des ſtädtiſchen Körpers zunächſt das Nützliche und Einträgliche berückſichtigt wiſſen wollen; denn es iſt nahe dem lebhafteſten Theile der Stadt ein weiter Raum theils neu gewonnen, theils beſſer verwerthet, und damit dem raſtlos vorſchreitenden Unternehmungsgeiſte ſein Recht gewahrt worden.

Im preußiſch-franzöſiſchen Kriege (1806) mußte Leipzig die Beſchlagnahme aller engliſchen Waaren um 7 Millionen Franken loskaufen; es ſah alle Häfen gegen England geſperrt, ſpäter mußte es ſich ſogar einen großen Vorrath engliſcher Waaren verbrennen laſſen. Dafür entwickelte ſich jedoch die inländiſche Induſtrie um ſo ſchneller, und ſelbſt in den unglücklichſten Kriegsjahren hatte ſich Leipzig ſtark beſuchter Meſſen zu erfreuen. Von den härteſten Schlägen ward die Stadt im Jahre 1813 betroffen, wo die große Völkerſchlacht in ſeiner nächſten Nähe wüthete, ja bis in die Stadt ſelber ſich fortſetzte. Doch auch dies Ungemach ward bald überwunden. Dieſelbe Lage, welche die Kriegsheere in den Ebenen Leipzigs ſo oftmals verſammelt hatte, begünſtigte ja auch die Meßſtadt und machte ſie zum Mittelpunkt eines großen Handelsverkehrs. Vermöge dieſer Lage iſt Leipzig der Mittelpunkt jenes Halbkreiſes, den die Elbe von Schandau bis Barby macht. Darum bildete ſich eben hier ein bedeutender Straßenknoten, wo die Straßen nach Frankfurt und dem Rhein, nach Dresden und Prag, nach Hof und München, nach Magdeburg und nach Berlin ſich kreuzten. Und der gleiche Knoten bildete ſich, als die Eiſenbahnen in's Leben traten; in Leipzig vereinigt ſich die Leipzig-Dresdener, die Leipzig-Berliner, die Magdeburg-Leipziger, die Thüringer und die Sächſiſch-Bayerſche Staatsbahn.

Da Leipzig ſehr niedrig liegt, ſieht es auch drei Flüſſe bei ſich zuſammen kommen: die weiße Elſter, Pleiße und Parthe. Dieſe Flußniederungen ſind mit ſchönen Eichenwaldungen bedeckt; das anmuthige Roſenthal (das richtiger Eichenthal heißen ſollte) zieht ſich bis an die Stadt heran, die ſich ſomit auf vielen Punkten ſchattiger Spaziergänge zu erfreuen hat. Früher ſeiner großen Sterblichkeit willen verrufen, iſt Leipzig jetzt eine eben ſo geſunde als heitere und freundliche Stadt geworden. Sind auch manche der großen und ſchönen Gärten, die früher außerhalb der Stadt lagen, jetzt bereits ein Theil der Stadt ſelber geworden und zum Theil mit Gebäuden ausgefüllt, ſo giebt es doch überall freie Durch-

image
not
available

verwandt wird. Fragt man, wem gehört dieſes große und ſchöne Haus? ſo iſt die Antwort: Einem Maurermeiſter, Buchhändler u. ſ. w. In einer betriebſamen Handelsſtadt muß auch das Schöne vor allen Dingen praktiſch ſein, und der Leipziger zumal verſteht es, mit ſeiner geſchäftlichen Handthierung möglichſte Eleganz, mit dem dulce das utile zu verknüpfen. Die ſehr ſchöne Härtel'ſche Villa unweit des Zeitzerthores iſt wie ein weißer Sperling, ein Stück Italien in nordiſcher Luft, und ganz charakteriſtiſch für Leipzig tritt man durch die mit Freskogemälden gezierte Säulenhalle in — ein Buchhändlerkomptoir!

Natürlich wetteifern in einer Meßſtadt, wie Leipzig, die Häuſer mit den Menſchen, um Geld zu verdienen. Ein dreiſtöckiges Haus bringt an Miethzins ſeine 3000 Thaler ein, und iſt gleich einem Kapitale von 80 bis 100,000 Thalern. Da miethet ſich auch manche arme Familie ein Logis, deſſen Miethe ſie mit eigener Kraft nicht erſchwingen könnte, etwa für 200 Thaler, aber zur Meßzeit drückt ſie ſich in ein Hinterſtübchen zuſammen, und in zwei Monaten hat ſie von den fremden Kaufherren nicht blos die 200 Thaler, ſondern auch noch etwas mehr gewonnen, ſo daß ſie die geräumigen, ſchönen Zimmer den übrigen Theil des Jahres umſonſt bewohnt. Da kommt erſt ein Lederhändler, dann ein Tuchhändler, endlich ein Buchhändler — ſie Alle beziehen daſſelbe Zimmer. Viele Gaſthöfe am Brühl ſind lediglich für die Meßzeit da, bringen aber eben deshalb mehr ein, als manche andere ſpärlich beſuchte das ganze Jahr hindurch.

Es finden alljährlich drei Meſſen ſtatt, welche jedesmal drei Wochen dauern. Der Anfang wird nach einem gewiſſen Sonn- oder Feſttag beſtimmt; bei der Oſtermeſſe (der lebhafteſten) iſt dies der Sonntag Jubilate*); bei der Michaelismeſſe ſtets der Sonntag nach Michaelis, bei der Neujahrsmeſſe (der unbedeutendſten) der 1. Januar, womit die Meßwoche beginnt und feierlich eingeläutet wird. Dieſer Meßwoche geht aber noch eine Vorwoche, die ſogenannte Böttcherwoche, voraus, und wiederum folgt ihr eine Nachwoche, die ſogenannte Zahlwoche, in welcher der Donnerstag in den beiden Hauptmeſſen der Zahltag iſt, an dem alle zur Meſſe eingegangenen Wechſelverbindlichkeiten gelöſt werden müſſen. Indeß werden jetzt die meiſten en gros-Geſchäfte ſchon in der Woche vor der Böttcherwoche abgemacht, obwohl die fremden Kaufleute ihre Waaren erſt mit der eigentlichen Meßwoche auslegen dürfen. Wer von Fremden ſeine Firma früher als zum feſtgeſetzten Termin ausſteckt, zahlt eine Strafe von 50 Thalern; daher kommt es denn auch, daß ſo viele fremde Handlungsherren Bürger der Stadt geworden ſind, als welche ſie dem Meßzwang nicht mehr unterliegen. Die Meßfreiheit beſteht aber darin, daß jeder Kaufmann ohne Ausnahme ſeine Waaren unbeirrt vom Zunftzwange der Stadt auslegen und verkaufen darf; daß Niemand während der Meſſe gerichtlich zur Zahlung angehalten werden darf (es ſei denn, daß die Schuld

*) Der dritte Sonntag nach Oſtern.

Digitized by Google

image
not
available

image
not
available

image
not
available

Fünfter Abschnitt.

1. Thüringen. — 2. Kurhessen. — 3. Schwaben. — 4. Das würtembergische Neckarland.

1. Thüringen.

Thüringen ist die Grenzscheide des Südens und Nordens, und wer diesen verläßt, um jenen zu betreten, mag mit dem auffallenden Wechsel der sandigen Ebenen, die sich an die fruchtbarsten Parthien Thüringens keck heranwagen, sehr zufrieden sein. Ohne Uebergang geräth man in den Segen eines Landes, das von jeher der Höhepunkt Obersachsens war.

Thüringen hat von der Natur seine Grenzen erhalten, und wenn auch der Name in der deutschen Statistik erlosch, im Munde des Volks und der Geschichte wird er länger fortleben, als die neueren Zustände und politischen Zerstückelungen, die an die Stelle des alten Thüringerlandes traten. Im Osten umsäumt die Saale mit ihren bunten Bergen und Hügeln diesen Landstrich; im Norden umrauscht ihn der Wellenschlag der zwar kleinen, aber wilden, ausgelassenen Unstrut; im Westen überragt der Harz die thüringischen Ebenen und das hagere Eichsfeld erhöht ihre üppigen Reize; im Süden spannt sich in einer Entfernung von 17 Meilen der Thüringerwald aus, eine Mauer aus Wald und Fels, oder vielmehr ein Meer von Bergen, die wie Wellen neben einander liegen, als könnte man von der einen Höhe auf die andere hüpfen, aber unbeweglich — ein grün verwachsenes Meer. Hinter dem Thüringerwald liegt Franken mit seinen fruchtbaren Ebenen, und weiter und immer weiter verbreiten sich die Mannigfaltigkeiten der südlichen Natur, die in Thüringen auf dem Wendepunkte steht, gleichsam im Kampfe mit den Zumuthungen des Nordens. Nicht selten bricht dieser noch mit Hagel und Schnee in den Frühling ein, der aus Süden über den Thüringerwald hinabstieg und nun im Thüringerlande in die Enge getrieben wird.

Man leitet den Namen Thüringen von den Hermunduren ab, die an die Stelle der Katten traten, oder von dem Gotte Thor, oder auch von den Theroingern oder Toringern, einem westgothischen Stamm, deren Reich von großer Ausdehnung gewesen sein soll. Etymologen wollen

image
not
available

Verhältniſſe erwieſen, die man in der Nähe von Kurheſſen nicht vermuthet. In Thüringen trifft man einen Aufwand bei den Gaſtereien der Bauern und eine rückſichtsloſe Gaſtfreundſchaft, die eben nur da Stoff finden können, wo die Natur ihnen eine breite Grundlage bietet und keinerlei Sorge eingreift. Es kommt bei Hochzeiten, wenn auch ſeltener als früher, noch vor, daß ein gemäſteter Ochſe, ſechs bis acht Kälber, ein Dutzend Schafe verzehrt werden; dazu trifft man nur in Thüringen jenen leichten Ton und die innige Hingebung, wie ſie dem Süddeutſchen eigen iſt, wie ſie aber weder der Heſſe, noch der Sachſe kennt. Die Bauern im Norden ſind auch wohl gaſtfrei, aber ſie thun ſtolz mit ihrer Gaſtfreundſchaft; doch die Thüringer leben darin, wie denn auch die meiſten Dorfnamen mit dem Worte „leben" *) endigen. Aber die Bauern in Jever, Butjadingerland, Dithmarſchen u. ſ. w. haben ihre Ernte aus den Gefahren des Lebens zu retten, aus Sturm und Wetter, Deichbrüchen und Ueberſchwemmungen; und ſolche Beſorgniſſe rufen eine Stimmung hervor, die ſich wenig mit einem heitern und hingebenden Herzen verträgt. Der Bauer jener nördlichen Gegenden trägt es auf ſeiner Stirn geſchrieben, er müſſe auf ſeiner Hut ſein, und wird er luſtig und guter Dinge, ſo iſt es nur eine materielle Luſtigkeit; der Reichſte ſelbſt ſpült trinkend nur ſeine Sorgen hinunter, nicht die Proſa des Lebens, die ihm immer bleibt. In Thüringen dagegen iſt die Luſtigkeit etwas Poſitives. Gott hat dieſes Land geſegnet und mit der Poeſie der Fülle geſchmückt; man kann von Herzen luſtig ſein und eine Feſtfeier drückt hier nicht die Sorgen nieder, ſondern hebt vielmehr nur die Freude. Dieſe Stimmung aber, die über faſt ganz Thüringen verbreitet iſt, ich meine die Lebensluſt, die Luſt am Leben, wird auch da in keinem geringeren Grade angetroffen, wo es keine goldenen Auen und duftige, getreidefunkelnde Thäler giebt. Der Wäldler iſt ſo heiter und freudevoll, wie der reichſte Bauer des Landes. Er hat ſich ſogar die höhere Poeſie verſchafft, die Kunſt; die thüringiſche Muſik iſt bekannt und man hört es ihr an, daß ſie nicht die Grillen verſcheuchen, ſondern mit der Freude zum Tanze aufſpielen ſoll.

Der Thüringerwald, der ſich von den Ufern der Werra bis zur Saale erſtreckt, iſt durch einen ununterbrochenen und überall mit hohen Rainſteinen (Grenzſteinen) beſetzten fahrbaren Pfad in zwei Hälften getheilt, den man mißbräuchlich ſtatt Rainweg „Rennweg" oder „Rennſtieg" heißt. Dieſer Pfad war ſicherlich bereits in den älteſten Zeiten Grenze zwiſchen Thüringen und Franken, und noch bis auf den heutigen Tag nennen die Thüringer den ſüdlichen Theil des Waldes Frankenwald. Die höchſten Spitzen des Thüringerwaldes ſind der Schneekopf und Beerberg, der bekannteſte aber der Inſelsberg, der für den Brocken des Thüringerwaldes gilt. Er liegt in der nordweſtlichen Hälfte der Bergkette und ſeine kahle Kuppe

*) Das „leben" als Endung thüringer Dorfnamen kommt von „leuben," „läuben," „Laube."

Digitized by Google

image
not
available

die Wartburg liegt, der Lieblingssitz thüringischer Landgrafen bis in's 13. Jahrhundert hinein, und noch berühmter durch den Aufenthalt Luther's 1521. Noch zeigt man sein Arbeitszimmer und Dintenfaß, sowie ein Saal voll trefflicher Rüstungen an die alte Ritterzeit erinnert. Neuerdings hat man die zum Theil morsch gewordenen Gemäuer der Wartburg mit vielem Geschick restaurirt; im Styl des frühen Mittelalters neu aufgeführt, bietet sie mit ihren weiten Sälen, namentlich dem Sängersaal, dem Besucher einen seltenen Genuß.

Die engen Thäler der Gera und Ilm sind reich an malerischer Schönheit, aber es fehlt dabei nicht an schauerlich-düstern Tannengründen, namentlich im Thal der Schwarza, wo die alte Schwarzburg auf steilem Felsabhange thront, um den sich der Fluß windet. Diese Schwarzburg ist das Stammhaus der Fürsten von Rudolstadt und Sondershausen und bewahrt noch eine Sammlung von Ritterrüstungen und Waffen des Mittelalters. Nicht weit davon sind die immer noch großartigen Ruinen der einst reichen und blühenden Abtei Paulinzelle. So stößt man in Thüringen überall auf Baudenkmäler, die an die merkwürdige Geschichte des Landes erinnern.

Der Thüringerwald ist als eine Fortsetzung des Fichtelgebirges bis zur Saale anzusehen, und der Wald, den dieses Gebirge vorzugsweise bezeichnet, besteht nordwestlich aus den schönsten Buchen und Eichen und östlich aus Fichten und Tannen. Nur drei kahle Gipfel ragen aus dem dichten Kranze der thüringischen Bergkette nackt und dürftig hervor: der Gerberstein, der Trühberg und Hermannsberg, dienen aber nur dazu, das bunte Kolorit zu erhöhen, das hier durch ein Meer von Laub und bei heiterm Wetter durch einen blauen Horizont über diesen grünen Wogen eines Riesenwaldes gebildet wird. Der Thüringerwald ist holzreicher als der Harz und das Erzgebirge; man kann wohl sieben Stunden lang in einem Walde von Fichten fortgehen, und es ist schon erfahrenen Wandersleuten und Jagdmännern begegnet, daß sie sich in dieser Waldwildniß verirrt haben. Uebrigens ist in neuerer Zeit sehr viel für Wegebauten, namentlich im gothaischen und weimarisch-eisenachischen Antheil, geschehen.

Bietet so der Zug des Hauptkammes wenig Abwechslung, da kaum Thäler ihn durchbrechen, und wird eben hierdurch die sinnende Phantasie mächtig angeregt, so ist hinwiederum der Kontrast mit den lieblichen und doch pittoresken Hügelthälern der Gera und Ilm, der Hörsel und Schwarza, Saale und Unstrut um so größer. Die mittleren Distrikte Thüringens geben freilich nur die lachende, aber auch einförmige Ansicht einer reichen Ernte; aber in solchen „goldenen Auen" ist es doch behäbig und gemüthlich zu wohnen und das Herz wird ganz anders erfreut, als durch den märkischen Sand und die pommerschen Triften des Preußenlandes. Steigen doch nicht blos auf jeder Bergkuppe, sondern selbst im Innern der Ebene (die drei Gleichen) Bergruinen auf, an die reiche Geschichte erinnernd und den Quell der Sage lebendig erhaltend. Thüringen hat auch

Digitized by Google

image
not
available

vier Tage) Musikanten, miethen einen Tanzsaal und pflanzen die mit Kranz und Bändern geschmückten Maien. Außerdem ist die Dorflinde, der meist ummauerte Gemeindeversammlungsort, nach altem deutschen Brauch der Platz dieser ländlichen Festlust. Mit aller Feierlichkeit wird der Kirchweihmorgen von den Musikanten angeblasen, dann ziehen die Kirmßeburschen mit ihren geschmückten Mädchen paarweise unter Vorantritt der Musik zur Kirmeßpredigt nach der Kirche. Nach Beendigung des Gottesdienstes geht es unter die Linde oder in's Wirthshaus zum Gelag, wo eigene „Platzmeister," welche die Kasse führen, sowohl für Aufrechthaltung der Ordnung, als auch für Beschaffung der Bedürfnisse und möglichste Regelung des Tanzes sorgen. Einer von ihnen, mit weißer Zipfelmütze und vorgebundener weißer Schürze, trägt die hölzerne oder lackirte Bierkanne (thüringisch „Schleifkanne," hennebergisch „Rätze"). Bei den Gutsbesitzern, Pachtern, Pfarrern, Förstern folgt auf das Festessen, wobei es an Kuchen nicht fehlt, zunächst der Kaffee und dann Spiel und Scherz; ein Lieblingsspiel der jungen Welt heißt der „Kirmßenbauer."

An manchen Orten durchzieht das Landvolk gleich nach der Kirche das ganze Dorf mit Musik, festlich geputzt mit Bändern und Blumen. Die Kirmßeburschen tragen ein auf die Achsel gestecktes buntseidenes Tuch, das sie von ihren Mädchen erhalten, und aus jedem Haus, wo erwachsene Töchter sind, die zu den Kirmßejungfern gehören, wird Kuchen zum Fest gesteuert, den man auf einem Schubkarren voraus und zum Gelage führt. Auch ziehen wohl die Kirmßeburschen und Mädchen in die Häuser der Honoratioren und tanzen dort einige Reihen.

An vielen Orten ist noch der Hahnenschlag üblich, ferner der Bärentanz, wobei der den Bären Vorstellende in Gerstenstroh gebunden wird und theils Gaben, theils Scherzprügel bekommt; ferner Vermummungen und Verkleidungen, Ritte und Wagenzüge nach befreundeten Nachbarn. So auch wird zum öftern nach einem Hammel geritten, der geschmückt in feierlicher Prozession durch das Dorf geführt, dann unter Musik und Jubel geschlachtet und endlich verzehrt wird. Zum Ueberflusse laufen noch an vielen Orten Bursche wie Mädchen nach Tüchern und anderen Gegenständen; die besten Renner haben den Vorantritt bei allen Kirmßefeierlichkeiten.

2. Kurhessen. *)

Es giebt wenig Deutsche, welche in allen ihren Gewohnheiten so beim Alten geblieben sind, wie die Nachkommen der Chatten, die Kurhessen. Ueberall findet man in ihrem Lande die frugalste Lebensweise; namentlich

*) Vgl. Beschreibung des Kurfürstenthums Hessen von G. Landau.

Digitized by Google

image
not
available

zu verſpinnen. Dieſe „Spinnſtuben" ſind zwar oft verboten, aber keineswegs beſeitigt worden.

Das Sprüchwort „Wo Heſſen und Holländer verderben, kann Niemand Nahrung erwerben" deutet auf den Fleiß und die Ausdauer des heſſiſchen Volks, und wahrlich, in dem Schweiße ſeines Angeſichts muß es dem meiſt dürftigen Boden ſein Brod abringen, obgleich ſchon Tilly den alten Vers:

Im Lande zu Heſſen hat's große Berg' und nichts zu eſſen,
Große Krüge und ſauern Wein,
Wer wollte gern im Lande zu Heſſen ſein!

nicht beſtätigen wollte. So viel iſt aber ſicher, daß der eigentliche Heſſe den geraden Gegenſatz zum Thüringer bildet. Wenn dieſer lebensmuthig und lebensluſtig das Leben von der heitern Seite nimmt, iſt der Heſſe mehr ernſt und im Kampf mit ſeiner Subſiſtenz wie in manchem Mißgeſchick ſeiner Vergangenheit mehr todesmuthig geworden. Seine Tapferkeit iſt ein wahrer Todesmuth, mit dem er wie blind auf die Gefahr geraden Weges losgeht, ohne ſich lange zu beſinnen. Das Wort „blind" ſoll, wie Arndt*) gut bemerkt, gewiß kein Gebrechen bezeichnen, ſondern eine feſte, derbe, unerſchütterliche Art, die keinen Wechſeln und Erſchütterungen unterworfen iſt; es ſoll gewiß den ſtillen, feſten Muth bezeichnen, mit welchem der Heſſe mit offnem Aug', wie ein Anderer mit geſchloſſenem Aug', dem Tode entgegengeht. Schon Tacitus weiß hohe Dinge von der Tapferkeit und Kriegskunſt der Chatten zu erzählen, wodurch ſie ſich vor allen ihren Landsleuten und Nachbarn auszeichneten. Traurig genug, daß früher die heſſiſchen Fürſten ſo ſchmählich mit der Tapferkeit ihres Volkes Wucher getrieben und dieſe wackern Menſchen gewaltſam gepreßt haben, ihr Blut zu verſpritzen für fremde Intereſſen auf fremder Erde! Allenthalben iſt heſſiſches Blut gefloſſen, nicht blos in Deutſchland, Frankreich und Italien, auch auf Morea und in Ungarn und im fernen Amerika!

Im Weſen und in der Geſchichte des Heſſen liegt viel Tragiſches; man bemerkt an den ſtattlichen Männern eine ganz eigenthümliche Ernſthaftigkeit und Ruhigkeit. Nirgends in Deutſchland ſind die Menſchen ſo wenig neugierig und geſprächig und überhaupt nur dem Fremden zugänglich.

Das germaniſche Heidenthum mit ſeinem Aberglauben und ſeiner Zauberei ſteckt noch zäh im Heſſenblut, es iſt das aber doch ein ſchöner Zug hiſtoriſcher Beharrlichkeit und Treue. So ſind durch's ganze Land die Sagen von den Wichtelmännchen verbreitet, überall finden ſich Spuren von ihren Wohnungen — die Wichtelkammer bei Riechelsdorf, das Wichtelhaus unweit Frankenberg bei Ernſthauſen, das Wichtelloch am Doſenberg bei Uttershauſen an der Schwalm, ein anderes in der Nähe von Ziegenhain. Um die Geiſter zu vertreiben, ziehen die jungen Burſche im Ziegenhainſchen in der Nacht vor Walpurgis vor die Dörfer und knallen mit den Peitſchen die halbe Nacht hindurch. Sehr charakteriſtiſch, an das

*) Verſuch in vergleichender Völkergeſchichte.

image
not
available

auf die dummen Schwaben. Doctor Luther hat einen hübschen Waidspruch gesprochen, also lautend: „Wer im zwanzigsten Jahre seines Lebens nicht schön, im dreißigsten nicht stark, im vierzigsten nicht klug, im funfzigsten nicht reich ist, der wird weder schön, stark, gelehrt, noch reich.“ Schwabenalter gleich vierzig Jahren, erst im vierzigsten Jahre fällt dem Schwaben das Gelbe vom Schnabel und fängt er an klug zu werden. Mich erinnert's mit Lächeln, wie ich mir einmal beinahe einen Zweikampf auf den Hals gezogen hätte, indem ich einem nicht schlechten Maler in bester Meinung zusprach: Sie sind nach Ihrer Aussprache wohl Schwabe? und er mir mit wüthend rothglühendem Gesicht trotzig entgegen rief: Nein, mein Herr, ein Zweibrücker. Was meint dieser dumme Schwabe? Gewiß ist, wie beim plumpen Pommer und dem blinden Hessen, etwas Ursprüngliches, Unvertilgbares in diesem Stamme. Und es ist wahr, die Dummheit ist eine ächt schwäbische Tugend. Wir müssen nur bei der ursprünglichen Bedeutung des lieben Wörtleins „dumm“ stehen bleiben, wo es eigentlich das Starre, Taube bedeutet, was fremde Töne und Art nicht vernehmen, noch aufnehmen kann. Also dieser Ausspruch über den Schwaben stellt ihn offenbar in eine gewisse Aehnlichkeit zu dem Friesen und Westphalen, der auch von Vielen im Vaterlande für dumm gescholten wird. Warum? Weil er schwer aus sich heraus will und heraus kann, weil er etwas in sich Abgeschlossenes, Festes hat, was schwer in Anderes und Fremdes übergeht, weil er gleichsam in sich versperrt und abgesperrt ist, wie man von einem sehr abgeschlossenen Manne wohl zu sagen pflegt: Er hat die Thür seines Zimmers in der Leidenschaft zugeschlagen und zuerst die Schlüssel hineingeworfen. Was nur bei dem Friesen und Westphalen ein Kühles und oft ein Kaltes ist, das ist bei dem Schwaben ein Warmes und oft ein Heißes. Er hat ein gewisses unbeschreibliches Zuviel, einen gewissen Ungestüm, eine gewisse innerlich spielende, oft wogende Leidenschaft, die ihn häufig wie im Traum hinwandeln läßt und bei einem Ueberfluß von Trieben und Strebungen in einer gewissen Verdunklung hält, in einer scheinbaren Verwirrung und Unklarheit, worin die Gegenstände und ihre Gestalten sich nicht sondern wollen. So taumelt und purzelt er, von den Seinigen wohl verstanden und wohl gelitten, häufig mit einer eigenen Unbehülflichkeit und Verworrenheit so hin, und es muß ihm das Leben mit seinen äußeren Verhältnissen und bösen und guten Künsten sehr spät erst klar werden; er muß also den Fremden sehr häufig täppisch, kindisch, wunderlich erscheinen, und so rufen sie denn dumm über ihn!

In dieser seiner Art und Weise scheint der Schwab ein deutschester Deutscher, scheint die Untugend des Deutschen, welche die klaren und pfiffigen Wälschen und Slaven so viel an uns belächeln und bespötteln, in ganzer früherer Fülle darzustellen. Aber dieser Art und Erscheinung, wie die Schwaben und Allemannen sie dem fremden Blick zeigen, liegt noch wohl etwas Anderes zum Grunde, und zwar ein recht deutscher Grund, nämlich das alte Wesen und Unwesen des deutschen Reichs.

image
not
available

in vielen wallenden und unbewußten edlen Trieben und Kräften, daß er sich auch einen tüchtigen Tadel wohl kann gefallen lassen. Darf er doch uns andern Deutschen zur Beschämung und stillen Widerlegung kühn hinweisen auf die Hohenstaufen, die Freundsberge, die Emser, die Christoffe, Reuchlin, Zwingli, Melanchthon, Keppler, Euler, Haller, Schiller, Holbein, Uhland, Schelling u. s. w. Nur ein Blinder mag übersehen, daß in diesen Allemannen und in den Hessen, Westphalen ein ächtester, man möchte sagen, ein doppelter und dreifacher furor teutonicus verborgen steckt.

Einige haben auch aus den Ergebnissen und Erlebnissen des Augenblicks, wie eben der Wind weht und wie es denn zu geschehen pflegt, die Allemannen eben wegen der tiefen Ueberschwenglichkeit ihrer Triebe das poetischste und am meisten lyrische Volk der deutschen Zunge genannt, das klangreichste und sangreichste aller Deutschen. Ei, ei! was soll der Thüringer und Franke, der Oesterreicher und Tyroler u. s. w. denn dazu sagen, die edlen Enkel der Hermunduren und Gothen? Und ist nicht der Deutsche allenthalben und überall der große Musikant und Saitenspieler Europa's, der auch in der kleinen Musik, in dem Gebiet der Töne, den europäischen Reigen führt? Und weil einige ihrer Vögel herrlich singen, soll man dem Schwaben, dem verständigen Menschen, einbilden, daß alle Schwaben geborne Nachtigallen sind.

---

4. Das würtembergische Neckarland.*)

Es zieht sich von der kaum merklichen östlichen und nordöstlichen Grenze, an der es Franken berührt, in südsüdwestlicher Richtung zwischen dem Schwarzwalde und dem schwäbischen Jura bis in den innersten Winkel beider und ist somit gewissermaßen wie ein Keil zwischen das Oberdonau- und das Oberrheinland hineingetrieben; jenes wendet ihm seinen sanfteren Ostabhang zu, dieses tritt mit seinem steilen Nordfuße in dasselbe vor. Die Oberfläche ist eigentlich Hochebene; gleichwohl sind seine welligen Gelände mit einer Fülle von Mannigfaltigkeit ausgestattet, und nur in wenigen Gegenden Deutschlands ist die Natur so lachend, so frisch und gütig. Woher dieser überraschende Vorzug? Er ist dem Lande durch die Flußthäler zu Theil geworden, die meistens eng und so tief sind, daß sie theilweise nur 400 bis 500′ abs. Höhe haben. Ungleich den meisten Flußthälern in den Alpen, ehemaligen Erdspalten und ursprünglichen Weitungen, sind es Rinnen, allmählig von den Flüssen in die verschiedenen Landrücken eingegraben, einen Ausgang sich bahnend zu dem tieferen Rheinbecken.

Zu der hierdurch entstandenen großen Mannigfaltigkeit der Uferland-

*) Das deutsche Land, Skizzen und Bilder von Dr. J. Kutzen (Breslau, 1855).

Digitized by Google

image
not
available

Mr. Hall's Letter to Mr. Lowndes.

Mr. Hall's Letter to Mr. Lowndes.

Mr. Hall's Letter to Mr. Lowndes.

image
not
available

Broken Helmets

By Aldous Huxley

image
not
available

Nähe des Rheins sich gebildet hat, wie: Freiburg, Rastadt, Karlsruhe, Heidelberg, Darmstadt, Frankfurt, Wiesbaden, Elberfeld, Barmen, Crefeld. Und das sind Städte von gar gutem Klange. Von Freiburg und Mainz gingen zwei wichtige und folgenreiche Erfindungen aus, die Erfindung des Schießpulvers und die Erfindung der Buchdruckerkunst, dieses Kleinodes in dem herrlichen Strahlenkranze deutscher Erfindungen. In Kolmar erblickte Lebrecht Rust, Zeitgenosse Gutenbergs und Erfinder der Kupferstecherei, das Licht der Welt. Frankfurt, viel genannt und weit gekannt schon im elften Jahrhundert, ist die Vaterstadt Goethe's. In Frankfurt wurde lange Zeit das deutsche Reichsoberhaupt gewählt und die Krönung des deutschen Kaisers vollzogen; in Frankfurt trat im Jahre 1848 das erste deutsche Parlament zusammen, das in der Paulskirche tagte, die dadurch eben so bekannt geworden ist, als das Rathhaus, worin die Kaiser gekrönt wurden, und das „der Römer" heißt. Nach Frankfurt zogen in diesen Tagen Tausende Schützen von Nord und Süd, von Ost und West, um dort ein Volksfest zu feiern, das größte, welches Deutschland seit dreihundert Jahren gehabt hat. Frankfurt ist bis heute der Sitz des deutschen Bundes. Die Wichtigkeit und Anziehungskraft dieser Stadt bekunden außerdem viele deutsche Reichstage und Concilien, die dort abgehalten wurden, nicht minder die Messen, die einst zu den bedeutendsten im mittleren Europa gehörten. Auch Aachen hat als Wahl- und Krönungsstadt deutscher Kaiser geschichtlichen Ruf, während man in dem ehrwürdigen Dome des hochberühmten Speiers acht Kaisergräber findet, unter denen das Grab Rudolphs von Habsburg das wichtigste und das Denkmal des Nassauers Adolph das bedeutendste ist. Nicht minder berühmt als diese Todtenstadt deutscher Kaiser ist das alte Worms, in welchem Luther das weltberühmte Wort sprach: „Ich stehe hier, ich kann nicht anders, Gott helfe mir!" Nicht minder berühmt ist Köln, das in seinem Handel mit Rotterdam wetteifert und einst mächtig genug war, eine Flotte in's Mittelmeer zu senden, in Kunst, Wissenschaft und Handwerk keiner deutschen Stadt nachstand, und so ließe sich noch manche Stadt am Rhein anführen, die als leuchtender Punkt in der Geschichte unseres Vaterlandes steht und eine wahre Zierde desselben ist, ich brauche nur an Coblenz und Heidelberg, an Bonn und Düsseldorf, an Elberfeld, Barmen, Solingen und Crefeld zu erinnern. Welcher Fluß hätte ferner solche Baudenkmale, wie der Rhein in seinen Domen zu Freiburg, Straßburg, Speier und Köln? Welcher Fluß zählt so viel große Männer und ist so geschmückt mit ihren Statuen? In Mainz steht die von Thorwaldsen entworfene, in Erz gegossene Statue Gutenbergs, in Bonn das stattliche Denkmal Beethovens, des Meisters der Töne, in Frankfurt das Standbild Goethe's, der mit Schiller unsere Literatur zur Weltliteratur erhob; in Worms wird Luther ein Denkmal errichtet werden, das an Großartigkeit und Schönheit seines Gleichen nicht hat. Das rechts am Rhein an der Neckarmündung gelegene Mannheim empfing im November 1862 die schöne Schiller-Statue. Und wie diese

Digitized by Google

image
not
available

aber so reich an historischen und mythischen Erinnerungen ist er nicht, ist überhaupt kein Fluß der Erde. Nimmt man dem Nil seine Pyramiden und Obelisken, seine Sphynxe und Mumien, was bleibt ihm noch? Er hat längst seine Blüthezeit in Sand und Schlamm vergraben, ist längst mit seiner Geschichte zur Mumie geworden, während der Vater Rhein ewig jung geblieben ist und durch alle Jahrhunderte bis auf die Gegenwart die edelsten Blüthen der Kultur in seinem Schoße entfaltet hat. „Das ganze Mittelalter hindurch hat er den vornehmsten Schauplatz der deutschen Geschichte hergegeben, alle Schicksale unseres Volks sind auf ihm entschieden worden, und wäre seine Vergangenheit nicht so reich und groß, könnten wir Alles auslöschen, was auf den Blättern der Geschichte von dem Rheinlande geschrieben steht, so würde die Gegenwart den rheinischen Boden von Neuem zu klassischem stempeln."

Doch der Rhein zeichnet sich auch noch in anderen Beziehungen aus. Jeder vollkommen entwickelte Fluß muß in seinem Laufe drei Stufen aufzuweisen haben: einen Oberlauf, einen Mittellauf und einen Unterlauf. Dem Amazonenstrome, diesem Riesen unter den Strömen, fehlen diese, und so wenig er sich in culturgeschichtlicher Hinsicht mit dem Rhein messen kann, so wenig kann er es auch, was Ebenmaaß und Gliederung betrifft. Der Oberlauf des Rheins liegt im nordöstlichen Theile der Alpen und beginnt fast im Herzen der Schweiz. Hier hängen seine Quellen hoch oben an den himmelhohen Felsgipfeln des Rheinwaldes. Mehr als dreihundert Gletscher senden ihm aus den Felsgallerien der Wolken und Stürme, des Eises und des Schnees, ihre vollen tobenden Gewässer zu. Raschen Laufes stürzen sie über graue Felsblöcke und schwarze Schlünde und läutern sich in etwa 15 kleinen Seen, die noch in dem obern Stockwerk der Alpen liegen, wo nur der Schrei des Adlers und der Donner der Lawinen die schaurige Stille unterbricht. Später in einem Bette vereint, eilen sie den tieferen Thälern der Alpen zu. Immer reicher wird die Decoration, immer belebter Ufer und Wasser. Statt der Eiskronen und Eisurnen, der Gletschermeere und Schneehörner erscheint der bunte Teppich der Wiesen, der Weiden und Matten. Ansehnliche Ortschaften treten nun auf: die Stadt Ilanz, die höchstgelegene, der Flecken Reichenau, wo Vorder- und Hinterrhein zusammenkommen, Chur, die Hauptstadt Graubündens, Ragatz, der berühmte Badeort u. s. w., bis der tief gelegene, 7 Meilen lange und beinahe 2 Meilen breite, mit Städten reich bekränzte Bodensee den Fluß aufnimmt. In ihm beruhigt und läutert er sich. Bei dem Orte Stein verläßt er den See wieder und fließt westwärts nach Schaffhausen, wo er den weltberühmten Wasserfall bildet. Bald darauf empfängt er das schöne Alpenkind, die Aar, die ihm die Limmat und die Reuß zuführt. Letztere, durch Schiller in seinem Bergliede, wie in seinem Tell verherrlicht, bahnt der berühmten Gotthardsstraße den Weg, die in unzähligen Windungen und Zickzacklinien bald auf der rechten, bald auf der linken Seite dieses Flusses hängt, ängstlich dem

image
not
available

die Ebenen des nördlichen Deutschlands. Die wichtigste Gebirgslücke auf dem linken Rheinufer ist zwischen den Vogesen und dem Jura. Hier kämpfte Cäsar mit den Deutschen; hier nahmen die verbündeten Heere im Jahre 1814 ihren Weg nach Frankreich. Eine bequeme Straße und seit Kurzem sogar ein Kanal zum Doubs und der Rhone führt durch diese Lücke hindurch und verbindet das mittelländische Meer mit der Nordsee. Von hier an bleibt aber die Kette der Vogesen undurchbrochen. Kurze Thäler geleiten auf die Höhe, aber nicht hindurch. Nur beschwerliche Pfade führen hinüber zur Saar und zur Mosel. Weit mehr durchbrochen ist dagegen die östliche Gebirgsreihe. Quer durch die höheren Gipfelreihen des Schwarzwaldes senken sich einige große Seitenthäler hinab zum Rhein. Durch das Höllenthal und durch das Thal der Kinzig ziehen Landstraßen ohne Schwierigkeiten zum Bodensee und nach Schwaben. Sie gehen über die höchsten Gegenden des Schwarzwaldes. Auch das Murgthal durchschneidet das Gebirge. Ganz offene Verbindungen bietet die große Gebirgslücke zwischen Schwarzwald und Odenwald dar. Sie führt zum Neckar und Main und tiefer nach Schwaben und Franken. Zwischen Spessart und Odenwald tritt der Main hinaus in den großen nordöstlichen Busen der Rheinebene. Er bietet eine natürliche Wasserbahn, die bis an den Fuß des Frankenwaldes und des Fichtelgebirges leitet und sich den Flußgebieten der Donau, der Weser und der Elbe nähert. In dem nordöstlichen Busen der Rheinebene liegt so recht im Herzen des ganzen Rheingebiets Frankfurt und in seiner Nähe Mainz, beide gleich wichtig und gleich bedeutend. Kein Wunder, daß in dem großen, schönen Becken, das vom Main und Rhein gebildet wird und das man mit Recht Wonnegau genannt hat, zwei solche Städte erblüheten. Kreuzen sich doch hier Land- und Wasserstraßen von N. und S., von O. und W. Der Kaufmann und der Krieger haben von jeher diesen Punkt, der seines Gleichen in Deutschland nicht wieder findet, im Auge gehabt. Schon die Römer erkannten die Wichtigkeit dieses Punktes und bestimmten ihn zu ihrem vornehmsten Waffenplatze, von wo aus sie bequem zu Wasser und zu Lande nach den verschiedensten Richtungen hin ihre Legionen vorrücken lassen konnten. Später bildete Mainz den Mittelpunkt des rheinischen Städtebundes und erhob sich zu einer kirchlichen Metropole, deren Sprengel beinahe halb Deutschland umfaßte.

Wie im Nordosten die Rheinebene eine Verbindung mit den Main-, Weser- und Elblanden eröffnet, so bietet sie im äußersten Südwesten ein Thor zu dem Gebiete der Saone-Rhone, und wie dort Mainz und Frankfurt, so hat hier Basel durch seine Lage eine große Wichtigkeit erlangt. Zur Blüthezeit des deutschen Reichs gehörte Basel zu den ansehnlichsten und reichsten Handelsplätzen und war die wichtigste freie Reichsstadt am Oberrhein. Basel ist eine Flußstadt, die an dem Scheitel eines Stromwinkels liegt, der ungefähr gleich einem rechten ist. Es ist die vortheilhafteste Lage, die ein Fluß einer Stadt bieten kann. Alle Waaren des

image
not
available

of the Lord Jesus Christ, and of the Holy Ghost, and of the Holy Scriptures, and of the Holy Sacraments, and of the Holy Church, and of the Holy Ministry, and of the Holy Communion, and of the Holy Fellowship, and of the Holy Life, and of the Holy Death, and of the Holy Resurrection, and of the Holy Judgment, and of the Holy Heaven, and of the Holy Hell, and of the Holy Purgatory, and of the Holy Limbo, and of the Holy Paradise, and of the Holy Angels, and of the Holy Saints, and of the Holy Martyrs, and of the Holy Confessors, and of the Holy Virgins, and of the Holy Widows, and of the Holy Children, and of the Holy Innocents, and of the Holy Fathers, and of the Holy Mothers, and of the Holy Brothers, and of the Holy Sisters, and of the Holy Kindred, and of the Holy Friends, and of the Holy Enemies, and of the Holy Strangers, and of the Holy Pilgrims, and of the Holy Prisoners, and of the Holy Captives, and of the Holy Sick, and of the Holy Dying, and of the Holy Dead, and of the Holy Mourners, and of the Holy Comforters, and of the Holy Helpers, and of the Holy Rulers, and of the Holy Subjects, and of the Holy Teachers, and of the Holy Learners, and of the Holy Preachers, and of the Holy Hearers, and of the Holy Readers, and of the Holy Writers, and of the Holy Singers, and of the Holy Players, and of the Holy Dancers, and of the Holy Workers, and of the Holy Idlers, and of the Holy Rich, and of the Holy Poor, and of the Holy Hungry, and of the Holy Thirsty, and of the Holy Naked, and of the Holy Clothed, and of the Holy Homeless, and of the Holy Housed, and of the Holy Wanderers, and of the Holy Settled, and of the Holy Married, and of the Holy Single, and of the Holy Divorced, and of the Holy Widowed, and of the Holy Orphaned, and of the Holy Adopted, and of the Holy Foster-children, and of the Holy Step-children, and of the Holy Half-children, and of the Holy Full-children, and of the Holy Only-children, and of the Holy Eldest-children, and of the Holy Youngest-children, and of the Holy Middle-children, and of the Holy Twins, and of the Holy Triplets, and of the Holy Quadruplets, and of the Holy Quintuplets, and of the Holy Sextuplets, and of the Holy Septuplets, and of the Holy Octuplets, and of the Holy Nonuplets, and of the Holy Decuplets, and of the Holy Undecuplets, and of the Holy Duodecuplets, and of the Holy Tredecuplets, and of the Holy Quattuordecuplets, and of the Holy Quindecuplets, and of the Holy Sexdecuplets, and of the Holy Septendecuplets, and of the Holy Octodecuplets, and of the Holy Novemdecuplets, and of the Holy Vigintuplets, and of the Holy Centuplets, and of the Holy Millionuplets, and of the Holy Billionuplets, and of the Holy Trillionuplets, and of the Holy Quadrillionuplets, and of the Holy Quintillionuplets, and of the Holy Sextillionuplets, and of the Holy Septillionuplets, and of the Holy Octillionuplets, and of the Holy Nonillionuplets, and of the Holy Decillionuplets, and of the Holy Undecillionuplets, and of the Holy Duodecillionuplets, and of the Holy Tredecillionuplets, and of the Holy Quattuordecillionuplets, and of the Holy Quindecillionuplets, and of the Holy Sexdecillionuplets, and of the Holy Septendecillionuplets, and of the Holy Octodecillionuplets, and of the Holy Novemdecillionuplets, and of the Holy Vigintillionuplets, and of the Holy Centillionuplets, and of the Holy Millinillionuplets, and of the Holy Billinillionuplets, and of the Holy Trillinillionuplets, and of the Holy Quadrillinillionuplets, and of the Holy Quintillinillionuplets, and of the Holy Sextillinillionuplets, and of the Holy Septillinillionuplets, and of the Holy Octillinillionuplets, and of the Holy Nonillinillionuplets, and of the Holy Decillinillionuplets, and of the Holy Undecillinillionuplets, and of the Holy Duodecillinillionuplets, and of the Holy Tredecillinillionuplets, and of the Holy Quattuordecillinillionuplets, and of the Holy Quindecillinillionuplets, and of the Holy Sexdecillinillionuplets, and of the Holy Septendecillinillionuplets, and of the Holy Octodecillinillionuplets, and of the Holy Novemdecillinillionuplets, and of the Holy Vigintillinillionuplets, and of the Holy Centillinillionuplets, and of the Holy Millinillinillionuplets, and of the Holy Billinillinillionuplets, and of the Holy Trillinillinillionuplets, and of the Holy Quadrillinillinillionuplets, and of the Holy Quintillinillinillionuplets, and of the Holy Sextillinillinillionuplets, and of the Holy Septillinillinillionuplets, and of the Holy Octillinillinillionuplets, and of the Holy Nonillinillinillionuplets, and of the Holy Decillinillinillionuplets, and of the Holy Undecillinillinillionuplets, and of the Holy Duodecillinillinillionuplets, and of the Holy Tredecillinillinillionuplets, and of the Holy Quattuordecillinillinillionuplets, and of the Holy Quindecillinillinillionuplets, and of the Holy Sexdecillinillinillionuplets, and of the Holy Septendecillinillinillionuplets, and of the Holy Octodecillinillinillionuplets, and of the Holy Novemdecillinillinillionuplets, and of the Holy Vigintillinillinillionuplets, and of the Holy Centillinillinillionuplets, and of the Holy Millinillinillinillionuplets, and of the Holy Billinillinillinillionuplets, and of the Holy Trillinillinillinillionuplets, and of the Holy Quadrillinillinillinillionuplets, and of the Holy Quintillinillinillinillionuplets, and of the Holy Sextillinillinillinillionuplets, and of the Holy Septillinillinillinillionuplets, and of the Holy Octillinillinillinillionuplets, and of the Holy Nonillinillinillinillionuplets, and of the Holy Decillinillinillinillionuplets, and of the Holy Undecillinillinillinillionuplets, and of the Holy Duodecillinillinillinillionuplets, and of the Holy Tredecillinillinillinillionuplets, and of the Holy Quattuordecillinillinillinillionuplets, and of the Holy Quindecillinillinillinillionuplets, and of the Holy Sexdecillinillinillinillionuplets, and of the Holy Septendecillinillinillinillionuplets, and of the Holy Octodecillinillinillinillionuplets, and of the Holy Novemdecillinillinillinillionuplets, and of the Holy Vigintillinillinillinillionuplets, and of the Holy Centillinillinillinillionuplets, and of the Holy Millinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Billinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Trillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Quadrillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Quintillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Sextillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Septillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Octillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Nonillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Decillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Undecillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Duodecillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Tredecillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Quattuordecillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Quindecillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Sexdecillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Septendecillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Octodecillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Novemdecillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Vigintillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Centillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Millinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Billinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Trillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Quadrillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Quintillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Sextillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Septillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Octillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Nonillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Decillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Undecillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Duodecillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Tredecillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Quattuordecillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Quindecillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Sexdecillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Septendecillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Octodecillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Novemdecillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Vigintillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Centillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Millinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Billinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Trillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Quadrillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Quintillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Sextillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Septillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Octillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Nonillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Decillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Undecillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Duodecillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Tredecillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Quattuordecillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Quindecillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Sexdecillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Septendecillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Octodecillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Novemdecillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Vigintillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Centillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Millinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Billinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Trillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Quadrillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Quintillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Sextillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Septillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Octillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Nonillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Decillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Undecillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Duodecillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Tredecillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Quattuordecillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Quindecillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Sexdecillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Septendecillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Octodecillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Novemdecillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Vigintillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Centillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Millinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Billinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Trillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Quadrillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Quintillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Sextillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Septillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Octillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Nonillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Decillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Undecillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Duodecillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Tredecillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Quattuordecillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Quindecillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Sexdecillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Septendecillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Octodecillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Novemdecillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Vigintillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Centillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Millinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Billinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Trillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Quadrillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Quintillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Sextillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Septillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Octillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Nonillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Decillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Undecillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Duodecillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Tredecillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Quattuordecillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Quindecillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Sexdecillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Septendecillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Octodecillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Novemdecillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Vigintillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Centillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Millinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Billinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Trillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Quadrillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Quintillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Sextillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Septillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Octillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Nonillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Decillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Undecillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Duodecillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Tredecillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Quattuordecillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Quindecillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Sexdecillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Septendecillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Octodecillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Novemdecillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Vigintillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Centillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Millinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Billinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Trillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Quadrillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Quintillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Sextillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Septillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Octillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Nonillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Decillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Undecillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Duodecillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Tredecillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Quattuordecillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Quindecillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Sexdecillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Septendecillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Octodecillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Novemdecillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Vigintillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Centillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Millinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Billinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Trillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Quadrillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Quintillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Sextillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Septillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Octillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Nonillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Decillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Undecillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Duodecillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Tredecillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Quattuordecillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Quindecillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Sexdecillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Septendecillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Octodecillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Novemdecillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Vigintillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Centillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Millinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Billinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Trillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Quadrillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Quintillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Sextillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Septillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Octillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Nonillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Decillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Undecillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Duodecillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Tredecillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Quattuordecillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Quindecillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Sexdecillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Septendecillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Octodecillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Novemdecillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Vigintillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Centillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Millinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Billinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Trillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Quadrillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Quintillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Sextillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Septillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Octillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Nonillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Decillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Undecillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Duodecillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Tredecillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Quattuordecillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Quindecillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Sexdecillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Septendecillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Octodecillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Novemdecillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Vigintillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Centillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Millinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Billinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Trillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Quadrillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Quintillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Sextillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Septillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Octillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Nonillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Decillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Undecillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Duodecillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Tredecillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Quattuordecillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Quindecillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Sexdecillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Septendecillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Octodecillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Novemdecillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Vigintillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Centillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Millinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Billinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Trillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Quadrillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Quintillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Sextillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Septillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Octillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Nonillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Decillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Undecillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Duodecillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Tredecillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Quattuordecillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Quindecillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Sexdecillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Septendecillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Octodecillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Novemdecillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Vigintillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Centillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Millinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Billinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Trillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Quadrillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Quintillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Sextillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Septillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Octillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Nonillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Decillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Undecillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Duodecillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Tredecillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Quattuordecillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Quindecillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Sexdecillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Septendecillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Octodecillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Novemdecillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Vigintillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Centillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Millinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Billinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Trillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Quadrillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Quintillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Sextillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Septillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Octillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Nonillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Decillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Undecillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Duodecillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Tredecillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Quattuordecillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Quindecillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Sexdecillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Septendecillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Octodecillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Novemdecillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Vigintillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Centillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Millinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Billinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Trillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Quadrillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Quintillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Sextillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Septillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Octillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Nonillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Decillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Undecillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Duodecillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Tredecillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Quattuordecillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Quindecillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Sexdecillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Septendecillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Octodecillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Novemdecillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Vigintillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Centillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Millinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Billinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Trillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Quadrillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Quintillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Sextillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Septillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Octillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Nonillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillinillionuplets, and of the Holy Decillinillinillinillinillin

image
not
available

Ferdinand Tönnies, Max Weber, Georg Simmel, Werner Sombart, Alfred Weber, Karl Mannheim, Alfred Vierkandt, Leopold von Wiese, Hans Freyer, Othmar Spann, Arnold Gehlen, Helmut Schelsky, Theodor Geiger, Gerhard Mackenroth, Gerhard Weisser, Hans Paul Bahrdt, Ludwig Neundörfer, Hans Linde, Hans Jürgen Teuteberg, Wolfgang Zorn, Rudolf Heberle, Hans Ferdinand Dumpf, Hans Peter Dreitzel, Hans Joachim Lieber, Hans Albert, Ernst Topitsch, Ralf Dahrendorf, Jürgen Habermas, Niklas Luhmann, Friedrich Tenbruck, Rainer Lepsius, Wolfgang Schluchter, Wolfgang Mommsen, Jürgen Kocka, Hans-Ulrich Wehler, Hans Mommsen, Wolfgang Sauer, Karl Dietrich Bracher, Theodor Schieder, Werner Conze, Reinhart Koselleck, Otto Brunner, Hans Rothfels, Gerhard Ritter, Fritz Fischer, Thomas Nipperdey, Hans Herzfeld, Hermann Heimpel, Peter Rassow, Fritz Wagner, Walter Bußmann, Hermann Aubin, Otto Hintze, Friedrich Meinecke, Hermann Oncken, Erich Marcks, Dietrich Gerhard, Siegfried Kaehler, Hermann Heimpel, Gerhard Ritter, Hans Rothfels, Theodor Schieder, Werner Conze, Reinhart Koselleck, Otto Brunner, Karl Dietrich Bracher, Wolfgang Sauer, Hans Mommsen, Hans-Ulrich Wehler, Jürgen Kocka, Wolfgang Schluchter, Wolfgang Mommsen, Rainer Lepsius, Friedrich Tenbruck, Niklas Luhmann, Jürgen Habermas, Ralf Dahrendorf, Ernst Topitsch, Hans Albert, Hans Joachim Lieber, Hans Peter Dreitzel, Rudolf Heberle, Hans Ferdinand Dumpf, Wolfgang Zorn, Hans Jürgen Teuteberg, Hans Linde, Ludwig Neundörfer, Hans Paul Bahrdt, Gerhard Weisser, Gerhard Mackenroth, Theodor Geiger, Helmut Schelsky, Arnold Gehlen, Othmar Spann, Hans Freyer, Leopold von Wiese, Alfred Vierkandt, Karl Mannheim, Alfred Weber, Werner Sombart, Georg Simmel, Max Weber, Ferdinand Tönnies.

image
not
available

Rheinufer liegenden kleinen Veste Rheinstein, welche Prinz Friedrich von Preußen zu moderner Wohnlichkeit aus altem wüsten Gemäuer sich hat herstellen lassen. Der Geschmack altritterlicher Burgen mußte besonders am Rhein beliebt werden, wo so viel Geschichtliches aus deutscher vergangener Herrlichkeit sich zusammendrängt. Ueber schmale Fallbrücken und unter spitzigen Fallgattern hindurch gelangte ich in den halb in Felsen eingehauenen Burghof, stieg dann über manche Freitreppe und eine außen am Thurme schwindelnd sich herumwindende Wendeltreppe. Ueber zackige, freistehende Klippen wachsen breite Gehänge der Waldrebe, ein Adler wohnt da im Eisenbauer am Thurme, von welchem die lange preußische Flagge herabweht, und prächtig breiten sich Strom und Ufer mit dem gegenüberliegenden Aßmannshausen vor dem Blick des Beschauenden aus.

Ich fuhr nach dem durch seinen trefflichen rothen Wein berühmten Aßmannshausen hinüber und stieg alsbald zum Niederwald hinan, wohin der Wirth von Rüdesheim egoistisch-fürsorglich einen Knaben mit elegantem Reitesel zur Erleichterung des Bergsteigens vorausgesendet hatte. Die Thalschlucht hinter Aßmannshausen hinauf ist wirklich sehr anmuthig und man genießt köstlicher Rückblicke auf den Ort selbst und seine alte Kirche, auf den Rhein und nach den jenseitigen bewaldeten Uferbergen. Als ich dann noch höher hinauf, mehr der wieder hervorbrechenden heißen Sonne wegen, als des Berges halber, wirklich zu Esel gestiegen war und so durch's Gebüsch und niedere Waldung hinaufritt, knüpfte ich mit meinem kleinen Eseltreiber ein Gespräch an und fragte ihn unter Anderm, wie er vom Schloß Rheinstein erzählte: „Habt ihr denn auch hier am Rhein jetzt die Preußen recht lieb?" Da sah mich der Junge wie um der verfänglichen Frage willen ganz bedenklich an und sagte dann: „J! die Preußen haben wir ja wohl lieb, aber wenn sie mit dem Esel über den Niederwald reiten, da bezahlen sie immer so schlecht!" — Ich mußte lachen und trieb mein gutes Thier bequem noch bis zu den alten Gebäuden des Schlosses von Niederwald hinauf, wo ich den Esel entließ, während mir sein kleiner Meister ein hell und vielmal sich wiederholendes Echo dieser Stelle bemerklich machte.

Wichtiger als dieser Wiederhall war mir der besondere Charakter der Waldung auf dem Kamm dieser Rheinberge. Der fast grasloſe, mit wenig Moos bedeckte Boden ohne alles Untergehölz, die 2 bis 3 Fuß im Durchmesser haltenden Eichen und Rothbuchen mit ihren einfachen, gedrängten, vielgewundenen, oft abgeschälten Aesten und dichtem, buschigem, in einzelnen Massen zusammengedrängtem Laube, dazwischen auch Birken und Kiefern, Alles aber mit dem eigenthümlichen, auf felsigen Boden und Aushalten vieler Winterstürme deutenden Wuchse — es sieht viel anders aus, als in unsern Hochwäldern.

Von dem höchsten Punkte einer künstlichen Ruine, die „Russel" genannt, war mir interessant, mich in der Gegend noch einmal gründlich zu orientiren. Der Lauf des Rheins von Mainz bis gen Koblenz, das

image
not
available

zog, während die Wolken von oben frei auf den grasbewachsenen Boden der ehemaligen Kirche hereinsahen. Schnell stieg ich die Stufenreihe bis dahin noch hinan, durchging die Räume der nicht großen, aber den besten Styl des 14. Jahrhunderts verrathenden und aus einem festen, rothen wasgauer Sandstein gebauten Kirche, und suchte mir dann einen Standpunkt aus, von welchem das reiche Gemälde sich am schönsten ausnahm.

Wie ich nun so da stand, die im reinsten Verhältniß geschwungenen hohen gothischen Bögen mit den zierlichen Fensterverzierungen sich in den Abendhimmel erhoben, die glatten Strebpfeiler und zierlichen Spitzsäulen in dem eigenthümlichen, gesättigten braunrothen Ton ihres Gesteins — und noch so scharf, als wären sie eben erst aus der Hand des Steinmetzen gekommen, das späte Tageslicht wiederschienen, dahinter aber das gelbliche Mauerwerk des Stadtkirchthurms mit seinen rundbogigen Fenstern und hoher schiefergedeckter Thurmspitze aufragte; als ich weiterhin über der tiefer unten liegenden Stadt mit ihren alten Wartthürmen, und dann durch die Fensterbogen der Ruine das zwischen Bergen sich durchschlingende Silberband des Rheins erblickte, und dabei das sonore, den morgenden Sonntag ankündende Abendläuten nah und fern erklang: da ergriff mich ein Gefühl tiefer, nachhaltiger Rührung! Es war mir, als habe ich nun erst ein Vaterland, mein Vaterland gefunden! — Hier ist ja dasselbe, was uns in Italien so mächtig ergreift: eine großartige Natur, ein weltgeschichtlicher Boden und bedeutende Monumente, in deren Fortbildung wie in deren Zerstörung mannigfaltige vorübergehende Perioden einer großen Zeit ihre tiefsinnigen Lettern gegraben haben! Ja, mir ist es mehr als Italien, denn es ist mein Land, es ist Deutschland, und nimmer werden römische Bauwerke so zu unserm Geiste sprechen, als der unserm Volke ganz eigene, in ihm geborene, mysteriöse reine Styl, wie er in diesen Bogen noch athmet und in der kleinsten Fensterrose sich spiegelt! — Und tönt nicht selbst in dem sonoren Klange dieser Abendglocken das reine Silber wieder, welches in jenen Jahrhunderten das Volk in Glaubensfreudigkeit als Glockenspeise herzubrachte, wenn eine neue Glocke gegossen werden sollte; ja, ist es nicht am Ende gerade die Pietät, wann und wo wir sie auch gewahr werden, was am Menschen das Herrlichste bleibt, und klingt eben diese Pietät nicht auch in unserer Seele wieder, wenn das Ohr in abendlicher Stille den feierlichen und doch so anmuthigen Glockenklang vernimmt?

Digitized by Google

image
not
available

Der Bodenſee iſt das freundliche Vermittlungsglied zwiſchen der Schweiz und Deutſchland; er iſt nicht mehr blos ein ſchweizeriſcher See, ſondern er wird mit Recht das ſchwäbiſche oder deutſche Meer genannt, denn er öffnet ſeine Arme, um Deutſchland an ſeinen Buſen zu drücken; er zeigt dem über den Splügenpaß kommenden Südländer den Weg nach Bayern, Würtemberg, Baden. Zwiſchen dieſen Ländern ſammt der öſterreichiſchen Provinz Vorarlberg einerſeits und den ſchweizeriſchen Kantonen St. Gallen und Thurgau andererſeits bildet er zugleich die Grenze und das Band. Von OSO. gegen WNW. dehnt er ſich in einem großen Bogen, der nach Norden zu etwas ausweicht, in einer herrlichen Waſſerfläche aus, deren Größe c. 9¼ Quadratmeilen (mit Einſchluß des Unterſee's) beträgt. Den Namen Bodenſee hat er wahrſcheinlich von dem alten Schloſſe „Bodmann" erhalten, einer Burg am nördlichen Ufer des See's, zur Zeit der Karolinger ein königliches Beſitzthum und der gewöhnliche Aufenthalt der königlichen Bevollmächtigten.

In der Geographia Ravenasensis iſt der Name Bodenſee mit Bodungo bezeichnet. Möglich, daß auch der nordiſche Name bottom (Vertiefung), bodden (flößen) zum Grunde liegen könnte, wie Ritter vermuthet. Den Römern wurde der See unter Tiberius bekannt, der von Gallien aus ſeinem Bruder Druſus zu Hülfe kam, eine kleine Flotte erbaute, ſeine Legionen überfuhr und die Rhätier und Vindelicier in der Gegend von Feldkirch ſchlug. Die Römer nannten den See Lacus brigantinus, von der Stadt Brigantium (Bregenz), wo ſie ein Lager hatten. Jetzt noch nennt man den obern Theil Bregenzerſee, den nordweſtlichen Theil aber Konſtanzerſee, die nordweſtliche Bucht Ueberlinger- oder Hinterſee. Der Unterſee, mit dem eigentlichen Bodenſee durch den Rhein verbunden, wird durch die Inſel Reichenau in zwei Theile, den eigentlichen Unterſee und den nördlichen Theil deſſelben, den Zellerſee (von Radolfszell ſo genannt), getrennt und gewöhnlich als ein Theil des Bodenſee's betrachtet.

Die Höhe des Oberſee's über dem Meeresſpiegel iſt verſchieden berechnet worden, von franzöſiſchen Ingenieuren auf 1246, von Peſtalozzi trigonometriſch auf 1196, von Schubler barometriſch auf 1255 Par. Fuß. Gegenwärtig iſt die am meiſten angenommene Höhenangabe auf 1225 Fuß feſtgeſtellt. Die mittlere Höhe des Waſſerſpiegels des See's iſt dabei als Normalhöhe angenommen worden. Der Unterſee, bei Radolfszell gemeſſen, ſoll 48 Schuh tiefer ſtehen als der Oberſee; ſchon Konſtanz liegt bedeutend tiefer als Bregenz.

Die Hochgebirge des bündener Alpenlandes, die St. Galler und Vorarlberger Höhen liefern dem See hauptſächlich ſein Waſſer; der Rhein ſammt der mit ihm vereinigten Ill und die Bregenzer Aach bilden die Hauptzuflüſſe; die Flüßchen und Bäche des linken Seeufers ſind unbedeutend. Die Veränderungen im Waſſerſtande des See's hängen daher entſchieden von den atmoſphäriſchen Niederſchlägen ab, welche ſich in Schnee

Digitized by Google

image
not
available

Ch. 1 Introduction to Computer Vision

Computer vision is the science and technology of machines that see. As a scientific discipline, computer vision is concerned with the theory behind artificial systems that extract information from images. The image data can take many forms, such as video sequences, views from multiple cameras, or multi-dimensional data from a medical scanner. As a technological discipline, computer vision seeks to apply its theories and models for the construction of computer vision systems. Examples of applications of computer vision include systems for:

- Controlling processes (e.g., an industrial robot or an autonomous vehicle).
- Detecting events (e.g., for visual surveillance or people counting).
- Organizing information (e.g., for indexing databases of images and image sequences).
- Modeling objects or environments (e.g., industrial inspection, medical image analysis or topographical modeling).
- Interaction (e.g., as the input to a device for computer-human interaction).

Computer vision can also be described as complementary to (the opposite of) biological vision. In biological vision, the visual perception of humans and various animals is studied, resulting in models of how these systems operate in terms of physiological processes. Computer vision, on the other hand, studies and describes artificial vision systems that are implemented in software and/or hardware. Interdisciplinary exchange between biological and computer vision has proven increasingly fruitful for both fields.

Sometimes, computer vision is described in terms of other disciplines that are related to computer vision. Many of the methods and applications are encountered in the fields of topographical mapping, image analysis and pattern recognition. Machine vision is the process of applying a range of technologies and methods to provide imaging-based automatic inspection, process control and robot guidance in industrial applications. Machine vision tends to focus on applications, mainly in manufacturing, e.g., vision based robots and systems for vision based inspection or measurement. This implies that image sensor technologies and control theory often are integrated with the processing of image data to control a robot and that real-time processing is emphasized by means of efficient implementations in hardware and software. It also implies that the external conditions such as lighting can be and are often more controlled in machine vision than they are in general computer vision, which can enable the use of different algorithms. There is also a field called imaging which primarily focuses on the process of producing images, but sometimes also deals with processing and analysis of images. For example, medical imaging contains lots of work on the analysis of image data in medical applications. Finally, pattern recognition is a field which uses various methods to extract information from signals in general, mainly based on statistical approaches. A significant part of this field is devoted to applying these methods to image data.

A consequence of this multitude of fields is that a lack of standardization and agreement exists concerning terminology. Often the same methods have been invented in different fields, but with different names. This variety is one reason for the lack of communication between researchers in the fields. The basic techniques are the same, though, regardless of how they are categorized into different fields. It is interesting to study successful applications in each field to learn about suitable techniques. Sometimes, though, it is necessary to abandon preconceived notions about how a problem should be approached in order to find novel solutions.

1.1 Applications

Applications range from tasks such as industrial machine vision systems which, say, inspect bottles speeding by on a production line, to research into artificial intelligence and computers or robots that can comprehend the world around them. The computer vision and machine vision fields have significant overlap. Computer vision covers the core technology of automated image analysis which is used in many fields. Machine vision usually refers to a process of combining automated image analysis with other methods and technologies to provide automated inspection and robot guidance in industrial applications. In many computer vision applications, the computers are pre-programmed to solve a particular task, but methods based on learning are now becoming increasingly common. Examples of computer vision applications include systems for:

- Automatic inspection, e.g., in manufacturing applications.
- Assisting humans in identification tasks, e.g., a species identification system.
- Controlling processes, e.g., an industrial robot.
- Detecting events, e.g., for visual surveillance or people counting.
- Interaction, e.g., as the input to a device for computer-human interaction.
- Modeling objects or environments, e.g., medical image analysis or topographical modeling.
- Navigation, e.g., by an autonomous vehicle or mobile robot.
- Organizing information, e.g., for indexing databases of images and image sequences.

One of the most prominent application fields is medical computer vision or medical image processing. This area is characterized by the extraction of information from image data for the purpose of making a medical diagnosis of a patient. Typically image data is in the form of microscopy images, X-ray images, angiography images, ultrasonic images, and tomography images. An example of information which can be obtained from such data is the detection of tumours, arteriosclerosis or other malign changes. It can also be measurements of organ dimensions, blood flow, etc. This application area supports medical research by providing new information about the structure of the brain, or about the quality of medical treatments. Applications within this area also support medical treatment by providing better information for the doctors, e.g., during surgical interventions.

A second application area in computer vision is in industry. Here, information is extracted for the purpose of supporting a manufacturing process. One example is quality control where details or final products are automatically inspected in order to find defects. Another example is measurement of position and orientation of details to be picked up by a robot arm. Machine vision is the name often used to describe this type of application. Research in projective 3-D geometry can be very important for describing camera motions and reconstructing 3-D structure from image data.

In addition, a large number of applications exist in security such as biometrics, surveillance, and vehicle guidance. An example of a biometrics application is face recognition. Surveillance is another well-known application area. Automatic systems exist which watch people and vehicles in public locations in order to detect unusual behaviour or other events. Vehicle guidance is a rapidly expanding area. Autonomous vehicles of various kinds (e.g., space exploration, cars, and unmanned aerial vehicles) need extensive computer vision capabilities in order to operate.

Finally, computer vision is widely used in special effects. Shape acquisition is needed in order to match computer graphics with video sequences. Optical flow and tracking are commonly used to facilitate special effects in movie post-production suites.

1.2 Tasks

The applications listed above all solve different problems. Despite this, they typically have a lot of processing steps in common. This section describes a number of such general computer vision tasks.

1.2.1 Acquisition

Digital images are produced by one or several image sensors, which, besides various types of light-sensitive cameras, include range sensors, tomography devices, radar, ultra-sonic cameras, etc. Depending on the type of sensor, the resulting image data is an ordinary 2D image, a 3D volume, or an image sequence. The pixel values typically correspond to light intensity in one or several spectral bands (gray images or color images), but can also be related to various physical measures, such as depth, absorption or reflectance of sonic or electromagnetic waves, or nuclear magnetic resonance.

1.2.2 Pre-processing

Before a computer vision method can be applied to image data in order to extract some specific piece of information, it is usually necessary to process the data in order to assure that it satisfies certain assumptions implied by the method. Examples are

- Re-sampling in order to assure that the image coordinate system is correct.
- Noise reduction in order to assure that sensor noise does not introduce false information.
- Contrast enhancement to assure that relevant information can be detected.
- Scale space representation to enhance image structures at locally appropriate scales.

1.2.3 Feature extraction

Image features at various levels of complexity are extracted from the image data. Typical examples of such features are

- Lines, edges and ridges.
- Localized interest points such as corners, blobs or points.

More complex features may be related to texture, shape or motion.

1.2.4 Detection/segmentation

At some point in the processing a decision is made about which image points or regions of the image are relevant for further processing. Examples are

- Selection of a specific set of interest points.
- Segmentation of one or multiple image regions that contain a specific object of interest.
- Segmentation of image into nested scene architecture comprising foreground, object groups, single objects or salient object parts (also referred to as spatial-taxon scene hierarchy).

1.2.5 High-level processing

At this step the input is typically a small set of data, for example a set of points or an image region which is assumed to contain a specific object. The remaining processing deals with, for example:

- Verification that the data satisfies model-based and application-specific assumptions.
- Estimation of application-specific parameters, such as object pose or object size.
- Image recognition—classifying a detected object into different categories.
- Image registration—comparing and combining two different views of the same object.

1.2.6 Decision making

Making the final decision required for the application, for example:

- Pass/fail on automatic inspection applications.
- Match/no-match in recognition applications.
- Flag for human interaction in medical, military, security and recognition applications.

1.3 Organization of a computer vision system

There are many different ways to organize computer vision algorithms. The appropriate organization depends on the application. For some applications, complete automation is imposed, which presupposes that the design is based on a thorough understanding of all phases from image formation to the desired output. Yet, for other applications, a system is designed to assist a human operator, and the vision algorithms may only provide limited support, such as specific measurements. Obviously, a fully automated system is often more complex than a system designed to assist a human operator.

The specific implementation of a computer vision system also depends on if its functionality is pre-specified or if some part of it can be learned or modified during operation. Many computer vision applications have pre-specified functionality, where the task is basically known already during system design. For some computer vision systems, learning capabilities are required in order to perform the task adequately. This is especially the case for systems where the task is not well-defined, for example, face recognition and object classification. Learning may also be necessary for systems that must be able to adapt to a changing environment.

Typical functions of many computer vision systems are

- Image acquisition—digital images are produced by one or several image sensors, which, besides various types of light-sensitive cameras, include range sensors, tomography devices, radar, ultra-sonic cameras, etc. Depending on the type of sensor, the resulting image data is an ordinary 2D image, a 3D volume, or an image sequence. The pixel values typically correspond to light intensity in one or several spectral bands (gray images or color images), but can also be related to various physical measures, such as depth, absorption or reflectance of sonic or electromagnetic waves, or nuclear magnetic resonance.
- Pre-processing—before a computer vision method can be applied to image data in order to extract some specific piece of information, it is usually necessary to process the data in order to assure that it satisfies certain assumptions implied by the method. Examples are
  - Re-sampling in order to assure that the image coordinate system is correct.
  - Noise reduction in order to assure that sensor noise does not introduce false information.
  - Contrast enhancement to assure that relevant information can be detected.
  - Scale space representation to enhance image structures at locally appropriate scales.
- Feature extraction—image features at various levels of complexity are extracted from the image data. Typical examples of such features are
  - Lines, edges and ridges.
  - Localized interest points such as corners, blobs or points.

  More complex features may be related to texture, shape or motion.
- Detection/segmentation—at some point in the processing a decision is made about which image points or regions of the image are relevant for further processing. Examples are
  - Selection of a specific set of interest points.
  - Segmentation of one or multiple image regions that contain a specific object of interest.
  - Segmentation of image into nested scene architecture comprising foreground, object groups, single objects or salient object parts (also referred to as spatial-taxon scene hierarchy).
- High-level processing—at this step the input is typically a small set of data, for example a set of points or an image region which is assumed to contain a specific object. The remaining processing deals with, for example:
  - Verification that the data satisfies model-based and application-specific assumptions.
  - Estimation of application-specific parameters, such as object pose or object size.
  - Image recognition—classifying a detected object into different categories.
  - Image registration—comparing and combining two different views of the same object.
- Decision making—making the final decision required for the application, for example:
  - Pass/fail on automatic inspection applications.
  - Match/no-match in recognition applications.
  - Flag for human interaction in medical, military, security and recognition applications.

image
not
available

Auch die Karpfen sind nicht selten, und von Bleien (Brachsen) gelingt es zuweilen den Fischern reiche Vorräthe zu bekommen. Der Wels (Weller), dieser riesige Koloß, der, ausgewachsen 8 Ellen lang und 3 Zentner schwer wird, ist in einigen Arten vorhanden, die alle ein sehr süßes, weißes, fettes Fleisch haben und jung verspeist werden müssen.

Unter den Vögeln sind begreiflicher Weise die Waat- und Schwimmvögel besonders häufig. Der weiße Storch läßt sich nur selten sehen als flüchtiger Gast, und auch der schwarze Storch ist eine Seltenheit; aber Riedschnepfe, Strandläufer, Kiebitz, Wasserralle, Rohrhuhn, Wasserhuhn, Fischreiher ziehen ab und zu vom See zu den Teichen und Flüssen und umgekehrt. Von Schnepfen sind fast alle Arten zu treffen: die Wald-, Heer-, Strand-, Teich-, Geißkopfschnepfe, die Regenschnepfe und der Gelbfüßler, auch die Lerchenschnepfe; desgleichen mancherlei Enten, als die Schnatterente, Quaakente, Spatel-, Tafel-, Kriekente, Sommerhalbente, Krageente, Zwergente, wilde Ente (mit 4 Varietäten), Kolbenente, Myraka, europäische Haubenente. Auch mehrere Möven (die große aschgraue und die rothfüßige Lachmöve), so wie Taucher (der graukehlige Haubentaucher, der kleine, der Ohrentaucher) sind gemein; seltener schon der stumme Schwan, die Schneegans, die Löffelente. Im Sommer 1768 und 1806 schoß man eine Kropfgans, und 1836 ließen sich bei Romannshorn ein paar Struntjäger (Larus parasiticus) sehen, auch eine Mövenart, die aber nicht im Stande ist, selber zu fischen, sondern andere Möven so lange in der Luft herumjagt, bis diese die verschluckten, verdauten und unverdauten Fische wieder von sich geben. Der Ornitholog findet reiche Ausbeute und wird es ganz begreiflich finden, daß ehemals der Bischof von Konstanz kein Bedenken trug, in der besten Jahreszeit die Jäger sogar von der Feier der Heiligentage zu dispensiren.

Auffallend ist die Verminderung der Frösche; da die Schenkel dieser musikalischen Reptilien ein sehr beliebtes Gericht am Bodensee sind, stellt man den armen Sumpfsängern sehr nach. Von Schlangen ist am obern See die Ringelnatter (Coluber natrix) nicht selten. Sie hat 170 Schilde und 60 Schwanzschuppen, eine silbergraue, in's Bläuliche spielende Farbe und wird ungefähr 1 Elle lang; doch habe ich auch Exemplare von 1½ Ellen Länge getroffen. Das Männchen hat weiße, das Weibchen gelbe Flecken an den Seiten des Halses, in Gestalt eines Ringes. Sie legt ihre, durch eine Haut zusammenhängenden Eier gern in Mistlöcher und geht gern in die Ställe. Doch ist sie nicht giftig, und ihr Fleisch soll wohlschmeckend sein.

Von der Bodensee-Flora ist mir auf meinen Wanderungen zwischen Bregenz und Rheineck, also am obersten Rande des Sees, als bemerkenswerth aufgefallen: Erucastrum obtusangulum (Rempe), Barkhausia tenuifolia, Acorus calamus (Kalmus), Helleborus viridis (odorus — Nießwurz, auf den Wiesen bei Rieden), Hydrocotile vulgaris (Wasser-

Digitized by Google

image
not
available

Miſchung, bis endlich die ruhige heitere Bläue des Himmels im Waſſerſpiegel wieder ihr Gegenbild findet: ſo iſt das ein wahrhaft prachtvoller Anblick! Wer auf dem Hafendamm von Konſtanz ſpazieren geht und hinauf nach dem Pfändergebirge bei Bregenz ſchaut, ſieht dann den ſchönen Reflex der untergehenden Sonne auf den Bergen im Oſten und in Violett und Roth das ganze Vorarlberg gekleidet. Die Umgegend von Konſtanz iſt reich an entzückenden Fernſichten. Auf dem hochgelegenen Kirchhofe von Allmannsdorf hat man den beſten Blick auf den Ober- und Unter- und den Ueberlingerſee; vom Meßmer iſt wieder der Blick auf das Höhgau und Schwaben überraſchend. Von Friedrichshafen hat man wiederum den beſten Eindruck der gewaltigen Breite des Sees und ſeiner großen Länge nach Oſt und Weſt*); die Thürme von Konſtanz auf einer Seite, den pittoresken Gebhardsberg auf der andern und gerade in der Front die ganze Wunderwelt der Schweiz.

Bregenz, obwohl neuerdings ſein Hafen in den beſten Stand geſetzt und mit vielen Koſten ausgebaut worden, iſt wie Lindau und Konſtanz ein ziemlich ſtilles Landſtädtchen geblieben, trotz ſeiner günſtigen Lage. Dagegen hat ſich Friedrichshafen in kurzer Zeit ſehr gehoben. Früher Buchhorn genannt, wie der ältere Theil der Stadt noch heißt, war es, obſchon eine „Reichsſtadt," eigentlich das Krähwinkelchen des Bodenſees; jetzt, ſeit Umwandlung des Kloſters Hofen in einen Sommerpalaſt des Königs von Würtemberg und mit dieſem Schloſſe durch eine neue Straße verbunden, ſeit dem Ausbau des Hafens und dem Betrieb der Eiſenbahn, iſt das Städtchen ein wahrer Juwel in der würtembergiſchen Krone geworden und ein bedeutender Handelsplatz. Noch lebhafter iſt das auf entgegengeſetztem Schweizerufer liegende Rorſchach, in welchem Marktflecken die Dampfſchifffahrt ſich eigentlich konzentrirt und wo jeden Donnerstag der belebteſte Getreidemarkt ſtattfindet.

Was aber Konſtanz, Lindau und Bregenz (abgeſehen von einer neuen gewinnreichen Zukunft des Handelsverkehrs, welche dieſen alten Städten nach Vollendung des Eiſenbahnnetzes noch bevorſteht) keine Ungunſt der Zeit rauben kann, das iſt die herrliche Natur ringsumher. Die fruchtbaren Auen bei Konſtanz erinnern ſchon ganz an italieniſche Landſchaften; die Fernſichten auf die ſchweizer und tyroler Alpen wie in's Schwabenland ſind reizend, und die liebliche Inſel Meinau iſt das ſchönſte Idyll, das in den Rahmen des Bodenſees gefaßt iſt. Von Lindau aus betrachtet, iſt die Berggruppirung um den Oberſee am großartigſten. Man ſtelle ſich auf die 290 Schritt lange Brücke, welche die Inſelſtadt mit dem Feſtlande verbindet, oder noch beſſer, vor die reizende Gruber'ſche Villa, etwas weiter weſtwärts am See, und man wird von einem Naturbilde überraſcht, das mit den ſchönſten des Genferſees wetteifern kann. Nach Nordweſt der

*) Von Bregenz bis Konſtanz ſind 12 Stunden, von Friedrichshafen bis Romannshorn $3^1/_{10}$ Stunden, nach Rorſchach 5 Stunden.

Digitized by Google

image
not
available

St. Gebhardskirchlein nieder, und dann hebt sich wie die Töne eines harmonischen Akkordes die Alpenwelt Tyrols und der Schweiz zum Himmel empor. Es muß freilich ein recht heiterer Sonnen- und Sommertag sein, wenn man dies Gemälde in seiner vollen Schönheit genießen will.

Man unterlasse nicht, den St. Gebhardsberg zu besteigen, zu dem ein etwas steiler, aber nicht unbequemer Pfad hinaufführt. Der schön geformte, auf der Mittagsseite ganz schroff abfallende Felsenvorsprung, der nach Bregenz zu mit frischen Lärchenbäumen umkränzt, nach der Aach zu mit dunklen Tannen besetzt ist, dann aber in freundliche Weingelände und Gärten übergeht, hieß früher Pfannenberg, Schloßberg, und wird jetzt der Gebhardsberg genannt. Hier stand das denkwürdige Schloß Pfannenburg, im zehnten Jahrhundert vom Grafen Ulrich VI. (Utzo) und Gräfin Dietburga, den Eltern des heiligen Gebhard, bewohnt, 1647 aber von den Schweden zerstört; aus den Trümmern erhob sich 1723 das gegenwärtige freundliche Kirchlein, das nunmehr ein berühmter Wallfahrtsort geworden ist. Daneben ist ein Wirthshaus, das Erfrischungen anbietet. Vom Altan desselben schaut man über die ganze Fläche des Sees mit sei-

---

ligion unter die verwilderten Bewohner jener Gegend mit dem besten Erfolge verbreitet, als auf einmal Kolumban und seine Schüler auf Beschwerde mißgünstiger Heiden, vorzüglich aber auf Befehl des eben zur Regierung gelangten austrasischen Königs Theoderich, vom Allemannenherzoge Gunzo die Mahnung erhielten, ihre Wohnungen zu verlassen, damit — wie der herzogliche Befehl sich ausdrückte, durch die Anwesenheit so vieler Menschen und das Aushauen der Wälder das Wild nicht verscheucht werde! Kolumban zog nach Italien, bauete daselbst das Kloster Bobio (bei Mailand) und beschloß sein Leben in einem Alter von 90 Jahren. Gallus ging in die Schweiz, gründete das Kloster St. Gallen, und Magnus, der ostwärts wanderte, stiftete das Kloster Füßen an der tyrolischen Grenze. Ungeachtet dieser Verweisung wagten es doch andere Schüler des h. Kolumban, das von ihm eingeführte Klosterleben fortzusetzen. Es wurde sogar ein zweites Kloster, und zwar von Nonnen errichtet. Allein man vermied alles Aufsehen, um sich der politischen Obrigkeit nicht verdächtig zu machen. Kolumban's Institut erhielt sich durch Jahrhunderte.

Um das Jahr 1098 beschloß Graf Ulrich IV. von Bregenz, für das ärmliche und ungenügende Gebäude ein neues aufzubauen. Auf Zudringen des Abtes wurde Andelsbach im Bregenzerwalde dazu gewählt; allein das zu rauhe Klima und der Mangel an Unterhalt zwang die Mönche, jene Gegend bald wieder zu verlassen. Graf Ulrich suchte einen andern Bauplatz: er kam mit Gebhard, Bischof von Konstanz, in die Gegend am Bodensee, fand dort eine wilde Aue voll von dornigem Gestrüppe. „Hier — riefen sie alle einstimmig — soll der Platz des neuen Klosters sein!" Der Bau ward in kurzer Zeit ausgeführt, und dem Kloster der Name Mehrerau gegeben, zum Unterschied von dem Prämonstratenserstift Minderau (oder Weißenau) bei Ravensburg. Die Ordensregel folgte jener des heiligen Benedikt. — Nach mancherlei Wechselfällen wurde die Kirche 1748 und das Kloster 1782 neu erbaut; als aber Vorarlberg an Bayern kam, ward (1806) das Kloster aufgehoben, zwei Jahre darauf Kirche und Thurm abgebrochen. — Nun sind (im März 1854) die Klostergebäude von Sr. Majestät dem Kaiser von Oesterreich den Benediktinern wieder zurückgegeben und das 1200 Jahre alte Kloster feiert abermals seine Auferstehung! (Vgl. Tyrol und Vorarlberg von Joh. Jak. Staffler.)

image
not
available

Rev. Ed. Cert. 1 ... Rev. Ed. Cert. 2 ... Rev. Ed. Cert. 3 ... Rev. Ed. Cert. 4 ... Rev. Ed. Cert. 5 ... Rev. Ed. Cert. 6 ... Rev. Ed. Cert. 7 ... Rev. Ed. Cert. 8 ... Rev. Ed. Cert. 9 ... Rev. Ed. Cert. 10 ... Rev. Ed. Cert. 11 ... Rev. Ed. Cert. 12 ... Rev. Ed. Cert. 13 ... Rev. Ed. Cert. 14 ... Rev. Ed. Cert. 15 ... Rev. Ed. Cert. 16 ... Rev. Ed. Cert. 17 ... Rev. Ed. Cert. 18 ... Rev. Ed. Cert. 19 ... Rev. Ed. Cert. 20 ... Rev. Ed. Cert. 21 ... Rev. Ed. Cert. 22 ... Rev. Ed. Cert. 23 ... Rev. Ed. Cert. 24 ... Rev. Ed. Cert. 25 ... Rev. Ed. Cert. 26 ... Rev. Ed. Cert. 27 ... Rev. Ed. Cert. 28 ... Rev. Ed. Cert. 29 ... Rev. Ed. Cert. 30 ... Rev. Ed. Cert. 31 ... Rev. Ed. Cert. 32 ... Rev. Ed. Cert. 33 ... Rev. Ed. Cert. 34 ... Rev. Ed. Cert. 35 ... Rev. Ed. Cert. 36 ... Rev. Ed. Cert. 37 ... Rev. Ed. Cert. 38 ... Rev. Ed. Cert. 39 ... Rev. Ed. Cert. 40 ... Rev. Ed. Cert. 41 ... Rev. Ed. Cert. 42 ... Rev. Ed. Cert. 43 ... Rev. Ed. Cert. 44 ... Rev. Ed. Cert. 45 ... Rev. Ed. Cert. 46 ... Rev. Ed. Cert. 47 ... Rev. Ed. Cert. 48 ... Rev. Ed. Cert. 49 ... Rev. Ed. Cert. 50 ... Rev. Ed. Cert. 51 ... Rev. Ed. Cert. 52 ... Rev. Ed. Cert. 53 ... Rev. Ed. Cert. 54 ... Rev. Ed. Cert. 55 ... Rev. Ed. Cert. 56 ... Rev. Ed. Cert. 57 ... Rev. Ed. Cert. 58 ... Rev. Ed. Cert. 59 ... Rev. Ed. Cert. 60 ... Rev. Ed. Cert. 61 ... Rev. Ed. Cert. 62 ... Rev. Ed. Cert. 63 ... Rev. Ed. Cert. 64 ... Rev. Ed. Cert. 65 ... Rev. Ed. Cert. 66 ... Rev. Ed. Cert. 67 ... Rev. Ed. Cert. 68 ... Rev. Ed. Cert. 69 ... Rev. Ed. Cert. 70 ... Rev. Ed. Cert. 71 ... Rev. Ed. Cert. 72 ... Rev. Ed. Cert. 73 ... Rev. Ed. Cert. 74 ... Rev. Ed. Cert. 75 ... Rev. Ed. Cert. 76 ... Rev. Ed. Cert. 77 ... Rev. Ed. Cert. 78 ... Rev. Ed. Cert. 79 ... Rev. Ed. Cert. 80 ... Rev. Ed. Cert. 81 ... Rev. Ed. Cert. 82 ... Rev. Ed. Cert. 83 ... Rev. Ed. Cert. 84 ... Rev. Ed. Cert. 85 ... Rev. Ed. Cert. 86 ... Rev. Ed. Cert. 87 ... Rev. Ed. Cert. 88 ... Rev. Ed. Cert. 89 ... Rev. Ed. Cert. 90 ... Rev. Ed. Cert. 91 ... Rev. Ed. Cert. 92 ... Rev. Ed. Cert. 93 ... Rev. Ed. Cert. 94 ... Rev. Ed. Cert. 95 ... Rev. Ed. Cert. 96 ... Rev. Ed. Cert. 97 ... Rev. Ed. Cert. 98 ... Rev. Ed. Cert. 99 ... Rev. Ed. Cert. 100 ...

image
not
available

jährlich wiederkehrende Bewegung bringt, die Weinlese, noch nicht vorüber war. Der Sommer war nämlich in dem laufenden Jahre (1849) besonders kalt gewesen, die Trauben waren nur sehr langsam gereift, und da ihre Ernte gewöhnlich zu Anfang Oktober vor sich geht, so war sie diesmal bis an's Ende aufgeschoben worden. Es entwickelte sich daher mit dem wachsenden Tage allmählig eine äußerst unterhaltende Thätigkeit längs der Ufer des Flusses, und es füllten sich die Bilder der Landschaften, an denen wir vorbeikamen, überall mit einer sehr mannigfaltigen und belebenden Staffage. Aus den Dörfern zogen ganze Gesellschaften von Winzern — Männer, Weiber und Kinder, denn bei der Weinlese kann ein Jedes sich nützlich machen, jede Kraft gebraucht werden — hervor mit Körben auf dem Rücken, mit ihren Winzermessern in der Hand, zuweilen in ihrer Mitte ein Ochsen- oder Pferdegespann, das auf dem knarrenden Wagen die Kufe, in der die Trauben getreten werden, schleppte. Bei der Weinlese sind die Leute sehr munter, denn sie legen nun die Hand an die schöne, unter so vielen Bemühungen und Besorgnissen gereifte Frucht. Jetzt endlich wird man des lange und unter mancherlei Gefahren in der Luft schwebenden Besitzes sicher. Ist auch nicht jede der in die Kufen fallenden Beeren so gut wie ein Groschen im Beutel, so tritt doch nun die Aussicht auf Lohn und Gewinn ganz nahe heran. Der Familienvater richtet seine Gedanken auf die Bezahlung einiger ihn schwer drückender Schulden, oder auf die Anschaffung eines lange gewünschten Gegenstandes. Auch ist ja die Arbeit der Weinlese die leichteste, im erfreulichsten Gegensatze zu den vorangegangenen, vorbereitenden Geschäften stehend. Während im Frühling und Sommer der Winzer einsam in seinem Weinberge thätig war, ist nun die ganze Familie in großen Gesellschaften bei einander. Selbst wenn die Lese nur unbedeutend zu werden verspricht (wie es in genanntem Jahre der Fall war), ist es doch eine alte hergebrachte Sitte, dabei zu jubeln, zu schießen, sich zu necken, lustig zu sein und Freunde zu traktiren.

Die Wagen mit ihren Kufen und ihrem Ochsengespann blieben im Thal stehen, und die Leute vertheilten sich dann in den Felsen und Klüften, um das edle Bergnaß herabzuholen und den gewonnenen Reichthum in den Bottichen am Uferwege wie zur Parade auszustellen. Und wie die Festlandufer und Hügel, so belebte sich allmählig unser Fluß selbst. — Die Moselbewohner haben häufig ihre Weinberge auf der einen Seite des Flusses, während ihr Dorf und ihre kleinen Aecker und Wiesen auf der andern Seite liegen. Sie haben daher bei der Weinernte und bei allen ihren Weinbergsarbeiten der Schiffe noch häufiger nöthig, als der Wagen und Ochsen. Fast alle größeren Wirthschaften oder mehrere kleinere zusammen haben daher auch ihre eigenen Moselnachen, und es entsteht eine Thätigkeit auf dem Wasser, wie man sie auf dem Rhein oder andern Flüssen, welche den Besitz zu beiden Seiten ihrer Ufer mehr aus einander halten, als die Mosel, nicht kennt.

Digitized by Google

image
not
available

image
not
available

image
not
available

image
not
available

image
not
available

des Moselufers hin, so daß dort gar kein Platz für eine breite Fahr- und Kunststraße bleibt, oder daß eine solche doch nur mit dem größten Aufwande von Mühe und Kosten durch diese Felsenlabyrinthe gesprengt werden könnte. Wollte man mit einer solchen Kunststraße überall längs des Flusses bleiben und alle die vielen Windungen desselben begleiten, so würde man oft meilenlange Wege anbahnen müssen, um Ortschaften mit einander zu verbinden, die nur einige Tausend Schritte aus einander liegen. Wollte man aber überall die Isthmen der Halbinsel in den kürzesten Richtungen quer durchschneiden, so würde man genöthigt sein, auf vielen eben so kostspieligen Brücken die Straße bald diesseits, bald jenseits hinüberzuführen. Ein Weg von Trier nach Koblenz längs der Mosel würde entweder doppelt so lang sein als die direkte Distanz dieser beiden Städte, oder er hätte etwa 20 solcher Riesenbauten nöthig, wie die Brücke bei Trier ist. Es sind daher auch zu keiner Zeit künstliche Fahr- und Steinstraßen längs der Mosel geführt worden, vielmehr hat man die Verbindungsstraßen zwischen der Moselmündung (Koblenz) und der obern Mosel (Trier) immer in einiger Entfernung vom Flusse, entweder auf den hohen und ebenen Plateaux der Eifel auf der nordwestlichen Seite des Flusses, oder an dem Rücken des Hundsrück hin auf der südöstlichen Seite fortgeführt. Die Hauptstraße ging fast immer auf der Eifelseite. Dies war schon zu der Römer Zeiten der Fall und ist es noch heutiges Tages. Diese Hochstraße konnte auf dem Gebirgskamme viel gerader laufen als in der Thalrinne und ließ sich auch mit weniger Kosten herstellen. Sie zieht sich in einer Entfernung von vier Stunden neben der Mosel hin. Auf ihr bewegten sich in der Regel die Heere, die Reisenden, die Waarenzüge von der Obermosel zum Rheine. Das Moselthal selbst verlor daher als eine Völkerpassage, als ein Handelskanal; als ein Theater der Völkerschlachten und Kämpfe, für die der Schauplatz auf den benachbarten Bergrücken war, an Bedeutung. Auch der Werth des Moselfadens selbst als einer Schifffahrtsstraße wurde für entfernte Distanzen durch die vielen Krümmungen sehr vermindert, der Kostenaufwand des Transportes verdoppelt. Und viele Waaren mochten daher stets den direkten Landweg dem Wasserwege vorziehen, die sonst wohl diesen eingeschlagen hätten, wenn er gerade und minder langwierig gewesen wär. Das Moselthal mußte also an Bevölkerung und Leben auf der einen Seite wieder einbüßen, was es auf der andern Seite durch seine klimatischen, dem Wein- und Gartenbau günstigen Verhältnisse gewann.

Ich kenne keine Gegend, der der Weinbau einen solchen Reiz wie dem Moselthale mittheilte, wo er zu so großartigen Bauten und Anstrengungen Veranlassung gäbe, wo er sich so pittoresk darstellte wie hier. In den Ebenen der Lombardei sieht ein Weingarten frappant aus wie der andere. Am Rhein auch hat man sich oft beklagt, daß die unabsehbaren Weingelände, die stets sich wiederholenden Querstriche und einförmigen Schattirungen der wie die Soldaten in ihren Kompagnien aufgesteckten

image
not
available

image
not
available

image
not
available

image
not
available

image
not
available

image
not
available

image
not
available

image
not
available

image
not
available

image
not
available

image
not
available

image
not
available

image
not
available

image
not
available

image
not
available

haben. Die Leiber schwinden, die Seelen werden mächtiger, auf die einflügeligen Engel folgen lichtere Gestalten, körperlose mit gedoppeltem, mit dreifachem, mit vielfachem Flügelpaar. Je näher dem Allerheiligsten, desto rascher der Schwung, desto höher der Flügelschlag, desto reiner die vom Staub befreite Seele.

Die Wandmalereien sind von Steinle aus Frankfurt. Man hat bei der Wiederherstellung des Chors hinter dem Putz der Wände alte Farben entdeckt und die verblichenen Gestalten getreu nach den Urkunden wiedergegeben. Nicht nur die Skulptur, auch die Malerei ist hier in den Dienst der Architektur getreten, um die strenge Einfalt und Erhabenheit des Baues zu dämpfen. Diese Verschwisterung an Körper und Farbe, Architektur und Malerei will uns als der höchste Triumph der Künste erscheinen. Es ist, als habe die Chorhalle erst jetzt ihren wahren und letzten Ausdruck erhalten.

Die Sonne warf ihr Abendlicht durch die bemalten Fenster. Diese sind wir gewohnt im farbigen Schmuck zu sehen, die Farbe nimmt dem Licht den grellen Ton. Der Glasmalerei hatten wir längst das Recht zugestanden zur Schmückung der gothischen Kirchen. Es ist aber nur ein Schritt weiter, und die weißgrauen Wände beleben sich für und mit derselben farbigen Gestaltenwelt, der kalte Fels nimmt Leben an, das Todte wird Licht, und in Glanz und Blüthenschimmer getaucht möchte selbst der Stein warm werden und lebendig zu uns sprechen.

In ihrem sanften, dunkeln, goldbraunen Glanz steht jetzt die ganze Halle wie das Gebilde eines morgenländischen Märchens vor Dir. Und das Helldunkel der gedämpften Abendsonne giebt Dir erst recht die Beleuchtung für das in Stein hingebaute Traumgesicht. Das ist die heiße heilige Dämmerung, bei der man nicht sagen kann, ob die Seele, die sich ihr hingiebt, schlummere oder wach sei. Das ist das Licht, in welchem die Heiligen ihre Verzückung halten, Propheten der Kirche, Anachoreten der Wüste die Stunde ihrer Verklärung feierten, ganz aufgelöst in trunkener Andacht, voll Sehnsucht und Liebe sich in den Himmel versetzt fühlten.

Drüben im Schiff der Kirche, wo die Arbeit ihr Tagewerk vollendet hat, verklingt der letzte Hammerschlag. Der Schall einer fallenden Thür tönt von draußen noch herein in die Säulenhalle; am Hochaltar zittern die Becken leise nach. Du bist allein im steinernen Eichenhain. Du stehst und lauschest. Es ist zu still, Du könntest das Aechzen dieser steinernen Bäume hören, die von Neuem den Schmerz des Wachsens fühlen. Wenn Du hier Gott nicht gegenwärtig bist, so ist er Dir niemals von außen nahe getreten. Sieh Dir diesen in Felsen gearbeiteten frommen Gedanken genau an! Heiliger Glaube hat diesen Tempel Gottes ersonnen, felsenfeste Zuversicht, eine Kunst, die wie ein Trotz gegen die Elemente erscheint, ihn auszuführen unternommen. Und Du siehst hier die Größe Hand in Hand mit lieblicher Kindlichkeit, Arm in Arm mit tändelnder Unschuld und süßer träumerischer Grazie. Aus den Wipfeln dieser Bäume knospet

Digitized by Google

image
not
available

image
not
available

image
not
available

image
not
available

image
not
available

image
not
available

image
not
available

image
not
available

image
not
available

image
not
available

image
not
available

image
not
available

image
not
available

auch die darin wurzelnde Verwandtschaft der Kulturentwickelung des Volkes fordert zum Vergleich heraus. Und gerade diese letztere Verwandtschaft läuft in hundert Zweigen auf den gemeinsamen Mangel des Bruchsteins und die Aushülfe durch den gebrannten Stein zurück. Ein Landmann vom nördlichen Saum der allgäuer Alpen erzählte mir als etwas Mährchenhaftes, daß er in Mannheim Häuser gesehen habe, deren Dächer ganz „mit Schreibtafeln benagelt" gewesen seien. Er war entzückt von diesem Eindruck; ganz dasselbe hätte bei einem norddeutschen Küstenbewohner der Fall sein können. Den Einfluß des Bruchsteins oder Backsteins auf den Volkscharakter in seiner ganzen Breite und Tiefe nachzuweisen, ist noch eine stattliche Aufgabe für die Kulturhistoriker. Die Gegensätze, welche sich auf diese beiden entscheidendsten Rohstoffe aller Zivilisation gründen, erweitern sich bei historischem Rückblick in riesigem Maaßstabe; aus örtlich geschichtlichem Gegensatz wächst ein weltgeschichtlicher auf: der Orient des Alterthums, der wie Babylon durchaus oder wie Indien und Aegypten zum großen Theil auf den gebrannten Thon hingewiesen war, und das bruchsteinreiche Hellas und Rom; der backsteinbauende Nordosten Deutschlands im Mittelalter und die südwestdeutschen Bruchsteingegenden in demselben Zeitraum! Ueberall kommen wir auf gleiche Grundunterschiede zurück, die zuletzt in dem Bruchsteinhaus des Gebirgsbauern und in dem Lehm- oder Backsteinhaus des Flachland- oder Moorbauern zu dem kleinsten Maaßstab zusammengeschrumpft, aber nicht erloschen sind.

Wie fein stuft sich wieder, um auf der südbayerschen Hochebene stehen zu bleiben, der ziegelgedeckte Backsteinbau in den Dörfern des hügeligen Theiles gegen die strohgedeckten Häuser der Moordörfer, gegen die schweizerischen Holzschindelhäuser der höhern Lage ab! Da, wo die Amper bei Wildenrott, die Würm bei Obermühlthal in die Ebene des Dachauer Mooses durchbricht, hat die Natur zum letzten Mal, als auf dem äußerst vorgeschobenen Posten, ein Stück wildromantischer Hochgebirgsszenerie inmitten des Flachlandes improvisirt, und genau in dieser Gegend tritt auch bei den Dörfern die Bauart der Gebirgslandschaft ein, obgleich bei den Nachbarn rechts und links noch weit hinaus die Bauart der Hügel- und Moosstriche gilt, und eine zwingende klimatische Nothwendigkeit zur Anlage dieser schweizerischen Bauernhäuser gewiß noch nicht vorhanden war. Mit so wunderbar sicherm Instinkt hat der Volksgeist seine bescheidenen architektonischen Schöpfungen dem Charakter der Gegend angepaßt. Eine Synopsis des traditionellen deutschen Dorfbaustyls, nach den topographischen Parallelen geordnet, würde außerordentlich lehrreich sein, und es wäre hohe Zeit, dieselbe zusammen zu stellen, bevor das immer weiter fressende Nivellement auch hier all' die alten natürlichen Unterschiede vertilgt hat. Die Bauart der Bauernhäuser, wo sie noch historisch und ächt ist, gehört eben so gut der Kunstgeschichte, als das Volkslied der Geschichte der Musik. Nicht überall freilich giebt es Dörfer, deren Bau den ästhetischen Gehalt eines volksthümlichen Kunstwerkes beanspruchen

image
not
available

image
not
available

image
not
available

natürlichste Vertheidigungslinie gegen jedes durch die breite Heerstraße des Donauthales einfluthende Heer. Und so ward der natürliche Vertheidigungsgraben in so vielen Völkerkämpfen zum Grenzgraben, an welchem die zwei Hauptgegensätze süddeutschen Volksthums aus einander gehen. Selbst in seiner äußern Erscheinung ist dem Lech der Stempel eines strategischen Flusses, eines Vertheidigungsgrabens, aufgeprägt. Die wilde Strömung spottet der Schifffahrt und duldet wenig Uebergänge, und bevor die moderne Fabrikindustrie den unbändigen Gesellen in ihr Joch gespannt, richtete er sicher mehr Verwüstung an, als er Nutzen stiftete.

Schlägt man Spezialkarten aus dem 18. Jahrhundert nach, so zeigt sich auf der schwäbischen Seite zwischen Lech und Iller ein so buntes Gewirr von allerlei Herrschaften — reichsstädtisches, Augsburgisches, Memmingisches, Kaufbeuern'sches ꝛc. Gebiet, markgräflich Burgauisches, gräflich Fuggerisches ꝛc., dazu ein halbes Dutzend geistlicher Territorien — daß sich die Ecke Landes als Musterstück einer möglichst großen Gebietskonfusion auf möglichst kleinem Raum mit dem Erbaulichsten messen kann, was in dieser Art auf den modernen Karten Mitteldeutschlands noch stehen geblieben ist. Mit dem rechten Lechufer sind diese bunten Lappen auch schon auf den alten Karten wie abgeschnitten, und Altbayern beginnt hier als ein breites, zentralisirtes, nur durch unbedeutende Enklaven unterbrochenes Land.

Aber die politische Zersplitterung der Ecke zwischen Iller und Lech war eine zufällige, nicht durch des Landes Art gebotene. Selbst die landschaftliche Physiognomie der Gegend symbolisirt dieses Verhältniß. Die Hochfläche zerklüftet sich zwar in zahllose Hügel, diese aber sondern sich nirgends zu selbstständig geschlossenen Massen ab. Das Bewußtsein der alten zufälligen Gebietsunterschiede wird gar bald bei der Bevölkerung vollends erloschen sein, aufgesogen durch den in unvordenklicher Verjährung eingewurzelten Hauptunterschied der schwäbischen und bayerschen Lechseite, den keine politische Verschmelzung so bald vertilgen wird. Nur eine Reminiscenz der alten Herrschaftsverhältnisse ist — wie fast überall — auch bei den bayerschen Schwaben des linken Lechufers noch unverloren, daß nämlich die Leute aus den ehemals geistlichen Gebietstheilen mit wehmüthigem Behagen der goldenen Zeit gedenken, wo sie noch unter dem Schatten des Krummstabes wohnten, — und das Maaß Bier nur zwei Kreuzer kostete.

Wie scharf die Lechlinie sich auch als Grenze der beiden Mundarten bewährt, dafür genüge ein einziges Beispiel. Auf dem linken Lechufer gehen gut drei Viertel aller Ortsnamen auf die Schlußbildung „ingen" aus, diese charakteristische Form der schwäbischen Ortsnamen, die im Herzen Schwabens bis zum Komischen die Alleinherrschaft behauptet. Also: Göggingen, Bobingen, Inningen u. s. w. So wie man aber den Fuß über den Fluß setzt, ist ostwärts schlechterdings kein „ingen" mehr aufzuspüren, dieselbe Form hat sich in „ing" verwandelt, welches in Bayern

image
not
available

image
not
available

image
not
available

image
not
available

image
not
available

ziehung, und aus sich selber bildet das Volk immer diejenige Pädagogik heraus, welche seiner Natur am angemessensten ist. Diese so grundverschieden geartete Natur der deutschen Volksstämme läßt sich vielleicht ausgleichen im Laufe der Jahrhunderte, aber gewiß nicht heute oder morgen. Wer so frischweg von dem Bewußtsein und den Bedürfnissen des deutschen Volkes im Allgemeinen spricht, der bringe es einmal erst dem südbayerschen Bauern bei, daß er die Erziehung der Schule über die Erziehung der Kirche setze, daß er links vom Lech einen spitzen und rechts vom Lech einen runden Hut trage, daß er Kartoffeln esse statt Kalbsbraten, daß andererseits der mitteldeutsche Bauer im Sommer einen schweren Tuchmantel überhänge statt eines Kittels, und daß die rheinischen Gastwirthe aus freien Stücken dem Gast einen Bogen Papier bringen, damit er den bezahlten, aber unverzehrten Rest seiner Mahlzeit mitnehmen könne. Wer das nicht fertig bringt, der muß auch nicht das ihn zunächst umgebende Bruchstück des deutschen Volks flugs für das ganze Volk nehmen.

2. München.

Der Münchner und sein Bier.

Wenn gleich die Lust am Biertrinken und die Kunst, vortreffliches Bier zu brauen, keineswegs auf das Bayernland beschränkt ist, sondern eine altdeutsche Tugend ist (konnten doch die Germanen sich ihre Götter und Helden in Walhalla nur biertrinkend als der Seligkeit theilhaftig denken!): so bleibt doch Bayern par excellence das Bierland, und München mit seinem Bockkeller ist eben so eine dem Gott Gambrinus geweihete Hauptstadt, ja die Metropole aller biertrinkenden Städte, als es mit seinen Kunsthallen, Palästen und Kirchen Apoll und den Musen huldigt und sich gern das deutsche Athen nennen läßt. Das Bier ist in München jedenfalls älter und ursprünglicher als die Kunst, und die Leidenschaft für den Genuß des braunen Gerstentranks ist ohne Zweifel der hervorstechendste Zug im bayerschen Volkscharakter, — ein Zug, der zugleich ethnographisch bedeutsam ist.

Freilich macht jetzt die Verehrung des Bieres so große Fortschritte, daß selbst im Weinlande Frankreich der Verehrer dieses Gerstensaftes von Tag zu Tag mehr werden; freilich braut man auch außerhalb Altbayerns ächt „bayersches Bier", aber dennoch wird die rechte Bierheimath immer in Bayern sein, da hier allein das Bier zu einem wesentlichen Stück der Lebenslust, man möchte sagen des Lebens selber gehört. Hoch und Niedrig, Arm und Reich findet im Bier den König aller Getränke, Alter und Geschlecht macht in diesem Geschmacksurtheil keinen Unterschied, die Damen halten es nicht minder für ehrenvoll, hinter dem Bierkruge zu sitzen, als

image
not
available

Bayern, insbesondere dem Münchner, ohnedies eigen, und er braucht sie nicht erst durch den Wein hervorzurufen. Man kann dem Münchner eine gewisse Beredtsamkeit nicht absprechen; er trägt nicht die gewöhnliche Schüchternheit des Deutschen an der Stirn, aber er spricht und radotirt nicht aus idealem Drange, um sich über die gemeinen Lebensverhältnisse emporzuschwingen, sondern aus einer gutmüthigen Geradheit, die nicht erst lange reflektirt, die aber auch leicht derb und grob wird, wenn der Andere verschiedener Meinung ist. Man kann es am besten mit einem französischen Worte bezeichnen: der Münchner ist étourdi.

Wenn schon bei dem Berliner der Widerspruch gar nicht zu verkennen ist, der zwischen der hochkultivirten Hauptstadt und einer der Kultur feindlichen Sandebene obwaltet: so ist dies noch mehr bei dem Münchner der Fall, und dieser sucht, was ihm die Natur nach außen hin versagt hat, durch Genuß des Bieres innerlich zu ersetzen. Der abstrakteste Geist kann doch nicht ganz von seiner Umgebung abstrahiren. Wer da rings um sich lachende Auen, kühnragende Berge, sprudelnde Quellen, üppige Sträucher und glänzende Blumenmassen schaut, der ist sicherlich wärmer und freundlicher angeregt, als wer in die Münchner Zugluft, auf das stechende Straßenpflaster und die unermeßlichen Kiesfelder vor den Thoren Münchens hinauskommt, wo nur der angestrengteste Fleiß des Menschen Baum und Strauch zum Leben bringt. Wo keine Bäume wachsen, da wachsen auch keine Reben, und dieselbe Natur, welche dem Münchner heitere Thalgründe und lachende Weinberge versagte, die bestimmt ihn allerdings vorzugsweise zum Genuß eines Trankes, der den Wein ersetzen muß, aber nie die Natur des Weines gewinnen kann. So liebt der Münchner sein Bier zugleich seiner eigensten Charakteranlage und des Charakters seiner Gegend willen, und so ist überhaupt die Natur im Menschen und außer dem Menschen stets korrespondirend.

Es ist schwer zu bestimmen, wie viel tausend Seidel Bier täglich in der Metropolis hinabgeschwemmt werden. Da mancher ehrsame Bürger schon zum Frühstück fünf bis sechs der bekannten Deckelgläser austrinkt, wie viel mag dieselbe Kapazität nicht erst Abends zu trinken im Stande sein.*) Dabei ist zu bemerken, daß dieses Bier eben so wohlschmeckend und nahrhaft als geistig ist; es ist darum gleich verführerisch und beschwerend. Man sieht leicht an den blauweißen Augäpfeln, an den feisten, oft kugelrunden Gestalten und dem bedächtigen Schritt, daß die Bevölkerung eine biertrinkende ist.

Die Zeit, wo das erste Frühlingsbier verzapft wird, gehört zu den Volksfesten der Münchner. Wer hat nicht schon von dem berühmten Bockkeller gehört, der am 1. Mai geöffnet wird! In diesem unterirdischen Tempel wird dem Gambrinus geopfert mit einer Leidenschaftlichkeit, wie

*) Bayern produzirt jährlich 8 Millionen Eimer Bier, im Jahre 1852 wurden in München allein 28,200,000 Maaß davon konsumirt!

image
not
available

hier die Vermittelung mit dem Geiste? Durch sinnliche Anschauung, durch Bilder der lieblichsten Art, durch fesselnde Darstellung des Uebersinnlichen.

Auf den sinnlichen Menschen muß ja zunächst gewirkt werden, wenn man seiner geistigen Entwickelung eine kräftige Stütze geben will. Das geistige Element muß gleichsam ein lockendes, ja bestechendes Aeußere haben, damit es nicht spurlos an stumpfen Seelen vorübergehe. Dieses Lockende gewährt uns vorzugsweise ein Gemälde. Darum hat man auch für Alles, was man auf den ersten Blick kenntlich und anziehend machen will, gewisse Symbole oder Embleme; der Deutsche hat dafür ein gutes Wort: „Sinnbild"; durch ein Bild wird zuerst auf den äußern und von da auf den innern Sinn gewirkt. Wird nun ein Publikum, wie das Münchener, auf diesem Wege in alle Kreise des menschlichen Daseins eingeführt, so kann es nicht fehlen, daß die Kultur fortschreitet; denn selbst rohere Naturen haben mitunter eine müssige Stunde, die sie nicht besser als in dem offenen Gemäldesaale zubringen können, und sie lernen hier mit einem Blicke leicht mehr, als wenn sie in Bücher und Vorlesungen sich vertieften.

Wirklich erkannte ich auch im Gespräch mit manchen Leuten aus den niederen Klassen, daß sie bereits anfangen, den Reiz der Kunstanschauung zu empfinden, und in den höheren Klassen mag kaum Jemand zu treffen sein, der nicht gewisse Ideale und Kunstregeln aus den mannigfachen Schätzen der Krone abstrahirt hätte; ja es ist schon dahin gekommen, daß Charlatans und Mittelmäßigkeiten sich hier gar nicht halten können.

Es ist merkwürdig, daß in dem an Naturschönheiten so reichen Tyrol wohl die Geschichtsmalerei, aber nicht die Landschaftsmalerei ihre Vertreter gefunden hat, während im sterilen München auf seiner weiten einförmigen Hochebene die Landschaftsmalerei so herrlich sich entfaltet hat. Aber wenn man die Sache recht überlegt, zeigt sich der Mangel der geographischen Lage wiederum als ein Vortheil. Im Süden wird das bayersche Plateau von den Alpen begrenzt; diese winken aus der Ferne und erfüllen unwiderstehlich die Seele des Naturfreundes mit Sehnsucht. Der Künstler beobachtet um so schärfer und freut sich um so mehr, wenn er aus der einförmigen Ebene in die herrliche Bergwelt gelangt, der Gegensatz hebt das Charakteristische nur desto entschiedener hervor, während die Bewohner der Berge zu subjektiv mit der Natur verwachsen und sie nicht objektiv genug anschauen.

Der neue Königsbau.

Mit Betrachtung dieses schönen Palastes könnte der Fremde füglich seine Rundschau der durch König Ludwig geschaffenen Kunstwelt eröffnen.

Leo v. Klenze vollendete im Jahre 1835 diesen Bau, dessen Außenseite eben so sehr durch großartige Einfachheit und Wirkung der Masse imponirt, als das Innere durch Bedeutsamkeit und Mannigfaltigkeit überrascht. 430 Fuß in der Länge mißt die dem Max Josephsplatze zugekehrte,

image
not
available

Egyptian art, and architecture, was the product of a highly developed civilization. Its forms were governed by religious beliefs and by the social organization of the country. Its subjects were drawn from the life of the people, and its purpose was to glorify the gods and the kings who ruled in their name. The Egyptians believed that the gods had created the world and that the kings were their representatives on earth. Therefore, the kings were regarded as divine beings, and their power was absolute. The art and architecture of Egypt reflect this belief in the divine nature of the kings and the gods.

The Egyptians were a practical people, and their art was always closely related to their daily life. They were also a very religious people, and their religion was the most important thing in their lives. Their religion was a complex system of beliefs and practices, and it was constantly changing. The Egyptians believed in many gods, and each god had a special function. The most important gods were Ra, the sun god; Osiris, the god of the dead; Isis, the goddess of motherhood; and Horus, the god of the sky.

The Egyptians believed that after death the soul of the dead person would go to the underworld, where it would be judged by Osiris. If the soul was found to be worthy, it would be allowed to enter the kingdom of Osiris and live forever. If the soul was found to be unworthy, it would be devoured by a monster. The Egyptians therefore took great care to preserve the bodies of the dead, and they built elaborate tombs to protect them. The most famous of these tombs are the pyramids.

The pyramids were built as tombs for the kings of Egypt. They were built of stone, and they were designed to last forever. The largest pyramid is the Great Pyramid of Giza, which was built for the king Khufu. It is one of the seven wonders of the ancient world. The pyramids were not the only tombs built by the Egyptians. They also built tombs for the queens and for the nobles. These tombs were usually smaller than the pyramids, but they were just as elaborate.

The Egyptians were also famous for their temples. The temples were built as houses for the gods, and they were the most important buildings in the cities. The temples were built of stone, and they were decorated with paintings and sculptures. The most famous temple is the Temple of Karnak, which was built for the god Amun. It is one of the largest temples in the world.

The Egyptians were also famous for their writing. They developed a system of writing called hieroglyphics, which was a combination of pictures and symbols. The hieroglyphics were used to write on papyrus, which was a paper made from the papyrus plant. The Egyptians also developed a system of writing called hieratic, which was a simplified form of hieroglyphics. The hieratic was used for writing on papyrus and on pottery.

The Egyptians were also famous for their mathematics. They developed a system of mathematics that was based on the number ten. They used this system to measure land, to build pyramids, and to calculate the time. The Egyptians also developed a system of astronomy. They observed the stars and the planets, and they used this knowledge to predict the flooding of the Nile River.

The Egyptians were also famous for their medicine. They developed a system of medicine that was based on the belief that disease was caused by evil spirits. They used magic and prayer to cure the sick. They also used herbs and other natural remedies. The Egyptians were also famous for their surgery. They performed many operations, including the removal of tumors and the setting of broken bones.

The Egyptians were also famous for their music. They played many instruments, including the harp, the lyre, the flute, and the drum. They used music in their religious ceremonies and in their daily life. The Egyptians were also famous for their dancing. They danced in their religious ceremonies and in their daily life. They also danced for entertainment.

The Egyptians were also famous for their sports. They played many sports, including wrestling, boxing, and running. They also played games, including chess and dice. The Egyptians were also famous for their hunting. They hunted many animals, including lions, crocodiles, and hippopotamuses. They also hunted birds and fish.

The Egyptians were also famous for their clothing. They wore many different types of clothing, depending on their social status and on the occasion. The most common clothing was a kilt, which was a piece of cloth wrapped around the waist. The Egyptians also wore wigs, which were made of human hair or of wool. They also wore jewelry, including necklaces, bracelets, and earrings.

The Egyptians were also famous for their food. They ate many different types of food, including bread, beer, fruit, vegetables, and meat. They also ate fish and birds. The Egyptians were also famous for their drinking. They drank beer and wine. They also drank water from the Nile River.

The Egyptians were also famous for their trade. They traded with many different countries, including Nubia, Syria, and Crete. They traded for many different goods, including gold, silver, copper, ivory, and spices. The Egyptians were also famous for their agriculture. They grew many different crops, including wheat, barley, flax, and papyrus. They also raised many different animals, including cattle, sheep, goats, and pigs.

The Egyptians were also famous for their government. They had a monarchy, which was a form of government in which the king was the ruler. The king was assisted by a group of officials, who were called the nobles. The nobles were the most powerful people in Egypt after the king. The Egyptians were also famous for their law. They had a system of law that was based on the belief that the king was the source of all law.

The Egyptians were also famous for their army. They had a large army, which was used to defend Egypt from its enemies. The army was also used to conquer other countries. The Egyptians were also famous for their navy. They had a navy that was used to transport troops and goods. The navy was also used to fight battles at sea.

The Egyptians were also famous for their religion. They believed in many gods, and each god had a special function. The most important gods were Ra, the sun god; Osiris, the god of the dead; Isis, the goddess of motherhood; and Horus, the god of the sky. The Egyptians believed that after death the soul of the dead person would go to the underworld, where it would be judged by Osiris.

The Egyptians were also famous for their art. They painted many pictures on the walls of their tombs and temples. They also made many statues. The most famous statue is the Great Sphinx of Giza, which is a statue of a lion with the head of a man. The Egyptians were also famous for their architecture. They built many pyramids, temples, and tombs. The most famous pyramid is the Great Pyramid of Giza, which is one of the seven wonders of the ancient

image
not
available

image
not
available

image
not
available

den Rücken giebt, von der Lehrzeit frei. Nun springen sie in das Bassin des Brunnens und treiben mit Allen in der Runde tollen Schabernack. Hierauf erhalten sie weiße Binden und silberne Denkmünzen an blauen Bändern, und die Zunftfeierlichkeit ist vorbei.

Wollt Ihr jedoch des Münchner Volkes Lusttreiben im Großen sehen, so müßt Ihr an einem ersten Montag im September auf den Keferloher Markt eilen; den Ursprung desselben weist die Ueberlieferung in die Zeiten der Heidenschlachten zurück, da alles deutsche Land des Schreckens vor dem Centaurenvolke der Ungarn voll war. Damals seien dem Kaiser Otto dem Großen im rechten Augenblicke die Bayern wohlberitten zugeeilt, und voll Freude habe er ihre Hauptleute — einige in Bauernkitteln — zu Rittern geschlagen und die großen Pferdemärkte gestiftet, die jetzt in Keferlohe (2½ Stunden von München) und in München gehalten werden. Zu jenem Markte strömt das Münchner Volk, jung und alt, hoch und niedrig, reich und arm, als wären Alle verzaubert; das ist ein Rennen, Jagen und Treiben, in dem Euch schwindelt; da wird gezecht und gejubelt; nehmt Eure Arme, Eure Rücken, vor Allem nehmt Eure Worte wohl in Acht! Der Wiener Brigittenkirchtag ist ein Gentleman gegen diesen ungeschlachten Goliath, den Keferloher Markt.

Einen schönen Kontrast zu solchem wilden Treiben bietet das Oktoberfest auf der Theresienwiese, das zur Feier der Vermählung des Königs Ludwig und der Königin Therese gestiftet wurde und alljährlich am ersten Sonntag im Oktober beginnt. Hier hat die Volksfreude an dem Wetteifer der Kultur einen erfreulichen Hintergrund und erhält dadurch eine edlere Bedeutung. Aus allen Gegenden Bayerns eilen Wetteifernde zur Vertheilung der Preise, zu dem Pferderennen herbei; in freisamen Kampfspielen erprobt und stählt sich des Volkes Kraft.

Die Walhalla bei Regensburg.*)

So wie man den Flecken Donaustauf verläßt, liegt die Walhalla auf eichenumrauschtem Berge nahe vor. In dieser Nähe macht der großartige Bau mit seinem kolossalen, cyklopischen Unterbau einen mächtigen Eindruck. Dieser Unterbau besteht aus über einander ruhenden Terrassen, die durch Doppeltreppen unter sich verbunden sind und allmählig bis zur Höhe des Berges aufsteigen. Von den Absätzen der Treppe hat man die herrlichsten Aussichten auf den Donaustrom und das Land bis zu den fernen, nur wie dämmernde Schatten aufsteigenden bayerschen Alpen. Auf der zweiten Terrasse führt eine Thür in's Innere des Unterbaues, wo die für unser nordisches Klima nicht zu umgehenden Vorrichtungen zur Heizung während der Wintermonate angebracht sind.

Der Bau dieses unstreitig großartigsten deutschen Nationaltempels ist

*) Nach E. Willkomm.

image
not
available

Das Große, Erhabene und wahrhaft Schöne, das uns an und in dem künstlerisch vollendeten Bau der Walhalla überrascht, macht gewiß auf jedes deutsche Gemüth den erfreulichsten und nachhaltigsten Eindruck, und nicht ohne Gefühle hoher Verehrung für den Schöpfer dieses Werkes und für Diejenigen, die zu so harmonischer Vollendung aller Theile desselben mit deutschem Sinn und treuer Ausdauer ihm die Hände gereicht haben, verlassen wir das deutsche Parthenon.

Parallele zwischen der Gegend von München und Berlin.*)

Man hat oft die Frage aufgeworfen, welche unter beiden Städten, Berlin oder München, die ungünstigste Lage habe? Nun ist es freilich gewiß, daß die erstere Stadt, wenn man aus dem östlichen Thore fährt, keineswegs eine anmuthige Gegend darbietet; aber wer, wie ich, Berlin seit 44 Jahren gekannt und aufmerksam auf die Umwandlung der Gegend gewesen ist, der wird doch gestehen müssen, daß eine solche auf der westlichen Seite der Stadt in außerordentlichem Maaße stattgefunden hat. Der Thiergarten, nachdem man den schmerzlichen Verlust mancher alten Lieblingsplätze vergessen hat, ist doch jetzt, sorgfältiger durch den Schafgraben bewässert, ein lieblicher Park geworden. Die mannigfaltig wechselnde Bauart der immer zunehmenden Villen hinter reichen Blumengärten muß Denjenigen, der Berlin verschreien hörte, auf die angenehmste Weise überraschen, und ich höre oft unbefangene Reisende ihr Erstaunen äußern, wenn sie gestehen müssen, hier gefunden zu haben, was sie nicht erwarteten. Freilich fehlt es auch nicht an Solchen, denen das Urtheil über die Berlinische Einöde, wie es sich vor ihrer Ankunft ausgebildet hat, eine Maxime geworden ist, die ein standhafter und konsequenter Mann nicht aufgeben darf. Das principiis obsta verbindet sich mit dem nihil admirari, um einen jeden Genuß von einer lieblichen Parthie schlechthin auszuschließen, und wer die Alpen bereist hat, hat sich das schöne Vorrecht errungen, jede Naturszene um Berlin zu verachten. Wenn ich gestehen soll, was ich immer bedauere, so ist es, daß ich monatelang ohne Horizont leben muß; allenthalben bin ich von Häusern oder Bäumen umgeben, und wenn ich aus diesen heraustrete, kann ich zwar hier und da weit genug um mich sehen, aber die grenzenlose, kahle Ebene bietet keinen Ersatz. Die Majorität des jetzigen Geschlechts theilt freilich nicht meinen Schmerz, denn zwei Drittel sind kurzsichtig.

Betrachtet man nun München, so muß man gestehen, daß der Kiesboden viel trauriger, wüster, trostloser uns umgiebt, als der kahle Sandboden. Jener hat etwas grauenhaft Zerrissenes, und wenn, wie Tieck sich äußert, der weiche Sand die Räder mit sentimentaler Gastfreiheit umfaßt und uns zuruft: „Freund, warum eilst du so? Weile doch etwas bei uns!“,

*) H. Steffens, Was ich erlebte, Bd. 8.

Digitized by Google

image
not
available

image
not
available

image
not
available

man bei Weitem nicht an allen Häusern, vielleicht kaum an dem dritten Theil derselben, aber sie sind hier von feiner, zierlicher Bauart. Noch sehr viel seltener stößt man auf gothische Wölbungen der Fenster und Thüren. Auch die in vielen alten Städten herrschende Gewohnheit, die Häuser mit den Giebeln nach der Straße hinauszubauen, findet sich in Nürnberg im Ganzen nicht häufig. Die Rücksicht der Raumersparung hat hier offenbar weniger obgewaltet. Die Hauptstraßen sind überall von erträglicher, zum Theil von beträchtlicher Breite, und eine solche Unzahl kleiner Gäßchen, wie an andern Orten, ist hier nicht vorhanden. Die innere Stadt Leipzigs und Frankfurts a. M., mit Ausnahme der Zeil, sind viel enger gebaut, als Nürnberg. Der mittelalterliche Charakter der Stadt bewährt sich aber darin, daß selbst diejenigen Privathäuser, welche keine hervorstechenden Merkmale der Vergangenheit an sich tragen, in ihrer allgemeinen Bauart dem Styl derselben homogen sind. Alle Häuser sind aus Stein gebaut; die meistens kleinen und tiefeingeschnittenen Fenster zeigen Festigkeit der Mauern. Die öffentlichen Denkmäler und Bauwerke, die schönen gothischen Kirchen, die auf das Reichste in gothischer Bauart ausgeführten und verzierten Brunnen, die steinernen Brücken, die stets in einem Bogen über die Regnitz gespannt sind, erfüllen überall die Phantasie mit mittelalterlichen Vorstellungen, zu denen die Privathäuser, die Straßen und Plätze nur den Rahmen abgeben. Zudem herrscht in allen besseren Stadttheilen große Reinlichkeit und Sauberkeit.

Was aber Nürnberg vor allen mir bekannten Städten voraus hat — sind seine alterthümlichen Befestigungswerke. Dieselben sind noch so gut erhalten, daß es von dem bayerschen Kriegsministerium unter die „Waffenplätze" gezählt wird, obwohl auf seinen ausgedehnten Mauern nicht ein einziges Geschütz zu erblicken ist. Desto anziehender ist der Anblick der Mauern selbst. Rund um die Stadt läuft ein tiefer, jedoch trockener, ausgemauerter Graben, über welchen Brücken zu den Hauptthoren, Stege zu den kleineren Eingangspforten führen. Die Stadt hat jetzt im Ganzen zehn Thore. Die vier Hauptthore, das Spittler-, Frauen-, Laufer- und Neue Thor sind durch gewaltige Thürme geschützt; sie sind in der Mitte des 16. Jahrhunderts von Georg Unger erbaut. Die Zahl der kleineren Thürme ist ausnehmend groß. Der obere Kranz der letzteren ist zum großen Theil abgebröckelt; an manchen Stellen befinden sich jetzt öffentliche Etablissements darauf mit kleinen Gärten, in denen die Nürnberger an heiteren Abenden sich des Biers und der hübschen Aussicht erfreuen.

Die Regnitz theilt die Stadt in zwei fast gleiche Hälften und scheint stets ein gelber, trüber und schmutziger Strom zu sein. In ältester Zeit beschränkte sich Nürnbergs Ausdehnung auf das nördliche Ufer des Flusses. Nach dem Jahre 1130 wurde es erweitert und auf das südliche Ufer ausgedehnt, und in einer zweiten Erweiterung, die 1350 begann und 1427 vollendet wurde, erhielt es seine jetzige Gestalt.

image
not
available

kleinen Altären in den Seitenschiffen befinden sich Holzschnitzereien von vorzüglicher Feinheit; die Gesichter, die Hände sind mit einer solchen Wahrheit wiedergegeben, wie man es kaum für möglich hält, daß es aus diesem Stoff geschehen kann. So ist z. B. der heilige Konrad und der heilige Joseph da. Letzterm verdankt man eine kleine Bilderstürmerei. Der gegenwärtige Seelsorger der Marthakirche, die 1800 der reformirten Konfession eingeräumt wurde, entdeckte bei seinem Amtsantritt in ihr den heiligen Joseph. Derselbe wurde sofort hinaus und auf die Flucht bis zur Lorenzerkirche getrieben, die ihn gastfreundlich aufnahm. Das Einzige, was innerhalb der Lorenzerkirche ihrem sonst streng gothischen Charakter widerspricht, ist ein Denkmal der Markgräfin Sophie von Brandenburg im Rococcogeschmack; es rührt aus dem Jahre 1649 her.

Die Lorenzerkirche steht auf einem mäßig großen Platze und ist von allen Seiten frei und dem Anblick zugänglich. Sie ist auf das Vortrefflichste erhalten. Jedoch ist ihr Styl nicht mehr der gothische in seiner höchsten Reinheit und Vollendung. Es zeigt sich vielmehr einige Schwerfälligkeit, und ohne daß die Feinheit der Arbeit erreicht ist, die wir am Straßburger Münster und am Kölner Dom bewundern, macht sich eine gewisse Ueberladung fühlbar.

Zunächst der Lorenzerkirche steht an architektonischem Werthe die des heiligen Sebald. Sie ist ungefähr von derselben Größe und Höhe, erreicht jedoch die erstere bei Weitem nicht an Schönheit und Einheit des Styls. Da sie bedeutend älter ist, so findet sich viel Romanisches in ihr; von außen ist sie viel roher und schmuckloser. Das Schiff ist schwerfällig und gedrückt und eine Mischung verschiedener Baustyle. Es soll eine Mischung von gothischem, byzantinischem und maurischem Style sein. Der Chor ist dagegen rein gothisch und erhebt sich auf schlanken Bogen bis zu 80 Fuß. Leider ist diese Kirche im Innern gelb angestrichen. Von den in ihr enthaltenen reichen Kunstschätzen ist vor Allem das berühmte Sebaldusgrab von Peter Vischer zu nennen. Mainberger sagt in seinem Handbuch: „Es ist aus 120 Zentnern Metall von P. Vischer und seinen fünf Söhnen in den Jahren 1506—1519 gegossen, in einer Höhe von 15 Fuß, einer Länge von 8 Fuß 7 Zoll und einer Breite von 4 Fuß 8 Zoll. Die an demselben befindlichen Apostel sind 1 Schuh 11 Zoll hoch. Ueber diesen stehen 12 Kirchenväter, dann sind noch mindestens 72 größere und kleinere Figuren zur Ausschmückung angebracht. Nach oben wölbt es sich zusammen und wird in drei Abtheilungen durch 45 Thürmchen und Zinnen geschlossen. Auf der höchsten Spitze thront das Christuskind. Ueber dem mit Gold- und Silberblech überzogenen, 5 Fuß 10 Zoll langen, 1 Fuß 7 Zoll breiten, 1397 gefertigten Sarge sind Basreliefs, Szenen aus der Legende Sebald's darstellend. — Das Denkmal kostete 2042 Gulden 6 Pf. 21 Heller, da Peter Vischer für den Zentner 20 Gulden erhielt." Die einzelnen Figuren des Denkmals sind sämmtlich von hohem Kunstwerth, vor Allem aber die 12 Apostel; eben so sind auch die Glasmalereien der

image
not
available

dem Fenster befindet sich eine Allegorie, der „ungerechte Richterspruch". An dem einen Ende ist auf einem Stuhle sitzend der Richter, vor ihm ein knieender Jüngling, die verfolgte Unschuld darstellend, welche durch die verschiedenen Laster, die sie verfolgen, bedroht wird. Die letzteren sind in männlichen und weiblichen Figuren personifizirt, deren geniale Auffassung von der Meisterschaft des großen Malers Zeugniß giebt. Leider hat das Gemälde durch Risse, Flecken und theilweise Verwischung der Farben sehr gelitten. Zunächst dem ungerechten Richterspruch ist eine Gruppe Musikanten, die städtische Musikbande zu Dürer's Zeiten darstellend. Die Charakteristik der einzelnen Gesichter ist von glänzender humoristischer Wirkung. Den größten Theil der Wand bedeckt ein Triumphwagen Maximilian's I., mit Pferden bespannt, deren jedes Paar von einer weiblichen Figur am Zügel gehalten wird. Der alte eingeschrumpfte Kaiser sitzt auf dem, dem Anscheine nach höchst unbequemen Fuhrwerk. Das gewiß sehr ähnliche Gesicht fällt durch seine außerordentlich große habsburgische Nase auf; von dem „letzten Ritter", dem kühnen Jäger auf der Martinswand, ist in diesem abgelebten Greise keine Spur mehr übrig.

In dem kleinen Rathhaussaale werden jetzt Sitzungen des Gemeinderaths gehalten. Seine Dimensionen sind unbedeutend; indessen werden die Deckengemälde gerühmt. Im obern Korridor ist eine kunstvolle Stukkaturarbeit, ein im Jahre 1446 abgehaltenes Gesellenstechen mit lebensgroßen Figuren vorstellend.

Die ehemals kaiserliche Burg in Nürnberg ist ein alter verwitterter Bau, verbunden mit einer Anhäufung von Nebengebäuden, Thürmen, Mauern. Von außerhalb der Stadt gewährt sie gerade durch die regellose Mischung ihrer verschiedenen Bestandtheile einen pittoresken Anblick. Von der Majestät eines Kaisersitzes ist aber keine Spur zu finden. Die alten deutschen Kaiser scheinen überhaupt nirgends besonders großartig gewohnt zu haben; vergleiche man dagegen das Hochmeisterschloß, die Marienburg, damit. Diese Nürnberger Burg würde sich ihr zur Seite wie ein Schwalbennest neben einem Adlerhorst ausnehmen. Das Aeußere ist immer noch viel imposanter als das Innere. Auf dem engen Schloßhofe steht eine uralte Linde, der Sage nach von Kunigunde der Heiligen, Zacharias Werner'schen Andenkens, gepflanzt. Ein 300 Fuß tiefer, in den Felsen gehauener Brunnen ist außerdem noch bemerkenswerth.

Nürnberg besitzt zwei Gemäldesammlungen von sehr bedeutendem Werthe: den königlichen Bildersaal in der Moritzkapelle, ein Geschenk des Königs Ludwig an die Stadt, und die Gallerie im Landauerkloster, die zu der dort befindlichen Kunstgewerbeschule gehört.

Die Bedeutung Nürnbergs für Alterthumkunde wird neuerdings bedeutend durch das „Germanische Museum", ein seit 1853 dort in's Leben getretenes Nationalinstitut, erhöht, welches für die verschiedenen Bemühungen um die ältere Geschichte Deutschlands und stammverwandter Länder einen Alles vereinigenden Mittelpunkt und dadurch einen sicheren

Digitized by Google

image
not
available

rühmte Männer zur Zeit ihres Aufenthaltes in der Stadt wohnten. So wird das Sorz'sche Haus als das bezeichnet, in dem Wallenstein 1630 und später 1649 der Hauptvollbringer seines Sturzes, Octavio Piccolomini, gewohnt haben; das Platner'sche Haus, geradeüber der Egidienkirche, beherbergte Gustav Adolf. Das Andenken an den Letzteren ist, wie es scheint, sehr lebendig geblieben; außer daß er als großer Vorkämpfer des Protestantismus dieser altprotestantischen Stadt geehrt wird, hat er den besondern Anspruch auf die Dankbarkeit der Nürnberger, sie vor dem Schicksale Magdeburgs bewahrt zu haben. Denn allem Ermessen nach hätte ohne seine mächtige Hülfe Wallenstein Nürnberg keine größere Schonung bewiesen, als Tilly jenem.

Der Johanniskirchhof, etwa eine starke Viertelstunde vor der Stadt, auf deren westlicher Seite am Ende der sogenannten Johannisvorstadt gelegen, ist von so besonderm und merkwürdigem Charakter, daß er eine Erwähnung verdient. Es ist wohl fast durchgängig Sitte, die Kirchhöfe durch Sträucher und Baumanlagen zu zieren. Die Gräber, die mit grünem Rasen bedeckt sind, sind gleichsam die Beete dieser traurigen Gärten; die düstre Nähe des Todes und der Vergänglichkeit wird so durch die blühende Natur gemildert. Anders der Johanniskirchhof. Er bietet dem Beschauer nur eine weite, einförmige Straße länglich viereckiger Steine dar, die fast in der Form kolossaler Särge die Gräber bedecken. Zwischen diesen Grabsteinen wandelnd, auf denen die Wappenschilder Derer, die unter ihnen ruhen, aus Erz zuweilen kunstvoll und in den reichsten Verzierungen gearbeitet, liegen, fühlt man den kalten Athem des Todes sich entgegendringen, fast als ob man in einer Gruft unter Särgen weilte. Die Fläche dieses öden, aber imposanten Friedhofs wird nur unterbrochen durch die Johanniskirche, eine Begräbnißkapelle der Holzschuher'schen Familie und ein großes, dem Ritter Alexis Münzer gewidmetes Monument. Als ich den Gottesacker betrat, warf die Abendgluth ihre letzten Strahlen auf ihn. Der alte Todtengräber gesellte sich zu mir und führte mich unter den Gräbern umher, mir die einfachen Denkmale zeigend, welche die Gräber Albrecht Dürer's, Hans Sachs', Grübel's u. a. berühmter Nürnberger decken. Er schloß mir auch die Holzschuher'sche Kapelle auf; sie ist in einfachem deutschen Style schon im 14. Jahrhundert erbaut und enthält im Innern eine Grablegung Christi von Adam Kraft in lebensgroßen Figuren, so wie mehrere verdienstliche Schnitzarbeiten. Ich erfuhr von dem alten Manne, daß der Name dieser Familie, die unter den alten Patriziergeschlechtern Nürnbergs mit die erste Stelle einzunehmen scheint, sich davon herschreibt, daß der Ahnherr, der den Grund ihrer Bedeutung legte, Holzschuhe angefertigt hatte. Die Sitte jener großen, sargähnlichen Grabsteine ist noch heute in Nürnberg, wie ich mich aus mehreren von ganz neuer Arbeit überzeugen konnte. Jemand, dem ich meine Verwunderung über diesen Gebrauch aüsdrückte, sagte mir, er stamme aus den ältesten

Digitized by Google

image
not
available

Ein Blick auf die Entwickelung von Nürnbergs Kunst- und Gewerbsleben. *)

Nürnberg ist die zweite Hauptstadt und die erste Handels- und Industriestadt des Königreichs Bayern. Sie liegt in einer etwas sandigen, aber fruchtbaren Ebene auf beiden Seiten der ziemlich schmutzigen Pegnitz. Diese kleine Pegnitz treibt und hat seit Jahrhunderten getrieben eine Menge von Mühlen, die zum Poliren, Schleifen, Drechseln, Walken jener mannigfaltigen Gewerbs- und Kunsterzeugnisse dienen, durch welche Nürnberg noch immer seinen alten Ruf bewährt. Neben dem weltbekannten, durch alle Welt gehenden „Nürnberger Tand" (Spielsachen für Kinder), dem vortrefflichen Lebkuchen und den Meerschaumpfeifenköpfen sehen wir aus den Fabriken der gewerbreichen Stadt die bunteste Mannigfaltigkeit von Glas-, Holz-, Metall- und chemischen Waaren, von Kattun- und Papierdruck, musikalischen und optischen Instrumenten hervorgehen. Kohl bemerkt (Reisen im südöstlichen Deutschland I.) sehr wahr: In England giebt es ganze Ortschaften und Landstriche, in denen man nichts anderes fabrizirt als Baumwollengarnfäden, und sogar große Etablissements, in denen man sich nur auf eine einzige Gattung von den 300 verschiedenen Arten von Baumwollengarn, die es giebt, gelegt hat. Dergleichen haben die Engländer erfunden. Die Deutschen dagegen haben Nürnberg erfunden, das sich auf die Produzirung und Verhandlung von einer Million von Waarengattungen zugleich legt. Seine Industrie gleicht dem Weihnachtsbaum, den auch wieder die Deutschen erfunden haben. Sie ist wie dieser — mit allem möglichen Tand der Welt behangen. Man betrachte sich nur das Verzeichniß aller der kleinen Waaren, die mit dem Einen Wort „Kinderspielzeug" bezeichnet werden; das geht nicht in die Hunderte, sondern in die Tausende. Die meisten der Kinderklappern und Noahkästen, der Soldaten zu Fuß und zu Pferd kommen zwar aus dem Erzgebirge und Thüringer Walde (Waltershausen und Sonneberg), aber die Nürnberger Großhändler, die in diesem kleinen Tand große Bilanzen machen, sind doch die Seele des Geschäfts, welche Geschmack und Bedürfnisse von Alt und Jung in der Alten und Neuen Welt studiren und darauf hin spekuliren. Selbst in den winzigen Nachtlichtern, von denen 365 bequem in eine kleine Schachtel gehen, werden Engrosgeschäfte gemacht; das Holz, das die leichte weiße Unterlage bildet, wird aus Böhmen, der Abfall von Spielkarten, woraus der kleine runde Rand am Lichtlein geschnitten wird, aus Frankfurt, das Wachs aus Norddeutschland, die Schachteln zur Versendung aus Sonneberg im Thüringer Walde bezogen. Im Gegensatz zu dieser kleinen Waare betrachte man ein Fabrik-Etablissement, wie das Cramer-Klettsche, das zu den ersten Maschinenfabriken Deutschlands zählt, mit seiner Gießerei, seinen 100

*) R. v. Rettberg, Nürnbergs Kunstleben. (Stuttgart, 1854.) Nürnberger Briefe. (Hannover, 1846.) Heideloff, Baudenkmale der Vorzeit. (Nürnberg, 1853.)

Digitized by Google

image
not
available

bei seinem Vater, einem Goldschmied, in die Lehre gegangen! Er erfand die Radirnadel und den harten Aetzgrund, und seine Kupferstiche erregten bei seinem großen Zeitgenossen Raphael Sanzio die höchste Bewunderung. Zu derselbigen Zeit erfand Peter Henlein (Hele) die „lebendigen Nürnberger Eier" oder Taschenuhren; Erhard Etzlaub verfertigte seine Kompasse, die sogar nach Rom versandt wurden; ein Schlossermeister setzte an die Stelle des bis dahin üblichen Luntenschlosses das deutsche Radschloß für das kleine Gewehr, und der berühmte Hans Bullmann, Schlosser und Uhrmacher zugleich, ward von Karl V. nach Wien berufen, um die kaiserlichen Uhren zu verbessern. Hans Mauschel verbesserte die Posaune; Georg Hartmann, ein Schüler von Albrecht Dürer, beobachtete zuerst die Abweichung der Magnetnadel und verbesserte demzufolge den Kompaß; Erasmus Ebner fertigte Messing aus gereinigtem Ofengalmey mit Kupfer; Johann Stabius zeichnete die Sonnenuhr an der Lorenzkirche; Wolf Weißkopf und Sebald Beck waren berühmte Schreiner; Hans Danner ausgezeichnet durch seine Hebel und Schrauben.

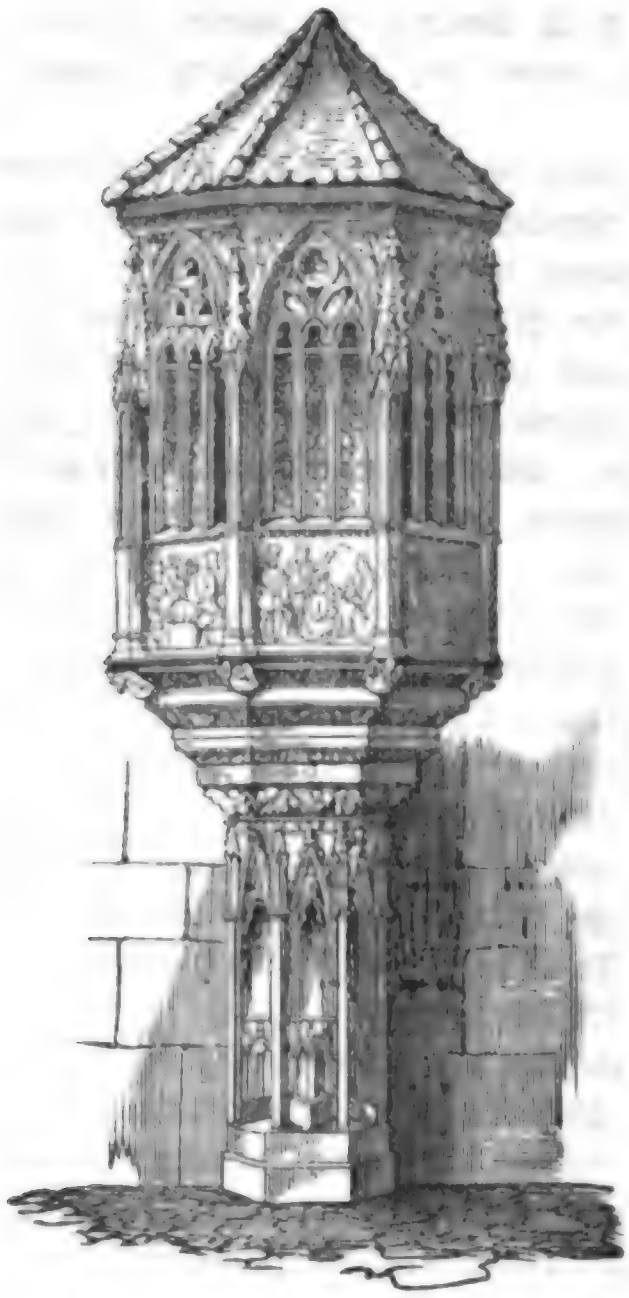
Johann Müller, der berühmte Mathematiker, aus Königsberg bei Würzburg, daher Regiomontanus genannt, der 1471—75 in Nürnberg thätig war, schrieb an einen Freund: „Vor Kurzem habe ich mir Nürnberg zum ständigen Wohnsitz erkoren, theils wegen der Bequemlichkeit in Bezug auf Instrumente, namentlich auf astronomische, auf die sich die ganze Sternkunde stützt, theils wegen des allgemeinen Verkehrs, den man mit wissenschaftlich gebildeten Männern, wo sie nur immer leben mögen, leichter unterhalten kann, da jener Ort von jeher gleichsam als Mittelpunkt von Europa wegen des Handels der Kaufleute angesehen wird." Wie sehr eine rege Gewerbs- und Handelsthätigkeit auch die Geister geweckt und aufgeklärt hatte, zeigte sich in der freudigen Aufnahme der Ideen und Reformen Luther's, auch von Seiten der Klöster und ihrer Vorsteher, und auf Betrieb Melanchthon's wurde 1526 ein neues Gymnasium eröffnet und vortrefflich ausgestattet. Die Fürsorge der Nürnberger für eine tüchtige Schulbildung hat sich bis auf die neueste Zeit bewährt; man blicke nur auf die Real- und Handelsschulen, auf das Polytechnikum, das nun zu einer wahrhaften Hochschule entwickelt werden soll, auf das Seminar und die Volksschulen, die Kunst- und Industrieschulen Nürnbergs!

Ein Meistersänger wie Hans Sachs konnte nur auf Nürnberger Boden erwachsen, und daß dieser Boden seine alte Triebkraft nicht eingebüßt hat, zeigte der Klempnermeister Joh. Konr. Grübel (1736—1809), der seine originellen „Gedichte in Nürnberger Mundart" mit ächt deutschem Humor sang. Und wie dieser zweite Hans Sachs blühete noch in neuester Zeit zu Nürnberg ein zweiter Peter Vischer, der treffliche Erzgießer Daniel Burgschmiet, der das von Rauch modellirte Dürerdenkmal gegossen und das Steinbild Melanchthon's gearbeitet hat. Denn als ein ächter Nürnberger hat er sich auch in Bildhauerarbeiten versucht, und seinen Anfang als Drechsler genommen, der allerlei „zierlichen Tand" verfertigte. Die

Digitized by Google

image
not
available

Nürnberg ist reich an bürgerlichen Bauten neben seinen altehrwürdigen und im Innern kunstvoll geschmückten Kirchen. Manches Zierwerk aus der kirchlichen Baukunst ist zum Schmuck von Thoren, Brunnen, größeren Hallen und Rathhäusern angewandt worden. Die Wohnhäuser sind im Ganzen schlecht, aber das treppenartige Aufsteigen der vier bis fünf Stockwerke übereinander, die nach der Straßenseite gewandte Giebelseite mit Säulen und Chörlein oft verziert, im untern Theile der Rundbogen, im obern der Spitzbogen geben stets eine Gliederung und Eigenthümlichkeit, die auch bei der späteren halbrömischen Bauart im Renaissance- (Wiedergeburt-) Styl nicht ganz fehlt. Noch aus der guten alten Zeit — ein wahres Kleinod deutscher Baukunst — ist das Hauptchörlein des Sebalder Pfarrhofes, das aus dem Brande von 1361 verschont geblieben zu sein scheint. Es bauet sich in der Grundform des Achteckes aus einem ähnlich gestalteten starken Pfeiler auf, der zierlich gegliedert ein reiches, durch Streifen abgetheiltes Blättergesimse trägt. Darauf sechs Engelgestalten, welche zierliche Spitzsäulen und damit das eigenthümliche Chörlein selbst tragen; in den Feldern aber zwischen den Engeln und unter den Fenstern sind fünf Flachbilder aus dem Leben der Mutter Jesu eingelassen, nämlich: die Verkündigung, Empfängniß, Anbetung der Könige, Tod und Verherrlichung Maria's. Unter dem kleinen Spitzdache ist abermals ein zierliches Blättergesimse, während wiederum Engel mit Spruchbändern die durch die Spitzthürmchen getrennten Fenster füllen.



Aus derselben Zeit stammt auch der noch erhaltene große Saal des alten Rathhauses, gebauet von Philipp Gros, doch später erneuert. Dieser älteste Theil des Rathhauses bildet mit seinem Spitzgiebel und dem einfachen Chörlein die Ecke der Rathhausgasse und die Rückseite des jetzigen neuen Rathhauses, dessen Hauptseite der Burggasse zugewendet ist. Aus der folgenden immer noch glänzenden Periode unter Kaiser Karl IV. (1350—1400) stammen die Frauenkirche und das Morgenchor der St-

Digitized by Google

image
not
available

von einem Elephanten, der auf einer Kugel ſteht (bedeutet Keuſchheit) getragenes Chörlein zu bemerken, woran Adam und Eva dargeſtellt ſind. Ueber den zwei Bogenfenſtern ſehen wir ferner eine Hand (Gott Vater?) und ein Lamm (Chriſtus?), ſowie weiter unten die Sonne und den Mond. Durch einen Nebenflügel tritt man ein und gelangt in den Hof, wo ein kuppelgekrönter Hauptthurm ſtattlich am Hauſe emporſtrebt zwiſchen zwei Seitenthürmen, die aus dem Dache hervorragen. Rechts neben dem Hauptthurme trägt eine Säule zwei Bogen; hier iſt der Eingang in die Hauskapelle, an deren Schlußſtein ein ſteinernes Flachbild des heil. Abendmahls; eine andere Bogenhalle führt in das ehemalige Familien-Archiv. Die Längenſeite des Hauptgebäudes iſt durch fünf Rundſäulen mit ſauber ausgehauenen Sockeln und Kapitälen abgetheilt, über denen Blenden gelaſſen ſind, offenbar zur Aufſtellung von Standbildern. Die Fenſter haben rechtwinkelige Kreuzſtabeinfaſſungen, welche auf Tragſteinen ruhen, gebildet von den vier Evangeliſten, Wappenſchildern, Engelsköpfen ꝛc. Namentlich deuten ein heil. Lorenz und eine heil. Katharina, links am Fenſter zunächſt des Hauptthurmes, auf den Erbauer Lorenz Tucher und ſeine Gemahlin Katharina, geb. Straub. Das Geſimſe bildet eine Bogenverzierung mit Stäben. Am Giebel, welcher von der Gartenſeite geſehen wird (ſiehe vorige Seite), treten den Rundſäulen der Längenſeite entſprechend ebenfalls Säulchen zur Belebung der Mauerfläche neben den Fenſtern heraus und ragen über das Dach empor. — Eine ſchöne Wendeltreppe führt im Hauptthurm aufwärts in die inneren Räume, unter denen namentlich der Familienſaal mit Täfelwerk, Glasmalereien und Teppichen von 1545 zu bemerken ſind. Die birnförmigen Kuppeln des Thurmes dürfen wir wohl weniger dem Baumeiſter als der unglücklichen Laune eines der ſpäteren Bauherren zuſchreiben.

Wie reich und charaktervoll iſt aber eine ſolche Bauart gegen unſere Häuſer mit ihrem Kaſernen-Styl? Hinter den Nürnbergiſchen Häuſern liegt oft ein kleiner Hofraum, der durch ein Hintergebäude geſchloſſen wird; ja manchmal dahinter noch ein zweiter Hof mit Hintergebäude, das dann zugleich von einer andern Straße her zugänglich iſt. In den Kaufhäuſern iſt (wie in Venedig, an das überhaupt manche Einrichtung ſelbſt in der Verfaſſung erinnert), das Erdgeſchoß ausſchließlich für den Handelsbetrieb und ausgedehnte Waarenlager eingerichtet; in den oberen Stockwerken finden ſich für eine große und doch eng beiſammen gehaltene Haushaltung eine Menge von Kammern, einige Säle und meiſt ſchmale, aber tiefe Zimmer, mit ſchwerem, oft ſchön geſchnitztem Täfelwerk gedeckt und mit einem Fußboden, der zuweilen auf venetianiſche Art mit Gips und eingedrückten Steinchen hergeſtellt ward, die dann glatt geſchliffen und geölt wurden.

Es iſt unausbleiblich, daß im Laufe der Zeit viel von der alten Einrichtung verloren geht, ſelbſt wenn die alten Häuſer bleiben. So iſt im Dürer-Hauſe der Dacherker abgenommen worden und im Innern nur die

Digitized by Google

image
not
available

er, von dem Kaiſer um die letzte Zahlung gedrängt, Geld brauchte, ſo verkaufte er 1427 die Burg zu Nürnberg und deren Zubehör der Nürnberger Bürgerſchaft. Aber der neue Kurfürſt von Brandenburg behielt das Landgericht, und das Geleitsrecht, das keiner von beiden Theilen ſich nehmen laſſen wollte, blieb immer noch ſtreitig; Nürnberg konnte den läſtigen Einfluß des Burggrafen immer noch nicht los werden, verſtärkte in den Kämpfen mit Markgraf Albrecht dem Jüngeren (genannt Alcibiades) 1555—68 ſeine Thore durch die ebenſo ſtarken als maleriſchen Rundthürme, die noch jetzt der Stadt zur eigenthümlichen Zierde gereichen.

Die vielen Kämpfe der freien Reichsſtadt, auch mancher Hader in der Bürgerſchaft ſelber, wo die Patrizier die Vorrechte zu behaupten ſuchten, dann die politiſchen Wechſelfälle Deutſchlands und die veränderte Stellung des Welthandels hatten die materiellen Hülfsquellen Nürnbergs allmählig erſchöpft und die Stadt ſo in Schulden geſtürzt, daß es ein Glück für ſie war, als ſie durch die Rheinbunds-Akte Napoleons mit ihrem Geſammtgebiete dem König von Bayern übergeben ward, der ſie am 15. September 1806 in Beſitz nahm. Die bayerſche Regierung übernahm ſämmtliche Schulden und traf gute Anſtalten, der geſunkenen Größe ſo viel als möglich wieder aufzuhelfen. Als König Ludwig zur Regierung kam, ward auch für die Erhaltung der Kunſtſchätze, für die ſchon ſo mancher wackere Privatmann ſich angeſtrengt hatte, alle Sorge getragen. An die Beſtrebungen der Herren von Derſchau, Hertel, Merkel, Campe und anderer Patrioten reihete ſich neuerdings (1854) die Stiftung des germaniſchen National-Muſeums durch Herrn von Aufſeß, der, ſeit 1848 in Nürnberg anſäſſig, ſeine reiche Sammlung germaniſcher Alterthümer als Grundlage des Germaniſchen Muſeums darbot, und eine Anſtalt in's Leben rief, die ſchon nicht mehr blos eine Zierde Nürnbergs, ſondern des ganzen deutſchen Vaterlandes iſt.

Digitized by Google

image
not
available

koſtet 30 Kreuzer, der ganze Tag einen Gulden Der Einbaum iſt ein ausgehöhlter Baum, der aber ſicherer und ſchneller fährt als jedes andere Fahrzeug, und der Reiſende laſſe ſich nicht durch den Anblick abſchrecken, ſondern vertraue den erfahrenen Schiffern, die eben ſo ungern umkommen wie er. Je größer die Fahrzeuge, deſto mehr Mannſchaft, deſto theurer. Die größeren Fahrzeuge ſind bedeckt, bei Regenwetter recht ſchön, bei ſchönem Wetter aber recht ſchlecht zum Umſehen.

Man ſieht vom Königsſee aus die Sohlenleitung, durch welche der Bergbau von Berchtesgaden auch mit den Salinen in Reichenhall, Traunſtein und Roſenheim in Verbindung geſetzt, und die im Jahre 1817 gebaut worden iſt; ſie wird als hydrauliſches Kunſtwerk bewundert. Die Sohle wird in Röhren auf einer Länge von 107,536 Fuß über Berge und Abgründe geführt, wobei die Flüſſigkeit, um ſie auf höhere Punkte zu bringen, durch drei gewöhnliche Druckwerke, durch vier doppelt wirkende und zwei ganz einfache Waſſerſäulenmaſchinen, welche Reichenbach erfunden und ausgeführt hat, von der Tiefe in die Höhe getrieben wird.

Das Holz zu dem Sudhauſe in Frauenreit und zu dem Bergbaue wird auf den Bergen, die den Königsſee umgeben, gefällt, durch den Königsbach von den Felſen geſtürzt, mit Nachhülfe von Menſchenhänden, und auf der Albe fortgeſchwemmt.

Dieſer Holzſturz mittelſt des durch Schneewaſſer angeſchwemmten Königsbaches gewährt im Frühjahr ein intereſſantes Schauſpiel, welches man am weſtlichen Ufer des Sees in Gondeln beobachten kann. Ein Piſtolenſchuß verkündet den Anfang deſſelben. In der Ferne erhebt ſich ein donnerähnliches Getöſe, ſobald das hoch angeſchwellte Waſſer durch die auf dem Gipfel der Felſenwand eröffnete Klauſe durchbricht. Nun wälzen ſich die gewaltigen Fluthen, auf ihrem Rücken eine unendliche Menge von Holzblöcken tragend, mit fürchterlichem Geräuſch an den Rand des tiefen Abgrunds, und ſtürzen mit ihrer Laſt über den ſteilen Felsabhang in die Tiefe des Sees herab. Der herabeilende Waſſerſtrom verbreitet durch ſeine ſchäumenden Wogen Nebel und Regen auf einem weiten Umkreis, das Getöſe betäubt die Ohren; der Spiegel des Sees, von dem herabſtürzenden Gewäſſer und von der Holzlaſt in Aufruhr geſetzt, treibt hohe Wellen, und die auf den eine Viertelſtunde entfernten Gondeln befindlichen Zuſchauer werden bei dieſem ſchauerlich ſchönen Schauſpiele, wie auf dem ſturmbewegten Meere, durch die angetriebenen Waſſerwogen geſchaukelt, auch wohl an das ſteinige Ufer geworfen.

Das Paſſionsſpiel im Ammergau. *)

1840.

Wer dieſen Sommer auf ſeiner Gebirgsfahrt Partenkirchen, Hohenſchwangau oder das Amperthal beſucht, der unterläßt es gewiß nicht, die

*) Aus dem bayerſchen Hochlande von L. Steub, München 1850.

Digitized by Google

image
not
available

Muſcheln, Schuppen und alle Schönheiten des Rokoko reichlich angebracht erſcheinen.

Die Einwohner betreiben ſeit mehr den ſiebenzig Jahren ein eigenes Gewerbe, das der Holzſchnitzerei, deren Erzeugniſſe, wie die der Gröbner, Berchtolsgadner und Nürnberger, in alle Welt gehen. Dieſe Induſtrie hat eine völlig fabrikmäßige Ausbildung erhalten, auch darin, daß die Kinder von klein auf mit arbeiten. Dieſes lebenslange Sitzen über der Arbeit, immer das Schnitzmeſſer oder den Pinſel in der Hand, in den niederen Stuben, die wegen des Trocknens der Farben ſtets geheizt werden und daher Winters wie Sommers voll Qualm und Farbendunſt ſind, iſt dem Aeußern des Schlags nicht förderlich, und den kriegeriſchen Ausdruck der Schlierſeer, den ſtolzen Anſtand der Jachenauer wird man unter den Männern von Ammergau ſo wenig finden, als unter den Mädchen die dralle Friſche der Hochländerinnen. Den Vertrieb ihrer Holzwaaren haben die Ammergauer in die Hände eines „Verlegers" gegeben, der ein großes Magazin unterhält, das man nicht unbeſucht laſſen darf. Da iſt ein freundliches Wiederſehn all' der Wonnen unſerer Kinderjahre; in ſtrahlender Verherrlichung funkeln ſie hier auf langen Rahmen. Hier liegen die gelenkigen Hanswurſte, die noch in der Kinderſtube ein Leben friſten, das ihnen die Bühne grauſam abſprach; da ſtehen Steckenpferde zu vollen Schwadronen, dort hängen ganze Penſionate von braven Puppen; ſo iſt Alles hier zu ſehen, was den Knaben erfreut und das Mädchen ergötzt, Alles nagelneu und glänzend in farbenreichem Wechſel. Das Koſtbarſte, was das Waarenlager aufzuweiſen hat, ſind kleine, drei bis vier Zoll hohe Schnitzereien aus feinerm Holze und ohne Farbenanſtrich, theils Konterfei neuerer Monumente, theils Abbilder berühmter Lebender und Todter. So ſieht man Schiller, Gutenberg und Albrecht Dürer, nach ihren ehernen Statuen getreu geſchnitzt; Friedrich von Preußen ſcheint noch eben ſo wohl ſeine Käufer zu finden, als Napoleon, und neben andern gekrönten Häuptern ſteht da für reiſende Engländer das Bildniß der Königin von Großbritannien im vollen Krönungsornate, zwar wahrſcheinlich nicht nach dem Portrait gemacht, aber doch mit Benutzung des Winkes, den die Zeitungen gaben über ihre remarkably fine bust, denn die Bildung des Oberleibes läßt an ſchöner Fülle nichts zu wünſchen übrig. Solche Bildchen ſtehen im Werthe zwiſchen ſechs bis zwölf Gulden; einzelne Kunſtwerke mögen wohl auch noch theurer verkauft werden.

Dieſe Werke zeugen, wenn auch nicht von helleniſcher Technik, ſo doch von wohlgeübter und fleißiger Hand. Es ſcheinen die Probeſtücke der vorzüglichſten Arbeiter zu ſein, die aber alle nur das Meſſer führen, nicht auch das Reißblei, ſo daß keiner das, was er ſchnitzt, auch zu zeichnen vermag. Dieſer Umſtand erklärt wohl auch die Typik in den übrigen untergeordneten Sorten von Schnitzwerk, welche ſeit vier Jahrzehnten völlig ſtationär geblieben ſind. Es zeigt ſich dies am deutlichſten an all' den Figuren, welche neueres Koſtüm tragen, denn dieſe haben noch ſämmtlich

Digitized by Google

image
not
available

dieſe Spiele geſetzt. Im 16. Jahrhundert kamen ſie noch in Bayern häufig vor, fielen aber von da an in Abnahme, bis endlich auch das vorletzte, im nahen Mittelwald, aufgegeben wurde und ſo nur das einzige zu Ammergau übrigblieb. Den jetzigen Text, ſo wie überhaupt die ganze gegenwärtige Einrichtung der Paſſion verdankt man einem ehemaligen Benediktiner des Kloſters Ettal, dem ſpätern Herrn Pfarrer Weiß von Jeſewang bei Fürſtenfeldbruck. Die Muſik aber hat Herr Dedler gedichtet, der früher Chorknabe zu Raitenbuch, ſpäter Schullehrer zu Ammergau war. Ehedem wurde hier auch jedes fünfte Jahr in dem Jahrzehnt der Paſſion ein anderes Spiel aufgeführt, welches man die Kreuzſchule nannte. Dieſes war, ſo zu ſagen, der Gegenſatz ſeines Doppelgängers; denn Alles, was in der Paſſion dramatiſch gegeben wird, kam dort als mimiſche Darſtellung vor, und was jetzt ſymboliſch in Tableaux zur Aufführung kommt, war dort dramatiſch behandelt. *)

Das Spiel beginnt, und der Chor tritt auf. Er beſteht aus fünf Sängern und ſechs Sängerinnen, ſämmtlich in gleichen Gewändern, weiß mit blauen Mänteln, ungefähr ſo, wie man ſich die Genien denkt; auch nennt ſie das Volk nicht anders als die Schutzgeiſter. Dieſe ſtellen ſich halbkreisförmig im Proſzenium auf und leiten die Darſtellung, vom Orcheſter unten begleitet, mit einem Geſange ein. Dann tritt der Chor wieder ab, der Vorhang der Mittelbühne rollt auf, und wir ſehen Jeſus in Jeruſalem einziehen. Dieſe erſte Szene iſt vielleicht die beſte des Tages; der Heiland kommt auf dem Füllen der Eſelin aus der Tiefe der einen Straße, zieht durch den Mittelraum in die andere und dann über das Proſzenium. Das jubelnde Volk umgibt ihn, ſchwingt die Zweige, breitet die Kleider aus; Hoſanna! tönt es, Hoſanna! Männer und Greiſe, Weiber und Kinder rufen und ſingen. — Wer beim Schwabenwirth wohnt, der kennt gleich das kleine, vierjährige Töchterlein wieder, das recht vernehmlich mitruft und triumphirend auf die Kunden hinausblickt, die Tags zuvor es ſeine Rolle aufſagen ließen. Der ganze Auftritt wird mit ſo lebendiger Freude, ſo liebevollem Eifer, zugleich mit ſo feinem Sinne für maleriſche Zuſammenſtellung durchgeführt, daß ſich Jeder gleich in eine wohlmeinende, empfängliche Stimmung verſetzt fühlt.

*) Vor kurzer Zeit fand der tyroliſche Geſchichtsforſcher Profeſſor Albert Jäger im Sterzinger Archive neun Hefte Handſchriften, welche kirchliche Schauſpiele aus dem 15. und 16. Jahrhundert enthielten. Die meiſten dieſer Stücke hatte, laut einer Vorbemerkung des damaligen Beſitzers, Meiſter Benedikt Debs von Ingolſtadt nach Sterzingen gebracht. In dieſer Stadt und zu Botzen wurden ſie dann auch aufgeführt und ſpielten mitunter die ganze Charwoche durch. Auch zu Cavaleſe im Fleimſerthale, wo ſeit der Zeit die deutſche Sprache ganz verkommen iſt, wurden damals ſolche, und zwar deutſche Spiele gegeben. Im Sarnthal bei Botzen erhielt ſich die Uebung bis auf die neueſte Zeit, wo die Obrigkeit ihr Verbot darauf legte. Näheres hierüber theilt Dr. Adolf Pichler in dem zu Innsbruck erſchienenen Phönix mit; Monat März, Nr. 19—22, 1850.

Digitized by Google

image
not
available

der Grenze des Proszeniums theils ſtehen, theils in den Armen ihrer knieenden Mütter ruhen, bis in den Hintergrund, wo die größten Männer der Gemeinde das Gemälde abſchließen. Im Ganzen gaben wir den einfachen Darſtellungen den Vorzug, obgleich uns auch unter den volkreicheren manche ſehr gelungen ſchienen, ſo namentlich das Bild, wie der Herr in der Wüſte das Manna ſchickt, wo das ganze Volk Iſrael, unzählig wie der Sand am Meere, mit dankender Geberde zum Himmel blickt, während Moſes und Aaron auf erhöhtem Standpunkte gebieteriſch unter der Menge ſtehen, und das Manna, durch kleine Papierſchnitzel für das Auge nicht übel vertreten, in dichten Flocken herunterſchneit. Dieſe Darſtellungen erinnern an jene Bilder, wo John Martin ganze Nationen in überſichtlichen Tauſenden auf die Leinwand gebracht hat.

Die erſte plaſtiſche Darſtellung, wie ſich die Brüder Joſeph's über ſein Verderben berathen, entſpricht nur ſymboliſch der Rathsverſammlung der Hohenprieſter und Schriftgelehrten, wie ſie Jeſum fangen und tödten können. So ſehen wir, nachdem der Chor vorerſt gethan, was ſeines Amtes, mitten hinein in das Synedrium zu Jeruſalem. Dies iſt nun aber, gelinde geſagt, eine ſehr lang dauernde Szene. Die beiden Hohenprieſter, Annas und Kaiphas, halten ſehr gründliche, aber nichts deſto minder wenig unterhaltende Vorträge, über welche ſofort die Abſtimmung der übrigen Rathsglieder erfolgt. Jeder motivirt ſein Votum beſonders, die meiſten ſind mit den hohenprieſterlichen Anträgen einverſtanden, geben aber doch, um nicht geradezu Ja zu ſagen, in gutgewählten Synonymen eine Umſchreibung derſelben, ungefähr eben ſo, wie noch heutzutage in den Kollegien die jüngeren Beiſitzer es machen. Ich will nicht läugnen, daß mir überhaupt der hohe Rath bei ſeinem Auftreten, ſei's nun in der Sitzung oder auf der Gaſſe, etwas ſchleppend zu verhandeln ſchien, und zwar deswegen, weil der Text in der guten Abſicht, Jedem ſeine Rolle lieb und werth zu machen, allenthalben Jedem etwas in den Mund legt. Daß dieſes weitläufige Herumreden aber nicht mir allein unbehaglich war, ſchien daraus hervorzugehen, daß ich neben mir bei wiederholtem Erſcheinen des Synedriums zu öfteren Malen den Ausruf hören mußte: „O, die ſind ſchon wieder da!" Worte, die zuverſichtlich nicht den unpopulären Tendenzen der Auftretenden allein gegolten haben.

Nach den Vorgängen in Bethania finden wir uns abermals in Jeruſalem bei der Feier des Paſſahmahles. Hier verſinken wir nun wieder ganz in den rührenden Ernſt, in die fromme Weihe der Darſtellung, die in ihrer bibliſchen Einfachheit, ohne alle Zuthat redneriſcher Zierden, mächtig ergreift. Dann ſehen wir wieder Judas vor dem redſeligen Synedrium, und endlich beginnt die Leidensgeſchichte. Den jetzt folgenden Szenen nun, wenigſtens vom Gebete auf dem Oelberge bis nach der Dornenkrönung, wünſchen wir in ihrer grellen Natürlichkeit allerdings von Herzen eine mildernde Hand. Wie empörend wirkt es, wenn Jeſus im Todeskampfe dreimal auf das Angeſicht fällt und platt und langgeſtreckt jedes-

Digitized by Google

image
not
available

gespielt wird, bis gegen vier und fünf Uhr Abends. Ueber das Spiel der Darstellenden haben schon bedeutende Gewährsmänner sich rühmend geäußert, und wir treten ihren Aussprüchen bescheiden bei. Die thätigeren Rollen werden natürlich aufgefaßt und frisch und kräftig weggespielt, die mehr leidenden aber gehalten und würdig durchgeführt. Der Ruhm des Tages scheint mir dem Christus zu gebühren, der uns das Wesen des menschgewordenen Gottes, so weit es für uns Sünder erreichbar ist, mit weihevollem Anstand vorführte. Auch das Spiel des Judas ist sehr zu loben, wie denn überhaupt Niemand ganz aus der Rolle fiel. Manche fragen vielleicht nach der Farbe des sprachlichen Vortrags, und denen sei zur Antwort, daß die Ammergauer ein Idiom sprechen, in dem sich bayersche und schwäbische Elemente unentwirrbar mischen, und daß sie mit den Tyrolern das harte ch gemein haben, das immer dreifach klingt; deswegen wird man auch ganz reinen Accent nicht verlangen und sich an das Hervortreten der Kehllaute nicht stoßen.

Die Ammergauer haben ihr Spiel unter Schmerzen geboren und lieben es auch darnach. Es ist ein erstaunliches Werk für eine nicht sehr wohlhabende Landgemeinde von 1500 Seelen, dieses große Drama mit all' seinen Beigaben in so würdiger Gestalt uns vorzuführen. Wie viel Eifer und Hingebung, wie viel Verlust an Arbeitsstunden und an Erwerb gehörte dazu, bis dieses Orchester, bis dieser Chor, die plastischen Darstellungen, die dramatischen Auftritte zu so störungsfreiem Zusammenspiel eingeübt waren, und dies von einfachen Schnitzern, von Greisen, Männern, Weibern und Kindern, von mehreren Hundert Personen! Wir finden es daher in der Ordnung, daß die Meister stolz sind auf ihr Werk, das so wohl gelungen, und finden es auch erklärlich, daß sie in ihrem Bewußtsein empfindlich sind gegen den Tadel; dies sind sie aber auch in hohem Grade.

Wem daran liegt, auch das Treiben, das Zusammenleben und die Einrichtungen hinter der Bühne kennen zu lernen, dem ist es nicht versagt, einen Ausflug dahin zu machen; nur muß er nicht unversehens in eine der Straßen von Jerusalem treten, zu denen eine Menge verlockender Zugänge führen. Man wird freundlich aufgenommen und von allem Wissenswerthen gefällig unterrichtet. Die Leute findet man recht heiter und aufgeräumt hinter ihren Koulissen; wenn die Vorbereitung des Spieles auch in tiefem, frommem Ernst geschieht, während der wiederholten Vorstellungen bricht doch der natürliche, unschuldige Frohsinn der Gebirgsländer wieder hervor, und das Spiel ist ihnen kein lastendes Gelübde mehr, sondern eine heitere, gern gelöste Aufgabe. So wandeln wir also mit unsern Führern umher, betrachtend und bewundernd, und treten dann auch in die Rüstkammer und haben unsere Freude an all' den Merkwürdigkeiten, die hier unter einem Dache zu sehen sind. Da zeigt man uns das Hündchen Tobiä, die Salbenbüchse Mariä, die Weintrauben aus Kanaan, den Rock Joseph's, das Schurzfell Eva's, den Felsen Gabaon, den Widder

Digitized by Google

image
not
available

Und auf jeden Aufruf schallte im Chor ein lautes Hier, hier! zurück. Als dieser erste Akt beendet war, trat in die Mitte des Vierecks abermals einer der Haberfeldmeister und verlas durch das Sprachrohr so laut, daß es weit in das Thal hineinschallte, die „Rügreime" und „Spottverse", welche auf das unsittliche Leben der Person Bezug hatten, die man auf diesem Wege der Volksjustiz strafen wollte. Nach jeder Strophe erhob die Versammlung, je nach dem Inhalte, ein fürchterliches Geheul oder Gelächter und begleitete es mit ihrer lärmenden Katzenmusik, wozu man sogenannte Charfreitags-Ratschen (Schnarren), Kuhschellen, Ketten, Trommeln, Bretter mit Stöcken geschlagen u. dgl. verwandte.

Mit dem Ablesen oder Absingen der Spottverse und der Katzenmusik ist dem Volksunwillen Genüge geschehen; man geht der Person, welcher das Strafgericht gilt, nicht an Leib oder Gut, zwingt sie höchstens, daß sie Licht in ihrem Hause anzündet und geduldig die Verspottung anhört. Davonlaufen darf sie auf keinen Fall. Daß sie an's Fenster treten oder gar im Hemd hervorkommen müsse, ist eine Fabel. Auf einen gellenden Pfiff des Meisters werden schnell die Laternen gelöscht, die Schaar stiebt im Nu, wie sie gekommen war, auseinander, und höchstens die Papierpfropfen der Schüsse bleiben als Spuren der nächtlichen Vehme zurück. Denn alle die Lärmwerkzeuge standen schon vorher in gewissen Schuppen und Ecken bereit und werden mit größter Schnelligkeit wieder dahin gebracht, wo sie noch am Abend zu finden waren.

Die Schaar zog in derselben Nacht auch nach Gmund. Erst jetzt, als sich die Haberfeldtreiber zertheilten, eilten ihnen die Gensdarmes nach, obwohl man sie ernstlich warnte. Einer von ihnen faßte einen Mann, als er eben in den Wald einbiegen wollte, fällte das Bajonnet und gebot Halt! Er ward aber alsbald von mehreren Kugeln getroffen, die ihn kampfunfähig machten, und starb in Folge der schweren Verwundung schon am 3. Dezember zu Tegernsee. Sein Kamerad hatte in den Haufen der Gegner, aus welchem die Schüsse gefallen waren, geschossen und, wie man vermuthet, auch einen derselben getroffen. Wenigstens wurden eine Flinte, ein Hut und das Sprachrohr gefunden, dessen man sich zur Rede auf dem Hachlberge bedient hatte. Da aber unter den Geheimbündlern die strengste Verschwiegenheit herrscht und Jeder von ihnen sich anheischig gemacht hat, keinen Arzt holen zu lassen, wenn er auch noch so schwer verwundet wird: so war es rein unmöglich, die Thäter zu ermitteln.

Man nimmt an, daß in den Zeiten des dreißigjährigen Krieges, als Sitte und Ordnung sich aufgelöst, das Gesetz keine Kraft mehr hatte, das Volk selber zu seinem Schutze sich erhob; und in der That mußte für Manchen, der die Schranken der Sitte ungestraft zu überspringen vermeinte, diese Volksjustiz ein gewichtiges Schreckmittel sein. Denn den Haberfeldtreibern gilt es gleich, ob sie einem liederlichen Weibsbilde aus dem Bauernstande oder einer Pfarrersköchin, ob sie einem Gastwirth oder einem Grafen und Freiherrn die Strafe zuerkennen; selbst der hochwürdige

Digitized by Google

image
not
available

man erſt vereinzeltes Peitſchengeknall, das dann aber bald ſo ſtark wird und wie auf Kommando zuſammenknallt, als wär' es ein Rottenfeuer des Militärs. Dann tritt lautloſe Stille ein, eine Stimme ahmt das Jammern der mißhandelten Frau, eine andere das Schelten und Rumoren des zornigen Mannes nach. Dieſer hält ſich in ſeinem Hauſe ganz ſtill, denn wollte er hinausſtürmen, ſo würden alle Peitſchen auf ſeinem Rücken tanzen.

Beim Haberfeldtreiben ſind alle Eingeweiheten zur größten Pünktlichkeit verpflichtet; ſie treffen, eine Stunde vor Mitternacht, von den verſchiedenſten Punkten her faſt gleichzeitig auf der beſtimmten Stelle ein. Wie durch einen Zauberſchlag iſt es in dem Dorfe lebendig geworden von 300 und mehr Perſonen, und während der Hauptkörper Poſto faßt, ſind einige kleine Streifpartien beſchäftigt, nachzuforſchen, ob von Gensdarmen oder ſonſt keine Angriffe zu beſorgen ſind, und wieder andere wecken die Bewohner des Ortes und eröffnen mit lauter Stimme, was geſchehen ſoll, mit der Ermahnung, es möge ſich Jeder ruhig verhalten, auch das Vieh in Acht nehmen, daß kein Unglück geſchehe. Kommen ſie an das Haus des Vervehmten, ſo wird auch noch hinzugefügt: „Du biſt beſonders eingeladen zu erſcheinen, denn heute werden deine ſauberen Stückl bekannt werden!" Er bleibt zuweilen gar nicht bei Einer Perſon, ſondern es werden mehrere hintereinander abgefertigt. Iſt das Sündenregiſter des Einen bei Laternenſchein abgeleſen, dann fallen die Lärm-Inſtrumente ein und machen ihre Katzenmuſik, in die ſich das ſtürmiſche Bravo der Zuhörer miſcht mit dem Rufe: „Dem Lumpen iſt Recht geſchehen! Leute, habt's auch gehört, was der Spitzbub' Alles treibt?"

Haben die Haberfeldtreiber alle ihre Rügen angebracht, dann ermahnt der Redner zur Beſſerung und droht mit der Wiederholung des Rügegerichts, „wenn ſich noch einmal ſo etwas zutragen thät'." Den Schluß, gleichſam das heilige Inſiegel, bildet allemal der Name des Kaiſers Karl, und die gebräuchlichen Knittelverſe lauten:

„So, Leut', jetzt b'hüt' Gott, und ſeid's fein brav g'ſcheid,
Wir müſſ'n jetzt geh'n, der Weg iſt gar weit:
Und wenn unſ're Muſik hat Vielen nicht g'fall'n,
So müſſen's halt denken, man braucht auch nichts z' zahl'n.
Jetzt thut euch halt beſſern, und laßt's Schlechte bleib'n,
Sonſt kema bald wieder zum Haberfeldtreib'n.
Von uns muß jetzt Einer in Untersberg 'nein,
Und bitten halt Karl, den Kaiſer, recht fein,
Daß er die G'ſchicht' in's Buch thut einſchreib'n,
Weil ſonſt ſo a Sach' könnt' vergeſſ'n oft bleib'n."

„Ja, Kaiſer Karl muß wiederkomm'n und 's Protokoll unterſchreib'n,
Damit wir nächſt in Graſing und Ebersberg können's Haberfeld treib'n."

Wie tief eine ſolche Volksjuſtiz einwurzeln und zur Sitte werden kann, obwohl ſie ein Unfug iſt; und wie zugleich die Gerichte wenig vermögen: das kam im letzten November (1862) wiederum zu Tage, denn

image
not
available

heben ſich zuerſt bebaute, dann waldbewachſene, endlich grünende Abhänge; über dieſen zeigen ſich von Oſten her die Vorberge der Söll, hinter denen wieder das ſchlanke pyramidaliſche Gunkenegg, dann der Kauſpitz, der Schoberſpitz, der Mittenberg mit dem Steinzucken und endlich der Schladminger Kalbling emporragen. Alles durchaus Ur- und Schiefergebirge. Herrlich ſchimmern dieſe Rieſen von der Sonne beleuchtet in die blaue Luft. Nur leichte, flatternde Wölkchen ziehen hin an den felſigen Gipfeln, ſie gleichſam koſend im ſanften Treiben der Lüfte, und dann hinabſchwebend gegen Südoſt und hier verſchwindend.

Ein höchſt überraſchender Anblick bietet ſich dar, wenn man endlich die ganze Höhe der Leiten erſtiegen und den ſchönen Nadelwald, der den Rand der Bergebene bedeckt, durchſchritten hat. Es entfaltet ſich ſodann der volle Ueberblick der herrlichen Gegend. Vor ſich ſieht man die ſchöne Hochebene der Ramsau. Das Auge ſchwelgt in dem üppigen Reiz dieſer Matten, und der Blick verſenkt ſich ſo gern in dieſes ſaftige Grün; die trefflichen Heerden gewähren einen fröhlichen Anblick. Im Norden erhebt ſich majeſtätiſch und hehr die hohe Felſenkette vom Dachſtein (Thorſtein) bis an den Stoder — eine lange Reihe Felſengebilde von der höchſten maleriſchen Schönheit; prächtig ragen hier die Gipfel des Sinebalſteins, des Scheichenſpitz, der Sattel des Feiſterkars, wo man auf die Alpen gelangt und der Steig nach Hallſtadt führt, empor. Die Wände ſind ganz kahl, die Schluchten voll Schutt und Gerölle, nur am Fuße der ſteilen Wände zeigt ſich etwas Wald. Der Anblick dieſer Alpenmaſſen iſt hier wahrhaft großartig. Dazu das rege, freudige Leben der ganz bebauten Ebene, die zahlreichen, zerſtreuten Höfe, jeder mitten in ſeiner Wirthſchaft, alles dies erhöht den Reiz des großartigen Bildes.

Die Ramsau hat ihren Namen von dem Hochgebirge, in der alten Sprache der Ramms genannt; der Name will alſo beſagen: „Au am Ramms.“ Die Länge der Ramsau beträgt vier Stunden, die Breite anderthalb Stunden. Im Norden iſt ſie, wie ſchon erwähnt, von der hohen Wand des Dachſteins und Ramms begrenzt, im Süden von der Ramsauer Leiten, im Oſt und Weſt durch Gräben und Schluchten. Die Gemeinde zählt 150 Höfe und circa 1500 Einwohner.

Die Gemeinde iſt größtentheils der Augsburgiſchen Konfeſſion zugethan. Das Paſtorat wurde 1783 errichtet; es ſteht faſt mitten in der Ramsau. Auch ein katholiſches Vikariatskirchlein, Kulm zu St. Rupert auf der Ramsau genannt, befindet ſich hier, und dieſe kleine, gothiſche Kirche erhöht ſehr den Reiz der Gegend. Das proteſtantiſche Bethaus iſt geräumig und freundlich und erfreut ſich einer ſchönen Orgel.

Friedlich und arbeitſam lebt hier das biedere Alpenvölkchen auf ſeinem heimiſchen Boden. Fleiß, ſittlicher Lebenswandel und redlich treuer Bruderſinn zeichnet dieſe evangeliſche Gemeinde vortheilhaft aus Da die Höfe alle auf ihren Gründen liegen, ſind die Wohnungen oft ziemlich entfernt von einander gelegen. Alles iſt gut verzäunt. Die Weiden ſind hier und

Digitized by Google

image
not
available

diese Berghäupter Nachmittags im hellsten Sonnenglanz strahlen. Außer Waldkirschen gedeiht kein Obst. Der Klee wächst sehr üppig, leidet aber oft von Frost und Reif. Von Getreide wird nicht blos Hafer und Roggen, sondern auch Weizen gebaut.

Der Boden ist thonig und spröde; die Unterlage ist Fels und Schoder (Schutt). Doch benutzt der Fleiß des Landmanns jedes Fleckchen, und der Dünger muß die Dürftigkeit des Bodens ausgleichen helfen. Roggen, Hafer und Flachs sind die Hauptfrüchte, das Uebrige ist nicht genügend, und der Mangel muß durch Einfuhr gedeckt werden. Mit Ausnahme des Hafers wird Alles gedüngt. Der Dünger wird im Stalle angehäuft; ½ gehacktes Stroh, das übrige Gras (auch zerhackte Zweige von Fichten und Tannen) und Farrnkraut werden im Herbste gesammelt. Im Februar und März wird der Dünger auf große Haufen ausgeführt; auf ein Tagewerk (1200 □°) rechnet man 30—35 einspännige Fuhren. Man arbeitet hier mit dem Doppelpflug und der hölzernen und eisernen Egge, meist mit Ochsen bespannt.

Die um das Haus gelagerten Gründe sind in 6 Theile getheilt; 1 mit Weizen, 1 mit Roggen, 1 mit Hafer und Flachs, 3 als Eggarten (Wiese). Seit einiger Zeit ist auch die Jerusalemergerste heimisch geworden; der russische Hafer gedeiht besonders gut. Der Schnitt ist in guten Jahren für das Winterkorn Anfangs August, für den Sommerweizen und das Sommerkorn Anfangs September, für den Hafer 14 Tage später. In naßkalten, ungünstigen Jahren wird aber das Winterkorn erst Anfangs September, Sommerweizen zwischen Mitte September und Mitte Oktober, Hafer Ende Oktober geerntet, und zuweilen muß der arme Aelpler seine Ernte aus dem Schnee hervorholen. In guten Jahren gewinnt man vom Weizen dreifachen, vom Roggen vierfachen Samen, und das Getreide langt also selten hin. Nur vom Hafer wird etwas erübrigt, und der Ueberschuß dann wohl zu Branntwein (die Trestern zur Viehmast) verwendet. Kraut, Rüben und Kartoffeln werden für das Bedürfniß in hinlänglicher Menge gewonnen.

Was die Wiesen und Moose betrifft, so giebt Eggarten das beste Futter zweischürig. Die Eggarten werden Ende Juni gemäht, die übrigen Anfangs August, das Grummet im September. In nassen Jahren ist das Grummet kaum der Rede werth.

Was den Viehstand der Ramsauer betrifft, so haben sie an Hornvieh einen eignen Schlag von Farbe und Größe. Roth mit weißem Kopfe, weißem Streif über Hals und Nacken, weißem Bauch und weißer Brust. Eine gut gemästete Kuh hält 3 Zentner, ein Ochs 4—5 Zentner. Die Thiere sind also klein, aber desto geweckter und munterer. Es ist ein herzerfreuender Anblick, dieses schöne Vieh auf dem saftigen, grünen Boden weiden zu sehen. Jene Kälber, welche nicht gezogen werden, verkauft man gewöhnlich mit 3 Wochen. — Pferde hat man nicht viel; sie sind größtentheils Pinzgauer Schlag. Mit Salzburger Pferden treiben die Aelpler

Digitized by Google

image
not
available

welch' ein Wegelagerer in den unruhvollen Zeiten des Faustrechts hier sein Unwesen trieb, wie viel Gräuel und Unthaten im Schutte dieser verödeten Hallen begraben liegen! Die so ganz in Waldesdickicht verborgene Lage des Schlosses, die vielen Gewölbe, Verließe und unterirdischen Gänge, welche noch sichtbar sind, machen solche Muthmaßungen wahrscheinlich. Wie gewöhnlich bei solchen Ruinen, behaupten die wenigen Aelpler, denen das Dasein dieser Burg bekannt ist, von ihren Ureltern die Sage überkommen zu haben: in den unterirdischen Gewölben der Veste lägen unermeßliche, aber leider von Gnomen, Kobolden und feurigen Hunden bewachte Schätze.

Die Waldhornalp.

Die Waldhornalp hat acht Hütten und gehört theils zu Schladming, theils zu Ramsau. Die höchsten Gibirge umkränzen die stille Gegend dieser Alp. Ringsum ragen die Felswände steil und von bräunlicher Farbe, was die Wildheit der ohnedies schon düstern Gegend noch erhöht. Die schönen, grünen Wiesenmatten strahlen einzeln wie Oasen in dieser Bergwüste. Der Boden der Alp ist aber auch sehr beschränkt, vom Alpenbache durchschnitten. Die Hütten stehen daher nahe beisammen. Meist von Stein erbaut, sind sie ziemlich geräumig und im Innern auch reinlich. Von außen umgiebt sie grundloser Koth, dessen Sümpfe nur bei trockener Sommerszeit etwas versiegen. Da die Ställe für das Vieh, für Kühe, Schweine, Ziegen und Schafe hier dicht an den Hütten liegen, so ist dieser Uebelstand nicht zu vermeiden.

Die Hütte besteht aus einem Vorhause, wo der Käseherd sich befindet; der Rauch muß aus der Thür entweichen. Dann kommt der Milchbehälter, die Residenz der Senntin, hier „Brentlerin" genannt; da wird das nothwendige Geräth, Butter, Käse und Schotten aufbewahrt, und zugleich ist da die Schlafstätte der Brentlerin. Auf der andern Seite der Hütte ist noch eine Stube, wo der Hirtenbub schläft. Da schlugen auch wir unser Nachtquartier auf und es kehrte mit uns laute Fröhlichkeit ein. Ein Zitherschläger bewegte Jung und Alt zum Tanz, und wir hatten alle Müdigkeit vergessen.

Alpwirthschaft am Schwarzensee.

Der Viehstand der Aelpler des Schwarzensees ist ziemlich bedeutend und die Alpwirthschaft hier noch freundlicher als auf der Waldhornalp. Bei jeder Hütte sind die Kuhställe (Trempeln), die Geißställe und ein Heuschober. Die Ställe sind von unbehauenen Baumstämmen zusammengefügt, auf zwei Reihen Kühe berechnet (drei und drei beisammen, die Köpfe gegen die Wand), mit einfachen Futterbarren. Der Boden ist mit Prügeln belegt, das Ganze niedrig, mit flachem Dache. Noch niederer sind die Geißställe. Die Schweineställe sind getrennt und einzeln.

Die Hütten selbst sind groß und geräumig; die Dächer mit Bretterschindeln bedeckt und mit Steinen beschwert Unten bildet ein Kranz von

Digitized by Google

image
not
available

ßen mit dem Abfall der Milch genährt. Die Nahrung der Menschen besteht in Mehl- und Milchspeisen, wobei indeß selten Butter verbraucht wird. Milch, Schotten, Schottsuppe (einfache Theilung der Molken und des Käsestoffs, der in Klümpchen in der grünlichen Brühe schwimmt), Mueß (Mehlbrei) und Sterz (in Fett „gestürztes" Mehl) sind die gewöhnlichen Speisen; Fleisch ist ein höchst seltener Gast.

Auf Reinlichkeit wird sehr gehalten; täglich wird Alles gewaschen. In den Ställen, wo nichts eingestreut wird, wird fleißig ausgemistet, der Dünger aber bleibt unbenutzt vor den Ställen liegen. Daher der gewaltige Koth; nur durch eingelegte behauene Baumstämme oder Steinpflaster ist die Passage möglich.

Die Arbeiten der Senntin sind sehr beschwerlich. Nebst Melken, Butterrühren, Käsemachen, Reinigung der Geschirre und der Hütte muß sie täglich um grünes Futter gehen, das (etwas gesalzen) dem Vieh beim Melken gereicht oder für die Zeit von anhaltend schlechter Witterung aufbewahrt wird. „Gleck schneiden" oder „in's Gleck" gehen heißt, wenn die Senntin auf sehr hohe und steile Stellen, wo das Vieh nicht hinkommt, um Futter gehen muß. Dieser Gang ist oft lebensgefährlich; mit Steigeisen an den Füßen steigt die kühne Senntin auf die steilsten Höhen, um oft ein einziges, dürftiges Grasplätzchen zu benutzen. Mit der Sichel schneidet sie das Gras, faßt es dann entweder in ein großes Tuch und trägt es auf dem Kopfe, mit bedächtigem Schritt dem Steige folgend, der oft kaum so breit ist, um einen Fuß darauf zu setzen, nach der Hütte herab. Oefter ladet sie das Gras auch in einen Tragkorb (eine sogenannte „Buckelkraxen") und bringt es so auf dem Rücken nach Hause. „Fois" oder „in's Fois gehen" heißt nach den näheren, gemächlicher zugänglichen Stellen steigen, meist am Fuß der Berge in Waldungen, und dort das Gras schneiden. Wir begleiteten sie oft auf diesen Wanderungen und sahen sie meist die Blätter der Cacalia alpina auswählen.

Bei einigen Hütten befinden sich auch noch eingeschlossene Grasgärten, welche mit der Sense gemäht werden und deren Heu bei schlechter Witterung und im Spätherbst aushelfen muß. Solche Flecke werden gedüngt. Ferner werden noch die „Bergweiden" benutzt, die so hoch und steil sind, daß man kein Vieh hinauf treiben kann. Doch der Hauer mit seiner Sense wagt sich hinauf, und wenn er das Gras abgemäht hat, häuft er es in Schober um eine Stange und läßt es da bis zum Winter. Dann werden die Heuballen auf dem Schnee herabgezogen und als grüne Lawinen hinabgewälzt. Bei dieser lebensgefährlichen Verrichtung stürzt aber der Mensch nicht selten in den vom Schnee nur lose bedeckten Abgrund.

Der Holzknecht.

Wenn wir des beschwerlichen Tagewerks der Aelpler und Sennerinnen Erwähnung thun, dürfen wir auch der Holzknechte nicht vergessen,

Digitized by Google

image
not
available

Anmuth und Zierlichkeit zu bewundern, und hier fand ich nun Gelegenheit, meine Lektion zu repetiren.

Ich muß sagen, daß ich schon mehre Volkstänze gesehen habe, die mir wohlgefielen, z. B. den Husarentanz der Ungarn, die kräftige Masurka der Polen, die poetische Kosakka der Russen, den originellen Djoko der Walachen. Auch habe ich wohl den reizenden und üppigen Fandango der Spanier und den leider! nichtssagenden Walzer der Deutschen gesehen, aber ich muß gestehen, daß, was Anmuth, Anstand und Gemüthlichkeit betrifft, mir nichts den steierschen Nationaltanz zu übertreffen scheint. Er ist der nächste Bruder des tyroler Nationaltanzes und des österreichischen Ländlers, doch ist er noch anmuthiger als jener und mannigfaltiger, bedeutungsvoller und reicher als dieser. Die Bewegungen sind so langsam, wie sie, um schön genannt zu werden, sein müssen. Die Figuren und Stellungen sind lauter zarte und sinnige Anspielungen auf die süßen Gefühle der Liebe. Dabei wird eine bedeutungsvolle Mimik aufgewandt, welche den Charakter gemüthvoller Fröhlichkeit athmet, und die beweist, daß die Steirer den Tanz nicht blos als eine Motion der Füße, sondern als den höchsten und schönsten Ausdruck der Seelenempfindungen in dem ganzen entzückten Spiele der Glieder aufgefaßt haben.

Ich finde allerdings auch viele der andern genannten Nationaltänze sehr schön, wenn sie schön getanzt werden. Allein der spanische Fandango wird leicht zu üppig, der ungarische Nationaltanz klirrt zu viel mit den Sporen, der polnische artet leicht zu Wildheit aus, und der russische ist mit vielen bizarren, mehr komischen als schönen Muskel- und Gliederverzerrungen untermischt. Allein zu welcher Ausartung der steiersche geneigt wäre, weiß ich nicht. Vielmehr scheint es mir, daß er so weit von dem Ueppigen, Wollüstigen, Wilden und Bizarren entfernt ist, daß ich ihn geradezu den Tanz der Grazien nennen möchte. Ich gestehe, ich bin auf der einen Seite stolz darauf, daß es ein deutscher Stamm ist, der diesen Ausdruck des Schönen erfand, — begreife aber zugleich auf der andern Seite gar nicht, daß nicht alle andern deutschen Bruderstämme diesen steierschen erlernen und sich anzueignen suchen. Freilich zu unsern Eisenbahnen, zu unsern großen Gesellschaften, zu unsern stürmischen Freuden paßt er nicht so gut als unser Walzer und unsere Galoppaden, die Jedem ein Gräuel sein müssen, wenn er etwas Besseres, z. B. den steierschen Tanz, gesehen hat. — Sollte ich, wie aus der Hand die ganze Statue, so aus diesem Tanze die Steiermärker beurtheilen, so müßte ich sagen, daß sie ein sehr sinniges, gemüthliches und für das wahrhaft Schöne im höchsten Grad empfängliches Volk seien.

So eigenthümlich und schön die Formen des Tanzes sind, so originell, zart und rührend ist auch die Musik, und etwas Besonderes ist noch dies dabei, daß sie den Tanz, wenn die Fröhlichkeit und Lust den höchsten Gipfel erreicht, auch mit Gesang begleiten, wie dies die Polen und andere Völker ebenfalls thun. Solche kleine Gesänge und Lieder, die oft

Digitized by Google

image
not
available

empfangen wurden, und von den Bergleuten leinene Beinkleider, weit genug, um auch die Schöße unserer Röcke darin zu verbergen, ferner ein leinenes Kamisol, eine schwarze, roth verbrämte Bergmannskappe, ein ledernes Schurzfell für den Hinterleib und einen dichten, ledernen Handschuh auf die rechte Hand bekamen. Wir lachten nicht wenig, als wir uns in dieser Vermummung einander gegenüberstellten. Noch sieben andere Reisende hatten sich eingefunden, welche in unserer Gesellschaft das merkwürdige Bergwerk beschauen wollten, so daß nun die Zahl der Musen voll war.

Wir schritten, dem Steiger folgend, dem Eingangsstollen zu. Hier erhielt jeder zweite Mann ein Grubenlicht in einem irdenen Leuchter, welchen er mit der linken Hand halten mußte. Anfangs gingen wir durch einen langen, in Marmor gehauenen, wagrecht laufenden Stollen, an dessen beiden Seiten doppelte Röhren parallel gezogen waren, in deren zweien Quellwasser in die Stukwerke (Salzstuben) geleitet, während in den zwei andern die Sohle in die Sudhäuser nach Hallein geführt wird In dem engen Stollen schritt Einer ganz dicht hinter dem Andern vorwärts, der Steiger voran, ein zweiter Bergmann am Schluß des Zuges. War ein Balken oder eine Röhre zu übersteigen, eine Stufe zu betreten, oder ein anderer Gegenstand im Wege, so machte der Steiger darauf aufmerksam, und so warnte der Vormann immer seinen Nachfolger.

Wir betraten dann einen Stollen, der an der Decke und an den Seiten getäfelt war, und gelangten zu einem andern, wo das Salz selber, in verschiedenen Farben marmorirt, die Wände zierte, auch krystallisirt am Tage lag. Der Steiger machte uns auf alles Merkwürdige aufmerksam. Er zeigte uns rechts und links auslaufende Seitenstollen, welche theils noch bearbeitet wurden, theils schon ausgelassen waren. Er erklärte uns alle Vorrichtungen bei Bearbeitung des Salzberges und wies uns die Werkzeuge und Karren, welche der Bergbau fordert.

Endlich gelangten wir zu den ersten Stollen oder zu der Rutschbahn, über welche man 58 Klaftern tief hinabgleitet. Es ist hier die nämliche Vorrichtung, wie im Salzbergwerke von Hallstadt. Ein glattes, einen Schuh breites Brett zwischen zwei runden, abgehobelten, parallel gezogenen Baumstämmen läuft abschüssig bis in die Tiefe. Man setzt sich auf dieses Brett, hat zur Unterlage das Schurzfell, ergreift mit der rechten Hand das von oben bis unten gespannte Tau, legt beide Schenkel auswärts über die beiden Bäume und gleitet langsam oder geschwind hinab. Will man die Rutschfahrt beschleunigen, biegt man den Oberleib vorwärts; will man sie verzögern, hält man den Oberleib zurück.

Da ich mich an diesem Morgen nicht ganz wohl befand und die vorhergehende Nacht fast schlaflos zugebracht hatte, so setzte ich mich nicht ohne Besorgniß auf das Rutschbrett, um in den schauerlichen Abgrund des Salzberges einzufahren. Ich hielt meinen Oberleib viel rückwärts, um langsam in diese sehr beträchtliche Tiefe hinabzugleiten, aber eben da-

Digitized by Google

image
not
available

gangsſtollen ganz beſonders viel Luftzug. Als wir über die Mitte deſſelben waren, erloſchen alle Grubenlichter, und wir fuhren in einer ſchauerlichen Finſterniß. Ein banges Gefühl ergriff uns, Jeder zog Kopf und Glieder an ſich, um nicht irgend wo anzuſtoßen, und Keiner ſah den Vordermann.

Auf einmal ſtanden die Schlitten ſtill, und der Steiger wies in weiter Entfernung auf einen Lichtpunkt hin, welcher wie ein Stern glänzte. Die Schlitten ſetzten ſich wieder in ſchnelle Bewegung, der Stern nahm zu an Licht, Glanz und Ausdehnung, je weiter wir vorwärts kamen; die grauſe Finſterniß verſchwand allmählig, das Tageslicht begann zu dämmern, dann zu leuchten, wir näherten uns dem Ausgange, und nach einigen Minuten hatten wir ihn erreicht.

Wir holten wieder freien Athem, als die Sonne uns beſchien. Die Schlittenzieher, junge Burſche, taumelten todtenblaß, faſt athemlos und in Schweiß gebadet, hin und her. Wir nickten ihnen mitleidig unſern Dank zu. Als wir uns umſchauten, ſahen wir uns am Fuße des Dürrenberges, auf deſſen flachem Gipfel wir eingefahren waren. Man führte uns in ein Haus, wo wir die Bergmannskleider ablegten, und wo unſere Ueberröcke, Mäntel, Hüte und Stöcke bereit waren. Wir gaben jeder Einzelne dem Steiger einen Gulden Conv.-M. (iſt die Geſellſchaft klein, zahlt Jeder zwei Gulden), für ihn und zur Vertheilung an die Bergleute, und eilten den kurzen Weg über den Abhang des Berges unſerm Wagen zu, die Reiſe fortzuſetzen.

Die Zillerthaler in Tyrol. *)

Die Zillerthaler ſind unſtreitig der ſchönſte, gewandteſte Menſchenſchlag von Nordtyrol, den gerühmten Geſtalten von Lienz, Kaſtelrutt und Ulten gerechte Waage haltend, ſie aber weit überflügelnd an Grazie und Leichtigkeit, gehoben und verſchönt durch die ungemein leichte, maleriſche Kleidung der Unterinnthaler, die an ihnen am geſchmackvollſten zu Tage tritt. Von Natur gerade und offen, verſchmähen ſie allen Rückhalt, alle Gefühlsziererei; das treuherzige „Du" an Vornehme und Geringe ſchwebt auf ihren Lippen; das zutraulichſte Weſen, eine Art Zudringlichkeit, nähert ſie im erſten Augenblicke dem nächſten beſten Fremden, den ſie für ihren Freund und Bruder nehmen, die Herzlichkeit ihrer Geſinnung durch Mittheilungen bekräftigend, die man anderwärts ſorgſam verheimlicht. Unerſchöpfliche Heiterkeit, Alles leicht nehmend, Vieles für gut haltend, iſt ihr ſteter Gefährte bei harter Arbeit, im Thal und auf den Bergen, liederlaut, melodiſch in natürlichen Tonweiſen. Ihre Arbeitſamkeit, unermüdlich im Anbaue ihrer Gründe, auch von ihren Feinden hoch gerühmt, ſteuert den alljährlichen Verwüſtungen der Waldbäche auf die löblichſte Weiſe; gartenähnlich blühen ihre Felder, aufgeräumt und wieſenartig gepflegt ihre Alpen, jede Wurzel der Hochgebirge muß ſich ihrem Dienſte, ihrem Nutzen

*) Beda Weber, Das Land Tyrol. Bd. 3.

Digitized by Google

image
not
available

(plur. Gigelar) = Schaf; herdln = Abends um den Herd sitzen; Kieß = weibliches Kalb; Kilperlar = weibliche Schafe; Knafl = Knopf; Kuntar = Kleinvieh; Lagel = ganzer Hof; Sam = Doppelhof; Spoiche = eine das Jahr unfruchtbar gebliebene Ziege; Thörl = ein unweltläufiger Mensch; ungamper = außerordentlich; wehrla = garstig; zwiene = zwei. Wohlgefällig nimmt sich die halbvergangene Zeit statt der schwerfälligen vergangenen aus. Der aufmerksame Beobachter gewahrt, daß der urkräftige, durch das Aachenthal eingewanderte Stamm des zillerthalschen Volkes seine Zweige über die Gerlos hinüber nach Pinzgau, von dort über die Taurengebirge auf die Sonnenberge von Linz getrieben hat, wo er in den Gaimbergern den slavischen Völkern gegenüber üppig gewuchert, der östliche Volksblüthensaum bojoarischer Lebensfülle um das Land Tyrol, stark in der Sünde wie in der Tugend, durch Gestalt, Züge, Sprache, Sitte zusammenhängig; das Gegenstück zum schwäbisch-alemannischen Völkerstreif im Westen, welcher sich aus den Stromgebieten des Rheins und des Lechs durch Pitzthal und Oetzthal über Schnals, Ulten, Sarnthal, Deutschnofen und Valsugana in die sette communi hinüber gezogen, die italienische Grenze mit deutschem Worte streifend, überall heiter und klar in Verstand und Ansicht, mehr maßhaltend mit der physischen Kraft, anstatt der vollen Sinnlichkeit die Anmuth lebenskräftiger Formen entwickelnd; zwei Hauptrichtungen des aus dem Norden nach dem Süden vordringenden deutschen Lebens, das altrhätische Element und die demselben aufgepfropfte altrömische Beimischung am Kern der mittlern Taurenkette Tyrols mit ewig blühender Jugend auffrischend

Das Zillerthal ist, wie der Augenschein lehrt, sehr fruchtbar, die höchsten Alpengipfel sind mit lebensgrüner Decke edler Kräuter überzogen, die gleichmäßige Oeffnung des Thals nach Nord und Süd weckt durch die gleichnamigen Winde alle Keime der Flur und schwellt die Bodenerzeugnisse reich und voll an's Licht der Sonne. Alle Getreidegattungen gedeihen in vorzüglicher Güte, werden jedoch in so beschränkten Verhältnissen angebaut, daß sie nur drei Viertheile des einheimischen Bedürfnisses decken; das Mangelnde muß aus Bayern eingeführt werden. Das erklärt sich theils aus dem hohen Bevölkerungszustande, theils aus dem großen Umfange der Viehzucht, die den größten Reichthum des Zillerthales ausmacht und ausmachen muß. Der Boden besteht größtentheils aus Kalk- und Schiefererde und erfordert für das gute Gedeihen der Getreidesaat doppelt so viel Dünger als ein anderer, während er an und für sich für den Graswuchs günstig ist. Daher ist der Getreidebau auf ein Drittel der ackerbaren Gründe beschränkt und zwei Drittel dem Graswuchse gewidmet. Nebst dem Getreide zieht man vielen und schönen Flachs von vorzüglicher Länge und Güte, ein Gegenstand gerechten Stolzes für die versorgenden Hausmütter. Daraus wird beträchtlich mehr Leinwand erzeugt, als das Thal selbst bedarf, und fällt dem Verkaufe anheim. Der Leinsaamen wird auf die Oelstämpfe gebracht und Leinöl daraus gepreßt, theils für das Vieh,

Digitized by Google

heils zum Kochen, und nur sehr wenig zur Hausbeleuchtung. Die Oelluchen dienen zur Mastung des Viehes. Besonders geschätzt ist das Obst sogar die Feige und Muskatellertraube findet sich in sonnigen windsichern Gärten an Mauern und Geländern), wenig nachgebend an Güte und Süßigkeit dem Etschländerobste, im Ganzen jedoch nicht mit besonderer Sorgfalt und Liebe gepflegt, weil der daraus fließende Gewinn nicht beträchtlich ist. Man ißt es theils roh in großer Menge, theils dörrt man dasselbe und bereitet daraus die sogenannten Kloatzen, d. h. Dörrschnitze, die zerstampft leckerhaftes Obstmehl gewähren; theils wird es endlich zum Branntwein umgebrannt. Die Waldungen liefern selten Eichen, welche zum Färbeholz benutzt werden, aber desto mehr Zirbelnußkiefern auf dem höhern Gebirge. Ungelernte Drechsler verfertigen aus den letzteren Milchschüsseln von ungeheuerer Größe, wie man sie in andern Landestheilen nicht antrifft, sodann allerlei Kästen und Kleiderbehältnisse, da man glaubt, daß das Zirbelnußholz alle Wanzen verscheuche; auch die Wohn- und Schlafzimmer werden mit diesem Holze getäfelt. Die Fichte liefert nebst dem Holzbedarfe des alltäglichen Lebens viele Kohlen an die Feuerarbeiter in den einheimischen Gewerken. Früher gingen jährlich 16—17,000 Klaftern Holz aus den Wäldern der Gerlos, des Finsing- und Oechselthales auf dem Ziller und andern Bächen nach Fügen, wurden daselbst zu Kohlen gebrannt und theils für den dortigen Eisen- und Stahlhammer verwendet, theils und bei Weitem der größere Theil nach Jenbach zum Eisenschmelzwerke geliefert. Aber diese Holzausfuhr hat sich größtentheils verloren, weil die Ausforstungen unforstmännisch betrieben und der Nachwuchs vernachläßigt worden sind. Da ferner fast alle Waldungen Gemeinden angehören, so wurden sie nur wenig geschont, oft unverschämt ausgebeutet. Die Haupterwerbsquelle ist die Viehzucht; dieser wenden sich die Einwohner mit der vorzüglichsten Sorgfalt zu, weil sie daraus die nothwendigen Gelder zur Bestreitung ihrer Abgaben und Fristung ihres Lebens ziehen. Wie im Unterinnthale überhaupt, so bleibt auch im Zillerthale die Erziehung des Lobviehes, besonders der Kühe, zum Milchgewinne das Erste und Wichtigste. Aus der Milch geht die Butter, der vorzüglichste Handelszweig, in die Hauptstadt des Landes hervor: der Käse, welcher gewöhnlich in höher liegenden Gegenden die Stelle des Brodes vertritt; die Molke und Jute, als beliebtes, durststillendes, magenreinigendes Tischgetränk; der Schotten, zur Füllung ihrer Krapfen. Die Viehbesorgung ist sehr beschwerlich, die Hütten auf den höchsten Bergen und Aſten (Voralpen) sind mit wohlgefüllten Ställen und Heustädeln versehen, übrigens unbewohnt, rüstige Dirnen erscheinen alle Tage oft aus einer Entfernung von mehreren Stunden zur Milchzeit in denselben und liefern die Milch mit ungemeiner Anstrengung im Sturm, Wind und Schnee alltäglich nach Hause. Die Alpen selbst sind steil und brüchig, besonders in der Nähe der Kalkgebirgskuppen, von welchen oft ungeheure Trümmer, weithin auseinanderfliegend, grasreiche Höhenstrecken bedecken, die nur sehr

Digitized by Google

ſorgſam abgeweidet ſein wollen, wenn das Vieh nicht beſchädigt werden ſoll. In früheren Zeiten war es im Zillerthal allgemeine Sitte, Senninnen auf den Alpen zur Viehbeſorgung zu unterhalten. Da aber dieſe Sitte zu mancherlei Ausſchweifungen verleitete, ſo wurde der Gebrauch allmählig abgethan, und an die Stelle der Senninnen (Sentinnen) traten größtentheils Männer als Beſorger des Alpnutzens. Dieſe heißen nach der Verſchiedenheit ihres Geſchäftes Küebue, Fuetarar, Hüetar, Melchar u. dgl. In den Nebenſtunden, deren es natürlich den ganzen Sommer über ſehr viele giebt, verfertigen ſie aus Föhrenholz eine Menge Späne, deren man ſich auf dem Lande faſt allgemein als Leuchtkerzen bedient, oder ſie flechten aus den Zundelſtauden (pinus pumil.) eine Art Schuhe, für den Stall- und Bergmannsgebrauch ein nothwendiges Erforderniß, oder ſie ſchnitzen Löffel, Teller, Milchgefäße und allerlei anderes Hausgeräthe. Die Arbeit, nicht ermüdend, in längſt geübten Handgriffen beſtehend, wird mit Liedern und Geſang begleitet, die theils angelernt, theils nagelneu in älplicher Begeiſterung erfunden ſind. Da überdies in jeder Alphütte ein paar Maultrommeln, eine Waldflöte, eine Schwegel, ein Hackbrett u. dgl. Tonwerkzeuge zu finden ſind, ſo fehlt es nicht an fröhlichen Intermezzos zur Sinneserheiterung. So poetiſch dieſe Seite des Alplebens, eben ſo widerlich iſt der Schmutz und die Unreinlichkeit der Alpleute. Sie tragen den ganzen Sommer ein einziges Hemd und ſetzen ihren Stolz darein, allen Mitgenoſſen den Vorrang des unfläthigſten Hemdes abzugewinnen, namentlich bei der Heimfahrt, wo ſie den ekelſten Schmutz als Beweis rüſtiger Alpenthätigkeit ſelbſtgefällig zur Schau tragen. Gegen das Ungeziefer ſchützen ſie ſich durch den Rauch der Alphütten und eine eigene Salbe, ſo gut es geht. Die Heimfahrt iſt ein ſehenswürdiger Zug, ein Gemiſch von wahrhafter Poeſie und abſtoßender Unnatur. Der heimkehrende Burſche, an der Spitze oder hinter der Heerde, die weithin glöckelt und klingt, trägt einen kleinen, grünen Hut, mit Edelweiß, Federn und Gemsbart geziert. Der Hals und die behaarte Bruſt iſt nur von einer leichten Flor- oder Tuchſchleife umflogen, am bloßen Leibe ſitzt und klebt das unfläthigſte Hemd, darüber ein feuerfarbner oder hellgrüner Hoſenträger, meiſtens mit Goldbörtchen und Stickereien geziert, in der Aelplerſprache die Hoſenkraxe genannt. Die graulederne Jacke hängt von der linken Schulter nachläſſig herunter. Um das Hemd ſchlingt ſich die Bauchbinde, ein breiter lederner, mit zinnernen Stiften beſchlagener, oder mit Pfaufederkielen niedlich durchnähter Gurt, um die Beine ſchwarzlederne Beinkleider mit grünen Bändern, nur die Hälfte des Oberſchenkels bedeckend, die Gſaßhoſen genannt, um die Füße weiße und geringelte Rumpfſtrümpfe, die ſie Boanhoſe oder Raiflſtrümpfe nennen. Die Schuhe, an den bloßen Füßen ſteckend, ſind mit Bändern von mancherlei Farbe geſchmückt. In dieſem ſonderbaren Aufzuge ordnen ſie den Zug wie folgt: Der Melcher, mit einem Stocke bewaffnet, langſamen Schrittes voran, ſtolz auf den Stolz der ſchönen Heerde trotzend; nach ihm unmittelbar die

image
not
available

und an die Stelle der immer anstößigeren Essenzen und Kräuter treten; 80—100 Zentner Asbest zu 36—40 Gulden R. W. gehen nach Leipzig und sogar nach Paris, 10—12 Zentner Granaten, oktaëdrischer Eisenstein, das Pfund zu 2—3 Gulden R. W., meistentheils nach Böhmen. Und trotz aller dieser Verschleißgeschäfte sind noch jährlich 500—600 Männer verfügbar, welche nach Bayern und in's Pinzgau wandern, um den Sommer über als Knechte zu dienen.

Frohnleichnam in Meran.*)

Meran, das stille, friedliche Städtchen, zeigte das Wogen und Lärmen einer großen Stadt. Es bereitete sich aber darin auch ein freundlich-erhebendes Fest vor, die Feier des Frohnleichnamstages. Ich hatte mir immer vorgestellt, daß der Umgang, der an diesem Tage in der ganzen katholischen Welt gehalten wird, gerade in dieser Gebirgsgegend von besonderer Wirkung sein müßte. Und nun bin ich überzeugt, daß selbst der, welcher den Pomp gesehen hat, womit der Papst, umgeben von dem höchsten Glanze der Klerisei, im Angesicht der Peterskirche und des ägyptischen Obelisken, in feierlichem Zuge getragen wird, nicht ohne ein eigenthümliches Interesse bei dem einfachen Umgange verweilt haben würde, welchen hier der würdige und gelehrte Pfarrherr von Untermais durch Feigen- und Kastanienalleen, zwischen den Rebgeländen der Hügel und Thäler hindurch hielt, umgeben von seinen Schützen und seiner andächtigen Gemeinde.

Ich stieg am frühesten Morgen mit dem alten Schloßhauptmann vom Berge hernieder; nicht ohne einigen Stolz verließ er heute die Burg, um das Amt, wozu er berufen war, würdig zu bekleiden. Es galt dem Pfarrherrn die Schleppe nachzutragen, und dann an der großen Tafel, welche dieser gab, den Platz an seiner Seite einzunehmen. Nur in diesem einzigen Falle erschien der Alte wieder in der Welt, angethan mit schwarzem Frack und den weißen Backenbart sauber gekämmt; dann sprach er mit erhöhtem Selbstgefühl von seinen Thaten unter Hofer, von dem Alter seiner Familie, die über dreihundert Jahre in Meran ansässig war, von der Erstürmung Belgrads, an der er unter des großen Helden Gideon von Loudon Befehlen Theil genommen, und von dem ehrenvollen Stich im Unterleibe, den er als einzigen Lohn an jenem Tage davon getragen. Während wir mit einander nach St. Valentin herabstiegen, traf uns ein kalter Windstoß gerade aus dem vor uns liegenden Passeyerthale und nöthigte uns, vor den aufgewirbelten Staubwolken die Augen zu schließen. Als ich sie wieder aufschlug, und den vom feinen Sande thränenden Blick, das vom Reiben geröthete Angesicht des alten Hauptmanns gewahrte, gedachte ich unwillkürlich seines Kriegerlebens an Hofer's Seite während der Insurrektion und seiner Thaten bei Belgrad; er, der damals mit jugendlich kräftigem Arme die Fahne zum Sturm der feindlichen Wälle durch den

*) Lewald, Tyrol vom Glockner zum Orteles, 1838.

Digitized by Google

image
not
available

der nördlichen Thäler hier nicht gesehen, dafür aber die alte Bozener Haube, Kmaushaube genannt, von gestreiftem, schwarzem Flor, mit tiefer Schneppe und dreieckigen Fledermausflügeln; sie steht einer hohen, zarten Stirne nicht uneben und läuft manchmal, nach allerältester Mode, oben in eine sogenannte Krone aus, welche aus einem Geflecht von rothem Bande in Schneckenhausform besteht; ein Strauß künstlicher Blumen mit Silber- und Goldzierrathen überragt dieselbe und wird mittelst einer großen, dicken Prachtnadel von Silber an der Krone festgehalten. Dieser zierliche Kopfputz war jedoch heute selten, weil er nicht mehr in Brauch ist. Sollte man wohl glauben, daß auch hier die tyrannische Mode ihre Gesetze giebt?

Aus den benachbarten Thälern waren nur Wenige erschienen; einige Männer in grellrothen Jacken aus dem Sarnthal, andere aus Hafling, arme Leute, in offenen Wämsern, von grobem, haarigem Zeuge, dunkelgrau, die schwarzen Aufschläge mit schmaler, gelber Einfassung besetzt; die breiten Hosenträger waren von Leder, die Hüte schwarz. Von dem halbwilden Anzuge schlecht verhüllt, trat das Nackte stellenweise hervor; die Gesichter waren sonnverbrannt und stark gerunzelt, dürftig genährt im Vergleich mit den Weinbauern des Etschthales, die täglich ihre fünf Mahlzeiten mit Wein und Fleisch halten. Die kolossalen, schweren Passeyrer in ihren hochgelben Hüten, die herrlichsten der ganzen tyroler Alpenfamilie, waren daheim geblieben, denn sie hielten selbst ihren feierlichen Umgang zu St. Leonhardt, dem Hauptorte ihres Thales.

In Meran fanden zwei Prozessionen Statt. Die erste zog von Untermais nach der Hospitalkirche jenseits der Passerbrücke, wobei der Pfarrherr, Cisterzienserordens, fungirte; die zweite ging durch die Stadt, und der infulirte Abt von Marienberg, Benediktinerordens, hielt hier die Evangelien.

Die Zünfte mit ihren Riesenfahnen machten den Anfang, dann folgte der bunte Zug der Landleute, dem sich die Schützen anschlossen. Diese hatten ihre grünen, an einer Seite aufgekrämpten Hüte mit einer weiß und grünen Kokarde und einem hohen Busche von Blumen und Pfauenfedern geziert. Von dem Rande fielen bunte Bänder nieder. Im Laufe ihrer langen Röhre steckten ebenfalls große Blumensträußer. Voran marschirte der Kommandant, ein hochgewachsener, alter Bauer, mit einem markirten Gesichte, eine seidene Schärpe um den Leib, ein breites, kurzes Schwert in der Hand. Er war der Einzige, der den schwarzen Hut trug, die Schützen, insgesammt junge, wunderschöne Bursche, hatten grüne Hüte. Nach dem Kommandanten ging der Fahnenschwenker, ihm zu beiden Seiten wurden zwei Fahnen getragen, die eine mit dem kaiserlichen Adler, die andere mit den Farben Tyrols, weiß und roth; dann kamen zwei Pfeifer und ein Trommelschläger. Die Bauern zeigten sich trefflich exerzirt; sie bildeten Spalier und präsentirten, als das Hochwürdigste vorübergetragen wurde, und so wie der Priester die Monstranz emporhob, setzten sie Gewehr

Digitized by Google

beim Fuß und knieten nieder, den Hut abnehmend. Alles geschah ächt militärisch und mit großer Präzision. Mein Blick fiel hier auf den alten Hauptmann, der die Schleppe niedergelegt hatte und mit gefalteten Händen fromm betend auf einen Schemel niedergekniet war; der Wind aus Passeyer, der noch immer stürmte, wühlte in seinen weißen Haaren; da dachte ich mit einem Male wieder an alle Gräuel des Jahres 1809, an die Bergschluchten und Pässe voll herabgerollter Felsen, voll zerstückter, zerquetschter Feinde, sah diese — jetzt so friedlichen, gutmüthigen Leute — in derselben lustigen, bunten Tracht über den hohen Jauffen stürmen gen Sterzing zu; aber statt der Blumensträußer steckten damals schwere Kugeln in den langen Röhren.

Die heilige Handlung am Altar war geendet, die Schützen schlossen einen Kreis, Trommler und Pfeifer spielten den nationalen Schützenmarsch, zu dem kein König noch Worte gedichtet und den kein berühmter Hofkapellmeister je komponirt hat. Es war ein einförmiges Getön, weder künstlich, noch singbar, fast so schwerfällig wie der polnische Bärentanz, der auch nationell ist; aber ich fühlte mich dennoch ergriffen, denn diesen Klängen folgend waren auch Hofer und seine Mannen marschirt. Der Schwenker nahm die großmächtige tyroler Fahne zur Hand, und verstand gar trefflich, trotz des wilden Windes, seine kunstvollen Drehungen und Wendungen nach dem Takte auszuführen. Der Zug ging nun weiter, ich aber eilte in die Stadt zurück, um die zweite Prozession nicht zu versäumen. Sie war zahlreicher, mehr Heiligenbilder, mehr Fahnen, Magistratsräthe in Mänteln, Beamte, Männer mit Schärpe, Degen und Claque, selbst Damen in Shawls und Modehüten; Schützen aber waren nicht dabei. Die Meßgewänder, überaus prachtvoll, sind aus Würzburg hierher gekommen. Statt des Schützenmarsches hörte ich hier eine gut ausgeführte Musik, die der Organist in Schwatz komponirt hatte. Orchester und Chor waren zahlreich besetzt, die Musiker größtentheils Dilettanten. Es machte einen schönen Eindruck, während des Evangeliums auf dem Stadtplatze die erste Prozession über die Berge aufwärtsziehen zu sehen, beim Spiel des Schützenmarsches und dem Krachen der dazwischen fallenden Schüsse.

Um zwölf Uhr, da Alles vorüber war, kündigte eine furchtbare Böllersalve der Gegend an, daß der Herr Abt sich zur Tafel setzte. Diese Salven wiederholten sich später und bezeichneten die Toaste. Nachmittags saß das Landvolk in den steinernen Lauben zu beiden Seiten der Straße oder in Weinhäusern.

4. Der Mensch in den deutschen Alpen.*)

Drei Volksstämme bewohnen die deutschen Alpen gegenwärtig: Deutsche 3,816,732, Slaven 1,259,050 und Romanen 352,700; außerdem 3000 Griechen und 6100 Juden. Jeder dieser Stämme zerfällt wieder, wie die Gebirgsgruppen, innerhalb deren sie wohnen, in viele Unterabtheilungen.

Die Deutschen bewohnen 1) die ganze Nordabdachung der Alpen; 2) von der Südabdachung: a) das ganze Etschthal und sein Gebiet vom Anfange bis Botzen; b) das ganze Gebiet der hier hereinkommenden Eisack, mit Ausnahme der Thäler Gröden und Enneberg, welche altromanisch sind; c) das untere Etschthal von Botzen rechts bis zur Einmündung des Nosbachs bei Deutsch-Metz und links bis zur Einmündung des Avisio bei Lavis; d) das ganze Draugebiet bis Villach; e) das nördliche Draugebiet von der Einmündung der Gail bis Hohenmauthen; f) das Murgebiet von seinem Ursprunge bis Ehrenhausen; g) den größten Theil des Raabgebietes auf deutschem Boden; h) abgesonderte Gemeinden, von Romanen umgeben, finden sich die meisten im obersten zu Tyrol gehörenden Brentagebiete, meistens die Höhen suchend. Auch im Osten kommen noch deutsche Gebiete im Süden der Drau vor bis zur Fella bei Pontafel, wie im Süden der Sau das Becken von Gottschee.

Die Slaven bewohnen 1) das ganze Gebiet der Sau und Kulpa, mit Ausnahme des eben erwähnten Beckens von Gottschee; 2) vom Draugebiet: a) das untere Gailthal, wo dasselbe nach Kärnthen tritt; die oberste Thalstufe, welche zu Tyrol gehört, ist von Deutschen bewohnt; b) vom Drauthale selbst die rechte Seite von der Einmündung der Gail an bis gegen Unter-Drauburg, wo beide Ufer slavisch werden und es bis zur deutschen Grenze bleiben; 3) vom Murgebiete: das untere Murthal von Ehrenhausen an, wo es sich wieder östlich wendet; 4) von dem unmittelbaren Gebiete des adriatischen Meeres: a) das Karstgebirge, b) das Innere Istriens, c) die Seitenthäler und der oberste Anfang des Isonzothales. Alle tieferen Gegenden dieses ganzen Gebietes, wie sie sich dem Meere nähern, werden, die Einwanderer ausgenommen, zwar ebenfalls von slavischem Stamme bewohnt, der aber italienischen Ueberzug hat. Umgekehrt sind die wenigen Stamm-Illyrier, die Liburnier, am Quarnero und auf den Inseln slavisch überfirnißt.

Die Romanen, in Tyrol Wälsche genannt, zerfallen in zwei wesentlich verschiedene Abtheilungen:

1) Altromanen, wahrscheinlich Ueberreste römischer Niederlassungen in Rhätien und aus der Vermischung mit Rhätiern hervorgehend; ihre Verbindung mit andern romanischen Stämmen wurde später theilweise durch die germanischen Ströme der Völkerwanderung unterbrochen und blieb es; daher bildete sich ihre Sprache nicht mit der andern gleich-

*) Die deutschen Alpen von Ad. Schaubach.

Digitized by Google

image
not
available

Schlammfluth hervor, das ehemalige Dasein des untergegangenen Volkes verkündend; z. B. die Ortsnamen in einem Theile des Voralbergs deuten offenbar noch theils auf rhätischen, theils römischen Ursprung, als Bregenz, Vandans, Bludenz, Montafun, Rhäticon, Gaschurn, Schruns u. s. w., während die gegenwärtige Bevölkerung allemannisch ist; dort ließ sich ein anderer Volksstamm friedlich zwischen andern nieder, wurde der herrschende und nöthigte dem unterjochten seine Sprache auf, wie in einem Theile des Oberinnthales und Etschthales; die Sprache ist deutsch, das äußere Gepräge aber rhätisch. Sollte, wie Dr. Goldrainer behauptet, es sich bestätigen, daß der Schädelbau der Vintschgauer (Oberetschthäler) auf mongolischen Ursprung schließen ließe, so möchten die Bewohner dieser Thalstufe ein Ueberrest mongolischer Horden aus Attila's Zuge sein, und für den Sprachforscher möchte es von Wichtigkeit sein, die dieser Thalstrecke eigenthümlichen Ortsnamen zu prüfen, als Compatsch, Latsch, Matsch, Flatsch, Gratsch, Tartsch, Tarsch, Tschars u. s. w.

Dort, wo das Vintschgau endet und die Etsch wohl 500 Fuß in ein tieferes Thalland abfällt, an der Töll, dort verschwinden auch mit diesem merkwürdigen Thalabschnitt jene eigenthümlichen Ortsnamen, und an ihre Stelle treten Endungen auf an, als Meran, Völlan, Vellan, Rissian, Plan, Paßlan, Ulpian, Andrian, Terlan, Eppan, Girlan, Montan u. s w., welche wieder auf einen gemeinsamen fremden Ursprung deuten; die Bevölkerung dieses Gebietes, wie namentlich um Meran, im Passeyer- und Ultenthal und bei Botzen, ist ächt deutsch. Fast den ganzen Osten der Alpen nimmt der bojoarische Stamm, den Westen der alemannische Stamm ein; zwischen ihnen hindurch haben sich aber auf der großen Heer- und Völkerstraße zwischen den rhätischen und norischen Alpen auch Volksstämme des höhern deutschen Nordens gedrängt und sich in den Seitenbuchten der Engpässe des Brenners niedergelassen, oder da, wo sich die Engen in das weite Etschthal bei Botzen erschlossen, nicht nur nach Süden, sondern auch nördlich das Etschthal hinan bis Meran, und von ihnen mag das eigene, hier seltenere, nördlichere deutsche Element kommen, was vorhin erwähnt wurde.

Gegenwärtig, wo es keine rhätischen und norischen Alpen mehr giebt, sondern tyroler, salzburgsche, österreichsche, steiersche, kärnthner und krainer Alpen, wollen wir auch die Bewohner nach den Provinzen benennen, in denen sie leben, und sie haben sich ja mit der Zeit wieder unter sich so eigenthümlich ausgebildet, daß ein nur irgend erfahrener Reisender sehr leicht den Tyroler von dem Salzburger und diesen von dem Steirer unterscheiden wird. Obgleich sonst Zillerthal selbst theilweise zu Salzburg gehörte und nur durch einen niedrigen Sattel, die Gerlos, vom ersten Salzburger Thale, dem Pinzgau, getrennt ist, so findet dennoch ein gewaltiger Unterschied statt zwischen den beiden Völkern. Die angrenzenden Pinzgauer sind wahre Athleten, Riesen, die Raufereien vor Allem lieben und ihre Kampfplätze und Kampftage haben; sie sind rauh und kräftig wie ihre

Digitized by Google

image
not
available

nicht die nächste Viertelstunde seine ganze mühevolle Arbeit wieder vernichtet; Ausdauer und Unverdrossenheit muß eine Folge eines solchen Kampfes werden. Eine Kütze Gras für den Wintervorrath einzusammeln, ist oft mit der größten Gefahr verbunden. Der Weg, den ein Aelpler von einem Dorfe zum andern über ein Bergjoch macht, ist vielleicht sein letzter; denn wird er vom Wetter überrascht, so ereilt ihn leicht der Wetterstrahl, oder das Schneegestöber führt ihn vom unkenntlich gewordenen Pfade in ein Schneegrab, oder er stürzt von der jähen, schlüpfrigen Wand in den schwindelnden Abgrund. Daher findet sich der Aelpler, bevor er sein Geschäft beginnt, mit seinem Schöpfer ab. Dort am Fuße des Joches steht die einsame Kapelle, an der eine Schaar frommer Aelpler kniet und sich Glück erfleht zum sichern Uebergang; hier an sprudelnder Quelle erinnert ihn ein Bild daran, wem er die Labung zu danken habe, und dort oben, wo kein Halm mehr grünt, auf des Berges Rücken, ruft zwischen grauen Felsen und Schneefeldern das bemooste Kreuz zur Andacht; und dankend fällt der Aelpler vor der Kapelle oder dem Bilde nieder, das ihm am Fuße des Berges die glückliche Vollendung seines Tagewerkes verkündet. Die Alpenthäler sind tief ausgefurchte Wagengleise; der Weg führt in ihnen fortwährend hin und zurück. Willst Du rechts oder links abweichen, so geschieht es nur mit unsäglicher Mühe, denn nicht ohne Beschwerde und Gefahr erglimmst Du die Abhänge; willst Du auf dem rechten Wege bleiben, so halte Dich im Thalweg, indem eine kleine Verirrung am Berge Dich sehr weit abirren läßt. Sollte daher der Aelpler nicht von Natur gerne im alten Gleise bleiben und einmal hergebrachter Gewohnheit anhängen? Hierzu kommt noch die Abgeschlossenheit der Thäler, die Unbekanntschaft mit der Außenwelt. Moden werden dadurch eingeführt, daß man sich die Menge so kleiden sieht und der Einzelne nicht auffallen will; hier in den Alpen würde der umgekehrte Fall sein, denn deren, welche das Fremde bringen, sind wenige.

Nirgends ist die Liebe zur Heimath lebendiger als im Gebirge und vor Allem in den Alpen. Je einfacher oder eigenthümlicher die Natur zu dem Menschen spricht, und je mehr der Mensch mit der Natur in Verkehr steht, desto tiefer prägt sie ihre Züge in des Menschen Herz. Je mehr sich aber der Mensch von ihr lossagt, je vielfacher sein Leben nur unter Menschen sich umhertreibt, desto weniger hat er einen festen Anhaltpunkt, nach dem er sich aus dem Getriebe der Menschen sehnt. Daher wohl selten ein Großstädter von Heimweh befallen wird (ich rede nicht von der Sehnsucht nach der Familie). Er kann keine festen Wurzeln schlagen oder seine Anker auswerfen, sie haften nicht in dem lockern Sandboden. Er flattert von einer Blume zur andern. Der Weltbürger, der überall seine Heimath zu haben glaubt, hat gar keine. Eben so wenig wird auch der Landmann, der in einer gesegneten, fruchtbaren Gegend lebt, nie von dem Heimweh des Aelplers befallen. Doch auch der Flachländer, der Bewoh-

Digitized by Google

image
not
available

beſonders wo es auf Mechanik ankommt. Ein Beiſpiel aus dem gewerbthätigen Stubaithale möge genügen. Das Häuschen des Kupferſchmiedemeiſters Joſeph Kremſer (bei Telfs), 22 Schuh lang, 18 Schuh breit, an einem kleinen Seitenbache, enthält ein Hammerwerk mit ſechs kleinen und einem großen Hammer, zwei Meſſingdrehmaſchinen, eine Schleif-, Mehl- und Polirmühle, eine Feuereſſe mit Amboß zum Schmieden, eine Schlafkammer mit Ofen und ein Kohlenmagazin. Drei Waſſerräder dienen zum Betriebe. Er verarbeitet mit drei Gehülfen jährlich 40 Zentner Meſſing und 4 Zentner Kupfer, beſorgt nebenbei ſeine Alpenwirthſchaft und iſt Muſiklehrer auf der Flöte, Klarinette und dem Fagot. Der Senner reiht ſeine Butterfäſſer an eine Achſe und läßt ſie von der Kraft des an der Hütte vorbeirauſchenden Baches umtreiben, um ſich ſelbſt Mühe und Zeit zu erſparen. Ein kleines Rädchen, unter einer Brunnenröhre angebracht, ſetzt durch ein Geſtänge die Wiege des Kindes im Hauſe in ſtete Bewegung. Oben im Gebirge ſiehſt Du Drechsler, welche an Ort und Stelle, wo ſie das beſte Holz finden, ihre wandernde Drechſelbank an dem Ufer eines reißenden Baches aufſchlagen und ſeinen Fall zum Betriebe ihrer Maſchinen benutzen. So wie der Aelpler durch die Natur gezwungen wird, ſie zu beobachten und den größtmöglichſten Nutzen von ihr zu ziehen in ſeinen Gewerben, ſo führt ihn dieſe Beobachtung auch eben ſo leicht zur Wiſſenſchaft und Kunſt. Berühmt ſind die tyroler Bauern Peter Anich und Hueber, welche nicht nur die beſte Karte Tyrols verfertigten, ſondern auch einen Erd- und Himmelsglobus. Auch ein Salzburger Landmann, Fürſtaller, erwarb ſich gleiche Verdienſte. So wie unter den Wiſſenſchaften die Mathematik die erſte war, zu der ſie die Natur führte, ſo ſteht die Plaſtik unter den Künſten oben an, und zwar die Holzſchnitzerei, wie wir ſie in Gröden, Berchtesgaden, der Fichtau u. ſ. w. finden; oft bildeten ſich aus dieſen Naturplaſtikern höhere Künſtler heran, wie ein Niſſl, Hell, Pendl, Zauner, Kriesmaier, Reinalter u. A.

In der niederſten Bauernhütte ertönt Geſang und Zither, begleitet von dem Takt der Füße, dem Tanz. Dieſe jauchzende Freude der Alpen hat ſich verfeinert zum Ländler, und dieſer iſt der in Deutſchland wohlbekannte Walzer, der eigentliche, aber ausgeartete Alpentanz.*) Die Strauß'ſchen und Lanner'ſchen Zauberwalzer ſind nur die verklärten Töne des von den Sennhütten aus luftiger Höhe herabtönenden Jodelns. Salzburgs Gegend vereinigt alle Herrlichkeiten einer wahrhaft ſchönen Gegend in ſeinem Panorama, und aus ihm ſchmolzen ja auch die herrlichſten Harmonien der Welt zuſammen, die uns noch begeiſtern in einem Don Juan, einer Zauberflöte u. ſ. w. An die Muſik reiht ſich die Malerei, und Tyrol hat allein eine ziemliche Reihe Künſtler aufzuweiſen aus alter und neuer Zeit. Kein Land aber bietet wohl dem Künſtler faſt jeden

*) Vergl. die Skizze von Kohl.

Digitized by Google

Faches ſo vielartigen Stoff, als das wahrhaft romantiſche und großartige Tyrol, die glänzende Krone unſers deutſchen Vaterlandes. Alles hat hier einen poetiſchen Anſtrich: der Wildſchütze in ſeinem Elemente und Leben iſt ſchon ein reichhaltiger Gegenſtand der Kunſt; die Sennerin mit ihrer Hütte, Alpe und Heerde, die Ferner in ihrer glühenden Pracht, die Bäche in ihren ſchäumenden Stürzen, die Kirche mit ihrer Gemeinde in der bunten Volkstracht am Sonntage; das Bauernhaus hier als braunes Blockhaus mit ſeinen Umgängen und Schnitzereien, dort als burgähnlicher, maſſiver Bau mit Erkern und bunten Wandgemälden; der Bauer hier im Kampfe mit den Elementen, dort mit den Feinden des Vaterlandes; ein Sandwirth Hofer, der durch ſeinen Tod ſeine Größe als Menſch beſiegelte, ein Speckbacher, eine Pontlatzbrücke, ein Brenner und Spinger ſind ſo gut klaſſiſche Namen, als Thermopylä und Sempach. Oder blicke zurück in die frühere Geſchichte, in die Romantik des Mittelalters, und der romantiſchſte Kaiſer Deutſchlands begegnet Dir beim Eintritt in das Land und an vielen Stellen; hier in der Felſenniſche, der Martinswand, dort in ſeinen Jagdſchlöſſern. Oder willſt Du ihm in ſeinem ganzen Gefolge begegnen, ſo betritt die Hallen der Hofkirche in Innsbruck, hier ruht ſein Gedächtniß unter einem der prächtigſten Denkmäler, umſtanden von den ehernen Standſäulen ſeiner geiſtig und leiblich Verwandten, den Helden der Tafelrunde, des Nibelungenliedes und der Habsburger; derſelbe heilige Raum umſchließt die Gebeine Ferdinand's und ſeiner Philippine Welſer, bedeckt mit den herrlichſten Kunſtwerken, und nur wenige Schritte davon ſteht Hofer's Standbild auf ſeinem Grabe; auf ſonnigem Hügel in weitausſchauender Gegend in der Nähe der Hauptſtadt prangt die ehrwürdige Feſte Ambras, wo Ferdinand und Philippine lebten, wo lange Zeit ein glänzender Hof gehalten wurde. Wandere das Innthal hinan; hier weilſt Du an einſamer Kapelle, wo die Sage den Rieſen Heimon den Rieſen Tyrſus erſchlagen läßt, um dem Stifte Wilten den Urſprung zu geben; dort prangt das Eskorial Tyrols, Stamms, geſtiftet zum Andenken an den Tod des unglücklichen Konradin von ſeiner Mutter, die hier die Trauerbotſchaft erfuhr. Hier ruhen in der Gruft die meiſten und merkwürdigſten Fürſten Tyrols, die Meinharde, der große Friedrich mit der leeren Taſche, Sigmund der Münzreiche u. A. Hier empfing Kaiſer Max I. die Geſandten des Sultans Bajazet, der um Maxen's Schweſter warb. Nicht weit davon klafft das Oetzthal in das Innthal; ziehe in ihm hinauf, und allenthalben umgaukelt Dich die Sage in unzähligen Geſtalten, hier düſter gefärbt wie das Gemüth des Wanderers in den wilden Thalengen, dort heiter wie die ſonnigen Thalbecken. Haſt Du nach mehrtägiger Wanderung das Ende erreicht, wo der grüne Boden unter das Eis der Ferner kriecht, wo kein Baum, nur die Felswand noch ſchattet, wo ſchaurige Eislüfte die Gemeinde armer Schafhirten umwehen, ſo iſt auch dieſes nicht nur ein erhabener Tempel der Natur, ſondern auch der romantiſch-ge-

Digitized by Google

ſchichtlichen Sage; hier oben in dieſen Eiswüſten barg ſich der große Friedel mit der leeren Taſche, verfolgt vom Banne der Kirche und der Acht des Kaiſers, von Adel und Fürſten, ſelbſt ſeinen nächſten Verwandten; hier in der Oberwelt fand er Schutz und gaſtliche Aufnahme unter ſchlichten Bauern und Hirten, wie einſt Guſtav Waſa, und wichtig waren die Folgen dieſer Volkstreue bis auf den heutigen Tag. Bis hinaus nach Bludenz kannſt Du die romantiſchen Spuren dieſes Fürſten verfolgen; hier tritt er in Landeck als Sänger auf und gewinnt durch die Erzählung ſeines Schickſals das Volk, dort in dem treuen Bludenz Vorarlbergs wird dem von Kirche und Reich zu Konſtanz Geächteten das Thor geöffnet, und nur ihm.

Sollten nun wohl bei der Empfänglichkeit des Aelplers für das Schöne und Große die gewaltigen, vielartigen Eindrücke, welche die Natur, Geſchichte, Sage und das Leben des Einzelnen hervorbringen muß, nicht ohne die größten Folgen ſein auf Gedankenreichthum und Schwung der Phantaſie? Der Bauer, der hier bei jeder Gelegenheit im ſogenannten Landſturm gleichſam ſelbſtſtändig in das Triebwerk der Geſchichte eingreift, nimmt auch durch die Sage an der frühern Geſchichte Theil, weil ihn dieſelbe, wenn er ſie ſelbſt ſchaffen hilft, natürlich auch mehr intereſſirt; den Landmann, der mit der Natur in ihren größten und auffallendſten Erſcheinungen im fortwährenden Verkehre ſteht und im fortwährenden Kampfe auf die vielfachſte Weiſe lebt, geht die Natur näher an, als den, der genug gethan hat, wenn er ſein Feld beſtellte. Dieſes Leben mit der Natur macht ihn erfinderiſch und zwingt ihn zur Mathematik und Mechanik, ſo wie die Hülfloſigkeit des Menſchen in den oft unvermeidlich hereinbrechenden Unglücksfällen durch die Natur zur Religioſität.

Aus den ſüdlichen Alpen, wenn auch ſchon in Italien, giengen ein Canova und Titian und viele andere Künſtler hervor, welche Zierden der italieniſchen Kunſt ſind.

Wie der Charakter der Aelpler etwas Originelles hat, ſo auch ſein Anzug und ſeine Tracht. Obenan ſteht der mit Federn und Gemsbart geſchmückte Hut von ſehr verſchiedener Form und Farbe, in einigen Landestheilen bunt durcheinander, in andern thalweis gleichmäßig geformt. Ihn tragen beide Geſchlechter. Ein lodener Rock, graubraun, iſt die allgemeinſte Uniform des Aelplers, welche er ſich ſelbſt bereitet. Die gems- oder ziegenlederne oder auch lodene kurze, das Knie freilaſſende Hoſe bedeckt die Oberbeine; Strümpfe, welche ebenfalls das Knie und den Fuß nicht bedecken, ſind eigenthümliche Stücke des Hochländers. Dazu kommt der breite lederne Gürtel mit Gemſen und Namenszügen, aus Pfauenfederkielen geflochten, geſchmückt; der Hoſenträger, gewöhnlich von grüner Farbe, bedeckt einen Theil der Bruſt; die Zipfel des leicht um den Hals geworfenen Halstuches werden durch einen Ring geſchlungen. Derbe Schuhe mit zolldicken, benagelten Sohlen vollenden den äußern Anzug. Die weibliche

Digitized by Google

Kleidung ist in manchen Gegenden weniger schön, oft selbst völlig entstellend, wozu hauptsächlich das hinten kurze Mieder viel beiträgt, wodurch die Taille oft bis zum Nacken hinaufgezogen und eigentlich ganz vernichtet wird. Dagegen ist der Hut eine wahre Zierde, besonders gegen die dicken Wollhauben, welche in einigen Gegenden die oft recht lieblichen tyroler Gesichter des Sonntags überstülpen. Wer eine schöne Bruneckerin am Sonnabend in ihrem malerischen, ihr wahrhaft schön stehenden breitkrämpigen, gelben Filzhut sah, und sie am andern Morgen mit der blauen oder weißen, dicken, kegelförmigen Wollhaube überschattet erblickt, kann sich kaum des Lachens erwehren und sieht sich versucht, es für eine Maskerade zu halten, in der Absicht, sich zu entstellen. Die einzelnen Trachten werden wir weiter unten kennen lernen.

Auch der Hauptcharakter der Bauart ist in den meisten Provinzen derselbe. — In den Dörfern und Märkten bedeckt ein flachgiebeliges, weit über die Seitenwände des Hauses vorspringendes Dach das ganze Gebäude, welches gewöhnlich in seiner vordern Hälfte die Wohnung, in seiner hintern Hälfte, und zwar im Erdgeschoß, die Viehstallungen, darüber die Scheune enthält, zu welcher eine flache Brücke hinanführt. Doch muß hierbei bemerkt werden, daß nicht alle Wintervorräthe in der Scheune aufbewahrt werden, indem das Heu in den vielen kleinen Heustadeln, mit welchen die Wiesen oft wie besäet erscheinen, aufbewahrt wird, und das Getreide wird erst längere Zeit bis zum Dreschen in sogenannten Harfen, hohen, freistehenden Gerüsten mit Querstangen, in welche die Garben über einander aufgeschichtet werden, aufgehoben. Ist das Haus aus Holz gezimmert, so besteht es aus auf einander gelegten und an den Ecken in einander gefügten Balken mit einem das Haus an mehreren Seiten umlaufenden Altan, der sich oft, wenn auch verkürzt, in einem höhern Stockwerk wiederholt, dasselbe, was bei uns in Franken, an der innern Hofseite der Häuser angebracht, Trücke genannt wird und auch gleichen Zweck hat, nämlich das Trocknen mancher Gewächse (der Bohnen) und der Wäsche, so wie das Aufstellen von buntgemalten Blumenkästen. Diese um das Haus laufenden Gänge sind hier um so nothwendiger, als der Boden wegen des flachen Daches weniger Räume hat, und eben der Zweck des Trocknens und Aufbewahrens auf diesen Gängen hat die vorspringenden Dächer hervorgebracht, um die Gänge gegen Regen zu schützen. Die Fenster sind klein und in's Quadrat geformt, außerdem mit zwei aus den Ecken der Fenster auslaufenden, sich in der Mitte durchschneidenden Eisenstäben gesperrt. Das Dach ist mit Schindeln gedeckt, welche statt der Nägel mit darauf gelegten Steinen befestigt werden, und diese wiederum werden durch lange, über das Dach hingelegte Stangen vom Abfallen abgehalten, was wieder die Ursache der flachen Dächer ist, um nämlich das Herabgleiten der Steine des Daches zu verhüten. Außerdem ist die ganze vordere Seite, die Giebelseite, mit Schnitzwerk verziert. Auf dem Dache

Digitized by Google

erhebt ſich ein jenen Zierrathen entſprechendes Thürmchen mit einer kleinen Glocke, welche die auf der Flur befindlichen Arbeiter zur Mahlzeit ruft. Das Holz für den Winterbedarf wird an der Außenſeite des Hauſes bis unter den unterſten Gang aufgeſchichtet in klein geſpaltenen Scheiten; nur die kleinen Fenſter ſind frei gelaſſen und gleichen Schießſcharten. Auf der andern Seite der Hausthüre ſind Ruhebänke, wo man unter dem Schutze des weit vorſpringenden Daches ſicher gegen Regen ſitzt. Wo es nur irgend möglich iſt, befindet ſich ein Brunnen beim Hauſe. In den tiefen, wohlhabenden Hauptthälern tritt an die Stelle der gewöhnlich (wenn ſie von Lärchenholz ſind) tiefbraunen Häuſer der maſſive Bau; dann ſpringen ſtatt der Gallerien und Altane zahlreiche Erker hervor, bald durch alle Stockwerke in die Höhe ſteigend, bald in einzelnen Stockwerken heraustretend aus den Wänden der Hauptſeiten des Hauſes. In den eiſenreicheren Gegenden, z. B. in Steiermark, in Oeſterreich, verſchwindet dieſer Alpenbauſtyl, weil die Schindeln angenagelt ſind, daher die Dächer nicht flach zu ſein brauchen, daher wieder höhere Giebeldächer und weniger Umgänge. Eben ſo iſt es im untern Vorarlberg und den ſchwäbiſchen Alpen, dem Algau zum Theil, wo auch häufig Ziegeldächer eintreten. Ebenda ſind auch die Fenſter höher und zwei Fenſter oft nur durch einen Balken getrennt, wie in der Schweiz. In den Städten verſchwinden die Giebeldächer faſt gänzlich, indem ſie durch die ſie überſteigenden Mauern verdeckt werden, wodurch die Straßen der Städte ein wahrhaft originelles Ausſehen erhalten; doch beginnt dieſer Bauſtyl erſt in den Städten öſtlich und ſüdlich des Inns.

Durch die Natur wird der Aelpler ſchon auf den ſogenannten Sonnenbau hingewieſen, der ſich ſowohl darin zeigt, daß ſich die meiſten der zerſtreut liegenden Wohnungen immer nur auf der Sonnenſeite des Thales angeſiedelt haben, als auch darin, daß in den Thälern die Häuſer wo möglich nach Süden Front machen. Steigt man z. B. das Oetzthal hinan, ſo glaubt man nur braune Häuſergruppen vor ſich zu haben, weil man immer nur die hintere hölzerne, Stallung und Scheune enthaltende Abtheilung des Hauſes ſieht; wandert man aber daſſelbe Thal herab, ſo leuchten dem überraſchten Wanderer überall freundliche weiße, maſſive Häuſer entgegen; er ſieht die nach Mittag zugekehrte Wohnſeite des Hauſes. Die einzelnen Gemeinden wohnen nicht in enggeſchloſſenen Häuſermaſſen zuſammen; nur in den größeren Hauptthälern iſt dieſes der Fall, wo man wohl auch die ſchönſten Dörfer Deutſchlands findet. In den höheren Gegenden jedoch findet man die einzelnen Gemeinden über weite Räume verbreitet. Gewöhnlich bilden dann die einzelnen Thalſtufen auch die Gemeinden, und der Reiſende, der nach dem Namen eines Dorfes fragt, kann oft noch zwei Stunden weiter gehen, ehe er das Wirthshaus erreicht. Daher auch gewöhnlich die Gegenfrage der Aelpler, ob zu den erſten Häuſern oder zur Kirche. Wirthshaus und Kirche liegen immer

Digitized by Google

zuſammen, hier aber aus dem wichtigen Grunde, weil ein großer Theil der Gemeinde mehrere Stunden weit zu gehen hat zur Kirche, oft im fürchterlichſten Wetter, ſo daß ein Hospiz in ſolchen Vereinigungspunkten durchaus nöthig iſt. Die Wohnungen liegen jedoch nicht nur in den Thälern, ſondern oft hoch auf den Bergterraſſen hinan und ſchauen von der Sonne erleuchtet luſtig herein in das Thal. Solche Berggemeinden oder meiſtens Theile der Thalgemeinden führen den Namen Berg mit dem Namenszuſatz der Thalgemeinde, z. B. Fügen und Fügnerberg, Hart, Hartberg, Reit, Reiterberg u. a.

Auch die Gewerbe ſtimmen in dieſen Alpengauen faſt ganz überein, und nur da, wo der Fuß der Gebirge in tiefere und daher wärmere Regionen hinabſteigt, bietet die Natur dem Menſchen noch zahlreichere, oft viel abwerfende Erwerbsquellen dar.

Alle Alpen ragen in jene höheren Regionen empor, welche den Baumwuchs verhindern. Hier beginnen die Alpentriften oder das, was im engern Sinne in den Alpen ſelbſt der Aelpler unter dem Namen Alpen verſteht, große und weitgedehnte Räume ſind mit aromatiſchen Alpenkräutern überwuchert; oft werden dieſe Matten von Felſenriffen durchſetzt oder von Steingerölle aus den höheren Räumen überſchüttet, ſo daß an ein Mähen nicht zu denken iſt. Nur das Vieh kann hier ſeine Nahrung ſuchen und finden. Wo aber jene Felſenmaſſen fehlen, werden auch die Alpen gemäht und das Alpenheu ſteht in hohem Preiſe wegen ſeiner Güte, wenn es auch kurz iſt; das Heu von der herrlichen Seißer Alp koſtet der Zentner wohl bis 3 Fl., während ſonſt der Preis 1 Fl. nicht weit überſteigt. Das Heu wird hier oben entweder nur aufgeſpeichert, oder in luftigen Heuſtadeln untergebracht, deren man auf der Seißer Alpe 370 zählt; dort aber, wo das Vieh der Abgründe wegen nicht hin kann, wird dennoch das Gras gemäht. Gleckſchneiden wird dieſe gefährliche Arbeit genannt. Im Winter, wenn der Schnee die Abgründe ausfüllt, wird die Heuernte auf Schlitten nach Hauſe gebracht, oder auch ſchon im Sommer in ungeheuren Bündeln, welche faſt ein Fuder bilden, zuſammengeſchnürt und unter dem Namen Grasbären die ſteilen Abhänge hinabgerollt. Etwas Aehnliches findet mit dem Dünger Statt, welcher bekanntlich ſich um die Sennhütten ſehr anhäuft; er wird wie Ziegelſteine geformt und im Winter auf Schlitten herabgeſchafft, welches Schollenziehen heißt. Jene mähbaren Alpenwieſen heißen Mähder (Matten). Der Reichthum an ausgezeichnetem Futter, der auch in der Tiefe ſich wiederfindet, indem die Wieſen Südtyrols viermal gemäht werden (Heu, Grummet, Povel und Nachpovel) und in manchen Gegenden das Joch Wieſe 100 Zentner Futter einbringt, bedingt Viehzucht als das allgemeinſte Hauptgewerbe in den Alpen. Da aber ein ſo großer Viehſtand dennoch faſt mehr verlangt, als Futter, namentlich im Winter, vorhanden iſt, ſo wird alles Mögliche noch zum Futter verwendet, als Stroh und das Laub der Bäume, vorzüglich

Digitized by Google

der Esche. Einen ansehnlichen Theil der großen Gebirgswände, besonders diejenigen, welche dem Norden zugewendet sind, die sogenannten Schattseiten der Thäler, umnachten Wälder und vergrößern dadurch den Schatten. Leider sind die großen Forste hie und da durch frühere Vernachlässigung und schlechte Forstwirthschaft sehr gelichtet. Dazu kommen die Aktiengesellschaften der italienischen Holzhändler, denen es einerlei ist, ob in Tyrol einige Lawinen mehr niedergehen oder nicht, ob ein Thal seine Fruchtbarkeit verliert oder nicht, wenn sie nur das Geld in der Tasche haben, und die Inwohner verblendet auch für den Augenblick der scheinbare Verdienst.

Digitized by Google

Neunter Abschnitt.

1. Die Donau. — 2. Wien.

1. Die Donau. *)

Weltstellung der Donau.

Das Donaugebiet ist mehr von gewaltigen Gebirgsmauern umgürtet, als irgend ein anderes großes Flußsystem Europa's. Im Süden erheben sich die Alpen und ihre Fortsetzungen in Illyrien und der türkischen Halbinsel, im Norden die Karpaten, die böhmischen Berge und der deutsche Jura. Im Ganzen kann man also die Donau als ein in hohem Grade isolirtes und auf sich selbst beschränktes Flußsystem bezeichnen. Desto wichtiger sind aber die verschiedenen Oeffnungen und Thore, welche die Natur in diesen Mauern gelassen und die der Mensch zum Verkehr benutzt hat. Diese Thore führen überall in mehr oder weniger benachbarte Fluß- und Ländergebiete hinüber, und von jeher passirten zahlreiche Völkerschaften, bewaffnete Armeen, Handelszüge und Karavanen durch sie aus und ein. Am meisten geöffnet ist die Donau bei ihren Quellen und an der Mündung. Darum von beiden Endpunkten her ein beständiges weltgeschichtliches Einströmen, von der Mündung nach Westen herauf, von den Quellen nach Osten hinab. Von der Mündung kamen und kommen die Völker und Produkte des Orients, von der Quelle strömt das Leben des Occidents herein.

Bei den Quellen bietet sich zunächst der Rhein und hinter ihm Frankreich dar. Hier fand, da der deutsche Jura kein Hinderniß abgiebt, eine völlige Verschmelzung des Donaugebietes mit Deutschland, besonders mit dem Flußgebiete des Rheins, Statt; stets führten hier gangbare Straßen, in neuerer Zeit auch Kanäle, zum Rhein hinüber. Diese Verschwisterung der Donau mit dem Rhein, auf die schon im Nibelungenliede hingedeutet wird, ist sogar uralt. Mit Hülfe des Mains, des Rheins, der Straßen

*) J. G. Kohl a. a. O.

Digitized by Google

und Kanäle ſtellen Rhein und Donau eine einzige ununterbrochene Verkehrsbahn dar, und zu keinem andern großen Strome tritt die Donau in ſo innige Beziehung wie zum Rhein. Ueber den Rhein hinüber weiſt die Donaulinie gerade in das Herz Frankreichs hin. Ihren Lauf verfolgend, kam Attila auf die Felder von Chalons, nach ihm die Magyaren und andere Donauvölker in dieſelbe Gegend. Aus Frankreich und vom Rhein nach Oſten hervorbrechend, drangen die Kelten, dann Karl der Große, weiter die Kreuzfahrer, endlich Napoleon an der Donau herab. Die Natur- und Induſtrieprodukte Oeſterreichs nehmen längs der Donau hinauf denſelben Weg über den Rhein nach Frankreich hinein. Ein Seitenzweig dieſes Weges zieht ſich nach Südweſten zwiſchen Alpen und Jura in die Schweiz. Auf dieſe Seitenbahn, über den Bodenſee hinweg, warfen ſich die Allemannen, in Helvetien einbrechend; vom Bodenſee her drangen die Römer in's obere Donaugebiet ein. Jetzt legen ſich Hauptlinien der Donau-Eiſenbahnen in dieſe Richtung.

Nirgends greift aber die Donau tiefer in das Herz von Deutſchland, als bei dem großen Winkel von Regensburg, dem Ausgangspunkte des ganzen Verkehrs von Mitteldeutſchland mit der Donau (über Nürnberg). Weiter im Oſten von Regensburg nähert ſich dann die Elbe vermittelſt des Moldauthales dem Donaulaufe. Von Paſſau, von Linz, von Wien aus giebt es nahe und kurze Uebergänge in's obere Elbgebiet, welche die Donau mit dem ganzen Elbſtrome, mit Norddeutſchland, mit Hamburg in Verbindung bringen. Das obere Elbgebiet (Böhmen) iſt von Bergen eingeſchloſſen, die aber nach den unteren Elbgegenden und nach den Oderländern hin ſich höher und unwegſamer geſtalten als nach der Donau hin. Der böhmiſche Elbquellenkeſſel iſt daher von den unteren Elbländern ſtärker abgeſchnitten, als nach der Donau zu; derſelbe kam auch ſchon ſeit der Zeit der Markomannen immer in weit innigerer Beziehung zur Donau als zu irgend einem andern Flußſyſteme, und iſt ſeiner ganzen Geſchichte und Stellung nach eigentlich als ein halbes Donauland zu betrachten. Die Eiſenbahnen ſind längſt ohne Schwierigkeiten aus der Donau zur böhmiſchen Elbe hinübergeſchritten, während von Böhmen aus bis dato noch keine Eiſenbahnverbindung mit der Oder oder untern Elbe fertig gebracht werden konnte.

Mit der Morawa (March) reicht die Donau der Oder die Hand. Das Morawabecken iſt im Norden nicht durch Gebirge verſchloſſen. Zwiſchen den hohen Karpaten (dem Tatra), dem Rieſengebirge und den Sudeten flacht ſich hier das „Geſenke" ab. Es iſt hier eines der merkwürdigſten Verkehrsthore des ganzen Donaugebietes. Schon in alten Zeiten gieng hier nach Carnuntum, der großen Handelsſtadt an der Mündung der Morawa, ein Handelsweg (unter Anderm auch eine Bernſteinſtraße) zur Donau durch. Hierher kamen die nordiſchen Pelzhändler. Hier war ſtets ein großer Völkerandrang, dem die Römer von Carnuntum, von Vindobona (Wien) aus Widerſtand leiſteten. Durch dieſes mähriſche Thor

Digitized by Google

drangen zu wiederholten Malen die Polen, die Mongolen, die Russen ein. Hier liegen die berühmten Schlachtfelder von Olmütz (gegen die Mongolen), des Marchfeldes, von Austerlitz. Hier dürfte auch eine Haupteinbruchsstation für die Russen sein, gegen welche die Festung Olmütz das Thor bewacht. Eine Zeit lang war das obere Odergebiet (Schlesien) selbst politisch mit dem Hauptdonaustaate (Oesterreich) verbunden. Durch das mährische Thor gehen Kunststraßen und Eisenbahnen zur Oder, zur Weichsel, und ein lebhafter Handel mit den Oder- und Weichselländern am Baltischen Meere.

Gegen Süden sind die oberen Donaugegenden durch die gewaltigen Alpenmauern stärker abgeschieden, als an irgend einem Theile ihres Gebietes. Der bequemen Uebergänge aus den Donauthälern in die Thäler der benachbarten Flüsse, z. B. des Po, der Etsch, sind nur wenige, der Paß von Worms zur Adda, der Paß des Brenner zur Etsch, der Paß bei Cortina zur Piave, der Paß bei Ponteba zum Tagliamento u. s. w. Daher blieben auch hier die Donauvölker (Deutsche) von ihren Nachbarn (Romanen) strenger geschieden. Indessen drängt hier, nahe zum Fuß der Alpen, tief in die europäische Ländermasse der lange adriatische Golf hinein. Dieser Golf ist aus Nordwest nach Südost gerichtet und bildet somit eine schöne, schiffbare Straße nach Griechenland, zur Levante, nach Aegypten. In Verbindung mit dem Mittelländischen und dem Rothen Meere giebt er einen Theil der großen Weltverkehrsstraße zwischen dem produktenreichen Indien und dem bedürfnißreichen Europa ab. Seine innerste, nördlichste Spitze nähert sich den Quellen der Donaunebenflüsse bis auf 12—30 Meilen, und die Hauptdonaulinie selbst streicht in einer Entfernung von 40 Meilen an ihm vorüber. Diese Umstände haben trotz der Gebirgsmauern immer die Vermittelung eines lebhaften Verkehrs zwischen der Donau und dem Adriatischen Meere begründet. Adria, Aquileja, Venedig und jetzt Triest, die Haupthandelsstädte der adriatischen Golfspitze, haben stets einen lebhaften Handel mit den Donauländern unterhalten. In der Spitze des adriatischen Golfs besitzt die Donau einen ihrer hauptsächlichsten Stapelplätze zum freien Meere hin, gleichsam einen ihrer Mündungshäfen. Daher meinten auch die alten Griechen, es liefe hier ein Arm der Donau zum Meere hin. Durch die Eisenbahn, die jetzt dahin führt, ist allerdings die griechische Sage zur Wahrheit geworden. Die Donaulinie und die Spitze des Adriatischen Meeres standen von jeher politisch in inniger Wechselbeziehung. Vom Adriatischen Meere aus rückten die römischen Legionen in's mittlere Donaugebiet vor und machten den großen Strom zum Grenzgraben ihrer italienischen und alpinischen Besitzungen. Von der Donau aus strebten auch die Ungarn, die Oesterreicher zum Adriatischen Meere und suchten sich im Besitze seines wichtigen Busens zu behaupten. Jetzt führen mehrere Kunststraßen aus den Donaulanden durch jene Pässe hin. Von dem Golfe von Venedig oder Triest aus übersieht und regulirt man die Verkehrsangelegenheiten der größern Hälfte der Donau, die sich

Digitized by Google

in einem weiten Bogen um dieſe Spitze herumſchlingt, zum Theil ſelbſt auch die des mittlern Donaubeckens. Die Hauptflußlinien dieſes Beckens, die Drau und Sau, dringen, weite Straßen nach Oſten eröffnend, bis zu dieſem Golfe heran, und ſchon zu der Römer Zeiten gab es Schifffahrt und Handelsbewegung längs dieſer Ströme, die auf jene Meeresſpitze berechnet war. Die Sau läuft in ihrem Hauptſtücke mit der Nordoſtküſte des Adriatiſchen Meeres parallel und nähert ſich dieſer an verſchiedenen Punkten noch mehr durch die Thäler ihrer zahlreichen Nebenflüſſe, der Kulpa, der Unna, des Verbas, der Bosna, der Drina. Jetzt, wie früher, gehen an dieſen Flüſſen Handelsſtraßen, Saumwege und Karavanenzüge hinauf und zum Adriatiſchen Meere hinab, wo ſie den Handel einer zahlloſen Menge kleiner Hafen, wie Fiume, Zengg, Zara, Spalatro, Raguſa, Cattaro ꝛc., beleben. Dieſe dalmatiniſchen Häfen waren von jeher die Stapelplätze alles Waarenaustauſches zwiſchen den illyriſchen Donaugegenden und den transadriatiſchen Ländern.

Gehen wir aus dem Süden zu den Nordgrenzen des mittlern Donaubeckens hinüber, ſo finden wir die gewaltige Bergmaſſe des karpatiſchen Gebirgsſtockes. Derſelbe bildet zwei Hauptkomplexe oder Knoten: erſtlich im Nordweſten, wo das Tatragebirge mit ſeinen Zweigen (den ſlowakiſchen Gebirgszügen) ein Bergland von 30 Meilen Länge und Breite erfüllt; dann im Südweſten, wo die ſiebenbürgiſchen Karpaten mit ihren zahlloſen Zweigen ein noch größeres und unwegſameres Bergland formiren. Zwiſchen dieſen beiden breiten Erhebungsmaſſen, die ſich dem Norden und Oſten verkehrhindernd entgegenwerfen, zieht ſich der ſchmälere und niedrigere Höhenzug der mittlern Karpaten verbindend hin. Zwiſchen beiden Gebirgsmaſſen, der ſlowakiſchen und der ſiebenbürgiſchen, liegt das flache Theißland, das mit ſeinen Ebenen und vielen Thälern tief in die Karpaten hineingreift und ſich den jenſeitigen Thälern und Ebenen am Dnieſtr, an der Weichſel ſo weit nähert, daß nur noch ein ſchmaler Wald- und Höhendamm dazwiſchen bleibt. Durch die zahlreichen Thore dieſes Dammes wird der Verkehr der Theiß- und Donauländer mit den Weichſel-, Dniepr- und Dnieſtrländern vermittelt. Da der Uebergang nicht ſchwer war, ſo brachen hier auch von jeher viele Völker zur Theiß und Donau herein, namentlich die Magyaren, nach ihnen noch einmal die Mongolen, häufig die Polen, im letzten unglückſeligen Kriege die Ruſſen.

Wie das Zwiſchenbaſſin der mähriſchen Morawa im Norden, ſo iſt auch das der ſerbiſchen Morawa im Süden für die Beziehung der Donauländer zur nahen und fernen Nachbarſchaft von äußerſter Wichtigkeit. Um ſeine Bedeutung ganz zu verſtehen, muß man einen Blick auf die Geſtaltung des Ägäiſchen Meeres und der Länderbrücke bei Konſtantinopel werfen. Das Ägäiſche Meer dringt mit ſeiner nordweſtlichen Spitze, dem Buſen von Salonichi, am tiefſten in die Ländermaſſe der griechiſch-türkiſchen Halbinſel hinein. Hier mußte ſich ein bedeutender Marktplatz, ein großes Emporium bilden (Theſſalonich, Salonichi). Am Bosporus, mitten auf

Digitized by Google

der großen europäisch-asiatischen Völkerbrücke, mußte gleichfalls ein großer Völkermarkt entstehen (Byzanz, Konstantinopel). Von der Donau aus mußte man von jeher Bedürfniß fühlen, sich mit beiden Punkten in Verbindung zu setzen. Die Donau selbst wirft sich nun, nachdem sie sich beiden Punkten bedeutend genähert, in ihrem untern Laufe wieder nach Norden herum. Dagegen aber bietet sich das Thal der serbischen Morawa, das sich kurz vor dem Punkte, wo die Donau, durch das Eiserne Thor stürzend, ihr unteres Tiefland betritt, zur Vermittelung dar. Durch die Stromschnellen und durch den Riegel unwegsamer Gebirgsmassen beim Eisernen Thore war ohnedies der Donauverkehr so gut wie abgeschnitten. Er verließ daher hier seit alten Zeiten zum großen Theile die Hauptstrombahn und trat in die Morawathäler ein. Die Morawa giebt auf der einen Seite (besonders ihr östlicher Zweig, die Nissawa) der in derselben Richtung auf Konstantinopel gehenden Maritza durch die Vermittelung des Iskerthales bei Sofia die Hand, auf der andern Seite aber den mazedonischen Flüssen Vardar und Karasu (Strymon), die nach Thessalonich führen. Sie vermittelt auf diese Weise den Verkehr der Donau mit dem Ägäischen Meere, mit der Propontis, mit Byzanz, mit Kleinasien. Die Hauptstraße ist die südwestliche durch die Morawa-, Isker- und Maritzathäler auf Byzanz, von der die mazedonische Straße auf Thessalonich sich abzweigt. Wer mag die mazedonischen, griechischen, persischen und römischen Heere alle nennen, die auf dieser großen Straße zur Donau sich ergossen? Wer kann die Schlachten zählen, die hier, längs dieses Traktes, in den Thälern der Morawa, der Nissawa, des obern Isker und der Maritza den zur Donau hinabsteigenden oder den nach Byzanz von jenem Strome her vordringenden Feinden geliefert wurden? Durch diese Thäler wälzten sich, Lawinen gleich, die Kelten, welche auf der einen Seite Mazedonien und Griechenland bis Delphi, auf der andern Thrazien bis zum Bosporus und sogar Kleinasien verwüsteten. Hier bei der Morawa verließen die Kreuzfahrer den Donauweg und wandelten durch dieselbe Thälerkette in's Morgenland. Unzählige Mal erschallte auf dieser wichtigsten Straße der türkischen Halbinsel die Janitscharenmusik der Großveziere, die in Serbien oder in's mittlere Donaubecken einbrachen. Eben so zogen in Friedenszeiten die Karawanen der asiatischen und europäischen Kaufleute seit Jahrtausenden diese Straße und gaben Anlaß zur Errichtung großer Bazare und Marktplätze, so wie zur Anlage der menschenreichen Städte Adrianopel, Philippopel, Sofia ꝛc. Noch jetzt ist sie die große Post- und Kourierstraße für viele Reisende und alle Depeschen, die aus den Donaugegenden in den Orient abgehen.

Das untere Donaubecken endlich, oder das Donautiefland, das von dem mittlern Donaubecken durch hohe Bergmassen äußerst scharf abgeschnitten ist, öffnet sich weit gegen das Schwarze Meer und gegen die Steppen im Norden desselben. Die Reihe der hohen siebenbürgischen Gebirge endigt gegen Osten in einer Entfernung von 40 Meilen von der Meeresküste,

Digitized by Google

und ſomit bleibt gegen Norden hin das ganze Donauland ohne Schutz. Das Gebiet des Sereth und Pruth iſt blos von niedrigen Hügeln umgeben und die Mündungsgegenden der Donau liegen eben ſo flach, wie die pontiſchen Steppenländer, mit denen ſie verſchmelzen und deren Natur und Beſchaffenheit ſie theilen. Da demnach auch die Produkte der unteren Donauländer denen der übrigen Pontusgegenden im Norden ziemlich gleichen, ſo war der Waarenaustauſch und Handel in dieſer Richtung nie ſehr bedeutend. Deſto bedeutender dagegen entwickelte ſich der kriegeriſche Verkehr. Das fruchtbare Donautiefland erſchien den Nationen Szythiens oder Rußlands in ähnlicher Weiſe als gelobtes Land, wie die ſchöne Lombardei den Völkern Germaniens. Frei und ungehindert drangen alle Reitervölker und barbariſchen Nomaden, die das Schwarze Meer, vom Kaukaſus oder Ural kommend, umkreiſten, hier zur Donau ein und ergriffen meiſtens Beſitz von der ganzen Donaugegend bis aufwärts zu den erſten Kataraften. So die alten Daker und Geten, ſpäter die Gothen und viele andere Völkerſchaften während der Völkerwanderung; ſo die Hunnen, die Avaren, die Bulgaren, die Petſchenegen, die Kumanen, die Mongolen, die Türken und Tataren. Jetzt drangen in daſſelbe breite, weit offene Steppenthor zwiſchen Siebenbürgen und dem Pontus die Ruſſen herein. Jedes Volk, das, den Pontus im Norden umwandernd, in Europa einzog, nahm vor allen Dingen zuerſt das untere Donauland weg. Im Süden wird dieſes untere Donauland von den hohen Mauern des Balkan oder Hämus umſchlungen, der es von Thrazien ſcheidet. Der Balkan iſt von mehreren Päſſen durchſchnitten, von denen im Weſten die berühmte Porta Trajana, im Oſten der Paß von Nadir-Derbent und ſeine Nebenthore bei Varna und Schumla die wichtigſten ſind. Durch dieſe Päſſe gehen Handelsſtraßen von Konſtantinopel her in's untere Donaugebiet hinein, auf denen orientaliſche Waaren zugeführt und danubiſche Produkte ausgeführt werden. Die wichtigſte Straße aus den unteren Donaugegenden geht unweit der Küſte des Schwarzen Meeres über Varna und Schumla. Auch iſt dies eine ſehr gewöhnliche Heerſtraße nach Norden geweſen, auf der Griechen, Römer und Türken zur Donau vordrangen, und welche die Barbaren aus dem Norden, die Gothen, die Bulgaren, dann die Ungarn und Ruſſen häufig betraten, auf der ſie einander einige der berühmteſten Schlachten lieferten.

Im Angeſichte der Donau ausgebreitet liegt das Schwarze Meer, das ſich mit ſeiner größten Ausdehnung in der Richtung des Donaulaufes von Weſten nach Oſten fort erſtreckt und mit ſeinem äußerſten Buſen beim Phaſis tief in die aſiatiſchen Länder eindringt. Vermittelſt der Waſſerſtraße, welche das Schwarze Meer in dieſer Richtung eröffnet, tritt die Donau mit den Handelsſtraßen in Verbindung, welche vom Lande des goldenen Vließes und von Trapezunt aus ſich zum Euphrat und Tigris, dann zum Kur nach Georgien und zum Kaspiſchen Meere hin auszweigen und die nördlichen Aeſte der großen indiſchen Handelsſtraße bilden. Es

Digitized by Google

gab Zeiten, wo durch die Venetianer ein lebhafter Frachtverkehr zwiſchen der Donaumündung und dieſem Oſtende des Schwarzen Meeres unterhalten wurde, während die Deutſchen (Regensburger, Wiener u. ſ. w.) die indiſchen Waaren von der Donau weiter aufwärts ſpedirten. Jetzt, wo die Donau ganz mit Dampfſchiffen befahren iſt und leicht eine direkte Dampfſchiffslinie von der Donaumündung nach Trapezunt und zum Phaſis eröffnet werden könnte, wäre es möglich, dieſe alte Handelsſtraße wieder zu beleben. Freilich müßten dazu die Ruſſen nicht an der Donaumündung ſitzen. Es thut der Donau, dieſem Könige der europäiſchen Flüſſe, gewaltigen Abbruch, daß ſie in ein ſo beſchränktes und verſchloſſenes Meerbecken mündet. Das Schwarze Meer bietet eine Fläche dar, die faſt nur zur Hälfte die Ausdehnung des ganzen Donaugebietes hat, aus dem ihm die Gewäſſer zuſtrömen. Auch beſitzt dieſes Meer nur einen einzigen ſchmalen Ausgang zu andern Meeren, den Bosporus. Daher iſt es möglich, daß ein einziges Volk dieſe Küſten und das Meer ſelbſt beherrſchen und das enge Eingangsthor jedem fremden Verkehre und Intereſſe verſperren kann. Eine ſolche einſeitige Sperrung hat auch der Pontus (das Schwarze Meer) häufiger erlitten als irgend ein anderes Meer. Erſt waren die Griechen, namentlich die Mileſier, hier die ausſchließenden Herren, dann war es Mithridates. Hierauf kamen die Römer, und ſpäter kämpften die Genueſer und Venetianer lange um den Schlüſſel zum Schwarzen Meere und entriſſen ihn ſich wechſelweiſe. Endlich erſchienen die Türken und übten das Monopol des Handels und der Schifffahrt mit Ausſchluß aller andern Nationen. Jetzt, nachdem die Türken von den Ruſſen aus der Hälfte der Küſtenlänge des Schwarzen Meeres verdrängt worden ſind, iſt vorläufig das Meer wieder allen Völkern geöffnet. Aber die Ruſſen ſtreben leider mit vielem Glück nach der Alleinherrſchaft auf und an dem Pontus und werden, ſollten ſie früher oder ſpäter ihr Ziel erreichen, dann auch nach Belieben den Verkehr ſelbſt hindern oder geſtatten. Dieſe Beſchaffenheit des Schwarzen Meeres und beſonders der Umſtand, daß deſſen einziges Ausgangsthor, der Bosporus, gleichſam eine zweite, äußere, leicht zu verſtopfende Mündung des Donauſluſſes bildet, die erſt zu andern Meeren und Ländern führt, hat natürlich den Donauverkehr von jeher außerordentlich gelähmt. Außerdem aber führt auch der Bosporus mit ſeinen Fortſetzungen zum Ägäiſchen Meere eigentlich rückwärts und eröffnet daher der Donau keine weiten und direkten Verbindungskanäle. Es wird den Donaulanden in vielen Fällen leichter, ſich über Trieſt, Salonichi, Konſtantinopel auf Landwegen mit den Ländern jenſeits des Meeres in Verbindung zu ſetzen, als von der Mündung aus auf dem Seewege über das Schwarze Meer, den Bosporus, den Hellespont und den Archipel.

Die Donauvölker.

Nach den drei ſcharf geſchiedenen Becken, in welche das ganze Donaugebiet zerfällt, gliedern ſich auch naturgemäß die Völkergruppen, die hier

Digitized by Google

ihre Wohnsitze aufgeschlagen und behauptet haben. In dem obern Becken dominiren die Deutschen, in dem mittlern die Magyaren und Slaven, in dem untern die Dakoromanen (Walachen) und Bulgaren. Man kann daher diesen Becken kurzweg die Namen des „deutschen", des „magyarisch-slavischen", des „walachisch-bulgarischen" geben Die Deutschen allein haben das ganze obere Donaubecken mit allen seinen Haupt- und Nebenflüssen und Thälern besetzt. Von der Quelle der Donau an sitzen sie längs des Stromes 100 Meilen abwärts, bis zu dem Thore bei Preßburg. In den Thälern der Alpen sich ausbreitend, sind sie auch noch über die Wasserscheide des obern Beckens hinausgegangen und halten auch die oberen Zuflüsse der Raab, der Mur und der Drau fest. Namentlich besitzen sie fast das ganze Murgebiet, das Draugebiet 25 Meilen abwärts bis in die Nähe von Klagenfurt, vom Raabgebiete eine Reihe kleiner Zuflüsse und Nebenthäler. Innerhalb dieses ganzen obern Donaulandes haben die Deutschen ihre Sprache, ihre Sitten, ihre Race zur Alleinherrschaft gebracht und alles Fremdartige, was sie hier vorfanden oder was hier eindrang, vertilgt. Die einzigen Ausnahmen davon bilden: 1) das obere Innthal, das Engadin, wo sich Romanorhätier erhielten; 2) das Nebenbecken der Morawa, in dessen mittlern Theil Slaven, nämlich czechische Morawen, eingedrungen sind. Die Deutschen breiten sich innerhalb des obern Donaugebiets etwa über 3000 Quadratmeilen aus. Ihre Anzahl beläuft sich auf etwas über 10 Millionen Seelen. Die Donaudeutschen theilen sich in vier Hauptstämme: in Schwaben, Bayern, Franken, Oesterreicher. Die Schwaben haben die Donauquelle inne und breiten sich längs der Donau 30 Meilen weit bis zur Mündung des Lech aus; auch wohnen sie längs der Iller und der rechten Seite des Lech bis zu den Quellen dieser Flüsse. Sie sind die Wächter der Donauquellen gegen Westen und vermitteln in ihren Städten Ulm und Regensburg den Verkehr der Donau mit dem Rhein, Frankreich und der Schweiz. Die Schwaben haben von jeher bedeutenden Antheil an allen Donauangelegenheiten genommen. Bei allen Donaukriegen und Expeditionen waren sie zahlreicher als andere nichtdanubische Deutsche repräsentirt; so bei den Kriegen Karl's des Großen gegen die Avaren, bei den Kreuzzügen, bei den Türkenkriegen, insbesondere auch bei den deutschen Wanderungen in die unteren Donauländer. In Bezug auf die Auswanderungen waren sie so thätig, daß bei den Walachen und Ungarn fast alle einwandernden Deutschen „Schwaben" genannt wurden. Dasselbe gilt von den Bayern, die sich von der Lechmündung bis zum Inn längs der Donau 30 Meilen weit ausdehnen. Sie sitzen längs der Ostseite des Lech, längs der ganzen Isar und längs der Westseite des Inn, so wie jenseits der Donau bis zu den böhmischen Waldgegenden hinauf. Ihr Hauptstromgebiet ist das der Isar. Die Franken wohnen den Bayern gegenüber auf der linken Seite der Donau, etwa von der Lechmündung bis in die Nähe des Einmündungspunktes der Isar. Ihre Hauptflüsse im Donaugebiete sind: Altmühl, Raab und Regen. Die

Digitized by Google

(deutſchen) Oeſterreicher giengen aus einer Menge mit Schwaben, Franken, Bayern und auch andern Deutſchen bevölkerten Kolonien hervor. Doch nahmen die Bayern, ihre Nachbarn, einen ſo überwiegenden Antheil an der Koloniſirung der öſterreichiſch-deutſchen Donauländer, daß man ſie der Hauptſache nach als das Muttervolk der öſterreichiſchen Deutſchen betrachten kann. Man hat daher auch die öſterreichiſchen Deutſchen in Bezug auf Abſtammung den Bayern zugezählt und dieſen ganzen Stamm den bayeriſch-öſterreichiſchen genannt. Die öſterreichiſchen Deutſchen haben ſich längs der Donau an beiden Ufern 40 Meilen weit von der Innmündung bis zur Morawa oder bis zum Donauthore bei Preßburg verbreitet. Dann ſind ſie längs des ganzen Inn und ſeiner Nebenzweige, längs der Traun, der Enns bis zur Quelle hinaufgedrungen und in das Raab-, Mur- und Draugebiet eingetreten. Auf der linken Seite der Donau haben ſie ſämmtliche kleinere Flüſſe und Thäler, die von den böhmiſchen Gebirgen herabkommen, beſetzt, und jenſeits der Waſſerſcheide dieſer Gebirge ſtoßen ſie mit den Czechen und Morawen zuſammen.

Die Oeſterreicher ſind von den Donaudeutſchen das bedeutendſte Volk. Ihre Tapferkeit und Staatskunſt hat den größten Donauſtaat geſtiftet, den die neuere Zeit geſehen, das Kaiſerthum Oeſterreich, das beinahe die Hälfte aller Donauländer und die ſchönſten, reichſten und fruchtbarſten Theile des Donaugebiets umfaßt. Sie und mit ihnen im Bunde die andern Donaudeutſchen, die Bayern, Franken und Schwaben, überhaupt dann auch alle deutſchen Stämme haben nach den Zeiten der Römer am meiſten zur Verbreitung der Kultur längs der Donau beigetragen. Ja, ſie ſind die einzigen Träger der Ziviliſation an der mittlern und untern Donau geweſen; wohin ſie nicht kamen, da hatte keine Kulturentwickelung ſtattgefunden. Zunächſt haben ſie am meiſten auf das mittlere oder magyariſch-ſlaviſche Donaubaſſin eingewirkt. Deutſche (Oeſterreicher, Bayern, Franken, Schwaben) waren die Apoſtel, welche den Magyaren das Chriſtenthum predigten. Deutſche waren die Staatsmänner, welche von den ungariſchen Königen berufen wurden, ihre Staatsangelegenheiten zu ordnen, die Trabanten und Krieger, ihr Land zu vertheidigen. Deutſche Kaiſer, Feldherren und Truppen erretteten Ungarn aus den Händen der barbariſchen Türken. Deutſche, mit Muſterwirthſchaft vorangehend, lehrten die Ungarn den Ackerbau, den Handel und alle ſegensreichen Künſte des Friedens; ſelbſt die Pflege des vielgeprieſenen Ungarweins beſorgten Deutſche. Alle Gebildeten bei den unteren Donauvölkern haben ſich den deutſchen Bildungstypus angeeignet. Eine deutſche Idee war die Gründung des merkwürdigen Kontumazkordons an der Donau, der Europa von den Verheerungen der Peſt errettete. Wo die Römer eine Handelsſtraße ausgeführt oder angefangen hatten, da vollendeten oder reſtaurirten ſie die Deutſchen. Von jeher wurden Deutſche von den nichtdeutſchen Donauvölkern und ihren Fürſten berufen, um bei ihnen im Dienſte der Ziviliſation zu wirken. Und ſo finden wir denn die Deutſchen ſelbſt außerhalb ihrer eigenen Donauheimath in allen

Digitized by Google

andern Donauſtrichen verbreitet. Um die ganze Stellung, welche die Deutſchen an der Donau einnehmen, zu bezeichnen, iſt es wichtig, gleich hier auch jene weiteren deutſchen Anſiedelungen längs der mittlern und untern Donau in's Auge zu faſſen.

In größeren Gruppen beiſammen ſitzen die Deutſchen an der mittlern und untern Donau erſtlich in der Nachbarſchaft von Ofen und Peſth, dann am Fuße der Karpaten in der Nähe von Leutſchau und Käsmark (in der ſogenannten Zips, weiterhin in einem großen Striche längs der Donau bei Fünfkirchen, ferner in einem bedeutenden Striche längs der Maros im Banat, in einigen andern Strichen im Banat, endlich in mehreren Thälern und Landſchaften im Innern von Siebenbürgen. Auch außer jenen zuſammenhängenden Gruppen ſind ſie in zahlloſen vereinzelten Ackerbau- und Bergbaukolonien im mittlern Donaugebiete verſtreut. Ueberall aber, wo man aus den Gebieten der Walachen, Slaven oder Magyaren in die Dörfer, Aecker und Gemeinden der Deutſchen gelangt, glaubt man in ein Paradies zu treten, ſo gewaltig und glücklich wirkt deutſches Leben und deutſcher Betrieb auf die reichen Donaugefilde ein. In den ungariſchen Städten iſt die Hauptmaſſe der mit Induſtrie beſchäftigten Bürger deutſch oder deutſcher Herkunft. Nur diejenigen Ortſchaften haben ein ſtädtiſches und ziviliſirtes Anſehen, die von Deutſchen oder unter ihrer Leitung gebaut und organiſirt wurden. Die Städte, bei welchen die deutſche Hand nicht geholfen, gleichen mehr lagerartigen Sammelplätzen von Menſchen, als ziviliſirten Wohnſitzen. Die meiſten nützlichen ſtädtiſchen Einrichtungen rühren von Deutſchen her, und die vornehmſte Sprache der ganzen Donau, bis in die Walachei hinab, iſt die deutſche. Selbſt in die Länder an der ſerbiſchen Morawa und im Donautieflande wurden beſtändig, und namentlich auch in neuerer Zeit, Deutſche berufen. Deutſche Bergleute und Fabrikanten giengen nach Serbien und Bulgarien zur Eröffnung irgend eines Bergwerksbetriebs oder zur Begründung irgend eines neuen Induſtriezweiges. Deutſche Handwerker, Manufakturiſten, Kaufleute zogen nach der Moldau und Walachei. Deutſche Apotheker und Aerzte wanderten in Menge nach dieſen Gegenden. Im Ganzen kann man alle im mittlern und untern Donaugebiete (außerhalb des oben als eigentliches deutſches Heimathland bezeichneten Bezirks) lebenden Deutſchen auf anderthalb Millionen*), demnach die ganze Summe aller Donaudeutſchen auf etwa 12 Millionen anſchlagen, was ungefähr ein Drittel der ganzen Maſſe der Bevölkerung des Donaugebiets vorſtellen möchte. Der Einfluß deutſcher Macht ging im vorigen Jahrhundert, von 1718—1739, oder vom Frieden zu Paſſarowitz bis zum fluchwürdigen Frieden zu Belgrad, an der Donau herunter bis zur Aluta in die Walachei und weit an der Morawa

*) Nur für Ungarn giebt Häufler's hiſtoriſch-geographiſches Tableau der öſterreichiſchen Monarchie 986,000 Deutſche an, für Siebenbürgen 250,000, für die Militärgrenze 185,000.

Digitized by Google

herauf bis tief nach Serbien hinein. Seitdem haben freilich österreichische Macht und deutscher Einfluß an der Donau Rückschritte gethan. Eine Weltkalamität, ein bedauernswerther Verlust nicht blos für Deutschland, sondern für die ganze europäische Zivilisation würde es aber sein, wenn das deutsche Leben sein Primat an der Donau ganz verlieren sollte; denn kein Volk hat nach den Römern so viel für die Kultur jener Länder gethan, als die Deutschen. Sie sind die Wohlthäter des Donaugebiets.

2. Wien.

Von der Spitze des St. Stephansthurmes.*)

Wenn man Süd- und Südwest ausnimmt, so mag der Wanderer kommen, von welcher Weltgegend immer, und er wird, bevor er noch ein Atom der großen Residenz erblicken kann, schon jene schlanke, zarte, luftige Pappel erblicken, die still und ruhig in einem leichten blauen Dufte steht und die Stelle anzeigt, an der sich die noch nicht gesehene Stadt hindehnt; dann, wenn er weiter geht, reitet oder fährt, münden sich allerwärts Straßen wie Adern zusammen, der Gefährten werden immer mehr, die schneller oder langsamer theilnahmlos an ihm vorüberzogen, wie Treibholz, demselben Strudel zu, bis sich endlich rechts und links, nahe und ferne, die Massen der Stadt heben, hier sanft rauchend und hinausdämmernd, dort nahe schreitend mit Dächern, Giebeln, Thürmen, funkelnden Punkten — bis er endlich bei einer unscheinbaren Barriere hineintritt, und nun schlagen die Wogen über ihn zusammen. Eine endlose Gasse nimmt ihn auf; ein Strom, der schmutzige und glänzende Dinge treibt, wird immer dichter und immer lärmender, je näher er jener Pappel kommt, die er aber nirgends sieht — ja dort tritt sie vor, ein dunkler, schlanker, riesiger Stift in der glänzenden Luft — nein, sie ist es nicht; denn mit einem Male steht weiter rechts eine noch größere, ruhigere, graublau dämmernd, den Adler auf der Spitze tragend — diese ist's — man sieht fast das zarte Laubwerk an ihrem Schafte emporstreben. — Jetzt tritt wieder eine Häuserreihe dazwischen — die Gasse will kein Ende nehmen; allerorts Drängen und Brausen, Vergnügen und Freude, nur dem Fremdling will es einsam werden in dieser tosenden Wüstenei. Fast betäubt geht er weiter; mit einem Male ist die Gasse zu Ende und auch die Stadt. Ein weiter, grüner Platz voll Laubgrün und geputzter Menschen steht vor ihm, aber jenseits wieder eine Stadt, die ewig unerreichbare Pappel wieder in ihrer Mitte tragend. — Unverdrossen durchschreitet er den seltsamen Garten; ein finsteres Thor schlingt ihn ein; eine Versammlung glänzender

*) Von Adelb. Stifter.

Digitized by Google

Paläſte tritt um ihn herum und nimmt ihn in die Mitte. Dem armen Landbewohner iſt's, als ſeien hier ja gar keine Häuſer, lauter Paläſte und Kirchen — ſeine Pappel iſt verſchwunden — hier oder dort taucht wohl ihre Spitze ein wenig vor, dann wieder lange nicht, dann wieder an einem andern Ort Er geht darauf zu, weicht ein wenig an dieſer Ecke ab, dann an jener, es kommt Gaſſe an Gaſſe, aber er erreicht ſie nicht — ja dort ſteht die Spitze wieder hervor, gerade hinter ihm. — Sind ihrer denn unzählige? — „Nein, mein Guter, aber Du gehſt in der Irre — ſiehe hier, wo die große Tafel an dem Hauſe iſt, iſt eine Herberge: da ruhe aus, erquicke Dich, gewöhne Dich an jenen fluthenden Schwall — dann morgen früh mit Tagesanbruch geh' mit mir, ich führe Dich bis zur Spitze Deiner geliebten Pappel empor und zeige Dir von dort herab die Zauberei dieſer Welt."

So. Die Sonne iſt noch nicht aufgegangen. Es werden Wenige ſein von allen Denen, die noch unter uns ſchlummern, welche ſchon den Anblick genoſſen haben, der unſer harret. Dort gegen Norden hinaus, wo die lichten weißen Nebel ruhen und ziehen, iſt die Donau, und die dunklen Streifen, die ſich im Nebel zu wälzen und mit ihm zu ziehen ſcheinen, ſind ſchöne Auen, durch die der edle Strom wallet. Weiter hinaus, das luftige, im Morgengrau ſchimmernde Fahlroth iſt das Marchfeld, und jener blaue Hauch durch den Himmel, der ſich eben mit der erſten Milch des Morgens lichtet, ſind die Karpaten und die Berge gegen Ungarn. Sie ſchweifen wie ein aus Luft gewobenes Land um den ganzen Oſten. Aber was iſt jener Berg gleich rechts daran mit der zum Erſchrecken nahen, weißglänzenden Zeichnung? Er ſteht eine Tagereiſe weit von hier gegen Südweſten und iſt der Schneeberg, das letzte jener Häupter, die mit manchem ſilberweißen Helm und Panzer bedeckt, in jenem Zuge ſtehen, der vom Lande Schweiz an durch Tyrol hinausreicht und dann zwiſchen unſerm Lande und Steiermark laufend hier ein Ende nimmt. Rechts von ihm ſiehſt Du die blaue Mauer weiter weſtwärts ſpringen, bis ſie Dir jene dunklen Rücken decken, die uns breit und ſchwer den auch noch dunklen Weſthimmel umlagern. Du wirſt aber doch ſehen, wenn über ihnen die Sonne ſteht, wie ſie anmuthige Höhen ſind, üppige Laubſchöſſe, in denen die weißen Landhäuſer, die Dörfer und die Schlöſſer herumgeſtreut ſind, ſo daß dieſe Höhen wie ein rieſenhafter, heitergrüner Park um die große, ſtaubende Stadt herumlaufen, ihren Weſt wie ein ſanfter Bogen gürtend. Mitten nun auf dieſer dunklen Länderſcheide, gerade unten zu Deinen Füßen, liegt die ſchwarze Stadt, unberührt von der Morgenröthe, die bereits über ihr heraufflammt, dieſes Bild des geſtrigen Treibens, nun unbeweglich ruhig, von keinem Laut erſchüttert, als hier und da von dem grellen Schlag einer geblendeten Nachtigall — doch horch, das erſte Lebenszeichen des ſchlafenden Ungeheuers thut ſich eben kund. Hörſt Du das ferne Raſſeln durch eine Gaſſe, als ob Kriegsge-

Digitized by Google

ſchütze im Galopp führen? Es ſind die erſten Fuhren, die beginnen, dem ungeheuren Magen ſeine heutige Nahrung zu bringen, Fleiſcherwagen ſind es, die durch die Schläfer raſſeln und donnern, ohne ſie wecken zu können; denn ſie haben es ſchon tauſendmal gehört. Jetzt iſt es wieder ſtille — feurige Landzungen ragen durch den Himmel und legen ein ſanftes Purpurroth auf die grauen Steine um uns. Siehſt Du, ein graues Schimmern läuft ſchon hie und da durch die Stadt, die Dir immer größer wird, und ihre Glieder, gleichſam wie im Morgenſchlummer dehnend, über Hügel und Thäler hinausſtreckt — und in dem Schimmer blitzen rothe Funken auf, wie Karfunkel, es ſind Fenſter, an denen ſich die Morgenröthe fängt. — Jetzt raſſelt es wieder und an mehreren Stellen; — jetzt fängt ſich's auch hier und dort in anderen verworrenen Tönen zu regen an, und dort und da verbrauſt es ſanft, wie Athemzüge eines Erwachenden. — Die Nebel ſind von der Donau verſchwunden, und ſie wird ſichtbar, wie ein ſtiller, goldener Bach. Einzelne Rauchſäulen heben ſich bereits aus der Stadt — das Brauſen ſchwillt — — hui!! ein Blitz fliegt an unſern Thurm: die Sonne iſt herauf!! Da unten aber haben ſie ſie noch nicht — jetzt — ganz draußen brennt plötzlich ein Theil der Stadt an; wie es blitzt und von Zeile zu Zeile lodert! Jetzt brennt's auch dort, jetzt dort, jetzt in der ganzen Stadt, ihr Rauch vermehrt ſich und wallt, wie ein goldener, trüber Brodem in die Morgenluft hinein. Ganze Gaſſen ſchimmern im Morgenglanze, ganze Fenſterreihen belegen ſich mit Gold — Thurmkreuze und Kuppeln funkeln — von einzelnen Thürmen fallen die ſanften Klänge der Glocken zum Morgen-Ave. In den Gaſſen regt ſich's; ſchwarze Punkte werden ſichtbar und bewegen ſich und ſchießen durcheinander, ſie werden immer mehr, einzelne friſche Schalle ſchlagen herauf, das Rollen, Raſſeln und Praſſeln wird immer dichter, das verworrene Tönen ergreift alle Stadttheile, als ob ſich Gaſſen und Häuſer durch einander rührten, bis ein einziges, dichtes, dumpfes, fortgehendes Brauſen unausgeſetzt durch die ganze Stadt geht. Sie iſt erwacht. Indeß ſchwingt ſich die Sonne ſiegend und lächelnd, wie ein ſilbern reines Schild, immer höher über das wirre Babel empor.

Und nun, da der Tag Alles in's Klare gebracht hat, laſſe unſere Blicke durch dies ſchöne Schauſpiel wandern, ehe der Wind ſich hebt, und der Staub ſeinen ſchmutzigen Schleier über ganze Theile der Stadt und jenen ſchönen Schmelz der Fernſicht legt.

Der Theil gerade zu unſern Füßen iſt die eigentliche Stadt; wie eine Scheibe um unſern Thurm herumliegend, ein Gewimmel und Geſchiebe von Dächern, Giebeln, Schornſteinen, Thürmen, ein Durcheinander von Prismen, Würfeln, Pyramiden, Kuppeln. — In der That, von dieſer Höhe der Vogelperſpektive angeſehen, hat ſelbſt für den Eingebornen ſeine Stadt etwas Fremdes und Abenteuerliches. Wie eine ungeheure Wabe von Bienen liegt ſie unten, durchbrochen und gegittert und doch zuſammenhängend, nur die Gaſſen nach allen Richtungen ſind wie hineingeriſſene

Digitized by Google

Furchen, und die Plätze wie ein Zurückweichen des Gedränges, wo man wieder Luft gewinnt. Senkrecht im Abgrund unter uns liegt der Platz St. Stephanus, die Menschen laufen auf dem lichtgrauen Pflaster wie dunkle Ameisen herum, und jene Kutsche gleitet wie eine schwarze Nußschale vorüber, von zwei netten Käferchen gezogen, und immer mehr und mehr werden der Ameisen und immer mehr der gleitenden Nußschalen. Dort, nur durch eine dünne Häuserschicht von uns getrennt, steht die schöne, schwarze Kuppel St. Peters; hinter ihr der freundliche Thurm der Schottenabtei, links das schlanke Stift St. Michaels, dann die Augustiner, die Kapuziner und zwischen ihnen allen (selber eine kleine Stadt) die ehrwürdigen Gebäude der kaiserlichen Hofburg. Dann schlingt sich von Süd gegen Ost herum die Häusermasse des Kärtnerviertels, durchschnitten von dem sanften Bogen der Kärtnerstraße, der menschenwimmelnden — dort ragen die Franziskanerthürme, weiter links die der Universität empor, und dort gegen Nordwest — du kleines, bescheidenes Thürmchen! St. Ruprecht, ältestes der Stadt — links davon die zart durchbrochene Spitze von Maria am Gestade — und noch andere Thürme, Giebel, Erker und Balkone. — Aber sieh, auch das Volk dieser Stadt ist erwacht und fängt sein Tagewerk zu betreiben an. Siehe, dort ist ein seltsamer Garten, in den Du gestern gelangtest, als plötzlich die lange Vorstadtgasse abbrach. Wie ein breiter, grüner Gürtel läuft er um die Stadt herum, einst Glacis der Festung, nun in der That ein anmuthiger Garten, mit grünen Rasenplätzen bedeckt, von Alleen durchschnitten, ein wohlthätiges Luftreservoir, dahin sich in der Abendkühle gern und zahlreich die Bevölkerung ergießt, um sich zu ergehen und freier aufzuathmen.

Und jenseits dieses Gartens liegt erst jene Masse, die dieser Hauptstadt eigentlich ihre Größe giebt, die Masse der Vorstädte, ich glaube 35 — mit größtentheils sehr schönen Fronten stellen sie sich im Kreise gegen das Glacis auf, sich hier gleichsam anhaltend und anstauend; denn weiter dürfen sie nicht vordringen, aber dafür machen sie sich draußen breit und fressen immer weiter und weiter den Raum hinweg: denn siehst Du, obwohl sie dort gegen Südwest über einen Hügel steigen, dann sanft in's Thal sinken, dort breit auseinander fließen, bis an's Gestade des Donauarmes, ja denselben überschreiten, das jenseitige Inselgestade dicht überfüllend, dann wieder steigen und wieder sinken an's Ufer des Flusses Wien, bis sie sich weiter hin allmählig mit mehr und mehr Gärten mischen und endlich an das grüne Gefild stoßen; weit und breit in dasselbe herumgestreut liegen die Landhäuser, winzige, weiße Punkte — obwohl schon unzählige, der einstigen Dörfer um Wien von den Vorstädten verschlungen sind und jetzt als Vorstädte meistens ihre ehemaligen Namen führen, so ist des Wachsens und des Bauens noch immer kein Ende; denn siehe, dort hinaus gen Süden, da siehst Du eine kleine Säule, die Spinnerin am Kreuze genannt. — Dort hinein, gerade auf uns zu führt eine mächtige Straße, sie kommt von unserm Hafen Triest und knüpft uns an den Sü-

Digitized by Google

den. — Nimm nun das Fernrohr und ſuche die Straße; und was ſiehſt Du? Einen langen Zug, Wagen an Wagen, langſam fahrend, alle gegen die Stadt — an ihnen vorüberjagend hinein und hinaus die vielerlei leichten Wagen und Reiter, und zwiſchen ihnen wandelnd die Fußgänger und Wanderer und Heerden von kleinem Vieh. Jene ſchweren Wagen, die Du ſiehſt, bringen vielnamige Waaren in die Stadt; aber ein großer Theil derſelben, die Du mit einem dunkelrothen Stoffe beladen ſiehſt, kommt von jener Gegend, aus der Du hinter dem Berge einzelne Rauchſäulen aufſteigen ſiehſt, und bringen jenes Material, woraus ſich dieſes rieſige Häuſergewimmel nach und nach erbaut hat: die Ziegel — und im Wienerberge liegen noch unermeßliche Thonſchichten, daß man noch viele Wien an einander fortbauen könnte. Und ſieht man ſo zu, wie ſie ſich ſputen und treiben und wirken, ſo ſollte man meinen ſie hätten auch nichts Anderes im Sinn.

Und da Du das Rohr einmal in Händen haſt, ſo gehe nun damit etwas links — ſiehſt Du am Rande der Stadt jenes palaſtähnliche Gebäude? Es iſt eine Wagenremiſe, aber ein Sammelplatz von großen Wagen, die von furchtbaren unbändigen Roſſen gezogen werden; ihr Schnauben iſt erſchütternd, und der Dampf ihrer Nüſtern geht als hohe, dunkle Säule durch den Himmel; ſie zermalmen jeden Widerſtand und ihrem Laufe vergleicht ſich nur der Flug des Vogels, und dennoch nur ein Menſch, ein kleiner Menſch bändigt mit einem ſanften Drucke ſeiner Hand die Roſſe, daß ſie daſtehen, ſtill und fromm wie zitternde Lämmer. Ei — dort fährt er ja — ſiehe, die dunkle Linie ſchiebt ſich durch die Saaten hin — ſieh' zu, ehe ſie Dir enteilt. Schon ſteht ihre erſte Rauchwolke weit hinter ihr am Himmel, aber auch ihre zweite und dritte — — — jetzt iſt ſie verſchwunden, und nur der Rauch zerſtreut ſich langſam am Himmel.

Wie das majeſtätiſch iſt! und der Menſch, das körperlich ohnmächtige Ding, hat das Alles zuſammengebracht; die furchtbar gewaltige Naturkraft, blind und entſetzlich, hat er wie ein Spielwerk vor ſeinen Wagenpalaſt geſpannt und lenkt ſie mit dem Drucke ſeines Fingers. Die Welt wird immer ſchöner und größer — faſt iſt es betrübend, ſterben zu müſſen!

Haſt Du hier den Menſchen in ſeiner Stärke geſehen — gehe nun mit dem Rohre einen Finger breit links, und Du ſiehſt ihn in ſeiner Schönheit. Ein alter, vornehm belaſteter Palaſt ſteht am obern Ende eines Gartens; es iſt das Schloß zu Belvedere. — Ein kleiner, ſchwacher Mann ruhte einſt dort aus von ſeinen Thaten, die die Frucht ſeines eiſernen Willens waren, und die in ihrer Gewalt durch Europa klangen und wie einen Halm die Säulen brachen, auf denen der gefürchtete fanatiſche Halbmond ſtand. — Jetzt iſt es ſtill in den Hallen des Schloſſes; denn der kleine, ſchwache Mann iſt längſt begraben, und obwohl an Hunderte von Helden in dem Schloſſe ſind, obwohl ein Kranz der ſchönſten Frauen dort weilet, und Rinder und Roſſe, Hirſche und Reiter, Wälder und Fel-

Digitized by Google

ſen, Gärten und Blumen und aller Thiere eine unzählige Menge, ſo iſt es doch dort todtenſtille; denn als Bilder hängen ſie dort, dicht Wand an Wand bedeckend, als Denkmal der Größe, der Tiefe, der Liebe, der Innigkeit des menſchlichen Herzens. Es iſt eine würdige Nachkommenſchaft des Helden, der einſt hier gewandelt.*)

Weiter vorn iſt der Sommerpalaſt des Fürſten von Schwarzenberg, und rechts davon die gewaltige Kuppel der Kirche des heil. Karolus, mit ihren zwei ſchlanken, faſt orientaliſchen Säulen; gleich daneben iſt die polytechniſche Schule, und von da weiter links, an ſchönen Privatgebäuden vorüber, trifft Dein Auge auf ein Haus von großem Anſehen und Umfange — es iſt ein ſeltſam Haus: man macht darinnen ein Ding, das an ſich von geringem, man möchte ſagen, von gar keinem Gebrauch iſt — aber durch Konvention ſchlummert an dem Dinge der Inbegriff aller andern, und es wird täglich erſtrebt, heiß erſtrebt von Millionen Händen, und täglich weggeworfen von Millionen Händen: das Geld, ein Ding, erſt harmlos erdacht zur Bequemlichkeit der Menſchen, ein hohler, unbedeutender Vertreter der wahren Güter, um ſie, die großen, plumpen, nicht allerorts mitführen zu müſſen — dann ſachte wachſend in Bedeutung, unſäglichen Nutzen gewährend, Dinge und Völker miſchend in ſteigendem Verkehr, der feinſte Nervengeiſt der Volksverbindung — endlich ein Dämon, ſeine Farbe wechſelnd, ſtatt Bild der Dinge ſelbſt Ding werdend, ja einzig Ding, das all' die andern verſchlang — ein blendend Geſpenſt, dem wir, als wäre es Glück, nachjagen, ein räthſelhafter Abgrund, aus dem alle Genüſſe der Welt emportauchen, und in dem wir dafür das höchſte Gut dieſer Erde hineingeworfen haben, die Bruderliebe; denn ſein leichter Verkehr (ein Herzogthum kann man in einer Taſche tragen) reizt zur Anhäufung, ſein Allwerth lockt zum Erwerb, dieſer, der ſaure, zum Genuß als Lohn, und dieſer als Afterglück reizt zur Steigerung, weil Keiner dem lechzenden Herzen hält, was er verſprach, und ſo geht es fort; wieder Erwerb, wieder Genuß; größerer Gewinn, größerer Genuß, und der da ſtürzt in der haſtigen Jagd, hat dann Neid und Groll gegen Andere, weil er wähnt, er ſei arm. — Und ſo jagen Völker, ja faſt die ganze Menſchheit in zitternder Haſt nach der Wechſelmarter: Erwerben und Verzehren, indeß ihm ſein einzig Glück aus den Händen fällt, hold und ſelig zu ſpielen im Sonnenſchein der Güte Gottes, wie der Vogel in den Lüften; ſelig und arm — nein nicht arm, denn zum Bedürfniß iſt eine Ueberfülle da, und reich und glücklich macht die Liebe und die Fröhlichkeit der tauſend um uns herum Mitſpielenden. — — Aber es muß wohl ſo ſein, ſo gewiß, als es einſt anders werden wird; in dem rieſenhaft angelegten Erziehungsplane des Menſchen wird es wohl liegen, daß er auch dieſe Erfahrung mache und von ihr zu andern ſich rette, bis er zur ſtillern Menſchheit weiter geführt iſt, zu ſeiner morali-

*) Prinz Eugen.

Digitized by Google

schen Freiheit. Und somit rolle das Geld seinem Zwecke und seiner Bestimmung entgegen.

Gleich links von dem Münzhause, blos durch den Neustädter Kanal getrennt, liegt ein anderes Gebäude, wo man auch ein Ding aus Metall macht, das beinahe so nützlich ist wie das Geld, und fast nicht so schädlich, nämlich die Kanonen — sie sind nur ein interimistisch Gut und taugen nur so lange, bis einmal die gesammte Menschheit vernünftig wird. Dann hat blos hie und da das Söhnlein eines Vornehmen ein solch' Ding, das man ihn losschießen lehret des wundersam starken Schalles wegen. Bis aber jene Zeit kommt, sind noch immer solche Häuser nöthig, wo man sie macht, aber auch solche, wie Du wieder weiter links eines siehest, ein großes, schönes, palastähnliches Haus. Es steht dort gerade an jener Straße, wo Du so sehr ein- und ausfahren siehest, und ist geschnitten von mächtig großen Pappeln, die in einer Allee dahin führen. Du kannst auf seinem Mittelschilde die Aufschrift lesen: „Patria laeso militi", zu deutsch: „Das Vaterland dem beschädigten Krieger." Es ist das Invalidenhaus, und zwar nur so lange tauglich, als man das Kanonenhaus braucht; aber es lebt noch Keiner, der es wüßte, wann jene Zeit kommen wird, da beide nicht mehr nöthig sind. Die Straße, die an dem Gebäude vorüberführt, ist die nach Ungarn und in den Orient, Tag und Nacht befahren von den kleinen Rossen des Ungarnlandes, gelenkt und ermuntert von jenem malerischen Menschenschlage mit den weiten, weißen Beinkleidern und dem breiten Hute, der ein verbranntes, aber höchst ausdrucksvolles Gesicht beschattet. Es sind noch unverkennbar die Söhne der Steppe. Aber auch noch eine andere Straße haben wir nach dem Orient. — Wie einen breiten, schimmernden Silberbach siehst Du sie dort hinaus gehen durch jenen dunkelgrünen Laubwald. Große, schimmernde Häuser gehen auf ihr abwärts, Menschen und Waaren aller Art nach Osten führend, darunter auch jene zierlichen, schlanken Fähren, die Dampfschiffe, abwärts fliegend wie die Wasserschwalbe, aufwärts ruhig wandelnd wie ein Schwan. — Ei, dort steht ja der schwarze Punkt am Ufer, wo jene Mühlen sind, das ist das heute noch abgehende Schiff. Wie viele Freude, wie viele Thränen wird der schwarze Punkt heute noch sehen.

Nun geh' noch weiter links, stromaufwärts, da sind zwei dunkle Linien über dem Strom, sie sind die zwei Brücken, die nordwärts führen, die eine für Wagen und Wanderer, die andere blos für die Wagenzüge der Eisenbahn. Am Eingange des Praters siehst Du auch den Bahnhof. Besieh Dir auch rechts ab von den Brücken jenseits des Stromes jene gelblich-fahle Fläche, wogend von Getreide und schier unermeßlich hinausgehend bis zum Horizonte — mit dem Segen Gottes ist das Feld überdeckt, Nahrung und Heil für die Hauptstadt, aber auch einstens einmal Glück, einmal Unglück bringend; es ist das Feld von Aspern und Wagram. Man hat dort vor nicht langer Zeit einmal eiserne Kugeln gesäet, und wer weiß, ob nicht die Millionen der Reife eben entgegen-

Digitized by Google

gehender goldener Körner eine Frucht dieser eisernen sind; denn dort haben die Völker gelernt, daß Einer besiegt werden konnte, der bis dahin schier unbesieglich schien. Da man jene Körner säete mit vielen Tausend Arbeitern, da war diese Stelle, auf der wir stehen, gedrängt von Menschenangesichtern, und jede andere Stelle unter uns, wo nur der Thurm immer eine Lücke gegen jene Seite zeigte, wenn nur so groß wie ein Menschenauge, da war auch ein solches Auge, und alle die Antlitze und alle die Augen waren gerichtet nach der einen Stelle, nach dem Saatfelde — und manches Auge dort wird ahnungsvoll hierher geblickt haben. Der Tag ging vorüber, die Kämpfer gingen vorüber, und die Natur breitete schamhaft einen Blumenteppich auf diese Stelle.

Wenn Du nun noch weiter links gehst, so streift Dein Blick über die Inselstadt, die unser Strom vor wenig Jahren so arg heimgesucht hat. Wieder auch dieser Thurm war der Ort, von wo aus tausend Blicke auf jene Stätte schauten, wo Häuser und Eis zum Himmel emporstarrten, und wo sie angstvoll harrten, ob die aus Schollen gebaute Stadt über die andere emporwachsen werde oder nicht. Die Wasser rannen wieder ab, und manches Leben mit — aber die Inselstadt steht wieder heiter und glänzend da.

Willst Du nun wieder zur Stelle gelangen, von der wir unsere Rundschau begonnen haben, so schreite von der Inselstadt links, dann über den kleinen gewundenen Arm der Donau durch eine Masse von Vorstädten, die gerade dort, wo das Glacis wegen kriegerischer Festlichkeiten ohne Baumpflanzung gelassen ist, eine schimmernd weiße Linie ziehen, darunter jenes neue kolossale Haus — es ist das neue Kriminalgebäude.

So wie dieses Haus vor innerm Unheil wahret, so wahrt das andere rechts gegenüber vor äußerm. Es ist die erste große Alserkaserne, ein regsamer Bienenstock von Krieger- und Waffengewimmel.

Nun gehe noch jenen Schutt von Häusern durch, der links sich über die Höhe lagert, ein Gewirr vielnamiger Vorstädte: Josephstadt, Neubau, St. Ulrich, Leimgrube ꝛc. — So, und nun siehst Du wieder den sanft grünen Rücken mit der kleinen Säule, den Wienerberg, und unsere Rundschau ist vollendet.

Siehe, die Sonne ist unterdeß heraufgestiegen und gießt ihren Schimmer weit hin über all' den Schmelz und die Abenteuerlichkeit und Mannigfaltigkeit der ungeheuern Stadt. — Den Schauplatz haben wir durchgangen — — und nun, welch' ein Volk wohnt und treibt in diesen tausend Mauern?!

Obwohl die Sonne draußen dem Landmanne und uns hier oben längstens aufgegangen ist, so bricht doch für diese unten erst der Morgen an, und ihre Regsamkeit beginnt. — Es ist ein tausendgestaltig, ein seltsam Volk, durch einander gewürfelt mit allen Vortrefflichkeiten und Tugenden, mit allen Leidenschaften und Lastern, und wenn Du sagen gehört, wie Frohsinn und Herzensgüte, so wie Scherz und Schalkheit, der eigent-

Digitized by Google

liche Grundzug dieſes Volkes ſei, und obwohl es wahr iſt, was man Dir ſagt, ſo hoffe doch nicht, daß Du dieſes am erſten, oder zweiten, oder zehnten, oder hundertſten Tage herauskoſteſt. — Dieſe Stadt muß wie ein koſtbares Nachteſſen, langſam, Stückchen für Stückchen, mit Prüfung ausgekoſtet werden, ja Du mußt ſelbſt ein ſolches Stückchen geworden ſein, ehe der ganze Reichthum ihres Inhalts und die Reize ihrer Umgebungen Dein Eigenthum geworden ſind. Nur der langſamen und anhaltenden Beobachtung giebt ſie ſich hin, aber dann tief und innig. Darum geht Mancher von hier fort und trägt Nichts mit ſich, als ein Getümmel in ſeinem Kopfe. Erſt lerne jede Oede überwinden, die Dich faſſen wird, wenn Du täglich aus Deinem Hauſe gehſt und täglich andere Menſchen auf der Gaſſe ſiehſt; wenn Du an Orten der Freude biſt, und Alles um Dich jubelt und brauſt, ohne ſich um Dich zu bekümmern — harre nur, gehe immer aus, ſei immer hier, werde gemach Einer aus ihnen, in geheimer Sympathie wirſt Du Alle auf der Gaſſe erkennen, ja ſo erkennen, daß Du den Fremden ſogleich herausfindeſt. Sie werden überall mit Dir reden, Dich einladen, Dir Freude zutheilen.

Nun geht das Treiben an, ſieh, wie auf dem Platze unten der Menſchen immer mehr werden; die Fiaker fahren an und ſtellen ſich auf, die großen, eiſernen Riegel der Gewölbe öffnen ſich, und der Reichthum der Auslagen beginnt ſich zu entfalten. Und wie ſie Alle laufen und durch einander wimmeln, als fürchteten ſie ſämmtlich zu ſpät zu kommen. Da fahren die Wagen und bringen in tauſend kleineren Gefäßen das Weltmeer „Milch", das heute ausgetrunken werden ſoll — Stand an Stand drängt ſich auf dem Markte mit Lebensmitteln belaſtet. Hunderttauſend Thiere ſind heute Nachts geſtorben, daß alle dieſe unten zu eſſen haben; ein Wald von Pflanzen wurde abgemäht und hereingebracht — da gehen die Mägde mit ihren reinlichen Einkaufskörbchen und tauchen hinein in das wogende Geſurre — — ſiehe, auch ſchon eine Karoſſe, die über den Platz rollt — und all' die Geſchäftsleute erſcheinen, und die Beamten, die in ihr Büreau gehen — und es mehrt ſich Rauch und Staub über der Stadt; der Wagen und Kutſchen werden immer mehr, ſo daß ein unausgeſetztes Donnern gedämpft heraufſchlägt zu unſerer luftigen Einſamkeit — — ſiehe, wie lieblich! Der Morgenhimmel ſammelt nach und nach ſeine Vormittagswolken, und die Sonne legt deshalb auf die ausgebreitete Stadt hier Schattenbilder, dort Lichtblicke — und ihre Größe kannſt Du daraus abnehmen, wie dort draußen die Ringe der Vorſtädte in einem ſchwachen, blauen Dufte ſchwimmen, während die nahen Theile der Stadt mit der Klarheit eines Kameraobſkurabildes heraufſehen. Nun erblickt man auch ſchon die Wagen des Adels und reicher Privaten über das glatte Kirchenpflaſter unſers Platzes rollen, am Trottoir des Hauſes zieht ſich ein ununterbrochener Strom von Menſchen hin — Trommelſchlag — dort um die Ecke rücken Grenadiere: ſchön und gleich, wie eine wandelnde Mauer, ſchiebt es ſich auf den lichten Platz heraus — die Fenſter öffnen ſich und

Digitized by Google

neugierige Augen ſchauen heraus; oder die geſtickte Mütze und der rothe Schlafrock eines Müſſiggängers oder Spätlings, für den es jetzt erſt früh Morgens iſt; die Muſik und die Krieger ziehen vorüber, und eine neugierige Schaar, theils Männer, theils Knaben, zieht ihnen im Taktſchritte nach.

Endlich öffnen ſich auch die Fenſter jenes ſchönen Hauſes, und die Vorhänge fliegen hinauf! Wer mag dort wohnen? Ganz gewiß Jemand, bei dem Mitternacht erſt Abend iſt, und ſpät Vormittag Morgen. So, nun ſind ſie Alle erwacht, und der Tag iſt da — — nein! Einer oder der Andere ſchlummert vielleicht noch; ſiehe, dieſer wallende, brodelnde Keſſel: er treibt und quirlt, als ſei das ſo obenhin und gehe nach irgend einem unabänderlichen Geſetze fort; aber da ſind Einige in dieſer Stadt, Du würdeſt ſie auf der Gaſſe nicht von den Andern unterſcheiden, die ſitzen an dem ſchweren Arbeitstiſche, ihnen ſind von noch einem Höhern die Formeln dieſes Treibens und Lebens anvertraut, daß ſie ſich hiſtoriſch ſchön und glückſelig entwickeln, und nicht jetzt und jetzt in Wirrſal überſchlagen. — Alle fühlen die Wohlthat ungehemmten Ganges, aber keiner den Zauber, durch den es geſchieht — nur wenn er, ſei es auch leiſe, gehemmt wird, dann meint er, es gehe Alles gefehlt, und er könnte es beſſer machen. Laß ſie, es iſt ſo die Art des menſchlichen Geſchlechts! Mancher nun von Denen, auf die ich eben deutete, mag wohl noch zur Zeit, als wir heraufſtiegen, bei der Lampe geſeſſen und der Formel nachgeſonnen haben, und als da unten das Leben, für deſſen Wohl er ſorgt, erwachte, löſchte er die Lampe aus, und ſuchte kurzen Schlummer — oder auch er ſuchte ihn nicht, ſondern wandelt jetzt unter den Wachenden, wie einer aus ihnen, und läßt ſich von ſeinen Untergebenen berichten, was ſie meinen und was noththut. Iſt Dir dieſes Treiben noch nichtig? Ein Stück, und manchmal ſchon bedeutende Stücke der Weltgeſchichte wurden hier geprägt und werden noch geprägt werden.

Welch' eine Fülle, unermeßlich reich an Freude und an Schauer liegt nicht in der Geſchichte einer einzigen Nacht einer ſolchen Stadt — und unten treibt ſich Alles harmlos fröhlich und iſt fröhlich; denn der einzelne Unglückliche wird nicht geſehen in dieſer Menge, oder er macht ein Geſicht, ſo heiter wie ſie, weil er ſtolz oder ſtarrköpfig iſt.

Sie Alle, die Du unten ſo winzig wandeln ſiehſt, ſie reden, grüßen ſich, es ſchallt das Pflaſter unter ihrem Fußtritte; aber wir hören es nicht, es iſt ſtumm unter dem allgemeinen Brauſen, wie wenn die dunkle Heerde der Grundeln in der Tiefe des Waſſers, das über ihnen wallt, ein und aus durch Gaſſen und Thore ihrer großen, feuchten, ſteinernen Stadt ſchlüpft.

Was treibt und bewegt nun Alle, daß ſie eben ſo raſtlos ſtrömen, dringen und eilen, als würden bunte Schnüre durch die Straßen gezogen?

Was?! Es iſt kein Intereſſe, ſo hoch und niedrig es in der Menſchheit ſei, das da nicht wirkt, um jenen treibenden, kreiſenden Wirbel zu erzeugen. — Da iſt die breite, mächtige, ſchmähliche Baſis der Menſch-

Digitized by Google

heit, die Habſucht mit ihrer Stiefſchweſter, der Verſchwendung. — Ihre Opfer ſiehſt Du zu Tauſenden unten geſtachelt rennen, daß ſie es einem andern zuvor thun, und ihm Weg und Zeit abgewinnen, daß es einkehre in ihr Haus, auf daß es wieder glänzend hinausgehen könne — der Eine trägt ſchon den Gewinn in der Taſche und haſtet weiter; der Andere trägt ein furchtbar pochendes Herz; denn Alles kann heute noch verloren ſein —. und Erwerben, Erraffen, Erliſten den ganzen Tag ſo fort und fort, und morgen wieder von Neuem beginnen. — Dann iſt der Hunger, er treibt zu den Tauſenden der abenteuerlichſten Leiſtungen und Arbeiten, daß er nur verſcheucht werde, der bleiche und ſchmutzige Geſelle — da geht der Gewerbsmann aus der fernen Vorſtadt und trägt die fertige Arbeit den Kunden zu — der Müſſiggänger treibt ſich, — der Eitle hat die ſchönſten Kleider an und zeigt ſie — ihm vorüber, nachläſſig gehalten geht der Dichter und trägt ein Himmelreich durch das Getöſe — und der Liebende hat eben zwei angebetete Augen leuchten geſehen — die Zöglinge werden von dem Lehrer in die Luſt geführt — der Künſtler trägt ſeine Herzensträume, die Himmelsmelodien, die Farbenwunder in ſeinem Kopfe mit, an den vergebens die Wellen des äußern Brauſens ſchlagen — ein unglücklich jammernd Frauenherz ſucht den kühlen Dom unter uns, daß es ſich in Andacht ergieße, und der Architekt ſteht neben ihr und bewundert die Dichtung, die ſie hier mit Stein und Mörtel aufgebaut haben — und Tauſende ſtrömen nach rechts und links, die all' das nicht thun, ſondern ein und derſelben, obwohl vielgeſtaltigen Göttin nachjagen, der Freude. — Indeß geht der glänzende Tag gemach herauf, ſo freundlich oder ſo gleichgültig wie über eine prachtvolle Wildniß — ſein leuchtendes Blau wird beſchmutzt von den quellenden Rauchſäulen. — Indeß die außen treiben, geht es im Innern der Häuſer nicht minder lebhaft zu. Es wird gekauft und verkauft, gehämmert und geſchnitten, gearbeitet und gefördert; viele Tauſend Zeilen werden geſchrieben, viele Tauſend gedruckt, muſizirt und geſpielt, und an die tauſend Hände ſind beſchäftigt, in millionenfacher Geſtalt das zu bereiten, was heute verzehrt werden ſoll; denn wenn der Hammer der Uhr unter uns die Stunde zwölf ſchlägt, von da iſt jede Stunde eine Eßſtunde und dem letzten Mittagsmahle im Palaſte reicht das erſte Abendeſſen in einer Kammer die Hand, wenn es nicht etwa noch früher kommt als jenes. Und dann ruhen die Geſchäfte, und die Welt des Vergnügens beginnt. — Siehſt Du draußen auf dem Bergesabhang die weißen Punkte im Grünen leuchten? Das ſind ihre Landhäuſer, wohin ſie Luſtfahrten machen, dahin gehen Wagen aller Art und bringen ſie in das Grüne; — dort wogt die Stadt hinaus, daß Du meinſt, Alle ſeien an einen Ort gefahren, und wenn Du an den andern kommſt, ſo ſind ſie auch Alle dort, und wenn Du in die Stadt wanderſt, ſo geht Keiner ab. Tauſend Hände ſind in Bewegung, Tag und Nacht wird geſonnen, daß neue Altäre erfunden und gebaut werden der tauſendäugigen Göttin Vergnügen; überall wird es ausgebreitet, überall wird es in den Weg gelegt,

Digitized by Google

ausgeschmückt, mit großen Zetteln an die Mauern geklebt, was heute noch zu haben ist, daß man sich daran ergötze — und da sind alle Sorten von den Späßen des Hanswursts im Prater an bis zu dem sublimsten Genusse der Kunst; Jeder sucht sich, was ihm und dem heutigen Tage zusteht — indeß geht Glück und Unglück dieses Tages gelassen seines Weges, beseligt hier ein Herz und drückt dort eins entzwei — aber die Menge weiß das Eine nicht und nicht das Andere. — Dort klingt Musik und Freude, dort geht die Schaar der Spazierenden, hier ein angehender Selbstmörder, dort ein Jüngling, eben aus der Einsamkeit des Landes gekommen, dem sein Herz in diesem Gewirre vor Heimweh zerspringen möchte — und lustige Reiter jagen vorüber und lachen sich zu — indeß entzündet sich sachte die Abendröthe und flammt von jenen Bergen herüber, dem weiten Lande ihren Abschiedsgruß zu, und auch dem kleinen Pünktchen Wien. Und wenn die Oper ausgeklungen, die Vorhänge der Theater gefallen, und die Wagen heimrollen, die Zecher die Schenken verlassen, so zünden sich die Sterne an und sehen nieder, eine Nacht folgt wie die gestrige und ein Tag wie der heutige — — und so schieben sie sich fort, einer gleich dem andern, jeder so verschieden von dem andern; so bauen sie im eigenen Treiben und Rollen freithätig und doch bewußtlos jenes räthselhafte Ding auf, das Schicksal, vor dem Reiche entstehen und vergehen, ohne es berechnen zu können, und das wir doch selber durch langsamen tausendfältigen Beitrag an Tugenden und Lastern aufrichten helfen.

Der Prater. *)

Wenige Hauptstädte in der Welt dürften so ein Ding aufzuweisen haben, wie Wien seinen Prater. Ist es ein Park? „Nein.“ Ist es eine Wiese? „Nein.“ Ist es ein Garten? „Nein.“ Ein Wald? „Nein.“ Eine Lustanstalt? „Nein.“ — Was denn? Alles dies zusammengenommen. Im Osten der Stadt Wien liegt eine bedeutende Donauinsel, ursprünglich ein Auland, wie so viele Inseln der Donau, wo sie Flachland durchströmt, aber im Laufe der Zeit zu einem reizenden Gemische geworden von Wiese und Wald, von Park und Tummelplatz, von menschenwimmelndem Spazierplan und stillster Einsamkeit, von lärmendem Kneipgarten und ruhigem Haine. — Viele Wiener mag es geben, die die Schönheiten ihres Praters nicht kennen, wenn er auch noch so besucht ist; denn so betäubend das Gewimmel an einigen Stellen, besonders zu gewissen Zeiten ist, so einsam, wie in der größten Einöde, ist es an andern, so daß man wähnen sollte, wenn man die Wiesen und Gehölze entlang schritte, müsse man eher zu einer artigen Meierei gelangen, als zu der riesenhaften Residenz einer großen Monarchie — aber gerade die riesenhafte Residenz braucht einen riesenhaften Garten, in den sich ihre Bevölkerung ausgießt, und der doch noch Theile genug leer läßt für den einsamen Wandler und

*) Von Demselben.

Beobachter — und wohl uns, daß wir den Prater haben. Der Wiener weiß das sehr gut, und wird er auch zuweilen undankbar gegen ihn, wie z. B. in den heißen Sommermonaten, so ist er zu andern Zeiten demselben desto mehr zugethan, z. B. im Frühling, und namentlich an bestimmten Tagen, wo es bon ton ist, in den Prater zu fahren oder wenigstens zu gehen. Der 1. und 2 Mai sind solche Tage, dann auch noch der Ostermontag und Pfingsten. Einen solchen Pratertag denke Dir nun, entfernter Leser, und folge mir im Geiste dahin und laß Dir auf diesem Papier deuten, was wir sehen.

Es ist der 1. Mai, etwas nach 4 Uhr Nachmittags, und gerade auch Sonntag und der heiterste Himmel.

Wir gehen über die Ferdinandsbrücke in die Vorstadt Leopoldstadt und wenden uns rechts gegen die Jägerzeile, die zum Prater führt; die ganze schöne, ungemein breite Straße ist bedeckt mit einem schwarzen Strome von Menschen, so dicht wallend, daß, wenn man Jemand sagte, er bekomme ein Herzogthum, unter der Bedingung, daß er die ganze Straße entlang gehe und an keinen Menschen streife, er sich dasselbe nicht verdienen könnte. Mitten in diesem Menschenstrome gehen die Wagen, meist langsam, oft aufgehalten und zu vielen Minuten lang ganz stille stehend, oft aber, wenn die Wagenlinie Luft bekommt, an einander hinfliegend wie glänzende Phantome an der ruhiger wandelnden Menge der Zuschauer. Hier und da hervorragend aus dem Meere der Fußgänger hüpfen die Gestalten der Reiter, und die meist prachtvollen Häuser dieser Straße stehen zu beiden Seiten ruhevoll aus dem schiebenden Menschengewimmel empor, und ihre Fenster und Balkone sind besetzt mit unzähligen Zuschauern, um den glänzenden Strom unten vorüber fluthen zu sehen und sich an Pracht, Schimmer und Flitter zu ergötzen; meist sind es Damen, die hernieder schauen. Man sollte meinen, die ganze Stadt sei um Dreiviertel auf 4 Uhr närrisch geworden und wandle nun in ihrer fixen Idee da gerade diese Straße hinab, und Du und ich wandeln auch mit. Dort durch den Staub herauf von der Oeffnung der Straße blicken schon die hohen Bäume des Praters. Endlich ist die Jägerzeile doch zu Ende, und die Straßen fahren wie in einem Sterne aus einander, und der Menschenknäuel lüftet sich. Fähnlein auf hohen Stangen wehen und weisen dem Wanderer verschiedene Wege, das zu unserer Linken trägt den Namen: „Ferdinands-Nordbahn", und wirklich eilen auch Wagen, dicht mit Menschen besetzt, dem Bahnhofe zu, um in das Marchfeld oder noch weiter gen Brünn zu fahren. — Das mittlere Fähnlein weist zur Schwimmschule — das dritte trägt den Namen: „Nader" oder „Sophie" oder einen andern, und ein gewaltiger Arm weist die Zufahrt zu dem Dampfschiffe; weiter rechts auf dem Rasenplatz stehen die hölzernen Hütten der Menagerien, und auf riesengroßen Leinwanden sind die Ungeheuer noch fürchterlicher gemacht, und diese Gemälde, dies exotische Schreien und Pfeifen, Girren und Brüllen im Innern lockt die Leute, so daß vor dem Ein-

Digitized by Google

gange ſtets ein dichtes Gedränge iſt. Auf dem Raſenplatze ſtehen auch noch Buden mit Früchten und Gebäcke, ein Kroate mit Schwamm und Feuerſteinen, ein Mann mit Spazierſtöcken und einer mit einem Leierkaſten und einem Hunde darauf, der gar aufrecht ſtehen und mit dem Schwerte in ſeiner Pfote ſchultern kann. — Aber all' dieſen Dingen vorüber geht der hauptſächliche Menſchenſtrom in die ſogenannte Hauptallee hinein; denn dort iſt heute die höchſte, hohe und niederſte Wienerwelt zu ſehen — was an Pracht der Kleider, der Dienerſchaft und Equipagen nur immer Laune und Reichthum erſinnen konnte, iſt heute in der Hauptallee zu ſehen. Zu beiden Seiten ſind ſchattige Alleen, eine für die Fußgänger, die andere für die Reiter; mitten in der Straße fahren viele Tauſend Wagen, einer hart an dem andern, der Sicherheit wegen auf einer Seite hinab, auf der andern hinauf, und dieſen Kreis machen viele oft mehrmals, um zu ſehen und um geſehen zu werden — das iſt nun eigentlich der Ort, wo ſich Farbe an Farbe drängt, Reiz auf Reiz, Pracht auf Pracht, Maſſe an Maſſe, ſo daß Dem ſchwindelt, der es nicht gewohnt iſt. Zu beiden Seiten der Straße ſtehen dichtgedrängt die Zuſchauer, und hinter ihrem Rücken wogt der bunte Strom der Spaziergänger, während in der Mitte Wagen an Wagen rollt, eine glänzende, ſchimmernde Linie, wohl über eine halbe Meile lang. Dort ſchwebt in ihrem Wagen die Dame des höchſten Standes, prachtvoll einfach gekleidet, mit wenigen, aber koſtbaren Schmuckſtücken geziert, gleich hinter ihr die Familie eines reichen Bürgers, dort ein Wagen voll fröhlicher Kinder, die ihres Staunens und Jubelns kein Ende finden über die Pracht, die ſie umgiebt; hier kommt ein Mann ganz allein in ſeinem Wagen ſtehend und mit den vier unvergleichlichen Pferden zum erſten Male paradirend; jetzt ſprengen Reiter vorüber und grüßen die in einem Wagen ſitzenden Damen, dort ſitzt ein alter Mann einſam in ſeiner ſchweren Karoſſe, er iſt in feines Schwarz gekleidet und trägt viele winzig kleine Kreuzlein auf der Bruſt; dann kommt ein Fiaker mit ſeligen Kaufmannsdienern oder Studenten — dann Andere und wieder Andere — und ſo ſiehſt Du ein Schauſpiel, wie es Dir doch nur der Prater bieten kann; ganz nahe an der geputzten Menge ſteht ein Hirſch, das ſtattliche Geweih zurückhaltend und in das Gewühl glotzend. Und fort fluthet es, und fort — und wie auch die Pracht der Gewänder, die Schönheit der Pferde und Wagen, das Wallen der Federn, das Blitzen der Geſchmeide Dein Auge blenden, ſo taucht doch, und nicht ſelten geſchieht es, in dem Gewimmel oft ein Antlitz auf, das Alles vergeſſen macht, dem Du gerne nachſchauſt.

Doch laß uns die Allee hinab gehen, und dann auch ſeitwärts, um zu ſehen, was der Prater noch zu bieten hat außer dieſer Fluth von Geſichtern, Kleidern und Equipagen. Aber wie wir immer tiefer hinab kommen, ſo iſt es, als würde es immer ärger: der Knäuel wird dichter und ruhiger. Links am Wege ſtehen die Reſtaurationshäuſer, die ſogenannten Praterkaffeehäuſer: aus ihnen erſchallt Muſik; unter den Bäumen ſtehen

Digitized by Google

viele Tauſende Seſſel, überwuchert mit geputztem Menſchengeſtrüpp, — das redet, das lacht, das brauſt, das klingelt an die Gläſer, ruft nach Kellner und Marqueur — und vorüber den Augen auf und ab haspelt ſich daſſelbe Ziehen und Rollen der glänzenden Wagen, und ſo weit das Auge ſchaut, iſt es, als nehme die Allee kein Ende.

So wie ſich hier die gewählteren Geſellſchaft treibt, ſo treibt ſich weiter links das eigentliche Volk. Ihm iſt aber bloßes Spazierengehen oder Fahren weitaus nicht genug, ſondern es verlangt nach reelleren Freuden, und dieſe nun ſind rings und überall ausgebreitet. Tritt hier links aus der Hauptallee — ein großer Raſenplatz, mit uralten Bäumen beſetzt, nimmt uns auf, und auf ihm herumgeſtreut liegen all' die Anſtalten zum Vergnügen des Volks: da ſind alle möglichen Kosmo-, Panc-, Dioramen, Alles, was je berühmt war, ſteht von Wachs in jener Hütte. Einer läßt ſich ſehen, weil er zu groß, ein Anderer, weil er zu klein iſt; Einer frißt Feuer, ein Anderer ſpeit Seidenbänder, und auf der Bruſt eines Dritten wird wie auf einem Amboß ſchrecklich gehämmert, und darunter ſchallt das Klopfen und Klingeln des Wurſtls, der in ſeiner hohen ſchmalen Bude eben wieder ſein neues Spiel beginnt; dort um die Kneipe herum ſchießt der dichte Salpeter der Trinkgäſte an, ſo faſt, daß man meint, die arme Hütte könne ſich inmitten der Leute nicht rühren. Einer oder Zwei ragen über die Andern empor und ſpielen Szenen von einer Bühne herab, die geprieſen und belacht werden; auf der andern Seite des Baumes deklamirt Einer, und der Harfeniſt reißt wüthige Töne auf den Saiten, um mit dem Geſange ſeiner Begleiter durchzudringen, und dicht neben ihm werden Limonien und Pfeifen ausgeſpielt, während von etwas ferner die ſchwachen Töne eines Leierkaſtens herüberklingen, und mit den Gläſern wird geklopft, und es wird gerufen — und wendeſt Du Dich ab, ſo ſiehſt Du unter noch größeren Bäumen wieder eine ſolche, rechts wieder eine, weiter ab wieder eine — und überall iſt daſſelbe Bild, oder noch ein lebhafteres; — eine Muſik ſchallt durch die Zweige, ſie heißt nicht umſonſt eine türkiſche — die große Trommel eilet und tummelt ſich, ein Geſchimmer iſt darunter, als wäre eine Meſſingbude närriſch geworden, und zu dem Geſchwirre fliegen Reiter in einem Kreiſe auf hölzernen Roſſen herum und ſtoßen Türkenköpfe herab und Anderes. Da freut ſich nicht nur der Knabe des fliegenden Kreiſes, ſondern auch der Handwerksburſche hat ſeine Geliebte hergebracht, und ſie prangt in einem der kreiſenden Wagen, und er ſticht Türken — und Die genug haben, oder Denen übel geworden iſt, gehen fort, und neue Gäſte ſteigen ein, mit neuer Kraft erſchwingt ſich die Trommel und der Kreiſel. Dort auf mehreren Schaukeln werden ganze Frachten von Menſchen geſchaukelt, daß die Stricke knarren und ſich die Bäume biegen. Andere werden wie ächtes Gras abgehaspelt, und zwei Liebende gerathen in Zwieſpalt, da ſie *ſchon*, er aber noch *nicht* nach Hauſe gehen will. — Du befindeſt Dich, fremder Leſer, wie es hier beſchrieben, mitten in dem ſogenannten *Wurſtelprater*, der ſeinen Namen von dem

Digitized by Google

Hanswurſt hat, der aber ſchon längſt geſtorben iſt. War der Glanz und Prunk in der Hauptallee, obwohl ſich ruhig vor Deinen Augen entfaltend, doch ſchon betäubend, ſo iſt es zwar hier nicht auf Glänzen und Prunken abgeſehen, aber wenn Du dieſes Element nicht gewohnt biſt, ſo zerrüttet es Dir die Vernunft, und ich kannte einen ernſthaften Herrn mit ſchwachen Nerven, der hielt ſich den Kopf, weil er behauptete, er fühle es, wie ihm die Knochen aus einander gehen — aber ſieh! das iſt ächte, geſunde Volksluſt, die ſich das Volk ſelber giebt und die ihm wohl bekommt; laß ſie drollen und jubeln und mitunter derb; denn dieſe da brauchen den Wein der Freude etwas ſtark und ſauer, weil er die ganze folgende dumpfe Arbeitszeit nachhalten muß, die ſie zu überſtehen haben, bis wieder ein Feſt kommt, wie das heutige — darum freuet ſich auch der Arbeiter wochenlang darauf, und er ließe es nicht aus, er läge denn auf dem Sterbebette — und ich denke, da ſchon ein guter Theil der Menſchen dazu verurtheilt iſt, namentlich in der Stadt, ſeine meiſte Lebenszeit in dumpfen, engen Werkſtätten zuzubringen, ſo darf man es ihm ſchon gönnen, ja man ſoll ihn dazu ermuntern, daß er auch einmal ſein Auge aufthue, ſeine Seele erweitere, und Luſt und Freude walten laſſe. Ein luſtiges Volk iſt auch ein gutes Volk, das wiſſen wir hier am Donauſtrande recht wohl, und es freut uns, daß es gerade bei uns ſo iſt; Arbeit und Luſt, das miſcht ſich ſo beim Wiener, daß Du nicht weißt, iſt das Eine die Hauptſache oder das Andere

Weile noch einen Augenblick hier, — Du weißt, Wien iſt die Stadt der Muſik — daher auch hier Muſik genug; türkiſche, der Leiermann, der Harfeniſt und Bänkelſänger, ſchwärmeriſche Handwerksgeſellen mit Guitarren, dort zwei Jungfrauen, die eine Romanze abſingen, ewig um eine Quint von einander abſtehend, heimkehrende Freundſchaftsketten, die den Rinaldo Rinaldini ſingen — hier und da in den Händen eines Knaben eine Harmonika — und nun kommen auch noch die Zigeuner, ſeltſame, ſtarre Geſtalten, unberührt von der Gegenwart; darum wirſt Du gleich hören, wie ſie, und hätten ſie ſchon ein Menſchenleben lang im Prater geſeſſen, dennoch unberührt von dem Geiſt und der Weiſe unſerer Töne ihr uraltes Klingen anheben, feurig melancholiſch, wie ihr Auge, und phantaſtiſch verworren hinſchlürfend, wie der Faden ihrer Geſchichte durch die andern Schickſale der Welt. — Dazu ſieh mir nur einmal Den an, der die erſte Violine ſtreicht, und Den, der das Zymbal ſchlägt —, wie der Eine den Bogen führt und zieht, faſt graziös wie ein Virtuoſe, und wie der Andere die Klöppel handhabt, und Beide ſo ernſt und faſt traurig das Weiße der Augen verdrehen aus den tiefbraunen Geſichtern — und wie es auch lärmt und wogt und muſizirt rings herum, ſo macht ſich ihre Muſik doch Platz — als ein fremdes Element.

Sie werden immer toller und toller, ſtreichen und ſtreichen, daß die Töne wie Raketenſtreifen ſteigen. — Jetzt iſt der Wirrwarr erſt vollendet, der Menſchen werden immer mehr, auch Equipagen kommen, um zuzu-

Digitized by Google

ſchauen; der Wein beginnt zu wirken, ſingende Stimmen erheben ſich hier und dort, — nur zwei Gäſte ſind ganz ſtill und freundlich: die liebe Abendſonne, die ihr Licht durch den röthlichen Staub und um alle Menſchenantlitze gießt, und die zarten Laubknospen auf den rieſenhaften Bäumen, die die laue Lenzluft empfinden.

Laß uns nun weiter ſchreiten, damit wir, ehe die Sonne untergeht, auch noch andere Theile des Praters beſuchen können. Wir wandeln auf dem Raſen unter den großen Bäumen fort, und das Menſchengewühl wird dünner und dünner, das Gemiſch von Muſik und Lärmen ſchwächer und ſchwächer; — einzelne Gruppen und Paare, denen auch das Gewühl nicht behagt, wandeln vergnüglich in der Frühlingsluft auf dem bereits grünen Raſen herum. Dort ſteht ein mächtiges hölzernes Gerüſte. Es iſt der Feuerwerksplatz; wo Du jetzt nur einzelne Gruppen gehen und lagern ſiehſt, da ſteht ſonſt eine Menge, Mann an Mann, Alle ſchauen in die Nachtluft, die von Raketen durchſchnitten wird, oder in die er plötzlich einen Stern heftet, der jetzt roth, jetzt grün, jetzt blau, jetzt golden am finſtern Himmel ſchwebt und, von den Lüften getragen, langſam nieder und ſeitwärts ſteigt, oder der Stern platzt und wirft eine Hand voll farbiger Feuerblumen durch die Nachtluft.

Wir wollen nun noch weiter vorwärts gehen, bis wir an das Donauufer gelangen. Hier, links an dieſem Damme, ſtehen die Gebäude der Schwimmſchule; dieſe anderen hölzernen Häuſer auf Flößen ſind lauter Bade- und Schwimmanſtalten. Hier mündet ſich ſchon ein größerer Donauarm hinzu. Laß uns noch weiter abwärts gehen — ſiehſt Du wie groß unſer Prater iſt — ſchon längſt hörſt Du keine Muſik mehr, kein Rollen der wirklich mehr als tauſend Wagen, die in der Hauptallee fahren — hier iſt es bereits ſo einſam wie in einer abgelegenen Waldwieſe. Laß uns am Saume des Waſſers weiter gehen. Auf jener Inſel weidet ruhig ein Hirſch, und die vielen Spuren im Lehmboden zeigen, wie ſie oft heerdenweiſe hinübergehen; noch weiter draußen an der Spitze der bebuſchten Inſel ſteht eine Rinderheerde, und es iſt, als hörte man einzelne Klänge ihrer Glocken herüberſchallen, aber es iſt Täuſchung; die Donau iſt hier ſo breit, daß die Thiere nur wie kleine Lämmer herüberſchauen. Immer weiter führt uns unſer Weg abwärts, und jener ferne glänzende Thurm, der über die Auen herüberblickt, bezeichnet ſchon ein Dorf, das über eine Meile unterhalb Wien liegt, Ebersdorf. Hier ſtehſt Du am Geſtade der ganzen, vollen Donau, und dort, wo jene Mühlen ſich drehen, die ſogenannten Kaiſermühlen, landen die Dampfſchiffe, die ſtromabwärts gehen, und weiter hinab wird es immer ländlicher und einſamer. Wir wandern nun auf ſchmalen Pfaden durch Gebüſche, treten jetzt auf Wieſen heraus, mit großen Bäumen beſetzt; von der großen Stadt iſt nicht ein Pünktchen ſichtbar, und es wird uns ſchwer zu glauben, daß wir vor einer halben Stunde noch im dichteſten Gewühle waren. — Dieſe Rüſtern und Silberpappeln würdeſt Du wohl kaum irgend wo anders in ſolcher Größe

Digitized by Google

und Stattlichkeit antreffen als hier, wo sie so geschont werden. Der Wiener liebt aber auch diesen breitkronigen Baum gar sehr, und ich würde es Keinem rathen, in Gegenwart von Spaziergängern einen dieser Bäume zu beschädigen. Da sie vereinzelt stehen, so sind sie dem Städter ein wahres Kleinod geworden; der Spaziergänger geht von Schatten zu Schatten, der Philosoph, der Grübler, der Lesefreund setzt sich an dem Stamme nieder und versinkt in seine Gedanken oder in sein Buch; der ermüdete Arbeiter und der Tagedieb schlummern in seinem Schatten; so geht der Wandler an Allen vorüber und stört sie nicht weiter; der Künstler sitzt mit seiner Mappe auf seinem niedern Feldstuhle und zeichnet oder malt einen Baum oder eine Gruppe. Indeß ist aber Sonnenschein und Himmelsbläue, und ein Westlüftchen, das über die heiße Stadt gekommen war, wundert sich hier, daß es frisches Waldgrün getroffen hat, und blättert gern in den Zweigen der Silberpappel.

Solche stille, feierliche Zeit im Prater ist meistens an schönen Frühlings- und Sommervormittagen, und tiefer unten, wo sein städtischer Zuschnitt aufhört.

Aber, lieber Fremdling, laß uns nun wieder umkehren und wieder das Menschengewühl und endlich die Stadt suchen; denn sieh', die Maisonne ist bereits im Untergehen. — Aber sei getrost, dort sehen wir schon Wagen, die bis zum Lusthause fahren, das auf der Inselspitze am Wasser liegt; schon hören wir wieder die Musik der Kaffeehäuser, und endlich auch die aus dem Circus gymnasticus schallen, — dasselbe Auf- und Abhaspeln der Wägen, des Glanzes und Pompes in der Hauptallee; dasselbe bethörende und verwirrende Klingen und Schmettern aus dem Wurstelprater herüber; dasselbe Wogen und Wallen der Menge, wie wir es verlassen, daß Du meinst, es müssen ja alle Bewohner von Wien her sein, oder im Herabgehen begriffen — aber sieh zu, wir gehen die ewige lange Allee hinauf, geblendet von der Abendröthe; jetzt stehen wir wieder an der Jägerzeile, und Du siehst sie vollgepfropft von Menschen, die fast Alle hinauf gehen. Ermüdet, betäubt und zerschlagen langen wir endlich von dieser Parthie an, die wir mit solchem Ergötzen begonnen haben, Beide eine und dieselbe Sehnsucht empfindend — sie soll auch befriedigt werden, komm' mit mir; in einem kühlen, luftigen Zimmer meiner Gartenwohnung wartet meine Gattin auf uns und hat schon auf den gedeckten Tisch gestellt, was uns noththut: eine bekannte Wiener Lieblingsspeise, gebackene Hühner mit dem zartesten Salate und ein nicht gar bescheidenes Fläschchen alten Rußberger. Erquicke Dich, rede noch eins mit uns, und dann gehe zu Bette; aber habe Acht, daß Dich nicht Träume wecken, und Du Dich etwa mit dem Bette im wahnsinnigen Menschenkreisel gedreht findest, oder in demselben, als einer gewaltig lächerlichen Equipage, im Prater auf- und abschwimmst, etwa gar im Hemde, was Dich sehr kränken würde.

Gute Nacht.

Digitized by Google

Charakterzüge des Wieners. *)

Im Allgemeinen hat der Oesterreicher mehr freudige und gesunde Gemüthlichkeit, als ernstere Gemüthstiefe; er besitzt Biederkeit, Treuherzigkeit, Sinn für fremdes Geschick, Gastfreiheit und Wohlthätigkeit, was man mit Einem Wort „ein gutes Herz" nennt. Aber der gesunde Verstand bleibt dabei nicht zurück. Wie lebensfroh, leichtsinnig, vergnügungssüchtig der Oesterreicher (besonders der Wiener) ist, so glaube man doch ja nicht, daß Schau-, Hör-, Eß- und Tanzlust ihn auf Kosten des klaren Blickes und der richtigen Ueberzeugung ganz und gar einnehmen. Namentlich hält ihn, wie sehr er auch an Dulden gewöhnt worden, ein starkes Rechtsgefühl aufrecht, und in den Städten, insbesondere in Wien, regt sich unter all' den Blumendecken der Sinnlichkeit der Geist mit gebieterischem Verlangen um die ihn gebührende Theilnahme an Allem, was die germanische Menschheit zu fordern und zu vollbringen hat. Wie mächtig dieser Trieb in allen Gebildeteren, im rechten Kern des Volkes ist, eben so mächtig ist auch die Vaterlandsliebe, eine der schönsten und ehrenhaftesten Charakterzüge des Oesterreichers. Es ist nicht die bloße Scholle, die er liebt, es ist die heilige Idee des Vaterlandes, für die er freudig jeder Gefahr trotzt, wie das die Türkenkriege und die Zeiten des Aufgebots glorreich bewiesen haben.

Eine besondere Stellung nimmt der Wiener ein. Wien ist die Stadt des heißblutigsten Lebens, die Freudenstadt, in welcher dem Fremden auf jedem Schritt und Tritt Glanz und Pracht und Jauchzen, Witz und schwellender Lebensgenuß begegnen, als könnte hier Niemand sterben und Niemand elend sein. So Alles ist hier blühende, leuchtende, tönende Gegenwart, so Alles Farbe, Glanz und Rauschen — für den ersten Eindruck wahrhaft betäubend, daß man nicht sogleich an die künftige wesentliche Bestimmung Wiens denkt, auf welche Berghaus in folgenden Worten aufmerksam macht: „Wien liegt für jetzt auf der Scheidung des hochziviliſirten Occidents und des halbziviliſirten Orients von Europa; von Wien kann und muß sich das Licht verbreiten über das europäische Morgenland, weithin über die Grenzen des Kaiserreiches hinaus, wo Alles in dunkler Finsterniß liegt. Das ist die große Bestimmung der Kaiserstadt, nach geographischer Lage, als Beherrscherin des Donaubeckens, wie nach historischer Bedeutung und intellektueller Bildung. Von Wien aus wird ein Glied des großen germanischen Völkerstammes die Fackel der Aufklärung tragen zu den Völkern slavischen und thrakopelasgischen Sprachstammes, die in den unteren Donauländern und auf der Halbinsel des Hämus ihre uralten Wohnsitze aufgeschlagen haben." Möchte in diesen Worten eine Prophezeihung ausgesprochen sein, und der Geist des Volkes, über welches Joseph II. und Franz Joseph seine Hand segnend ausstreckte, sie erfüllen!

*) Das deutsche Volk in seinen Mundarten, Sitten ꝛc. von E. Duller.

Digitized by Google

In Mitten des weltstädtischen Treibens, wie es sich im Durcheinandertönen der verschiedensten Sprachen, der deutschen, französischen, italienischen, englischen, ungarischen, all' der slavischen, der griechischen, der morgenländischen kund giebt, hat das Eigenthümliche des Wiener Charakters sich noch nicht verwischen können, wenn gleich einzelne typische Gestalten, welche das alte ehrenfeste Bürgerthum ausgebildet hatte, verschwinden. Der Charakter des Wieners aber war, ist und bleibt ein durchweg liebenswürdiger; denn seine Grundzüge sind Gutmüthigkeit, Lebensgenuß und Humor: die erste zieht an, der zweite verbindet, und der dritte belebt. Das sanguinische Temperament des Oesterreichers ist im Wiener bis zu Neugier, Leichtgläubigkeit, Leichtsinn, Genußtaumel gesteigert; der tüchtige Kern davon: Wißbegier, Vertrauen und Treue, Frohsinn, Empfänglichkeit für's Schöne des Lebens und der Kunst, ist unvertilgbar. Der Wiener ist mehr als gutmüthig, er ist gut; Ausnahmen dürfen uns an ihm nicht irre machen, sie kommen auf Rechnung des weltstädtischen Babels. Der größte Schatz aber, den der Wiener besitzt, ist der Volkshumor. Durch ihn spricht sich die öffentliche Meinung aus, welche sich der Presse nicht bedienen kann, und er vermittelt sie wahrlich auf's allertrefflichste; der gesunde Sinn des Volks, der sich seiner unvergleichlichen Naturanlage, des Witzes, bedient, richtet unbestechlich jede Thorheit, jede Verkehrtheit, gleichviel, ob sie in niederem oder hohem Kreise, in der Verwaltung oder in der Politik, innerhalb oder außerhalb der Mauern vorkommen. Dies wahrhaft attische Element schützt und bewahrt den ganzen Wiener Charakter in seiner ursprünglichen Frische, es schützt und bewahrt den Freisinn und Freispruch, die sich im Schriftthum nicht äußern, durch dasselbe nicht aussprechen können. Dadurch, daß der Wiener Witz so weitumfassend, so unbarmherzig ist gegen Privilegien und Privilegirte, und eben so tiefernst, als er um seiner selbst willen vorhanden, ist er vielmehr als bloßer Spaß und Witz, ist er Humor. Ein Volk, dem dies Geschenk der Götter zu Theil geworden, kann nicht so leicht zu Grunde gehen, wie viel Widerwärtiges auch an dasselbe kommen möge. Das Schlimmste aber möchte sein, wenn der Hang zum Lebensgenusse sich wie in jeder größern Stadt (und jetzt auch leider in kleineren Städten), so auch in Wien in leidenschaftlicher Hast übertaumelt und die besten Kräfte und Säfte des Volks für sein Eintagsfliegenleben in Anspruch nimmt. Wollte man einen Festkalender Wiens entwerfen, so würde kaum ein Tag sich finden, der nicht irgend eine rauschende Vergnügung oder ein Fest mit sich führte, wenn auch kein Volksfest im eigentlichen Sinne, ein Fest, wo der Einzelne sich im Ganzen fühlt und weiß, nicht blos im Schau- und Prunkfest, bei dem zuletzt Jeder nach Belieben seinem einzelnen Vergnügen nachgeht. Die ächten Volksfeste sind auch in Wien selten geworden.

Druck der Hofbuchdruckerei (H. A. Pierer) in Altenburg.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

DEC 27 1933

This book is due two weeks from the last date stamped below, and if not returned at or before that time a fine of five cents a day will be incurred.

Digitized by Google